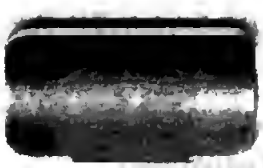
Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1896
3



The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

FEB 2 2 1983

L161—O-1096

Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1896
3

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

FEB 2 2 1983

L161—O-1096

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Juli, Auguſt, September 1896.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Geſellſchaft mit beſchränkter Haftung.

Digitized by Google

353
L2B
3
896

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 1. Juli. Nummer 150.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XIII.

„Omnia patefacienda ut ne quid omnino venditor norit, emptor ignoret."
Cicero.

Berlin, 20. Juni 1896. Wir haben schon angedeutet, daß die römische Frage durch Vorgänge, welche sich hinter den Coulissen abspielten, statt in das Stadium einer Verständigung vielmehr in das einer Verschärfung der Gegensätze getreten ist, wie sie sich, zur allgemeinen Ueberraschung, in der Feier des 20. September 1895 und dem auf sie folgenden Schreiben Sr. Heiligkeit an den Cardinal Rampolla vom 8. October documentirte. Niemals vorher war in so scharfer, unzweideutiger Weise seitens des Oberhauptes der Kirche erklärt worden, daß eine wirkliche Unabhängigkeit des hl. Stuhles nicht möglich sei ohne eine territoriale Jurisdiction oder eine effective Souveränetät.

Man hat von Repressalien gesprochen, welche das italienische Ministerium nach dem päpstlichen Briefe vom 8. October zu nehmen beabsichtigt hätte. Wenn man sich dafür auch auf gewisse Aeußerungen der „Tribuna" berufen konnte, so existirten diese Repressalien doch nur in der Phantasie einiger extremer Köpfe, welche sie vielleicht herbeisehnen mochten, oder derjenigen, welchen ein solcher politischer Fehler der Regierung willkommen sein mußte.

Aber die Ereignisse vom 20. September v. J. und der Papstbrief vom 8. October hatten doch eine gewisse Erregung der Geister zurückgelassen, welche sich in einer Reihe von Publicationen verrieth. Die meisten derselben können verdienter Vergessenheit anheimfallen; von einigen lohnt es auch jetzt noch zu sprechen. In die Kategorie der damals hervorgetretenen Flugschriften, welche eingehenderer Beachtung werth sind, gehören freilich Scandalschriften nicht, wie die einfältige und hirnverbrannte Declamation eines angeblichen Dominicaners, des Padre Girolamo da Montefalco, der den Papa-Re vor das Tribunal Christi und all seiner Heiligen lädt, wahrscheinlich aber nichts als ein freimaurerischer Popanz ist.[2] Die Indexcongregation hätte sich die Mühe sparen können, dieses naiv-rohe Phrasengeklingel feierlich zu verdammen. Ich kann leider nicht günstiger über die Broschüre urtheilen, mit welcher bei diesem Anlaß der Graf Paul v. Hoensbroech seine Verehrer erfreut hat.[3] Diese neueste kirchenpolitische Leistung des ehemaligen Jesuiten und officiellen Vertheidigers des Temporale als eines Dogmas ist das gerade Gegentheil einer innerlich und äußerlich vornehmen Streitschrift, und die Forderung des Grafen, man solle zur Regelung der römischen Frage einen internationalen Congreß einberufen, der in verbindlichster Form dem römischen Stuhl seine Beschlüsse als unabänderliche Normen des künftigen Verhaltens mitzutheilen hätte, zeugt weder für eine tiefere Auffassung des Problems, noch für ein Verständniß der augenblicklichen politischen Lage, des Verhältnisses und der Absichten der Mächte und dessen, was sich thatsächlich angesichts dieses Verhältnisses der in Betracht kommenden Mächte erreichen und nicht erreichen läßt.

Von ganz anderer Einsicht und Ruhe in der Beurtheilung der Situation zeugte der seinerzeit schon von uns flüchtig erwähnte Aufsatz, welchen Raffaele de Cesare unter dem Titel „Nuovo e più grave conflitto fra stato e chiesa" in der „Nuova Antologia" (15. November 1895) veröffentlichte. Der Geschichtschreiber des letzten Conclave ist bekannt durch die Sachkenntniß und Mäßigung, welche er zur Behandlung der kirchenpolitischen Fragen mitbringt. Er ist ebenso den schwarzen wie den rothen Jakobinern abgeneigt, liebt sein Vaterland und wünscht dem Werke des Friedens zwischen Staat und Kirche zu dienen. Diese Gesinnung hat auch den Aufsatz vom 15. November dictirt, in welchem er angesichts der durch die Ereignisse vom 20. September hervorgerufenen Erregung zur Besonnenheit mahnt und auf die schweren Gefahren hinweist, welchen sich Italien aussetzte, wollte es sich durch gewisse Vorgänge und namentlich auch durch den päpstlichen Protest vom 8. October zu einer Politik der Revindicationen und einer Verschärfung des bestehenden Conflictes hinreißen lassen. Alle ehrlichen Leute konnten de Cesare für diese Auslassung nur dankbar sein.

Nicht sehr verschieden ist der Standpunkt, welchen Francesco Edlmann in einer bemerkenswerthen, bereits 1892 geschriebenen, aber erst im Anschluß an die Feste des 20. September 1895 ausgegebenen Broschüre einnimmt. Sie geht von der Ueberzeugung aus, daß die Fortdauer der Feindseligkeit zwischen der Kirche, beziehungsweise dem hl. Stuhl und dem Königreich Italien für beide Theile schädlich sei. Edlmann sucht zunächst die Vortheile herauszustellen, welche das Papstthum den Ereignissen von 1870—71 verdankt und welche er vornehmlich in dem Zuwachs an moralischem Ansehen findet, den dasselbe nach dem Verluste des Temporale gewonnen haben soll. Auch die Ausführung der Cavour'schen These von der freien Kirche im freien Staat scheint ihm für das innere Leben der Kirche nutzbringend gewesen zu sein. Er zeigt dann, wie die Feindschaft des Papstthums gegen Italien in Zeiten des Friedens diesem wie der Kirche selbst schädlich, im Falle eines Krieges geradezu bedrohlich sei. Ihm steht fest, daß die Kirche niemals mehr weltliche Herrschaft gewinnen kann; daß die „römische Frage", wenn man von einer solchen sprechen könne,

---

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 125 vom 1. Juni d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. — Vermuthungen über die Herkunft der Briefe, wie sie jüngst auch in die Presse Eingang gefunden, bewegen sich auf dem Felde mittelalterlicher Combination.
D. Herausg.

[2] Il Papa-Re al tribunale del Christo e dei Santi. Pubblicato da Padre *Girolamo da Montefalco* dell'ordine dei Predicatori. Roma, Tipogr. Elzeviriana, 20 Sett. 1895.

[3] Graf Paul v. Hoensbroech. Die römische Frage. Berlin 1895.

255506
Digitized by Google

eine rein interne Angelegenheit Italiens sei und dieses in dem Zugeständniß eines internationalen Charakters dieser Frage eine Gefahr für sich erblicken müsse. Es werden dann die Gefahren specialisirt, welche Italien erwachsen könnten, wenn der Papst die Gläubigen zum Kampf gegen Italien aufrufen oder auch durch eine im stillen lange Jahre hindurch fortgesetzte Agitation Zustände herbeiführen würde, welche, wie schon verschiedene Publicisten (so Zanichelli, Bonghi) seinerzeit andeuteten, zu einer Suspendirung oder Aufhebung der Garantiegesetze führen müßten. Edlmann spricht sich gegen eine solche aus. Die eben angezogenen Gefahren, glaubt er, seien nicht so sehr zu fürchten, als es den Anschein habe; denn thatsächlich beschränke sich die italienfeindliche Agitation auf das Treiben einer Handvoll Leute in der Umgebung des Papstes, während die große Masse des niederen Klerus Italien freundlich gesinnt sei und nichts weniger als eine Rückkehr der absoluten Papstherrschaft wünsche. Wogegen nicht viel einzuwenden sein wird, als höchstens die Thatsache, daß der heutige Klerus vielfach geschult und gewohnt ist, auch gegen die eigene innere Neigung jedem von oben herab gegebenen Mot d'ordre zu folgen und sich an Actionen und Agitationen pflichtmäßig zu betheiligen, zu denen er zwischen seinen vier Wänden den Kopf schüttelt. Im weiteren Gange seiner Untersuchung erörtert der Verfasser das voraussichtliche Verhalten des Papstthums im Falle eines Krieges. Bei letzterem denkt Edlmann, der gegenwärtigen Lage der Dinge entsprechend, eigentlich und selbstverständlich nur an einen Krieg mit Frankreich; denn es gibt keinen anderen Staat, dessen Interessen heutigen Tages so nahe mit denjenigen Italiens zusammenstoßen, daß ein kriegerischer Conflict zu besorgen ist. Im Falle eines solchen Krieges kann sich der Papst neutral verhalten, was der religiösen Stellung desselben zweifellos am meisten entspräche. Denkbar wäre auch, in thesi, der Fall, wo er als Freund Italiens aufträte und wo sich die Frage nahe legte, ob und in wie weit Italien seitens einer siegreichen auswärtigen Macht für irgend welche Acte des mit ihm zusammengehenden Papstes verantwortlich gemacht würde. Der Verfasser findet angesichts solcher Eventualitäten eine offene Allianz des Papstes mit Italien durchaus unräthlich. Viel wahrscheinlicher ist der Fall, daß (in einem Kriege mit Frankreich) sich das Papstthum auf Seiten des Gegners stellt, die fremde Macht herbeiruft und die Katholiken Italiens gegen dieses selbst aufreizt. Edlmann will nicht glauben, daß ein Papst sich leicht zu einer offenen Parteinahme gegen Italien werde verleiten lassen. Aber selbst in diesem Falle möchte er wenigstens die freie Correspondenz desselben in Spiritualibus wie den Empfang der Gesandten und die Entsendung der Nuntien nicht behindert wissen, wofern sich letztere immerhin auf die Verhandlung geistlicher Angelegenheiten beschränkten. Er unterläßt es freilich, uns zu sagen, wie sich Italien des rein geistlichen Charakters der nach Frankreich gerichteten Correspondenz und des diplomatischen Verkehrs vergewissern kann. Es wird dann erwogen, was nach einem solchen Krieg zu geschehen hätte. Soll Italien, falls es in demselben siegreich gewesen, das Papstthum zu einer Anerkennung des Königreichs nöthigen? Edlmann spricht sich gegen einen solchen Versuch aus und räth auch dringend davon ab, den Papst zum Verlassen Roms zu zwingen, oder das Garantiegesetz aufzuheben, falls der Papst freiwillig Rom verlassen und eine andere Residenz aufsuchen wollte; er räth auch davon ab, das Gesetz, wie Bluntschli vorgeschlagen hatte, durch eine internationale Vereinbarung zu ersetzen. Es wird aber auch der sehr mögliche Fall erwogen, daß Italien in einem Krieg unterliegt, selbst daß es in Folge seiner Niederlage wieder zerstückelt und die Einheit des Reiches wieder aufgehoben würde. Edlmann hält die Tripelallianz für stark genug, um vorläufig jede Wahrscheinlichkeit eines derartigen Ausgangs auszuschließen; glaubt dann weiter, eine etwaige Zerstückelung Italiens und eine damit verbundene Wiederaufrichtung eines Kirchenstaates könne schlimmsten Falls nur ganz vorübergehend sein. Die Völker Italiens, jetzt an ein freies und constitutionelles Regiment gewöhnt, würden niemals sich auf die Dauer die Rückkehr zu einer absoluten Priesterherrschaft gefallen lassen und der Versuch, eine solche herzustellen, könnte der Curie nur höchst gefährlich werden. Zerfiele der italienische Staat, so zerfiele freilich mit ihm auch das Garantiegesetz; es lebe aber von selbst wieder auf, sobald, was nicht lange aufzuhalten sei, dieser Einheitsstaat sich wieder herstelle (?). Jedenfalls empfehle sich unter allen Umständen, das Garantiegesetz niemals direct zu abrogiren. Den Gefahren, welche das Papstthum Italien bringen könne, werde am besten begegnet, wenn Italien sich auf dem Wege ruhiger Arbeit bemühe, der Feindschaft des Papstthums die Spitze abzubrechen, es durch eine den religiösen Interessen der Kirche freundliche Politik allmählich mit dem Bestande des Einheitsstaates auszusöhnen. Eine andere, eine normale Lösung der „römischen Frage" sei absolut ausgeschlossen.

Ganz anders sind die Wege, welche ein anderer, durch seine Flugschriften über eine künftige Papstwahl [1]) bekannter Schriftsteller behufs einer Verbesserung des Verhältnisses zwischen Italien und dem Vatican vorschlägt.[2]) Hr. Berthelet geht von der Beobachtung aus, daß sich in den letzten Jahren eine gewisse Erkältung der Begeisterung für die Einheit Italiens bemerkbar gemacht habe. Wäre seine Broschüre nicht Ende 1895, sondern in den ersten Monaten dieses Jahres geschrieben worden, so hätte er nach dieser Richtung vorhandene bedenkliche Beobachtungen registriren können. Die Finanzlage Italiens, die geringe Steuerkraft des Südens hat im Zusammenhang mit dem Unglück in Afrika in Oberitalien, namentlich in Mailand, Tendenzen gezeitigt, welche auf eine ökonomische Trennung des Nordens von dem Süden Italiens ausgehen, so daß, wie in Oesterreich und Ungarn, ein doppeltes Budget eingeführt würde. Bis jetzt arbeiten diese Tendenzen mehr unter der Decke, als daß sie sich an die Oberfläche wagen; sie spielen aber eine große Rolle in dem Widerspruch, den die Politik des Cabinets Crispi namentlich in der Lombardei gefunden hat. Die reichen Kaufleute Mailands und Genua's finden es, mit anderen Worten, unbequem, die Kosten des Einheitsstaates zum größeren Theil aus ihrer Tasche zu bestreiten. Bemerkenswerth war auch der Beifall, mit dem die Ernennung eines königlichen Commissars für Sicilien von der Pariser Presse als erster Schritt auf dem Wege der Auflösung des italienischen Einheitsstaates begrüßt wurde. Mit Rücksicht auf diese Auffassung scheint die ursprünglich beabsichtigte Ernennung eines weiteren Commissars für die Insel Sardinien denn aufgegeben worden zu sein.

Es liegt auf der Hand, daß angesichts derartiger separatistischer Tendenzen es für Italien doppelt wünschenswerth wäre, die römische Frage aus der Welt zu schaffen. Freilich, sagt Berthelet mit Carlo Cadorna, eine Versöhnung (conciliazione) müsse als ganz ausgeschlossen erscheinen. Eine eigentliche „Aussöhnung" würde das Wiederaufleben des ganzen mittelalterlichen Rechts bedeuten. Italien kann aber weder den Staat zum Sacristan von San Pietro noch den Papst zum Hofcaplan des Quirinal machen wollen. Darum schließt der Verfasser auch jeden Gedanken an ein Concordat mit dem hl. Stuhle aus; dieser würde in ein solches nie anders als auf Grundlage

[1]) *Giov. Barthelet*, La Elezione del Papa, und: Si le Pape doit être Italien. Rome 1893.

[2]) Derf., La Conciliazione tra Chiesa e Stato. Roma 1896.

der Wiederherstellung des Temporale willigen. Er findet dann, daß man sich in Italien nie eine klare Vorstellung von dem Inhalt und den Absichten gemacht habe, welche eine verständige Kirchenpolitik haben solle. „Man ist stets blind vorgegangen, bald über das Ziel hinausschießend bis zur Gewaltthätigkeit, bald nachgiebig bis zur Schwäche“ (un peu comme chez naus!). Heute gefiel man sich im Erlaß unnützer oder odiöser Gesetze; morgen ließ man der Presse alle Zügel in der Bekämpfung und Beleidigung des religiösen Gefühles schießen. Man mißachtete, vernachlässigte die Bischöfe, man quälte die Pfarrer und überließ sie einem dauernden Elend. Kurz man that so ziemlich alles, um Episkopat und Klerus in schlechter Laune zu erhalten, nichts, um sie auf die Seite der Regierung zu ziehen und durch ihre innere Aussöhnung mit den bestehenden Verhältnissen der Politik des Vaticans ein Paroli zu biegen. Um das Uebel zu heilen, stellen sich drei Wege dar: entweder muß man den Papst zufrieden stellen — oder man muß den Papst dazu zu bringen suchen, sich den Ereignissen zu fügen — oder man muß einen Mittelweg aufsuchen, der unter Beiseitelassen des Unmöglichen von dem ersten und zweiten Wege das, was durchführbar ist, aufnähme und verwirklichte. Der erste Weg ist nicht gangbar. Man kann den Kirchenstaat nicht herstellen, man kann Rom nicht herausgeben; die Abtrennung eines Zipfel Landes mit dem Borgo und einem Hafen — etwa Fumicino oder Anzio — würde den Papst thatsächlich nicht freier machen als er ist, und würde für Italien eine Quelle steter Verlegenheiten und internationaler Schwierigkeiten sein. Ebenso ungangbar stellt sich der zweite Weg heraus. Dem Papst kann nicht zugemuthet werden, auf das Temporale förmlich zu verzichten. Er kann das nicht, meint Berthelet, weil es ihm die Constitutionen verbieten, weil er mit diesem Verzicht die dem Papstthum vortheilhafte Politik aufgäbe (nan lo può, perchè facendolo rinunzierebbe a quella politica che tanti buani frutti ha recato e reca al Papato); er kann es nicht, weil die ganze „katholische Bewegung“ auf der Reclamation des Temparale beruhte und mit dem Aufgeben des letzteren erstere ins Stocken käme (— Gründe, zu denen wir uns erlauben, ein kräftiges Sic hinzuzusetzen). „Der Papst würde, indem er Italien anerkennte, sich selbst Schaden zufügen. Das Papstthum wird, darüber darf man sich keinem Zweifel hingeben, nur der Gewalt weichen.“ Es bedient sich des Garantiegesetzes, insoweit und wo es ihm paßt, hütet sich aber wohl, durch irgend einen Act eine Anerkennung desselben auszusprechen. „Und es wäre seinerseits eine Thorheit, sich die Hände Leuten gegenüber zu binden, denen das Bewußtsein ihrer eigenen Rechte und ihrer eigenen Kraft fehlt.“ Ja, meint der Verfasser, man habe sich im Vatican fest in die Ueberzeugung verrannt, daß man das Temporale in der allernächsten Zeit wieder erlangen werde. (!) Den Bischöfen wird es übel vermerkt, wenn sie ihren Gläubigen nicht den nämlichen Glauben beizubringen bemüht sind, die katholischen Congresse werden hauptsächlich fort und fort zusammengebracht, um die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft zu verkündigen. Selbst wenn der Papst sich zu Italien freundlicher stellen wollte, so würden ihn geheime Einflüsse und fremde Einwirkungen hindern, einen entscheidenden Schritt zu thun. So sei also auch dieser zweite Weg aufzugeben. Bleibt der dritte, welcher allein nicht zur Aussöhnung, aber zum Frieden zwischen Staat und Kirche führen könne, d. h. man müsse sich entschließen, ein vernünftiges Grundgesetz zur Regelung der Beziehungen von Staat und Kirche zu geben. Nach Lage der Dinge werde sich dazu irgend eine Mitwirkung des Vaticans nicht erzielen lassen; es bleibt also nur übrig, diese Angelegenheit auf dem Wege der einseitigen staatlichen Gesetzgebung zu regeln. Die Curie habe zwar nie die Berechtigung derselben zu einer Regelung kirchlicher Angelegenheiten principiell anerkannt; sie habe aber thatsächlich der Macht der Verhältnisse stets nachgegeben. Die früher von den Päpsten gegen den Staat angewendeten Mittel hätten heute ihre Zugkraft verloren. Man solle keine gewaltthätigen und keine das religiöse Leben verletzenden Gesetze machen; was man aber an Gesetzen erlasse, solle man auch ernstlich durchführen, der Papst werde schließlich thun, was er immer gethan, d. h. er werde sich darein resigniren, die Macht der Thatsachen anzuerkennen.

Die neue Legislation, welche der Verfasser vorschlägt, umfaßt aber folgende Artikel:

1. Neuordnung und gleichmäßigere Vertheilung des kirchlichen Einkommens.
2. Neue, zeitgemäße Circumscription der Diöcesen.
3. Bessere Besoldung des Klerus.
4. Durchsicht der kirchenpolitischen Gesetzgebung.
5. und 6. Feststellung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche.

Man sieht, dies Programm zeigt keine systematische Durchbildung. Im einzelnen enthält es manches Beachtenswerthe. Freilich, der erste Vorschlag, den der Verfasser zu Artikel 1 macht, stellt nichts weniger als einen Gewaltact ersten Ranges dar. Hr. Berthelet will das gesammte in Italien liegende Kirchenvermögen zusammenlegen und daraus einen einzigen großen Grundstock bilden, der, durchgreifend (in 4½proc. Rente) convertirt, durch eine vom Staate ernannte, aus drei Erzbischöfen, einem Mitglied des Staatsraths und einem Rath des Rechnungshofes bestehende Commission verwaltet würde. Dieser Verwaltungsrath hätte zu bestimmen, in welcher Weise die Einkünfte zur Erhaltung der Kirchen, zur Unterhaltung des Gottesdienstes, zur Unterstützung bedürftiger Geistlicher und verwandten Zwecken zu verwenden seien. Regelmäßige Besoldungen bezw. Bezüge der bischöflichen Mensae, der Domcapitel und Collegialkirchen, der Seminarien, der Pfarreien wären natürlich in erster Linie aus diesem unberührbaren Fonds zu bestreiten.

Zunächst ließe sich so allerdings ein gleichmäßigeres Einkommen der Bischöfe und Pfarrer erzielen. Von den 275 italienischen Bischöfen haben gegenwärtig 37 ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 3175 Lire; 76 haben ungefähr 7500, 70 bis gegen 12,000 Lire. Weitere 41 Bischöfe stehen sich dann auf 12—18,000, 21 kommen auf 20—25,000, 5 auf 25—30,000, 7 auf 30—35,000, 5 auf 35—40,000; ein Bischof hat ein Einkommen von 45,000, zwei eines von 50—55,000, zwei andere von 55—60,000, einer eines von 65,000, ein anderer von 70,000, ein dritter von 80,000 Lire. Zwei Bischöfe nehmen zwischen 80 und 85,000 Lire ein, zwei andere zwischen 85 und 90,000; der Bischof von Cesalu hat endlich 134,139 Lire Rente.

Addirt man diese Summen zusammen, so ergibt sich als Durchschnittsgehalt der italienischen Bischöfe 14,800 Lire. In Frankreich haben die Erzbischöfe 12,000, die Bischöfe 8000 Lire (vom Staat, wozu freilich noch meist beträchtlichere Einnahmen aus anderen Quellen fließen), ähnlich in Spanien. Die preußischen Bischöfe erster Classe erhalten 12,000 Thaler, also 36,000 Mark Staatsgehalt, die Bischöfe zweiter Classe 8000 Thaler = 24,000 Mark. Das Einkommen der österreichischen und ungarischen Bischöfe beläuft sich bekanntlich meist auf Hunderttausende; der Bischof von Großwardein soll 1,700,000 Frcs. einnehmen.

Aus diesen Angaben ergibt sich eine Betrachtung, welche Hr. Berthelet nicht angestellt hat. Italien gibt für den Unterhalt seiner 275 Bischöfe ca. 3,970,000 Lire aus. Wären seine Bischofssitze auf das wirkliche Bedürfniß reducirt und die Diöcesen in ihrer Bevölkerung etwa denen von

Digitized by Google

Deutschland und Oesterreich gleich gemacht, hätte es also statt 275, sagen wir, höchstens 50 Diöcesen, so würden sich, die Gehälter der preußischen Bischöfe zu Grunde gelegt, die Bedürfnisse des Episkopats vortrefflich mit der Hälfte jener Summe, selbst mit weniger, bestreiten lassen.

An Priestern zählte Italien 1860 über 136,000. Zehn Jahre später, also 1870, waren deren nur noch 114,000, 1880 87,000, 1890 80,000. Die Zahl ist immerhin noch mehr als ausreichend, denn es kommt so noch auf je 370 Seelen ein Geistlicher. Wenige derselben haben Präbenden bis 12,000 Lire und darüber; 14,000 Pfarrer müssen sich mit dem elenden Einkommen von 400 bis 1200 Lire begnügen!

Auch Berthelet besteht vor allem auf der Nothwendigkeit einer Reduction der Diöcesen. Während Oesterreich-Ungarn auf 28 Millionen katholischer Einwohner 12 Metropolitan- und 46 bischöfliche Sitze, Frankreich auf 36 Millionen Katholiken 17 Erzbisthümer und 67 Bisthümer, Deutschland für 16½ Millionen Katholiken 6 Metropoliten und 21 Bisthümer haben[1]), besitzt Italien für seine 29 Millionen katholischer Einwohner 49 Erzbisthümer und 226 Bisthümer; 40 Bischofsitze sind zu je zwei unter einem Titular vereinigt; dazu kommen 12 Abteien mit bischöflicher Jurisdiction, im ganzen 315 Sitze. In Oberitalien haben die Diöcesen durchschnittlich 159, in Mittelitalien 70, in Süditalien 32—35 Pfarreien. In Oberitalien zählen die Pfarreien im Durchschnitt 1400, im mittleren 1806, im südlichen 2220, auf den Inseln auch 3360 Einwohner. Lassen wir die Abteien beiseite, so treffen wir die größten Diöcesen wie Mailand mit 722, andere wie Brescia mit 381, Florenz mit 479, Piacenza mit 357, Novara mit 367 Pfarreien. Nur Mailand hat 1,250,000 Einwohner, Brescia 450,000, mehrere zwischen 150—200,000, die meisten nur zwischen 30—60,000; an Diöcesen, die keine 15 Pfarreien zählen, gibt es ca. 40; an solchen, deren Bevölkerung nicht über 50,000 kommt, nicht weniger als 91.

Aus diesen Angaben allein schon erklärt sich, daß die Stellung und Bedeutung des Klerus in Italien weit geringer ist, als diesseit der Alpen. Für nahezu 300 Diöcesen ist es thatsächlich auch einem Lande von 30,000,000 Einwohnern schwer, wenn nicht unmöglich, genug hervorragende Persönlichkeiten zu finden, welche sich zu Oberhirten eignen. Die natürliche Folge davon ist, daß mit den Anforderungen, welche an die Candidaten des Episkopates gestellt werden, auch die Werthschätzung des Amtes sinkt. Dem entspricht vollkommen die Thatsache, daß ein Bischof in Italien nicht bloß im Publicum, sondern auch von der Curie selbst nicht entfernt so wie in Deutschland respectirt ist. Man wird dem italienischen Episkopat nicht zu nahe treten, wenn man behauptet, daß im Durchschnitt sein wissenschaftlicher Bildungsgrad demjenigen unsrer akademisch gebildeten Landdekane nicht gleichkommt. Das hängt nun freilich zum großen Theil von dem unseligen Zustand der klerikalen Erziehung ab, auf welche Berthelets Broschüre nicht eingegangen ist. Jede der 275 Diöcesen hat ihr Seminar, wo oft nur ein oder zwei Lehrer die ganze Theologie zu lehren haben. Diese „ganze Theologie" beschränkt sich allerdings thatsächlich auf etwas Dogmatik, Moral und Kirchenrecht. Von einem wissenschaftlichen Betrieb des Bibelstudiums, der Kirchengeschichte, der kirchlichen Literaturgeschichte u. s. f. ist durchweg keine Rede, nur einzelne größere und besser ausgerüstete Anstalten lassen sich auf solche Dinge ein. Sie könnten es auch kaum, wenn sie es wollten, denn die Vorbereitungsanstalten, d. h. die sog. kleinen Seminarien, vermitteln einen so geringen Grad von wissenschaftlicher Ausbildung, daß diese nicht als das Fundament für den Betrieb biblischer und historischer Studien dienen könnte. Diese Zustände haben es denn allerdings verschuldet, wenn seit langer Zeit Ansehen und Einfluß des Klerus in Italien null sind. Einen Weg zur Besserung desselben hatte in den 40er und 60er Jahren das glanzvolle Auftreten Antonio Rosmini's und seiner Schule eröffnet, das auch den Gegnern der Kirche Respect einflößen mußte und das einige Jahrzehnte hindurch dem Klerus der Lombardei und Venetiens eine unleugbare Ueberlegenheit, und zwar eine doppelte, eine intellectuelle und moralische Ueberlegenheit schuf und für viele Tausende das Band wurde, welches sie noch an Religion und Kirche knüpfte. Das ist nun auch vorbei. Die Versündigung an dem Andenken Rosmini's, die Zerstörung seines Werkes und seines segensvollen Einflusses auf den Klerus Italiens ist ein nicht genug zu brandmarkendes Verbrechen der jesuitischen Partei, dessen Kostrn das Papstthum selbst zu tragen hat.

Was die directen Beziehungen zwischen Staat und Kirche anlangt, so spricht sich Berthelet für eine Reform des Exequatur und Placet, für die Aufhebung der königlichen Patronatsrechte, gegen die Einführung eines den Bischöfen und Pfarrern aufzuerlegenden Treueides aus. Mittelst einer solchen Reorganisation, der Verbesserung der Lage des Klerus, der Ermöglichung einer gediegeneren Erziehung desselben, der Aufhebung der militärischen Dienstpflicht für die zur Seelsorge der Diöcesen nothwendige Zahl von Klerikern, glaubt er dann, sei zwar nicht die Versöhnung zwischen Italien und dem Papst, wohl aber diejenige zwischen Kirche und Staat möglich. Sei dieser Zweck einmal erreicht, so werde der Papst wohl fortfahren, hinsichtlich des Temporale zu protestiren, er werde aber Italien wie alle anderen Nationen segnen und der so lange ersehnte Friede werde in Staat und Kirche zurückkehren.

Gott gebe es! Aber die Vorschläge Berthelets, so viel Vernünftiges sie auch in sich schließen, sind eben leider in der Hauptsache vorläufig unausführbar. Der Staat könnte wohl auf Exequatur und Placet verzichten und der König das Patronat fallen lassen. Aber die Reduction der Bisthümer, die neue Circumscription derselben, die Errichtung neuer theologischer Bildungsanstalten, vollends die Einziehung, Zusammenlegung und Convertirung des gesammten Kirchenvermögens — alles das sind Maßregeln, deren einseitige Ausführung über Beruf und Befugniß des Staates hinausgeht, zu denen gegenwärtig eine Mitwirkung der obersten Kirchenbehörde absolut nicht zu haben wäre und deren Inangriffnahme durch den Staat allein, als eine neue Gewaltthat empfunden, einen allgemeinen Sturm hervorrufen würde. Der Staat wäre aller Wahrscheinlichkeit nach auch gar nicht stark genug, um ein derartiges Unternehmen gegen die Curie mit Erfolg durchzuführen. Er ist nicht einmal im Stande gewesen, entsprechende Reformen auf seinem eigensten Gebiete zu bewerkstelligen. Die Vereinfachung der Verwaltung, die Reduction der Präfecturen, Gerichtsstellen, Universitäten u. s. f. sind Dinge, deren Nothwendigkeit sich allen nahe legt, und deren Durchführung doch bisher stets an den entgegenstehenden Localinteressen oder den Rücksichten auf parlamentarische Coterien und Forderungen der Parteipolitik gescheitert ist.

Die Berthelet'schen Vorschläge sind wohlgemeint, aber sie sind vorläufig rein akademisch; ihre Durchführung würde die Lösung der „römischen Frage" im gegenwärtigen Stadium der Dinge nicht fördern, sondern einen „Culturkampf" bedingen, der erst recht jegliche Verständigung in weiteste Ferne rücken müßte.

Und doch wäre wenigstens ein Modus vivendi zwischen Italien und dem hl. Stuhle so wünschenswerth, ja er er-

[1]) Die Zählung ist nicht ganz genaut

Digitized by Google

scheint nach manchen Gesichtspunkten als eine Nothwendigkeit.

Er erscheint uns wünschenswerth, ja nothwendig im Interesse Italiens, im Interesse Deutschlands und im Interesse der Kirche.

Im Interesse Italiens. Daß dies in der That der Fall ist, dafür spricht doch jedenfalls die bemerkenswerthe Thatsache, daß nun schon seit einer Reihe von Jahren keine ernsthafte, von irgendwelchem angesehenen oder hervorragenden Publicisten oder Politiker Italiens ausgehende Meinungsäußerung über die „römische Frage" sich anders als im Sinne der Versöhnung und der Verständigung ausgesprochen hat.

Man hat allgemein die Empfindung dessen, was dem Lande frommt, und dem Lande frommt vor allem ein besseres Verhältniß zwischen Staat und Kirche und ein besseres Verhältniß der Regierung zu den erhaltenden Parteien der Bevölkerung.

Das Grundübel in der heutigen Lage Italiens — das vizio originale des Königreichs — ist, wir haben es schon hervorgehoben, daß der italienische Einheitsstaat nur mit Hülfe und starker Inanspruchnahme der revolutionären Elemente zu Stande kam und daß bei diesem Werke die führenden Staatsmänner und selbst die Krone das Zusammenarbeiten mit den Häuptern der Secten nicht zu meiden wußten.

Ueber das Fortwirken dieser Verhältnisse bestehen im Ausland sehr unklare und verworrene Vorstellungen, an deren vollkommener Verschrobenheit die ultramontane Presse einen namhaften Theil der Schuld hat.

Hört man diese Presse, liest man die vaticanischen officiellen Zeitungen, so ist das heutige Italien überhaupt nur das Werk der Secten; die Freimaurerloge wäre die eigentliche und einzige Heimath des nationalen Gedankens, wie sie heute noch alle Kreise des officiellen Italiens beherrsche. Nichts ist falscher, als diese Vorstellung, und wenn man im Vatican wirklich davon durchdrungen wäre, so müßte man sagen, daß sie die eigentliche Binde sei, welche die Curie hindert, die Dinge zu sehen, wie sie sind. So lange diese Vorstellung thatsächlich besteht oder künstlich gezüchtet wird, dehnt sich zwischen Papstthum und Nation, nicht bloß zwischen Vatican und Quirinal, eine unausfüllbare Kluft.

Aber wenn das Werk der Einigung und Befreiung Italiens von fremdem Druck die Erfüllung der heißesten Sehnsucht aller Besten des Landes von Julius II. und Macchiavelli herab bis auf die neueste Gegenwart gewesen ist, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß das heutige officielle Italien die Unterstützung, welche die geheimen Gesellschaften ihm bei seinem Werden gewährt haben, theuer bezahlen mußte. Es ist weder den Regierungen, welche auf Cavour unmittelbar gefolgt sind, noch viel weniger denjenigen, welche die „Altliberalen" abgelöst haben, den Cairoli, Depretis, Nicotera, Crispi möglich gewesen, das Band zu zerreißen, welches die Bestrebungen ihrer eigenen revolutionären Jugend mit den Secten verband. Die Verherrlichung Garibaldi's und Mazzini's allein wäre ein hinreichender Beweis dafür. Dieser Zusammenhang der leitenden Regierungskreise mit den Secten hatte die selbstverständliche Folge, daß alle kirchlich und corporativ gesinnten Schichten der Bevölkerung frondirten, wenn sie nicht zu offener Opposition übergingen. In dem Vierteljahrhundert, welches seit der Einverleibung Roms, des Schlußsteines, in den italienischen Einheitsstaat verflossen ist, ist wenig oder gar nichts geschehen, um die conservativen Elemente zu gewinnen.

Was hat man sich aber unter diesen „Secten" zu denken? Die ultramontane Presse spricht natürlich immer in erster Linie von der Massoneria, welche sie der greulichsten Unthaten anklagt. Wir wissen nicht, was es mit dem angeblichen Satanscult im Palazzo Borghese und den unglaublichen Enthüllungen der Madame Diana Vaughan auf sich hat. Man kann, bei der Beurtheilung der politischen Lage, auch ganz getrost von der Untersuchung absehen, ob diese Spukgeschichten Wahrheit oder Dichtung sind. Die Ausgeburten etlicher verbrannter Gehirne sind für die politische und sociale Gesammtlage ohne maßgebende Bedeutung. Daß ein enger gesellschaftlicher Zusammenhang zwischen den Freimaurern, an deren Spitze bis vor kurzem Crispi's Freund Lemmi stand, und den Leitern der letzten Regierungen existirte, wird nicht in Abrede zu stellen sein. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Massoneria weit mehr gebraucht wurde, als daß sie auf die Regierungskreise bestimmend einwirkte, wie denn auch glaubhaft versichert wird, daß seit den letzten Jahren selbst in liberalen Kreisen Ansehen und Credit der Freimaurerei sehr zurückgegangen sind.

Etwas ähnliches von optischer Täuschung begegnet der ultramontanen Presse hinsichtlich Frankreichs, wo sie ebenfalls den ganzen Bestand der Republik und alle Unthaten der radicalen Ministerien auf den Einfluß der Freimaurerei zurückführt. Da ist denn sehr interessant, daß neulich die „Civiltà cattolica" selbst den Nachweis lieferte, daß es in ganz Frankreich nicht mehr als 24—30,000 Freimaurer gebe. Wenn diese 30,000 Francmaçons allein die Geschicke Frankreichs bestimmen und seit einem Vierteljahrhundert alleinherrschend sind, dann müßte man freilich das allerhärteste Urtheil über die Unfähigkeit und Sorglosigkeit der übrigen 36 Millionen Franzosen fällen.

Viel wichtiger und gefährlicher als die Massoneria ist in Italien sicher jene im französischen und demokratisch-republicanischen Sinne arbeitende Secte, welche im Anschluß an die ehemaligen carbonarischen Elemente seit den 70er Jahren durch Gambetta und seine Freunde oder Emissäre in Italien reorganisirt worden ist. Es ist eine stille Verbrüderung, wie es scheint, ohne feste Organisation, äußerlich nicht in die Augen fallend, aber mit ihrem Einflusse weite und sehr hohe Kreise beherrschend. In eingeweihten Kreisen Roms weiß man genau, durch welche Personen dieser geheimnißvolle, mächtige Bund auf Armee und Politik einwirkt, die Diplomatie umgarnt und sich selbst bis an die Stufen des Thrones wagt. In der Kammer bezeichnen die Imbriani und Cavallotti, in der Presse der Mailänder „Secolo" den Zusammenhang mit dieser Partei, welche Crispi als ihren Todfeind ansah. Erst die Zukunft wird den Schleier des Geheimnisses lüften, welcher jetzt über der Maulwurfsarbeit dieser Secte und der Niederlage Baratieri's ruht.

Es gibt noch eine dritte sectirische Bewegung im heutigen Italien: sie kehrt ihre Spitze gegen Oesterreich. Der „Irredentismus", der nicht bloß das Trentino und Triest, sondern schließlich das ganze Littorale verlangt, reicht jener zweiten, französisch-republicanischen die Hand. Imbriani und Cavallotti besorgen auch dessen Geschäfte. Daß beide Secten die entschiedensten Gegner der Tripelallianz sind, braucht nicht gesagt zu werden.

Die Ablehr der kirchlich-conservativen Schichten der Bevölkerung von dem italienischen Staat und der chronische Kriegszustand zwischen Quirinal und Vatican hat aber die weitere Folge, daß die italienische Jugend seit einem Menschenalter zum großen Theil in den Staatsschulen mehr oder weniger religionslos aufgewachsen ist. Seit etwa einem Jahre mehren sich die Anzeichen, daß die Bevölkerung selbst den Unsegen dieser Zustände einsieht. In Venedig, Turin, Mailand, Genua haben die städtischen Vertretungen in nachdrücklichster Weise die Rückkehr zu einem Schulsystem gefordert, welches der Religion ihren

Einfluß auf die Schuljugend läßt. Diese religionslos erzogene Jugend von heute wird selbstverständlich noch weit mehr als das nun dahinsterbende Geschlecht die Wege des Radicalismus und Nihilismus wandeln. Kann man sich wundern, wenn die Conservativen kein Vertrauen fassen zu einem Staate, welcher in seinen Schulen das beste Gut der Jugend vernachlässigt und eine glaubenslose, frivole Generation erzieht? Kann man andrerseits aber auch erwarten, der Staat werde Priestern, welche die Existenzberechtigung des Reiches negiren, maßgebenden Einfluß auf den Volksunterricht einräumen, oder die Thüren seiner Schulhäuser willig Geistlichen von dem entsetzlichen Zuschnitt eines Don Albertario öffnen?

Aus dieser Lage muß Italien herausgelangen, wenn Staat und Gesellschaft nicht zu Grunde gehen sollen.

Es gibt auch Erwägungen der äußeren Politik, welche dem Königreich die Fortdauer der heutigen Situation unerträglich machen müssen.

Nehmen wir den Fall eines Krieges zwischen Italien und Frankreich an. Die Allianz des Vaticans mit Frankreich ist eine Thatsache, deren Ableugnung keinen ernsten Politiker heute mehr täuscht. Italien hat demnach im Kriegsfall den Verbündeten des Feindes in seiner eigenen Hauptstadt. Kann und wird es in einem solchen Fall den durch das Garantiegesetz gewährleisteten freien brieflichen und diplomatischen Verkehr des Papstes mit Frankreich gestatten? Und wenn nicht, wird der Papst alsdann nicht über neue Beschränkung seiner Freiheit klagen, die Katholiken Italiens gegen die Regierung aufreizen, eventuell den Eid der Truppen für nichtig erklären und schließlich durch einen möglichst feierlichen und tragischen Auszug aus Rom und Italien letzterem in den Augen aller Katholiken und insbesondere seiner eigenen Unterthanen einen wenn auch vielleicht nicht tödtlichen, so doch gefährlichen Schlag versetzen?

Hoffen wir, daß wenigstens nicht die nächste Zukunft uns die Antwort auf diese Fragen bringt.

Hat Italien vor allem ein vitales Interesse an der Beseitigung der heutigen Lage, so kann auch Deutschland der Fortdauer derselben nicht mit gleichmüthigen, geschweige denn mit günstigen Augen zusehen.

Wir setzen hier die Tripelallianz als etwas Gegebenes voraus und discutiren weder deren Nothwendigkeit noch deren Werth, wenn wir auch nicht verhehlen wollen, daß das Beharren in der Allianz mit Oesterreich und vor allem mit Italien uns als ein unantastbares Axiom jeder richtigen und zielbewußten deutschen Politik erscheint. Dies vorausgeschickt, kann nicht zweifelhaft sein, daß jede Schwächung Italiens unsre eigene Schwächung bedeutet, daß unser eigenes Interesse die Erhaltung und Kräftigung des Königreichs verlangt. Ein aus den Fugen gehendes, in kleine Staaten sich wieder auflösendes Italien läge ohnmächtig zu den Füßen Frankreichs und Rußlands, das heute schon mit seinem übermächtigen Einfluß auf der Balkanhalbinsel seine Fühler bis hart ans adriatische Meer ausstreckt. Der Untergang Italiens würde für uns nicht bloß den Hinfall eines Bundesgenossen, sondern, abgesehen von der schweren moralischen Schädigung unsres Ansehens, eine vollständige Umgehung Deutschlands durch Frankreich und Rußland bedeuten. An dem Tage, wo Italien eine Satrapie dieser beiden Mächte würde, würde das Deutsche Reich in seinen Fundamenten wanken.

Kaiser Wilhelm II., welcher in Italien eine niemals einem fremden Souverän in solchem Maße dargebrachte unermeßliche Popularität genießt, weiß genau, weßhalb er der beste Freund dieses Landes und seiner edlen und liebenswürdigen Nation ist. Die Forderungen der Realpolitik vereinigen sich hier aufs vollkommenste mit denjenigen einer reinen, idealistischen und Gefühlspolitik, welche uns Deutsche mit den Italienern verkettet.

Aber auch für die eigene, innere Politik Deutschlands wäre die Wegräumung der „römischen Frage" oder wenigstens die Herstellung eines Modus vivendi zwischen Italien und dem Vatican von großem Werthe. Wir haben so viel andere und dringende Probleme zu lösen, daß wir endlich wünschen müssen, der religiös-kirchlichen Agitation ein Ende gesetzt zu sehen. Die „römische Frage" spielt unter den Mitteln, mit denen die ultramontanen Agitatoren unsre Bevölkerung in Erregung versetzen, eine ganz hervorragende Rolle, und wenn man auch sagen kann, daß die Wiederherstellung des Temporale die deutschen Katholiken im allgemeinen sehr kühl läßt, so wird doch fort und fort eine gewisse Beunruhigung in die Gemüther durch das Auftreten zahlreicher Agitatoren getragen, welche die Wiederherstellung des Kirchenstaates fordern, ohne selbst an die Möglichkeit einer solchen zu glauben. Man gebraucht dies Mittel eben nur, um dem jungen Deutschen Reich ebenso wie der Nuova Italia Steine in den Weg zu werfen. Von der Eventualität, daß einmal Tage kommen können, wo die particularistischen und reichsfeindlichen Tendenzen einen Stützpunkt in der Politik des mit Italien und der Tripelallianz hadernden Papstes suchen oder finden werden, wollen wir hier gänzlich absehen.

Insoweit aber auch thatsächlich die Gemüther aufrichtig patriotisch gesinnter Katholiken Deutschlands durch den Zweifel bewegt sind, ob unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Sicherheit und Freiheit des Apostolischen Stuhles hinreichend verbürgt sind, kann die „römische Frage" bei uns nicht ignorirt, muß ihre endliche Beseitigung gewünscht und ins Auge gefaßt werden. Es kann dem Reiche verständigerweise auf die Dauer doch nicht gleichgültig sein, wenn thatsächlich Tausende ehrlicher und braver deutscher Bürger durch die Frage in ihrem Gewissen beunruhigt würden, ob der Fortbestand des so eng mit uns verbündeten Italien mit den Interessen des Katholicismus und mit der nothwendigen Freiheit des Oberhaupts der Kirche vereinbar ist oder nicht. Und damit kommen wir zu einer weiteren Erwägung und das ist diejenige, daß die Beendigung des gegenwärtigen Zustandes auch im Interesse der Kirche geboten ist.

Ein wirkliches Gefallen und einen Vortheil an der Fortdauer des heutigen Conflicts kann nur die ultramontane Partei haben. Das Temporale ist das beste Stück in ihrem Unterhaltungs- und Agitationsrepertorium; hat man ein solches Rößlein, so gibt man es freiwillig nicht auf, man tummelt es, bis es von selber umfällt. Die Jesuiten befinden sich bei dem gegenwärtigen Zustand Italiens durchaus wohl. Sie hatten vor 1870 in Rom fünf Niederlassungen, heute haben sie deren mindestens fünfundzwanzig in der einen Stadt. Ein von ihnen und dem von ihnen regulirten Peterspfennig abhängiger Papst ist ihnen viel bequemer, als der ehemalige König des Kirchenstaates. Es ist sehr fraglich, ob die Restauration des letzteren der Partei im Grunde des Herzens lieber wäre, als der jetzige Kriegszustand; sicher nicht, wenn dieser Kirchenstaat von constitutionell und frei regierten Staaten umgeben wäre. Denn was schließlich dieser Partei am unerträglichsten ist, das ist nicht der Einheitsstaat, sondern der moderne, constitutionelle Staat mit seiner Gewissensfreiheit und seiner Verfassung. Setze man den Fall, das Königreich schaffe seine Verfassung ab, stelle einen neuen Re-Bomba statt des Hauses Savoyen an seine Spitze und regiere sich nach den heilsamen Recepten der Civiltà cattolica — in vierundzwanzig Stunden würde die „römische Frage" auch ohne Ruckerstattung einer territorialen Souveränetat durch Ernennung des Königs von

Italien zum Vicarius Sr. Heiligkeit in den ehemaligen Gebieten des Kirchenstaates gelöst sein. Von den Rechten der Erzherzoge und des Hauses Bourbon würde niemand mehr reden. Die geheimen Verhandlungen des Jahres 1858 beweisen, daß man für einen solchen Fall auch auf das Patrimonium Petri gewissenshalber Verzicht leisten könnte; denn damals bot Antonelli Oesterreich die Romagna und die Marken an, wenn es die Unterdrückung der constitutionellen Regierung in Sardinien und in ganz Italien besorgen wollte.

Mit diesen und zu diesen „braven Leuten" sprechen wir also nicht, wenn von dem die Rede ist, was Ehre und Interessen der Katholicität erheischen. Denjenigen, welchen etwas an den beiden letztgenannten Dingen liegt, kann schon längst nicht mehr entgangen sein, daß bei dem gegenwärtigen Zustand das innere Leben der Christenheit mehr und mehr zerfällt.

Das Ringen um diesen weltlichen Besitz mußte die Wirkung haben, daß die Führer der „kirchlichen" Bewegung mehr und mehr Auge und Empfindung dafür verloren, worin das eigentliche und innere Leben des Christen und der christlichen Gesellschaft besteht. Dies Leben documentirt sich in der Wissenschaft, der Literatur, vor allem in der einfachen und selbstlosen Frömmigkeit des Herzens, Reinheit des Wandels und in den Werken der Nächstenliebe.

Die kirchliche Literatur und Wissenschaft ist seit dem letzten Vierteljahrhundert in tiefem Verfall: was dennoch sich erhalten hat, was wirklich Ernstes und Ehrliches an geistiger Arbeit geleistet wird, wird beargwöhnt, begeifert, offen verketzert oder, wo das nicht angeht, im stillen bekämpft, auf die Seite geschoben. Namen brauchen wir nicht zu nennen, sie kommen jedermann auf die Lippen.

Eine große christliche Kunst gibt es nicht mehr. Auf unsern Altären steht wie im Garten des Vatican die Madonna von Lourdes, von der jedermann weiß, daß sie die Personification des künftigen Rachekriegs gegen das Deutsche Reich und des Sieges der ausgewählten großen Nation über die verhaßten Preußen ist. Die individuelle Frömmigkeit ist glücklicherweise vielen Tausenden noch nicht abhanden gekommen. Aber was sich davon herauswagt, ist durchweg von politischen Nebengedanken inficirt. Die Predigten unsrer Geistlichen beschäftigen sich weit mehr mit Kirchenpolitik als mit den Fragen der Erlösung und Heiligung; der beste und pflichtgetreueste Pfarrer gilt nichts und wird gedrückt oder verfolgt, wenn er nicht für die Ideale der ultramontanen Kirchenpolitik Propaganda macht, durch Wahlagitation glänzt und reichen Petrespfennig sammelt. Wehe dem Bischof, der ohne einen solchen ad limina Apostolorum wallfahren wollte!

Will man ein augenscheinliches Beispiel, wie die Dinge liegen, so schaue man wieder auf Oberitalien. Der größte Geistesmann, den das christliche Italien des 19. Jahrhunderts gehabt, den seine Zeitgenossen, den alle, die ihn gekannt, als einen Heiligen geehrt, dessen Wandel der eines Engels war, dessen Schriften die lauterste und tiefste Frömmigkeit athmen, wird von der ultramontanen Presse fort und fort beschimpft, sein Werk zertreten; „von seinem Geiste", wagt der Cardinalerzbischof von Mailand dem hl. Vater zu versichern, „ist nichts mehr in der Diöcese Mailands erhalten".[1]) Derselbe Prälat aber ist der Begünstiger und Beschützer des wegen seiner Sittenlosigkeit in ganz Oberitalien verrufenen, öffentlich in gerichtlichen Verhandlungen als infamer Verleumder gebrandmarkten, des Non plus ultra eines verlogenen und leidenschaftlichen Journalisten des Don Albertario, den sein Bischof wegen seines Lebenswandels suspendirt, das geistliche Gericht in Mailand in dem famosen Processo del caffè verurtheilt, der verstorbene Erzbischof von Mailand als ein Ungeheuer verabscheut, dessen ganzes Auftreten der Cardinalstaatssecretär Nina schon 1879 als eines Katholiken und Priesters unwürdig erklärt hat — und der jetzt an der Spitze der „katholischen" Congresse steht, von dem Capitularvicar Mantegazza sich im Jahr 1894 wegen seiner 25 anni pieni di lavori, fecondi, gloriosi bewundern und anpreisen ließ, der jüngst die Fastenpredigten in einer oberitalienischen Stadt hielt, welches Ereigniß der Cardinalvicar von Rom, Se. Eminenz Parocchi, als ein ganz besonders erfreuliches und trostreiches Zeichen der Zeit bezeichnete. Jawohl, ein Zeichen der Zeit. Denn man muß Jahrhunderte zurückgehen, um ein Pendant zu diesen Dingen zu finden. Lucrezia Borgia war als Vicaria ihres Santissimo Padre kein schlimmerer Scandal, als Don Albertario es als Haupt der „katholischen" Journalistik und als Vertreter „katholischer" Interessen auf Katholikenversammlungen und im Rathe seines Cardinalerzbischofs, des neuesten Nachfolgers des hl. Ambrosius, ist![2])

Und in denselben Tagen, wo jüngst das journalistische Jubiläum des Albertario fast wie ein kirchlicher Feiertag begangen wurde, hörte man, in Sicilien sei ein armer Bischof seines Amtes entsetzt und mit einer Pension von 2000 Lire auf die Straße gesetzt worden, weil er sich für das Temporale nicht interessirt und von seinen ausgehungerten Bauern keinen Peterspfennig gezogen habe. Wir weigern uns, eine solche Geschichte zu glauben: aber daß sie in Italien erzählt und für glaubhaft gehalten wird, ist doch wahrlich schon schlimm genug.

Doch genug von solchen Dingen, deren wir noch manche aus unsern Mappen heraussuchen könnten, wenn wir es nicht verschmähten, in diese Tiefen hinabzusteigen. Jedermann muß sehen, daß das unaufhörliche und ausschließliche Hinblicken auf den Wiedererwerb des Temporale wie eine Hypnotisirung gewirkt und den Organismus der Kirche längst zu vergiften begonnen hat. Es ist die höchste Zeit, daß dieser „Nervendruck" weggenommen wird und die christliche Gesellschaft wieder die innere Freiheit gewinnt, um sich den ethischen und religiösen Aufgaben zuzuwenden, für die sie gestiftet ist.

Folgt daraus, daß wir dem hl. Stuhl einen förmlichen Verzicht auf seine Rechte, einen unrühmlichen Frieden mit Italien, eine gedemüthigte Stellung zumuthen? Mit nichten. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Oberhauptes der Kirche erachten auch wir für eine vollkommen berechtigte Forderung der Katholicität, welche durch den gegenwärtigen Zustand sich nicht befriedigt erklären kann. Der Ausführung dieses Satzes, der Erwägung der Schwierigkeiten, welche sich einer befriedigenden Lösung in diesem

[1]) Del Rosminianismo ne rimane nulla o quasi nulla, io risposi, per amore della verità e per onore del clero Ambrosiano, che è devoto alla Sede Santa. Das steht in der als Denkmal niedrigster Schmeichelei auch sonst bemerkenswerthen Lettera del Cardinale Arcivescovo di Milano alla sua diocesi dopo la visita ad Limina Apostolorum, Marzo 1896, p. 7. Wer die lebhafte Einbildungskraft des Urhebers dieses Sendschreibens kennt, wird von vornherein nicht angenommen haben, daß das, was der Cardinal Ferrari Se. Heiligkeit hier sagen läßt, durchaus exact sei. Wir wissen jetzt, daß Leo XIII. selbst in seiner Unterhaltung mit einer vornehmen mailändischen Dame, der Herzogin v. M., den Bericht Sr. Eminenz als unzuverlässig hingestellt hat.

[2]) Wir kommen vielleicht ein anderesmal auf die Geschichte Don Albertario's, dieses Typus eines Priesters und eines Journalisten, wie er nicht sein soll, zurück. Wer sich unterdessen über ihn und seine „glorioso" Wirksamkeit näher unterrichten will, den verweisen wir auf des Grafen Giuseppe Grabinski Storia documentata del giornale „L'osservatore cattolico" di Milano. Milano 1887. Desf. Un doloroso incidente (Rassegna naz. 1890, LII 809 f. LIII 333 f.) und La Fine di un doloroso incidente (eb. 1891, 1 magg.), ferner auf: Albertario ed il suo giudizio, Nuova Polemica, Mil. 1895, sowie die Acten des Processes Antonio Stoppani c. Albertario und Genossen (1876, Juli 5 und 1888, Febr. 23).

Augenblick wie überhaupt entgegenstellen, der Betrachtung des einzigen Ausweges, der sich hier bietet, wird unser nächster Brief gewidmet sein, mit welchem wir unsre Unterhaltungen über die „römische Frage" vorläufig zu beschließen gedenken.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der im Jahre 1889 von Brady entdeckte Komet, der sich ganz besonders dadurch interessant gemacht hatte, daß er sich von den Augen der Astronomen in mehrere Kometen spaltete (vgl. Beil. Nr. 103), besitzt eine elliptische Bahn und eine Umlaufszeit von sieben Jahren. In dieser Jahreszeit sollte er der Rechnung gemäß in einer Gegend des Himmels stehen, welche seine Beobachtung gestattet. In der That wurde er in den Morgenstunden des 21. v. M. in der Nähe des vorausberechneten Ortes von Joveile in Nizza wiedergefunden. Der Komet ist nur in großen Fernrohren sichtbar. Seine Entfernung von der Erde beträgt zur Zeit über 200 Millionen Kilometer.

* Das Wasser- und Elektricitätswerk Romanshorn gibt in der „N. Zürch. Ztg." folgende Erklärung ab: „Die Schallerscheinungen am Bodensee, die voriges Jahr schon die deutschen Blätter beschäftigten, machen heuer die Runde in verschiedenen Schweizerzeitungen. Wir können versichern, daß weder die Artillerie in Frauenfeld, noch die Sprengungen in Rheineck-Walzenhausen, noch viel weniger die Explosion unterirdischer Gase im See diese Detonationen veranlaßten, sondern die Gasmotoren unsres Wasser- und Elektricitätswerkes, die jeweilen bei eintretender Dunkelheit in Bewegung gesetzt werden und deren Explosionen einer unregelmäßigen Kanonade gleichen. Verschiedene directe Reclamationen, namentlich aber auch die Kundgebungen in deutschen Blättern, haben uns veranlaßt, sogenannte Schalldämpfer anzubringen und seit jener Zeit sind auch die räthselhaften Schallerscheinungen verschwunden. Im Interesse von officiellen Erhebungen durch die schweizerische Erdbebencommission sind wir auf Wunsch gern bereit, den frühern Status auf einige Nächte wieder herzustellen."

* **München.** Wie bereits amtlich gemeldet ward, ist der außerordentliche Professor der Literaturgeschichte an der hiesigen Universität Dr. Franz Muncker zum Ordinarius befördert worden; desgleichen zu Ordinarien an der thierärztlichen Hochschule die Professoren, der Physiologie Dr. Erwin Voit, und der Pathologie und pathologischen Anatomie Dr. Th. Kitt. Zum Bibliothekssecretär an der Universitätsbibliothek wurde der bisherige Hülfsarbeiter Dr. Chr. Ruepprecht ernannt.

* **Nürnberg.** Die Waffensammlung des Germanischen Museums, die bekanntlich zu den ersten ihrer Art zählt und namentlich sehr reich an Waffen des Mittelalters ist, hat letzthin wieder eine wichtige Bereicherung erfahren, indem ihr von der Stadt Erfurt zwei mächtige mittelalterliche Setzschilde der Erfurter Söldner zur Aufstellung überlassen worden sind. Das städtische Museum zu Erfurt besitzt noch solchen Schilden noch gegen 20 Stück und damit eine Zahl, die das keiner anderen Sammlung überbieten werden dürfte. Die mannshohen schweren Schilde sind aus Tannenholz gefertigt und ganz mit Schweinsleder überzogen. Sie waren dazu bestimmt, rasch zu einer improvisirten, oder festen Verschanzung zusammengestellt zu werden. Auf ihrer Vorderseite zeigen sie das Erfurter Wappen auf rothem Grunde, auf der Rückseite die Figur des heiligen Christoph, des Beschützers vor unvorhergesehenem Tod, als eine beständige Mahnung an den hinter dem Schilde Deckung suchenden Kriegsknecht. Die wissenschaftliche Bedeutung der Serie mittelalterlicher Schilde im Germanischen Museum, die schon eine ansehnliche Zahl merkwürdiger und seltener Stücke umfaßt, ist durch die beiden Erfurter Setzschilde noch ganz wesentlich gehoben worden.

* **Bonn.** Der Prof. der Rechte an der Universität Freiburg i. Br. Dr. Cosack hat einen Ruf hieher als Nachfolger des Geheimraths Endemann angenommen.

* **Göttingen.** Der bisherige Privatdocent Dr. Hentschel ist zum Professor der Zoologie ernannt worden. — In Verfolg seines Erlasses, betr. die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst bei der königlichen Bibliothek zu Berlin und den Universitätsbibliotheken, hat der Minister der Unterrichts- ꝛc. Angelegenheiten die Prüfungscommission für die bibliothekarische Fachprüfung bei der königlichen Universitätsbibliothek in Göttingen errichtet und für die Zeit bis zum 1. April 1899 zum Vorsitzenden den Director dieser Bibliothek, Geh. Regierungsrath Dr. Dziatzko, zu Mitgliedern den Director der königlichen Universitätsbibliothek in Halle, Geh. Regierungsrath Dr. Hartwig, und den Director der Druckschriftenabtheilung bei der königlichen Bibliothek in Berlin, Dr. Gerhard, ernannt. Die Prüfungscommission tritt bis auf weiteres jährlich einmal während des Sommersemesters zur Abhaltung der Prüfungen zusammen. Ist eine genügende Zahl von Bewerbern vorhanden, welche die für die Zulassung vorgeschriebenen Voraussetzungen erfüllt haben, so bleibt vorbehalten, weitere Prüfungstermine in der Zwischenzeit anzuordnen. Die zur Prüfung zugelassenen Bewerber sind durch den Vorsitzenden zum Prüfungstermin zu laden. Zum einzelnen Termine sollen thunlichst nicht mehr als zwei Bewerber geladen werden. Als Dauer der Prüfung wird in der Regel ein Zeitraum von zwei Stunden genügen, der beim Vorhandensein nur eines Bewerbers angemessen verkürzt werden kann. Die Prüfungsgebühren betragen 18 M. und sind vor dem Prüfungstermine an die königliche Universitätscasse in Göttingen einzuzahlen.

* **Leipzig.** Prof. Dr. Köner von der Universität Rostock, Director der Poliklinik für Ohren- und Kehlkopfkrankheiten, ist an die hiesige Universität berufen worden. Er soll die Leitung der zu errichtenden Poliklinik für Krankheiten des Ohrs und des Kehlkopfs übernehmen. Bisher bestand nur eine private Poliklinik für diese Fächer, in der Privatdocent Dr. Heymann unterrichtet.

⊕ **Wien,** 30. Juni. Der Congreß der Ohrenärzte in Wien wurde vorgestern durch eine Ansprache des Vorsitzenden, Prof. Gruber, eingeleitet. Er bemerkte u. a., daß die erste Ohrenklinik der Welt in Wien unter Kaiser Franz Joseph entstanden sei. Er begrüßte herzlich die fremden, aus Ungarn, Deutschland, Rußland, England und Amerika erschienenen Gäste, darunter Namen ersten Ranges und betonte die Bedeutung der Ohrenheilkunde auch für die übrigen medicinischen Fächer. Besonders interessant waren die Demonstrationen des Directors Heller vom israelitischen Blinden-Institut an einem dreijährigen Kinde, und des Prof. Urbantschitsch an einem 21jährigen Fräulein über psychische Taubheit. Für den nächstjährigen Congreß der Ohrenärzte wurde Prof. Politzer zum Vorsitzenden gewählt.

* **Wien.** Der Privatdocent für griechische Alterthumskunde an der hiesigen Universität, Dr. Adolf Wilhelm, z. Z. mit einer mehrjährigen Mission des Unterrichtsministeriums in Athen betraut, ist von dem kais. Deutschen archäologischen Institut zum ordentlichen Mitglied ernannt worden.

* **London.** Das Befinden des an einer Magenentzündung erkrankten Asienreisenden H. M. Stanley hat sich erfreulich gebessert. Er hat schon mehreremale an der gleichen Krankheit gelitten. Leser seiner Reisewerke erinnern sich, daß er dem Tode nahe war, als er die Colonne des Majors Baetelat einholte, und daß er abermals schwer erkrankte, als er nach dem Zusammentreffen mit Emin Pascha nach Bagamoyo ging. Bei seiner Trauung in der Westminster-Abtei war er so schwach, daß man ihm einen Stuhl geben mußte. In jedem dieser Fälle litt Stanley an Magenentzündung. Er ist erst 55 Jahre alt; dennoch hat er schon längst schneeweißes Haar. — An Stelle des verstorbenen Dr. Middleton wurde Mr. Purdon Clarke, der bisherige Hülfsdirector, zum Director des Kensington-Museums ernannt. Dem neuen Leiter der Anstalt steht eine dreißigjährige Erfahrung zur Seite.

* **Paris.** Zum Nachfolger Jules Simons als ständiger Secretär der Akademie der Wissenschaften wurde der Geschichtsforscher und Nationalökonom Georges Picot, Mitarbeiter am „Journal des Débats", mit 23 von 26 Stimmen gewählt. — Der unerwartet verstorbene Professor Courajod verwaltete die Abtheilung für mittelalterliche und neuere Bildwerke im Louvre, die er ungemein bereichert hat. Er galt als einer der besten Kenner des Alterthums, hatte den Lehrstuhl der Geschichte der Bildnerei an der Ecole du Louvre inne und war auch Mitglied des Ausschusses für Erhaltung der geschichtlichen Denkmale.

v. W. **Rom,** 29. Juni. Römische Blätter enthalten die Mittheilung, die Vaticanische Bibliothek und das Vaticanische Archiv, welche vorgestern geschlossen wurden, würden am 16. October wieder eröffnet werden. Ich bin von zuständiger Seite ermächtigt, richtigzustellen, daß die Wiedereröffnung beider gelehrter Anstalten, wie es die für dieselben geltenden Vorschriften bestimmen, am 2. October erfolgen wird, da der 1. October (Donnerstag) bekanntlich ein Feiertag ist.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 2. Juli. Nummer 151.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke. I. Von Gustav Schmoller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke,

gehalten in der Leibnizsitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin am 2. Juli.

Von Gustav Schmoller.

I.

Die Leibniztage sind für die Akademie Tage der Freude, sofern wir neue Genossen willkommen heißen, Tage der Trauer, sofern wir dem Schmerz um Dahingeschiedene Ausdruck geben. Ich soll heute versuchen, uns nochmals klar zu machen, was uns, was der Nation und der Wissenschaft Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke waren. Jedermann weiß, daß unter allen lebenden Deutschen, welche der neueren Geschichte ihre Kraft widmeten, keiner diesen beiden Männern gleichkommt, daß ebenbürtig neben ihnen unter allen deutschen Historikern nur noch zwei unsrer ältesten Mitglieder genannt werden, um deren Erhaltung wir täglich das Geschick bitten.

Nur schweren Herzens habe ich den Auftrag übernommen, über die zwei Dahingegangenen zu reden. Aber da die Akademie im Augenblick keine vollen Vertreter der neueren Geschichte hat, so mußte ich eintreten, wenn auf die Akademie nicht der Makel fallen sollte, sie habe über zwei ihrer besten Glieder nichts zu sagen gewußt an dem Tage, welcher ihren großen Todten geweiht ist. Und ich kann wenigstens das für mich anführen, daß ich beiden in langjährigem Verkehr nahe stand und daß manchmal unbefangener sieht und urtheilt, wer von einem nachbarlichen Gebiet aus beobachtet.

Ich möchte mit einem Worte persönlicher Erinnerung an die Tage beginnen, da ich beide zum erstenmal im Kreise der gesammten Berliner Historiker sah und kennen lernte.

Ich kam zu Anfang des Jahres 1864 zuerst hieher und habe dann in den folgenden 10—15 Jahren fast stets die Frühjahrsferien in Berlin zugebracht, um in den hiesigen Bibliotheken und Archiven zu arbeiten. Ich traf da meinen alten Lehrer Max Duncker, der mich in Tübingen in die historischen Studien eingeführt hatte, der mir stets nach Charakter und politischem Urtheil ein verehrungswürdiges Vorbild blieb; dann J. G. Droysen, dessen vornehme, männliche, charaktervolle Geschlossenheit ebenso auf mich wirkten, wie seine preußischen Studien, die ich nach der Verwaltungsseite hin fortzuführen unternahm. Bald ließ auch Ranke mich einmal zu sich rufen und ich könnte heute noch den Eindruck schildern, den diese erste Begegnung, der Tiefsinn der hingeworfenen Worte des großen Mannes mir machte. Auch Wilhelm Nitzsch sah ich in jenen Jahren zuerst, er zog mich als der Begründer der älteren deutschen Wirthschaftsgeschichte doppelt an; seine stets geistreichen, wenn auch oft gewagten Combinationen haben mir erst die ältere deutsche Geschichte verständlich gemacht, jedenfalls mehr als dies die Urkundenforscher vermochten, als deren größter Vertreter ja dann Waitz nach Berlin kam, um neben Nitzsch hier in der Akademie zu sitzen. Wenn ich mich recht erinnere, war es in Gesellschaft von Waitz, Duncker und Droysen, daß ich Heinrich v. Sybel zum erstenmal sah. Er erschien damals vor allem als der große vornehme Führer der Landtagsopposition, als einer der wenigen, dem die ganze liberale Welt die Fähigkeit und die Kraft zu einem Ministerposten zutraute. Treitschke war in jenen Jahren meist zur selben Zeit wie ich in Berlin; wochenlang haben wir damals nach dem Archiv täglich im hinteren Stübchen bei Lutter und Wegner zusammen gegessen; gar oft waren er, Baumgarten und ich das Kleeblatt, das sich zusammenfand; er war damals das Bild jugendlich männlicher Kraft und Lebendigkeit, unerschöpflich im Discutiren und Erzählen; er war damals des Gehörs noch nicht ganz beraubt.

Alle diese genannten Männer waren Zierden der deutschen Geschichtswissenschaft, alle waren Mitglieder dieser Akademie; trotz aller Verschiedenheit und Gegensätze waren sie in gewissen Hauptpunkten der Methode und in einer idealen Weltanschauung einig; sie bilden zusammen mit wenigen anderen Historikern den Kreis der Männer, welche die deutsche Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts auf ihre Höhe geführt haben. Ihre Geburtsjahre fallen in die Epoche von 1795—1834, ihre Todesjahre in die kurze Spanne von 1880—1896. Sie alle deckt heute der grüne Rasen, fast alle liegen nachbarlich gebettet auf demselben Friedhof. Als wir von Sybels und Treitschke's Begräbniß heimkehrten, erfüllte mich vor allem die Frage: haben wir hier nicht mehr als zwei große Freunde, Genossen und Lehrer, haben wir hier nicht die große Blüthezeit deutscher Geschichtschreibung begraben? Ist sie mit ihnen wirklich dahin? Sind wir in eine kleine Zeit der Epigonen eingetreten? Warum fassen wir die Zeit von Ranke bis Treitschke als den Höhepunkt deutscher Historie auf, was waren ihre Ursachen, wodurch unterscheiden sich die jüngeren und späteren Historiker von diesen Koryphäen? Haben wir das Wort Sybels auf sie und ihre Nachfolger anzuwenden: nur eine große Zeit kann große Historiker haben?

Ich will noch nicht versuchen, darauf eine Antwort zu geben. Nur darin möchte ich mich gleich Sybel anschließen, daß allerdings die großen Schicksale unsres Vaterlandes auch die letzte Ursache des wissenschaftlichen Aufschwungs in den letzten hundert Jahren waren. Die Siege von Hohenfriedberg, Roßbach und Leuthen, von Leipzig und Waterloo, von Königgrätz und Sedan waren die Vorbedingung für eine deutsche Geschichtswissenschaft großen Stils, oder vielmehr sie gingen aus derselben geistigen Spannkraft hervor, welche zur Blüthe unsres geistigen Lebens führte. Wie nach und während der Freiheitskriege Niebuhr auftrat und der Freiherr vom Stein die Monumenta Germaniae gründete, so hat die Welt- und Geistesstimmung

von 1815—1840 Ranke, die von 1840—1880 die politischen Historiker erzeugt. Es war die allgemeine Lage der vaterländischen Angelegenheiten, welche die besten und fähigsten Köpfe von 1800 an in den Dienst der Geschichtswissenschaft führte, sie zur Erforschung der deutschen Vergangenheit, der großen Epochen unsrer Geschichte, zur Untersuchung unsrer Stellung im Zusammenhang der abendländischen Cultur trieb. Freilich kam anderes hinzu. Lessing und Goethe hatten die deutsche Sprache auf die Höhe der westeuropäischen gehoben, das goldene Zeitalter der deutschen Poesie und der deutschen Philosophie hatte einen edlen Idealismus erzeugt, die Fortschritte des Naturerkennens und der Philologie hatten den Sinn für nüchterne Einzelforschung gestärkt. Das war der Moment, da Niebuhr und Ranke die deutsche Geschichtsforschung auf den Boden der kritischen Methode hinüberführen und der deutschen Geschichtschreibung zugleich jenen Adel idealen Geistesschwunges verleihen konnten, der, erst weltbürgerlich und classisch, dann national und politisch gefärbt, die Resultate der Forschung zu unvergänglichen Kunstwerken zu verwerthen und, die Menschen, die historischen Verhältnisse und Schicksale an den höchsten Maßstäben des Werthes messend, diese Kunstwerke selbst zu großen Ereignissen und Ursachen der nationalen und geistigen Weiterentwicklung zu erheben vermochte.

Denn das ist ja das Eigenthümliche: die beste empirische Methode der Forschung macht noch keine großen Historiker. Sie kann Einzelforscher, Editoren, Urkundensammler, Kritiker erzeugen. Wer aber die Schicksale der Völker erzählen, aus ihrer stets trümmerhaften Ueberlieferung ein Ganzes machen, wer, wie Savigny sagt, aus dem Mannichfaltigen, welches die Geschichte darbietet, die höhere Einheit, das Lebensprincip suchen will, woraus das Einzelne zu erklären ist — der muß einmal ein Menschenkenner ersten Ranges sein und außerdem mit divinatorischem Geist, mit universaler Bildung die Höhen und die Niederungen alles menschlichen Lebens überblicken und mit Scharfsinn durchdringen können. Alle historische Kritik wird ihm nur Anlaß zu neuem, besserem Aufbau. Er muß als großer Künstler das unerschöpfliche Meer der Einzelthatsachen gleichsam comprimiren, die große, weite Welt wie in einem verkleinernden Hohlspiegel zusammenfassen und sie doch ganz in der Art des Zusammenhanges und unter Aufdeckung der Causalität darstellen können, welche die Wirklichkeit beherrschte. Und bei diesem Geschäft, wie bei seinem Urtheil über die Menschen und Ereignisse leitet ihn neben dem genialen Blick zuletzt vor allem seine Weltanschauung, d. h. diejenige Gruppe centraler Vorstellungen und Urtheile, in deren vollendeter Einheitlichkeit seine Individualität besteht, deren geschlossener Ring sein praktisches wie sein theoretisches Handeln bestimmt. Alle großen Menschen, alle bedeutenden und eingreifenden Denker und Forscher müssen zu einer klaren Einheit, zur Herrschaft bestimmter Vorstellungen in ihrem Geiste kommen; sie müssen — das folgt aus dem unwiderstehlichen Einheitsdrang der menschlichen Vernunft — zu einer einheitlichen Weltanschauung sich durchringen, welche Zweifel im einzelnen so wenig ausschließt, als die Einsicht, daß diese Weltanschauung nicht ganz auf der Erfahrung ruht. Jede Weltanschauung geht über die ganz gesicherte empirische Erkenntniß hinaus; denn sie gibt Antwort auf die letzten großen Fragen der Menschheit. Es hat nie einen großen Historiker gegeben, der nicht über das Verhältniß der Gottheit zur Menschengeschichte, über Ursprung und Ziel der historischen Entwicklung, über Fortschritt oder Rückschritt und ihre Ursachen, über die großen Tendenzen in den inneren Veränderungen der Staaten, über ihre Wechselwirkung unter einander, über die letzten sittlichen und politischen Fragen eine feste Ueberzeugung gehabt hätte.

Ohne einen solchen festen Punkt müßte sein Gerede in eklektischem, werthlosem Hin- und Herreden verlaufen. Die Ueberzeugung kann enger begrenzt, auf bestimmte Zeiträume und partielle Theile der Entwicklung beschränkt oder weiter greifend universal sein; sie kann in mehr empirischem oder mehr philosophisch constructivem Gewand auftreten. Immer wird sie in ihrem fest begründeten Theil auf dem vorhandenen Bestande des empirisch gesicherten Wissens ruhen, aber darüber hinaus Hypothesen, Ahnungen, Wahrscheinlichkeiten enthalten und so subjectiv gefärbt sein. Sie wird um so werthvoller sein, je umfangreicher das Wissen ist, aus dem sie entstanden, und je höher der ganze Standpunkt des Historikers gegriffen ist. Aber sie wird nie ausschließen, daß spätere Zeiten, andere Richtungen zu einer anderen Weltanschauung und damit zu einer anderen Art der Betrachtung der Erscheinungen, zu einem anderen Urtheil über das Wesentliche der Ursachen und über den Werth der Menschen und der Einrichtungen kommen.

Von diesem Werthurtheil, das bei keinem großen Historiker fehlt, hängt ein guter Theil seiner Wirksamkeit und Bedeutung ab. In diesem Werthurtheil zeigen sich die innersten Vorgänge seines Gemüthslebens wie die letzten Wurzeln seiner Bildung, seiner Begabung, seiner geistigen Größe, zeigt sich die Art, wie sein Genius in seiner Zeit wurzelt, seine Zeit versteht und sie erhebt.

Wir werden also auch Sybel und Treitschke nur verstehen können, wenn wir versuchen, sie nicht nur als Gelehrte und Forscher, sondern auch als Charaktere und Vertreter einer bestimmten Weltanschauung zu begreifen, und wenn wir so zugleich den Punkt finden, um sie selbst in den Zusammenhang des deutschen Geisteslebens und der großen nationalen Ereignisse einzureihen. Das scheint am leichtesten, wenn wir ein Wort über Ranke vorausschicken, um die beiden in ihrem Zusammenhang, wie in ihrem Gegensatz zu ihm zu begreifen.

Ranke's Weltanschauung wurzelte in der weltbürgerlichen Humanität, der romantisch-philosophischen und ästhetischen Stimmung der Zeit, welcher Goethe und Hegel den Stempel aufgedrückt; seine stärkste Ueberzeugung war doch wohl die religiöse. Eusebianisch-augustinische Gedankengänge verbinden sich in ihm mit dem lebendigsten lutherischen Protestantismus. In der deutschen Reformation sieht er, der sonst in solchen Aeußerungen so Vorsichtige, den Finger Gottes; hier glaubt er den Plänen der göttlichen Weltregung zu lauschen. Er beherrscht die ganze Philosophie seiner Zeit, die Literatur der Alten und der Renaissance; und indem er dazu eine unglaubliche Menge neuer, aus den Archiven geholter, auf ihren echten Gehalt zurückgeführter Kenntnisse fügt, möchte er einerseits die Weltgeschichte in ihrer Einheit, das Wechselspiel der romanischen und germanischen Völker vom 15.—18. Jahrhundert in seiner Totalität erkennen — wie er als 33jähriger schreibt: die Entdeckung der unbekannten Weltgeschichte wäre mein größtes Glück — und andrerseits verurtheilt er jede Construction, findet jedes philosophische System unbefriedigend, betont er nüchtern stets wieder die engen Grenzen unsres Wissens, will über die großen Männer, denen er seine ganze Forschung gewidmet, nur schüchtern ein Urtheil wagen. Er verwirft jeden Strich der Zeichnung, den er nicht quellenmäßig belegen kann. Ganz philosophisch angelegt, wird er doch zum Begründer der kritischen Methode, ist ganz realistisch, verfährt ganz empirisch. Er sagte einmal, er wolle zur Erfüllung seines universalhistorischen Zweckes gelangen durch den Weg, den Niebuhr einschlug, und zugleich durch die Tendenz, die Hegel vorschwebte. Nur ein so ganz außerordentlicher Geist konnte so weit auseinander Liegendes in sich vereinigen, konnte auf der einen Seite so klar, voraussetzungslos und nüchtern die

Digitized by Google

politischen Machtentwicklungen und Charaktere zeichnen, auf der anderen so kühn versuchen, die letzten Ursachen alles historischen Geschehens in grandiosen Ideenbildern, Ideenkämpfen wie Ideenevolutionen zusammenzufassen. Er erschien darum dem einen als Mystiker, dem andern als sittlich und politisch Indifferenter Reallst. Es lag in seinem Wesen das höchste Maß von historischer Objectivität, aber aufgebaut auf einer religiös philosophischen, von der Gegenwart abgewandten quietistischen Stimmung. Wie er an keinen geistig sittlichen Fortschritt glaubte, so hat er den Einfluß der großen Männer später immer geringer geschätzt gegenüber den allgemein geistigen Tendenzen und von einer Geschichtschreibung der Gegenwart wenig wissen wollen, weil kein Mitlebender den Standpunkt hoch genug greifen könne. Vollends die Messung der historischen Erscheinungen an den politischen Theorien der Gegenwart erschien ihm als schlechtweg verwerflicher Doctrinarismus.

Das waren Anschauungen, die 1815—1840 entstehen konnten, ja mußten, die aber in dem Geschlecht, das 1830—1860 heranreifte, nicht fortdauern konnten. An die Stelle der weltbürgerlichen Humanität trat deutscher Patriotismus, an die Stelle einer philosophisch-ästhetischen eine politisch-verfassungsgeschichtliche Atmosphäre, an die Stelle einer Empirie, die nur den Zusammenhang der Ereignisse und der Ideen untersucht, eine solche, welche Recht, Verfassung, Kunst, Literatur, sociale Zustände und Verwaltungseinrichtungen ebenso ergreifen will. Nicht mehr Abwendung von der Gegenwart, sondern Leben in ihr und Wirken auf sie mußte die Losung der jüngeren Generation werden. Auch die, welche wie Duncker und Droysen noch ganz mit der Philosophie begannen, wendeten sich bald der realistischen Erfassung der historischen Thatsachen zu. Dahlmanns energischer patriotischer Charakter wurde das Vorbild für die besten Köpfe und die edelsten Gemüther. Deutschland mußte eine ganze Schule politisch-nationaler Historiker erhalten, die in Duncker, Droysen, Häusser, Sybel und Treitschke ihre Führer und Höhepunkte hatte.

Heinrich v. Sybel war 1817 geboren; er stammte aus gebildeter, wohlhabender Familie; väterlicherseits aus Soest, wo seine Ahnen wahrnehmbar als Patricier seit dem 15. Jahrhundert lebten, um später zum Pfarrerberuf überzugehen, während sein Vater ein angesehener Jurist von starkem Selbstgefühl war; mütterlicherseits aus Elberfelder Fabricanten- und Kaufmannskreisen. Er kam 1834 nach Berlin, um Geschichte und Jura zu studiren, als eben das gebildete rheinische Bürgerthum in Hansemanns Schrift „Frankreich und Preußen 1833" die altväterische Berliner Bureaukratie belehrt hatte, daß die rheinisch-constitutionellen Ideen Einfluß im Staate begehrten. Die Hansemann, von der Heydt, Kamphausen, Mevissen, die von nun an über ein Menschenalter die Spuren ihrer Wirksamkeit dem preußischen Staate aufdrückten, waren die Freunde seines Vaters auf den rheinischen Landtagen und wurden bald seine eigenen. Wenn man sagen kann, die Auseinandersetzung zwischen den rheinisch-liberalen Ideen und den altpreußischen aristokratisch-feudalen habe die innere Geschichte des preußischen Staates 1830—1870 beherrscht, so wird man auch behaupten dürfen, Heinrich v. Sybel sei der wissenschaftliche Vorkämpfer dieses rheinischen maßvollen, etwas kaufmännisch-aristokratisch gefärbten Constitutionalismus geworden.

Zunächst ging er durch die Schule von Ranke und Savigny. Der letztere gab ihm, wie er selbst sagt, „jenes volle Quantum juristischer Bildung, das die unerläßliche Bedingung für die Erkenntniß und Darstellung politischer Geschichte ist"; in den umfangreichen juristischen Studien vollendete sich seine rationelle Verständigkeit, seine logische Klarheit und dialektische Gewandtheit. Noch größeren Einfluß aber gewann doch Ranke; von ihm übernahm er die streng kritische wissenschaftliche Methode, den Sinn für universale Bildung, die Abneigung gegen das historische Specialistenthum; wie Ranke hat er gleichmäßig in antiker, mittelalterlicher und neuer Geschichte gearbeitet; er theilt mit ihm die idealistische Grundstimmung, die reinen sittlichen Empfindungen. Und doch stand der kunst- und scharfsinnige, bei aller Gemüthsweichheit schlagfertige und kampflustige junge Rheinländer seinem thüringischen, tiefsinnig contemplativen Lehrer von Anfang an als eine gänzlich andere Natur gegenüber. Niebuhr und Burke hatten als Charaktere und politische Köpfe eigentlich tieferen Eindruck auf ihn gemacht. Sybel hatte ein ganz anderes Bedürfniß, die Dinge realistisch zu fassen, den Mechanismus des Verfassungs- und Wirthschaftslebens zu verstehen. „Uebel war es," sagt er selbst von seiner Studienzeit, „daß ich nicht gleichen Fleiß, wie auf die juristischen Studien, auf die Philosophie verwandte"; er gesteht, daß er Hegel nicht recht habe bewältigen können. Die letzten und großen Fragen der Philosophie sind ihm stets fern geblieben; ja er hatte eine förmliche Abneigung gegen alles Speculative, wie es doch in Ranke immer wieder durchbricht. Religiös nicht indifferent, war er neben Ranke doch das heitere, lebensfreudige, in der sonnigen Helle rheinischer Kunst und Lebenslust erwachsene Weltkind, dem Pfaffengezänk, Glaubensdruck und weltliche Priesterherrschaft zeitlebens das Unerträglichste dünkte.

Es will mir scheinen, man fasse sein geistiges Wesen am richtigsten so zusammen: eine erstaunliche Dosis gesunden Menschenverstandes, eine scharfe, durchdringende Menschenkenntniß, ein förmlicher Spürsinn für alle Feinheit diplomatischer Verschlingungen und complicirter politischer Vorgänge, ein freier, klarer Blick für das Große und das Kleine der menschlichen Dinge, unbestechliche Wahrheitsliebe, kampflustige Schärfe und feine Ironie, vornehme Urbanität, Glück und Geschick in der eigenen Lebensführung, im Haus und auf dem Katheder, in den Geschäften und in der Politik: so war Heinrich v. Sybel. Von Haus aus mehr gesetzt als lebhaft, ursprünglich kein geborener Redner, im Stil stets einfach, zurückhaltend, meist einer leidenschaftslosen Ruhe befliſſen, ist er doch durch Fleiß und Selbstzucht, durch angeborenes feines Gefühl und künstlerische Phantasie der feinste und klarste historische Erzähler, einer der glücklichsten akademischen Lehrer und politischen Redner geworden. Politisches Interesse und Patriotismus haben ihn immer wieder der Wissenschaft zu entführen gesucht; ein freundliches Geschick hat ihn immer wieder der schriftstellerisch-historischen Thätigkeit zurückgegeben. Nur hat er seine Aufgaben immer mehr der Gegenwart und ihren großen politischen Interessen angepaßt.

Es ist erstaunlich, zu sehen, wie er in seinen jungen Jahren, ja bis in die Tage des Culturkampfes, jeden Moment bereit ist, in den öffentlichen Kampf der Geister einzutreten, unbarmherzig alles, was ihm dunkel, mystisch, unklar dünkt, zu bekämpfen, in scharfer Polemik dem Gegner zu Leibe zu gehen. Klingen doch schon die Thesen, die er seiner Doctordissertation anhängt, halb wie kampflustige Ironie gegen seinen Meister. Er erklärt, man müsse Geschichte „cum ira et studio" schreiben; Personen, nicht Einrichtungen, bestimmten die Geschicke der Völker. Seine erste große wissenschaftliche Schrift über den ersten Kreuzzug will den romantischen Nimbus, den die Sage und Legende um Peter von Amiens und Gottfried von Bouillon gewunden, zerstören. Eine „bissige" Kritik Schlossers, wie er sie selbst nennt, will den philisterhaften Moralisten treffen; da sie Eichhorn gefällt, verschafft sie ihm die außerordentliche Professur. Mit der Schrift über den heiligen Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen

ungenähten Röcke (1844) will er der damaligen Agitation der Ultramontanen und der ganzen mittelalterlichen Weltanschauung entgegentreten, wie bald darauf mit der Broschüre über die politischen Parteien im Rheinlande (1847). Und indem er nun in mehrjähriger Arbeit seine mittelalterlichen Verfassungsstudien in der Schrift über die Entstehung des deutschen Königthums zusammenfaßt, so ist auch hier die Polemik nicht zu verkennen; sie ist gegen die romantische Deutschthümelei gerichtet, die die alte germanische Verfassung statt aus der realen Erkenntniß wirthschaftlicher und socialer Zustände aus einem bevorzugten germanischen Volksgeist ableiten, nicht anerkennen will, welch große Wirkungen das römische Staatswesen auf das spätere germanische Königthum geübt habe.

Auch in Marburg und München bleibt er im Vordertreffen der politischen Kämpfe und Aspirationen. Er sagt dem ihm so freundlich gesinnten König Maximilian, daß die von ihm ins Auge gefaßte politische Triasidee ein Unsinn sei, und in fast unhistorischer Identificirung der alten deutschen Kaiserzüge nach Italien mit den Tendenzen habsburgischer Hauspolitik erklärt er den für deutsches Kaiserthum schwärmenden Bajuwaren, daß diese ritterlichen Züge nach Italien falsch, weil nicht national, sondern auf Weltherrschaft gerichtet gewesen seien. Und nach Bonn zurückgekehrt theilt er viele Jahre hindurch seine Zeit zwischen Wissenschaft und Politik, nicht ohne zeitweise dem Parteipolitiker die Herrschaft über den wissenschaftlichen Denker einzuräumen. Von seiner Oppositionsthätigkeit in den Jahren 1862—1864 hat er später selbst ähnlich gedacht, wie seine meisten wissenschaftlichen Freunde schon damals. Er sollte und wollte im Januar 1864 für die Mehrheit des Abgeordnetenhauses dem Ministerium Bismarck die 12 Millionen Thaler zum Krieg gegen Dänemark verweigern; daran hinderte ihn ein Diphtherieanfall. Er verzeichnet selbst später das Ereigniß mit den Worten: „der Himmel war so gnädig, mich an weiterer Blamage zu hindern". Der Ausspruch ehrt ihn nur, denn er zeigt seine Wahrheitsliebe und seine Fähigkeit zur Selbstkritik. Im ganzen aber dürfen wir auch von seiner politischen Thätigkeit sagen, daß sie durch Tact, Lebensklugheit, diplomatische Gewandtheit wie durch großen Blick und weites historisches Urtheil sich auszeichnete. Es waren dieselben Eigenschaften, die ihn zum Archivleiter, Herausgeber der historischen Zeitschrift, zum Organisator so vieler wissenschaftlicher Unternehmungen und Editionen großen Stils besonders befähigten.

Aber so vieles er so praktisch und politisch leistete, wir feiern ihn heute hier nicht wegen dieser Verdienste, sondern als Gelehrten. Für uns ist er in erster Linie der Verfasser der Geschichte des Revolutionszeitalters und der Begründung des Deutschen Reiches. In diesen Werken, besonders im ersteren, liegt seine eigentliche Lebensarbeit, seine Größe und sein wissenschaftliches Verdienst.

Die Begründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm enthält die Geschichte der preußisch-deutschen auswärtigen Politik von 1858 bis zum Ausbruch des Krieges von 1870 in sieben Bänden; an der Fertigstellung hat der Tod den Verfasser gehindert. Die deutsche Nation kann dem Verfasser nicht dankbar genug sein, daß er ihr diese musterhafte Darstellung nach den preußischen Acten geliefert hat; persönliche Erlebnisse und Eigenschaften wie amtliche Stellung befähigten ihn wie keinen anderen zu dieser großen Leistung. Viele Theile des Werkes, wie die Schilderung des Feldzuges von 1866 und der Bismarck'schen Staatskunst von 1863 bis 1866 werden für alle Zeiten zu den Perlen der historischen Literatur zählen. Wir werden, ähnlich wie in Bezug auf Ranke's Weltgeschichte, immer wieder bewundernd ausrufen müssen: welche Kraft, die nach dem 70. Jahre Derartiges vollenden konnte! Aber die Bedeutung seines anderen Hauptwerkes kann das Buch doch nicht beanspruchen. Die innere Politik Deutschlands wird in demselben nur da und dort gestreift; das Ganze ist mehr nur eine äußere Erzählung, als eine Herleitung aus den innersten bewegenden Kräften; das Urtheil ist zurückhaltender, die Darstellung noch glatter als in seinen früheren Werken; sie muß über vieles weggleiten, redet sie doch von den lebenden und regierenden Personen der Gegenwart und des eigenen Staates. Ohne Sybels Kunst und Discretion wäre das Buch gar nicht möglich gewesen. Aber unüberwindliche Schranken lagen hier auch für den freiesten Geist und den geschicktesten Historiker vor. Ueber vieles wird erst die Zukunft und die Eröffnung der fremden Archive volle Aufklärung bringen. Auch das Urtheil über die handelnden Personen wird anders werden, selbst über Bismarck, den Sybel ja voll anerkennt und bewundert, über dessen Conflicte mit dem König und dem Hof er aber nichts sagt. Selbst von befreundeter Seite äußerte man, in seiner Darstellung komme der Löwe nicht zum Ausdruck: von anderer Seite meinte man gar, er habe aus einer Tiger- eine zahme Hauskatze gemacht. Auch darin lag eine Schranke, daß der 70jährige die Erreichung seiner politischen Lebensideale erzählt; wer in dieser Lage ist, kann für die neuen gährenden Elemente der nachdrängenden Zukunft kein volles Verständniß haben.

In welch anderer Lage war da Sybel dem Revolutions-Zeitalter gegenüber! Die volle Kraft seiner besten Jahre hat er dieser Aufgabe gewidmet. Er stand diesem größten politischen Ereigniß der neueren europäischen Geschichte mit der vollen Theilnahme des Mannes gegenüber, der noch unter seinen Nachwirkungen lebt, aber andrerseits hatte er die volle Unbefangenheit des Deutschen und des Forschers, der durch 60—100 Jahre von dem abgelaufenen Zeitalter getrennt ist. Er war zu dem Ergreifen dieses Themas auch durch einen praktisch-politischen Anlaß gekommen; es waren 1848—1850 wieder communistische Ideen aufgetaucht. Sybel wollte das Fiasco derselben in der französischen Revolution den Zeitgenossen vorführen. Aber seine Studien führten ihn weiter; er durchsuchte die europäischen Archive und die Zeitungen und Broschüren jener Tage; seine kritische Methode nöthigte ihn, immer weiter ins Einzelne einzudringen, den Gegenstand von allen Seiten zu fassen. So wurde aus der beabsichtigten Broschüre ein großes erst dreibändiges Werk, das die sechs Jahre 1789—1795, später ein fünfbändiges, das 11 Jahre, 1789—1800, behandelte. Fast 30 Jahre seines Lebens 1850—1880 hat er dieser im ganzen kurzen Epoche gewidmet. Immer wieder hat er neue Archivalien herangezogen, seine Darstellung revidirt, in Streitschriften mit den Gegnern vertheidigt. Aber was hat er auch damit erreicht! Die anerkannt erste ganz wahrheitsgetreue Berichterstattung über die Revolution, die Zerstörung aller der Legenden und politisch-tendenziösen Erzählungen, die hauptsächlich in Frankreich bisher geherrscht hatten. Eine Darstellung, die nicht bloß auf Grund einiger Gesandtschaftsberichte, wie es Ranke liebte, in wenigen großen Strichen ein neues Bild gab, sondern die Schritt für Schritt durch Einzeluntersuchung und Heranziehung eines fast unübersehbaren Materials die ganze innere und äußere, die wirthschaftliche, sociale, administrative, finanzielle und Verfassungsgeschichte Frankreichs nebst allen Beziehungen zum Auslande und den kriegerischen Ereignissen gibt; aber er beschränkt sich als echt Ranke'scher Schüler nicht bloß auf die directen Beziehungen Frankreichs zu dem Ausland; er erkennt, daß man die französische Revolution nicht bloß aus sich, sondern ebenso aus den gesammten Beziehungen und Spannungen Frankreichs zum übrigen Europa ver-

stehen lernen muß. Und so verknüpft er in äußerst geschickter Gruppirung des Stoffes die französische Geschichte mit der Schilderung der ganzen damaligen europäischen Staatenwelt. Er führt uns diese Staaten in groß gehaltenen Umrissen, ihre Fürsten und Staatsmänner, ihre politischen Tendenzen vor. Wir sehen den Zusammenhang der französischen und der russischen Kriegsabsichten, wir begreifen so, wie der Untergang des französischen Feudalstaats und die Revolution mit der Auflösung des Deutschen Reiches und der Zertheilung Polens zusammenhängt, wie es sich um einen großen einheitlichen europäischen Zersetzungsproceß handelt; es liegt in der Aufdeckung dieser Zusammenhänge die eigenartigste Leistung Sybels.

Und wenn die damaligen politischen Vorstellungen und Neigungen Sybels in das große monumentale Werk naturgemäß mit eindrangen, wenn wir seine socialen und volkswirthschaftlichen Urtheile heute nicht mehr ganz theilen, wenn wir heute fordern würden, daß das Urtheil sich ebenso sehr auf einer Vergleichung von 1700 und 1790, wie auf einer solchen von 1790 und 1850 aufbaue, wenn die heutige Forschung bereits die Schuld der einzelnen mitwirkenden Personen und Parteien wieder etwas anders beurtheilt, so thut das doch der Größe des Werkes keinen Eintrag. Sybels Revolutionszeitalter bleibt ein epochemachendes Werk nach Form und Inhalt. Seit der erste Band erschienen ist, sind 41 Jahre verflossen. Kein anderes großes deutsches Werk über neuere Geschichte hat es nach allen Seiten hin übertroffen: nur Treitschke's deutsche Geschichte ist in der Darstellung glänzender, in der Wirkung bedeutungsvoller. Die ganze seitherige Forschung und Geschichtschreibung über das Revolutionszeitalter ruht auf Sybel, knüpft an ihn an, auch in Frankreich. Taine's berühmtes Buch über die Entstehung des neuen Frankreich läßt sich eigentlich mit Sybel nicht vergleichen; denn dieser will als Historiker den geschichtlichen Verlauf erzählen, jener will eine politische und sociale Psychologie, eine sociologische Schilderung der Zustände und Einrichtungen jener Tage geben. Dabei bleibt Sybel stets ruhiger Berichterstatter, Taine schildert viel anschaulicher, bewegter, drastischer, mit französischer Beredsamkeit und mit französischem Geist. Im Grunde aber sind sie in den Ergebnissen eins und Taine ist der, welcher aus Sybel gelernt hat. Ja man könnte sagen, die Grundzüge seines politischen Urtheils habe er aus Sybel entnommen. Denn das ist ja doch auch bei Sybel der springende Punkt, der rothe Faden, der durch alles hindurchgeht: er will zeigen, wohin der Radicalismus, die Volkssouveränetät, die Rousseau'schen und communistischen Staatstheorien praktisch führen; er will stets zugleich beweisen, daß eine freie Staatsverfassung mit Erhaltung einer geordneten Staatsgewalt möglich sei. Und weil er nicht bloß Historiker, sondern zugleich Politiker, Finanz-, Verfassungstheoretiker und Jurist ist, wußte er die rechten Fragen zum erstenmal gegenüber diesem größten politischen Stoffe der neueren Zeit zu stellen und Antworten zu geben, die für seine Zeit einen außerordentlichen Fortschritt bedeuteten.

Es ist das der Punkt, wo wir sehen, wie eng sein größtes Lebenswerk — freilich auch viele seiner kleinen schönen Aufsätze, auf die wir hier leider nicht eingehen können — mit seinen politischen Grundprincipien und seiner Weltanschauung und diese mit seiner Methode und seiner Persönlichkeit zusammenhingen.

Mit seinem optimistischen Idealismus und seiner klaren Verständigkeit war sein fester Glaube an die kritische Methode und an jenen maßvollen Liberalismus gegeben, der von starkem Staatsgefühl und Patriotismus getragen ist. Mit der kritischen Quellenprüfung nach Niebuhrs und Ranke's Vorbild und mit seiner Kenntniß der Politik glaubte er die vollen Gesetze des historischen Wissens zu besitzen, nicht bloß den Schlüssel zu haben, um descriptiv die historischen Vorgänge wahrheitsgetreu zu schildern, sondern auch, um ihren inneren Zusammenhang, ihre causale Verknüpfung ohne Rest zu verstehen. Sein politischer, kirchlicher, socialer Standpunkt war ihm nur denkbar als Consequenz der rechten Methode; seine Urtheile von diesem Standpunkt aus schienen ihm so sicher, wie die unumstößlichen Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung. Alle ältere Betrachtungsweise, selbst die Ranke'sche, verurtheilt er. Fast hart spricht er 1856 von der vornehmen Neutralität, die ohne Rettung seelenlos oder affectirt werde, die nie zu der Fülle, der Wärme und der Freiheit der wahren Natur sich zu erheben vermöge. Er jubelt, daß es mit der weltbürgerlichen Ruhe, die einst Johannes v. Müller zur Mode gemacht habe, nun in der deutschen Geschichtschreibung für immer vorbei sei und es nur noch religiöse und atheistische, protestantische und katholische, liberale und conservative, aber keine objectiven unparteiischen, blut- und nervenlosen Historiker mehr gebe. Aber er fügt in dieser merkwürdigen Rede „über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung" gleich bei, daß er diese verschiedenen Richtungen nicht für gleichwerthig halte. Nur die ist ihm die wahre, welche die großen politischen Gegensätze in sich ausgeglichen habe; die liberale, soweit sie die radicalen Elemente ausgestoßen, die conservative, soweit sie liberal geworden. Er ruft: die großen Historiker, Mommsen und Duncker, Waitz und Giesebrecht, Droysen und Häusser, gehören alle diesem Centrum an; was weiter rechts und weiter links steht, was die extremen Parteien daneben neuerlich geleistet haben, kommt „nach wissenschaftlichem Werth" gar nicht in Betracht. Und in ähnlicher Weise verkündet er in dem Vorwort zur historischen Zeitschrift 1859, sie solle die wahre Methode historischer Forschung vertreten, nicht antiquarisch und nicht politisch sein. Aber aus der geschichtlichen Betrachtung, aus der Erkenntniß der sittlichen Gesetze und dem Wesen der Entwicklung der Staats- und Culturformen folgert er, daß ihr politisches Urtheil bekämpfen müsse „den Feudalismus, welcher dem fortschreitenden Leben abgestorbene Formen aufnöthige, den Radicalismus, welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Verlaufs setze, den Ultramontanismus, welcher die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußeren Kirche unterwerfe".

Ich möchte mich methodologisch mit all diesen Sätzen keineswegs identificiren. Sie scheinen mir die Grenzen zwischen gesichertem empirischen Wissen und dem aus einer bestimmten Weltanschauung folgenden Urtheil, den mit Hülfe einer solchen versuchten großen Conceptionen ganz zu verkennen. Aber ich gebe Sybel Recht, daß 1840 bis 1880 die von ihm und den genannten Historikern vertretene Weltanschauung die wissenschaftlich und sittlich höchststehende, und darum kräftigste, siegreiche, berechtigtste war. Und Sybels große Bedeutung liegt mit darin, daß er von diesem Standpunkt aus Geschichte schrieb und Werthurtheile abgab, daß er damit den Schritt von der bloß descriptiven Wissenschaft zur causal erklärenden, zu der die großen Zusammenhänge aufhellenden in seiner Art vollzog. In dem Dienste des großen Problems, wie in der modernen Großstaatsbildung die Befreiung des Individuums verträglich sei mit einer festen, großen, starken, nationalen Regierung, hat Sybel gleichsam stets gestanden; er wollte es durch empirische zuverlässige Untersuchung fördern, von dieser Einzeluntersuchung aus zu allgemeinen Wahrheiten kommen. Nicht darauf, ob er dabei in jedem einzelnen Punkt mit seinen Generalisirungen das Richtige getroffen, kommt es an, sondern darauf, daß Sybel nach seiner Natur und seiner Zeit sich als Historiker keine größere Aufgabe

Digitized by Google

stellen konnte und daß er bei der Beantwortung des großen Problems auf das rechte Ziel gerichtet war. Nicht umsonst sagte Ranke von ihm, wohl im Gegensatz zu anderen seiner Schüler, er sei stets auf dem rechten Wege, auf dem Boden der richtigen Methode geblieben.

Er würde das wohl von Treitschke nicht behauptet haben, wiewohl er seine Größe noch erlebte und mit wachsendem Beifall doch seine deutsche Geschichte in sich aufnahm.

Mittheilungen und Nachrichten.

M.Gr. Ausführliches Lehrbuch der bayerischen Geschichte von Friedrich Spälter. Regensburg. Verlag von W. Munweeling 1895. — I. Vorzeit und Mittelalter. Der Geschichtsunterricht gewinnt erst sowohl für den Lehrenden als auch für den Lernenden eine anziehende Gestalt, wenn statt der gedrängten Uebersicht, welche sich nur an äußere Angabe der Zeit und der Namen hält, eine den ursprünglichen Zusammenhang der Ereignisse betonende Darstellung zu Grunde gelegt wird. Natürlich kann dabei von der Ausführlichkeit, die ein eigentliches Geschichtswerk darbietet, nicht die Rede sein, sondern nur nun einer breiteren Darstellung der wichtigsten Thatsachen und der besonderen Anlässe, die sie herbeigeführt haben. Wie beim einzelnen Menschen aber dessen Erlebnisse und Schicksale von dem angeborenen Charakter und seiner Erziehung mehrentheils bestimmt werden, so auch bei den Völkern selbst, daher den auf Abstammung und Herkunft derselben Licht werfenden Ueberlieferungen größerer Raum gebührt, ebenso wie dem nach den Epochen verschiedenen Bild ihrer Cultur, ohne welches der Reiz alles geschichtlichen Wissens ohnehin verloren ginge. Ein Lehrbuch der Geschichte wird daher so beschaffen sein müssen, daß es zugleich auch als Lesebuch gelten kann, aus dem der reifere Schüler durch das gleiche Hülfsmittel wie der vortragende Lehrer selbst Belehrung und überdies auch Anregung zu eingehenderen Studien schöpft. Dadurch wird aber auch sein Gebrauch andererseits eingeschränkt, weil sich nicht Urtheile und auch keine malenden Schilderungen, sondern nur knappe Berichte dem Gedächtnisse einprägen und sich zur Bewahrung in demselben auch sonst eignen. Wenn aber solcherart die ursprüngliche Bestimmung eines solchen „ausführlichen Lehrbuches" für die Schule nicht in dem wünschenswerthen Maß sich erfüllen kann, so dünkt uns sein Werth dadurch nicht im mindesten verringert, und besonders heutzutage nicht, wo es der Lernenden nicht bloß in den Schulen gibt, sondern auch unter den Erwachsenen, so nicht selten schon Betagten in allen Berufsclassen, wie das Zuströmen von Hörern gelegentlich jedes öffentlichen Vortrages in großen wie kleinen Städten beweist. Für solche Kreise aber, die auf selbständiges Denken Anspruch machen und sich auch nicht bloß zu vorübergehendem Zweck, wie zu dem einer Prüfung, mit einem Wissenszweige näher bekannt machen wollen, kann ein solches kleines Geschichtswerk Lehrbuch in buchstäblichem Sinn des Wortes werden, wenn ihm die Gründlichkeit und der anregende Geist des Verfassers bei leichtfaßlicher Darstellung Leser zu werben im Stande ist. Dies möchten wir aber nun der vorliegenden Schrift behaupten, welche in ihrem bisher erschienenen ersten Theil die Geschichte Bayerns von seinen Anfängen bis zu der seitdem nicht mehr verlassenen Staatsordnung des im Jahre 1506 verkündeten Erstgeburtsrechtes enthält; der zweite Theil wird in Bälde nachfolgen. Der Gedanke, welcher dieses heimische Geschichtsbuch überall und kräftig durchdringt, ist der Nachweis der großen politischen Bedeutung, die Bayern im nationalen Leben der Deutschen jederzeit gehabt hat, und hiedurch ist dasselbe zu einer den edelsten Patriotismus erweckenden Wirkung befähigt. Unter einem solchen Gesichtspunkte verfaßt, gewährt auch die ab und zu mehr in das Einzelne der Stammesgeschichte gehende Erzählung gleichwohl einen unser Gefühl anregenden Genuß, und mit dem wißbegierigen Leser folgen wir gern der fruchtbaren Betrachtung, „welch ein gewaltiger Fortschritt von dem Sonderleben germanischer Ansiedler bis zur Schaffung eines untheilbaren Staates, von dem mittelalterlichen Krieg aller gegen alle bis zum ewigen Landfrieden stattgefunden hat".

H. Z. Die „Anatolischen Skizzen" des jungen Archäologen Dr. Alfred Körte (Berlin, Springer 1896. 8. 90 S.) sind während eines zweijährigen Aufenthalts (1894 u. 1895) des Verfassers in Kleinasien entstanden und mit wenigen Ausnahmen bereits in der „Täglichen Rundschau" erschienen. Bleibenden Werth behalten sie durch ihre gründlich orientirenden Winke für jeden Reisenden und ein gewisses Aufsehen erregen sie durch die scharfen, oder offenbar gewissenhaften politischen und ethnographischen Urtheile des scharfblickenden Menschenkenners. Es gehörte wirklich eine längere Beobachtung und vor allem die Kenntniß der Landessprache dazu, wie sie dem Verfasser zu Gebote stand, um die innere Vornehmheit des türkischen Volkes und die frische ritterliche Lebenslust der Tscherkessen ganz zu verstehen. Man lernt das türkische Volk eben nicht in Konstantinopel kennen, wo der Zusammenfluß der verschiedenartigsten Elemente und der noch von der Byzantiner Zeit her unausrottbar fest eingenistete Schwamm der Verderbniß die Reinheit seines Blutes und die Tüchtigkeit seines Charakters in gleicher Weise verdorben haben, aber fast jeder, der in den Provinzen mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt die Türken achten und lieben, die Griechen dagegen geringschätzen, die Armenier hassen und verachten! Hart klingt uns, wenn auch nicht vereinzelt, dieses Urtheil des Reisenden über die Griechen, aber geradezu vernichtend sein Verdammungsurtheil über den Charakter der Armenier, womit er zwar nicht die Vorgänge in Bitlis vertheidigen, aber die Greuel dafür angeben will, daß die Armenier den tiefsinneren Groll der Mohammedaner selbst verschuldet haben, der sich in so furchtbarer Weise Luft machte. In elf inhaltreichen Capiteln führt uns der sprach- und wegekundige Alterthumsforscher auf der „deutschen" Eisenbahn von Haidar-Pascha nach Angora, von Eskischehr nach Kutaja, der Heimath der berühmten seldschukischen Fayencen, auf einem nicht ungefährlichen Ausflug zu den Meerschaumgruben bei Eskischehr, schildert mit der Begeisterung des Kunsthistorikers die Seldschukenbauten von Eskischehr, Afiun Karahissar, Konia und des Sultan-han Alaeddins in der Salzwüste, entwirft eine reizvolle Idylle des Badelebens an den heißen Quellen der „Phrygia salutaris", besonders in Ilidschahamam und würzt zum Schlusse den phrygischen Marmorbrüchen des Barons v. Swieter bei dem antiken Dokimeion schon um deßwillen den größten Erfolg, weil der schöne körnige Marmor von Synnada den zuckerartigen von Caesarea weit übertreffe, ganz abgesehen davon, daß der junge hulduldsche Baron sich das Vertrauen der Türken und übrigen Mohammedaner durch seine Umsicht und Arbeiterfreundlichkeit in einem für den Orient ungewöhnlichen Maße erworben habe. Die seldschukischen Baudenkmale in Kleinasien hat erst jüngst Edmund Naumann, der Begleiter Körte's, in der „Süddeutschen Bauzeitung" ausführlich behandelt und in mustergültigen Bildern erläutert, und Körte fügt mit Recht hinzu, daß, was jetzt im Innern Anatoliens an Menschenwerk Großes und Imposantes bestehe, mit sehr wenigen Ausnahmen von den Seldschuken geschaffen sei; mit Unrecht aber scheint er wir aus den vereinzelten Bauwerken von Isnik (Nicäa) und Brussa zu folgern, wie wohlbefähigt der kräftige Türkenstamm war, im Geiste der Seldschuken in Kleinasien weiter zu wirken, denn die ganze Folgezeit wird ihm darin Unrecht geben. Großes werden ja die jetzt ins Leben tretenden Eisenbahnen durch deutsche Kraft hervorbringen, Erfreuliches vielleicht auch die aufblühenden Colonien der „Muhadjirs", d. h. der aus Europa eingewanderten Mohammedaner; aber Capitel 5 über die Cholera in Eskischehr und 6 über die Quarantäne von Indjil werfen so tiefe Schlagschatten auf die sanitären Maßnahmen der Osmanen, daß sein günstiges Urtheil über die nationalen Bestrebungen der Türken in Anatolien für uns erheblich herabgestimmt wird.

* An sämmtlichen deutschen Universitäten sind nach einer Berechnung der „Frkf. Ztg." im laufenden Sommerhalbjahr 2192 Ausländer immatriculirt, gegen 2287 im vorigen Winter und 2424 im vorjährigen Summer; es ist die höchste Zahl, die bisher in einem Sommersemester zu verzeichnen war. Von diesen Ausländern sind 595 für Philosophie, Philologie und Geschichte und 444 für Mathematik und Naturwissenschaften eingeschrieben, 488 sind Mediciner, 261 Juristen, 148 evangelische Theologen, 126 Studirende der Landwirthschaft, 74 Cameralisten, je 24 katholische Theologen und Pharmaceuten, endlich 8 Studirende der Zahnheilkunde. Der Heimath nach kommen 1665 aus europäischen und 527 aus außereuropäischen Ländern. Unter den ersteren sind wie 513 Russen, 316 Studirende aus Oesterreich-Ungarn, 283 Schweizer, 139 Engländer, 96 Bulgaren, 56 Franzosen, 44 Niederländer, 34 Italiener, 31 Schweden und Norweger, 28 Luxemburger, 25 Rumänen, 24 Türken, 23 Serben, 21 Griechen, 12 Belgier, 9 Dänen, 6 Spanier, 2 Portugiesen und je 1 Liechtensteiner und Montenegriner. Von den übrigen Ausländern kommen 452 allein aus Amerika, 56 aus Asien, 15 aus Afrika und 4 aus Australien.

Digitized by Google

⊙ **Freiburg i. B.** Die Berufungen von Lehrkräften hiesiger Hochschule nach auswärts folgen sich rasch. Kaum hat Prof. Gothein den Ruf nach Bonn angenommen, so erhält der Professor für neuere Geschichte Busch einen solchen nach Tübingen. Ueber die Nachfolgerschaft von Riehl, Stadtrikto und Schulte ist noch nichts entschieden. Für des letzteren Stelle hält die Regierung aus politischen Rücksichten entgegen den Vorschlägen der Facultät an Pastor in Innsbruck fest, obwohl demselben badische Geschichte und Hülfswissenschaften als Lehrfächer fern liegen. Der katholische Philosoph der theologischen Facultät Prof. Braig, dessen Vorlesungen nach Mittheilung des Cultusministers Nokk im Landtag als Philosophica gezählt werden, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. Ebenso der junge Nationalökonom Prof. Schulze-Gäevernitz. Im Zusammenhange damit wird der Professor der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft Max Weber in die juristische Facultät übertreten.

* **Straßburg.** Die philosophische Facultät hat das zur Förderung junger Gelehrter bei geographischen oder historischen Studien bestimmte große Engelmann-Stipendium im Betrage von 2500 M. dem wissenschaftlichen Hülfslehrer Dr. W. Voller hierselbst verliehen.

-p- **Weimar**, 30. Juni. Wie bereits telegraphisch gemeldet, wurde heute hier in Anwesenheit des großherzogl. Paares, der Frau Erbgroßherzogin und der Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft abgehalten. In Vertretung des am Erscheinen verhinderten Präsidenten Dr. v. Simson eröffnete Geh. Hofroth Dr. Ruland die 11. Generalversammlung, welcher auch den Jahresbericht erstattete. Als Hauptthätigkeit der Goethe-Gesellschaft im verflossenen Jahre bezeichnete derselbe die rege Theilnahme an der hochherzigen Schöpfung der Frau Großherzogin, dem Goethe- und Schiller-Archiv. Die Gesellschaft ist auch betheiligt an dem Erscheint der Originalbriefe Goethe's an Charlotte v. Stein an das Archiv. In diesem Jahre sollen die künstlerischen Beziehungen von Goethe Berücksichtigung finden. Durch Dr. Max Friedländer soll gewissermaßen ein Heft für Goethe'sche Hausmusik hergestellt werden, worin Goethe's Gedichte mit den verschiedenen Compositionen Aufnahme finden sollen. Der von Professor Dr. Burdach aus Halle gehaltene Festvortrag über „Goethe's Westöstlichen Diwan" wird demnächst im Jahrbuch veröffentlicht werden. Der Cassenbericht wurde von Commercienrath Dr. Moritz erstattet. Am 31. Dezember 1895 zählte die Goethe-Gesellschaft an Mitgliedern 2693 Personen, darunter 29 auf Lebenszeit und 103 englische Mitglieder. Das Vermögen der Gesellschaft, 60,748 M. betragend, ist in Werthpapieren bei der großherzogl. Hofhauptcasse deponirt. Der verstorbene Balthasar Eitschert in Budapest vermachte der Gesellschaft ein Legat. Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin überwies eine Geldsumme. Die Gesammteinnahme in den verflossenen 10 Jahren betrug 378,269 M., die Gesammtausgabe 345,953 M. Es wurden noch Mittheilungen über die im Auftrage der Frau Großherzogin erscheinende Ausgabe von Goethe's Werken gemacht. Seitens der Professoren Dr. Lorenz und Dr. Michels in Jena ist angeregt worden, zu den Goethe-Werken ein vollständiges Register anfertigen zu lassen; die Berücksichtigung dieser Anregung ist dem Geh. Hofrath Dr. Suphan empfohlen worden.

* **Leipzig.** Prof. Dr. Erich Marcks hat einen Ruf nach Tübingen an Dietrich Schäfers Stelle abgelehnt.

* **Breslau.** Der außerordentliche Professor für Landwirthschaft Dr. v. Rümker hat einen Ruf an die Universität Leipzig erhalten.

* **Wien.** Prof. Karl Wilhelm, Extraordinarius der Botanik an der Hochschule für Bodencultur, ist zum Ordinarius ernannt worden.

* **Prag.** Prof. Dr. Thomas Masaryk, Extraordinarius der Philosophie an der böhmischen Universität, ward zum Ordinarius, der Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur an der deutschen Universität Dr. Adolf Hauffen zum außerordentlichen Professor befördert.

* **Bern**, 1. Juli. Der 18. Congreß der Association littéraire et artistique internationale wird vom 22. bis 29. August in Bern abgehalten werden. Die Verhandlungen über den Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthums werden im Hause des Bundesraths stattfinden.

* **Paris.** Der „Correspondant" veröffentlicht eine Sammlung von Briefen, welche Guizot während eines Zeitraums von 45 Jahren an eine Freundin, die Gattin des Akademikers Lenormant, eine Nichte der Frau Récamier, gerichtet hat. Die Sammlung beginnt mit einigen kurzen Zetteln, die der Minister Ludwig Philipps am 22. Februar 1848 an Frau Lenormant schrieb, als er nach dem Ausbruch der Revolution in einem sicheren Verstecke den Verlauf abwartete und seine Mutter und Kinder beruhigen wollte, die er der Obhut der befreundeten Familie anvertraut hatte. Die Briefe, die folgen, sind schon aus Brompton datirt, wo der Staatsmann sich als Schriftsteller eingerichtet hatte und über ein Jahr zubrachte. Während dieses Aufenthalts war ihm eine Candidatur für die Abgeordnetenwahlen vom April 1849 angeboten worden, und er wäre in der Hoffnung, eine Revanche für die Februarrevolution nehmen zu können, darauf eingegangen unter der Bedingung, daß er sich dafür nicht zu bemühen brauchte. „Eine Hochfluth hat mich weggetragen, nur eine Hochfluth kann mich zurückbringen" (19. Februar 1849). Seine Bedingungen waren auf Widerstand gestoßen, weil man bei dem ausgesprochenen Charakter seiner Wahl die Starrheit seines Wesens zu fürchten schien. Der Sommer dieses Jahres führte Guizot mit seinen drei Kindern — seine Mutter war in England gestorben — nach der Heimath, auf das Familiengut Val Richer in der Normandie zurück. Ganz in seine historischen Arbeiten vertieft, nur für die Seinen lebend, schreibt er (18. August 1851) an die Freundin: „Mein Garten gefällt mir, meine Arbeit gefällt mir, meine Kinder gefallen mir, und ich bin bemüht, nicht an das zu denken, was mir mißfällt." Und dann wieder (26. Juli 1852): „Ich arbeite viel. Um 10 Uhr bin ich zu Bette und um 5 Uhr stehe ich auf. Ich wollte, die Tage wären länger. Ich rücke im Leben vor und möchte noch viel hineinlegen." Es hätte ihm leid gethan, mit „vollen Händen" zu sterben; aber es sollten ihm noch 21 Jahre des Wirkens beschieden sein. — Seine Briefe, die häufig nur von beiderseitigen Familienangelegenheiten, kaum aber auch wieder von allgemeinen Fragen, seinen Arbeiten und Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten handeln, sind in einem schlichten, jeder Ueberschwänglichkeit fremden, aber so herzlichen Tone geschrieben, wie man ihn bei dem wegen seiner Strenge und Schroffheit verschrieenen Manne nicht erwartet hätte. Auch die unduldsame Orthodoxie, die ihn selbst bei den liberalen französischen Protestanten in einen schlimmen Ruf gebracht hat, erscheint hier gemildert, gedämpft durch das Bestreben, die katholische Freundin nicht zu verletzen. Sie hat ihn seinem Namensheiligen Franz von Assisi empfohlen und schreibt es ihm. Darauf antwortet Guizot gut gelaunt: „Ich gehe herzlich gern darauf ein. Im Jahre 1834 oder 1835 hatte ich der Oberin der Nonnen von Portieu in den Vogesen ein paar tausend Francs geschickt, damit sie ihr Haus, in das es hineinregnete, ausbessern lassen könnte. Sie dankte mir in einem Schreiben, in dem sie sagte: Ich habe eine Messe für Sie lesen lassen. Jetzt höre ich, Sie seien Protestant. Das macht aber nichts; Sie haben es um so mehr nöthig. — Ich bewahre der Oberin von Portieu ein liebevolles Andenken." Wenn aber Frau Lenormant ihm zuletzt, weil sie in dem Verhältniß des Protestanten zu Gott Hochmuth zu entdecken glaubt, so entgegnet er ernst: „Meine Ergebung in den göttlichen Willen ist auf die Probe gestellt worden. Ich bin in den Tiefen des Geistes wie des Herzens, in meinem Privatleben und im öffentlichen Leben getroffen worden und niemals ist ein Murren meiner Seele, geschweige denn meinen Lippen entstiegen. Ich habe alles hingenommen, nicht nur ohne innere Auflehnung, sondern mit Zuversicht: ‚Gottes Wege sind nicht unsre Wege.' ... Was die Demuth betrifft, so bin ich überzeugt, daß Gott mich demüthig findet, denn er sieht, wie groß und beständig in mir das Gefühl seiner Stärke und meiner Schwäche, seiner Vollkommenheit und meiner Unvollkommenheit ist. Das alles ist allerdings wahr, daß ich niemals das Bedürfniß eines Vermittlers zwischen meiner Seele und Gott empfunden habe. In der Freude wie in der Betrübniß, um zu danken oder um Hülfe zu erflehen, wende ich mich unmittelbar an ihn; ich spreche zu ihm und er spricht zu mir, ich lebe mit ihm in der unterwürfigsten, aber unmittelbarsten, vertrauensvollsten Intimität. Wenn das Mangel an Demuth ist, so kann ich ihn nicht leugnen und ich gestehe auch, daß dieser Seelenzustand in mir durch die Lebenserfahrung und durch Nachdenken täglich befestigt wird."

* **Paris.** Man erinnert sich des Aufsehens, das hier kürzlich von der angeblich in einem Grabhügel der Krim gefundenen Krone des geschichtlich bezeugten Skythen-Königs Saitopharnes gemacht wurde, die, vom Louvre-Museum erworben, jetzt als Prachtstück ersten Ranges in einem Glasschrank des Saals der antiken Schmucksachen ausgestellt ist. Alle Bilderzeitungen Frankreichs und

des Auslandes brachten Abbildungen dieser Krone von der Form einer aufgerichteten Zipfelmütze mit geteichenen Darstellungen von Auftritten aus der Ilias, Jagdbildern, dem Bilde einer antiken Stadtmauer und einer tadellosen griechischen Inschrift. Der Petersburger Professor Wessełofskii behauptet nun, diese Krone, auf deren Besitz das Louvre sehr stolz ist, sei eine Fälschung; in Südrußland würden angebliche krimische Grabfunde dieser Art gewerbsmäßig hergestellt und er habe eine zweite, ganz ähnliche, sicher gefälschte Krone gesehen, die an einen russischen Sammler verkauft worden sei. Hr. de Villefossé, Vorsteher der Louvre-Abtheilung für Alterthümer, bestreitet indeß entschieden die Behauptung Prof. Wessełofskii's; es füge sich, daß der Russe, der die gefälschte Krone besitzt, zur Zeit hier sei und seine Krone dem Louvre zum Kauf anbiete; man habe also beide Stücke vergleichen können; sie zeigten nicht die geringste Aehnlichkeit.

ρ **Neapel.** Aus dem Bericht der deutsch-evangelischen Gemeinde in Neapel über das letzte Rechnungsjahr geht hervor, daß dieselbe im Wachsen begriffen ist und ihre Institute gedeihen. Es haben sich nach und nach viele zum Theil weit von einander entfernte Gruppen gebildet, deren erste und zahlreichste sich in der Stadt Neapel befindet. Die zweite ist Fratte di Salerno, eine meist aus Schweizern bestehende, durch bedeutende Fabrikanlagen hervorgerufene Colonie, die einen schönen, wohlgepflegten Friedhof, eine Schule mit fast 50 größtentheils evangelischen Kindern und einen bestens ausgestatteten Raum für den monatlich stattfindenden deutsch-evangelischen Gottesdienst besitzt. Die dritte Gruppe befindet sich in den drei Städten Grafati, Angri und Nocera. Sie ist die jüngste und gleichfalls durch ältere und neuere deutsche und schweizerische industrielle Unternehmungen entstanden. Die vierte ist in Piedimonte d'Alife, von Neapel in fünf Stunden, theils per Bahn, theils per Wagen zu erreichen. Auch hier ist eine schweizerische Fabrik. Diese weit getrennten Gruppen haben nunmehr die Anstellung eines Gehülfen des Pfarrers veranlaßt. Der erwähnte Bericht hebt die erfreulichen Zeichen dieser neuen Einrichtung hervor, vor allen Dingen die Thatsache, daß jetzt auch die dritte Gruppe sich eines regelmäßigen, fleißig besuchten evang. Cultus erfreut. Die deutsche Gemeindeschule, mit 13 Lehrkräften versehen, befindet sich in erfreulicher Blüthe und wird auch vielfach von italienischen Kindern besucht. Das deutsche Hospital in Neapel wirkt segensreich und ist der Direction eines deutschen Arztes unterstellt, während drei Schwestern aus der Diakonissenanstalt Riehen die Pflege und den Haushalt besorgen. Das Budget der deutsch-evang. Kirche hat in diesem Jahr einen Ueberschuß aufzuweisen, Einem dringenden Bedürfniß entspricht das von Diakonissen aus Riehen (bei Basel) geleitete Asyl für stellenlose junge Mädchen, während das Emmaheim älteren Frauen Versorgung bietet. Der deutsche Hülfsverein ward in steigendem Maße in Anspruch genommen, und groß ist nach wie vor der Andrang von deutschen Handwerksburschen, deren Wandertrieb die Gefilde der Orangen nicht verschont. Wir bemerken, daß das Asyl, das Emmaheim und der Hülfsverein nicht Institute der deutsch-evang. Gemeinde sind, wohl aber zum großen Theil von Gemeindegliedern unterhalten werden. Das Emmaheim ist die Stiftung einer deutschen Frau und wird von derselben auch unterhalten. Die deutsch-katholische Gemeinde in Neapel hat bei Anlage neuer Straßen in der Altstadt ihre Kirche eingebüßt, wird aber eine neue Kirche bauen. Ein katholischer Grundbesitzer auf Capri hat einen Bauplatz für eine auf dieser Insel zu errichtende deutsch-evangel. Capelle geschenkt, die man durch freiwillige Beiträge herzustellen hofft. Schon Jahre lang hat auf Capri in den Wintermonaten, in denen diese Insel von Deutschen angefüllt ist, deutsch-evangelischer Gottesdienst stattgefunden. Kürzlich verstarb in Neapel hoch betagt eine deutsche Wohlthäterin dieser Stadt, Frau Schwabe aus Bremen. Sie ist die Schöpferin des Istituto internazionale Froebeliano, mit welchem Schulen für ca. 400 arme Kinder verbunden sind. Die Regierung hat den Fortbestand dieser Anstalt gewährleistet. Frau Schwabe war Protestantin, trotzdem betheiligten sich die katholischen Stadtbehörden an ihrer auf dem protestantischen Friedhof geschehenen Bestattungsfeier. Auch die Königin von Italien übersandte einen Kranz, ebenso die Kaiserin Friedrich.

* **St. Petersburg.** Wie die „Now. Wr." meldet, hat der Norweger Hansen auf der Reise nach Jakutsk Irkutsk passirt. Hansen hat die Absicht, sich zu Handelszwecken von Jakutsk weiter nach Norden zu begeben, doch ist ihm gleichzeitig der Auftrag geworden, die Gerüchte über Nansen zu kontroliren. Von der Russischen Geographischen Gesellschaft ist er ferner beauftragt worden, sich davon zu überzeugen, ob das auf den Neu-Sibirischen Inseln von Baron Toll angelegte Depot noch unversehrt sei.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 30. Juni folgende Schriften eingegangen:

Dr. L. Beck: Geschichte des Eisens in technischer und culturgeschichtlicher Beziehung. 3. Abthlg.: Das 18. Jahrhundert. 3. Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1896. — Nota critica sul Tasso e l'Utopia di Ciro Caversazzi. Milano, U. Hoepli 1896. — Dr. Heinrich Rickert: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung; logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. Erste Hälfte. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — F. v. Reber u. Ad. Bayersdorfer: Classischer Bildschatz. VIII. Jahrg. 19. Heft. München, Fr. Bruckmann 1896. — K. Baedeker: Südbayern, Tirol und Salzburg. Mit Karten ꝛc. 27. Aufl. Leipzig, K. Baedeker 1896. — Dr. Dronke: Führer an der Mosel und durch die angrenzenden Gebiete. 4. Aufl. Trier, Fr. Lintz 1896. — G. Roggenhofer und Ph. L. Jung: Bäder und Sommerfrischen im bayerischen Hochland und Algäu. München, Ph. L. Jung. — Fritz Mauthner: Die bunte Reihe. Berliner Roman. Paris ꝛc., Albert Langen 1896. — Richard Beer-Hofbrücker: Märcherpack, Blätter aus einem bescheidenen Menschenleben. Berlin, Verlag der Romanwelt 1896. — K. H. Caspari: Zu Straßburg auf der Schanz. Erzählung. 2. Aufl. C. Muem: Der Brand von Moskau im September 1812. Erzählung. (Köhlers Bibliothek für Alle. Nr. 26 und 39.) Basel, Köhler 1896. — P. M. Laurent: Vollständige Lebensgeschichte Kaisers Napoleon I. Uebersetzt von J. Sparschuh. 1. Lfg. Ebd. 1896. — Musikalische Jugendpost. XI. Jahrg. Nr. 7. Stuttgart, Carl Grüninger 1896. — Neue Musikzeitung. XVII. Jahrg. Nr. 7. Ebd. 1896. — Festschrift über die Thätigkeit des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. 1846—1896. Berlin, Nauck'sche Buchdruckerei 1896. — Der kleine Stephan. Bd. II. Orts- und Zahnenverzeichniß. Hggb. von G. Hnrder. Dresden, E. Kühtmann 1896. — Peenßer: Cavalleristische Betrachtungen! I. Berlin, W. Baensch 1896. — Ein ernstes Wort in letzter Stunde! Mahnung an unsre Reichsboten vom Rechtsschutzverein Heidelberg. Heidelberg, Schwaiger, Bauer u. Co. 1896. — Jahresbericht des Wiener Bicycle-Club 1895. Wien, A. Klemser 1896. — Dr. Ludwig Stein: Das Ideal des „ewigen Friedens" und die sociale Frage. Zwei Vorträge. Berlin, G. Reimer 1896. — Meyers Conversationslexikon. Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 5. Aufl. 12. Bd. Mauria bis Nordsee. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut 1896. — Allgemeines statistisches Archiv. Hggb. von Dr. Georg v. Mayr. IV. Jahrg. 2. Halbbd. Tübingen, H. Laupp 1896. — Verhandlungen, Mittheilungen und Berichte des Centralverbandes deutscher Industrieller. Nr. 68. Hggb. von H. A. Bueck. Juni 1896. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt 1896. — Eduard Schall: Schwere Noth im Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Leipzig, R. Werther 1896. — Fr. Lemme: Pastoren und Politik. Ebd. 1896. — C. Wagner: Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche. II. Bd. Mittel-, West- und Süddeutschland. 1. Lfg. Ebd. 1896. — Dr. R. Sohm: Die socialen Pflichten der Gebildeten. Vortrag. Ebd. 1896. — C. Wagner: Die Sittlichkeit auf dem Lande. Erweiterter Conferenz-Vortrag. Ebd. 1896. — Sibylle v. Waldheim: Die Frau ist schuld! Weckruf zum Kampf gegen die sociale Noth. Ebd. 1896. — Leop. Guthart: Pastor Hammer. Zeitbild. Ebd. 1896. — C. Hauch: Wilhelm Zabern. Roman aus der Zeit Christians II. Aus dem Dänischen von J. Clausen. Ebd. 1896. — Marie Fischer: Malthus und seine Gegner. Ebd. 1896.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Erstes Heft.

Inhalt: Helgoland. — Vorgang und Nachfolge in der Politik des 19. Jahrhunderts. — Aus dem Leben einer christlichen Heldin. — Streiflichter über die Zunahme der Unsittlichkeit in Deutschland. — Die Eigenkirche des Mittelalters. — Zeitläufe. Ueber den Nationalliberalismus und die preußisch Conservativen in den Berliner Parlamenten. I. — Historische Novitäten. (8686)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 3. Juli. Nummer 152.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke. II. Von Gustav Schmoller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke,

gehalten in der Leibnizsitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin am 2. Juli.

Von Gustav Schmoller.

II.

Heinrich v. Treitschke ist in dem Jahre geboren, in welchem Sybel die Universität bezog. Als Kind einer sächsischen adeligen Officiersfamilie, die einst um ihres Glaubens willen hatte Böhmen verlassen müssen, ist er in Dresden aufgewachsen. Seine patriotisch gesinnte Mutter und die Ereignisse von 1840—1855 bestimmten sein erstes politisches Denken; der kernhafte, ritterliche Vater war ein ausgezeichneter Officier und der Sohn würde, wie er oft erzählte, dieser Laufbahn gefolgt sein, wenn ihn nicht ein frühes Gehörleiden daran gehindert hätte. Er war nach körperlichen und geistigen Eigenschaften zu einem Leben der That, der Entschlossenheit, des Handelns geboren; freilich hatte ihm eine gütige Fee zugleich die Gaben des Dichters in die Wiege gelegt, eine kräftige, lebendige Phantasie, ein wunderbares Form- und Sprachgefühl, einen enthusiastischen Schwung der Seele, eine himmelstürmende Leidenschaft für große Ideale. Er hat noch lange in seiner Studienzeit zwischen dem Beruf des Gelehrten und des Dichters geschwankt, Simrock immer wieder seine poetischen Producte vorgelegt. Zunächst hatte er in der trefflichen Kreuzschule in Dresden das Gymnasium durchlaufen und dann in Bonn begonnen, Staatswissenschaften und Geschichte zu studiren, doch so, daß während seiner ganzen akademischen Laufbahn in Bonn, Leipzig, Tübingen, Heidelberg und Göttingen die nationalökonomische und staatswissenschaftliche Thätigkeit vorwog. Immerhin hatte Dahlmann den größten Eindruck auf ihn geübt und nachdem er sich in Leipzig als Docent mit einer staatswissenschaftlichen Abhandlung über die Gesellschaftswissenschaft (1859), die gegen Robert v. Mohl gerichtet war, habilitirt hatte, drängten ihn doch bald das politische Interesse und der Erfolg seiner Vorlesungen über neuere Geschichte vollends ganz zur Historie hinüber. Aber daneben behielt er stets die Verfassungsfragen in erster Linie im Auge; die Geschichte der politischen Theorien und die Politik blieben seine Lieblingsvorlesungen. Treitschke ist so noch mehr als Sybel staatswissenschaftlich-politischer Historiker. Aber von den staatswissenschaftlichen Fragen traten doch nur die über die politische Freiheit, über die constitutionelle Verfassung, über das Königthum und die nationalen Einheitsstaaten in das innerste Centrum seines Denkens und Strebens.

Sie wurden für ihn das große Thema seines Lebens; sie suchte er als publicistischer Schriftsteller, als Staatstheoretiker, als Docent, als Geschichtschreiber, als Abgeordneter des Parlaments zu fördern, auszugestalten, zu vertiefen, immer zugleich praktisch und theoretisch wirkend, immer zugleich als Künstler gestaltend, als Patriot mahnend und handelnd, als Lehrer die Jugend begeisternd, als Historiker seine Nation belehrend und erziehend. Es wird erst eine eingehende Biographie uns schildern können, wie die gährenden und theilweise widersprechenden Elemente in ihm sich ausgleichen und zu jener großen Wirkung kommen konnten, die theils schon bei seinen Lebzeiten und noch mehr in der Zukunft den Eindruck des Genialen und Titanenhaften gemacht hat und machen wird.

Schon äußerlich mußte er jedem, der ihn zum ersten male mit seinen breiten Schultern, seiner großen, kühnen Stirn und Nase sah, den Eindruck des gewaltigen Kämpen machen. Aber wer in diese treuen, tiefen Augen sah, der empfand sofort, daß zugleich ein Mann von seltener Herzensgüte, von vornehmstem Edelmuth, von sinnigem, tief bewegtem Gemüthsleben vor ihm stand. Kein Falsch war in seiner Seele; ohne Egoismus und Ehrgeiz ging er durchs Leben, so stark sein Selbstgefühl auch war; er setzte von allen Menschen das Beste voraus; selbst die Taubheit hat ihn nie zu dem natürlichen Fehler der Tauben, zum Mißtrauen gegen andere gebracht. Aber wo er auf Widerspruch, auf Gemeinheit, auf Lehren stieß, die er für falsch und verderblich hielt, da konnte er in wildester, fast berserkerartiger Leidenschaft losbrechen, unbarmherzig mit Keulen dreinschlagen. Er liebte und haßte mit elementarer, fast vulcanischer Gewalt; und das hielt er für sein gutes Recht; er konnte sich keinen rechten Mann denken ohne solchen Haß und ohne solche Liebe. „So gewiß der Mensch nur versteht, was er liebt,“ mit diesen Worten hat er uns den 5. Band der deutschen Geschichte übergeben, „ebenso gewiß kann nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben.“ In dieser Macht des Gemüthes, fügt er bei, liegt die Größe der Geschichtschreiber des Alterthums. Früher schon hatte er sich einmal auf die Frage: „wen zählen alle Völker mit Vorliebe unter ihre großen Redner und Schriftsteller?“ die Antwort gegeben: „doch gewiß jene streitbaren Naturen, die etwas vom Helden in sich tragen und deren Worte klingen wie Trompetengeschmetter“.

Und in dieser seiner Eigenart hat ihn nun nothwendig sein Schicksal gesteigert. Zunächst die erzwungene Einsamkeit, zu der ihn seine Taubheit verurtheilte. Er konnte nicht mehr in lebendiger Rede und Gegenrede seine Urtheile abschleifen und modificiren; auf sich selbst concentrirt, lebte er ein doppelt innerliches Leben, die Gluth seines Herzens immer nachhaltiger sammelnd, auf große Ziele hinrichtend. Er wußte durch kluges, reiches Beobachten um so mehr in sich aufzunehmen, er wußte aus einem Worte ganze Zusammenhänge zu errathen, er las, er sammelte um so mehr, je weniger er mehr hörte; aber all das hob die Thatsache nicht auf, daß er wie kaum ein anderer seinen Schwerpunkt allein in sich selber fand. Wenn sein Inneres sich öffnete

Digitized by Google

zu einem jener Monologe, die wir alle so gern, oft mit Beifall, oft mit Kopfschütteln hörten, so empfand jeder, welch ungewöhnliche, lang gesammelte und zurückgehaltene Kraft hier gährte.

Die schwersten Kämpfe mit Vaterhaus und Heimath wurden ihm, dem glühenden Preußenverehrer, nicht erspart. Auch sonst hat sein warmes Herz viel Schweres erdulden müssen. Er hat sich in Demuth vor dem Schicksal gebeugt, ist nie dadurch auf die Dauer verbittert geworden, er blieb stets des Lebens froh, des Vertrauens auf seinen Gott voll — bis zuletzt; das schwerste Schicksal hat ihm nur den kühnen Muth gestärkt, auf sich selbst stehend sich ganz auszuleben, eigenartig und kraftvoll durch die Welt zu schreiten. Die „That" war ihm nun einmal das Lebensideal.

Er war sich wohl bewußt, daß dies eigentlich in Widerspruch stehe mit kühler Untersuchung, mit abwägender Gelehrsamkeit. „Es ist," sagt er einmal, „der Mehrheit der Menschen nicht gegeben, sich selber und ihr eigenes Thun nur als historisch bedingte Erscheinungen zu begreifen." Aber er fand doch immer wieder den Weg, das Ideal des handelnden und des forschenden Menschen zur Harmonie zu verbinden. „Es ist" — ruft er aus — „eine höchste Blüthe seiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Muthe der That die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich, fest zu stehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampf der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Thorheit das liebe, traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich thätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen schweben."

So hat er zeitlebens in sich gerungen; immer reiner hat ein edler sittlicher Idealismus das unbändige Temperament in ihm beherrscht, immer schöner hat die Muse der Geschichte und der Genius des Künstlers in ihm die Leidenschaft gedämpft. Aber er war und blieb — und darauf beruhte vor allem seine große Wirkung auf die Jugend — ein stürmischer Redner; auch wo er an den Verstand sich wenden wollte, appellirte er zuletzt an die Gefühle. Auch sein geschriebenes Wort war im Sinne der Rede und der Ueberredung gehalten. Alles, was er schrieb, hatte etwas Rhetorisches; aber jedes Wort war aus seinem Innern entsprungen, wahrhaftig erlebt. Immer in vollen Accorden erging sich sein Stil, vorwärts drängend, wie seine Gedanken, immer farbenreich und pointirt, dem älteren Leser oft zu unruhig, zu wenig zu schlichter Erzählung, zu objectiver, verstandesmäßiger Auseinandersetzung gelangend. Da alles in ihm lebendig wiederklang, so konnte er nur schwer anders als impulsiv reden; die Eindrücke des Tages, seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen kann man oft zwischen den Zeilen lesen. Ich möchte sagen, die starken Bewegungen seiner Künstlerseele kamen nur dadurch zur Ruhe, daß er sie zu Mahnworten und Reden, zu Gestalten und Bildern umformte, daß er das Empfundene und Durchdachte zu geist- und lebensvoller Darstellung brachte. Auch wo er mehr theoretisch verfährt, ist der intuitive Blick, der rasch, springend zu scharf ausgeprägten Resultaten kommt, das Wesentliche. Wo er schildert, weiß er mit schlagenden Metaphern, mit glücklichen Vergleichen, mit einer Häufung anschaulicher Beiworte das Vergangene vor die Augen zu zaubern, als ob wir dabei wären. Er gibt als Historiker meist mehr Farbe als Zeichnung; helle Lichter und dunkle Schatten stehen neben einander, die Mitteltöne fehlen. Die Urtheile lauten gern absolut, eine Generalisirung wird ausgesprochen, um damit die Behauptung zu dem Range einer höheren, eindringlicheren Wahrheit zu erheben, auch wo nur ein oder ein paar Beispiele dem Redner als Beweis vorschweben. Meist ist es schwer, aus seinen Schriften Auszüge zu geben, weil das Gerippe ohne die Sprache und Farbe des Autors nicht mehr als sein Gedanke erscheint.

Doch müssen wir, wenn wir ihn nun als Schriftsteller ganz verstehen wollen, scheiden zwischen seinen kleinen Schriften einerseits, seiner deutschen Geschichte andrerseits.

Treitschke's kleinere Schriften, die uns in den drei Bänden historischer und politischer Aufsätze, in den „zehn Jahren deutscher Kämpfe" und in zahlreichen Aufsätzen der Preußischen Jahrbücher und anderer Zeitschriften, sowie in selbständigen Broschüren vorliegen, zerfallen in drei Gruppen.

Die erste enthält Reden und Aufsätze über einzelne Persönlichkeiten, Fürsten, Staatsmänner, Politiker, Dichter und Schriftsteller. Auf biographischer Grundlage werden farbenreiche, hinreißende Portraits der Betreffenden uns vorgeführt, die mit seltener Kraft auf den Hörer und Leser wirken. Vielleicht gehören diese Bilder zum Formvollendetsten und Lebendigsten, was er geschaffen: seine Reden über Luther und Gustav Adolf, seine Aufsätze über Pufendorf und Milton sind Meisterstücke lapidarer, großer Personenschilderung. Und seine Aufsätze über deutsche Dichter, über Lessing und Kleist, über Uhland und Hebbel gehören für mich zu dem Besten und Packendsten, was die deutsche Literaturgeschichte geschaffen. Man spürt, daß ein Berichterstatter redet, der alle Geheimnisse der Dichter- und Künstlerseele kennt. Auch hier freilich gelingt ihm das am besten, was ihm ganz congenial ist, wie die Schilderung der Poesie des politischen Hasses bei Kleist. Er lehrt uns verstehen, wie der gewaltige Dichter mit Mordgedanken gegen Napoleon umgehen konnte und wie er die Germania jene furchtbaren Worte an ihre Kinder richten läßt:

„Schlagt ihn todt, das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht."

Die zweite Gruppe hat er selbst einmal bezeichnet als Studien vergleichender Staatswissenschaft, wobei ihm die Art vorschwebte, wie Dahlmann in seinen Vorlesungen über Politik Durchschnittsbilder des venetianischen oder anderweiten Verfassungslebens gab. Er ist sich wohl bewußt, daß sie nicht unter den Begriff der untersuchenden und erzählenden Geschichte fallen; sie wollen bestimmten Zuständen und Formen des Staatslebens ihre Stelle im Zusammenhange der Geschichte anweisen, die Berechtigung dieser Formen, die Nothwendigkeit ihres Gedeihens und ihres Verfalls ergründen. Solche Studien gehen, sagt er, von einem Durchschnitt des Geschehenen aus; aber, fügt er bei, sie lüften dafür zuweilen den Vorhang, welcher die unabänderlichen Naturgesetze des Völkerlebens dem Auge des Forschers verbirgt.

Hauptsächlich die Arbeiten über Cavour (1869), über die Republik der vereinigten Niederlande (1869), über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus (1869), die fast ein selbständiges Buch bildet, gehören hieher, aber auch die über das deutsche Ordensland Preußen (1862) und manches andere. In gewissem Sinne fallen auch erhebliche Theile seiner publicistischen Schriften in dieses Bereich, sofern in dieselben Schilderungen der schweizerischen oder amerikanischen Bundesverfassung und Aehnliches einverleibt und zu vergleichenden Betrachtungen benutzt sind.

Die Politik des Aristoteles, die Staatslehren von Machiavell, Bodinus, Pufendorf, die ganze neuere politisch-theoretische Literatur, hauptsächlich Dahlmann, Gneist, da und dort auch Lorenz v. Stein, gaben ihm die Kategorien, nach denen er den Stoff ordnete, vielfach auch den Maßstab, nach dem er urtheilte. Das Wesentliche aber sind die lebendigen Anschauungen, die er in das Gerüste dieser

Digitized by Google

Kategorien einordnet. Da er sehr deutliche, immer lebensvolle, klare Vorstellungen über Land und Leute, wirthschaftliche und sociale Verhältnisse, geistige und kirchliche Zustände der verschiedenen Staaten in Vergangenheit und Gegenwart hatte, so gelangte er vielfach zu richtigeren Schlüssen, zu schlagenderen Vergleichen als andere Gelehrte, die im übrigen ihm vielleicht überlegen waren, aber in das Getriebe ihrer Ueberlegungen keinen so anschaulichen Stoff, keine so lebensvolle Erfassung der Realitäten hineingeben konnten. Die wesentlichsten Resultate dieser Studien sind ähnliche wie bei der dritten Gruppe seiner kleinen Schriften, welche der deutschen Tagespolitik dienten.

Hier erhebt er sich zu seiner ganzen Größe. Er ist der erste, vornehmste deutsche Publicist in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts. Hier lebt er sein Naturell voll aus, hier zeigt er ganz die Fähigkeit, sein sittliches Pathos und seine historischen und staatswissenschaftlichen Kenntnisse in den Dienst der großen politischen Action zu stellen; hier enthüllt er den Blick des denkenden, scharfsichtigen Politikers, der sah, wo die Macht und die gesunde Staatsbildung lag, durch welche Mittel die Zukunft Deutschlands zu retten sei.

Gewiß trug er die Fahne der kleindeutschen Politik nicht allein. Seit den Tagen Gustav Pfizers, dann hauptsächlich in der Frankfurter Paulskirche waren bei Gagern, Dahlmann, Beseler, Duncker, Droysen die Gedanken gereift, denen damals die preußische Staatsleitung wie Bismarck noch feindlich gegenüberstand. In der schweren Zeit von 1850 an, seit der Schmach von Olmütz, hatte die Sehnsucht nach der Einheit Deutschlands dann alle Patrioten ergriffen. Aber niemand wußte das erlösende Wort zu sprechen. Zweifelnd stand die Nation vor der neuen Aera und dem Bismarck'schen Regiment. Treitschke gehörte nicht zu denen, welche sofort diesem Staatsmann zustimmten; er hatte sich deßhalb Juli 1863 von den Preußischen Jahrbüchern losgesagt. Aber schon 1864 sah er die Berechtigung der preußischen Politik gegen Dänemark ein. In diesem Jahre erschien das glänzendste Product seiner publicistischen Feder, die Schrift über Bundesstaat und Einheitsstaat; 1866 die Broschüre über die Zukunft der Mittelstaaten; 1869—1871 die Arbeit über das constitutionelle Königthum in Deutschland. In dem Bande „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" sind 50 Aufsätze vereinigt, die sich auf die Tagespolitik von 1865—1879 beziehen. Die Jahre 1863 bis 1870 hat er überwiegend dieser Thätigkeit gewidmet. In dieser Zeit hat er, ein zweiter Pufendorf, sein ausgereiftes politisches Glaubensbekenntniß mit solcher Kraft verkündet, so unerbittlich die schiefen, radicalen und föderalistischen Gedanken bekämpft, so durchschlagend die Mission der preußischen Monarchie vertheidigt, daß man ihn mit Recht den Propheten des neuen Deutschen Reiches genannt hat. Vor allem die Schrift über Bundesstaat und Einheitsstaat von 1864 ist die Vollendung der Träume von 1848, ist der Höhepunkt der ganzen publicistischen und historisch-politischen Schule, ohne deren Hülfe das Deutsche Reich nicht zu Stande gekommen wäre. Sie ist ein Muster von Wahrheit und Unerschrockenheit, hinreißender historischer und staatsrechtlicher Beweisführung. Nie ist schöner auf wenigen Seiten die preußische Geschichte erzählt und gedeutet worden. Ich kenne keine glänzenderen historischen Parallelen, als die hier zwischen Preußen und Italien, Deutschland und der Schweiz durchgeführten. Sie wird immer ein Ruhmestitel deutscher Publicistik bleiben, wird immer wieder gelesen werden, obwohl Treitschke den deutschen Einheitsstaat verlangte, während dann 1866 und 1870 nur der Bundesstaat zu Stande kam.

Die politischen Gedanken, für welche Treitschke in diesen, wie in seinen staatsvergleichenden Schriften auftrat, lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Er ging ursprünglich wie Sybel von einem etwas optimistischen Liberalismus aus. In dem Essay über die Freiheit (1861) konnte er schreiben: „Alles Neue, was das 19. Jahrhundert geschaffen, ist nur ein Werk des Liberalismus". Ja er fügt die Worte der amerikanischen Bundesverfassung bei: „Die gerechten Gewalten der Regierung kommen her von der Zustimmung der Regierten". Aber schon damals pries er die politische Freiheit nicht, wie J. St. Mill oder Laboulaye, um ihrer selbst willen, sondern weil sie die beste Staatsgesinnung erzeuge. Schon damals beschäftigte ihn wie die anderen politischen Historiker vor allem das Räthsel, wie die Volksfreiheit sich versöhnen lasse mit der Staatsmacht. Schon damals schien ihm jede Freiheit werthlos, die nicht im national geeinten Staate die Richtung auf die großen Ziele des einheitlichen Nationalstaates erhalte. Schon damals verachtet er tief die manchesterlich-liberale Auffassung, die im Staate nur ein Mittel für die egoistisch-wirthschaftlichen Zwecke der Einzelnen oder gar der Reichen sieht. Ganz wie Sybel bekämpft er die Lehre von der Volkssouveränität und der Gewaltvertheilung, er weiß, daß der deutsche Staat durch Königthum, Heer und Beamtenthum geschaffen sei, daß die wahre politische Freiheit mehr auf einer gesunden Selbstverwaltung und auf einem ausgebildeten, gerichtlich geschützten Verwaltungsrecht, als auf der Macht des Parlaments beruhe. Immer denkt er noch 1866 so hoch von den Rechten des Abgeordnetenhauses, daß er ein Anerbieten Bismarcks, in Berlin als Professor in seinem Sinne zu wirken, ablehnt, weil er über den Verfassungsbruch noch denkt wie die Liberalen. Aber den Gedanken betont er stets: der Staat muß Macht sein, eine kraftvolle selbständige Spitze haben; sie bleibt freilich nur im Recht, wenn sie sittliche Macht bleibt, über den socialen Classeninteressen steht. Und das ist von der deutschen Monarchie sicherer zu erwarten, als von einer englischen Adels-, einer französischen Bourgeoisherrschaft oder einer Herrschaft der unteren Classen, sei sie direct oder durch eine Tyrannis ausgeübt.

In der Frage der deutschen Bundesverfassung war sein Axiom, ein wirklicher Bundesstaat setze kleine, gleichgroße, demokratische Gemeinwesen voraus, die sich gegenseitig respectiren; die ganze deutsche Geschichte sei monarchisch und sei in einer Stufenreihe von Annexionen verlaufen, wie sie in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten niemals vorgekommen. Das letzte Ziel sei daher der monarchische Einheitsstaat oder, wie er sich nach 1870 ausdrückte, die nationale Monarchie mit bündischen Formen: die kleinen deutschen Staaten haben für ihn keine Souveränetät mehr, da ihnen die Kriegsherrlichkeit, sowie die Vertretung nach außen genommen sei und sie einer Ausdehnung der Bundescompetenz, trotz der für Einzelne formal bestehenden Reservatrechte, sich nicht widersetzen könnten.

Ueberall beherrscht ihn der stolze Gedanke, wer die deutsche und preußische Geschichte kenne, müsse sich losreißen von den abstracten politischen Phrasen Westeuropa's, müsse verstehen, welch eigenartiges politisches Geschick uns zutheil geworden, welch eigenthümliche Verfassung das Deutsche Reich durch Preußen, durch die Hohenzollern, durch Bismarck erhalten habe. Der Stolz auf die Macht und die Größe des Vaterlandes hat ihn von der ersten Zeile an, die er schrieb, bis zur letzten erfüllt. Die bewundernde Verehrung für den großen Staatsmann, der das Deutsche Reich geschaffen, blieb in seinen späteren Jahren die Axe seines politischen Glaubensbekenntnisses.

Wenn er im einzelnen seiner politischen und sonstigen Ueberzeugungen oft geschwankt hat, im ganzen immer conservativer und religiöser wurde, jedenfalls später die Betonung der liberalen Seite seiner Gedanken immer mehr

fallen ließ, so ist er im innersten Kern seiner sittlichen und politischen Principien doch immer derselbe geblieben. Auch in Bezug auf seine religiöse Seite gilt dies. Wenn er in seiner Jugend jede Orthodoxie und jede Dogmatik schroff bekämpfte und später seinen Trost in dem hingebendsten Glauben an eine persönliche Gottesregierung fand, so ist er doch stets ein frommes Gemüth gewesen; er fand nur früher die wahre Frömmigkeit ausschließlich bei den Männern humaner Bildung, bei den „Weltlichen“ und sehr wenig bei denen, die sich gern und laut zum Dogma bekennen. Und eine freie Geistesrichtung in religiösen Dingen hat er sich bis ins Grab bewahrt. Er gehörte zu jener großen Gemeinde echt religiöser, aber über den Confessionen und Dogmen stehender Männer, die seit den Tagen der Reformation die größten Geister Westeuropa's umfaßt hat. Was seinen Wechsel in den politischen Aussprüchen betrifft, so dürfen wir nur nicht vergessen, daß es zum Wesen des Politikers und noch mehr des Publicisten gehört, unter dem Eindruck der Tagesereignisse und Tagesstimmungen die großen Ziele und die einzelnen kleinen Mittel zu scheiden, in den ersteren fest, in den letzteren belehrbar und anpassungsfähig zu sein. Wer auf die öffentliche Meinung wirken will, wie ein Publicist, muß heute mehr die liberale, morgen mehr die conservative Richtung seiner Gedanken betonen. Und so weit Treitschke's Stimmung thatsächlich später nach rechts rückte, war es eine Verschiebung, die nicht bloß bei den meisten politisch Denkenden mit dem Alter sich vollzieht, sondern die gerade auch durch die deutsche Geschichte von 1860—1890 ähnlich bei Millionen sich vollzog. Nur eins bleibt für ihn eigenthümlich: der Einfluß seines impulsiven Gemüthslebens, seiner großen Empfänglichkeit und die unvermittelte Umsetzung seiner Gemüthserregungen in Urtheile und Schlüsse. Mit dieser Eigenschaft kam er in den Schriften zur Tagespolitik immer wieder zu schärferen Accenten, als er sie später selbst für richtig fand; er mußte immer wieder das, was ihm jetzt die Hauptsache schien, absoluter formuliren, als es der Historiker in ihm eigentlich gestattete. Aber es ist deßhalb doch falsch, ihm große Vorwürfe daraus zu machen, daß er 1864 die Waitz'sche Bundesstaatstheorie billigte und 1874 verwarf, daß er erst den Culturkampf mitmachte, später ihn verurtheilte, daß er einmal die deutschen Universitäten einer deutschen Centralgewalt unterordnen wollte und später für diesen Punkt doch die Fortexistenz der deutschen Einzelstaaten richtig fand.

Ich füge ein Wort über seine wirthschaftlichen und socialen Ansichten und deren Wechsel bei. Sie beruhten auf einem nicht ganz in ihm ausgeglichenen Gegensatz zwischen den praktischen Idealen der Gewerbe- und Handelsfreiheit einerseits, die er in den funfziger Jahren rückhaltlos in sich aufnahm und nie später durch Specialstudien modificirte, die er deßhalb auch nicht so voll und ganz in ihrer begrenzten Bedingtheit verstehen lernte, und der Verachtung andrerseits, die ihm seine ideale Staatsauffassung für die theoretischen Grundlagen des Manchesterthums einflößte, ohne daß ihm dabei doch ganz klar wurde, wie diese zugleich das Fundament der politisch-volkswirthschaftlichen Ideale des älteren Liberalismus bildeten. So kam er dazu, die liberalen wirthschaftlichen Gesetze Hardenbergs und den Segen und die Gerechtigkeit der liberalen deutschen Bundesgesetze von 1867—1875 zu überschätzen. So konnte er noch 1874 zornig den staatlichen Arbeiterversicherungszwang und das Staatseisenbahnsystem abweisen. Aber die Lehre von der Interessenharmonie hat er stets als einen falschen Aberglauben verurtheilt, wie er mit souveräner Verachtung von der ganzen mammonistischen Richtung unsrer besitzenden Classen und von Buckle's bananasischem Worte sprach, daß aller Fortschritt auf der Liebe zum Gelde beruhe. Er hat stets einer energischen Fabrikgesetzgebung das Wort geredet und warnende Worte gegen den Geiz der Fabrikanten und die Verkennung der einfachsten socialen Pflichten durch zahlreiche Rittergutsbesitzer niemals zurückgehalten. Er hat die heutige Bewegung der unteren Classen nie recht und voll verstanden, weil er sie nie genauer kennen gelernt hat. Darum war sein Urtheil über die Socialdemokratie übertrieben und einseitig, obwohl er andrerseits ein warmes Herz für die Leiden der kleinen Leute und ein tiefblickendes Verständniß für die tüchtigen Eigenschaften des Gemüths, des natürlichen Verstandes, der körperlichen Rüstigkeit hatte, wie sie die unteren Classen auszeichnen; er nennt sie mit Recht den Jungbrunnen der Gesellschaft. Aber er hält schroff an dem Gedanken fest, daß jede Gesellschaftsgliederung eine aristokratische sein müsse. Als 1872 der Verein für Socialpolitik gegründet wurde, drückte er mir mit Begeisterung seine Zustimmung aus. Als aber nach dem Katzenjammer der Gründerperiode die deutsche Arbeiterbewegung ihre häßlichsten Seiten einseitig hervorkehrte, entstanden wohl mit auf das Drängen einiger wirthschaftlich linksliberaler Freunde, die ihm weis gemacht hatten, auf allen Kathedern ertöne der Ruf nach einem vier- bis sechsstündigen Arbeitstag, jene Aufsätze über den Socialismus und seine Gönner, die gegen mich und meine socialpolitischen Gesinnungsgenossen gerichtet waren, obwohl Treitschke auch damals uns viel näher stand, als Männern wie Bamberger und Herr v. Eynern, die er in Schutz nahm. Er glaubte nur, uns könne ein kalter Wasserstrahl nicht schaden, und es müßte gesagt werden, daß die Verrohung der unteren Classen die ganze deutsche Gesittung bedrohe. Er hat diese Aufsätze selbst später als das bezeichnet, was sie in ihren Spitzen sind: als einen momentanen Stimmungsausdruck, an dem er so wenig festhielt,[1]) wie an seiner damaligen Verurtheilung des Versicherungszwangs oder an seiner absolut freihändlerischen Stimmung. Zu den politischen Grundgedanken freilich dieser Aufsätze hat er sich stets bekannt. Und man wird auch nicht leugnen können, daß sie, sofern man die dort ausgesprochenen absoluten Sätze mehr in den Fluß der historischen Entwicklung versetzt, große socialpolitische Wahrheiten aussprechen und zwar in der glänzendsten Form. Ich habe nie verkannt, daß sie zu den bedeutsamsten staatswissenschaftlichen Leistungen der Gegenwart gehören, und daß wir damals wie später in Bezug auf die Forderungen einer energischen monarchischen Socialreform auf demselben principiellen Boden standen. Er hat es, wie ich sicher weiß, in den letzten Jahren tief beklagt, daß Fürst Bismarck, der einst unter dem verantwortlichen Gefühl der Ministerstellung und dem persönlichen Einfluß des Geh. Raths Hermann Wagener Socialpolitik großen Stils getrieben hatte, nun, aus dem Amte geschieden, seinem Organe gestattete, sich in die Reihen jener Vertreter einseitig egoistischer agrarischer und großindustrieller Interessen zu stellen, welche jede weitere Socialreform verdammen und hindern, die Leidenschaften der höheren Classen gegen die Arbeiter entflammen, die Staatsgewalt zu einer einseitigen und schroffen Stellungnahme gegen die Arbeiter bringen wollen. Treitschke sah in diesen Tendenzen immer überwiegend die erwerbssüchtige Herzenshärte, welche in Zeiten, wie die unsrige leider ist, so leicht einen Theil der besitzenden Classen ergreift.

Alle die Gedanken und Erörterungen, die in Treitschke's staatswissenschaftlichen und publicistischen Aufsätzen zerstreut zu Tage treten, hat er in seiner Vorlesung über Politik einheitlich und systematisch zusammenzufassen gesucht. Es

[1]) Er meinte wohl scherzend, ich würde wohl so wenig als er an jedem damaligen Worte festhalten, die Wahrheit werde zwischen uns in der Mitte liegen.

Digitized by Google

war sein Lieblingsgedanke, nach Vollendung seiner deutschen Geschichte an ein erneutes Studium dieser Dinge heranzutreten, alles, was seit den letzten 25 Jahren auf diesem Gebiete erschienen sei, durchzuarbeiten und so mit der zu publicirenden Politik zu vollenden, was einst Dahlmann und Waitz versucht hatten; er traute sich zu, die Gedanken des Aristoteles im Sinne unsrer heutigen Staatserkenntniß nicht bloß zu vertiefen, sondern umzubilden und zu einer neuen Wissenschaft zu gestalten; er meinte wohl, das sei seine eigenste wissenschaftliche Bedeutung. Ich konnte ein sehr gutes Heft seiner Vorlesung aus den achtziger Jahren durchsehen. Die Vergleichung, Beurtheilung und Besprechung der Verfassungsformen ist ihr Höhepunkt. Sie ist voll geistreicher Bemerkungen und lehrreicher Schlußfolgerungen, bespricht alle politischen Tagesfragen mit Glück und Nachdruck. Was aus ihr geworden wäre, wenn Treitschke's Hoffnungen auf eine Vollendung sich erfüllt hätten, ist schwer zu sagen. Offenbar ist auch aus dem besten nachgeschriebenen Heft mit seinen kurzen Notizen nur ein matter Abglanz dessen zu verspüren, was sein zündendes Wort bedeutet hatte. Im ganzen aber habe ich doch den Eindruck, daß die Grundgedanken dieselben sind, wie in seinen Aufsätzen und daß sie dort in der Treitschke's Wesen entsprechenderen Form auftreten. In den Reden und Aufsätzen schadet die aphoristische Form so wenig, als die scharfe Zuspitzung zu praktischen Zwecken; hier sind wir nicht enttäuscht, wenn mehr eine Fülle von Gedankenblitzen, als erschöpfende Untersuchungen uns entgegentreten. Hier gestatten wir dem handelnden Politiker viel mehr als in einem theoretischen Werke die Tendenz, neue Gedanken, um sie zum Siege zu führen, als absolute Wahrheiten hinzustellen, sie zu überschätzen, wie er das selbst als die Kehrseite jedes praktisch wirkenden Staatstheoretikers bezeichnet hat. Am angezeigtesten erschiene mir daher der Versuch, einzelne der besten Capitel seiner Politik nach stenographischen Niederschriften zu redigiren und sie, soweit sie sich nicht mit den Aufsätzen decken, der Sammlung derselben einzuverleiben.

Aber nicht bloß für seine Politik, auch für sein großes Lebenswerk, seine deutsche Geschichte, waren die sämmtlichen kleineren Schriften eigentlich nur Vorarbeiten. Und dieses Ziel hat Treitschke wenigstens zu einem großen Theile erreicht. Fünf umfangreiche Bände derselben sind 1879 bis 1894 erschienen. Von Anfang der siebziger Jahre an hat Treitschke fast ausschließlich an diesem Werk gearbeitet. Es ist das eigentliche Vermächtniß des Historikers an sein Volk. Voll ausgereift und abgeklärt kam er an die Aufgabe. Fehlte ihm zum Staatstheoretiker doch etwas die leidenschaftslose Ruhe des abstracten juristischen und staatswissenschaftlichen Denkers, brachen bei seiner Publicistik immer wieder die Eindrücke des Tages mit ihren Erregungen durch — um dem deutschen Volk die Geschichte seiner Entwicklung im 19. Jahrhundert zu erzählen und zwar im Stile des nationalen Stolzes und der nationalen Erziehung zugleich, dazu hatte ein gütiges Geschick alle Erforderuisse mit verschwenderischer Hand auf ihn gehäuft.

Als der erste, Max Duncker gewidmete Band 1879 erschien, der einen Ueberblick der deutschen und preußischen Geschichte bis 1815 gibt, wirkte er doch gleich wie ein großes Ereigniß. Nicht bloß ebenbürtig, sondern sie weit überragend trat das Buch neben Häussers deutsche Geschichte jener Zeit, indem Treitschke die innere Entwicklung des preußischen Staates und die großen Wandlungen des geistigen Lebens in den Vordergrund rückte. Auch die Widerstrebenden beugten sich nun vor dieser unvergleichlichen Kraft. Ranke gehörte selbst zu ihnen; er war noch halb erstaunt und halb abwehrend gegenüber dieser Art der Geschichtsbehandlung, aber er fügte doch schon bei: „ja es muß auch solche Werke geben".

Jeder weitere Band wurde von der ganzen Nation mit Spannung erwartet und sofort in einer Weise verschlungen, gelesen, besprochen und angegriffen, wie es keinem andern deutschen Geschichtswerk je begegnete. Und doch erzählten diese weiteren vier Bände nicht große Kriegsthaten und Staatsveränderungen, sondern die lange stille Friedenszeit von 1815—1848; die Epoche, welche die ältere Generation noch miterlebt hatte und darum zu kennen glaubte, über welche die jüngere Generation längst vom Standpunkt vorangeschrittener Theorien und Ideale glaubte den Stab definitiv haben brechen zu dürfen. Diesem scheinbar spröden und undankbaren Stoff wußte Treitschke ein Leben einzuhauchen, wie es nur den größten Historikern aller Zeiten mit den größten Stoffen gelungen war; und dies Wunder gelang ihm dadurch, daß er, der stürmisch-leidenschaftliche, sich die für ihn doppelt harte, entsagungsreiche, sein Augenlicht fast mit Vernichtung bedrohende Arbeit auferlegte, 25 Jahre seines Lebens den Staub der Archive zu schlucken, den empirisch-kritischen Weg voll und ganz zu betreten, den uns Ranke gelehrt hatte, und daß er nun zur Ausgestaltung des so erworbenen Stoffes seine reiche politische Erfahrung, seine tiefgreifenden staatswissenschaftlichen Studien, seine historische sittliche Weltanschauung und eine Künstlerseele, eine Phantasie mit herandrachte, wie sie in dieser Kraft, mit dieser Anschaulichkeit entfernt keiner der andern deutschen Historiker, auch Ranke nicht besessen hatte.

Es lag in der Natur des Stoffes, der geschilderten Zeit, daß Treitschke, welcher so gern davon redete, daß die wahre Geschichte nur die Geschichte der Staats- und Machtbildung, der großen Staatsmänner und Generale sei, doch uns eigentlich eine Culturgeschichte bietet. Die ganze Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens, der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der gewerblichen und Handelsverhältnisse wird uns neben der politischen vorgeführt. Und das ist nicht zufällig. Einen der Grundgedanken des ganzen Werkes könnte man so fassen: Treitschke will zeigen, daß die Neubildung Deutschlands im 19. Jahrhundert aus zwei Wurzeln und ihrer Vereinigung erwachsen sei: aus der gesunden staatlichen Organisation Preußens und aus dem geistigen und wissenschaftlichen Leben, das zuerst wesentlich außerhalb Preußens entstanden, erst nach 1806 von diesem anerkannt und aufgenommen worden sei. Die Versöhnung des preußischen Staates mit der Freiheit deutscher Bildung, das, sagt er, ist die große Wendung, welche den Gang unsrer Geschichte bestimmt hat. Und es ist deßhalb kein Zufall, wenn er stets neben einander die Helden des Schwertes und die der Feder auftreten läßt, in demselben Capitel Stein, Hardenberg und Scharnhorst, Schleiermacher, Fichte, Goethe und Kleist schildert, wenn er neben die Wiederherstellung des preußischen Staates 1815—1830 und die damaligen suddeutschen Verfassungskämpfe die Romantiker jener Tage und die burschenschaftlichen Bewegungen stellt.

Sybel pflegte im Scherze öfters zu sagen: er weiß zu viel, er weiß zu viel. Ich möchte sagen, ohne diese seltene Vielseitigkeit, hauptsächlich ohne die eingefügte Geistesgeschichte würde es nicht möglich gewesen sein, den Stoff so zu beleben. Und eine vollendete Einheitlichkeit bleibt dadurch gewahrt, daß der Verfasser doch alles auf einen Punkt bezieht und dem entsprechend ordnet, auf die Frage: wie haben alle einzelnen Elemente und Vorgänge dazu mitgewirkt, aus Deutschland wieder eine große einheitliche Nation und einen großen Staat zu machen? Eben deßhalb stellt er auch die politische und verfassungsrechtliche, die innere und geistige Geschichte Preußens und die der Mittel- und Kleinstaaten stets neben einander. Ihre Wechselwirkung, ihre Kämpfe mußte er in erster Linie schildern; ihre Versöhnung im Jahre 1866 und 1870 darzulegen,

Digitized by Google

war ihm leider so wenig mehr vergönnt, als die Geschichte Preußens von 1848—1866 zu schreiben, die wir neben Sybels Erzählung so gern von ihm erhalten hätten. Aber das wenigstens hat er erreicht: die Zeit 1815—1840 erscheint uns jetzt nicht mehr als eine traurige, träge Zeit verlorener Hoffnungen, sondern als eine Zeit der Sammlung, der Vorbereitung, der Ausbildung großer geistiger und sittlicher Kräfte; und die Jahre 1840—1848, die man auch früher schon öfter als die bewegteste Zeit unsrer neueren deutschen Geschichte bezeichnet, mit den Tagen vor der Reformation verglichen hat — jetzt erst verstehen wir sie voll und ganz in ihrer grundlegenden Bedeutung; jetzt erst sehen wir, wie alle die großen Männer, die uns bis 1890 regiert haben, damals ihre Lehrjahre durchgemacht, ihren Stempel erhalten haben. Es ist ein unersetzlicher Verlust, daß Treitschke diese Erzählung nicht wenigstens bis 1857 vollenden konnte.

Der Zusammenhang der deutschen mit der europäischen Politik wird von Treitschke ebenso berücksichtigt, wie die innerdeutsche Politik. Auf beiden Gebieten bringt er uns eine Fülle neuer Aufklärungen, bringt er die Wahrheit auf Grund der echten Quellen, der authentischen Ueberlieferung und auf weite Strecken als der erste zu Tage. Aber es liegt ebenso im Wesen der nicht durch Kriege und große diplomatische Actionen bewegten Zeit, als in dem des Autors, daß nicht sowohl die fortlaufende Erzählung der Ereignisse als die Schilderung der Menschen, der Zustände, der Einrichtungen im Vordergrunde steht. Und dabei kommt, da stets nur summarische Endergebnisse, Durchschnitte gegeben werden können, ebenso viel oder noch mehr auf die Kunst des Historikers an, als auf seine Quellenforschung.

Die Schilderung, die Treitschke von allen wichtigeren deutschen Landschaften, von dem Volkscharakter ihrer Bewohner, von einzelnen Städten, von den Verfassungs- und Verwaltungszuständen zu geben weiß, ist unübertrefflich, und man könnte fast sagen, er male die Rhein- und Neckarlande, Weimar und das Regiment Karl Augusts, seine sächsische Heimath mit noch mehr Vorliebe, mit stimmungsvollerem Pinsel und mehr innerer Wärme aus als Preußen und Berlin. Und doch ist das der Punkt, der ihm so viele Feinde gemacht hat. Der particularistische Territorial- und Localpatriotismus war nirgends ganz zufrieden mit dem, was er sagte.

Freilich meist deßhalb, weil er rückhaltlos die Wahrheit verkündigte. Ich möchte behaupten, die politischen Stimmungs- und Verwaltungsbilder aus den deutschen Mittel- und Kleinstaaten gehörten zum Besten des ganzen Werkes. Gerade auch die kurze Geschichte Sachsens im dritten Bande ist ein historisches Meisterwerk ersten Ranges; ebenso sind die Schilderungen der bayerischen und württembergischen Zustände im ganzen ebenso anziehend, als wahr. Treitschke war der erste, der es erklärte, warum Preußen von 1815 bis 1848 mit dem aufgeklärt rationalen und büreaukratisch-constitutionellen Regiment dieser Südstaaten sich so viel besser als mit den in ständischer Reaction verharrenden norddeutschen Staaten, Sachsen und Hannover, verständigen konnte.

Aber eins bleibt dabei wahr. Der politische Standpunkt des Verfassers läßt ihn in der Farbengebung und im Urtheil oft etwas zu weit gehen, und theilweise konnte er auch nicht über alle Menschen und Vorgänge, besonders die in den kleinen deutschen Staaten, gleichmäßig gut unterrichtet sein.

Bei einem Werk, wie das von Treitschke, das den Gesammtgang der deutschen Geschichte einheitlich vorführen will, ist es ganz ausgeschlossen, daß der Geschichtschreiber alle Archivalien voll erschöpft haben sollte. Er hätte für jedes Jahr, das er schildert, und jede Specialfrage ein ganzes Leben archivalischen Forschens einsetzen müssen, wenn er vorher alle Acten lesen wollte. Außerdem waren ihm bestimmte Archive überhaupt verschlossen. Er mußte also seine archivalische Forschung auf gewisse Hauptpunkte und erreichbare Positionen einschränken, im übrigen versuchen aus der sonstigen besten Ueberlieferung zu schöpfen. Daß er deßhalb in manchen Neben- und Außenpunkten bald berichtigt werden würde, war nicht zu vermeiden. Es ist deßhalb aber auch kein Vorwurf für ihn, wenn z. B. ein agrarischer Specialist wie G. F. Knapp die großen Agrargesetze von 1807 und 1811 anders und wahrheitsgetreuer dargestellt hat, wenn Süddeutsche auf Grund archivalischer Studien ihn da und dort corrigiren.

Der Vorwurf Hermann Baumgartens gegen ihn, er hätte da, wo er auf einseitig preußische Acten sich stützt, vorsichtiger urtheilen sollen, bezieht sich zugleich auf die Art seiner Schilderung, auf die Werthurtheile, die er abgibt. Er kann nicht anders schildern, als durch starke, plastische Beiworte und Vergleiche; da muß mancher subjective Zug mit unterlaufen; und er kann nicht anders urtheilen als unter Anlegung moralischer Maßstäbe und politischer Ideale. Seine schroff abgegebenen Urtheile heben den einen auf Kosten des andern empor, verdunkeln auch oft die Causalzusammenhänge etwas, legen oft in frühere Zeiten Forderungen des Patriotismus und Nationalgefühls hinein, die nicht ganz gerecht sind. Die unitarische Politik wird zu oft als einziges Kriterium verwerthet, wie er z. B. in einer seiner kleinen Schriften dem Beustschen und augustenburgischen Particularismus sogar die sächsische und holstein'sche Socialdemokratie in die Schuhe schieben will. Die Schilderung König Friedrichs von Württemberg hat von einem durchaus preußisch gesinnten Gelehrten, G. Rümelin,[1]) auf Grund der Acten mit Recht Widerspruch erfahren; es wird gezeigt, daß Treitschke hier einfach dem Zerrbild Häussers ohne selbständige Nachprüfung folgte. Die Regierung dieses Königs wird von Treitschke als ein Sündenregiment bezeichnet, wie es der deutsche Boden noch nie gesehen, er selbst als der geistvollste aber auch ruchloseste der Satrapen Napoleons. Und doch war der aufgeklärte Despotismus dieses in Preußen groß gewordenen Fürsten wesentlich eine Nachahmung der fridericanischen Regierungsweise. Seine rücksichtslose Unificirung der verschiedenen Landestheile war ein Stück in dem sonst von Treitschke stets gebilligten Kampf gegen die politische Krähwinkelei; er gibt auch zu, daß es eine „nothwendige Revolution" gewesen sei. Wesentlich Vorwürfe aus seinem Privatleben dienen Treitschke zur Begründung des harten Urtheils. Im übrigen gibt er zu, daß dieser König der einzige der Rheinbundfürsten war, der Napoleon Achtung abnöthigte; sagte der Korse doch von ihm: wenn er 100,000 Mann hätte, so müßte ich einen Krieg mit ihm führen.

Hier, wie an anderen ähnlichen Stellen ist nicht sowohl die Schilderung an sich falsch, sondern der Künstler in Treitschke hat, nur um die Gegensätze lebendiger zu machen, die Lichter und die Schatten schärfer vertheilt, als billig war. Man sieht das besonders in Bezug auf Erscheinungen, die er mehrmals berührt. Seine Dresdener Mitbürger beehrt er häufig mit dem Beiwort der Bedientenhaftigkeit, aber an anderer Stelle redet er so wahr und so schön auch von den guten Seiten des Dresdener Lebens, daß man sieht, es sei nicht so schlimm gemeint. Durch charakteristische Anekdoten seine Gegner zu ironisiren, kann er sich nicht versagen, wie er z. B. den Leipziger Anatomen für ewig dem Gelächter preisgegeben hat, der bei Napoleons Einzug sogar die „Todten" ein durch Illumination hervorgebrachtes Vivat rufen ließ. Und doch ist er so häufig

[1]) Reden und Aufsätze, dritte Folge, 1894, S. 39.

Digitized by Google

stolz auf die Leipziger Gelehrten, vor allem auf jene Reihe streitbarer sächsischer Geister, denen es, wie Pufendorf und Thomasius, Lessing und Fichte, Moritz Haupt und Richard Wagner, in Leipzig und in Sachsen wie ihm selbst zu enge wurde.

Wenn man so von einzelnen scharfen Worten, Anekdoten und Urtheilen absieht und die Erzählung Treitschke's im ganzen nachprüft, so hat man sie stets in allen Hauptpunkten streng wahrheitsgetreu gefunden. Sybel hat bei Gelegenheit der Verleihung des Verdunpreises die wichtigsten Treitschke gemachten Vorwürfe im einzelnen genau untersucht und war in seinem ausführlichen Gutachten darüber erfüllt von der Umsicht und Vorsicht, der Zuverlässigkeit und Präcision der Forschung. Und andere neuere Untersuchungen, z. B. die von Stern, scheinen auch in allem Wesentlichen trotz des verschiedenen politischen Standpunktes die Ergebnisse Treitschke's zu bestätigen.

Freilich wird man nicht erwarten dürfen, daß spätere Forscher die Dinge und die Menschen immer wieder genau ebenso beurtheilen. Wenn Treitschke Friedrich Wilhelm III. günstiger auffaßte, als z. B. Max Lehmann oder Hans Delbrück, so liegt die Ursache hievon nicht darin, daß die Forschung verschieden weit ginge, verschieden zuverlässig wäre, sondern darin, daß das psychologische und politische Werthurtheil über Fürsten immer je nach der Weltanschauung, nach den angelegten verschiedenen Maßstäben, nach der psychologischen Fähigkeit, fremde Menschen zu erfassen und zu verstehen, ein verschiedenes sein wird. An Furchtlosigkeit, auch die Hohenzollern wahr und ohne Schminke zu zeichnen, hat es jedenfalls Treitschke nicht gefehlt. Das tragische, so überaus gelungene Bild Friedrich Wilhelms IV. im letzten Bande zeigt den vollen edlen Freimuth des seines Richteramtes sich bewußten Historikers.

Aber das Richteramt, das er für sich in Anspruch nimmt, ist allerdings ein anderes, als es Ranke und andere Historiker verstanden haben. Es kann eben jeder Historiker nur urtheilen vom Standpunkt seiner höchsten Ideale, seiner Weltanschauung. Ranke ging von gewissen Vorstellungen über die Entwicklung der Religionen und Ideen in der Weltgeschichte und über die persönlichen Kräfte, die in den Dienst der Ideen treten, aus; unsern politischen Historikern gaben gewisse verfassungsgeschichtliche und patriotische Ideale ihren Standpunkt; speciell für Treitschke trat alles zurück gegenüber der Einheit des Vaterlandes und den politischen Gedanken und Formen, die er für die unerläßliche Bedingung dieser Einheit und der Größe Deutschlands hielt. Sein Patriotismus war seine Weltanschauung. Und diesen Patriotismus hatte er zugleich erfüllt mit dem Glauben an das Walten der sittlichen Mächte, an den Sieg der großen Ideale, wie sie von den Tagen der Reformation bis zur Gegenwart Deutschland emporgeführt hatten.

Sein Idealismus, seine Weltanschauung, sein frommer kindlicher Glaube an Gottes Walten in der Geschichte, an den Sieg der Vernunft über die Unvernunft in ihr war nicht der eines kritischen Philosophen oder eines entwicklungsgeschichtlichen Theoretikers; es war mehr die Weltanschauung eines tiefen Gemüthsmenschen und einer Künstlerseele. Aber jedenfalls war es der Standpunkt eines ganz großen, vollen Menschen, eines tapferen Charakters, eines klaren politischen Denkers und eines Historikers ersten Ranges.

Unsrer Akademie hat er nur ganz kurz angehört. Seine Taubheit und manche andere zufällige Umstände wirkten mit, daß er später als viele andere gewählt wurde; man hat wohl auch gemeint, sein ganzes Wesen passe nicht in den Rahmen der Akademie. Und gewiß, einige der gewöhnlichen Gelehrteneigenschaften hatte er nicht, aber um so mehr jene großen Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes, des Charakters und des Intellects, die ihn weit über das durchschnittliche Niveau des Gelehrten hinaushoben, die ihn zu einem der großen Geister und Lehrer des 19. Jahrhunderts machen.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Henry Harrisse.* L'Abbé Prévost. Histoire de sa vie et de ses oeuvres d'après des documents nouveaux. Paris, Lévy 1896. Der um die Columbus-Forschung verdiente Verfasser gibt in dieser emsigen Sammlerarbeit vielfach in apologetischer Absicht Berichtigungen mannichfacher, jahrzehntelang auf Untreu und Unzuverlässigkeit nachgeredeter und nachgeschriebener Legenden. Zumal die romantische Geschichte vom Scheintod Prévosts, der unter dem Skalpell eines Landbaders einen Augenblick zu schrecklichem Bewußtsein erwacht sein soll, um gleich darauf seinen Geist auszuhauchen, widerlegt Harrisse S. 426—453. Lehrreich ist ferner Harrisse's genaue Revision der Bibliographie vieler Schriften des Dichters um Manon Lescaut.

-tt. Georg Freiherr von Ompteda: Leidenschaften. Männliche, weibliche, sächliche Geschichten. Berlin, F. Fontane u. Co. — Man könnte bei den leicht und flott erzählten Geschichten dieses Buches an Guy de Maupassant denken, auch an manche geistreiche amerikanische Short Stories wird man erinnert. Keck und lustig mit etwas frivolem Anstrich ist die Skizze „Lynna de Pierrefonds"; in „Confection" finden wir eine sehr wirksame realistische Schilderung der Verhältnisse (in doppeltem Sinne) eines heute vielerörterten Standes; die Skizzen „das Pensionat" und „die alte Zschaitz ist todt" könnten von dem obengenannten französischen Autor geschrieben sein. „Sonnenzeit" ist eine fröhliche und ergötzende Liebesgeschichte, eine die herbe Erzählung „das Kriegsrecht" ist von ergreifender Kraft, eines echten Dichters würdig. Im ganzen ein Buch, das man mit künstlerischem Wohlbehagen lesen kann.

W. H. Die evangelisch-lutherische Gemeinde von Turkestan. Aus dem uns freundlichst zugesandten, in Taschkent in deutscher Sprache gedruckten Rechenschaftsbericht des Kirchenraths der evangelisch-lutherischen Gemeinde von Turkestan für das Jahr 1895 entnehmen wir folgende interessante Thatsachen.

Die Gemeindeversammlungen und Kirchenrathssitzungen in Taschkent beschäftigten sich hauptsächlich mit den Bestrebungen betr. Beschaffung von Mitteln zum Weiterbau des Bethauses. Es wurden Maßnahmen getroffen, um den Ertrag der Sammlungen sowohl innerhalb der Taschkenter Gemeinde, wie auch der lutherischen ganz Turkestans und Transkaspiens zu steigern. Die Sammlungen haben namentlich dank den Bemühungen des Pastors J. Jürgenson eine gegen das Vorjahr ganz erhebliche Vergrößerung des Baufonds ergeben, der jedoch im günstigsten Fall erst nach etwa 10 Jahren das Capital zur Beendigung des Baus beschaffen kann. In Folge dessen hat der Kirchenrath dem Centralcomité der Unterstützungscasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland ein Gesuch um Gewährung einer in ca. 10 Jahren zu tilgenden Darlehens von 7000 Rubel unterbreitet. Als ein erfreuliches Zeichen der Hebung kirchlichen Sinnes auch in den Orten des Gebiets, wo es keinen Pastor und keine regelmäßigen Gottesdienste gibt, ist zu erwähnen, daß die Samarkander Gemeinde den Wunsch äußerte, sich der Taschkenter Gemeinde als Filiale anschließen zu dürfen. Aehnliche Bestrebungen sind auch in Aschabad und an anderen Orten bereits angeregt. Auch im verflossenen Jahr hat Pastor Jürgenson wie bisher im Auftrage des Hrn. Generalgouverneurs zur Bedienung des Militärs eine Reise durch Turkestan gemacht. Sie führte ihn zunächst in das Ferghana-Gebiet, wo er die Städte Chodshent, Kokand und Margelan besuchte. Von diesen Städten hat Margelan die größte lutherische Gemeinde, aus ca. 100 Seelen (incl. 41 Soldaten) bestehend. Von Margelan begab sich der Pastor nach Samarkand. Unterwegs hielt er sich zum erstenmal während seiner Amtsthätigkeit in Turkestan in dem hochgelegenen Luftcurort Ura-tjuba auf. Es ist dies derselbe Ort, bei dessen Einnahme Alexander der Große beinahe ums Leben gekommen wäre. Die Aussicht von den am Anfang der Stadt gelegenen und ein gewaltiges Felsenthor bildenden Bergen auf die weithin sich erstreckende Gartenstadt ist großartig. In Samarkand fand Pastor Jürgenson eine höchst freundliche Aufnahme. Die zur Abhaltung des Gottesdienstes angewiesene Caserne war mit Guirlanden und Grünwerk geschmückt und mit Teppichen ausgelegt. Auch hier soll ein eigenes Bethaus gebaut werden; die Gemeinde, welche stetig zunimmt, zählt jetzt 228 Glieder (incl. 71 Soldaten). Nach kurzem

Digitized by Google

Aufenthalt in dem an der Transkaspibahn gelegenen Städtchen Kaka-Kurgan begab sich der Pastor nach Tschaedshui. Von dort brachte ihn der Dampfer zu dem in der Nähe der Stadt Chiwa gelegenen Fort Petro-Alexandrowsk. Von Tschardshui ging die Reise auf einem zweirädrigen Karren (Arba) nach Kerki, einem an der afghanischen Grenze gelegenen Fort. Der Weg führte längs dem Amu-Darja theils durch mit Flugsand bedeckte Wüsteneien, theils durch den von zahlreichen tiefen Canälen durchzogenen Uferstrich. Von den Höhen schauten zahlreiche Burgen zu dem einsamen Reisenden hernieder, mit ihren hohen Mauern und Thürmen Zeugniß ablegend von dem kriegerischen Geist des Turkmenenvolkes, das nun unter russischer Herrschaft die friedlichern Gewerbe des Ackerbaus und des Teppichwirkens dem rauhen Kriegshandwerk vorzieht. Da der Flußdampfer, der die Verbindung zwischen Kerki und Tschaedshui herstellt, nicht zur Stelle war, mußte der Pastor auf der Rückreise sich einem gebrechlichen Boote anvertrauen, auf welchem er in drei Tagen die circa 200 Werst betragende Strecke zurücklegte.

Nun wandte sich der Pastor dem Transkaspi-Gebiet zu, in welchem das Reisen durch die Eisenbahn bedeutend erleichtert ist. In allen Städten dieses Gebiets bis Ujunada sind Lutheraner zu finden. Die größten Gemeinden sind Merw (107 Seelen incl. 75 Soldaten) und Aschabad (239 Seelen incl. 38 Soldaten). Außerdem sind zu erwähnen zwei Ansiedelungen deutscher Wolga-Colonisten: die Colonie Krestowka mit 153 Seelen an der persischen Grenze, 12 Werst von dem Fort Serachs, und Sfaratowka (Sukuli) mit 70 Seelen, auch an der persischen Grenze, etwa 100 Werst von Aschabad. Die Reise nach Sfaratowka gehört zu den interessantesten Touren, die Pastor Jürgenson in Centralasien gemacht hat. Von Aschabad hatte er sich in das eirjende, 30 Werst entfernte Bergdorf Firusa begeben, um daselbst einer Kranken das Abendmahl zu spenden. Von dort führte nur ein für Reitpferde passirbarer Weg nach der deutschen Colonie. Auf schmalen, an steilen Abgründen vorbeiführenden Pfaden ritt der Pastor in Begleitung eines Kosaken nach dem 6000 Fuß über dem Meer gelegenen Luftcurort Heikabad, wo ihm die Freude vergönnt war, zweien leidenden Glaubensgenossen das heilige Abendmahl zu reichen. Darauf ging es wieder bergab zum kleinen, malerisch gelegenen Städtchen Heemab. Von hier aus führte der Weg durch eine enge Thalschlucht zwischen himmelan strebenden Felsen hindurch nach Sfaratowka, wo der Pastor um Mitternacht ankam. Mit Gesang und Jubel wurde er von den Dorfbewohnern empfangen. Der strapaziöse Ritt, auf dem 90 Werst zurückgelegt wurden, hatte 17 Stunden gewähret.

Von den Gemeinden Transkaspiens ist es besonders die Gemeinde zu Aschabad, in der ein reger kirchlicher Sinn lebt. Dieser kam zum Ausdruck in einer an den Generalgouverneur Baron Wrewsky gerichteten Bittschrift, in der die Gemeinde um die Erlaubniß bat, einen Lehrer zum Unterricht der Kinder in der Religion anstellen zu dürfen. Diese Bitte wurde jedoch abschlägig beschieden. Man kann mit vollem Recht der Hoffnung Raum geben, daß bei der stets Zunahme der Zahl der Evangelischen in Transkaspien sich in Aschabad ein ähnlicher Mittelpunkt kirchlichen Lebens bilden wird, wie Taschkent es für Turkestan geworden ist. Eine jede Gemeinde, wie klein sie auch sein mochte, hat ihren Stolz darein gesetzt, nach Kräften für den Bau eines Bethauses in Taschkent beizusteuern. Daraus ist ersichtlich, daß unser Glaube doch noch immer ein Band ist, das die über ein so großes Gebiet verstreuten Evangelischen zu einer Gemeinde zusammenschließt.

Pastor Jürgenson hat auf seiner drei volle Monate dauernden Reise 5394 Werst (5714 Kilometer) zurückgelegt und neunzehn Ortschaften besucht; außer den bereits genannten noch Kisil-Arwat und Dshisak.

Die Zahl der Evangelischen in Turkestan und Transkaspien beträgt im ganzen 2292, von denen 1528 dem männlichen Geschlechte (693 dem Militärstande) angehören. Im Jahre 1895 wurden daselbst folgende evangelisch-lutherische Amtshandlungen vollzogen: 93 Taufen, 31 Confirmirungen, 16 Trauungen und 15 Beerdigungen. An 1592 Personen wurde das heilige Abendmahl gereicht. Das Gesammtvermögen der Gemeinde Taschkent hat einen Werth von ca. 16,500 Rubel.

* Mit Frau Harriet Beecher-Stowe, die am 1. Juli 84jährig in New-York verstarb (geb. 14. Juni 1812 in Litchfield, Connecticut, als Tochter des bekannten Theologen Lyman Beecher, vermählt 1836 mit dem Prof. der Theologie Calvin E. Stowe) ist nicht nur das älteste namhafte Mitglied der Schriftstellerwelt, sondern auch das wirksamste unter allen in diesem Jahrhundert heimgegangen. „Was kann die Frau darüber Neues sagen?“ rief beim Erscheinen von „Onkel Toms Hütte“ 1852 Alexander v. Humboldt aus, der zeitlebens für die Abschaffung der Sclaverei das Wort geführt. Allein diese schlichte poetische Erzählung, deren Stoff, wie die Verfasserin hernach durch Veröffentlichung eines „Schlüssels zu Onkel Toms Hütte“ bewies, in allen Einzelheiten aus dem Leben gegriffen war, erregte eine socialpolitische Gemüthsbewegung in der Welt, wie sie kaum jemals vorgekommen; erst hiedurch gelangten die Forderungen der humanen Theorie zum kräftigen populären Durchbruch. In England allein sind von „Onkel Tom“ über vierzig Ausgaben erschienen, die Zahl der amerikanischen läßt sich gar nicht feststellen, ebensowenig die in den anderen Ländern, wo das Buch durch Uebersetzungen bekannt wurde. Der nordamerikanische Bürgerkrieg, die Befreiung der Neger in den Vereinigten Staaten und weiterhin anderwärts ist in gemüthlichem Sinne das Werk dieser Frau — welcher moderne Autor, der seine Muse die in viel weniger einleuchtenden „sozialen“ Schmerzen unsrer Tage vortragen läßt, kann sich auch nur von fern eines ähnlichen Erfolgs rühmen? Haerlet Beecher-Stowe hatte vor ihrer Heirath als Lehrerin an einer von ihrer Schwester geleiteten Mädchenschule in Boston gewirkt. Wie ihr Vater und ihre Schwestern, beschäftigte sie sich früh mit literarischen Arbeiten und ließ 1843 ihre ersten belletristischen Versuche erscheinen. Auf wiederholten Reisen, die sie mit ihrem Gatten nach dem Süden Nordamerika's unternahm, fand sie dann Gelegenheit, eingehende Studien und Beobachtungen über die Sklavenfrage zu machen. Josiah Hnason, das Original zu der Gestalt Onkel Toms, der 1881 als Geistlicher zu Dresden in Ontario starb, veröffentlichte später seine Selbstbiographie, zu der Frau Beecher-Stowe eine Einleitung schrieb. Als sie 1853 Europa bereiste, wurde sie überall mit Enthusiasmus und großen Ehrenbezeigungen empfangen. Sie ist hernach literarisch noch sehr productiv gewesen und hat eine übergroße Anzahl von Büchern veröffentlicht, von denen aber keines an ihr Hauptwerk heranreichte.

* **Würzburg.** Der Honorarprofessor an der Universität F. Helfreich wurde zum außerordentlichen Professor für Geschichte der Medicin, medicinische Geographie und Statistik ernannt. Als Privatdocent für Anatomie und Histologie habilitirte sich Dr. Johannes Sabotta.

* **Tübingen.** Der Lehrstuhl für neuere Geschichte, den Prof. Dietrich Schäfer innegehabt, ist nun durch die Ernennung des Freiburger Professors Wilhelm Busch besetzt worden. Busch, in Bonn geboren, kam als treuer Schüler Maurenbrechers an dessen Seite in Leipzig empor und machte sich in Fachkreisen bekannt durch Studien zur Geschichte Heinrichs VIII. und ein Buch über Heinrich VII. von England. Nach Freiburg ward er vom Dresdener Polytechnikum her berufen.

* **Bonn,** 1. Juli. Für das akademische Jahr 1896/97 wurde zum Rector der Zucht Geheimrath Seuffert gewählt. Der zuerst in Aussicht genommene Geheimrath Loersch hatte die Wahl abgelehnt.

* **Berlin.** Prof. Franz Reuleaux stellt im Herbst seine Lehrthätigkeit bei der Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg ein. Er hatte sich bereits für die beiden letzten Halbjahre beurlauben lassen und war im Unterricht von Prof. Lynen vertreten worden. Reuleaux war 40 Jahre lang Lehrer der Technik. 1856 als Professor für Maschinenkunde an das Polytechnikum in Zürich berufen, kam er 1864 an das Gewerbe-Institut nach Berlin. Bei diesem übernahm er eine Doppelprofessur für Maschinenkunde und Maschinengetriebelehre. 1868 trat er an die Spitze der aus dem Institut hervorgegangenen Gewerbe-Akademie. Bei der Errichtung der Technischen Hochschule trat Reuleaux an diese über. — Prof. Dr. Rubens, Privatdocent an der Universität und Assistent an der physikalischen Universitätsanstalt, ist als Docent an die Technische Hochschule zu Charlottenburg berufen worden. Er wird sich dort mit Prof. Paalzow in den physikalischen Unterricht theilen. Seine Berufung hängt damit zusammen, daß bei der Technischen Hochschule die physikalischen Uebungen erweitert werden sollen.

* **Helsingfors.** Am 30. Juni starb hier das Mitglied des finnischen Senats Prof. Frhr. J. Ph. Palmén. 1844 zum Professor für römische und russische Rechtswissenschaft an der hiesigen Universität ernannt, übernahm er später die Professur für Criminal- und Staatsrecht. Palmén gab u. a. ein „Lehrbuch der Gesetze Finlands“, ein „Juristisches Handbuch für bürgerliche Bildung“ und „Die Grundgesetze des Großfürstenthums Finland“ heraus.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 4. Juli. Nummer 153.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke. III. (Schluß.) Von Gustav Schmoller. — Die herzogliche Burg zu Burghausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gedächtnißrede auf Heinrich v. Sybel und Heinrich v. Treitschke,

gehalten in der Leibnizsitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin am 2. Juli.

Von Gustav Schmoller.

III. (Schluß.)

Darf ich zum Schluß nochmals auf die Fragen zurückkommen, mit denen ich begann, und damit versuchen, zusammenfassend Sybel und Treitschke ihre Stellung in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens und der deutschen Geschichtswissenschaft anzuweisen, so kann ich das freilich nur von meinem methodologischen und allgemein wissenschaftlichen Standpunkt aus. Mir scheint die Sache so zu liegen:

Die Zeit von 1815—1840 war politisch für Deutschland eine Epoche der Ruhe und Sammlung, wissenschaftlich eine solche tiefer Studien, ernster Anläufe, allgemeinster Bildung, aber zugleich der Romantik und der Schwärmerei. Von 1840—1870 steigerten sich die politischen und socialen Kämpfe; es war eine Zeit der höchsten Anspannung und der größten Erfolge. Wissenschaftlich eine Epoche, in welcher die Nebel sanken, der vornehmste Idealismus sich mit nüchterner Klarheit verband, die einzelnen Wissenschaften ihre größten Triumphe feierten. Ich glaube, man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, Deutschland habe ein so geistesstarkes Geschlecht von Männern der That und der Wissenschaft seit Jahrhunderten nicht gehabt. Es war natürlich, daß nun, nach Erreichung so großer Resultate, von 1870—1890 an eine gewisse Erschlaffung eintrat, die Spannung der Geister nachließ. Stets macht nach großen Zeiten die gemeine Natur des Menschen sich geltend; man will nun eine Zeit lang leben und leben lassen; die fähigsten Köpfe traten nicht mehr wie bisher in den Dienst des Vaterlandes und der Wissenschaft, sondern in den des Erwerbslebens.

In der wissenschaftlichen Bewegung, wenigstens in der der Geisteswissenschaften mußte die von 1815 bis zur Gegenwart sich vollziehende Hinwendung von großen Idealen und allgemeiner Bildung zur Arbeitstheilung und empirischen Einzelforschung in verschiedenen Stadien verlaufen, verschiedene Combinationen erzeugen. Es wird keinen gesicherten Fortschritt in der Wissenschaft geben können ohne den siegreichen Fortschritt der Empirie und ohne die Specialisirung. Aber es ist auch klar, daß der Specialist und Detailforscher, indem er am Einzelnen kleben bleibt, gar leicht den Ueberblick verliert und sich so um die Möglichkeit bringt, die großen Zusammenhänge zu verstehen, an ihrer Lösung mitzuwirken. Es ist die Tragik des Gelehrtenlebens, das sich opfert, im Detail untergeht, um späteren Generationen, die die Früchte der Detailforschung ohne deren Schattenseiten genießen, wieder das Aufsteigen zu einem höheren Standpunkt zu gestatten.

In der deutschen Geschichtswissenschaft wußte Ranke noch die volle Universalität einer philosophischen Epoche zu verbinden mit dem Beginn einer kritischen Detailforschung. Seine nächsten Nachfolger gehörten einer Zeit noch an, die gleich kühn, gleich geistesmuthig nach den höchsten Zielen griff, zwar seine universale Bildung nur theilweise bewahren, dafür aber den politischen Theil der Geschichte viel kräftiger und congenialer erfassen konnte; die Forscher setzten mit ihren Studien breiter und tiefer an den Stellen ein, auf die sie sich concentrirten. Wenn die heutigen Rankeschwärmer nicht selten die ganze Generation der politischen Historiker, vor allen auch Sybel und Treitschke, als einen Rückschritt bezeichnen, so verkennen sie ebenso die Gesetze des Wandels der geistigen Richtungen, wie den Werth der wissenschaftlichen Kräfteconcentration. Wenn Sybel, Treitschke und die anderen politischen und rechtsgeschichtlichen Historiker auf der einen Seite unter Ranke stehen, so stehen sie auf der anderen über ihm. Ihre Thätigkeit war so nothwendig und so heilsam als die Ranke's; sie ergänzte seine Ideengeschichte und seine Geschichte einzelner Personen und Ereignisse durch eine empirische Geschichte der Institutionen und Zustände, die er wohl auch berührt, aber nicht erschöpft, ja kaum ernstlich in Angriff genommen hatte. Die Forschung wurde durch sie langsamer, umständlicher, aber auch sicherer. Wo Ranke Andeutungen und Ahnungen gibt, gewähren sie Sicherheit. Wenn Ranke alle paar Jahre ein neues großes Werk erscheinen lassen konnte, so blieben sie ein halbes Menschenleben an einem begrenzten Stoffe, den sie nicht einmal von allen Seiten fassen wollten. Aber indem Mommsen die römische Geschichte, Waitz die deutsche Verfassungsgeschichte vom Standpunkt des Rechtshistorikers schrieb, indem Nitzsch von dem des Wirthschaftshistorikers das deutsche Mittelalter, Burckhardt von dem des Culturhistorikers die italienische Renaissance beschrieb, indem Droysen die großen spätgriechischen Reiche, Duncker das griechische Alterthum, Sybel, Droysen, Häusser, Treitschke die neuere Geschichte vom Standpunkt des Politikers abfaßten, so erledigten sie historische Fragen ersten Ranges, die Ranke offen gelassen, gewannen sie ganze Provinzen der historischen Herrschaft. Sie lehrten in gewissem Sinne damit zu einer Betrachtung zurück, die schon Niebuhr erstrebt hatte. Denn er hatte als Staatsmann mit juristischen und staatswirthschaftlichen Kenntnissen seine römische Geschichte geschrieben, während Ranke als Theolog und Philolog, als Freund von Fürsten und Staatsmännern, als Bücherleser und Archivarbeiter zwar sich die universalste Bildung, aber doch nicht alle die Kenntnisse gleichmäßig erworben hatte, die für den Historiker wichtig sind. Gewiß besaßen nun Sybel und Treitschke dafür einzelne große Vorzüge, über die Ranke verfügte, nicht. Aber anders als durch Einseitigkeit ist uns sterblichen Menschen kein Fortschritt möglich.

Jeder Mensch hat die Fehler seiner Tugenden. Ranke's religiös gefärbte Weltanschauung war für seine Tage so berechtigt und so hochstehend, wie Sybels rationalistisch-politische und Treitschke's sittlich-nationale für die ihrigen. Keine enthielt allein und für sich den Schlüssel zur vollen Wahrheit, jede war ein Versuch, zu einem geschlossenen, einheitlichen Standpunkt zu kommen, die Einzelerkenntniß einzuordnen in ein Gedankensystem, das zugleich einen Werthmaßstab gebe. Wie konnten die besten Geister 1840 bis 1870 sich der Wahrnehmung entziehen, daß man Geschichte nur verstehen könne, wenn man sie als Verfassungsgeschichte politisch behandle? Der so eingenommene Standpunkt war ein ebenso fruchtbarer, als er daneben in seiner Ueberspannung auf Irrwege führen, falsche Werthurtheile erzeugen konnte. Sybels Glaube, die Verbindung von Geschichte und Politik ergebe die letzte, zu absolut gesicherten Wahrheiten führende Vollendung der Geschichte, war sicher eine Ueberschätzung. Noch weniger konnte die ausschließliche Anlegung des Maßstabes patriotisch-nationaler Gesinnung oder der Zugehörigkeit zu gewissen Parteilehren die einzig richtigen historischen Werthurtheile geben. Solcher Einseitigkeit gegenüber hatte Ranke mit seinen kritischen Zweifeln gegenüber dem Urtheil nach den politischen Doctrinen des Tages ganz Recht. Aber andrerseits sind Patriotismus und richtige politische Einsicht, noch mehr die Fähigkeit, politisch richtig zu handeln, seinem Staate die rechte Verfassung zu geben, gewiß Eigenschaften, die man rühmen, zeitweise als die höchsten Tugenden preisen kann. Und wer also in gerechter Weise diesen Maßstab neben anderen seinem Werthurtheil zu Grunde legt, braucht deßwegen nicht zu irren. Und jedenfalls war die genauere Erforschung der politischen Einrichtungen und Verfassungen eine Erweiterung des empirischen Wissensgebietes und sie war außerdem, soweit wir die Anfänge einer Politik als Wissenschaft seit Aristoteles haben, die Benutzung dieser Wissenschaft zur besseren Causalerklärung der Geschichte. Natürlich sind Verfassung, Verwaltung und politische Parteikämpfe weder die einzigen Gegenstände und Formen des historischen Lebens, noch sind die hier wirksamen Kräfte die einzigen Ursachen des geschichtlichen Lebens. Aber es handelt sich doch um einen der wichtigsten Theile desselben, der durch die ganze Schule, hauptsächlich durch die Lebensarbeit Sybels und Treitschke's in helleres Licht gerückt wurde.

Es handelte sich darum, zunächst an einem Punkte die Wissenschaft der Geschichte in die rechte Verbindung mit den anderen benachbarten Wissenschaften zu bringen, die, halb aus ihr, halb aus anderen Erkenntnißquellen entsprungen, den Versuch machen, den Stoff, den die Geschichte erzählend vorführt, nach theoretischen Gesichtspunkten und nach Causalzusammenhängen zu einem selbständigen System von Wahrheiten zu ordnen. Die Wissenschaften der Sprache, der Religion, der Sitte und des Rechts, der Politik und der Volkswirthschaft müssen, je weiter sie sich ausbilden, desto mehr vom Historiker gekannt, berücksichtigt, verwerthet werden. Es wird damit nichts Fremdes in die Geschichte hineingetragen, sondern nur ein Bestand gesicherten Wissens zur Erklärung verwerthet; darauf verzichten, heißt sich die Augen zubinden, heißt Rückschritte machen, ganz ebenso, wie wenn man auf die kritische Prüfung der Quellen verzichten wollte.

Ob man nun bei solcher Auffassung der Dinge Ranke oder Sybel oder Treitschke höher stellen wolle, bleibt zuletzt Sache subjectiver Empfindung. Wenn auch ich geneigt bin, Ranke als Forscher und Förderer der historischen Wissenschaft die erste Stelle zu lassen, zuzugeben, daß er, begünstigt durch ein langes Leben, durch die Concentration auf reine Gelehrtenthätigkeit, durch die erste Eröffnung der Archive und durch eine Genialität ohne gleichen, doch noch mehr für die Geschichte that als diese, so stehen sie ihm doch jedenfalls ebenbürtig und ergänzend zur Seite und haben ihn in der Wirksamkeit vielleicht noch überholt. Treitschke's Werke haben auf Tausende gewirkt, wo Ranke auf Hunderte Einfluß gewann. Sybel und Treitschke haben zugleich der Gegenwart in einer Weise politisch die Wege gewiesen, wie es Ranke nicht vermochte. Sie gehören zusammen und werden darum mit Ranke an erster Stelle genannt, wenn von dem goldenen Zeitalter der deutschen Geschichtschreibung die Rede ist. Noch neuerdings hat der erste Rankekenner, A. Dove, Niebuhr als den Lessing, Ranke als den Goethe, Treitschke als den Schiller der deutschen Historie bezeichnet.

Und brauchen wir Nachlebende den Muth sinken zu lassen, weil dieses Zeitalter nun zur Rüste geht? Sollen wir den etwas pessimistisch-elegischen Ton anschlagen, den Sybel und Treitschke selbst in den letzten Jahren gern hervorkehrten? Sie haben beide trübe in die Zukunft ihrer Wissenschaft gesehen, manche Wendungen beklagt, die heute sich geltend machen: sie fürchteten beide das historische Specialistenthum, das die Geschichte zu einer zünftigen Fachwissenschaft machen wolle; sie verhielten sich kritisch und zweifelnd gegen die zunehmende Bedeutung der wirthschafts- und sociatgeschichtlichen Studien, gegen die Zurückdrängung des persönlichen Heldenthums in der Geschichtserklärung; sie verhielten sich ablehnend gegen das Eindringen entwicklungs- und urgeschichtlicher, anthropologischer, darwinistischer, materialistischer Betrachtungsweisen.

Sie haben vielleicht im Urtheil über einzelne Bücher und Autoren halb oder ganz Recht gehabt. Vielleicht ist ihnen manches ungünstiger erschienen, weil sie es nicht genauer mehr kennen lernten, weil sie nach ihrer Weltanschauung dem jüngeren Geschlecht nicht mehr ganz gerecht werden konnten. Jede wissenschaftliche Richtung muß, wenn ihre Vertreter älter werden, doch an ihrem Standpunkt festhalten; das Bündniß zwischen Politik und Geschichte, die Verknüpfung des praktisch politischen Lebens mit der Historie mußte beiden in zu idealem Lichte erscheinen.

Recht hatten sie darin, daß unter ihren Nachfolgern die Zahl der großen und erheblichen Geister eine sparsame ist; ein früher Tod hat uns die Besten vor der Zeit hinweggerafft. An ganz große Aufgaben wagte man sich nicht mehr so leicht wie früher. Die Specialforschung, die bloße Kritik nahm auf Kosten der Darstellung großer historischer Stoffe zu. Und wo ganz neue Richtungen eingeschlagen wurden, da ist von Musterwerken, wie Ranke und die politischen Historiker welche geschaffen, doch noch nicht die Rede.

Aber der Ruf ist deßhalb nicht berechtigt, zum Alten, sei es zu Ranke's, sei es zu Sybels Standpunkt zurückzukehren. Die neuen Richtungen sind nicht unberechtigt; ebensowenig die weitere Specialisirung der Forschung und die Wendung zu einer noch realistischeren Behandlung der Geschichte in Darstellung und Causalerklärung. Von den neueren Richtungen will ich nur noch ein Wort über die wirthschaftsgeschichtliche sagen; in gewissem Sinne haben Sybel und Treitschke sie mit begründen helfen, und wenn sie ihr später halb kopfschüttelnd gegenübertraten, so übersahen sie, daß hier ganz Aehnliches für unsre Zeit erstrebt wird, wie sie es selbst vor 40 Jahren mit der Politik und Verfassungsgeschichte versuchten. Gewiß kann damit die Aufmerksamkeit einseitig auf gewisse Erscheinungsreihen gelenkt werden; aber anders vollzieht sich kein Fortschritt; wenn nur damit bisher dunkle Gebiete und Zusammenhänge aufgehellt werden, das Gleichgewicht wird sich nachher schon wieder einstellen. Und was die Specialisirung und Arbeitstheilung betrifft, so kann sie natürlich auch Folge einer gewissen Enge des Horizonts und einer philisterhaften

Digitized by Google

Einspinnung in byzantinischen Kleinkram sein. Aber sie kann ebenso gut Folge jener gewissenhaften Akribie sein, ohne die der historische Fortschritt nicht möglich ist, und sich verbinden mit weitem Blick, mit der Arbeit auf mehreren, besonders benachbarten Gebieten und kann so Großes schaffen. Und wer wollte leugnen, daß auch die lebende Generation Namen verzeichnet, die gerade in dieser Richtung das Bedeutendste geleistet haben, uns geschichtliche Werke schenkten, die in ihrer Art der Dahingegangenen würdig sind, ja in gewissem Sinne sie ebenso überholten, wie sie einst die Schriften Ranke's!

Wir sind noch kein mattes Zeitalter der Epigonen. Natürlich wechseln auch in der Geschichte jedes Wissenschaft Berg und Thal. Und wenn wir heute in der That im Thal angekommen sein sollten, die Kräfte, wieder zu Berge zu fahren, sind da. Und wenn wir mit Sybel wiederholen wollen, daß nur eine große Zeit große Historiker habe, so erklären wir stolz: auch die großen Tage werden für Deutschland wiederkommen. Die Größe Ranke's, Sybels und Treitschke's legt uns nicht bloß unendliche Verpflichtungen für die Zukunft auf, sie wird uns auch den neuen Aufstieg erleichtern, uns die Bewältigung noch schwierigerer Aufgaben gelingen lassen. Wir werden sicher wieder große Historiker erhalten und sie werden dann in der Methode die echten Schüler Ranke's und Sybels, in der Weitanschauung und in dem Gebiete ihres Forschens echte Söhne ihrer Zeit sein, die Gedankenwelt und die Erkenntnisse ihrer Zeit in sich zusammenfassen. Denn dabei wird es bleiben: die großen Historiker werden immer nicht bloß große Forscher und Gelehrte, sondern mehr als das, große Charaktere, große ihre Zeit beherrschende Denker, die Lehrer und Propheten, die Richter und Pfadfinder ihres Zeitalters sein müssen.

Das ist bedingt durch die centrale Stellung, welche die Geschichte neben der Philosophie im System der Geisteswissenschaften einnimmt, welche sie im System der geistigen Ursachen des praktischen Lebens zu erfüllen hat.

Die herzogliche Burg zu Burghausen.

F. K. Die Erörterungen im Finanzausschusse der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 22. April d. J. haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine bayerische Grenzstadt gelenkt, welche seit langem dem Weltverkehr entrückt und darum auch weltvergessen, aus historischen wie landschaftlichen Gründen die wärmste Theilnahme verdient, nämlich auf Burghausen. Und es handelte sich bei jenen Besprechungen weder um Geringes noch um Alltägliches, sondern um Erhaltung und Verwendung eines alten Fürstensitzes, der im Mittelalter der berühmten Trausnitz von Landshut nahezu gleichbedeutend gegenüberstand und nicht bloß eine weit zurückreichende Geschichte, sondern auch, in seltener Weise nach allen ihren Bestandtheilen lückenlos, das Bild einer ausgedehnten fürstlichen Hochburg darbietet, wie es sich sonst unter Schloßruinen nur noch höchst selten findet.

Mit dem Studium dieser Burg in jüngster Zeit beschäftigt, kam uns außer der älteren Geschichte der Stadt Burghausen von Dr. J. G. B. Huber eine anerkennenswerthe Publication von Professor K. Stuhl[1]) sehr zu statten, welche sich zum Theil auf die verdienstlichen, jedoch ins Stocken gerathenen Localforschungen des Hauptmanns Th. Gredinger in Passau stützt. Diese Arbeit macht es nicht schwer, die historische wie bauliche Bedeutung des in Rede stehenden ehrwürdigen Ueberrestes kurz zu entwickeln.

Wie es sich mit dem angeblichen römischen Castell auf dem langgestreckten am südlichen Ende steil abfallenden Moränenrücken zwischen Salzach und Wöhr verhält, vermögen wir, da die im Mittelalter überbauten Grundmauern nirgends mehr zu Tage treten, nicht zu sagen. Auch die baulichen Verhältnisse der Burg aus der Zeit von 1024, in welche Schlußzeit des sächsischen Kaiserhauses die früheste Erwähnung der königlichen Hofstätte Burghausen fällt, sind kaum mehr definirbar, da Steinbauten aus dem an Ort und Stelle gebrochenen Material (rauher Tuff und Nagelflue) ohne charakteristische architektonische Gliederungen in diesen Jahrhunderten sich schwer unterscheiden lassen. Eine bauliche Hebung der Anlage darf auch für das weitere 11. und die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht vorausgesetzt werden, da der Uebergang der königlichen Burg in ein Reichslehen und an die Grafen von Burghausen und Schala (1072) eher einen Rückgang bedeutet haben dürfte.

Erst als im Jahre 1166 die Grafschaft an die bayerischen Herzoge, zunächst an Heinrich den Löwen fiel, scheint die Burg erhöhte Bedeutung gewonnen zu haben, von welcher sogar noch einige Reste Zeugniß geben. Zu diesen gehört ein Theil der inneren Schloßcapelle, deren Thurmrest und Chor romanische Gesimsformen, möglicherweise noch aus dem 12. Jahrhundert stammend, aufweist. Auch der Bergfried muß in seiner unteren Mauermasse weit zurückreichen, da ein solcher an den Hochburgen selbst in jenen Zeiten nicht zu fehlen pflegte, in welchen der größte Theil der Wohnräume noch in Holz ausgeführt war. Jedenfalls war er längst vorhanden, ehe Graf Siboto III. von Falkenstein als Gefangener auf der Burg starb (1188).

Wir geben übrigens gern zu, daß Heinrich der Löwe durch seine häufigen Kriegszüge wie durch sein fernabliegendes Stammherzogthum wenig Zeit und Anlaß fand, so viel für die Burg an der Salzach zu thun, wie die an seine Stelle tretenden Wittelsbacher. Ist es nur mehr oder weniger wahrscheinlich, daß Otto von Wittelsbach den Flecken am Fuße der Veste zur Stadt erhoben, so wissen wir bestimmt, daß sein Urenkel, der erste Herzog von Niederbayern Heinrich (XIII. 1255—1290) der Burg seine besondere Vorliebe widmete. Ihm wird die Erweiterung der inneren Burgcapelle zugeschrieben, wir glauben aber nicht bloß, daß der Bergfried durch ihn seinen Wendeltreppenanlaß und seine weitere Erhöhung und Ausgestaltung erhielt, sondern daß auch die Erdgeschosse der Gebäude um den inneren Burghof, namentlich die schöngewölbten Hallen im Uebergangsstil, welche sich im Westtract befinden, aus seiner Zeit stammen.

Von da ab ist die Burg dritthalb Jahrhunderte Residenz der niederbayerischen Herzoge bis zum Tode Georgs des Reichen. Freilich wird die Trausnitz von Landshut dieselben den größten Theil des Jahres beherbergt und den eigentlichen Regierungssitz gebildet haben, aber namentlich die Herzoginnen und Prinzen weilten mit Vorliebe auf dem mehr abgelegenen Fürstensitz an der Salzach, welcher in der schönen Umgebung mehr Gelegenheit zu ungestörtem Waidwerk und romantischem Landleben gab, und außerdem einen gesicherteren Platz zur Aufbewahrung von Schätzen wie von fürstlichen Gefangenen darbot. In dem benachbarten ehemaligen Cisterzienserstift Raitenhaslach, welches sich zu Burghausen ähnlich verhält, wie das Kloster Seligenthal zur Landshuter Trausnitz, wurden auch nicht weniger als neun Familienangehörige der Landshuter Linie bestattet, worunter die vielgenannte Hedwig von Polen, Gemahlin Georgs des Reichen. Auch der nach langer Internirung zu Burghausen 1447 dort verstorbene Herzog Ludwig der Gebartete von Straubing-Ingolstadt, dessen Gefangenschaft durch eine neue der Tradition folgende Inschrift fälschlich in das Bergfriedverließ gelegt wird, hat in der Kirche von Raiten-

[1]) Burghausen und seine Umgebung in landschaftlicher, historischer und topographischer Beziehung. Burghausen, Leo Russy, 1891.

Digitized by Google

haslach nach seinem unruhigen Leben die endliche Ruhestätte gefunden.

Dem 14. und 15. Jahrhundert gehören einige gothische Reste an, etliche Doppelfenster im Obergeschoß des Hauptbaues und namentlich die schöne äußere Burgcapelle, die letztere leider ebenso wie die innere Schloßcapelle in unsern Zeiten zu weitgehend restaurirt. Beide konnten in uns nur den Wunsch erwecken, den die Mehrzahl der „stilgerechten" Restaurationen auf dem Lande noch immer hervorrufen, daß dem schonungslosen Unwesen der Erneuerung alter Kirchen, dem schon so viele Denkmäler verfallen sind, ein Ziel gesetzt werde. Welche Anstrengungen in dieser Richtung von seiten des k. Generalconservatoriums gemacht werden, ist bekannt, durchgreifend aber können sie erst dann werden, wenn nicht bloß die Bauämter in strengster Energie vorgehen, sondern auch bei den Pfarrämtern und Gemeindeverwaltungen die Pietät gegen das Ueberkommene die Oberhand über die Erneuerungslust gewinnt.

Mit dem Aussterben der Landshuter Linie (1503) erlosch die Bedeutung der Burg als Residenz. Daher die Beschränkung von Renaissanceresten auf etliche Holzstützen und Deckbalken. Das Zurückgehen der Bauthätigkeit brachte allerdings auch den Vortheil mit sich, daß dem Burgcomplex die mittelalterliche Gestaltung in der Hauptsache bewahrt blieb. Nachdem aber mit dem Landshuter Erbfolgekrieg das Schloß auch seine beweglichen Schätze, die nach Neuburg a. D. übergeführt wurden, verloren, sah es nur noch vorübergehend eine Hofhaltung in seinen Mauern. Zunächst in den Jahren 1512—1515, in welchen kein geringerer als Johann Thurmayer (Aventinus) die Erziehung der beiden jüngeren Söhne Albrechts IV., Ludwig und Ernst, in Burghausen leitete. Bei diesem Anlaß soll auch der große Geschichtschreiber in dem schönen und wohlerhaltenen gothischen Hause vor der inneren Burg, das durch eine neue Inschrifttafel daran erinnert, sein Werk begonnen haben. Ein Jahrhundert später hatte dann noch Maximilian I. während der auf die Entsetzung des Erzbischofs Wolf Dietrich von Salzburg gefolgten Belagerung Tittmonings in Burghausen gewohnt, worauf Burghausen zwar noch eines der vier Rentämter Bayerns blieb, aber an Bedeutung rasch zurückging. Die Besetzung von Stadt und Burg durch die Oesterreicher 1704 gab übrigens noch Gelegenheit zu einigen Heldenthaten der Stadtangehörigen. So gelang es dem vormaligen Burghauser Jesuitenschüler Plinganser, die Stadt vorübergehend zu nehmen, und dem heldenmüthigen Hofkaminkehrer Cura, sie wiederholt zu befreien. Diese Thaten hemmten freilich den Niedergang nicht, welcher endlich durch die 1779 erfolgte Abtretung des Innviertels an Oesterreich besiegelt wurde. Denn da seitdem die Landesgrenze kaum einen Steinwurf von der Stadt entfernt sich hinzieht, versteht sich von selbst, daß, abgesehen von gelegentlichen Feindseligkeiten, schon durch die Zollverhältnisse der Stadt die Hälfte des bisherigen Verkehrsgebiets entzogen werden mußte.

Es ist zu verwundern, daß unter solchen Verhältnissen die Burg, deren Gebäude ihre Bestimmung und deren Befestigungswerke ihre Wehrfähigkeit verloren, nicht mehr verfiel, als geschehen ist. Die zahlreichen, in der ganzen Länge des Burgrückens sich hinziehenden Baulichkeiten haben inzwischen manichfache, zum Theil private Verwendung gefunden, glücklicherweise ohne daß damit eine wesentliche Veränderung ihrer Anordnung und Gestaltung verbunden war. Ein mächtiger quergestellter Tract diente bis vor wenigen Jahren als Frohnfeste, ein mächtiger Kornkasten von 1427 als Exercirhaus, der Hauptbau bis 1891 als Caserne, in welchem Jahre die Garnison zum großen Schaden der Stadt nach Landshut verlegt worden ist. Andere Baulichkeiten sind jetzt noch Beneficiaten-, Küster-, Thürmer-, Brunnwartwohnungen, auch der Privatnutzung überlassen. Diese Verwendungen waren und sind insoweit nicht ohne Vortheil, als sie die Unterhaltung der Dachungen, Traufvorrichtungen, Fenster- und Thürschlüsse bedingten, wogegen die unvermeidlichen Beschädigungen, z. B. durch das Belegen mit Militär, kaum ins Gewicht fallen. In der That hat seit dem Abzug der Garnison ein Sturm großen Schaden gethan, indem er einen Theil des nothdürftigen Blechdaches am Südwesttract abhob, was bei der dermaligen Unbenutztheit des Gebäudes nur zu einer provisorischen und ungenügenden Ausbesserung geführt hat. Ebenso verfällt die Dachung der Frohnfeste seit deren Auflässigmachung. Das sind nun freilich Schäden, die augenblicklich kalt lassen können, so lange über eine etwaige Wiederverwendung der Gebäude kein Beschluß gefaßt ist und so lange die Zerstörung keine rapiden und unherstellbaren Fortschritte macht. Sie üben auch zur Zeit auf das ungewöhnlich malerische Gesammtbild noch keinen fühlbaren Einfluß. Um so sicherer aber wird dies in kurzer Zeit geschehen. Es werden bald Lücken klaffen, die das Profil wesentlich schädigen, und es wird aus der Burg eine Ruine werden, welche ihrer Gestaltung nach nie von dem Reiz werden kann, wie z. B. jene von Heidelberg, da alles auf schlichtem Mauerwerk, auf der malerischen Gruppirung und dem Zug und Ineinandergreifen der Firste beruht.

Wir glauben, daß es Pflicht des Eigenthümers eines überwiegenden Theils des ganzen Areals, nämlich des Staates ist, das Werk, an welches sich so bedeutende dynastische und geschichtliche Erinnerungen knüpfen, zu erhalten. Nicht in dem Sinne, daß die Burg, etwa nach Jak. Sandtners plastischer Abbildung im Nationalmuseum zu München, umfassend restaurirt werde, wie es mit der Wartburg geschehen ist. Das würde kolossale Summen in Anspruch nehmen und doch von zweifelhaftem Erfolg sein. Aber die Burg sollte einerseits nicht der Zerstörung überlassen werden, andrerseits nicht unbenutzt bleiben.

Für die Erhaltung genügte die Wiederherstellung der vernachlässigten Dachungen, jedoch weder in Blechdeckung, die erfahrungsgemäß den Stürmen gegenüber nicht Stand hält, noch in Schindeldachung, welche in Brandfällen die selbst noch zum Theil holzbedeckte Stadt allzusehr bedroht. Das wird freilich Opfer erfordern, da die Sparren zu weitspurig gelegt sind, um ein solides Plattendach tragen zu können. Aber das Opfer muß gebracht werden, ehe an eine Wiederverwendung des Hauptbaues gedacht werden kann, und ebenso an der ehemaligen Frohnfeste der Silhouette wegen, auch wenn eine Wiederbenutzung z. B. ausgeschlossen erscheint.

Mehr wird freilich erforderlich, wenn es sich um Instandsetzung behufs abermaliger Verwendung der Burg handelt. Hiebei würde man sich ja zunächst auf die innere Burg, ja selbst nur auf gewisse Etagen derselben beschränken können, wo aber durchgängige Erneuerung der Fußböden, theilweise der Thüren und Fenster, Abgleichung des Wandverputzes und jene, natürlich stilgerechten, Adaptirungen unvermeidlich erscheinen, die von einer anständigen Verwendung nicht zu trennen sind. Kunst- oder gar Prachtentfaltung wäre dabei wohl ganz zu vermeiden, vielleicht sogar wegen des unharmonischen Contrastes dem Ganzen gegenüber eher vom Uebel. Wir können uns wohl denken, daß auch bei einer solchen Beschränkung, nicht aber ohne jegliches Einschreiten, die durch Jahrzehnte hindurch zum Casernement benutzten Räume selbst Museumszwecken zugeführt werden könnten, wie dies die k. Staatsregierung nach den in der Kammer gegebenen Erklärungen in Aussicht genommen. Manche aus Raummangel in die Depots des Nationalmuseums zurückgestellte Objecte oder manche

Digitized by Google

von jenen, welche bei der Ueberführung der Schätze in das Neue Museum eine paßliche Stelle nicht mehr werden finden können, Gipsabgüsse u. s. w. könnten in den schönen Gewölbesälen des Erdgeschosses zu ebenso entsprechender Aufstellung kommen, wie ein Theil der noch in den Depots von Schleißheim verwahrten Gemälde in einem Obergeschoß, was natürlich nicht ausschlösse, daß der Localpatriotismus und die Vereine Burghausens noch manches Fundobject diesen Sammlungen anreihten.

Wir glauben endlich, daß die Stadt der Inangriffnahme der geplanten Maßregeln nicht bloß höchst bedürftig ist, sondern sie auch verdient. Wenigen Städten und Residenzen Deutschlands wurde durch die unverschuldete Ungunst der Verhältnisse so übel mitgespielt, wie Burghausen. Durch die Schaffung der vielbesprochenen Localbahn Mühldorf-Burghausen mag zwar der Schlag, der der nothleidenden Stadt durch die Verlegung der Garnison versetzt worden ist, zum Theil wettgemacht werden, aber zu einer eigentlichen Wiederbelebung dürfte es ohne einen kräftigen Anstoß schwerlich kommen. Es genügt nicht, daß der Verkehr möglich und leicht sei, er muß auch seine Zwecke haben, um sich zu finden. Verlohnt es sich aber für den Kunstfreund wie für den Sommerfrischler, auch noch um etlicher anderer Dinge willen als wegen der Lage und seltenen Naturschönheit Burghausens allein die Stadt und Umgebung zum Ziel seiner Reise zu machen, weiß er, dort mit dem landschaftlich reizenden Ausblick von den Bastionen, Terrassen und Fenstern der Burg aus auch den Genuß eines Provincial-Museums verbinden zu können, so kann aus der alten Herzogsburg noch eine zugkräftige Sehenswürdigkeit werden, die manche Wunden der anmuthigen Stadt zu heilen vermag.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. Ernst Clausen: Judas. Roman. (Fontane's Zwei-Mark-Bücher.) Berlin, W. Verlag von F. Fontane u. Co. — Eine ganz hübsch und gut erzählte Liebesgeschichte mit ungewöhnlicher Entwicklung und seltsamem Ausgang. Der Freund ist an dem Freunde durch die Liebe zu dem gleichen Mädchen zum Judas geworden, und sie, obgleich sie uns als eine ungewöhnlich bedeutende Natur geschildert wird, verurtheilt den Mann, zu dem sie verehrend aufgeblickt hatte, ohne das durchsichtige Intriguennetz zu erkennen. Die Charakteristik der einzelnen Figuren erhebt sich nicht über die Schablone, die Situationen sind lebhaft und mit dramatischer Kunst geschildert, und unter der Unterhaltungslectüre, die nicht höhere literarische Ansprüche macht, gehört das Buch immerhin zu den besseren.

* Zu den Werken Martin Greifs. Bei der Anzeige der Werke M. Greifs in Nr. 147 der Beilage beklagte der Referent, daß der erste, die „Gedichte" enthaltende Band nicht ohne die anderen, den Dramen gewidmeten verkäuflich sei. Dem vermeinten Uebelstande ist jedoch abgeholfen dadurch, daß gleichzeitig mit der Werk-Ausgabe auch die „Gedichte" wieder besonders in 6. Auflage wohlausgestattet erschienen sind. (Vgl. das Inserat in der heutigen Nummer.)

* Das bekannte Werk über den Krieg 1870/71, welches den Hallenser Historiker Prof. Theodor Lindner zum Verfasser hat, hat einen seltenen buchhändlerischen Erfolg aufzuweisen. Wie der „Nat.-Ztg." mitgetheilt wird, sind von dem genannten Buche bis zum 1. Januar d. Js. rund 200,000 Exemplare abgesetzt worden.

* **München** im Juni 1896. Siebenundreißigste Plenarversammlung der historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats. — Die Plenarversammlung hat gemäß Allerhöchstem Befehl in der Pfingstwoche am 29. und 30. Mai stattgefunden. Da durch den am 1. August 1895 erfolgten Tod des Wirklichen Geh. Raths v. Sybel, Excellenz, das Amt des Vorstands der Commission erledigt war, übernahm den Statuten gemäß der Secretär der Commission, Geh. Rath Cornelius, die Leitung der Verhandlungen, an welchen außer ihm folgende ordentliche Mitglieder theilnahmen: die Geh. Regierungsräthe Dümmler und Wattenbach und der Prof. Lenz aus Berlin, der Klosterpropst Frhr. v. Liliencron aus Schleswig, der Geh. Rath v. Hegel und der Prof. v. Bezold aus Erlangen, der Hofrath v. Sickel aus Rom, der Prof. Huber aus Wien, der Prof. Meyer von Knonau aus Zürich, der Geh. Rath v. Maurer, der Oberbibliothekar Riezler und die Proff. Heigel, Stieve und Lossen von hier; ferner die außerordentlichen Mitglieder Prof. Quidde von hier und Dr. Wrede aus Göttingen.

Seit der letzten Plenarversammlung im Juni 1895 sind folgende Publicationen durch die Commission erfolgt: 1. Allgemeine deutsche Biographie. Band XXXIX, Lieferung 4. 5. Band XL. Band XLI, Lieferung 1. 2. Chroniken der deutschen Städte. Band XXIV. Band III der niederrheinischen und westfälischen Städte: Soest, Duisburg. 3. Deutsche Reichstagsacten unter Kaiser Karl V. Bd. II. 4. Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Band IV.

Die HanseRecesse sind dem Abschluß nahe. Der Herausgeber, Dr. Koppmann, hat den Druck des 8. Bandes bis S. 368 gefördert und denkt im Herbst des gegenwärtigen Jahres ihn zu Ende zu führen.

Die Chroniken der deutschen Städte, unter der Leitung des Geh. Raths v. Hegel, sind bei ihrem 25. Band, dem 5. Band der Chroniken der Stadt Augsburg, bearbeitet von Dr. Friedrich Roth, angelangt, dessen Text bereits fertig gedruckt ist. Nach Hinzufügung des Glossars und des Registers wird er demnächst erscheinen. Er enthält die „Chronik neuer Geschichten" von Wilhelm Rem, 1512 bis 1527, nebst fünf Beilagen, unter welchen besonders bemerkenswerth ist die Relation über den Reichstag von Augsburg 1530 aus der Chronik von Langenmantel. Als 26. Band ist ein zweiter Band der Magdeburger Chroniken in Aussicht genommen, deren erster Band, der siebente der ganzen Reihe, die Magdeburger Schöffenchronik, bearbeitet von Janicke, enthält. Für den zweiten Band ist die hochdeutsche Fortsetzung dieser Chronik bis 1566 und die Chronik des Georg Buß 1467—1551 bestimmt. Die Bearbeitung hat Dr. Dittmar, Stadtarchivar von Magdeburg, übernommen. Ferner wird Dr. Koppmann, sobald er die nöthige Muße gewinnt, an die Bearbeitung des zweiten Bandes für Lübeck gehen.

Die Jahrbücher des Deutschen Reichs haben eine sehr empfindliche Einbuße erlitten durch den am 10. Februar 1896 erfolgten Tod unsres Mitarbeiters, des Geh. Hofraths Winkelmann. Er war bis zu seinem Tod mit dem zweiten Band der Jahrbücher des Reichs unter Kaiser Friedrich II. beschäftigt. Das Manuscript für die Jahre 1228—1233 liegt druckfertig vor und soll demnächst als zweiter Band veröffentlicht werden. Zur Fortsetzung und Vollendung des Werkes, für welche der Verfasser durch die Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesten die Grundlage geschaffen hat, ist bisher noch kein Gelehrter bereit gefunden worden.

Für die Jahrbücher des Reichs unter Otto II. und Otto III. hat Dr. Uhlirz die Sammlung und Sichtung des gesammten Quellenstoffs beendigt und wird jetzt an die Ausarbeitung gehen. Die Arbeit für die Jahrbücher unter Heinrich IV. und Heinrich V. hat Prof. Meyer von Knonau wieder aufgenommen und wird, wenn auch neuerdings durch die Geschäfte des Rectorats der Züricher Hochschule behindert, nach Möglichkeit den dritten Band des Werkes fördern.

Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland hat in diesem Jahre einen erfreulichen Fortschritt zu verzeichnen. Von den drei noch immer unständigen Werken ist eines, die Geschichte der Geologie und Paläontologie vom Geh. Rath v. Zittel, dem Abschluß nahe gerückt. Das druckfertige Manuscript reicht bis 1820, die Vollendung des Ganzen glaubt der Verfasser für den Mai 1897 in Aussicht stellen zu dürfen.

Die Allgemeine deutsche Biographie, unter der Leitung des Frhrn. v. Liliencron und des Geh. Raths Wegele, nimmt ihren regelmäßigen Fortgang. Der Schluß des 41. Bandes ist bald nach Ablauf des Geschäftsjahrs (1. Juli) zu erwarten. Die Redaction beschäftigt sich bereits mit den Vorbereitungen für die Nachtragsbände, sowie für das allgemeine Namensregister zum ganzen Werk.

Die Reichstagsacten der älteren Serie, unter Leitung des Prof. Quidde, sind endlich zum Beginn der Drucklegung eines neuen Bandes gelangt, nämlich des von Dr. Beckmann bearbeiteten ersten Bandes, der den Schluß der Regierung Sigmunds, die Zeit nach der Kaiserkrönung, enthalten soll. Dr. Beckmann hat auch der vorigen Plenarversammlung noch das Venetianische Staatsarchiv besucht, dort die Arbeit für die Jahre 1433—1439 ab-

Digitized by Google

geschlossen, dann nach seiner Rückkehr die Fertigstellung des Manuscripts unternommen, eine Arbeit, die längere Zeit in Anspruch nahm, als im vorigen Jahre vorausgesehen war, indem die Behandlung des spröden Materiale der kirchenpolitischen Verhandlungen und die Anordnung der für den Zusammenhang unentbehrlichen Acten, die sich in den Rahmen der Reichstagsacten nicht recht fügen wollten, große Schwierigkeiten verursachte. Ende April wurde das Manuscript der ersten großen Hauptabtheilung „Entwicklung der Kirchenfrage von Sigmunds Kaiserkrönung bis zum Reichstag von Basel Juni bis October 1433" dem Druck übergeben. Im Fortgang des Drucks, der keine Unterbrechung erfahren soll, wird sich deutlicher herausstellen, ob es zweckmäßig sei, die letzten Reichstage Sigmunds als einen besonderen zwölften Band abzutrennen.

Der zehnte Band, die Romzugszeit umfassend, von Dr. Herre bearbeitet, wird voraussichtlich nach vor Erscheinen des elften Bandes druckfertig werden. Dr. Herre hat im vorigen Sommer zuerst zur Unterstützung Dr. Beckmanns in Venedig, dann in Mailand gearbeitet, darauf die Bearbeitung der Concilsacten für seinen Band durch Benützung der Pariser Handschriften, die nach München gesandt worden sind, abgeschlossen und neben der Bearbeitung der Texte seine weit ausgreifenden Untersuchungen über die Vorgeschichte des Romzugs dermaßen gefördert, daß die Einleitung im Sommer druckfertig werden wird, die Vollendung des ganzen Bandes aber bis zur nächsten Plenarversammlung in Aussicht gestellt werden kann.

In München wurden außer den Pariser Handschriften auch noch solche aus den Bibliotheken zu Wien, Trier, Wolfenbüttel und München, Archivalien von Nördlingen, Würzburg und München benutzt. Hervorzuheben ist die Ausbeute, welche das für die Reichstagsacten bisher noch nicht benutzte Geheime Hausarchiv zu München gewährt hat. Nothwendig wird für Band 10 noch eine Nachlese an Ort und Stelle in Wien, vielleicht auch in Dresden sein.

Für die Reichstagsacten der jüngeren Serie war wie bisher Dr. Wrede mit Unterstützung von seiten des Dr. Bernays thätig. Der zweite Band der Reichstagsacten unter Kaiser Karl V. ist der Plenarversammlung überreicht worden. Neben dem Druck desselben hat die Redaction des dritten Bandes begonnen, dessen Material im wesentlichen vorliegt. Derselbe wird die Ansage des Regiments und den ersten Reichstag zu Nürnberg März und April 1523, den Städtetag zu Eßlingen vom Juni 1522, den zweiten Reichstag zu Nürnberg November 1522 bis Februar 1523, den neben diesem Reichstag hergehenden Städtetag und womöglich auch noch den Städtetag zu Speier vom März 1523, der eine unmittelbare Folge des Reichstags ist, umfassen. Der erste Reichstag von Nürnberg gestattet eine knappe Behandlung. Die Städtetage hereinzuziehen, ist unerläßlich, da es sich auf ihnen ganz vorwiegend um die gemeinsame Stellung der Städte zu den gefaßten oder zu fassenden Reichstagsbeschlüssen handelt; übrigens ist das für sie vorhandene Material gering, mit Ausnahme des Tags von Speier. Den breitesten Platz im dritten Band wird der zweite Reichstag von Nürnberg einnehmen. Da über diesen viel weniger veröffentlicht ist, als über den Wormser Reichstag, wird der dritte Band mehr neues bringen können als der zweite. Aus dem, was bisher noch gänzlich unbekannt war, mag hervorgehoben werden ein ausführliches, aus der Mainzer Kanzlei stammendes Protokoll über die erste Hälfte des Reichstags, und eine ausführliche Gegenschrift der Erzbischöfe und Bischöfe gegen die Gravamina.

Die ältere Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, die am dritten Band der Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir steht, hat von dem Herausgeber, Prof. v. Bezold, nicht nach Wunsch gefördert werden können, da er durch unerwartete Einberufung zur Theilnahme am philologischen Staatsexamen verhindert wurde, die für die vorigen Herbstferien beabsichtigte größere archivalische Reise auszuführen. Während der beiden Semester und der Osterferien mußte er sich darauf beschränken, theils in München, theils in Erlangen einige Archivalien des allgemeinen Reichsarchivs und des Staatsarchivs, ferner Acten des Straßburger Stadtarchivs, Schlobittener Archivalien und Abschriften aus dem Germanischen Museum zu benützen.

Die ältere Bayerische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, unter Leitung des Prof. Lossen, hat die v. Druffel'schen Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus, in den von dem Urheber geplanten Grenzen, zu Ende geführt. Der vierte Band, bearbeitet von Dr. Brandi, wird in den nächsten Tagen ausgegeben werden. Er umfaßt die Jahre 1553—1555. Die wichtigsten der in ihm enthaltenen Actenstücke zur Geschichte des Religionsfriedens sollen in einer zum Gebrauch der historischen Uebungen geeigneten Separatausgabe veröffentlicht werden. Auch der Druck der Beiträge zur Geschichte Herzog Albrechts V. und des Landsberger Bundes, bearbeitet von Dr. Götz, hat begonnen. Da Dr. Götz, der unterdeß Privatdocent an der Universität Leipzig geworden ist, im Winter Urlaub nehmen und sich in München ganz der Bearbeitung des Manuscripts für den Druck widmen wird, so ist zu hoffen, daß dieser Band der nächsten Plenarversammlung fertig vorgelegt werden kann. Damit werden die Aufgaben dieser Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen vorläufig erledigt sein.

Die jüngere Bayerische und Pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Correspondenzen, die Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, unter Leitung des Prof. Stieve, ist in erfreulichem Wachsthum, so des Umfangs ihrer Forschungen wie der Zahl ihrer Mitarbeiter, begriffen. Leider ist Prof. Stieve durch Krankheit im vergangenen Jahre verhindert worden und wird durch eine andere wissenschaftliche Aufgabe auch im nächsten Jahre verhindert werden, seine langjährigen Arbeiten für die Zeit von 1608—1610 durch die Drucklegung des 7. und 8. Bandes zu beendigen. Andrerseits ist es ihm möglich gewesen, für die Zwecke der Abtheilung einen vorbereitenden Besuch der Archive zu Zerbst, Weimar und Würzburg auszuführen.

Seine alten Mitarbeiter, Dr. Chrousst und Dr. Mayr-Deisinger, haben, der erstere zunächst für die Jahre 1611—1613, der andere für die Jahre 1618—1620, weiter gearbeitet. Dr. Chrousst hat die protestantische Correspondenz des hiesigen Staatsarchivs durchgesehen und hiedurch mit den Münchener Acten für die bezeichneten Jahre nahezu abgeschlossen. Daneben beschäftigten ihn die Schlobittener Papiere, deren Uebersendung wir dem überaus gütigen Entgegenkommen des Grafen Richard zu Dohna zu Schlobitten auch während des verflossenen Jahres zu danken hatten, unter welchen zwei von Abraham v. Dohna geschriebenen Bänden Brandenburger Geheimrathsprotokolle für 1611—1618 eine hervorragende Bedeutung zukommt; ferner anhaltische Acten, deren Uebersendung aus dem Zerbster Archiv die herzogliche Regierung gestattet hat. Außerdem benützte er in sechswöchentlichem Aufenthalt zu Wien seine dortigen Arbeiten im Ministerium des Innern und im Staatsarchiv. Das Ergebniß seiner jetzt abgeschlossenen Wiener Reisen ist die erschöpfende Aufhellung der kaiserlichen und der Kurmainzer Reichspolitik in jenen Jahren. Unter manchen überraschenden Aufschlüssen mag die Enthüllung der eigentlichen Ziele des Passauer Kriegsvolks erwähnt werden. Dr. Chrousst wird nun den Rest der anhaltischen Papiere, dann die Dresdener und Landsberger Acten vornehmen. Schließlich darf hier darauf hingewiesen werden, daß Dr. Chrousst in diesem Jahr ein umfangreiches satirisches Gedicht des Grafen Abraham v. Dohna über den Reichstag von 1613 veröffentlicht hat.

Dr. Mayr-Deisinger fuhr fort, die Dresdener Acten, insbesondere die Lebzelter'schen Berichte, zu bearbeiten, und hofft damit gegen Ende des Jahres fertig zu werden. Daneben werden die anhaltischen Acten zu durchforschen sein. Ein Wiener Aufenthalt von acht Wochen ergab überraschend reiche Ausbeute. Im Staatsarchiv fanden sich in der Sammlung Bohemica, die ein früheres Forscher nur oberflächlich benutzt hatte, unter anderen höchst werthvollen Briefen auch Theile der auch der Schlacht am Weißen Berg erbeuteten „Heidelberger Acten" mit der Correspondenz Friedrich V. und seiner Staatsmänner und Generale. Ferner bot das Hofkammerarchiv, welches ein anderer verstorbener Forscher auch nur flüchtig benutzt hatte, in sechs mächtigen Fascikeln einen tiefen Einblick in die traurige Finanzlage des Kaisers. In der Hofbibliothek fanden sich handschriftliche Denkwürdigkeiten, die wahrscheinlich von Wlatimy herrühren. Ferner erhielt Dr. Mayr durch die Vermittlung des Prof. Mendl aus dem Archiv der Grafen Harrach zwei Bände eigenhändiger Aufzeichnungen des Grafen Karl v. Harrach über die Geheimrathssitzungen am Wiener Hof mit Briefen Bucquoy's und anderer Feldherren u. a. m. Eine nochmalige Reise Dr. Mayrs nach Wien wird erforderlich sein.

Zwei neuere junge Gelehrte, Dr. Altmann und Dr. Hopfen, sind als Mitarbeiter des Prof. Stieve eingetreten, ohne Besoldung und in einem freieren Verhältniß, in der Art, daß sie verwandte Ziele unabhängig verfolgen und für die Förderung, welche ihnen der Anschluß an die Commission im In- und Ausland gewährt, sich verpflichten, ihre Auszüge und Abschriften der Commission zu

Digitized by Google

überwiesen. Dr. Altmann hat zum Gegenstand seiner Studien die auswärtige Politik Bayerns in den Jahren 1627—1630 gewählt. Nachdem er schon früher in derselben Richtung thätig gewesen war, hat er im letzten Jahr in Dresden, Prag, Wien, Innsbruck gearbeitet und wird nun fortfahren, hier die Münchener und die aus deutschen Archiven hieher geschickten Acten zu durchforschen. Dr. Hopfen hat sich die Aufgabe gestellt, die deutsche Politik Spaniens in den Jahren 1621—1634 zu ergründen, und ist zu diesem Zweck im letzten Jahr in Simancas und Madrid, dann in Paris, weiter in London, Brüssel und im Haag gewesen. Ihm ist gelungen, die in Simancas, Madrid, Brüssel und London zerstreuten wöchentlichen Berichte der spanischen Botschafter am kaiserlichen Hof aus den Jahren 1621—1634 fast vollzählig zu sammeln. Ferner fand er die meisten Instructionen für die bezeichneten Botschafter. Außerdem innate er die Berichte an den König über die Verhandlungen des Staatsraths und die Correspondenzen der spanischen Regierung mit dem Brüsseler Hof und den italienischen Statthaltern ausbeuten. Ueber die gleichzeitigen Verhandlungen mit England in der Pfälzer Frage und über das Verhältniß zu Frankreich gaben ihm die Berichte der französischen und des englischen Gesandten am spanischen Hof Aufschluß. Den glücklichen Erfolg, den er namentlich in Spanien selbst hatte, verdankt er der hülfreichen Unterstützung des Ministerpräsidenten Cánovas del Castillo und zahlreicher anderer spanischer und deutscher Gönner.

* **Tübingen.** Prof. Dr. v. **Liebermeister** blickt in diesen Tagen auf eine 25jährige Thätigkeit als ordentlicher Professor an der hiesigen Hochschule zurück. Schon von 1860 ab wirkte er hier neben seinem Vorgänger Niemeyer als Assistenzarzt und später als außerordentlicher Professor für pathologische Anatomie. 1865 nach Basel berufen, kehrte er 1871 zu dauernder Niederlassung nach Tübingen zurück.

* **Göttingen.** Die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften wählte den Prof. Dr. O. **Halder-Egger**, ordentliches Mitglied der Centraldirection der Monumenta Germaniae in Berlin, und den Geh. Regierungsrath Dr. **Helmert**, Director des kgl. Geodätischen Instituts in Potsdam, zu correspondirenden Mitgliedern. — Zum Prorector der Universität bis 1. September 1897 wurde Professor **Riecke** gewählt.

* **Leipzig.** Aus Anlaß ihres 50jährigen Bestehens und zur 250. Wiederkehr des Geburtstags des Philosophen und Staatsmannes Wilhelm **Leibniz** hielt die kgl. **sächsische Gesellschaft der Wissenschaften** am 1. Juli im Augusteum der Universität eine Festsitzung ab. Hiezu war auch der Protector der Gesellschaft, König Albert, aus Dresden erschienen. Dr. **Wislicenus**, Secretär der mathematisch-physikalischen Classe, dankte dem König für sein Erscheinen und seine Theilnahme und schilderte dann die Begründung der Gesellschaft. 1844 seien von der vormalig fürstlich Jablanowsky'schen Gesellschaft nur noch zwei Mitglieder gewesen, da habe Geheimrath Drobisch die Neuorganisation der Gesellschaft angeregt, Wilhelm Weber 1400 Thaler aus dem Göttinger Fonds dazu gestiftet, und so habe man am 1. Juli 1846 in Anwesenheit des damaligen Ministers v. Wietersheim die erste Festsitzung abhalten können. Redner gab dann einen Ueberblick über die Geschichte der Gesellschaft, gedachte mit besonderem Danke des Senators Geheimrath **Drobisch**, des einzigen noch lebenden Gründers, und übermittelte der Festversammlung einen herzlichen Gruß des ehrwürdigen, 1802 geborenen Greises, der bereits 1826 zum ordentlichen Professor ernannt worden ist. Prof. Wislicenus gedachte ferner der Fürsorge der Staatsregierung und nannte eine stattliche Reihe der Mitglieder der mathematisch-physikalischen Classe und ihrer Publicationen. Das gleiche that der Secretär der philologisch-historischen Classe Geh. Hofrath Prof. **Nibbeck**, der seinerseits ebenfalls einen Ueberblick über die Geschichte der Gesellschaft gab, nochmals dankend die Munificenz der Regierung und der Stände hervorhob und ein dreifaches Hoch auf König Albert ausbrachte. Geheimrath **Kuhn** überreichte als Vertreter der Münchener Akademie eine Adresse und brachte zugleich im Namen der Akademien zu Berlin und Wien und der Gesellschaft zu Göttingen die herzlichsten Glückwünsche dar.

ση. **Berlin**, 2. Juli. Die **Akademie der Wissenschaften** beging heute Nachmittag 5 Uhr durch Festsitzung ihren **Leibnizitag**. Geheimrath Prof. Dr. **Waldeyer**, an Stelle seines Lehrers E. du Bois-Reymond nunmehr Classensecretär der Akademie, hob im Beginn seiner Festrede hervor, wie neben den Jubiläen des Krieges auch die Jubiläen des Friedens, das Gedächtniß des 18. Januar und des 10. Mai eines erhebenden Gedankens würdig, neben der Klage um die Todten, die die Akademie heute für zwei ihrer theuersten Mitglieder, H. v. Sybel und H. v. Treitschke, erhebe, auch die Lebenden ihren Willkommgruß verdienen; drei neue Mitglieder der physikalisch-mathematischen Classe, Kohlrausch, Wurburg und van t' Hoff treten mit dem heutigen Tage in die Akademie ein zu fruchtbringendem, für Wissenschaft und Leben hoffentlich gleich segensreichem Wirken. Hatte die Akademie während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens den Leibnizitag nicht gefeiert und erst seit ihrer Erneuerung durch königliches Statut 1812 diese Feier zur jährlich wiederkehrenden gemacht, so gab nun Philipp Buttmann nun, der in jenen Tagen der Fremdherrschaft der Festredner war, bis zu Du Bois-Reymonds Rede von 1870 über die „Leibnizischen Gedanken in der neueren Naturwissenschaft" und darüber hinaus der jedesmalige Festredner einem Bedürfnisse der Akademie in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht deutlichen Ausdruck. Heute, wo durch den hochherzigen Erlaß Se. Majestät des Kaisers der „Akademie der Künste" eine Erweiterung ihrer Räume und Mittel zugesagt ist, darf sich deren Schwester in der Hoffnung bewegen, daß auch das Jahr ihres 200jähriges Bestehens ihr selbst ein ähnliches Zeichen kaiserlicher Fürsorge bringen wird. Denn wahrlich bedarf in der Zeit elektrischer Mittheilung um die Erde die Wissenschaft lebendiger Wechselwirkung mit der Nation; und vor allem die moderne Naturwissenschaft, die stets neue Sondergzweige aufsprießen sieht, wie die Astrophysik, die physikalische Chemie, die Entwicklungsgeschichte, die Elektricitätslehre, die Ausbildung der Lehre vom „Leben der Zelle", die heute im Centrum aller experimentell biologischen Wissenschaften steht, bedarf zur Darlegung ihrer Forschungsergebnisse in der Akademie selbst des wissenschaftlichen Apparats, der bisher gänzlich gefehlt hat. Macht sich heute doch schon im Leben der Nation der Einfluß der colonialen Erwerbungen geltend, denen die Naturwissenschaften so viel danken, und der „Stille Ocean" hat seinen Einfluß auf die Wissenschaft schon fühlbar werden lassen. Die Erfüllung der großen, stets wachsenden Aufgaben der Wissenschaft gibt der Voraussicht, daß auch die Mittel der Akademie eine Erweiterung finden werden, die sicherste Grundlage. — Prof. Dr. **Kohlrausch** betrachtete alsdann in seiner Antrittsrede die Leistungen der modernen Physik vom Standpunkt des Lebens aus. Magnetismus, Meteorologie, die Lehre von der Dampfkraft, der Elektricität, der Dispersion und Polarisation des Lichts seit Bartholin und Huygens, die Theorie des Thermomagnetismus seit Seebeck, die Auffindung der Längeneinheit für Lichtwellen von den Newton'schen Ringen an gerechnet — alle diese wissenschaftlichen Ergebnisse haben in ganz ungeahnter und eminenter Weise auf die Praxis des Lebens eingewirkt, haben zur Herstellung richtiger Thermometer, Pyrometer, aller möglichen für die wichtigsten Bedürfnisse des Lebens nothwendigen Präcisionsinstrumente geführt, und die physikalisch-technische Reichsanstalt, an der der Vertretende in leitender Stellung wirkt, ist durch die lebendige Verbindung von Wissenschaft und Leben zur ersten Organisation in ihrer Art erwachsen, die die moderne Welt besitzt. Er faßt, als Mitglied der Akademie auch die reine Wissenschaft ohne Hinblick auf die Praxis fördern zu können. — Prof. Dr. **Wurburg**, der Leiter des physikalischen Instituts der Universität, legte dar, wie der Naturforscher, von bestimmten Schlüssen ausgehend, die neuen Thatsachen prüfen muß, ob sie diesen Schlüssen Recht geben, und wenn nicht, seine Theorien zu ändern verpflichtet ist; und wie diese sichere den Gauß, Weber, Helmholtz und Hertz befolgte Methode auch die seine sei, während die andere Art, wie sie Naturforscher wie Maxwell mit Glück angewandt haben, diejenige ist, sich Bilder vorzustellen und danach die Beobachtungen zu machen; freilich kann diese letztere Art der Forschung nicht selten, wie es auch geschehen ist, zu Trugschlüssen führen. Warburg charakterisirte nun die Arbeit seiner Vorgänger und Lehrer, denen er stets in seiner Forschung gefolgt ist und folgen wird, dahin, daß, während Magnus das sehr geschickte Experiment als seine Hauptaufgabe betrachtete, Helmholtz' Kraft in der mathematischen Analyse der Probleme sich am klarsten und schärfsten offenbarte, wozu bei Kundt eine strenge Prüfung der Thatsachen an seiner streng-mathematischen Methode trat, auf die er seine Schüler stets von neuem hinzuweisen pflegte und oft eine Theorie damit triumphirte, daß er erklärte: „Facta mangeln." — In seiner Antwort auf diese Reden betonte Geh. Rath Prof. Dr. **Auwers**, wie die Akademie es sich zum Glück anrechne, solche Vertreter der physikalischen Classe unter ihre Mitglieder zu zählen, und hob die Verdienste Kohlrauschs um die theoretische Physik, sowie seine Erfindung des Totalreflectometers hervor, namentlich betonte er ferner dessen Arbeiten über die Leitungsfähigkeit elektrolytischer Flüssigkeiten und über die Bestimmung der Quecksilbereinheit; Warburgs Arbeiten

Digitized by Google

über Akustik und seine Beiträge zur Lösung der galvanischen Phänomene lassen von dem Forscher noch manche Frucht für die Naturwissenschaft erhoffen. — Darauf legte van t'Hoff, der berühmte holländische Chemiker, seinen Entwicklungsgang dar und gab als sein Bestreben die Verbindung der Chemie mit der Mathematik an, das ihn in Bonn unter Kekule's und in Paris unter Wurz' Leitung zu seinen stereochemischen Arbeiten geführt und die Studien über die Lagerung der Atome im Raume gezeitigt hat. Er spricht der Regierung seinen Dank für seine Berufung aus und hofft, diesen Dank durch wissenschaftliche Förderung seines Fachs abstatten zu können. — Geheimrath Anwers betonte in seiner Antwort die scharfsinnige Methode, die van t'Hoff angewandt hat, und die jede Prüfung bisher bestanden, Lösungen alter Probleme gegeben und neue Ausblicke in den Zusammenhang des Naturerkennens eröffnet hat. — Nach der glänzenden Gedächtnißrede von Professor Dr. Gustav Schmoller auf H. v. Sybel und H. v. Treitschke in ihrem Verhältnisse zu Leopold v. Ranke wurden die von der Akademie verliehenen Preise verkündet. Dr. Otto Pinsberg erhielt für eine kritische Arbeit über Cicero's Timaeus ein Reisestipendium auf vier Jahre pro anno mit 1200 M., Dr. Karl Fries für die gleiche Arbeit einen Nebenpreis von 1000 M., Dr. Seler erhielt für die Ausgabe der mexicanischen Bilderschriften A. v. Humboldts auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin den Preis der Graf Loubat-Stiftung mit 3000 M., Professor Meyer-Lübke (Wien) für seine „Romanische Formenlehre" den Preis der Diez-Stiftung mit 2000 M. Die Gothenius-Stiftung fordert für ihren Preis eine Arbeit über die während der letzten zwanzig Jahre neu bekannt gewordenen Getreidearten.

⊕ **Wien**, 2. Juli. Um Hrn. Hofrath Prof. Dr. Draſche zu seinem 70. Geburtstage zu beglückwünschen, fand sich heute bei ihm als erste Deputation das Festcomité ein, an dessen Spitze Dr. Frhr. v. Baehans steht. Baron Baehans hielt an den besonders wegen seines menschenfreundlichen Wirkens gefeierten Gelehrten namens des Comités eine Ansprache, worauf Baurath Gartner dem Jubilar eine Adresse, sowie eine in Gold ausgeführte Medaille überreichte. Eine trefflich gelungene Marmorbüste von Rathausky ist gleichfalls eine Widmung des Festcomités. Dann wurde Hofrath Drasche eine kunstvoll ausgestattete Adresse überreicht und verlesen. Dieselbe ruht in einem braunen, ledernen, reich geschmückten Einbande. Die Mitte der Einbanddecke schmückt das feuervergoldete Monogramm des Gelehrten und die Jahreszahlen 1826 bis 1896. Die erste Blattseite ist vom Historienmaler Ernst Peßler kunstvoll geschmückt. Die Widmungs-Inschrift umgeben vier Aquarellbildchen, und zwar das Geburtshaus des Gelehrten in Leobendau, die alte Lateinschule in Leitmeritz, das Wiener Rudolfsspital und das Allgemeine Krankenhaus in Wien, sowie eine vortrefflich ausgeführte Allegorie „Die Parze", die im Begriffe ist, den Lebensfaden abzuschneiden, indeß Aeskulap, neben ihr stehend, ihr in die Hand fällt und sie daran hindert. Die Adresse hebt in den anerkennendsten Worten die Verdienste des Gelehrten um die Wissenschaft, insbesondere auf dem Gebiete der internen Medicin hervor und ist von circa 200 Personen unterzeichnet. Hofrath Drasche, der durch die ihm dargebrachten Huldigungen tief gerührt war, dankte in warmen Worten. Auf die Glückwünsche der ehemaligen und gegenwärtigen Schüler, in deren Namen Prof. Neusser und Assistent Dr. Anhauf sprachen, erwiderte Hofrath Drasche, er sei glücklich, ebenso tüchtige und ausgezeichnete, wie humane Mitarbeiter zu haben. Namens der Statthalterei beglückwünschten die Statthaltereiräthe R. v. Karajna und R. v. Bernd, namens der medicinischen Facultät sodann der Dekan Wagner v. Jauernigg, namens der Gesellschaft der Aerzte Hofrath Dittel den Jubilar. Der Ausschuß der Gemeinde Leobendau überbrachte eine in grünem Peluche gebundene prachtvoll ausgestattete Adresse, deren Titelseite nebst der kunstvoll ausgeführten Widmung das vortrefflich gelungene Portrait des Gelehrten schmückt.

* **Rom.** Der bekannte Streit zwischen dem Fürsten Sciarra und dem italienischen Staat um das Recht auf die Kunstwerke, die sich in der Galerie Sciarra befinden, ist der Entscheidung nahe. Fürst Sciarra schenkt dem Staat alle von hervorragenden italienischen Malern herrührenden Werke. Dagegen überläßt ihm die Regierung die freie Verfügung über die anderen Gemälde. Nach einem in Italien geltenden Gesetze (Lex Pacca) dürfen Kunstwerke nur mit Erlaubniß der Regierung ins Ausland verkauft werden. Fürst Sciarra, der sich ewig in Geldverlegenheit befindet, hatte bekanntlich dieses Gesetz verletzt, indem er hervorragende Gemälde aus seiner Gallerie gegen hohe Summen nach Frankreich verkaufte. Er wurde dafür zu Gefängniß verurtheilt, in der zweiten Instanz aber freigesprochen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 30. Juni bis 2. Juli folgende Schriften eingegangen:

Gr. Paul v. Hoensbroech: Der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches und Römisch-ultramontanes Eherecht. Berlin, A. Haack 1896. — Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften für 1895. Offenbach a. M., Verlag der Anwaltschaft des Allgem. Verbandes 1896. — Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets. Hggb. vom Kais. Statistischen Amt. Mai 1896. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — D. Dr. Wilhelm Kahl: Ebenbürtigkeit und Thronfolgerecht der Grafen zur Lippe-Biesterfeld. Bonn, C. Strauß 1896. — Dr. W. Weisbach: Der Meister der Bergmann'schen Officin und Albrecht Dürers Beziehungen zur Basler Buchillustration. R. Kautzsch: Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 6. u. 7. Heft.) Straßburg, Heitz u. Mündel 1896. — Paul Heitz: Frankfurter und Mainzer Drucker- und Verlegerzeichen bis in das 17. Jahrhundert. Ebd. 1896. — Sterns Literarisches Bulletin der Schweiz. Monatsschrift. Hggb. u. M. R. v. Stern. 5. Jahrg. 1. Heft. Zürich 1896. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Hggb. v. W. Bode ꝛc. 8. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Dr. Fr. Rubiastein: Hamlet als Neurastheniker. Leipzig, H. Haake 1896. — T. de Wyzewa: Ecrivains étrangers. Paris, Perrin et Cie. 1896. — Maizier: Tagebuch aus dem französischen Kriege 1870—71 für die Zeit vom Ausmarsch bis zur Waffenruhe. Magdeburg, Heinrichshafen 1896. — W. Reichel: Der Heilmagnetismus, seine Beziehungen zum Somnambulismus und Hypnotismus. 3. Aufl. Berlin, K. Siegismund 1896. — Dr. Joseph Peries: Predigten. Hggb. von Dr. Felix Peries. München, Th. Ackermann 1896. — J. Schubert: Die philosophischen Grundgedanken in Goethe's Wilhelm Meister. Leipzig, C. G. Naumann 1896.

Neuigkeiten!

Zwei Novellen
von
Fritz Zilcken.

Inhalt: **Bruder Coulentin. Die weisse Maus.**
10 Bogen. 8°. Preis brosch. M. 1.50.
Gute, fesselnde Familien- und Reiselektüre.

Holsteinische Gewächse
von
Adolf Holm.

10½ Bogen, illustrirt, gr. 8°. Preis M. 2.—
☞ Holsteiner fröhliche Dorfgeschichten, vielfach mit „Platt" durchsetzt, den prächtigen Menschenschlag behandelnd, verfehlen ihre erheiternde Wirkung nirgends, wo man noch Sinn für Humor und guten Geschmack hat.
Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger (7868)
A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Kleine historische Schriften
von
Heinrich von Sybel.
Drei Bände. Geh.
I. Band. 3. Aufl. Preis 9 Mark. II. Bd. Preis 6 Mark. III. Bd. Preis 10 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Zu C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen:
Martin Greifs Gedichte.
9., reich vermehrte Aufl. (7. Tausend). In elegantem Leinenbande mit Goldschnitt 5 Mk.
Martin Greifs gesammelte **Werke** in drei Bdn.
Broschiert à 4 Mk., gebd. à 5 Mk. (Band I: Gedichte. Band II/III: Dramen.) (6751)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 6. Juli. Nummer 154.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten. I. Von Karl Frhr. v. Stengel. — Der Gallierkopf aus Kairo. Von Georg Ebers. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl Frhr. v. Stengel.

I.

Napoleon I. hat einmal den Ausspruch gethan: „Le meilleur système pénitentiaire serait celui, qui consisterait à purger l'ancien monde en en peuplant un nouveau.“ In diesem Ausspruch kommt ganz richtig zum Ausdruck, daß es sich bei der Deportation, d. h. der zwangsweisen Verbringung von Verbrechern in überseeische Gebiete zum dauernden Aufenthalt um zwei Fragen handelt, nämlich ob sich die Deportation criminalpolitisch empfiehlt und sodann ob dieselbe als colonisatorische Maßregel Werth hat und Erfolg verspricht. Nur dann, wenn beide Fragen zu bejahen sind, wird die Deportation als in jeder Beziehung gerechtfertigt zu betrachten sein.

Mit Recht hebt daher Holtzendorff [1]) hervor, daß in der Vermittlung zwischen Deportation und Colonisation die größte Schwierigkeit liegt, dahin gehend, daß der strafrechtliche Charakter der Deportation gewahrt und sie gleichzeitig mit der Colonisation in Verbindung gebracht wird. Es soll dies in der Weise geschehen, daß die Deportation nicht als eine nothwendige und allgemein zu erwartende Folge des Verbrechens und als die Hauptsache bei der Bestrafung erscheint, andrerseits aber der entlassene Verbrecher sich dauernd an die Strafcolonie gefesselt fühlt und dadurch zur Erreichung des letzten politischen Zwecks beiträgt, in welchem die Colonisation ihren Grund hat. Die Anforderungen des Strafrechts können mit denen der Colonialpolitik in dieser Beziehung in vollkommenem Widerspruch stehen, eine wirksame, den Forderungen des Strafrechts entsprechende Deportation kann einer völlig verfehlten Colonisation gegenüberstehen; ebenso kann das Aufblühen und der Culturzustand der Colonien die Deportation unmöglich machen, wie auch die Deportation als colonialpolitische Maßregel ihren Zweck erreichen kann, aber vom criminalpolitischen Standpunkt durchaus verfehlt erscheint. Trotzdem aber und trotz der Schwierigkeiten, welche in dem sittlichen Charakter der Strafe, in den persönlichen und socialen Neigungen der Verbrecher, in den wirthschaftlichen Zuständen sowohl des Landes, aus welchem der Sträfling entfernt, als desjenigen, nach welchem er verbracht wird, in dem colonisirenden Trieb einer freien Einwanderung und in manchen anderen Gründen liegen, bleibt doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, die Zwecke der Strafrechtspflege und der Colonisation durch die Maßregel der Deportation gleichzeitig zu erreichen.

[1]) Die Deportation (1859) S. 583.

Holtzendorff faßt demgemäß sein Urtheil über die Deportation (S. 639 f.) in folgende Sätze zusammen: 1. Die Deportation vermag den einzelnen Strafzwecken in derselben Weise zu genügen, wie jede andere Freiheitsstrafe. 2. Sie wirkt im großen und ganzen als Strafübel ebenso gleichmäßig und ebenso ungleichmäßig, wie jede andere Strafe auf den einzelnen Verbrecher. 3. Sie ist vorzugsweise und mehr als jede andere Strafe für den Besserungszweck nutzbar zu machen, soweit als dieser in der Sicherung der äußeren materiellen Bedingungen der Existenz zu erfüllen ist. 4. Sie ist aber in ihrer Ausführung künstlicher und schwieriger als die anderen einheimischen Strafen, weil ihr innerer Gehalt und ihr Verhältniß zu den Strafzwecken vom Ortscharakter der Colonien abhängig ist.

Das im wesentlichen günstige Urtheil Holtzendorffs [1]) ist lange Zeit nur von wenigen getheilt worden; erst in der neuesten Zeit ist eine der Deportation günstige Auffassung zum mindesten insofern eingetreten, als die Frage der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Deportation nicht mehr von kurzer Hand verneint, sondern als eine solche betrachtet wird, die der ernstesten Erwägung und Untersuchung werth ist. Es beweisen dies zunächst verschiedene in der letzten Zeit in Deutschland wie auch im Ausland, namentlich in Frankreich, erschienene auf die Deportation bezügliche Schriften.

Was insbesondere die in Frankreich erschienenen Schriften anlangt, so sind neben den ausführlichen Erörterungen über die Deportation und über Strafcolonien, welche sich bei Leroy-Beaulieu, „De la colonisation chez les peuples modernes“ (4. Aufl. 1891, S. 525 ff. 618 ff.) finden, hervorzuheben die Schriften von H. Cor, „De la transportation“, 1895, und A. Girault, „Principes de la colonisation et de législation coloniale“, 1895, S. 596 ff.

In Deutschland haben in der allerneuesten Zeit zwei Schriften von F. Bruck: „Fort mit den Zuchthäusern“ (1894) und „Neu-Deutschland und seine Pioniere“ (1895) die Einführung der Deportation im Deutschen Reich angeregt. Diese Schriften haben eine Reihe von theils zustimmenden, theils ablehnenden Besprechungen und Erörterungen veranlaßt. Hervorzuheben ist die Abhandlung von F. Freund: „Ueber Strafcolonisation und Einrichtung überseeischer Strafanstalten“ (Preuß. Jahrb., 81. Bd., S. 502 ff.), welche sich ebenso wie die beiden Bruck'schen für Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten ausspricht, während sich z. B. Aschrott (Deutsches Wochenblatt VII., S. 528) gegen die Deportation erklärt hat und auch Krohne „Lehrbuch der Gefängnißkunde“ (S. 267 ff.) ein Gegner derselben ist. Vor allem ist aber bemerkenswerth, daß sich der internationale Gefängniß-

[1]) Die bereits citirte Schrift Holtzendorffs enthält nicht bloß reichhaltiges Material für die Deportation in älterer und neuerer Zeit, sondern auch sehr beachtenswerthe Ausführungen allgemeiner Natur, deren Studium allen denjenigen auf das dringendste empfohlen werden kann, welche die Frage der Deportation mit einigen Redensarten abmachen zu können glauben.

congreß zu Paris am 9. Juli 1895 mit großer Mehrheit zu gunsten der Deportation ausgesprochen hat. Diese Thatsache fällt um so mehr ins Gewicht, als i. J. 1878 derselbe Congreß auf seiner Versammlung in Stockholm erklärt hatte, daß die Deportation in ihrer Ausführung Schwierigkeiten biete, die nicht in allen Ländern überwunden werden können, und daß sich auch beim Vollzug derselben nicht wohl alle Erfordernisse einer gerechten und zweckentsprechenden Strafjustiz verwirklichen lassen.

Beachtenswerth ist ferner, daß der Ausschuß der Holtzendorff-Stiftung für das Jahr 1896 das Thema als Preisaufgabe gestellt hat: „Ist die Deportation unter den heutigen Verhältnissen als Strafmittel praktisch verwendbar?" „Verlangt wird eine Erörterung der Frage, ob unter Berücksichtigung des heutigen Strafen- und Gefängnißwesens, sowie der thatsächlich vorhandenen colonialpolitischen Verhältnisse die Deportation eine Stelle im Strafensystem finden kann; bei Bejahung dieser Frage ist gleichzeitig zu erörtern, in welcher Weise die Deportationsstrafe praktisch auszugestalten und durchzuführen ist."

Solange das Deutsche Reich keine Colonien besaß, hatte die Frage der Deportation für uns lediglich theoretische Bedeutung; seitdem es jedoch überseeische deutsche Besitzungen gibt, hat diese Frage für Deutschland eine große praktische Tragweite. Es ist daher begreiflich, daß die Errichtung von Strafcolonien in weiteren Kreisen erörtert wird. Auch im Colonialrathe ist sie bereits zur Sprache gekommen[1]), ebenso hat sich die Colonialgesellschaft in der Hauptversammlung vom 30. Mai d. Js. infolge eines Antrags der Abtheilung Homburg v. d. H. mit dieser Frage beschäftigt und dahin Beschluß gefaßt, den Ausschuß zu beauftragen, der Frage der Deportation von Strafgefangenen nach den Colonien und ihrer Beschäftigung bei öffentlichen Arbeiten näherzutreten.

Es ist auch mit Sicherheit zu erwarten, daß früher oder später die Reichsregierung und der Reichstag in die Lage kommen werden, sich mit der Frage der Deportation zu beschäftigen; denn in der That ist die Frage, ob sich die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten empfiehlt, vom criminalpolitischen wie colonisatorischen Gesichtspunkte aus von so weittragender Bedeutung, daß zu derselben unter allen Umständen Stellung genommen werden muß, gleichgültig, ob man schließlich zu einer Verneinung oder Bejahung der Frage gelangt. Selbstverständlich kann hier eine erschöpfende Erörterung der so viele Verhältnisse berührenden Deportationsfrage nicht gegeben werden. Immerhin wird es nicht ohne Werth sein, wenn die hauptsächlichsten der bei Beantwortung der Frage in Betracht kommenden Erwägungen hervorgehoben und zusammengestellt werden.

Da die Deportation eine Maßregel ist, die in älterer und neuerer Zeit bei verschiedenen Völkern Anwendung gefunden hat und jetzt noch Anwendung findet, so ist vor allem zuzusehen, wie sich diese Maßregel anderweitig bewährt hat.

Für Staaten, welche im Besitz überseeischer Colonien sind, ist die Deportation eine so naheliegende Maßregel, daß fast alle Colonialstaaten von derselben Gebrauch gemacht haben. Um ein Urtheil über die Räthlichkeit und Zweckmäßigkeit der Deportation zu gewinnen, genügt es jedoch, die praktischen Erfahrungen zu betrachten, welche man mit dieser Einrichtung in England und Frankreich gemacht hat, zumal in diesen beiden Staaten, was die Zulässigkeit der Deportation, die Zwecke derselben und die Art ihres Vollzugs anlangt, so ziemlich alle Möglichkeiten erschöpft sind.

[1]) Colonialblatt 1895, S. 576.

Es wird daher von den bezüglichen Einrichtungen der Spanier, Portugiesen und Holländer,[1]) wie auch von der Strafcolonisation in Sibirien[2]) abgesehen und der nachfolgende kurze geschichtliche Ueberblick über die Entwicklung der Deportation in der neueren Zeit auf die englische und französische Deportation beschränkt werden.

Der erste europäische Staat, welcher seine überseeischen Colonien zur Deportation verwendete, war England.[3]) Schon vom Ende des 16. Jahrhunderts an hat man in vereinzelten Fällen Landstreicher und liederliche Dirnen in die überseeischen Besitzungen transportirt, eine gesetzliche Regelung erfuhr aber die Deportation erst im Jahre 1717 durch stat. 4, Georg I., c. 2. Dieses Gesetz bestimmte: 1. daß bei Verbrechen, auf welche das Privilegium der Geistlichkeit (benefit of clergy, an welchem übrigens auch alle Gebildeten und des Lesens und Schreibens Kundigen theilhatten) keine Anwendung fand, die höchsten Gerichtshöfe der Krone, unter der Bedingung der Transportation nach Amerika zum 14jährigen (oder ähnlich bemessenen) Aufenthalt daselbst, Fristen ergehen lassen können und daß nach Ablauf dieser Frist vollkommene Begnadigung von selbst eintritt; 2. daß bei Verbrechen, auf welche das Privilegium der Geistlichkeit Anwendung fand, an Stelle der Brandmarkung an der Hand und der Auspeitschung 7jährige Deportation ausgesprochen werden durfte.

Gegenüber den des geistlichen Privilegiums Theilhaftigen bedeutete die Deportation eine Straferschwerung, weil dieselben bis dahin, abgesehen von der Brandmarkung zum Zwecke der Wiedererkennung (weil auf das Privileg nur einmal Bezug genommen werden durfte), einfach straflos geblieben waren; den übrigen Personen gegenüber dagegen bedeutete die Deportation, welche die auch auf geringfügige Vergehen angedrohte Todesstrafe ersetzte, eine erhebliche Strafmilderung.

Der gesetzlichen Einführung und Regelung der Deportation in England lagen übrigens keineswegs criminalpolitische Erwägungen zu grunde, sondern es handelte sich lediglich darum, einerseits das Mutterland von bedenklichen Elementen zu säubern und andrerseits den Colonien billige und zahlreiche Arbeitskräfte zuzuführen. Diesen Erwägungen entsprach auch die Ausführung der Deportation. Die Regierung übergab einfach die zur Deportation Verurtheilten zum Transport einem Rheder, der dadurch das Recht bekam, die Arbeitskraft derselben zu verwerthen und im übrigen sie ihrem Schicksale überließ.

Die ungeordnete und in keiner Weise organisirte Abschiebung von Verbrechern in die nordamerikanischen Colonien dauerte bis zur Losreißung derselben vom Mutterlande und bildete im Jahre 1774 einen der Hauptbeschwerdepunkte der Unabhängigkeitsliga. Was würde Europa sagen, meinte Franklin, wenn ihm Amerika seine Klapperschlangen zusenden würde?

Mit der Losreißung der amerikanischen Colonien trat für die englische Regierung insofern ein Nothstand ein, als sie nicht wußte, was sie mit den bisher deportirten Verbrechern anfangen sollte, da es zur Unterbringung derselben im Mutterlande durchaus an den nöthigen Gefängnissen fehlte. Glücklicherweise war kurz vorher durch Cook die Ostküste von Australien, die er Neu-Südwales nannte, entdeckt worden. Mit Rücksicht auf die günstige Schilderung, welche Cook von Botany-Bay und deren Umgebung machte,

[1]) Angaben über Deportationseinrichtungen der Spanier, Portugiesen und Holländer finden sich u. a. bei Leroy-Beaulieu a. a. O. S. 525 ff.

[2]) Vgl. über die Deportation in Rußland J. Foïnitski, La transportation russe et anglaise avec une étude historique sur la transportation 1895.

[3]) Holtzendorff, Deportation. S. 162 ff. — Cor, de la transportation. S. 15, 20 ff. — Leroy-Beaulieu, a. a. O. S. 619 ff.

beſchloß daher die Regierung, daſelbſt eine Strafcolonie zu errichten.

Da Neu-Südwales noch in keiner Weiſe erforſcht war, ſo war dieſer Plan ein Sprung ins Dunkle, und es iſt nicht das Verdienſt der Regierung, daß die Wahl thatſächlich recht glücklich war, denn Neu-Südwales, in der gemäßigten Zone gelegen, mit fruchtbarem Boden verſehen und von wenig zahlreichen und ziemlich harmloſen Stämmen bewohnt, erwies ſich zur Coloniſation durchaus geeignet; es wurden daher durch die Deportation hier Erfolge erzielt, die geradezu als großartig zu bezeichnen ſind.

Die erſte Abtheilung Sträflinge (800 Männer, Frauen und Kinder) kam am 17. Januar 1788 auf der Fregatte „Sirius“ und verſchiedenen Transportſchiffen unter dem Befehl des Commandanten Philipp, eines für ſeine Miſſion durchaus geeigneten, mit den weiteſtgehenden Vollmachten ausgeſtatteten Seeofficiers, in Botany-Bay an. Sofort erkannte man, daß das in der Umgebung der Botany-Bay befindliche, theils ſumpfige, theils ſandige Land für eine Anſiedelung nicht geeignet ſei; der urſprünglich gewählte Platz wurde daher aufgegeben und die Niederlaſſung nach Port-Jackſon an die Stelle verlegt, auf der ſich ſpäter Sydney erhob.

Da der Gouverneur Philipp nur wenig Truppen und kein Ueberwachungsperſonal zur Verfügung hatte, ſo mußte er die Sträflinge ſich gewiſſermaßen ſelbſt überlaſſen. Doch ergaben ſich nach Lage der Sache daraus keine beſonderen Schwierigkeiten, da in der Nähe der Strafcolonie keine freien Coloniſten wohnten, die ſich über die Beläſtigung durch die unbewachten Sträflinge hätten beklagen können, und andrerſeits die Möglichkeit des Entrinnens mit Rückſicht auf die geographiſchen und Verkehrsverhältniſſe der Colonie ſehr gering war. Dagegen ergaben ſich große Schwierigkeiten daraus, daß die aus Europa mitgebrachten Werkzeuge, Lebensmittel u. ſ. w. nur dem erſten und dringendſten Bedürfniſſe genügten und ſchwer erſetzt und ergänzt werden konnten, ſo daß die Sträflinge ſofort auf ihre eigene Thätigkeit angewieſen waren. Es war dies um ſo ſchlimmer, als fortwährend Nachſchübe von Sträflingen erfolgten, welche die Zahl der Conſumenten vermehrten, und außerdem in Folge der großen Trockenheit im Jahre 1790 eine völlige Mißernte eintrat; die Noth war daher mehrere Jahre hindurch in der Colonie groß. Seit dem Jahre 1793 ſchützten aber reichliche Ernten die Colonie gegen weitere Hungersnöthe, und als einige Jahre ſpäter zahlreiche Heerden wilder Schafe, Abkömmlinge mitgebrachter und entflohener Thiere, aufgefunden wurden und dies den Anlaß gab, daß ſich die Coloniſten auf die Viehzucht und die Erzeugung von Wolle verlegten, entwickelte ſich die Colonie Neu-Südwales in unglaublich raſcher Zeit und in einem Grade, wie keine andere engliſche Colonie.[1]) Im Jahre 1789 wurde die erſte Ernte eingeheimſt; im Jahre 1790 ſiedelte ſich der erſte Coloniſt an, nämlich ein Sträfling, dem perſönlich ein Stück Land überlaſſen wurde; im Jahre 1793 wurde die erſte Quantität Getreide aus der Colonie verkauft; die erſte in der Colonie gedruckte Zeitung erſchien 1802; die erſte Probe auſtraliſcher Wolle wurde im Jahre 1803 in London ausgeſtellt; im Jahre 1807 wurden von Sydney 245 Pfund dieſer Wolle ausgeführt, 1820 100,000 Pfund, 1830 ſchon $3^1/_2$ Millionen Pfund und 1840 7 Millionen Pfund, ein Betrag, der Anfang der neunziger Jahre bis auf 116 Millionen geſtiegen iſt. Gegenüber dieſem wirthſchaftlichen Aufblühen der Colonie hob der engliſche Schriftſteller Merivale ſchon im Jahre 1841 hervor, daß, wenn auch in den Vereinigten Staaten die Zunahme der Bevölkerung noch raſcher war als in Auſtralien, doch hier der wirthſchaftliche Fortſchritt und die Anſammlung von Vermögen und Reichthum viel größer war als dort. Es zeigte ſich dies namentlich darin, daß im Jahre 1840 Neu-Südwales aus England für die ca. 100,000 Einwohner zählende Bevölkerung für 1,176,000 Pfd. St. Waaren bezog, ſo daß auf den Kopf der Bevölkerung 11 Pfd. St. trafen, während in den Vereinigten Staaten dieſer Betrag nur ungefähr 10 Schilling ausmachte.

Den Grund für dieſen ſo außerordentlichen Aufſchwung der Colonie findet Leroy-Beaulieu (S. 620 f.) vor allem in der für die Erzeugung von Wolle ſo geeigneten Beſchaffenheit des Bodens und Klimas, dann in der großen Anzahl von Sträflingen, welche nach Auſtralien verbracht wurden, und der guten Verwendung ihrer Arbeitskraft, endlich in der zweckmäßigen Regelung der Bodenbeſitzverhältniſſe.

Was zunächſt die Anzahl der Deportirten anlangt, ſo ſind in der Zeit von 1788 bis 1836 nach Neu-Südwales 75,200 und nach der ſüdlich davon liegenden Inſel Tasmanien oder Van Diemensland 27,757 Sträflinge verbracht worden. Die freien Anſiedler folgten etwa von 1800 ab erſt den Sträflingen, angezogen dadurch, daß ihnen die Arbeitskraft der Sträflinge, die den Anſiedlern zur Zwangsarbeit als Strafknechte (ſogenannte Aſſignation) überlaſſen wurden, zur Verfügung ſtand und daß ihnen andrerſeits die Verwaltung einen großen Theil ihrer Erzeugniſſe für die Bedürfniſſe der Militär- und Strafverwaltung abkaufte.

Die Sträflinge in Auſtralien und Van Diemensland waren nämlich in zwei Claſſen getheilt. Die erſte, weniger zahlreiche Claſſe umfaßte diejenigen, welche in Strafniederlaſſungen vereinigt blieben und in der Hauptſache zu den großen öffentlichen Arbeiten, Straßenbauten, Hafenanlagen u. ſ. w. und überhaupt zu den Arbeiten verwendet wurden, die als Vorarbeiten (preparatory works) für eine jede neu anzulegende Colonie erforderlich ſind, wenn ſie ſich einigermaßen raſch entwickeln ſoll. Die zweite, viel zahlreichere Claſſe wurde den freien Anſiedlern zur Zwangsarbeit überlaſſen. Der Anſiedler, dem in dieſer Weiſe Sträflinge überwieſen waren, mußte ihnen eine genau vorgeſchriebene Verpflegung, Kleidung und Wohnung, ſowie gegebenenfalls ärztliche Hülfe gewähren. Alljährlich mußten die Arbeitsherren, die auch verpflichtet waren, für die Beſſerung der ihnen überlaſſenen Sträflinge zu ſorgen, der Behörde genauen Bericht über die von denſelben geleiſtete Arbeit und ihre Aufführung erſtatten. Da die freie Arbeit in der Colonie, wie in allen Colonien, namentlich im Anfangsſtadium ſehr theuer war, ſo erſparten die Arbeitsherren nach einer im Jahre 1840 im Parlamente angeſtellten Berechnung jährlich an jedem ihnen überlaſſenen Sträfling etwa 13 Pfund Sterling. Welchen Einfluß dieſe Verwendung der Sträflinge auf das Aufblühen der Colonie haben mußte, liegt auf der Hand und zeigte ſich auch inſofern, als die Anweſenheit von Sträflingen in der Colonie keineswegs, wie man hätte meinen können, die freie Einwanderung abſchreckte, ſondern im Gegentheil anzog. In der Zeit bis zum Jahre 1825 war die Einwanderung allerdings noch ſchwach, in der Zeit von 1825 bis 1829 betrug ſie jedoch ſchon jährlich 1000 Köpfe, in der Zeit von 1830 bis 1839 ſtieg ſie auf jährlich 5300, und von 1840 bis 1850 auf jährlich 12,700. Der Grund des Anwachſens der Einwanderung iſt, wie ſchon hervorgehoben, hauptſächlich darin zu ſuchen, daß die Anſiedler die Möglichkeit hatten, durch Ueberlaſſung von Sträflingen billige Arbeitskräfte zu erhalten; denn von den mineraliſchen Schätzen, die ſpäter in Auſtralien entdeckt wurden und die ſo viele Einwanderer und Abenteurer anzogen, hatte man damals noch keine Ahnung.

War ſonach die Deportation und die Verwendung der Deportirten vom größten Werthe für das Aufblühen der

[1]) Leroy-Beaulieu, a. a. O. S. 619.

Colonie, so stellte sich auch die Deportation als eine für das Mutterland finanziell günstige Maßregel dar. Der französische Schriftsteller Blosseville (La colonisation pénale de l'Angleterre en Australasie) berechnet neuerdings die Kosten, welche die Verwaltung, die Ueberwachung und der Transport von 33,150 Sträflingen verursachten, die in der Zeit von 1788 bis 1821 nach Australien verbracht wurden, auf mehr als 5 Millionen Pfund Sterling. Allein dies ist nicht ausschlaggebend; von Bedeutung ist vielmehr, was diese Sträflinge im Mutterlande gekostet hätten. Nach einer im Jahre 1839 im Parlamente angestellten Berechnung war aber der jährliche Nettoaufwand für einen Sträfling im Mutterlande etwa 19 Pfund Sterling, während ein zu öffentlichen Arbeiten verwendeter Deportirter nur 14 Pfund, ein einem Ansiedler überlassener Sträfling aber gar nur 4 Pfund kostete. Da nun die Zahl der letzteren die der ersteren Classe weit überstieg, so war, selbst wenn man die Kosten der Ueberwachung, der Verwaltung und des Transports noch besonders in Anschlag bringt, das finanzielle Ergebniß der Deportation für das Mutterland doch sehr günstig. Dazu kommt, daß die öffentlichen Arbeiten, welche die Sträflinge in der Colonie ausführten, wirthschaftlich jedenfalls viel werthvoller waren, als die Arbeiten, zu denen sie in den Strafanstalten des Mutterlandes hätten verwendet werden können.

Auch in moralischer Beziehung waren die durch die Deportation erzielten Erfolge durchaus zufriedenstellend; nach allen Berichten war die Aufführung weitaus der Mehrzahl der Sträflinge zufriedenstellend, theilweise selbst ausgezeichnet zu nennen und nur etwa bei dem vierten Theile der Gesammtzahl war eine Besserung nicht oder doch nur in geringem Maße wahrzunehmen. Es ist dies um so bemerkenswerther, als man sehr lange Zeit mehr darauf Gewicht legte, aus der Arbeit der Sträflinge einen möglichst großen Nutzen zu ziehen, als sie selbst zu bessern. Statt ohne weiteres die Mehrzahl der Sträflinge an Ansiedler zu überlassen, hätte man diese Milderung der Strafe nur eintreten lassen sollen bei denjenigen, die bereits Proben der Besserung abgelegt hatten. Ebenso hätte man auch die Verdingung der Sträflinge jederzeit widerruflich machen sollen, während sie thatsächlich so gut wie unwiderruflich war.

Das Schlimmste an dem in Australien beobachteten Deportations-System war, daß die Sträflinge nach verbüßter Strafe frei waren und sich ihren Erwerb suchen konnten, wie sie wollten. Selbstverständlich fanden sich unter denselben viele, die neuerdings Uebelthaten verübten, während andere, gewandte und rücksichtslose Menschen oft durch die bedenklichsten Mittel rasch zu Vermögen und Reichthum gelangten und hiedurch ein böses Beispiel gaben. Um diesen Uebelständen zu begegnen, hätten die Deportirten nach verbüßter Strafe jedenfalls noch längere Zeit unter strenger Ueberwachung gehalten werden sollen, wie dies auch in der That in den französischen Strafcolonien geschieht.

Alles in allem genommen, fällt Leroy-Beaulieu (S. 627) über die Erfolge der Deportation nach Australien das günstigste Urtheil. Aus verbrecherischen und in der alten Welt nur schädlichen Elementen, sagt er, wurden nützliche Werkzeuge der Arbeit und Production, aus unlauterer Quelle entstand ein fruchtbarer Strom, der sich in seinem Laufe durch lautere und gesunde Zuflüsse immer mehr reinigte. Ohne die Deportation wäre Australien gar nicht oder doch nicht so rasch bevölkert worden, und wenn es wahr ist, daß es für die Menschheit Werth hat, daß auf einem bisher unbewohnten Continent eine wohlhabende und rasch wachsende Bevölkerung entsteht und früher unentdeckte natürliche Reichthümer Verwendung finden, so ist dies lediglich der Deportation, der Verdingung der Arbeitskraft der Sträflinge zu danken!

Daß die Deportation nach Australien schließlich aufhörte, hatte seinen Grund lediglich darin, daß nach Entdeckung der australischen Goldfelder eine Menge freier Ansiedler in das Land strömte und daß mit Zunahme der freien Bevölkerung dieselbe sich ebenso, wie seinerzeit die nordamerikanischen Colonisten, gegen weitere Zufuhr von Verbrechern wehrte. Anfänglich schenkte man den Protestationen der Australier nur theilweise Gehör, indem man die Deportation wenigstens in modificirter Weise aufrecht zu halten suchte. Nach einem Gesetz von 1847 mußte nämlich die Strafe der für die Deportation bestimmten Verbrecher in vier Abschnitte zerlegt werden. Ein kurzer Theil der Strafe wurde in Einzelhaft verbüßt, darauf folgte eine nach der Aufführung des Sträflings längere oder kürzere Zwangsarbeit im Mutterlande. Hatte der Sträfling diese Strafe und Probezeit hinter sich, so wurde er nach Australien mit einem Erlaubnißschein (ticket of leave) transportirt, der ihm die Möglichkeit gab, seine Arbeitskraft zu verdingen, mit der Auflage, einen Theil seines Lohnes der Verwaltung zur Ansammlung eines kleinen Vermögens zu überlassen. Schließlich konnte der Sträfling auf Grund des so gebildeten Vermögens seine bedingungsweise Freilassung erhalten.

Das System war wohl überdacht, es wurden durchweg nur für die Colonisation brauchbare Elemente deportirt, und der Erfolg des Systems war daher auch durchaus zufriedenstellend. Trotzdem hörten die Protestationen der Australier nicht auf; das Mutterland sah sich genöthigt, die Deportation durch die Gesetze vom Jahre 1853, 1857 und 1864 mehr und mehr einzuschränken, um sie im Jahre 1865 schließlich ganz aufzugeben.

Zu den Gründen des raschen wirthschaftlichen Aufblühens von Australien rechnet Leroy-Beaulieu auch die zweckmäßige Regelung der Landfrage. Man hat nämlich in den australischen Colonien das herrenlose Land nicht, wie es in anderen Colonien geschehen ist und jetzt leider auch in den deutschen Schutzgebieten nachgeahmt zu werden scheint, an große Capitalisten oder Capitalsgesellschaften verschenkt, sondern zu Eigenthum der Colonie erklärt und in kleineren Parzellen um einen verhältnißmäßig hohen Preis verkauft und einen erheblichen Theil des Erlöses zur Unterstützung der Einwanderung verwendet. Dadurch wurde die Ansiedelung kleiner Landwirthe begünstigt. Den gleichen Erfolg hatte die Einrichtung, daß ein Theil des herrenlosen Landes entlassenen Sträflingen verliehen wurde, die dadurch die Möglichkeit erhielten, sich als Landwirthe und Ackerbauer ihren Unterhalt zu erwerben. Es wurde auf diese Weise der doppelte Zweck erreicht, daß nämlich die entlassenen Sträflinge die beste Gelegenheit erhielten, wieder brauchbare Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu werden, und daß gleichzeitig die rasche Besiedelung des Landes befördert wurde. Wie noch zu zeigen sein wird, hat man daher dieses System mit Recht auch in den französischen Strafcolonien eingeführt.

So großartig aber auch die criminalpolitischen wie colonisatorischen Erfolge waren, die England durch Anlegung einer Strafcolonie in Australien erzielte, so darf man sich doch durch dieselben in der nüchternen Beurtheilung der Deportation nicht beeinflussen lassen. Mit Recht hebt vielmehr Holtzendorff (S. 187) hervor, daß sich aus dem großartigen Fortschritt der australischen Colonien niemals ein Präcedenzfall für ähnliche Anlagen aufstellen läßt, weil die günstigen Bedingungen, wie sie sich in Australien vorfanden — fast zwei Drittel des ganzen Continents fallen in die gemäßigte Zone, gesundes Klima, Mannichfaltigkeit des theils für den Ackerbau, theils für die Viehzucht geeigneten Bodens, wenig zahlreiche und wenig widerstandsfähige Urbevölkerung —, kaum ein zweites mal sich irgendwo wiederfinden werden.

Immerhin ist die Strafcolonisation in Australien in mancher Beziehung für die Frage der Deportation beachtenswerth, zumal die günstigen Erfolge trotz mancher Mißgriffe der Regierung erzielt wurden.

Der Gallierkopf aus Kairo.[1])

Theodor Schreiber, dessen Arbeiten über die plastischen Werke der Alexandriner dies interessante Gebiet der griechischen Kunst in ein neues Licht rückten, bemerkte im Museum zu el-Gîse (bei Kairo) einen Marmorkopf, der seine Aufmerksamkeit erweckte. Auch der letzte Katalog der Sammlung hatte nichts von ihm zu sagen gewußt, als: „Marmor, 0,31 Meter Höhe. Kopf eines gallischen oder germanischen Kriegers." Schreiber widmete ihm zuerst eine eingehende Untersuchung. Die uns vorliegende Schrift, in der dies geschieht, ist prächtig ausgestattet. Den eingehenden und fesselnden Text verdeutlichen gute Lichtdrucke.

Die beiden großen Photographien am Ende des Bandes zeigen den Kopf eines jungen Mannes mit edel geschnittenen Zügen. Das Haar umstarrt ihn in derben Bundeln. Ein Schnurrbart bedeckt die Oberlippe, ein kleiner Kinnbart ist in der Mitte des Kinnes angedeutet. Am tiefsten wirkt der untere Theil der Stirn, das Augenpaar und der halb geöffnete Mund. Sie geben tiefer Hoffnungslosigkeit Ausdruck. Ihr entsetzliches Kind, die Verzweiflung, bemächtigt sich bereits eines jungen, kraftvollen Menschenkindes, das, wenn es nicht schon die Todeswunde in der Brust trägt, dem Ende eines Daseins entgegenschaut, das wild genug verlaufen sein mag.

Wenn eines, so ist dies Kunstwerk von tief ergreifender Kraft einer eingehenden Behandlung würdig, und zwar nicht nur wegen seines ästhetischen Werthes, sondern auch wegen der Frage, wie der Gallierkopf nach Aegypten kam, oder ob und infolge welches Anlasses er dort hergestellt wurde.

Schreiber faßt es aufmerksam ins Auge und läßt seiner Untersuchung einen Essay des Leipziger Klinikers Curschmann als werthvollen Anhang folgen. Die Bemerkungen, die er enthält, erwuchsen besonders auf physiologisch-anatomischem Boden und werden von dem Verfasser als eine Art Sectionsbefund bezeichnet. Sie zeugen indeß auch für den feinen Kunstsinn dieses nicht nur auf dem eigenen Arbeitsfelde heimischen Mediciners.

Nicht überall stimmt sein Urtheil mit dem des Archäologen überein; gegenüber einer der wichtigsten Fragen gelangen aber beide zu dem nämlichen Ergebniß. Ist schon Schreibers Beweis, daß wir es hier keinenfalls mit der römischen Nachbildung eines griechischen Denkmals zu thun haben, unanfechtbar, so weiß Curschmann sicherzustellen, daß dies Kunstwerk nicht nach freier Erfindung, sondern „scharf nach dem lebenden Modell" gearbeitet wurde. Die Asymmetrie des Gesichtes, die auch dem Archäologen sogleich auffiel, ist in der That ungewöhnlich, und die individuellen Eigenthümlichkeiten, die der Mediciner an Augen und Stirn nachweist, machen es geradezu unmöglich, in diesem vielsagenden Menschenhaupte ein Werk freier Erfindung zu sehen. Curschmanns Nachweis, daß der Kopf für den „einseitig angenommenen Standpunkt des Beschauers", d. h. nur auf eine einzige Ansicht berechnet war, bestätigt nur die Meinung Schreibers. Auch ist Curschmann geneigt, der Vermuthung des Fachmannes beizustimmen, die Figur, zu der unser Kopf gehörte, könnte mit einer zweiten eine Gruppe gebildet haben. Während indeß der Mediciner überzeugt ist, das Gallierhaupt gehöre zu einer im höchsten Hochrelief, ähnlich den Darstellungen am Altar von Pergamon, ausgeführten Figur, glaubt der Archäolog, der Kopf sei rund gearbeitet gewesen und habe zu einer Statue gehört, nicht zu einem Relief. Da uns weder das Original, noch der von dem gefälligen Conservator des el-Gîse-Museums, Emil Brugsch Bey, in Kairo für Leipzig hergestellte Gipsabguß zur Verfügung steht, halten wir mit dem eigenen Urtheil in dieser Frage zurück.

Daß wir es mit einem Gallierkopfe zu thun haben, lehrt der erste Blick und wurde auch schon von Mariette erkannt, als er ihn aufstellte. Leider versäumte er, den Fundort festzustellen. Daß er aus dem Fajjûm kommt, wird nur gerüchtweise behauptet. Unmöglich wäre es indeß nicht; denn die Bevölkerung dieser Provinz und besonders die ihrer Hauptstadt Arsinoë beschäftigte sich, wie die dort entdeckten Papyri beweisen, in hellenistischer Zeit mit griechischer Poesie und Wissenschaft, manche hübsche Ueberbleibsel griechischer Kleinkunst stammen von dort und die daselbst gefundenen Mumienportraits danken hellenistischen Malern den Ursprung, deren Vortragsweise griechisch ist und mit der ägyptischen nichts zu thun hat. Ein Kunstwerk wie das unsre konnte dort sehr wohl Würdigung finden, doch läge es allerdings näher, Alexandria für seine Fundstätte zu halten.

Schreibers Beweisführung ist klar und überzeugend. Nur seinem abfälligen Urtheil über den Thumelicuskopf im Britisch Museum können wir nicht beistimmen. Er nennt ihn actionslos und schreibt ihm eine starre, zurechtgemachte Pose zu. Mit den steif und commandomäßig paradirenden, massenhaft erhaltenen gefangenen Barbarenhäuptlingen wirft er ihn zusammen. Was die meisten dieser Statuen angeht, geben wir ihm Recht; wenn aber der Kopf des Thumelicus „weder Schmerz, noch Ingrimm oder gar Verzweiflung zeigt", so dürfen wir diesen Mangel seinem Schöpfer keineswegs zum Vorwurfe machen. Im Gegentheil! Uns wollte es gegenüber dem Originale scheinen, als hätte sein Schöpfer die Empfindungen feinfühlig wiedergegeben, die die kraftvolle Brust des unglücklichen Fürsten und Heldensohnes erfüllten, der verdammt war, das Dasein verachteter Gladiatoren zu theilen und seine Riesenkraft statt im ruhmreichen Krieg, zur Belustigung des Todfeindes zu gebrauchen. Welch einen gewaltigen Körper muß dies Haupt mit dem vollen Lockenschmuck des deutschen Edelings gekrönt haben! Aber was hatte die Gladiatorschule und -Herberge aus dem Sohne des Arminius und der Thusnelda gemacht! Nichts anderes erwarte ich in den Zügen dieses Degradirten zu finden als Verachtung, Widerwillen, niedergehaltenen dumpfen Ingrimm, und diese Empfindungen sprechen mir lebhaft genug aus dem Antlitz des Thumelicus entgegen.

Freilich ist unser Gallierkopf diesem Römerwerke in jeder Hinsicht hoch überlegen. Um das widerwillig stumpfe Thumelicusgesicht zu würdigen, muß man sich seine Geschichte vergegenwärtigen, und vielleicht schrieb man diesen Kopf auch nur dem Arminiussohne zu, weil der Ausdruck seiner Züge so gut auf das Schicksal des Thumelicus paßte. Den des Galliers verstehen wir, auch wenn wir nichts von dem Jünglinge wissen, dem er angehörte. Zu dem des Germanen verhält er sich wie der griechische Genius der Kunst zum römischen, eine tiefe Tragik zu dumpfem Sichfügen.

Was den Kairener Kopf angeht, so fand Schreiber glücklich heraus, zu welcher Galliergruppe der Dargestellte wahrscheinlich gehörte und wie und wo diese zu Grunde ging. Dem Hungertode war sie preisgegeben worden.

Wie der Untergang dieser unglücklichen Schaar sich im einzelnen abspielte, wurde vergessen, doch sicherlich hat

---

[1]) Theodor Schreiber: Der Gallierkopf des Museums in Gîse bei Kairo. Ein Beitrag zur alexandrinischen Kunstgeschichte. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1896. Fol.

Schreiber Recht mit dem Worte: „Wollte es (dies Erliegen) ein Künstler in einem einzigen plastischen Bilde zusammenfassen, wie konnte es eindringlicher geschehen, als in dem Werke, das der Kopf von el-Gîse krönte? Wird nicht der klagende Ausdruck im Gesichte des gallischen Helden, der verzweifelnde Blick nach oben, der keine menschliche Hülfe mehr erwartet, unter dieser Voraussetzung erst völlig verständlich?"

Das Ereigniß hatte sich unter Ptolemäus Philadelphus zwischen 276 und 274 v. Chr. zugetragen. Ihm war (wahrscheinlich von Antigonus Ganatas) ein Hülfscorps von viertausend gallischen Söldnern gegen Magas von Kyrene überlassen worden. Es hatte dem Keltenheere angehört, das kurze Zeit vorher bei Delphi so elend zu Grunde gegangen war. In Aegypten erhoben die wilden Gesellen einen Aufstand, wurden aber besiegt und auf einer wüsten Insel an der sebennytischen Nilmündung dem furchtbaren Schicksal überlassen, das Pausanias kurz und sachlich schildert. Ob bei der Nachricht vom völligen Untergange der Empörer Philadelphus den Auftrag ertheilte, eine Gruppe der aus der Welt geschafften Gallier herzustellen, um dies Ereigniß zu verewigen, ob ein Künstler aus freiem Antriebe das tragische Ende dieser gewaltthätigen Schaar zum Vorwurf wählte, indem er einen durch Hunger oder durch die Hand eines Genossen Unterliegenden darstellte, muß dahingestellt bleiben.

Es drängt sich uns aber auch noch eine andere Frage auf, die Schreiber zu stellen unterläßt. Wäre es nicht wohl denkbar, daß das die ganze hellenische Welt tief erregende Ereigniß der wunderbaren Niederlage des Brennus und seiner Gallier zu Delphi auch zu Alexandria einen Künstler oder einen fürstlichen Besteller veranlaßte, ihm ein Denkmal zu widmen? Bei dem engen Zusammenhange der ersten Lagiden mit dem Mutterlande ist dies sogar wahrscheinlich, und unser Kopf könnte dann einen der Gallier darstellen, die dort, von einer höheren Macht überwältigt, die Gegenwehr aufgaben und den Tod erwarteten.

Auch als ein Geschenk der Attaliden an die Ptolemäer könnte man unser Kunstwerk ansehen; Schreiber ist aber im Rechte, wenn die Behandlungsweise des Kopfes ihn eher nach Athen als nach Pergamon zu weisen scheint.

Nicht jede Frage, die sich uns bei der Betrachtung des Gallierkopfes von el-Gîse aufdrängte, konnte in dem vorliegenden Werke beantwortet werden. Keinem Zweifel unterliegt es dagegen, daß dies Meisterwerk von einem Bildhauer hergestellt wurde, der noch unter dem Einfluß der besten griechischen Kunsttraditionen arbeitete. Daß dies in Aegypten selbst geschehen sei, sucht Schreiber scharfsinnig zu begründen. Seine Zeitbestimmung erscheint uns überzeugend. Er setzt nämlich die Herstellung des Gallierkopfes in das zweite Drittel des dritten Jahrhunderts. Die Regierungszeit des Philadelphus (286—47) würde auch gut für die Verewigung eines Ereignisses passen, das unter der Herrschaft dieses der Wissenschaft und Kunst freundlichen Königs stattgefunden hatte.

Die alexandrinische Plastik, deren eigenartig realistisches Wesen Schreiber früher nachwies, schuf auch Werke in höherem und höchstem Stil, und ihr Anrecht auf hohe Werthschätzung würde sich beträchtlich steigern, wenn wir ihr den Gallierkopf von el-Gîse zuweisen dürften. Er ist ein Meisterwerk, das wohl verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, und das interessante Werk, in dem sich der Archäolog und Mediciner so glücklich die Hand reichen, sollte von keinem Freunde der alten Kunst übersehen werden.

Georg Ebers.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein neues Unternehmen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, welche sich die planmäßige Durchforschung dieses Theils der Culturgeschichte zur Aufgabe macht, hat sich bis jetzt durch Herausgabe der Monumenta Germaniae Paedagogica und der bereits im sechsten Jahrgang stehenden „Mittheilungen" bethätigt — jenes ein Quellenwerk ersten Ranges, diese nicht minder werthvoll als Sammelort für alle die vielen kleineren Beiträge zur Geschichte der Pädagogik. Nun tritt sie mit einem neuen dritten Unternehmen auf den Plan, einer Monatsschrift, die den Titel führt „das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge" und die das bibliographische Verzeichniß und die Inhaltsangabe aller erscheinenden Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mittheilungen über Lehrmittel aller Art geben will.

Wer auf diesem Gebiete arbeitet und daher weiß, wie fragmentarisch in unsern Bibliotheken die pädagogische Literatur vertreten zu sein pflegt, der wird das Unternehmen mit Freuden begrüßen. Und dasselbe wird nicht etwa nur künftigen Forschern auf dem Gebiete der historischen Pädagogik zugute kommen, sondern uns selbst schon jetzt den Dienst der Uebersicht und der Einführung in die Erkenntniß der pädagogischen Leistungen und Bestrebungen der Gegenwart leisten. Wie dies bewerkstelligt werden soll, zeigt das erste dieser Tage erschienene Heft, das über die Literatur des Januar 1896 berichtet. Das Streben war in erster Linie auf bibliographische Vollständigkeit gerichtet. Ganz ist das natürlich dieses erstemal auch nicht gelungen; bei der gerade im Januar als dem Jubeimonat überreichen Pestalozzi-Literatur mußte sogar ausdrücklich darauf verzichtet und deßhalb auf die Fortsetzung, die folgen soll, vertröstet werden. Dem Kundigen werden schon diese Literaturangaben sehr willkommen sein; aber der Herausgeber beschränkt sich nicht darauf, sondern fügte in kurzen Sätzen, Stichworten, wörtlichen Citaten nach den Originalen oder nach den nun den Verfassern eingesandten Auszügen eine Inhaltsangabe der verzeichneten Schriften und Aufsätze hinzu und orientirt so in aller Kürze über das, was man in denselben zu suchen und zu finden hat. Hierbei ist freilich große Vorsicht nöthig; diese Inhaltsangaben können leicht zu Werthurtheilen werden und dadurch in den Dienst einer pädagogischen Richtung oder Partei treten. Deßwegen verzichtet der Herausgeber ausdrücklich und grundsätzlich auf jede Kritik. Wie weit aber das möglich ist und gelingt, darüber wird erst geurtheilt werden können, wenn ein ganzer Jahrgang vorliegt, denn der für diesen Theil der Aufgabe nöthige Tact muß erst gelernt werden. Und so wird man denn auch in diesem ersten Heft da und dort über Wichtiges doch zu kurz, über Werthloses zu ausführlich berichtet finden. Das soll kein Tadel sein, sondern nur zeigen, wie schwer es ist, bei dieser Massenarbeit das Richtige zu treffen, zumal da dieselbe zugleich auch eine Schnellarbeit ist. Es soll nämlich in der Regel jedes erscheinende Heft die Literatur des vorhergehenden Monats enthalten; die Verzögerung des ersten und der zwei folgenden Hefte, welche in den Anfangsschwierigkeiten begründet ist, soll gegen Ende des Jahres hereingeholt sein.

Auch die Eintheilung ist wichtig. Auch steht sie, wie im Vorwort erklärt wird, nicht ganz fest; neue Stoffe und praktische Rücksichten können Aenderungen erforderlich machen. Andererseits wird es sich aber doch empfehlen, nachdem einmal ein Schema aufgestellt ist und sich etwa einen Jahrgang hindurch erprobt hat, möglichst wenig daran zu rütteln; sonst muß man sich von Jahr zu Jahr neu einarbeiten und zurechtfinden. Uebrigens ist in jede derartige Eintheilung willkürlich, so hier namentlich im zweiten Theil die alphabetische Anordnung der einzelnen Unterrichtsfächer vom Anschauungsunterricht bis herab zum Zeichnen. Das erscheint mir zu äußerlich; aber sie ermöglicht immerhin die Uebersicht und sonst ist sie sachlich und im ganzen klar und verständlich. Erfreulich ist endlich auch der universale Geist, in dem dieser Literaturbericht gehalten ist: Lehrer und Lehrerinnen, Volksschulen und Universitäten, allgemeine Bildungs- und specielle Fachschulen, Erziehung und Unterricht, Geschichtliches und Systematisches, Leibliches und Geistiges — nichts ist ausgeschlossen, nirgends sind Schranken gezogen; und so bildet dieses neue Blatt in der That einen Beitrag zur Verwirklichung des Pestalozzi'schen Gedankens von der organischen Zusammengehörigkeit aller der Erziehung und dem Unterricht dienenden Veranstaltungen.

Digitized by Google

Ermöglicht aber wird die Ausführung nur durch die werkthätige Mithülfe von Behörden, Verfassern, Herausgebern und Verlegern; hoffentlich bleibt dieselbe dem Unternehmen auf die Dauer erhalten und gesichert. Das Hauptverdienst kommt jedoch fraglos dem zu, der es im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte ins Leben gerufen hat und leitet, dem unermüdlich thätigen und auf diesem Gebiet hervorragend kundigen und findigen Geschäftsführer derselben, Professor Dr. Karl Kehrbach. Seiner muß daher bei diesem Anlaß vor allem rühmend und dankbar gedacht werden; man meint es auch seinem Vorwort anzuspüren, daß wir es hier mit der Verwirklichung einer besonderen Lieblingsidee von ihm zu thun haben. Im einzelnen behalte ich mir, wie gesagt, das Urtheil vor und deßhalb auch das Recht, nach Abschluß des ersten Jahrgangs in diesen Blättern noch einmal auf das Unternehmen zurückzukommen. Einstweilen sei es in erster Linie allen Bibliotheken groß und klein zur Anschaffung dringend empfohlen; für sie wird es sich ebenso nützlich erweisen, wie für jeden einzelnen von uns, die wir uns für pädagogische Literatur aus Neigung oder aus Pflicht interessiren.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

* Ueber die Lage des deutschen Buchhandels enthält der in letzter Woche erschienene Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer in Stuttgart beachtenswerthe Bemerkungen. Der deutsche Buchhandel leide an Ueberproduction und übermäßiger Concurrenz; kaum sei ein Werk erschienen, so werde schon über den gleichen Gegenstand ein neues angekündigt. 1895 betrug die Zahl der in Deutschland neu veröffentlichten wissenschaftlichen und literarischen Werke (mit Ausnahme der periodischen Erscheinungen) 23,607 Nummern, über tausend mehr als im Vorjahre. Auf allen Gebieten des Buchhandels hat sich die Zahl der Concurrenz-Unternehmungen vermehrt; hauptsächlich sind eine ganze Reihe wohlfeiler Collectionen für Belletristik, sowie mehrere Zeitschriften für Architektur neu erstanden. Ja technischer Erziehung werden die Anforderungen des Publicums von Tag zu Tag größer und nöthigen die leistungsfähigen Firmen zu Verbesserungen und Einführung neuer Maschinen in ihren Druckereien. Die Wochen- und Monatsschriften, sowie die Buchausgaben großen Stils müssen sich in der Ausstattung gegenseitig überbieten, um neue Käufer anzulocken; besonders im Farbendruck haben sich die Leistungen sehr gesteigert. Das Angebot von Prachtwerken ist der Nachfrage vorausgeeilt, so daß die Preise im Sinken begriffen sind.

F. K. Archäologische Mittheilungen. In dem mit großer Verspätung eben erst erschienenen Heft des „*Bulletin de correspondance hellénique*" XIX 1895, 2 findet man zunächst die Abbildung eines vom Musée du Louvre erworbenen Thonsarkophags aus Klazomenae in Kleinasien, auf den wir demnächst zurückkommen werden, wenn wir den Lesern dieses Blattes Nachricht geben von einer ganz hervorragenden Erwerbung dieser Art, die den Berliner Museen vor kurzem gelungen ist. Auf den folgenden Tafeln sind Grundrisse griechischer Privathäuser dargestellt, deren Ruinen Hr. Coune auf der heiligen Apollo-Insel Delos freigelegt hat. Ansehnlichere Reste von Wohnhäusern sind auf griechischem Boden überaus selten. Lange Zeit hat in unsern Handbüchern der Grundriß eines Gebäudes als des einzigen erhaltenen griechischen Wohnhauses gegolten, das sich auch auf der Insel Delos befinden sollte. Man sprach von „dem bekannten Haus in Delos" und mochte sich wundern, daß dieses Haus mit der Beschreibung, die uns der römische Baumeister Vitruv vom griechischen Hause gibt, so wenig übereinstimmte. Dann wurde nachgewiesen, daß dieses „bekannte Haus in Delos" weder auf Delos sei, noch ein Wohnhaus, sondern eine Bade-Anlage in Gaidos. Aber noch war das nicht erkannt worden, als uns der Zufall ein wirkliches Haus auf Delos vor etwa einem Jahrzehnt kennen lehrte, und zu diesem einen Haus haben nun die neuen Ausgrabungen nicht weniger als fünf hinzugefügt, die ja wohl erhalten sind, daß sie sich, wie der Entdecker sagt, selbst in Pompeji nicht übel ausnehmen würden. Daß gerade auf Delos ein so seltener Fund gemacht werden konnte, wird man nicht wunderbar finden, da die kleine Insel durch lange Jahrhunderte ganz nahewohnt gewesen ist, und die Zerstörung hier mehr als sonst allein der Natur und der Zeit überlassen blieb, bei Bauwerken wenigstens, deren Material die Baulustigen der Nachbarinseln nicht locken konnte, von denen zu schweigen, die auf der Suche nach Marmor sogar selbst die Fahrt von Konstantinopel nach Delos nicht scheuen mochten und in der That die Heiligthümer der Insel arg geplündert haben. Eher könnte man sich wundern, daß es überhaupt auf der Insel so stattliche Wohnhäuser gegeben hat, da man doch dort weder geboren werden, noch sterben durfte, also sich eigentlich auch nicht behaglich einrichten konnte. Aber mit dem Gesetz, das, nach der Erzählung des Thukydides, die Athener aufrichteten, als sie zur Zeit des peloponnesischen Krieges eine feierliche Entsühnung der Insel vornahmen, mit diesem Gesetz wird es wohl nicht zu jeder Zeit genau genommen worden sein, gewiß damals nicht, als neben Apoll sich Hermes, der Gott des Handels, dort eingenistet hatte. Das geschah in der Zeit nach Alexander dem Großen. Damals wurde Delos zu einem der ersten Handelsplätze des Mittelmeers, blühte nach der Zerstörung Korinths begreiflichermeise erst recht empor und hielt sich, unter der Gunst der Römer, auf dieser Höhe, bis Mithridates mit einem Schlag die Stadt vernichtete und der Seeräuberkrieg die letzten Ueberreste des einstigen Glanzes hinwegfegte, so daß nach dem Orakel der Sibylle Delos ἄδηλος (aus dem berühmten das unberühmte) wurde, ja geradezu der Name „Adelos" der Insel sich anheften konnte. Aus der kurzen Zeit der Handelsblüthe von Delos stammen die Häuser. Sie veranschaulichen uns das Wohnhaus der wohlhabenden Kaufleute, die wir uns aber vielleicht im Besitz eines größeren Hauses in Rom, Athen oder Alexandrien denken dürfen. Sie stimmen überein in dem, was das griechische Haus von dem modernen naturscheidet, der Abgeschlossenheit nach außen, der Oeffnung nach innen, nach dem säulengeschmückten Hof, den auch in Pompeji alle reicheren Häuser neben dem altitalischen Atrium, als ein Zeugniß griechischer Einwirkung, besitzen. Aber keines der Häuser entspricht dem Normalhaus des Vitruv. Die Wünsche des Bauherrn, vor allem aber die Gestaltung des Baugrunds, wandeln den Typus mannichfach ab. Aber nicht nur der Grundriß ist noch kenntlich und läßt uns, zusammen mit der Ausstattung des Fußbodens, die Bestimmung der einzelnen Räume errathen: wir sehen noch wohlerhalten die Anlagen zur Abführung und zum Sammeln des Wassers, jedes Haus hat wenigstens eine Cisterne, die auf der regenarmen Felseninsel noch wichtiger ist als sonst im Süden; die reicheren haben zwei neben einander und mit einander verbunden, wie Vitruv es empfiehlt, weil so das Wasser auf dem Weg von der einen zur anderen einigermaßen filtrirt wird. Das obere Stockwerk ist, wie auch in Pompeji fast stets, zerstört, aber durch die deutlichen Spuren von Treppen auch nachweisbar. Wir sehen noch die Mosaik-Fußböden, die Reste marmorner Thürverkleidungen, der Trümmer von Marmorsäulen im Peristyl, wo in der campanischen Provincialstadt überall der Stuck den edlen Stein ersetzt. Die Wände sind allerdings auch bei den delischen Häusern mit Stuck bekleidet, außen und in den untergeordneten Räumen mit einem groben, in den Haupträumen mit einem Ueberzug aus feinerem darüber, auf dem dann malerische Decoration angebracht ist, die der der ältesten Häuser von Pompeji, der des sogenannten „ersten Stils", in der Hauptsache entspricht, an Reichthum sie aber vielfach übertrifft. Aber die Kunst war nicht auf die Decoration der Wände beschränkt. Wie in Pompeji zierten Marmorstatuen, Bildwerke aller Art besonders das Peristyl, und Einzelnes von nicht geringem Werth, darunter vor allem die schöne Statue eines jungen Mädchens und eine Replik des berühmten „Diadumenos" des Polyklet, hat uns der Zufall erhalten. Eingekritzelte Inschriften auf den Wänden geben uns Räthsel auf und bestätigen zugleich durch das Nebeneinander der griechischen und lateinischen Sprache die Zeitbestimmung der Häuser, die schon durch die Münzfunde, athenische Tetradrachmen aus der Zeit zwischen 186 und 87 v. Chr., erwiesen wird. — In jeder Publication der École française d'Athènes sucht man zuerst nach Kunde aus Delphi, dem anderen heiligen Sitz des Apoll, den dem Schutt der Jahrtausende zu befreien in diesen Jahren der Franzosen beneidete Aufgabe war. Von da bringt uns das Heft einen Hymnus auf Stein geschrieben, den vierten, diesmal ohne Noten und an Dionysos gerichtet. Andere Mittheilungen aus Delphi, die die Berichte des Institut in correspondance hellénique bringen, sind längst überholt, und von dem kostbaren Fund der letzten Monate, des ehernen Statue, die für die delphischen Ausgrabungen werden wird, was für die olympischen der Hermes des Praxiteles ward, von diesem Hauptfund ist noch nicht die Rede. Ueber ihn finden wir die erste etwas ausführlichere Nachricht in den Berichten über die Sitzung der Pariser Académie des inscriptions vom 5. Juni, und eine athenische Zeitung hat vor kurzem eine bescheidene Abbildung gebracht: es ist die etwas über Leben große Statue eines Jünglings im langen Gewande des Wagenlenkers, die Zügel noch in der Linken haltend, dem Stil nach noch in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. gehörend,

Digitized by Google

Doch von dieser Statue und anderen delphischen Funden ein andermal!

* Unter den 29,747 Studenten, die gegenwärtig an den sämmtlichen deutschen Universitäten immatriculirt sind (die höchste Zahl, die bis jetzt zu verzeichnen war), befinden sich 3353 Bayern gegen 3460 im letzten Winter und 3274 im vorigen Sommer. Die höchste Zahl bayerischer Universitätsstudenten war bisher im Winter 1889/90 mit 3781 zu verzeichnen, seitdem machte sich ein langsamer aber ziemlich gleichmäßiger Rückgang bemerkbar. Die Vertheilung der Gesammtzahl auf die einzelnen Studienfächer mag aus der nachfolgenden Zusammenstellung ersehen werden, in welcher wie des Vergleiches wegen überall die betreffende Zahl des laufenden Sommers angeben und dann zwischen Klammern die entsprechenden Zahlen des vorigen Sommers und an zweiter Stelle die des vorhin erwähnten Wintersemesters 1889/90 beifügen; katholische Theologen 215 (208 und 226), evangelische Theologen 151 (164 und 290), Juristen 1017 (1112 und 1628), Medicinee 947 (919 und 925), Studirende der philosophischen, philologischen und historischen Disciplinen 506 (436 und 325), solche der Mathematik und Naturwissenschaften 291 (224 und 146), Pharmaceuten 107 (127 und 171), Studirende der Forstwissenschaft 81 (52 und 52), Cameralisten 11 (6 und 9), Studirende der Landwirthschaft 5 (5 und 6), endlich Studirende der Zahnheilkunde 22 (21 und 3). Noch deutlicher als schon aus diesen absoluten Zahlen tritt uns die Entwicklung entgegen, wenn wir im Nachstehenden zuerst für das laufende Semester und daneben für den mehrerwähnten Winter 1889/90 berechnen, wieviel Studirende auf je 100,000 Einwohner des Landes treffen (bei den Theologen natürlich unter Berücksichtigung der Vertheilung der Confessionen in der Bevölkerung). Es ergeben sich bei dieser Berechnung: 5.2 gegen 5.8 bei den katholischen, 9.3 gegen 18.7 bei den evangelischen Theologen, 20.7 gegen 30.6 bei den Juristen, 17.1 gegen 16.8 bei den Medicinern, 8.7 gegen 5.9 bei den Philologen und Historikern, 5.0 gegen 2.6 bei den Studirenden der Mathematik und Naturwissenschaften, 1.8 gegen 3.1 bei den Pharmaceuten. Dazu mag bemerkt sein, daß die starke Abnahme der evangelischen Theologen eine auch im übrigen Deutschland ziemlich allgemein auftretende Erscheinung ist, nicht aber die starke Abnahme der Juristen; in den übrigen deutschen Staaten, für welche uns eine derartige statistische Uebersicht der Studenten vorliegt, ist im Gegentheil überall eine starke und ununterbrochene Zunahme festzustellen. Weiterhin hat noch die Frage, wie sich die bayerischen Studenten auf die verschiedenen deutschen Universitäten vertheilen, allgemeineres Interesse. Die Wanderlust ist zweifellos bei den bayerischen Studenten die geringste in Deutschland; an den deutschen Universitäten außerhalb Bayerns finden wir von den bayerischen Studenten zu Anfang der 70ger Jahre 6.6, im Jahr 1880/81 10.7, im Jahre 1889/90 11.2 und im laufenden Semmee 10.3 Perc. (347 von den 3353); dagegen studiren im laufenden Sommer von den sächsischen Studenten 25.8, von den preußischen 27.9 und von den württembergischen sogar 30.7 Proc. außerhalb der engeren Heimath. Im einzelnen ist der Procentsatz bei den verschiedenen Facultäten sehr verschieden; es sind an auswärtigen Universitäten 44 evangelische Theologen = 29 Proc., 61 Mathematiker und Naturwissenschaftler (= 21 Proc.), 111 Mediziner (= 12 Proc.), 88 Juristen (= 8.6 Proc.), 19 Philologen und Historiker (= 3.6 Proc.). An den 10 preußischen Universitäten zusammen sind nur 121 Bayern (gleich 3.3 Proc. der Gesammtzahl) immatriculirt, während umgekehrt von den preußischen Universitätsstudenten nicht weniger als 1823 gleich 11.5 Proc. der Gesammtzahl (15,926) an den 3 bayerischen, und 3070 gleich 19.3 Proc. an den süddeutschen Universitäten (Bayern, Württemberg und Baden) immatriculirt sind.

* **Mainz.** Im abgelaufenen Jahre sind die Sammlungen des hiesigen Römisch-Germanischen Centralmuseums um 600 Gegenstände vermehrt und die Nachbildungen aus Gyps und Metall derart gefördert worden, daß das Museum nunmehr 14,320 Nummern aufweist. Aus 21 Staats- und Vereinssammlungen und vielen Privatsammlungen hat das Museum 2000 Fundstücke erhalten. Die römische Abtheilung wurde durch eine große Gruppe Gewandnadeln aus Urnenfriedhöfen Ostpreußens bereichert, außerdem wurden die römischen Kriegswaffen durch eine wichtige Bereicherung, und zwar durch die gelungene Nachbildung einer römischen Signaltrompete, vermehrt.

* **Weimar.** Gleichzeitig mit den Goethefeiern fand die Generalversammlung des Verwaltungsraths der deutschen Schillerstiftung zu Weimar statt. Zu derselben waren erschienen Frhr. v. Gleichen-Rußwurm als Vorsitzender, Geh. Staatsrath Rothe, Justizrath Gruner, Hofrath Dr. Julius Grosse, sämmtlich aus Weimar, Dr. Freytag (Berlin), Dr. Duboc (Dresden), Dr. Paul Heyse (München), Ludwig Lohmeier (Wien), Comm.-Rath Heusser (Köln). Die Wahl zur Commission zur Revision der Casse fiel auf die Herren Duboc und Heusser. Nach dem Finanzbericht des Justizraths Gruner bleiben nach Abrechnung aller Verwaltungskosten nach 12,000 M. pro 1896 verfügbar. Von 43 Gesuchen konnten 36 berücksichtigt werden.

* **Jena.** Dr. Leitzmann, der aus dem Goethe-Archiv in Weimar ausscheidet, tritt wieder in den Lehrkörper der hiesigen Universität ein, dem er vor seiner Uebersiedlung nach Weimar als Privatdocent angehörte.

* **Berlin.** Als Nachfolger Reuleaux's ist Prof. Ernst Reichel von der Technischen Hochschule zu Darmstadt an die Technische Hochschule zu Berlin-Charlottenburg berufen worden; er übernimmt eine etatsmäßige Professur an der Abtheilung III für Maschinen-Ingenieurwesen; sein Lehrfach umfaßt Maschinenelemente und Wasserkraftmaschinen. Weitere etatsmäßige Professuren in derselben Abtheilung sind den Oberingenieuren Otto Kammerer und Jasse übertragen worden. Prof. Kammerer erhält als Lehrgebiet Maschinenlehre (mit Maschinenzeichnen), die Hebemaschinen, die Dampfkessel und eine Vorlesung über Kraftvertheilung. Prof. Josse ist mit der Leitung des neu zu errichtenden Ingenieur-Laboratoriums, sowie mit einem Theil des Unterrichts über Dampfmaschinenbau nebst Uebungen betraut. Den in der maschinentechnischen Abtheilung thätigen Docenten Ingenieur Leist und Regierungsbaumeister Lynen ist das Prädicat Professor verliehen worden.

* **Wien.** Zum ersten mal trat am 3. Juli vor eine Prüfungscommission der hiesigen medicinischen Facultät eine Dame, Frau Dr. Gabriele Baranin v. Possanne, Tochter des Sectionschefs im Finanzministerium, legte ihr medicinisches Rigorosum ab. Ihr wurde seinerzeit die Nostrification ihres im Auslande erworbenen Doctordiploms verweigert. Diese Maßnahme gab Anlaß zu einer Interpellation im Reichsrathe, die dann einen Erlaß des Unterrichtsministeriums zur Folge hatte, nach welchem weibliche Candidaten von der Nostrification ihres Doctordiploms nicht mehr ausgeschlossen werden können, wenn sie an einem österreichischen Gymnasium die Maturitätsprüfung abgelegt haben. Da Frau Dr. Possaner diese Bedingung erfüllte und am akademischen Gymnasium die Reifeprüfung nachholte, konnte ihr die Zulassung zu den Rigorosen nicht versagt werden. Die Candidatin machte mit sieben Medicinern im physikalischen Institut des Prof. Sigmund Exner das Rigorosum. Den Vorsitz der Prüfung führte Prof. Dr. Max Gruber, als Regierungsvertreter fungirte Statthaltereirath Dr. R. v. Karajan. Die Candidatin, welche von den Professoren mit „Jena Dactar" angesprochen wurde, beantwortete die an sie gestellten Fragen mit Ruhe und Sicherheit und wurde als approbirt erklärt. — Vor einigen Tagen starb in Meran Dr. Emanuel Haas Sax, außerordentlicher Professor der Nationalökonomie an der Wiener Hochschule für Bodencultur, im Alter von 35 Jahren. Er hatte sich durch ein dreibändiges Werk über die „Hausindustrie in Thüringen" einen geachteten Namen in der Wissenschaft gemacht. Seit mehreren Jahren hinderte ihn schwere Krankheit an der Ausübung des Lehramtes.

* **Innsbruck.** Der Professor der Philosophie Hofrath Dr. Tobias Wildauer Ritter v. Wildhaasen tritt in den bleibenden Ruhestand, da er am 4. September d. J. sein 71. Lebensjahr vollendet. Er hat seine Lehrthätigkeit 1850 an dem damals neu eingerichteten Innsbrucker Gymnasium begonnen. 1857 wurde er Suppleut der philosophischen Lehrkanzel an der hiesigen Universität und im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Philosophie. Bekannt gemacht hat er sich am meisten durch die Verwahrung, die er 1862 auf dem Frankfurter Schützenfest einlegte, als der Darmstädter Advocat Metz neben den Kurhessen und Schleswig-Holsteinern auch die Deutschösterreicher als „Schmerzenskinder der deutschen Nation" bezeichnet hatte.

* **Oxford.** Am 1. Juli weihte hier Lord George Hamilton, der britische Secretär für Indien, das neue Haus ein, welches indischen Studenten auf der Universität als Mittelpunkt dienen soll. Man nennt es das indische Institut.

* **Riga.** Der hiesige archäologische Congreß wird auch von Prof. Virchow besucht werden. Von Riga aus gedenkt der Gelehrte Nischny-Nowgorod zu besuchen. Wie es heißt, wird Virchow nicht nur dem Congreß passiv beiwohnen, sondern auch als Referent auftreten.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 7. Juli. Nummer 155.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.- (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Süßwasserplankton. Von Dr. K. Peter. — Die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten. II. Von Karl Frhr. v. Stengel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Süßwasserplankton. [1])

Während Hensen nach eigenen Methoden die quantitative Vertheilung des Planktons, d. i. der im Wasser treibenden Organismen, im Meere erforschte und damit eine neue Epoche der Biologie begründete, wandte Apstein dieselben Untersuchungsweisen als erster auf das Süßwasser an und veröffentlicht in unten genanntem Buche zusammenfassend die interessanten Resultate seiner fünfjährigen Forschungen in Verbindung mit den von anderen Biologen gewonnenen Ergebnissen.

Es handelt sich im ganzen um die Frage nach der Production des Wassers. Hiebei muß natürlich allein die große vom Lande unbeeinflußte Wassermenge berücksichtigt werden, d. h. die limnetische Region. Nach Forel theilt man nämlich jeden See in 3 nicht scharf geschiedene Regionen: die Uferzone, die etwa bis in 5 Meter Tiefe im See reicht, die Tiefenregion, d. i. der Seeboden, und endlich in die pelagische oder limnetische, die große Seenfläche. In der letzteren ist alles, was im Wasser treibt — Thiere mit starker Eigenbewegung, wie Fische, gehören nicht hieher —, was da seine Lebensbedingungen findet und sich da fortpflanzt, als Plankton zu bezeichnen, und zwar als echtes Plankton oder activ limnetisches, während zufällig in diese Region verschlagene oder auf echten Planktonformen festsitzende Organismen als zufällig, resp. passiv limnetisch bezeichnet werden und dadurch aus dem Rahmen der Besprechung herausfallen.

Da nun die Bedingungen in den verschiedenen Schichten des Wassers sehr verschiedenartig sind, so wird sich dies auch in der Vertheilung der Organismen geltend machen. Es muß also nicht bloß die Oberfläche, sondern die ganze Wassersäule vom Seeboden an untersucht werden. Das Netz wird nicht horizontal, sondern vertical gezogen: so kann die ganze limnetische Region durchforscht werden, und dies ist der Zweck der Hensen'schen Verticalfischerei.

Apsteins Untersuchungen betreffen die zahlreichen Seen Ostholsteins, welche dadurch besonderes Interesse bieten, daß sie drei geschlossenen Gebieten, dem der Schwentine, der Eider und der nur durch Bäche gespeisten sogenannten Probstei angehören. Besondere Berücksichtigung fanden der Dobersdorfer See in der Probstei, in dem 1891 die Untersuchungen begonnen wurden, und der von der Schwentine durchflossene große Plöner See. Das abgedruckte Fischereitagebuch zeigt uns die große Zahl der gemachten Fänge unter gewissenhafter Beobachtung aller Verhältnisse.

Im zweiten Abschnitt geht Apstein auf die limnetische Region ein und macht uns mit den Existenzbedingungen derselben bekannt, die mit der Tiefe sehr wechseln; der Druck nimmt mit der Tiefe zu, die Wirkung der Strömungen ab. Der Wind wird besonders die oberen Schichten beeinflussen; die Temperatur, am Seeboden constanter, zeigt die „Sprungschicht“ in wechselnder Tiefe: oberhalb derselben circulirt das ungleichmäßig erwärmte Wasser und nimmt infolgedessen eine Durchschnittstemperatur an, welche stark gegen die ruhende, gleichmäßig kühle Wasserschicht absticht. Ferner werden die Verhältnisse des Eindringens des Lichts besprochen, das im April noch bei 250′ photographisches Papier schwärzte, der Durchsichtigkeit, der Farbe und chemischen Zusammensetzung, die sich auch in der Tiefe nicht ändert; nur Gase sind in wechselnden Mengen vorhanden.

Interessant sind die Anpassungen des echten Planktons, der limnetischen Organismen, an das Schweben in dieser Region. Im Gegensatz zu den littoralen Formen sind sie meist zart gebaut und zeigen, wie Brandt und Schütt gefunden haben, besondere Mittel, das Schweben zu erleichtern. Einige Algen scheiden Gas aus, oder Fett dient als Auftriebsmittel, oder eine eigenthümliche Scheiben-, Nadel-, Stern- oder Schraubenform erschwert das Sinken und vergrößert die Oberfläche, während Geißeln, Wimpern oder Antennen einen geringen Grad activer Bewegung gestatten. Eine fernere Anpassung ist vollständige Durchsichtigkeit, die sich natürlich nicht bei den assimilirenden Pflanzen finden kann, so daß die Thiere sich ihren Feinden gut entziehen und ihrer Beute unbemerkt nähern können. Die meisten limnetischen Räderthiere sind farblos und einen Krebs, Leptodora hyalina, kann man im Glase nur an den schwarzen Augen entdecken, so absolut durchsichtig ist der ganze Körper.

Der dritte Theil handelt von der Methodik der Untersuchungen, die ganz auf Hensen zurückgeht. Für seine Fänge benutzte Apstein ein verkleinertes Hensen'sches Planktonnetz, das aus so feiner Gaze besteht, daß es alle Organismen zurückhält, und das zugleich eine Berechnung der filtrirten Wassermenge gestattet, so daß man aus Menge und Zahl des erhaltenen Planktons die Reichhaltigkeit der durchfischten Wasserfläche berechnen kann. Die Auswerthung des Fanges besteht dann in Bestimmung des Volumens, des Gewichts, in chemischer Analyse und besonders in Zählung. Die letzte Methode liefert die exactesten Resultate, da sie im Gegensatz zu den anderen allein einen Aufschluß über die Arten und Mengenverhältnisse der einzelnen Organismen geben kann. Durch besondere Apparate wird der Fang in bestimmtem Verhältniß verdünnt, in einem Theil desselben werden mittelst des „Zählmikroskops“, welches leichtes Uebersehen eines großen Tropfens gestattet, die einzelnen Formen gezählt und ihre Menge für den ganzen Fang berechnet. Die so gewonnenen Resultate werden in ein Zählprotokoll aufgenommen. Daß diese mühsame und zeitraubende Arbeit nicht ohne Erfolg ist, das zeigen die reichen durch diese Methoden gewonnenen Resultate, welche den breitesten Raum in dem Buche einnehmen.

Wir erfahren genaue Daten über die Vertheilung des Planktons. In Bezug auf die horizontale Vertheilung desselben

[1]) Das Süßwasserplankton. Methode und Resultate der quantitativen Untersuchung von Dr. Karl Apstein (Kiel, Zool. Institut). Kiel u. Leipzig, Verlag von Lipsius und Tischer 1896.

Digitized by Google

nahm man früher an, daß die Organismen in Schwärmen im Wasser zusammengerottet seien. Apstein schließt durch seine Untersuchungen das normale Vorhandensein solcher Schwärme vollständig aus und illustrirt seine Befunde durch zahlreiches beweiskräftiges Zahlenmaterial. Er machte Parallelfänge, d. h. quantitative Fänge aus gleicher Tiefe, an mehreren Stellen eines Sees und verglich diese durch Messung und Zählung, nie fand er das Plankton ungleichmäßig vertheilt. Dasselbe zeigten Stufenfänge, d. h. Fänge an derselben Stelle aus verschiedener Tiefe, die stets eine größere Individuenzahl der tiefen Fänge ergaben, ferner directe Beobachtung und das gleichmäßige Ansteigen der Periodicität im Jahreswechsel, die nie durch das Auftreten eines Schwarmes eine Unterbrechung erlitt. Apstein kommt so zu demselben interessanten Ergebniß, wie es Hensen für den Ocean erhalten hat, daß nämlich das Plankton im Süßwasser sehr gleichmäßig vertheilt ist. Sind ja doch auch im freien Wasser überall in gleicher Tiefe die Lebensbedingungen gleichartig, also ist eine Nothwendigkeit solcher Zusammenrottungen gar nicht vorhanden.

Anders ist es mit der verticalen Vertheilung. Auch hier dienen hauptsächlich die Stufenfänge zur Untersuchung. Es fand sich nun, daß in wechselndem Verhältnisse die Oberflächenschichten bedeutend reicher an Organismen sind, als die tieferen. Die meisten Formen bevorzugen die höheren Schichten, nur wenige lieben die Tiefe. Es müssen sich ja auch die Pflanzen am Licht aufhalten, um assimiliren zu können, und für die Thiere findet sich daselbst die größte Wärme und die reichlichste Nahrung. Nur beim Kommen und Gehen der nur zeitweise auftretenden Formen, deren Dauerstadien auf dem Seegrunde liegen, findet man diese reichlicher auch in den tieferen Zonen. So findet dieses Ergebniß leicht seine Erklärung in den äußeren Verhältnissen.

Zur Frage der verticalen Wanderung, ob die Organismen theils infolge von Strömungen, theils durch Eigenbewegung sich tagsüber in der Tiefe aufhielten, um während der Nacht an die Oberfläche zu steigen, verhält sich Apstein zweifelhaft, da sein Material ihm in dieser Richtung noch keinen Schluß gestattet.

Genaue Resultate liefert der interessante Abschnitt über die Production des Süßwassers.

Das Volumen des Planktons wechselt im Laufe des Jahres in einem See, so daß z. B. der Dobersdorfer — und im großen ganzen werden sich alle Wasserbecken so verhalten — im Februar die wenigsten Organismen beherbergte. Langsam vermehrt sich das Volumen, im August und September schneller, und erreicht im October ein Maximum, worauf eine schnelle Abnahme eintritt.

Auch die einzelnen Seen differiren in Bezug auf die Masse des producirten Planktons, so daß man zwei Gruppen unterscheiden kann, welche je durch mehrere gemeinsame Eigenschaften verbunden sind. Die eine Gruppe zeichnet sich durch trübes Wasser und reiches Plankton aus; wegen des massenhaften Vorkommens der zu den Chroococcaceen gehörigen Spaltalge Clathrocystis werden diese Chroococcaceenseen genannt (wie der Dobersdorfer See); zu den anderen, planktonarmen, klaren, infolge häufigen Vorkommens des Flagellaten Dinobryon Dinobryonseen genannten gehört der große Plöner See. Beide Formen sind durchaus für die Gruppen charakteristisch, ohne gerade in der anderen zu fehlen.

Die Berechnung der Substanz des Planktons, seines Nahrungswerthes, ist sehr umständlich, ergab aber immerhin schon das Resultat, daß die Production des Wassers bedeutend geringer ist als die des Landes, entgegen den Befunden von Zacharias in Plön; so müßte z. B. der Dobersdorfer See in jedem Monat viermal so viel erzeugen, wie sein Maximum beträgt, um dieselbe Menge organischer Substanz hervorzubringen wie cultivirtes Land.

Diese Verschiedenheit der Production hat ihren Grund in den verschiedenen Nahrungsquellen der einzelnen Seen. Diese Nährstoffe stammen aus der atmosphärischen Luft, von den verwesenden Pflanzen des Seeufers und der Litoralzone, von den Abwässern der am See gelegenen Ortschaften. Einen nicht geringen Theil liefern durch ihre Excremente die Möven, von denen z. B. für den kleinen Wolssee gegen 20,000 angegeben werden. Ferner ist die Menge des Zu- und Abflusses zu beachten, da in einem stagnirenden Becken Algen sich sehr reichlich entwickeln können, während kräftige Durchmischung des Wassers solche starke Vegetation nicht gestattet.

Da nun die Uferzone einen großen Einfluß auf die Planktonproduction ausübt, so wird ein kleiner oder buchten- und inselreicher See ceteris paribus größere Mengen von Organismen hervorbringen können, als eine große Seefläche.

Auch in dem Capitel über das Leben im See kommt der Verfasser zu wichtigen Ergebnissen. Man wußte zwar schon lange, daß das Plankton im Laufe des Jahres wechselt, ohne sich indeß über die Mengenverhältnisse klar geworden zu sein. Hier ist nun zum erstenmal durch Zahlen das Kommen und Gehen der einzelnen Organismen in verschiedenen Seen illustrirt, so daß wir ein genaues Bild von Fauna und Flora zu den verschiedenen Jahreszeiten erhalten. Im Winter ist das Plankton sehr arm; viele Formen verschwinden ganz und nur wenige Räderthiere scheinen das kalte Wasser zu bevorzugen. Mit der erwärmenden Sonne erwacht auch im See neues Leben; zuerst zeigen sich die kieselgepanzerten Diatomeen in großen Massen, dann erscheinen auch die meisten anderen Organismen, so daß im Sommer sich die größte Mannichfaltigkeit findet. Im Herbst geht dann die Zahl der Arten und Individuen wieder zurück, um dem armen Winterplankton Platz zu machen. Ganz stirbt das Leben aber in der Tiefe nie aus.

Die Artenzahl dieser Planktonorganismen ist verhältnißmäßig gering. Apstein geht in ihrer Aufzählung sehr kritisch vor, da er nur die unzweifelhaft echt limnetischen genauer berücksichtigt. Wir werden mit der Biologie eines jeden dieser Organismen bekannt gemacht, eine Menge von Abbildungen, meist nach Originalphotographien und daher völlige Naturtreue gewährleistend, gibt guten Anhalt für eigene Untersuchungen.

Die Flora besteht nur aus den niedersten Pflanzen, den Algen, die, einzeln lebend oder zu oft zierlich gestatteten Zellverbänden angeordnet, manchmal in unglaublicher Menge auftreten. So bilden die spangrünen Schizophyceen in manchen Seen zur Sommerszeit einen vollständigen Ueberzug der Oberfläche, die sogen. Wasserblüthe, und eine dieser Algen, Clathrocystis aeruginosa, fand sich am 6. Juni 1893 im Wolssee in einer Wassersäule von 1 Quadratmeter Oberfläche und 3 Meter Tiefe in der Anzahl von über 636 Millionen Colonien! Die zweite Familie der Diatomeen zeichnet sich durch einen Kieselpanzer aus, der aus zwei Theilen besteht, welche genau wie die Theile einer Schachtel in einander greifen. Zierliche Leisten auf dieser Schale ordnen sich oft zu charakteristischen Figuren an, so daß diese Algen unter dem Mikroskop ein reizvolles Bild gewähren. Interessant war das Auffinden zweier neuer Arten im Plöner See, deren nächste Verwandte im Ocean leben. Die Chlorophyceen, gleichfalls oft zu niedlichen Colonien verbunden, tragen grüne Farbe, die Phaeophyceen braune. Letztere sind zum Theil mit Panzer versehen und besitzen zwei Geißeln zur Fortbewegung.

Die Thiere gehören nur zum kleinen Theil den einzelligen Protozoen an, auch nur ein Strudelwurm lebt limnetisch. Das Hauptcontingent stellen die an Arten und Individuen reichen Räderthiere und niederen Krebse. Erstere

tragen als Hauptorgan einen aus zwei Wimperkränzen bestehenden Bewegungsapparat, das Räderorgan. Meist durchsichtig und zum Theil mit einem zierlichen Panzer ausgerüstet, gewähren sie durch ihre abenteuerliche Gestaltung die verschiedenartigsten Anhänge und durch das Spiel der Wimpern ein anziehendes Bild. Von den Krebsen sind wichtig die in eine zweiklappige Schale eingeschlossenen Flohkrebse, die Daphniden, da sie die hauptsächlichste Nahrung der jungen Fische darstellen. Neben den zahlreichen Formen der Gattung Daphnia und Bosmina ist Chydorus sphaericus dadurch interessant, daß er nur in den Chroococcaceensee sich limnetisch, sonst litoral findet; hieher gehören noch die ganz durchsichtige Leptodora und der mit ungeheurem Schwanzstachel versehene Bythotrephes. Während diese Krebse im Winter meist verschwinden, sind die Copepoden, wenn auch in wechselnder Menge, das ganze Jahr über im Plankton zu finden. Hier finden sich zwei Arten nur im Gebiet der Schwentine, und dies Verhältniß erklärt sich daraus, daß sie im Gegensatz zu den übrigen Arten keine dauerhaften Eiersäckchen bilden, sondern die Eier ins Wasser fallen lassen. Die Verbreitung durch Vögel ist also ausgeschlossen.

Endlich finden sich noch zwei Wassermilben im Plankton, und die Larve der Flußmiesmuschel Dreyssena während ihrer Schwärmzeit im Sommer.

Diese noch nicht die Zahl 100 erreichenden Arten (bei der Aufzählung der häufigen Formen circa 30 Pflanzen und 50 Thiere) lassen sich in zwei Gruppen scheiden:

1) in solche, die immer im Plankton zu finden sind, wie die Copepoden, manche Bosminen, Diatomeen: das perennirende Plankton, und

2) in das periodische Plankton, das sich nur eine Zeit lang findet. Hierher sind zu rechnen Larven, wie Dreyssena, und solche Formen, welche Dauerstadien bilden, als Sporen und Cysten (manche Algen) oder mit Schutzhüllen versehene Wintereier (Daphniden, Räderthiere).

Den Schluß des Buches bildet ein Vergleich über das Vorkommen der Organismen, wobei Apstein sich fast nur auf eigenes Material verlassen mußte. Er vergleicht die Formen des Dobersdorfer und großen Plöner Sees, wobei der letztere infolge der vielseitigen Verbindung mit andren Wasserbecken günstigere Bedingungen für Verbreitung der Arten aufweist und daher eine größere Zahl besitzt, als der abgeschlossene Dobersdorfer See. Auch das Verhältniß der Individuenzahlen der einzelnen Arten wechselt in den Seen, und sogar in einem einzigen während verschiedener Jahre. Jedoch ist dies ein Gebiet, auf dem für andere Gewässer fast noch kein Material vorliegt, so daß sich noch lohnende Gelegenheit zu Untersuchungen bietet.

Dem sehr gut ausgestatteten Buche sind noch fünf große Tabellen zugelegt, die ein reiches statistisches Material für die quantitativen Untersuchungen des Planktons liefern.

Dr. K. Peter.

Die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl Frhr. v. Stengel.

II.

Das französische Recht [1]) kennt drei Arten der strafweisen Verbringung von Uebelthätern in überseeische Colonien: die Deportation, die Transportation und die Relegation. Die Deportation ist mehr eine politische Maßregel als eine Strafe, die Transportation und die Relegation dagegen sind Strafen, bezw. Strafolgen des gemeinen Rechts.

Was die Deportation anlangt, so war die Verbannung in entfernte und entlegene Gegenden von jeher ein Mittel, um sich politische Gegner vom Halse zu schaffen. In Frankreich namentlich ist dieses Mittel seit einem Jahrhundert von den verschiedenen Parteien angewendet worden, welche abwechselnd zur Macht gelangten. So hat z. B. der Convent wiederholt die Deportation der Geistlichen, welche den Verfassungseid verweigerten, und der Personen, welche wegen „incivisme" verurtheilt worden waren, nach Guyana verordnet. Ebenso hat Bonaparte nach dem durch die Chouans veranstalteten Höllenmaschinen-Attentat die Gelegenheit benützt, um die Republicaner, die er dieses Attentates beschuldigte, zu vernichten, indem er aus eigener Machtvollkommenheit 130 Republicaner auf die Seychellen deportiren ließ.

In gleicher Weise sind nach dem 2. December 1851 die Gegner der napoleonischen Herrschaft und im Jahre 1871 die besiegten Communarden nach Neu-Caledonien deportirt worden.

In den vorerwähnten Fällen war die Deportation, wie schon erwähnt, nicht sowohl eine Strafe, als eine politische Maßregel. Immerhin kennt der code pénal (Art. 17) die Deportation als eine gesetzlich zulässige Strafe für gewisse sogenannte politische Delicte (z. B. Art. 84, 94, 98). Sie soll darin bestehen, daß der Verurtheilte an einen durch Gesetz bestimmten, außerhalb der europäischen Besitzungen Frankreichs gelegenen Ort verbracht wird, um daselbst lebenslänglich zu verbleiben. Da jedoch ein Deportationsort nicht bezeichnet wurde, so konnte die Strafe der Deportation nicht vollstreckt werden und die Strafe wurde daher durch lebenslängliche Festungshaft ersetzt.

Trotzdem zunächst die Strafe der Deportation nicht zur Ausführung gelangen konnte, so war dieselbe doch nicht grundsätzlich aufgegeben. Das Gesetz vom 8. Juni 1880, welches die durch die Constitution vom Jahr 1848 für politische Verbrecher aufgehobene Todesstrafe durch lebenslängliche Deportation in einen befestigten Platz ersetzte, bezeichnete als Deportationsort die Marquésas-Inseln, ebenso erklärte das Gesetz vom 23. März 1872 eine Insel und eine Halbinsel in der Nähe von Numea als Deportationsplätze. Mag übrigens die Deportation im einzelnen Falle als eine wirkliche Strafe für politische Verbrechen oder als eine bloß politische Maßregel zur Anwendung kommen, für die Colonisation hat sie jedenfalls keinen Werth, und vom Standpunkte der Colonialpolitik ist die in Frankreich beabsichtigte Abschaffung dieser Einrichtung daher nicht zu bedauern. In Betracht kommt in dieser Beziehung, daß die wegen politischer Verbrechen Verurtheilten nach dem Gesetz vom 23. März 1872 keinem Arbeitszwange unterliegen und auch gar nicht geneigt sind, etwa freiwillig zu arbeiten; einmal schon deßhalb, weil solche Verurtheilte sich möglichst von den dem Arbeitszwange unterliegenden gemeinen Verbrechern zu unterscheiden bestrebt sind, und dann aus dem Grunde, weil ein jeder, der wegen eines politischen Verbrechens deportirt ist, stets die in der Regel auch begründete Hoffnung hat, begnadigt zu werden und dann ohne Makel an seiner bürgerlichen Ehre in die Heimath zurückkehren zu können. Solche Leute denken natürlich nicht daran, sich durch Arbeit für alle Fälle eine wirthschaftliche Existenz in der Strafcolonie zu schaffen und ihr Lebenlang daselbst zu verbleiben.

Die Strafe der Transportation wurde zuerst im Gesetz vom 25. September 1791 für diejenigen ausgesprochen, welche im Rückfalle ein Verbrechen begehen, und zwar sollen dieselben nach verbüßter Strafe lebenslänglich transportirt werden; das gleiche bestimmte das Decret vom 24. ven-

[1]) *A. Girault*, Principes de colonisation et de législation coloniale (1895) S. 596 ff. — *Petit*, Organisation des colonies françaises et des pays de protectorat. 2. Bd. S. 1—46. — *H. Cor*, De la transportation 1895. (S. 16 f. finden sich Angaben über verschiedene Deportationsversuche unter dem ancien régime.)

démiaire an II für rückfällige Landstreicher und Bettler. Als Transportationsort wurde durch Decret vom 11. brumaire an II das Fort Dauphin auf Madagaskar bezeichnet, aber die gesetzlichen Vorschriften konnten nicht vollzogen werden, da die Engländer Herren des Meeres waren. Das war wohl auch der Grund, warum der code pénal die Strafe der Transportation nicht erwähnt. Erst unter Napoleon III. kam man auf die Transportation zurück. Ein Gesetz vom 8. December 1851 ermächtigte die Regierung aus sicherheitspolizeilichen Gründen, jede Person, welche unter Polizeiaufsicht gestellt war und den aus dieser Maßregel sich ergebenden Beschränkungen zuwidergehandelt hatte oder die wegen Betheiligung an einer geheimen Gesellschaft verurtheilt worden war, auf fünf Jahre in eine Strafcolonie in Guyana oder Algier zu verbringen. Auf Grund dieses Gesetzes wurden in der Zeit von 1852—1870 8146 Personen nach Guyana transportirt. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs wurde jedoch die ganze Einrichtung als eine gehässige politische Maßregel durch Decret vom 24. October 1870 aufgehoben.

Abgesehen von dem Gesetz vom 8. December 1851 hat das zweite Kaiserreich die Transportation noch in der Form der Begnadigung zur Anwendung gebracht. Man hat nämlich den in den Bagnos befindlichen Sträflingen gestattet, die Transportation als mildere Strafart zu wählen und hat auf Grund des von ihnen ausgesprochenen Wunsches etwa 3000 Sträflinge nach Cayenne transportirt, worauf dann ein Decret vom 27. März 1852 den Vollzug dieser Strafe genauer geregelt hat. Von großer Tragweite war natürlich diese Form der Transportation nicht. Eine ganz andere Bedeutung hatte dagegen das noch geltende Gesetz vom 30. Mai 1854 über den Vollzug der Zwangsarbeit (travaux forcés), welches bestimmte, daß in Zukunft diese Strafe in Strafcolonien zu vollziehen sei, welche durch Decret des Staatsoberhauptes in überseeischen Besitzungen, abgesehen von Algier, errichtet werden. Ausgenommen von der Transportation wurden nur Sträflinge, welche zur Zeit der Verurtheilung bereits das 60. Lebensjahr überschritten haben, und weibliche Sträflinge, insofern als für dieselben die Transportation bloß facultativ zugelassen wurde.

Als Strafcolonie wurde zuerst von der Regierung Guyana bezeichnet, mit Rücksicht auf die große Sterblichkeit in dieser Colonie wurde jedoch durch Decret vom 2. September 1863 Neucaledonien zur Strafcolonie erklärt. Nach Guyana wurden nur noch Araber, Neger und Asiaten verbracht. Später kam man jedoch wieder auf Guyana zurück, indem man in diese Colonie die schwersten Verbrecher verbrachte; durch Decret vom 16. November 1889 wurde sodann, als sich die sanitären Zustände in Guyana gebessert hatten, bestimmt, daß die Vertheilung der Sträflinge auf beide Colonien einfach durch das Ministerium erfolgen solle.

Weitere Strafcolonien wurden in den Jahren 1886 und 1887 noch errichtet in Obok und Gabun; da diese Colonien jedoch nur zur Aufnahme von Arabern, Afrikanern, Annamiten und Chinesen bestimmt sind, so kommen hier nur Guyana und Neucaledonien in Betracht.

Der Vollzug der Transportation, wie sie durch das Gesetz vom 30. Mai 1854 angeordnet ist, ist im Laufe der Zeit immer genauer geregelt worden. Im Nachstehenden soll auf die einschlägigen Vorschriften in ihren Hauptpunkten eingegangen werden. Was zunächst die disciplinäre Behandlung der Transportirten anlangt, so war dieselbe in der Zeit vom Jahr 1854 bis 1880 ebenso willkürlich, wie streng, da die im Gesetze vom 30. Mai 1854 in Aussicht gestellte Disciplinarordnung nicht erging und die Behörden Disciplinarstrafen, unter welchen die körperliche Züchtigung eine große Rolle spielte, nach ihrem Ermessen verhängten. Ein am 18. Juni 1880 erlassenes Decret verfiel nun in den entgegengesetzten Fehler, so daß der Aufenthalt in der Strafcolonie kaum mehr als Strafe empfunden wurde. Ein neues Disciplinarreglement vom 4. September 1891 schuf jedoch in dieser Beziehung Wandel. Nach diesem Reglement sind die Sträflinge in drei Classen getheilt. Die der ersten Classe angehörigen können allein eine Landconcession erhalten, bei den Einwohnern der Colonie als Arbeiter untergebracht und zur Begnadigung vorgeschlagen werden. Die Sträflinge der dritten Classe sind zu den schwersten Arbeiten zu verwenden und müssen außerdem von den Sträflingen der beiden anderen Classen völlig getrennt gehalten werden. Anfänglich werden die Sträflinge, je nach ihrer Vergangenheit, ihrer Aufführung u. s. w., der zweiten oder dritten Classe zugetheilt. Ein Aufsteigen von der dritten zur zweiten Classe ist erst nach Ablauf von zwei Jahren möglich; in die erste Classe kann ein Sträfling erst gelangen, wenn er die Hälfte seiner Strafzeit, bezw. bei lebenslänglicher Freiheitsstrafe zehn Jahre verbüßt hat.

Als Disciplinarstrafe wird hauptsächlich Einzelhaft mit verschiedenen Erschwerungen, wie Dunkelarrest u. s. w., verhängt; außerdem ist es ein wirksames Zwangsmittel, daß der Sträfling, der sein Arbeitspensum nicht geleistet hat, bloß Anspruch auf Wasser und Brod hat.

Anlangend sodann die Ahndung der von den Sträflingen in der Colonie begangenen Verbrechen und Vergehen, so wurde früher die dafür verhängte Todesstrafe eigentlich gar nie vollzogen, die verhängten Freiheitsstrafen waren aber bei den auf Lebenszeit Deportirten bedeutungslos und auch bei den übrigen von geringer Wirkung. Das Decret vom 5. October 1889 hat aber ein strengeres System eingeführt. Nach demselben sind zulässig 1) die Todesstrafe, welche insbesondere auf thätlichen Widerstand gegen einen Aufsichtsbeamten angedroht ist; 2) Einzelhaft von sechs Monaten bis zu fünf Jahren; diese kann namentlich verhängt werden, wenn der Sträfling der Aufforderung zur Arbeit Ungehorsam entgegensetzt; 3) Gefängniß von sechs Monaten bis zu fünf Jahren. Die beiden letzteren Strafen werden nicht mehr, wie früher, bis nach Verbüßung der ursprünglichen Strafe verschoben, sondern, um sie wirksamer zu machen, sofort vollstreckt und unterbrechen daher den Vollzug der ersteren Strafe.

Eine der schwierigsten Fragen der Transportation ist, in welcher Weise und zu wessen Nutzen die Arbeitskraft der Sträflinge in der Colonie verwendet werden soll. Verschiedene Ansichten haben sich in dieser Beziehung geltend gemacht, doch können ernstlich wohl nur zwei Möglichkeiten in Erwägung gezogen werden.

Die eine Möglichkeit besteht darin, die Sträflinge zu allen den Vorarbeiten zu verwenden, welche, wie der Bau von Straßen, die Anlage und Ausbaggerung von Häfen, das Roden von Waldungen u. s. w. nothwendig sind, um der freien Colonisation die Wege zu ebnen und sie zu erleichtern. Bei diesem Systeme wirft sich allerdings die Frage auf, die in Frankreich zu verschiedenen Streitigkeiten geführt hat, nämlich: wer die Kosten dieser Arbeiten tragen soll, das Mutterland oder die Colonie; doch ist die Beantwortung derselben nicht so schwierig, daß das ganze System deßhalb unanwendbar wäre. Ein zweites System geht dahin, daß die Sträflinge Privatpersonen als Dienstboten, oder Unternehmern oder Bergwerksgesellschaften als Arbeiter gegen entsprechende Vergütung überlassen werden. Dieses System stellt sich der Verwaltung aus dem Grunde als sehr annehmbar dar, weil sie für den Unterhalt der Sträflinge nicht zu sorgen hat und aus der Verdingung der Arbeitskraft derselben sogar finanzielle Vortheile zieht; für die Unternehmer aber, die Sträflinge in ihren Dienst nehmen,

hat dieses System den Vortheil, daß ihnen billige und reichliche Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, was um so werthvoller ist, weil bekanntlich in Colonien Arbeitskräfte nur schwer und mit hohen Kosten zu beschaffen sind.

Freilich kann gegen dieses System, welches sich übrigens in Australien bewährt hat, geltend gemacht werden, daß es bedenklich erscheint, den Strafvollzug in die Hände von Privaten zu legen und es von der Art und Weise, wie die Arbeitgeber die Sträflinge behandeln, abhängig zu machen, ob dieser Vollzug strenger oder milder sich gestaltet; doch können in dieser Hinsicht entsprechende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden.

Ein Decret vom 15. September 1891 über die Verwendung der Arbeitskraft der Sträflinge in den Strafcolonien hat die Frage in der Weise entschieden, daß es die Verwendung der Sträflinge in verschiedenen Formen zuläßt. In erster Linie steht ihre Verwendung zu Colonisationsarbeiten und anderen öffentlichen Arbeiten auf Rechnung des Staats. Steht eine solche Verwendung nicht in Frage, so können sie der Localverwaltung oder Communalverwaltung zu derartigen öffentlichen Arbeiten überlassen werden. In diesem Falle muß die Colonie, bezw. Gemeinde monatlich dem Staate die Kosten des Unterhaltes der ihr überlassenen Sträflinge ersetzen.

Ebenso können die Sträflinge in Abtheilungen zeitweise in Colonien, die nicht Strafcolonien sind, gesendet werden, um daselbst öffentliche Arbeiten auf Rechnung des Staats oder der Colonie auszuführen. Im letzteren Falle muß die betreffende Colonie alle Kosten tragen, soweit nicht das Mutterland die Kosten des Hin- und Hertransports ganz oder theilweise auf sich nimmt.

In Abtheilungen von mindestens einhundert und höchstens zweihundert können ferner Sträflinge Privatpersonen überlassen werden, aber nur für gewisse Unternehmungen, nämlich für öffentliche auf Kosten des Mutterlandes, der Colonien oder der Gemeinden auszuführende Arbeiten, für Bergwerke, für Rodungen und Entsumpfungen und für gewisse landwirthschaftliche und industrielle im Interesse der Colonisation liegende Arbeiten. In diesem Falle sorgt die Verwaltung für die Ueberwachung und den Unterhalt der Sträflinge, während dem Concessionär die Beschaffung der Unterhaltsräume und der Transport der Lebensmittel und der Materialien an Ort und Stelle obliegt. Zur Verhütung von Mißbrauch darf die Concession bei öffentlichen Arbeiten nur auf drei Jahre, in sonstigen Fällen nur für ein Jahr ertheilt werden. Die Sträflinge müssen jeden Tag und jeweils so viele Stunden beschäftigt werden, wie auf den Arbeitsplätzen des Staats, der Concessionär muß eine Caution hinterlegen und monatlich dem Staate den Arbeitslohn nach einem festgesetzten Tarife vergüten.

Die letzte Form der Verwendung der Arbeitskraft der Sträflinge ist die Einzelverdingung der Sträflinge. Während bei den übrigen drei Formen die Lage des Sträflings dieselbe ist, wie auf den Arbeitsplätzen der Verwaltung, da er ebenso überwacht, zur Arbeit angehalten, behandelt und verpflegt wird, ändert sich dies bei der Einzelverdingung vollständig. Der Sträfling ist beim Unternehmer untergebracht, wird von demselben verpflegt und überwacht und hat nur die ihm von seinem Arbeitsherrn aufgetragenen Arbeiten zu vollführen.

Da die Lage dieser Sträflinge die günstigste ist, so wird die Einzelverdingung nur denjenigen gewährt, welche in der ersten Classe sich befinden. Ferner kann ein Unternehmer nicht mehr als 15 Sträflinge und zwar jeweils auf ein Jahr überlassen erhalten, jedoch kann die Concession erneuert werden. Für jeden Sträfling muß der Unternehmer eine Caution von 50 Frcs. stellen und allmonatlich muß er den Lohn nach einem vom Gouverneur aufgestellten Tarif bezahlen. Creditgeschäfte zwischen Unternehmer und Sträfling sind untersagt.

Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß das System des Decrets vom 15. September 1891 sehr vernünftig ist, indem es die Verwendung der Arbeitskraft der Sträflinge in den verschiedensten Formen gestattet, jedoch Maßregeln trifft, um Mißbräuche zu verhüten, die Autorität der Verwaltung über den Sträfling aufrecht zu halten und die nöthige Strenge der Strafe zu wahren.

Noch schwieriger als die Frage nach der Verwendung der Arbeitskraft der Sträflinge ist die Frage zu beantworten, was mit denjenigen geschehen soll, welche ihre Strafe verbüßt haben. Nach dem Gesetze vom 30. Mai 1854 Art. 6 dürfen solche Personen keineswegs sofort in die Heimath zurückkehren, sondern müssen eine gewisse Zeit in der Colonie verbleiben. Wer eine Freiheitsstrafe von weniger als acht Jahren zu verbüßen hatte, muß nach Verbüßung derselben noch ebenso lange in der Colonie bleiben, als seine Strafzeit währte. Betrug die Strafzeit mehr als acht Jahre, so muß er lebenslang sich in der Colonie aufhalten. Der entlassene Sträfling kann jedoch mit Erlaubniß des Gouverneurs zeitweise die Colonie verlassen, nur darf ihm nicht gestattet werden, nach Frankreich zurückzukehren. Bei dieser Vorschrift ging man von der Anschauung aus, daß der entlassene Sträfling als ein gefährliches Subject zu betrachten ist, welches man jedenfalls nicht in die Heimath zurückkehren lassen darf. Das Beste ist, ihn in der Colonie in einem Zustande halber Freiheit zu behalten, ohne Arbeitszwang zwar, jedoch unter behördlicher Aufsicht. Diese fehlte jedoch anfänglich in den Strafcolonien und deßhalb waren bald die zahlreichen in ihnen sich herumtreibenden entlassenen Sträflinge geradezu zur Landplage geworden. Zwei Decrete vom 13. Januar 1888 und 29. September 1890 haben jedoch in dieser Beziehung eine Besserung bewirkt. Nach diesen Decreten müssen die Entlassenen zweimal im Jahre sich bei der Behörde melden, widrigenfalls sie mit Gefängniß bestraft werden. Außerdem muß jeder Entlassene ein Ausweisbuch (livret) besitzen, in welchem die Meldungen eingetragen und die Mittel seines Unterhalts nachzuweisen sind. Er muß nämlich nachweisen, daß er entweder genügendes Vermögen besitzt, oder ein den entlassenen Sträflingen gestattetes Gewerbe oder Handelsunternehmen betreibt, oder sich auf wenigstens einen Monat als Arbeiter verdungen hat.

Trotz dieser Maßregeln bleibt, wie auch französische Schriftsteller anerkennen, diese Frage die schwierigste der ganzen Strafcolonisation. Immerhin ist in dieser Beziehung in den französischen Strafcolonien insofern eine gewisse Vorsorge getroffen, als den Sträflingen die Möglichkeit des Erwerbs von Grundbesitz und der Gründung einer Familie eröffnet ist. Der Art. 11 des Gesetzes vom 30. Mai 1854 bestimmt nämlich, daß die Sträflinge, welche sich durch gute Aufführung, Arbeitsamkeit und Besserung einer Berücksichtigung würdig gemacht haben, eine Landconcession erhalten können, welche nach Verbüßung der Strafe in eine definitive Verleihung des Eigenthums verwandelt werden kann. Nach Art. 13 können auch entlassenen Sträflingen solche provisorische oder definitive Concessionen verliehen werden.

Diese gesetzlichen Vorschriften wurden in einem Decret vom 31. August 1878 näher dahin ausgeführt, daß die provisorische Concession erst nach Ablauf von fünf Jahren und stets nur nach Verbüßung der Strafe in eine definitive verwandelt werden kann, daß der Sträfling das überlassene Grundstück selbst benützen muß und es weder verpachten noch veräußern noch verpfänden darf und daß auch die definitive Concession im Falle der Flucht oder eines Fluchtversuchs und die provisorische wegen eines begangenen

Digitized by Google

Verbrechens oder Vergehens, wegen schlechter und disciplinwidriger Aufführung, sowie wegen Verwahrlosung des Grundstücks ohne Entschädigung entzogen werden kann. Die Frau und Kinder des Sträflings können im Falle des Todes desselben ermächtigt werden, die Bewirthschaftung des provisorisch verliehenen Grundstücks fortzusetzen, um nach Ablauf der fünf Jahre eine definitive Concession zu erhalten. Ist die Concession während des Bestandes der Ehe definitiv geworden, so fällt sie in die Gütergemeinschaft; wird die Concession für verwirkt erklärt, so kann sie auf die Ehefrau oder die Kinder übertragen werden.

So gut gemeint diese Bestimmungen waren, so haben dieselben doch zunächst sehr bedenkliche Mißstände erzielt, und zwar deßhalb, weil die Concessionen, auf welche den Sträflingen der ersten Classe gewissermaßen ein Recht eingeräumt wurde, zu leicht ertheilt wurden. Man gab dem Sträfling Saatgetreide, Werkzeuge und für dreißig Monate Lebensmittel, um ihn in den Stand zu setzen, sich in der Zwischenzeit eine Hütte zu bauen, das Land zu roden und eine Ernte abzuwarten. Viele Sträflinge haben sich nun eine Concession geben lassen, um dreißig Monate lang müßig in Freiheit zu leben und dann wieder in die Strafanstalt zurückzukehren. Gewissenhaftere haben zwar eine Hütte erbaut und ihr Grundstück bestellt; fiel aber die erste Ernte schlecht aus, so geriethen sie in die Hände von Wucherern, die sich dann, nachdem die Concession definitiv geworden, im Wege der Zwangsvollstreckung des Grundstücks bemächtigten.

Um diese Mißstände zu beseitigen, ist am 18. Jan. 1895 ein neues Decret ergangen, welches wesentliche Aenderungen an den Vorschriften des Decrets vom 31. Aug. 1878 vorgenommen hat. Hervorzuheben sind folgende Bestimmungen: Der noch in der Verbüßung seiner Strafe begriffene Sträfling, wie der entlassene Sträfling muß, wenn er eine Landconcession erhalten will, ersterer ein gewisses in Händen der Verwaltung befindliches Guthaben besitzen, letzterer einen bestimmten Betrag zur Sicherheit hinterlegen. Wird die Concession für verwirkt erklärt, so fällt von der hinterlegten Summe ein Betrag — mindestens 100 Frcs. — zur Strafe und theilweisen Entschädigung an die Staatscasse. Sobald die Concession definitiv geworden, wird dagegen die hinterlegte Summe herausgegeben.

Der Umfang der verliehenen Grundstücke bemißt sich nach der Güte des Bodens, der Profession des Sträflings und der Zahl der Familienmitglieder; verliehen werden nur — es ist dies eine wichtige Neuerung — Grundstücke, die bereits urbar gemacht und mit Gebäulichkeiten versehen sind. Jeder Concessionär erhält: 1. gegen spätere Entschädigung die nöthigen Werkzeuge, Hausgeräthe und Kleidung, 2. für sechs, bezw. wenn der Concessionär ein Handwerk oder Gewerbe betreibt, für drei Monate Lebensmittel für sich und seine Familie, 3. für ein Jahr die etwa nöthige ärztliche Hülfe; dagegen muß der Concessionär vom zweiten Jahre an, nachdem er in den Besitz des Grundstücks gelangt ist, eine jährliche, nach erlangter definitiver Concession ablösbare Rente an die Verwaltung bezahlen. Solange die Concession provisorisch ist, muß der Concessionär das verliehene Grundstück selbst bewirthschaften; er kann es nicht veräußern, verpfänden oder verpachten.

Wird die Verwirkung der Concession, die theils obligatorisch, theils facultativ ist, ausgesprochen, so fallen die Grundstücke an den Staat zurück, jedoch können sie der Frau und den Kindern, wenn sie in der Colonie wohnen, belassen werden.

Die Concession wird definitiv fünf Jahre nach der provisorischen Verleihung. Die vor der Entlassung des Sträflings verflossene Zeit wird aber höchstens mit zwei Jahren in Ansatz gebracht.

Die Relegation der Rückfälligen (la rélégation des récidivistes) beruht auf dem Gesetze vom 27. Mai 1885 und ist eine Zusatzstrafe, bezw. Straffolge des gemeinen Rechts, welche vom Richter bei gewissen Arten des Rückfalls ausgesprochen werden muß; ausgenommen sind nur Personen, welche noch nicht 21 Jahre alt sind, sowie solche, welche bei Verbüßung der letzten Strafe bereits 60 Jahre alt waren.[1])

Am 31. December 1893 waren bereits etwas über 10,000 Personen auf Grund des Gesetzes vom 27. Mai 1885 zur Relegation verurtheilt und mehr als 6000 waren bereits an den Relegationsort verbracht. Auf diese Weise ist allerdings der Boden des Mutterlandes von einer Anzahl bedenklicher Elemente gesäubert; der colonisatorische Werth der Maßregel wird aber durch zwei Bestimmungen des Gesetzes vom 27. Mai 1885 erheblich beeinträchtigt. Nach Artikel 16 des Gesetzes kann nämlich der Relegirte, der sich gut geführt hat und die Mittel zu seinem Unterhalte besitzt, nach Ablauf von fünf Jahren um Begnadigung nachsuchen. Gerade die besseren Elemente unter den Relegirten werden daher, weil sie stets die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimath haben, am wenigsten Neigung besitzen, sich dauernd in der Colonie niederzulassen, und daher für die Colonie verloren gehen.

Der Hauptfehler des Gesetzes liegt aber darin, daß die Relegation eine Zusatzstrafe, bezw. Straffolge ist, welche erst wirksam wird, wenn die Hauptstrafe verbüßt ist. Nun ist aber nicht bloß ein längerer Aufenthalt in einem Gefängnisse eine sehr schlechte Vorbereitung für ein neues Leben in einer Colonie, sondern es wird auch durch die Verbüßung der Hauptstrafe im Mutterlande bewirkt, daß die Relegirten zu häufig in zu hohem Alter in die Strafcolonie kommen. Das Zweckmäßigste wäre daher, die Relegation als Hauptstrafe zu erklären und die Verurtheilten sofort nach eingetretener Rechtskraft des Urtheils zu relegiren.

Was den Vollzug der Relegation anlangt, so sind nach Artikel 1 des Gesetzes vom 27. Mai 1885 die Relegirten zur Arbeit verpflichtet, wenn sie nicht die nöthigen Unterhaltsmittel nachweisen können. Im übrigen ist der Vollzug durch das Reglement vom 26. November 1885 geordnet in der Weise, daß es zwei Formen der Relegation, die individuelle und die collective, gibt.

Die individuelle Relegation bildet die Ausnahme; sie wird nur besonders würdigen Relegirten zugebilligt, welche nachweisen, daß sie im Stande sind, sich in ehrlicher Weise ihren Unterhalt, insbesondere durch Ausübung eines Handwerks, zu verdienen, oder welche Landconcessionen zu erhalten geeignet sind, oder welche ermächtigt sind, ihre Arbeitskraft selbst zu verdingen. Alle übrigen sind der collectiven Relegation unterworfen.

Die individuell Relegirten leben frei in der Colonie, mit der Auflage, sich gewissen Maßregeln der Ordnung und der Ueberwachung zu unterwerfen; sie sind den entlassenen Transportirten zu vergleichen. Die collectiv Relegirten dagegen sind in Strafniederlassungen vereinigt, wo sie von der Verwaltung ernährt und wie die Transportirten zu verschiedenen Arbeiten angehalten werden. Sie können auch ermächtigt werden, ihre Dienste an Private

[1]) Mit lebenslänglicher Relegation sind zu bestrafen: a) solche, die innerhalb 10 Jahren zweimal zur Zuchthausstrafe oder b) einmal zur Zuchthausstrafe und zweimal entweder wegen Verbrechen zu mehr als zweijährigem Gefangniß oder wegen Diebstahls, Betrugs, Unterschlagung, öffentlicher Verletzung der Schamhaftigkeit, gewohnheitsmäßiger Verleitung zur Unzucht oder wegen Landstreicherei oder Bettelns zu mehr als dreimonatlicher Gefängnißstrafe, oder c) viermal wegen Verbrechen oder Vergehen der angegebenen Art, oder endlich d) siebenmal überhaupt zur Gefängnißstrafe, davon zweimal wegen der genannten Vergehen und noch zweimal zu mehr als drei Monaten verurtheilt worden sind.

Digitized by Google

zu verdingen. Im allgemeinen werden sie, was die Verwendung ihrer Arbeitskraft anlangt, ebenso behandelt, wie die Transportirten. Nach einem Decret vom 18. Februar 1888 können „mobile Sectionen“ aus den Relegirten gebildet werden, die öffentlichen Verwaltungszweigen oder Privatunternehmern zur Verfügung gestellt werden, selbst außerhalb des Gebiets der zur Relegation bestimmten Colonien. Die in solche mobile Sectionen aufzunehmenden Relegirten werden unter den kräftigsten und besten ausgewählt und sind einer leichteren Disciplin als die anderen unterworfen.

Wie übrigens die Verwendung der Relegirten auch sein mag, immer erhalten sie einen entsprechenden Lohn für ihre Arbeitsleistung. Von diesem Lohn wird höchstens ein Drittel als Ersatz der vom Staate aufgewendeten Unterhaltskosten zurückbehalten. Der Rest wird in zwei gleiche Theile zerlegt; der eine Theil wird dem Relegirten sofort ausgehändigt, der andere Theil wird ihm gegeben, wenn er aus der collectiven Relegation entlassen wird.

Die individuell Relegirten, welche die Mittel besitzen, sich selbst zu unterhalten, und in der Colonie frei leben, müssen ein Ausweisbuch besitzen, das zweimal im Jahre zu visiren ist. Im übrigen können sie sich in der Colonie frei bewegen, mit Ausnahme derjenigen Orte, deren Betreten ihnen ausdrücklich untersagt ist. Wenn sie zeitweise ohne die nöthigen Subsistenzmittel sind, so können sie Verwendung in den Etablissements der Verwaltung für die collectiv Relegirten verlangen, die sie aber wieder verlassen können, sobald sie anderweitig Arbeit gefunden haben. In Nachahmung des ticket of leave kann den collectiv Relegirten, welche sich gut aufgeführt und sich ein kleines Vermögen erspart haben, durch die Behörde die Wohlthat der individuellen Relegation verliehen werden.

Nach Art. 4 des Decrets vom 26. November 1885 können die individuell Relegirten in jede der französischen Colonien und überseeischen Besitzungen verbracht werden, die collectiv Relegirten nur in besonders abgegrenzte Bezirke von Guyana und Neucaledonien. Da jedoch alle Colonien, welche nicht Strafcolonien sind, sich geweigert haben, Relegirte bei sich aufzunehmen, so mußte man auch die individuell Relegirten in die genannten beiden Strafcolonien verbringen.

Obwohl bei der Einrichtung von Strafcolonien und bei der Durchführung der Maßregeln der Transportation und Relegation namentlich im Anfang eine Menge Mißgriffe und Fehler gemacht wurden, so ist man doch in Frankreich mit der Strafcolonisation durchaus zufrieden und erkennt insbesondere an, daß die Entwicklung der beiden Colonien Guyana und Neucaledonien lediglich durch die Strafcolonisation bewirkt wurde. Ebenso ist unbestreitbar, daß die Art und Weise, wie jetzt die Transportation vollzogen wird, durchaus geeignet ist, diejenigen Sträflinge, die überhaupt noch der Besserung fähig sind, allmählich zu brauchbaren Menschen zu erziehen, während die unverbesserlichen wenigstens für das Mutterland unschädlich gemacht sind.

Bei der Relegation handelt es sich lediglich darum, die Mängel, die zur Zeit noch der Einrichtung anhaften, zu beseitigen, um ebenfalls gute Ergebnisse zu erzielen. Holtzendorff (a. a. O. S. 395 ff.) hat die französische Deportation noch sehr ungünstig beurtheilt, und insofern er sich gegen die oft recht willkürliche Deportation politisch mißliebiger Persönlichkeiten ausspricht, wird man ihm Recht geben müssen. Im übrigen ist aber Holtzendorff gegenüber darauf hinzuweisen, daß die ungünstige Auffassung, welche lange Zeit in Frankreich bezüglich der Deportation überhaupt bestand, in der neueren Zeit einer ganz anderen Anschauung Platz gemacht hat, so daß sich Leroy-Beaulieu (S. 628) zu dem harten Ausspruch veranlaßt sieht: wenn bei Gelegenheit des Zustandekommens des Recidivistengesetzes in den Jahren 1883 und 1884 der große Werth der Deportation noch von Einzelnen bestritten wurde, so sei dies lediglich der Leichtfertigkeit und Sentimentalität seiner Landsleute zuzuschreiben. Gegenwärtig ist man aber, wie bemerkt, in Frankreich mit den Ergebnissen der Strafcolonisation durchweg zufrieden. (Vgl. Girault a. a. O. S. 645; Cor a. a. O. S. 76 ff.)

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Stuttgart.** Die Deutsche Geologische Gesellschaft wird vom 9.—10. August hier tagen, Sonntag den 9. ist Abends gesellige Vereinigung im Hotel Victoria. Am 10., 11. und 12. sind Vereinssitzungen in der Aula der Technischen Hochschule. Für die Nachmittage sind geologische Ausflüge in die nähere Umgebung Stuttgarts geplant. Eine größere geologische Tour schließt sich in den Tagen vom 12. bis 15. an. Es ist beabsichtigt, am Mittwoch, 12. Aug., nach Metzingen zu fahren, am Donnerstag nach Ehningen und Reutlingen zu gehen, dann nach Tübingen zu fahren; am Freitag Fahrt nach Hechingen, Besuch des Hohenzollern, Fahrt nach Balingen. Am Sonntag geht es auf die Lochen und schließlich nach Sigmaringen. Auf Wunsch wird die Excursion durch das Tertiär und das Diluvium Oberschwabens bis zum Bodensee fortgesetzt. — Zum Director der Technischen Hochschule auf das Studienjahr 1896/97 ward Professor Dr. Heil, von der Abtheilung für chemische Technik, ernannt.

* **Heidelberg.** Der Privatdocent für vergleichende Sprachwissenschaft Dr. Ludwig Sütterlin erhielt den Charakter als außerordentlicher Professor.

* **Darmstadt.** Der Frankfurter Bezirksverein deutscher Ingenieure, dessen Vorsitzender Fabrikant C. Weismüller zu Bockenheim ist, hat aus den Kreisen der Industrie und Technik seines Bezirks und im Vereine selbst aus freiwilligen Beiträgen ein Capital von 52,265 Mark zusammengebracht, dessen Uebergabe an den Rector der hiesigen Technischen Hochschule, Geh. Hofrath Prof. Dr. Lepsius, in feierlicher Weise in der Aula der Hochschule am 1. Juli erfolgt ist. Dem Festacte wohnten neben Vertretern des großh. Staatsministeriums und dem Oberbürgermeister von Darmstadt eine Reihe von Mitgliedern des Frankfurter Vereins, das Professoren-Collegium der Hochschule und die Studentenschaft (die Chargirten in Wichs) bei.

In einer mit allseitigem Beifall aufgenommenen Ansprache an die Versammlung erklärte Fabricant Weismüller: „Bei Einweihung der Neubauten im October 1895 gedachten wir der günstigen Lage der Hochschule in einem der geeignetsten Theile unsres deutschen Vaterlandes, wo von Alters her eine Stätte der Kunst, insbesondere Baukunst, Kunstgewerbe und aller sonstigen Zweige des Gewerbewesens war und ist, wo sich in neuerer Zeit eine umfangreiche Industrie herausgebildet hat, wovon einzelne Zweige weltbekannt sind, wo durch den gewaltigen Verkehr, der durch diese Lande fluthet, großartige Ingenieurbauten zu Wasser und zu Lande nothwendig geworden sind; wir gedachten der Lust und Freude, in einer solchen Gegend als Lehrer, Studirender und praktisch Ausübender thätig zu sein, und der vielfachen Anregung, die wie Männer der Praxis durch den Verkehr mit den Männern der Wissenschaft in unsrer gemeinsamen Vereinsthätigkeit haben. Aber es drängte uns auch, diesen Gefühlen einen praktischen Ausdruck zu geben, und so entstand diese Stiftung, an der sich auf unsre Anregung außer den Mitgliedern unsres Vereins Vertreter von Industrie und Technik unsres Vereinsbezirks gern und freiwillig betheiligten.“ Hierauf verlas sodann die Urkunde der Stiftung. Aus den beigegebenen Satzungen sei Folgendes erwähnt: Das bis jetzt gesammelte Capital soll nur den Grundstock der Stiftung bilden; auch weiterhin soll es jedem Mitglied des Vereins, sowie Jedermann des genannten Vereinsbezirks (Hessen-Darmstadt und Hessen-Nassau) freistehen, weitere Beiträge, jedoch nicht unter 100 Mark, der Stiftung zuzuführen. Die Namen dieser weiteren Geber werden dem der Stiftungsurkunde anliegenden Verzeichniß der erstmaligen Geber der Reihenfolge nach zugefügt. Das Zinsenerträgniß aus dem Stiftungscapital soll dazu dienen, ganz hervorragend befähigten Studirenden der Technischen Hochschule, welche Angehörige des Deutschen Reiche sein müssen, die ausgiebigen Mittel zu gewähren, um ihre Studien zu erweitern und fort-

Digitized by Google

zusetzen. Die Vergebung der Stipendien erfolgt durch den kleinen Senat der Hochschule in Gemeinschaft mit dem jeweiligen Vorsitzenden des Frankfurter Bezirksvereins deutscher Ingenieure. — „Indem ich jetzt diese Stiftungsurkunde dem Rector der Hochschule übergebe," so schloß der Redner, „spreche ich Namens der sämmtlichen Stifter, bezw. unsres Vereins den Wunsch und die Hoffnung aus, daß diese Stiftung weiter wachse und gedeihe und daß sie ihrerseits beitrage, das Band, welches uns mit der Hochschule verknüpft, immer enger zu schließen; vor allem aber spreche ich den Wunsch und die Hoffnung aus, daß die Hochschule immer weiter wachse und blühe und daß ihre Studentenschaft der deutschen Industrie und Technik neue hervorragende Männer liefere, welche dazu beitragen, den Ruhm deutscher Leistungen weit über Land und Meer zu tragen!"

Im Namen der Hochschule dankte der Rector Geh. R. Lepsius für das hohe Interesse, welches die Kreise der Industrie und der Technik an dem schönen Aufblühen der hiesigen Technischen Hochschule genommen haben. „Wir sind stolz darauf," sagte er, „Ihre Hochschule zu sein, die Hochschule des Frankfurter Bezirksvereins deutscher Ingenieure, die Hochschule des großen und wichtigen Industriebezirks am Mittelrhein und am Untermain. Die technischen Hochschulen in Deutschland sind gewachsen und groß geworden durch die Bedeutung, welche die Industrie und Technik in Deutschland gewonnen hat; hauptsächlich aus eigener Kraft ist die deutsche Industrie geworden, was sie ist — aber in bescheidenem Theile, dürfen wir wohl auch hinzufügen, mit Hülfe der deutschen Hochschulen, welche der Praxis die feste Grundlage der Theorie und Wissenschaft geschaffen haben. Besonders deutlich tritt dies bei der Chemie hervor: daß hier bei uns in Darmstadt, in Offenbach und überhaupt hier am Mittelrhein und Untermain die chemische Industrie ihre größten Werkstätten entwickelt hat, ist doch wohl mit dadurch verursacht, daß Justus Liebig das erste chemische Laboratorium Deutschlands an der Hochschule in Gießen geschaffen hatte. .... Daß wir jetzt hier in Darmstadt im Maschinenbau und in der Elektrotechnik mit an der Spitze marschiren, das dürfen wir, ohne unbescheiden zu sein, aussprechen, weil wir dies schöne Resultat nicht allein unserer eigenen Kraft verdanken, sondern besonders dem thatkräftigen Eintreten unserer Staatsregierung, der wie unsre Neubauten, die Einrichtung des für den Unterricht so wichtigen Maschinenbaulaboratoriums, die elektrische Centrale, die ganze großartige maschinelle Einrichtung unsres elektrotechnischen Instituts zu verdanken haben; und wiederum sehen Sie jetzt einen Neubau erstehen, welcher der Erweiterung des elektrotechnischen Instituts dienen soll, zu dem Regierung und Kammern bedeutende Summen erst kürzlich wieder bewilligt haben. Möge der Zusammenhang zwischen der heimischen Industrie und der Darmstädter Hochschule stets so fest wie bisher bestehen bleiben und möchten wie bei Ihnen immer die Anerkennung und das Vertrauen finden, welches Sie uns heute in so hohem Maße zu erkennen gegeben haben!"

Namens der Studentenschaft brachte der Vorsitzende des Ausschusses der Studirenden stud. Kastner den hochherzigen Gebern für ihre väterliche Fürsorge Dank dar, welcher in einem Hoch auf die edlen Stifter ausklang. Nachdem der prächtige, vor kurzem bezogene Neubau des Chemiegebäudes, enthaltend die Institute für Chemie, Elektrochemie und Pharmakognosie besichtigt war, fand Abends 7 Uhr im Ludwigsbahn-Hotel ein gemeinschaftliches Abendessen der Festtheilnehmer statt.

Aus Anlaß der Feier der Einweihung der Neubauten der Technischen Hochschule zu Darmstadt im Herbst 1895 sind der hiesigen Hochschule bis jetzt folgende neue Stiftungscapitalien gewidmet worden:

Von der Stadt Darmstadt	5000 M.
Vom Frhrn. v. Heyl zu Herrnsheim, Worms	10,127 M.
Von der Bank für Handel und Industrie zu Darmstadt .	12,868 M.
Von der Frankfurter Bez.-V. Deutscher Ingenieure . .	52,265 M.
Im ganzen also etwa . .	80,250 M.

* **Berlin.** Der von dem Preisgericht der Weltausstellung in Chicago der deutschen Unterrichtsausstellung zuerkannte Preis besteht in einem Ehrendiplom, das dem preußischen Unterrichtsminister zugegangen ist. Das Diplom lautet: „Unterrichtsausstellung. Ehrenpreis: Für die umfassende Gestaltung der Ausstellung, welche die Leistungen jeder Art von Unterrichtsanstalten vom Kindergarten bis zur Universität einschließt; für die erschöpfende Darstellung der Arbeit innerhalb der einzelnen Unterrichtsgebiete; für die unbegrenzte Theilnahme der Staatsregierung an allen, die höchsten pädagogischen Zwecken berührenden Interessen, sowie für den Geist, der sich in ihrer Pflege bekundet; für die außerordentliche Wirkung der Erziehungsarbeit. Die Pädagogik in ihrer höchsten Entfaltung ist in glänzender Steigerung zur Darstellung gebracht. Ihre Grundlehren sind durch Beispiele in wunderbarer Mannichfaltigkeit erläutert. Gute Pläne und Zeichnungen sind in großer Zahl vorhanden. Eine Ausführung von seltener Vorzüglichkeit krönt das Ganze, das eine Ehre für das Reich ist und ein Beispiel für die Welt."

* **Gent.** Am 4. Juli starb plötzlich, erst 44 Jahr alt, der Professor der medicinischen Facultät an der Universität, Charles De Bläscher, eine Autorität auf dem Gebiet der Chirurgie. In den Fachkreisen wegen seiner wissenschaftlichen Arbeiten geschätzt, als Praktiker durch glänzende Operationen bekannt, als Leiter der chirurgischen Universitätsklinik gefeiert, war er eine der volksthümlichsten Persönlichkeiten Gents.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 2. bis 4. Juli folgende Schriften eingegangen:

Jahresbericht der Handelskammer für den Kreis Mannheim für das Jahr 1895. Zweiter Theil. Verlag der Handelskammer für den Kreis Mannheim. — Dr. Franz Oppenheimer: Die Gesellungsgenossenschaft. Versuch einer positiven Ueberwindung des Communismus. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. A. v. Wenckstern: Marx. Ebd. 1896. — Deutscher Hülfsverein in Paris: Bericht für das Jahr 1895. Paris, Paul Schmidt 1896. — Sind „politische Psychosen" ein Unding? Ungekürzter Vortrag. Pforzheim, E. Haug 1896. — Dr. Rudolf Goetze: Pathologie und Irrenrecht. Leipzig, O. Mutze 1896. — Dr. A. Curti: Unlauteres Geschäftsgebahren. Zürich-Oberstraß, C. Speidel 1896. — A. v. Boguslawski: Die Ehre und das Duell. Berlin, Schall u. Grund 1896. — Dr. M. M. Rudenschneer: Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Zur Geschichte seines zweiten Aufenthalts. Homburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Dr. K. Joël: Die Frauen in der Philosophie. (Sammlung Virchow-Wattenbach. Heft 246.) Ebd. 1896. — C. Th. Perthes: Friedrich Perthes' Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen. Mit Portrait. 8. Aufl. (Jubiläumsausgabe.) 2 Bände. Gotha, F. A. Perthes 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 8. Heft. Lfg. 255. Wien, A. Hölzel. — Dr. Ostar Baumann: Die Insel Mafia. Mit Originalkarte. (Wissenschaftl. Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 3. Bd. 1. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — C. W. Allers und Hans Reimer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 19 u. 20. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Königl. Hoftheater in Stuttgart. Rückblick auf das Spieljahr 1895 bis 1896. Stuttgarter Buchdruckerei-Gesellschaft. — Geschichte weiblicher Costüme: Von der Urzeit bis zur Gegenwart. Illustrirt. Hggb. von Liberty u. Co. London u. Leipzig, H. Grevel u. Cie. 1896. — Neue Musikzeitung. 17. Jahrg. 1896. Nr. 7—12. Stuttgart u. Leipzig, C. Grüninger. — Jugend. Münchener illustrirte Wochenschrift für Kunst und Leben. 1896. Bd. 1. Nr. 1—26. Hgg. von Georg Hirth. München u. Leipzig, G. Hirths Kunstverlag. — Berthold Beandis: Absonderliche Geschichten. Leipzig, M. Fricke 1896. — W. Wolters: Eine Gewissensfrage. Ebd. 1896. — Eugen Zolani: Merkwürdige Leute. Lebensbilder und Skizzen. Ebd. — Ina v. Binzer: Tante Cordula's Nichten. Berlin, O. Janke 1896. — A. E. Brachvogel: Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman. 3. Aufl. Ebd. — Karl Berlow: Schuldlos geopfert. Historischer Roman. 3 Bände. Ebd. 1896. — A. Jarry: Ubu Roi. Drame en 5 actes. Paris, Mercure de France 1896. — Hermann Schöne: Apollonius von Kitium. Illustrirter Commentar zu der Hippokratischen Schrift περὶ ἄρθρων. Mit Lichtdrucktafeln. Leipzig, B. G. Teubner 1896. — Trautweins Tirol. Wegweiser für Reisende. 10. Aufl. Bearb. von H. Heß. Mit Karten ꝛc. Innsbruck, A. Edlinger 1896. — Illustrirter Münchener Gesellschafter. München, Pössenbacher'sche Druckerei 1896. — Touristen-Karte vom Bayerischen Hochland und Tirol ꝛc. Maßstab 1:500,000. München, A. Bruckmann. — Richard Pohl: Baden-Baden und seine Umgebung. 2. Aufl. (Bruckmanns illustr. Reiseführer. Nr. 96.) Ebd. — J. Beckee: Der Wilddirt. Oberhessische Dorfgeschichte. Karthäuserich Anndorf. Dazu. Das Geldfeuerchen am Wirthstrauch. Dazu. Hugh Price Hughes: Der atheistische Schuhmacher. Aus der Geschichte der West-London Mission. Fr. Paysche: Durch Sturm zur Stille. Bild aus der Gegenwart. (Werthers Volksbibl. Bd. 1—8.) Leipzig, M. Werther 1896.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 8. Juli. Nummer 156.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Weimarer Goethetage. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Weimarer Goethetage.

→ Weimar, 1. Juli. Sie sind nun vorüber, die diesjährigen Goethetage, und mit Freuden gesteht man sich, daß sie wieder eine Erhöhung des Stimmungsniveaus dieser alljährlich wiederkehrenden Geistesfeste bedeuteten. Nach den schönen Weihetagen von 1891 hatte eine bedenkliche Verflauung und Ernüchterung Platz gegriffen; Kraft und Lust versagten, den Versuch zu wiederholen, den man 1893 mit dem gelungenen Tiefurter Parkfeste gemacht hatte, um die Goethetage künstlerisch zu beleben; in den beiden letzten Jahren wickelte sich das Programm erkältend geschäftsmäßig ab. Heuer beherrschte wieder ein höherer Schwung die Feier.

Die Ursache hievon war die Einweihung des Archivgebäudes. Bisher war das Goethe- und Schillerarchiv in einem Flügel des großherzoglichen Schlosses untergebracht gewesen. Zwar hatte die Großherzogin von Sachsen, die Eigenthümerin des Goethearchivs, das ihr von Goethe's letztem Enkel 1885 vermacht worden war, zwar hatte sie von vornherein ein eigenes Haus für diesen ihr anvertrauten nationalen Schatz zu bauen in Aussicht genommen, doch waren weder die Schwierigkeiten sogleich zu überwinden, noch drängte eine unmittelbare Nothwendigkeit zu einer größeren und kostspieligen Anlage. Erst als das Archiv überraschend schnell wuchs, besonders als es sich 1889 in Folge der hochherzigen Schenkung des Schiller'schen Nachlasses durch die letzten Nachkommen Schillers, die beiden Freiherren v. Gleichen-Rußwurm, zum Goethe- und Schillerarchiv erweiterte, da machte sich die Nothwendigkeit immer fühlbarer geltend, dem Archiv ein eigenes Heim, ein Heim, das in jeder Hinsicht auf die besonderen Bedürfnisse und Zwecke eines solchen Instituts eingerichtet wäre, zu schaffen.

Freunde des Archivs beschlossen, die Großherzogin in der Schaffung eines solchen Heims zu unterstützen. Sie wählten als Zeitpunkt für einen Aufruf, der durch ganz Deutschland gehört werden sollte, die goldene Hochzeit des großherzoglichen Paares. Im October 1892 wurde die Spende der Nation der Großherzogin überreicht; sie betrug rund 30,000 Mark. Die Großherzogin bestimmte sie „für die innere Ausschmückung des Gebäudes" — angesichts der Thatsache, daß der Bau wohl mehr als eine halbe Million gekostet haben wird, eine Bestimmung, die nicht ganz ohne ironischen Beigeschmack ist. 1893 begann die Arbeit an dem Bauwerk; am 28. Juni dieses Jahres wurde es durch eine feierliche Handlung eingeweiht.

Die kleine Theilnehmerschaar bestand aus dem Hof und den Geladenen. Die großherzogliche Familie war vollzählig anwesend, der Großherzog und die Großherzogin waren umgeben von der verwittweten Erbgroßherzogin und deren beiden Söhnen. Der ältere von ihnen, der jetzige Erbgroßherzog, wird von nun an wohl ein ständiger Gast der Goethetage werden, wie es sein verstorbener Vater war. Es ist ein junger Herr von 20 Jahren, mit sympathischen, regelmäßigen Zügen, die lebhaft an die seines Großvaters, des regierenden Großherzogs, erinnern. Er war in seiner Secondlieutenants-Uniform erschienen, während sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Civilkleidung angelegt hatte. Der Großherzog selber trägt bekanntlich bei allen nicht specifisch militärischen Gelegenheiten immer Civilkleidung, obwohl er die höchste militärische Würde innehat, die es im deutschen Heere gibt, die des einem Feldmarschall gleichstehenden Generaloberſten.

Der zahlreichen Hofgesellschaft hatten sich zwei Vertreter des Deutschen Kaisers zugesellt, Dr. v. Lucanus, der Chef des kaiserlichen Civilcabinets, und Dr. Raschdau, der preußische Gesandte am Weimarer Hofe. Unter den Geladenen befanden sich Deputationen der Goethegesellschaft, der Schillerstiftung, der Shakespearegesellschaft, der Vaterstadt Goethe's, Frankfurt am Main, ferner das großherzogliche Staatsministerium, Vertreter der Residenzstadt Weimar, der Presse und eine Reihe literarischer Persönlichkeiten. Man bemerkte besonders Paul Heyse und Ernst v. Wildenbruch, Karl Frenzel und Julius Rodenberg, Prinz Schönaich-Carolath und Oechelhäuser, die beiden Freiherren v. Gleichen-Rußwurm, Vater und Sohn, Enkel und Urenkel Schillers, Dr. Vulpius, einen anderen Nachkommen eines Weimaraners der classischen Zeit, die Professoren Kuno Fischer aus Heidelberg, Erich Schmidt und Ludwig Geiger aus Berlin, Franken aus Jena, Valentin aus Frankfurt, Burdach aus Halle, Ernst Elster und Witkowski aus Leipzig, Weltrich aus München, den Goethebiographen Bielschowsky und Dr. Max Friedländer aus Berlin, aus Dresden Prof. Adolf Stern, Hofrath Peschel vom Körnermuseum, Frhrn. v. Biedermann und Robert Waldmüller. Dazu die Verleger W. Spemann von der Cotta'schen Firma aus Stuttgart, Westermann aus Braunschweig und Frhr. v. Lipperheide aus Berlin. Die Bühne vertraten die Intendanten von Weimar und Meiningen, v. Bignau und Paul Lindau, von denen der letztere jedoch, ebenso wie Otto Erich Hartleben, erst nach der Feier eintraf. Natürlich waren auch die bekannteren Weimarer Vertreter von Kunst und Wissenschaft anwesend, so außer den Gelehrten des Archivs besonders Julius Grosse und Generalmusikdirector Dr. E. Lassen. Die auswärtige Presse entsandte die Doctoren Schlenther, Poppenberg, Osborn und den Schreiber dieser Zeilen.

Alle die Anwesenden werden die schöne weihevolle Feier in bleibendem Gedächtniß halten. Würdevoll nahm sich der Mittelsaal des Archivgebäudes aus, wo sich die Geladenen versammelten. Die Wände weiß gehalten, einige Glaskasten mit handschriftlichen Schätzen als Mittelstücke, in Stockwerkshöhe eine Galerie, die sich über alle vier Seiten des Saales hinzieht. Auf dieser Galerie war der Chor postirt. Unter der Leitung des Hofraths Müller-Hartung, Directors der großherzoglichen Musikschule, leitete der Chor die Feier ein mit einer Aufführung des „Liedes an die Freude" aus dem Schlusse der neunten Beethoven'schen

Symphonie. Das großherzogliche Hoftheater hatte die Solisten, die Damen Staegenhagen und Zerny und die Herren Zeller und Blaß, hergegeben.

Alsdann trat Geh. Hofrath Professor Dr. Bernhard Suphan hervor und hielt, als Director des Archivs, die Begrüßungsrede. Er wies auf die Inschriften hin, die Kunde von dem Vermächtniß der Erben Goethe's und Schillers geben, aus denen das Goethe- und Schillerarchiv besteht. Die Inschriften bedecken in Goldbuchstaben zwei breite Reliefflächen im Festsaale. Weiter unten wird ihr Wortlaut mitgetheilt. Hr. Suphan wies ferner auf die Spende für das Archiv hin, die der Großherzogin am Tage ihrer goldenen Hochzeit überreicht wurde. Er warf einen Rückblick auf die Geschichte des Archivs, constatirte, daß es sich seit seiner Begründung mehr als verdoppelt hätte, und hob hervor, daß diese starke Vermehrung vorzugsweise von Geschenken und Vermächtnissen herrührte. Aus all diesen Thatsachen zog Hr. Suphan den Schluß, daß das Goethe- und Schillerarchiv ein Institut sei, das durch die opferwillige und opferfreudige Mitwirkung vieler Entstehung und Wachsthum gewonnen hätte. Demgemäß charakterisirte er dieses Fest als ein Fest der Mitwirkung, und diesen Ausdruck, den er öfters wiederholte, wünschte er als die Pointe seiner Rede angesehen zu wissen. Rückblickend führte er die hauptsächlichsten Acte dieser Mitwirkung auf. Nächst den Erben Goethe's und Schillers hat das großherzogliche Paar den hauptsächlichsten Antheil an der Ansammlung von handschriftlichen Schätzen gehabt. Der Großherzog hat im Mai 1890 aus seinem Archiv alle Documente überführen lassen, die sich auf die classische Zeit beziehen, von Winkelmann bis zu Goethe's Tode. Durch die Munificenz der Großherzogin wurde es möglich, den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller von der Cotta'schen Buchhandlung zu erwerben, ferner die Goethe'schen Manuscripte aus dem Besitz des weimarischen Rechtsanwalts Rob. Keil, das Hausarchiv des Kanzlers v. Müller, die Handschriften aus dem Nachlaß Gustav v. Loepers. Das erste Beispiel von kostbaren Spenden gab nach den Goethe'schen und Schiller'schen Erben der Nachkomme Herders, Staatsminister v. Stichling: die handschriftliche Hinterlassenschaft Herders; die Erben Wielands folgten mit dem gleichen hochherzigen Act. Der letzte der Kestners, zu deren Familie Lotte gehörte, vermachte vor seinem kürzlich in Dresden erfolgten Tode dem Archiv 106 Briefe Goethe's an Lotte und Kestner. Frau Dr. Boas spendete das Xenienmanuscript, das sich im Besitz ihres verstorbenen Gatten, des Goethe- und Schillerforschers Boas, befunden hatte. Die Familie v. Göchhausen entäußerte sich des Tagebuchs der Thusnelda v. Göchhausen, des witzigen Hoffräuleins aus der Goethe'schen Zeit. Die Familie von Thomas Carlyle stiftete Goethe's Briefe an diesen. Bald aber wuchs das Programm des Archivs über die classische Zeit hinaus. Der Verwaltung wurden so verlockende Anerbietungen gemacht, Handschriften modernerer Schriftsteller in Verwahrung zu nehmen, daß sie sich kühn entschloß, das Archiv zu einem allgemeinen deutschen Literaturarchiv zu erweitern. So ruhen jetzt in seinen Schränken die handschriftlichen Nachlässe von Immermann, von Hebbel, von Otto Ludwig, von Ludwig Bechstein, von Eduard Mörike, zu denen sich kürzlich erst als Spende der Schiller-Stiftung der literarische Nachlaß Fritz Reuters gesellte. An einzelnen Handschriften birgt das Archiv solche von Gottfried Keller, Berthold Auerbach, Friedrich Rückert, Emanuel Geibel, Theodor Storm, Oskar v. Redwitz, Adolf Stahr, Fanny Lewald u. v. a. Und schon hat ein Donator ein Beispiel gegeben, das gewiß zahlreiche Nachahmung finden wird, womit sich eine Aussicht auf ein riesiges Anschwellen des Archivs eröffnete: Herr Verlagsbuchhändler Georg Westermann in Braunschweig hat all die Manuscripte gespendet, die er noch besaß, von Beiträgen zu seinen „Illustrirten Monatsheften". Darunter befinden sich meist Manuscripte von noch Lebenden, wie Paul Heyse, Wilhelm Raabe u. s. w. Das ist ein Wink für alle Redactionen, die mit literarischen Leuten zu thun haben; hinfort werden sie die Manuscripte sammeln, statt sie in den Papierkorb zu werfen. Eine neue Bereicherung steht in Aussicht: Ferdinand Freiligraths handschriftlicher Nachlaß wird von seiner Gattin gespendet werden.

Der wichtigste Passus aus Hrn. Suphans Rede war dieser: Die stille Periode des Archivs ist nun vorbei, wo man nur die Ergebnisse der fleißigen und abgeschiedenen Arbeit sah; das Archiv ist von nun an ein öffentliches Institut.

Hr. Geheimer Hofrath Dr. Ruland sprach dann im Namen der Goethegesellschaft zur Großherzogin gewendet: Im Mai 1885 wurden das Archiv und die Goethegesellschaft zu gleicher Zeit gegründet, seitdem hat sie stets ein enges Band vereinigt. Die Goethegesellschaft hat das Archiv unterstützt; sie hat mit ihren Mitteln dazu beigetragen, dem Archiv eine Reihe von werthvollen Schätzen zu erwerben, so die Briefe aus Italien, die Xenien, die Briefe der Frau Rath und noch manches andere. Aber auch die Goethegesellschaft hat das Wohlwollen der hohen Besitzerin des Archivs vielfach und werkthätig erfahren. Dafür sagt sie heute an diesem denkwürdigen Tage der Großherzogin ihren Dank und bittet sie, ihr Wohlwollen und ihre Förderung der Gesellschaft auch in Zukunft zu bewahren.

Ohne Zögern erhob sich Großherzogin Sophie von ihrem Stuhl und antwortete Hrn. Ruland auf seine Ansprache. Sie drückte ihr Vertrauen dazu aus, daß das Verhältniß zwischen dem Archiv und der Gesellschaft stets das gleiche angenehme und förderliche bleiben werde, und wünschte der Gesellschaft Glück und Gedeihen.

Alsdann trat Hr. Professor Erich Schmidt hervor und hielt an die Großherzogin eine schwungvolle Ansprache, aus Begleitworten zu einem Geschenk bestehend. Er sprach im Namen eines Comités. Dieses Comité hatte sich zusammengethan, um einen kostbaren handschriftlichen Schatz zu erwerben, die Briefe, die Goethe an Frau v. Stein aus Italien geschrieben hatte. Der Deutsche Kaiser stand an der Spitze dieses Comités, neben ihn hatte sich der Großherzog von Weimar gestellt, die Goethegesellschaft betheiligte sich, die Vaterstadt Goethe's, Frankfurt, blieb nicht zurück; vor allem aber ist es der Geheime Commerzienrath Delbrück in Berlin, dem die endliche Erwerbung des Schatzes zu verdanken ist. Hinter dem Redner standen Archivar Dr. Wahle und Archivassistent Dr. Heitmüller mit sieben kräftigen in weißes Leder gebundenen Folianten in der Hand. Das waren die Briefe. Hr. Schmidt übergab sie der Großherzogin zum Eigenthum.

Mit lebhafter Freude und sichtbarer Gemüthsbewegung empfing Großherzogin Sophie diesen seltenen Schatz. Sie antwortete mit warmen Worten des Dankes. Dem Kaiser, sagte sie, hätte sie schon neulich persönlich zu danken Gelegenheit gehabt, nun danke sie allen andern auch, die an der Erwerbung des Schatzes mitgewirkt haben, so vor allem Hrn. Delbrück, sodann Hrn. Suphan und endlich auch Hrn. Schmidt.

Der nächste Redner war Hr. Charles Dubor (Robert Waldmüller) aus Dresden, der eine von Julius Grosse verfaßte Adresse der Schillerstiftung an die Großherzogin verlas. Das Archiv wird darin eine Ehrenhalle deutscher Literaturgeschichte genannt. Schillerstiftung und Archiv berühren sich mannichfach. Jene sucht zwar zunächst da zu helfen, wo der hochstrebende Dichter den Widerstand der stumpfen Welt und die unberechenbaren Mächte des wechselnden Zeitgeschmackes nicht zu überwinden vermag,

Digitized by Google

doch wird ihr auch häufig Gelegenheit geboten zur Förderung der Zwecke des Archivs, denn es werden ihr Vermächtnisse bedeutender Schriftsteller anvertraut (so Reuters Nachlaß), die sie dann in der „Bundeslade deutscher Literatur" niederlegt. Die Urkunde soll ein Zeichen des Dankes sein für die erhabene Stifterin, welche den leuchtenden Traditionen des weimarischen Fürstenhauses folgte, als sie mit dem Archiv ein in die fernste Zukunft fortwirkendes Denkmal edlen Mäcenatensinnes und hochherziger Pietät errichtete.

Wiederum erhob sich Großherzogin Sophie sofort und antwortete. Sie wünschte, daß das Archiv und die Schillerstiftung immer Hand in Hand gehen möchten und daß so beide in ihren Zwecken durch einander gefördert würden.

Endlich trat der Geheime Commercienrath, Abgeordnete und bekannte Shakespeareforscher Hr. Oechelhäuser aus Dessau vor die Fürstin, um im Namen der Shakespearegesellschaft zu sprechen. Die Großherzogin ist Protectorin der Shakespearegesellschaft, in dieser Eigenschaft hat sie sich auch um diese Gesellschaft mannichfache Verdienste erworben, für welche diese durch ihren Vorsitzenden dankte. Zum Zeichen des gleichen Strebens und des Gefühls der Verwandtschaft hat die Shakespearegesellschaft dem Archiv eine Gedenktafel gestiftet, die in Stein gemetzt im ersten linken Arbeitssaal sich an der Wand befindet. Die Inschrift lautet:

„Am Tage der Einweihung des Goethe- und Schillerarchivs, dieser Stätte, gewidmet der dankbaren Erinnerung an die unsterblichen Geister, die dem deutschen Volke in Sprache und Dichtung den Urquell nationalen Lebens und nationaler Größe gehütet haben, der pietätvollen Sammlung, sowie der forschenden Arbeit auf den Gebieten unsrer Literatur auch für Gegenwart und Zukunft, dieser deutschen Anstalt, einer in ihrer Art einzig dastehenden Schöpfung, einer Zierde Weimars und des Reiches, stiftet diese Tafel als Zeichen freudig bewegter Theilnahme an der Vollendung eines Bauwerkes, das, in edler Form errichtet, für alle Zeit dem Idealen dienen soll,

28. Juni 1896 Die Deutsche Shakespearegesellschaft."

Auch Hrn. Oechelhäuser antwortete Großherzogin Sophie sofort, indem sie auf die dreißigjährige Geschichte der Shakespearegesellschaft zurückblickte und deren Geistesverwandtschaft mit den Bestrebungen, ein tieferes Verständniß unsrer Classiker herbeizuführen, hervorhob.

Die mehrfachen Ansprachen der Großherzogin erregten das lebhafteste Interesse der Anwesenden. Es ist selten, daß fürstliche Persönlichkeiten mit längeren, ganz persönlichen Aeußerungen vor ein größeres Publicum treten; ihre Stellung versagt es ihnen und darum geht ihnen auch gewöhnlich die Uebung ab. Doppelt selten ist diese Erscheinung bei fürstlichen Damen. Und nun sahen wir diese fürstliche Dame sich wiederholt äußern in längeren improvisirten Antworten, temperamentvoll und mit einer gewissen Kühnheit, die die sichtbare Freude über das gelungene Werk eingab. Die Ansprachen hatten nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form manches Ungewöhnliche. Die Großherzogin spricht ein fremdländisch gefärbtes Deutsch; der Accent und gelegentlich auch Stil und Grammatik sind fremdländisch beeinflußt. Sie ist von Geburt eine niederländische Prinzessin; aber nicht die uns nahestehende niederländische Intonation färbt ihr Deutsch, sondern die Klangfarbe ist französisch. Am Hofe wird übrigens auch der Großherzogin wegen meistens französisch gesprochen.

Der Schlußchor aus Schumanns Faustmusik beendete die officielle Feier. Die höchsten Herrschaften bildeten Cercle, und beide legten Werth darauf, mit jedem der Anwesenden wenigstens einige Worte zu sprechen. Beiläufig will ich anmerken, daß sich der Großherzog mir gegenüber über die Geschichte und die Haltung der Allgemeinen Zeitung sehr gut unterrichtet zeigte.

Hierauf besichtigte man das neue Archivgebäude.

Das neue Archivgebäude steht auf einem Vorhügel der grünen Bergwand, an die sich Weimar im Nordosten lehnt. Der Fuß des Hügels fällt in die Ilm ab; ihr Plätschern dringt in die Fenster des Gebäudes. Es kann nicht glücklicher stehen. Von allen Seiten her zieht es das Auge auf sich. Nähert man sich von der Stadt her, so bietet es seinen ganzen reizenden Gliederbau auf seinem felsigen Piedestal dem Beschauer von mäßiger Höhe dar; kommt man von Tiefurt oder dem Webicht die Höhe herab, so winkt seine zierliche Attika durch die Blätterwirrniß herüber. Es ist ein Wahrzeichen Weimars. Und könnte diese Stadt der schlummernden Größe ein passenderes haben?

Vom Archivbau selbst hat man einen wunderhübschen Blick über Weimar und die umgebenden Gelände bis zu den nächsten Höhen, dem Ettersberg, Galgenberg, Belvedere. Nicht zu niedrig — man sieht über die ganze Fläche weg und bemerkt alle Einzelheiten; nicht zu hoch — die kleine Stadt schrumpft nicht zusammen zu einem Fleck im Felde, zu einem Nichts. Alles in den maßvollen Dimensionen, die hier allein Harmonie hervorbringen können. Kurz — es ist reizend.

Der Baumeister — er heißt Minckert und ist hiesiger Hofbaumeister geworden — hat dem Schlößchen, das das Archiv birgt, den Stil gegeben, der zur Zeit der Goethe'schen Mannesjahre herrschend war. Es ist eine Modification des Stils Louis XVI., jene deutsche Modification, die besonders in Sachsen beliebt war und dort den Namen „Hungerstil" bekam. Den Hungerstil nannten ihn die Anhänger des überwundenen Rococo wegen seiner Vermeidung all des Schnörkel- und Figurenwerkes, das diesen Stil kennzeichnete. Im übrigen hatte jener neue Stil nichts an sich, was an Hunger erinnerte. In seiner Einfachheit und Ruhe war er reich und gediegen, ohne deßwegen schwer zu werden. Im Gegentheil, eine gewisse spröde Zierlichkeit charakterisirt ihn. Das bekannteste Beispiel und Muster dieses Stils ist das Trianon-Schlößchen im Parke zu Versailles.

Der Bau ist in allen Theilen von vollkommener Gediegenheit. Holz war bei seiner Construction völlig ausgeschlossen. Die Umfassungsmauern sind aus weimarischem Sandstein von dem etwas zu niedrigen Sockel bis zur zierlichen Attika. Die Decken sind sämmtlich aus jener Construction von Stein und Eisen, die „Klein'sche Decken" genannt wird. Der Fußboden ist in den meisten Räumen aus einer Linoleummasse, im Vestibül und im Hauptsaal des ersten Stockwerkes Terrazzo. Die Bauten und sonstigen decorativen Theile der Innenarchitektur sind nach dem Monnier-System, Drahtgeflecht mit Cement, hergestellt. Die Thüren zu allen Räumen, die Manuscripte verwahren, sind aus Eisen, obwohl sie leicht und gefällig aussehen wie irgend eine hölzerne Zimmerthür. Kurz, die Feuersgefahr ist in allen Theilen ausgeschlossen.

Aus dem Vestibül führt eine prachtvolle säulengeschmückte granitene Treppe in das erste Stockwerk hinauf. Das Vestibül ist mächtig, es läßt rechts und links im Erdgeschoß nur eine Wohnung für den Hausmeister und einige Expeditions- und Lagerräume übrig. Die Treppe theilt sich in halber Höhe in zwei Flügel, die rechts und links zu einem Vorflur führen. Hier grüßen uns zwei mächtige Marmorbüsten Goethe's und Schillers, modellirt von Bildhauer Rumpf in Frankfurt a. M., ein Geschenk der Goethegesellschaft.

Das Stockwerk ist durch eine nord-südlich verlaufende Scheidelinie in zwei Hälften geschieden. Die westliche Hälfte enthält die großen Säle, die die eigentlichen Archivräume

sind. Sie erheben sich bis zum Dach des Hauses; weit, licht und lustig wirken sie schloßhaft groß; im Vermeiden alles farbigen Schmuckes wirken sie vornehm schön. Sie sind ganz weiß gehalten, die hochpannellirten Wände wie die sorgfältig im Stil Louis XVI. gearbeiteten Schränke. Oben an allen vier Wänden ziehen sich Galerien hin, und unter ihnen schwingen sich von den Wänden los als Träger Bouten in gleichem Stil. In diesen Sälen befinden sich die Schränke und Vitrinen für die Hand- wie die Druckschriften. Der große Mittelsaal, in dem die Festlichkeit stattfand, trägt auf zwei mächtigen marmornen Reliefflächen rechts und links von der Thür, die auf den Balcon führt, die beiden Stiftungsdocumente in goldenen Lettern, die das Archiv begründeten.

Das eine Document lautet: „Ich ernenne zum Erben des v. Goethe'schen Familienarchivs, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin von Sachsen. Möge Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin dieses mein Vermächtniß, ich sage besser, dies Goethe'sche Vermächtniß in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird, als einen Beweis tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens. Weimar, 24. September 1883. Walther v. Goethe." — Das andere Document lautet: „Freiherr Ludwig v. Gleichen-Rußwurm zu Weimar und Freiherr Alexander v. Gleichen-Rußwurm zu Darmstadt übergeben das Schillerarchiv, enthaltend Schillers handschriftlichen Nachlaß und Bibliothek, der hohen Besitzerin des Goethearchivs, Frau Großherzogin von Sachsen, Königlicher Prinzessin der Niederlande, zu Besitz und Eigenthum, der Fürsorge und dem hohen Sinne Ihrer Königlichen Hoheit Schutz und Obhut dieses bisher von ihnen gehüteten Erbschatzes des deutschen Volkes anvertrauend. Weimar, 5. Mai 1889."

Die östliche Hälfte des Stockwerkes ist in zwei Stockwerke getheilt; unten befinden sich Directorial- und Arbeitsräume der Beamten des Archivs, oben, in Höhe der Galerien der eigentlichen Archivräume, besondere Arbeitszimmer für fremde Besucher und Benutzer des Archivs. Die solid gemauerten Kellerräume enthalten die Centralheizung.

An die Eröffnung des Archivs schlossen sich eine Reihe von Empfängen und zwei Festlichkeiten, die die Großherzogin ihren Gästen bereitet hatte. Die eine dieser Festlichkeiten war ein Diner im Saale der „Erholungsgesellschaft". Herr Suphan begrüßte die Gäste im Namen der die Großherzogin vertretenden Wirthin, der Goethegesellschaft; Prinz Heinrich von Schönaich-Carolath, der bekannte nationalliberale Abgeordnete, toastete auf die Großherzogin; Professor Franken aus Jena sprach auf das geschwisterliche Band zwischen Weimar und Jena. Das Wort der Situation jedoch sprach Ernst v. Wildenbruch aus. Er schilderte die Gefühle eines aus größeren Culturcentren nach Weimar kommenden Kunstreisenden. Zuerst erscheint die Stadt klein, todt und bedauernswerth, dann wächst und wächst sie und sie ist groß geworden, wenn man abreist. Das macht, daß in ihren Mauern ein feierliches Geheimniß waltet, das auch dem Fremden in die Seele einzieht und ihn in eine Hochstimmung versetzt, das Geheimniß, womit die Schatten der großen Todten und doch noch immer Lebendigen die Stadt erfüllen.

Die zweite der von der Großherzogin den Archivgästen gegebenen Festlichkeiten war eine Soiree im Fürstenhause, welche abzuhalten die Oberhofmeisterin Frau Gräfin Fabrice beauftragt war. In dieser Soiree erschien auch der Großherzog und blieb längere Zeit daselbst, nach seiner Art stehend und in beständiger Conversation begriffen. Sehr bald hatte sich eine sehr angeregte Stimmung entwickelt und bei kaltem Büffet, Wein, Bier und Sect bildeten sich Gruppen, die in lebhaftester Conversation begriffen waren. In solchen Gruppen, wo Damen vom Hofe vorwogen, hörte man vielfach französisch sprechen; ich habe schon oben den Grund für die immerhin auffällige Erscheinung angegeben, daß noch heute an einem deutschen Hofe vorzugsweise französisch gesprochen wird. Vielleicht hat es wenige Hoffeste gegeben, bei denen sich ein so heiteres Leben entwickelte. Erst nach 11 Uhr begann sich der Saal zu leeren, in dem sonst der weimarische Landtag tagt und der der Hauptschauplatz der Soiree war.

Sonntag war der Tag der Archivweihe, am Montag schloß sich daran der übliche diesjährige Goethetag, genauer gesprochen, die diesjährige Generalversammlung der Goethegesellschaft. Natürlich stand die Versammlung unter der Nachwirkung der glänzenderen Archivfeier, und es war nur der Situation angemessen, daß der Vorstand die Versammlung ersuchte, ihn von den drei geschäftlichen Berichten, über die Casse, über Goethe-Bibliothek und -Archiv und über das Goethe-Nationalmuseum zu entbinden, da die Berichte in Kürze gedruckt erscheinen würden und ohnehin nichts Bemerkenswerthes mitzutheilen wäre. Aus dem Jahresbericht des Herrn Ruland, der sich auch sehr knapp hielt, wäre auch nur ein einziger Punkt zu erwähnen. Der vorjährige Band der „Schriften der Goethegesellschaft", der im December 1895 ausgegeben wurde, enthielt zum erstenmal keine Druckschrift, sondern Reproductionen von Goethe'schen Handzeichnungen und von Portraits aus dem Goethemuseum. Diese Publication hat einen so lebhaften Anklang gefunden, daß der Vorstand beschlossen hat, in den nächsten Publicationen das Programm zu verfolgen, Goethe's Verhältniß zu den Künsten darzulegen. Das bildnerische Heft wird mehrere Nachfolger erhalten, und da das Material im Museum so reichlich vorhanden ist und immer noch wächst, so kann man noch auf eine Reihe von Bänden rechnen. Goethe's Verhältniß zur Musik ist dagegen bisher noch nicht berücksichtigt worden, das soll jetzt zunächst geändert werden, und der Vorstand hat beschlossen, die Publication des Jahres 1896 diesem Gegenstand zu widmen. Der bekannte Musikgelehrte und Schubert-Forscher Herr Dr. Max Friedländer in Berlin ist beauftragt worden, einen ersten Band einer Sammlung von Texten und Noten herzustellen, die man gewissermaßen ein Compendium Goethe'scher Hausmusik nennen könnte. Die Sammlung soll Goethe'sche Lieder enthalten mit den Compositionen, die während der hundert Jahre ihres Bestehens ans Licht getreten sind. In dem ersten Bande werden nur Compositionen enthalten sein von Componisten, zu denen Goethe selbst in persönlichen Beziehungen stand, angefangen von Breitkopf, Corona Schröter u. s. w. bis zu den Componisten seines Alters, wie Schubert und Berlioz. Wenn die erste Probe Anklang findet, sollen weitere Bände folgen.

Bei dem Festdiner entwickelte sich nicht mehr die Stimmung, wie bei dem Archivdiner; viele Gäste, darunter die Träger der berühmtesten Namen, waren bereits abgereist, andrerseits mußten die Toaste sich nothwendigerweise wiederholen. Staatsminister v. Groß, der der Tafel präsidirte, vereinigte denn auch die officiellen Toaste auf den Kaiser, den Großherzog und die Großherzogin zu einem, den er noch dazu ganz kurz und geschäftsmäßig hielt; der Damentoast des Barons v. Gleichen-Rußwurm strebte dieselbe Tugend der Kürze und Sachlichkeit an. Professor Erich Schmidt toastete auf den Festredner des Tages, Professor Burdach aus Halle, von dessen Festvortrag über den westöstlichen Diwan noch die Rede sein wird. Nur Karl Frenzel, der auf die Goethegesellschaft sprach, erhob sich zu höheren Staffeln; ja er gab sogar eine für einen Tafeltoast ungewöhnlich gedankenreiche und auch — nachdenkliche Rede zum besten. Zum erstenmal, so führte

er aus, ist die Goethegesellschaft in diesem Jahr mit dem Leben des Volkes in Verbindung gekommen, indem sie dazu beigetragen hat, das Archivhaus zu errichten. Zwar werden die in diesem Hause aufgespeicherten Manuscripte keinen Nachhall in der Seele des Volkes finden, dagegen ist die Existenz des Hauses eine bedeutsame populäre Thatsache. Es ist nach dem Reichshause in Berlin und dem Reichsgericht in Leipzig der dritte Nationalbau der Deutschen. Es ist ein Symbol, das Eindruck auf jeden Vorübergehenden ausüben muß, und es sichert seiner Erbauerin Unvergeßlichkeit des Namens bei der Nachwelt. Es war sehr zu bedauern, daß der Kreis der Theilnehmer an der Einweihungsfeier so klein war; er hätte zehn-, er hätte hundertfach so groß sein sollen; eine möglichst große Masse hätte den idealen Gewinn haben sollen, an dieser Feier theilzunehmen. Zwar tragen ja die Zeitungen die Kunde von der Feier hinaus in alle Lande; aber das Wort der Zeitung kann nicht die unmittelbare Gegenwart ersetzen. Wir (d. h. die Goethegesellschaft) dürfen stolz darauf sein, daß wir an dem Zustandekommen eines solchen Hauses betheiligt gewesen sind, daß wir, trotz der geringen Mittel, die wir beigetragen haben, sagen dürfen, ohne die Goethegesellschaft wäre dieses Haus nicht möglich gewesen. Mit dieser Mitwirkung haben wir mithin den ersten Schritt aus den engen Bezirken der Goethephilologie und der Goetheskennerschaft hinaus gethan in die Welt. Nun kann man nur wünschen, daß die Goethegesellschaft auf diesem Wege fortschreite. Möge es ihr Bestreben sein, daß sie nicht mehr weimarisch bleibe, auch nicht mehr specifisch Goethisch, sondern daß sie national-deutsch werde. Ihr Beruf möge es werden, zu erhalten alles, was Werth hat in Kunst und Wissenschaft für das Leben des Volkes. In seiner (Frenzels) Generation waren Kunst und Wissenschaft noch das Vorrecht einer Classe; das sind sie heute nicht mehr. Kunst und Wissenschaft müssen heute ebenso mit der Masse rechnen, wie die Politik mit dem allgemeinen Stimmrecht. Den populären Zug in der Goethegesellschaft gilt es zu verstärken; und sollte das mit Goethe allein nicht möglich sein, so nehme man Schiller zu Hülfe; die Gesellschaft erweitere sich zu einer Goethe- und Schillergesellschaft, wie sich das Archiv zu einem Goethe- und Schillerarchiv erweitert hat, ja zu einer allgemeinen Deutschen Gesellschaft. Wir nennen uns mit Stolz Hüter der idealen Güter des Volkes; aber nicht darauf kommt es heute an, die idealen Güter zu hüten, sondern sie zu vertheilen. Wenn wir uns dieser Aufgabe widmen, dann werden wir nicht nur die Zustimmung der Gebildeten finden, dann werden wir Herz und Seele des Volkes gewinnen; dann werden wir nicht nur zur Elite des Volkes, sondern zum Kern des Volkes gehören.

Um diese Worte Frenzels mit der gebührenden Aufmerksamkeit hinzunehmen, war man bereits zu tief in der Dessertstimmung; aber sie werden zweifellos nachwirken, denn ihr ernster mahnender Klang wird den nachdenklichen Zuhörern am nächsten Tage die Erinnerung geweckt haben und manch ernsthafte Betrachtungen werden angestellt worden sein darüber, was die Goethegesellschaft noch nicht ist und was sie werden kann und sollte.

Den Abschluß der festlichen Tage bildete, wie immer, die Festvorstellung im Hoftheater. Diesmal war „Des Epimenides Erwachen" gewählt worden. Diese Festvorstellungen haben meist, worüber sich niemand im unklaren ist, den Werth der Curiosität. Ein Kunstgenuß bei der Vorstellung eines Werkes, wie dieses Goethe'sche Festspiel, ist ausgeschlossen. Man sagt sich — und dieses Argument ist, wie die alljährliche Zustimmung der Gäste beweist, berechtigt — daß man sonst niemals Gelegenheit hat, die zahlreichen dramatischen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten Goethe's zu sehen, und daß es für GoetheKenner auch einen Werth hat, sich durch eigenen Augenschein von dem Unwerth dieser der Bühne auf ewig verlorenen Nebenarbeiten des Dichters zu überzeugen.

Der Hauptgegenstand der Generalversammlung war der Festvortrag des Hallenser Professors Konrad Burdach über Goethe's westöstlichen Diwan. Ich bemerke zuvor, daß Hr. Burdach Herausgeber des 6. Bandes der ersten Abtheilung der Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethe's Werken war, und daß dieser 6. Band den westöstlichen Diwan enthält.

Der westöstliche Diwan, so sagte Professor Burdach, ist das große Denkmal in Goethe's orientalischer Provinz, wie Iphigenie in seiner antiken und wie Faust das poetische Siegeszeichen seiner naturwissenschaftlichen Eroberungen ist. Der Diwan ist der Gegenwart fremd geworden. Man pflegt ihn als ein Allersproduct anzusehen, an dem mehr Spiel und Willkür, als natürlicher Drang der Seele geschaffen haben; zuweilen sogar als eine frostige und verschnörkelte Kostümkomödie, in der die Maske Stab und Stütze der müde gewordenen Phantasie sein sollte. Diese Ansicht beruht auf einem Sehfehler. Zuzugeben ist es, daß die Dichtung den Charakter des Alters an sich trägt, der lediglich naiv Genießende ist diesem Werke gegenüber zweifellos in einer schwierigen Lage; er wird, unvorbereitet wie er ist, immer nur Fragmente genießen können. Auch derjenige, der in Goethe's Werken mehr sucht, als augenblickliches Lustgefühl, der darin die glücklichste Entfaltung modernen Lebensgefühls sucht, wird vor vielen Stellen rathlos dastehen. Marianne v. Willemer, die Suleika des Diwans, hat einmal von Goethe's Darstellung jener Zeit, in der der Diwan entstand, gesagt: „Sie gleicht einem Liede, zu dem nur wenige die Melodie kennen, den meisten bleibt es ungesungen." Dasselbe gilt vom Diwan; man muß die rechte Melodie kennen, um diese wundervolle Dichtung zu verstehen. Diese Melodie nun wollte der Burdach'sche Festvortrag uns vernehmlich machen; er sagte sogar: „ich will versuchen, sie Ihnen zu singen." Und in der That hatte der Vortrag dieses Professors etwas lyrisch Gehobenes — sowohl im Stil, als auch in der Vortragsweise. Hr. Burdach entwickelte Vortragsqualitäten, die man bei Professoren selten findet und die zuweilen beinahe schon an das Schauspielerische streiften. Damit verbindet er eine der nothwendigsten und doch in Deutschland so seltenen Rednertugenden: er hat eine haarscharfe Articulation, die jedes seiner Worte bis in die fernste Ecke des Saales genau vernehmbar macht.

Hr. Burdach entwarf ein kurzes Bild von Goethe's orientalischen Studien und fuhr dann fort: das bedeutsamste Ereigniß im Verlaufe dieser Studien war die Bekanntschaft mit Hafis, die ihm 1814 durch die Uebersetzung von Joseph v. Hammer vermittelt wurde. Obwohl diese Uebersetzung schlecht war, drang doch Duft und Gluth des zauberhaften Ostens überwältigend aus diesen Gedichten auf ihn ein. Bisher hatte Goethe nur den semitischen Orient kennen gelernt, die Juden und Araber — denn die flüchtige Bekanntschaft mit der indischen Poesie hatte wegen der Formlosigkeit ihrer Erzeugnisse keine nachhaltigeren Wirkungen —, jetzt zum erstenmale drang ein mächtiger Klang aus dem stammverwandten Orient, dem arischen Persien, auf ihn ein aus dem Diwan (zu deutsch „Versammlung") der hafisischen Gedichte. Es war der Klang einer stark ausgeprägten, der seinigen verwandten Individualität, eines lebensfrohen Dichters, welt- und menschenkundig, trink- und liebeselig, aber auch mystisch, tiefsinnig und zur Symbolik geneigt. Seine alte Liebe zur morgenländischen Cultur brach nun von neuem hervor mit der Gewalt einer Explosion. Es entsteht die Frage: warum zündete gerade damals der

Digitized by Google

persische Dichter? warum vermochte er und nur er gerade damals die seit langem schlummernde lyrische Kraft Goethe's wieder zu wecken, so daß sie zwei Jahre in reichster Fülle sprudelte? Das hat erstens biographische, zweitens zeitgeschichtliche Gründe.

Seit Schillers Tode geht mit Goethe eine Wandlung vor. Das ausschließliche classische Ideal verblaßt, das Ideal, wonach die Antike, und zwar die Antike, wie sie Winckelmann formulirte, das einzige künstlerische Muster sei. Die romantische Auffassung bemächtigt sich Goethens; er zahlt der Macht der geschichtlichen Entwicklung seinen Tribut. Die Bewegung ist eine Fortsetzung derjenigen, aus welcher der Sturm und Drang geboren wurde. Das Suchen nach der Urpoesie führte zu den Culturen der Urvölker und zu den Darstellungen der von den Culturkrücken entblößten Menschlichkeit in den Werken Defoe's, Rousseau's, St. Pierre's und anderer. Herder war der Führer der Bewegung in Deutschland. Der geographisch unbestimmbare Schauplatz des Robinson wich bald bestimmteren Schauplätzen, und unter diesen spielte der Orient bald eine beherrschende Rolle. Die Romantik fand im Orient den passendsten Gegensatz zum bekämpften Classicismus. Friedrich Schlegel verkündet 1800 im Athenäum: Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen. Der Orient wurde eine Art Zauberwort. Aus Hamann-Herderischem Geiste also, aus Goethe'schem Jugendgeiste wurde der romantische Cultus des Orients geboren. Die von ihm selbst erzeugte Welle kehrte verstärkt zurück und riß ihn als gealterten Mann noch einmal mit sich fort und verjüngte ihn zu gleicher Zeit. Am Weihnachtsabend des Jahres 1814 setzte er den bis dahin fertigen Liedern des Diwan den Prolog vor, „Hegire", d. h. Flucht. Er flieht in den reinen Osten, um dort Heilung und Erneuerung zu finden von den Schmerzen, die die furchtbaren Ereignisse des Westens ihm bereiten. Dort findet er, was Heilung bringen kann: gottempfangene Himmelslehre, Weite des Glaubens, Enge des Gedankens, lebendiges gesprochenes Wort, einfaches Hirtendasein. Es ist derselbe Klang, der schon 1762 aus Hamanns, Goethe's Jugendlehrers, kabbalistischen Aesthetica in nuce geklungen hatte: „Wodurch können wir die ausgestorbene Sprache der Natur wieder vom Tode erwecken? Durch die Flucht nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern."

Die poetische Einheit des Diwan beruht auf der Vorstellung einer Reise nach dem Orient, die der Dichter als Handelsherr macht. Nur hiedurch wird der bunte Wechsel des Locals möglich, von Venedig bis Hindostan. Goethe betrachtet sich gleichsam als einen Nachfolger jener Marco Polo, Della Valle, Olearius, die den ganzen Orient in seiner Länge und Breite durchzogen. Dieser imaginären Orientreise entsprechen zwei wirkliche Reisen in den Jahren 1814 und 1815 an den Rhein. Der nächste Zweck dieser Reisen war, die am Rhein wieder hervorgezogenen und gesammelten Reste altdeutscher Kunst zu sehen. In Köln hatte sich ein neues Kraftcentrum des Kunststudiums gebildet. Die Familie Boisserée hatte es durch ihre Bemühungen und Sammlungen hervorgerufen. Und es war dem anderen Kunstcentrum Weimar gerade entgegengesetzt. Dort Classicismus, hier Romantik; dort Antike, hier Mittelalter. Eine Auseinandersetzung war nothwendig; der werbenden Begeisterung Sulpiz Boisserée's gelang es, die Auseinandersetzung freundlich zu gestalten; der nußtranische Olympier ließ sich durch das ehrliche Streben des Kölner Kaufmannssohnes gewinnen. Die alte Liebe zum Germanischen erwacht auf einmal in Goethe wieder. Der junge Student hatte für Erwin von Steinbachs Münster geschwärmt; die alte Excellenz schwärmt jetzt für die Vollendung des Kölner Doms. Nach dem Pariser Frieden fand Goethe Zeit, selber an den Rhein zu reisen, um sich die Sammlungen anzusehen. Er stand am Abschluß einer Lebensepoche. Er hatte den dritten Band seiner Selbstbiographie zum Druck gefördert und in Epimenides' Erwachen Deutschlands und seine eigene menschliche Erneuerung dargestellt. Die Rückkehr zu den Stätten seiner Kindheit und Jugend stellte ihn wieder hinein in die längst verlassene fröhliche Welt. Ueber seinen Fahrten am Rhein, Main und Neckar leuchtete das verklärende Licht seiner Jugenderinnerungen und die Sonne des neu gefundenen Freundes Hafis.

Der entoptische Ausdruck „Wiederholte Spiegelungen" ist von Goethe angewandt worden zur Bezeichnung gewisser psychologisch-literarischer Erscheinungen. Seine Jugend ist voll von Producten wiederholter Spiegelungen: in Werther, Claoigo, Stella. So ist die Stella eine Spiegelung seiner Liebeswirren, die ihn von Friederike zu Lotte, von Lotte zu Lili führen, in ähnlichen Herzenswirren Fritz Jacobi's, in Swifts Doppelehe, in der Sage vom Grafen von Gleichen. Seine meisten späteren Werke sind Producte derartiger wiederholter Spiegelungen, in denen sich wirkliche Erlebnisse und literarische Anregungen gegenseitig fort- und fortspiegeln. Ein Product wiederholter Spiegelungen ist auch der Diwan. Die wirkliche und die imaginäre Reise, Ost und West, literarisches Vorbild und persönliches Erlebniß, Erinnerung an die Jugend und jüngste Eindrücke durchdringen sich und spiegeln sich vielfach wieder. Diese Durchdringung von Ost und West ist der eine Sinn des Beiwortes „Westöstlich". Das Werk ist hauptsächlich auf der Reise gedichtet. Die frohen Reisetage, die Goethe im Juli 1814 und im Mai 1815 zwischen Weimar und Wiesbaden verbringt, begleitet der Diwan wie ein poetisches Tagebuch.

Professor Burdach verfolgt nun die erste Reise von Weimar über Erfurt, Eisenach, Fulda, Neuhof, Frankfurt, Wiesbaden und zeigt, welche Gedichte des Diwan aus augenblicklichen Reisestimmungen geflossen sind, und wie die Beziehung auf den Orient dann später hinzugefügt wurde, manchmal recht äußerlich. Ein Beispiel. Goethe nähert sich Erfurt und erblickt im Morgennebel eine leuchtende Masse, die den Himmel mit der Anhöhe zu verbinden scheint. Als die Sonne emporkommt, erkennt er die Erscheinung: „Ja, es sind die bunten Mohne, die um Erfurt sich erstrecken." Erst später ist in dieses Gedicht („Liebliches") der orientalische Schauplatz hineingetragen worden, der Name Erfurt wird ausgemerzt und es werden zwei Strophen hinzugesetzt, die sich schon durch abweichende Reimanwendung als späterer Zusatz zu erkennen geben, worin die Erscheinung mit Zelten des Vesires und persischen Teppichen verglichen wird.

Goethe's zweite Rheinreise im Mai 1815 bringt in die Dichtung eine menschliche Gestalt hinein und hiedurch erweitert sie sich zum bewegten Drama. Im Januar 1815 hatte Goethe einem orientalischen Werk eine Reihe berühmter Liebespaare entnommen, um sie als „Musterbilder" poetisch zu feiern. Darunter erscheinen Jussuf und Suleika. Auf der Reise, in Eisenach, im Mai, führt er Suleika in seine Dichtung ein, sich selbst nennt er Hatem. In diesem Zeitpunkt scheint Suleika noch nichts weiter als ein Name, eine poetische Kategorie gewesen zu sein. Bald nachher aber gewann er die Neigung einer Frau, die unter diesem Namen in der Literaturgeschichte fortlebt, und die den literarischen Schemen mit Fleisch und Blut erfüllte.

Diese Frau war die Oesterreicherin Marianne Jung, seit kurzem dritte Gattin des Frankfurter Bankiers und Schriftstellers v. Willemer. Sie war damals 30 Jahre alt, auf der Höhe weiblicher Reize. Willemer hatte sie als Mitglied einer Ballettruppe kennen gelernt, sie bezauberte ihn, er entführte sie, ließ sie mit seinen Töchtern zusammen erziehen und nahm sie endlich zur Frau. Es war eine sehr

talentvolle Frau, musikalisch und poetisch beanlagt, von glücklichem Temperament, naiv heiter, gütig, geliebt und gefeiert. Ein fröhlicher Liebreiz ging von ihr aus. Sie ward Goethe's Partnerin in dem neuen Dichtungs- und Liebesfrühling, sie brachte den lebendigen Pulsschlag einer Poesie des Herzens in die Dichtung. Der Landsitz des Willemer'schen Paares, die Gerbermühle bei Frankfurt, war all den Stätten nah, die die Freuden und Leiden von Goethe's Jugend sahen. Hier fand er sich nun wieder in dem Moment, da er in seiner Selbstbiographie an die Darstellung desjenigen Lebensabschnittes ging, der seine Liebesidylle mit Lili enthielt. Er traf die alten Jugendgenossen wieder. Der Eindruck überwältigte ihn. Sein Tagebuch ist voll von Ausbrüchen tiefer Gemüthsbewegung. Und hier mußte er wieder die früh geübte Kunst der Entsagung üben; er mußte von Marianne sich trennen, wie er sich von Lili getrennt hatte.

So verflicht sich Altes und Neues, es ist alles gleichsam nur eine Wiederauferstehung alter Erlebnisse. Und doch ist es etwas Neues; der Dichter war in der härteren nordischen Luft gestählt. Diese Daseinslust und Fülle konnte nicht Wirklichkeit, mußte ein Traumland, der ferne Orient sein, die Nachtigall wurde Bulbul, der Main Euphrat, die rauschenden Pappeln des Heidelberger Schloßparks und des Willemer'schen Gartens Cypressen. Die Taunusberge verschwimmen mit dem Eindruck der Gebirgswelt am Lago Maggiore zu orientalischem Bergland. Die Wirklichkeit verwandelt sich in Dichtung, und die Dichtung wirft ihren Schein auf das reale Alltagsleben, auf die gesellschaftlichen Beziehungen. Marianne schenkt dem Dichter an seinem Geburtstag, den 28. August, einen mit Musselin umwundenen Turban, auf das Gedicht „Komm, Liebchen, komm!“ bezüglich. Ein andermal kauft sie dem Dichter auf der Frankfurter Messe einen türkischen Sonnenmondorden, ein Vorfall, welcher Goethe sogar zu einem allerdings unausgeführt gebliebenen dramatischen Entwurf anregte. Dagegen ging eines der schönsten Gedichte des Diwans aus diesem Anlaß hervor: „Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen. Der Sichelmond umklammert sie!“ Marianne war der Mond geworden von Goethe's neu aufgehender Dichtersonne.

Hieran entzündete sich nun auch Marianne's eigenes poetisches Talent. Er fand bei ihr, was er weder bei Lili noch bei Frau v. Stein gefunden: sie wurde die Interpretin seiner Schöpfungen, die wetteifernde Gefährtin. Er stattete ihr seinen Dank reicher ab, als sie je gehofft hatte, er nahm mehrere ihrer Gedichte, vor allem die beiden schönen Lieder an den Ost- und Westwind in den Diwan auf, ohne sie von seinen eigenen zu sondern, sie so als ebenbürtig anerkennend. Nur einmal lüftet er die Hatemmaske, in dem Gedicht, wo es heißt:

„Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.“

An Stelle Hatems ist, wie der Reim anzeigt, Goethe zu setzen. Er empfindet eben Marianne als Erweckerin neuer Jugendkraft.

Im Leben wie im Lied kam ein tragischer Schlußact mit dem erschütternden Ton der Wahrheit, der Abschied für immer, die ungestillte Sehnsucht nach einem Wiedersehen. Sie schrieb das kostbare Gedicht an den Westwind, das Schuberts Musik beflügelt hat. Goethe riß sich nur schwer vom Rheine los, ja er fürchtete den Ausbruch einer gefährlichen Krankheit. Er folgte dem Rath, den er in seiner Pandora ertheilt: „Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist, fliehe mit abgewendetem Blick.“ In dem Gedicht „Hochbild“ spricht Goethe die Nothwendigkeit der Resignation aus. Er sah Marianne nie wieder.

Noch in anderer Weise arbeitet Marianne aus der Ferne am Diwan mit. Sie unterhält mit Goethe eine Correspondenz in Chiffernbriefen. Die Briefe enthalten nur Zahlen von Seiten und Zeilen eines Buches, das im Besitz beider Correspondenten ist. Stellt man die angezeigten Zeilen zusammen, so ergibt das die Mittheilung. Das Chiffernbuch war in diesem Fall eine Hammer'sche Ausgabe des Hafis. Auf diese Correspondenz bezieht sich das Gedicht „Geheimschrift“ im Buch Suleika. Diese Briefe Suleika's geben Veranlassung zu neuen Diwangedichten. Ein Beispiel. Im September 1815 hatten die beiden zusammen herrliche Vollmondnächte erlebt; sie verabredeten, in der nächsten Vollmondnacht, da sie schon von einander getrennt waren, einander zu gedenken. Genau einen Monat danach erhielt Goethe einen Chiffernbrief. Daraus erwächst Goethe's Gedicht „Vollmondnacht“. Auch hier wieder „wiederholte Spiegelungen“.

Das eigentliche Wesen des Diwans wird in dem Gedicht „Wiederfinden“ im Buch Suleika ausgedrückt, wo es heißt: „Beide sind wir auf der Erde musterhaft in Freud und Qual“. Das Wort „musterhaft“ ist hier nicht im moralisch-pädagogischen Sinne zu verstehen, sondern im genetischen. Goethe's Naturforschung wie seine Kunstanschauung hatten damals die Wendung genommen, zur anschauenden Erkenntniß des Typus vorzudringen, die ewigen Grundverhältnisse, die constanten Elemente aufzufinden. Sie poetisch darzustellen, sah er hinfort als die eigentliche Lebensaufgabe seiner Kunst an. Die „Urelemente orientalischer Poesie“ wollte er im Diwan ergründen. Der Begriff von den „Naturformen der Dichtung“ wird von ihm zum erstenmal aufgestellt, der Keim gelegt, aus dem erst heute eine neue Wissenschaft schüchtern zu wachsen beginnt, die vergleichende Poetik.

Goethe's Absicht ging noch weiter. Auch die Urelemente des sittlichen Lebens, Religion, Liebe, sociale Gliederung, kurz die reine Menschheit sucht er im Orient zu gewinnen. Der Diwan sollte danach ein politischer und religiöser „Weltenspiegel“ werden, das Zeitalter Napoleons sollte sich im Zeitalter Timurs spiegeln. Vom „Buche Timur“, das der Mittelpunkt des Ganzen werden sollte, kam freilich nur ein einziges Fragment zustande. Kleines Fragment ist auch der religiöse Theil, das Buch des Parsen. Goethe scheint sich am Ende nicht stark genug gefühlt zu haben, das beabsichtigte Weltbuch zu vollbringen; „Laß den Weltenspiegel Alexandern“, singt er resignirt. Die beiden Bücher sind schöne, aber fragmentarische Zeugnisse für Goethe's Drang, die Elemente des religiösen und politischen Lebens zu erkennen. Oben war die Rede von der ersten Bedeutung des Beiworts „westöstlich“: der Durchdringung westlichen Erlebnisses mit östlichem Colorit. Wir erkennen hier die zweite Bedeutung des Wortes: der Diwan will den Begriff des Goethe'schen Typus in Bezug auf Poesie, Moral, Religion poetisch gestalten dadurch, daß er zeigt, wie Orient und Occident im tiefsten menschlichen Grunde eine Einheit bilden. Hieraus erwächst ihm der Begriff von der Pflicht der Toleranz; liebevolles Verstehen alles Menschlichen in allen Breiten ist die seiner würdige Sinnesart.

Aber es gibt noch eine dritte Bedeutung des Wortes. Und das ist diese: Durch die Betrachtung der nationalpersischen Reactionen gegen arabische und islamitische Ueberfluthung kommt Goethe auf die wechselseitigen Anziehungen und Abstoßungen der ethnographischen Einheiten. Das literarhistorische Problem wird unter seinen Händen plötzlich zu einem culturgeschichtlichen; der Austausch zwischen Orient und Occident seit dem Alterthum und von den Kreuzzügen bis zur Gegenwart wird das Problem. Der historische wechselseitige Zusammenhang der im Orient und Occident

verkörperten Gegensätze soll im Diwan aufgedeckt werden. Es steigt hieraus hervor die Tugend menschlichen Gemeingefühls, die Grundlage friedlicher, internationaler Culturarbeit.

Goethe's Diwan gab den Anstoß zu zahlreichen orientalisierenden Gedichten in Heimath und Fremde. Sie haben oft Goethe übertroffen in der Echtheit des historischen Costüms und des geographischen Schauplatzes, in der poetischen Wahrheit übertrifft ihn kein Nachfolger. In seinem Diwan erstrahlen die unzerstörbaren geheimen Grundkräfte alles Menschenwesens gleich ewigen Sternen sittlichen Lebens. Herders und Schillers Geist haben daran mitgearbeitet, der Geist tiefer Liebe zur natürlichen Menschlichkeit.

Mittheilungen und Nachrichten.

Weitere Stücke des hebräischen Jesus Sirach. Meine Mittheilung in der Beil. Nr. 116 vom 20. Mai, daß durch Mrs. Lewis das erste Stück des hebräischen Sirach nach Europa gebracht und von Schechter, dem Lector des Talmudischen in Cambridge, als solches erkannt worden sei, kann ich durch die ebenso erfreuliche Nachricht ergänzen, daß fast gleichzeitig die Bodleianische Bibliothek in Oxford 9 hebräische Blätter erwarben hat, die sich nun als Stücke derselben Handschrift herausstellen, welcher das nach Cambridge gekommene Blatt angehörte. Das ist ja eine der leidigen Gewohnheiten der orientalischen Antiquitätenhändler, Stücke zu zerfetzen, um möglichst viel aus den einzelnen Theilen herauszuschlagen, eine Güterschlächterei im schlimmsten Sinne. Die Oxforder Stücke, welche Dr. Neubauer sobald als möglich herausgeben wird, umfassen die Capitel 40,9 — 49,10. Das Cambridger Fragment hat Schechter in der Juli-Nummer des „Expositor" veröffentlicht. Es brachte mehr als eine Ueberraschung, indem es vor allem zeigte, wie ungenügend im allgemeinen die griechische, lateinische und syrische Uebersetzung war, die uns bisher allein zu Gebot stand. An einzelnen Stellen sind allerdings umgekehrt diese alten Zeugen besser als die neugefundene Abschrift des einstigen Originals. Wo man bisher las (39, 35), daß Gott zur Bestrafung der Gottlosen alles zur Verfügung habe, Feuer, Hagel, Hunger und Pest; — heißt es im neugefundenen hebräischen Original: Feuer, bösen Hagel und Pest; aber es genügt, im Hebräischen einen einzigen Buchstaben zu ergänzen, und der alte Wortlaut ist hergestellt. Im „Guardian" vom 1. Juli gibt Prof. D. Driver aus Oxford die ersten Proben der neuen Stücke aus dem „Preis der Väter" (laudemus viros gloriosos 44, 1 ff); sie zeigen, daß der alte Sirach neben die besten Psalmendichter gestellt werden darf. So leicht fließen seine Verse dahin, so kräftig ist seine Sprache, fast ein klassisches Hebräisch, nach durchaus nicht die Sprache der Rabbinen, wie man in neuerer Zeit angenommen hatte; ein Beweis, daß von seiten der Sprache jetzt nichts mehr im Wege steht, einen Theil unsrer hebräischen Psalmen der Makkabäerzeit zuzuweisen.

Jahrhundert, es ist eine Freude zu leben! rief Hutten aus, weil Cicero's Briefe gefunden wurden. In unsern Tagen gilt das Wort zumal für denjenigen Philologen, der auch Theolog ist, oder für den Theologen, der sein Studium philologisch, historisch, gründlich treibt.

Ulm. E. Nestle.

* Daß die Echtheit der vom Louvre erworbenen Tiara des Saitaphernes durch Prof. Wesselowski aus Petersburg angefochten worden ist, haben wir neulich (Beil. Nr. 151) mitgetheilt. Wie wir jetzt vernehmen, hat schon gegen Ende April d. J. der Münchener Archäolog Prof. Furtwängler das Prunkstück, das er gleich nach der Erwerbung in Paris untersuchen konnte, ebenfalls für eine Fälschung erklärt und aus dieser seiner Ansicht damals Beamten des Louvre wie einem Mitgliede der Ankaufscommission gegenüber kein Geheimniß gemacht. Im nächsten Heft der neuen dreisprachigen Zeitschrift „Cosmopolis" soll nun auch eine öffentliche Begründung seines Urtheils erfolgen.

* Unsre Leser erinnern sich vielleicht, daß vor einiger Zeit in d. Bl. (Beil. Nr. 259 vom 9. Nov. 1895) das Andenken des größten litauischen Dichters Christian Donalitius (geb. 1714 zu Lasdinehlen bei Gumbinnen, gest. 1780 als Pfarrer in Tolminkemen) durch einen Aufsatz von Dr. F. Tetzner erneuert ward. Wie wir nun hören, fand am 8. April a. J. im Donalitius-Park zu Lasdinehlen die Weihe eines Denksteines statt, der inmitten einer Baumgruppe von 2 Birken und einer Eiche gesetzt ward. Die Eiche entstammte dem Pfarrgarten von Tolminkemen, wo der Dichter von 1743—1780 als Pfarrer gewirkt hatte, die Birken jenen Hainen Lasdinehlens, die sein Vater als Kölmer und kleiner Gutsherr zu Anfang des soeben Jahrhunderts besaß. Die Bewohner Lasdinehlens und zahlreiche Freunde des Dichters aus nah und fern, Deutsche und Litauer, hatten sich zu der Feier eingefunden, die sich bei schönstem Wetter vollzog. Der Tolminkemer Pfarrer sprach den Segen, nachdem Dr. Tetzner aus Leipzig die Festrede über Donalitius gesprochen und M. Jankus im Namen der Litauer einen Kranz niedergelegt hatte. Der jetzige Gutsherr v. Below gelobte für sich und seine Nachfolger dem Denkmal Pflege und Schutz. Unter dem Gesang deutscher Lieder seitens des Schulchors schloß die Feier. Die Inschrift auf der Schleife des einen litauischen Kranzes lautet deutsch: „Ich habe nichts, dich zu schmücken, drum bring ich gemeines Preißelbeerblatt vom Ufer des rauschenden Njemen und graues Moos vom Rombinus, dem Heiligthum, welchen Schutz ich hege als Wächter; heut bring ich von ihm diesen Gruß."

* **Karlsruhe.** In Folge der Verlegung der Sternwarte nach Heidelberg verlegt auch Prof. Valentiner seinen Wohnsitz dahin, nach seiner schon erfolgten Ernennung zum ordentlichen Professor der Astronomie an der dortigen Universität.

* **Darmstadt.** Prof. Guterm uth in Aachen ist an Stelle des nach Charlottenburg gehenden Prof. Reisel als ordentlicher Professor der Maschinenbaukunde an die hiesige Technische Hochschule berufen worden.

* **Braunschweig.** Die 24. Versammlung deutscher Forstmänner ist auf den 14. bis 17. September hierher einberufen.

* **Wien.** Die „Deutsche Zeitung" schreibt: Wir sind in der Lage, den mährischen Tschechen eine Nachricht zu bringen, die ihnen wenig Freude bereiten dürfte. Einer ihrer sehnlichsten Wünsche, die Errichtung einer slavischen Universität in Mähren, ist wenigstens für geraume Zeit hinaus zerstört. Es werden, wie nun entschieden ist, noch Jahre vergehen, bis man an maßgebender Stelle sich mit diesem Wunsche auch nur beschäftigt.

W. Brüssel. Die gefährliche Erkrankung des Afrika-Forschers Stanley, den man als den Begründer des Congo-Staates bezeichnen kann, erregt hier begreiflicherweise allgemeine Theilnahme. Trotz seiner eisernen Gesundheit hat Stanley von seinen wiederholten Afrikazügen, namentlich aber von seiner letzten Expedition zur Auffindung Emin Paschas in den Jahren 1887 bis 1890, ein Wechselfieber und eine Magenkrankheit mitgebracht, die nunmehr das Leben des erst 56jährigen Forschers bedrohen. Von allen europäischen Begleitern Stanley's auf dessen letztem Afrikazuge lebt keiner mehr. Die Officiere Stairs und Nelson und der Arzt Dr. Parke sind theils auf afrikanischem Boden, theils in Europa den Anstrengungen und Entbehrungen, mit denen der Stanley-Zug durch das Aruwimigebiet verbunden war, erlegen. Die Aerzte haben wenig Hoffnung, den Forscher zu retten. Doch scheint bei der starken Constitution des Kranken nicht ausgeschlossen, daß er die Krisis siegreich überwinde. Der König der Belgier läßt sich täglich telegraphisch über das Befinden Stanley's Bericht erstatten.

* **Paris.** Der Preis Bordin im Betrage von 2000 Frcs., für den in diesem Jahre das Thema: „Auseinandersetzung und Würdigung der Moral Kants" ausgeschrieben war, wurde von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften dem Gymnasialprofessor Cresson in Besançon zuerkannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 6. Juli folgende Schriften eingegangen:

Otto Braunsberger: Petri Canisii epistulae et acta. vol. 1. 1541—1556. Cum effigie. Freiburg i. B., Herder 1896. — Ignaz Goldziher: Abhandlungen z. Arabischen Philologie. 1. Th. Leiden, E. J. Brill 1896. — Julius Euting: Tagebuch einer Reise in Inner-Arabien. 1. Th. Edd. 1896. — Dr. R. Kobert: Historische Studien aus dem Pharmakologischen Institute der Kais. Universität Dorpat. Zur Geschichte des Bieres. Vortrag. (Separatabdr.) Ueber den Kwaß und dessen Bereitung. Zur Einführung desselben in Westeuropa. (Separatabdr.) Halle a. S., Tausch u. Grosse 1896. — Johann Nestroy: Verhängnißvolle Faschingsnacht. Posse mit Gesang. Unaufgeführt. Vgl. A. Sedna: Der König von Preußen. F. Kürnberger: Giovanna. Novelle. M. Jókai: Geschichten aus einem alten Schloß. (Allg. National-Bibliothek Nr. 137—143.) Wien, C. Daberkow

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 9. Juli. Nummer 157.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten. III: (Schluß.) Von Karl Frhr. v. Stengel. — Cerberus und Sarg. Von Rudolf Kleinpaul. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl Frhr. v. Stengel.

III. (Schluß. [1])

Wenn nun zur Erörterung der Frage der Errichtung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten übergegangen wird, so ist vor allem zu untersuchen, ob in den deutschen Schutzgebieten und in welchen die Errichtung von Strafcolonien rechtlich zulässig und aus klimatischen und sonstigen Gründen thatsächlich möglich ist. In ersterer Beziehung ist allerdings zu bemerken, daß in dem zwischen Deutschland und England abgeschlossenen Uebereinkommen über die Abgrenzung der englischen und deutschen Interessensphären im westlichen Stillen Ocean vom 6. April 1886 (Art. V) beide Regierungen sich verpflichteten, im westlichen Stillen Ocean keine Strafniederlassungen einzurichten, noch Sträflinge dorthin zu bringen. Abgesehen von den auch aus anderen Gründen für eine Strafcolonie nicht in Betracht kommenden Marschall-, Brown- und Providence-Inseln ist hienach die Anlegung einer Strafcolonie im Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie rechtlich unzulässig. In den übrigen Schutzgebieten steht dagegen der Anlage von Strafcolonien ein rechtliches Bedenken nicht im Wege. Insbesondere ist dies auch nicht in Südwestafrika der Fall. Allerdings stellte die englische Regierung im Jahre 1884, als das Reich Angra Pequena erwarb, an die Reichsregierung das Ansinnen, daselbst keine Strafcolonie zu errichten, allein die Reichsregierung wies mit Recht dieses Ansinnen zurück. Sollte England trotzdem gegen die Anlegung einer Strafcolonie in Südwestafrika Widerspruch erheben wollen, so wird die Reichsregierung auf eine derartige Anmaßung die richtige Anwort zu geben wissen.

Was sodann die klimatische Möglichkeit der Anlage von Strafcolonien in den Schutzgebieten Südwestafrika, Ostafrika, Kamerun und Togo anlangt, so können allerdings für die Anlage von Strafcolonien Landstriche nicht in Betracht kommen, die ein für den Europäer in hohem Maß gefährliches Klima besitzen und in denen der Weiße auch zu angestrengter körperlicher Arbeit gar nicht oder nur in sehr geringem Maße fähig ist; denn der Standpunkt, den seinerzeit Tacitus gegenüber den nach der Zerstörung von Jerusalem nach Sardinien deportirten Juden mit den Worten einnahm: „et si ob gravitatem coeli interiissent, vile damnum“, ist doch heutzutage selbst den schwersten Verbrechern gegenüber nicht mehr zulässig.

Andrerseits darf man in dieser Beziehung auch keiner übertriebenen Sentimentalität und Gefühlsduselei huldigen und jeden nur irgendwie ungesunden Landstrich als ungeeignet für die Anlegung einer Strafcolonie erklären. Mit Recht machten zwei französische Schriftsteller (Petit a. a. O. S. 646 und Cor a. a. O. S. 38) denjenigen gegenüber, die sich über die Strafcolonie Guyana wegen ihres schlechten Klimas beklagten, geltend: man muthe doch auch den Soldaten zu, in Gegenden mit viel gefährlicherem Klima als es Guyana hat, wie z. B. im Sudan, Krieg zu führen oder zu garnisoniren; es erscheine daher nicht unbillig, daß man Menschen, die eine schwere Schuld gegen die Gesellschaft zu sühnen hätten, zumuthe, daß sie sich ähnlichen Gefahren wie die Soldaten aussetzten, um ihre Schuld abzutragen. Abgesehen davon werden übrigens in dieser Frage gewöhnlich zwei Umstände übersehen. Einmal nämlich ist, wie die große Sterblichkeit in unsern Strafanstalten zeigt, der längere Aufenthalt in denselben dem Leben und der Gesundheit der Sträflinge nichts weniger als zuträglich. Im Gegentheil wird man sagen können, daß der Aufenthalt in einer Strafcolonie, wo die Sträflinge in der Regel im Freien arbeiten, für ihre Gesundheit förderlicher ist, als die Einsperrung im Zuchthause. Ferner ist zu beachten, daß die Gefährlichkeit des Klimas der tropischen und subtropischen Gebiete häufig übertrieben wird, bzw. daß die große Sterblichkeit nur in der Anfangszeit herrscht, so lange die ersten, den Boden aufwühlenden Culturarbeiten vorgenommen werden, während sich später infolge der Cultur das Klima bessert. Man braucht in dieser Beziehung nur die genauen Angaben zu lesen, welche Leroy-Beaulieu (S. 529 ff.) bezüglich Französisch-Guyana's bringt. Es ergibt sich aus denselben mit vollkommener Gewißheit, daß die ursprünglich hohe Sterblichkeitsziffer im Laufe der Zeit mit der zunehmenden Cultivirung bisher noch nicht in Anbau genommener Gebiete auf ein normales Maß herabgegangen ist, so daß die Regierung den zeitweise gehegten Plan, Guyana als Strafcolonie aufzugeben, wieder fallen ließ und jetzt ohne Bedenken Sträflinge ebenso nach Guyana wie nach Neucaledonien transportirt werden.

Will übrigens das Deutsche Reich überseeische Strafcolonien anlegen, so kann von allen in sanitärer Beziehung irgendwie bedenklichen Gebieten ganz abgesehen werden, da in dem umfassenden deutschen Colonialbesitz sich hinreichend Landstriche befinden, gegen welche vom sanitären Standpunkte aus keinerlei Einwendungen gemacht werden können. Namentlich gilt dies vom südwestafrikanischen Schutzgebiete, das anfänglich als fast werthlos betrachtet, jetzt mehr und mehr als ein zu einer Ansiedelungs- oder Ackerbaucolonie geeignetes Gebiet erkannt wird [1]) und, wie Bruck [2]) mit Recht hervorgehoben hat, vor allem auch für die Anlegung einer Strafcolonie in Betracht kommt. Durch die neueren Untersuchungen, namentlich von Hindorf und Dove, ist festgestellt, daß das Klima von Südwestafrika dem Europäer durchaus zuträglich ist und daß dieser daselbst namentlich

[1]) Vergl. Beilage Nr. 155.

[1]) Denkschrift betr. das südwestafrik. Schutzgebiet. Beil. z. Nr. 23 des Colon.-Bl. 1893, S. 17 ff.

[2]) „Neu-Deutschland“ S. 23 ff.

auch angestrengte Arbeit ohne Schädigung seiner Gesundheit leisten kann, mithin gegen eine Besiedelung des Landes mit Weißen, was die Gesundheitsverhältnisse anlangt, keinerlei Bedenken bestehen.

Auch die frühere Ansicht, daß der größte Theil des Schutzgebiets wegen Wassermangels zu landwirthschaftlichen Unternehmungen durchaus untauglich sei, ist durch die neueren Untersuchungen widerlegt, wie ja auch schon die großen von den Hereros gehaltenen Viehheerden gegen diese Ansicht sprachen. Allerdings ist die etwa 60 Kilometer breite Küstenzone sandig und unfruchtbar, und ständige Wasserführung besitzen bloß die drei Grenzflüsse, der Oranjefluß, der Kunene und der Otlawango, während die übrigen Flußläufe sich nur während der Regenzeit vorübergehend nach starken Niederschlägen füllen. Die Masse des herabfallenden Regens ist aber so groß, daß auch in der trockenen Jahreszeit, abgesehen von einer Anzahl natürlicher warmer Quellen und offener Wasserstellen, die leicht vermehrt werden können, in den größeren Thälern eine sehr bedeutende Menge Wassers ununterbrochen unter der Oberfläche des Flußbetts sich befindet. Das Wasser fehlt also in Südwestafrika nicht; es kommt nur darauf an, durch Anlage von Sammelbecken mit Hülfe von Dämmen und Thalsperren die nöthigen Wasservorräthe für die trockene Jahreszeit aufzusparen und sie auf diese Weise zur rechten Zeit für landwirthschaftliche Unternehmungen zur Verfügung zu stellen, dann durch Graben von Brunnen die Zahl der Wasserstellen zu vermehren und durch künstliche Bewässerungsanlagen die vorhandenen Wasservorräthe möglichst zu vertheilen.[1])

Hienach kann es keinem begründeten Zweifel unterliegen, daß das Deutsche Reich in Südwestafrika ein in klimatischer Hinsicht zu einer Ansiedelungscolonie durchaus taugliches, für Viehzucht und Ackerbau geeignetes Gebiet besitzt, in welchem die Anlegung einer Strafcolonie unbedenklich ist.

Es fragt sich aber nun weiter, ob das Reich von der ihm gegebenen Möglichkeit Gebrauch machen soll. In dieser Beziehung genügt es nicht, einfach auf die günstigen Erfolge der englischen und französischen Strafcolonisation hinzuweisen; vielmehr muß die Frage für das Deutsche Reich besonders beantwortet werden, weil naturgemäß für jeden Staat die Verhältnisse anders liegen und, wie hervorgehoben, das Beispiel der australischen Strafcolonisation nicht in jeder Hinsicht beweisend ist.

Ehe nun auf die hier in Betracht kommenden Erwägungen criminalpolitischer und colonisatorischer Natur eingegangen wird, mag vor allem darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit der Einführung der Deportation im Deutschen Reiche daraus erwächst, daß das Reich kein Einheitsstaat ist, daß der Strafvollzug in den Händen der Einzelstaaten liegt und überhaupt von Reichswegen noch gar nicht einheitlich geregelt ist. Es ist nun allerdings kaum anzunehmen, daß die Einzelstaaten unverbrüchlich daran festhalten werden, daß die von ihren Gerichten ausgesprochenen Strafen gerade in ihren Strafanstalten vollzogen werden. Im Gegentheil können sie es nur begrüßen, wenn das Reich ihnen eine erhebliche Anzahl gerade der bedenklichsten Sträflinge abnimmt, um sie in die Colonien zu schicken. Immerhin muß, wenn mit der Einführung der Deportation Ernst gemacht werden soll, eine Reihe zum Theil recht schwieriger Fragen reichsgesetzlich gelöst werden. Es muß namentlich bestimmt werden, ob die Zulässigkeit, bzw. die Nothwendigkeit der Deportation durch die Gerichte oder die Justizverwaltung ausgesprochen werden soll, ob und welchen Einfluß die Justizverwaltung der Einzelstaaten durch Begnadigung, Strafmilderung u. s. w. auf die deportirten Sträflinge auszuüben befugt sein soll, wer die Kosten der Deportation zu tragen hat u. s. w.

Ist einmal die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten im Princip beschlossen, so wird es sicherlich auch gelingen, die vorstehend erwähnten Fragen entsprechend zu regeln; immerhin ist es aber nothwendig, sich von vornherein darüber klar zu sein, daß im Deutschen Reiche in dieser Beziehung Schwierigkeiten bestehen, die in einem Einheitsstaate nicht vorhanden sind.

Vom criminalpolitischen Standpunkte wäre die Deportation unbedingt abzulehnen, wenn unser Strafsystem und unser Strafvollzug so vortrefflich wären, daß dadurch alle die Zwecke erreicht würden, die vernünftigerweise Ziel der Strafrechtspflege sein können, oder wenn andrerseits die Deportation eine dem Strafzwecke widersprechende Maßregel wäre. Es ist aber weder das eine, noch das andere der Fall. Zunächst werden gegen unser in der Hauptsache auf den Freiheitsstrafen beruhendes Strafsystem und gegen den Vollzug derselben durch einfache Einsperrung in Zuchthäusern und Gefängnissen mehr und mehr Einwendungen erhoben. Namentlich wird geltend gemacht, daß die langzeitigen Freiheitsstrafen durchweg den Sträfling geistig und körperlich abstumpfen und niederdrücken und infolge dessen den aus der Strafhaft entlassenen an seinem Fortkommen hindern. Dazu kommt, daß der entlassene Sträfling überhaupt nur sehr schwer ein Unterkommen und ehrliche, ihm den Unterhalt gewährende Arbeit findet. Die Folge davon ist die erschreckende Anzahl von Rückfälligen; denn daß bei den meisten derselben, ganz abgesehen von der sogenannten Unverbesserlichkeit, die Unmöglichkeit, sich ehrlich fortzubringen und ein neues Leben zu beginnen, ein sehr ins Gewicht fallender Antrieb zur Begehung neuer Verbrechen ist, läßt sich wohl schwer in Abrede stellen.

Daß diesen Uebelständen durch die bestehenden Vereine zur Fürsorge für entlassene Sträflinge, so anerkennenswerth deren Bestrebungen auch sind, nicht abgeholfen werden kann, ist um so begreiflicher, als dieselben doch nur über beschränkte Mittel verfügen und die für die entlassenen Sträflinge ungünstigen wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse nicht zu ändern vermögen. Der in den Augen des Publicums mit einem Makel behaftete Sträfling wird in der Regel nur dann wieder ein brauchbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden, wenn er die Möglichkeit besitzt, unter vollständig veränderten Verhältnissen ein neues Leben zu beginnen. Diese Möglichkeit eröffnet sich allerdings denjenigen, die freiwillig auswandern. Aber wie wenige besitzen die Mittel, um auszuwandern, und wie wenige entschließen sich zu diesem Schritte, selbst wenn man ihnen die Mittel dazu gibt, weil, ganz abgesehen von anderen Motiven, wie Bruck mit Recht hervorhebt, der gemeine Mann meist zu unbeholfen ist, sich an einem anderen Orte, als an dem er früher gelebt hat, Arbeit zu verschaffen!

Es liegt daher auch für das Deutsche Reich nahe, die bestraften Verbrecher zwangsweise aus der Heimath zu entfernen, d. h. sie zu deportiren. Daß daraus dem Mutterlande jedenfalls der Vortheil erwächst, daß es von einer Menge bedenklicher Elemente befreit wird, ist unbestreitbar. Wie die Erfahrung lehrt, liegt aber die Deportation auch im Interesse der Sträflinge selbst, weil ihnen auf diese Weise die Möglichkeit gegeben ist, brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden und nach verbüßter Strafe ein ehrliches Unterkommen zu finden.

[1]) Als Australien entdeckt wurde, bot es den Anblick eines durchaus wasserarmen Landes mit Flußläufen ohne jegliches Wasser dar, da sich in dem sandigen Boden die meteorischen Niederschläge rasch verloren. Heute gewährt Australien in Bezug auf seine Bewässerungsbauten einen imponirenden Eindruck; in New-Südwales z. B. befinden sich 27,000 Cisternen und 3800 Brunnen zur Wasserversorgung für Mensch, Thier und Acker. Meyer, Culturentwicklung Australiens, „Deutsche Rundschau“ 1884, S. 108 ff. (bei Freund a. a. O., S. 517).

Ist sonach unser Strafsystem nicht geeignet, die sozialen Zwecke der Strafjustiz zu erfüllen, so erscheint andrerseits die richtig durchgeführte Deportation in jeder Hinsicht empfehlenswerth. Wie bereits früher hervorgehoben, ist zwar die Deportation schwieriger und künstlicher in der Ausführung, sie ist aber allen anderen Strafen dadurch überlegen, daß sie allein erfahrungsgemäß die Wahrscheinlichkeit bietet, daß der Sträfling durch sie gebessert werde. Namentlich kommt in Betracht, daß die deportirten Sträflinge hauptsächlich zu landwirthschaftlichen Arbeiten verwendet werden, denen man auch beim Strafvollzug im Inlande wohlthätige Wirkung zuschreibt, und daß in einer Strafcolonie den entlassenen Sträflingen leicht die Möglichkeit verschafft werden kann, Grundbesitz zu erwerben.

Freilich werden auch von solchen, welche diese guten Seiten der Deportation nicht in Abrede stellen können, noch manche andere Einwendungen gegen diese Maßregel erhoben.

Während nämlich von der einen Seite die Deportation als eine grausame Maßregel bezeichnet wurde, weil die Sträflinge fern von der Heimath in ungünstigen klimatischen Verhältnissen langsam dahinsterben, wird von anderen dagegen geltend gemacht, die gegen die Deportirten ausgesprochenen schweren Strafen verlören durch den Vollzug in einer Strafcolonie deßhab sehr an ihrer Wucht und Wirksamkeit, weil die Disziplin über die zu allerlei kolonisatorischen Arbeiten verwendeten Sträflinge von selbst eine gewisse Lockerung erfahre.

Richtig ist in dieser Beziehung, daß sowohl in den englischen wie französischen Strafcolonien die Behandlung der Sträflinge mitunter zu milde war und daß namentlich bei den bei privaten Unternehmern untergebrachten Sträflingen das Gefühl, eine Strafe verbüßen zu müssen und in Zwangsarbeit zu stehen, sehr abgeschwächt ward. Wenn solche Erscheinungen zu Tage getreten sind, so lag dies aber, wie auch die englischen und französischen Schriftsteller vollkommen anerkennen, lediglich am Strafvollzuge. Es steht gar nichts im Wege, und die neueren bezüglichen französischen Verordnungen beweisen dies, den Vollzug der Strafen am Deportationsorte ebenso wirksam zu gestalten, wie in den Zuchthäusern des Mutterlandes. Im allgemeinen wird auch erfahrungsgemäß die Deportation von den dadurch Betroffenen nicht als eine Milderung, sondern als eine Erschwerung der Strafe betrachtet,[1]) insbesondere dann, wenn dem Sträfling auch nach verbüßter Strafe die Rückkehr in die Heimath gar nicht oder nur unter erschwerenden Bedingungen gestattet wird.

Ein Haupteinwand gegen die Deportation geht ferner dahin, daß dieselbe übermäßig hohe Kosten verursache. Diese Behauptung ist jedoch durchaus unbegründet.[2]) Wie bereits ausgeführt, hat sich bei der Deportation nach Australien für das Mutterland sogar ein sehr günstiges Resultat ergeben, insofern der Kostenaufwand für den einzelnen Sträfling in der Strafcolonie im Durchschnitt sich sogar niedriger berechnet hat, als wenn die Deportirten die Strafe im Mutterlande verbüßt hätten.

Auch für Frankreich hat sich ergeben, daß die Aufwendungen für die transportirten Sträflinge sich jedenfalls nicht höher stellten, als die Kosten der in den mutterländischen Strafanstalten Verwahrten.[3])

Die Kosten der Strafcolonisation in Guyana und Neu-Caledonien betrugen nämlich bis zum Ende des Jahres 1894 im ganzen 230,566,798 Frcs. für 47,887 Transportirte, sonach circa 500 Frcs. auf den Kopf, während in der Zeit vom Jahre 1864 bis 1873 im Bagno in Toulon jeder Sträfling durchschnittlich 460 Frcs. kostete. Dabei ist aber in Erwägung zu ziehen, daß die Kosten des Unterhalts der Sträflinge in Toulon von Jahr zu Jahr stiegen und daher sicherlich jetzt mindestens die Höhe der Kosten der Transportirten erreicht haben würden, wenn nicht der Strafvollzug im Bagno durch die Transportation ersetzt wäre. Ferner ist zu berücksichtigen, daß beim Ansatze der Kosten, welche die Sträflinge in Toulon verursachten, der Werth der von ihnen für die Marineverwaltung geleisteten Arbeiten genau berechnet und vollständig abgezogen ist, während der Werth der von den Transportirten in Guyana und Neu-Caledonien geleisteten Arbeiten schon wegen der Schwierigkeit der Berechnung entweder gar nicht, oder nur zu einem sehr geringen Anschlage in Betracht gezogen ist. Man kann daher sagen, daß, ganz abgesehen von dem kolonisatorischen Werthe der Transportation, auch das finanzielle Ergebniß sich für die französische Verwaltung sehr günstig gestaltet hat.

Es ist kein Grund einzusehen, warum sich bei einer deutschen Strafcolonie die Sache nicht ebenso günstig entwickeln sollte. Es ist allerdings schwer, ohne weitere genaue officielle Erhebungen einen auch nur einigermaßen zutreffenden Kostenvoranschlag aufzustellen. Deßhalb läßt sich wohl auch gegen die von Bruck (Fort mit den Zuchthäusern S. 42 ff.) versuchte Berechnung manche Einwendung geltend machen. So viel dürfte aber jedenfalls unzweifelhaft sein, daß der Unterhalt der Sträflinge in einer Strafcolonie sich schon aus dem Grunde billiger stellen wird, weil daselbst die Unterbringung der Sträflinge in sehr einfach gehaltenen Baulichkeiten erfolgen kann, während der Aufwand für unsre Zuchthausbauten bereits ungemein groß ist und immer größer wird, je mehr der Vollzug der Freiheitsstrafen in Einzelhaft als nothwendig erachtet wird. Dazu kommt aber noch, daß die Verwaltung in einer Strafcolonie sehr bald in der Lage sein wird, die Kosten des Unterhalts der Sträflinge zum großen Theile selbst zu tragen, indem sie dieselben entweder an Unternehmer gegen Entschädigung verdingt oder für sich zum Betriebe landwirthschaftlicher Unternehmungen u. s. w. verwendet, während sie im Mutterlande in dieser Beziehung durch die Rücksicht auf die freie Arbeit behindert ist.

Sollte sich aber auch namentlich anfänglich der Aufwand für eine Strafcolonie höher stellen, als die Kosten des Strafvollzugs im Inlande, so würde doch der Mehraufwand reichlich durch die Vortheile aufgewogen werden, welche sich aus der Strafkolonisation erfahrungsgemäß für das Mutterland sowohl wie für die Colonien ergeben.

Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß durch die Deportation einer größeren Anzahl von Sträflingen, die gegenwärtig unsre Zuchthäuser bevölkern, auch zum Theil wenigstens den Klagen des sogen. Mittelstandes über die Concurrenz der Gefängnißarbeit abgeholfen werden könnte. Diese Klagen sind ja zweifellos übertrieben; insoweit sie aber berechtigt sind, kann man ihnen nicht dadurch abhelfen wollen, daß man die Sträflinge nur zu Arbeiten verwendet, durch welche der freien Arbeit keine Conurrenz entsteht; denn wenn die Zwangsarbeit im Zuchthause erzieherisch und bessernd wirken soll, muß durch dieselbe ein wirthschaftlicher Erfolg erzielt werden, weil jede Beschäftigung der Sträflinge ohne irgend einen vernünftigen Zweck sich zwar zur Qual und Belästigung für dieselben gestalten wird, sie aber nicht zur Arbeit erziehen kann. Infolgedessen werden die Gefängnißverwaltungen gezwungen, die Sträflinge wenigstens zum großen Theil zu Arbeiten anzuhalten, durch welche der freien Arbeit Concurrenz bereitet wird. In Strafcolonien liegt die Sache anders, hier fehlt es an freien Arbeitskräften. Infolgedessen wird die Deportation als ein vollkommener Ersatz derselben be-

[1]) Vgl. Holtzendorff, Deportation S. 584 (im englischen Rechte galt die Deportation als zweitschwere Strafe nach der Todesstrafe).
[2]) Holtzendorff S. 700 ff.
[3]) Cor a. a. O. S. 94.

Digitized by Google

größt. Durch ihre Einführung wird daher ein doppelter Vortheil erreicht: aus dem Mutterlande werden überflüssige Arbeitskräfte beseitigt, und den Colonien werden die fehlenden Arbeitskräfte zugeführt. Es macht sich hier vor allem die colonisatorische Bedeutung der Deportation geltend. Allerdings läßt sich die Deportation nicht überall als colonialpolitische Maßregel anwenden; in Handels- und Plantagencolonien wird in der Regel die Anlage von Strafcolonien, abgesehen von den klimatischen Verhältnissen, schon deßhalb ausgeschlossen sein, weil daselbst die Bevölkerung zu zahlreich ist. Anders liegt dagegen die Sache bei dünn bevölkerten Gebieten, welche sich für Ackerbau- und Ansiedelungscolonien eignen. In solchen Gebieten handelt es sich um eine Reihe colonisatorischer Vorarbeiten, welche gemacht werden müssen, ehe an eine zweckmäßige und rasche Besiedelung gedacht werden kann. Solche Arbeiten, wie Ausroden von Wäldern, Anlage von Straßen, Ausbaggerung von Häfen, Entwässerungs- und Bewässerungsunternehmungen u. s. w. werden zweckmäßig von Sträflingen ausgeführt, welche ebenso, wie das Beispiel in Australien zeigt, nach der Verbüßung ihrer Strafe den Grundstock der Bevölkerung bilden können.

In Südwestafrika haben wir nun ein Gebiet, welches ebenso wie seiner Zeit Australien zur Strafcolonie sich eignet und für welches die Anlage einer solchen Colonie vom größten Vortheil wäre. Es handelt sich daselbst darum, daß künstliche Bewässerungsanlagen gemacht, Straßen gebaut, Hafenarbeiten ausgeführt werden u. s. w., Vorarbeiten, welche durchaus nothwendig sind, wenn die Colonie zur Aufnahme einer größern Anzahl von Ansiedlern geeignet sein soll. Zur Ausführung dieser Arbeiten fehlen in Südwestafrika die Arbeitskräfte, und freie Arbeiter lassen sich nur mit ungeheuren Kosten beschaffen. Durch Anlegung einer Strafcolonie würde diesem Mangel am gründlichsten und besten abgeholfen und die Regierung hätte die Möglichkeit, alle die zu unternehmenden Arbeiten durch die ihr zur Zwangsarbeit zur Verfügung stehenden Sträflinge planvoll und energisch in Angriff zu nehmen.

Wird auf diese Weise der freien Colonisation der Weg geebnet, so wird dieselbe ebenso wie in Australien rasch nachfolgen, während außerdem die Ansiedlung in Südwestafrika noch sehr lange fast gar keine Fortschritte machen wird. Daß die freie Ansiedlung in Südwestafrika durch Anlage einer Strafcolonie abgeschreckt werden wird, ist wenigstens nach dem Beispiel von Australien für die erste Zeit nicht anzunehmen, wenn dies auch in späterer Zeit nicht ausgeschlossen ist.

Es wird von diesem Gesichtspunkte aus daher auch gegen die Anlegung von Strafcolonien geltend gemacht, daß dieselben keine dauernde Einrichtung sein könnten.[1]) Je mehr nämlich der Zweck der Strafcolonie dadurch erreicht wird, daß die deportirten Verbrecher bezw. ihre Nachkommen zu ordentlichen, brauchbaren Menschen geworden sind, und je mehr sich freie Ansiedler in der Colonie niederlassen, um so mehr muß die Deportation eingeschränkt werden, bis es schließlich im Interesse der ordentlichen Ansiedler unmöglich wird, noch weitere Verbrecher in die Colonie zu senden. Daß dieser Einwand eine gewisse Berechtigung hat, zeigt in der That Australien, wo schließlich die englische Regierung infolge des Widerspruchs der freien Colonisten gezwungen wurde, die Deportation einzustellen; auch bezüglich Neucaledoniens ist man sich in Frankreich darüber klar, daß bei weiterer Entwicklung der Colonie dieselbe im Laufe der Zeit nicht mehr als Deportationsgebiet wird verwendet werden können. Der Umstand, daß jede Strafcolonie sich schließlich selbst aufhebt, fällt um so mehr ins Gewicht, als er gerade in denjenigen Gebieten, die sich zu Ansiedlungscolonien eignen, wegen der Wahrscheinlichkeit starker freier Einwanderung sich am raschesten und nachdrücklichsten fühlbar macht, während Pflanzungscolonien, in denen naturgemäß die Einwanderung stets nur ziemlich beschränkt ist, für die Anlegung von Strafcolonien überhaupt nur in geringem Maße in Betracht kommen können.

Andrerseits ist aber zu berücksichtigen, daß, wenn aus den angegebenen Gründen die Deportation in eine Colonie sich als unzulässig darstellt, dies ja gerade ein Beweis dafür ist, daß die Deportation ihren colonisatorischen Zweck erfüllt hat.

Außerdem läßt sich aber, wie Bruck (Fort mit den Zuchthäusern S. 55 ff.) ganz richtig hervorhebt, dadurch abhelfen, daß bestimmte Landstriche von vornherein ausschließlich zur Ansiedlung für entlassene Sträflinge reservirt werden und die Ansiedlung freier Colonisten in diesem Gebiete nicht geduldet wird. Erscheint im Laufe der Zeit das Gebiet nicht mehr zur Strafcolonisation geeignet, weil sich in demselben bereits eine Generation unbescholtener Nachkommen entlassener Sträflinge befindet, so würde die Strafcolonie geschlossen und das Gebiet auch freien Einwanderern geöffnet werden. Wer sich dann daselbst niederläßt, darf sich über seine Nachbarschaft nicht beschweren, da er wußte, daß in dem betreffenden Gebiete entlassene Sträflinge und deren Abkömmlinge sich befinden.

Jedenfalls wird das hier erörterte Bedenken kein Grund sein können, von der Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten überhaupt abzusehen; die Sorge dafür, wie sich die Sache in einem halben Jahrhundert gestalten wird, kann man um so mehr der Zukunft überlassen, als der deutsche Colonialbesitz groß genug ist, um auf lange Zeit hinaus Platz für Strafcolonien an verschiedenen Orten zu gewähren, zumal es sicherlich gelingen wird, auch in Ostafrika Landstriche zu ermitteln, welche zur Anlage von Strafcolonien ebenso geeignet sind, wie Südwestafrika.

So viele Gründe criminalpolitischer und colonialpolitischer Natur hienach auch dafür sprechen, in Südwestafrika eine Strafcolonie anzulegen, so ist doch nicht zu übersehen, daß die Dinge in Südwestafrika nicht so günstig liegen, wie in Australien und Neucaledonien. Südwestafrika ist keine Insel, auf welcher das Deutsche Reich allein die Herrschaft ausübt, sondern ein Theil des afrikanischen Continents, und Deutschland hat andere Colonialmächte, insbesondere England, zu Nachbarn, auf welche es bei Anlage von Strafcolonien immerhin Rücksicht zu nehmen hat. Ferner ist Südwestafrika, wenn auch nur dünn, doch von ziemlich viel Stämmen von Eingeborenen bevölkert, welche keineswegs so wenig widerstandsfähig sind, wie die Ureinwohner von Australien, und deren Nähe für eine Strafcolonie schon deßhalb bedenklich sein kann, weil entflohene Sträflinge bei ihnen Aufnahme finden. Endlich wird noch zu berücksichtigen sein, daß in Südwestafrika wenigstens ein geringer Anfang mit freier Colonisation gemacht ist und daher bei Anlegung von Strafansiedlungen Sorge zu tragen ist, daß die freie Colonisation durch dieselben nicht in ihrer Entwicklung gehemmt wird.

Ausschlaggebend können aber selbstverständlich alle derartigen, immerhin zu überwindenden Schwierigkeiten nicht sein; vielmehr sind die Gründe für die Anlegung von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten so schwerwiegend, daß die Reichsregierung die Pflicht hat, die Frage einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, um auf Grund der gepflogenen Erhebungen entscheiden zu können, ob und wo Strafcolonien anzulegen sind. Die deutsche Colonialpolitik hat von Anfang an der gehörigen Initiative und Planmäßigkeit entbehrt. Fürst Bismarck, der bei Verfolgung seiner colonialpolitischen Pläne im Reichstage

1) H. Seuffert, Ueber einige Grundfragen des Strafrechts S. 80.

Digitized by Google

weder das richtige Verständniß noch auch die nöthige Unterstützung fand, steckte daher der Colonialpolitik die engsten Grenzen; nicht bloß die Eroberung der Colonien, sondern auch deren Regierung und Verwaltung wollte er Colonialgesellschaften überlassen, über welche das Reich lediglich die Oberaufsicht haben sollte. Dieses engherzige Programm stellte sich allerdings als undurchführbar heraus und das Reich sah sich gezwungen, in fast allen Schutzgebieten die Verwaltung selbst in die Hand zu nehmen; allein von einer planmäßigen Nutzbarmachung der Schutzgebiete im Interesse des Reiches war keine Rede; man überließ dies alles der privaten Initiative. Unter dem Reichskanzler Caprivi wurde die Sache natürlich nicht besser, denn da er am liebsten gar nichts mehr von deutschen Colonien gehört hätte, so dachte er auch gar nicht daran, irgend ein positives Programm in Bezug auf die Nutzbarmachung derselben aufzustellen und zu verfolgen.

In der jüngsten Zeit ist zwar insofern eine Besserung in den colonialen Verhältnissen eingetreten, als, abgesehen von einigen verrannten Colonialgegnern im Reichstag, niemand mehr daran denkt, etwas von unserm Colonialbesitz aufzugeben, als ferner ernstlich die feste Begründung der deutschen Herrschaft durch Niederwerfung unbotmäßiger Stämme von Eingeborenen in den verschiedenen Schutzgebieten in Angriff genommen ist und auch die äußere Organisation der Schutzgebiete Fortschritte gemacht hat. Allein es genügt nicht, Colonien zu besitzen und daselbst Einrichtungen für Rechtspflege und Verwaltung zu schaffen, sondern die Colonien müssen auch für das Mutterland nutzbar gemacht werden. Allerdings hat hier die Hauptsache durch das Privatcapital zu geschehen, das sich leider in Deutschland noch immer recht ablehnend gegenüber colonialen Unternehmungen verhält. Aber auch die Regierung kann hier nicht bloß anregend wirken, sondern, wie namentlich das Beispiel von Australien beweist, durch geeignete Anlage von Strafniederlassungen geradezu das wirthschaftliche Aufblühen einer Colonie veranlassen. Unter allen Umständen wird man von der deutschen Colonialverwaltung verlangen können, daß sie die Frage der Anlage von Strafcolonien in den deutschen Schutzgebieten ernstlich in Erwägung zieht. Es wird dies mindestens den Vortheil haben, daß man sich recht gründlich mit der Frage beschäftigt, wie die deutschen Schutzgebiete wirthschaftlich nutzbar zu machen sind, ohne daß man große Landstrecken, wie dies leider schon in Südwestafrika geschehen ist, an fremde Gesellschaften geradezu verschenkt.

Wird die Frage der Deportation bejaht, so werden sich die Schwierigkeiten, die der Ausführung dieser Maßregel entgegenstehen, überwinden lassen, zumal Deutschland dabei vielfach die bereits erprobten englischen und französischen Vorbilder nachahmen kann. Vorerst aber handelt es sich um die principielle Frage, und es kann daher zur Zeit von einer Erörterung der näheren Modalitäten der Ausführung abgesehen werden.

Cerberus und Sarg.

Von Rudolf Kleinpaul.

Der Cerberus ist ein Hund und keine Schlange: das haben wir unlängst (Beil. Nr. 160 vom 15. Juli 1895) in diesen Blättern erwiesen. Die echte Hundenatur des Cerberus anzuerkennen und auf jene gesuchte Erklärung in seinem Lexikon zu verzichten, hat sich nachgerade W. H. Roscher selbst in der interessanten Abhandlung über das Fragment des Marcellus von Side herbeigelassen. Der Cerberus ist und bleibt der leichenverzehrende, fleischverschlingende *Κρεωβόρος*, er ist gleichsam der Tod selbst. Wir pflegen uns den Tod als einen Saturnus vorzustellen, der die reifen Trauben mit seiner Hippe schneidet oder die Aehren mit seiner Sense abmäht, denn alles Fleisch ist wie Gras; die Griechen sahen in ihm mit alterthümlicher Deutlichkeit den unersättlichen Hund, der die Menschheit auffrißt. Deßhalb nennen die griechischen Dichter auch die Hekate, die Unterweltsgöttin, gelegentlich: Kerberos; sie wurde als schwarze Hündin angerufen und hundeköpfig dargestellt, wie das Grauen des Hades. Es läuft auf dasselbe hinaus, wenn die Hekate in Hymnen als Blutsäuferin (*αἱματόπις*), als Herzverzehrerin (*καρδιόδαιτος*) und als Fleischfresserin (*σαρκοφάγος*) bezeichnet wird.

Der letzte Beiname ist ein bekannter Begriff der Gegenwart. Einen Todtenschrein nennen wir einen Sarg, und die natürliche Annahme, daß das althochdeutsche Sarc aus dem griechisch-lateinischen Sarcophagus verkürzt sei, ist bis heute nicht erschüttert. Es war vergebliche Mühe einzelner Germanisten, Sarg aus dem Deutschen zu erklären. Die Deutschen haben ihre Worte für das kleine Haus, in das wir einst einkehren; es war in vorchristlicher Zeit ein Baumstamm, das heißt die Hälfte eines Baumstammes, die ausgehöhlt und mit der anderen Hälfte zugedeckt ward; daher nennt man in der Schweiz die Särge: Todtenbäume. Aehnlich werden noch bei manchen Naturvölkern die Boote, die sogenannten Einbäume, in Griechenland die Wiegen hergestellt. Ein anderes altes deutsches Wort für Sarg ist: Leichkar, woraus man in Frankfurt Leichenkorb, in Frankreich: le Corbillard gemacht hat. Aber der antike Begriff und die Kastenform hat im Anschluß an den christlichen Cultus den Sieg davongetragen, der römische Sarg den primitiven Todtenbaum verdrängt. Man muß Särge im weiteren und im engeren Sinne unterscheiden. Die ersten wirklichen Särge sind die steinernen Sarkophage gewesen, die man in den Pyramiden, in der Nekropole zu Sidon, in Griechenland und Rom und darnach auch in den römischen Katakomben gefunden hat und die ein so bedeutsames Feld für die heidnische und die altchristliche Bildnerei abgaben. Die christlichen Sarkophage bargen einst die irdischen Ueberreste der besser situirten Gemeindeglieder; die ärmeren ruhten in den Wänden der Katakomben selbst, in jenen eingehauenen und mit einer Steinplatte verschlossenen Nischen, die man seit dem vorigen Jahrhundert uneigentlich als Loculi bezeichnet. Das richtige Wort war Locus — ein Loculus konnte transportirt werden wie ein Sarg in unserm Sinne. Allmählich ist nun der pompöse Begriff Sarkophag verallgemeinert worden wie der Titel Hochwohlgeboren; wie das immer geschieht, hat man nachgerade jede Todtenkiste, und wenn es nur ein paar zusammengenagelte Bretter gewesen wären, als einen Sarkophag bezeichnen wollen. Und so ist der Sarg entstanden, so macht nun den Sarg der Schreiner, der, wenn er todt ist, auch einen Sarg erhält, während sicherlich kein alter Steinmetz jemals in einen Sarkophag gekommen ist.

Das Wort Sarkophag ist griechisch, aber nicht alt; für die thönernen oder irdenen Särge, welche die Griechen gewöhnlich anwendeten, galt die Bezeichnung nicht. Erst etwa im 5. Jahrhundert v. Chr. lassen sich griechische Steinsärge nachweisen; in Rom wurde L. Cornelius Scipio Barbatus, der im Jahre 298 v. Chr. das Consulat bekleidete, in einem Sarge von Peperin beigesetzt, der sich in der Antikensammlung des Vaticans, in einem Vorzimmer des Belvedere befindet; die eigentliche Blüthezeit der Sarkophage fällt in das 2. Jahrhundert v. Chr., wo das Begraben wieder in Aufnahme kam, aus dieser Periode stammt die überwiegende Masse antiker Sarkophage, die unter diesem Namen (Sarcophagi) bekannt waren. Im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. ist bei Plinius und bei Dioskorides von einer Steinart die Rede, die bei der Stadt Assus in Mysien, am Meerbusen von Edremit, gebrochen werde und die Eigenschaft habe, die Verwesung zu befördern und die

hineingelegten Leichen binnen 40 Tagen bis auf die Zähne zu verzehren. Daher werde der Stein, den man den fleischfressenden nenne, zu Särgen oder wenigstens zum Auslegen von Särgen, wohl auch zu Streupulver benutzt. Die Särge hießen dann selber Sarkophage; schließlich hätte man den Ausdruck auf alle Arten von Särgen, ja auf das Grab selber übertragen. Sarcophago contentus erit (Juvenal X, 172). Also lautet die Ueberlieferung, an der man noch immer festhält, die aber keine Wahrscheinlichkeit besitzt.

Daß sie den christlichen Anschauungen schnurstracks zuwiderläuft, leuchtet ohne weiteres ein. Die Christen ließen ja ihre Leichen nicht verbrennen, weil sie an eine Auferstehung glaubten und den Tod nur als einen kurzen Schlummer betrachteten; sie balsamirten ihre Leichen sogar häufig ein, um die Fäulniß hintanzuhalten, wie Christus einbalsamirt worden war. Wie hätten sie also einen Stein nehmen sollen, der die Leichen schnell verzehrte? — Selbst das Wort Sarkophag, von Augustinus als das allgemein übliche bezeichnet, hätten sie mit einiger Ueberlegung nicht gebraucht. Aber auch die Heiden hatten, wenn sie die Leichen einmal nicht verbrannten, an der schnellen Verwesung gar kein Interesse. Im Gegentheil, sie hätten vielmehr nach einem fleischconservirenden, als nach einem fleischfressenden Stein gesucht. Die Hauptsorge der Hinterbliebenen ging natürlicherweise immer dahin, das Bild des Entschlafenen möglichst lange zu erhalten. Und sie hätten die geliebten Züge gleichsam mit Höllenstein geätzt und mit Vitriol bestreut, um sie nur möglichst bald aus der Welt zu schaffen? — In der That nimmt man an, daß der Assische Stein eine Art Alaunschiefer gewesen sei, der Eisenvitriol enthält, daher auch schlechtweg Vitriolschiefer genannt wird. Höllenstein wäre unzweifelhaft das, was dem Sarkophag am genauesten entspräche, die Anwendung des fleischfressenden Steins als eine Art Kauterisation zu denken. Es wäre eine andere Art von Verbrennung.

Nur schade, daß noch niemand einen Sarg aus Höllenstein entdeckt hat. Die Sarkophage, die man in den Museen sieht, bestehen meist aus Marmor — mitunter aus Porphyr, wie der der heiligen Helena, der Mutter Konstantins des Großen —, auch aus Basalt, aus Granit, aus Alabaster und, wie wir gesehen haben, aus Peperino oder Albaner Stein; aber niemals aus Sarkophagstein. Es ist doch sonderbar, daß gerade der Stein mangelt, der vorzugsweise benutzt worden sein und allen Särgen den Namen gegeben haben soll! Die Angabe des Plinius beruht offenbar auf einem Mißverständniß. Man darf den Sarkophag nicht zu einer Steinart machen wollen.

Das wäre ungefähr so, wie wenn wir heutzutage den Grabstein oder den Leichenstein als eine besondere Steinart betrachten wollten. Alaunschiefer und Salpetersaures Silber, Höllenstein, sind allerdings Minerale, und die Bezeichnung: fleischfressender Stein liese etwa den insectenfressenden Pflanzen parallel; aber die Kenntniß dieses Steins den Alten zuzuschreiben, ist gewagt; der Gebrauch, den sie davon gemacht haben sollen, vollends ganz unantik. Jeder steinerne Sarg war ein fleischfressender Stein, mochte er aus Marmor oder Schiefer gehauen sein Ueberhaupt jeder Sarg, auch der hölzerne und thönerne, war ein Fleischfresser. Er ist es heute noch. Er verschlingt den Todten. Er gleicht einem Cerberus.

Einen Sarg gewissermaßen zu beleben und in ein geheimnißvolles und furchtbares Raubthier zu verwandeln, lag um so näher, je größer, schwerer und individueller derselbe war; bei einem monumentalen Gefäße, wie es ein Sarkophag ist, näher als bei einem schmucklosen, aus Ziegeln oder Thonplatten zusammengesetzten Kasten. Erst das steinerne Monument ist überhaupt ein Sarg, der Begriff des Sarges erst mit dem Sarkophage aufgekommen. Er trat gleichsam an die Stelle des Hundes, der die Leiche fraß; an die Stelle des Feuers, das den Todten nicht minder wie ein lebendiges Wesen zu verzehren schien, das die Alten als Ignis Animal ansahen und das von den Wilden so gern wie ein gefräßiges, bissiges, schnaubendes, endlich die Seele aushauchendes Thier betrachtet wird. Es war kein größerer Sprung der Phantasie als die Idee jenes Japaners, der nach Europa kam und an den Taikun berichtete: die Europäer wußten einem großen vierfüßigen Thiere melodische Töne zu entlocken. Ein Knabe oder ein Mädchen setze sich davor: indem sie dem Ungethüm auf den Schwanz träten und gleichzeitig mit den Fingern auf seine weißen Zähne schlügen, nöthigten sie es zum Singen. Der Klang seiner Stimme sei bezaubernd schön. Hier war das große Thier stumm und unbeweglich: der Todte wurde in seinen klaffenden Bauch gelegt, es ward wie ein Ungeheuer mit Menschenfleisch gefüttert; dann schnappte es zu. Der Sarg ist ein Bild des Todes wie der Cerberus. In diesem Sinne könnte man wohl von einem Höllenstein reden. Der Höllenstein ist ein verwandelter Höllenhund.

Wie wäre denn aber gerade die Stadt Assus in den Ruf gekommen, den Grabstein zu besitzen? — Nur durch ein Wortspiel. Diese Stadt war mit dem Tode gleichbedeutend. Geh nach Assus, hieß es, und renne in dein Verderben. So redete angeblich in der Iliade (VI, 143) Diomedes den Fürsten Glaukus an; er sagte nämlich:

ἄσσον ἰὼν, ὡς κεν θᾶσσον ὀλέθρου πειρᾶθ' ἵκηαι,

das heißt: komm näher, so bist du ein Kind des Todes. Für den Comparativ *ἄσσον* aber gefiel es einem Witzbold: *Ἄσσον* zu lesen, als hätte Diomedes gerufen: komm nach Assus. Das wohlfeile Wortspiel muß sehr populär gewesen sein, denn es gibt mehrere Variationen davon, auch eine lateinische Uebersetzung (Asson eas, ut citius ad exitii terminos eas). Assus liegt zufällig nicht allzu weit von Troja. Der Platz, der das allervollkommenste und reinste Bild einer griechischen Stadt gewährt, von den Römern gänzlich unberührt, aber in der Apostelgeschichte erwähnt, neuerdings durch die Ausgrabungen des Amerikanischen Archäologischen Instituts bekannt geworden, enthält noch die großartigsten Ruinen, granitne Säulen und auf der Gräberstraße auch verschiedene mächtige Sarkophage, freistehend, 3—4 Meter lang. Die Alten stellten sich auf Grund jenes homerischen Verses ganz Assus als einen einzigen Sarkophag und den hohen, schwer zugänglichen Felsen, auf dem die Stadt liegt, wie einen großen Grabhügel, etwa wie das Cap Miseum vor. Und daher ist der Assische Stein (*Ἄσσιος λίθος*, lapis Assius) so viel wie Leichenstein und ein Seitenstück zu Cerberus und Sarg.

Mittheilungen und Nachrichten.

-yx- **Die internationale bibliographische Conferenz.** Nach langen Berathungen und Versuchen entschloß sich schon vor Decennien die Royal Society in London, einen „Catalogue of Scientific Papers“ herauszugeben, der die gesammte seit 1800 wo immer erschienene unselbständige Literatur jener Gebiete umfassen sollte, welche der Engländer mit dem Ausdruck „sciences“ bezeichnet. Der erste Band dieses großen Werkes erschien 1867, und der vor kurzem vollendete ist der elfte in der Reihe. So vorzügliche Dienste diese Bibliographie auch leistet, so krankt sie doch an der Unvollständigkeit, und da sie nur nach den Autoren geordnet ist, macht sie die Auffindung des Gesuchten mitunter unmöglich. Um diese beiden Uebel in dem Katalog für das nächste Jahrhundert zu vermeiden, setzte die Royal Society ein eigenes Comité aus ihren Mitgliedern zum Studium dieser Fragen ein und wandte sich an die meisten wissenschaftlichen Institute und Gesellschaften der Welt mit der Bitte, ihr Vorschläge zu machen, wie ein vollständiger systematischer Katalog dieser Art durch internatio-

nale Unterstützung hergestellt werden könnte. Diese Anregung fand fast ausnahmlos die beste Aufnahme; die täglich wachsende Nothwendigkeit, durch gute Bibliographien dem Gelehrten die Kärrnerdienste seiner Arbeit abzunehmen, andererseits das Ansehen der Royal Society hatte zur Folge, daß die meisten ihrer Correspondenten sich mit der Angelegenheit genau beschäftigten, zum Theil, wie insbesondere die Harword Universität, eigene Comités einsetzten und daß schon nach kurzer Zeit eine große Zahl vorzüglicher Referate einlief. Dies veranlaßte die Royal Society, den mehrfach ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen und eine internationale Conferenz zu veranstalten, „um die Wünschenswürdigkeit und Ausführbarkeit des Projects zu besprechen". Durch Vermittelung der Ministerien für auswärtige Angelegenheiten wurden die Regierungen der Culturstaaten aufgefordert, zu diesem Zwecke Männer jener Wissenschaften als officielle Delegirte nach London zu entsenden. Am 14. Juli wird die Conferenz in Burlington House eröffnet werden und Deutschland wird durch die HH. Dr. Walther Dyck, Prof. der Mathematik an der Technischen Hochschule in München, van 't Hoff, Prof. der Chemie, und Reg.-Rath Möbius, Prof. der Zoologie an der Berliner Universität, Realschuldirector Schwalbe und Generaldirector der k. Bibliothek in Berlin Dr. Wilmanns vertreten sein. — Aus den Circularen des vorbereitenden Comités der Royal Society geht hervor, daß vom 1. Januar 1900 ab durch ein unter einem internationalen Gelehrtenausschuß stehendes Centralbureau ein Zettelkatalog aller neu erscheinenden Publicationen auf dem Gebiete der „pure sciences" herzustellen wäre, während eine Ausgabe in Buchform vorbehalten bleibt. Die Organisation dieser Stellen, sowie die schwierigen Fragen der Abgrenzung jener Wissenschaften, der Wahl der Sprache, in welcher die Uebersetzung der Originaltitel erfolgen soll, sowie des Systems bleiben der Entscheidung der Conferenz vorbehalten. Die Kosten des ganzen Unternehmens sollen, so weit sie nicht durch den Verkauf des Katalogs gedeckt werden, durch einen vorerst für die Jahre 1900—1904 zu zeichnenden Garantiefonds aufgebracht werden. — Eine der wichtigsten Entscheidungen der Conferenz wird ohne Zweifel jene bezüglich des zu wählenden Systems sein. Das vorbereitende Comité spricht die Vermuthung aus, daß das Dewey'sche Decimalsystem sich so weit werde verbessern lassen, daß es zur Annahme geeignet erscheint. In Verbindung mit dem Institut international de Bibliographie, das bekanntlich ebenfalls jenes System propagirt, hat die Royal Society sich eingehend mit der Verbesserung jenes Theiles der Dewey'schen Tafeln befaßt, welche die Naturwissenschaften und die Mathematik betreffen. Der Obmann des Comités, Prof. Henry E. Armstrong, tritt warm für die Wahl dieses Systems ein, da es, gleichsam eine internationale Sprache, „sehr große Vortheile" besitze. Durch die Wahl dieses Systems, sowie der Form des Zettelkatalogs würde schließlich das von der Royal Society geplante Werk von selbst zu einem Theil des vom Institut international de Bibliographie projectirten und von der belgischen Regierung angebahnten allgemeinen bibliographischen Repertoriums werden können.

* **München.** Archivrath Dr. Baumann ist für die durch Schulte's Abgang erledigte Professur der Geschichte an der Universität Freiburg allerdings in erster Linie vorgeschlagen worden, hat jedoch einen Ruf dorthin von der badischen Behörde bisher nicht erhalten und also auch nicht annehmen können.

* **Freiburg.** Dr. Otto Buchstein, Privatdocent an der Berliner Universität, ist zum ordentlichen Professor der Nationalökonomie an der hiesigen ernannt worden.

* **Darmstadt.** Dr. Otto Harnack in Rom, durch Studien über Goethe bekannt, gegenwärtig am Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar mit deren Fortsetzung beschäftigt, hat einen Ruf an das hiesige Polytechnicum zur Nachfolge Roquette's im Lehrfach der Geschichte und Literatur erhalten und angenommen.

* **Gotha.** Am 16. Juli sind 100 Jahre verflossen, seit Friedrich Perthes am Jungfernstieg in Hamburg sein Verlagsgeschäft eröffnete, das sich bald einen Weltruf errang. 1822 nach Gotha übergesiedelt, erhielt die Firma, als sie der Sohn übernahm, die Fassung „Friedrich Andreas Perthes", die sie noch jetzt bewahrt, nachdem sie vor einigen Jahren in eine Actiengesellschaft umgewandelt worden. Zur Erinnerung an ihr hundertjähriges Bestehen hat sie soeben eine Jubiläumsausgabe von „Friedrich Perthes' Leben", verfaßt von seinem Sohne Clemens Theodor, in würdiger Ausstattung erscheinen lassen. Das berühmte Buch, das hiemit die 8. Auflage erlebt, wird auch in dieser stattlich erneuerten Gestalt zu alten Freunden neue werden. Es vergegenwärtigt einen Mann, der die Eigenschaften des klugen und energischen Geschäftsmanns mit denen des klaren und entschlossenen deutschen Patrioten in seltener Weise verband.

γσ. **Berlin.** 5. Juli. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" muß zu den großen Tagen der Gesellschaft gerechnet werden, zeigte sie doch trotz der schon sich geltend machenden Reisezeit die Fülle einer Wintersession. Es wurde dies dem Umstande verdankt, daß die Forscher Dr. Paul und Dr. Fritz Sarasin über ihre vierjährige Campagne auf Celebes persönlichen Bericht abzustatten zugesagt hatten. Man ist in geographischen Kreisen allen Schritten der Reisenden nach deren brieflichen Nachrichten gefolgt und mußte sich von ihrem persönlichen Berichte viel Neues und Werthvolles versprechen. In den einleitenden Worten gedachte der Vorsitzende Prof. Dr. Karl von den Steinen des 70. Geburtstages Neumayers, des „Apostels der Südpolarforschung" und Bastians, des „Propheten der Völkerpsychologie", und die Gesellschaft beschloß auf seinen Antrag alsdann, einen Glückwunsch zur Wiedergenesung des Fehrn. v. Richthofen diesem noch der Schweiz zu übermitteln. Dr. Uhle berichtet aus Lima von seiner Auffindung einer der alten Inkacultur vorausgehenden Culturepoche unter den Ruinen von Pachakamac, die ähnliche Züge wie die ältere in Bolivia gefundene Cultur aufweist. Von den bei der Gesellschaft eingegangenen Werken seien genannt: Documente betreffend die Familie des Christoph Columbus, von der italienischen Regierung publicirt; der Bericht über den 6. internationalen Geographencongreß (London 1895); Richard Semon (Jena) „Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres"; Hendrik P. N. Müller: „Zwischen Zambesi und Limpopo"; Heinrich Renner: „Durch Bosnien-Herzegowina"; Ph. Paulitschke: „Ethnographie Nordostafrika's" (Danakil, Galla, Somali); Kiepert und Hülsen: „Formae urbis Romae antiquae" und andere Karten vornehmlich südamerikanischer Staaten. — Als erster Redner entwickelte Dr. Paul Sarasin die Gesichtspunkte, die der wissenschaftlichen Erforschung von Celebes die Richtung gegeben haben. Celebes theilt sich seiner merkwürdigen Gestalt nach in einen Centraltheil, einen Südostarm, einen Südwestarm und einen Nordarm. Auf Europa gelegt, würde seine Südwestspitze mit Corsica, sein Nordostpunkt etwa mit Dresden zusammenfallen, der Centraltheil würde etwa die Schweiz bedecken. Außer der Südwestküste, wo Macassar liegt, und dem Nordorm mit Minahassa ist die Insel namentlich im Innern bisher ziemlich unbekannt gewesen und es galt, sie als Ganzes geographisch zu fassen, um ohne Phantasie ein auf Beobachtung ruhendes Kartenbild herzustellen. Der Insel selbst sind an allen Aurläufen stets kleinere Inselchen oder Gruppen von Inseln vorgelagert, die ihre Fortsetzung darstellen und weitere Verbindungen in der ostasiatischen Inselwelt andeuten. Nach einjähriger Vorbereitung in der Minahassa, wo die Reisenden namentlich sich in der astronomischen Ortsbestimmung übten, sowie die holländische und malayische Sprache erlernten, ging man an die eigentliche, planmäßige, zoologische, botanische, geologische und geographische Erforschung und Durchquerung. Auf sieben, oft unter den größten Schwierigkeiten ausgeführten Expeditionen wurd der Nordorm, das Centrum vom Golf von Boni südlich bis Tomini nordöstlich, der Süden im West und Ost durchquert, das Gebirge nach Lage, Form und Tektonik studirt und eine Spitze von 2800 Meter Höhe bestiegen. Lage, Ausdehnung, Richtung von Gebirgen und Wasserläufen, sowie die Lage der Seen, Dinge die fast kaum im einzelnen bekannt sind, legten den Forschern weitere Fragen zur Lösung nahe, die sie aus der Betrachtung von Fauna und Flora, die beide stark endemischer Züge tragen, zu den Problemen der Entstehung und Bildung der heutigen Continente hinleiteten. Eine Erforschung von Celebes gibt der Behauptung von Wallace nicht ganz Recht, daß diese Insel ihrem Charakter nach schon völlig zu Australien gehört und die Scheidung dieses Continents von Asien durch die Straße von Macassar bezeichnet werde. Die geologische Geschichte der Insel, die sowohl in ihrer Fauna wie Flora asiatische wie australische Formen aufweist, scheint auf eine lange Isolirung der Insel hinzudeuten, was auch durch die zahlreichen endemischen Formen der Fauna, die lange Zeiträume zu ihrer Bildung nothwendig haben mußten, angezeigt wird. Australien muß sich zu der Zeit schon abgezweigt haben, als die Beutelthiere noch den hervorragenden Theil aller Säugethiere bildeten. Es fragt sich nun, wo war der erste Riß? Ging er durch die Straße von Macassar, so müßten auf Celebes heute nur Beutelthiere sich finden, dies ist aber keineswegs der Fall; ebenso steht es mit der Flora, wir finden neben

Formen, die auf Australien und Neu-Guinea hinweisen, asiatische Typen. Celebes stellt eine Brücke zwischen beiden Continenten dar, die durch successiven Zusammenbruch sich getrennt haben müssen. Doch ist der klimatische Factor unmenschlich bei der Bildung der Flora keineswegs außer Acht zu lassen, sowie die Thatsache, daß Celebes durch Hebung der Erdrinde hier entstanden ist. Der Nordost und Süden der Insel sind im Klima verschieden. Im Süden wechselt Regen- und Trockenzeit beständig, während der Nordost ein gleichmäßiges Klima hat und deßhalb eine reichere Vegetation als der Süden aufweist. Der Vortragende gab alsdann einen bisher unbekannten, auf seinen Forschungen beruhenden Ueberblick über die Entstehung der Gebirge auf Celebes. Auf Granit und Grünstein lagert ein sedimentärer Mantel und Spuren eines recenten Vulcanismus sind sehr zahlreich, allein oft finden sich geologische Thatsachen auf der einen Seite des Gebirges, die auf dessen Gegenseite durch die Vegetation allzu sehr verdeckt werden, so daß die Durchquerung aller Theile ein unerläßliches Erforderniß ist, um ein gesichertes Bild zu erhalten, und das Flußbett, wie aufgelesene Rollblöcke, geben nicht selten hier geologisch die überraschendsten Aufschlüsse. Neben Grünstein und fettem Thon finden sich Kalke und viel Erz, namentlich Eisen, auch Gold ist nicht selten. Die geologischen Forschungen auf Celebes führen nun zu dem Versuche, sich eine Vorstellung aus der Entstehung des Bogengürtels von Gebirgen zu machen, die vom Nordosten des asiatischen Continents sich zum Süden herunterziehen und in ihren Senkungsfeldern das Meer einschließen. Dieser Inselgürtel, von den Aleuten und Kurilen an gerechnet, fällt nach der Seite seines idealen Centrums, d. h. nach dem Continent zu, steil ab, während nach dem Pacific zu die Dachungsseite gelegen ist. Celebes mit seinen Gebirgen gehört in diesen Gürtel mit hinein und aus dem Studium seiner Gebirgstektonik werden sich die Gesetze des Zusammenbruchs der Erdoberfläche an dieser Stelle mit Sicherheit ergeben. Es zeigt sich auf Celebes ein Kettensystem. Die Ketten des Westens streichen nach Norden, die des Nordarms nach Westen, so daß in der Nordwestecke am Busen von Toli-Toli ein Gebirgsknoten entsteht, woselbst Erdbeben nicht selten sind. Eine eingehendere Betrachtung des Nordes der Insel erhellt deren Zusammenhang in geologischer Hinsicht mit dem Westen einerseits und der australischen Seite anderseits. Celebes ist erst in junger geologischer Vergangenheit aus der Tiefe des Meeres um ein Bedeutendes emporgetaucht und weist auch Beziehungen zu Afrika auf. Die Insel ist für die Bildungsgeschichte der großen Continente von allerhöchster Bedeutung und ihre wissenschaftliche Aufhellung ist eine Nothwendigkeit geworden für die geographische Erkenntniß. — Als zweiter Redner sprach Dr. Fritz Sarasin über die letzte große Expedition, die Durchquerung der südöstlichen Halbinsel von Celebes vom Golf von Bone bis zum Golf von Tomini, die der Auffindung der beiden großen Seen galt, des Matanasees und des Tarentasees, von denen die Reisenden durch Erzählungen Eingeborener an der Küste vernommen hatten und die weder von keinem Europäer gesehen worden waren. Ihre Erreichung bot die größten Schwierigkeiten, theils wegen der großen natürlichen Hindernisse, die hier im Wege staunen, theils wegen des Widerstrebens der Eingeborenen. Mit Hülfe des Fürsten von Luhu, eines der etwa 40 Bugisenstaaten, die an der Küste gelegen sind und deren Einwohner Mohammedaner geworden, ging am 5. Februar 1896 eine Expedition von 65 Trägern, zum theil bewaffnet, ins Innere ab zu den Toradja, den wilden Dämonenanbetern und als Kopfjäger gefürchteten Eingeborenen von Celebes. Am 9. Februar war Paloppo erreicht, über eine Gebirgsstelle kam man nach Ussu, dann durch üppige an Kaltuspalmen reiche Flußlandschaften und gelangte in vier Tagen an den dichten Wald, wo Wurzelwerk, riesige Rotangpalmen und der glatte Boden ein Vordringen sehr erschwerten; mehrfach mußte man auf schwankenden, aus Baobusrohr gebildeten Brücken Flüsse passiren und nur an trockenen Stellen, die sehr selten sind, war die Nachtrast möglich. Bald wechselte der Wald mit einer Savannenlandschaft ab und hier traf man auf die nur das Schamtuch als Bekleidung benutzenden Eingeborenen vom Stamme der Tairta, die ladessen schon Glasperlen die und da als Schmuck tragen. Es mußte jedoch noch eine Schwelle von 80 Meter überwunden werden, auf deren Höhe sich eine Haide dehnte, an die sich wieder ein tropischer Wald anlehnt, ehe man den schönen, vom Nordwest nach Südost sich erstreckenden, dem Thunersee ähnlichen Matanasee erreichte. Hier bot sich eine seltene, bisher noch nie gemachte Entdeckung: am Süßwasserbecken ein Pfahldorf der Toradja, vielleicht wie die einstigen europäischen Pfahldörfer darum in Wasser gebaut, damit die Bewohner sich Unraths leichter entledigen könnten. Die Bevölkerung am Matasee ist friedlich, während es am Torontisee von Waffen starrt. See gilt als heilig. Seine Tiefe ist in der Mitte 480 Meter, er liegt also noch 80 Meter unter die Oberfläche des Meeres, da sein Niveau 400 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Schnecken und unbekannte Fischarten fand man. Das zahlreiche Vorkommen von Eisen hat hier eine alte Industrie geschaffen und Lanzen werden in großer Zahl aus den Eingeborenen hergestellt, deren Dorf Saramato eine fürstliche Residenz darstellt. Mit Hülfe des Fürsten von Saramato erreichten dann unsere Reisenden auch den Towutisee, der sich als Fortsetzung des Matanasees darstellt. In der Mitte des Towutisees erhebt sich die Todteninsel Loëha, die Begräbnißstätte der Eingeborenen. Der See hat einen schönen tiefblauen Spiegel, allein in seiner Umgebung findet man überall Spuren wilder Kämpfe und Zerstörungen an den Erdwällen und Bambusbefestigungen, die am die Dörfer sich legen, die Bewohner, stark bewaffnet, zeigen überall ein scheues Wesen, die Folge der hier herrschenden dauernden Blutrache von Stamm zu Stamm. Fünf Stunden mußten 30 Leute rudern, um vom steilen Ufer des Sees aus die Insel Loëha zu erreichen. Die Ufer sind von dichtem Hochwald bestanden, der eine eigenartige Flora und Fauna bietet. Von Nordost bis Südwest mißt der See 45 Kilometer, die breiteste Ausdehnung beträgt 30 Kilometer. Man kehrte mit Unterstützung des einheimischen Fürsten zu dem Marktflecken Tomori am Matasee zurück, woselbst alle 14 Tage die Eingeborenen einen Tauschmarkt in Eisen, Tabak, Früchten und gewebten Stoffen aus Rotangbast abhalten. Von Tomori ging die Reise dann durch Wald- und Parklandschaften, über das Gebirge und wieder durch Hochwald, die Grenzscheide zwischen buginesischer Cultur und der der Toradjastämme, an die Westküste des Centralgebiets. Der Redner schilderte in herrlichen Farben die Pracht des Hochwalds, an dessen Ausgange die Nipapalme die Nähe des Meeres anzeigt. Mit Mühe erlangte man an der Küste von den buginesischen Kaufleuten einen Kahn, der Boote für die Expedition herbeizuschaffen ausgeschickt ward, auf denen man, nachdem vier Monate für die Durchquerung dieser südöstlichen Halbinsel verwendet waren, am 22. März d. J. in Macassar anlangte, um acht Tage darauf die Rückfahrt nach Europa anzutreten. Dem Danke des Vorsitzenden an die Forscher schloß sich der lebhafte Beifall der Gesellschaft an. Für die nächste am 10. October stattfindende Sitzung ist ein Reisebericht des Bergraths Schmeißer (Aachen) über die Minendistricte Westaustraliens in Aussicht genommen.

* **London.** Die berühmte **Bibliothek** des Earls von **Ashburnham** soll demnächst in London versteigert werden, da ein Käufer für die ganze Sammlung nicht aufzutreiben ist. Einen Theil der werthvollen Handschriften hat das britische Museum erworben.

Neuigkeiten!

Zwei Novellen
von
Fritz Zilcken.

Inhalt: **Bruder Coelestin. Die weisse Maus.**
10 Bogen. 8°. Preis brosch. M. 1.50.
Gute, fesselnde Familien- und Reiselektüre.

Holsteinische Gewächse
von
Adolf Holm.

10½ Bogen, illustrirt, gr. 8°. Preis M. 2.—
Holsteiner fröhliche Dorfgeschichten, vielfach mit „Platt" durchsetzt, den prächtigen Menschenschlag behandelnd, verfehlen ihre erheiternde Wirkung nirgends, wo man noch Sinn für Humor und guten Geschmack hat.
Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger (7803)
A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 10. Juli. Nummer 158.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gewerblicher Unterricht in England. — Adolf Pichlers Streifzüge. Von Moriz Necker. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gewerblicher Unterricht in England.

M. S. Die belgische Regierung läßt durch ihre Gelehrten oder Beamten mit vielem Fleiße die Einrichtungen der großen europäischen Staaten studiren, um später einmal, wenn sie noch dazu kommt, das Beste, was sie in der Fremde gefunden hat, dem eigenen Lande zugänglich zu machen. Da sie die Ergebnisse der einzelnen Studienreisen zuvorkommenderweise in eleganter Ausstattung und zu sehr billigem Preise veröffentlicht, ist es dem Auslande möglich, sich dieselben ebenfalls anzueignen. Soeben hat Herr Dr. Oskar Pyfferoen, ein bereits nicht unrühmlich bekannter Socialpolitiker und vor einigen Jahren der Schüler Schmollers, auf Grund einer 1895 gemachten Reise einen Bericht über den Zustand des gewerblichen Unterrichts in England geliefert,[1]) der überraschende Mittheilungen bringt. Pyfferoen hat nichts gewollt, als einen Bericht liefern, und läßt daher sein eigenes Urtheil nur gelegentlich einfließen. Er hat, damit das Bild ganz ungetrübt sei, eine Verarbeitung des Stoffes vermieden; Wiederholungen finden sich sogar etwas gar zu zahlreich. Statistisch genau ist das Buch natürlich nicht; doch notirt der Verfasser alle die statistischen Angaben, die er auftreiben konnte. Ich will mich hier im wesentlichen an sein Beispiel halten, indessen dort, wo sich mit einiger Sicherheit ein Schluß ziehen läßt, mit meinem Urtheil nicht zurückhalten; vorweg aber bemerken, daß ich mich doch nicht zu dem überaus günstigen Gesammturtheile bekennen kann, das Pyfferoen von dem Zustande des englischen Gewerbeschulwesens zu haben scheint.

Nach einigen orientirenden Bemerkungen über den Umfang, die Aufgaben und die Nothwendigkeit des gewerblichen Unterrichts berichtet Pyfferoen zunächst in drei Abtheilungen über die Gesetzgebung und die Befugnisse und Mittel der Localbehörden, die in erster Linie in Betracht kommen, über die Antheilnahme der Regierung und die Leistungen der Privatinitiative im allgemeinen, sodann in Abschnitt 4 und 5 über die Lage des Gewerbeschulwesens in London und in Nordengland, und darauf über die Pflege, die einige einzelne Berufe dem Unterrichte zugewandt haben; er schließt mit einer Betrachtung darüber, was Belgien aus seinem Berichte lernen könne. In einem Anhange theilt er die einschlägigen Berathungen mit, welche die Commission du travail des belgischen Parlaments am 5. Februar 1887 geführt hat, sowie die in Betracht kommende Bibliographie. Er beschränkt sich, abgesehen von einigen Zahlenangaben, auf das eigentliche England; Wales, Schottland und Irland hat er nicht bereist.

Auf Grund einer Propaganda, die zumeist von Arbeitergenossenschaften ausging, aber erst durch das 1879 begründete City and Guilds of London Institute wirksam wurde, veranstaltete eine 1884 berufene königliche Commission eine Untersuchung über das englische Gewerbeschulwesen. Ihr trauriges Ergebniß führte zunächst zu der großartigen aneifernden Thätigkeit der National Association und dann von 1889 bis 1891 zur gesetzlichen Regelung.

Die großen Gesetze haben das Schicksal des gewerblichen Unterrichts nahezu ganz in die Hände der Grafschafts- und Stadträthe gelegt, nachdem das Parlament eine Zeit lang geschwankt hatte, ob man nicht besser thäte, es den Schulräthen anzuvertrauen. Der Regierung die Leitung zu übergeben, liegt nicht in der englischen Art; auch sprach der durchschlagende Grund dagegen, daß der gewerbliche Unterricht nur dann gedeihen kann, wenn er den Bedürfnissen des einzelnen Ortes aufs engste angepaßt ist. Die Furcht vor Cliquenherrschaft und Mißgriffen trat davor zurück. Viele Schwierigkeiten hat die Definition des gewerblichen Unterrichts gemacht, namentlich das von den Arbeitern durchaus geforderte Ziehen einer klaren Grenze zwischen gewerblichem Unterricht und Lehrlingsausbildung. Die localen Behörden dürfen nun 1) Schulen errichten, 2) und das ist ihre Hauptaufgabe, die private Thätigkeit bei der Unterhaltung der Schulen unterstützen, 3) den Unterricht durch Stipendienverleihungen fördern. Gewöhnlich haben die Behörden die Wahrnehmung ihrer Aufgaben und Rechte einer besonderen Commission übertragen. Diese Commission darf den Schulen, die dem Gesetz und den Entscheidungen der Regierung entsprechen, Unterstützungen nicht verweigern; sie sendet in dem Falle aber auch in entsprechender Anzahl Vertreter in das Comité, dem die Verwaltung der Schule unterstellt ist, und verlangt Rechenschaft von dem Anstaltsleiter. Das Recht, einer Schule Unterstützungen aufzuzwingen, um sie zur Unterwerfung unter die von der Regierung aufgestellten Schulpläne zu bringen, hat die Commission nicht.

Die Mittel, über welche die localen Behörden verfügen können, rühren vornehmlich aus zwei Quellen her: 1) aus einer directen Steuer, deren Ertrag aber 30,000 Pfd. St. jährlich bis jetzt nicht überstiegen hat, und 2) aus einer indirecten Steuer auf Spirituosen, deren Ertrag sich vom 1. April 1890 bis zum 31. März 1894 in England allein auf 2,797,100 Pfd. St. belaufen hat. Der Etat der Grafschafts- und Stadträthe für den gewerblichen Unterricht für 1893/94 belief sich auf 696,328 Pfd. St. (Wales mit 30,035 und Schottland mit 40,295 Pfd. St. 14 Sch. eingeschlossen). Davon entfielen auf die englischen Grafschaften, die auch die Städte mit weniger als 40,000 Einwohnern umfassen, 465,009 Pfd. St. 11 Sch. und auf die großen Stadtbezirke 160,987 Pfd. St. 11 Sch. Nun hat man thatsächlich nicht die ganze Summe auf den Unterricht verwandt, weil kein Bedürfniß dafür vorlag. Pyfferoen bietet eine specialisirte Tabelle über die in England und Wales 1893/94 thatsächlich gebrauchten Summen:

[1]) *O. Pyfferoen*, Rapport sur l'enseignement professionel en Angleterre. Groß 8°. XV, 321 S. Bruxelles 1896. 2.25 Fr.

Digitized by Google

Verbrauch 1893/94 in den:	Grafschaften £	s.	d.	Städten £	s.	d.
Ueberwiesen durch d. Grafschaften an die Städte	74,620	1	2	—	—	—
Stipendien	40,047	19	6½	5,444	9	10
Abendschulen	13,921	14	10	5,263	7	6
Gewerbe- und Kunstschulen	56,433	11	8	82,502	2	6
Industrielle Curse	73,851	7	10	8,552	16	10
Gewerbliche Curse anderer Art	60,726	13	11	11,092	8	2
Unterstützungen zur Anschaffung von Apparaten	2,934	—	5	12,484	2	8
Kosten von Neugründungen	33,657	9	5	11,527	18	9
Verschiedenes	49,950	7	4½	23,217	4	8
	396,143	6	2	160,084	10	1

Ein Bild von dem gesammten Aufwand für den gewerblichen Unterricht in England vermögen diese Zahlen nicht zu geben, namentlich nicht von dem in den großen Städten, da sie das sehr stark an ihm betheiligte Privatcapital nicht berücksichtigen.

Ueber den Localbehörden steht, aber nur in geringem Grade, als Centralgewalt das Science and Art Department. Auch das Departement gewährt reiche Unterstützungen. Aber es will mit ihnen nur die Anstrengungen der Grafschaftsräthe und der Privatinitiative ergänzen, nicht sie überflüssig machen. Es verlangt, daß seine Bewilligungen ausschließlich für den Unterricht, nicht für die Einrichtung und den Unterhalt der Gebäude verwandt werden. Es erkennt nicht an, daß eine einmal gewährte Unterstützung in den folgenden Jahren weiter gewährt werden muß. Die Schüler müssen bestimmten Bedingungen entsprechen, die Schule von einem Comité verwaltet werden, dessen Mitglieder der Bestätigung des Departements unterliegen. Die Unterstützungen werden gewährt nach der Höhe der Schülerzahl, der Anzahl der Unterrichtsstunden, den Leistungen der Schule. Die Leistungen werden durch unnöthig strenge Prüfungen festgestellt, die sich auf 25 wissenschaftliche und eine noch weit größere Reihe praktischer Disciplinen erstrecken und deren Organisation 1892/93 21,635 Francs gekostet hat. Fünf verschiedene Stufen kann der Prüfling in jeder Disciplin erreichen. Ihnen entsprechen fünf Classen der Subsidien, die der Schule für jeden als reif anerkannten Schüler zufließen.

Außer der Schule erhalten aber auch die Schüler von dem Departement Unterstützungen. Theils sind es Preise, theils Stipendien. Diese steigen auf von der einfachen Bezahlung des Schulgeldes bis zur Gewährung von je 60 Pfd. St. drei Jahre hindurch, ja von 250 Pfd. St. Der Stipendien gibt es heute schon übermäßig viel. Das Departement wünscht allerdings, daß nur auf je 50 Schüler ein Stipendium kommt, aber bereits haben — abgesehen von dem Eifer der Privaten — 37 Grafschaften allein 7252 Stipendien mit einem jährlichen Gesammtbetrage von 40,598 Pfd. St. begründet, die einzige Grafschaft Bradford 232.

Die Thätigkeit des Departements beschränkt sich indessen nicht auf die Bewilligung von Geldhülfen; es hat die Ausführung der 1889—1891 erlassenen Gesetze zu überwachen und ist bei Streitigkeiten die Berufungsbehörde. Demgemäß entscheidet es, welche Gegenstände — Pyfferoen theilt sie mit — im gewerblichen Unterricht gelehrt werden dürfen. Demgemaß hat es aber auch die Ausbildung des Lehrpersonals für die Gewerbeschulen auf seinen zwei höheren Lehranstalten in South Kensington: dem Royal College of Science (1895: 294 Studirende, darunter 158 Stipendienempfänger!) und der Normalschule für die nationale Kunst übernommen. Staunenswerthes hat es bei der Anlage seiner industriellen Museen, dem in South Kensington und dem in Bethnal Green geleistet; ihr Werth wird ganz außerordentlich dadurch gesteigert, daß das Departement einzelne Sammlungen an die Provincialstädte verleiht, um ihnen die Ertheilung des Unterrichts zu erleichtern. Auch gewährt es Unterstützungen, wenn einzelne Stadträthe eigene Museen begründen wollen Im ganzen haben sich 1894 an seinen Schätzen, die von den Arbeitern in der Regel bis 10 Uhr Abends besichtigt werden können, 6,284,202 Menschen erfreut.

Das Departement hat im Etatsjahr 1894/95 für den höheren Unterricht 32,483 Pfd. St., für die Verwaltung und die Museen 128,916 (bei Pyfferoen durch einen Druckfehler 812,916) Pfd. St., für den mittleren und niederen Unterricht (einschließlich der Kosten des Handfertigkeitsunterrichtes in den Volksschulen) 406,975 Pfd. St., zusammen 568,374 Pfd. St. aufgewandt.

In Betracht kommt auch die Thätigkeit des Education Department für Errichtung einmal von Wirthschaftsschulen, dann von solchen Abendschulen, deren Unterricht wenigstens mittelbar dem gewerblichen Unterrichte zu gute kommt. Von den Wirthschaftscursen erfreuen sich die Kochcurse eines so großen Zulaufs, daß man ihre Einfügung in den Lehrplan der Volksschulen ins Auge gefaßt hat. Das Unterrichtsdepartement hat 1894/95 in 2577 Kochcursen 122,325 Mädchen unterrichten lassen. Ueberall glaubt man bemerkt zu haben, daß sich die jungen Hausfrauen und die Frauen oder Mädchen, die sich in einem Dienst irgend welcher Art befinden, nicht aber die Arbeiterinnen, wie die Schneiderinnen und Ladenmädchen, eifrig an den Haushaltungscursen betheiligen. In demselben Jahre 1894/95 hat das Unterrichtsdepartement 3318 Abendschulen mit 266,683 Schülern unterstützt. 32,342 Schüler (12.13 Procent) waren weniger als 14, 37,043 (13.89 Proc.) mehr als 21 Jahre alt. Die Subsidien betrugen 2,288,512 Francs.

Fast größeres noch als die Regierungs- und Kreisbehörden leistet die private Thätigkeit. Da ist die National Association mit ihrem rastlosen Eifer, das ganze Volk für die Sache zu begeistern, jedem, der dessen bedarf, mit Rath und That zur Hand zu gehen. Hätte das Parlament nicht auf ihre Bereitwilligkeit hoffen dürfen, so hätte es unmöglich die Veranstaltung des Unterrichts den unerfahrenen, oft nachlässigen Localbehörden anvertrauen dürfen. Für das Ausland ist ihr Organ, der Record, von unschätzbarer Wichtigkeit. Greifbarer indessen, als die Wirksamkeit der Association, ist die des City and Guilds of London Institute for the avancement of Technical Education, das aus dem Schoße der alten Londener Zünfte und Gilden hervorgegangen ist. Von vornherein hat das Institut, in engster Fühlung mit den Männern der Praxis, dem gewerblichen Unterricht eine praktischere Richtung zu geben gesucht, als das Science and Art Department. Und darüber ist es dazu gekommen, neben der Centralverwaltung des Departements eine neue einzurichten, welche eine ganz anders umfangreiche und intensive Thätigkeit entfaltet, als jene. Unaufhörlich ist es daran, den Unterricht zu verbessern; alljährlich stattet es über den Erfolg seiner Bemühungen Bericht ab. Bereits betrifft der Bericht 63 Berufszweige. Um sich einen schwerwiegenden Einfluß auf die Schulen selbst zu sichern, gibt es Anerkennungsdiplome aus. Da es mit der Praxis in so naher Fühlung steht, strebt natürlich jedes Institut danach, anerkannt zu werden. Sehr ausgebildet ist das Inspectionswesen des Instituts, aber der stärkste Theil seines Einflusses beruht doch auf seinen Prüfungen. Für sie ernennt es an den betreffenden Orten besondere Comités, und da zeigt sich nun so recht der Unterschied zwischen Departement und Institut. Die Comités, die dem Departement unterstehen, sind ihm gegenüber nahezu unabhängig, die des Instituts sind wenig mehr als die Geschäftsträger des In-

stituts. Im Jahre 1894 haben sich bereits 11,631 Personen den Institutsprüfungen unterzogen; nur 55.4 Proc. hat man die Prüfung bestehen lassen. Interessant ist deren Vertheilung auf die einzelnen Berufe. Eine Geldmacht ist das Institut für den englischen Unterricht nicht; als solche kommt es nur für den Londoner in Betracht. Dagegen nimmt es mehr und mehr durch das ihm gehörende Central Technical College in South Kensington (1893/94 222 Schüler; jährliches Schulgeld 25 Pfd. St.) und das Technical College zu Finsbury (200 Schüler; jährliches Schulgeld 15 Pfd. St.) an der Heranbildung des Lehrpersonals theil. Ermöglicht wird ihm seine Wirksamkeit durch die großartige Freigebigkeit einiger Corporationen und Privatleute, die ihm bisher insgesammt 453,435 Pfd. St. 19 Sch. 6 P. zugewendet haben.

Von dieser Summe ist der größte Theil, wie bereits angedeutet, dem Londoner Gewerbeschulwesen zu gute gekommen. Das Londoner Gewerbeschulwesen ist außerordentlich entwickelt. Im Auftrag des Stadtrathes hat Llewellyn Smith 1890—1892 eine großartige Statistik namentlich über die Londoner Arbeiterbevölkerung aufgenommen und verarbeitet. Auf Grund dieses Berichts hat sich eine Commission aus 34 Mitgliedern, die dem Stadtrath, dem Schulrath, der Charity Commission, dem Institut, dem Trade Council und der Vereinigung der Anstaltsleiter angehören, an die Arbeit gemacht. Die Unterstützungsbedingungen sind im allgemeinen dieselben, welche das Departement aufgestellt hat, einige aber besonders scharf gefaßt. Zum Beispiel: Classen, in denen praktisch gearbeitet wird und die eine eingehende Beaufsichtigung des Schülers verlangen, dürfen nicht mehr als 15 Schüler aufnehmen. Mit dem praktischen Unterricht muß stets eine theoretische, wissenschaftliche Unterweisung verbunden sein. Die Commission hat sich damit gegen die scheinbar in der Arbeiterschaft besonders lebendigen Bestrebungen entschieden, welche den Unterricht rein praktisch zu gestalten wünschen. In Bolton ist bei Einführung des theoretischen Unterrichts die Zahl der Theilnehmer von 906 auf 491 gefallen, dafür aber die Zahl der Prüflinge von 356 auf 438 gestiegen. Das große Institut der Londoner Goldschmiede, das das Belegen der theoretischen Curse freistellt, ist ebenso bei den Arbeitern sehr beliebt. Mit dem Eintreten für die Verbindung des praktischen mit dem theoretischen Unterricht hat London freilich noch nicht den Hauptfehler geheilt, an dem das englische Unterrichtswesen m. E. leidet: daß der wissenschaftliche Unterricht immer mehr in den Vordergrund tritt und damit das Arbeiterelement sogar in den Abendschulen stetig weiter zurückgedrängt wird. Eine dritte Forderung ist, daß das Einschreibegeld für jeden Curs ½ Pfd. St. nicht übersteigen darf; es darf aber auch nicht völlig entfallen, denn der Unterricht soll, um den Arbeiter anzuspornen, nie umsonst ertheilt werden. Es dürfen für ein und denselben Schüler nicht mehr als drei Curse veranschlagt werden. Man nimmt mit Recht an, daß ein Schuler nicht mehr bewältigen kann, da die Vorbereitung für jeden Unterrichtsabend ebenfalls einen Abend beansprucht. Ueber diese Bestimmung hinaus legt man jedem Theilnehmer nahe, seine Studien systematisch auf drei oder mehr Jahre zu vertheilen, mit allgemeineren, mehr wissenschaftlichen Gegenständen zu beginnen und mit den besonderen, seinen Beruf betreffenden, zu schließen.

Der Londoner Stadtrath hat 1894/95 ungefähr 64,000 Pfd. St. für Zwecke des gewerblichen Unterrichts ausgegeben; 1895/96 sollte er dafür 86,000 Pfd. St. verwenden. Er kann, wenn er will, 173,959 Pfd. St. ausgeben; denn so groß ist sein Antheil an der Spirituosensteuer. Besonders stark unterstützt er eine Art von Gewerbeschulen, in welchen der Ausländer kaum etwas anderes als den Verderb des englischen Gewerbeunterrichts sehen wird: die Polytechniken. Die Hauptgoldquelle der Polytechniken ist die Charity Commission, die durch eine Parlamentsacte von 1883 ermächtigt ist, über den Ertrag einer Reihe von Stiftungen zu derartigen Zwecken zu verfügen, und nun alle anderen Schulen unbeachtet läßt. Neun große Polytechniken verdanken ihr ihr Entstehen, drei ihre Fortdauer. 1895 verbrauchte sie für die Förderung des gewerblichen Unterrichts etwa 160,000 Pfd. St.

Die neuen Polytechniken unterstehen thatsächlich der Leitung des Instituts. Die acht zur Zeit fertigen hatten 1894/95 einen Etat von 90,000 Pfd. St., sie ertheilten 27,000 Personen in 1250 Cursen Unterricht. Vier sind noch im Bau begriffen. Drei andere Anstalten sind auf die gleiche Stufe mit den Polytechniken zu stellen. Man hat berechnet, daß ein Polytechnicum durchschnittlich sein Jahresbudget mit einem Deficit von 5000 Pfd. St. abschließt.

Der Name dieser Anstalten ist rein zufällig; er rührt daher, daß die älteste von ihnen, das Polytechnic der Regent Street, der die andern nachgebildet sind, in ein ehemaliges Polytechnicum verlegt wurde, als ihre bis dahin innegehabten Räumlichkeiten zu klein wurden. Ein englisches Polytechnicum ist nach Pyfferoens treffender Begriffsbestimmung eine mit einem großen Vergnügungsetablissement verbundene Gewerbeschule. Es ist zugleich eine Volksuniversität und der Sitz einer großen demokratischen Gesellschaft von philanthropischem, zuweilen auch religiösem Charakter, die eine Masse von Clubs und Sportsvereinigungen, wissenschaftlichen und literarischen Kränzchen umfaßt. Entsprechend finden sich in die Listen eines Polytechnicums zwei Kategorien von Personen eingetragen: Mitglieder, die an allen Vortheilen der Gesellschaft theilnehmen, und Schüler, die nur den Unterricht besuchen.

Pyfferoen bietet von einer Reihe der Polytechniken die Schulpläne und die Listen der geselligen Veranstaltungen sehr ausführlich. Es ist hier nicht der Raum, darauf einzugehen. Die Ausartung geht soweit, daß einzelne Polytechniken für die Arbeiter Vergnügungsreisen bis nach Italien, ja ins hl. Land und nach Aegypten veranstalten. Mehrere von ihnen haben auch je ein eigenes, wöchentlich erscheinendes Organ. Zu billigen ist dagegen, daß sie zugleich Krankenversicherungen und Sparcassen ins Leben gerufen haben.

Das Polytechnic der Regent Street erhält jährlich von der Stadt 3000, vom Departement 2000, vom Institut 300, von der Charity 2000 Pfd. St.; den Rest von 9000 Pfd. St. deckt sein opferwilliger Leiter M. Hogg. Zum Bau des People's Palace haben die Tuchhändler 60,000 Pfd. St. beigetragen; jetzt zahlen sie jährlich 8000, die Charity 3600 Pfd. St. Seine Tagschule ist die wichtigste unter denen der Polytechniken. Besonders der Ausbildung im Baugewerbe dient das Borough Polytechnic Institute, in dem Pyfferoen die meisten Arbeiter getroffen zu haben glaubt; es erhält von der Stadt jährlich 7000 Pfd. St. Die Errichtung des Battersea Polytechnic Institute hat nicht viel weniger als 120,000 Pfd. St. gekostet; es bekommt etwa 5000 Pfd. St. Jahreszuschuß. Seine Hauptstärke ist der Wirthschaftsunterricht. Das South-West Polytechnic zeichnet sich durch seine praktische Anlage aus, ist aber wohl nicht so groß, als die anderen. Das Woolwich Polytechnic betreibt vornehmlich die Unterweisung im Maschinen- und Schiffsbau und ertheilt daneben noch Auswanderern besonderen Unterricht. Man scheint in seinen Erholungsräumen sehr auf das Auseinanderhalten der Geschlechter zu achten. Ueberall sind die Arbeiterinnen sehr stark vertreten; die Curse werden natürlich für beide Geschlechter gemeinsam gegeben. Bei der Gelegenheit sei bemerkt, daß die Polytechniken als Mitglieder nur junge

Digitized by Google

Leute aufnehmen, als Schüler Leute jeden Alters. Das City Polytechnic bewahrt sich von früher her einen mehr wissenschaftlichen Charakter. Das kostspieligste, aber dennoch von der Stadt ganz unabhängige Polytechnicum ist das Goldsmith's Institute, erbaut von den Goldschmieden mit einem Kostenaufwand von 300,000 Pfd. St., jährlich von ihnen mit 5000 Pfd. St. unterstützt.[1]) Endlich das St.-Bride Foundation Institute befleißigt sich vor allem der Pflege des Buchdruckereigewerbes.

In einen schroffen Gegensatz zu den Polytechniken hat sich die Baugewerksschule des Banister Fletcher, die Trade Training School, gestellt. Sie betont, daß in den anderen Schulen der theoretische Unterricht gar zu sehr überwogen habe. In ihrem Schulcomité sitzen angesehene Industrielle, ein Vorzug, dessen sich kaum eine andere Londoner Schule rühmen kann! Sie hat ihre Curse noch einmal in Altersclassen eingetheilt, um den Unterricht der Entwicklungsstufe des Theilnehmers möglichst genau anpassen zu können. Aehnliche Anschauungen vertritt das Westminster Technical Institute, das seine Lehrer geradezu aus den intelligenteren Arbeiterkreisen entnimmt. Mehr oder minder sind sich die Leiter dieser beiden Schulen und einiger anderer bewußt geworden, daß ein Hauptschaden des englischen Gewerbeschulwesens der ist, daß man versucht hat, einer einzelnen Schule die Ausbildung für alle Berufe zu übertragen. Besonders klar tritt das hervor bei den Schulen, die Pyfferoen, ohne diesen Krebsschaden m. E. genügend zu würdigen, im Abschnitt 6 bespricht, und die an dieser Stelle notirt werden können, weil sie nahezu ausnahmlos London angehören. In großem Maßstabe hat die vorzüglich in ihrem Dasein bedrohte Londoner Kaufmannschaft, jedoch auch die zu Manchester und Liverpool die Errichtung von Sonderschulen und die Veranstaltung eigener Prüfungen in Angriff genommen. Aber auch andere Berufe beginnen sich zu regen; die London and South Western Railway-Gesellschaft hat sich eine eigene Schule erbaut, und schon ist auch das Institut dieser Strömung entgegengekommen.

Es genügt nunmehr, nur noch einen Blick auf das Gewerbeschulwesen des nördlichen Englands zu werfen. Manchester besitzt in seiner technischen Schule wohl das größte aller Polytechniken, wie es denn überhaupt diejenige englische Stadt ist, die sich von jeher am meisten für den gewerblichen Unterricht begeistert hat. Pyfferoens Schilderung des Lehrplans und der Methode dieser Schule, sowie der Zusammensetzung ihrer Schülerzahl nimmt 14 Seiten ein. Die Schule war 1893/94 von 3223 Schülern besucht. Sie kostete in demselben Jahre 17,270 Pfd. St., von denen nur etwa 4800 Pfd. St. durch das Schulgeld aufgebracht wurden. In die Schilderung hinein läßt Pyfferoen eine Bemerkung von allgemeiner Bedeutung fließen: daß die Hauptsaison für den gewerblichen Unterricht der Winter sei und im Winter die Arbeiter an ihm bequem theilnehmen könnten, da die Arbeitsstunden in diesen Monaten überall um $^1/_2$6 beendet seien.

Bei der Erwähnung Manchesters darf der Versuch eines Großindustriellen in Salford, des M. Mather, scheinbar des einzigen in England, nicht übergangen werden, für seine Arbeiter eine eigene Schule zu errichten. Der Erfolg ist groß. Und das dünkt mich natürlich; das Ideal des gewerblichen Unterrichts kann kaum auf eine andere Weise erzielt werden. Nur hier ist eine wirkliche Rücksicht auf das Bedürfniß der Industrie und eine wirkliche Ausbildung des Arbeiters für seinen Beruf vollständig möglich.

[1]) Ich habe die Angaben über die Zahl der Schüler nicht wiederholt, da man sich aus ihnen kein richtiges Bild machen kann. Sie stützen sich auf die Zahl der Inscriptionen; da der Unterricht aber facultativ ist, entspricht die Zahl der dauernden Theilnehmer ihr nicht.

Birmingham hat soeben 60,000 Pfd. St. für ein neues Polytechnicum verausgabt. Pyfferoen bemerkt, daß die Arbeiter, auch die Arbeitgeber Birminghams, und zwar die kleinen mehr noch als die großen, dem Unterricht vielleicht von allen interessirten Engländern das größte Verständniß entgegenbringen. 1894/95 hatte die Schule 1603 Schüler und kostete 8418 Pfd. St. Bedeutender ist die dortige Kunstschule. Ihren Erfolgen verdankt es die Birminghamer Industrie, daß sie ihre Muster und Zeichnungen nur noch zum Theil aus Frankreich zu beziehen braucht. Sehr beachtenswerth ist, daß die Kunstschule auch die Leitung des Zeichenunterrichts in den Volksschulen in die Hand genommen hat. Ihr Budget beläuft sich auf 10,573 Pfd. St.; besucht wurde sie 1894/95 von 3475 Schülern.

Das Polytechnicum zu Nottingham verdankt seine Entstehung dem Eifer der Arbeiter. Zurück ist Liverpool; doch verfolgt es jetzt beim Ausbau seines Schulsystems den richtigen Gedanken, den Unterricht möglichst zu decentralisiren, um den Arbeitern die Theilnahme zu erleichtern. Auch hat es in die Schulverwaltung eine Reihe von Arbeitern aufgenommen. Seine Schulen hatten 1894 1886 Schüler in 126 Classen, die in 13 Gebäude vertheilt waren. Ueber diesen steht als Centralschule das University College. Sehr gut ist die Navigationsschule, welche, Ende 1892 eröffnet, schon 1893 381 Schüler zählte.

Das Product einer großen Industriekrisis ist die technische Schule zu Bradford, zu der ein einziger Mann 4771 Pfd. St. beigesteuert hat. Sie zählte zuletzt 1290 Schüler. Ihr Budget betrug 1894 8402 Pfd. St. In Leeds wird das Mechanics' Institute von 557 Schülern, das Yorkshire College, das ungefähr 214,000 Pfd. St. gekostet hat, von 486 Schülern besucht. Dieses College hat den Anstoß zu der außerordentlichen Ausbildung des Unterrichts in der Textilindustrie gegeben; vielleicht keine andere Industrie kann sich in England eines gleich vollkommenen Unterrichts rühmen. Vornehmlich die Eisen- und Stahlindustrie pflegt die Schule zu Sheffield.

Doch nicht bloß die großen Städte haben sich des Besitzes von technischen Schulen zu rühmen. Da ist Bolton, dessen Schule bei 115,000 Einwohnern 1895 2100 Schüler hatte (bei Besprechung dieser Schule gibt Pyfferoen eine Tabelle der durchschnittlichen Arbeitszeit einer Reihe von Gewerken). Blackburns 120,000 Einwohner haben 50,000 Pfd. St. für den Bau ihrer Schule ausgegeben. Die Schule in dem verhältnißmäßig kleinen Oxford (40,000 Einwohner) kostet jährlich 1746 Pfd. St.

Ich bin damit am Ende der Skizze des englischen Gewerbeschulwesens angekommen; muß aber noch einiges nachtragen. Mir scheint, daß seine Blüthe zum guten Theil — es wäre thöricht zu behaupten: ganz — nur äußerlich ist. Dem Arbeiter kommt es in verhältnißmäßig geringem Grade zu gute. Die Arbeiterschaft hat das von vornherein befürchtet. Sie hat sofort sich versichern lassen, daß aller gewerbliche Unterricht bloß die Thätigkeit in der Werkstätte ergänzen soll. Seinen Beruf erlernen will der englische Arbeiter in der Fabrik; von dem gewerblichen Unterricht verlangt er nur eine Vertiefung seiner Kenntnisse, aber auch sie nur zu dem Zwecke, damit sie allgemeiner werden und er schneller und vorzüglicher arbeiten kann. Eben in dieser Weise vertiefen seine Kenntnisse nur wenige Schulen. Die richtige Methode steht bloß auf dem Papier, und daraus erklärt sich der langsame Rückzug der Arbeiter aus den Schulen. Jedoch tragen die Theilnehmer keine geringere Schuld als die Lehrer an den dem Aufwand und dem Eifer nicht entsprechenden Leistungen. Sie kommen fast ohne Vorbildung, nahezu unwissend in die Gewerbeschulen. Das rührt von dem unsagbar traurigen Zustande des englischen Mittel- und Volksschulwesens her.

Wann daran etwas gebessert werden wird, läßt sich heute kaum sagen; doch darf man eine Bemerkung Pyfferoens wohl dahin verstehen, daß die National Association sich der Sache annehmen will.

Inzwischen ist in einer großen Anzahl von Volksschulen schon eine wichtige Neuerung eingeführt worden, welche dem gewerblichen Unterricht sehr zu gute kommen muß: man beginnt den Kindern Handfertigkeitsunterricht zu ertheilen. 1891 thaten es erst 63 Schulen an 2568 Schüler, 1894 bereits 576 an 30,096. Auch hier macht die Hauptschwierigkeit der Kostenpunkt. Man verbindet auch hier mit der Volksschule große, kostbar ausgestattete Werkstätten, wenngleich natürlich nicht von dem Umfang derjenigen, welche für die Gewerbeschulen nöthig sind. Der Unterricht wird ausnahmlos umsonst ertheilt. In Betracht kommen für den Unterricht hauptsächlich die drei oberen Classen; indessen zieht man bereits auch die unteren heran und selbst in Kindergärten die noch nicht schulpflichtigen Kinder. Regen Antheil an der Einführung nehmen die Schulräthe. Der Londoner Schulrath hat bis 1894 58 Werkstätten allein, und 6 durch ein gemischtes Comité, in dem neben ihm vornehmlich das Institut vertreten ist, begründet. Trotzdem ist London am weitesten zurück. Sheffield gehört zu den Städten, die am früheften vorgegangen sind; Pyfferoen verdankt ihm eine große Anzahl von Angaben über die Kosten des Unterrichts, seinen Einfluß auf die Berufswahl u. s. w. Bemerkenswerth ist auch, was Pyfferoen über den Handfertigkeitsunterricht in Bradford, Nottingham, Birmingham u. s. w. mittheilt. Gerade diese Frage ist m. E. auch für die deutsche Industrie von großer Bedeutung, und es verdienten die englischen Versuche, sie zu lösen, ein eingehenderes Studium, als es Pyfferoen ihnen hat angedeihen lassen können.

Bei der Besprechung dieser Bestrebungen nun bedürfen die Abendschulen, welche die Schulräthe von Manchester, Bradford, Leeds, Sheffield und Liverpool eingerichtet haben, und die sich eines außerordentlichen Zulaufes erfreuen, so daß z. B. an denen zu Bradford 5.9 Proc. der gesammten Einwohnerschaft theilnehmen, einer ausdrücklichen Erwähnung. Sie sind weit weniger gewerbliche Schulen, als Schulen, die den Unterricht der Elementarschule in der Handfertigkeit, in den Sprachen, der Schön- und Kurzschreibung u. s. w. fortsetzen.

Den Schluß des Buches bilden, wie bereits bemerkt, Vorschläge des Verfassers für die Gestaltung des belgischen Gewerbe-Unterrichtswesens. Mancher anregende Gedanke ist dort zu finden, wenn sich Pyfferoen wohl auch gar zu sehr von dem, was er in England gesehen hat, hat beeinflussen lassen. Er ist gegenwärtig auf einer Studienreise in Deutschland, welche demselben Zweck gewidmet ist. Wir wollen abwarten, ob er auf Grund derselben sein Urtheil nicht in verschiedenen Punkten ändern wird.

Adolf Pichlers Streifzüge.

Wenn Natur die Kunst vermißt,
Oder Kunst Natur vergißt: —
Soll für eines ich entscheiden,
Wurd' ich gern das zweite meiden.
Ad. Pichler, „Spätfrüchte", S. 161.

Einer unsrer besten Literarhistoriker, der Anglicist Alois Brandl, auch ein Tiroler von Geburt und Art, urtheilte über Adolf Pichler anläßlich seiner „Spätfrüchte" wie folgt: „Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat und die Frage auftaucht: wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen? wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen." Der Verleger Pichlers druckte dieses Urtheil Brandls nach und da kam es auch mir zu Gesicht. So superlativisch es klingt, so enthält es doch ein Korn von Wahrheit. Im allgemeinen sind ja derartige Prophezeiungen, welche der Zukunft das Urtheil über einen Dichter vorwegnehmen wollen, keine glückliche Form der Einkleidung ästhetischer Meinungen. Die Berufung auf die Zukunft schließt gewöhnlich eine Verurtheilung der Gegenwart in sich ein. Ob Adolf Pichler unter jenen, die nach Schiller und Goethe neue Pfade suchten, wirklich in erster Linie wird genannt werden müssen, bleibt mir zweifelhaft. An die dichterische Potenz eines Hebbel, Keller, Anzengruber — um nur einige Namen zu nennen, die Pichler selbst sehr respectirt — reicht seine poetische Kraft denn doch nicht hinan, schon darum nicht, weil sie den „langen Athem" nicht hat, der zur wahren Kunstgröße denn doch auch gehört: größere Dichtungen hat ja Pichler gar nicht geschaffen; und auch darum nicht, weil Adolf Pichler nur eine einzige Gestalt von dauerndem Werthe der deutschen Literatur gegeben hat, und diese einzige Gestalt ist — er selbst. Er ist durch und durch Individualist und wesentlich Lyriker. Auf die Durchbildung und Vollendung seiner eigenen Persönlichkeit war Zeit seines Lebens seine ganze geistige und dichterische Thätigkeit gerichtet. Er ist am interessantesten nur durch diese unermüdliche, selbst im hohen Greisenalter von derzeit 77 Jahren, das er (Gottlob!) erreichte, nicht ruhende Läuterung, Klärung, Vertiefung seines Selbst. Schon wegen dieser Beschränkung also seiner künstlerischen Begabung kann Pichler von jenem hohen Standpunkte aus, den Brandl einnahm, nicht in die erste Linie derjenigen deutschen Dichter gestellt werden, welche nach Goethe und Schiller einen neuen Ton anzuschlagen vermochten. Das Ideal der Persönlichkeit, das Pichler leitete, ist sogar specifisch goethisch. Aber dennoch enthält Brandls Ausspruch, wenn man von ihm das superlativische Element wegnimmt, das ihm anhaftet, ein Stück Wahrheit, und dieses Stück allein genügt ja auch schon, um diesen Dichter als einen originalen Kopf von historischer Bedeutung für die Literatur erkennen zu lassen, wenn auch seine literarische Wirkung mehr in die Tiefe als in die Breite ging, stets mehr die eingeweihten und objectiven Kenner als die weiteren Kreise des Lesepublicums anzuziehen vermochte. Auch dies ist kein so ganz ungerechtes Schicksal, wie seine Verehrer oft zu klagen pflegen. Denn wenn ein Dichter, um richtig verstanden zu werden, so viel Voraussetzungen in Wissen und Bildung macht, wie Adolf Pichler, der der äußerste Gegensatz naiver Kunst und Production ist, so darf man sich nicht wundern, daß sich seine Wirkungen zunächst auf jene Kreise beschränken, welche die gemachten Voraussetzungen mitbringen, und daß sich seine Werke nur allmählich Bahn zum Volke brechen. Dieses verehrt dann seinen Dichter weniger aus unmittelbarer Erfahrung, als aus Respect vor der Kritik, die ihn feiert. Und auch dies ist wichtig zu wissen, denn erst diese Erkenntniß stellt uns ins richtige Verhältniß zu Adolf Pichlers Selbstbeurtheilung. Er hat unter der Gleichgültigkeit der großen Menge für seine geist- und inhaltreichen Schriften immer schmerzlich gelitten, und er hat daraus sein Urtheil über das Verhältniß des Publicums zum Dichter überhaupt geschöpft — kein glimpfliches Urtheil, wie jeder Kenner Pichlers weiß, denn er ist durchaus nicht der Mann darnach, sich etwas still gefallen zu lassen, was ihm als Unrecht erscheint. In keinem Punkte denkt Adolf Pichler weltschmerzlich, aber in der Auffassung der Stellung des Dichters zur Welt steht er keinem Romantiker an Pessimismus nach. Seine Erfahrungen haben ihm persönlich alles Recht dazu gegeben. Es gibt wenig Dichter, die den oft wahrhaft tragischen Zwiespalt zwischen dem Urtheil der Kritik und dem Urtheil des Publicums, das sich im Buchhändlerausweis äußert,

Digitized by Google

so häufig, so dauernd wie er erlebt haben. Darum auch gehört er zu den Dichtern, welchen die Zukunft gerechter werden muß, als es ihre Gegenwart war.

Jenes Korn von Wahrheit in dem citirten Ausspruche Alois Brandls besteht nun darin, daß Adolf Pichler meines Wissens der erste richtige Naturalist, das Wort im modernsten Sinne des Zolaischen sogenannt naturwissenschaftlichen Naturalismus verstanden, in Deutschland und vermuthlich lange vor Zola selbst ist. Wie, wird man fragen, der Dichter des weltflüchtigen Fra Serafico, der „Todtentänze", der „Letzten Lerche", der Autor der weltliterarischen „Epigramme" wäre ein Naturalist? Wie? Pichler, der Feind aller Sentimentalität und Lüsterheit, der steineichene Antipode aller Decadenten wäre ein Naturalist? Pichler, der Achtundvierziger, der leidenschaftlich Deutschnationale, der politisch unentwegte Gegner der Italiener und Franzosen, ein Parteigänger Zola's? Ja wohl, Pichler ist ein Naturalist im eigentlichen Sinne des Wortes und er hat sich diesen Stil aus seinem eigensten Wesen und Denken und Leben geschaffen. Nicht in seiner ursprünglichen Freude am Charakteristischen, ja am Klobigen und Bäurischen des Tiroler Nationalcharakters ist er begründet; auch nicht in seinem gewiß absichtlichen Vermeiden aller conventionellen Schönheit und traditionellen Lyrikeranmuth und Süßlichkeit in den Gedichten. Derb, bäurisch, holzschnittmäßig, lapidar, krystallisch scharf und klar, altdeutsch schnörkelhaft, wie Pichler in seinen verschiedenen Dichtungen erscheint, stilisirten auch andere Dichter unsres Jahrhunderts ihre Werke. Aber Naturalisten in dem Sinne, daß sie die Dinge ohne die geringste Beziehung auf eine ethische Idee darstellen wollten; daß sie sich zur Natur rein thatsächlich mit bewußter Ablehnung aller Symbolik, aller Romantik, aller Metaphysik und Theosophie stellten; daß sie, ganz erfüllt von der Strenge der mechanischen Naturauffassung, wie sie herrschend in diesem unserm Jahrhundert nach Goethe und Schiller wurde, auch künstlerisch dem Geiste dieser Wissenschaft treu bleiben wollten — in diesem Sinne war kein deutscher Dichter Naturalist vor Adolf Pichler, und daß er es ist, macht seine Stellung in der Literatur aus.

Und wer sich davon überzeugen will, der lese seine Wanderungen in den Tiroler Alpen, welche jetzt unter dem Titel „Kreuz und Quer", Streifzüge,[1]) erschienen sind: eine Sammlung von touristischen Feuilletons, die Pichler in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Zeitungen veröffentlichte und nun ohne die geringste Veränderung (was stellenweise sogar nicht recht löblich von ihm ist) als Buch herausgab. Ich möchte sie nicht unbedingt loben. Sie sind, wie die meisten Bücher Pichlers, mehr feinet- als ihrer selbstwegen interessant. Pichler kommt dem Leser gar nicht entgegen, er spielt sogar gern mit ihm, macht sich lustig über ihn. Er erzählt nicht fortlaufend in klarer übersichtlicher Composition, er erzeugt keine Spannung, er will nicht mit den traditionellen und doch so wohlbewährten Formen fesseln. Pichler schreibt vor allem sich selbst zuliebe, um Gesehenes festzuhalten, um Würdiges hervorzuheben, dann aber doch auch, um Uebles zu bekämpfen, um Erinnerungen zu wecken, Gesinnung zu stärken, Neckereien und kleine Malicen anzubringen. Er ist sogar von Coletterie nicht frei, er erzählt zuweilen weniger, als man gern hören möchte, oder er bricht eine prachtvolle Schilderung kurz und lapidar dort ab, wo man noch verweilen möchte. „Eigentlich führte mich auch nicht die Romantik her, sondern die schönen Dactyliporen in dem schneeweißen Dolomit," sagt er uns mit boshafter Schelmerei gerade, wo er im besten Zuge ist, „romantisch", d. h. interessant zu werden. Er hat eine wahre Angst davor, als Schöngeist zu erscheinen, als ästhetisirender Alpenbummler. Er wird darum nicht müde, uns zu versichern, daß er nicht zum Genuß, nicht zur Erholung, auch nicht zur Naturandacht sich auf die Beine machte, um die Berge zu erklettern, sondern stets nur, um zu forschen. Denn Dichter ist er ja, nach seinem scherzhaften Gethue, nur so nebenbei; sein Hauptgeschäft ist die Wissenschaft; er ist k. k. Professor der Mineralogie und Geologie an der Innsbrucker Universität! Wenn er nun nicht geologische oder mineralogische Abhandlungen, sondern ganz leichtfertige, unwissenschaftlich belletristische Reisebeschreibungen liefert, so thut er sich sozusagen ein Bene an, weil er nun einmal doch Lust hat, zu schönen Leserinnen zu sprechen, trotzdem er schon ein alter Pedant und Schulmeister geworden ist. Der Sohn in seiner Begleitung muß noch die ironische Würde erhöhen, die er sich gibt. Und er drückt sich auch seine dichterischen Gemüthsäußerungen sozusagen nur verstohlen ab: die Welt ist doch gar zu schön, das geschaute Naturbild gar zu herrlich, der gefundene Gastfreund denn doch zu originell und bedeutend, als daß er die aus dem Herzen quellenden Worte unterdrücken könnte. Das ist nun Pichlers eigener, an der Schwelle des Humors sich bewegender Ton: er ist der verschämt Sentimentale.

Um an einem Beispiel diesen Stil zu veranschaulichen, citire ich eine Stelle, die also lautet: „Endlich (nachdem er sich wieder einmal einer historischen Reminiscenz und poetischen Reflexion überlassen) griff ich wieder zum Hammer (ohne ihn geht Pichler gar nie spazieren). Im Steinbruch neben dem Kalkofen gab es Verrucano, Talkschiefer, Dolomit und Foraminiferen, die es mir ermöglichten, hier mitten in den Centralalpen, welche aus Urschiefer und Urgneis aufgebaut sind, die Flötzformationen zu erkennen. Das reinste Vergnügen gewährt dem Manne doch die Wissenschaft, weil das selbstloseste, und ich darf wohl sagen, daß für mich jede neue Entdeckung eine Stunde heiligsten Gottesdienstes war." Und nun sofort die Unterbrechung des lyrischen Momentes, weil sich Pichler wieder selbst auf dem Abwege von der Wissenschaft ertappt: „Ich will mir aber hier Zügel anlegen und aufwärts weiter in der Schlucht oder Felsenrinne."

Ein anderes Beispiel aus der prächtigen Schilderung einer Wanderung in den Oetzthaler Fernern, das einen der längsten lyrischen Ergüsse des ganzen Buches enthält: „. . . Wieder einige Schritte empor, nur noch einzelne Nebelflocken flatterten mir nach und blieben in den Nadeln der Föhren hängen. Ich erreichte einen Vorsprung und blickte zurück. Wie ein Strom geschmolzenen Silbers, hell beleuchtet von der Sonne, flossen die Wolken durch das Innthal, die hohen Felsen des Kalkgebirges erhoben sich strahlend und glänzend, unbewegt mitten im beweglichen, wallenden, schwellenden Gedränge, es war ein großartiger Anblick, großartig fast zum Erschrecken. Die alten Griechen wußten, warum sie ihre Götter auf Wolken thronen ließen, und ich genoß stumm die Freude an all der Herrlichkeit. Das ist innige, heilige Ahnung, wenn sich das schwache Aug' des Menschen zum Becher erweitert, aus dem die Seele den Trank der Unendlichkeit schlürft. Dann fühlst du dich unsterblich, weil du am Genuß des Unsterblichen theilnimmst . . . deckt auch dein Aug' vielleicht bald Staub . . . du hast gelebt!

„Weg mit dem Tropfen Wermuth, der in den Becher fällt; weiß die Jochlerche auch davon, daß sie so ängstlich den schroffen Wänden entlang ruft? —"

So ungemein schön nun gerade diese spröde Art Pichlers wirken kann, die sich gegen alle Gemüthsduselei, gegen das Schwärmen und Aestheusiren der meisten Reiseschilderer in den Alpen mit charakteristischer Kraft abhebt; so groß die Meisterschaft Pichlers ist, in wenigen Zeilen das zu sagen, wozu andere ebenso viele Seiten brauchen; so birgt doch

[1]) Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer 1896.

dieser Stil auch seine Gefahren. Man springt mit dem Autor vom Hundertsten ins Tausendste, unvermittelt reiht er Historisches, Mineralogisches, Ethisches aneinander, man wird mit Kostbarkeiten überschüttet, verliert aber oft die Macht, sie zu überschauen. Stärker als die Natur, die geschildert wird, drängt sich uns die Persönlichkeit dessen auf, der da schildert. Es ist der naturwissenschaftlich geschulte Mensch, der Thatsachen-Mensch. Er weiß alles und alles Thatsächliche will er wissen. Auch die Geschichte und Politik, auch die lebenden Menschen, ihre Sitten, ihre Ueberzeugungen, ihre Religion betrachtet er mit den Augen des Naturforschers. Er räsonnirt so wenig als möglich, höchstens nur, wenn ihm zu viele Alpensexe eine geliebte Gegend unsicher machen, oder wenn sich, wie in der Pertisau, die Fremdenindustrie schon gar zu breit gemacht hat. Und dieser Geist des modernen Naturforschers herrscht auch in allen seinen Urtheilen über die Menschen, bestimmt die Stimmung, in der Pichler beispielsweise die katholische Geistlichkeit betrachtet. Nie und nirgends ein Wort gegen die Religion, nirgends eine Polemik gegen Dogmen, aber überall leuchtet eine humoristische Anschauung der klugen, frommen Herren durch, die sich ja auch mancherlei Verdienste um Land und Leute erworben. Wenn er aber auf einen verwandten Charakter trifft, z. B. den verdienstvollen Pfarrer Trientl, den „Mistapostel," wie ihn seine klerikalen Gegner nannten, dann wird Pichler warm, und er setzt ihm in ausführlicher Charakteristik ein Denkmal, dauernder als Erz und Marmor. Dieser Trientl war eines jener Genies, wie man sie nicht selten trifft. In vornehm und gebildet, um den Aberglauben des Volkes kritiklos weiter zu pflegen, gerieth er bei seinen Vorgesetzten in Mißgunst und wurde in eine der ärmsten und kleinsten Gebirgspfarren versetzt. Hier schuf er sich aber seine eigene Welt durch intensive und methodische Studien der Chemie und Landwirthschaft, deren Früchte er unter seine einfältigen, am alten Hexenkram hängenden Bauern trug. Dieser Mann hat wirklich wie ein Apostel gewirkt, aber als einer der Aufklärung und des Fortschritts. Solche Denksäulen wie diesem Trientl hat nun Adolf Pichler in seinem Buche mehrere errichtet, nur keine zweite so groß mehr; er gedenkt gern der Maler A. Schöpfer und Platter (des letzten Corneliusschülers), des Johannes Senn, des greisen Dichters Caspar Speckbacher, seiner vielgeliebten Cornelie v. Schuler, deren Briefe er wohl etwas überschätzt, u. s. w. Eine sehr interessante Aeußerung macht Pichler über Walther von der Vogelweide, den Ignaz Zingerle bekanntlich für Tirol eroberte, und dem auch in Bozen ein schönes Denkmal errichtet wurde. Pichler sagt:

„Man macht jetzt zu den früheren noch andere Gründe geltend, (daß nämlich Walther ein Tiroler gewesen wäre); ich kann mich aber der wuchtigen Logik noch immer nicht ergeben, wenn ich auch dem heiligen Cassian in Brixen den schlimmen Nachbar von Herzen gönnen möchte und überzeugt bin, daß manchem Nönnlein auf Seben das flotte Tandaradei besser gefiele als der langweilige Choral. Ein echter Tiroler hätte es im dreizehnten Jahrhundert nicht übers Herz gebracht, dem Papste Trutzliedeln zu singen, wie der Gilm im neunzehnten, und dafür mit jener Heimathliebe, die uns allen eingeboren ist, so daß wir zuerst Tiroler und dann etwas anderes sind, den urväterlichen Knödeln einen Stollen gewidmet. Das wäre der richtige Taufschein statt des ewigen Geharfes von den Blümlein auf dem Anger, den minniglichen Frauen und dem kühlen Weine."

Die Waltherfrage ist indeß nicht die einzige, in der sich Pichler nicht der herrschenden Strömung in seinem Lande anschließt; er ist kein Parteimensch; er opfert seine Meinung nicht aus Opportunitätsgründen, und er bildet auch keine Partei, so gern er es auch sieht, wenn sich ihm junge Dichter und Talente in Verehrung anschließen. Ganz gewiß sind seine Streifzüge, „Kreuz und Quer," welche alle Theile Tirols schildern, und in denen sich seine Persönlichkeit nach allen Seiten hin zu äußern Gelegenheit hat, das schönste und individuellste Buch, das wir von Adolf Pichler haben. Es wird mit seinen tiefsinnigen Sprüchen und Epigrammen in den „Spätfrüchten" getrost das Urtheil der Zukunft erwarten dürfen. Inzwischen möge ihm auch das Urtheil der Gegenwart günstig sein: es soll viel gelesen werden!

Wien. Moritz Necker.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Marie Alfonse", eine „Erzählung aus der modernen Gesellschaft" von Luise v. Kobell (München, C. H. Beck 1896) hält und enthält vollkommen was sie verspricht, sie bekundet eine genaue Kenntniß der geschilderten Verhältnisse und ist mit Anmuth und feinem Humor, der oft nahezu an Satire streift, geschrieben. Besonders gehören dahin die Capitel vom Ostender Badeaufenthalt, so anziehend und treffend in ihrer Charakteristik als packend im Fortgang der Begebenheiten, die zu der Katastrophe führen. Mit gleich richtigem Blick ist auch das Klosterleben nach seinen Licht- und Schattenseiten hin gezeichnet. Die Hauptgestalt, Marie Alfonse selbst, ist eine höchst sympathische Erscheinung, rührend in ihrer stillen Seelengröße und Aufopferung. Ueberhaupt nimmt die ganze höchst spannende Novelle unsre Theilnahme in Anspruch vom Anfang bis zum erschütternden Schlusse, der zum Ergreifendsten gehört, was die neue Erzählungskunst bietet. Hermann Lingg.

Der rühmlichst bekannte Anglist Dr. James A. H. Murray in Oxford wurde von der Universität Freiburg i. B. zum Doctor Philosophiae honoris causa ernannt. Dr. Murray hatte sich zuerst durch Ausgaben mittelalterlicher schottischer, bezw. nordenglischer Texte, sowie durch grundlegende Untersuchungen über schottische Dialekte einen angesehenen Namen gemacht; ganz besondere Verdienste aber hat er sich als Herausgeber des von der Londoner Philological Society vorbereiteten und von der Oxforder Clarendon Press unternommenen großen New English Dictionary on Historical Principles erworben. Dieses Werk ist wohl die großartigste lexikographische Leistung, deren sich je eine lebende Cultursprache erfreute und dem man auch nicht annähernd ähnliches an die Seite stellen könnte. Wenn man erwägt, daß der Buchstabe C darin allein 1308 dreispaltige Groß-Lexikon-Quartseiten umfaßt, mag man sich einen Begriff von dem Umfange des Werkes machen, was freilich nur dann seine richtige Werthschätzung findet, wenn man hinzufügt, daß diese Masse, bei der der Raum in sparsamster Weise und in verschiedener Druckgröße ausgenutzt ist, doch nur eine sorgfältige, kritische Auswahl des für die Erklärung der Wörtergeschichte Unentbehrlichen aus den gesammelten Materialien enthält. Jedes einzelne englische Wort, jede Redewendung wird durch chronologisch angeordnete Belege stufenweise von der Zeit der normännischen Eroberung an bis heute verfolgt und auf diese Weise das einzig wissenschaftlich berechtigte Princip zur Anwendung gebracht, daß das Wort sich durch seine Anwendung gewissermaßen selbst zu erklären habe. Das grundsätzliche Aufbauen auf die Quellen, und zwar die Quellen allein, macht dies Wörterbuch zu einem Schatze, der in seinem wesentlichen Bestande niemals veralten kann. Es mag im Laufe der Zeiten in zahllosen Fällen gelingen, dies und jenes zutreffender zu deuten, diese oder jene Zusammenhänge glücklicher herauszufinden — das zuverlässig und kritisch vorgeführte Material wird dadurch nicht in seinem Werthe beeinflußt und muß nach wie vor die Grundlage für jede solide Weiterarbeit bilden.

Freilich hat der große Umfang sein Bedenkliches vom geschäftlichen Standpunkte aus. Das Wörterbuch begann 1884 zu erscheinen; bisher liegen vor Bd. 1 A und B zusammen 1240 Seiten, Bd. 2 C 1308 Seiten, ferner E 488 S., D bis Dieburden 408 S., F bis Fish 256 S. und diese Sachlage bietet eine doppelte Gefahr. Einerseits subscribirt nicht jeder gern auf ein Werk, dessen Vollendung er vielleicht nicht zu erleben hoffen kann; insbesondere gilt dies von den zahlreichen kaufkräftigen Laien, die sich zur Noth auch mit einem weniger gelehrten Wörterbuche zufrieden geben, wenn es nur fertig, hübsch gebunden, handlich und „vollständig" ist; all die Pfuscherarbeiten auf lexikographischem Gebiete nennen sich ja mit Vorliebe „vollständig", und leider ist auch bei sonst sehr kenntnißreichen Laien die Vorstellung sehr verbreitet, daß der Werth

eines Wörterbuchs vor allem in seiner „Vollständigkeit" liege; nur derjenige, der Gelegenheit hatte, über sprachgeschichtliche Probleme ernstlich nachzudenken, begreift, daß „Vollständigkeit" in der Aufzeichnung des Wortschatzes einer lebenden Sprache ein Unding ist. Die wenigen Sprachforscher aber, die natürlich das große New English Dictionary nicht entbehren können, können allein den genügenden Absatz eines so groß angelegten Werkes nicht gewährleisten. Damit hängt nun die zweite große Gefahr zusammen, nämlich die, daß durch zu geringen Absatz und zu große Herstellungskosten die Mittel der Clarendon Press zu stark in Anspruch genommen werden könnten. Schon hat man, um die überwältigende Riesenarbeit nicht allein auf Dr. Murray's Schultern zu wälzen, einen Joint-Editor in Dr. Harry Bradley gewonnen, der das E herausgegeben hat und nun am F ist, welche Wahl eine sehr glückliche war. Jedoch müssen die Gelehrten, die ihre ganze Arbeitskraft diesem nationalen Werke widmen, sammt ihrem zahlreichen Stab von Assistenten doch persönlich sichergestellt und dazu der große Kostenaufwand der Drucklegung ꝛc. ꝛc. bestritten werden. Bei den wirthschaftlich kritischen Verhältnissen der Oxforder Universitätsvermögen keine kleine Aufgabe. Es gereicht den Delegates der Clarendon Press daher zu hoher Ehre, daß sie trotz der zunehmenden Kosten und der geringen Aussicht auf rasche geschäftliche Verwerthung die neuerdings wieder aufgetretenen Wünsche einer Reducirung des Werks hochsinnig zurückgewiesen haben. Es wäre eine im Leben der Wissenschaft vielleicht noch nicht vorgekommene Schmach, wenn ein derartiges Werk aus geschäftlichen Bedenken reducirt, das heißt eigentlich in seinem hauptsächlichsten Werthe, der vollen, wenn auch knappen Ausnutzung des gesammelten Materials, beeinträchtigt werden sollte. Es sind wenige große wissenschaftliche Unternehmungen derartig systematisch vorbereitet und in derartig wohlorganisirte, zielbewußte Ausarbeitung übergegangen; und von den wenigen dürfte wohl kaum eines auf allgemeineres Interesse zu rechnen haben, als das Unternehmen des New English Dictionary, da es sich eben um eine Sprache handelt, der schon jetzt nahezu die Welt gehört. Man muß sich da nur fragen: wo bleibt hier das sonst so nationalstolze England? Wie kommen die hochverdienten Gelehrten dazu, ihre ganze geistige Kraft, ihre ganze Existenz an ein nationales Werk zu setzen, für das die eigene Nation so verzweifelt wenig übrig hat? Wie kommt die Oxforder Clarendon Press dazu, sich dabei eventuell zu ruiniren? Wäre es nicht eine Ehrenpflicht der englischen Regierung, hier einzugreifen, wie bei uns in Deutschland bei unserm Grimm'schen Wörterbuch und den Publicationen der Akademien der Wissenschaften? Oder will man etwa warten, bis einer der reichen Amerikaner, die schon so häufig ihr schwer erworbenes Vermögen in hochsinniger Weise den Bildungsinstituten ihres Landes zugewendet haben, großmüthig genug ist, dem New English Dictionary eine Stiftung zuzuweisen und das Mutterland an Opferwilligkeit für dies monumentale Werk englischen Gelehrtenfleißes zu beschämen? Dergleichen Dinge liegen in England eben wesentlich anders als bei uns, und es ist deßhalb für uns schwer, derartige Versäumnisse zu begreifen. Daß die Engländer selbst Idealismus genug besitzen, ihr Bestes aufopfernd in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, dies weiß jeder, der Gelegenheit gehabt hat, die Männer und ihre Arbeit näher kennen zu lernen, durch die u. a. die englische Philologie in den letzten Jahrzehnten groß geworden ist, die A. J. Ellis, Richard Morris, Fr. J. Furnivall, Skeat, Sweet, Murray u. a. m. Daß ihr edles Ringen und erfolgreiches Schaffen wenigstens in Deutschland voller Würdigung sicher ist, dessen mögen die verdienten Gelehrten gewiß sein! A. S.

* In der Schweiz sind, der „Zrlt. Ztg." zufolge, in diesem Sommer im ganzen 294 Damen als Universitätsstudenten immatriculirt, und zwar 141 in Zürich, 125 in Genf, 25 in Lausanne und 3 in Basel. Nur 19 von der Gesammtzahl sind Schweizerinnen; von den andern 275 stammen 260 aus den übrigen europäischen und 15 aus außereuropäischen Ländern, und zwar von letzteren 9 aus Amerika und 6 aus Asien (diese sämmtlich aus Armenien). Das Hauptcontingent stellt Rußland mit nicht weniger als 182, dann folgt Deutschland mit 53, Oesterreich-Ungarn mit 8, Rumänien mit 6, Bulgarien und Serbien mit je 3, England und Niederlande mit je 2, endlich noch eine Franzöſin. Von den 294 Damen haben sich 3 (2 Russinnen und eine Deutsche) den juristischen, 183 den medicinischen und 108 den philosophisch-naturwissenschaftlichen Studien gewidmet. Im einzelnen sind von den 19 Schweizerinnen 16 in der medicinischen und nur drei in der philosophischen Facultät, von den Russinnen 125 in der medicinischen und 55 in der philosophischen, von den deutschen Damen dagegen 25 in der medicinischen und 27 in der philosophischen Facultät eingeschrieben. Außer diesen immatriculirten Damen sind aber noch weitere 511 als Hörerinnen zum Besuch der Vorlesungen zugelassen, 23 in Freiburg (nach dem Personalverzeichniß der Freiburger Universität ist leider für diese Hörerinnen die Ausscheidung nach der Nationalität nicht möglich), 36 in Lausanne und 52 in Genf. Von diesen 88 Hörerinnen in Lausanne und Genf nennen sich 5 (2 Schweizerinnen und 3 Russinnen) der Medicin, 76 (je 26 aus der Schweiz und dem Deutschen Reich, 5 Russinnen, je 4 Amerikanerinnen und Engländerinnen, je 3 Französinnen und Oesterreicherinnen, 2 aus Schweden, je 1 aus Dänemark, Rumänien und Bulgarien) den philosophischen und 7 (4 Schweizerinnen, je 1 Engländerin, Oesterreicherin und Russin) den naturwissenschaftlichen Studien. Die Gesammtzahl der Damen, die an den Schweizer Universitäten zum Besuch der Vorlesungen berechtigt sind, beläuft sich somit auf 405.

* **Jena.** Der Licentiat der Theologie und Doctor der Philosophie Boilers in Kairo, zur Zeit Bibliothekar des Vicekönigs, hat den Ruf an die hiesige Universität als ordentlicher Professor der Orientalischen Philologie und Director des orientalischen Münzcabinets an Stelle des verstorbenen Geheimraths Stickel angenommen.

* **Kiel.** Den Privatdocenten in der medicinischen Facultät Dr. H. Hochhaus und Dr. P. Doehle ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Greifswald.** Den Privatdocenten der Chemie an der philosophischen Facultät Dr. Semmler und Dr. Bilz ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

⊕ **Wien,** 9. Juli. Im Arcadenhofe der Universität fand heute Mittag die feierliche Enthüllung der Reliefbüste des 1887 verstorbenen Altmeisters der Augenheilkunde, Prof. Dr. Ferdinand Arlt Ritter von Bergschmidt, statt. Die Festrede hielt Arlts hervorragendster Schüler und Nachfolger auf dem Lehrstuhle, Hofrath Prof. Dr. Ernst Fuchs. Manches, was Arlt aus Bescheidenheit in seiner Selbstbiographie verschwiegen, die außerordentlichen, von ihm überwundenen Schwierigkeiten seines Lebensganges, seine Aufopferung für öffentliche Zwecke und sein menschenfreundliches Wirken, wurde durch die Pietät des dankbaren Schülers ins rechte Licht gesetzt. In rein wissenschaftlicher Beziehung betonte er, daß Arlt, gleich Sioda und Rokitansky, die noch herrschende speculative Richtung der Medicin verlassen, sich als Forscher auf den sicheren Boden der Thatsachen begeben und mit seinem Lehrbuch der Augenheilkunde als einer der Begründer dieser Wissenschaft sich an die Seite von Graefe und Donders gestellt habe. Prof. Ludwig übernahm in Vertretung des erkrankten Rectors das Denkmal in den bleibenden Besitz der Universität. Die von Bildhauer Hans Bitterlich gefertigte, recht gelungene Büste trägt am Sockel die Inschrift: Ferdinando equiti de Arlt, eunc artis principi, florentis scholae conditori.

* **Basel.** Der ordentliche Professor der Augenheilkunde Dr. H. Schieß hat seine Entlassung genommen. An seine Stelle wird der bisherige außerordentliche Professor Karl Mettinger berufen.

* **London.** Soeben erschien Gladstone's längst angekündigte Arbeit über den anglicanischen Bischof Butler in Buchform unter dem Titel: „Studies subsidiary to the works of Bishop Butler". — Herbert Spencer arbeitet gegenwärtig am dritten Bande seiner „Grundsätze der Sociologie". Es werden darin die „fortschrittlichen", die „industriellen" und die „kirchlichen Einrichtungen" besprochen. Der Band soll im Herbst erscheinen.

* **St. Petersburg.** Kürzlich hat eine deutsche wissenschaftliche Expedition auf ihrem Rückweg aus Pachora Tiflis passirt. Sie bringt eine reiche Ausbeute von Vögeln, Reptilien und Insecten für das Berliner Museum mit. An der Spitze der Expedition steht Graf Meinhard v. Leidorf-Steinart, seine Begleiter sind Dr. Kurt Flericke und Hr. Friedrich Just.

* **Tokio.** Die 1884 begründete deutsche Bildungsakademie hierselbst, die „Doitsugaku-Kyokai-Gako", vertheilte am 10. Mai d. J. an über 400 Schüler Zeugnisse für die höheren Classen oder der Reife zur Entlassung. Die Akademie umfaßt neun Classen, fünf zur Vorbildung in der deutschen Sprache und vier zum Unterricht in den Rechts- und Staatswissenschaften, und zwar in je zwei Abtheilungen, von denen eine mit dem Sommer-, die andere mit dem Wintersemester beginnt. Daher ist der zusammen 8—900 Schülern die Versetzung von über 400 Schülern in der That ein recht günstiges Ergebniß.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 11. Juli. Nummer 159.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gaston Paris. Von J. M. Pauker. — Lecky über Volksherrschaft und Freiheit. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gaston Paris.

Gaston Paris, der vor kurzer Zeit an Stelle des berühmten Bakteriologen Pasteur in die französische Akademie aufgenommen wurde, ist einer der vornehmsten Vertreter der romanischen Wissenschaft in Frankreich und einer der ersten lebenden Romanisten, wenn nicht der erste überhaupt. Er lehrt an der durch seine Mitwirkung gegründeten École des Hautes-Études, deren Director er zugleich ist, romanische Sprachen und Literatur und verwaltet seit ungefähr einem Jahre unter dem Titel eines Administrateur eine andere Hochschule in Paris, das Collége de France, an dem er mehrere Jahre seinen Vater vertrat, bis er ihn 1872 endgültig als Professor ersetzte.

Seine ersten Studien machte er in Göttingen bei Müller und in Bonn beim Altmeister der romanischen Sprachwissenschaft, F. Diez, dem er stets ein dankbares Gedächtniß bewahrt hat. Noch im vorletzten Jahre schrieb er im „Journal des Débats“, dessen Mitarbeiter er ist, gelegentlich der hundertjährigen Geburtsfeier seines einstigen Lehrers einen warm empfundenen Artikel, in dem sich in der rührendsten Weise die Liebe und Verehrung wiederspiegelt, von denen noch heute der große Schüler für den großen Meister erfüllt ist. — Von seinem zweijährigen Aufenthalte in Deutschland brachte Gaston Paris eine reiche Erfahrung und außer einem Schatze gediegener Kenntnisse die untersuchende Lehrmethode mit, wie sie an unsern Universitäten, besonders in den Seminarien, geübt wird, im Gegensatze zur oratorischen, die damals in Frankreich fast ausschließlich im Schwange war. Er trat nun in seiner Heimath mit dem Feuereifer des Jünglings für die Reform des französischen Hochschulunterrichtes in mehreren Schriften ein, und wenn, wie er selbst später einmal sagte, trotz der gewaltigen Trompetenstöße vor den Mauern Jericho's diese letzteren nicht zusammenstürzten, so war es doch die Frucht seiner Bemühungen und die seines Freundes Bréal, eines Schülers von Popp, daß der Minister Duruy 1869 die Idee zur Gründung der École des Hautes-Études faßte, für die auch der Privatgelehrte Léon Renier den Kaiser zu interessiren wußte.

Die Idee, die G. Paris in seiner durch die Umstände doppelt denkwürdigen Antrittsvorlesung: „La chanson de Roland et la nationalité française“ am 8. December 1870 unter dem Donner der deutschen Kanonen aussprach: daß nur durch die Wissenschaft den Seelen jene Einheit gegeben werden könne, die sie im Mittelalter in der Kirche gefunden hatten, um so die Liebe zum Volksthum und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu beleben und zu vertiefen, scheint ihn schon bei seinen ersten reformatorischen Bestrebungen geleitet zu haben. Deßhalb steht ihm der Vater der deutschen Sprachwissenschaft, Jacob Grimm, wie ein leuchtendes Beispiel vor Augen, den er nicht nur in seinem Gebiete für den größten Philologen Deutschlands hält, sondern von dem er auch gelegentlich sagt, daß er immer als einer der ersten unter den Begründern des neuen deutschen Volksthums werde genannt werden.

In den nächsten Jahren treffen wir den jungen Romanisten daheim bei der Arbeit. Er fand in seinen Bestrebungen eine treffliche Stütze in seinem Vater, der voll inniger Begeisterung für die mittelalterliche Literatur seiner Heimath zahlreiche Denkmäler aus dem Staube der Bibliotheken zog, indem er sie in gedruckten Ausgaben der Oeffentlichkeit überlieferte, um sie so dem Verständnisse seines Volkes zu erschließen. Von ihm hat der Sohn sicherlich auch die Liebe zu seinem Fach ererbt und das Vermächtniß zur Fortsetzung des Baues übernommen, bei dessen Grundlegung der Vater voll unermüdlicher Hingebung mitgearbeitet. 1862 erscheint aus der Feder des jungen Romanisten das höchst beachtenswerthe Werk „Ueber die Rolle des lateinischen Accentes in der französischen Sprache“, das den gewiegten, an Diez gebildeten Sprachforscher erkennen läßt.

Die folgenden Jahre verwendet er zur Vorbereitung für sein Doctorat, welches in Frankreich unendlich schwerer als an den deutschen Hochschulen ist, freilich auch ganz andere gesellschaftliche und praktische Vortheile gewährt. Es hängt dies mit der ganz verschiedenen Eintheilung in der Studien- und Prüfungsordnung zusammen, die vom Licentiat zur Aggregation und von da zum Doctorat emporsteigt, welch letzteres ohne weiteres den Eintritt in die Hochschullaufbahn öffnet. Auch ist außer einer französisch geschriebenen eine in lateinischer Sprache abgefaßte These nöthig. Diese erschien 1865 unter dem Titel De Pseudo-Turpino. Sie ist eine sehr scharfsinnige Untersuchung über die Entstehung und Zusammensetzung einer alten Chronik, die den Namen jenes Helden des Rolandsliedes führt, der, obgleich Bischof, „das Schwert dem Krummstabe und das Blut dem heiligen Salböl vorzieht“.

Die französisch geschriebene Doctorarbeit: Histoire poétique de Charlemagne erhielt den Preis Gobert, den die Akademie jedes Jahr dem besten Werke aus dem Gebiete der französischen Geschichte zuerkennt. Dieses Buch ist eine reiche Fundgrube für jeden, der sich mit der Heldengestalt des Kaisers à la barbe fleurie beschäftigt, die in Frankreich zum Mittelpunkte einer reichen epischen Poesie geworden und in ihrem wichtigsten Theile in Italien durch Ariost, den genialsten Vertreter der Renaissance, im Orlando furioso ihren classischen Abschluß gefunden.

Inzwischen hatte das Unterrichtsministerium, einem allgemeinen Wunsche nachgebend, versucht, eine der deutschen Institution der Privatdocenten ähnliche Einrichtung in den Cours libres de la rue de Gerson einzuführen, wo G. Paris französische Grammatik lehrte. Aber das ganze Unternehmen hatte keine Wurzeln in den Ueberlieferungen des französischen Unterrichtswesens und es hätte ganz bedeutsamer Umgestaltungen dieses letzteren bedurft, um durchzudringen. Da diese fehlten, ging es bald wieder ein.

Digitized by Google

Dafür zeigte sich die eingangs erwähnte, nach deutschem Muster gegründete École des Hautes-Études von einer ausgezeichneten Lebensfähigkeit, die sie nicht zum geringsten G. Paris verdankt, der sie durch die Mithülfe gleichgesinnter Freunde zur wissenschaftlich vornehmsten Anstalt Frankreichs erhoben hat. Dort bekam der eifrige junge Gelehrte seine erste Anstellung als Professor, bis er später auch die Leitung der historisch-philologischen Abtheilung derselben in die Hand nahm. Zugleich vertrat er in den Jahren 1866, 1869 und 1870 seinen Vater am Collége de France, den er, wie ich eingangs erwähnte, 1872 endgültig ablöste.

Merkwürdig und interessant sind die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Antrittsvorlesungen, die G. Paris mit anderen Sachen zu einem Bande vereinigte, der 1887 in zweiter Auflage bei Hachette herauskam. Ich möchte auf die denkwürdigste derselben, von der ich schon eine kurze Andeutung gemacht, noch einmal zurückkommen. „Ich hätte nicht geahnt", sagt er unter anderem, „daß ich meine Vorlesungen für das Jahr 1870 inmitten von jenem Eisenringe eröffnen würde, den die deutschen Heere um uns gezogen haben." Mit blutendem Herzen sieht er das unvermeidliche Verhängniß über sein Vaterland hereinbrechen; er will seinen Zuhörern und sich selbst in dieser traurigen Stunde Trost gewähren, indem er ihre Blicke in jene nationale Literatur des Mittelalters zurücklenkt, die so ganz der Ausdruck der Seele des gesammten französischen Volkes gewesen, und er verlangt, daß die Verbindung mit der Vergangenheit wiederhergestellt werde, von der Frankreich durch die unvermittelte Renaissance, durch die Regierung Ludwigs XIV. und später durch die Ereignisse des 18. Jahrhunderts losgelöst wurde.

Es ist keine politische Brandrede, die er hält, sondern eine ernste, ruhige Betrachtung von Thatsachen und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit sucht er den Schein zu vermeiden, als wolle er seine Stelle zu politischen Zwecken mißbrauchen. „Derjenige," sagt er da, „der aus irgend einem patriotischen, religiösen oder selbst moralischen Beweggrund sich an den Thatsachen, die er studirt, und an den Folgerungen, die er ziehen muß, die kleinste Entstellung oder die leichteste Veränderung erlaubt, ist nicht würdig, seinen Platz in jener großen Werkstätte des Geistes zu behaupten, wo die Rechtlichkeit ein größeres Anrecht auf Aufnahme gewährt, als die Geschicklichkeit."

Die beiden andern Antrittsvorlesungen über die Dichtkunst im Mittelalter und den Ursprung der französischen Literatur geben in gedrängter Kürze ein so klares und an weiten Perspectiven so reiches Bild der Zeit, daß wir sie als Lesestoff jedem, der noch irgend ein literarisches Interesse besitzt, nicht genug empfehlen können.

Für Gaston Paris ist das Studium des Mittelalters, der Zeit, wo in Frankreich aus den Trümmern der alten, römischen Civilisation eine neue, jugendkräftige Welt emporblüht, ein ebenso interessantes Arbeitsfeld wie dem Geologen ein jungfräuliches, von fremden Einflüssen unberührtes Stück Erde, wo sich klar und sicher die Gesetze offenbaren, die zur Entwicklung der Erscheinung zusammengewirkt haben. Er findet darin einen besonderen Reiz, diese Gesetze zu erforschen und ihren inneren Zusamuenhang im mannichfaltigen Spiel der Kräfte, das sich in Thatsachen äußert, zu erfassen, um die zusammengesunkene Welt, in der seine Vorfahren lebten und webten, neu aufzubauen. Wir haben keinen Enthusiasten vor uns, der in Worten schwelgt und seine Phantasie an eigenmächtigen Gebilden berauscht, sondern den ruhigen klaren Forscher, der mit abwägendem Verstand eine nach der andern die Ursachen darlegt, die zusammenwirkten, dem Mittelalter das Gepräge einer großen, einheitlichen Organisation und frischer Thatkraft zu geben.

„Es besitzt", sagt er, „noch die Naivetät der jungen Völker, Vernunft und kühle Ueberlegung haben noch nicht die freie Entfaltung der natürlichen Lebenskraft erstickt. Soll auch die Entwicklung der herrschenden und gebietenden Kraft in uns, des Verstandes, das höchste Ziel unsres Strebens sein, so geschieht das doch leider nur auf Unkosten einer poetischen Auffassung der Dinge. Der Verstand ist in seiner heiteren Kälte jenen Bergesgipfeln vergleichbar, wo ewiger Firn eine wolkenlose Sonne spiegelt, während in der Tiefe alles in Farbe und Stimmung getaucht ist. Im Mittelalter hatte die Ueberlegung einen viel geringeren Antheil an allem als heute. Alles ist farbiger, stimmungsreicher, ursprünglicher, frischer, unbewußter. Religion, Wissenschaft, Literatur, das ganze Leben war volle, wahre, spontane Poesie. Der Glaube durchdringt und befruchtet alle Richtungen des Gedankens; er bildet sozusagen die Grundlage jeder Seele und erfüllt sie mit einer Art leichten, abergläubischen Mysticismus. Die ganze Welt ist wie ein großes Theater, auf dem sich ein unendliches Drama abspielt, reich an Thränen und Lust, dessen Schauspieler über den Himmel, die Erde und die Hölle vertheilt sind. In diesem Drama des Lebens leitet Gott die Fäden des Geschicks der Menschen, während die Engel und Heiligen mithelfen, um die Legionen der Finsterniß, die die Gläubigen fortwährend versuchen und deren Sinne trüben, zu bekämpfen. Ein guter Gedanke genügt, um selbst die größten Sünder zu retten. Da hängt am Galgen ein Räuber, der für die Jungfrau Maria, jene Blume der Reinheit und Milde, trotz seines gottvergessenen Lebens eine innige Verehrung hegt; die Gottesmutter schützt ihn mit ihren weißen Händen während dreier Tage, um ihm Zeit zu lassen zur Reue und ihn vor ewiger Verdammniß zu bewahren. Einen verstockten, gottlosen Ritter, der zu allem fähig, überkommt plötzlich die Laune, zu beichten; er will jedoch nicht die Buße leisten, die ihm der Klausner aufgibt. Endlich nimmt er die leichteste an: er soll, um die Absolution zu erhalten, einen kleinen Eimer mit Wasser füllen. Aber das Wasser weicht zurück, wie er ihn in dasselbe hineintaucht. Voller Trotz und Hochmuth will er das gegebene Wort einlösen und so durcheilt er die weite Erde, um eine Welle zu finden, die vor ihm nicht zurückfliehe. Nach einem Jahre hält er wieder vor der Hütte des Einsiedlers. Er geht nun sein ganzes Leben durch und gegenüber all den Verbrechen, die er begangen, begreift er wohl, daß der gerechte Gott ihm eine so leichte Buße verweigern mußte. Sein Hochmuth ist geschwunden; er bereut, und die erste Thräne, die von seinen Augen fällt, füllt den Eimer.

„Die Wissenschaft selber ist poetisch in Form und Inhalt. Sie sucht mit fieberhaftem Eifer das Räthsel des Goldmachens zu lösen und die Geschichte der Menschen aus den Sternen zu deuten; die ganze Natur wird versinnbildlicht, die Naturgeschichte ist zu einer Art christlicher Mythologie verarbeitet, die Weltgeschichte besteht aus sieben Zeitabschnitten, die den sieben Tagen der Schöpfung entsprechen sollen, deren letzter, der Sabbath, bald nahen muß. Der Schüler glaubt an den Stein der Weisen, an die Möglichkeit, alle Räthsel des Lebens aufzudecken, in die hohen Geheimnisse des Himmels und in die dunklen Schrecken der Hölle eindringen und alles Wissen umfassen zu können; er häuft Stöße von Encyllopädien auf, die mit starren leeren Formeln gefüllt sind. Aber diese Art der Wissenschaft, die die Dinge des Lebens nur in noch dichtere Schleier hüllt, statt diese davon wegzuziehen, ließ den Seelen den Glauben an das Unfaßbare und Unendliche, der im Menschenherzen wie ein Stück von einer anderen Welt ewig schlummert. Daher der einheitliche, der Zeit entsprechende Ausdruck in der ganzen Kunst;

Digitized by Google

daher die kräftige Eigenart, deren Stempel allen Gegenständen aufgedrückt ist, im Gegensatz zu jenem bleichen Widerschein einer höheren, durch classische Einflüsse erreichten Cultur."

Das sind nur einige der Ideen, die in diesen gediegenen Vorträgen ausgesprochen sind; aber ich glaube, daß schon das Angeführte genügt, um zu zeigen, in welch geistvoller, anziehender Weise Paris literarische Fragen zu behandeln versteht.

Seit 1866 hatte der junge Gelehrte keine größere Arbeit mehr veröffentlicht. Dafür wurde die wissenschaftliche Welt für ihr Warten 1872 durch ein Werk entschädigt, das seit Diezens großen Leistungen seines gleichen nimmer hatte, und das wie diese der Wissenschaft ganz neue Wege zeigte: ich meine La vie de Saint Alexis. Es wurde da zum erstenmal in Frankreich — Professor Gröber hatte zu gleicher Zeit einen ersten Versuch in Deutschland gemacht — in eine nähere Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften eingegangen und die Ergebnisse einer strengen Prüfung der Assonanzen und der Metrik zur idealen Wiederherstellung des Urtextes benützt. G. Paris kam dabei, gestützt auf eine scharfsinnige Methode und auf tiefe philologische Kenntnisse, zu ganz überraschenden Ergebnissen, ich möchte fast sagen Entdeckungen. Es wurde besonders in viele Punkte der Lautlehre Klarheit gebracht, andere mindestens unter neue Beleuchtung gestellt, die Lautwerthe der Vocale auch bezüglich ihrer Aussprache genau geprüft und ein glücklicher Anstoß zur Behandlung rein phonetischer Fragen gegeben, die man bisher für das Französische fast ganz vernachlässigt hatte.

Im gleichen Jahre, in dem das Alexisleben erschien, ging G. Paris mit Paul Meyer, dem gegenwärtigen Leiter der École des chartes, an die Gründung eines eigenen französischen Organs für romanische Philologie, der Romania, nachdem er schon 1866 die Revue critique d'histoire et de littérature mit mehreren Freunden ins Leben gerufen. Schon neun Jahre früher hatte er die Einleitung von F. Diez' Grammatik ins Französische übertragen, der, auch unter seiner Oberleitung, die ganze Uebersetzung durch Brachet und Morel Fatio 1874—1878 folgte. Die ersten Bände der soeben genannten Romania hat G. Paris mit der Bearbeitung der ältesten französischen Sprachdenkmäler eröffnet, die, wie alles, was er geschrieben, voller Anregung und Gelehrsamkeit sind; in dieser Zeitschrift hat er auch viele andere kleinere und größere Arbeiten niedergelegt und er fördert von hier aus noch heute als Kritiker den Gang der romanischen Forschung.

Es gibt kaum eine Frage auf dem weiten Felde der romanischen Wissenschaft, sei es der Sprachforschung, der Literatur oder Metrik, der G. Paris nicht näher getreten. Sein umfassender Geist begleitet ihn auf allen diesen Gebieten mit derselben Sicherheit und Tiefe. So hat er auch in seinen Arbeiten manch werthvollen Beitrag zur Kenntniß außerromanischer Literaturen, nicht zum geringsten der deutschen, geliefert, besonders da, wo, wie z. B. im Artussagenkreise, ausgesprochene Abhängigkeitsverhältnisse bestehen. Auch in den epheuumsponnenen Irrgängen der Sagenforschung verweilt er gern. Er findet ein besonderes Vergnügen daran, irgend einen Sagenstoff auf seiner weiten Wanderung durch Zeit und Raum vom Ursprung aus in seiner Entwicklung und Umgestaltung zu verfolgen, um den Geist so verschiedener Völker an seiner stillen Arbeit zu belauschen, so daß aus einem Stück Literaturgeschichte zugleich ein Stück Culturgeschichte wird. Interessant ist in dieser Beziehung die Abhandlung: Le Petit Poucet et la grande Ourse, unsre Sage vom Däumling, außerdem die in der zweiten Reihe der Poésie du Moyen-Age stehenden Vorträge: Ueber die Parabel von den drei Ringen, über die orientalischen Märchen in der französischen Literatur des Mittelalters und noch vieles andere, das sich zerstreut in Zeitschriften findet. Es paßt nicht in den Rahmen dieses kleinen biographischen Versuchs, auf alles das, was G. Paris geschrieben, näher einzugehen; doch möchte ich auf das unscheinbare kleine Handbüchlein der altfranzösischen Literaturgeschichte (2. Aufl. 1890) aufmerksam machen, das in höchst knapper, anspruchsloser Form die neuesten Ergebnisse der Forschung gibt und dem Lehrenden sowohl, als auch dem Lernenden, sei er Romanist, Germanist oder classischer Philolog, außerordentliche Dienste leistet.

Ein tüchtiger Gelehrter ist nicht immer ein guter Lehrer und Diez selbst soll die Gabe des Vortrages in sehr geringem Maße besessen haben. Gaston Paris aber gewinnt noch durch das persönliche Wort, wenn er überhaupt noch gewinnen kann. Ich habe dabei weniger die Curse im Auge, die er im Collége de France vor einem gemischten Publicum von Neugierigen und Lernbegierigen hält, als vielmehr die Conférences, die unsern Seminarübungen entsprechen, wo der Meister in nähere Beziehung zu seinen Schülern tritt. Dort erst genießt man den umfassenden Geist des großen Gelehrten, seine reiche Fülle von Kenntnissen und die Schärfe seines Verstandes, der in die geheimsten Winkel der zu erforschenden Dinge Licht verbreitet. Wie oft haben wir in den Conférences de Dimanche mit Andacht den beredten Worten des verehrten Lehrers gelauscht, in dem geräumigen Arbeitszimmer der Rue Pomereu — eine internationale Gelehrtenrepublik, zu der die verschiedensten Länder Europa's die Unterthanen gestellt —, wenn er bei Gelegenheit eines Vortrages irgend eines Schülers eingriff, einzelne Dinge richtig stellend oder erläuternd. Da hatten die bloßen Thatsachen Fleisch und Blut erhalten; in die Vergangenheit kam Seele und Leben, sie rückte uns immer näher, als stünden wir in ihr, als wären wir ihre Bürger. Das war kein bloßes Anhäufen von Literaturstoff mehr, das war die Geschichte des Geistes nicht nur eines Volks, sondern einer ganzen Zeit. Manchmal ist man geradezu erstaunt über die geistvolle Kühnheit in der Zusammenstellung von Umständen, über die intuitive Kraft seines Verstandes, mit der er oft den inneren Zusammenhang der Dinge erschaut und die fehlenden Ringe in der Kette von Beweisen ersetzt.

Aber nicht bloß in der Behandlung der Literaturgeschichte, sondern in allem, was G. Paris anfaßt, zeigt sich neben dem Gelehrten der Mann von Geist. Sei es Grammatik, Metrik oder Syntax, überall treffen wir eine phantasievolle Verbindung des Gegebenen zu organischer Einheit, die dann wieder zum allgemeinen, weiten Ganzen in Beziehung gesetzt wird, wie es eben nur einem Manne mit so reicher Bildung möglich ist. Daher kehrt jeder, der bei ihm gearbeitet, mit erweitertem Gesichtskreis, mit neuer Anregung wieder heim und erfüllt mit ähnlichen Gefühlen, wie sie G. Paris einst von Bonn mitgenommen, voll treuer Verehrung und dankbarer Anhänglichkeit an den Lehrer und Meister.

Der neue Akademiker steht jetzt über der Mitte der Fünfzig. Vornehm nicht nur in seinem ganzen Wesen, sondern auch in seiner Erscheinung, ist er von jener Einfachheit und geistigen Freiheit, wie sie nur eine geklärte Lebensanschauung zu geben vermag. Er ist daher auch unberührt von falscher Selbstüberhebung und gelehrtem Dünkel, streng gegen sich selbst und nachsichtig gegen andere, immer anregend und ermunternd, zu jedem Dienste bereit, liebenswürdig und sachlich in seiner Kritik und, da er den Blick immer auf das Ganze und die Sache gerichtet hält, allen persönlichen Nergeleien und Quängeleien unzugänglich. Durch und durch Franzose, hat er es trotzdem der deutschen Wissenschaft nie an Beweisen der Hochachtung fehlen lassen. Noch

Digitized by Google

vor einigen Jahren ist er voller Freimuth in einer Reihe von Artikeln, die im Journal des Débats erschienen, für die Decentralisation des französischen Hochschulwesens nach deutschem Muster eingetreten und er hat seine Behauptungen auch dann noch aufrecht gehalten, als ihm sein College Lavisse von der Sorbonne vorwarf: er wolle alle deutschen Gewohnheiten in Frankreich einführen, ohne eine einzige auszulassen. Gaston Paris hat eben eine zu hohe Auffassung von der Aufgabe der Wissenschaft, als daß er für dergleichen Vorwürfe empfindlich sein könnte. Für ihn ist sie die Führerin zur sicheren Freiheit des Geistes, zur Gerechtigkeit und Billigkeit des Urtheils, ein Hauptmittel, um das nationale Leben zu veredeln und zu befruchten. Trotzdem der demokratische Geist seines Vaterlandes, der immer nur den greifbaren Nutzen in den Dingen sucht, sich gegen die ideale Hingebung an die Wissenschaft um ihrer selbst willen mit aller Macht wehrt, hat G. Paris doch schon reiche Erfolge für seine anstrengende Arbeit geerntet, und es ist wohl nur als Anerkennung der Leistungen des hervorragenden Gelehrten aufzufassen, daß ihn die ersten Geister des französischen Volkes in ihre Mitte aufgenommen.

Freiburg i. B. J. M. Pauler.

Lecky über Volksherrschaft und Freiheit.[1])

Mr. Lecky hat sich bisher hauptsächlich mit der historischen Erforschung und Darstellung längst vergangener Zeiträume und Culturzustände beschäftigt und die Ergebnisse seiner gründlichen Studien in einer Reihe von Bänden niedergelegt, welche die „History af the Rise and influence af the Spirit af Ratianalism in Eurape", „History of European Morals from Augustus to Charlemagne", und „History of England in the Eighteenth Century" umfassen. In „Democracy and Liberty" dagegen befaßt er sich mit den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart und sucht die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts immer mehr zur Geltung kommenden Richtungen und Strömungen des öffentlichen Lebens in ihrer Mannichfaltigkeit und Gesammtheit eingehend zu besprechen. Der Titel gibt in der That nur einen unzulänglichen Begriff von dem ungemein reichen Inhalt des zweibändigen Werkes, in dem die wichtigsten staatsbürgerlichen und wirthschaftlichen Probleme, welche heutzutage die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und deren Lösung mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist, mit vieler Einsicht und voller Sachlenntniß erörtert werden.

Der erste Band beginnt mit einigen Betrachtungen über die Ausgestaltung und Ausdehnung des Parlamentarismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und schließt sich also zunächst an die von Lecky in seiner von 1878 bis 1890 veröffentlichten achtbändigen Geschichte Englands im 18. Jahrhundert angestellten Untersuchungen über die Grundlage des damaligen englischen Staatssystems logisch und chronologisch an. Darauf behandelt er mit großer Ausführlichkeit und lebendiger Anschaulichkeit den Hauptgegenstand seiner Darstellung, nämlich die Entwicklung und Erweiterung der Wahlrechte und die allmähliche Einführung des sogenannten allgemeinen Wahlrechts, worunter aber kein angeborenes und unveräußerliches Menschenrecht, sondern lediglich eine aus Gründen der Zweckmäßigkeit und zum vermeintlichen Wohl des Staates verliehene politische Befugniß zu verstehen ist. In der neuesten Zeit geht durch die ganze civilisirte Welt ein überwiegender Zug nach der Demokratisirung aller Staatseinrichtungen; ob diese Tendenz zur Förderung der persönlichen und politischen Freiheit beiträgt, dürfte man wohl mit Recht in Zweifel ziehen. Je mehr die niedrige und ungebildete Volksmenge zur Ausübung des Wahlrechts zugelassen wird, desto weniger werden die gesammten Wähler zur freien und verständigen Erfüllung der Wahlpflicht befähigt sein, desto leichter lassen sie sich aus Unwissenheit und Mangel an fester Gesinnung als Werkzeuge demagogischer Streber und Ränkeschmieder mißbrauchen. Auf diese Weise tritt eine Entartung der Nationalvertretung nothwendig ein, die bald zur Herrschaft der geistigen Mittelmäßigkeit und der moralischen Gemeinheit, und damit zur Selbstverurtheilung des demokratischen Princips führt; denn daß die Unkundigen und Untüchtigen bei Entscheidungen über die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten nicht nur zu Rathe gezogen werden, sondern auch den Ausschlag geben sollten, weil sie an Zahl stärker sind, ist der gesunden Vernunft zuwider und unterscheidet sich von dem alten Faustrecht nur dadurch, daß die rohe Gewalt, statt die Fäuste zu ballen, bloß die Hände zu erheben braucht, um den Sieg über die bessere Intelligenz der Minorität davonzutragen.

Beweise für die Richtigkeit dieser in der Menschennatur selber gegründeten Anschauung liefert zur Genüge die Weltgeschichte. Die unerträglichste Despotie ist die Dictatur des Proletariats, und es ist diese Form der Gewaltherrschaft, mit welcher nach Lecky's Ansicht England durch die etwaige Einführung des Suffrage universel ganz besonders bedroht wird. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben damit die schlimmsten Erfahrungen gemacht und werden in dieser Beziehung den anderen Ländern mit Recht als abschreckendes Beispiel aufgestellt. Namentlich hat das allgemeine directe Stimmrecht auf die Verwaltung der größeren Städte äußerst nachtheilig eingewirkt und der Corruption Thür und Thor geöffnet. Aber zum Glück für die Nation darf die dortige Volksvertretung nicht mit unbeschränkter Macht schalten und walten, sondern wird durch das über die Verfassungsmäßigkeit der Beschlüsse aller gesetzgebenden Körper entscheidende Obergericht stets so im Zaum gehalten, daß die radicalste Legislatur, selbst nach Ueberstimmung des suspensiven Vetos des Staatsoberhauptes, nicht im stande wäre, auffällige Eingriffe in die persönliche und bürgerliche Freiheit, in Eigenthumsrechte, Contractverbindlichkeiten und ähnliche Grundvesten der bestehenden Gesellschaftsordnung ins Werk zu setzen. In England dagegen ist die Staatsmaschine mit einer derartigen Bremsvorrichtung oder mit irgend einem wirksamen Surrogat derselben nicht versehen. Dort besitzen die das Haus der Gemeinen ausmachenden Erwählten und Vertreter des Volkes die höchste Autorität der Nation, die souveräne Gewalt, und können auf die Dauer durch keine andere Macht, sei sie königlich oder richterlich, in der Ausübung ihrer Functionen und der Vollziehung ihrer Beschlüsse aufgehalten und eingeschränkt werden. Sollten z. B. bei einer Parlamentswahl die Socialdemokraten die Oberhand im Haus der Gemeinen gewinnen, so würden sie durch diese Stimmenmehrheit ohne weiteres und in friedlicher und gesetzmäßiger Weise den ersehnten Zukunftsstaat an die Stelle des Königthums setzen können, und nur eine bewaffnete und erfolgreiche Empörung der Minorität gegen die Nationalrepräsentation vermöchte die Verwirklichung dieses Ideals, soweit sie durch Parlamentsacte möglich wäre, zu verhindern. In dieser Beziehung ist Großbritannien in einer eigenthümlichen Lage. In keinem Lande ist die Erniedrigung des parlamentarischen Niveaus mit so großen Gefahren verbunden wie dort, weil das Unterhaus eine Allmacht besitzt, welche keiner anderen volksvertretenden Versammlung in der Welt zukommt. Das schwere Bedenken, mit dem die Demokratisirung oder viel-

[1]) Democracy and Liberty by *William Hartpole Lecky*. London, Longmans, Green and Co. 1896. 2 vols. pp. XVII. 471, 489.

mehr die Proletarisirung dieser durchaus autokratischen Körperschaft einen tiefblickenden und weitsichtigen Culturhistoriker und Staatskundigen wie Mr. Lecky erfüllt, ist also bei den obwaltenden Verhältnissen leicht begreiflich und auch wohl berechtigt. Leider ist Demokratie ohne Demagogie nie dagewesen und daher fast undenkbar. Der sogenannte Volksfreund wendet Schmeicheleien, Bestechungen und andere unlautere Mittel an, um sein Ziel zu erreichen, und artet unvermeidlich in einen berufsmäßigen Volksverführer aus. In Amerika stellt der „Boss", der die Masse mit unglaublicher Frechheit und grenzenloser Selbstsucht ausbeutet, die letzte Stufe dieses Entartungsprocesses dar. Die Entstehung einer ähnlichen Boss-Herrschaft in England würde noch größeres Unheil stiften und das Land bald in politisches Verderben stürzen.

Ob alle Uebelstände, die gleichzeitig mit der Erweiterung des Wahlrechts und dem Wachsthum der Demokratie zur Erscheinung gelangen, mit diesen Factoren immer in ursächlichem Zusammenhang stehen, dürfte man freilich gewiß in Zweifel ziehen. Auf keinem wissenschaftlichen Gebiet sollte der Forscher sich sorgfältiger vor dem verführerischen Fehlschluß post hoc ergo propter hoc hüten, als in staatswissenschaftlichen Untersuchungen, wo so verschiedenartige Elemente oft unmerklich mitwirken und das Gesammtresultat sich aus so vielen und so veränderlichen Kräften ergibt, daß es unmöglich ist, den Einfluß irgend einer besonderen Tendenz genau zu bestimmen. Gegen Lecky's drastische Schilderung der politischen Corruption in den Vereinigten Staaten wird der eifrigste Anhänger der republicanischen Staatsform keine Einwendungen machen können. An dem dort herrschenden weltberüchtigten „Spoils system" und seiner raschen und riesigen Ueberhandnahme seit dem Anfang der dreißiger und namentlich während der letzten fünfundzwanzig Jahre ist jedoch wahrlich nicht das demokratische Princip schuld, sondern vielmehr die sträfliche Gleichgültigkeit der hervorragendsten Bürger in der Erfüllung ihrer Wahlpflicht, wodurch es dem „Boss" oder ehrgeizigen und gewissenlosen Parteimachthaber möglich wird, den großen Haufen durch die von altersher bekannten Vorspiegelungen und Aufwiegelungen zu verleiten, zu vergewaltigen und zum blinden Werkzeug seines Willens zu machen. Wo der Monarch und seine Minister nur ihrem persönlichen Vergnügen und Vortheil nachgehen, wird sich die Monarchie als eine dem Lande zum Verderben gereichende Regierungsform erweisen; wenn die angesehensten Bürger einer Republik sich um das Gemeinwesen und das Staatsinteresse aus Bequemlichkeit oder Gewinnsucht gar nicht kümmern, so wird sich die Demokratie als eine ungetrübte und unerschöpfliche Quelle des Volksglücks schwerlich bewähren. Ein hervorragender Newyorker Kaufmann wurde einmal wegen der schlechten und schmutzigen Stadtverwaltung zur Rede gestellt. „Das wissen wir schon," war seine Antwort; „dieser Raubwirthschaft könnten wir ohne Zweifel den Garaus machen; aber wir haben die Sache reiflich überlegt und sind fest überzeugt, daß während der zur Durchsetzung dieser Reform nöthigen Zeit wir viel mehr Geld im Geschäft verdienen, als die obrigkeitlichen Spitzbuben uns mittlerweile stehlen können. Aus praktischen Gründen also lassen wir die Diebsbande im Rathhaus einfach gewähren." Es ist kein Wunder, daß in einem Staat, wo angesehene Bürger sich nicht schämen, solche niedrige Gesinnung und schnöde Selbstsucht zur Schau zu tragen, gemeine Schurken die günstige Gelegenheit benutzen, die Politik als ein Gewerbe zu treiben, und dem Princip der Demokratie Schande machen.

Glücklicherweise sind nicht alle Amerikaner von diesem Schlage gewesen. In der Mitte der sechziger Jahre faßten einige Herren den Entschluß, dem „Spoils system" durch die Einführung einer gründlichen Reform des Civildienstes Einhalt zu thun und womöglich ein Ende zu machen. Um diese Zeit wurde in New-York ein Wochenblatt, „The Nation", gegründet, welches, von einer Anzahl tüchtiger Mitarbeiter unterstützt, sich der Förderung dieser Reformbestrebung eifrig widmete. Die Politiker zuckten die Achseln über diese wunderlichen Schwärmer, die für den Eintritt in den Staatsdienst eine Prüfung vorschreiben wollten, und nannten die Idee „eine preußische Grille". Die Parteiführer, die alle Aemter als die rechtmäßige Beute der Sieger auf dem Wahlfeld betrachteten, machten sich lustig über die Träumer und Stubenhocker, die sich mit solchen unausführbaren Hirngespinnsten abgaben, und thaten sich auf ihre Erfahrenheit als alte Praktiker in der Politik vieles zugute. Aber der als utopisch verlachte und verschrieene Gedanke gewann einflußreiche Anhänger und erwies sich als nicht nur sehr schön in der Theorie, sondern auch als höchst segensreich in der Praxis. 1884 waren bereits fast 16,000 und zehn Jahre später mehr als 43,000 Aemter durch die Einführung der Civildienstordnung gegen willkürliche Anstellungen und Absetzungen gesichert. Vor kurzem haben die allerletzten Erlasse des Präsidenten Cleveland dieselbe Vorschrift auf sämmtliche Aemter der Bundesregierung, im ganzen 85,200, mit Ausnahme der Gesandtschaften und anderer Stellen, zu deren Besetzung, der föderalen Verfassung gemäß, die Bestätigung des Senats erforderlich ist, angewendet. Dieser große Erfolg beweist, daß selbst in einer Demokratie häßliche, mit dem Wesen einer Volksherrschaft scheinbar eng verbundene Mißstände abgeschafft und heilsame, meistentheils für grillige Einfälle gehaltene Verbesserungspläne in verhältnißmäßig kurzer Zeit verwirklicht werden können, wenn nur wenige der besten und einsichtsvollsten Bürger sich die Reform angelegen sein lassen und ihre vereinten Kräfte der guten Sache eifrig und unermüdlich widmen.

Jedes Staatssystem hat seine schwache Seite und eine Demokratie leidet auch in dieser Beziehung vielleicht voe allen anderen an Vielseitigkeit; daß sie jedoch kein Monopol der politischen Verderbtheit und Freiheitswidrigkeit genieße, dafür sorgt die russische Autokratie. In keinem Lande der Welt herrscht eine so allgemeine und tiefgehende Corruption des Beamtenthums wie in dem Riesenreiche des Zaren, und es wird sicherlich niemandem einfallen, solche jämmerlichen Zustände einem dort im verborgenen blühenden Demokratismus zuzuschreiben. Waren es doch auch die im vorigen Jahrhundert allgemein bestehenden unerträglichen, in Schillers „Kabale und Liebe" in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dargestellten Verhältnisse der absolnten Monarchien, welche die Einführung auf demokratischer Grundlage beruhender constitutioneller Einrichtungen als Bürgschaften der persönlichen und politischen Freiheit nöthig machten. Nur wo die Willkür eigenmächtig und uneingeschränkt schaltet und eine verfassungsmäßige Volksvertretung keinen Antheil an der Leitung der Staatsangelegenheiten nimmt, konnten grausame Judenverfolgungen, wie sie neulich in Rußland stattfanden, betrieben werden. Die sicherste Garantie gegen derartige Uebergriffe verdanken wir dem Fortschritt des Parlamentarismus und dem immer mehr zur Geltung kommenden Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Gesetzgebung und der daraus hervorgehenden Mitwirkung der ganzen Nation durch ihre Vertreter bei der Berathung und Bestimmung der wichtigsten Staatsangelegenheiten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß bei großen Umgestaltungen dieser Art viele Verheißungen sich nicht verwirklichen lassen und manche arge Enttäuschungen unvermeidlich sind. Obwohl die Göttin der Volksfreiheit nicht mit der Panacia, der Tochter des Aesculap, verwechselt und als eine alle politischen und socialen Schäden heilende Macht gefeiert

Digitized by Google

werden dürfte, so hat sie doch unstreitig auf die gedeihliche Culturentwicklung der Völker heilsam eingewirkt und sich im allgemeinen als eine Wohlthäterin der Menschheit in geistiger und sittlicher, wie in materieller Hinsicht erwiesen. Aber aus dem Versuch, verwickelte finanzielle und ökonomische Fragen, deren Verständniß besondere wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzt, durch Volksbewegungen und -Abstimmungen zu lösen, erfolgen fast unvermeidlich Volksverarmung und Staatsbankerott. So ist es vor hundert Jahren zur Zeit der französischen Revolution mit den Assignaten geschehen, und so ist nun die große Republik der neuen Welt trotz aller Lehren der Geschichte offenbar im Begriff, mit dem rasch und unaufhaltsam um sich greifenden Freisilberprägungswahn die nämlichen traurigen Erfahrungen nochmals durchzumachen. In solchen Fällen ist die Stimme des Volkes meistens des Wahnsinns Stimme: Vox populi vox dementis.

Wie schon angedeutet, behandelt Mr. Lecky in seinem außerordentlich reichhaltigen Werke eine Menge von Gegenständen, auf welche wir hier nicht näher eingehen können: das Steuerwesen, die Grenzen der väterlichen und vormundschaftlichen Einmischungen des Staates, die mit der oft krankhaften Steigerung des Nationalgefühls verbundene Gefahr für den Bestand des internationalen Friedens, die politischen Rollen der in Verfall gerathenden Adelsherrschaft und der emporsteigenden Geldmacht, Kirche und Staat, die Beziehungen des Katholicismus zur Demokratie, Volksschulen, Religionsfreiheit, Eingriffe in die Rechte des Individuums durch Sonntagsgesetze und das Verbot des Verkaufs geistiger Getränke, bedenkliche Umwandlungen im Recht der Eheschließung und Ehescheidung, Vorschläge zur Verbesserung des Wahlverfahrens, das Referendum, den Socialismus, die Arbeiterfrage und die verschiedenen Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen der stets größere Ausdehnung gewinnenden und das allgemeine Interesse immer mehr erregenden Frauenemancipationsbewegung. Der Verfasser ist ein gründlicher Forscher, scharfsinniger Beobachter und klarer Denker und beleuchtet alles, was er berührt; auch durch seine ausgezeichnete Schreibart weiß er sogar die trockensten Stoffe in höchst anziehender Weise darzustellen.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Heinrich Julius Holtzmann, Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie. Subscriptionsausgabe, vollständig in zwölf Lieferungen, bisher erschienen Lfrg. I—IV. Freiburg i. B. und Leipzig 1896. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. Preis M. 1,50 die Lieferung.

In der Mohr'schen Sammlung theologischer Lehrbücher ist uns bereits eine ganze Reihe trefflicher und theilweise klassischer Werke beschert; würdig reiht ihnen, reift namentlich dasselben Verfassers schon zur dritten Auflage gediehenes Lehrbuche der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament Holtzmanns Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie sich an. Dies ist kein vorschnelles Urtheil. Zwar erschien bisher erst ein Drittel des ganzen auf zwei Bände berechneten Werkes. Allein dies Drittel umfaßt den grundlegenden Beginn sowohl des ersten wie des zweiten Bandes, ja im Moment ist der zweite Band mit 15 Bogen dem ersten mit deren 9 ein gut Stück Weges voraus. Diese Art des Erscheinens bürgt dafür, daß das Ganze als reife Frucht vorlag, bevor zum Abdruck geschritten ward. Dem Auswachsen und Ueberwuchern der späteren Theile, woran ja viele Erzeugnisse des deutschen Gelehrtenfleißes kranken, ist damit von vornherein vorgebeugt. Zugleich ermöglicht dies gleichzeitige oder fast gleichzeitige Anslichttreten dreier ja wichtiger Stücke der neutestamentlichen Theologie wie: „Gedankenwelt des gleichzeitigen Judenthums", „Verkündigung Jesu" (I) und „Paulinismus" (II) in ganz anderem Maße, als sonst wohl der Fall, das Holtzmann'sche Lehrbuch schon jetzt, während es stückweise die Presse verläßt, in seiner Eigenart zu erkennen und zu würdigen.

Der Verfasser theilt seine Arbeit, abgesehen von der literargeschichtlichen und methodologischen „Einleitung", in zwei Hälften, deren erste er „Jesus und die Evangelisten", deren zweite er überschreibt: „Paulus und die nachapostolische Literatur". Er folgt damit im wesentlichen dem Schema, das aus dem bisherigen Werdegange der jungen Wissenschaft der neutestamentlichen Theologie als Herkommen sich ergeben hat. Ob aber die Begriffe Evangelien — oder, was in dieser Hinsicht gleich, Evangelisten — und nachapostolische Literatur, wie sie Holtzmann faßt und fassen muß, sich einlich ausschließen; ob man wirklich in der Ueberschrift der zweiten Hälfte „die beherrschende Stellung der Paulinischen, die abschließende Bedeutung der Johanneischen Theologie" klärlich genug bezeichnet findet, — das sind Fragen, die mit dem eigentlichen Werthe des Gebotenen wenig zu thun haben, aber doch nebenbei sich aufdrängen. — In der ersten Hälfte handelt ein erstes Capitel von der „religiösen und sittlichen Gedankenwelt des gleichzeitigen Judenthums" auf 83 Seiten. Mit gutem Fug ist dieser Vorhalle des Gebäudes so viel Raum gewährt; denn gewiß: „die alttestamentliche Ideenwelt bildet zwar die allgemeine Voraussetzung der neutestamentlichen Gedankengänge, aber doch meist nur in der Form, welche sie auf der Mittelstation des nachexilischen Judenthums, speciell der palästinisch-rabbinischen Theologie hier, der alexandrinisch-hellenistischen dort angenommen hat. Abgelöst von diesem im ganzen N. T. vorausgesetzten Boden der Wirklichkeit ist dasselbe nicht zu begreifen." Das diesem Gegenstande gewidmete vorbereitende Capitel ist, ganz für sich genommen, ein Meisterstück: ein vortrefflich orientirender Ueberblick der ernsten, tiefeindringenden Arbeit, die im letzten Menschenalter gerade diesem Raume zwischen Altem und Neuem Testamente mit Vorliebe zugewandt worden. Zugleich wird das Ziel dabei nicht aus dem Auge verloren. Nicht im voraus gesättigt, aber mit geschärftem Blick und gespanntem Aufmerken tritt man aus der Vorhalle ins Heiligthum, an das Capitel von Jesu und seinem weltverneuernden Evangelium. Nicht weit gestattet das vorliegende Fragment, dem Verfasser hier zu folgen. Die allgemeinen Voraussetzungen der Predigt Jesu entwickelt in lichtvoller und gemüthwarmer Sprache ein erster Abschnitt; von des Meisters Stellung zum Gesetze handelt der zweite zu handeln, in dessen Mitte wir einstweilen Halt machen müssen. Trefflich bewährt sich auch hier das schöne Gleichgewicht des positiven Interesses an Sache und Person Jesu und des kritischen, geläuterten Gewissens, das man als Holtzmanns besonderes Charisma bezeichnen darf: „Mag überhaupt es fraglich erscheinen, ob wir von mehr als bloß relativer Authentie der überlieferten Worte Jesu reden dürfen: immerhin empfängt man vom Durchschnitt der synoptischen Reden den überwältigenden Eindruck einzigartiger Wirklichkeit. Was wir hier hören, das haben Apostel und Evangelisten weder aus sich, noch aus dem Bewußtsein der Gemeinde geredet, sondern sie haben damit den redenden Meister selbst in die Mitte eines Zuhörerkreises gestellt, der sich aus allen Jahrhunderten der Christenheit zusammensetzt. Es ist der unnachahmliche rednerische Schwung in der Form, es ist der eigenthümliche Zauber des Inhalts dieser Reden, den niemand wieder ins Leben rufen und in erster Schrift verewigen konnte, der ihn nicht selbst gefühlt hatte. Insofern tragen diese Reden, als Ganzes genommen, die Kraft der Selbstbeglaubigung, das Merkmal ihrer Echtheit ein für allemal in sich selbst." Vollständig liegt in der zweiten Hälfte das Bild des Paulinismus vor, wie Holtzmann es nach den unbezweifelten Hauptbriefen an die Römer, Korinther, Galater entwirft. Die Briefe an die Philipper, Kolosser, Epheser bezeichnet und behandelt er als deuteropaulinisch. Zwischen beide Gruppen stellt er, vorsichtig zweifelnd, die Thessalonicherbriefe, während die Pastoralbriefe als geradezu nachpaulinisch von beiden getrennt werden. Dies Paulinische Lehrgebäude des Straßburger Theologen ist eine große, bedeutende Leistung. Alle ernsten Studien der neueren und neuesten Theologie sind ausgiebig benützt und billig gewürdigt; nicht zuletzt die von Albrecht Ritschl geleiteten und angeregten. Aber der Verfasser schreitet mit unbeirrbarer Selbständigkeit durch sie hin auf dem Wege, den eigenes Forschen ihm gebahnt hat. Wer selbst mit diesen Dingen suchend sich bemühte, wird ihm, wie natürlich auf so schwierigem Boden, nicht bei jedem Schritt und jeder Wendung ohne Einwand und Bedenken folgen, aber immer mit Achtung und mit Dank für die belehrenden und erfreuenden Ausblicke, die er als Pfadfinder freigelegt hat. Dies im einzelnen nachzuweisen, führte über die gewiesenen Schranken einer vorläufigen Anzeige hinaus. Liegt das Werk vollendet vor, dann sei ein mehreres gestattet.

* **Heidelberg.** Der Privatdocent der Zoologie Dr. August Schuberg erhielt den Charakter als außerordentlicher Professor.

Digitized by Google

* **Tübingen.** In der medicinischen Facultät der Universität hat sich Assistenzarzt Dr. Saewey, ein Sohn des Cultusministers, habilitirt.

-p- **Jena,** 8. Juli. Im nächsten Wintersemester, das vom 19. Oct. 1896 bis 20. März 1897 dauern wird, werden nicht lesen der Jurist Prof. Dr. Langenbeck, die Philosophen Prof. Dr. Abbe und Hofrath Dr. Klopfleisch. Beurlaubt sind die Professoren Dr. Schrader und Dr. Regel.

* **Berlin.** Universität und Akademie der Wissenschaften haben einen ihrer Senioren verloren: Geh. Bergrath Dr. Ernst Beyrich, Professor der Geologie und Paläontologie, ist am 9. ds. Mts. 80jährig gestorben. Geboren 1815 in Berlin, promovirte er ebendn 1837, habilitirte sich 1841 und hat dann über ein halbes Jahrhundert hindurch theils als Lehrer der exacten geologischen Forschung — persönlich einst noch von Leopold v. Buch angeregt —, theils als Hüter und Leiter der paläontologischen Sammlung gewirkt. Auch der Preußischen Geologischen Landesanstalt gehörte er als Mitdirector an und leitete die Ausführung der „Geologischen Karte von Preußen und den thüringischen Staaten".

* **Breslau.** Dem außerordentlichen Professor in der katholisch-theologischen Facultät D. Karl Joseph Müller ist die nachgesuchte Entlassung aus seiner Lehrthätigkeit ertheilt worden.

* **Amsterdam.** Der Director des städtischen Sanitätswesens Dr. R. H. Saltet ist an Stelle Forsters zum Professor der Hygiene an der Universität ernannt worden.

H. K. **Oxford,** 5. Juli. Das vor 21 Jahren von Professor Monier Williams zum Zweck einer näheren persönlichen Verbindung zwischen Britisch-Indien und England ins Leben gerufene „Indian Institute" unserer Hochschule wurde am 1. d. M. in dem erweiterten Neubau und Museum, das seine Schätze indischer Weisheits- und Kunst-Alterthümer birgt, durch den Gründer Sir Monier Williams der Universität übergeben und in Gegenwart des Vice Chancellors, der indischen Fürsten Thakur Sahed und Mahärani von Goodal, von Sir William Hunter, Sir William Markby, Sir Mountstuart Grant-Duff und zahlreichen anderen Patronen und Förderern des Instituts durch den derzeitigen Staatssecretär für Britisch-Indien, Lord George Hamilton, feierlich eröffnet. Wie Sir Monier Williams in seiner Ansprache als Pionier und Bahnbrecher des Unternehmens hervorhob, wurde er in seinem Aufruf vor 21 Jahren von dem Gedanken geleitet, hier einen Mittelpunkt indischer Studien zu gründen. Es schien ihm, daß die Aufgabe dieser Universität umfassender sein müsse, als lediglich die altindische Sanskritsprache zu lehren. England sei verpflichtet, eine Kenntniß der lebenden Sprachen, Literaturen, Religionen und Sitten jener 290 Millionen Unterthanen zu fördern, deren Geschicke und Wohlfahrt die göttliche Vorsehung der Regierung des Vereinigten Königreichs anvertraut habe. Als Frucht seiner dreimaligen Reise nach Indien und nach der wirksamen Unterstützung indischer Fürsten und der indischen Regierung, sowie der hohen Protection durch Königin Victoria und den Prinzen von Wales, sei nun diese Stiftung erwachsen, die, mit einer reichen orientalischen Fachbibliothek und einem das gewerbliche, gesellschaftliche und religiöse Leben des gesammten Indiens darstellenden Museum ausgestattet, einen Inbegriff jenes wundervollen Landes biete, seiner mannichfaltigen Racen und Völker, deren Literatur die Bewunderung der abendländischen Welt bilde, die von sich aus die Wissenschaften der Grammatik, Arithmetik, Astronomie und Logik hervorgebracht und, obgleich in der Naturforschung weit hinter Europa zurückstehend, ohne Zweifel auf metaphysischem und philosophischem Gebiet uns erreichen, wenn nicht überrasen.

Um das indische Institut gleichsam mit zwei Armen zu versehen und einerseits Europäer in ihren orientalischen Studien zu fördern, andererseits den jungen Indiern in ihren abendländischen Studien eine helfende Hand zu reichen, gelang es dem Gründer bereits vor 12 Jahren bei seinem dritten Aufenthalt in Calcutta die indische Regierung daselbst, den Vicekoy und seinen Rath, zu bestimmen, 6 Stipendien von je 200 Pfd. St. jährlichem Betrage zu stiften, womit ausgezeichnete junge Indier unterstützt und diesem Institut zugewiesen werden sollten, um ihren Universitätscurs unter der Aufsicht seines Curators oder eines Lehrers der orientalischen Sprachen zurückzulegen. Diese Stipendien wurden gestiftet. Allein der damalige Staatssecretär für Indien lehnte es ab, ihre nothwendige Verbindung mit diesem oder einem anderen besonderen Institut zu bestätigen. Nach dem Urtheil Sir Monier Williams' ist die Entscheidung des damaligen Staatssecretärs sehr zu bedauern, da sie die jungen Indier, die zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nach England kommen, zu viel sich selbst überläßt und in die Gefahr gerathen läßt, während der 6 Ferienmonate, ohne persönliche Fürsorge, in ihrem Charakter eher zu entarten als sich zu vervollkommnen. Eine solche Beaufsichtigung und Leitung der jungen Indier sei daher in ihrem eigenen Interesse wie in jenem der indischen Regierung höchst wünschenswerth. Das hiesige Institut ist leider bis jetzt noch sehr ungenügend fundirt. Sein Einkommen genügt, um das Gebäude im Stand zu erhalten, aber keineswegs, um dem Bibliothekar einen ausreichenden Gehalt zu gewähren, und noch weniger, einen besonderen Conservator des werthvollen Museums anzustellen.[1]) Gleichwohl gab Sir Monier Williams am Schlusse seiner Ansprache der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß dieser in gemeinnützigen Stiftung frühere oder später sowohl aus England wie aus Indien noch weitere reichliche Unterstützung zur Vermehrung des Grundcapitals zufließen werde.

Der Vice-Chancellor, welcher im Namen der Universität das indische Institut mit Dank übernahm, äußerte sein Vertrauen, daß dasselbe wenigstens drei Classen von Studirenden wachsenden Vortheil bringen werde. Er hoffte, es möge zuerst einer stets zunehmenden Anzahl von Indiern nützen, die nach England kämen, um unsre abendländische Gelehrsamkeit und Wissenschaft auf ihre antike Civilisation und Cultur zu pfropfen. Er vertraue ebenso, daß es zweitens denjenigen unschätzbare Dienste leisten möge, die später hinausgingen, um in jenem großen anglo-indischen Reich persönlichen Antheil an der Regierung und Verwaltung zu nehmen. Endlich vertraue er auch, daß es drittens, und nicht am mindesten, der fortwährend größeren Classe solcher Studirender immer größeren Nutzen und Interesse verschaffen werde, die ihre Kenntnisse zu erweitern und die Forschungen in den verschiedenartigen Wissenszweigen zu fördern wünschen, für welche jenes große und wunderbare Land ein so ungeheures Feld darbiete.

Lord George Hamilton, der Staatssecretär für Indien, welcher hierauf, dem Ersuchen des Vice-Chancellors entsprechend, das Institut für eröffnet erklärte, hob im Eingang seiner Rede hervor, daß dasselbe das einzige Institut im Vereinigten Königreich sei, welches ausschließlich indischen Gegenständen und Studien gewidmet sei. England sei stolz auf seine nationalen Leistungen in verschiedenen Welttheilen. Allein er denke, daß keine seiner Leistungen jener gleich käme, die es in Indien vollbracht hätte. Das hervorragende Ergebniß der englischen Wirksamkeit in Indien beruhe darauf, daß die Anstrengungen und Arbeiten wenigee dem Leben vieler Wohlthaten gebracht hätten, und daß eine fortschreitende, aufgeklärte Regierung sich dort auf die Schultern weniger Individuen mit Sicherheit stütze. Wenn es eine Classe von Leuten gebe, vor denen als Wohlthätern der Menschheit er gern den Hut abziehe, so seien das die Mitglieder des indischen Staatsdienstes. Wer niemals nach Indien gekommen sei, könne sich kaum vorstellen, von welcher Art und Größe ihre Aufgabe sei. Man möge das Bild nur einmal umkehren. Nähmen wir einen Augenblick an, Europa wäre Indien und ein kleines Stück jenes Indiens wäre England. Dächten wir uns die gesammte Regierung und Verwaltung Europa's mit seinen verschiedenen Racen, Religionen, Sitten und Einrichtungen von einigen wenigen eingebornen Indiern geleitet, die von Indien aus alljährlich durch eine Auswahl jüngerer boee einheimischer Männer ersetzt würden, so würde man eine solche Aufgabe, als außerhalb menschlicher Leistungsfähigkeit liegend, für unmöglich halten. Und dennoch habe der indische Staatsdienst jene Aufgabe unternommen und in so gerechter, gründlicher und unbestechlicher Weise ausgeführt, daß die indische Regierung innerhalb weniger Generationen sich zur vollkommensten Verwaltungsmaschine ausgebildet habe, welche die Welt je gesehen. Eine Schattenseite der heutigen anglo-indischen Verwaltung bestehe nur darin, daß sie bisher die Kluft und den weiten Abstand zwischen Regierten und Regierung nicht in solchem Grade zu überbrücken und zu vermindern im stande gewesen sei, als dies dringend zu wünschen wäre. Der leichtere Verkehr mit Indien lege heute den indischen Staatsdienern und Beamten eine weit stärkere Arbeitslast auf. Von Jahr zu Jahr erfordere die mechanische Seite ihrer Obliegenheiten mehr von ihrer Zeit und lasse ihnen für den außeramtlichen Verkehr mit den Eingebornen weniger Freiheit. Eine Gefahr sei aber bekanntlich, daß man ein fremdes Volk niemals vollkommen erzieren könne, ohne es zu verstehen und sein Vertrauen zu erlangen. Die Bedingungen und Anforderungen, die den indischen Civilbeamten heute umgeben und an ihn gestellt

---

1) Der jetzige Bibliothekar und Conservator des Museums ist ein jüngerer deutscher Sanskrit-Gelehrter, Dr. H. Lüders aus Lübeck.

Digitized by Google

werden, seien nicht mehr zu ändern. Wohl aber könnten dieselben während ihrer Vorbereitung die Methode kennen lernen, um die Haupthindernisse später leichter zu überwinden. Deßhalb meinte er, ein Institut wie dieses und seine Verbindungen könnten die besten Erzieherdienste leisten. Seitdem die für den indischen Staats- oder Civildienst durch Prüfung ausgewählten Candidaten ihren Wohnsitz zum Zweck weiterer Studien an dieser Universität nehmen durften, hätten zwei Drittel der Gesammtzahl derselben hier ihren Curs zurückgelegt. Könnte dieses Institut nicht einen höchst wohlthätigen Einfluß auf sie üben? Hier könnten sie wenigstens zum voraus die Einsicht gewinnen, daß bei allen technischen und mechanischen Fortschritten ihres englischen Geburtslandes dasselbe doch nicht im stande war, die einheimische gewerbliche Kunst und Architektur zu übertreffen, welche längst vorhanden war, als die englische Handelsgesellschaft zuerst nach Indien kam. Die unmittelbare Anschauung jener antiken Civilisation und ihrer großen Kunstwerke müsse in der Seele eines darauf vorbereiteten jungen Mannes Werthschätzung und Sympathie erwecken, und damit seien die Bedingungen zur näheren Berührung und Verständigung zwischen Regierten und Regierenden gegeben. Die Grundsätze, welchen die indische Regierung jederzeit folge, würden jene der Gerechtigkeit, des Wohlwollens und des Fortschritts sein. Aber von der Fähigkeit und Haltung derjenigen, welche diese Grundsätze zu verwirklichen hätten, müsse die Popularität der Regierung wesentlich abhängen. Er hoffe und glaube, daß die englische Verwaltung in Indien von Jahr zu Jahr in den Herzen der Völker Indiens tiefer Wurzel fassen würde und daß diese alte Universität vermittelst ihres neuen Instituts nicht wenig dazu beitragen werde, dieses wünschenswerthe Resultat zu erreichen.

Ehe die Feierlichkeit zu Ende war, wurden auch, nach einer kurzen Erklärung der Eigenthümlichkeiten indischer Musik, einige zur Eröffnung des Instituts von dem Fürsten Sir Surindo Mohun Tagore aus Calcutta componirte Sanskrit-Hymnen in Begleitung einer Harfe vorgetragen. Unter den verschiedenen ausgestellten indischen Musikinstrumenten wurde auch ein muschelförmiges Blasinstrument erprobt, das in der Regel bei festlichen Anlässen eine Hauptrolle zu spielen pflegt und das Vorbild aller Blasinstrumente darbietet.

* **St. Petersburg.** Wie der amtliche „Praw. Wjestnik" anzeigt, wird zur Säcularfeier des Geburtstages Kaiser Nikolaus' I. der (98.) Band der „Sammlung der kaiserl. russischen Historischen Gesellschaft" erscheinen, mit welchem der erste Stein zu einem neuen Denkmal des genannten Monarchen gelegt wird. In diesem Bande wird die Welt zum erstenmal einen Theil des kostbaren Materials vorfinden, mit dessen Veröffentlichung der Protector der Gesellschaft, Kaiser Alexander II., diese betraut hatte. Diese Materialien beziehen sich auf die Geschichte der Regierung und die Biographie Kaiser Nikolaus' I. und sind von der 1856 auf kaiserlichen Befehl niedergesetzten Commission, die zuerst unter dem Präsidium des Staatssecretärs Baron Korff und sodann unter dem des Staatssecretärs, gegenwärtig Grafen J. D. Drijanow tagte, gesammelt. Im März 1886 erfolgte die Uebergabe von 89 Folianten an die Gesellschaft, unter denen 5 die Correspondenz Nikolaus' I. mit dem Cäsarewitsch Konstantin Pawlowitsch, 7 zeitgenössische Aufzeichnungen des Staatssecretärs Baron Korff, 4 Auszüge aus den Acten der Dritten Abtheilung, mehr als 20 Allerhöchste Resolutionen in verschiedenen Ressorts enthalten. In den jetzt erscheinenden 98. Band der „Sammlung" sind zwei Skizzen des Barons Korff „Die Geburt und ersten Lebensjahre Nikolai Pawlowitschs" und „Kaiser Nikolaus in den berathenden Versammlungen", sowie Berichte der Ministerien aus 25 Jahren seiner Regierung (1825 bis 1850) aufgenommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 8. Juli folgende Schriften eingegangen:

Eusemin v. Adlersfeld-Ballestrem: Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. 8. bis 10. Tsd. Berlin, Schall u. Grund 1896. — Dr. C. Deblis: Die Runenschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart. Separatabdr. München, F. Straub 1896. — Die Gesellschaft. Monatschrift für Litteratur, Kunst und Socialpolitik. XII. Jahrg. 1896. Heft 7. Leipzig, Hans Merian. — C. Dillmann: Das Realgymnasium und die Württembergische Kammer der Abgeordneten. Stuttgart, Fr. Druck 1896. — Marie Anna Zaubzer: Fünfundvierzig Betrachtungen über das „Hohe Lied". München, R. Oldenbourg. — K. Struckerjan: Schleswig, nicht „Süd-Jütland". Beitrag zur Klarstellung des nationalpolitischen Streites an der Königsau. Flensburg, O. Hollesen 1896. — C. Handtke und A. Herrich: Ostafrikanländer. (C. Flemmings Centrall-Karten.) Maßst.: 1:600,000. Glogau, C. Flemming. — Dr. Julius Knoevenagel: Jahrbuch der Stolze'schen Stenographie. Mit Schrifttafeln. 9. Aufl. Hannover und Berlin, Karl Meyer 1896. — Zeitschrift für kindliche Gesundheits- und Krankenpflege. Redig. von Dr. H. Moeser. 1. Jahrg. Nr. 2. Hamm i. W., Breer u. Thiemann 1896. — H. T. Finck: Wagner und seine Werke. Bd. 1. Mit Portrait. Breslau, E. Schottlaender 1896. — Bayreuth-Album. 1896. Elberfeld, E. Lucas. — Karl Baron Torresani: Aus drei Weltstädten. Mit Bildniß. Dresden ꝛc., C. Pierson 1896. — Wilhelm II. und die Revolution von oben. Der Fall Kotze. Des Rathsels Lösung. Zürich, Cäsar Schmidt 1896. — *Marchese R. B. di San Giorgio:* Il ripetitore periodico d'esercizi etc. V. Jahrg. Nr. 13. Berlin 1896. — Dr. Pius Wittmann: Kurzer Abriß der schwedischen Geschichte. Breslau, W. Koebner 1896. — August Schmaesow: Beiträge zur Aesthetik der bildenden Künste. I. Zur Frage nach dem Malerischen. Sein Grundbegriff und seine Entwicklung. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Georg Ebers: Gesammelte Werke. Lfg. 76—86. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt. — Dr. J. Fuchshofer u. Dr. F. Martin: Klimatischer Höhen-Curort St. Wolfgang-Fusch im Herzogthum Salzburg. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1896. — Fr. Lampert: Des Thürmers Töchterlein von Ruthenburg. Erzählung aus dem Jahre 1631. 2. Aufl. Mit Bildern. München, C. H. Beck 1896. — Louise v. Kubrtl: Marie Alphonse. Erzählung aus der modernen Gesellschaft. Ebd. 1896. — Friedrich Duckmeyer: Die siebente Großmacht oder der Schatten. Lustspiel in fünf Acten. Leipzig, C. Wiest Nachf. 1896. — Neue Kataloge: Georg Lissa, Berlin. Nr. 20. Literatur des 15.—18. Jahrhdts. Berlin 1896. — F. A. Brockhaus, Leipzig 1896. Nr. 2. Neuester Verlag. — Th. Kampfmeyer, Berlin: Astronomie, Mathematik ꝛc. ꝛc. — Katalog der XII. Jahresausstellung. Künstlerhaus Salzburg. Salzburg, Salzburger Kunstverein 1896. — B. G. Teubner, Leipzig. Mittheilungen. 29. Jahrg. Nr. 3. 1896.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen!

Fred Graf Frankenberg

Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71

herausgegeben von Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet ℳ 8.—; elegant gebunden ℳ 9.—

Diese im Feld unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschriebenen Beobachtungen und Ansichten bieten um deswillen ein so hohes Interesse, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Ereignissen der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich betheiligt war. Das Buch ist

ein literarisches Ereigniß, das diesseits wie jenseits des Rheins großes Aufsehen erregen wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. (9562)

Ein complettes Exemplar oder die Bände I, XXV—XXXI der

Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern

werden zu kaufen gesucht.

Bonn a. Rhein. (8914)

Röhrscheid & Ebbecke.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 13. Juli. Nummer 160.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Was heißt Christlich-Social? Von Julius Schiller. — Die Gesellschaft Londons. — Mittheilungen und Nachrichten.

Was heißt Christlich-Social?[1])

Von Julius Schiller in Nürnberg.

Wenn es das Kennzeichen eines großen Menschen ist, reich an Wissen, tief an Gemüth, fest im Willen zu sein, dann trifft dieses Urtheil auf den Führer der christlich-socialen Bewegung zu, auf Friedrich Naumann. Schon in Nr. 21 haben wir ihn einen schneidigen General genannt, der sich durch nichts irre machen läßt, seinen Kampf weiter zu führen, und nachdem wir der Geschichte der Christlich-Socialen von Göhre in Nr. 129 eine kritische Besprechung gewidmet, würden wir es für ein Unrecht, jedenfalls für einen Mangel halten, an den gesammelten Aufsätzen Naumanns achtlos vorüberzugehen.

Was wird nicht alles seit Jahrzehnten über die sociale Frage zusammengeschrieben! Wie vielen Wiederholungen kann man da begegnen! Wie viel Oberflächliches findet sich darunter! Ganz anders Naumann. Wenn sein ganzes Verdienst darin bestünde, mit Muth und Entschlossenheit den Kampf gegen die Weltmacht Mammonismus aufgenommen zu haben: schon das wäre dankenswerth. Aber er thut viel mehr. Mit großem Wahrheitssinn schaut er der Gegenwart ins Auge und malt ihr Bild der Wirklichkeit entsprechend. Fehlt es auch nicht an grellen Farben und scharfen Conturen, so übertreibt er doch nie. Seine Ehrlichkeit, seine Offenheit, sein ganzer Charakter würde das nie zugeben. Die große sociale Frage hat ihn in ihrer ganzen Macht und Wucht erfaßt und läßt ihn nicht mehr los. Sein Idealismus, seine Begeisterungsfähigkeit ist bewundernswerth. Er könnte wohl die höchsten Opfer bringen, wenn die Hülfe dadurch käme. Dabei ist er voll Bescheidenheit. „Wir sind nicht fertig, wir wollen nur suchen“, das ist sein Thema. Von allen Theilnehmern des letzten Stuttgarter Congresses ist kein zweiter Führer so stürmisch begrüßt, von solch brausendem Beifall umgeben worden wie Naumann, der sich ganz zurückhielt, nur einmal in die Debatte eingriff und sich auf eine Aussprache bei dem Familienabend in der Liederhalle beschränkte, welche zum Inhalt hatte: was nicht zur That wird, das hat keinen Werth. Trotz aller Mängel, welche seinen Reformideen anhaften, muß man ihn achten, wird man ihn lieben. Sein Buch athmet eine Fülle von Jugendfrische, von Gottvertrauen, von Menschenvertrauen. Mit Göhre hat er die herzlichste Neigung zum Arbeiterstand gemein. Aber während Göhre es für eine Unmöglichkeit erklärt, in den Classenkämpfen der Gegenwart praktischer Geistlicher und Parteiführer zugleich zu sein, feuert Naumann die in der gebildeten Jugend vertretenen religiös Erweckten zur Antheilnahme an, wenn sie auch mehr Scrupel und Enthusiasmus als klare Wirthschaftsziele mitbringen. Göhre ist nüchterner, Naumann eine impulsive Natur, die denken lehrt, wo man bisher geträumt hat, und die Apathie in Mitgefühl umwandelt durch die Reinheit seiner Gesinnung. Göhre's Buch fließt hin wie ein ruhiger Bach, Naumanns Schrift gleicht dem Bergstrom, der zuweilen auch wild werden kann; aber Naumanns Feuer ist nie maßlos. Seine Sprache ist aus der Begeisterung geboren. Wie Blitz auf Blitz folgt ein Gedanke auf den andern. Nirgends ruht er sich in behaglicher Breite aus. Der historische Sinn und Zusammenhang, der bei Pastor Schall vielfach fehlt, wird bei Naumann stets gebührend gewürdigt. Während Schall in der Würdigung der Socialdemokratie dem Advocaten gleicht, der sich so sehr in die Person des Clienten hineinversetzt, daß er die Wahrheit und das Recht darüber vergißt, hält sich Naumann von solchen Schwächen frei. Und doch trennt ihn eine Kluft von uns. Aber es ist Zeit, ihn selbst zu Wort kommen zu lassen.

Die Zukunft unsres Volkes hängt einzig daran, daß der Versuch, Christenthum und Socialismus zu verbinden, auch wirklich gelingt. Zwar birgt die christlich-sociale Strömung im evangelischen Deutschland noch eine Vielheit unausgeglichener Meinungen in sich, die sich erst an einander reiben müssen, damit klare, einheitliche Formen entstehen, aber es erwacht doch überall evangelisch-sociale Neigung und es ist nicht bloß etwas gefährliches um dieses Stadium der ersten Werbelust, sondern auch etwas erfreuliches und glückliches. Nur das Christenthum kann und muß im socialen Leben die hülfreiche Macht sein. Das ist die allgemeine Idee, welche heute schon 75,000 Menschen in den evangelischen Arbeitervereinen als eine einzige Gruppe erscheinen läßt. Nur über das „Wie?“ gehen die Gedanken auseinander. Die einen stehen auf dem Standpunkt des conservativen Tivoliprogramms, andere sehen die Kirchgemeinde oder die innere Mission als Ausgangspunkt ihrer Arbeit an. Wir (Naumann und seine Anhänger) suchen nach einem neuen Programm. Uns ist das Christlich-Sociale nichts fertiges, sondern etwas werdendes. Dies aber wird nur dann etwas, wenn wir fühlen, daß Gott in uns arbeitet, wie er in den Propheten des Alten Testaments gearbeitet hat. Wir müssen die Noten finden zu dem stürmischen Frühlingsgesang, der unsre Seele füllt. Begeisterung nützt nichts, wenn nicht das Gefühl in Worte umgesetzt wird. Unsre Hoffnung ist, daß das Christlich-Sociale die Socialdemokratie beerben wird (hierin berührt sich Naumann ganz mit Göhre); und zwar müssen wir die wirthschaftlichen Gedanken an dem Punkte weiterdenken, wo der Socialdemokrat aufhört. Was wir von letzterem übernehmen müssen, ist der Gesichtspunkt: „von unten her“. Die neue Weltanschauung, deren Morgenroth uns getroffen hat, muß religiöse und wirthschaftliche Momente haben, die unter sich in Beziehung stehen.

A. Religiöse Momente. Jesus Christus stirbt nicht. Das deutsche Volk kann in einem halben Jahrhundert nicht vergessen, daß es Jesum ein Jahrtausend geliebt hat. Der

[1]) Gesammelte Aufsätze von Fr. Naumann, Pfarrer in Frankfurt a. M. 1. Heft. Leipzig, Deichert 1896.

Digitized by Google

„Heliand“ grüßte die Deutschen bei ihrem Erwachen, und als sie mündig wurden, stand Luthers lieber Herr Christus bei ihnen. Endlos ist eben dieser in die Gemüther hineingebetet, gepredigt, gesungen worden. Es gehört zum Geheimniß der ewigen Jugend Jesu, daß er für alle Zeiten eine frische Entdeckung ist. Jesus erfand für uns das Wort „Mammon“; wie er über Reiche und Reichthum dachte, das weiß jedermann. Er ist die leibhaftige Hülfe. Sein Geist ist ein Strom hülfreichen Wollens. Er erscheint als Licht für das arme Volk, das im Dunkeln sitzt. Seelen und Leiber finden zugleich Heil an der göttlichen Quelle. Wenn das Volk aus dem Materialismus erwacht, müssen wir Ihn enthüllt und klargestellt haben. Das ist die erste christlich-sociale Aufgabe. Noch fehlt vielfach die Erkenntniß, wie unendlich actuell das Leben Jesu für uns ist. Er hat kein volkswirthschaftliches Lehrbuch in der Hand, er bringt nicht Resultate oder Methoden, sondern er lebt. Für uns ist es darum nicht gut, in eine neue Art kirchlicher Buchstabenklauberei hineinzugerathen; wir müssen vielmehr den Geist, den Saft, den Aether mit Bienenfleiß aus allen Blüthen des Evangeliums saugen.

Jesus ist aus ethischen Gründen radicaler Gegner der Capitalansammlung. Er ist kein Communist, sondern negirt nur das Uebermaß von Eigenthum. Er änderte die Welt um, aber er war kein Revolutionär. Wie Luther auf Paulus zurückgriff, so müssen wir wieder auf den Christus der Evangelien zurückgehen. Mögen Aerzte und Lehrer weniger Veranlassung haben, sich zur socialen Lage in bestimmte Stellung zu bringen, anders liegt die Sache bei den Theologen und Juristen. Ihre Stühle zittern mit beim Erdbeben, das unsern Volksboden durchrollt. Zwar soll und kann der Geistliche kein Volkslehrer der Nationalökonomie werden, aber er soll die Sache der Armen zu seiner Sache machen, mag er sich dabei auch mit den besitzenden Classen in Spannung bringen. Sind zuerst die Leinweber in das Wasser der socialen Frage hinabgestiegen, dann die Metall- und Bauarbeiter, dann die gesammte städtische Industrie, dann die Kohlenleute und die kleinsten Handwerker, so kommen jetzt die Geistlichen, die Lehrer und Bauern dran.

B. Mit den religiösen Factoren haben die wirthschaftlichen Hand in Hand zu gehen. Die conservative Partei denkt zu wenig an Arbeitslose, Mühselige und Beladene, als daß sie für eine Volksarbeit der Ausgangspunkt werden könnte. Können wir uns darum an keine der herrschenden Parteien anlehnen, so besteht unsre Aufgabe darin, aus der socialistischen Abstraction heraus, unter Anleitung der christlichen Ethik, auf den Boden der Wirklichkeit zu gelangen. Wir müssen von der Socialdemokratie die Fragestellung übernehmen: was geschieht für die unterste Schicht des Volkes? Auf jedem Punkt müssen wir uns mit der Socialdemokratie innerlich auseinandersetzen, um aus ihr herauszuwachsen. Wie sollten wir da heute schon ein fertiges Programm besitzen? Die richtige Formel für die antimammonistische Stimmung scheint uns in dem Satz zu liegen: „Wir erkennen die Concentration der Betriebe als nothwendig an, verwerfen aber die Concentration des Capitals.“ Wenn man uns fragt, was für Leute wir als Theilnehmer an unsrer Arbeit erwarten, so denken wir dabei nicht an Tagelöhner und Handwerker (Göhre gibt sich solchen Illusionen hin), wohl aber an die Hausindustriellen, an Erdarbeiter, Ausläufer, Portiers, Diener, Kellner, Droschkenkutscher, Pferdebahnconducteure, überhaupt an die kleineren Beamten. Was die gebildeten und besitzenden Classen anlangt, so wollen wir alle diejenigen sammeln, die von ihrem Gewissen oder von ihrer wirthschaftlichen Einsicht aus dem selbstsüchtigen Bau der alten Gesellschaft herausgetrieben werden. Es gibt besonders in der gebildeten Jugend eine Menge ringender Seelen, die sich mit dem Problem der Zeit abquälen. Das werden keine Schablonenmenschen sein, sondern Leute, die den schweren Kampf zwischen Standesselbstsucht und Volksbrüderlichkeit in langen Nächten betend und denkend an sich durchkämpften. Neben diesen religiösen Naturen wird es auch an Verstandesmenschen nicht fehlen, an historisch gerichteten Naturen, welche genug wirkliche Geschichtskenntniß haben, um gegen allen optimistischen Fatalismus gefeit zu sein, und doch erfüllt sind von der Einsicht, daß wir an den Pforten einer neuen Epoche stehen, daß es anders werden muß.

In einem zweiten geistsprühenden, religiös gehaltenen, herzanmuthenden Aufsatz behandelt Naumann das Thema: der Christ im Zeitalter der Maschine.

Daß viele Christen ihre Stimmung rückwärts richten, ist bedauerlich, weil die besseren Köpfe unsres Zeitalters, die Köpfe, die mit den Maschinen um die Wette sich regen, durch das Verhalten der Christen den Eindruck bekommen, als sei das Christenthum ebenso verstaubt und veraltet, wie das Spinnrad und die Postkutsche. Und doch kam das Christenthum als Kraft der Erneuerung in die Welt, als Kraft der Umgestaltung, als Begeisterung thatkräftiger junger Männer. Es war ein Morgenwind, kein Abendlüftlein, es war eine welterobernde Gemeinschaft, aber keine Schutzmacht für das Alte. Gott will den technischen Fortschritt, er will die Maschine. Gott war nicht bloß im ruhigen Alter der Väter, er ist nicht minder in der Periode der Erfindungen, er kommt im Wetter der socialen Umwandlungen. Die große Gottesgabe der Maschine muß dem Reiche Gottes dienen. Durch die Maschine entsteht eine internationale Gemeinschaft, ein wirthschaftliches Zusammenleben aller Theile der Erde. Ein deutsches Industriedorf reicht sich die Hand mit den Städten Südamerika's und die Japaner schaffen eine Industrie für Europa. Diese Wirthschaftsgemeinschaft soll die Grundlage einer Ideengemeinschaft werden. Um Noth und Armuth aus der Welt zu schaffen, schenkte uns Gott die Maschine. Gottes Gabe ist gut, aber die Menschen haben noch nicht gelernt, sie zu gebrauchen. Die Kinder Gottes wissen noch nicht, wie sie mit dem Riesenwerkzeug umgehen sollen. Das ist ein Haupttheil dessen, was man sociale Frage nennt. Gott gibt niemals Gaben ohne Aufgaben. Auch in den Gebrauch des Feuers, des Eisens, des Ackers mußten sich die Menschen langsam und mühsam hineinfinden. Gottes Gaben haben immer etwas von der räthselhaften Größe, die Gott selbst hat. Sie entschleiern sich in ihrer Tragweite und in ihren Forderungen erst nach und nach. Wir stehen in einem Zeitalter mit neuen Formen des Lebens.

Die dritte Abhandlung, welche über den christlich-socialen Geist sich verbreitet, berührt sich mit der ersten und ist eine Erweiterung derselben. Christlich-socialer Geist, heißt es da, ist nicht ein mattes Gemisch von Glaubenssätzen und Wirthschaftslehren, sondern eine einheitliche, große, gottgegebene Weltanschauung, etwas, das die Zukunft ebenso bewegen soll, wie seinerzeit der neue Glaube der Reformation oder der Lustzug des Pietismus. Eine Weltanschauung, die nach der Socialdemokratie kommen und diese ablösen will, muß die Grundfrage nach Beseitigung der Massenarmuth mit unerbittlichem Ernste anfassen. Die Zeit der kleinen Flickerei, der Mittelchen und Pflästerchen schwindet mit jedem neuen Hunderttausend Menschen, das bei der Socialdemokratie in die Schule geht. In diesem Sinne muß der christlich-sociale Geist ernsthaft „social“ sein, aber ebenso ernsthaft gläubig. Die Menschenseele ist für das Ewige geschaffen, und sie hält es auf die Dauer nicht aus, wenn man sie bloß mit irdischem Stoffe füllen will. Lange zurückgedrängt, wird der Glaube mit der Lust des lange gehemmten Wassers hervorquellen. Darum muß die künftige Weltanschauung Energie und Enthusiasmus

Digitized by Google

des Glaubens besitzen. Wir können den christlich-socialen Geist nicht machen, wir können nur warten, wa uns im Schachte der Wahrheit ein neuer Silbergang entgegenleuchten mag.

Noth und Elend aus der Welt zu schaffen: dieser Aufgabe ist man zweimal nahe gewesen; einmal in der Urgemeinde zu Jerusalem, und ein anderesmal in eigenartiger Weise auf der Höhe des Mittelalters. Nun aber tritt dieselbe Frage nochmals an die Christenheit heran; und die ganze Zeit ist reif dazu.

Ein kurzes Capitel ist der Wohnungsfrage gewidmet. Ebenso finden sich kleinere Aufsätze über den Werth der Statistik, die Lage des Mittelstandes und der Kellner und über die Arbeitslosigkeit, bei deren Besprechung die Arbeitsämter empfahlen werden. Zum Schluß setzt sich Naumann in einer längeren Ausführung mit Pastor Schall und dessen Buch: „Die Socialdemokratie in ihren Wahrheiten und Irrthümern und die Stellung der protestantischen Kirche zur socialen Frage“ auseinander. Die geistige Ueberlegenheit Naumanns, sein ruhiger, klarer Blick, seine schlichte Kritik tritt da recht deutlich heraus. Nur hätten wir zwei Sätze gern entbehrt: „Die Socialdemokratie ist einmal eine erlaubte Partei, also darf ihr auch ein Geistlicher angehören“ — „Die Kirche muß auch Geistliche tragen können, die unter Vorbehalten sich der socialdemokratischen Partei anschließen.“ (S. 95 u. 93.)

Wir meinen, daß gerade der Fall des Candidaten v. Waechter zur Genüge zeigt, wahin man zuletzt auf dieser Bahn geräth.

Ueberhaupt — und damit wollen wir zu einer kritischen Erörterung des ganzen Buches übergehen — ist eben dieses der schwarze Faden, der sich fast auf jeder Seite zeigt, der dem Buche nicht zum Vortheil gereicht und den wir gerne vermißt hätten, diese einseitige Behauptung: Christus sei nur für die Armen da und die Kirche habe seinem Beispiele zu folgen. Dieses Thema wird unermüdlich behandelt, immer und immer kommt Naumann darauf zurück, alle Beweise nimmt er davan her, seine ganze Burg baut er auf diesem Grund auf.

„Jesus ist die leibliche Hülfe“. „Sein Leben hat sich im Dienste der Blinden, Mondsüchtigen, Aussätzigen, der Mühseligen, Beladenen und Bettler verzehrt“ (S. 8). Er ging ganz „im Gesundmachen von Menschenkörpern und Menschenverhältnissen“ auf, er „half massenhaft auch Leuten, die sich nicht bekehrt haben“, er war ganz „Hülfe“ (S. 46). Die untersten Stände waren ihm die nächsten (S. 50). Seine meiste Zeit hat er auf Herstellung der Kranken, seine beste Kraft bei der Speisung von Tausenden verwendet (S. 68). Darum müssen wir uns die Hände dazu reichen, daß die hülflose Armuth und die Arbeitslosigkeit von dem Erdboden verschwinde. Das ist die „Weiterarbeit im Reiche Gottes“ (S. 10 und 38). Der Geistliche „soll für seine Tagelöhner, Steinbrecher und Kleinbauern, für die Schuhmacher, Weber, Metallarbeiter und Kellner, für die Dienstmädchen, Nähterinnen und Verkäuferinnen, für das ganze Heer, das abhängig und mühselig ist, für alle, die nicht Acker und Vieh, Haus und Hof, Geld und Gut besitzen, für alle diese soll er leben.“ Er muß die Interessen dieser Leute kennen, muß mit ihnen zusammen über den Weg zur Besserung nachsinnen. Sonst versteht er nichts von den Strömungen im Volke. Mag er es dann auch mit den besitzenden Classen verderben; er handelt dann so wie Jesus (S. 14).

Als ob der Stifter der Kirche nicht auch seine Anhänger unter den Reichen gehabt hätte!

Die Kirche hat die Sache der Armen zu führen und diesen das Evangelium zu bringen (S. 93 und 49). Welche Willkür, klare Schriftworte zu pressen!

Wir sehen aus alledem: Naumann verfällt dem gleichen Fehler wie Göhre, er wirft christliche und sociale Gedanken zusammen, statt sie auseinander zu halten; er geräth so auf seltsame schwärmerische Wege und in eine Art innerweltlichen Chiliasmus hinein. Seine Sprache hat zumal für religiös gestimmte Seelen etwas bestechendes, seine Dialektik für weniger Geübte etwas verführerisches. Seine innerliche Art, sein tiefes Gemüth, ein mystischer Zug, seine religiöse Wärme ist recht geeignet, zu packen und zu ergreifen. Man steht da oft in Gefahr, den Standpunkt der Nüchternheit zu verlassen. Aber wenn man sich dann an den Kopf greift und sich fragt: wird denn nun wirklich draußen in der realen Welt der christliche Socialismus das Erbe der Socialdemokratie antreten? dann steigen nicht bloß Zweifel über Zweifel in uns auf, sondern wir werden zuletzt sagen: ein schönes Traumgebilde! und beifügen: wie schade darum!

Ferne sei es, das Christlich-Sociale als eine Art Spielerei, als ein Vergnügen neuerungssüchtiger Köpfe ansehen zu wollen. Nein, Naumann und seinen Genossen ist es ein heiliger Ernst um ihre Sache. Aber wir fürchten: sie gehen einer großen Enttäuschung entgegen. Sie glauben, die einzigen zu sein, welche die Zeichen der Zeit verstehen, sie bauen fort und fort. Aber zuletzt werden sie sehen, daß das erwartete Gefolge ausbleibt. Auch der beste Feldherr kann ohne Truppen nichts ausrichten.

Aber wird nicht doch die Geistlichkeit im großen und ganzen dem stürmischen Drängen nachgeben? Wir glauben es nicht, ja wir hielten es nicht einmal für gut, wenn sie es thun würde. Warum?

So gewiß es ist, daß unter allen akademisch gebildeten Bürgern des Vaterlandes gerade der Geistliche ohne sociale Wirksamkeit gar nicht gedacht werden kann, so unleugbar ist es, daß eben der Geistliche vor anderen sich hüten muß, in die Classenkämpfe der Gegenwart sich hineinzustellen. Wenn er das letztere gleichwohl unternimmt, dann soll er sich nicht darüber wundern, wenn alsbald weite Kreise beunruhigt, die Kämpfe heftiger werden und er zuletzt unfähig ist, die erregten Geister zu bannen. Der Hirte der Gemeinde soll der Mittelpunkt des Friedens, der socialen Versöhnung sein. Er kann unmöglich zweien Herrinnen dienen, der Theologie und der Nationalökonomie. Das hat selbst Göhre zugestanden. Es kann niemals die Aufgabe der Kirche und ihrer Diener sein, einen Stand gegen den andern in den Kampf zu führen. Wo Zwist und Unfriede gesäet wird, da werden die Grundlagen des socialen Friedens nicht gefestigt, sondern untergraben. Der Geistliche darf bei der Bekämpfung socialer Schäden nimmermehr zum Vertreter eines besonderen Standes sich aufwerfen. Er soll ein Herz haben für die Noth des ganzen Volkes. Will er das Böse strafen, dann halte er sich nicht bloß an die oberen, sondern auch an die unteren Stände, wa es genug aufzuräumen gibt. Hat er über Fragen von weittragender Bedeutung zu sprechen, dann rede er mit größter Vorsicht und Besonnenheit. Ein unbedachtsames Wort, eine verkehrte Anschauung, ja schon eine Aeußerung, welche Mißdeutungen ausgesetzt ist: wie schnell sind die Gewissen verwirrt, wie rasch ist die Begehrlichkeit geweckt!

Nach immer ist der Weltverbesserer von tausend Gefahren umgeben. Speciell der Geistliche hat bei all seinem Thun die geistliche Aufgabe als erstes und letztes festzuhalten. Der Geist der Schwärmerei klopft bei keinem so nachdrücklich an, als bei dem Socialreformator geistlichen Standes. Wer den Beruf zu einem solchen in sich fühlt, wer die Gaben und die Befähigung dazu besitzt, der versuche sein Glück und wandle seinen Weg, aber er verquicke nicht sein geistliches Amt mit solchem selbstgewählten Beruf! Zweierlei Lebensberufe vertragen sich niemals neben einander und am allerwenigsten diese beiden. Herzensreform und wirthschaftliche Reform sind zwei grundverschiedene Gebiete. Die Heilsgüter sind andere als die materiellen

Güter. Beide unter einander zu mengen, ist verfehlt. Der Gründer der Kirche hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! und die Güter dieses Reiches heißen Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist.

Daß der Begriff christlich-social einen fatalen Beigeschmack bekommen hat, das rührt davon her, daß da und dort Geistliche auf den Einfall gerathen sind, Socialistenführer im kleinen zu werden. Diese übersehen, daß jede Gemeinde aus den verschiedensten Ständen zusammengesetzt ist. Ihnen allen zu dienen, ist Aufgabe des Geistlichen. Gewiß ist dieser für die Armen da, aber nicht bloß für sie. Die Herzen der übrigen sich zu entfremden, das ist ungeschickt. Das letzte Ziel der geistlichen Thätigkeit geht darauf hin, seelische Nothe zu lindern und aufzuheben. Noch besitzt der Geistliche vielfach großes Vertrauen. Wenn er in der rechten Weise sein Amt ausübt, dann wird er von selbst gar viel zur Hebung der socialen Noth beitragen. Aber das geschieht bei ihm indirect. So bringt es sein Beruf mit sich. So verstehen wir die Zeichen der Zeit.

Die Gesellschaft Londons.

λ. Das gesellschaftliche Leben Londons ist schon äußerlich, noch mehr aber dem innersten Wesen nach von dem Gesellschaftsleben der festländischen Großstädte recht verschieden. Keine andere europäische Großstadt besitzt ein gesellschaftliches Element, wie den Londoner Club. Wohl gibt es Clubs auch in Paris, Berlin und Wien; doch diese Clubs sind nichts besseres, als fremdländische Pflanzen mit einem Treibhausdasein. In England ist der Club einer der kräftigsten Zweige am Baume nationaler Gesellschaftscultur; im Club concentrirt sich das Leben der politischen Parteien und mehr als ein großer Staatsmann stammt vom „Clubland", wie man die westliche Straße „Picadilly", den Wohnsitz der meisten großen Londoner Clubs, getauft hat. In den Clubs herrscht ausschließlich der Mann mit all seinen Interessen, all seinen Eigenheiten und all seinen kleinen und großen Bedürfnissen; diesen wird hier für einen verhältnißmäßig geringen Jahresbeitrag in ausgiebigster Weise Rechnung getragen. Frauen haben keinen Zutritt zum Club; nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, wie etwa bei einem großen „Dinner", welches einem Minister oder berühmten Parlamentarier Gelegenheit zu einer großen politischen Rede bieten soll, wird Damen das Zuschauen von der Galerie, nicht aber die Theilnahme am Mahle selbst gestattet.

Diese Abschließung gegen das schönere Geschlecht, welches in England durch Recht, Gesetz und Sitte keineswegs dazu verurtheilt ist, das schwächere Geschlecht zu sein, hat den Clubs ihren männlichen Charakter erhalten; sie sind die eigentlichen Burgen männlicher Offenheit gegenüber dem zum Theil recht hohlen Formenwesen der Londoner Gesellschaft. Das eigentliche Wesen dieser Gesellschaft ist eine alles Maß und alle Grenzen überschreitende Höflichkeit. Höflichkeit ist das alle Stände, ob hoch oder niedrig, reich oder arm, umschlingende Band. Kein Engländer wird das „Ich danke Ihnen" für die Antwort auf eine an ihn gestellte Frage vergessen; möge die Antwort in gutem oder in schlechtem Sinne für ihn ausfallen. So lange er nicht geradezu beleidigt wird, ist und bleibt er höflich; Höflichkeit ist ihm angeboren; er sieht kein Verdienst darin; er kann eben gar nicht anders als höflich sein. Heutzutage ist die englische Höflichkeit allerdings in den meisten Fällen eben deßhalb, weil sie selbstverständlich scheint, kaum mehr als eine hohle Form; ihr Ursprung jedoch liegt unzweifelhaft in der vollsten Rücksicht auf die Persönlichkeit, die Individualität jedes Einzelnen; in gewissem Sinne könnte man sagen: die englische Höflichkeit ist die beste Frucht der englischen Freiheit; denn die Achtung vor der vollen Freiheit des Privatlebens ist es gewesen, welche die englische Höflichkeit geboren hat. Niemandem lästig zu fallen und bei niemandem Anstaß zu erregen, ist die erste Forderung gut englischer Sitte. Das gibt den öffentlichen Localen Londons trotz des ungeheuren Verkehrs in der großbritannischen Metropole einen, ich möchte beinahe sagen, schweigsamen Charakter. Man mag in das niedrigste Londoner Restaurant oder Café gehen, dort, wo der einfachste und ungebildetste Arbeiter verkehrt: eine laute, fröhliche Unterhaltung, wie wir sie in unsern besten deutschen Kneipen und Weinlocalen finden, wird man dort vergebens suchen. Jeder ißt oder trinkt ruhig und fast wortlos, meistentheils mit seiner Zeitung in der Hand. Wirklich wohl findet sich deßhalb der Engländer, außer in seinem Club, nur in seiner Häuslichkeit. Ein gutes englisches Hauswesen gleicht unserm deutsch-bürgerlichen Haushalt in recht vielen Stücken; nur mit dem Unterschied, daß bei uns der Mann Herr im Hause ist; in London aber und — wie ich glaube — wohl in dem größten Theile Englands die Frau. Die englische Frau ist fast regelmäßig viel gebildeter als der englische Mann. Häufig genug kann man junge Damen finden, die eine oder zwei fremde Sprachen beherrschen; viele englische junge Mädchen aus guter Familie werden zur Erziehung nach Deutschland geschickt, meistentheils nach Hannover, Bremen oder auch Berlin; allein daß junge Männer zu ihrer Fortbildung ins Ausland gehen, ist etwas sehr seltenes. Die Frau mag ausländische Anschauungen durch Studium, Lectüre und Reisen in sich aufnehmen; das englische „home", allerdings recht oft das Ideal wahrer Häuslichkeit, sorgt schon dafür, daß sie „englisch" bleibt. Und das ist nach den Landesanschauungen die Hauptsache. Hier ist eben alles „englisch-national": das in den besseren Kreisen stets nur von einer Familie bewohnte Haus mit seinem ausgesuchten Innencomfort, seinem Vor- und Hintergarten; die peinliche, um nicht zu sagen, pedantische Pünktlichkeit, mit welcher die Tageseintheilung, vor allem die Stunde der Mahlzeiten, eingehalten wird; ebenso die Mahlzeiten selbst in ihrer Reichlichkeit und Gediegenheit. In all diesen Dingen bestimmt die Hausfrau vollkommen souverän, ja fast unumschränkt. Die meisten Männer sind froh, wenn sie jedes Einblicks in diese Dinge und jeder näheren Beschäftigung mit ihnen überhoben bleiben. Der Mann, besonders der englische Kaufmann, lebt überhaupt nicht so viel im Hause, wie bei uns in Deutschland. Er geht des Morgens etwa gegen neun Uhr in sein Geschäft und kommt selten vor Abends sieben Uhr nach Hause. Das liegt zum Theil in den großen Entfernungen. Fast alle besseren Privatwohnungen liegen in den oft eine halbe Bahnstunde entfernten Vorstädten, während sich die Geschäfte mit sehr geringen Ausnahmen in der City zusammendrängen. Privatwohnungen sind dort so gut wie gar nicht vorhanden, jede Räumlichkeit ist ein Waarenlager oder ein Office (Bureau) vom Erdgeschoß bis in den fünften oder sechsten Stock hinauf. Daraus entspringt — rein gesellschaftlich genommen — eine andere Besonderheit: nirgends in der Welt ist Privatleben und Geschäftsleben so scharf von einander geschieden, wie in London. Und das nicht nur äußerlich. Im Geschäft ist der Engländer kurz angebunden und sehr ernst; im Privatleben, in seiner Häuslichkeit ist er, wenn auch meistentheils äußerlich etwas steifnackig, so doch freundlich, ja, sobald man ihn erst näher kennt, innerlich herzlich und liebenswürdig. Freilich darf man seinem Nationalstolz nicht zu nahe treten. Jedweder Engländer, ob hoch oder niedrig, ob Arbeiter oder Lord, Kaufmann, Gelehrter oder Staatsmann, lebt der festen Ueberzeugung, daß England nicht nur das mächtigste und reichste, sondern

Digitized by Google

auch das best regierte, best unterrichtete, wohlfeilste und schönste Land der Erde ist; daß sein Volk allen anderen Völkern überlegen ist und daß jeder Fremde, möge er nun Franzose, Deutscher oder sonst was sein, es für ein besonderes Glück und eine besondere Ehre ansehen muß, unter Engländern leben zu dürfen. Ich kenne hier in London vornehme deutsche Familien, die länger als dreißig Jahre in der englischen Hauptstadt eine angesehene Stellung einnehmen; aber trotz ihrer Wohlhabenheit und ihrer vielfachen geschäftlichen und privaten Verbindungen mit alteingesessenen englischen Familien haben sie zur eigentlichen englischen Gesellschaft doch wenig oder gar keine engeren Beziehungen. Als unlängst zwei Deutsche, nach verhältnißmäßig nur kurzem Aufenthalt in London, Damen aus hochangesehenen altenglischen Familien als Gattinnen heimführten, bildete diese für viele Engländer unerhörte Thatsache wochenlang das Gespräch der Londoner Gesellschaft. Ja, ein Stockengländer gab seinem Mißfallen darüber in den wahrhaft classischen Worten Ausdruck: „Diese Deutschen! Erst nehmen sie uns das Geschäft fort und jetzt nehmen sie uns auch noch unsre reichen Erbinnen! Wie kann ein englischer Vater seine Tochter auch nur einem Fremdling geben?“ Das ändert freilich nichts daran, daß junge Engländerinnen, hauptsächlich sobald sie längere Zeit in Deutschland gewesen, sich zu gebildeten Deutschen aus guter Familie besonders hingezogen fühlen. Da nun das englische Gesetz mehr noch als unser deutsches Recht die Selbständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht der jungen englischen Damen schützt, so drückt die Familie des jungen Mädchens zu guter letzt lieber ein Auge zu, als daß sie es zu einem öffentlichen Scandal kommen läßt. Freilich nimmt die englische Gesellschaft in den meisten Fällen sehr bald eine zwar friedliche, deßhalb aber nicht weniger gefährliche Rache: sie macht die Kinder zu Engländern; schon in der zweiten Generation ist sehr selten nach Lebensgewohnheiten und Denkungsart noch etwas von deutscher Abstammung zu spüren. Wer als Deutscher eine Engländerin heirathet und wünscht, daß seine Kinder trotzdem Deutsche bleiben, muß unter allen Umständen auf einige Jahre ins liebe Vaterland zurückkehren, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm das etwas kleinlich und spießbürgerlich zugeschnittene Leben in der Heimath nicht immer so recht zusagen sollte.

Den Grund dafür habe ich bereits oben angedeutet. Ganz abgesehen davon, daß auch die liebevollste englische Gattin im Grunde ihres Herzens immer Engländerin bleibt —, selbst wenn sie ihre Kinder als Deutsche erziehen wollte: der Strom des englischen Volkslebens würde alle ihre Mühe zu nichte machen. Es ist nicht nur die Landessprache, welche aufwachsende deutsche Kinder hier sehr bald zu Engländern macht, obgleich wahrlich kaum ein mächtigeres Erziehungsmittel als die Sprache gedacht werden kann; mehr noch wirkt dabei der Umstand mit, daß die hiesigen Lebensanschauungen dem Kinde, und vor allem den heranwachsenden Knaben, größere Freiheit, schnellere Selbständigkeit und — weniger anstrengende Lehrstunden geben. Der Schulsack der englischen Jugend im Vergleich zu dem unsrer deutschen Schuljugend ist eigentlich recht leicht; dafür ist das, was heranwachsenden Knaben bei weitem mehr gefällt, nämlich die körperliche Erziehung durch allerlei Spiele und Uebungen unsern immerhin recht beschränkten Turnübungen bei weitem vorzuziehen. Daneben lernt hier ein einigermaßen intelligenter Junge praktisch und für das öffentliche Leben viel mehr, als bei uns in Deutschland. Die englische Presse, großartig in ihrer Reichhaltigkeit, ihrer Klarheit des sprachlichen Ausdrucks und durch ihre geradezu ungeheure Macht, ist die eigentliche Lehrmeisterin der heranwachsenden Jugend. Das erste, was ein Londoner Junge, sobald er nur Lesen und Schreiben gelernt und über die allerersten Jugendjahre hinweg ist, in die Hand bekommt, ist nicht etwa ein Buch, sondern eine Tageszeitung, oder auch eine der hier zu Tausenden erscheinenden Wochenschriften. So ergänzt sich hier für die Jugend Leben und Wissen mit einander. Auf rein theoretische Kenntnisse, auf das, was wir in Deutschland Wissenschaft nennen, legt der Engländer im allgemeinen nur recht wenig Werth; ja, in kaufmännischen Kreisen hält man allzuviel Wissen geradezu für nachtheilig. Die meisten Geschäftsleute treten mit einer recht elementaren Bildung in ihr Berufsleben, und das bei einem sehr frühen Alter. Jenes ideale, wissenschaftliche und künstlerische Streben, das uns Deutschen geradezu als das einzige Kennzeichen höherer Bildung gilt, ist in England nur recht ausnahmsweise zu finden. Die erste Frage ist und bleibt hier: bringt das, was man treibt, Geld, möglichst viel Geld? die zweite: trägt es zum körperlichen Wohlbehagen bei? Alles andere ist Nebensache. Der Sohn läßt sich, wenn möglich, eine Gefälligkeit, welche er seinen Eltern erweist, vom eigenen Vater bezahlen und — der Vater findet das ganz in der Ordnung! Gewiß, in den Kreisen des alteingesessenen reichen Adels wird das „rein Geschäftliche“ nicht mit gleich peinlicher Genauigkeit in den Vordergrund gestellt; trotzdem, sehr viel besser ist es auch dort nicht. Der heranwachsende älteste Sohn, welchem seine Geschwister viel mehr als bei uns untergeordnet sind, erhält wohl einen sogenannten „tutor“ („Erzieher“); etwa einen vorgeschritteneren Studenten aus Oxford oder Cambridge; also, was wir in Deutschland einen Schulamtscandidaten nennen würden. Doch das geschieht viel mehr, weil es nun einmal so hergebrachte Sitte ist, als des Lernens wegen; später geht dann der junge Mann mit seinem „tutor“ nach Cambridge oder Oxford, wo er sehr viel Geld verbraucht, sehr viel reitet, Fußball spielt und wettet, aber sehr wenig wissenschaftlich arbeitet. Nur wenn er den Beruf eines Arztes oder Physikers fürs Leben wählt, läßt er sich mit Cricket und sonstigen Spielen nicht genügen; er geht dann gewöhnlich, um ordentlich etwas zu lernen, nach Paris oder neuerdings auch auf eine deutsche Universität. Selbstverständlich ist solch rein wissenschaftliches Studium in reichen aristokratischen Kreisen verpönt. Daß ein englischer Prinz oder Herzog, gleich einem bayerischen Herzog, als Arzt ansträte oder als Künstler, wie so mancher deutsche Edelmann aus altangesehener Familie, ist einfach undenkbar; es würde ihn aus der Gesellschaft seiner Kaste für alle Zeit ausschließen. Es ist ja ganz hübsch, wenn er dergleichen Dinge nebenbei treibt; aber als Lebensberuf — shocking! Sogar die militärische Laufbahn galt bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit bei einem großen Theil der altadeligen Familien für nicht ganz „standesgemäß“; erst in den letzten zehn Jahren hat sich das einigermaßen geändert. Ein wahrer englischer Aristokrat, einer jener Herzoge oder Lords, die ihren Stammbaum auf mehr als achthundert Jahre zurückführen können, soll nach englischer Anschauung nur zwei Dingen obliegen: der Verwaltung seines Vermögens und Bewirthschaftung seiner Güter, oder den Staatsgeschäften. Er soll Parlamentsmitglied, Parteiführer und, wenn möglich, Minister werden; dazu in anständiger Weise sein Geld ausgeben und möglichst dafür sorgen, daß seine Ausgaben seine Einnahmen nicht übersteigen. Letzteres geschieht freilich jetzt viel häufiger als früher, da der Reichthum des englischen Adels, theilweise infolge der landwirthschaftlichen Calamität, über welche hier geradeso wie in Deutschland geklagt wird, im Abnehmen begriffen ist. Immerhin ist dieser Reichthum der alten Adelsgeschlechter auch heute noch geradezu beispiellos. Was echter Reichthum sagen will, vermag nur zu beurtheilen, wer einmal das Leben auf dem Landsitz einer großen englischen Familie kennen gelernt. Hier in Eng-

Digitized by Google

land begreift man mehr noch, als in den Palazzi der Doria, Borghese und Massimi in Rom, was eine alte Aristokratie so eigentlich bedeutet! Wir in Deutschland haben kaum einen Begriff davon.

Früher sorgte der eingesessene Landadel dafür, daß gewisse großbritannische Großstädte besondere gesellschaftliche Centren bildeten; vor allem versammelte sich früher während der „Season", also während der Monate Mai bis etwa August, in Dublin und dem wundervoll gelegenen Edinburgh eine auserlesene Gesellschaft; in den letzten Jahren hat das nach Urtheil Sachverständiger ziemlich aufgehört. London hat alles in sich aufgesogen. Das an der Themse tagende Parlament hat die Londoner Clubs bevölkert, und die Clubs haben wieder dazu beigetragen, den Kreis der Londoner Gesellschaft zu erweitern. Die Folge davon ist eine merkbare Umwandlung in dem Charakter der Londoner Gesellschaft. Früher kannte jedes Clubmitglied das andere; heute ist die Zahl der Mitglieder in den meisten Clubs schon so groß, daß die meisten Mitglieder sich unter einander vollkommen fremd bleiben. Wie in anderen Ländern, hat auch hierzulande der alte Geburtsadel sehr häufig den neuen Geldadel nöthig. Und da nun der Hof, und vor allem der Thronfolger zwischen dem Herzog von Westminster und den Rothschilds keinen gesellschaftlichen Unterschied macht, verwandelt sich die Physiognomie der Londoner Gesellschaft, ohne daß jedoch von den alten Formen irgend etwas preisgegeben würde. Man weiß: auf gewissen Weinflaschen ist die Etiquette jedesmal verschieden, der Wein darinnen aber ist immer derselbe; umgekehrt könnte man von der Londoner Gesellschaft sagen: der Inhalt ist ein ganz anderer geworden, aber die Etiquette ist dieselbe geblieben. Nicht einmal die Künstler haben den leisesten Wechsel in den althergebrachten Formen steifer Höflichkeit hervorzurufen vermocht. Sie stehen selbst viel zu sehr unter dem Bann dieser Formen, welche so geheiligt und so — bequem sind, daß sie jedes besondere, jedes provinzielle Charaktermerkmal nach ganz kurzer Zeit bis auf die dialektische Aussprache verwischen.

An Stelle der verschiedenen Besonderheiten erscheint eine neue Art: der Londoner; das heißt ein menschliches Wesen, welches sich von allen übrigen Bewohnern Großbritanniens durch Höflichkeit der Form, durch Findigkeit und Mißtrauen, durch Geschäftsgeist und Mangel an jedem Idealismus unterscheidet. „London ist keine Stadt; es ist ein besonderes Volk", sagte unlängst ein hochgebildeter Engländer zu mir. Und er hat Recht!

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Allgemeines Statistisches Archiv.** Herausgegeben von Dr. G. v. Mayr. IV. Jahrgang. II. Halbbd. Tübingen, H. Laupp. 1896. — Auch dieser jüngste, soeben erschienene Halbband des Allg. Statist. Archivs zerfällt programmgemäß in sechs Abschnitte. Unter I. Abhandlungen behandelt Frhr. M. du Peel die Bedeutung von Stammbäumen für die Erkenntniß des Bevölkerungsgangs, während der Herausgeber seine an die Berner Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts erstatteten und von diesem gebilligten Vorschläge über die Einrichtung einer internationalen jährlichen Berichterstattung über die Statistik der Bevölkerungsbewegung mittheilt. Unter II. Statistische Technik erörtert der Herausgeber die im Hinblick auf die neuzeitlichen berufsstatistischen Erhebungen actuelle Frage der Technik der Ausbeutung berufsstatistischer Angaben. Von den unter III. Statistische Ergebnisse enthaltenen Aufsätzen sind insbesondere hervorzuheben zwei größere Arbeiten, die eine von L. v. Besser und Ballod über die Sterblichkeit der orthodoxen Bevölkerung Rußlands und von Zimmermann über die katholische Bevölkerung im Herzogthum Braunschweig, sodann kleinere Aufsätze von Sartorius Frhrn. v. Waltershausen über nordamerikanische Streikstatistik, von Geißler über die Geschlechtsverhältnisse bei Mehrlingsgeburten und von v. Inaschek über die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina und den auswärtigen Handel der französischen Colonien. Der Abschnitt IV. Literatur enthält eine größere Zahl ausführlicherer Besprechungen und kürzerer Anzeigen. Der Abschnitt V. Statistische Gesetzgebung und Verwaltung ist diesmal sehr reichlich mit eingehenden Mittheilungen über die deutsche Berufs- und Gewerbezählung, die deutsche Handwerkerenquete, die deutsche Volkszählung von 1895, die jüngste französische und die bevorstehende russische allgemeine Volkszählung, die österreichische Gewerbestatistik u. s. w. ausgestattet. Der Ausbau, welchen dieser Abschnitt des Archivs in dem jetzt abgeschlossenen IV. Jahrgang gefunden hat, dürfte dessen Beachtbarkeit für die Praktiker der Statistik wesentlich erhöhen. Der letzte Abschnitt VI. Internationale Statistische Uebersichten führt mit v. Juraschek den Welthandel in sorgsamer Gliederung behandelnder Darstellung des auswärtigen Handels auf das Gebiet der Wirthschaftsstatistik. Außerdem erörtert der Herausgeber die Statistik des Selbstmords in internationaler Uebersicht für die Jahre 1881/94; dabei konnte er zum erstenmal eine bisher von der amtlichen Statistik noch nicht aufgegriffene Aufgabe lösen, indem er die Gesammtzahl der Selbstmorde im Deutschen Reich in den einzelnen Jahren 1881/94 mit Unterscheidung des Geschlechts nachweist. — Ein sehr ausführliches Sachregister gibt der Veröffentlichung für die verschiedenen wissenschaftlichen und praktischen Zwecke, denen sie zu dienen bestimmt ist, recht eigentlich den Charakter eines technisch leicht benutzbaren „Archivs".

Die Bodenseekarte. Seit langen Jahren ist kein so wundervolles Kartenbild erschienen, als die vom Eidgenössischen Topographie-Bureau in Bern erstellte, nunmehr vollendet vorliegende Bodenseekarte im Maßstabe von 1:50,000, 1 cm = 500 m, welche einen Bildflächenraum von nahezu 160 cm Länge und 65 cm Breite bedeckt. — Wir gestatten uns zunächst den der Karten beigegebenen Bemerkungen einiges zu entnehmen. Die vorliegende Karte des Bodensees wurde ausgeführt nach den Beschlüssen der Internationalen Commission der fünf Bodensee-Uferstaaten durch das Eidgenössische topographische Bureau. Für die Terraindarstellung des Ufergebietes sind die neuesten Originalaufnahmen benützt worden, welche von den einzelnen topographischen Bureaux der betreffenden Staaten zur Verfügung gestellt wurden. Die Tiefenmessungen des oberen Bodensees, der Untersees (schweiz. Theil) und die Triangulation sind durch Organe des Eidg. topogr. Bureau's, die des Ueberlinger- und Zellersees durch Beauftragte der großh. badischen Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues vorgenommen worden. (Tiefenmessungen in den Jahren 1880, 1883, 1885, 1888, 1889, 1890.) Als Ausgangspunkt des Koordinatennetzes diente das astronomisch bestimmte trig. Signal der europäischen Gradmessung „Pfänder b. Bregenz" mit der geogr. Länge: 7° 26' 18.5" (Meridian von Paris) und Breite: 47° 30' 28.7". Als Horizont für die Höhenlage des Kurvenbildes diente Seelinie „Normalnull", d. i. annähernd die Höhe des Mittelwasserspiegels der Nordsee, hievon abgeleitet Nullpunkt des Konstanzer Pegels = 391,766 m + NN. Die Karte enthält absolute Höhen und Höhenkurven, bezogen auf Normalnull für das Terrain des Ufergebietes und Tiefenzahlen mit Tiefencurven (bypsometrischen Curven) bezogen auf Mittelwasser für die Darstellung des Seebeckens. Aequidistanz der Höhen- und Tiefenkurven = 10 m. Elegant sind die Farben, warmes braun und nahezu kobaltblau für die Curven bezw. den Seespiegel, gewählt. Der zu Grunde gelegte Mittelwasserstand des Bodensees liegt 395 m über Normalnull, der eingetragene Hochwasserstand vom Jahre 1876 = 397.8 m (Obersee).

Der Flächeninhalt der Seespiegel beträgt:

bei Mittelwasser:		bei Hochwasser:	
Obersee	475.48 km²	Obersee	504.27 km²
Untersee	62.98 km²	Untersee	73.08 km²
Gesammtfläche . .	538.46 km²	Gesammtfläche . .	577.35 km²

Die Flächen des Untersees sind berechnet incl. Rhein von der Konstanzer bis zur Steiner Brücke. Die Anzahl der vorgenommenen Lothungen beträgt:

Obersee . 9479, Untersee . 1668, total . 11,147.
Größte Tiefe vom Bodensee 251.8 m, Untersee 46.4 m.

Reichlich sind die Signaturen aller Bauten und der Culturen der Karte beigegeben. Am Fuße der ganzen Darstellung befinden sich noch zwei Seeprofile, Ludwigshafen—Bregenz und Stein—Gottlieben Längen = 1:50,000, Tiefen = 1:12,500; dabei sind die nicht in diese Profilebenen fallenden Profile, einmal des Rheinstromstales und dann der Konstanzer Bucht durch punktirte Linien hervor-

Digitized by Google

gehoben. Meridiane und Parallele durchschneiden das ganze Kartenbild in auffallend schräg liegenden parallelen Graden; durch diese Drehung der Cylinderprojection ist dem Seebecken eine der ganzen Länge nach in der Mitte des Bildes sich erstreckende Lage gegeben worden. Die Tiefenprojection des Beckens zeigt uns die verschiedenartigsten Configuratianen des Bodens, von denen wir nur als besonders anschaulich jene beim Einflusse des Rheins erwähnen.

Die Karte ist unterzeichnet: Herausgegeben von der Vollzugscommission für Erstellung einer Bodenseekaarte im Auftrage der fünf Staaten: Baden, Bayern, Oesterreich, Schweiz, Württemberg. Erstellt durch das Eidg. Topogr. Bureau in Bern 1895. Stich und Druck der Topogr. Anstalt Gebr. Kümmerly, Bern. Da die herrliche Karte nur 10 Mark kostet (zu beziehen durch Riedels Buchhandlung in München) und zu wissenschaftlichen Zwecken auf dem Bureau sich am besten zum Gebrauch in unaufgezogenem Zustande eignen dürfte, so bezweifeln wir nicht, daß sich noch eine handlich herzustellende Form für die Arbeiten im Terrain, wie auch für Touristengebrauch in den verschiedenen Fällen leicht schaffen lassen wird. Vielen Fleiß und ernsthafte Arbeit nambafter Geodäten der betheiligten fünf Staaten hat das vorliegende Werk erfordert, die Bedeutung des Eidg. Topogr. Bureaus aufs neue befiegelt.

Fischer.

a/D. Am 11. Juli ist Ernst Curtius in Berlin im 82. Lebensjahr einem Blasenleiden erlegen, das ihn seit einigen Monaten heimgesucht. Mit ihm scheidet eine der liebenswürdigsten Gestalten aus der deutschen Gelehrtenwelt, eine künstlerische Erscheinung, die auf dem feinen bartlosen Angesicht einen fast träumerischen Anflug trug, ein Mann von seltener Hoheit, Reinheit und vor allem Zartheit des Sinnes, der in Erforschung und Darstellung des griechischen Alterthums zeitlebens den idealen Zug empfand und kundgab, wie er ihn einst in der Jugend, vom Abendhauch unsrer classischen Zeit berührt, in seine Seele aufgenommen. Geboren in der stillen historischen Luft des alten Lübeck am 2. September 1814 als Sohn eines geistig hochstehenden Syndikus, Freund und Gesährte Emanuel Geibels, selber poetisch angeregt, ganz besonders begabt für den edlen Ausdruck in leichtgebauter, wohllautender Prosa, ward er von den Meistern der aufblühenden Philologie in Bonn, Göttingen und Berlin in die hellenischen Studien eingeweiht and sah aarnehmlich zu Otfried Müllers kühner Gestalt mit Bewunderung empor. Von Karl Ritter empfing er den Antrieb, die Landesnatur in ihren geschichtlichen Wirkungen sinnig auszudeuten. So ausgerüstet ging er früh und spät wiederholt nach Griechenland, um mit genauer Ortskunde gelehrte und phantasiereiche Betrachtung der Vergangenheit in historischer wie sagenhafter Ueberlieferung, sehnsüchtige Erforschung und gemüthvolle Würdigung der Kunstdenkmäler zu verbinden. In der anmuthigsten Vereinigung erscheint das nües in seinem „Peloponnesos", einer zweibändigen Schilderung, der hernach als ein anderes Hauptwerk die populär geschriebene „Griechische Geschichte" in drei Bänden folgte. Diese nun ward nicht bloß von Mommsens Römischer, ihrem Gegenstück in derselben Sammlung von Handbüchern, gewaltig überstrahlt; auch an sich ist sie von geringerem Gehalt, da Curtius eine wahrhaft politische Auffassung fern lag, — ihr Werth besteht in der einheitlichen Stimmung, mit der das geistige Gesammtwesen des alten Hellenenthums ergriffen und vorgeführt wird. Eine reiche Fülle von gediegenem Ertrag enthält dagegen wieder die Mehrzahl der wissenschaftlich antiquarischen Abhandlungen und Studien, die Curtius Jahrzehnte hindurch unermüdlich beranbrachte; mit Recht hat er auch die zahlreichen Festreden und Ansprachen, die er in Göttingen und Berlin an der Universität oder Akademie gehalten, als Muster geistvoll beschaulicher, mild eindringender Beredsamkeit gesammelt in Druck gegeben. Als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, späteren Kaisers Friedrich, entnahm er die sittlichen Vorzüge seiner Persönlichkeit, wenn sich auch nicht verhehlen läßt, daß die ohnehin weiche Seele des jungen Fürsten für Herrscheraufgaben, denen ihn hernach sein Jammergeschick vorzeitig enthob, wohl noch einer härteren Zucht, eines männlicheren Vorbildes, bedurft hätte. Was Curtius vor allem unvergeßlich erhalten wird, bildete bereits das schönste Glück seiner Lebenstage. Von früh an hatte er die Aufgrabung der Stätte von Olympia als hohes Ziel der realen Alterthumsforschung ins Auge gefaßt und gepredigt; mit unablässiger Energie hielt er den Gedanken fest, ersah zur Ausführung die rechte Zeit, fördernde Zeug und eifrig das große Unternehmen bis ans erwünschte Ende und erntete den zwiefachen Ruhm vorausbedachter und gesagter wichtiger Entdeckungen, die zugleich in der uneigennützigen Form, in der sie geschahen, eine neue Aera internationaler Kunstpolitik heraufführten. Jener Vertrag, der Griechenland die von uns gefundenen Originale zu eigen ließ, ist zu recht aus der innersten Gesinnung eines Mannes, wie Curtius war, entsprungen; daß die Gewissenlosigkeit des heutigen Griechenlands, wie sie in dessen Finanzpolitik hervortritt, eine so vornehme Behandlung irgend verdient habe, läßt sich freilich nicht behaupten. Welche Freude dann für den rüstigen Greis, als Schüler und Freunde an seinem achtzigsten Geburtstage seine Marmorberme im Museum zu Olympia aufstellten und ihn als bekränzten Sieger im geistigen Wettkampf der Alterthumswissenschaft feierten! Mit dem innigen Dank einer heiteren Frömmigkeit, die ihn auch den großen vaterländischen Erlebnissen gegenüber erfüllte, nahm er die ausgewählte Huldigung hin; in der gleichen Fassung und Haltung, immer maßvoll, wohlwollend und wohlthuend in Gedanken und Worten, ein ästhetischer Charakter, Hellene von christlichem Glauben und deutscher Redlichkeit, hat er seine Tage ausgelebt. Auch diese Blätter dürfen sich seiner freundlichen Gunstbezeigung rühmen. Er gewährte uns seinerzeit die schöne akademische Denkrede auf Moltke und sandte uns gelegentlich Mittheilungen zu; noch der höbsche Bericht über das letzte Winckelmannfest in Berlin vom November 1895 (Beilage Nr. 290) stammt aus seiner Feder.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Unter den Dichtern der Augusteischen Zeit nahm Cornelius Gallus nicht die letzte Stelle ein. Er galt als der, der zuerst die erotische Elegie von Alexandrien auf römischen Boden verpflanzte. Zu seinem Nutzen verfaßte Parthenius sein uns noch erhaltenes Büchlein „über Liebesabenteuer", eine Sammlung erotischer Sagen; und was die Gelehrsamkeit ihm nicht bieten konnte, das bot ihm die Liebe zu einer lockeren Schauspielerin, solange sie ihm treu blieb — und als sie ihn verlassen hatte, erst recht. Zwar nicht wie Ovid sie geweissagt, ward ihm und seiner Lycoris die Unsterblichkeit: ein einziger Vers ist von ihm geblieben; umsonst hat ein Fälscher des sechzehnten Jahrhunderts sich bemüht, seinen Nachlaß zu vermehren. Aber unsterblich ist Gallus doch geworden. Properz und Ovid rühmen ihn als ihren Vorgänger in der Elegie; Vergil hat ihm und dem Asinius Pollio die erste Einführung bei Octavian zu verdanken und ist seines Lobes voll — solange es erlaubt ist. Doch wir wissen nicht nur von dem Dichter Gallus. Der Dichter stand mitten im großen Leben. Aus dem gallischen Forum Julii stammend, von geringer Herkunft, war er durch die Gunst der Verhältnisse emporgekommen. Der Triumvir Marcus Antonius machte ihn zu seinem Artilleriechef — und ging mit seiner Geliebten durch. Im Dienst Octavians stieg er noch höher und hatte Gelegenheit, sich an seinem Nebenbuhler zu rächen: er nahm am ägyptischen Kriege theil und ward von Octavian zum ersten Statthalter des Pharaonenlandes ernannt. Aber das Glück stieg ihm zu Kopf. Dio Cassius erzählt uns, daß er über Augustus unvorsichtige Worte fallen ließ, beim Wein, sagt entschuldigend Ovid: Non fuit opprobio celebrasse Lycoridn Gallo, sed linguam nimio non tenuisse mero. Allenthalben in Aegypten erhoben sich Ehrenstatuen des Gallus und auf den ehrwürdigen Steinen der Pyramiden las man Inschriften, die seine Thaten feierten. Da fand sich ein guter Freund, der dem Augustus das Treiben des Emporkömmlings schilderte. Gallus ward abberufen. Der Kaiser ließ ihn seine Ungnade fühlen. Zu den ersten Anklagen fanden sich andere. Der Senat beeilte sich, Beschlüsse zu fassen, wie sie dem Kaiser genehm waren. Cornelius Gallus kam dem Ungewitter zuvor, das sich drohend über ihm zusammenzog: er gab sich selbst den Tod: Sanguinis utque unimne prodige Galle tuae, ruft Ovid ihn auf in der Elegie auf den Tod des Tibull. Vergil ließ sich, nicht zu seiner Ehre, bereit finden, das Andenken seines Jugendfreundes aus dem vierten Buch seiner Georgica zu tilgen, weil die Ungnade des Kaisers den Tod des einstigen Günstlings überdauerte. Von den Pyramiten Aegyptens verschwand der Name des ersten Statthalters wieder; auf keiner ist er wenigstens bis jetzt gefunden. Die Ehrenstatuen wanderten in den Schmelzofen — oder erhielten einen anderen Kopf. Cornelius Gallus der Staatsmann und Feldherr sollte vergessen sein. — Ein merkwürdiger Fund der letzten Zeit ruft uns die Tage seines Glanzes und die Tage, da sein Stern erloschen war, zurück. Auf der Nil-Insel Philae ist in diesem Frühjahr eine Inschrift ausgegraben worden, die in drei Sprachen die Siege des Gallus feiert. Ungefähr gleichzeitig haben Maspero und Ermau, jener der Pariser, dieser der Berliner Akademie von der Entdeckung Nachricht geben können. Die deutsche Mittheilung ist die vollständigere. Sie ist gedruckt in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1896,

Digitized by Google

Stück XX, S. 469—482. Die Inschrift wird da veröffentlicht von H. G. Lyons und L. Borchhaedt und den Erläuterungen der Entdecker haben Erman und Hirschfeld einige Bemerkungen hinzugefügt. Im Norden des Tempels vor einem Tempel des Augustus, der nach seiner Inschrift im achtzehnten Jahr der Herrschaft über Aegypten errichtet worden ist, fand man in dem alten Pflaster aus Sandsteinplatten ein Viereck von eingelegten Granitschwellen, auf welchem früher ein Altar oder der Sockel einer Statue gestanden haben mag. Zwei dieser Granitschwellen erwiesen sich bei näherer Betrachtung als zwei Hälften einer mit Inschriften bedeckten Platte, einst bestimmt, in eine Wand eingelassen zu werden, dann der Länge nach in zwei Stücke gesprengt und an dieser unscheinbaren Stelle verbaut: das Siegesdenkmal des hocherrätherischen Statthalters im Fußboden vor dem Tempel des Monarchen, vielleicht unter dem Fußgestell der Bildsäule des Cäsar! Die Herausgeber beschreiben den Stein folgendermaßen: „Die obere Rundung wurde ehemals ausgefüllt durch die auf fast allen ägyptischen Stelen übliche Darstellung der geflügelten Sonne, um welche sich zwei Uräen ringeln, dabei die auf diese Darstellung bezügliche kurze Inschrift. Hierunter folgt in der Mitte der Stele ein der ägyptischen Kunst fremdes Bild, welches, wie alles auf diesem Stein, in vertieftem Relief ausgeführt ist. Ein Reiter — wie die dabei stehende Inschrift besagt, soll es der Kaiser selbst sein — sprengt gegen einen ins Knie gesunkenen behelmten Feind an, der den Schild zur Deckung erhebt. Rechts und links von dieser Scene sind je drei Namen von Göttern angebracht, die auf Philae und in der Gegend des ersten Kataraktes verehrt wurden. Darunter folgen zehn Zeilen hieroglyphischen und je neun Zeilen lateinischen und griechischen Textes." Die Größe der Buchstaben gibt der lateinischen Inschrift, wie billig, den Vorrang vor der griechischen. Die Schrift ist nicht sorgfältig ausgeführt und hat, auch abgesehen von dem völligen Verlust eines schmalen Streifens in der Mitte, sehr gelitten, was aber nur bei der hieroglyphischen Inschrift die Lesung beeinträchtigt, zumal hier der Steinmetz selbst oft die Zeichen bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben soll. Demnach wird auch der Hieroglyphenkundige gern erst den lateinischen und den griechischen Text lesen in der Erwartung, hier den Inhalt der Hieroglyphenschrift wiederzufinden. Wie lesen, daß C. Cornelius Gallus, nach dem Sieg des Caesar Divi filius über die Könige zum ersten Statthalter von „Alexandrien und Aegypten" gemacht, in fünfzehn Tagen eines Aufstandes in Theben, zweimal siegreich in der Schlacht, Herr gewunden ist, fünf Städte erobert hat, deren Namen genannt werden, die Führer der Empörung getödtet, das Heer über den Katarakt hinausgeführt hat so weit, wie weder das römische Volk noch die Könige Aegyptens je ihre Waffen getragen haben; er hat die Thebais unterworfen, Gesandte des Aethiopenkönigs in Philae empfangen und ihn unter seinen Schutz genommen, in der Triakontaschoenus einen Herrscher eingesetzt und dann den heimischen Göttern und dem hilfreichen Nil dem Denkmal geweiht. So lautet mit einigen nicht sehr bedeutenden, und doch sehr characterwürdigen Verschiedenheiten der griechische und der lateinische Text, nicht zufällig wohl der lateinische noch etwas prahlerischer als der griechische. Wie verhält sich zu beiden der ägyptische? Erman kommt zu dem Resultat: „Wenn der hieroglyphische Text eine Wiedergabe des lateinisch-griechischen sein sollte, woran man nicht wohl zweifeln kann, so ist Cornelius Gallus schlecht genug von den phylenischen Priestern bedient worden." „Sie haben seinen Feldzug in Aegypten mit Stillschweigen übergangen, haben seine Thaten gegen das Aethiopenreich nur in allgemeinen Redewendungen erzählt und haben, was das auffallendste ist, ihn selbst ganz aus der Inschrift beseitigt." Für das erste und das zweite bietet sich leicht eine politische Erklärung. Die dritte Neuerung ergab sich den Priestern von selbst, da sie nach dem uralten Schema arbeiteten, nach dem schon die Siege der alten Pharaonen verewigt worden waren. „Was dem hochgeschaudten Standpunkt dieser Poesie aus gibt es etwa da der Welt nur Götter, die zum Sieg verhelfen, den Pharao, der ihn erringt, und elende Barbaren, die er vernichtet." Die Priester hatten sich nichts vorzuwerfen, als bald danach zu eines Größeren Ehre ihre Schriftkunde in Anspruch genommen ward. Cornelius Gallus wird es schwerlich bemerkt haben, daß die Sprache des Landes sich seiner Eitelkeit nicht fügte; auf der lateinischen Inschrift aber mag sein Auge mit Wohlgefallen geruht haben, ja es wird nicht zu kühn sein, in ihr das eigene Werk des sprachgewandten Präfecten zu sehen, verfaßt natürlich nicht nur für diesen unscheinbaren Stein, sondern für viele Denkmäler zugleich, die seine Thaten verewigen sollten, für die unsere Kunde dennoch bis zur Auffindung dieses Steines auf ein kurzes Wort des Geographen Strabon angewiesen war.

* **Darmstadt.** Der Privatdocent an der Universität Bonn Prof. Dr. Heinrich Schenck ward zum ordentlichen Professor für das Lehrfach der Botanik an der Technischen Hochschule und zum Director des Botanischen Gartens hierselbst ernannt.

* **Berlin,** 12. Juli. Geheimrath Professor der Physiologie E. du Bois Reymond blickt morgen auf eine 50jährige Lehrthätigkeit in Berlin zurück. Auf eine öffentliche Feier seines Docentenjubiläums hat er verzichtet und mit Dank selbst die Beglückwünschung abgelehnt, die ihm vom Rector und Senat der Universität zugedacht war. — Die an der Landwirthschaftlichen Hochschule angekündigten Vorlesungen und Uebungen werden im gegenwärtigen Sommersemester von 619 Studirenden (gegenüber 571 im Sommer 1895) besucht, und zwar von: 424 ordentlichen und außerordentlichen Hörern (436 im Vorjahre) und 195 Hospitanten (138), unter denen sich 86 Studirende der Universität (102), 7 der Bergakademie (4) und einer der Technischen Hochschule (1) befinden.

* **Breslau.** Wie die „Bresl. Ztg." hört, hat Geheimrath Prof. Dr. Reisser einen Ruf als Nachfolger des Geheimraths Prof. Dr. Lewin an die Berliner Universität erhalten.

* **Zürich.** Im Alter von 52 Jahren verstarb hier der Universitätsprofessor der Mathematik Dr. Arnold Meyer. Er beschäftigte sich mit Vorliebe mit der höheren Zahlentheorie und war ein geschickter Lehrer der Integral- und Differentialrechnung.

* **London,** 10. Juli. Das k. College of Surgeons von England erwählte gestern Sir William Mac Cormac zum Präsidenten. Auf dem internationalen medicinischen Congreß in London bekleidete Mac Cormac das Amt eines Secretärs. Seine Verdienste als Chirurg belohnte die Königin mit der Ritterwürde.

* **Mailand,** 13. Juli. Gestern wurde hier in feierlicher Weise das Denkmal für den Philosophen Abbate Antonio Serbati Rosmini — den edlen Gründer des Istituto della carità — enthüllt unter Theilnahme von Abordnungen auch aus seiner Geburtsstadt Rovereto und aus Trient, die prächtige Kränze niederlegten. Der Sindaco von Mailand und der Präsident der Accademia degli Agiati in Rovereto hielten Ansprachen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 10. Juli folgende Schriften eingegangen:

Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reiches. Erläutert von Dr. M. Stenglein, Dr. H. Appelius und Dr. G. Kleinfeller. 2. Aufl. Bearb. von Dr. M. Stenglein. Schlußlieferung. Berlin, O. Liebmann 1896. — Ernst Heinitz: Commentar zum preußischen Stempelsteuergesetz nebst Tarif vom 31. Juli 1895. Ebd. 1896. — Das Preußische Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895. Erläutert von G. Eichhorn. Ebd. 1896. — Dr. Georg Cohn: Das neue Deutsche Bürgerliche Recht in Sprüchen. I. Allgemeiner Theil. Ebd. 1896. — Dr. E. Grötteseln: Die Thäterschaft des verantwortlichen Redacteurs. Ebd. 1896. — Dr. P. F. Aschrott: Volksbibliothek und Volkslesehalle eine communale Veranstaltung! Ebd. 1896. — Zeitschrift des Sächsischen Statistischen Bureaus. Redig. von Director Dr. A. Geibler. 41. Jahrg. 1895. Heft 3 und 4. Dresden, R. v. Zahn u. Jaensch 1896. — Jahresbericht der Handelskammer zu Leipzig. 1895. 1. Theil. Einleitung des 2. Theils. Leipzig, J. C. Hinrichs 1896. — Jahresbericht der Handelskammer zu Saarbrücken für 1895. Saarbrücken, Druckerei d. „Neuen Saarbr. Ztg." 1896. — *Société du Chemin de Fer Ottoman Salonique-Monastir.* 1895. — *Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie.* Siebentes Geschäftsjahr 1895. Berlin, Liebheit u. Thiesen. — *E. V. Bunge et A. B. Martinez:* Annuaire Statistique de la ville de Buénos-Ayres. V. année 1895. Buenos-Ayres, Compagnie Sud-Americaine de Billets de Banque 1896. — C. v. Cyon: Wohin soll die Herrschaft Witte's Rußland führen? (In russischer Sprache.) Paris, Haac u. Steinert 1896. — Ignotissimus: Eine Stimme aus Elsaß — Une voix d'Alsace (deutsch und französisch. Questions du temps.) Paris, A. Colin & Cie. 1896. — W. v. Bruchsch: Bauordnung für die k. Haupt- und Residenzstadt München vom 29. Juli 1895. Mit Abbildungen. München, C. H. Beck 1896. — W. H. v. Mach: Beiträge zur Frage der Schießausbildung der Infanterie unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bedingungen zum Schulschießen. Berlin, Liebel'sche Bchdlg. 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 14. Juli. Nummer 161.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die transkaukasischen Tataren. Von C. Hahn. — Ein Institut für experimentale Psychologie in Amerika. Von Dr. philos. Fr. Es. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die transkaukasischen Tataren.

Ethnographische Studie von C. Hahn (Tiflis).

Das Wort „Tatar“, das, soviel ich weiß, eine allgemein anerkannte Erklärung bis jetzt nicht gefunden hat, ist ein sehr dehnbarer Begriff. Auch das ungewohnte Auge wird sogleich den großen Unterschied bemerken, welchen die äußere Erscheinung z. B. eines kasan'schen oder krim'schen Tataren bietet im Unterschied von dem transkaukasischen Tataren. Der Reisende, welcher vielleicht aus der Krim in den Kaukasus kommt und im alten Taurien einige Bekanntschaft gemacht hat mit der dortigen Bevölkerung, wird nicht wenig überrascht sein, wenn man ihm in Tiflis wiederum Tataren zeigt, die so ganz anders aussehen, als in der Krim. Er fragt nach der Nationalität seines Rosselenkers, dessen Geschicklichkeit und Sicherheit er bei der Fahrt durch die vielgeschlungenen, bald steil ansteigenden, bald jäh abfallenden Straßen und Gassen der Stadt bewundert — man sagt ihm: „das ist ein Tatar aus Kasan“. Er fährt in den asiatischen Stadttheil, um Einkäufe zu machen. Unterwegs begegnet ihm eine Karawane bedächtig einherschreitender Kamele, auf deren Rücken da und dort unheimlich aussehende Gestalten kauern mit dunkelbraunen Gesichtern, von riesigen Mützen aus Schafspelz beschattet — das sind hiesige Tataren, ebenso wie die Kaufleute und Handwerker, welche hier neben den Persern ihre Waaren feilbieten. Diese Leute haben doch einen ganz anderen Typus, als der Tatar, der da oben auf dem Bocke sitzt. Beim kasan'schen Tataren läßt sich die mongolische Abkunft erkennen, obgleich er auch noch finnisches oder slavisches Blut in seinen Adern hat. Der kaukasische Tatar dagegen erinnert mehr an den Türken und wird deßhalb auch „transkaukasischer Türke“ oder nach der Landschaft, aus welcher er in historischer Zeit herübergekommen, „adjerbeidschan'scher Türke“ genannt.

Während nun die kasan'schen Tataren mehr oder weniger sporadisch im Kaukasus auftreten, bilden diese adjerbeidschan'schen Tataren oder Türken einen großen Theil der Bevölkerung von Transkaukasien, ihre Zahl beträgt über eine Million Köpfe. Oestlich und südöstlich von Tiflis entlang der Kura, namentlich auf dem rechten Ufer bis hin zum Kaspischen Meer und hinunter bis zum Thale des Araxes, finden wir sie neben den Armeniern auf ausgedehnten Länderstrecken theils nomadisirend, theils ansässig in Dörfern und Städten.[1]) Aber nicht bloß numerisch spielt dieser Stamm eine Rolle, auch in der Geschichte der letzten acht Jahrhunderte wird sein Name auf der kaukasischen Landenge viel genannt, besonders seit Anfang des vorigen Jahrhunderts. Die Chanate von Eriwan, Nachitschewan, Gantscha, Karabach, Schirwan, Baku, Scheki und Kuba waren den Georgiern und später den Russen gefährliche Nachbarn und haben deren Feldherren nicht wenig zu schaffen gemacht. Eine selbständige Cultur haben diese Tataren in historischer Zeit nicht gehabt, sie standen wie in politischer, so auch in geistiger Beziehung unter persischem Einfluß, der sich namentlich im Familienleben und in der Stellung, welche die Frau einnahm, ausdrückte. Im elften Jahrhundert kamen die ersten Vertreter dieses Volkes mit den Heeren Seldschuks aus Adjerbeidschan in das kaukasische Land, zu ihnen gesellten sich später noch andere türkische und tatarische Stämme, welche unter Anführung mongolischer Herrscher in ungezählten Horden aus Ostasien hervorbrachen. Da die Tataren an Zahl und physischer Kraft den Mongolen, mit welchen sie gemeinsam jene Eroberungszüge unternahmen, wohl überlegen gewesen sein mögen, so gingen diese ganz in den ersteren auf, ohne in den Tataren irgend eine Spur von ihrem Typus zu hinterlassen.

Von wo und wann die Tataren nach Adjerbeidschan gekommen, wer und wo ihre Voreltern waren, darüber weiß weder das Volk selbst, noch die Geschichte uns Aufklärung zu geben. Dunkle Ueberlieferungen, welche im Volksmund fortleben, berichten, daß sie mit den Kurden oder mit den Persern verwandt seien. Im großen Tatarendorf Salach-lu an der Kura (Bezirk Kasach, Gouvernement Elisabethpol) wollen die angesehenen Familien von Kurden abstammen, welche sich im 13. Jahrhundert dort niedergelassen. Die physischen Merkmale stimmen nicht damit. Die sehr wohlklingende Sprache, welche für Vorderasien eine Art Weltsprache ist und sich immer mehr ausbreitet, hat neben dem türkischen Kern viele neupersische und arabische Elemente. Die letzteren erklären sich durch die Religion der Tataren, erstere durch die politischen Beziehungen zu Persien. Daß aber diese Tataren, wenn auch vielleicht ursprünglich ein Mischvolk, seit vielen Jahrhunderten einen ziemlich reinen Typus erhalten haben, läßt sich wohl nicht anfechten. Der jetzige adjerbeidschan'sche Türke hat im Durchschnitt mehr als mittelgroße Gestalt, ist kräftig gebaut, hat breite Schultern, kurzen oder Mittelkopf. Das Gesicht ist zwischen den Schläfen breit, wird aber nach unten schmal. Durch künstliche Pressung im zarten Kindesalter ist der Schädel etwas zugespitzt. Die Stirne ist hoch und frei, die Nase gerade und hervortretend, mit breitem Rücken und mäßigen Flügeln, der Mund fleischig, nicht breit geöffnet, die Lippen etwas schwulstig, die Wangen ziemlich eckig vorspringend, das Kinn rund. Das meist schwarze, etwas gläserne Auge liegt gerade unter spärlich behaarten Brauen. Die Farbe der Haut variirt vom Gelblichgrünen ins Dunkelbraune. Das schwarze Haar ist schlicht und gerade, nicht sehr dicht; es ist meistens glatt geschoren. Nur ältere Leute tragen langes Haupthaar und kurz geschnittenen Vollbart, den sie mit Ginna röthlichbraun

[1]) Ihre Zahl beträgt im Gouvernement Baku 376,521 (bei 712,703 Gesammtbevölkerung); im Gouv. Elisabethpol 407,949 (gegen 726,943); im Gouv. Tiflis 68,884 (gegen 808,143); im Gouv. Eriwan 241,057 (gegen 670,405); im Gebiet von Sjakatali 21,090 (gegen 74,449).

Digitized by Google

färben, ebenso wie die Hände und Nägel. [1]) Der Unterschied zwischen Tataren und Persern fällt, abgesehen von der Kleidung, sogleich ins Auge. Die Gestalt des letzteren ist schmächtig und macht einen schwächlichen Eindruck, sein Gesichtsausdruck ist apathisch. Der Tatar dagegen ist muskulös und im Gefühl seiner Stärke selbstbewußt. Die Kopfform ist beim Perser entschieden oval, ebenso wie sein Gesicht ein längliches Eirund zeigt, während der Kopf des Tataren mehr eckig ist und die Umrisse seines Gesichts ein Dreieck bilden.

Die Kleidung der Männer unterscheidet sich kaum von der allgemeinen Tracht der Kaukasusvölker, nur die große, einem abgestumpften breiten Konus vergleichbare Schafsellmütze ist das specifische Attribut des Tataren. Das Schafsell ist gewöhnlich von röthlichbrauner Farbe; nur die Karapapachen (d. i. Schwarzmützen) im Gebiet von Kars tragen Mützen aus schwarzem Lammfell. Als Schmuck dient dem Mann der silberne Gürtel mit dem langen, mehr oder weniger verzierten Kinschal (Dolch). Die Frauen tragen bunte Zitz- oder Seidengewänder und umgürten sich mit einem breiten Gurt, an welchen eine Menge kleiner Silbermünzen angenäht sind. Mit solchen Münzen sind gewöhnlich auch die Aermel und der um den Kopf geschlungene Shawl besäet, welcher rückwärts über den Rücken und die Taille herabfällt. Die weiten Beinkleider werden um die Knöchel herum zusammengezogen, die Fußbekleidung bilden entweder europäische Stiefeichen oder asiatische leichte Schnabelschuhe, öfters aber sind die Füße bloß.

Die transkaukasischen Tataren sind zum größten Theil Halbnomaden. Klimatische Bedingungen zwingen sie dazu, im Sommer ihre Wohnsitze zu verlassen. Die hohe Temperatur des Sommers (bis 45° R.), die fiebrige Luft, eine Unzahl von Mücken und Stechfliegen, der Mangel an Futter auf den ausgebrannten Steppen in den Ebenen der Kura und des Araxes veranlassen die Menschen, mit ihren Heerden, die ihren Haupternährungszweig bilden, in die Berge zu ziehen. Von den sogenannten „jasdagi", den Frühlingsweideplätzen der Ebene, siedelt man Ende Mai auf die „eilagi", d. i. Sommerweiden, über. Im Septembermonat, wenn die Nächte oben im Gebirge schon kalt werden und dank den Herbstregen die Ebenen drunten sich mit neuem Gras bedecken, geht es allmählich wieder herab ins Tiefland und im November sind die „kischljagi", d. i. die Winterwohnungen, alle wieder besetzt.

Solch ein Tatarendorf ist sehr weitläufig gebaut und macht einen sehr ärmlichen Eindruck. Wir schildern hier kurz das größte Tatarendorf Salach-lu mit 6000 Einwohnern, das sich einige Werst weit hinzieht. Die meisten Häuser sind in die Erde eingelassene Holzbauten, das Fenster ersetzt eine Oeffnung im flachen Dach. Beim Eintritt in diesen halbdunklen Raum bemerken wir zuerst eine lange Reihe verschiedener Kupfergefäße des täglichen Gebrauchs, daneben sind eine Menge von Teppichen und Filzdecken, sowie Bettstücke aufgebeugt. Diese werden zur Nacht auf dem Boden ausgebreitet und alle Glieder der Familie ohne Unterschied des Geschlechts schlafen darauf, oft unter einer Decke. Neben ihnen lagern in der kälteren Jahreszeit die verschiedenen Hausthiere, wie Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner ꝛc. An den langen Winterabenden lauschen die Männer und Kinder vor dem Schlafengehen beim Schein des „tschirag", einer flachen Lampe aus Thon mit schwarzem Naphtha, den Gesängen und Erzählungen eines blinden „asehig" (Sängers), während die Weiber spinnen und weben. In der Mitte des Raumes befindet sich die Feuerstelle, dort wird gekocht und in der Asche das Brod gebacken. Daß in einer solchen halbdunklen Wohnung, deren Wände und Decken allenthalben schwarz geraucht sind, keine große Reinlichkeit herrscht, versteht sich von selbst. Neben diesen mehr an die Wohnungen von Wilden oder von Thieren erinnernden Erdlöchern finden wir aber auch stattliche zweistöckige Häuser aus behauenem Kalkstein, der hier in der Nähe gewonnen wird. Sie gehören den reichen Gutsbesitzern, Agalaren und Becken, oder wohlhabenden Händlern. Im Innern solcher Häuser finden wir kaminartige Oefen, zu deren beiden Seiten längs der Wände breite, niedrige Bänke stehen, mit kostbaren Teppichen belegt. Charakteristisch ist, daß die Häuser alle einzeln stehen, je abgesonderter, desto besser; von einer regelrechten Planirung der Ortschaften ist keine Rede; Straßen existiren nicht.

Ein ungemein malerisches Bild rollt sich vor unsern Augen auf, wenn die Bewohner dieser Dörfer mit ihren Heerden auf die Wanderschaft, oder zu den Weideplätzen sich begeben. Allerlei Hausrath, eine Menge von Sachen „keines Gebrauches" wird auf die Pferde, Esel, Kamele, auf Büffel und Ochsen aufgepackt. Die Männer sitzen auf feurigen Pferden oder gehen zu Fuß neben ihrer Habe. Die schwerfälligen zweiräderigen Fuhrwerke, die Arben, mit bunten Teppichen bedeckt, bergen die jungen Frauen und Mädchen, die schwachen Greise und Greisinnen. Von plumpen Büffeln gezogen, poltern die ungeschlachten Karren mit Geächze über den unebenen Weg hin, die Insassen übrigens nur wenig erschütternd. Die Mütter haben die Säuglinge in einer Art Sack auf dem Rücken festgebunden. Diesen Platz verläßt das kleine Kind den ganzen Tag nicht, gleichviel, ob die Mutter die Kühe milkt, ob sie Holz hackt, Heu mäht ꝛc.; gleich als wäre es festgewachsen, macht es alle Bewegungen der Muttee mit, was oft sehr drollig anzusehen ist. Die größeren Kinder sitzen neben Hühnern und kleinen Schäfchen zusammen mit dem Hausrath auf den Rücken der Lastthiere verpackt. Schon von weitem hört man den Lärm einer solchen Karawane. Die laute Unterhaltung der Erwachsenen, das Geschrei der Kinder, das Gackern der Hühner, das Blöken der Schafe, das Muhen der Kühe, das durchdringende Geschrei der Kamele — alles das vereinigt sich zu einem unsäglichen Höllengeräusch, dem wilden Toben der Meeresbrandung vergleichbar. Jetzt ist das wandernde Volk an dem Ort seiner Bestimmung angekommen. Die Filzzelte, sogenannte ‚Kibitken', werden aufgeschlagen; sie erinnern in ihrer Gestalt an die Form von Bienenkörben. Das Aufschlagen einer solchen Kibitke ist gar nicht so einfach. Lange, elastische Ruthen werden im Kreise herum in die Erde gesteckt, oben gegen einander geneigt und in einen Knauf verbunden, so daß sie ein konisches Dach bilden. Der größeren Widerstandskraft wegen werden diese Ruthen auch oftmals in einer Holzscheibe vereinigt, welche auf eine im Centrum des Kreises errichteten Stange aufgesetzt ist. Die Ruthen bilden gewissermaßen das Skelett der Kibitke; auf dieselben werden nun große Filzteppiche mit Schnüren aufgezogen und die Zwischenräume so ausgefüllt, daß oben ein größerer, unten ein kleinerer Raum freibleibt und die Filzstücke die Erde nicht berühren. Unten wird nun ringsherum eine Art steifer Schilfmatten von ca. 1 Meter Höhe unter den Filz geschoben und schräg aufgestellt, so daß das Regenwasser in den ringsum aufgeworfenen Graben ablaufen kann. Auf die Spitze setzt man dann noch eine aus einem ganzen Stück bestehende Kappe auf. Zu größerer Sicherheit wird das Zelt noch mit einigen Stricken umwunden. An der Thüröffnung hängt man einen großen, schmalen Teppich, sogenannten „Pallas" auf, und die Sommerwohnung ist fertig. Um und in derselben gruppiren sich Menschen und Thiere. Zwischen Büffeln und Ochsen

[1]) Den Grund dieser Färbung konnte ich bis jetzt nicht erfahren. Einige behaupten, daß die Farbe die Haut der Hände kräftiger und widerstandsfähiger mache.

Digitized by Google

treiben sich braune Kinder im Adamscostüm herum, die Erwachsenen liegen und kauern in schmutzigen, abgerissenen Kleidern auf der Erde und wissen nicht, was sie vor Langerweile anfangen sollen. Da und dort ragt zwischen den Kibitken ein elegantes, nach oben scharf zugespitztes Zelt hervor, welches der Familie eines Agalaren oder Becks zur Wohnung dient. Einem solchen Lager sich zu nahen, ist für den Fremden nicht ohne Gefahr. Wenn auch die Menschen nicht immer so schlimm sind, so haben sie sehr böse Hunde. Diese starken, in ihren Köpfen an Bären, im Körper an große Wölfe erinnernden Thiere, haben ein gräuliches Gebiß, und wer ein Rencontre mit ihnen hat, darf von Glück sagen, wenn er nicht zerrissen wird. Nur muß man sich ja hüten, auf diese Bestien zu schießen, denn sonst hat man in den meisten Fällen sein Leben verwirkt. Die Tataren tödten jeden, der ihnen einen Hund umbringt.

Daß das Nomadenleben keineswegs dazu dient, die Moral eines Volkes zu heben, sondern im Gegentheil dasselbe herunterbringt, dafür bieten diese Tataren einen eclatanten Beweis. Die altberühmte Gastfreundschaft und vielbesungene Tapferkeit bestehen fast nur noch in der Erinnerung. Dagegen haben sich bei ihnen eine Menge Untugenden entwickelt. Die Anhänglichkeit an die Heimath, die Pietät gegen das Elternhaus, welche so manche edle Regungen im menschlichen Herzen wachrufen, sie gehen beim Nomaden, der wie der Vogel auf dem Zweig heute hier, morgen dort sein Standquartier hat, verloren. Das ist nicht der gemüth- und gefühlvolle Wanderer, welcher im fremden Lande trotz der herrlichen Natur und trotz aller Reize, die sich seinen Sinnen bieten, sich immer wieder nach der Heimath zurücksehnt und mit Freuden zu derselben zurückkehrt. Die Tataren sind dem Heuschreckenschwarm zu vergleichen, welcher aus engen Erdhöhlen in die freie Natur hinausbricht und verheerend über das Land dahinzieht. Deßhalb sind sie ein Schrecken für die ansässigen Bewohner der Gegenden, durch welche sie ziehen. Für solche Karawanen besteht kein Recht des Eigenthums — die Weiden und Felder, welche auf dem Wege liegen, sind ein Raub der Tatarenheerden; die Menschen selbst schleppen das geschnittene Getreide und das gemähte Heu in frechster Weise mit sich fort, stehlen Vieh und Pferde von der Weide und aus dem Stall und nehmen überhaupt alles mit, was nicht fest liegt und dessen sie habhaft werden können. Der ansässige, friedliebende Bauer ist dieser Räuberbande gegenüber ohnmächtig, er muß sich alles gefallen lassen, um nicht ermordet und ganz und gar ausgeplündert zu werden. Auch die Behörden haben wenig Macht über diese Banden, denn der Stehler findet immer eine Menge Hehler und der Mörder sichere Zuflucht bei seinen Stammesgenossen.

Außer dem Hang zum Diebstahl und zur Räuberei hat aber dieses Volk noch ein zahlreiches Register von Untugenden und Fehlern aufzuweisen. Dahin gehört vor allem der Jähzorn, der des Nebenmenschen Leben für nichts achtet, Rachsucht, welche in der Blutrache zu gräßlichen Gräuelthaten führt, Leichtsinn, Leichtgläubigkeit, roher Aberglaube, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Habsucht, Lug und Trug. Das sind alles wenig anziehende Charakterzüge des größten Theils dieser Tataren, deren Sitten überhaupt immer rauher und gröber werden.

Diese Halbnomaden — förmliche Nomaden gibt es sehr wenige — treiben aber neben der Viehzucht auch Ackerbau; sie haben sozusagen eine doppelte Wirthschaft. In den Herbstmonaten bestellen die Männer das Feld; wenn es dann auf die Wanderschaft geht, so bleiben die Knechte und Arbeiter nach, um die Felder, Gärten und Pflanzungen der verschiedensten Art zu beaufsichtigen. Die ausgedehnten Reis- und Melonenfelder fordern eine regelmäßige Bewässerung und beständige Aufsicht. In einigen Gegenden, wie z. B. im Kreis von Nucha, finden wir eine ansässige ländliche tatarische Bevölkerung, welche sich vor ihren Stammesgenossen vortheilhaft auszeichnet. Sie sind gutmüthig, still, arbeitsam und tapfer; Diebstahl und andere Verbrechen kommen bei ihnen kaum vor.

Die ansässige Bevölkerung der Tataren ist aber hauptsächlich in den Städten und großen Gütern vertreten. Das sind sozusagen die besseren Elemente des Volkes, welche in ihrer Lebensweise und ihrem äußeren Auftreten sich den civilisirten Völkern gleichzustellen bemüht sind. Das Bestreben nach Bildung ist ihnen nicht abzusprechen. Die Mirsas, Mullas und Achunden widmen sich in ihrer freien Zeit mit Vorliebe der Lectüre und dem Umschreiben persischer Dichter, sie sind meist in den arabischen Schriftstellern bewandert und suchen unter ihrem Volk die Bildung zu verbreiten. Wir haben in unsern Lehranstalten, in Gymnasien und Realschulen nicht wenige Tataren, Söhne von Becks, Mullas und wohlhabenderen Leuten. Diese jungen Menschen leisten bei nicht gerade hervorragender Begabung recht braves; sie sind ungemein fleißig, gewissenhaft und zuverlässig, sehr wohl erzogen, höflich und dienstfertig gegen die Aelteren. Es kommt wohl auch vor, daß verheirathete junge Leute (man heirathet sehr früh) auf der Schulbank sitzen. Sehr anzuerkennen ist es, daß man in dieser mohammedanischen Welt auch für die Bildung des weiblichen Geschlechts hier im Kaukasus schon recht viel thut und mit den alten Vorurtheilen zu brechen sucht. In dieser Hinsicht sind wir, wie mir scheint, anderen Ländern mit mohammedanischer Bevölkerung weit voraus. Greift das einmal etwas durch, so wird auch die Stellung der Frau eine ganz andere sein. Und in der That. Der Stifter des Islam hat ja dem Weib, soweit es der Geist der damaligen Zeit erlaubte, eine geachtete Stellung in der Familie angewiesen und ihr bedeutende bürgerliche Rechte eingeräumt. Erst der Einfluß der persischen Chalifate, wo man das Weib nicht anders ansehen wollte, denn als einen Gegenstand des Luxus und der Befriedigung thierischer Leidenschaften, hat in der ganzen mohammedanischen Welt die Frau zur Sklavin erniedrigt. Der Vater, welcher nicht anders als „aga", d. i. Herr, angeredet wird, wurde der despotische Tyrann im Hause, und die Kinder, welche Tag für Tag die grobe wegwerfende Behandlung der Mutter, ihre Erniedrigung durch den grausamen Gebieter mit ansehen mußten, wurden selbst kleine Tyrannen der Mutter und den Schwestern gegenüber. Uebrigens muß man der Wahrheit die Ehre geben, daß bei den Tataren, namentlich bei den besseren Ständen, das Weib nie so sehr gesunken ist, wie in Persien, während man sonst fast allgemein die verfeinerten und verweichlichenden Sitten und Laster der Perser angenommen hat.

Die Becks und Agalare, der bessere Stand der ansässigen Bevölkerung, meistens Gutsbesitzer, führen ein müßiges Leben, mit Jagden, gegenseitigen Besuchen, Schmausereien und Kartenspiel vertreiben sie sich die Zeit. Manche huldigen dem edlen Sport der Pferdezucht und haben größere Gestüte. Die Lieblingsbeschäftigung aller aber ist es, Processe zu führen, eine Eigenschaft, welche überhaupt für alle kaukasischen Mohammedaner charakteristisch ist.

Die städtischen Tatarinnen sind überhaupt sehr lebhaft, gesprächig, witzig, lieben allerlei Vergnügungen, Klatschereien, Putz und schöne Kleider und suchen im Gang, in der Faltung ihrer Tschadra (ein großes Umschlagtuch oder Shawl, welcher die Gestalt einhüllt) und in dem Spitzengitter, welches ihr Gesicht bedeckt, der neuesten Mode zu huldigen oder sich selbst solche zu schaffen. Die Abgeschlossenheit wird streng beobachtet, was durch die Einrichtung des

tatarischen Hauses in der Stadt erleichtert wird. Die Hauptfaçade desselben geht nämlich nach dem gepflasterten Hof, in dessen Mitte sehr oft eine Fontaine sprudelt. Die Gemächer werden durch Klappfenster mit farbigem Glase erhellt; dieselben sind hoch oben in den nach der Straße gekehrten Wänden angebracht. Ein Weib, welches darüber ertappt wird, daß es einem fremden Menschen das Gesicht gezeigt hat, ist und bleibt für immer beschimpft. Doch sind die manchmal sehr hübschen Tatarinnen viel zu eitel, um nicht bei jeder günstigen Gelegenheit gleichsam zufällig und unabsichtlich ihre Reize zu zeigen. Besonders günstig erweist sich hiefür das Fest des Schachs Hussein,[1]) das mit fanatischer Trauer, großem Geheul, mit Selbstzüchtigung und Selbstverstümmelung gefeiert wird. An diesem Feste versammelt sich die weibliche Bevölkerung auf dem Markt und in den Moscheen. Heiße Thränen, deren jede einen Sündenflecken von der Größe des Berges Sinai abwaschen soll, über das Schicksal Ali's und seiner Nachkommenschaft vergießend, werfen die Schönen bei Gelegenheit, ganz zufällig die Tschadra lüftend, neugierige Blicke auf die Fremden und fühlen sich nicht wenig geschmeichelt, wenn sie Eindruck gemacht zu haben glauben.

Das Familienleben ist allenthalben bei den Tataren ein rein patriarchalisches; der Vater, das unbeschränkte Haupt des Hauses, sucht, so lange er lebt, alle Glieder des Hauses zusammenzuhalten. Fühlt er sein Ende nahen, so vertheilt er sein Hab und Gut unter alle Mitglieder der Familie zu gleichen Theilen. —

Wir möchten zu diesen mehr allgemeinen Bemerkungen noch einige specielle Momente im Leben des Tataren hervorheben, welche die voraufgehende Schilderung noch durch einige charakteristische Details bereichern.

Fangen wir an mit der Geburt. Da die Unfruchtbarkeit als eine Schmach angesehen wird und jede Frau mit zunehmender Zahl der Kinder auch an Achtung und Ehre gewinnt, so sieht sie einem solchen Ereigniß stets mit Genugthuung und Freude entgegen. Der Aberglaube aber veranlaßt sie, ihren Zustand bis zum letzten Augenblick vor der Welt zu verbergen, denn sie fürchtet den „bösen Blick" und ist außerdem überzeugt, daß die Geburtswehen um so stärker sein werden, je mehr Personen um die Geburt wissen. Unter welch ärmlichen und haarsträubenden Umständen bei den ärmeren Tataren die Kinder zur Welt kommen, darüber erzählt ein zufälliger Augenzeuge, ein Volksschullehrer, folgendes. „In einer dunklen regnerischen Nacht, durchnäßt bis auf die Haut und verfolgt von dem wüthenden Gebell der Hunde, trat ich einst in das erste beste Haus in einem Tatarendorfe ein, um dort Zuflucht zu suchen. Inmitten der Hütte in einer Vertiefung des Bodens glimmten einige Holzscheiter und erfüllten den Raum mit scharfem, die Augen beizendem Rauche. In der Nähe des Feuers schliefen auf der feuchten Erde nackte Kinder. Daneben bemerkte ich zwei Männer, die sich mit einander unterhielten, der eine lag auf dem Bauch und rauchte seinen Tschibuk, der andere saß mit untergeschlagenen Beinen und suchte eifrig in den Falten seiner riesigen Pelzmütze das Ungeziefer ab. Da stand auch ein magerer Gaul mit rasirtem Schwanz und ließ traurig den Kopf hängen; eine ausgehungerte Kuh mit einem kleinen Kalbe kaute phlegmatisch Maisstroh. In der Saklja (Erdhütte) war es dunkel, da nur das ungleich flackernde Feuer sie spärlich beleuchtete. Aus einer Ritze, welche sich im Dache der Hütte gebildet hatte, floß das Regenwasser in dünnen Streifen auf den Boden herab, wo es, kleine Pfützen bildend, sich nach verschiedenen Seiten hin verlief. Einer der Männer trat mir seinen Platz am Feuer ab und ging selbst hinaus, um die besagte Ritze mit Lehm zuzuschmieren. Nach der gewöhnlichen Begrüßung ließ ich mich am Feuer nieder, um meine nassen Kleider zu trocknen. Plötzlich ertönte aus einem dunkeln Winkel der Hütte ein klägliches Stöhnen. Fragend sah ich den mir gegenüber liegenden Tataren an, aber dieser rauchte kaltblütig seine Pfeife weiter. Ich suchte das Dunkel zu durchdringen und konnte im Winkel die Silhouetten einiger geschäftigen Weiber entdecken. „Weiberangelegenheiten" murmelte endlich der Tatar, als er meine besorgten Blicke bemerkte. Ich entschuldigte mich, daß ich zu so ungelegener Stunde eingetreten, und wollte weiter gehen. Aber ein kräftiges Weib vertrat mir plötzlich den Weg und bat mich um meine Mütze. Dies Volk ist nämlich überzeugt, daß, wenn man einer Gebärerin die Kleider eines Mannes, besonders eines Nichtmuselmannes anzieht, bestimmt ein Knabe zur Welt kommt. Ich mußte nachgeben und erwartete am Feuer sitzend die Entbindung der Wöchnerin, deren Stöhnen immer stärker wurde und zuletzt in ein wildes, Mark und Bein durchdringendes Geschrei überging." Derselbe Gewährsmann erzählt noch, daß ein älteres, erfahrenes Weib die Rolle der Hebamme bei diesen Geburten übernimmt. Steht eine schwere Geburt in Aussicht, so wird die Wöchnerin in einen Teppich oder eine Bettdecke eingewickelt und so auf dem Boden hin- und hergerollt, oder man zwingt sie, über ein im Zimmer aufgemachtes Feuer zu springen oder zwischen den Beinen einer Eselin durchzukriechen. Unterdessen steigen die Männer auf das flache Dach und fangen an ans Gewehren und Pistolen zu schießen und einen Heidenspectakel zu machen. Damit soll der Satan verjagt werden, welchem das Erscheinen eines neuen Rechtgläubigen auf der Welt ein Gräuel ist. Solche Episoden aus dem Leben der Tataren böten der begabten Feder eines Naturalisten à la Zola ungemein reiches Material.

Ein Glückstag ist es für die Familie und für die Mutter, wenn ein Knabe geboren wird, denn er ist „der Wirth des Hauses", „der Sohn zündet des Vaters Lampe an", d. h. in seiner Person setzt sich das Geschlecht des Vaters fort; er ist „die goldene Sonne, welche mit ihrem Glanz sein ganzes Geschlecht erleuchten wird". Das Mädchen dagegen ist „fremde Waare"; bei seinem Erscheinen auf der Welt sucht man die Eltern zu trösten: „Verzagt nicht, Allah wird auch noch einen Knaben schicken." Die Mutter stillt ihr Kind selbst; wenn sie nicht Milch genug hat, so helfen ihr die Nachbarinnen und Verwandten. Für Geld fremde Kinder zu stillen, gilt für eine große Sünde. Wenn das Kind unruhig ist, so ist es gebräuchlich, ihm Opium einzugeben, wodurch in unverzeihlicher Weise schon in der ersten Kindheit die Gehirnthätigkeit gelähmt wird. Ueberhaupt macht man mit den Kindern wenig Federlesens, sie werden nicht beaufsichtigt und laufen nackt, schmutzig und ungekämmt herum. Die Beschneidung erfolgt in der Regel einige Monate nach der Geburt, manchmal erst nach einigen Jahren. Sie wird mit einem großen Schmause gefeiert.

Aus Anlaß einer Hochzeit werden pompöse Festlichkeiten veranstaltet, die eine ganze Woche und darüber dauern. Der Vater wählt dem Sohn die Braut aus, für welche ein kalim von 500—1000 Rubel bezahlt wird. Die ganze Hochzeitswoche ertönt Musik (Trommel, Pfeife und Clarinette), es wird getanzt, Wettrennen und Ringkämpfe finden statt. In der letzten Nacht der Feier begibt sich die Braut mit ihren Freundinnen in das Haus einer Bekannten und kehrt von dort in ihr Haus zurück, begleitet von Fackelträgern und Musikanten. Zu gleicher Zeit ertönen von allen Seiten Schüsse, deren Ziel ein auf hoher Stange getragener Apfel ist. Im Hause wird die Braut von einer Menge Gäste erwartet, es beginnen wieder Tänze,

[1]) Die transkaukasischen Tataren sind zum weitaus größten Theil Schiiten.

welche bis zum Morgen dauern. An diesem Tage setzt der Effendi im Hause der Braut den Heirathscontract auf und segnet das Brautpaar ein. Nachmittags versammeln sich die jungen Burschen des Dorfes zu Pferd im Hofe des Hauses, sprengen hin und her und schießen aus ihren Gewehren; dann setzen sie die Braut auf ein schön geschmücktes Pferd und begleiten sie in das Haus des Bräutigams. Dieser erwartet sie unter der Thüre des Hauses und empfängt sie mit einem Schuß, welchen er über ihren Kopf hin in die Luft abfeuert. Abends begibt sich der Bräutigam zu einem seiner Freunde und kehrt mit Musik- und Fackelbegleitung bald darauf in sein Haus zurück, wo nun wieder bis spät in die Nacht hinein getanzt wird. Zum Schluß sammelt man für den Bräutigam freiwillige Gaben und dann gehen die Gäste auseinander.

Die Leichenfeier der Tataren hinterläßt bei dem Zuschauer einen tiefen Eindruck. Sobald jemand im Dorfe gestorben ist, ertönt das Geheul der Klageweiber, welches Bekannte und Verwandte ins Trauerhaus ruft. Es versammeln sich auch bald fast alle Bewohner des Dorfes in und um das Trauerhaus und bringen verschiedene Geschenke, namentlich Stücke Seide mit sich. Die dem Todten näher stehenden Weiber improvisiren verschiedene Lieder, zerreißen sich die Kleider und raufen sich das Haar aus. Unterdessen liest der Mulla Stellen aus dem Koran, bis alles zur Beerdigung fertig ist. Dann wird unter die Anwesenden Geld vertheilt, die Leiche auf eine Tragbahre gelegt und auf den Kirchhof gebracht, wo das Begräbniß unter Lesen von Stellen aus dem Koran stattfindet. Auf das Begräbniß folgt der Leichenschmaus, welcher je nach dem Vermögen des Verstorbenen einige Tage lang dauert. Ein aufrecht stehender Stein bezeichnet das Grab des Dahingeschiedenen.

Ein Institut für experimentale Psychologie in Amerika.

Von Dr. philos. Fr. Eß (New-Haven, Conn.).

Die bekanntlich nicht seltene Oberflächlichkeit, mit der hierzulande — in Amerika — die Vertreter der Wissenschaft zu Werke gehen, verbunden mit der nationalen Vorliebe für pompöse Jahresberichte und Staunen erregende Zahlenreihen, ist bis in die neueste Zeit herein ein Hauptgrund gewesen, daß die Männer der Wissenschaft im „alten" Europa und besonders in Deutschland sich der amerikanischen Wissenschaft gegenüber skeptisch, wenn nicht ablehnend, verhalten. Und nicht mit Unrecht! Wer den Bericht des Bundesbeamten für Erziehung und Unterricht (Report of the Commissioner of Education, 2 voll. Washington 1894, Bundesbuchdruckerei) mit prüfendem Auge durchsieht, der staunt ob der Mannichfaltigkeit der Unterrichtsanstalten und -zweige; aber wenn er nachher Gelegenheit hat, in die Werkstätten dieser Anstalten einen Blick zu werfen, so kommt er zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß hierzulande das Papier noch viel geduldiger ist als anderswo. Die „Universitäten" und „Akademien" schrumpfen in der Wirklichkeit zu Geistesübungsstätten dritten Ranges herab, wenn auch die aufgebrachten Kosten für Anstalten ersten Ranges sprechen würden.

Der Fehler liegt tief. Die Zeit hat ihm eine nicht länger mehr angezweifelte Existenzberechtigung verliehen, und wenn eine Aenderung zum Bessern angestrebt werden sollte, so müßte man ab ovo anfangen — eine Riesenarbeit, gegen die sich das durch glückliche Umstände aller Art zu einem hohen Grade von Stolz großgezogene Nationalbewußtsein mit aller Macht auflehnen würde.

Der Amerikaner im allgemeinen kann die Wahrheit nicht ertragen. Die Warnungen, mögen sie von auswärts kommen oder von Männern aus dem eigenen Lager, die — freilich sind es nur weiße Raben — den Muth haben, die Fehler aufzudecken, verhallen ungehört und man arbeitet im alten, durch Verjährung gleichsam geheiligten Schlendrian weiter. Wie vor 50 Jahren, so werden heute noch und immer wieder die classischen Sprachen z. B. in monotoner Oberflächlichkeit betrieben: der Lehrer übersetzt vor, die Schüler schreiben es nach und lernen es auswendig, ohne vom Geiste der Sprache, dem Wesen der alten Griechen und Römer in den verschiedensten Beziehungen auch nur eine leise Ahnung zu haben. Der Jugoismus gibt das Pallium ab, mit dem man sich in sophistischer Art dagegen schützt, eine Sprache bis zu einer gewissen Beherrschung zu lernen. Daß ein solches Vorstudium den jungen Mann nicht befähigt, mit Erfolg an das akademische Studium heranzutreten und ein Meister in seinem Fach zu werden, ist klar. Politik und Familienbeziehungen, nicht aber eine strenge, unparteiische Prüfung schieben den Mann in ein Amt hinein, und der alte Schlendrian wiederholt sich im neuen Kreislauf.

Mit der persönlichen Unfähigkeit verbindet sich nicht selten ein zweiter Fehler, der den ersten zum Vater hat. Die reichen Geldquellen der hohen Schulen wollen verwendet sein, damit das urtheilslose Publicum zufrieden ist, und so werden Bibliotheken angesammelt, die alles wissenschaftlichen Werthes entbehren. Ohne Kritik und meist nur unter Berücksichtigung des schönen Einbandes werden Bücher angekauft, die längst antiquirt sind und vor dem Richterstuhle der Wissenschaft zu Düten verurtheilt werden. Wenn dann so weder das mündliche Wort des Lehrers noch der ergänzende todte Buchstabe des Lehrbuches das Prädicat wissenschaftlich verdienen, so können auch die Kinder eines so defecten Elternpaares nur Idioten sein.

Doch es ist Sache des Kritikers, gerecht zu sein und neben den Schattenseiten auch die Lichtseiten aufzudecken. Die eine habe ich schon angedeutet, nämlich die reichen Geldmittel, die den höheren Schulen zur Verfügung gestellt werden. Eine weitere Lichtseite ist das Studium der experimentalen Psychologie, dessen Aufschwung den reichen Geldmitteln mit zu verdanken ist.

Dieses Studium blüht in den letzten Jahren in Amerika erfreulich auf, so in Cambridge (Harvard University) und New-Haven (Yale College). Da ich das letztere aus persönlicher Anschauung kenne, so beschränke ich mich hier auf das Yale College.

Zufolge den „Courses of graduate Instruction in the Department of Philosophy and the Arts in 1895/96" — dem Vorlesungskatalog — werden folgende Vorlesungen über experimentale Psychologie abgehalten (von Dr. Scripture):

Physiologische und experimentale Psychologie des Nervensystems und der Sinnesorgane mit physiologischen und psychologischen Experimenten; 2 Stunden wöchentlich. Ergänzung finden diese Vorlesungen durch einen praktischen Cursus im psychologischen Laboratorium unter persönlicher Leitung und Aufsicht des Directors.

Eine zweite Vorlesung für Vorgeschrittenere behandelt psychologische Messungen und Statistik. Erfordert werden ausreichende Vorkenntnisse in Psychologie, Physik und Mathematik.

Ein dritter Curs, Research Work in Psychology, soll die Theilnehmer befähigen, selbständige Untersuchungen auf dem Gebiete der experimentalen Psychologie anzustellen, deren Ergebnisse dann von der Hochschule in den „Studies from the Yale Psychological Laboratory" veröffentlicht werden und als Dissertationen für den Grad eines Doctor philosophiae gebraucht werden können.

Wir sehen, das Arbeitsgebiet ist recht umfangreich, und es bedarf nicht erst der Versicherung, daß der Director Tag für Tag die ganze Woche im Laboratorium vollauf

Digitized by Google

zu thun hat. Indeß ist dies nur ein Theil seiner Arbeit. Der andere besteht darin, die für das Laboratorium nöthigen Instrumente und Apparate mit Hülfe eines geübten Mechanikers von Beruf herzustellen.

Das Laboratorium wurde im Jahre 1892 gegründet. Zu diesem Zweck stellte das Yale College ein eigenes, mittelgroßes Gebäude mit 16 Zimmern in drei Stockwerken zur Verfügung, dazu einen jährlichen Geldbetrag von 1000 Dolls. (= 4200 M.) zur Anschaffung von Apparaten und 250 Dolls. für die Drucklegung der Studies. Der Mechaniker wird pro Stunde mit Dolls. 0.30 bezahlt und kann die Hülfe eines vom Yale College angestellten schwarzen Dieners (zugleich Hausmeisters) in Anspruch nehmen.

Die heutige Sammlung an Apparaten im Laboratory hat einen Werth von 8500 Dolls. Ich finde darunter die auch in Deutschland bekannten — im Laboratorium des Hrn. Prof. Dr. Wundt in Leipzig — und zwar ohne Ausnahme, daneben aber auch eine stattliche Anzahl neuer, die theilweise vom Director des Laboratory selbst erfunden und unter seiner Aufsicht hergestellt wurden, wie z. B. die Revolving Drum (Preis 35 Dolls.), Electric Fork (16 Dolls.), Re-action Key (8 Dolls.), Pistol Key (5 Dolls.), Runner's Key (2.50 Dolls.), Touch Key (5.50 Dolls.), Mouth Key (6 Dolls.), Foil Apparatus (12 Dolls.), Tought and Action Apparatus (15 Dolls.), Graphic Recorder (5 Dolls.), Steadiness Gauge (6 Dolls.), Spring Dynamometer (4.25 Dolls.), Touch Weights (3 Dolls.), Apparatus for Least Noticeable Pressure (6 Dolls.), Simple Aethesiometer (2 Dolls.) und Complete Aethesiometer (15 Dolls.), Test Weights (6 Dolls.), Pencil for Hot and Cold Spots (2 Dolls.), Improved Apparatus for Mapping H. and C. Sp., Olfactometer (3 Dolls.), Audiometer (8 Dolls.), Book Stereoscope (1 Dolls.), Electric Shoe (3 Dolls.), Electric Dumb Bells (2 Dolls.), Hallucination Apparatus (2.50 Dolls.), Suggestion Blocks (4 Dolls.), Blind Spot Cards (0.15 Dolls.), Pendulum Contact (8 Dolls.), Multiple Key (16 Dolls.), Five Finger Key (9 Dolls.), Automatic Contact for Determining the Latent Time of Spark Coils, Markers etc. (4 Dolls.), Models for demonstrating the Treatment of Measurements (15 Dolls.), Contrast Banners (5 Dolls), Wool Test for Color-Blindness (5 Dolls.), Color Sight Tester (12 Dolls.), Color-Blind Flags (6 Dolls.), Stereoscopic Lanterne Slides (das Paar zu 2.50 Dolls.) und endlich das Psychological Pendulum (15 Dolls.).[1])

Betrachten wir diese stattliche Anzahl von Apparaten, deren minutiöse Ausführung schon ein gewaltiges Opfer an Zeit erfordert, so müssen wir vollends staunen, wenn wir die literarischen Arbeiten vor uns sehen, die ein Mann in knapp vier Jahren bewältigt hat. Freilich — und darin liegt eben das Geheimniß — Dr. Scripture ist ein Gelehrter, dessen Wiege wohl auf amerikanischem Boden stand, der aber an einer deutschen Hochschule arbeiten gelernt hat. So verbindet er die Tiefe deutschen Schaffens mit der Findigkeit des Yankee, und dieser glücklichen Mischung verdankt das Yale College die ehrenvolle Stellung, die sein psychologisches Laboratorium unter den Schwesterinstituten in Amerika und Europa einnimmt.

Es ist keine Schmeichelei, wenn ich auf die Biographie dieses um die Wissenschaft trotz seiner Jugend bereits hochverdienten Mannes etwas näher eingehe, und ich thue dies um so lieber, als Dr. Scripture der deutschen Wissenschaft ein dankbares Andenken bewahrt und noch stets, entgegen allen Lockungen, den Muth gehabt hat, die Ueberlegenheit seiner Pflegemutter auf dem weitern wie engern Gebiete der Wissenschaft offen zu bekennen, was den Yankees gegenüber viel zu bedeuten hat.

[1]) Die Apparate sind zu beziehen von Elmer G. Williyoung u. Cie., Philadelphia, Pa.

Dr. Scripture studirte im Winter 1888/89 in Leipzig, im Sommer 1889 in Berlin, im Winter 1889/90 wieder in Leipzig, im Sommer 1890 in Zürich und im Herbst 1890 ein drittes Mal in Leipzig. Neben Psychologie beschäftigte er sich mit Philosophie überhaupt, mit Physik, Pädagogik und Sprachen. Im Jahre 1891 legte er der philosophischen Facultät der Universität Leipzig seine Dissertation „über den Verlauf der Vorstellungen" vor, auf Grund deren er zum Dr. philos. promovirt wurde. Die Abhandlung erschien in den „Philosophischen Studien" (7. Band, 1. Heft) seines Lehrers Wundt und füllt als Separatdruck 100 Seiten in 8°.

Wie sehr Prof. Wundt den jungen Fachgenossen zu schätzen weiß, erhellt daraus, daß er im 7. Band, 2. Heft seiner „Philosophischen Studien" (1891) eine weitere wissenschaftliche Arbeit, „Zur Definition einer Vorstellung", und im 4. Heft desselben Bandes eine dritte Abhandlung, „Einige Beobachtungen über Schwebungen und Differenztöne" zum Abdruck brachte. Auch die „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane", herausgegeben von Ebbinghaus u. König (Hamburg, Leop. Voß), brachte in ihrem 10. Bande eine interessante Arbeit aus Scripture's Feder, „Untersuchungen über die geistige Entwicklung der Schulkinder", basirt auf psychologischen Messungen an den Schulkindern der Stadt New-Haven.

Weitere Arbeiten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Fachliteratur sind: „Ist eine cerebrale Entstehung von Schwebungen möglich?" eine Entgegnung auf Schäfers gleichnamigen Aufsatz in Band 4 der obengenannten Zeitschrift Ebbinghaus-Königs (S. 348 ff.), ferner „Erziehung als Wissenschaft" in Bd. 2, Nr. 1 des „Pedagogical Seminary" (1892), dann „Ein System der Farbenlehre" in der December-Nummer der „Educational Review" (New-York 1893), ferner „Psychological Notes" in Bd. 4, Nr. 4 des „American Journal of Psychology" (1892), ferner „The Problem of Psychology" in Bd. 16, Nr. 63 der in London erscheinenden Zeitschrift „Mind, a Quarterly Review of Psych. and Philos." (1891) und endlich — last not least — die „Studies from the Yale Psychological Laboratory", von denen bereits drei Bändchen (80 resp. 124 S. in 8°) erschienen sind. Da die Studies auch in Deutschland (Berlin, Mayer u. Müller, Leipzig, Bernh. Liebisch) zu haben sind, so kann ich es füglich unterlassen, hier über den Inhalt der Bändchen zu berichten. Ich bemerke nur, daß die Abhandlungen durchweg streng auf mit größter Genauigkeit ausgeführten Untersuchungen basiren und ferner nichts aufwärmen, was schon einmal dagewesen ist, wenn auch in einem andern Gewande. Endlich kann es nur die Bändchen empfehlen, wenn ich hinzufüge, daß das Yale Laboratory insofern in schroffem Gegensatze zu den meisten andern psychologischen Laboratorien Amerika's steht, als es nach deutschem Muster alle Untersuchungen und Uebungen mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausführt, und daß auch das Land selbst trotz der vielfachen Abneigung gegen deutsches Wissen und deutsche Methode dies würdigt, beweist der Umstand, daß in der kurzen Zeit des Bestehens des Yale Laboratory bereits zwei Schüler von Dr. Scripture auf akademische Lehrstühle berufen worden sind, der eine als Professor der Psychologie an die Universität New-York, der andere an die Universität des Staates Jowa. Im ganzen sind vier Doctoren der Philosophie von Scripture promovirt worden — eine erfreulich geringe Zahl gegenüber den Doctoren-Fabriken des Landes.

Schließlich sei noch kurz des Hauptwerkes von Scripture erwähnt, mit dem er weitere Kreise außerhalb des wissenschaftlichen Publicums für die neue Wissenschaft zu interessiren gewußt hat, nämlich des Buches „Thinking, Feeling, Doing", erschienen New-York 1895. Da das Werk, vor-

trefflich erläutert durch 210 Illustrationen, im Laufe dieses Sommers in deutscher Uebersetzung erscheinen wird, so führe ich nur an, was Prof. Dr. Wundt (Leipzig) aus seiner Sommerfrische in Thüringen in einem Briefe an den Hrn. Verfasser wörtlich schreibt:

„Ich habe das Buch mit vieler Freude und großem Genuß gelesen und finde, daß Sie es vortrefflich verstanden haben, ein populäres Handbuch der Psychologie zu liefern wie wir es in Deutschland leider nicht besitzen, geeignet, auch weitere Kreise für die Frage zu interessiren."

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Classiker der Philosophie.** (Frommanns Classiker der Philosophie, herausgegeben von Richard Falckenberg. Erlangen.) Von einem wichtigen und aussichtsreichen neuen Unternehmen haben wir zu berichten, das die Philosophie nicht nur sachlich zu fördern, sondern ihr auch einen größeren Wirkungskreis zu gewinnen verspricht. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart veranstaltet eine Sammlung von Einzeldarstellungen hervorragender Denker in durchsichtiger allgemeinverständlicher Form; es sollen dabei gleichmäßig sowohl die Persönlichkeit und die Lebensschicksale als die geistige Arbeit und die wissenschaftlichen Leistungen der leitenden Philosophen zur Würdigung kommen; eine vortreffliche Ausstattung aber und ein billiger Preis die Verbreitung in weiteren Kreisen erleichtern. Von ähnlichen Unternehmungen in England und Frankreich, wie neuerdings auch in Deutschland unterscheidet sich dieses dadurch, daß die Aufgabe auf die Philosophie beschränkt, innerhalb dieser aber in weitestem Umfange und ohne Einengung auf eine besondere Nation oder auf einzelne Zeiten durchgeführt werden soll. Denn wenn auch zunächst aus guten Gründen nur Denker der Neuzeit geboten werden, so sind von vornherein auch das Alterthum, wie das Mittelalter mit in den Plan eingeschlossen. Es ist zu erwarten, daß eine solche über alle wichtigeren Denker ausgedehnte Sammlung auch in Deutschland einen guten Boden finden wird. Denn aller Aufschwung der historisch-philosophischen Arbeit hat hier in Wahrheit eine Lücke gelassen; das Bestreben aber, diese auszufüllen, wird nicht nur einer klaren Behandlung und einer ausgedehnteren Wirksamkeit der Philosophie zugute kommen, es entspricht auch einem inneren Verlangen der Zeit, welche überall auf eine stärkere Entwicklung persönlichen Lebens dringt und daher auch die philosophischen Lehren von den schaffenden Persönlichkeiten her belebt erblicken möchte. Dabei gesellt sich zum glücklichen Gedanken eine durchaus tüchtige Ausführung. Die wissenschaftliche Leitung liegt in der geschickten Hand von Prof. Falckenberg; es ist ihm gelungen für die einzelnen Denker Bearbeiter zu finden, welche sich auf den betreffenden Gebieten schon bewährt haben und als völlig zuverlässige Gewährsmänner gelten dürfen. Es ist für Deutschland noch immer etwas besonderes, daß sich eine so große Anzahl von Fachgelehrten vereinigt, um die Ergebnisse der Forschung einem weiteren Kreise in angenehmer Form vorzulegen. Eben jetzt sind die drei ersten Bände der Sammlung erschienen: Fechner, bearbeitet von Lasswitz (Gotha), Hobbes von Tönnies (Kiel), Kierkegaard von Höffding (Kopenhagen); sie halten durchaus, was die allgemeine Idee verspricht, sie führen in verschiedene Welten, aber sie geben gleichmäßig reiche Anregung und fruchtbare Aufklärung. So sei die Sammlung dem Interesse aller Gebildeten aufs wärmste empfohlen.

E. P. Die „**Berliner Neudrucke**", herausgegeben von Ludwig Geiger und Georg Ellinger, wurden seinerzeit mit Nicolais „Kleinem feynen Almanach" eingeleitet und damit das specifische Berlinerthum, wie sein charakteristischer Vertreter nicht gerade von einer vortheilhaften Seite eingeführt. So war es ein Gebot der Billigkeit, von dem später so unausstehlich nüchternen Rationalisten auch ein Werk aus der früheren Zeit vorzulegen, wo dieser zweite Gottsched noch auf Seite des Fortschritts stand und sich wirkliche Verdienste um die deutsche Literatur erworben hat. Die „**Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland**" (1755), die Georg Ellinger im 2. Band der III. Serie der Berliner Neudrucke (Berlin 1894, Verlag von Gebr. Paetel) in sorgfältiger Ausgabe und mit guter Einleitung vorlegt, zeigen den jungen Nicolai unter dem übermächtigen Einfluß Lessings und dabei doch nicht unselbständig im Kampfe für eine Sache, der er zwar im gereiften Alter untreu wurde, der er damals aber wesentlich mit zum Siege verhalf: für die Befreiung der ästhetischen Kritik von einseitigen Vorurtheilen und persönlichem Cliquenwesen. Diese historische Bedeutung des Werkes rechtfertigt den Neudruck vollkommen und noch heute nöthigt die unleugbare schriftstellerische Gewandtheit Nicolai's, wie die Schärfe und Klarheit seines Urtheils Achtung vor dem angehenden Kampfgenossen Lessings ab. Weniger freilich die positiven als die polemischen Theile des Buches, da Nicolai'e Briefe trotz des energischen Hinweises auf die Bedeutung einer kraftvollen, unparteiischen Kritik und auf das Vorbild englischer Dichtungen nicht die productive Kraft Lessings besitzen. Die Polemik überwiegt weitaus und vertritt dem dichtenden Bodmer, wie dem Hrn. Professor in Leipzig gegenüber fast stets treffend einen gesunden Geschmack und eine an ausgedehnter Belesenheit geschulte Einsicht. Patriotischer Eifer leitet Nicolai bei seiner Stellungnahme gegen das von Gleim gegründete Journal étranger, an dem er sich jedoch später selbst betheiligt hat; immerhin verführt er ihn nicht zu allzu bedenklicher Uebergeschätzung der deutschen Poesie oder zu Chauvinismus. Treffend sind die meisten der zahlreichen Bemerkungen über die Musik; die Angriffe gegen Gottschens Aufstellungen in diesem Punkte sind vielleicht neben der Polemik gegen Bodmers biblische Epen die gelungenste Partie des Buches. Der Herausgeber hat bei dem Neudruck die von Nicolai'e Bruder Gottlob Samuel herrührende Vorrede, sowie die Auswahl von Epigrammen zwischen dem 9. und 10. Briefe weggelassen. Ob das richtig war, darüber kann man wohl verschiedener Meinung sein. Ein Neudruck beabsichtigt doch, ein älteres Werk möglichst getreu in seiner ursprünglichen Gestalt wiederzugeben; wenn dabei die alte Orthographie, Interpunction u. s. f. mit aller Sorgfalt eingehalten wird, so scheint eine Aenderung des Inhalts, gleichviel ob durch Zusatz oder Kürzung, erst recht unthunlich. Im vorliegenden Falle verliert der 9. Brief durch das Fehlen der Epigramme sein ursprüngliches Gewicht und nicht jeder Leser ist in der Lage, sich das Weggelassene aus Ewald v. Kleists Werken und Joh. Joachim Ewalds Sinngedichten, mühsam zu ergänzen; die Vorrede aber über die Berechtigung der Aesthetik als Wissenschaft ist für die Geschichte der Aesthetik nicht uninteressant und wäre schon darum der Erneuerung nicht unwerth gewesen. Zweifelhaft kann es auch erscheinen, ob der Herausgeber berechtigt war, das ui stets in ue zu verändern, da es doch sehr häufig in dem Buche vorkommt und noch heute manche Werke oder Zeitungen, z. B. die Prager „Bohemia", diese Schreibung consequent anwenden. Jedenfalls aber hat Ellinger den Neudruck mit großer Sorgfalt hergestellt und von allen Aenderungen gewissenhaft Rechenschaft gegeben, so daß, wer ihm nicht zustimmt, die Genauigkeit im einzelnen leicht vervollständigen kann.

* In der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift" veröffentlicht Ingenieur Herr O. Leppin folgende Mittheilung: „Es dürfte noch nicht allgemein bekannt sein, daß die so viel besprochenen X-Strahlen die Eigenschaft besitzen, ähnlich den Sonnenstrahlen die Haut zu verbrennen. Ich hatte sehr viel mit den Röntgen'schen Versuchen zu thun und benutzte als bequemstes Prüfungsobject stets meine linke Hand. Die Hand zeigte nach mehreren Tagen eine eigenthümliche Röthe, erschien geschwollen, und am Mittel- und Ringfinger zog sich je eine Blase zusammen, genau als hätte ich mich dort verbrannt. Weiß war die Hand nur an der Stelle geblieben, wo der Ring den Finger umschließt, und an den Mittelgelenken der Finger war die Röthe weniger intensiv. Nach Anwendung von Bleiwasserumschlägen ging die Röthe zurück, doch ist zwischen der linken und der rechten Hand noch jetzt nach fünf Wochen ein merklicher Unterschied vorhanden. Während die rechte Hand weiß und glatt ist, ist die linke geröthet und runzelig, so daß sie um viele Jahre älter erscheint als ihre Schwester."

* **Würzburg.** In der medicinischen Facultät hat sich Dr. Johannes Müller, Assistent an der medicinischen und pädiatrischen Klinik, habilitirt.

* **Rostock,** 12. Juli. Die juristische Facultät der Universität veranstaltet morgen in der Aula eine akademische Feier im Hinblick auf das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Der Dekan der Facultät, Professor Bernhöft, hält die Festrede. Zu der Feier sind die Spitzen sämmtlicher Behörden eingeladen.

* **Berlin.** Das Befinden des Professors Dr. Johen. v. Richthofen, der an Blinddarmentzündung erkrankt war, hat sich erfreulicherweise gebessert. Frhr. v. Richthofen befindet sich z. Z. auf dem Rigi. — Ueber die Leistungen von Frauen an

der hiesigen Universität liegt jetzt das erste Urtheil vor. An den Uebungen des staatswissenschaftlichen Seminars nahm im letzten Jahr zum erstenmal eine Dame, eine Polin, theil, welche in Zürich den philosophischen Doctortitel im Fach der Nationalökonomie erworben hatte. Der Leiter des Seminars, Rector Geheimer Rath Wagner, erklärt nun in seinem Jahresbericht: „Ich kann mich über die hierbei gemachten Erfahrungen nur in hohem Grade befriedigt äußern."

* **Wien.** Die Versammlung des Vereins für historische Waffenkunde nahm einen glänzenden Verlauf. Außer den Functionären und zahlreichen Mitgliedern aus Deutschland hatten sich auch Gäste aus der Schweiz und aus London der Director der berühmten Waffensammlung im Tower, Viscount A. H. Dillon, eingefunden. Aus Ungarn erschienen Fürst Arthur Odescalchi und Graf Eugen Zichy. In zwei Sitzungen, am 5. und 9. d. M., die der Vereinspräsident, der preußische Generallieutenant v. Ising, leitete, wurden die neuen Statuten berathen, welche nun der Behörde vorgelegt werden sollen. Am 6. machten die Theilnehmer einen Ausflug zur Besichtigung der Waffensammlung im Stifte Klosterneuburg, wo sie von dem Prälaten Ubald Kostersitz herzlich empfangen und bewirthet wurden. Am 7. hatten sie einer Einladung des Grafen Hans Wilczek sen. zum Besuche des Schlosses Kreuzenstein und seiner Sammlungen entsprochen. Am 9. begaben sie sich, geführt von den ungarischen Genossen, zum Besuche der Millenniums-Ausstellung nach Budapest.

B. **Zürich.** Ein eigenartiges Unternehmen, das auch anderwärts Interesse erregen dürfte, ist hier jüngst zu glücklichem Abschluß gelangt: ein Vortragscurs für Lehrer, veranstaltet von der hiesigen Gesellschaft für deutsche Sprache und geleitet von dem in Deutschland wohlbekannten Recitator Emil Milan aus Frankfurt a. M. Die Aufgabe, die dem Cursleiter zu lösen oblag, war nicht leicht. Es galt einmal die zahlreichen Aussprachefehler zu bekämpfen, die sich aus der Mundart in unser Schriftdeutsch eingeschlichen haben und die männiglich als Merkmale schweizerischalemannischer Sprechweise kennt. Immerhin durften, wollte man den Erfolg nicht gefährden, in dieser Richtung keine zu hohen Ansprüche gestellt werden. Hr. Milan hat sich denn auch wohl gehütet, überall den strengen Maßstab der Bühnensprache anzulegen, und nur die Fehler unerbittlich gerügt, durch die der Schönheit des Vortrags wesentlich Eintrag geschah. Der Schwerpunkt des Curses lag noch nicht in solchen Anweisungen über die Aussprache, sondern in Belehrungen über Auffassung und Vortragsweise von Dichtungen aus dem Bereich der Schullectüre. Hier war Hr. Milan so recht in seinem Element. Er besitzt eine reiche Phantasie, klaren Verstand, viel Gemüth und Geschmack und endlich ein unvergleichliches, aller Modulationen fähiges Organ und ist daher in hohem Maße befähigt, eine Dichtung nicht nur nachzufühlen, sondern auch in seinem Geiste nachzuschaffen, ihr plastische Gestalt zu geben und die eigenen Empfindungen und Vorstellungen im Zuhörer zu wecken. So hinterließ jedes Stück, das er vortrug, einen unauslöschlichen Eindruck. Wie manche Schönheit, die auch dem gebildeten Leser entgehen kann, kam da zur Geltung, wie manche Stelle erschien in einem neuen Licht! Nimmt man dazu das liebenswürdige, jeglicher Effecthascherei abholde Wesen des Cursleiters, das alle Herzen gewann und fesselte, so begreift es sich, daß das Interesse der Theilnehmer an den Uebungen von Anfang bis zu Ende lebendig blieb und sich auch in reger Selbstbethätigung äußerte. Die Zahl der Theilnehmer betrug angefähr 80. Die meisten waren Lehrer und Lehrerinnen an unsrer Volksschule, aber auch Professoren der Mittelschulen und sogar der Hochschule fanden es nicht unter ihrer Würde, sich für ein paar Tage wieder auf die Schulbank zu setzen, und alle, selbst Graubärte, ließen sich Belehrung und ungeschminkte Kritik so ruhig gefallen, wie sie es von ihren eigenen Schülern erwarten. Der Erfolg des vierzehntägigen Curses (mit 24 Uebungsstunden) war so groß und für die Pflege des Deutschen in unsern Schulen so vielverheißend, daß man darum denkt, spätestens im nächsten Frühjahr einen zweiten Curs zu veranstalten, wobei dann auch die Prosa, die diesmal etwas zu kurz kam, gebührend berücksichtigt werden soll.

* **Bern.** Der Privatdocent Dr. W. Lauterburg wurde zum außerordentlichen Professor des Strafrechts und der Rechtsgeschichte, der Privatdocent S. Singer zum außerordentlichen Professor für vergleichende Literaturgeschichte ernannt.

* **St. Petersburg.** Die Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen in denjenigen Gouvernements, wo gelehrte Archivcommissionen existiren, sammeln in diesem Sommer aus eigener Initiative alte Fabeln, Volkssagen, Ueberlieferungen und Volkslieder. Die Resultate dieser Arbeiten sollen den gelehrten Archivcommissionen übergeben werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 12. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. Max Levy: Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers mittels Röntgen-Strahlen zu medicinisch-diagnostischen Zwecken. Vortrag. Berlin, A. Hirschwald 1896. — Dr. A. Luschin v. Ebengreuth: Oesterreichische Reichsgeschichte. II. Theil. Die Zeit von 1526—1867. Bamberg, C. C. Buchner 1896. — Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, für Literatur und Geschichte der Staatswissenschaften aller Länder. Hggb. von Dr. K. Frankenstein. 5. Bd. 2. Heft. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896. — Cosmopolis. Internationale Revue. Hggb. von F. Ortmans. Vol. III. Nr. 7. Juli 1896. London, T. Fischer Unwin. — Dr. R. F. Arnold: Schriftsteller der Restaurationszeit über Wien. Separatabdr. Wien, J. Bayer u. Co. 1896. — Dr. J. Heimberger: Die Theilnahme am Verbrechen in Gesetzgebung und Literatur von Schwarzenberg bis Feuerbach. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge, hggb. von G. Seeliger. 1. Jahrgang 1896/97. Monatsblätter Nr. 1—3. (Vierteljahrsheft 1.) Ebd. 1896. — A. v. Druffel: Beiträge zur Reichsgeschichte 1553—1555. Ergänzt u. bearb. v. K. Brandi. (Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. 4. Bd.) München, M. Rieger 1896. — Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 28. Bd. 1896. Mit 2 lithograph. Tafeln. Wiesbaden, R. Bechthold u. Co. 1896. — Fr. Graf Frankenberg: Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71. Hggb. von H. v. Pfuhlinger. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Begründet von F. v. Witzleben-Wendelstein. 14. Jahrg. 10. Heft. Juli 1896. Dresden, Friese u. v. Puttkamer. — Der Patrouillendienst im Felde, unter besonderer Berücksichtigung französischer Verhältnisse. Nach den neuesten Bestimmungen zusammengestellt. Mit Abbildungen. Berlin, Liebel 1896. — Merksprüche für den deutschen Soldaten. 1.—3. Folge zu je 30 Sprüchen. 2. Aufl. Ebd. — Dr. M. Stern: Tabellen zur Geschichte der Juden und ihrer Literatur. Kirl, H. Ziemke 1896. — D. F. Buhl: Geographie des Alten Palästina. Mit Plan von Jerusalem und Karte von Palästina. (Grundriß der Theologischen Wissenschaften, bearb. von Achelis ꝛc. 2. Reihe. 4. Bd.) Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Zwölfter Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiet der Hygiene. Jahrg. 1894. Herausgegeben von Dr. R. Wehmer. Supplement zur „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege". Bd. 27. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1896. — Jahresbericht des kgl. Central-Blindeninstituts in München für das Schuljahr 1895/96. München, G. Hafner 1896. — *Romeo Lovera:* Fra Lingue e Letterature Straniere. Turin, C. Clausen 1896. — G. Rigutini und O. Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 9. Lfg. Leipzig, B. Tauchnitz 1896. — *Baconiana.* Edited by a Sub-Committee of the Bacon Society. Vol. IV, New Series. No. 1. July 1896. London, R. Banks and son. — Max Ehny: Vom Rhein zur Adria. Reisestudien und Skizzen. Leipzig, Ruhberg 1896. — Edmund Michael: Volksausgabe des Führers für Pflanzenkunde. Enthaltend 29 Bilgruppen. Supplement zur 1. Aufl. des Führer für Pilzfreunde. Enthaltend 21 Pilzgruppen. Zwickau i. S., Förster u. Borries 1896. — B. Warm: Declamatorium für Damen. Wien, C. Daberkow 1896. — Elsässische Kunstdenkmäler. Hggb. von Dr. S. Hausmann. 3. bis 6. Lfg. Straßburg, W. Heinrich. — C. W. Allers u. Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. 2. Lfg. 21. u. 22. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Die Kupferstichsammlung Lanna zu Prag. Wissenschaftliches Verzeichniß von Dr. H. W. Singer. 2 Bde. Frankfurt a. M., J. Baer u. Co. — Fr. Ludwig: Vivat Isaria. Marsch zum 75jährigen Stiftungsfeste des Corps Isaria. Kissingen, Fr. Weinberger. — Neue Katalogue: Monthly bulletin of books added to the Public Library of the city of Boston. Vol. 1. No. 1—4. Jan.—Apr. Boston, Trustees 1896. — v. Zahn u. Jaensch, Antiquariat, Dresden 1896. Nr. 65. Germanische Philologie.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 15. Juli. Nummer 162.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die französische Revolution und die bildende Kunst. I. Von Karl Theodor Heigel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die französische Revolution und die bildende Kunst.

Von Karl Theodor Heigel.

I.

Besteht eine Wechselwirkung zwischen der Kunst und dem nationalen Leben? Die Frage wird nicht von allen im bejahenden Sinne beantwortet. Grillparzer war unzweifelhaft eine künstlerische Kraft; seine ästhetischen Betrachtungen zeugen von ernstem Nachdenken über die Kunst. Er nun sagt: „Die Fortschritte der Kunst sind von den Talenten abhängig, und nicht von den Weltbegebenheiten. Goethe wäre derselbe große Dichter geworden, wenn es auch nie einen Friedrich den Großen gab, und die französische Revolution, die doch drastisch genug war, hat doch keinen einzigen Poeten hervorgebracht.“ Dieser Behauptung eines bedeutenden Dichters stelle ich zunächst den bekannten Satz Taine's gegenüber: „Das Werk eines Schriftstellers ist nicht ein bloßes Spiel der Einbildung, nicht die Sonderlaune eines heißen Kopfes, sondern der Abklatsch der vorherrschenden Sitten, der Ausdruck eines geistigen Zustandes einer bestimmten Nation in einer bestimmten Zeit. Daraus folgerte man, daß aus den Schriftwerken nachgewiesen werden könne, wie die Leute vor Jahrhunderten empfunden und gedacht haben. Man machte den Versuch, und er ist geglückt.“ Unbedenklich werden wir uns auf Seite Taine's schlagen. Hat doch Goethe selbst die Bedeutung Friedrichs des Großen für unser Schriftthum tief empfunden, besitzen wir doch sein unumwundenes Bekenntniß, daß jener siebenjährige Riesenkampf des einen gegen alle das deutsche Nationalgefühl geweckt und ihn selbst zum Götz von Berlichingen begeistert habe, zu dem ersten kühneren Fluge seines Genius. Die französische Revolution hat in Frankreich keinen großen Dichter erzeugt, das ist richtig, allein sie wirkte nichtsdestoweniger stark und nachhaltig auf die Entwicklung der französischen Dichtkunst; sie hat der Herrschaft Corneille's und Racine's ein Ende gemacht und der Romantik den Boden bereitet. Doch die Entwicklung der poetischen Literatur bei einem Culturvolk läßt sich nicht wie eine gerade Linie verfolgen. Verschieden wirkt „der Geist der Zeit“ auf die verschiedenen Talente, das epische, lyrische, dramatische. Die Ordnung in diesem mannichfach verschlungenen Gewebe darzuthun, ist nicht meine Aufgabe, ich muß mich auf die bildende Kunst beschränken.

Wie hat die vorangehende Wetterschwüle, wie das welterschütternde Ereigniß selbst in den friedlichen Werkstätten der Künstler gewirkt? Einige französische Schriftsteller, Granier de Cassagnac, Mortimer Ternaux u. a., sehen in der ungeheuren Bewegung nur das Werk einzelner Streber und Bösewichte. Das heißt mittelmäßige Geister wie Danton und Robespierre, Marat und Hebert für Titanen halten. Die Wahrheit ist: die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände waren gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts unhaltbar geworden und der Drang nach Erlösung ging durch das ganze Abendland. Ueberall in Europa hatten sich die sittlichen Anschauungen und rechtlichen Einrichtungen überlebt und überall trat eine Wandlung ein, nur nicht überall in gleicher Weise. Je nachdem das Wort Sieyès', daß Freiheit da eine Grenze habe, wo sie der Freiheit eines andern zu schaden beginnt, von Fürsten und Völkern beachtet wurde, gestaltete sich die Bewegung. Unter den besonnenen und loyalen germanischen Stämmen beschränkte sie sich auf einen geistigen Um- und Aufschwung. In Deutschland wurde die Forderung Kants und Schillers: werdet freie und vernünftige Menschen! von ihnen selbst, wie von der Mehrheit nur auf eine moralische und ästhetische Läuterung bezogen. In Frankreich dagegen richtete sich der Sturm und Drang in erster Linie gegen den Staat, gegen die concrete Macht. Aber dabei blieb es nicht. Es entspann sich ein Kampf, der zum Umsturz aller bestehenden Ordnung führte: auch die alte Kunst brach zusammen, doch „neues Leben blüht aus den Ruinen!“ —

Es ist noch nicht lange her, daß die höfische Kunst des Barock und des Rococo gerade in kunstsinnigen Kreisen nur mit Geringschätzung angesehen wurde. König Ludwig I. von Bayern frohlockte, als „das häßliche, der Würzburger Residenz Mitte sperrende Gitter“ abgebrochen wurde, da es „dem Styl der in allem verderbenden Zeit Ludwigs XV. gemäß“ war. Heute erblicken wir in den Resten dieses Gitters herrliche Kunstwerke und beklagen das bilderstürmerische Vorgehen, dem der größte Theil zum Opfer fiel. Gewiß, lebhaft und leicht, heiter und reizend waren die Schöpfungen des achtzehnten Jahrhunderts, aber es mußte dieser Kunst verderblich werden, daß sie fast ausschließlich zum bon plaisir der höfischen Kreise diente und sich vom Volksleben völlig zurückgezogen hatte. Deßhalb ist im Siècle Louis XIV. bei Le Brun, Rigaud, Mignard der augenbestechende Flitter, das theatralische Pathos die Hauptsache — jedes ihrer Gemälde erinnert an das eitle: L'état c'est moi! Keines von ihnen hat eine Seele, wie die Portraits des Engländers Reynolds, von der Portraitkunst früherer Jahrhunderte zu schweigen. Unter Ludwig XV. aber artete die bildende Kunst immer mehr nach der üppigen, verführerischen Seite aus. Wie die Natur in Garten und Wald in geometrische Linien, zu einer starren Symmetrie gezwungen wurde, so verlangte man von der bildenden Kunst, daß sie nichts als die niedliche Zofe eines eleganten Haushalts sei; sie mußte sich den Sitten der feinen, höflichen, höfisch vollkommenen, aber moralisch entarteten Gesellschaft anpassen. Durch die Steigerung des Luxus, in dem die reiche Finanzwelt mit den Hofkreisen wetteiferte, wurde die Kunst nicht gefördert, sondern verdorben. „Der Luxus“, so klagt Diderot, „erniedrigt die großen Talente, indem er sie zu kleinlichen Spielereien zwingt, und die großen Stoffe, indem er sie ins Groteske herabzerrt.“ Kein Zweifel, von verführerischem, sinnlichem Reiz sind

Digitized by Google

flatternden Schaaren von Engeln und Heiligen, welche die lichtvollen Kuppeln der Kirchen bevölkern, aber die Wirkung, die von Kirchenbildern geübt werden soll, geht sicherlich nicht von ihnen aus; sie sind Geschwister der leichtbekleideten Olympier, die im Speisesaal des Reichen von der Decke grüßen. Hier wie dort scheinen die lächelnden, zierlichen, hoch geschürzten, fein geschminkten Püppchen uns zuzurufen: „Genießet das Leben, denn nach euch kommt die Sündfluth!“ Nicht eine gesunde Sinnlichkeit, sondern nur schwächliche Lüsternheit kommt in ihnen zum Ausdruck. Während in der Literatur schon ein neues Leben pulsirt, hat die Kunst bei allem Chic, bei allem malerischen Können etwas Abgelebtes. „Die Literatur“, sagt Julius Meyer, dem wir ein treffliches Buch über die französische Malerei seit 1789 verdanken, „war die Morgenröthe eines neuen Weltzustandes, die Kunst der fahle Kerzenschimmer einer im letzten Faschingstaumel sich erschöpfenden Gesellschaft.“ Watteau war noch ein echter Künstler gewesen, aber seinen Nachfolgern und Nachtretern läßt sich dieser Ehrentitel nicht mehr geben. Der beliebteste und berühmteste Virtuose der Kunst des ancien régime war Boucher; ein Menschenalter später war er der allgemeinen Verachtung anheimgefallen! Wir urtheilen heute gerechter; wir lassen die decorative Wirkung seiner Gemälde gelten; wir finden ihn ab und zu sogar liebenswürdig, aber wir können uns nicht verhehlen, daß diese Nymphen und Schäferinnen ihre Grazie von den Damen des Ballets entlehnt haben; es ist ein anmuthiges Spiel von Farben und Linien, aber auch die gefälligste Manier kann nicht den Mangel an wahrer und ursprünglicher Naturanschauung ersetzen. Künstlerisch höher steht Proudhon. Seine Amoretten scheinen tändelnde Lust zu athmen; sieht man aber näher zu, so ist es nicht wirklich kindlicher Frohsinn, sondern nur geschickte Mache. Nicht anders ist es mit Fragonard, der die Salons der Dubarry in lauschige Liebestempelchen verwandelte, nicht anders mit dem älteren Coppel, der seinem Olymp im Palais Royal dadurch noch besonderen Reiz zu geben suchte, daß er den mehr oder weniger decolletirten Göttinnen die Köpfchen der bekanntesten Damen vom Hofe aufsetzte. Weit weniger liebenswürdig erscheint vollends solche Frivolität bei der großen Zahl der mittelmäßigen Maler. Wo uns nicht das Talent täuscht und blendet, sehen wir den Einfluß der allgemeinen Verlotterung auf die künstlerische Anschauung mit erschreckender Deutlichkeit, drängt sich unabweisbar die Ueberzeugung auf, daß das ancien régime auch den Verfall des guten Geschmacks auf dem Gewissen hat. Es ist eine untergehende Welt, darüber kann uns aller Glanz und Prunk nicht hinwegtäuschen! Eine Umwälzung mußte erfolgen in der Kunst, wie der Umsturz der politischen und bürgerlichen Ordnung unvermeidlich war. Es fehlte nicht an Vorzeichen vom Untergang der schimmernden Welt des Zopfstiles, auch nicht an Erscheinungen, die wie vermittelnde Fäden zu einer neuen Zeit hinüberleiten. Chardin zog den Tiers-état in den Kreis künstlerischer Gestaltung und malte fast ausschließlich Scenen aus dem bürgerlichen Leben, die als Gegenstücke zu den Familiendramen Diderots und seiner Schule gelten können. Das bürgerliche Genre vertritt auch Greuze, der sich namentlich von der sentimentalen Richtung, deren literarische Frucht Paul et Virginie ist, beeinflussen ließ. Uns muthen heute diese in Stichen und Steindrucken noch immer viel verbreiteten Bilder, die Hochzeit im Dorfe, des Vaters Fluch, des Sohnes Strafe ꝛc. ꝛc., eher housbacken als empfindsam, mehr theatralisch als rührend an; in den Tagen Marie Antoinettens aber bildeten sie das Entzücken der höfischen wie der kleinbürgerlichen Kreise; Stiche nach Greuze fanden sich ebenso in den feinen Pariser Salons wie in den Stuben der kleinstädtischen Epiciers; auch die theuersten Sticke von Massard, Levasseur und anderen beliebten Stechern, all die avant la lettre, avant les armes, avant la dédicace, avant l'adresse, avant le titre du peintre du roi, avant le point fanden reißenden Abgang. Auch Diderot spendet in seinen Salonberichten den Sittenbildern Greuze's überschwängliches Lob, weil sich in ihnen die nothwendige Rückkehr zur Natur ankündige; dagegen geht er mit den La Grenée, Boucher und Natoire streng ins Gericht. „Es fehlt der Kunst von heute ebenso an Lebenswahrheit, wie an Aufrichtigkeit der Empfindung; alles ist nur gelernt und gemacht, verzerrt und hohl!“ —

Noch war das Hofloger in Versailles, noch war also für die Mächtigen, Reichen und Ehrgeizigen nicht Paris, sondern Versailles die Hauptstadt, und noch immer war es ein Königshof ohne gleichen, und sein Glanz nicht Blendwerk, sondern wahrhaft fürstlicher Glanz. Palast reihte sich an Palast, alle geschmückt mit Säulenhallen, Marmorbildern, monumentalen Treppen, und dahinter dehnten sich Gärten, die eine Fortsetzung des Salons im Freien waren, mit Blumenparterren als Teppichen, mit Buxbaumhecken und Pyramiden, Wasserspielen in lauschiger Nische und schäumenden Cascaden. Das Ganze und die Theile hatten höfisches Gepräge; die Etikette erstreckte sich auch auf die Natur, Baum und Strauch durften sich so wenig gehen lassen, wie die Gesellschaft, die zwischen ihnen lustwandelte; die abgezirkelten Parkgänge, ja, auch der angrenzende Wald mit seinen wohlberechneten Durchsichten und Lichtungen waren die Festbühne für diese debänderten, glitzernden und immer lächelnden Lebekünstler. Doch über dem heiteren Maskengewühl drohen schwere Wolken. Die états généraux müssen berufen werden, um den Zusammenbruch der schimmernden Gesellschaft aufzuhalten. Anfangs hoffte man nicht bloß bei Hofe, sondern in den Kreisen aller Gutgesinnten, daß die Wirren und Irrungen auf friedlichem Wege geordnet werden könnten, doch der Wahn dauerte nicht lange. In der Nacht nach dem 14. Juli 1789 ließ der Herzog von Larochefoucauld den König wecken und meldete die Erstürmung der Bastille. „Es ist also eine Revolte ausgebrochen?“, fragte der König. „Nein, Sire, es ist eine Revolution!“ Das Volk will sich nicht mehr auf kommende Reformen vertrösten lassen, das Volk wüthet gegen alles, was seinen Groll geweckt hat; es soll keine Zehenten und Schorwerk, keine Taillen- und Jagdrechte, keine Generalpächter und Controleure, keine Bischöfe und Grandseigneurs mehr geben, — die von Jean Jacques Rousseau geforderte Rückkehr zum Naturzustande, zur Gleichheit aller wird allen Glück bringen! Nicht etwa bloß Bürger und Bauer erheben diesen Ruf, beinahe alle Welt ist von der großen Perspective entzückt, auch Klerus und Adel sind bereit, die alten Schranken niederzureißen, und ihre Opferwilligkeit geberdet sich ebenso lärmend und ungestüm wie die Beutegier des dritten Standes. Es wäre nur zu verwundern, wenn dieser Freiheitstaumel nicht auch die leicht empfänglichen Künstlerseelen ergriffen hätte. Dies war gewißlich der Fall, wenn auch, wie es der Parlamentarismus mit sich bringt, die redegewandteren Advocaten, Geistlichen und Beamten die Hauptrollen des Schauspiels im Ballhaus zu Versailles und im Theatersaal zu Paris übernahmen.

Ein Künstler aber stond von vornherein im Vordergrund der politischen Bewegung, Jacques Louis David. Er war nicht nur ein feuriger Revolutionsmann, sondern der Apostel der revolutionären Kunst, weßhalb wir näher auf ihn eingehen müssen. Er war kein Meister ersten Ranges, wenn wir nur sein Können ins Auge fassen, kein naiv schaffender Genius, im Gegentheil, er hatte ein Programm, doch die Einsicht in das, was die Kunst in diesen Tagen wollte und sollte, erwärmte und erfüllte sein ganzes

Digitized by Google

Gemüth; dadurch überraschte, begeisterte und überzeugte er seine Zeitgenossen. Durch ihre ungeheure Wirkung sind seine Werke trotz aller Schwächen in der Kunstgeschichte ewig denkwürdig und die Richtpunkte einer neuen Zeit. In seinen jungen Jahren arbeitete David noch völlig im Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Er übernahm es u. a., die Gemächer der Tänzerin Guimard, einer berühmten Dame der Halbwelt, auszuschmücken, wozu Fragonard schon den Anfang gemacht hatte, und löste diese Aufgabe ganz im Sinn und Geschmack seines Vorgängers. Während eines Aufenthaltes in Rom aber vollzog sich ein Umschwung in seiner Anschauung von Kunst und Natur. Schon von seinem Lehrer Grafen von Vien, dem es selbst an Gestaltungskraft fehlte, war er auf Verbindung des Naturstudiums mit dem Studium der Antike hingewiesen worden. Die großen Denkmäler der alten Roma predigten diese Lehre noch eindringlicher; auch der Einfluß der Schriften Winckelmanns wirkte mit, obwohl der Franzose niemals in unmittelbare Verbindung mit dem deutschen Gelehrten getreten ist. Zu einem Verständniß des antiken Stils ist David nie gelangt; die eigentliche Schönheit, d. h. die schöne Einfalt der Antike blieb ihm verschlossen, das allgemein Menschliche in den antiken Schöpfungen zog ihn an, und daß das Beste unter republicanischem Regiment entstanden war, galt ihm als Fingerzeig und Aufruf. Die Ausstellung des Gemäldes „Der Schwur der Horatier" wurde ein Ereigniß. Gewiß steht der künstlerische Werth nicht im Verhältniß zu dem Erfolg. Diese Römer zeigen ebenso theatralische Pose, wie die Schäferinnen Watteau's und die Nymphen Bouchers, aber der Stoff, der Vorwurf packte die Massen; nicht so fast dem Künstler, sondern dem Patrioten, der alte Römer malte, um seinen Zeitgenossen ein Beispiel republicanischer Mannheit und Würde vor Augen zu führen, jauchzte ganz Frankreich Beifall. Ja, dies sind unsre Ahnen, riefen die geschmeichelten Pariser, dies die Erblasser; treten wir die Erbschaft an! Das Römische kam immer mehr in die Mode. Das zeigte sich besonders bei der Bestattung Voltaire's im Pantheon 1788; die Mitglieder der Pariser Theater erschienen in der altrömischen Tunica und Toga, Künstler und Schriftsteller hielten Palmzweige und antike Embleme in den Händen; die ganze Feier trug gleichsam antike Gewandung. Bald darauf bestellte Ludwig XVI. selbst bei David eine Rückkehr des Brutus in seine Familie; gerade so wie Marie Antoinette durch ihre Fürsprache für Beaumarchais und sein Satyrdrama „Figaro's Hochzeit" den Sturm auf die bestehende Ordnung entfachen half, leistete der König dem Cultus des Altrömischen, der mit den Sympathien für die Republik in innigstem Zusammenhang stand, selbst Vorschub. Ein Deutscher v. H. (Halem?), dessen Reisebriefe aus Paris in Wielands Teutschem Merkur abgedruckt sind, stattete dem Künstler gerade in jenen Tagen, da der „Brutus" auf der Staffelei stand, einen Besuch ab; er nennt David „einen Mann, der große Situationen zu fassen, in der Phantasie auszubilden und im großen Raphael'schen Stil darzustellen weiß", und entwirft vom neuen Gemälde eine pathetische Schilderung. „Der Krampf des verbissenen Schmerzes zuckt sichtbar bis in die Spitzen der gekrümmten Füße hinab, und der Wunsch, daß die Finsternuß finsterer um ihn werden möchte, dämmert im Auge." [1])

Wenn man vorher noch zweifeln konnte, so lag nach den Octobertagen 1789 offen zu Tage, worauf die Bewegung lossteuere. Der Sturz des Königthums war das Ziel der Gemäßigten wie der Radicalen und alle Parteien wurden von Tag zu Tag abhängiger von der dunklen, wimmelnden Menge, vom Pöbel, der sich seiner Kraft bewußt geworden war, einer rohen Kraft, die nur zerstören konnte. Die Nation gerieth in fieberhafte Aufregung; man lebte um so hastiger, da niemand wußte, was der kommende Tag bringen werde. Nun gab es zu allen Stunden des Tages und der Nacht in allen Räumen und Winkeln von Paris Wahlversammlungen, Clubsitzungen und Verschwörungen. Die Männer der Zukunft irrten noch unbekannt und unbeachtet in der Menge. Man konnte damals, sagt Victor Hugo, auf einen Lieutenant stoßen, der eines Tages Kaiser der Franzosen, und auf einen Sergeanten, der König von Schweden wird. Der nachmalige Marschall Gouvion St. Cyr spielt noch im Theater des Marais eine Rolle in der Mère coupable von Beaumarchais. Die Theater sind überfüllt, aber man geht nicht mehr des Stückes wegen hinein, sondern um bei gewissen Stellen demonstrativen Beifall zu spenden und in den Zwischenacten die Tagesneuigkeiten von der Bühne herab verkünden zu hören.

Unter solchen Umständen war an eine Pflege der bildenden Kunst nicht zu denken. Zwar bei David bestellte die Nationalversammlung selbst ein großes Gemälde zur Verherrlichung des Schwures im Ballhause; um die Kosten aufzubringen, sollte eine Subscription eröffnet werden. Ein im „Teutschen Merkur" abgedruckter Brief des Deutschen v. H. an Wieland schildert die Scene, die sich am 31. Oct. 1790 in der Nationalversammlung abspielte; sie liefert den Beweis, daß damals die Kunst wenigstens an Achtung noch nicht eingebüßt hatte. Der Abgeordnete Dubois de Crance erinnerte an jenen großen Augenblick, da sechshundert Deputirte, „umringt von den Bajonetten des Despotismus", sich selbst den Schwur leisteten, nicht eher auseinander zu gehen, bis die Verfassung vollendet und damit die Freiheit Frankreichs fest begründet wäre; daran wurde der Antrag geknüpft, das Ballhaus, die Wiege der Freiheit, sollte als Nationaldenkmal auf ewige Zeiten in seinem gegenwärtigen Zustand erhalten bleiben, und zugleich sollte jene weltgeschichtliche Scene auf Kosten des Staates durch die Hand des größten Meisters der Gegenwart verewigt werden. „Ich sagte: von der Hand des größten Meisters! Wen anders könnte ich damit meinen, als den Schöpfer der Horatier und des Brutus?" Als darauf die ganze Versammlung lauten Beifall spendete, betrat der junge David selbst, bleich und zitternd vor Aufregung, die Rednerbühne. Er gab dem Danke für das gezollte Vertrauen Ausdruck und der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. „Freilich haben Sie mir damit auf eine lange Reihe von Nächten den Schlaf geraubt!" Nun traten zahlreiche Redner mit Vorschlägen für das in Aussicht genommene Gemälde hervor. Abbé Dillon von Clergé nahm als sein Recht in Anspruch, daß auch sein Portrait aufgenommen werde, weil er nur durch einen Zufall von der Theilnahme am Schwur abgehalten worden sei. Herr Noailles, früher Herzog von Noailles, bat, es möchten doch auch jene weiland Adeligen, die schon damals mit den Herzen auf Seite der echten Volksvertreter standen, auf dem Bild angebracht werden, „den brennenden Wunsch im Auge, daß sie selbst den Schwur leisten könnten." Als die Erinnerungen und Anträge kein Ende nehmen wollten, rief David ärgerlich, man möge doch daran denken, daß die historische Wahrheit und die künstlerische Einheit gewahrt bleiben müßten, und Mirabeau beendigte die Debatte mit der feinen Wendung, in der Kunst und nur in der Kunst sei der Despotismus berechtigt; man müsse also dem Maler das Recht zugestehen, sein Bild so zu malen, wie er es fürs beste halte. Das Gemälde,

[1]) Radirungen nach den Gemälden „Serment des Horaces entre les mains de leur père" und „J. Brutus de retour en sa maison après avoir condamné ses deux fils" in dem Sammelwerk „Le peintre Louis David 1748—1825, suite d'eaux fortes d'après ses œuvres gravées par J. L. Jules David son petit-fils" (Paris 1882).

im säcularisirten Kloster der Feuillans in riesigem Umfang begonnen, wurde niemals vollendet; wir haben nur einen Stich nach der Skizze, die unbestreitbar zu Davids lebens- und empfindungsvollsten Schöpfungen gehört. Auch bei Louis Watteau wurde von staatswegen ein Gemälde bestellt; es sollte die Verbrüderung der frei gewordenen Departements verewigen. Aber diese und ähnliche Aufträge waren nur Tropfen für einzelne, während die große Mehrheit der zahlreichen Künstlerschaft ohne Aufträge blieb und infolge dessen bald ohne Brod war. Die tüchtigsten Künstler mußten feiern oder zu anderen Erwerbszweigen ihre Zuflucht nehmen.

Proudhon, der Boucher seines Zeitalters, wie ihn David verächtlich nannte, der französische Correggio, wie er von seinen Bewunderern genannt wurde, weil kein anderer wie er das zauberhafte Spiel von Licht und Schatten auf dem menschlichen Körper wiedergeben könne, siedelte gerade zur schlimmsten Zeit, im November 1789, nach Paris über. Bald war er genöthigt, seinem Ehrgeiz zu entsagen und Zeichnungen zu Geschäftsanzeigen zu entwerfen. An Oelgemälde war nicht mehr zu denken; nur hie und da konnte er sich eine Abendstunde stehlen, um zu seinem Vergnügen eine Zeichnung zu entwerfen; das meiste wird in der engen Familienstube von seinem Kind zerrissen oder von seiner Frau weggefegt; einiges aber bringt er zur Ausführung; dann hängt wieder einmal im Salon zwischen den Schildereien blutiger Thaten und stürmischer Vorgänge ein wunderlich abstechendes *εἰδύλλιον*, eine anakreontische Studie, der Künstlertraum einer jonischen Sommernacht. Für die Anmuth gab es aber in dieser Zeit kein Verständniß; Elend und Hunger trieben Proudhon endlich von Paris weg in eine kleine Provinzstadt, wo er sich mit Portraitiren der Honoratioren so viel Geld verdiente, daß er wieder in die Hauptstadt zurückkehren konnte. Noch schlimmer erging es dem Liebling Frankreichs, Greuze. Sein großes Vermögen verflüchtigte sich in Assignaten, seine Werke wollte niemand mehr sehen, sein Name gerieth gänzlich in Vergessenheit. Die Revolution warf die künstlerische Arbeit des ancien régime in die Plunderkammer; eben noch geachtet, gesucht, mit Glücksgütern überhäuft, hatten die Lieblinge der feinen Welt mit einemmal weder Sonne, noch Vaterland mehr! Die Mißachtung Greuze's erhielt sich auch nach der Revolution. „Ich habe alles verloren", schrieb Greuze 1801 an den Minister des Innern, „nicht ein Gemälde wird bei mir bestellt, ich habe mein Lebtag nicht so trübe Stunden gehabt, wie jetzt in meinen alten Tagen!" Als er 1805 starb, folgten seinem Sarge zwei Freunde. Heute werden seine Stiche mit Gold aufgewogen, seine Bilder stehen im Preis nicht tief unter den bestgefeierten Namen des Cinquecento. Ganz weggewischt von der Bildfläche wird auch Fragonard, den die Goncourt für den größten Dichter unter den Malern des 18. Jahrhunderts erklären. Madame Fragonard und andere Künstlerfrauen erschienen am 7. September 1789 in der Nationalversammlung und übergaben allen ihren Schmuck zur Vertheilung unter das hungernde Volk. Aber bald gerieth die Familie des berühmten Mannes selbst in bitterste Noth; seine galanten Olympier und schmachtenden Schäfer fanden keine Liebhaber mehr. Kaum daß er noch hie und da eine Radirung oder ein grau in grau gemaltes Bildchen verkaufte! Er und die Seinen wären Hungers gestorben, wenn sich nicht David als Freund bewährt und Fragonard durch seine Fürsprache eine Conservatorstelle verschafft hätte.

In der Zeitschrift „La Révolution française", welche seit 1881 von Dide in Paris herausgegeben wird und für die Geschichte jener tollen Jahre reichen Stoff liefert, sind zahlreiche Briefe von Angehörigen aller Stände mitgetheilt, die den grauenvollen Umschwung aller Verhältnisse eindringlicher zu Gemüthe führen, als die beredteste nachträgliche Schilderung. Darunter sind zwei Briefe des Hofmalers Antoine Vestier an seinen Schwager, einen Krämer in Avallon, für den Niedergang der Kunst und das Elend der Künstler, aber auch für den opfermuthigen Patriotismus dieser Gilde classische Zeugnisse. Noch im Salon von 1789 hatte ein von Vestier gemaltes Portrait des berühmten Staatsgefangenen Latude Aufsehen erregt; im nächsten Jahre bekam er für ein Portrait nur noch den vierten Theil des früheren Preises, und als die Bestellungen gänzlich ausblieben, konnte er sich nur noch durch Zeichenunterricht dürftig ernähren. Während er früher 1150 Livres Miethe zahlen konnte, mußte er sich jetzt mit einer Wohnung begnügen, die nur noch 600 Livres kostete. Der König war ja nicht mehr in der Lage, Künstlern Aufträge zu geben, die Prinzen und reichen Edelleute hatten Frankreich verlassen, — wer sollte noch Bilder kaufen? Auch die Entwerthung des Geldes durch den Assignatenschwindel traf in erster Reihe die Künstler, die mit jeder Art von Bezahlung zufrieden sein mußten. In dem Augenblick, da Vestier schreibt, hat er keinen Sous im Vermögen, aber — „gesegnet sei diese Noth!" ruft er aus, „da es zum allgemeinen Besten ist, lege ich mir gern Entbehrungen auf." Die Nationalversammlung wird alles wieder zurechtsetzen und der Nation dauernden Frieden, allen Bürgern dauerndes Glück erringen. „Das wenige, was ich jetzt noch verdiene, reicht nur von einem Tag zum andern hin, doch unsre Aristokraten sollen nicht triumphiren! Wenn sie uns sagen: die Revolution richtet euch zu Grunde, ihr werdet keine Portraits mehr zu malen haben! antworte ich unerschrocken: ich habe mehr Bestellungen, als mir lieb ist! Und so hält mich jedermann für sehr beschäftigt; ich aber arbeite nur für mich fort; mit der Zeit werden sich die Sachen schon verkaufen lassen!"

Die gleiche Noth und die gleiche Freiheitsschwärmerei finden wir bei einem Künstler, dessen Name mit den graziösen Festen in Trianon und der Gebieterin dieser Feste, Marie Antoinette, eng verknüpft ist, dem genialen Zeichner und Kupferstecher des königlichen Cabinets, J. M. Moreau. Am 6. Februar 1790 verlangten David, Giraud und Moreau in einer Sitzung der Akademie der bildenden Künste eine gründliche Umgestaltung der Statuten; auch in dieser Gemeinde sollten alle Vorrechte und Unterschiede aufhören, alle Mitglieder einander gleich sein. Von demselben Moreau, der so wundervoll die strahlende Schönheit der Königin und die lieblichen Reize einer Lamballe verewigte, ist die Medaille zu Ehren der Stiftung der Commune des arts gezeichnet: Minerva schmückt ihr Haupt mit der phrygischen Mütze! Moreau's Stichel verherrlichte verschiedene Ereignisse der Revolution; er tieferte auch die Skizze zu einem „Revolutionscostüm", das aus verschnürtem Ueberrock, faltigen Kniestiefeln, Federhut und Degen bestehen sollte. Doch all diese Beweise der Uebereinstimmung mit den „Aposteln der That" verhinderten nicht, daß auch in Moreau's Hause die bitterste Noth ein ständiger Gast war; er verlor alle Ersparnisse und sah sich genöthigt, eine Zeichenlehrerstelle anzunehmen, die ihm ein kärgliches Einkommen sicherte. Unter den Tausenden von Schülern, die er in den Anfangsgründen des Zeichnens unterwies, war ein zwölfjähriger Knabe, der für seinen Lehrer ein Bild für eine Tabatiere fertigte, einen Reiter, der eine Pistole abfeuert: der Knabe war Horace Vernet. — Von einem Deutschen, J. Meißner, besitzen wir eine Schilderung von Paris im Jahre 1790. Darin erzählt er, eines Tages habe ihn in der Rue du Bac eine gut gekleidete Frau mit leiser Stimme angeredet: „Mein Herr, helfen Sie mir, ich bin keine Verworfene, ich besitze Talent, meine Bilder waren im Salon ausgestellt, aber jetzt habe ich seit zwei Tagen nichts mehr gegessen

Digitized by Google

und der Hunger läßt alle Rücksichten schwinden!" Saint-Aubin, dessen „Bal paré", „Concert" und andere Blätter das Entzücken der Kenner wie der Schönen in Versailles gewesen waren, mußte froh sein, dürftige Vignetten, Lorbeerblätter, Blitzbündel und dergleichen für Proclamationen und Zeugnißformularien zeichnen und stechen zu dürfen. Als ihm die verheißene Dienstwohnung im Louvre wieder verweigert wurde, richtete er an den Bürgerminister Roland ein Schreiben voll entrüsteter Klagen über die Mißachtung der Kunst von Seite der herrschenden Kreise: umsonst! Die Gäste der schönen Madame Roland, immer mit quäkerhafter Einfachheit gekleidet, führten von den Segnungen der Freiheit die schönsten Reden, ließen den berühmten Ragouts und zarten Braten des tugendhaften Ministers alle Ehre widerfahren, hatten aber für die Kunst weder Herz noch Verständniß.

Nur solche Kunstzweige, die mit der socialpolitischen Bewegung in unmittelbarem Zusammenhang standen, erfreuten sich einer gewissen Blüthe. Es wirken ja nicht bloß die Zeitereignisse auf die Entwicklung der Kunst, sondern Kunstwerke können auch bedeutsam auf das nationale Leben einwirken. Ohne Zweifel wurde die revolutionäre Propaganda durch die Massenverbreitung von Bildern, welche die Tagesereignisse illustrirten, und von Caricaturen, welche gewisse Persönlichkeiten und Vorgänge in satirischer Absicht lächerlich machten, wirksam betrieben. Die meisten von diesen Blättern haben freilich mit der Kunst wenig oder nichts gemein, doch befinden sich darunter auch vortreffliche künstlerische Leistungen. — Der geistvollste und geschickteste Illustrator der Revolutionszeit war Louis Philibert Debucourt. Die zahlreichen von ihm entworfenen Zeichnungen gewähren Einblick in das Leben und Treiben auf den Straßen und in der Nationalversammlung, in Clubhäuser und Theater. Zwei Blätter von seiner Hand, die Promenade de la galerie du Palais Royal von 1787 und die Promenade publique au Palais Royal von 1792 bringen am deutlichsten den Unterschied der Zeiten vor Augen: dort das Palais Royal als Salon der internationalen vornehmen und reichen Welt, hier als Versammlungsplatz der Volksmänner, die ihre Mußestunden zwischen Convent- und Clubsitzungen am liebsten in den Cafés und Speisewirthschaften des Palais Égalité zubrachten. Zu den wichtigsten literarischen Erzeugnissen der Revolutionsperiode gehört der von Debucourt seit 1791 herausgegebene Almanach für die Freunde der Verfassung. Die Tendenz ist revolutionär; Debucourt stellt sein Talent unbedingt in den Dienst der „Freiheit und Gleichheit"; so ist z. B. der Almanach des Jahres III der Republik mit einer allegorischen Verherrlichung der Bergpartei geschmückt: die Philosophie thront auf einem Berge, zu dessen Füßen die Unken des Sumpfes, d. i. die Mittelparteien, ihr häßliches Spiel treiben. — Auch François Janinets Stiche zählen zu den besseren Leistungen dieses Faches. Die Einführung der Deputirten in das Ballhaus zu Versailles durch den ceremoniösen Ceremonienmeister Herrn v. Brezé, die Plünderung von Saint Lazare, die Ermordung Foulons, der Zug der Marktweiber nach Versailles, das Duell der Abgeordneten Lameth und de Castries, die Proclamirung der Republik — welchen Umschwung künden diese vergilbten Blätter!

Ungeheure Verbreitung fanden die Tableaux historiques de la révolution française, gezeichnet von Prieur, gestochen von Berthault; sie sind für die Geschichte jener Tage eine ebenso wichtige Quelle, wie die Stiche von Tortorel und Perissin für die Religionskriege des 16. Jahrhunderts oder die Campagnes du Roi für die Feldzüge Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Prieur war nicht bloß, wie Debucourt, ein überzeugter Anhänger der Revolution, sondern einer der blutdürstigsten Genossen Robespierre's. Nach dem 9. Thermidor wurde auch ihm der Proceß gemacht und es wurde gegen ihn der Vorwurf erhoben, er habe häufig mit Behagen die abgeschlagenen Köpfe gezeichnet; Prieur wurde auch zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die Illustrationen sind von einem Text begleitet, den der Herausgeber Claude Fauchet verfaßte. Das Programm enthält eine dreiste Entstellung der Thatsachen. In einer Zeit, da das Gebiet der bildenden Künste nur noch einem öden Trümmerfelde glich, versichert Fauchet: „Der Genius der Freiheit erweckt den Genius der Künste, erhöht seine Macht, erweitert sein Herrschaftsgebiet, erhebt seine Entwürfe zur Höhe des Vaterlandes und geleitet seine Werke zur Unsterblichkeit!" — Ein realistisches Talent und ein feiner Beobachter war auch Charles Vernet, der Vater des Schlachtenmalers Horace Vernet; mit leicht carikirender Feder schilderte er das Volk von Paris, wie es unter dem Druck des Schreckensregiments scheu und ängstlich durch die Straßen hastete und unter dem Directoire sich ebenso aufgeregt und gierig dem leichtfertigsten Genußleben ergab.

Den eigentlichen Caricaturen der Revolutionsperiode sprechen Edmond und Jules Goncourt, die als Kenner und Legitimisten warme Verehrer des aristokratischen Kupferstichs der vorrevolutionären Zeit sind, jeglichen künstlerischen Werth ab; sie erblicken darin nichts als „platte Vaudevillerefrains, in den Straßen aufgelesene Pointen, ausgeführt durch läppische Zeichner, die sich gegenseitig nachahmen und elende Witze bis zum Ueberdruß nach allen Seiten drehen und wenden." Auch Charles Nodier klagt, daß die Caricatur von damals immer nur bitter, giftig, zügellos gewesen sei. Grand-Carteret, der Geschichtschreiber der Caricatur in Frankreich, weist diese Anklagen als ungerecht zurück. „Als ob eine Kunst, die in gewaltthätigen Zeiten sozusagen der lebendige Stift des Hasses ist und aus der je nach Bedürfniß vergrößernden oder verkleinernden Uebertreibung ihre Lebenskraft zieht, correct, gelassen und gemäßigt sein könnte!" Doch auch Grand-Carteret gibt zu, daß die politische Caricatur in Frankreich durchaus nicht auf der Höhe der englischen steht und immer plumper und brutaler wird, je mehr die Schreckenszeit herannaht. Nur von culturgeschichtlichem Standpunkt gewähren diese Spottbilder Interesse. Den Beginn der Revolution kündet ein rundes, thalergroßes Bildchen: Herr Necker läßt dem nackten Frankreich durch einen Mann des dritten Standes ein neues Kleid anmessen, — darauf folgt eine lange Reihe von Grotesken, jede an ein wichtiges Ereigniß erinnernd, jede einen vergifteten Pfeil absendend, — satirisch-burleske Zwischenactsbilder eines furchtbaren Trauerspiels!

Auch andere dürftige Kunstübung wurde durch die socialpolitische Bewegung angeregt und beeinflußt. In der Zeitschrift: „La Révolution française" werden in fortlaufender Reihe die Curiosités révolutionnaires aus den Provinzmuseen aufgezählt. Da stoßen wir neben unzähligen Büsten von Lafayette, Danton, Couthon, Marat und anderen Lieblingen der Menge auch auf Gefäße und Geräthe aller Art, die mit Darstellungen denkwürdiger Revolutionsereignisse geschmückt sind. Insbesondere der Bastillesturm wurde, wie aus Champfleury's Histoire des faïences patriotiques sous la révolution zu entnehmen ist, auf Tellern und Krügen, Töpfen und Pfannen verherrlicht. Einer gewissen Berühmtheit erfreuten sich die Fayencepfannen eines Töpfers Olivier in Paris, von welchen das Museum der Manufactur in Sèvres, sowie das Musée Carnavalet mehrere Exemplare besitzen; die Pfannen haben die Form der Bastille mit ihren acht Thürmen in den Farben des Originals. Von künstlerischem Werth ist, wie die Abbildungen in der Monographie Champfleury's zur Genüge beweisen, bei allen diesen, bezeichnenderweise aus billigstem und schlechtestem Material hergestellten Fabricaten nicht zu sprechen.

Digitized by Google

Und wie konnte es anders sein? Die Pflege der bildenden Künste setzt Wohlstand und Lebensfreude in der tonangebenden Gesellschaft und Schönheitsgefühl auch bei den Volksmassen voraus. Die französische Nation aber stand unter dem Eindruck einer fürchterlichen Metamorphose, gegen die sämmtliche Metamorphosen Ovids harmlose Kindermärchen sind: die sehnsüchtig erwartete, jubelnd begrüßte Göttin der Freiheit verwandelte sich zusehends in eine gräuliche Sphinx, halb freches Weib, halb Ungethüm mit Tigerpranken und Schlangenschweif, dem Scheusal ähnlich, das Milton vor den Pforten der Hölle sah. Die Revolution kämpft nicht mehr bloß mit dem Königthum, sondern auch mit der Civilisation, weil sie unter „Tyrannen" heranreifte. Die Physiognomie der Hauptstadt hat sich, seitdem die Jacobiner in den Vordergrund traten, gewaltig verändert. Das Volk war nicht mehr lärmend, neugierig, enthusiastisch, sondern mißtrauisch und drohend. Man sah nur wilde oder ängstliche Gesichter! Paris gehörte nicht mehr den Parisern, sondern den Halsabschneidern, die aus den Provinzen und aus aller Herren Ländern dort zusammenströmten und jedem mit dem Messer in der Hand zuriefen: „Freiheit und Gleichheit! Denke wie ich oder stirb!" Der König wird abgesetzt, dafür setzt sich der Pöbel auf den Thron. „Die Republik braucht keine Gelehrsamkeit!" ruft Dumas. „Die Republik braucht keine Kunst!" ruft David und sieht mit Befriedigung zu, wenn die plebejischen Bilderstürmer die Statuen der Könige und Feldherren zertrümmern. In einem Organ der Bergpartei, „Le Créole Patriotique", wird die Zerstörung der Standbilder der Könige folgendermaßen zu rechtfertigen gesucht (August 1792): „Die Freunde des Thrones haben nicht verfehlt, über die Aechtung der Denkmäler, welche der Tyrannei geweiht waren, Lärm zu schlagen, indem sie behaupten, die Kunst werde darunter leiden. Da müßten sie erst beweisen können, daß sich die Künste nur im Dienste der Knechtschaft vervollkommnen könnten, und dieser Beweis wäre der erste Anlaß zur Aechtung. Dann müßten sie darthun, daß die Künste bis auf diesen Tag nur dem Despotismus unterworfen waren; in diesem Falle müßte man sie befreien und sie der Freiheit, der Wohlthätigkeit und dem allgemeinen Besten nutzbar machen. Wenn es ihnen noch gelänge, überzeugend darzulegen, daß die Künste nur bei monarchischer Staatsform gute Werke hervorgebracht haben, so müßte man sich beeilen, ein Gesetz zu erlassen, daß diese Entwürdigung ausgetilgt würde durch andere, des Menschen und seiner Rechte würdigere Werke. Allein es läßt sich so nachweisen, daß die Künste, gleichviel welche Staatsform die herrschende war, ewige Vorbilder der Schönheit und Meisterwerke der Arbeit hervorgebracht haben, und wenn die Künstler gerade von den Tyrannen so schöne Standbilder geschaffen haben, so geschah dies nur deßwegen, weil diese Tyrannen über die Schätze der Völker verfügten und ganz allein die Kosten von prächtigen und kostspieligen Denkmälern bestreiten konnten. Mit einem Wort, nur Sklavenseelen werden mit den Monumenten, welche dem Despotismus geweiht waren und jetzt endlich durch die Vernunft der Freiheit geopfert worden sind, Bedauern empfinden. Diesen Aufschwung verdanken wir Pierre Manuel; durch ihn sind wir darüber zuerst aufgeklärt worden; dafür sei ihm Ehre gezollt, wie für alle anderen Lichtstrahlen, die heute das Volk über seinen wahren Vortheil, seine Würde und sein Herrenrecht aufklären. Despoten der Erde, ihr werdet umsonst den Ruhm dieses Richters beneiden; ihr werdet nur dann gleich ihm die Achtung der Völker verdienen, wenn ihr euch nur den Ruhm und das Glück der Menschheit angelegen sein lasset!" David selbst, seit 1792 Mitglied des Convents und fanatischer Republicaner, verlangte im Convent, daß aus dem Palast der französischen Malerschule auf dem Monte Pincio in Rom die Standbilder der Ludwige, diese „Reliquien des Feudalismus und des Götzendienstes", entfernt würden; über der Ausführung des Beschlusses kam es in Rom zu stürmischen Scenen. Unbedenklich stimmte David für die Hinrichtung des gutmüthigen Fürsten, der sich von ihm die Heimkehr des Brutus hatte malen lassen. Jetzt däuchte ihn jener königliche Auftrag die Entwürdigung eines freien Menschen. Kunst ist Luxus, und Luxus ist Schandel Nur als Mittel, um politische Ideen ins Volk zu tragen, sind gewisse Kunstgattungen noch zulässig und erwünscht. David selbst malte den im Januar 1793 von einem königlichen Gardisten ermordeten Collegen Lepelletier und bot das Bild dem Convent zum Geschenk an mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er nur deßhalb noch die Kunst pflege, weil sie ein Mittel sei, den Patriotismus zu wecken und zu nähren. Nach Beschluß des Convents wurde das Bild des „Märtyrers" im Sitzungssaal aufgehängt.

Dieser Sitzungssaal selbst zeugt für den traurigen Verfall des Geschmacks und der Kunstübung, für den Einfluß des Zeitgeistes auch auf Plastik und Architektur. Für Bildhauer und Baumeister bedeutete die Revolution ebenso wie für den Maler den Bruch mit der Tradition. Das 18. Jahrhundert hatte sich an graziöser Durchbildung, an äußerer Formvollendung der plastischen Werke erfreut und hatte sich mit der Ueberschätzung dieser Vorzüge in Unnatur verloren; darum ertönte auch hier der Ruf: Rückkehr zur Natur, und was damit gleichbedeutend schien, Rückkehr zur Antike! Aber die keusche Einfalt der griechischen Kunst blieb dem Zeitalter fremd; das falsche Pathos, der theatralische Aufputz der römischen Plastik wurden bewundert und nachgeahmt. Und ebenso war es mit der Baukunst. Der Sitzungssaal des Convents ist ein Muster desjenigen Stils, welcher jetzt zur Herrschaft kam, des Messidorbaustils, wie er wohl genannt worden ist. Die Kunst, die bis vor kurzem in blendenden Farben und zierlichen Formen geschwelgt hatte, war jetzt auf Wasser und Brod eingeschränkt und gestattete sich nur noch die gerade Linie; die Uebertreibung in Verschnörkelung und Ornamentik machte einer nüchternen, so geradezu unkünstlerischen Enthaltsamkeit Platz, die Muse wandelte sich in ein Skelett. Früher, als der Conventsaal noch als Theatersaal gedient hatte, waren die Logen von üppigem Gerank umrahmt, die Decke erstrahlte in Purpur und Gold, die Girandolen, Kronleuchter, Vorhänge, Prunkstühle waren Meisterstücke des Kunstgewerbes, — jetzt war die goldene Königspracht verschwunden, alles, was an die Tyrannenzeit erinnerte, war entfernt; Logen, Sitzbänke, Rednerbühne, alles war in regelmäßigen Linien gehalten, nirgends ein Schmuck gestattet, nur eine Riesenstatue der Freiheit ragte drohend in dem weiten, kalten, nüchternen Raum, — man hatte die Empfindung, sagt Victor Hugo, als sei hier die Phantasie eines Boucher durch David guillotinirt worden. Hier saß David, neben ihm der Bildhauer Sergent, hier saßen der Dichter Chenier, der Schauspieler Collot d'Herbois, der Fleischer Legendre, der Herzog Philipp Egalité, der deutsche Phantast Anachorsis Cloots, der Bluthund Carrier, der Hanswurst Hebert, und wie sie alle heißen, die Abenteurer des Geistes und Narren der Tugend, die angeblich das Reich der Freiheit aufrichten wollen, in Wahrheit aber nur eine des Negerstaates Dahomey würdige Willkürherrschaft begründen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Eine die bayerische Gesetzgebung und Rechtspflege besonders berücksichtigende Handausgabe des Reichsstrafgesetzbuchs ist unlängst im Beck'schen Verlag in München erschienen. Besorgt wurde dieselbe von Wilhelm Henle und Franz Schierlinger. Die Namen der Verfasser bürgen für eine gediegene

Arbeit. Für den laufenden Gebrauch in der Praxis bestimmt, bringt das Buch eine ausführliche Angabe der in der jeweiligen Bestimmung ergangenen Entscheidungen, insbesondere auch der vom ehemaligen bayerischen obersten Gerichtshof und vom Oberlandesgericht München ausgegangenen, setzt die besonders schätzenswerthen Verweisungen auf die in Betracht kommenden Vorschriften anderer Gesetze exact bei und fügt hieran kurze Anmerkungen, in denen die herrschende Meinung bezüglich der wichtigsten Streitfragen verzeichnet ist. Die besondere Berücksichtigung bayerischer Verhältnisse ist ein Novum; es wird damit eine in der Praxis niemphfundene Lücke ausgefüllt.

* **Tübingen.** Der außerordentliche Professor an der juristischen Facultät, Dr. Geib (Romanist), wurde zum außerordentlichen Mitglied dieser Facultät ernannt.

* **Frankfurt.** Am 11. Juli traf eine Anzahl Studenten aus Heidelberg in Frankfurt ein, um die größeren Zeitungsdruckereien, deren Einrichtung und Betrieb kennen zu lernen. Es sind Hörer des Heidelberger Professors Dr. A. Koch, der an der Universität Vorlesungen über Journalismus (!) hält.

* **Bonn.** Am 13. Juli ist August Kekulé (n. Stradonitz) erst 66 Jahr alt unerwartet schnell gestorben; einer der glänzendsten Namen, über 30 Jahre ein Ruhmestitel unserer Universität, ist von der Tafel der Lebendigen gelöscht. Geboren am 7. September 1829 in Darmstadt, begann er auf des Vaters Wunsch in Gießen mit dem mathematischen Studium der Architektur, ward jedoch bald durch Liebigs Vorlesungen zur Chemie abgelenkt, in deren Bereich er die früh erworbene Uebung in klarer Raumanschauung mit hinübernahm. Zu Liebigs Lehre gesellte sich ihm während der Wanderjahre in Paris die Unterweisung durch Dumas und Gerhardt, in London der anregende Freundesverkehr mit Williamson. Dort entstanden in ihm die Vorstellungen über den chemischen Werth und die Art der Bindung der Atome, die er dann als junger Docent in Heidelberg (1856—58) entwickelte; durch die Arbeit über die Vieratomigkeit des Kohlenstoffs legte er 1858 den Grund zur sogenannten Structurtheorie, der modernen Ansicht über den Aufbau der chemischen Verbindungen. Als Professor in Gent (1858—65) erhob er sich zu einer weiteren genialen Anschauung und setzte der Structurtheorie (1865) durch die berühmte Benzoltheorie den Schlußstein ein. Nach Bonn berufen, hat er dort längere Zeit als Forscher und Lehrer fruchtbar gewirkt; doch ließ sich ein allmähliches Sinken seiner ehedem großartigen Thätigkeit nicht verkennen; sein „Lehrbuch der Chemie" wie seine „Chemie der Benzolderivate" blieben unvollendet; häusliche Verhältnisse und Schwerhörigkeit ließen ihn mehr und mehr vereinsamen. Seine Ideen aber haben, hie und da umgebildet durch Baeyer, van t'Hoff u. a., doch im wesentlichen unerschüttert die Herrschaft in seiner Wissenschaft bis heute behauptet; zugleich hat die Industrie, insbesondere die Technik der Theerfarben, ohne daß er je direct für sie gearbeitet, aus seiner Theorie unermeßlichen Vortheil gezogen. Kekulé war eine männlich schöne Erscheinung, mit merkwürdig gebautem Haupt, im Antlitz das Feuer des Geistes und der Leidenschaft, sein Auftreten kräftig und bewußt; doch bekannte er wohl mit edler Bescheidenheit, daß seine Ideen „in der Luft gelegen" hätten; rechte Vorbildung, eiserner Fleiß in der Jugend, Anschluß an große Meister hätten ihn in den Stand gesetzt, in die stetige Entwicklung der Chemie zur gegebenen Zeit mit den geforderten Gedanken erneuernd einzugreifen.

* **Dresden.** Nach dem soeben ausgegebenen Bericht über die k. Technische Hochschule betrug die Frequenz derselben im Sommer 1895 616 und im Winter 1895/96 727 Hörer. Die Bibliothek zählt gegenwärtig 29,231 Bände, 8562 Werke, 84,176 Patent- und Zeitschriften. An Stipendien und sonstigen Vergünstigungen wurden insgesammt 23,205 M. bewilligt. Von 59 Studirenden, die sich zur Diplomprüfung gemeldet, erhielten 33 das Diplom. Zu den Diplomschlußprüfungen hatten sich gemeldet 16 Studirende. Es erhielten das Diplom 2 als Architekten, 1 als Bauingenieur, 4 als Maschineningenieure, 1 als Elektroingenieur, 5 als Chemiker und 3 als Fabrikingenieure.

ao. **Berlin.** Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre. In der Sitzung vom 8. Juli sprach Amtsrichter Dr. Konrad Bornhak, Privatdocent an der Universität Berlin, über „Die Rechtsformen colonialer Ausbreitung der europäischen Staaten." Der Vortragende führte Folgendes aus: Wenn wir die letzten vier Jahrhunderte seit den Tagen Christoph Columbus' und Vasco de Gama's, welche man wohl das Zeitalter europäischer wirthschaftlicher Expansion nennen darf, genau betrachtet, so findet man, daß dieser Zeitabschnitt, dem die Historiker den Namen der „neueren" und in seinen letzten Decennien den der „neuesten Zeit" beigelegt haben, drei verschiedene Perioden hervorgehoben hat, drei Perioden, in denen die überquellende Lebenskraft der europäischen Völker in wirthschaftlicher und nationaler Beziehung die Grenzen der mittelalterlichen Cultur überschritt und noch überschreitet. Die erste dieser Perioden ist die spanisch-portugiesische Conquista des 15. und 16. Jahrhunderts, die der alten Welt Kunde brachte von einer „neuen". Die zweite Periode ist die der niederländisch-englisch-französischen Colonisation des 17. und 18. Jahrhunderts, die dritte Periode ist die, in der wir uns jetzt befinden. Die Rechtsformen der ersten Periode basiren auf den Anschauungen des ausgehenden Mittelalters, das im Zeichen des Kampfes zwischen Christenthum und Staatsthum stand. Der „Machtspruch päpstlicher Allmacht" theilt die neu entdeckte wie neu zu entdeckende Welt zwischen Spaniern und Portugiesen als den recht eigentlichen staatlichen Vertretern der Christenheit. Aber wie die Stürme der Reformation das mittelalterliche Völkerrecht des „christlichen Gottesstaates" vernichteten, so brach das aufstrebende Handelsvolk der Niederländer mit den auf päpstliche Bullen gestützten Rechtstiteln der spanisch-portugiesischen Conquistadoren. In blutigem Kampfe mit dem der spanischen Krone unterthänigen Portugal wird ein niederländisches Indien gewonnen, das den Grund legt zur Weltherrschaft des kleinen Volkes. Von dieser Zeit an wird „Entdeckung" zum völkerrechtlichen Rechtstitel colonialer Besitzergreifung, doch ist die Völkerrechtsgemeinschaft beschränkt auf alle christlichen Völker im nunmehr erweiterten Sinne. Auf das ältere Völkerrecht berief sich noch in der Gegenwart Portugal gegenüber der Association internationale für seine Ansprüche auf das Congo-Becken und Spanien im Kneipinen-Streite gegenüber Deutschland; die Portugiesen jedoch mit gar keinem Erfolge, die Spanier nur mit indirectem Erfolge, wenn man überhaupt so sagen darf. — Die dritte große Colonisationsperiode (in der wir uns jetzt befinden) dehnt die Völkerrechtsgemeinschaft auch auf nichtchristliche Staatswesen aus, soweit solche in diplomatische oder völkerrechtliche Beziehungen zu europäischen Staaten traten. Auf Grund dieser Rechtsanschauung scheidet sich das der europäischen Colonisation offenstehende Gebiet in ein völkerrechtlich herrenloses und ein unter einer anerkannten staatlichen Souveränetät stehendes. Im ersteren Falle ist nur der originäre Erwerbsact der Occupation möglich, im zweiten wird die derivative Form des Protectorats, der Cession und der Eroberung angewendet. Die Rechtsformen sind andere geworden, die Causa und das Ziel sind dieselben geblieben, nämlich die wirthschaftliche Expansion der nördlichen Culturnationen über die anderen Racen im Interesse der Gebietserweiterung der ersteren, der Civilisation der letzteren. Betrachten wir nun die verschiedenen Formen der völkerrechtlichen Erwerbsacte. Die Occupation herrenlosen Gebietes kann nur durch völkerrechtliche Subjecte — also nur durch Staaten — vorgenommen werden. Diesen Grundsatz vertheidigen noch in der neuesten Literatur v. Holtzendorff, Heimburger und Salomon. Private — wie z. B. viele deutsche Colonialpioniere — dürfen ohne Auftrag nur als negotiorum gestores ihrer Staaten völkerrechtliche Besitzergreifungen vornehmen, so daß sie die Gründung eines neuen Staatswesens veranlassen können, das alsdann durch den in Frage kommenden Staat zur völkerrechtlichen Gemeinschaft zugelassen wird. Die historischen Vorkommnisse aber beweisen, daß die Thatsachen nicht nur mächtiger als das Recht sind, sondern daß sie auch neue Rechtsformen und Gewohnheitsrechte entwickeln. Man denucht nur an die Verhandlungen über die Nord-Borneo-Companie im englischen Parlamente im Jahre 1882, sowie an die französischen Anfechtungen gelegentlich der Besitzergreifung des Congobeckens seitens der Association internationale zu erinnern. Thatsache aber ist, daß der private Occupant durch eine effective Occupation ein völkerrechtliches Subject wird. Als negotiorum gestor seines Heimathsstaates hat er von der betreffenden Colonie Besitz ergriffen; gesetzt den Fall, die staatliche Uebernahme sei nicht erfolgt; der Privatoccupant als völkerrechtliches Subject kann nunmehr andere Staaten von der Occupation ausschließen — rechtlich wenigstens! Das Object der Occupation ist das völkerrechtlich herrenlose Gebiet. Die hierbei entstehende Frage: Welches Gebiet ist völkerrechtlich herrenlos? ist dahin entschieden worden: Alles Gebiet, welches nicht einem anerkannt völkerrechtlichen Subject gehört. In der neueren völkerrechtlichen Literatur wird jedoch immer mehr die Ansicht entwickelt,

Digitized by Google

daß auch bei sogenannten herrenlosen Gebieten nur eine auf Grund eines Schutzvertrages mit einheimischen Machthabern qualificirte Occupation zulässig sei. Die Occupation selbst wird durch gewisse officielle Actionen proclamirt, die durch die internationale Conventionspraxis gewöhnlich so lange beobachtet werden, bis die effective Occupation erfolgt. Hier taucht nun die Frage auf: Wie weit erstreckt sich der Machtbereich der occupirenden Macht? Zur Entscheidung dieser wichtigen Frage sind im Laufe der Zeit verschiedene Theorien aufgestellt worden. So haben die Vereinigten Staaten im Oregon- und Louisianastreite, Portugal im Streite um das Congobecken mit der Association internationale die Doctrin geltend gemacht, die Occupation der Flußmündung erstrecke sich auf das ganze Flußgebiet. Der Continuitätstheorie, d. h. der Lehre von dem Anspruch des Occupanten auf das angrenzende Gebiet, welchen England vor dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege einst vom Ocean zu Ocean geltend machte und in jüngster Zeit in der Angra Pequena-Frage gegenüber Deutschland betonte, ist endlich in unsern Tagen die Theorie vom Hinterlande gefolgt. Die Dehnbarkeit aller dieser Theorien hat man beschränkt durch die Schaffung der „Interessensphäre". — Die wichtigste derivative Form der Erwerbung überseeischer Gebiete in der Gegenwart ist das Protectorat. Das Protectorat setzt immer einen Schutzstaat, als Staatswesen also ein anerkanntes Subject des Völkerrechts voraus, und daher beruhen alle Protectorate auf gegenseitigen Verträgen, weil nur durch solche bindende Beziehungen zwischen völkerrechtlichen Subjecten geschaffen werden können. Das Protectorat ist also ein durch gegenseitigen Vertrag geschaffenes wirthschaftliches Verhältniß zwischen Schutzmacht und Schutzstaat, in welchem der letztere unter Wahrung seiner vollen staatlichen Individualität sich gewisse Selbstbeschränkungen auferlegt. Diese vertragsmäßige Selbstbeschränkung liegt vorwiegend auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, in der sich der Schutzstaat derjenigen der Schutzmacht anbequemt — wie weit, hängt von den betreffenden Umständen ab. In Wirklichkeit aber ist der Resident der Schutzmacht gewöhnlich schon von dem Augenblick des Beginns des Protectorats ab der recht eigentliche Gouverneur des Schutzstaates, der durch die Dehnbarkeit der Rechte des Residenten immer mehr in politische Abhängigkeit von der Schutzmacht geräth. Als oberster Behörde des Landes unterliegen die einheimischen Gewalten den Verordnungen des Residenten. Der Fürst des Landes ist schließlich nur noch eine Puppe. Dies ist das Entwicklungsziel aller Protectionsverhältnisse, wie es in Niederländisch-Indien und zum Theil auch schon in Britisch-Indien erreicht ist. Die Schattenfürsten des niederländischen Indien erkennen heute den König der Niederlande als ihren Souverän an. Vom Protectorat ist nur noch die äußere Hülle übrig, thatsächlich hat die Einverleibung des Schutzstaates stattgefunden — der Zweck des ursprünglichen „Schutzvertrags" ist erreicht! Daß eine Ausdehnung des Protectorats wegen Nichterfüllung gegenseitiger Pflichten nur höchst selten erfolgt, wird jeder aus den obigen Ausführungen erklärlich finden. Ein Krieg zwischen Schutzstaat und Schutzmacht endigt doch meistens zu ungunsten des ersteren. Die „Garantieverträge" sind rein theoretisch und thatsächlich werthlos, da gerade die Schutzmacht den Besitzstand des Schutzstaates am meisten gefährdet. — Die beiden anderen Formen colonialer Expansion, die Cession und Eroberung treten in unsern Tagen vollkommen in den Hintergrund. Der Besitzer des zu erwerbenden Gebiets muß hier ein völkerrechtliches Subject sein. Deutschland hat nur zwei Gebiete durch Cession erworben, die Station Victoria in Kamerun von England und die ostafrikanische Küste mit der Insel Mafia von Sansibar. Eine Eroberung der Colonien findet nur selten statt, der allzugroßen Kosten wegen, und selbst die Stellung Frankreichs zu Madagascar kann nur als ein bis zur Souveränetät der Schutzmacht entwickeltes Protectorat betrachtet werden. Die derivative Erwerbung eines Gebiets aber begreift im Gegensatz zur Occupation die Anerkennung eines Rechtszustandes im occupirten Gebiet und die Fortdauer dieses Rechtszustandes bis zu dem Zeitpunkt, in dem die Colonialmacht eine Aenderung eintreten läßt. Ein Beispiel dafür bietet in Canada die noch heute zu Recht bestehende Coutume de Paris, wie das niederländische Recht im Caplande. Der scharfe, kritische Blick des Juristen, dessen Lebensaufgabe doch die Wahrung des Rechts ist, kann nur wenig Gerechtigkeit in allen diesen Rechtsformen erblicken, und nur wenig wird es nützen, wenn sich schon jetzt die Anfänge einer gerechteren Auffassung des Völkerrechts zeigen; die wenigen der europäischen Colonialausbreitung noch offen stehenden Gebiete werden bald vertheilt sein. Gleich dem menschlichen Leben sind auch die wechselnden Rechtsformen ein ewiges Kampf, ein Kampf ums Dasein der Völker! Rudolf v. Ihering hatte Recht, als er sagte, daß zerbrochene Rechte den Weg bezeichnen, den das Recht gegangen. Ganze Culturen niederer Racen gingen und gehen zu Grunde, um Platz zu machen der civilisatorischen Mission der christlich-europäischen Völker, die berufen sind, den Erdball zu umspannen! — Der Vorsitzende, Landgerichtsrath Dr. F. Meyer (Berlin), dankte in warmen Worten dem Vortragenden. Bezeichnend für die Auffassung des Großen Kurfürsten vom Rechte colonialer Erweiterung sei der vertragsmäßige Erwerb der brandenburgischen Colonien an der Guineaküste im Jahre 1681. Nach einigen Bemerkungen über die ersten Wirkungen des von der Vereinigung seinerzeit eingesandten Fragebogens, betreffend die Rechtsanschauungen der afrikanischen Völker, betonte der Vorsitzende die demnächstige Publication des Themas der Preisaufgabe der Vereinigung. In der sich entspinnenden lebhaften Debatte machte Ministerialdirector Dr. Kayser werthvolle Bemerkungen über das Verhältniß von Schutzgebiet zu Protectorat und über die Entstehung eines Protectorats durch den Vertrag zweier Colonialmächte. Den Ausführungen des Privatdocenten Dr. Heilborn (Berlin) über „Halbsouveränetät" rc. folgten Rückblicke auf eigenthümliche Merkmale der Bauerncolonisation im Transvaal.

* **Paris.** Die französische Akademie, Abtheilung für Inschriften und Wissenschaften, hat in ihrer Sitzung vom 11. ds. mehrere werthvolle Mittheilungen entgegengenommen. Eine der bemerkenswerthesten ist die von Oppert eingereichte Uebersetzung einer im Britischen Museum in London befindlichen Inschrift in Keilschrift, die sich auf die Herstellungskosten des Sonnentempels in Sippara, dem heutigen Abu-Habba, bezieht. Diese Inschrift, vom Monat August des Jahres 546 vor Christi Geburt datirt, besagt, daß zu jener Zeit der Asphalt sehr billig, der Preis für den Honig sehr hoch gewesen sei. Der Preis des Eisens und des Silbers habe im Verhältniß von 1 zu 225 gestanden. Von Edmond Binne, dem bekannten Orientalisten, wurden Abbildungen der drei berühmtesten Sarkophage, die sich im Mausoleum zu Samarkand befinden, vorgelegt.

Soeben ist erschienen:

Freiherr von Stumm-Halberg

und die

evangelischen Geistlichen im Saargebiet.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, herausgegeben

im Auftrage der Saarbrücker evangelischen Pfarr-Konferenz.

6 Bogen gr. 8. Preis 60 Pf. (Porto 10 Pf.)

10 Expl. je 50 Pf.; 20 Expl. je 40 Pf. (Porto 50 Pf.) Besondere Partiepreise für Vereine.

Diese **aktenmäßige** Veröffentlichung giebt endlich ein absolut zuverlässiges Bild der Gewaltherrschaft im Saarrevier. Die bedrängte Geistlichkeit war diese Klarstellung ihrer Ehre und ihren **durch die Stumm'sche Kampfesweise unterwühlten Gemeinden** schuldig. [10079]

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Das Glück im Winkel.

Schauspiel in drei Akten von

Hermann Sudermann.

Neunte Auflage. [9976]

Preis geheftet 2 Mark. — In Leinwand gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 16. Juli. Nummer 163.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Zigeuner in Ungarn. Von Dr. Hermann Feigl. — Die französische Revolution und die bildende Kunst. II. Von Karl Theodor Heigel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Zigeuner in Ungarn.

Die Absicht der ungarischen Regierung, den im Lande lebenden Zigeunern ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen und sie zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen, ist in allererster Folge von der Erkenntniß begleitet gewesen, daß dieses Ziel nur dann mit Aussicht auf Erfolg angestrebt werden könne, wenn die in Bezug auf die Zigeuner neu zu schaffenden Gesetze und Maßregeln auch vollen Bedacht auf deren gewohnte und derzeit bestehende Lebensverhältnisse nehmen würden. Dank dem Interesse, welches von verschiedenen Seiten an den Zigeunern und ihrem Wesen genommen wird, ist man zwar mit dem Zigeunerthum im allgemeinen ziemlich vertraut, doch fehlte es bisher, wie auch sonst überall, noch an einem klaren Gesammtbilde des ungarländischen Zigeunerthums, wie es nur durch statistische Nachweise zu erlangen ist. Diesem Mangel hat die ungarische Regierung rasch entschlossen und gründlich Abhilfe geschafft, indem sie sämmtliche am 31. Januar 1893 in Ungarn weilenden Zigeuner an diesem selben Tage conscribiren ließ.

Die nun auch für weitere Kreise veröffentlichten Ergebnisse[1]) dieser Conscription enthalten zur Hälfte in tabellarischen Ausweisen und zur Hälfte in einem allgemeinen Berichte alles, was in ethnographischer Hinsicht bezüglich der Zigeuner zu wissen wünschenswerth und nothwendig ist und in Erfahrung gebracht werden konnte; und nicht mit Unrecht rühmt das Werk von sich selbst, daß es als „vielleicht der erste Versuch der systematischen und genauen ethno-demographischen Aufnahme einer in halbwildem Zustande befindlichen, jedenfalls in sehr primitiven Verhältnissen lebenden Race auf dem Gebiete der Statistik, beziehungsweise der Demographie gewissermaßen als Specialität gelten dürfte." Wenn dies bescheidenerweise nur hinsichtlich dessen gesagt ist, was das Werk sachlich bietet, so erachten wir es für unsre Pflicht, ergänzend hinzuzufügen, daß auch die Art und Weise, wie das gebotene statistische Material in den erklärenden Berichten verarbeitet erscheint, des uneingeschränktesten Lobes würdig ist. Wir glauben nicht, daß starre Ziffern noch interessanter beleuchtet und dem Leser zu angenehmerem Genusse zugeführt werden können, als wie es hier geschehen ist. Was das Buch ganz besonders anziehend macht, das ist der vor allem hervorzuhebende Umstand, daß wir darin den Zigeuner nicht parteiisch, sondern objectiv, nicht voreingenommen, sondern billig und menschlich, kurz, nicht dogmatisch, sondern von einem höheren Gesichtspunkte aus beurtheilt finden. Mit der angemessenen Würdigung dessen, was die statistischen Tabellen ausweisen, geht in den erklärenden Berichten die tiefe psychologische Einsicht Hand in Hand, daß, wie jede Race und jedes Volk anders beurtheilt werden will, so auch an die Zigeuner ein ganz specifischer Maßstab anzulegen ist. Was zu wünschen übrig bleibt und gehofft werden muß, das ist, daß die ungarische Regierung bei der Durchführung dessen, was sie bezüglich der Zigeuner im Sinne hat, von dieser Weisheit — nicht auf Kosten, sondern im Interesse ihres löblichen Vorhabens — stets geleitet sein möge.

Daß trotz aller Umsicht, Genauigkeit und Strenge der die Zigeuner-Conscription vornehmenden Behörden das gesammelte statistische Material nicht immer bis auf die letzte Einheit den Thatsachen entspricht, sondern hier und dort Näherungswerthe zu geben gezwungen ist, das wird niemand anders erwarten, der nur je Gelegenheit gehabt hat, das leicht bewegliche, verschlagene und vorsichtige Völkchen der Zigeuner kennen zu lernen. Abgesehen davon, daß der Zigeuner gute Gründe haben mag, sich bei Volkszählungen nicht in den Vordergrund zu drängen oder wenigstens bezüglich seiner Personalien sich nicht allzu strenge an die Wahrheit zu halten, so glaubt er, auch wenn er gerade nichts auf dem Kerbholze hat, es doch seiner Sicherheit schuldig zu sein, sich der Conscription ganz zu entziehen oder doch unrichtige Angaben zu machen. Wie gut die Zigeuner das erstere verstehen, das geht deutlich daraus hervor, daß ihrer bei der allgemeinen Volkszählung im Jahre 1890 nur ein Drittel soviel gezählt wurden, als die Specialconscription vom Jahre 1893 ausweist; und daß es ihnen trotz des Aufgebotes aller Vorsicht von seiten der Behörden auch diesmal, wenn auch in ungleich geringerem Maße, gelungen ist, der Zählung auszuweichen, darauf weist der Umstand hin, daß an einigen Orten, wo bekanntermaßen Zigeuner ansässig sind, entweder gar keine oder in viel geringerer Anzahl als sonst gewöhnlich deren angetroffen wurden.

Die Gesammtanzahl der Zigeuner in Ungarn beträgt nach den Ausweisen der Conscription 274,940, welche Zahl aber mit Hinzurechnung der übergangenen auf 280,000 ergänzt werden darf; ohne Zweifel eine bedeutende Ziffer, wenn man bedenkt, daß sie 1.8 Proc. oder mehr als den 55. Theil der Gesammtbevölkerung Ungarns (15 Millionen) darstellt. Davon ist der größte Theil, nämlich 243,432, ständig ansässig, über 20,000 gehören zu denen, die sich zum Zweck einer bestimmten Beschäftigung oder auch unter einem Vorwande längere Zeit (von einem Monat bis über ein Jahr) an demselben Orte aufhalten, und an 9000 sind Wanderzigeuner, die fortwährend ihren Wohnplatz wechseln. Die letzteren vertheilen sich auf 1026 Karawanen oder Truppen von mehr oder minder großer, doch hundert Personen wohl kaum erreichender oder gar überschreitender Mitgliederzahl, die, meistens durch Verwandtschaftsbeziehungen

[1]) Ungarische statistische Mittheilungen, Neue Folge Bd. IX. Ergebnisse der in Ungarn am 31. Jänner 1893 durchgeführten Zigeuner-Conscription. Mit 5 graphischen Beilagen. Im Auftrage des kgl. ung. Handelsministers verfaßt und herausgegeben durch das kgl. ung. statistische Bureau. Budapest, 1895. 4° VI—98—81 S. (Ungarisch und Deutsch unter der Direction von Dr. Jos. von Jekelfalussy, wissenschaftlich bearbeitet von Dr. Anton Herrmann.)

mit einander verbunden, einen fest zusammenhaltenden Stamm bilden; von ihnen sind wohl zu unterscheiden solche Gesellschaften, die sich nur für eine gewisse Zeit und zu einem bestimmten Zwecke zusammenfinden und nachher wieder auflösen, und einzelne oder auch mehrere mit einander herumstreifende Individuen, die, ob ursprünglich dieser oder jener Kategorie von Zigeunern angehörend, ein vagabundirendes Leben führen. Die angesessenen Zigeuner leben in 7220 Gemeinden, und zwar in 3750 Gemeinden abgesondert, in 2874 unter der übrigen Bevölkerung und in 596 theils abgesondert, theils vermischt. Wie dieses, so ist es auch von Bedeutung, daß von den sämmtlichen 12,693 Gemeinden Ungarns nur in 7962 Gemeinden Zigeuner überhaupt angetroffen wurden, sowie daß sie im allgemeinen sehr ungleich vertheilt sind. Während es also Gemeinden gibt, in welchen gar keine Zigeuner vorkommen, finden sich diese in einigen Comitaten bis zu 10 Procent der Bevölkerung; verhältnißmäßig die meisten Zigeuner leben in Siebenbürgen, nämlich mehr als hunderttausend, wovon über 14,000 allein auf das Comitat Nagy-Küküllö entfallen. Allerdings ist dies in erster Linie auf historische Gründe zurückzuführen, da die Zigeuner über Siebenbürgen in Ungarn eingewandert sind. Doch wären ihrer dort gewiß nicht so viele geblieben, wenn ihnen Land und Leute nicht ganz besonders zugesagt hätten. Was den Zigeuner bestimmt, einer Gegend vor der anderen den Vorzug zu geben, ist vor allem die Beschaffenheit des Terrains, da eben von dieser die leichtere oder schwerere Art des Lebenserwerbes abhängt. Daneben, doch wohl ziemlich nebensächlich, kommt für den Zigeuner auch die Nationalität der Völkerschaft in Betracht, unter welcher er wohnen soll; gar nicht gern lebt der Zigeuner unter Deutschen und Ruthenen, lieber unter Ungarn, Slovaken und Serben, am liebsten unter Rumänen.

Was die Altersverhältnisse der Zigeuner anbelangt, so gestehet der vorliegende Conscriptionsausweis offen sein Unvermögen, darüber vollkommen verläßliche Angaben bringen zu können, da die Zigeuner ihr Geburtsjahr weder documentarisch noch auch in sehr vielen Fällen aus der Erinnerung anzugeben vermögen, zum Ueberflusse aber auch aus Vorsicht, Furcht und Berechnung, ja sogar ganz ohne Grund falsche Angaben machen. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß der statistische Ausweis vom 5. Lebensjahre aufwärts nur Altersgruppen zusammenzustellen gezwungen war, wodurch wir um die Möglichkeit manches interessanten Vergleiches kommen. So ist es sehr zu bedauern, daß sich die 30- bis 59-jährigen unterschiedslos zusammengestellt finden und nicht wenigstens so wie die jüngeren in 2- bis 4-jährigen Altersgruppen angeführt erscheinen; und noch mehr bedauerlich ist es, daß zwischen 60-jährigen und älteren nicht mehr unterschieden wird, da man doch gern wissen wollte, ob und um wieviel die Zigeuner den gewöhnlichen Culturmenschen in den höheren Altersstufen übertreffen. Was mit Sicherheit sowohl aus der Zählung wie aus den Alterstabellen hervorgeht, das ist, daß im Durchschnitt die Sterblichkeit im männlichen wie im weiblichen Geschlechte gleich groß ist. Gewiß ist auch, daß die Sterblichkeit der Zigeuner weniger abhängig ist von Kinderkrankheiten und Epidemien, als von ihrer Lebensweise; dies geht nicht nur daraus hervor, daß bei allen Zigeunern die Altersstufe der 0 bis 14-jährigen, also derjenigen, die noch nicht den intensiveren Strapazen des Zigeunerlebens und -wandels ausgesetzt und unterworfen sind, die meisten Individuen, nämlich von ca. 38 bis über 47 vom Hundert zählt, sondern es läßt sich mit Recht auch daraus schließen, daß bei den Ansässigen, die den wenigsten Strapazen ausgesetzt sind, das weibliche Geschlecht überwiegt, während bei den nur zeitweilig seßhaften und bei den Wanderzigeunern, die mit den Unbilden des nomadisirenden Lebens zu kämpfen haben, das weibliche, als das schwächere Geschlecht, hinter dem männlichen zurückbleibt. Daß die Sterblichkeitsziffer des männlichen Geschlechts dadurch eine Erhöhung erfährt, daß der Zigeuner sich nicht selten dem übermäßigen Genusse des Alkohols, nämlich beinahe ausschließlich dem Genusse des Branntweins ergibt, das konnte in den statistischen Berichten erklärlicherweise keinen Platz finden, doch dürfen wir dies auf Grund persönlicher Erfahrung nicht nur annehmen, sondern kühn behaupten.

Ohne Zweifel darf auch das Betragen und moralische Verhalten der Zigeuner, wo es den Vorschriften des Anstandes und Gesetzes zuwiderläuft, mit der Neigung des Zigeuners, sich zu berauschen, in Zusammenhang gebracht werden. Daß bei dem sonst friedliebenden Naturell des Zigeuners Zänkereien und Schlägereien (unter seinesgleichen!) beinahe ausschließlich den Folgen dieser Neigung zuzuschreiben sind, davon kann man sich oft genug überzeugen. Was das Verhalten der Zigeuner den Gesetzen gegenüber betrifft, so wurde dieses gelegentlich der Conscription nur in relativ wenigen Fällen ausgewiesen, und es haben sich davon etliche und 67 Procent als unbeanstandet, mehr als 27 Procent als erträglich und mehr als 5 Proc. als schlecht ergeben. Diese Ziffern sind, ohne daß wir den Conscribenten und den Conscribirten mit dieser Aeußerung einen Vorwurf machen oder Unrecht thun wollen, so ziemlich werthlos. Ja sie hätten auch sogar dann keinen absoluten Werth, wenn sie sich, anstatt auf einen so geringen Bruchtheil, auf die ganze Zigeunerschaft bezögen, da die Zigeuner schlau genug sind, den Schauplatz ihrer gesetzwidrigen Thätigkeit, z. B. des Diebstahls, dorthin zu verlegen, wo sie nicht zu bleiben gezwungen sind; entrücken sie sich also einestheils auf diese Weise selbst dem Auge des Gesetzes, so geschieht dies anderntheils wieder von seiten der Beschädigten, da diese es in den meisten Fällen, zumal wenn es sich um Kleinigkeiten handelt, vorziehen, den Zigeuner laufen zu lassen, als ihn dem Gerichte zu übergeben. Es dürfte also in Rücksicht auf diese Praxis auch nicht viel darauf zu geben sein, daß die Ausweise über das moralische Verhalten der ansässigen Zigeuner günstiger lauten, als die bezüglich der anderen beiden Kategorien, was die Conscriptionsergebnisse auch unumwunden eingestehen.

Wenn wir vom sittlichen Betragen der Zigeuner sprechen, müssen wir uns hüten, dabei auch an die Familienzustände derselben und die Beziehungen der Geschlechter zu einander zu denken. Gerade in dieser Hinsicht nimmt der Zigeuner eine Ausnahmestellung ein, die wir wohl kritisiren, aber nicht verurtheilen dürfen. Im Gegentheil müßten wir, wenn die Ehe ein Maßstab für die Sittlichkeit ist, die Zigeuner sogar für sittlich sehr hochstehend erklären, da wir unter ihnen einen größeren Procentsatz Verheiratheter finden, als in der Gesammtbevölkerung. Freilich dürfen wir da in der Unterscheidung von gesetzlichen und ungesetzlichen Ehen nicht zu strenge sein, da nach den Ausweisen die ersteren zu den letzteren sich beiläufig wie 11 : 7 verhalten. Dabei ist jedoch ein zweifaches zu bedenken. Für das erste, daß der Zigeuner in der Werthschätzung der Ehe keinen Unterschied zwischen gesetzlich und ungesetzlich macht, so nämlich, daß ihm die vor dem Stammesältesten oder Familienoberhaupte abgegebene Erklärung eines Paares für ebenso bindend gilt, wie eine gesetzlich geschlossene Ehe; und für das zweite, daß die ungesetzliche Ehe nur in den Altersstufen bis zu 20 Jahren beim weiblichen und bis zu 24 Jahren beim männlichen Geschlechte das häufigere ist, da sich die Zigeunerpaare vermöge ihrer Frühreife schon in jungen Jahren zusammenfinden und der gemeinsame Hausstand auch keine besonderen Kosten verursacht, während einer gesetzlichen Ehe doch mancherlei Hindernisse im Wege stehen; dagegen nehmen die gesetzlichen Eheschließungen

zu, sobald jenes Alter überschritten ist, so daß um das 25. Lebensjahr herum ein Ausgleich zwischen den gesetzlichen und ungesetzlichen Ehen stattfindet, vom 30. bis zum 59. Jahre die ersteren Ehen das doppelte der letzteren, und über das 60. Jahr hinaus sogar das vierfache betragen. Daß die Zigeuner manchmal in Zuständen leben, die weder als gesetzliche noch als ungesetzliche Ehen zu bezeichnen sind, das ist ihnen in Rücksicht auf den freien Verkehr der Geschlechter unter einander und zumal im Vergleiche mit der Sittenkomödie der gebildeten Nationen wohl auch nicht zu hoch anzurechnen. In Rücksicht auf diese angedeuteten Zustände wäre es uns auch erwünscht gewesen, wenn die Zigeunerconscription eine Rubrik für die Unterscheidung der Typen, mit besonderer Betonung der Farbe der Haare, der Augen und der Haut angelegt und die echten Zigeuner von den unter ihnen lebenden Mischlingen unterschieden hätte. Daß bei den Zigeunern auch Ehescheidungen und zwar 5 bis 7mal mehr als bei der Gesammtbevölkerung vorkommen, das darf uns, eben in Rücksicht darauf, daß auch die Ehe leichter und häufiger geschlossen wird, nicht wundernehmen.

Wie der Zigeuner mehr um seiner Umgebung, als um seinen eigenen sittlichen Anschauungen zu entsprechen, eine gesetzliche Ehe schließt, so bekennt er sich auch nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern aus Klugheit und Berechnung zu der Confession des Volkes, in dessen Mitte er lebt. Da nun in Ungarn die Hauptconfession römisch-katholisch ist, so gehören auch die meisten Zigeuner diesem Glauben an; ihnen zunächst stehen die Griechisch-Orientalischen, dann folgen die Griechisch-Katholischen, dann die Evangelisch-Reformirten, die Unitarier und in geringster Anzahl die Evangelischen Augsburger Confession.

Ganz dasselbe ist der Fall mit der Sprache, nur mit dem Unterschiede, daß der Zigeuner die Sprache seiner Umgebung nicht aus Opportunitätsrücksichten annimmt, sondern zu deren Annahme auf praktischem Wege hingeleitet und gezwungen wird. Bloß des Zigeunerischen (der Rum-Sprache) mächtig sind nur beiläufig 7 Procent der gesammten Zigeuner, und mehr als die Hälfte von ihnen kann überhaupt nicht zigeunerisch; diejenigen, deren Muttersprache das Zigeunerische ist, gleichviel ob sie daneben eine oder mehrere andere Sprachen können, machen kaum den dritten Theil aller Zigeuner aus, während von diesen wieder 20 Procent zwar zigeunerisch können, aber zu denjenigen gehören, deren Muttersprache eine andere als das Zigeunerische ist. Zum Ungarischen als Muttersprache bekennen sich mehr als 104.000 Zigeuner, zum Zigeunerischen mehr als 82,000, zum Rumänischen 67,000, zum Slovakischen an 10,000, zum Serbischen an 6000, zum Deutschen und Ruthenischen nur je mehr als 2000. Wenn wir zu diesen Zahlen noch hinzufügen, daß beinahe 50 Procent aller Zigeuner der ungarischen Sprache mächtig sind, während in der Gesammtbevölkerung nur 13 Procent der andersprachigen Bewohner Ungarns ungarisch können, so braucht wohl nicht erst darauf hingewiesen zu werden, nach welcher Seite hin die Zigeuner am meisten und am wenigsten graviiren; doch muß man sich auch hüten, daraus etwa gleich den Schluß zu ziehen, daß die Zigeuner auch leicht in den Nationen aufgehen, deren Sprache sie sprechen, und daß sie zur Hälfte schon nahe daran seien, sich dem ungarischen Elemente einzuverleiben. In Rücksicht auf den Zweck der Zigeunerconscription müssen wir auch nachdrücklich hervorheben, daß in den Ausweisen dieser Conscription einer solchen utopistischen Ansicht nirgends Raum gegeben wird. Allerdings wird hier darauf hingewiesen, daß die zigeunerische Sprache ein starkes Band zwischen den Zigeunern ist, aber daß es mit dem vollständigen Verdrängen des Zigeunerischen und dessen Ersetzung durch die ungarische Staatssprache noch lange nicht gethan ist, um das Zigeunerthum wirksam zu erschüttern, dieser Erkenntniß ist man maßgebenden Ortes nicht verschlossen; im Gegentheil bezeugt der Satz: „Dies Aussterben (der Zigeunersprache) ist übrigens ein sehr interessantes und lehrreiches Beispiel dafür, wie ein ganzes Volk die Sprache vertauschen kann, mit Beibehaltung und Aufrechterhaltung seines anthropologischen und sonstigen ethnischen Charakters und Wesens“ —, daß man sich auf Grund der unter den Zigeunern herrschenden sprachlichen Verhältnisse durchaus keinen Täuschungen hingibt.

Auch in Hinsicht auf die Bildungsfähigkeit der Zigeuner darf man, so scheint es uns wenigstens, sich nicht zu hoch gespannten Erwartungen hingeben. Ganz abgesehen davon, daß heutzutage von 59,000 schulpflichtigen Zigeunern 41,000 keine Schule besuchen, weil ihre Eltern eben den Werth der Schule nicht zu schätzen wissen oder dem wandernden Volke angehören, haben auch diejenigen, die die Schule besuchen oder besucht haben, unsres Wissens noch kein Zeichen gegeben, daß sie dort eine Anregung zu geistigem Fortschritt empfangen hätten. Wir wollen dem Zigeuner durch allzu hartes Urtheil nicht wehe thun und mit dem Conscriptionsausweise zugestehen, daß die Zigeunerkinder gewöhnlich fähiger und entwickelter sind, als der Durchschnitt der übrigen Kinder gleichen Alters und daß die Zigeunerkinder, welche eine Schule überhaupt besuchen, im Durchschnitt dieselben Lernerfolge zeigen, wie andere Kinder, und dies trotz des Mangels an Lehrmitteln und an häuslicher Ueberwachung und Aneiferung und trotz eines unregelmäßigen Schulbesuches; doch werden wir uns auch hüten, daraus den optimistischen Schluß zu ziehen, daß auch der erwachsene Zigeuner hervorragende geistige Fähigkeiten besitzt. Bisher wenigstens sind uns die Zigeuner diesen Beweis schuldig geblieben.

Daß unsre Zurückhaltung nicht ganz ungerechtfertigt ist, das bestätigt ein Blick auf die Berufsarten der Zigeuner und eine ganz oberflächliche Betrachtung, wie sie dieselben betreiben. Wie dem Zigeuner die Erziehung zur Leistung geistiger Arbeit fehlt, so zeigt er sich auch physisch und moralisch unfähig, mit Fleiß und Ausdauer körperliche Arbeit zu verrichten. Von der Gesammtbevölkerung sind verhältnißmäßig mehr als zehnmal so viele Ackerbauer als von den Zigeunern, und von diesen sind auch staunenswerth wenige bei der Landwirthschaft bedienstet. Im Bergwerk- und Hüttenwesen, wo es thätig zu sein gilt, sind im ganzen 120 Zigeuner beschäftigt. Zeigt sich der Zigeuner im Handwerk auch nicht ungeschickt, so betreibt er das Gewerbe doch nicht regelmäßig, sondern nach seinem momentanen Belieben und je nachdem er von der Noth dazu gezwungen ist. Am liebsten und am meisten sind sie Metallarbeiter, vor allem Schmiede, Kesselmacher und -flicker, Nagelschmiede, Bohrermacher, Schlosser u. s. w. In nächster Linie sind sie Ziegelstreicher, Lehmarbeiter, Maurer und dergleichen, und dem zunächst beschäftigen sie sich mit Holzarbeit, sind Trogschnitzer, Holzlöffelschnitzer, oder in der Holzarbeit sonstwie im Taglohn thätig. Sie sind auch Korbflechter und Besenbinder, einige Schuster und Schuhflicker, Wasenmeister und Fuhrleute, Seiler und Bürstenbinder. Die Frauen beschäftigen sich mit Spinnen, Weben, Spitzenklöppeln, Wäschewaschen und verschiedenen anderen zufälligen Arbeiten. Wie man sieht, sind dies durchweg Erwerbsquellen, die keine besondere Intelligenz erfordern, und überdies muß hinzugefügt werden, daß der Zigeuner vieles davon nur als Taglöhner und vorübergehend betreibt. Selbst zum Handel, der doch weniger Anstrengung als Rührigkeit erfordert, sind die Zigeuner geistig und körperlich zu träge, und nur als Pferdehändler haben sie sich einen — aber wenig rühmlichen — Namen

gemacht. Das einzige, worin der Zigeuner etwas, und noch dazu etwas vorzügliches und originelles leistet, ist die Musik, aber der wahrhaften Virtuosen sind unter den Zigeunermusikern doch nicht gar viele, und die mittelmäßigen und schlechten unter ihnen haben sich der quasi-Künstlerschaft wohl nur aus rein zigeunerischen Motiven geweiht: aus Arbeitsscheu und Wanderlust.

Diese beiden Worte drücken vielleicht das Schicksal aus, das dem löblichen Vorhaben der ungarischen Regierung bevorsteht. Es wird schon ein schweres Stück sein, den Wanderzigeuner an einen häuslichen Herd zu fesseln, doch viel schwer noch wird es sein, den Zigeuner überhaupt zum Arbeiter in dem Sinne zu machen, in welchem wir alle Arbeiter sind. Schwer wird alles sein, was die ungarische Regierung mit dem Zigeuner anfangen will, um ihn zum Culturmenschen zu machen, und ein Hinweis auf alle die mißglückten Versuche, die in dieser Richtung schon angestellt worden sind, macht jedes weitere Wort überflüssig. Freilich, wer sich immer bedenkt, bringt auch nichts zustande, und der Staat kann mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, den Versuch immerhin wieder aufnehmen. Die Erfahrung, daß der Zigeuner sich nicht plötzlich ändern läßt, hat wenigstens den Weg vorgezeichnet, der möglicherweise zum erwünschten Ziele führen kann. Für Ungarn wäre dies gewiß ein großer Gewinn und der gewesene kgl. ungarische Minister des Innern, Hr. Karl Hieronymi, der mit der Zigeunerconscription dazu den ersten entscheidenden Schritt gemacht hat, hätte sich damit ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Indessen danken wir ihm als dem Veranstalter dieser Conscription für die erste werthvolle Frucht derselben die uns vorliegenden Ergebnisse und sehen mit Spannung dem Erscheinen des versprochenen zweiten Elaborates entgegen, welches die Vergangenheit der ungarländischen Zigeuner und die zum Zwecke der Regelung der Zigeunerfrage getroffenen Verfügungen des Staates, der Gemeinden und der Gesellschaft enthalten soll.

Dr. Hermann Feigl.

Die französische Revolution und die bildende Kunst.

Von Karl Theodor Heigel.

II.

Jacobinische Grundsätze schließen eine Kunstpflege geradezu aus. Aller Schmuck des Lebens ist ein verächtliches Ueberbleibsel des Aristokratismus. Die Rückkehr zur Natureinfalt muß sich auch in Kleidung und Geräth zeigen; Wohlhabenheit ist Verbrechen, Armuth Pflicht, allgemeines Elend die letzte Weisheit. Der Grundsatz der absoluten Gleichheit — erklärte Buonarotti, der Freund Babeufs und Wortführer der „égalitairs“ — fordert die Aufhebung alles Eigenthums. Allen soll auf alles das gleiche Recht zustehen. Ebenso soll auch die Arbeit eine Pflicht aller sein. Da sich aber aus der Mannichfaltigkeit der Arbeit immer eine gewisse Ungleichheit der Lebensstellung ergibt, sollen sich alle Bürger der möglichsten Einfachheit befleißigen. „Es ist für das Wohl der Menschheit von großer Wichtigkeit, daß keinem der Bürger irgendwo das Zeichen eines höheren Ranges entgegentrete.“ Deßhalb soll nicht der eine in Tuch, der andere in Zwilch gekleidet sein, sondern alle sollen die gleiche Kleidung haben. Freilich können nicht ebenso die Unterschiede der geistigen Begabung einfach aufgehoben, deßhalb „soll die Arbeit der Künste und Handwerke auf diejenigen beschränkt werden, welche sich leicht allen mittheilen lassen“. Wenn erst einmal alle Kinder in der gemeinsamen Erziehungsanstalt aufgewachsen sind, werden sich die geistigen Unterschiede ohnehin wesentlich verringern. „Was kann“, bemerkt Lorenz v. Stein zu diesem tagtäglich vom „Tribun du peuple“ vertheidigten Programm, „die fürchterlichste Despotie dem Menschengeschlecht mehr nehmen, als was hier die Idee der Gleichheit zum Heile des Volkes zu nehmen droht!“ Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! schreibt man an die Wände von Kirchen und Palästen, sogar an den Käfigen der wilden Thiere im Jardin des plantes prangt — eine nicht beabsichtigte Ironie! — das Wahrzeichen der Revolution. Im neuen Sparta werden, wie im alten, Brudermahlzeiten gefeiert, aber in zerfallenden Hallen oder kothigen Straßen, denn auch Reinlichkeit und Ordnung sind ein überwundener Standpunkt. Aller Unrath wird auf die Straßen geworfen, nach Regengüssen überfluthet das schmutzige Wasser Plätze und Straßen, dagegen sind die öffentlichen Brunnen ohne Wasser. Buden mit allerlei Kleinkram erheben sich allerorten, dagegen sind die Läden mit den kostbaren Spiegelscheiben und prächtigen Auslagen geschlossen. Die Häuser sind bis zum ersten Stockwerk beklebt mit farbigen Placaten. Dort und da hat man aus einem Fenster eine Tricolore oder eine phrygische Mütze herausgehängt. In den prächtigsten Palästen sind Speisewirthschaften und Schnapsbuden eingerichtet. An den Kirchen sind die Kreuze und die Heiligenbilder zertrümmert oder entfernt; an ihre Stelle sind Embleme der Freiheit getreten. Die Standbilder der Könige sind umgeworfen oder verstümmelt. Die Statue Heinrichs IV. allein sollte verschont werden; die Henriade Voltaire's sprach zu ihren Gunsten! Doch in der Schreckenszeit galt auch diese Empfehlung nicht mehr. „Er ist ein Vorfahr des meineidigen Ludwig!“ hieß es, und auch dieses Kunstwerk stürzte in den Staub. Kunstwerke gab es sonst nur noch auf dem Trödelmarkt. Hier war alles aufgehäuft, was früheren Generationen zum Entzücken gereicht hatte! Bilder aller Art, kostbare Gobelins, vergoldete Standuhren, reichgeschnitzte Spiegeltische, Tabatièren aus Agat und Malachit, Leuchter mit Statuetten nach Lagrenée, Vasen aus Flußspath, Tische à la Tronchin. Claviere von Blanchet waren zum Verkauf ausgestellt neben elendem Gerümpel, das aber, wenn es zu praktischem Dienste zu verwerthen war, höher im Preise stand, als jene Kleinodien. Wie leicht konnte man durch Ankauf von Reliquien des ancien régime verdächtig werden! Da die Noth immer entsetzlicher anwuchs und der Hunger alle sanften Empfindungen, alle Bildung und Ueberlegung im Menschen niederhält, sah die wüthende Menge ihren Feind in jedem, der noch einen guten Rock sein eigen nannte oder um Tausende von Assignaten einen Sack Mehl für sich erstanden hatte. Das „Volk von Paris“ hatte das Gelüste und die Moral eines Raubthiers.

Nur aus dieser wahnsinnigen Entartung läßt sich erklären, daß der widerwärtigste und blutdürstigste von allen, Marat, vergöttert wurde! Ein Dichter wie Chenier schrieb eine Apotheose des Scheusals, ein David malte ihn, die Strickerinnen der Conventstribüne beteten eine Litanei zum „hl. Herzen Marats“. Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß die Züge des unglücklichen Mädchens, das an dem Scheusal Marat, wie sie selbst sich rühmte, „im Namen der beleidigten Menschheit die Hinrichtung vollzog“, durch einen Deutschen der Nachwelt überliefert wurden. In den Tagen, da die Ermordung Marats durch Charlotte Corday ganz Paris in Aufregung versetzte, hielt sich hier ein junger Maler, Johann Jakob Hauer aus Rheinhessen, auf; ob er in Davids Atelier Unterricht genoß, ist zweifelhaft. Von Charlottens Schönheit und Unglück gerührt, bat er sie, während der Gerichtsverhandlung (17. Juli 1793) ihr Bild zeichnen zu dürfen; sie gab ihre Zustimmung und wandte ihm heiter das Antlitz zu, damit er ihre Züge besser erfassen könne. Nach dieser Skizze ist das in der

Galerie zu Versailles befindliche Originalgemälde von Hauer gefertigt. — Der „Marat“ Davids war wieder ein Ereigniß in der Geschichte der Malerei. So getreu nach der Natur war noch nie gemalt worden — eine entsetzliche Treue, doch die packende Wirkung läßt sich nicht bestreiten. Auch dieses Bild schenkte David dem Convent; zugleich forderte er für den großen Todten Bestattung im Pantheon und der Antrag fand Zustimmung. Politischen Einfluß hat David niemals geübt; er ergriff nur in Fragen, welche die Kunst betrafen, das Wort, stimmte aber immer mit den Getreuen Robespierre's. Eine leitende Rolle spielte er bei den großen Festen, die zu Ehren militärischer Erfolge oder wichtiger gesetzgeberischer Acte gefeiert wurden. Auch dabei trat dann seine Schwärmerei für die Antike zu Tage; nach dem Vorbild der Panathenäen wurden Umgänge veranstaltet und Chöre gesungen; die Volksvertreter hüllten sich in Togen und saßen auf curulischen Stühlen; auch bei Redeacten und Spielen wurden antike Sitten nachgeahmt. Was für frostige Feste! Nur die Angst, durch Nichttheilnahme Verdacht zu erregen, trieb die Leute auf das Marsfeld und in die Champs Elysées; das Fallbeil blitzte ja über dem Haupte eines jeden, der nicht zu den gesinnungstüchtigen Anhängern Robespierre's gehörte. Die Hungersnoth und die ungewöhnliche Kälte des Winters von 1794 steigerten die Verzweiflung. Die Brodrationen der Bürger schrumpften mit jedem Tage mehr zusammen, zuletzt wurde nur noch ein viertel Pfund verabreicht. Es kam zu entsetzlichen Scenen, wie sie die Geschichte sonst nur aus belagerten Städten berichtet. Endlich wurde der Hunger auch für die Gewalthaber verhängnißvoll. Das Volk regte nicht nur keinen Finger, sondern jubelte, als man seinen Abgott Robespierre zum Richtplatz schleppte.

Nach der letzten Vertheidigungsrede, die Robespierre am 9. Thermidor im Convent hielt, umarmte David seinen Freund und Meister. „Wenn du zum Schierlingsbecher verurtheilt wirst, will ich ihn mit dir leeren!“ Als er aber einige Tage später verhaftet wurde, hatte er sich inzwischen eines besseren besonnen; schlotternd vor Todesangst, verleugnete er seinen Messias: „der Unglückliche hat mich betrogen!“ Sein nichts weniger als heldenhaftes Betrogen würde David nicht gerettet haben, wenn nicht sein College Thibaudeau für ihn eingetreten wäre und seine Schüler die Freilassung des Unersetzlichen erfleht hätten. Im Gefängniß fand David „sich selbst“. Er habe jetzt, so erklärte er seinen Freunden, die große Täuschung seines Lebens überwunden, er wisse jetzt, daß die Kunst um ihrer selbst willen Geltung habe und daß ihn das Geschick zum Jünger der Kunst, nicht zum Diener der Politik bestimmt habe. Unverzüglich griff er denn auch wieder zu Pinsel und Palette. „In vinculis“ hatte er den Gefängnißgarten gezeichnet, das einzige Landschaftsbild, das wir von ihm besitzen. Auch noch im Luxembourg entwarf er die Skizze zu einem großen Gemälde, das zwar wie seine früheren der römischen Geschichte entnommen wurde, doch, wie er erklärte, „plus grec, avec plus d'adresse et goût“ gemalt werden sollte. Er war zur Einsicht gekommen, daß seine Romer Halbbarbaren gewesen seien, deßhalb verließ er den römischen Stil und suchte den griechischen zu finden; seine Kunst sollte nicht mehr außerhalb der Kunstsphäre liegenden Ideen, sondern nur dem Schönen dienen. „Die Sabinerinnen“, erst 1799 vollendet, symbolisiren zugleich den Umschwung, der sich im öffentlichen Leben der Nation unter dem Directoire vollzogen hatte, vor allem das Vorwalten des Fraueneinflusses, das für jene Periode charakteristisch ist.

Das Paris der Tallien und Barras zeigt eine ganz andere Physiognomie, als das Paris der St. Just und Robespierre Alle Welt athmete auf und fühlte das Bedürfniß, wieder einmal des Lebens sich zu freuen; das Tragische schlug ins Cynische um. An Stelle der altrömischen Nüchternheit und Strenge trat die Genußsucht der spätrömischen Zeit. Die Trimalchios tauchten wieder auf, der „Almanach der Feinschmecker“ fand gelehrige Schüler, man tafelte im ersten Stock des Palais Royal bei den Klängen einer Damencapelle, soupirte „orientalisch“ bei Méot, tanzte bei Ruggieri. Extreme berühren sich. Auf die Jacobiner mit ihrer heuchlerischen Einfachheit und Sittenstrenge folgen die Muscadins mit ihren farbigen Cravatten und flatternden Strumpfbändern in geblümten Fräcken, und die Merveilleuses, deren Costume à la Grec sich beinahe nur auf einen Gürtel beschränkte. Der künstlerische Vertreter dieser Periode ist der schon genannte Charles Vernet. Nachdem er sich in Rom ebenso zu einem Maler von Ruf wie zu einem elegonten Weltmann ausgebildet hatte, siedelte er zur Unzeit, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution nach Paris über. Während der Schreckenstage verfiel er in Trübsinn, doch die „Versöhnungsära“ des Directoire weckte ihn wieder zu künstlerischem Schaffen. Seine Sitten- und Modebilder zeigen, wie lebhaft sich in allen Kreisen ein Drong nach Ueppigkeit, Luxus und Wohlleben kundgab. Bezeichnend für die überreizte Stimmung jener Tage ist auch ein Bild von Boze, der seine Töchter, deren Köpfchen reizende Unschuld athmen, in Guillotinetoilette, d. i. in weit ausgeschnittenen, rothen Hemden malte. Auch diese Uebergangsperiode war nicht von longer Douer. Die spätrömische Charakterlosigkeit und Genußsucht ebneten den Boden für den spätrömischen Cäsarismus. Ein Jahrzehnt nach dem 9. Thermidor molt David, dessen „Horatier“ eines der ersten Zeichen des kommenden Revolutionssturmes gewesen waren, dessen „Marat“ typisch ist für die wüste Bestialität der Schreckenszeit, dessen „Sabinerinnen“ die Veredlung der Republik durch Frauenschöne und Fraueneinfluß feiern, an der Krönung des Sohnes und Erben der Revolution, Kaiser Napoleons I.

Wir nennen heute die Bilder des Künstlers, der sich von allem Zwang und allen Regeln brutal losgesagt und die „Bostille der Akademie“ gestürmt hatte, „akademisch“. Als Malarbeit stehen die Griechen und Römer Davids sicherlich nicht über einer „mit Rosen gemästeten“ Anadyomene Bouchers oder einer ihrer Anmuth wohlbewußten Hirtin Proudhons. Doch ebenso gewißlich verrathen jene eine stärkere Empfindung der Natur ols diese, und das ist das entscheidende: die Rückkehr zur Natur ist die segensreiche Wirkung der Jahre 1789 bis 1795. Freilich entringt sich die Kunst nicht mit eins den Fesseln des Conventionellen; auch der Classicismus war noch keine gesunde, frische Naturonschauung, immerhin war er ein Jungbrunnen, eine gute Schule, in der die Daoid, Gérard, Gros, Girodet wieder Ernst und Hoheit des Stils lernten, die dem tändelnden Rococo abhonden gekommen waren. Es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden, welchen Einfluß Dovid auch auf die deutsche Schule übte, die Fäden lassen sich bis zu Carstens, Schick und Wächter verfolgen. Der Classicismus erhielt sich um so mehr, da auch Bonaparte für gut fand, an Cäsar anzuknüpfen; die Kunst wurde immer intensiver davon beeinflußt, immer entschiedener bildete sich der antikisirende Stil des Kaiserreichs heraus. Jetzt stand Dovid erst recht im Mittelpunkt aller Kunstbestrebungen; Schaaren von Schülern saßen zu seinen Füßen und wurden von ihm beeinflußt. Schöne plastische Gestalten wurden von ihnen geschaffen, gewiß, aber natnrwahr, lebendig waren sie nicht. Da erschien Gericaults „Schiffbruch der Medusa“. Wie in der Literotur, empörten sich auch auf dem Gebiete der bildenden Künste die jungen Talente gegen das Alte, und Eugène Delacroix, ein Genie von Gottes Gnaden, verholf der Romantik zum Siege.

Digitized by Google

Ein neues Geschlecht wuchs auf, erreichte Ruhm und Bedeutung und alterte, bis der bizarre Ausspruch Courbets: „Le laid c'est le beau", „das Häßliche: das ist das Schöne!" als Evangelium einer neuen, besseren Kunst begrüßt wurde. So drängt sich Welle an Welle, eine Richtung löst die andere ab, und die Anhänger einer jeden erklären mit gehobener Stimme:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!"

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Aus guter Familie.** Lebensgeschichte eines Mädchens. Von **Gabriele Reuter.** Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. 4 M. Der Prévost'sche Roman „Demi-Vierges", der vor Jahr und Tag in und außerhalb Frankreichs zu viel von sich reden machte, hat jetzt ein deutsches Seitenstück gefunden. Die Psychologie des reifenden jungen Mädchens ist von jeher der schwächsten Seiten eine in unserer Literatur gewesen. Einzelne Ansätze sind ja gemacht worden, ihr gerecht zu werden; man braucht nur etwa an Goethes Gestalt „Lottchen" zu denken oder an Zola's Pauline in „la Joie de vivre". Aber bei uns in Deutschland ist man über die Psychologie à la Goudelin eigentlich noch kaum hinausgekommen. Man überließ lange Jahre hindurch die heranwachsenden jungen Mädchen, die wirklichen wie die erdichteten, den schreibseligen Händen der Damen Clementine Helm, Klara Reed, W. Heimburg, Werner-Buerstenbinder und wie die ganze Mamitteratur sonst heißen mag; der ernsthafte Roman nahm das deutsche Mädchen nur als fertigen Charakter vor, ohne zu viele Varietäten und ging höchstens auf seine Herzensangelegenheiten tiefer ein. Heute ist, dem Himmel sei Dank, der Gouvernantenroman ein ziemlich überwundener Standpunkt. Die große Frauenfrage, die nach Eduard v. Hartmann nur eine Jungfernfrage ist, die ganze moderne Frauenbewegung überhaupt wirft auch in der schönen Literatur ihre Wellen schon sichtbar auf. Man spürt mit wachsendem Eifer den Ursachen nach, die so viele unsrer Frauen und Mädchen zu unselbständigen nun nutzlosen Geschöpfen werden lassen, und findet sie in den schweren Fehlgriffen einer Erziehung, die das junge Mädchen besserer Gesellschaftskreise wohl zur „höheren Tochter" und zum Männerfang abrichtet, es aber gewissentlich von jeder Berührung mit den politischen Fragen und Existenzsorgen des außerhäuslichen Lebens fernehält, um nur ja den Blüthenstaub nicht von den zarten Flügeln der siebzehnjährigen Psyche abzustreifen. Ja, Blüthenstaub! Prévost hat seinen Landsleuten gezeigt, wie der Blüthenstaub bei den französischen Goldfischen häufig genug aussteht, wie er vielfach von Puder und Schminke nicht mehr zu unterscheiden ist, wie in den lüsterlich behüteten jungen Seelen schon der Wurmstich und die sittliche Fäulniß ihr Werk zu verrichten begonnen haben, lange bevor sie noch den herrschenden Gesetzen vom Baume der Erkenntniß erst essen dürften. Freilich sind in Frankreich die Erziehungsmaximen für das weibliche Geschlecht um so vieles verderbter als bei uns, daß auch die Folgen der Verkehrtheit dort schärfere Gestalt annehmen müssen, und so ist das Bild, das Gabriele Reuter in ihrer Lebensgeschichte eines Mädchens „aus guter Familie" entwirft, zwar viel weniger abstoßend und nirgends cynisch, wie sein französisches Pendant, aber doch recht bitter ernst und in seinem Gesammteindruck unerschütterlich genug, um so manches optimistische Vorurtheil zu zerstreuen oder doch zu lockern. Der starke Band zerfällt in zwei Theile von ungleichem Werth: der erste und größere ist ein wirkliches standard-work in seiner Art, der zweite versandet stark und läuft auf einen ziemlich anfechtbaren Schluß hinaus. Man darf aber den zweiten Theil zum ersten unbedenklich in den Kauf nehmen und muß demnach bekennen, daß das Buch zu denen gehört und gehören wird, die man mit einer kleinen Anzahl anderer späterhin immer dann wird nennen müssen, wenn man unsre literarische Epoche durch ihre Haupterscheinungen charakterisiren will. Es rollt die typische Entwicklungsgeschichte des „besseren" jungen Mädchens von heute auf, von der schwärmerischen Confirmandenzeit bis zu den Jahren der verlorenen Illusionen und Ideale mit unbeirrter, absichtsbeschönigender Lebenstreue und einer Mosaik von wundervoll beobachteten Einzelheiten, wie sie eben nur eine scharfsinnig persönliche und zugleich mit dichterischer Anschauung begabte Frauenseele aus dem eigenen Ich heraus wiederzugeben vermag. Der enge Cirkel von Verwandten und Kränzchenschwestern, in dem sich das junge Mädchen bewegt, das Empfindungsleben, das in seiner Seele wallt und treibt und sich überall durch eine schablonisirende, seichte Erziehungsmethode zurückgedrängt findet, die seelischen Gleichgewichtsstörungen, die das erwachende Geschlechtsleben in dem jungen Organismus hervorruft, die ausgeschwiegenen Kämpfe zwischen Pflicht und Wunsch, das qualvolle Irrewerden an dem Lauf der Welt und den eingedrillten Moralbegriffen, das alles wird mit vollendeter, oft verblüffender Wahrheit zum Vorschein gebracht und in ein künstlerisches Ganzes verwoben. Indessen hat nur der erste Theil, wie gesagt, diese unmittelbare und frappante Wirkung, weil er offenbar mit autobiographischen Elementen zu seinem Vortheil stark durchsetzt ist. Der zweite, in dem das erwachsene junge Mädchen mehr und mehr vereinsamt, verrückt und zuletzt in geistige Störungen fällt, ist offenbar die theoretisch ausgedachte Folgerung zu der dem frischen Leben entnommenen Prämisse: es soll an einem instructiven Fall gezeigt werden, wohin die unfruchtbare Erziehungsmethode und die systematische Niederhaltung der Frau bisweilen führen kann. Und hier, wo die concrete Fülle der Beobachtung der Verfasserin nicht mehr freiwillig zuströmt, wo sie gezwungen wird, zu abstrahiren, um das immer trister werdende Leben ihrer Heldin bis zum tragisch angelegten Schlusse auszuspinnen, hat man den Eindruck, als ob an einen lebendigen Körper ein künstliches Glied angefügt worden sei. Wahl wird auch da noch streckenweise das Interesse des Lesers gefangen genommen, halten sich einzelne Stimmungen und Situationen auf der Höhe der ersten Hälfte; aber man hat nicht das bezwingende Gefühl, daß das alles wirklich so traurig sein und kommen muß, am wenigsten bei der pathologischen Schlußwendung. Auf diese hat anscheinend Bebels Buch „Die Frau" bestimmend mit eingewirkt, zu dessen vielen unheilvollen Irrthümern auch die Behauptung gehört, daß Ehelosigkeit und Zeugsinn bei den Frauen meist in causalem Zusammenhang stünden; eine Unwahrheit, die schon der Freiburger Gynäkolog Hegar überzeugend widerlegt hat. Im übrigen lag es zum Theil auch in der Natur des Stoffes und seiner ethisch-socialen Tendenz, daß die Darstellung in der zweiten Hälfte unter einer gewissen Trockenheit zu leiden hat: wer das Leben eines Zellengefangenen schildert, kann unmöglich bunte Bilder und Scenen zum besten geben. Und um ein Gefangenendasein handelt es sich ja auch hier. So wie das Leben dieser Agathe Heidling verläuft der Erdengang Tausender von Töchtern „guter Familien", die in der großen Classenlotterie der Heirathsmarktes eine Niete gezogen und den einzig rettenden Beisorger trotz der tadellosen Erziehung nicht gefunden haben. Zwar deutet kein polemischer Wort, keine aufdringliche Reflexion, kein tendenziöser Gemeinplatz auf andere als rein künstlerische Absichten hin; ungewollt tendenziös ist nur der dumpfe Pessimismus des zweiten Theiles. Das ganze Werk aber ist mit seiner ehelichen Wahrheit eine bittere Anklage gegen die Gesellschaft und die in falschen engen Anschauungen befangenen Alten, die dem Papanz der Standes- und Classenvorurtheile oft blindlings Existenz und Lebensglück ihrer Kinder aufopfern, während sie nur deren Bestes zu wollen des guten Glaubens sind. In diesen Glauben Bresche zu legen, ist das Buch berufen, dabei zugleich, rein als Kunstwerk betrachtet, einen neuen Beweis dafür erbringt, daß gerade in der schönen Literatur die Zahl der weiblichen Talente von Bedeutung die der männlichen bereits zu überflügeln beginnt. Videant autores.

Berlin. Josef Ettlinger.

Mach, Prof. Dr. E. Populärwissenschaftliche Vorlesungen (mit 46 Abbildungen). Leipzig, A. Barth 1896. — Wem „populäre Wissenschaft" heute noch als ein Widerspruch in sich erscheinen sollte, der lese Machs anziehende Ausführungen, welche unter ähnlichen modernen Erzeugnissen einen ganz besonders glücklichen Griff bedeuten. Seine Art kennzeichnet sich recht gut in folgendem: „Der Forscher sucht die Wahrheit. Ich weiß nicht, ob die Wahrheit den Forscher sucht. Wäre dem aber so, dann würde die Geschichte der Wissenschaft lebhaft an das von Malern und Dichtern oft vorgeführte bekannte Stelldichein erinnern. Eine hohe Gartenmauer, rechts der Jüngling, links das Mädchen; der Jüngling seufzt, und Mädchen seufzt! Beide warten. Beide ahnen nicht, wie nahe sie sich sind. In der That, die Analogie gefällt mir. Die Wahrheit läßt sich zwar den Hof machen, allein sie verhält sich passiv. Sie führt wohl gar den Forscher an der Nase herum. Sie will verdient sein und verachtet den, der sie zu rasch erlangen will. Und wenn sich der eine den Kopf zerbricht, was schadet's? — es kommt ein andrer — und die Wahrheit bleibt ja immer jung. Zwar scheint es mitunter, als ob sie ihrem Verehrer gewogen wäre, aber das eingestehen — niemals! Nur, wenn die Wahrheit besonders gut aufgeräumt ist, wirft sie dem Verehrer einen Sonnenblick zu. Denn

Digitized by Google

wenn ich gar nichts thue, denkt die Wahrheit — zuletzt erforscht mich der Kerl gne nicht mehe. Dies eine Stückchen Wahrheit haben wir nun. Die kommt aus nicht mehr los! Wenn ich aber bedenke, was sie gekostet, wie viel Aebeit, wie viele Denlee leben, wie sich durch Jahrhunderte ein halbee Gedanke foetgequält, bis er zum Ganzen geworden, wenn ich bedenke, daß es die Mühe aon mehr als zwei Jahrtaasende ist, welche aus meinem unscheinbaeen Modell spricht, dann — ohne zu heuchein — gereut mich sast mein Scherz." Die 15 Vorträge behondeln auf 335 S. u. a.: „Die Erklärung der Harmonie", „Die Geschichte der Ainstik", „Wozu hat dee Mensch zwei Augen?" „Die Symmetrie", „Die Erhaltung der Energie", „Ueber den relatioen Bloungswerth der philologischen und der mathemntisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsjächer der höheren Schulen" u. s. Dr. L. H.

Dr. Käthe Schirmacher. Herrenmoral und Frauenhoibheit. Berlin, Taenslee 1896. — Die Verfasserin verlegt mit Recht den Schwerpnnkt der Frauenfrage auf das geschlechtliche Gebiet. Sie ist Aerztin und kennt die Welt. Ihre Ausführungen über Herrenmoral enthalten bittere Wahrheit. Wie wenig in die Tiefe aber ihre weiblichen Begeiste von Sittlichkeit gehen, wie anobgeklärt die ganze Bewegung noch ist, geht nur zu deutlich aus Stellen hervor wie folgende: „Ich will allerdings, daß jede Frau wenigstens den Revolver führen lernt . . . ., erst menn wir selbst, die Waffe in der Hand, unsre Beleidiger zur Rechenschaft ziehen lönnen: erst dann wird man uns fürchten, achten und — werden wir frei sein." Dr. L. H.

* In den „Studies from the Yale psychological Laboratory" in NewHaven, dessen Einrichtungen in Beil. Nr. 161 vom 14. d. M. ausführlich geschildert wurden, hat C. E. Seashore neulich interessante Messungen von Sinnestäuschungen veröffentlicht. Sie betreffen zunächst das Gehör: Diejenige Person, an welcher der Versuch gemacht werden sollte und welche stets eine normale, gesunde Natur und außerdem über den Zweck der Untersuchung duechaus unterrichtet wor, wurde in einem gewöhnlichen Zimmer des Hauses untergebracht und mit folgenden Anweisungen versehen: wenn eine Telegraphenglocke klingelte, so würde unmittelbar daeauf ein ganz feiner Ton vernehmbar werden, welcher dann langsam an Stärke zunehmen würde; sobald die Versuchsperson ihn höre, sollte sie auf den Schlüssel eines Telegraphen drücken. Der Versuch wurde von einem entfernten Raume des Laboratoriums geleitet; von hier aus konnte in dem anderen Raum ein Ton von einer bestimmten Stärke hörbar gemacht werden. In dem Laboratorium-Zimmer war nämlich eine Stimmgabel in den Steom eines Jnductionsapparates eingeschaltet, dessen schnell aufeinandee folgende elektrische Erregungen die Stimmgabel in Schwingungen versetzten und zum Tönen brachten; die Stärke des Tons konnte mit der Stärke des elektrischen Stromes von dem Experimentator geändeet und genau gemessen werden. Dieser Ton wurde durch einen telephonischen Apparat, von dessen Anwesenheit die Versuchsperson nichts wußte, in deren Zimmer hingeleitet. Zunächst wurde nun einigemale, nachdem die Telegraphenglocke im Zimmer der Versuchsperson angeschlagen wor, ein Ton in der angesagten Weise erzeugt. Sehe bald aber war dies bereits unnöthig, da sich auf das Anschlagen der Telegraphenglocke im Zimmer der Versuchsperson sofort die Empfindung des Tones einstellte, obgleich derselbe gar nicht erzeugt wur. Die Personen hatten durchaus nicht das Bewußtsein der Sinnestäuschung, sondern waren von der Realität des Tones überzeugt, auch war nach ihrer Angabe die Hallucination ebenso stark wie der Ton vorher, und es konnte also, da die Stärke des Tons gemessen werden konnte, auch die der Hallucination bestimmt werden. Ferner eine einfache Gefühlstäuschung: Man nimmt eine leichte Korkkugel und tippt der Versuchsperson damit in regelmäßigen Abständen nach dem Schlag eines Metronoms auf den Handrücken. Nach kurzer Zeit wird die Berührung des Korkes von der Person in den bestimmten Zeitabständen gefühlt, wenn sie thatsächlich gar nicht stattgefunden hat. Ein weiteres Experiment diente zur Prüfung des Geschmacks: Auf einen Tisch wurden vor den Augen der Versuchsperson sechs Gläser aufgestellt, zwei davon mit reinem Wasser, die anderen vier mit einer Reihe verschieden starker Lösungen reinen Rohrzuckers von ½, 2, 4, 10 Procent des Gewichts gefüllt. Dann wuede ein Kloß in gelegt, daß das niederfitzende Subject die Gläser nicht mehe beobachten konnte. Dasselbe wurde nun bedeutet, daß es darauf ankäme, festzustellen, ein wie schwacher Zuckergehalt in einer Lösung von ihm noch entdeckt nerden könnte. Nun nahm also der Leiter des Versuchs einen Tropfen aus einem der Gefäße und gab ihn den Versuchspersonen auf die Zunge, zuerst aus den Gefäßen mit reinem Wasser, dann von dea Zuckerlösungen nach ihrer Stärke folgend. Beim ersten Versuch wurde der Zucker sofort richtig entdeckt. Dann schlug der Experimentatoe eine Wiederholung vor, nahm aber diesmal stets nur aus dem erstea Glase mit reinem Wosser. Trotzdem gab die Person nach der zweiten bis zehnten Dosis an, den Zucke deutlich geschmeckt zu haben. Mit dem Geruch wurden die Versuche ganz ähnlich angestellt. Von den zu denselbea heroagezogenen Personea nahmen, nachdem ihnen einmal Wosser und Nelkenöl vorgehalten worden, dreiviertel schließlich auf reinem Wasser den Geruch von Nelkenöl deutlich wahr. Eine Gesichtstäuschung wurde auf folgende Weise hergestellt nnd untersucht: Ja einem deutlichen Kreise am Boden oder aaf einer horizontalen Platte wurde ein kleiner blauer Punkt gemacht; nun sollte bei aerschiedenen Personen unter Anwendung eines Meßbandes festgestellt werden, aus welcher Entfernung dieselben bei allmählicher Annäherung den Punkt im Kreise unterscheiden könnten. Bei der Wiederholung des Experiments nahmen die Personen aus einer gewissen Entfernung den Punkt auch dann noch wahr, wenn derselbe vorher fortgelöscht worden war.

* Dem Vorstand des Instituts für allgemeine und experimentelle Pathologie, Prof. Dr. Stricker in Wien, machte über die Wirkungen des elektrischen Lichtes auf die menschlichen Nerven bemerkenswerthe Mittheilungen. Das elektrische Licht, führte der Gelehrte aus, sei allerdings für jugendliche gesunde Menschen angenehmer als jede andere Beleuchtungsart, da es ja eine die Nerven anregende bedeutende Helligkeit bei nur geringer Wärme verbreite. Anders verhalte es sich hingegen bei Personen, deren Nervensystem nicht die normale Beschaffenheit besitze, also bei Nervenkranken und älteren Personen. Bei längerem Verweilen in einem von elektrischem Lichte durchfluteten Raume werde sich ein Gefühl unbehaglich fühlen, es werde ihm zum mindesten unmöglich sein, in einem solchen Raume geistig zu arbeiten. Da nämlich das elektrische Licht das gesammte Nervensystem angreife und errege, werde der alte Herr nicht im stonde sein, seine ganze Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand zu concentriren.

* Das neueste Heft der „Akademischen Revue" bringt eine Statistik über die litterarische Production Frankreichs im Jahr 1895. Darnach sind in Frankreich in dem genannten Jahre 10,115 neue Werke oder neue Auflagen von älteren Schriften verlegt worden (gegen 10,459 im Jahre 1894). Von den wissenschaftlichen Werken entfallen auf Religion 790 (gegen 948) Werke, auf Rechtswissenschaft 293 (gegen 284), auf Philosophie und Sittenlehre 153 (gegen 138), auf politische Wissenschaften 473 (gegen 500), auf Mathematik 76 (gegen 61), auf Naturkunde 251 (gegen 190), auf Heilkunde 1141 (gegen 1227), auf Geschichte und deren Hülfswissenschaften 1095 (gegen 1179), auf Erd- und Völkerkunde 267 (gegen 292), auf französische Literatur 1875 (gegen 2022), auf fremde Literatur 242 (gegen 238), auf alte Literatur 58 (gegen 61), auf Erziehung und Unterricht 1822 (gegen 1852). Manche der Zahlen lassen es wohl auf den ersten Blick als ausgeschlossen erscheinen, daß diese Statistik bei allen Fächern auch nur einigermaßen Anspruch auf Vollständigkeit für ganz Frankreich erheben soll, daß es sich vielmehr nur um die Erzeugnisse eines bestimmten, aber jedenfalls des wichtigsten Theiles der französischen Verlagsbuchhändler handelt.

* „Ethisch" angelegten oder angeregten Lesern theilen wir auf Wunsch mit, daß die Ethisch-socialwissenschaftlichen Curse in Zürich im Anschluß an die am 6. September beginnende internationale Zusammenkunft daselbst vom 25. August bis 5. September stattfinden. Das Programm ist nunmehr wie folgt festgestellt: Ethische Principienlehre 8 St. Prof. Harald Hoeffding (Kopenhagen), Beiträge zur Socialpädagogik 2 St. Prof. Staudinger (Worms), Volksuniversitäten 1 St. Dr. Emil Reich (Wien), über Erziehung 6 St. Oberstlieutenant a. D. M. v. Egidy (Berlin), Naturwissenschaft und Lebensführung 4 St. Geh. Rath Prof. W. Foerster (Berlin), die ersten Moralunterweisungen der Kinder 2 St. Dr. R. Penzig (Berlin), zur Reform der Methoden des höheren Unterrichts 2 St. Dr. R. Saitschik (Zürich), die Grundthatsachen des socialen Lebens 6 St. Prof. Dr. Ferd. Tönnies (Kiel), Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert 8 St. Prof. Werner Sombart (Breslau), die Socialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde 6 St. Dr. J. Jastrow (Berlin), Genossenschaftswesen 2 St. Landrath Schwind (Basel-

Digitized by Google

Land), die sociale Entwicklung in Geld- und Creditwesen, Handel, Industrie und Haushalt 4 St. Gustav Maier (Zürich). Die Vorlesungen finden statt je Vormittags von 10—12 und Abends von 4, resp. 5—7 Uhr. Sie sind jedermann zugänglich gegen ein Honorar von 1 Fr. für eine einzelne Vorlesungsstunde, ½ Franken für mehr als eine Vorlesungsstunde. Ermäßigung dieses Honorares auf die Hälfte wird Lehrern, Studirenden und Bildungsvereinen ohne weiteres gewährt. Auf Antrag kann das Honorar erlassen werden. Anmeldungen zur Theilnahme sind möglichst zeitig zu richten an das Secretariat der ethisch-socialwissenschaftlichen Vorlesungscurse in Zürich V, von welchem auch alles nähere zu erfahren ist.

* Die „Victoria", der Dampfer Arnold Pike's, ist von den nordischen Meeren nach Tromsö zurückgekehrt. Das Schiff hat die Expedition Andrée auf der Dänen-Insel bei Spitzbergen besucht. Andrée hatte schon mit dem Bau eines Hauses für seinen Ballon begonnen, Anfang Juli wollte er aufstrechen. Um den Ballon zu prüfen, wollte er ihn erst an sein Schiff, die „Virgo", fesseln und ihn telephonisch mit diesem verbinden. An der Advent-Bai bei Spitzbergen fand die „Victoria" die englische Expedition Sir W. Martin Conway's und die schwedische Geer-Knorring's. Als die „Victoria" am 30. Juni fortfuhr, war die Advent-Bai voller Eis.

* **Leipzig.** Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt die Privatdocenten Dr. Georg Witkowski (für deutsche Sprache und Literatur), Dr. Georg Haiz (für deutsche Sprache und vergleichende Sprachwissenschaft) und Dr. Wilhelm Schön (für Augenheilkunde).

* **London.** Der Verwaltungsbericht des Britischen Museums ist erschienen. Der Besuch hat 1895 seltsamerweise abgenommen: 542,423 gegen 578,000 im Jahr 1894. Für den Ankauf von Gebäulichkeiten hat die Museumsverwaltung 200,000 Pfd. St. ausgegeben. Die von dem Museum begonnenen Ausgrabungen in Cypern werden eifrig fortgesetzt, es sind viele werthvolle Reste der mykenischen Periode entdeckt worden. Die Bibliothek ist im Laufe des Jahres um 34,837 Bände und Broschüren vermehrt worden; die Anfertigung des Generalkatalogs macht gute Fortschritte.

St. **Rom.** Die American school of Architecture ist nach zweijährigem Bestehen am Abschluß ihrer ersten Daseinsperiode angelangt. Der verdienstvolle Director derselben, Mr. Austin W. Lord, hat die Aufforderung des Managing Committee, der Schule noch ein drittes Jahr vorzustehen, nicht annehmen können, da ihn seine Thätigkeit als Architekt nach New-York zurückruft. Er darf indessen mit den gewonnenen Resultaten zufrieden sein, und sein Nachfolger findet das Arbeitsfeld bereits gepflügt. Die Villa Medici, der Sitz der Académie Française, wird jeder ähnlichen Gründung in Rom als Ideal vorschweben; man darf behaupten, daß in der Wahl der Arbeitsstätte, in welcher Mr. Lord einen sehr glücklichen Griff gethan, das Uebild wenigstens annähernd erreicht ist. Die Villa dell' Aurora, der einzige unberührte Theil der weltberühmten Ludovisigärten, dem Fremden durch Guercino's Fresco bekannt, das dem Casino den Namen gab, bietet für die Thätigkeit der Architekten, Maler und Bildhauer Raum genug, die sich hier im nächsten Jahr nach freier bewegen werden, nachdem sich die School of classical studies ein eigenes Heim gegründet hat. Wie die Paläste Chigi und Coffarelli, der Palazzo Faenese und die Villa Medici, so theilt jetzt auch die Villa dell' Aurora, die sich, in freier Lage die Stadt beherrschend, zwischen alten immergrünen Eichen erhebt, das Geschick dieser vornehmen Sitze römischer Aristokratie, von Fremdlingen bewohnt zu werden, ein eigenartiges Symptom des unaufhaltsamen Niederganges der großen römischen Familien, aber doch auch ein erfreuliches Zeichen, daß Rom heute mehr als jemals von den fremden Nationen als Schul- und Pflanzstätte jeglicher Cultur erkannt und ausgebeutet wird. Belanntlich wird die junge Akademie nicht von Staatsmitteln erhalten, sie ist vielmehr ein Zeugniß der großartigen Liberalität, durch welche sich in Amerika reiche Privatleute so häufig auszeichnen. Mr. C. F. McKim, der die Schole ins Leben rief, stiftete zugleich einen Fonds für ein jährlich zu ertheilendes Stipendium und es gelang, die Rotch Scholarship und die Pennsylvania Scholarship, die schon bestanden, mit der Schule von Rom zu verbinden und endlich einen vierten Preis zu gründen, „the grand prize of Rome", der alljährlich durch Privatbeiträge erhoben wird. Die Architekten Mr. Alarich, Mr. Rib und Mr. Pape waren in diesem Jahre die Stipendiaten, nachdem sich auf den letzteren zwei Stipendien vereinigt hatten; im nächsten Herbst werden ein Bildhauer und ein Maler, die zunächst wie ihre Collegen das Stipendium für 15 Monat bis 2 Jahr erhalten haben, ihre Schaar vermehren. Die Aufgaben, welche sich die Schule in den verflossenen Jahren gesetzt, war die Bearbeitung der Caracallathermen, des Pinacellustheaters und eines Theils der Villa des Hadrian bei Tivoli. Während Mr. Rib einen mustergültigen Plan der wiederhergestellten Thermen mit peinlicher Sorgfalt ausführte, hat Mr. Aldrich die nach schwierigere Aufgabe gelöst, einen Grundplan der bestehenden mächtigen Ruinen völlig neu zu entwerfen, wobei er in Einzelheiten einige neue Bestimmungen und Verbesserungen treffen konnte. Ebenso hat Mr. Aldrich und mit ihm Mr. Pope einen Aufriß des Maecellustheaters mit allen Details ausgearbeitet und beide haben endlich in umfangreichen Plänen die recht schwierige Aufgabe gelöst, die Piazza d'oro der Hadriansvilla im Grund- und Aufriß wieder herzustellen. Alle Aufrisse und Pläne, die unter Mr. Lords umsichtiger Leitung entstanden, erfreuen durch die saubere, geschickte Zeichnung, durch die gewissenhafte Angabe und Berechnung auch des kleinsten Details. Im November wird die American school nach dem Vorgange der Académie Française in der Villa dell' Aurora ihre Resultate einem geladenen Publicum vorlegen und dann werden diese prächtigen Studien nach Amerika wandern, um in New-York, Philadelphia und Boston gleichfalls ausgestellt zu werden. Der Nachfolger Mr. Lords, dessen Fortgang für die Schule einen schweren Verlust bedeutet, ist noch nicht bestimmt. Jedenfalls dürfte es die Praxis als wenig zweckentsprechend erweisen, den Director, wie es jetzt geschieht, nur auf ein Jahr herüberzusenden. Dafür ist das Bekanntwerden und Eindringen in römische Kreise und Verhältnisse doch zu schwer. Ebenso wie die Absicht besteht, in Zukunft die Scholarship auf 5 Jahre zu verleihen, wird man wahrscheinlich auch in Zukunft den Director, dessen Gehalt 35,000 Franken übersteigt, für längere Zeit als 1—2 Jahr zu gewinnen suchen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Zweites Heft.

Inhalt: Beiträge zur Geschichte des Erzbischofs Albrecht II. von Mainz 1514—1545. — Helgoland (Schluß). — Zum „Bildungsdefecit" der Katholiken in Deutschland. — Der dritte Band von Pastors Papstgeschichte. — Zeitläufe. Ueber den Nationalliberalismus und die preußisch-Conservativen in den Berliner Parlamenten. II. Die Schicksale der Conservativen. — Ueber die Auslegung der Apokalypse durch Barth. Holzhauser. — Zur poetischen Literatur. [10107]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Geschichte der Erziehung

vom Anfang an bis auf unsere Zeit.

Bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern

von

K. A. Schmid. (8755)

Fortgeführt von Dr. phil. Georg Schmid.

Vierter Band. Erste Abteilung.

Preis geheftet 18 Mark.

Die neue Abteilung dieses grundlegenden Quellenwerks, das sich längst die ihm gebührende Stellung in der pädagogisch-historischen Litteratur errungen hat, behandelt die Bildungsbestrebungen in Deutschland während des Dreißigjährigen Kriegs, den Pietismus, A. H. Francke und die Hallischen Schulen, John Locke, Frankreich während des 17. und 18. Jahrhunderts.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 17. Juli. Nummer 164.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Litauische Forderungen. — Ein Besuch im Laboratorium Pasteur zu Stuttgart. — Mittheilungen und Nachrichten.

Litauische Forderungen.

Als der junge Zar zur Krönung in Moskau einzog und die Stadt über das Röcheln der 3000 des Chodynkafeldes hinweg jubelnd dem Herrn der Welt zujauchzte, hat wohl keiner daran gedacht, daß vor reichlich 500 Jahren ein gleicher Jubelruf jenem Herrn entgegentönte, der das drittemal zu Moskau's Thoren einzog und sein Reich von der Weichsel zur Wolga, vom Baltischen Meer bis zum Pontus ausdehnte: Großfürst Olgerd von Litauen, „Herrscher der Slaven, König der Russen“. Die Recken- und Siegergestalt des litauischen Fürsten ward von seinen Feinden verunglimpft und vergessen, nachdem die unglückliche politische Lage des Landes dessen Selbständigkeit zerstört hatte und die Residenz Wilna der Krone verlustig gegangen war. Und jetzt umstanden wohl Chane vom Aralsee und sibirische Große den Krönungsthron, aber aus Litauen umstanden weder selbständige noch untergebene Fürsten den Herrscher, Litauen ist nichts als ein geographischer Begriff.

Das Geschick hat Litauen nicht als Schoßkind behandelt. Von den drei baltischen Völkern, den Preußen, Letten und Litauern, zu denen Jatwinger und Schameiten gehören, entwickelten die Litauer allein ein geordnetes Staatswesen, das in Europa's Geschichte eingriff. Mingold (1204—39) schlug die russischen Großfürsten aufs Haupt, sein Sohn Mindaugas (1240—63) brachte es fertig, alle baltischen Stämme zeitweilig zu vereinen und sich dem deutschen Ritterorden wiederholt als Sieger zu erweisen. Und als aus den 50jährigen blutigen Kriegen, während welcher Zeit die benachbarten Preußen ihre Muttersprache immer mehr vom starken Klang deutschen Lautes übertönen ließen, Gedimin als König der Litauer hervorging, schien endlich die Blüthezeit des Landes zu beginnen. Der König berief deutsche Handwerker und Künstler in sein Land, in Wilna und Kowno lauschten die Unterthanen den Lehren germanischer Colonisten und predigender Ordensbrüder. Seine Söhne Olgerd und Keistut (1345—77) gaben dem Reich die größte Ausdehnung und boten sogar den immer zahlreicher kommenden Kreuzfahrern Einhalt, die zum Sport ihre ländergierigen Litauerjagden veranstalteten, die angeblichen „Heiden zu vernichten zu Ehren der werthen Christenheit und der reinen Magd Maria“. Als freilich Olgerds Sohn die polnische Königskrone aufs Haupt setzte und die Litauer sich nur mit Mühe einen eigenen Großfürsten erzwangen, war es um die Selbständigkeit Litauens geschehen. Witold, der Sohn Keistuts und des polangischen Bojarenmädchens Byrute, entfaltete zwar nochmals alle heldenhaften Eigenschaften seiner Väter, er schlug mit seinem Vetter bei Tannenberg den Orden, wie er es verdiente, schrieb am Melnosee im September 1422 den Rittern ihre Grenze vor, wie sie im Nordosten Ostpreußens noch besteht, und erfreute sich der Anerkennung Kaiser Sigismunds in so hohem Maße, daß ihm dieser die Königskrone anbot; aber Witold starb 1430 im Stammschloß Troki kinderlos, und mit ihm sanken alle Hoffnungen auf Selbständigkeit der Litauer zu Grabe. An Polens Geschick seit Witolds Tode gekettet, mußten sie wohl oder übel diesen ihren Bedrückern Heerfolge leisten und waren den von allen Seiten eindringenden fremden Einflüssen ausgesetzt. Ihre Pane und Bojaren lauschten den süßen Reden des fremden slavischen Volks, nahmen die Wappen der Polen an, sich Schlachta nennend. Sigismund I. und Sigismund August setzten letztere der polnischen gleich und seit der Union von 1569 gingen die litauischen Herren in Sprache und Gesinnung immer mehr im Polenthum auf; das Volk aber mußte zu dem Verrathe schweigen. Der kleine Theil litauischer Bevölkerung, der schon durch den Frieden am Melnosee zu Deutschland gekommen war, hatte das glücklichere Loos; er stand mit Freuden zu seinen Herzogen, Kurfürsten, Königen und fühlt sich heute stolz als Theil des Deutschen Reichs. Die 120,000 deutschen Litauer, von denen 96 Procent im Nordosten Ostpreußens wohnen, haben eine Cultur entwickelt, um die sie von ihren Stammesbrüdern jenseit der Grenzpfähle beneidet werden.

Freilich, der Durchschnittsmensch hat einen Widerwillen gegen Völker, die keine politische Selbständigkeit haben. Der Schulknabe hat an den vielen selbständigen Stämmen und Staaten Europa's schon genug zu lernen; alles, was nicht ins Schema paßt und im Gansemarsch in der Tabelle mitläuft, ist ihm ein Gräuel. Wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, was geht das mich an, verschont mich mit neuen Namen! Kaum haben wir die Bulgaren, Serben, Rumänen, Buren auf der Bildfläche — nun gar noch Iren und Wenden, Litauer und Letten, Masuren und Kaschuben! „Die thun doch nur gut, wenn sie so schnell wie möglich die Sprache ihrer Sieger lernen“, so sagen jetzt einzelne Sprößlinge jener längst germanisirten Preußen, die gleichen litulettischen Sprachstammes waren. Würden sie auch so sprechen, wenn ihnen jetzt ein anderes Volk Herrschaft und Gesetz auferlegte? Jede Volksregung, mag sie noch so harmlos sein, wird als Sünde und Revolution aufgefaßt, als ob wir im Kriegszustande lebten, als ob ein sanfter Gegenhauch die Wetterfahne umdrehte. Jüngst konnte man's sehen, als den Litauern vom Cultusminister ein freundlicher Empfang beschieden war. Zunächst suchten da gewisse Blätter sich auf alle Art über diese Deputation lustig zu machen: da sollte der Sprecher mit seiner Bittschrift verschwunden sein, dann sollte er überhaupt abgewiesen, dann ungnädig beschieden worden sein. Man scheute sich nicht, scheinbar als habe der Cultusminister so gesagt, haarsträubenden Unsinn über die litauische Sprache und Literatur „zur Aufklärung“ zu bieten. Bald sprach man den Litauern alle Bedeutung ab, bald schienen sie „nicht ungefährlich“. Und da nun die Wahrheit von dem freundlichen Empfang doch nicht länger geleuguet werden konnte, holte man anderes Rüstzeug und

Digitized by Google

schrie „Hochverrath!“ Man schauderte vor Revolution, Blutströmen und Leichenbergen, gegen die Moskau's Zertretene Dunst sind. Und wer nahm sich denn des Völkchens an? Die Blätter, die eine litauische Frage zurecht gezimmert hatten, vergaßen in ihrer Kopflosigkeit, zu den Schmähungen jener Herren auch die Berichtigungen von seiten der Angegriffenen abzudrucken — wohl aus Platzmangel. Ist das eines starken Volkes würdig?

Ein Blatt sodann, das, wer weiß warum, den litauischen Namen am Kopfe trägt, brachte nach altem Herkommen das unheimliche „noch immer nicht aufgefundene Bibelbruchstück aus dem 17. Jahrhundert“ als einziges litauisches Literaturerzeugniß neben Gesang- und Gebetbüchern und Volksliedern auf den Tisch.

Es gehört ein beneidenswerther Muth zu dieser litauischen Blamage, wenn man bedenkt, daß das Bruchstück schon mehrmals gefunden und die Bibel außerdem nicht nur mehrmals übersetzt, sondern auch seit Urväter Zeiten litauisch gedruckt ward. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn man auch eine Kenntniß der reichhaltigen belletristischen Literatur der heutigen Litauer ja gar nicht verlangt, daß ein Blatt den größten Sohn seines Erscheinungsbezirkes nicht kennt, den litauischen Nationaldichter Christian Donalitius? Er, der 1737 als „Gumbinensis“ in Königsberg immatriculirt ward und dem man gerade in den Tagen dieser literarischen Zeitungsleistung im Park seines Vaterhauses einen Stein weihte!

Was wollen nun eigentlich die Litauer; ist ihr Vorhaben staatsgefährlich oder doch unberechtigt, ist der 120,000 Mann starke Stamm in Deutschland berufen, je in Europa eine politische Rolle zu spielen?

Wollen sie ein eigenes Reich errichten? Etwa einen baltischen Pufferstaat zwischen Slaven und Germanen? Meines Wissens ist dieser naheliegende Gedanke weder in einer Zeitung ausgesprochen worden, noch gibt es eine politische Fraction dieser Anschauung.

Als der unpolitische Verein Byrute gegründet ward, mag der Namengeber allerdings daran gedacht haben, Byrute werde aufs neue einen Witold gebären. Schon dieser Gedanke ist unglücklich. Der kriegerische, zum Tode geweihte Fürst war nie ein Hort der Zukunft, eher Gedimin mit seinen civilisirten Siedlern. Die ostpreußischen Litauer aber stehen so zu ihrem König und zu Kaiser und Reich und haben dies bei Huldigungen in Berlin und beim Besuch preußischer Könige in Litauen so oft in Lied und Wort zum Ausdruck gebracht, daß an eine politische Erhebung von allgemeinem Gepräge gar nicht zu denken ist. Nun ist außerdem dies Bauernvolk so entschieden praktisch, am Alten hängend und auf des Hauses und Ackers Gedeihen und die eigene Wohlfahrt bedacht, daß es für derartige politische Fragen weder Zeit noch Lust hat. Und wie steht es mit den geistigen Führern? Man muß da von dem Tagesgeschwätz mancherlei abziehen. Der Städter hält gern den Dörfler, das sind ja fast alle Litauer, für niedriger stehend, für bauernstolz, listig, verschlagen. Richter sind oft nicht gut auf die Litauer zu sprechen eben wegen jener Eigenschaften. So sagt man auch den Führern bald Beschränktheit und Naivetät, bald Geriebenheit und Verschmitztheit nach, die hübsch hinter dem Busche hält. In welcher Weise mit ihnen deutsche Zeitungen umspringen, geht vielleicht daraus mit hervor, daß man über einen litauischen Reichstagscandidaten berichtete, er sei nach seinem Durchfall einstimmig zum Nachtwächter seines Heimathsortes ernannt worden und hätte die Wahl dankend angenommen.

Soweit ich Gelegenheit hatte, mit litauischen Führern zu verkehren, fand ich loyale Gesinnung. Sie denken gar nicht an eigene Fürsten. Sind die einen königstreu, so sind andere mehr demokratisch gefärbt und halten vom Wirken der Fürsten überhaupt nicht viel. Sie haben getrost Witolds Bild als Zimmerschmuck und meinen: „Was hatte denn sein ganzes gewaltiges, kriegerisches Streben für Zweck? Die ruhige bürgerliche Entwicklung mit Entfaltung wirthschaftlicher und geistiger Kraft in den Tagen Gedimins hätte uns weiter gebracht; aber Witold mußte ja Krieg führen.“ So geben auch diese den jetzigen Herrschern vor allen anderen und weiteren die größte Ehre. Beim Donalitiusfest in Lasdinelen stimmten alle Litauer mit Freuden in den Gesang deutschpatriotischer Lieder ein und riefen das Hoch auf Kaiser, König und Reich.

Besteht ein politisches Band zwischen den preußischen und russischen Litauern? Kaum. Die russische Grenze ist eine hohe Schranke, selbst für den, „der über die Wilna geht“. Sie läßt nicht viel mehr als privaten Verkehr zu. Ein Nationallitauer in Eydtkuhnen sagte: „Was könnte uns mit den Litauern jenseit der Grenze verbinden, wo die unwissendsten Menschen der Welt wohnen?“ So übertrieben diese Redensart ist, so bezeugt sie doch die Kluft. Die 1½ Millionen russischer Litauer von Suwalki bis Petersburg, von Polangen bis Dünaburg beziehen ihre geistige Nahrung zum größten Theil aus Preußen, seitdem Murawjew 1865 den Druck litauischer Bücher in nichtrussischen Lettern verboten hat. Wohl sollen die in Rußland unterdrückten Litauer einmal dem preußischen König ihre Unterthanschaft angeboten haben. Mir selbst sagte man scherzhaft in einer alten litauischen Hauptstadt mit roth-schwarz-weißen Schilderhäuschen: „Das bedeutet, wir werden bald deutsch.“ Aber uns gelüstet nicht nach dem theuren Lohne. Politisch ist Russisch-Litauen kaum in Frage zu ziehen, da ein selbständiges Vorgehen fehlt. Wie aber ist's, wenn einzelne Führer scheinbar im Namen des Volkes Bundesgenossen suchen? Etwa ein Ungarnbündniß — diesen Scherz hat sich ein den Litauern feindliches Blatt geleistet und damit gezeigt, daß es gar nicht so leicht ist, sich blamiren zu können; ein Botokudenbündniß hätte näher gelegen.

Aber ein Bund mit den Polen? Ja, die Polen zögen die Litauer gern in ihre Bewegung, und es gibt einige Priester jenseit der Grenze, die in diesem Sinne wirken mögen. Die polnischen Blätter lassen es an Schmeichelei nicht fehlen. Mir liegt ein Bericht über einen Artikel des Blattes „Dziennik Poznanski“ vor, ungefähr so lautend:

„Die Polen sind zwar dem sehnsüchtig melancholischen Bestreben der Litauer geneigt, ihr nationales Element wieder aufzufrischen. Doch dieses Zunicken dauert nur so lange, als die Litauer mit den Polen gemeinsame Sache machen. Unglücklicherweise hat in der letzten Zeit der Geist der Einigkeit und Freundschaft erkalten müssen, namentlich da die Litauer an eine Abtrünnigkeit von den Polen denken, ohne zu überlegen, daß die Litauer den Polen ihr ganzes Dasein verdanken. (!) Die Polen haben den Litauern sogar ein dauerndes Monument gesetzt: Mickiewicz, Kraszewski, Kondrotowicz sind unter den Polen Apostel für das Litauerthum gewesen. So ein Denkmal werden die Litauer sich nie setzen können.“ — „Wir haben den Polen einen Goethe und Schiller gegeben, die Litauer Mickiewicz und Kraszewski“, sagte ein als Dichter bekannter Bischof umgekehrt. Natürlich haben jene schön klingenden Worte gar keine Geltung in den Augen der Litauer, denn die Litauer hatten schon damals, als noch kein Vöglein von den Polen sang, eine gewisse Cultur erreicht. Außerdem verdanken die Polen den litauischen Jagellonen ihren politischen und bürgerlichen Aufschwung — das gestehen selbst die Polen ein; die besten geistigen Kräfte unter den Polen, auch die oben genannten Koryphäen, sind Litauer gewesen, die polnisch schrieben. Somit fällt alles, was die Zeitung vorflunkert, ins Wasser, denn auch gegen die litauische Geistlichkeit findet man in

Digitized by Google

den litauischen Zeitungen keine Bespöttelungen und Verfolgungen. Daher ist dieser Artikel als eine elende chauvinistische Täuschung der Leser anzusehen.

Im anderen Sinne wirbt der Kraj. Die polnischen Pane hätten zwar das litauische Volk geschunden, aber jene seien ja litauischen, nicht polnischen Blutes. Man wolle nicht polonisiren. (?) Der Redacteur trank sogar auf der Schriftstellerversammlung zu Krakau auf das Wohl der neu erstandenen litauischen Nationalliteratur. Aber die Litauer müßten bei den Polen bleiben, diese seien die Culturträger der Welt! Die Polen wollen die Litauer täuschen, mit leeren Behauptungen blenden und honigsüßen Versprechungen einlullen.

Man sieht, polonisirende Politiker finden keine Gegenliebe, die Gründe sind einfach. Die Polen sind die Nationalfeinde der Litauer. Das baltische Volk hatte die ältere Cultur. Aber die Polen haben ihm unter Jagiello, trotz aller Heldenhaftigkeit Witolds, Selbständigkeit und Recht untergraben und allmählich vernichtet, sie haben in den ersten beiden Theilungen an erster Stelle litauische Provinzen ausgeliefert, sie sagen noch heute unverhohlen: „Helft uns nur Polen aufrichten, dann gehört ihr hübsch dazu, dürft euren evangelischen und griechischen Glauben sofort mit dem katholischen vertauschen, und euer baltisches Volksthum dem unseren opfern. Ihr möchtet gern eure Muttersprache behalten? Nun, Hülfe ist in dem Herrn!"

Man kann sich denken, daß das litauische Volk lieber dem Wilnaer Gouverneur seine 8000 Rubel Gehalt „für Vernichtung des litauischen Volksthums" (!) verzeiht, als die verlogenen Redensarten ihrer polnischen Bedrücker. „Die Polen begreifen nur das, was die Wasser Litauens auf die Polenmühle fließen lassen", sagt man und angesichts der Worte der Wochenschrift Prawda: „Alle Litauer, die sich von den Polen separiren wollen, sind Wagehalse mit langen Ohren." Darum gibt es kaum einen National-Litauer, der ernsthaft mit Polen pactiren und die Kastanien für den alten Erbfeind aus dem Feuer holen möchte. Und wenn auch 1863 einige unruhige Köpfe am Aufstand theilnahmen: für den weit gefährlicheren Bedrücker geschah es kaum, es war der angeborene dunkle Freiheitstrieb, der überall seine Anhänger hat; die polnischen Herren in den ehemaligen Königsstädten Wilna und Kowno sorgen durch ihre Geringschätzung gegenüber den litauischen Bauern schon dafür, daß eine Freundschaft nicht aufkommt.

So haben die Litauer gar keine politischen Sondergelüste? Nein, in Europa nicht, vielleicht aber für Amerika. Jedes litauischen Jünglings Ideal ist Amerika. Man lese des litauischen Dichters Ketinati Novelle „Amerika durchaus", um diese Sehnsucht nachzuempfinden.

Hoch die Auswanderung! Und immer nach den Gebieten an den canadischen Seen! Dort gibt es zahlreiche Vereine, große Zeitungen, eine reiche Literatur, da entstehen Dramen, Novellen und Gedichte und dürfen gedruckt werden. Amerika ist das Ziel so vieler Litauer. Und was würde man in Europa sagen, wenn eines Tages aus dem Schoße des großen Völkergemisches in Südcanada ein neuer Burenstaat inselhaft sich abgrenzte, ein Litauen in Amerika ohne die Fehler und Mängel jenes alten Reichs, das Vyrute's Sohn lenkte? Wohl ohne König, vielleicht ein Territorium der Vereinigten Staaten, aber doch ein Staat. Aber das sind ja ungefährliche Zukunftsträume, die Deutschland kaum berühren. Selbst die alten Rufer im Streit haben diese Frage nicht erwogen. Sie haben vielmehr immer nur die wissen- und wirthschaftliche Hebung des Volkes erstrebt und dafür gesorgt. Die Aufpra mit ihrem wackeren Jankus, die Daukantas, Wolonczewski, Jußkiewicz, sie alle wollten nur Hebung der Schulen, der Bildung, Verbesserung der Bodencultur und Gewerbe. Versagte die Schule, so stiftete man Privatschulen, genügte ihnen die Kirche nicht, so vertiefte man den Geist in Gebetsversammlungen, die nirgends so zahlreich als in Ostpreußisch-Litauen sind.

Es bleibt uns nun die Frage übrig: Was wollen denn die ostpreußischen Litauer besonderes?

Sie haben nur ein einziges Verlangen: „Schont unsre Muttersprache." Dies einzige Feldgeschrei ließ sie einen Candidaten in den Landtag schicken und mehrere für den Reichstag aufstellen. Einzelne Tagesblätter, die über diese Forderung außer Rand und Band gerathen, wissen nicht den Grund des eigenen Lärms. Es mag bequemer sein, wenn man nicht zu merken braucht, daß in Deutschland einige Stämme andere Sprachen reden, aber trotzdem braucht man die unbequeme Thatsache nicht dadurch aus der Welt schaffen zu wollen, daß man mit Verdächtigungen und Hochverrathsbeschuldigungen kommt, als rufe man nach dem Staatsanwalt. Führen die Litauer zur Fastnacht in Tilsit das Drama von der Tannenberger Schlacht auf, in der bekanntlich der Orden eine Niederlage einheimste — was machen die feindlichen Blätter daraus? Verherrlichung einer Besiegung der Deutschen; Aufstachelung gegen die Deutschen, über die Litauen triumphirt! — Glück zu, wer sich mit den Ordensbrüdern eins weiß und sich und sie als die Träger des Deutschthums nimmt! Ich rathe diesen Zeitungen, die Schilderungen eines Augenzeugen, des Dichters Suchenwirt zu lesen. Da sind die arabischen Sklavenhändler Waisenknaben gegen diese Christianisirer. Oder ob diese Zeitungen nach Kenntnißnahme der Geschichten, die Suchenwirt selbst erlebte, noch einen Stein auf einen Peters werfen, der doch wahrlich noch ganz andere Ziele verfolgte, als unter dem Schild des Christenthums im eigensten Interesse Land zu rauben?

Die ostpreußischen Litauer verlangen nicht etwa, wie man aus manchen Zeitungsspalten schließen möchte, daß in Deutschland künftig litauisch statt deutsch gesprochen werden soll: sie wollen nur, daß in den untersten Schulclassen litauischer Gemeinden die Unterrichtssprache litauisch sein soll. Für die Religion möchte man diese immer beibehalten, während die anderen Lehrgegenstände nach und nach in deutscher Sprache ertheilt werden sollen. Diese Forderung ist berechtigt und selbstverständlich und man wundert sich, daß sie überhaupt erst gestellt werden muß, nachdem Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Friedrich III. so warm für Litauen eintraten. Schulmänner sind sich längst darüber einig, daß die muttersprachlichen Mundarten in den Unterclassen die sprachliche Grundlage bilden müssen, die sehr zu berücksichtigen ist. Wie viel mehr erst eine fremde Muttersprache! Es ist nun einmal dem Araber nicht gegeben, daß er ohne weiteres lappisch versteht. So wird auch das Kind des Litauers eine viel gesichertere Grundlage in seiner Bildung erhalten, wenn es anfänglich in der Sprache seiner Eltern unterrichtet wird. „Und in den sprachlich gemischten Orten sollen wohl gar deutsche Knaben litauische Lehrer ertragen?" fragen die Uebelwollenden. Einige Hindernisse sind vorhanden, wo aber ein Wille ist, ist ein Weg. Die Schulen liegen nicht so weit auseinander, daß nicht zwei Gemeinden die litauischen Kinder in die eine, die deutschen in die andere Schule schicken, falls nämlich bloß ein Lehrer an jeder der betreffenden Schulen wirkt. Ueberdies würde die Zahl etwa neu zu gründender Stellen sehr bescheiden sein.

Die Menge des litauischen Volkes vertritt ihre berechtigte Forderung maßvoll. Sie geht bewußt allmählich im Deutschthum auf, bevorzugt deutsche Namen und deutsche Bildung; die Dainos sind voll wehmüthiger Anklänge daran. Der Durchschnittslitauer lacht über die alterthümelnden Besprechungen gewisser Gelehrter und Vereine.

Digitized by Google

Er will nichts mehr von Marginne, Kanklys, Bastschuh und Klete wissen, hat längst deutsche Kleider, Geige, Stiefel und Steinhaus dafür eingeführt. Der Litauer liest neben religiösen Blättern von der Art des Keleiwis heute gern solche aufklärende wie die (leider eingegangene) Auszra. Er kennt die Fürsorge der preußischen Könige für sein Volk, hat mit Freuden für Friedrich den Großen, mit Tapferkeit gegen den Bonaparte, mit Ruhm 1870 bei Amiens gefochten, in Liedern preist er seine Könige von Friedrichs I. Krönung bis zu Friedrichs III. Tod und Wilhelms II. Thronbesteigung. Schwermüthig schallen die Dainos über den Njemen herüber. Vom heiligen Rombinus und von der gefeierten Nominte sind längst die Götter gewichen und selbst an der Szeszuppe hat man den Laima vergessen. Jahr für Jahr wird das litauische Sprachgebiet kleiner und durchsetzter, das der Sprachgelehrte hegen möchte, wie der Nordamerikaner seinen Nationalpark. Die flexionsreichste indogermanische Sprache, die noch lebt und ihre alten Formen erhalten hat, ist zugleich in Sang und Sage der Träger ehrwürdiger Stoffe und Anschauungen, wurzelnd in einer Zeit, da Germanen und Romanen, Balten und Slaven eine einzige Familie bildeten. Und da wollen täppische Hände, nur um zu zerstören und alles gleich zu machen, das jäh vernichten, was Jahrtausende gedauert hat, und dessen Tage an und für sich gezählt sind? Eines politisch starken Volkes ist dies unwürdig und einem Schwachen gegenüber darf man nie zu kleinlichen Mitteln greifen. Dr. T.

Ein Besuch im Laboratorium Pasteur zu Stuttgart.

d. Non multa, sed multum oder in der Beschränkung zeigt sich der Meister — das ist der Eindruck, den man erhält, wenn man die weiten lichten Räume des Laboratoriums Pasteur in Stuttgart, Kanzleistraße 22, durchschreitet. Wer an diese Stätte käme, um eine Augenweide zu haben, seine Neugierde zu befriedigen, würde sich sehr enttäuscht finden. In einem stillen Winkel steht die nur mittelgroße Flasche mit der „Semence". Diese Semence, die Mutterlymphe, wird täglich unmittelbar aus dem großen Laboratorium Pasteur in Paris bezogen. Die chemischen Bestandtheile dieses wunderwirkenden Elixirs dürften wohl im Grunde nur den tiefsteingeweihten Fachmännern bekannt sein. Wir erfuhren nur, daß ein einziger Trapsen aus der Semence in die sogenannte Bouillon genügt, um in diesem Decoct Millionen von Bacillen ins Leben zu rufen. Die Bouillon, eine helle Flüssigkeit, goldklar wie Rheinwein, ist die Lymphe, die in den Handel kommt, die mit der Semence versehene Versandlymphe. Auch sie wird in einfachen, durchsichtigen, weißen Glasflaschen verwahrt. Fünf bis sechs dieser Flaschen stehen für gewöhnlich in dem für sie bestimmten Schranke bereit, dessen Luft durch elektrische Heizung stets in gleichmäßiger Temperatur (ungefähr 16—18° C.) erhalten wird. Weiter sieht das Auge nur noch die Glashülsen, eine Art gläserne Patronen, worein die Versandlymphe gefüllt wird, und die kleinen oblongen Holzkistchen, in denen die gefüllten Lymphhülsen mit der Post befördert werden. Das ist so ziemlich alles. Von Glashülsen und Kisten sind freilich ganze Berge aufgestapelt. Die Nase umfächelt nur ein gelinder Geruch von den Chemikalien, die man auch anderwärts mühelos riecht. Die verhältnißmäßig meisten Sinneseindrücke empfängt das Ohr. Denn fast ununterbrochen läutet die elektrische Glocke. Sie ertönt jedesmal, wenn der Post- oder Telegraphenbote auf die Thürklinke drückt. Kaum ist der eine Postjünger zur Thüre hinaus, so erscheint der andere. Denn alle Welt verlangt nach Lymphe. „Bitte, schicken Sie", hörten wir laut vorlesen, „30 Dosen Lymphe. Ergebenst Paul Schwab, Gutspächter". Oder: „Sofort 300 Dosen Lymphe. Ich brauche sie nothwendig. Morgen früh mit erster Post müssen sie da sein. Baron Magnus Preußer, Regierungsrath und Rittergutsbesitzer."

Die Thätigkeit des Stuttgarter Laboratoriums tritt nach außen wenig hervor, diese Lymphanstalt wirkt ihrem Wesen nach eben im stillen, aber die Erfolge, die sie bereits seit der kurzen Zeit ihres Bestehens aufzuweisen hat, sind großartig zu nennen. Das unter Aufsicht des kgl. württemberg. Medicinalcollegiums, thierärztliche Abtheilung, stehende Laboratorium Pasteur in Stuttgart — Laboratorium für Deutschland — ist das einzige Institut dieser Art in Deutschland, aber der Nutzen, den es stiftet, geht bereits weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus. Die Anstalt hat in Deutschland das Monopol für Impfstoff gegen Milzbrand und Rothlauf — ein segenvolles Monopol, das Württemberg mit Stolz sein eigen nennen darf.

Nachdem der berühmte französische Bakteriolog Louis Pasteur mit seinen Aufsehen erregenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Prophylaxis gegen schädliche Mikroben der Hausthiere hervorgetreten war, fanden seine Lehren nicht nur in Frankreich praktische Anwendung, sondern brachen sich auch anderwärts Bahn. Vor allem war es Ungarn, das bereits 1886 mit Gründung eines Laboratoriums Pasteur voranging.

Die ungarische Regierung verfuhr im Anfang sehr vorsichtig, verhielt sich sehr zurückhaltend, infolge der außerordentlich günstigen Resultate trat sie jedoch immer entschiedener für die Pasteur'sche Thierschutzimpfung mit abgeschwächtem Gift ein. Wie überall, war auch in Ungarn die Sterblichkeit der Thiere in Folge des Milzbrandes, von dem Schafe, Ziegen, Rindvieh, Esel, Maulthiere und Pferde befallen wurden, und ebenso die Sterblichkeit der Schweine infolge des Rothlaufs ungemein groß; die Verlustziffern schwankten zwischen 10 und 60 Proc. Das unter Aufsicht des ungarischen Ackerbau-Ministeriums stehende Labaratoire Pasteur Chamberland, gegründet 10. October 1886 in Wien, dann 1. April 1890 nach Budapest verlegt, impfte anfangs nur gegen Milzbrand, erst später gegen Rothlauf der Schweine. Sogleich nach Einführung der Impfung sank die Sterblichkeit der Thiere ganz bedeutend. Bereits 1890 gingen von Schweinen nur nach 1.57, von Schafen 2.00, von Rindern 0.37, von Pferden 0.46 Proc. zugrunde. Jetzt ist die Sterblichkeitsziffer in Folge der vervollkommneten Lymphe und der nutzbar gemachten Erfahrung bei der Impfung selbst noch mehr gesunken. Sie betrug 1894 nur noch in der Reihenfolge der genannten Thiere 0.23, 0.27, 0.004 und 0.06 Proc.! Außerordentlich günstige Erfolge, die in die Augen springen. In Folge der guten Ergebnisse wurde auch das Verlangen nach Lymphe immer allgemeiner. Jetzt haben sich außer Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Deutschland auch Italien, Spanien, die Vereinigten Staaten von Amerika, sowie das durch seine Viehzucht so bedeutende Australien der Pasteur'schen Schutzimpfungen mit bestem Erfolg bemächtigt. Das Laborataire Pasteur in Budapest hat bis 31. December 1895 geimpft: 3,086,077 Schweine, 1,675,518 Schafe, 478,356 Rinder, 30,022 Pferde, zusammen 5,269,973 Thiere. Auch Frankreich weist mit 242,302 Schweinen, 3,850,959 Schafen, 525,219 Rindern, zusammen 4,618,480 Thieren eine große Zahl auf.

Was im besondern Deutschland betrifft, so war es zuerst Württemberg, das sich dem Vorgehen der ungarischen Regierung anschloß. Nachdem sich die thierärztliche Abtheilung des württembergischen Medicinalcollegiums durch Anstellung von Impfversuchen von den günstigen Erfolgen der Pasteur'schen Vorbeugungsmethode überzeugt hatte, wurde unter Aufsicht dieser Behörde ein Laboratorium für Herstellung der Pasteur'schen Lymphe im Inland errichtet.

Digitized by Google

Das Laboratorium in Stuttgart wurde zu Anfang des Jahres 1894 eingerichtet und begann Mitte Februar desselben Jahres die Versendung von Impfstoffen. Durch die Anstalt wird bewirkt, daß die Lymphe im Inland stets absolut frisch zur Anwendung gebracht werden kann. Aus allen Theilen Deutschlands, ja aus dem Ausland, treffen Bestellungen auf Impfstoff ein. Eine Menge Zeugnisse und Dankschreiben liegen namentlich von Gutsbesitzern und Thierärzten vor aus Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Schlesien, Westfalen, Hannover, Provinz Sachsen, Königreich Sachsen, Württemberg und Baden. Bis auf ein Minimum sind die Verluste durch Milzbrand und Rothlauf zusammengeschrumpft, während früher der Verlust im Deutschen Reich durchschnittlich im Jahr 4½ Millionen Mark betrug. Vom 1. Juli 1894 bis 1. Januar 1895 belief sich im preußischen Bezirk Hettstedt der Schaden durch Schweinerothlauf allein auf 350,000 Mark. Namentlich kleineren Besitzern, die oft nur 1 oder 2 Schweine im Stalle haben und die Zucht nicht rationell betreiben können, kommt die Impfung jetzt außerordentlich zu statten.

Als technischer Leiter des Stuttgarter Laboratoriums fungirt ein bei dem Pariser Institut ausgebildeter Präparatenr, der verdienstvolle Hr. Jahn. Der württembergischen Regierung ist durch einen förmlichen Vertrag mit dem Stuttgarter Laboratorium Pasteur das Recht einer weitgehenden Aufsicht eingeräumt worden. Nach dem Vertrag übt die thierärztliche Abtheilung des württembergischen Medicinalcollegiums die Controle über das Institut unter Vorbehalt des jederzeitigen Widerrufs und überwacht die Herstellung und Versendung des Impfstoffes. Ohne Genehmigung des Aufsichtsbeamten Regierungsrath Beißwänger darf keine Lymphe abgegeben werden. Genaue Buchführung zur Erleichterung der Controle ist vorgeschrieben. (Die Buchführung besorgt aufs trefflichste Hr. Hirsch.) Der Aufsichtsbeamte hat jederzeit das Recht des Eintritts in das Laboratorium; es ist ihm jede Auskunft zu ertheilen, die Bücher sind ihm vorzulegen, desgleichen der Impfstoff zur Prüfung. Das Institut hat ferner dem Aufsichtsbeamten die Versuchsthiere für die Vornahme der Impfversuche zu stellen. Ebenso hat der Aufsichtsbeamte das Recht, die Abgabe ungeeignet befundenen Impfstoffes zu verbieten oder den Stoff zu vernichten. Im Falle die Regierung die Aufsichtsübernahme widerruft, hat das Institut nicht mehr die Befugniß, sich auf diesen Vertrag zu beziehen. Durch diese strenge Controle ist die größtmögliche Garantie geboten, daß die Wirksamkeit des Instituts den Erwartungen entspricht. Die Reincultur ist mit äußerst complicirten technischen Vorsichtsmaßregeln und Cautelen, streng nach den Vorschriften des Pariser Instituts Pasteur, verbunden. Durch die peinliche Beobachtung dieser Maßregel ist die möglichste Gewähr für die Sicherheit und Wirksamkeit der Lymphen gegeben.

Das Laboratorium Pasteur in Stuttgart versandte im ersten Jahre seines Bestehens die nachbezeichneten Mengen Impfstoff: für Ferkel gegen Rothlauf 7847, gegen Milzbrand für Rinder 2215, Schafe 2200, Pferde 4, zusammen 12,266 Thiere. Im zweiten Jahre 1895 bis Ende März 1896 betrug die Zahl bereits 50,000, im laufenden Geschäftsjahr wird sie voraussichtlich auf 200,000 steigen.

Wie diese geradezu Wunder wirkenden Thierimpfungen vorgenommen werden, wird bei der hohen Bedeutung der Sache gewiß auch die sogenannten Laien interessiren.

Die Impfungen müssen sofort nach Empfang des Impfstoffes vom Thierarzt vorgenommen werden und zwar bei Empfang des Impfstoffes die erste Einimpfung mit Lymphe Nr. 1, die zweite, 12 bis höchstens 15 Tage später, mit Lymphe Nr. 2. Die Lymphe Nr. 2 darf nie zu einer ersten Einspritzung angewendet werden. Nach den zwei vorgenommenen Impfungen sind die Thiere vollständig geimpft, d. h. sie sind gegen Milzbrand, bezw. Rothlauf, widerstandsfähig. Sämmtliche Thiergattungen dürfen nur mit der Pravaz-Spritze geimpft werden. Um die Spritze zu füllen, entfernt man den Metalldraht aus der Nadel und setzt die Nadel auf die eigentliche Spritze auf. Nachdem man die den Impfstoff enthaltende Glasröhre kurz vor dem Gebrauch gut geschüttelt und den Gummistopfen nach Abnahme an einen reinen Platz gelegt hat, füllt man die Spritze mit der Flüssigkeit durch Zurückziehen des luftdicht abschließenden Stempels. Wenn eine Luftblase entsteht, muß man sie durch Entleeren und Wiederfüllen der Spritze beseitigen. Nachdem so die Spritze vollständig gefüllt ist, schraubt man den am Stempelstiel laufenden Schiebring von oben her auf die Nr. 1 der Scala. Ein Gehülfe ergreift das zu impfende Thier und hält es dem Operateur vor. Dieser führt seine Nadel unter die Haut des Thieres am rechten Schenkel ein, drückt auf den Stempel, bis der Schiebring die Spritze berührt, und hiemit ist das erste Thier geimpft. Man zieht die Spritze zurück, stellt den Schiebring auf die Nr. 2 der Scala und impft das zweite Thier. So fährt man fort, d. h. mit jeder gefüllten Spritze kann man 8 Thiere und mit einiger Uebung leicht 150 Thiere in einer Stunde impfen. 12—15 Tage nach dieser mit Lymphe Nr. 1 auf dem rechten Schenkel vorgenommenen Operation schreitet man zur Impfung mit Lymphe Nr. 2 auf den linken Schenkel.

Die Impfung von Rindvieh und Pferden, also großen Thieren, geschieht genau auf dieselbe Art, nur mit der doppelten Dosis, indem man den Schiebring sofort auf die Ziffern 2, 4, 6, 8 der Scala stellt. Eine gefullte Spritze reicht somit nur zur Impfung von 4 Thieren. Der Stich wird nicht am Schenkel, sondern beim Rindvieh an der Schulter, bei Pferden am Halse gemacht. Im letzteren Fall muß man darauf sehen, daß nicht das Kummet auf den Stich drückt. Da der Stich in die Haut des Rindviehs manchmal schwierig ist, muß man, um einen Bruch der Nadel zu vermeiden, trachten, die Nadel genau in der Achse der Spritze stehend einzuführen, wobei es rathsam ist, behufs leichterer Einführung der Nadel, mit der linken Hand eine Falte in die Haut des zu impfenden Thieres zu machen. Zur Impfung von Rindvieh und Schafen kann man ein und dieselbe Nadel nehmen; da aber immerhin Vorsicht geboten ist, thut man besser, zum Impfen größerer Thiere eine etwas stärkere Nadel zu wählen, die gleichfalls in der Schachtel der Spritze beigegeben wird. Bei jedesmaliger neuer Benutzung ist die Spritze aufs gründlichste zu reinigen; auch der Impfstoff darf nur in der absolutesten Reinheit unter die Haut eingespritzt werden. Um ihn, der in vollkommen reinem Zustand versandt wird, in seiner ganzen Reinheit zu erhalten, muß er an einem kühlen Ort, womöglich im Keller, aufbewahrt werden.

Bei Schweinen ist die Impfung am besten zwischen dem 1. November und 30. März, zu der Zeit, wo kein Rothlauf herrscht, vorzunehmen. Sie kann aber auch im ganzen Jahre ausgeübt werden; am besten geschieht sie, wenn möglich, im Frühjahr. Die Thiere dürfen nur zwei bis vier Monate alt sein, denn jung ertragen sie die Impfung besser. Da die Wirkung der Impfung bei Schweinen länger als ein Jahr anhält, sind sie für ihre ganze Lebensdauer vor dem Rothlauf geschützt. Mutterschweine sollten jedoch jedes Jahr geimpft werden. Schweine erhalten dieselbe Dosis wie Schafe, eine Spritze reicht also für acht Thiere. Säugende Thiere dürfen gar nicht, trächtige nur am Anfang der Trächtigkeit geimpft werden. Lämmer bekommen ebenso viel Impfstoff wie Schafe, desgleichen Kälber wie Rinder und Fohlen wie Pferde. Ein Impfstoff

enthaltendes Röhrchen, das einmal angebrochen ist, muß auch an demselben Tage verbraucht werden, da die Reinheit des Impfstoffes nicht länger anhält. Gefriert der Impfstoff im Winter auf der Reise ein, so darf man ihn nur bei gewöhnlicher Zimmertemperatur, ja nicht im heißen Wasser oder bei Feuer aufthauen. Durch das Erfrieren selbst erleidet der Impfstoff keinen Schaden. Endlich ist es rathsam, die Impfungen nicht in staubigen Räumen aber im Stalle vorzunehmen. — Der Preis des 1. und 2. Impfstoffes zusammen beträgt für je ein Schaf oder eine Ziege gegen Milzbrand 20 Pfg., für je ein Stück Rindvieh oder ein Pferd 40 Pfg., der Preis des 1. und 2. Impfstoffes zusammen für ein Schwein gegen Rothlauf 20 Pfg. Bei Bezug von 100—200, 200—500, 500—1000, 2000 und mehr Dosen ermäßigen sich diese Preise für Schafe oder Schweine auf 18, 16, 15, 14, 12 Pfg., bei Rindern und Pferden auf 36, 32, 30, 28, 24 Pfg.

Die Thierkrankheiten, gegen die geimpft wird, sind der bösartige Milzbrand, der Schafe, Ziegen, Kühe, Ochsen, Kälber, Pferde, Esel und Maulthiere befällt, und der Rothlauf, d. h. die „Rathlaufseuche" der Schweine. Dies letztere muß betont werden. Denn erst in jüngster Zeit hat man das Wesen dieser Krankheit genauer erkannt. Sie wurde früher auch für Milzbrand gehalten, für den Schweine wenig empfänglich sind, und zugleich mit der „Schweineseuche" identificirt. Wie jedoch neuere Untersuchungen ergeben haben, entspringen beide Krankheiten, sowohl die Rothlaufseuche als die Schweineseuche, verschiedenen Ursachen. Während nämlich die Schweineseuche durch ein kleines, unbewegliches, eiförmiges Bakteridium verursacht wird, das noch kleiner sein soll als die kurzen, beweglichen Stäbchen einer dritten Schweinekrankheit, der amerikanischen „Schweinepest", wird die Rathlaufseuche durch ein feines Stäbchen, durch einen sog. Bacillus verursacht, weßhalb für sie auch der Name „Stäbchenrothlaufseuche" gebräuchlich ist. Die acute Form beider Krankheiten wird in der Praxis leicht und oft verwechselt, um so mehr, als sie gleichzeitig in ein und demselben (größeren) Schweinebestand vorkommen. Der flüchtige Ansteckungsstoff der Schweineseuche wird vorzugsweise durch die Athmungsorgane aufgenommen und verursacht eine brandige Lungenentzündung, die heftige Athmungsbeschwerden und meist in drei bis neun Stunden den Tod herbeiführt. Der weniger flüchtige Ansteckungsstaff oder Krankheitserreger des Stäbchenrothlaufes, der durch Austrocknen seine Wirksamkeit verliert, wird dagegen vorzugsweise mit den Nahrungsmitteln aufgenommen und verursacht eine Allgemeininfection, in deren Verlauf sich Mitzschwellung, Entzündung verschiedener Abschnitte des Verdauungscanals, der Leber, der Nieren, des Herzmuskels u. s. w. entwickeln, welche in der Regel innerhalb 24—28 Stunden den Tod herbeiführen. Beide in Rede stehenden Schweinekrankheiten können aber auch chronisch verlaufen und dann erst nach längerem Siechthum den Untergang der betroffenen Thiere zur Folge haben. Der Erreger des Stäbchenrothlaufs entwickelt sich in stagnirenden Wässern, weßhalb jederzeit gute Abflußcanäle geboten sind. Das Fleisch ist bei entsprechenden Vorsichtsmaßregeln nach eßbar, namentlich muß es sorgfältig und sofort eingepökelt werden, da durch Pökeln die Bacillen absterben. Die Rothlaufseuche tritt besonders während der Sommermonate bei schwüler Witterung auf. Die größte Empfänglichkeit für sie zeigen die Schweine im Alter von 3—12 Monaten. In den ersten drei Monaten ist die Empfänglichkeit am geringsten. Fremde Schweineracen verfallen der Krankheit leichter als einheimische. Unempfänglich sind für sie die Widerkäuer, Pferde, Esel und deren Bastarde, sowie Hunde und Katzen, dagegen empfänglich merkwürdigerweise Kaninchen und Tauben.

Doch lassen wir für heute die Schweinekrankheiten auf sich beruhen und freuen uns nur, wie rationell man jetzt den Schweinebacillen durch die Pasteur'sche Lymphimpfung auf den Leib rückt. Noch im vorigen Jahrhundert wurden die Schweinekrankheiten durch famose „Schweinesegen" zu vertreiben gesucht. Ein solcher „guter bewerdter" Schweinsegen „für die Schwini" (= Dahinsiechen, Dahinschwinden, Abnahme der Kräfte) aus dem Jahre 1579, also vor 300 Jahren, lautet — man schämt sich's hinzusetzen: „Ich schwin, ich schwin als lüzel, als Gat der vater hat geschwunen. ich schwin, ich schwin als lüzel, als Gott der Herr am heiligen creuz hat geschwunen. ich schwin, ich schwin als lüzel, als die muter Gotes hat geschwunen, da sie unsern lieben herrn Jesum Christum hat geboren. Die vier namen habendt nie geschwunen; die vier namen habendt nie geschwunen: das erst ist Got der vater, das ander ist Got der sun, das dritt ist Got der heilig geist; das viert ist die muter Gotes Maria. Im Namen Gottes des Vaters u. s. w." Der Mann, der so tief in den Geist des Christenthums eingedrungen war, entblödete sich nicht, sich noch ganz besonders, latine natürlich, als Autor dieses Machwerks zu bekennen. Es war Johann Vogel, wohnhaft in Radolfszell am Bodensee.

Mittheilungen und Nachrichten.

bm. *Gaston Paris* de l'Académie française. Penseurs et poètes (James Darmesteter. Mistral. Sully Prudhomme. Alexandre Bida. Renan. Sorel.) Paris, Lévy 1896. Ziemlich gleichzeitig mit den gedanken- und gemüthvollen „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen" von Rudolf Hildebrand werden wir durch die zur Aufschrift genannten biographischen Blätter des ersten französischen Romanisten erfreut. Wenn falsche Könige der Kritik und Sprachforschung bauen, haben wir Kärrner nur die Wahl, unbedingt zu verzweifeln oder herzhaft mitzugenießen und alle Empfänglichen zum gleichen Festmahl zu Gaste zu laden. Selten, viel zu selten wendet sich der strenge Forscher an große Leserkreise. Wäre Gaston Paris nicht eine so durchaus echte, wahrhaftige Natur, dann könnte man sich fast versucht fühlen, seine Zurückhaltung für bewußte Enketterie zu halten. Die erste Sammlung seiner Studien und Vorträge „La poésie au moyen âge" hat er, überbescheiden, nur als Beiwerk methodischer Gelehrtenarbeit, beinahe als unerlaubten Zeitraub seinen großen Pflichten gegenüber bezeichnet. Daß und wie sehr er mit diesen Meisterarbeiten für die ganze Landsmannschaft und hoffentlich über die engere Landsmannschaft hinaus heilsam gewirkt und verkehrte Anschauungen über Art und Kunst des Mittelalters in ebenso sicherer als unmuthiger Form durch richtigere ersetzt hat, ist ihm mittlerweile von allen berufenen — am geschicktesten von Jules Lemaître in einem der ersten Bände der „Contemporains" — versichert worden.

Gewinnender noch, weil nahbarer, ist Gaston Paris in den Freundes-Bildnissen des neuen Sammelbandes. Daß er ein Poetraitmaler außergewöhnlicher Art, wußten wir allerdings schon zuvor aus der Gedächtnißrede auf seinen Vater Paulin Paris (entsinn' ich mich recht, wiederholt in dem Buche: „La poésie au moyen âge"). Wärme und Größe, feinste Sehnsliebe und vollkommene Uebersangenheit des Urtheils über die Forschungen des Geschiedenen vereinigen sich zu einem unvergeßlichen Ganzen; diese Persönlichkeiten, der Maler und sein Original, erscheinen mit gleicher Kraft und Aufrichtigkeit verewigt. Denselben Eindruck lassen die Gaben der „Penseurs et poètes" zurück. Das kernige Abschiedswort, das Gaston Paris am Sarge Renans als Wortführer des Collège de France sprach; der kurze Bericht, den er über Sorels Aufnahme in die französische Akademie, dessen Rede auf Taine und Broglie's Antwort für die „Débats" schrieb; der Nachruf auf den Maler Bida in der „Gazette des beaux-arts": jedes dieser Stücke ist rund, gerungen, allseitig dem Gehalt nach; in der Form wuchtig, schmucklos, zugleich wohlgefügt und wohlgebildet, wie Rampe und Erdgeschoß des Palazzo Pitti. Ausführlicher ist die Charakteristik von Darmesteter, dem bedeutenden Orientalisten mit dem verkrüppelten Leib und dem märchenhaften Liebesroman. Er war die größte Arbeitskraft, die Gaston Paris jemals vorgekommen; eines der edelsten Exemplare einer früheren Zeit-

altern unbekannten Guttung, ein Jude, der bezeugt ce que peut donner de fleurs enees et de fruits imprévus la palme mystérieuse d'Israël entée aur le vieux chêne français.

Zu den dauernden Verdiensten Darmesteters gehöet es jedenfalls, daß er Gaston Paris für die neugegründete „Revue de Paris“ zur Niederschrift seines Essay über Frédreic Mistral vermochte. Der Prachtaufsatz hat mir in den hundert Seiten unsrer Buchausgabe womöglich noch größere Erquickung bereitet, als 1894 im ersten Abdruck der genannten Zeitschrift. Der Mann in seinem Heimathdorf, die Rhonelandschaft, sein ganzes, scheinbar nur dem nächstliegenden provençalischen Ginn, in Wohrheit dem verwegenen Wahn einer phantastischen, über die Pyrenäen greifenden Provincia zugewandtes Wesen, Mistrals poetische und Sammler-Verdienste, die Größe und die Grenze seines Könnens: all das lebt vor nas in Worten, die nur ein wahrer und weiser Meister finden konnte. Alle Liebe für den Félibre von Moillane verblendet Paris nicht so weit, ihn den Weltdichtern zu gesellen: „neben Hermann und Dorothea verblassen Vincent and Mirailles (149)“; „der Mangel an allgemeinen Ideen, das Fehlen einer weitausgreifenden Inspiration wird ohne Zweifel Mistral hindern, in den Kreis der großen modernen Dichter zu treten, deren Choeführer Dante and Goethe sind, dieser Sänger der Schmerzen und Kämpfe, der Freuden und Hoffnungen der ganzen Menschheit (161)“. Und die gleiche köstliche Unparteilichkeit, die Gaston Paris dem Lebenswerk des größten modernen mundartlichen Poeten der Provence entgegenbringt, bewährt er nach seinem Lieblingsdichter und Jugendfreund Sully-Prudhommr gegenüber. Der Philosoph, der Prosaiker, der Lyriker and der Didaktiker kommt gleicherweise zu seinem Recht. Grundseagen der Metrik, Hauptseogen der Poetik werden unterwegs sorgsnm und überlegen zar Speache gebracht. Die tiefsten Wurzeln aller künstlerischen Genußfähigkeit werden aufgedeckt: „neben den wahrhnit schöpferischrn Poetrn“, so heißt es S. 168, „gibt's sozusagen passive Pocten comme il y avait des citoyens passifs dans nos vieilles constitutions. Dir tragen eine gewisie Poesie in sich, unfähig, sie zum Ausdruck zu bringen, voll freudiger Bewegung, sie zu erkennen, wenn andere sie ausdrücken.“

Dem Reiz solchee and ähnlicher Anregungen gesellt sich der Reiz des Ausdruckes. Noch all den Geckereien, Künsteleien und Uebertünsteleien moderner Pariser Kelttiles, die auch im Stil die Launen und Liebhabereien ihres krausen humeur vollee leuchten lassen, kommt hier ein Mann zu Wort, dem es nur um die Sache zu thun ist. Ein Sprachkennee, dem es vielleicht eben darum gegeben ist, jedesmal den rechten Ton zu treffen, ob er nun Anekdotisches plaudernd oder Philologisches belehrend, Persönliches persönlich odee Allgemeines unpersönlich vorbringt. So wirkt das Buch von Gaston Paris, wie er das von Misteals besten Stücken rühmt, gleich einem Sonnen- uno Lebensbad. So zählt der jüngste Akademiker ohne Frage — wie er das nach der Taine-Sitzung von dem Verewigten sagte — zu Goethe's „Weltakademie“ als „Einer der fünf, sechs Männee, die in unsern Tagen das französische Geistesleben vor dee Welt vertreten haben and kommenden Zeiten bezeugen werden, wie viel Ernst, sittliche Würde, Gefühl fur das Schöne, Arbeitskraft und Wahrheitsliebe auch in der Parisee Gelehrtenwelt rege war.“

fr. Anleitung zur Praceßpraxis nach der Civilproceßordnung. Von Hermann Meyer, Oberlandesgerichtsrath in Breelau. Vierte vrebeſſerte Anflage. Berlin, Franz Vahlen. — Meyers Anleitung zue Proceßpraxis ist eines der anspruchsiosen Bücher, die, in erstee Linie daraus beoacht, dem nagehenden Praktikee hülfreich zue Seite zu stehen, sich eine weitgehende Beliebtheit erworben haben and für die gute Handhabung des Rechts bedeutungsvoaller geworoen sind als manches hochwissenschaftlichr Werk. Zuerst bei Einführung der Reichscivilproceßordnung erschienen, um den Uebergnng in das neue Verfahren zu erleichtern, und damals in kurzer Zeit in acht Neuabdrücken vergriffen, hat das Buch in seinen späteren Auflagen eine durchgreifende Umarbeitung erfahren, domit es nach dem Gebrauch dee Studirenden zugänglich werde. Es ist für diese in seinee jetzigen Fassung sehr zum Gebrauche zu empfehlen, dn es ihnen einen Einblick in die praktische Wirkung dee ihnen regelmäßig rein abstroct vorgetragenen Rechtssätze gewährt uno sie, was das Universitätsstudium nicht thut, fur die Praxis vorbereitet. Auf dir neue Auflage ist Stölzels „Schulung für die civilistische Praxis“ (gleicher Verlag), worüber in Beilage Nr. 118 schon gesprochen, nicht ohne Einfluß geblieben.

* Das „Deutsche Colonialblatt“ veröffentlicht einen ausführlichen Bericht des kaiserlichen Landeshauptmanns von Deutsch-Neu-Guinea, Rüdiger, über den Verlauf der Ehlers'schen Expedition. Dee Bericht läßt die ungeheuren Schwierigkeiten erkennen, mit denen Ehlers bei dem Unternehmen, Neu-Guinea zu durchquerea, zu kämpfen hatte, lehrt abee zugleich, daß Ehlees sich un dies Unternehmen herangewagt hat trotz eindringlicher Warnung, die dnmit verknüpften Grfahren nicht zu unterschätzen. Ausgesprochene Bedenken wies er ganz entschieden zurück uno bewies sich dabei auf seine Erfahrungen. Am 14. August v. J. brach die Expedition von der Mündung des Francisca-Flusses auf. Die Expedition bestand ons: 1) Otto E. Ehlers als Leiter, 2) dem Polizeiunterofficiee von Friedrich-Wilhelmshafen Piering als europäischem Begleiter, 3) dem kleinen Diener des Hrn. Ehlers, einem etwa 15 Jahte alten Manelitiusmischling, dee von seinem Hrn. Tschokra gerufen wurde, 4) 43 schwarzen Trägern, die aus Eingeborenen von Buka, bezw. Bugainville, voa Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern zusammengesetzt waren. An Nahrungsmitteln führte die Expedition nur mit 31 Trägerlasten zu 20 Kilogramm Reis in geölten Beuteln = 620 Kilogamm Reis und dazu eine kleine Proviantausrüstung für die Europäer. Fünf Tage folgte die Expedition dem Franciscaflnß stromaufwärts. Gleich nach dem Verlassen des Franciscaflusses mußten hohe Gebiegsrücken überklettert werden, die noch von der See zu sehen sind und deren Höhe wohl auf 1000 m geschätzt werden kann. Alle diese Gebirgsrücken woren von finekem Hochwald bestanden, den dichtes Unterholz neben viel Gestein nur schwer und sehr mühsam passirbar machten. Am 23. August wurde ein großes Eingeboeenendorf angetroffen, und da die Leute sich sehr freonolich geberdeten, wurde beschlossen, drei Tage bei ihaen zu easten. Am 26. August verließ die Expedition bos gastliche Dorf, noch die letzten Reste der eingehandelten Nahrungsmittel, so viel wie es möglich war, mit sich tragend. Es regnete unaufhörlich and kein Eingeborener des Dorfes hatte seine Begleitung angeboten, doch battr Ehlers sich eingehend bei ihnen erkundigt, ob ee auf einem Wege, dessen Richtung er ihnen mit der Hano gab, noch mehe Dörfee antreffen würde. Die Antwort schien günstig zu lauten, doch hatten die Eingeborenen den Zusatz gemacht, es wäre abee sehr, sehr weit. Ehlers glaubte, die Auskunft für sich günstig deuten zu sollen, und mit froher Zuversicht wurde der weitere Weg angetreten. Kein benutzbaree Pfad war von jetzt an vorhondea, prächtiger Hochwald mit eisenhoben Stämmen und dichter Unterbusch bedeckten unabsehbar die Gebirgshöhea wie die Thäle. Unter ungeheuren Beschwerden waren nach Beelnssen des gastlichen Dorfes etwa 24 Tage verflossen, da trat das schreckliche Gespenst des Nahrungsmangels an oir Expeditioa heran. Immee noch waren dir Beschwerden des Weges dieselben und schienen kein Ende zu nehmen und immer noch strömte der Regea herab, nur zeitweise buech feuchte Nebel unterbrochen. Ehlers ipeach seinen Leuten Muth ein und vertesstete sie darauf, daß nothwendigerweise in wenigen Tagen ein großer Fluß erreicht werden müsse und daß doet viele Dörfer lägen, in denen man Essen genügeod vorfinden werde. Ehlers lebte sicherlich selbst dieser Hoffnung, ja diese Hoffnung hat ihn ungenscheinlich noch wenige Tage nar dem wirklichen Erreichen des erwartetrn Flusses, der dir Expedition leidee auch in der Hoffnung auf bewohnte Gegeno täuschen sollte, nicht verlassen. Am elften Togr der nahrungslosen Zeit, in der sich dir Expedition nur von Gras und Blättern nährte, am 30. September, wurde der große Fluß gesehen, der seine Gewässer nach Westen, beziehungsweisr Südwesten führte und auf dessen Erreichen Ehlers seine ganze Hoffnung gesetzt hatte. In durch hohe Berge eingeengtem Flußbett brnuetea dir Fluthen stürmisch dahin und wiesen wohl der Expedition den Weg zu ihrer Rettung, nbee leider kein Dorf war weit und breit zu sehen, auch nicht die Spuren einee bewohnten Ergend zu erkennen. Ehlers selber litt furchtboe an einem Darmleiden mit rein blutigen Ruhrerscheinungen und seine Kraft war ganz zu Ende; dazu war sein ganzer Körper, den schließlich nne noch ein baumwollenes Unterhemd, ein sogenanntes „Singlet“ schützte, voll übelriechender eiteriger Wunden, in denen sich zahllose röthliche Maden tummelten, ja bis ins Gesicht hatten sich dieje Wunden gezogen. Dem Polizeiunterofficier Piering ging es nicht viel besser, auch er war mit seiner Kraft nahezu zu Ende und daneben mußte er noch an den Folgen eines Sturzes von dem Felsen leiden. Dir überlebenden Schwarzen gaben den Europäern nur wenig nach, ein großer Theil war sogar noch viel schlimmer daran. Dee kleine Diener des Hrn. Ehlers, Tschokra, starb an Entkräftung in dem Lagee am Fluß. Einigen Schwarzen war es gelungen, eine Sagopalme zu entdecken und das Mark dieser leidee nur einen Palme gab endlich ern wenig bessere Nahrung als das frühee ge-

Digitized by Google

nossene Gras, wenn es auch im Heißhunger roh gegessen wurde. Hier endlich gab auch Ehlers seine Genehmigung zum Schlachten einer großen Hündin, die die Expedition treu bis dahin begleitet hatte, doch hat Ehlers abgelehnt, das Fleisch derselben zu essen. Es wurde ein Floß gebaut, das noch drei Tagen fertig war und auf dem am 3. October Ehlers, Piering und die beiden Schwarzen Ranga und Opia die Fahrt stromabwärts antraten. Die übrigen noch überlebenden Schwarzen marschirten. Das Floß hatte, da das dazu verwandte Holz zu schwer war, einen ziemlich bedeutenden Tiefgang. Mit Mühe gelang es, für Ehlers und Piering in der Mitte des Floßes eine Erhöhung zu bauen, auf diese wurde die Geldcassette, ein Stahlkoffer mit allen Papieren, Gewehre, Patronen und einzelne Kleinigkeiten geladen und dann wurden durch Stäbe zwei Armsessel construirt. Beide Europäer, auf das Floß gebracht, sanken vor Schwäche bald in sich zusammen und schienen sofort in tiefen Schlaf gesunken zu sein. Kaum 150 Meter von der Abfahrtsstelle stieß das Floß, als es gerade an einem Felsen vorübertrieb, auf einen unter Wasser quer zur Stromrichtung liegenden Baumstamm und kenterte unmittelbar. Alles wurde ins Wasser geschleudert und Ehlers und Piering, beide scheinbar in tiefem Schlafe, der durch die körperliche Schwäche erklärt werden muß, versanken kaltlos in den Fluthen und sind auch nicht wieder an die Oberfläche gekommen; ohne Kampf sind sie kraftlos und willenlos in den reißenden Fluthen ertrunken. Ranga und Opia waren durch die Strömung in die Nähe des rechten Flußufers gerissen und es gelang beiden, je ein herunterhängendes Lianentau zu ergreifen und sich an das Ufer zu retten. Von den beiden Europäern hat keiner von ihnen wieder etwas gesehen. Der Fluß, in dem Ehlers und der Polizeiunteroffizier Piering wahrscheinlich am Mittag des 3. October 1895 den Ertrinkungstod in den Fluthen gefunden haben, ist zweifellos, nach den weiteren Erlebnissen der overwähnten Expedition zu schließen, der in früheren Karten Heath River genannte Fluß, der bei Motu-Motu in die Frischwasserbucht des Papua-Golfes mündet. Seitens des Gouvernements von Britisch-Neu-Guinea wird dieser Fluß jetzt „Lakemumu River", auch einmal „Motu-Motu-River" genannt. Die erstere Bezeichnung ist aber die officiell gebräuchliche. Ranga und Opia gelang es nach einiger Zeit, sich mit den anderen zu vereinigen, und so gingen noch 33 Schwarze das Ufer des Flusses entlang, sich den Weg fast stets mit dem Buschmesser bahnend. Nach neuntägigem Marsch waren schon elf von ihnen gestorben, zwei hatten sich verirrt, fanden sich aber später wieder ein. Die Schwarzen hatten sich daraus Kanoes und benutzten den Flußweg. Am 21. October trafen sie Eingeborene an, die sie freundlich aufnahmen und verpflegten und sie nach Motu-Motu an der Flußmündung brachten. Die Ueberlebenden der unglücklichen Expedition haben also wirklich das Ziel, das sich Ehlers gesteckt hatte, erreicht, sie sind an der Mündung des in den älteren Karten „Heath River" genannten Flusses Lakemumu an die See, den Golf von Papua, gekommen. Nur die beklagenswerthe Unterschätzung der Schwierigkeiten des Weges und damit eng verbunden die Mitnahme zu geringer Lebensmittelvorräthe haben die geplante Durchquerung verunglücken lassen. Mit genügender Nahrung versehen, wären die übrigen schweren Leiden zu ertragen gewesen, nur der Nahrungsmangel hat mit der Abnahme des physischen Widerstandes auch die moralische Kraft gebrochen und eine Lässigkeit in der Behandlung der bösen eiterigen Wunden nach sich gezogen, die für die meisten und besonders für Ehlers und Piering mit verhängnißvoll geworden ist.

* **Marburg.** Der Privatdocent der physikalischen Chemie Dr. Friedrich Wilhelm Küster hat den Titel Professor erhalten. — Prof. Behring, der sich zur Zeit auf Urlaub im Auslande befindet, gedenkt in sein akademisches Lehramt nicht mehr zurückzukehren, sondern will sich nur noch seinen wissenschaftlichen Forschungen widmen. An seiner Stelle soll Stabsarzt Dr. Weenicke, der ihn gegenwärtig im Amte vertritt, die Professur für Hygiene an der hiesigen Universität übernehmen.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. Max Fischer in Halle erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor der Landwirthschaft an unsere Universität und wird diesem Rufe Folge geben; damit ist die Frage der Wiederbesetzung der durch den Weggang Prof. Settegasts freigewordenen Professur am Landwirthschaftlichen Institut der Universität entschieden.

* **Berlin.** Prof. Dr. Paul Jacobson, Extraordinarius für Chemie an der Universität Heidelberg, ist als Generalsecretär der Deutschen Chemischen Gesellschaft hierher berufen worden. — Zur Errichtung des Hofmann-Hauses, für welches der Vorstand der Deutschen Chemischen Gesellschaft einstimmig den Ankauf des Grundstücks Siegismundstraße 4 beschlossen hat, soll außer den dafür gesammelten Geldern die Hälfte der zur Verfügung des Vorstandes stehenden „A. W. v. Hofmann-Stiftung" verwandt werden. Außerdem haben einige Mitglieder der Gesellschaft die Garantie für die noch fehlende Kostensumme und die aus dem Besitz des Grundstücks erwachsenden Lasten übernommen.

* **Breslau.** Nach der „Schles. Ztg." ist eine Neuregelung der Directorialgeschäfte des hiesigen Landwirthschaftlichen Instituts im Wege, und zwar so, daß voraussichtlich nach der bevorstehenden Ernennung des außerordentlichen Professors Dr. v. Rümker zum Ordinarius eine Theilung der Directorialgeschäfte zwischen ihm und Prof. Dr. Holdefleiß stattfinden wird. Prof. v. Rümker hat den an ihn ergangenen Ruf nach Halle abgelehnt. — Außerdem soll, wie die nämliche Zeitung hört, der Privatdocent Dr. Skutsch, der von der philosophischen Facultät als Nachfolger des nach Wien berufenen Prof. Dr. Marx vorgeschlagen ist, zum ordentlichen Professor der classischen Philologie ernannt werden.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe u. Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts

mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus.

Vierter Band.

Beiträge zur Reichsgeschichte 1535—1555

von

August von Druffel.

Ergänzt und bearbeitet

von

Karl Brandi.

Preis M. 20.—

Der

Augsburger Religionsfriede

vom 25. September 1555.

Kritische Ausgabe des Textes bearbeitet

von

Dr. Karl Brandi.

(Sonder-Ausgabe aus Briefen und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. IV.)

Preis Mark 1.20. [10131]

M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung (C. Himmer) München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (8758)

Der Verkehr des Christen mit Gott.

Im Anschluß an Luther dargestellt

von

Dr. W. Herrmann,

Professor an der Universität Marburg.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser zeigt in seinem Buche, wie nun in den Kreisen der Ritschlschen Schule ein neues warmes Interesse an Luthers grundlegenden religiösen Positionen gewonnen hat und diese für die Gegenwart wieder geltend zu machen sucht. Das nunmehr in dritter Auflage erschienene Werk ist wohl das beste Buch, um auch evangelische Laienkreise für die religiösen Fragen zu interessieren und über sie zu verständigen, die gegenwärtig unter den Theologen verhandelt werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kert in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 18. Juli. Nummer 165.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Shakespeare's Hamlet von Kuno Fischer. I. Von Dr. Ernst Traumann. — Die Enquete über die Wiener Frauenarbeit. Von Dr. Ludwig Schüller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Shakespeare's Hamlet von Kuno Fischer.

Von Dr. Ernst Traumann.

I.

Als Kuno Fischer vor zwei Jahren in diesen Blättern[1]) in einer Besprechung des Löning'schen Werkes über Shakespeare's Hamlettragödie, worin er in wesentlichen Punkten seine abweichenden Ansichten bereits angedeutet hatte, die nähere Ausführung seiner Gedanken einer eigenen Schrift vorbehielt, durften alle Freunde Shakespeare's dieser Arbeit mit gespanntester Erwartung entgegensehen. Der Analyse unsres größten Dichters, den Bemühungen unsrer ersten Aesthetiker und unsrer besten Kritiker war es nicht gelungen, das Räthsel dieses tiefsinnigen Dramas zu lösen. Hier harrte Kuno Fischers eine Aufgabe, die wie die Erklärung des Goethe'schen Faust seine eigenste Begabung, die Vereinigung philosophischen Denkens mit intuitivem Erfassen des rein Künstlerischen, geradezu herausfordern mußte. Auch durfte man die sichere Hoffnung hegen, daß sich der Verfasser seines Vorhabens in jener Form entledigen würde, die alle seine Erzeugnisse zu Werken der schönen Literatur stempelt. Diese Erwartungen sind in der Schrift,[2]) wie sie uns nunmehr vorliegt, auf das glänzendste erfüllt worden.

Die epochemachende Arbeit Kuno Fischers — um ihre Bedeutung sogleich festzustellen — zeigt sich in vollem Lichte, wenn man bedenkt, wie die Hamletfrage kurz vor ihrem Erscheinen stand. Die weit über ein Säculum währende deutsche Hamletkritik, die eine Literatur von geradezu unerhörtem Umfang hervorgerufen hatte, glaubte Richard Löning vor drei Jahren mit seiner Erklärung, die er als völlige Lösung des Räthsels proclamirte, endgültig abgeschlossen zu haben. Aus seinem gründlichen und fleißigen Werke — dem weitaus umfangreichsten der ganzen Hamletliteratur — trat uns eine Auffassung der Tragödie und eine Schilderung ihres Helden entgegen, die dem Leser die Frage aufdrängte: Gehört dieses Werk und diese Gestalt in der That Shakespeare an? Hier sollte der Dichter, dessen tragische Helden von Kraft und Willensstärke strotzen, einen trägen Sophisten zum Mittelpunkt seiner Handlung gemacht haben, einen Menschen, der weder Plan noch Ziel habe. Ja, das Wort Goethe's, daß der Held keinen Plan habe, aber das ganze Stück planvoll sei, war hier auf die Spitze getrieben worden in der Behauptung, auf der Planlosigkeit Hamlets beruhe geradezu der Plan der Dichtung. Die hohe Tragik Shakespeare's, die den ganzen Weltlauf und das Uebersinnliche sich dienstbar macht, ward hier in den ärmlichen Mikrokosmos des einzelnen Menschen gebannt und in dem Siege des „Blutes“ über das „Urtheil“ gefunden. In diesem Blut, im Temperament Hamlets, so meinte Löning, sei das Räthsel zu suchen, mit seiner Entdeckung, daß der Held zugleich melancholisch und cholerisch sei, wäre es gelöst. Das Temperament Hamlets das Wesentliche dieses hohen Geistes, das Blut Hamlets das Entscheidende in dieser tiefsinnigsten aller Tragödien! Sind Blut und Temperament Hamlets seinen Gefühlen und Gedanken, seinem Leid und Schicksal gegenüber nicht vielmehr nur die „Geberden, die man spielen könnte“? Ist hier nicht aus bitterem Scherz bitterer Ernst gemacht worden, mit einer Methode, die den Geist des genialen Hamlet, wie dieser den des großen Alexander, in seine Körperbeschaffenheit aufgehen läßt? Muß man nicht angesichts dieses Verfahrens kopfschüttelnd wie Horatio die Worte brauchen: „Die Dinge so betrachten, hieße sie allzu spitzfindig betrachten“?

Das Buch Fischers athmet einen anderen Geist. Hier haben wir eine Untersuchung großen Stiles vor uns. Nirgends verliert sich sein Verfasser in Kleinigkeiten, überall geht er auf das Wesentliche aus. Stets weiß er das geistige Band aufzuzeigen, das die Theile im Innersten zusammenhält. Ganz in der Welt des Dichters und dessen Schöpfung lebend, erfaßt er diese in ihrem Kern und läßt sie daraus als ein organisches Gebilde nochmals entstehen. Wie er sich als echter Philosoph bewußt ist, daß — auch dem schaffenden Dichter — das Ganze vor den Theilen ist, so erblickt er den „Hauptmangel aller bisherigen Hamletkritik darin, daß sie ihren Ausgangspunkt von der Person des Helden genommen und sich von hier aus über die Fabel und den Gang des Stückes zu orientiren gesucht hat“, und kennzeichnet seine eigene Methode: „Wie leicht wäre der umgekehrte Weg besser und sicherer gewesen, wenn sie in der Fabel den Plan des Dichters erkannt und nun von hier aus, d. h. aus dem Ganzen versucht hätte, in den eigenthümlichen Charakter des Helden einzudringen!“

Auch die Geschichte der Hamletkritik, die er im ersten Theil seines Buches behandelt, liegt als ein Ganzes vor seinen Augen. In dieser Anschauung gewinnt seine Darstellung einen so hohen Flug und Gesichtspunkt, daß er — gewissermaßen aus der Vogelperspective — auf die höchsten Spitzen wie auf die letzten Ausläufer jener Literatur gleichmäßig herabzublicken vermag. Wenn er die „Typen der älteren Hamletkritik“ betrachtet und die Auffassung Voltaire's, dem der germanische Geist Shakespeare's so fremd war, der Lessings gegenüberstellt, in dessen berühmtem Literaturbrief sich eine dem britischen Dichter so congeniale Denkweise ausspricht, wenn er die elegische Schilderung Goethe's im Wilhelm Meister auf die Wertherstimmung zurückführt, in den Jugendwerken Schillers mit ihrem tragisch-pessimistischen Zuge die Hamletverwandtschaft nachweist und zeigt, wie Schopenhauer, der sich Hamlet nicht bloß dem Geiste, sondern auch dem Schicksal nach verwandt gefühlt habe, den Charakter des Dänenprinzen mit Vorliebe zur Illustration seiner Lehre

[1]) Beilage zur Allgem. Ztg. Nr. 48 vom 27. Februar 1894: „Ein neues Werk über Hamlet und das Hamletproblem“ von Kuno Fischer.

[2]) „Shakespeare's Hamlet“ von Kuno Fischer. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1896.

benützte — dann fühlen wir uns mit Fischer auf den Höhen und in der Atmosphäre wahrer Literatur- und Geistesgeschichte. Wir steigen mit ihm herab zu den „Irrgängen der neueren Hamletkritik" und erfahren, wie, der Zeitphilosophie oder der Zeitstimmung entsprechend, im Kopfe Börne's Hamlet zum Feigling, in der Vorstellung Schlegels und der Hegelianer zum Gedankenheld und Grübler wird, wie Freiligroth und Gervinus den kraftlosen Träumer zur Folie ihrer politischen Meinungen machen. Spiegelte sich in diesen Erklärungen noch das, was man den Geist der Zeiten heißt, so beleuchtet Fischer in „den Abwegen der jüngsten Hamletliteratur", den Schilderungen Rümelins, Werders, Baumgarts, Grimms, Geßners, Poulsens, Lönings, der Herren eignen Geist. Seine Darstellung, die in knappster und bündigster Weise die Abwege als solche kennzeichnet, sprüht von köstlichstem Humor. Nach Rümelin ist die Sphinx, die Schlegel in der räthselvollen Hamlettragödie sah, in der Nähe betrachtet nur ein Monstrum, nach Werder existirte sie entweder nur im Gehirn der unverständigen Kritiker oder bis zu dem Augenblicke, wo er, Werder-Oedipus, sie vom Felsen gestürzt habe; Baumgart aber erscheint sie wieder, dessen Hamlet die feierlich übernommene Rachepflicht nicht ausführen kann und, dem Esel des Buridan vergleichbar, zwischen Pietät und Vernunft tragisch verhungern muß. Grimm verlegt dieses Welträthsel in das Innere Hamlets; denn der kluge Prinz leidet in seiner zweckwidrigen Handlungsweise an der englischen Nationalkrankheit, am Spleen. „Es sollte mich wundern," — prophezeit hier Fischer — „wenn diesen Abweg die Hamletkritik, nachdem sie das psychologische und pathologische Räthsel passirt hat, nicht bis zu seinem physiologischen punctum finale verfolgte und uns am Ende den Hamlet aus seiner Blut- und Leibesbeschaffenheit erklärte: „Er ist fett und kurz von Athem." — Wenigstens sind wir über den Sonnenstich beruhigt, den uns Herr Grimm schon befürchten ließ, da eines der ersten Worte Hamlets lautet: „ich habe zu viel Sonne!!" Die Physiologen erscheinen in Geßner und Löning, die Hamlets Wesen und Verhalten aus dem Naturell und Temperament erklären wollen, das nach der Auffassung des letzteren „melancholisch, phlegmatisch und cholerisch zugleich sein soll: schwerblütig, kaltblütig und heißblütig." „Es würde nicht schwer sein," meint Fischer, „auch die sanguinische Ader in Hamlet nachzuweisen, so daß sein Wesen gleich einer Windrose sich in alle Himmelsgegenden des Temperaments erstreckt und durch alle hindurchläuft." Als eine besondere Spielart der Hamleterklärung hatte noch Paulsens Abhandlung erwähnt werden müssen, deren Hauptfehler, Hamlet nicht bloß als den Träger, sondern auch als den Gegenstand der pessimistischen Betrachtungsart zu fassen, Fischer ebenso schlagend aus ihrer polemischen Tendenz herleitet, wie er einige kleine Irrthümer ergötzlich feststellt.

So sind die Verirrungen der bisherigen Hamletkritik dargethan. Die Vorstellungen der Erklärer waren falsch, weil sie mit ihrem Gegenstand, der Hamletfabel als dem Grundriß und Plan der Tragödie, nicht übereinstimmten, wie Fischer in logischer Schärfe ausspricht und in einem kurzen Resumé beweist. Die Aufgabe ist begründet und festgestellt, sie gilt der Erklärung der Hamlettragödie Shakespeare's, die der zweite Abschnitt des Buches unternimmt.

Der große Zug, den Fischers Darstellung im ersten Theile trug, als er die bisherigen Hamleterklärer Revue passiren ließ und seiner Kritik unterzog, zeigt sich auch in der Art und Weise, wie er die Hamlettragödie vor uns entstehen läßt. Ganz von seinem Thema erfüllt, theilt sich unwillkürlich seiner Schilderung der Pulsschlag der Dichtung selbst mit. Seine Darstellung ist dramatisch. Wir sehen förmlich Shakespeare bei der Arbeit, wie er seine Quelle benützt, die in dem Rohstoff der Sage enthaltenen Figuren und Züge ausprägt oder abändert, ja in ihr Gegentheil verkehrt. Die bedeutungsvolle Frage, die sich unserm Forscher aufwirft und die schon eines der Hamletprobleme in sich birgt: „Was hat Shakespeare bewogen, den Hamletcharakter von Grund aus umzugestalten, ihm zwar die Züge der Klugheit und List, auch der Kühnheit und heldenmüthigen Gesinnung in voller Stärke zu lassen, aber alles herkulische Wesen, alles massive Heldenthum, das mit der Knute dreinschlägt und sich Raum schafft, abzusprechen?" beantwortet sich ihm sofort aus der Natur des tragischen Dichters: „Die Sage mochte sich dabei beruhigen, daß der Charakter und die Schicksale Amleths, natura und fortuna, die gewaltige Macht jener und die Ungunst dieser in Widerstreit waren; ein tragischer Dichter von Shakespeare's Art mußte in den Schicksalen die Wirkungen des Charakters sehen und den letzteren daher so anlegen und umgestalten, daß derselbe noch den Gesetzen seiner Natur sein Schicksal erfüllt." Wir blicken mit ihm in die geistige Werkstätte des Dichters, in der sein Brutus dem Hamlet nicht nur benachbart, sondern auch verwandt ist, ja wir sehen selbst diese Beziehungen entstehen, wenn Fischer in einer geradezu genialen Inspiration uns in der Vertheidigungsrede des Amleth das Modell der Brutusrede im Julius Caesar vor Augen hält. Wir beachten die Verwandtschaft der Oldenburgs mit den Stuarts, die schon früh den Blick der englischen Tragödiendichter auf die dänische Sage vom Amleth hinlenken mochten und wohl auch den verlorenen „Ur-Hamlet" zeitigten. Wir erleben mit Shakespeare die ergreifenden Trogödien der Elisabethonischen Zeit, die „modernen Hamletgeschichten", die Unthat der Maria Stuart, die den König Darnley, ihren Gemahl, ermorden ließ und Bothwell, seinen Mörder und ihren Buhlen, heirathet, der späterhin auf Seeland stirbt, sowie die geheimnißvollen Abenteuer Leicesters: die Verführung und Heirath der Gräfin Essex. Alles drängt zur Dramatisirung der Hamletsage. Die Umrisse der Dichtung werden schärfer. Wir erfahren, daß beim Tode Friedrichs II. von Dänemark (1588) Jörgen Rosenkrantz den Reichsapfel, Peter Gyldenstjerne das Reichsschwert trug. Das Drama gewinnt eine locale Physiognomie, deren die Sage entbehrt, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Friedrich II. im Jahre 1586 das Festungsschloß Kronborg in Helsingör erbauen ließ, daß englische Komödianten im gleichen Jahre im dortigen Rathhause gespielt, und wir frogen mit Fischer: „Wäre es ganz undenkbar, daß Shakespeare selbst, der im Jahre 1585 von Stratford nach London gekommen war und dessen Schicksale uns während der nächsten Jahre völlig dunkel sind, Helsingör mit eigenen Augen sah?"

Eines der offenkundigsten Geheimnisse der Darstellungskunst Fischers, womit er am meisten überzeugt, ist die prägnante Art, die Kürze seines Ausdrucks. Es ist kein betäubendes Schlagwort, sondern ein blitzartig erleuchtender Gedanke, das Resultat intuitiver Erkenntniß, wenn er den Zeitraum von mehr als einem halben Jahrtausend, worin das Stück spielt und die Wikingergestalten des alten Hamlet und Norweg, das England, wie es unter Knut dem Großen, dem Dänenkönig, tributpflichtig ist, das Wittenberg der Reformation und die euphuistischen Theaterzustände der Elisabethonischen Zeit nebeneinander bestehen läßt, wenn er die widerspruchsvolle Chronologie der Tragödie kurz mit dem Begriff „Shakespearische Mythologie" erklärt. Dieses Wort sagt weit mehr als die subtilste Rechnung, es sagt alles, weil es das elementarste Wesen der Hamlettragödie, die einen mythischen Charakter trägt, trifft und erleuchtet. Wir sind schon im Gebiete der Dichtung selbst. Fischer stellt bereits ihr Thema fest. Es ist die Rache in dreifacher Gestalt, vertreten durch drei Söhne, die den erschlogenen Vater zu rächen haben: Fortinbras, Laertes und Hamlet. Die beiden ersten Gestalten sind von Shake-

Digitized by Google

speare frei erfunden, die Sage weiß nichts von ihnen; sie sind Parallel- und Contrastfiguren, welche die dritte sowie das ganze Thema beleuchten und erhöhen. Sie sind auch die Seele der Neben- und Gegenhandlung, deren zwei Kreise sich mit der Action Hamlets als dem dritten zum Ganzen verschlingen. Fortinbras, der nur die verletzte Waffenehre rächt, bringt „die gefahrvolle Zeitlage", innerhalb welcher die Rache Hamlets sich abspielt, zu dessen tragischem Schicksal es gehört, daß er in ihrer Ausübung die Blutschuld der Tödtung des Polonius auf sich lädt. Diese will Laertes sühnen. Er ist der Bluträcher. Er ist das „Gegenbild" Hamlets, wie Fortinbras dessen „Vorbild" — wiederum treffende Worte Fischers, deren Sinn sich uns im Fortgang seiner Untersuchung in seiner tieferen Bedeutung erklärt.

Die Enquete über die Wiener Frauenarbeit.

Von Dr. Ludwig Schüller.

Keinem Besucher der Menzelausstellung, welche die Wiener Künstlergenossenschaft im Winter dieses Jahres veranstaltete, dürfte das Bild „Im Eisenwerk" entgangen sein: die Arbeiter, sehnige, kraftstrotzende Gestalten, um einen weißglühenden Erzblock beschäftigt; alle Muskeln aufs äußerste angestrengt, alle Kräfte, die ganze Aufmerksamkeit der Bewältigung des gluthhauchenden Kolosses zugewendet. Die schaffende und kämpfende Arbeit, welche die Natur unter das Machtgebot des Menschen zwingt. Und im Hintergrunde sah man ein Weib feiernden Arbeitern ihr kärgliches Mittagbrod bringen, eine Marketenderin für die Mannen der Arbeit. Mit wie derber Realistik das Bild auch gemalt zu sein scheint, es idealisirt dennoch. Der Sonnenstrahl, den der Künstler in das Düster der Werkstatt leuchten läßt, die Gestalt der Frau oder Tochter, welche dem Arbeiter sein Essen bringt, ihm durch ihr Geplauder die Pause versüßend und durch ihre Gegenwart daran erinnernd, daß seiner nach Feierabend ein trauliches Heim warte — er findet seinen Weg nicht mehr in die Werkstätten der arbeitenden Classe. Das Weib ist nicht mehr Marketenderin und Pflegerin im Kampfe ums Dasein, sie ist Kämpferin geworden und streitet nicht immer Schulter an Schulter mit dem Manne, sondern kehrt ihre Waffen nur zu oft gegen ihn; steht sie ihm auch an physischen Kräften nach, so hat sie doch im wilden Gedränge des Lebens eine viel furchtbarere Waffe zu Gebote, als die Muskelkraft es ist: sie vermag zu hungern und zu entbehren, wie kein Mann es aushalten würde, und kann ihren standard of life auf ein Niveau herabdrücken, auf welchem für den Mann die Existenzmöglichkeit überhaupt aufhört.

Für den größten Theil der Frauen ist der Emancipationskampf längst ausgefochten. Von dem mancipium des Mannes sind sie befreit, aber in das des Hungers und der Entbehrung sind sie gekommen. Für sie ist die Frage, ob einige hundert Frauen der höheren Classen den Doctorhut erlangen können oder nicht, vorderhand noch so ziemlich gleichgültig, und es war ein nicht uninteressantes Schauspiel, als heuer im Winter bei Gelegenheit der öffentlichen Discussion über die neue Gesindeordnung die Arbeiterinnen an die Vorkämpferinnen der bürgerlichen Frauenbewegung die Mahnung richteten, sie sollten erst selbst zeigen, daß sie auch Schwächeren gegenüber Vorurtheilslosigkeit und Sinn für Fortschritt bethätigten, bevor sie dies von anderen verlangten. In Wien hat sich in der Frauenbewegung von allem Anfang an eine Trennung der bürgerlichen Emancipationsbestrebungen von denen des weiblichen Proletariats vollzogen und nicht erst wie in anderen Ländern bei allmählicher Concretisirung der Ziele. Nur in dem Zweigverein der deutschen ethischen Gesellschaft macht sich diese Scheidung nicht so sehr bemerkbar und im Schoße dieses Vereines wurde auch die Frage aufgeworfen, warum die Oeffentlichkeit sich immer nur mit den wenigen tausend arbeitslustigen gebildeten Frauen beschäftigt, um das Loos von Millionen hart frohndender Arbeiterinnen sich aber nicht kümmert. Dieser Gedanke wurde von den Fabians, einer Gesellschaft, welche nach dem Muster der gleichnamigen englischen Vereine socialpolitisches Verständniß in weitere Kreise zu tragen bemüht ist, aufgegriffen und es bildete sich unter dem Vorsitze des Professors v. Philippovich eine Commission aus Socialpolitikern und Parlamentariern, welche es sich zur Aufgabe stellte, die Lage der arbeitenden Frauen Wiens in einer Enquete einer Untersuchung zu unterziehen.

Die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Unternehmen entgegenthürmen, sind allerdings sehr groß. Gibt es doch in Wien unter 702,597 Angehörigen des weiblichen Geschlechtes 211,474 Arbeiterinnen und Dienstmädchen, und auch unter den 102,030 „selbständigen" berufsthätigen Frauen befinden sich Tausende von Heimarbeiterinnen, so 9062 Weißnäherinnen, 3276 Schneiderinnen, 4364 Flickerinnen u. s. w., welche ja auch alle der arbeitenden Classe angehören. Es wäre natürlich ein vergebliches Beginnen, auf dem Wege der Veranstaltung einer Enquete eine erschöpfende Darstellung des Looses dieser Arbeiterinnen gewinnen zu wollen. Da aber andererseits das Ergebniß der Umfrage gar zu dürftig gewesen wäre, wenn man sich einzig damit begnügt hätte, im allgemeinen ein Bild von der traurigen Lage der Arbeiterinnen zu geben, so wurde bei der Fragestellung das Hauptgewicht auf diejenigen Momente gelegt, welche den Weibcharakter der Arbeiterin sowie ihr Verhältniß zu ihrem männlichen Genossen betreffen. Um der Untersuchung den Charakter möglichster Objectivität zu geben, forderte die Commission Vertreter fast sämmtlicher parlamentarischer Parteien zum Eintritt auf, und es betheiligten sich auch thatsächlich Liberale und Jungtschechen, Antisemiten, Socialdemokralen und Conservative an der Fragestellung. Eine Completirung erfuhr die Commission durch die Zuziehung mehrerer Damen, welche natürlich in vielen Fällen durch ihre genauere Kenntniß der weiblicheu Bedürfnisse besonders werthvolle Dienste leisteten — jedenfalls ein neuer Beweis für die Zweckmäßigkeit des weiblichen Gewerbeinspectorates für Betriebe, in denen vorzugsweise Frauen beschäftigt sind. Es war nicht uninteressant, die hochconservative Baronin Vogelsang an der Seite der Arbeiterführerin Papp-Dworzak und mehrerer Bürgerfrauen an den Verhandlungen sich betheiligen zu sehen.

Was den Vorgang bei der Fragestellung selbst anlangt, so war es zum Hauptprincip erhoben worden, die Expertinnen nur nach von ihnen selbst gemachten Wahrnehmungen zu befragen. Man hatte sich an die Gewerkschaften mit der Einladung zur Betheiligung gewendet und in Folge eines Aufrufes in den Tagesblättern meldeten sich Expertinnen wohl auch aus eigener Initiative oder wurden nicht selten auch von ihren Arbeitgebern direct vor die Commission beordert, in welch letzteren Fällen man es allerdings meistens mit Musterbetrieben zu thun hatte. Denn im allgemeinen herrschte in Unternehmerkreisen eine der Enquete nichts weniger als freundliche Stimmung und es mußte sich z. B. das Präsidium der Wiener Handelskammer wegen der bereitwilligen Ueberlassung der für die Sitzungen nöthigen Räumlichkeiten von seiten vieler Kammermitglieder herbe Vorwürfe gefallen lassen. Die Sitzungen selbst waren nicht öffentlich, weil man Maßregelungen der Expertinnen fürchtete, wie sie auch trotz aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln in einzelnen Fällen stattfanden. Aber

Digitized by Google

Tag für Tag wurden in sämmtlichen Tagesjournalen Berichte über den Verlauf der Sitzungen veröffentlicht, um so doch der Controle durch die Oeffentlichkeit nicht zu entbehren. Dieser Vorgang bewährte sich vorzüglich, denn die Unternehmer, welche sich anfangs geweigert hatten, vor der Commission zu erscheinen, suchten jetzt selbst darum an, vernommen zu werden, und zwar waren dies entweder Besitzer von Musterbetrieben, die vor der Oeffentlichkeit documentiren wollten, daß die gerügten Uebelstände bei ihnen nicht zu finden seien, theils Unternehmer, die durch die Aussagen der Expertinnen besonders stark bloßgestellt waren und nun erschienen, um sich zu vertheidigen. Je länger nun die Untersuchungen dauerten, um so mehr verstummten die anfänglichen Bemängelungen, daß meist Uebertreibungen zu Protokoll gegeben würden. Die Commissionsmitglieder hatten überhaupt von allem Anfang an den Eindruck gewonnen, daß die erschienenen Frauen sich ihres Elends eher schämten, als daß sie es möglichst grell zu malen versuchten, und öfter als einmal hörte man eine arme Mutter unter Thränen sagen: „Es is a Schand, daß man den Kindern nix besseres geben kann, aber man bringt es nicht heraus.“ Die Depositionen der Unternehmer nun deckten sich mit Ausnahme weniger Differenzpunkte vollständig mit den Aussagen der Expertinnen, welche auch von dem stets anwesenden Gewerbeinspector und den Beamten der interessirten Ministerien, welche nur selten fehlten, nur in wenigen Fällen desavouirt wurden.

Am Beginne jeder Sitzung gab ein Werkmeister der betreffenden Branche detaillirte Aufklärungen über den Productionsproceß, damit die so informirten Commissionsmitglieder bei ihrer Fragestellung auf die Besonderheiten jedes einzelnen Gewerbes Rücksicht nehmen könnten. Es wurden 40 Sitzungen von vier- bis fünfstündiger Dauer abgehalten und über 300 Expertinnen aus allen Branchen, in welchen Frauen in größerer Anzahl Verwendung finden, vernommen. Der Erfolg war höchst überraschend. Während nämlich die Commission bei aller Umsicht, welche bei den Vorbereitungen angewendet worden war, doch sich hatte mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß eventuell nur an und für sich interessante, aber darum doch keinen allgemeinen Schluß zulassende Details zur Sprache kommen würden, zeigte es sich im Verlaufe der Sitzungen, daß abgesehen von individuellen Einzelheiten die Aussagen der Expertinnen einander oft bis ins Detail glichen, so daß man bald ein Gesammtbild des Loses der arbeitenden Frauen gewann. Abend für Abend hörte man dasselbe Lied, aber es war eine traurige Melodie.

Was die Löhne anlangt, so muß man sich natürlich an den Durchschnitt halten und von einzelnen besonders hoch dotirten Posten — erhalten doch z. B. einzelne Fräuleins in Damensalons 120 fl. monatlich — ebenso absehen wie von den Hungerlöhnen, die besonders bei den Nadelarbeiterinnen fast die Regel bilden. Wurde doch festgestellt, daß Nählöhne von 5 kr. für ein Herrenhemd vorkommen, und in einzelnen Betrieben die Arbeiterinnen für das Nähen von einem Dutzend Corsets 1 fl. 20 kr., für eine Schürze oft gar nur einen Kreuzer erhalten. Doch abgesehen von solchen Abnormitäten ergibt sich für das Gros der Arbeiterinnen, wenn man sowohl die best- als die schlechtgezahltesten Betriebe außer Acht läßt, — und von den 108,135 Wiener Arbeiterinnen verdient sich fast die Hälfte den Unterhalt mit der Nadel, gehört also der mindest gut gezahlten Kategorie an — ein Durchschnittslohn von 4 fl. 20 kr. wöchentlich; was durchaus nicht zu niedrig gegriffen erscheint, wenn man die in der Enquete gemachten Erfahrungen z. B. mit dem Berichte der Troppauer Handelskammer vergleicht, aus welchem sich für die schlesischen Arbeiterinnen ein Durchschnittslohn von 3 fl. wöchentlich ergibt. Nun stellt sich das Budget einer Wiener Arbeiterin nach den Aussagen aller Expertinnen beiläufig in folgender Weise dar: Nur die allerwenigsten sind im stande, sich ein Zimmer zu miethen, sondern die meisten nehmen ein Bett, wofür sie 80 kr. bis einen Gulden pro Woche zahlen müssen. Für Schuhe, Kleider und Wäsche sind 60 kr. wöchentlich zu rechnen, ohne daß aber dafür ordentliche Waare gekauft werden könnte, da eben alles auf Raten bezogen werden muß und daher theuer und schlecht ist. Wie traurig es mit der Garderobe der Arbeiterinnen bestellt ist, hatte man oft genug Gelegenheit zu erfahren; so erklärten z. B. die Angehörigen der Bettwaarenbranche, sie könnten nicht vor der Commission erscheinen, weil sie sich schämten, in ihrer dürftigen Kleidung sich zu zeigen. Andere wieder erzählten, daß sie ihre Wäsche und Röcke am Sonntag auswaschen und dann am Montag wieder anziehen. Da die Wienerin nun sehr viel auf Kleidung hält und jedes bessere Dienstmädchen den größten Theil seines Lohnes auf die Toilette verwendet, ist es augenfällig, daß nur die bitterste Noth die Mädchen dazu zwingen kann, auf anständige Kleidung zu verzichten. Mit den übrigen 2 fl. 60 kr. soll dann die Arbeiterin für ihre Nahrung sorgen. Dieser Betrag würde nun trotz der hohen Wiener Lebensmittelpreise genügen, die leiblichen Bedürfnisse der Arbeiterin, wenn auch nur in bescheidenem Maße, zu befriedigen, freilich nur dann, wenn sie für gar niemand anders zu sorgen hat und keinen Kreuzer auf Vergnügungen ausgibt. Denn das Frühstück stellt sich auf 5 kr., das Mittagmahl auf 20 kr., die Jause wieder auf 5 kr. und das Abendessen auf 10 kr., wobei allerdings nur sehr selten Fleisch genossen werden kann.

In der Enquete aber gaben mit Ausnahme verheiratheter Expertinnen, deren Mann einen hohen Lohn bezieht und solcher, die anderweitig unterstützt werden, fast alle Arbeiterinnen Gemüse und Kaffee als ihre Hauptnahrungsmittel an. Kaffee am Morgen, Nachmittag und Abend, nicht selten auch zu Mittag, oft nur kalt genossen, „weil der Meister den Geruch nicht verträgt“.

Auffallenderweise wurden Kartoffeln fast nie als Nahrungsmittel angegeben. „Sie sind zu fad.“ Kaffee aber wirkt anregend, daher seine Beliebtheit. Allerdings wurde constatirt, daß fast durchgehends Surrogate, und zwar nicht selten von der zweifelhaftesten Qualität zur Verwendung gelangen. Mehr als 20 oder 25 kr. geben nur wenige Arbeiterinnen für ihre tägliche Nahrung aus.

Wodurch sie zu diesem ewigen Hunger gezwungen werden, wurde klar, als man der Frage der Arbeitslosigkeit näher trat. Vielleicht vier Fünftel der Expertinnen haben fast drei Monate im Jahre gar keine Arbeit und eine andere, nicht zu kurze Zeit hindurch sind sie nicht voll beschäftigt. Am härtesten macht sich die todte Saison bei den Nadelarbeiterinnen fühlbar. In der Nähbranche herrscht im Sommer fast vollständige Geschäftsstille und nur verhältnißmäßig wenig Betriebe arbeiten auf Lager. In vielen Kleidersalons bleibt z. B. nur eine einzige Arbeiterin angestellt. Nicht viel besser ist es in vielen fabrikmäßigen Betrieben, wo aus Mangel an Beschäftigung das Gros der Arbeiterinnen einfach entlassen werden muß. In anderen wiederum müssen die Mädchen in der Werkstatt erscheinen und dort, ohne für ihre Zeitversäumniß entschädigt zu werden, auf Arbeit warten, „weil der Unternehmer nicht will, daß die Leute erfahren, er habe nichts zu thun“. Die Mädchen erzählten, daß sie vor den stille stehenden Maschinen sitzen und Strümpfe stricken.

Wie leben nun die Mädchen während dieser Zeit? Natürlich soll hier nur von denen die Rede sein, welche sich auch von der bittersten Noth nicht in die Arme der Prostitution treiben lassen.

Digitized by Google

Sie hungern einfach. „Ich spare mir am Mittagessen ab und mache Schulden beim Greißler", hörte man sie sagen. Wie ein aus Gemüse bestehendes Mittagbrod, von dem man sich noch etwas abspart, aussieht, kann sich wohl jeder denken. Aber auch bei der größten Sparsamkeit sind kleine Schulden nicht zu vermeiden, welche die Arbeiterin zur Zeit, wo sie Arbeit hat, pünktlich zurückzahlen muß, um ihren Credit nicht zu erschüttern. So kommt sie nie dazu, sich ordentlich ernähren zu können, und hat im wahren Sinne des Wortes fortwährend gegen den Hunger anzukämpfen. Daher auch der müde, schlaffe Zug in den Gesichtern aller Expertinnen und die trostlose Hoffnungslosigkeit, welche aus ihren Blicken sprach.

Um eine Vorstellung von der Art der Aussagen zu geben, sei hier die einer Arbeiterin aus der Confectionsbranche auszugsweise mitgetheilt. Diese Deposition gehört zu den wenigst krassen während der ganzen Enquete und verdient Glaubwürdigkeit, weil sie in Gegenwart eines Großunternehmers dieses Geschäftszweiges abgegeben wurde, der gegen die gemachten Angaben keinen Widerspruch erhob.

Das Mädchen sagte unter anderem: „Ich bin Mantelnäherin und seit 6 Jahren in einem Betriebe beschäftigt, muß aber jährlich 3—4 Monate aussetzen. Bei minderen Arbeiterinnen dauert die todte Saison noch länger, da sie früher entlassen werden. Ein einziges Fräulein bleibt das ganze Jahr. Gezahlt wird für das Nähen eines wattirten Radmantels ein Gulden, für eine Pelerine 10 kr. mehr. Eine sehr fleißige Arbeiterin, welche Arbeit nach Hause nimmt, verdient 6 fl. wöchentlich, wovon sie aber noch das Petroleum, das sie bei der Arbeit verbrennt, bezahlen muß. Will sie es aber auf 6 fl. bringen, dann muß sie im Geschäfte von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends und dann noch 3—4 Stunden zu Hause arbeiten. Leistet sie weniger, so heißt es gleich: „Sie versitzen mir hier den Platz, ich bekomme andere, die mehr machen." Die Männer bekommen für dieselbe Arbeit um 10 kr. pro Mantel mehr. Die Chefin begründet dies damit, daß der Mann mehr zum Leben braucht. Die Lehrmädchen erhalten durch zwei Jahre gar keine Entlohnung, auch nicht die Kost. Die Nahrung der Arbeiterinnen bildet Wurst und Kaffee. Oft kaufen sich zwei zusammen auch eine Flasche Bier. Diese und ein Stück Brod bildet dann ihr Mittagmahl. Gabelfrühstück und Jause wird überhaupt nicht eingenommen. In der Werkstätte herrscht großer Staub, besonders von der Watte. In einem Locale waren die Fenster im Winter vernagelt, um an Heizung zu ersparen. Vergnügen kann ich mir gar keines gönnen. Ich lebe mit meiner Mutter zusammen, die wöchentlich 4 fl. verdient. Wir zahlen für Küche und Cabinet 7 fl. pro Monat. Wenn wir das ganze Jahr Arbeit hätten, könnten wir ganz gut auskommen. So leiden wir meistens Hunger und kommen aus den Schulden nicht heraus."

Ob dieses Mädchen, dessen Lage im Vergleich zu der vieler anderer Expertinnen noch ziemlich gut genannt werden muß, es Rückert wohl glauben würde, daß die „Frauen sind genannt von freuen"?

Ueberhaupt drängte sich den Theilnehmern der Enquete mit der Zeit immer mehr die Erkenntniß auf, daß die arbeitende Frau im Laufe der Jahre ihren Frauencharakter allmählich ganz einbüßt. Während die Vorkämpfer der Frauenemancipation im Interesse der beruflichen Selbständigkeit auf die Bewahrung der sogenannten echten Weiblichkeit wenig Werth legen, die Verehrer der letzteren die materielle Wohlfahrt gegen die Bewahrung des echten Weibcharakters in den Hintergrund gestellt wissen wollen, hat die Enquete mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die stohnende Frau unter den herrschenden Verhältnissen ihre Weiblichkeit verliert — und dabei hungert.

Die meisten der Expertinnen waren ledig, wie es denn unter den Wiener Arbeiterinnen überhaupt nur 15,768 verheirathete gibt, ein verschwindend kleiner Procentsatz, wenn man bedenkt, daß es sich hier um die verhältnißmäßig heirathsfähigsten Altersclassen handelt. Denn die bei weitem überwiegende Mehrzahl der arbeitenden Frauen steht in einem Alter von unter 30 Jahren. Wohin die älteren sich wenden, konnte in der Enquete nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Ein großer Theil bildet unstreitig den Grundstock der 16,853 Bedienerinnen und vacirenden Dienstboten, welche die statistische Centralcommission zu den „selbständigen" Berufen zählt. Viele andere erliegen den Strapazen der Arbeit. Es wurde nämlich festgestellt, daß das Accordsystem die vorherrschende Art der Entlohnung bildet, und bei den niedrigen Lohnsätzen ist es nur natürlich, daß die Frauen jede Rücksicht auf ihre Gesundheit der Erreichung eines höheren Lohnes hintansetzen. Beinahe alle klagten über Husten und „schwache Brust", Vorläufer der Tuberculose. Heirathen können jedenfalls nur sehr wenig Arbeiterinnen. Gibt es doch unter ihnen nur 15 Proc. verheirathete gegen 60 Proc. in denselben Altersclassen in der Gesammtbevölkerung Wiens. Da nun nur sehr wenige so gut heirathen, daß sie ihren Stand verlassen können, andrerseits aber, wie in der Enquete immer wieder constatirt wurde, wenn sie einmal 30 Jahre alt geworden sind, sie nur noch sehr schwer Arbeit finden, sehen sie sich, wenn ihre Kräfte im Abnehmen begriffen sind, auf die Straße gesetzt und werden Bedienerinnen, Flickerinnen u. dergl. m.

Die Art, in welcher die Aufnahme in die Arbeit erfolgt, läßt es auch natürlich erscheinen, daß eine Arbeiterin, die bei zunehmendem Alter infolge der mangelhaften Nahrung und ungesunden Lebensweise nicht mehr im Vollbesitz ihrer Kräfte ist, nicht leicht Arbeit findet. Die Expertinnen und die Unternehmer deponirten, daß sich in den meisten Branchen die Arbeitslosen an gewissen Tagen vor dem Fabriksthor ansammeln und der Werkführer, oft auch nur der Hausmeister je nach Bedarf die Auswahl trifft. Daß junge und hübsche Gesichter leichter unterkommen, wurde allseits betont.

Und nicht nur in einer geordneten Ehe zu leben, ist den meisten Arbeiterinnen versagt, sondern sogar ihr Concubinat hat eine entartete Form angenommen. Nur bei einer geringen Anzahl von Expertinnen konnte nämlich aus ihren Wohnungsverhältnissen geschlossen werden, daß sie mit dem Manne ihrer Wahl ein Zimmer allein bewohnen, sondern meist sind sie bei fremden Leuten zu Bett, oft von einander getrennt, haben daher nicht einmal die Häuslichkeit, welche sonst eine wilde Ehe bietet.

Das weibliche Schamgefühl wird bereits bei den Lehrmädchen in gröblicher Weise verletzt; besonders in den kleinen Betrieben, wo das bekannte patriarchalische Verhältniß herrscht, nimmt sich der „Patriarch" gar eigenthümliche Dinge heraus. Er läßt es sich nur ungern nehmen, die Mädchen selbst zu wecken, die ihre Schlafräume nicht versperren dürfen, und da Schlafzimmer und Werkstätte oft eins sind, müssen die Mädchen nicht selten Zeugen der Toilette des Lehrherrn sein. Immerhin besser steht es in dieser Hinsicht in den größeren Betrieben. Auch wäre es nicht am Platz, in diesem Falle von Unternehmer-Brutalität zu sprechen. Denn aus den Aussagen der Expertinnen ging hervor, daß sie in erster Linie unter den Angriffen ihrer männlichen Arbeitsgenossen zu leiden haben, wie denn überhaupt die Klage ganz allgemein war, daß die Arbeiter sich den Frauen gegenüber sehr roh benehmen und in einzelnen Branchen, z. B. bei den Maurern, es Brauch sei, beim Ziehen der Mörtelwagen u. dgl. m. den Frauen immer die allerschwerste Arbeit aufzuhalsen. Mit der viel-

Digitized by Google

gerühmten Solidarität sieht es also noch sehr windig aus und man wird so leichter begreifen, warum z. B. sich die Arbeiterinnen auf dem diesjährigen Congreß der österreichischen Socialdemokratie nur durch eine Delegirte vertreten ließen und auch diese nur nach Prag schickten, um gegen die männlichen Genossen Beschwerde zu führen.

Die religiösen Gefühle der 14jährigen Lehrmädchen werden von den Lehrherren gar nicht berücksichtigt. Eine Expertin klagte z. B. darüber, ihr Meister habe sie des Sonntags nicht in die Kirche gehen lassen, obwohl sie ihn dringend um die Erlaubniß bat, weil sie im Kloster erzogen und daher sehr religiös sei. Auf die Frage der Baronin Vogelsang, warum sie denn nicht zeitlich Morgens noch vor der Arbeit zur Messe gegangen sei, gab sie die charakteristische Antwort: „Am Samstag ist bis 1 Uhr früh großes Reinmachen; um sechs Uhr mußte ich wieder bei der Arbeit sein. Wenn ich nicht Prügel bekam, stand ich überhaupt nicht auf."

An den Mutterfreuden hat die arbeitende Frau nur geringen Antheil, während ihr die Leiden des Gebärens nicht erspart bleiben. Ein großer Theil der Expertinnen hatte mehrmals geboren, aber meist waren es Fehlgeburten, oder die Kinder starben in den ersten Monaten. „Der Arzt sagte, es sei zu schwach fürs Leben." Eine Metallschleiferin z. B. erzählte: „Ich habe täglich elf Stunden zu arbeiten, wobei ich die Knie fortwährend bewegen muß, um eine Platte gegen den Schleifstein zu drücken. Dabei ist die Luft so voll Metallstaub, daß alles ganz schwarz und schmutzig ist. Drei Kinder sind mir bereits wenige Wochen nach der Geburt gestorben. Als ich wieder in die Hoffnung kam, suchte ich mir eine leichtere Arbeit." Diese „leichtere" Arbeit fand sie in einer Confervenfabrik, wo sie gegen einen Lohn von 90 kr. täglich 10 Stunden arbeitet, und zwar den ganzen Tag stehend.

Heirathet die Arbeiterin, so wird sie selten eine gute Hausfrau. Das Gefühl für Reinlichkeit und Ordnung kommt ihr in den meist von Schmutz starrenden Arbeitsstätten allmählich abhanden. Selbst die vernommenen Unternehmer gaben an, daß meist nur einmal im Jahre gründlich gereinigt werde und oft ein Lavoir und ein Handtuch für fünfzig Arbeiterinnen genügen müsse. Der Gewerbeinspector sah Mädchen ihr Essen mit Zeitungspapier anfassen, da sie sich ekelten, dasselbe mit den schmutzigen Fingern zum Munde zu führen, und einzelne Expertinnen gaben an, daß der Bodenschmutz von Zeit zu Zeit von den Männern aufgehackt und dann von den Frauen gekehrt werde. Daß eine solche Umgebung für künftige Hausfrauen keine gute Schule ist, leuchtet wohl ein. Sie verlieren auch allmählich ganz die Lust, sich ums Häusliche zu kümmern, da sie dies immer nur in ihren spärlichen Mußestunden thun können, die sie viel lieber zu ihrer Erholung verwenden würden. Viele von den Expertinnen, auch verheirathete, legten in der That eine sonst bei Frauen seltene Gleichgültigkeit gegen die Verhältnisse in ihrer Häuslichkeit an den Tag.

Vergnügungen werden nur in höchst bescheidenem Maße mitgemacht. Viele Expertinnen, Bewohner der Theaterstadt Wien, wußten gar nicht, wie ein Theater inwendig ausschaue und was darin vorgehe. Gelesen wird wenig oder gar nichts, Arbeiterblätter höchst selten gehalten. Mit wenigen Ausnahmen erklärten alle, daß sie für allgemeine Fragen kein Interesse hätten und außerdem die Chefs das Halten von Arbeiterblättern scheel ansähen.

Besonders bezeichnend aber für die Psychologie der Arbeiterinnenclasse ist es, daß fast alle Expertinnen trotz ihrer menschenunwürdigen Lage sich zu ihrem Betriebe und dessen Leiter in einem menschlich viel näheren Verhältniß stehend fühlten, als dies bei der Mehrzahl der männlichen Arbeiter der Fall ist. Da erzählte eine, sie könnte sich auf einem anderen Platze viel mehr verdienen, aber ihr thue ihr 70jähriger Meister leid, der sie nur schwer entbehren könnte. Andere wieder beklagten sich zwar darüber, daß sie oft gegen eine Extraentlohnung von nur 80 kr. die ganze Nacht durch arbeiten müßten, meinten aber, dies könne nicht geändert werden, denn sonst würde der Chef seine Kunden verlieren. Schneiderinnen und Hutmacherinnen erzählten, daß sie, ohne irgend ein Entgelt zu erhalten, nach Feierabend abliefern und probiren gingen, weil man sich eben nach den Launen der Kundschaft richten müsse. Bei dieser Auffassung der aus dem Arbeitsvertrag entspringenden Pflichten darf es nicht wundernehmen, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ein gutes Verhältniß zwischen den Unternehmern und ihren Arbeiterinnen constatirt werden konnte, und es erklärt dies leichte Anpassungsvermögen auch den Umstand, daß, wie festgestellt wurde, nicht nur dort, wo der Lohn der weiblichen Arbeitskräfte niedriger ist als der der männlichen, sondern auch bei gleicher Entlohnung die Frau den Mann aus jedem Betrieb verdrängt, zu welchem ihre physischen Kräfte ausreichen, wenn sie nur erst einmal Eingang in diesen Betrieb gefunden hat. Es wurde constatirt, daß in den Bureaux der Versicherungsgesellschaften, Banken u. s. w. unfehlbar in kürzester Zeit nach der Anstellung einer weiblichen Arbeitskraft das männliche Kanzleipersonal allmählich aus seiner Stellung verdrängt wird, weil die Comptoiristin infolge ihrer leichteren Lenksamkeit viel beliebter sei. Der Status der weiblichen Privatbeamten steigt von Jahr zu Jahr, wozu noch der Umstand beiträgt, daß eben meist nur tüchtige Mädchen sich dem Kaufmannsstande widmen. Die Löhne werden allerdings durch die weibliche Concurrenz auf ein erschreckend niedriges Niveau gedrückt, da besonders unter den Bureaufräuleins sich sehr viel verschämte Arme finden, welche für einen Spottlohn, oft für 10—15 fl. monatlich täglich 10—11 Stunden im Geschäft angestrengt thätig sind.

Im Winter dieses Jahres werden die Protokolle der Wiener Frauenenquete im Druck erscheinen. In ihnen wird der Socialpolitiker nicht minder als der Culturhistoriker eine reiche Fundgrube für seine Forschungen finden. Die maßgebenden Kreise aber werden sich nicht länger der Erkenntniß verschließen können, daß die Frauenarbeit in ihrer jetzigen Gestalt Raubbau an der Lebenskraft der Gesammtheit ist. Denn im Weib erhält sich die Race, des Weibes Körper und Geist bewahrt am treuesten den Typus eines Volksstammes, und im Weibe von heute sieht man nicht nur die Sünden der Vergangenheit gerächt, in ihm spiegelt sich auch die Zukunft des Volkes.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Mit erheblicher Verspätung, die ihren Grund in verschiedenen Zufällen hat, ist hier eines Werkes zu gedenken, das vor Jahresfrist zur Vollendung kam und eine der verdienstlichsten Arbeiten auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts genannt werden muß. Es ist der umfangreiche Commentar zur Gewerbe-Ordnung für das Deutsche Reich, herausgegeben von Robert v. Landmann, dem derzeitigen bayerischen Cultusminister. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.) Der Benennung nach handelt es sich nur um eine Neubearbeitung, in Wirklichkeit aber hat die zweite Auflage mit der ersten nicht viel mehr gemein, als daß sie wesentlich den gleichen Stoff behandelt. Gerade auf dem Gebiete des Gewerbewesens ist ja die Gesetzgebung seit Begründung des Deutschen Reiches fast ununterbrochen thätig gewesen, bal bald diesen, bald jenen Wunsch zu berücksichtigen versucht, dabei gelegentlich das ursprünglich zugrunde gelegte System durchbrochen und bei anderer Gelegenheit es doch wieder mehr betont, so daß ein Zeitraum von wenigen Jahren genügt, um ein damit sich befassendes Werk veralten zu lassen und dem Verfasser,

der eine neue Auflage erscheinen lassen will, die Nothwendigkeit aufzulegen, mit der Arbeit wieder von vorn zu beginnen. Wenn Professor Seydel die deutsche Gewerbe-Ordnung dahin charakterisirt, sie sei ursprünglich ein schablonenhaftes Machwerk gewesen, jetzt aber sei sie ein unübersehbares Flickwerk, so trifft sein scharfes Wort, wie häufig, den Nagel auf den Kopf. Die Unsumme von Einzelbestimmungen, durch die alle möglichen Fälle getrennt behandelt werden sollen, der damit nothwendig verbundene Mangel eines klaren und in Zweifelsfällen zur Entscheidung helfenden Systems, die vielfach ungenaue Redaction — ist es doch bezeichnend, daß an mehreren Stellen noch von Streitigkeiten der in § 120a erwähnten Art die Rede ist, während darunter § 120a der früheren Fassung verstanden werden muß und § 120a der jetzigen Fassung überhaupt nicht von Streitigkeiten handelt — machen jedem, der mit diesem Gesetze praktisch zu thun bekommt, die richtige Erkenntniß des Gesetzeswillens und die richtige Anwendung auf die darunter fallenden Lebensverhältnisse vielfach zur Qual. Wenn irgendwo, so ist hier die Hülfe eines Commentars unentbehrlich. An einem solchen war aber, seitdem zwischen der ersten Auflage von Landmanns Buch — sie war 1884 erschienen — und dem wirklichen Stand der Gesetzgebung sich ein breiter und an Umfang fortwährend wachsender Zwiespalt eingestellt hatte, insbesondere in Bayern empfindlicher Mangel. Das Erscheinen der neuen Auflage, deren Fertigstellung sich allerdings durch die umfangreiche berufliche Thätigkeit des Verfassers erheblich verzögerte, wurde unter solchen Umständen freudig begrüßt. Das Werk wird seiner schweren Aufgabe und den hohen Anforderungen, die an dasselbe herantreten, in bester Weise gerecht. Ein kaum übersehbares Material, zersprengt in Motiven, Commissionsberichten, Verordnungen, Ministerialerlassen, behördlichen Vorschriften, strafgerichtlichen, civilgerichtlichen und verwaltungsgerichtlichen Entscheidungen, Monographien und Sammelwerken, war zu berücksichtigen und durchzuarbeiten und ist trefflich ausgenützt. Die kurzen, klar und übersichtlich gefaßten Anmerkungen geben auf alle naheliegenden Fragen, wie sie bei Anwendung der einschlägigen Stelle auftauchen, raschen und genügenden Aufschluß; sie tragen durchweg die dazu vorhandenen officiellen Aeußerungen zusammen, neben denen die eigene Meinung des Verfassers nur da hervortritt, wo es gilt, zwischen divergirenden Aussprüchen eine Entscheidung zu fällen oder übrig gebliebene Lücken auszufüllen. Gerade diese Selbstbeschränkung erhöht den Werth des Buches; man sucht in einem Commentar weniger nach wissenschaftlichen Deductionen als nach authentischen Feststellungen. In Betracht gezogen sind die sämmtlichen deutschen Bundesstaaten; doch erscheinen, wie es auch der vorwiegenden Bestimmung des Werkes entspricht, die bayerischen Verhältnisse in erster Linie berücksichtigt.

Meyer. Probleme der Atomistik. Heidelberg, Winter 1896. — Ostwald. Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus. Leipzig, Veit u. Co. 1895. (Zwei Vorträge, gehalten bei der 67. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte 1895 zu Lübeck.) — Die Titel beider Reden können leicht den Anschein erwecken, als ob in der einen gerade das Gegentheil von der anderen behauptet würde. Diese Auffassung wäre jedoch durchaus irrig. Meyer hebt in den Einleitungsworten ausdrücklich hervor, daß er nicht die metaphysische Frage nach der Realität des Stoffes erörtern wolle, sondern daß er sich darauf beschränke, zu untersuchen, welcher weiteren Entwicklung die Lehre von den Atomen, wie sie sich auf Grundlage streng chemischer Forschungen herausgebildet hat, entgegengeführt werden kann. Durch interessante Belege aus den verschiedensten Gebieten der Chemie macht er wahrscheinlich, daß alle verschiedenen chemischen Substanzen, die Elemente nicht ausgeschlossen, nur Verdichtungsproducte eines einzigen Urstoffes sind. Ostwald würde vielleicht einwenden, daß der gesuchte Urstoff ein hypothetisches Gebilde ist. Doch das würde dem Ganzen keinen Abbruch thun; man würde dann nur an Stelle des Atombegriffs den der Energie (und zwar einer bestimmten, denkbar einfachsten Energieeinheit) zu setzen brauchen, um eine „hypothesenfreie Naturwissenschaft" zu haben. Dieses letztere ist das Ziel Ostwalds. Daß die Lehre von der Materie eine Hypothese ist, daß das, was wir wahrnehmen, nur Energieformen sind, denen das Causalitätsbedürfniß eine Materie substituiren zu müssen glaubt, das wird niemand bestreiten, der psychologisch denken gelernt hat; daß diese Atom-Hypothese einzelnes leicht verständlich gemacht hat, gibt Ostwald selbst zu, daß sie aber andrerseits die wissenschaftliche Forschung auf falsche Wege gebracht, wie z. B. in der Schwingungstheorie des Lichts, wie Lord Kelvin durch Rechnung nachgewiesen, daß man dem Aether — wenn man nicht in der Lage ist, nachzurechnen — einfach glauben. Ein altes verhängnißvoll gewordenes Vorurtheil, daß hinter jeder Energie noch eine besondere Trägerin zu suchen sei, wollte der Redner bekämpfen, nicht eine neue allgemeine Weltformel aufstellen, denn auf alles scheint auch seine Energetik ihm selbst nicht anwendbar; als ein besonderer Fall erscheint sie ihm „von noch allgemeineren Verhältnissen, von deren Form wir zur Zeit allerdings kaum eine Ahnung haben können". Dr. L. H.

Lenbe. Ueber Stoffwechselstörungen und ihre Bekämpfung. Rede zur Feier des 314. Stiftungstages der kgl. Jul. Max.-Universität Würzburg, gehalten am 2. Jan. 1896. Leipzig, Vogel 1896. 32 S. — (A. Fick. Die Alkoholfrage. Vortrag. 2. Aufl. Dresden, Herz 1895. 29 S.) — Der schon von seiner Erlanger Zeit her besonders als Arzt für Magenkrankheiten bekannte Würzburger Gelehrte gibt in dieser Rede einen für weitere Kreise berechneten Ueberblick über unsre Kenntniß von der Aufsaugung und Nutzbarmachung der Nahrungsstoffe, sowie von der Ausscheidung der bei dieser Verbrennung gebildeten Schlacken. Er kommt dann auf die Störungen der einzelnen geschilderten Thätigkeitsvorgänge in den Krankheiten des Stoffwechsels zu sprechen und skizzirt in kurzen Zügen die verschiedenen einzuschlagenden Wege zu ihrer Behandlung. Einzelne dem Fachmann geläufige Zeichen werden dem Laien vielleicht nicht ohne weiteres klar sein. So lies für O_2: Sauerstoff, CO_2: Kohlensäure, CO: Kohlenoxydgas, Med. obl.: Medulla oblongata, verlängertes Mark (Uebergang von Rückenmark in Gehirn, Ursprungsstelle zahlreicher Körper- und Kopfnerven). Wie man heutzutage selten eine populär-medicinische Arbeit liest, wo nicht dem Alkohol die schwersten Vorwürfe gemacht werden, so bringt auch diese Rede verschiedene Hinweise auf die Schädlichkeit dieses süßen Giftes. Mit vollem Recht hätte dasselbe noch an mehreren anderen Stellen erwähnt werden dürfen, wenn die Berücksichtigung der Aetiologie im Plane der Ausführungen gelegen hätte. Es ist dies um so beachtenswerther, als die Worte aus Bayern kommen, gerade wie der oben angezeigte Vortrag A. Ficks und v. Strümpells bekannte Nürnberger Alkoholrede. Dr. L. H.

* **Freiburg i. B.** Entgegen den Vorschlägen der hiesigen philosophischen Facultät verfolgt die Regierung, wie verlautet, nach wie vor die Absicht, auf den durch den Abgang Prof. Alois Schulte's erledigten dritten, specifisch-katholischen Lehrstuhl der Geschichte an unserer Universität nicht den Archivar Dr. Baumann in München oder den Prof. H. Finke in Münster zu berufen. Sie denkt diese Stelle vielmehr dem Prof. Ludwig Pastor in Innsbruck zu, der neben seinen eigenen allerdings recht rühmenswerthen neueren Geschichte der Päpste die Fortsetzung der deutschen Geschichte Janssens aus dessen Nachlaß in der gleichen confessionell gehässigen Richtung und zudem in ziemlich roher Arbeitsweise bewegt. Wiederholte Bemühungen, Prof. Pastor in Bonn annehmbar zu machen, sind an der Festigkeit der dortigen Facultät gescheitert.

* **Straßburg.** An der Universität ist das Lectorat der englischen Sprache, das bisher Prof. Miller versehen hat, dem Dr. phil. Joh. G. Robertson aus Glasgow übertragen worden.

* **Gießen.** Der ordentliche Professor der Theologie Geh. Kirchenrath Dr. Stade ist für das kommende Studienjahr zum Rector der hessischen Landesuniversität ernannt worden.

* **Eisenach.** Samstag, den 19. d. M., wird hier eine Versammlung von Delegirten der medicinischen Facultäten Deutschlands tagen. Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Hippel (Halle) steht an der Spitze dieser Zusammenkunft und wird wahrscheinlich den Vorsitz führen.

* **Berlin.** Am Seminar für orientalische Sprachen sind in diesem Sommerhalbjahr 86 Theilnehmer eingeschrieben. 49 sind Angehörige der juristischen Facultät, Referendare und Assessoren; vier haben schon die Diplomprüfung bestanden, 34 bereiten sich als Dragomanats-Aspiranten darauf vor. 12 sind Lehrer, Gelehrte und Angehörige der philosophischen Facultät, ebenso viele gehören dem Kaufmannsstande an oder sind Beamte. Die Zahl der am Seminar studirenden Officiere beträgt 9; dazu kommen 2 Techniker und Landwirthe und je 1 Mediciner und Theolog. Nach dem Besuch steht die Swahili-Classe mit 22 Eingeschriebenen an der Spitze; es folgen die Curse für Chinesisch mit 13, für Arabisch mit 12, für Russisch mit 11, für Türkisch mit 8, für Neugriechisch mit 6, für Neuarabisch mit 5, Japanisch und Persisch mit je 4 und Hindustani mit 3 Eingeschriebenen. Die Vorlesungen über Realien werden im ganzen von 26 Seminaristen be-

Digitized by Google

sucht. An dem nichtamtlichen Lehrcursus für Kaufleute nehmen auch 34 Fremde theil, so daß die Besucherzahl des Seminars sich insgesammt auf 120 stellt. Ausländer sind gegenwärtig 4 immatriculirt. — In dieser Woche ist, wie die „Med. Wochenschr." mittheilt, zu Treptow von dem Berliner Optiker und Mechaniker Emil Sydow unter Leitung des Privatdocenten Dr. Greeff und mit Unterstützung der Universitäts-Augenklinik eine Ausstellung aller in der Augenheilkunde verwendeten Modelle von Augenspiegeln fertiggestellt worden, in historischer Reihenfolge geordnet, von der Erfindung des Augenspiegels an bis in die jüngste Zeit. Eine solche Zusammenstellung ist hier zum erstenmal gemacht. Es sind über 60 verschiedene Modelle vorhanden, darunter viele vom Ausland, besonders aus England, Amerika und Frankreich. Dem ursprünglichen Helmholtz'schen Instrument, von dem sich 5 Modificationen vorfinden, war nur eine Lebensdauer von 2—3 Jahren vergönnt. Interessant ist, daß das bald verlassene Helmholtz'sche Princip in jüngster Zeit wieder benutzt wurde bei der elektrischen Einrichtung des Augenspiegels durch Prof. Schweigger.

* **Wien.** Dr. Arthur Biedl ward als Privatdocent für experimentelle Pathologie an der medicinischen Facultät der hiesigen Universität zugelassen.

* **Prag.** An der medicinischen Facultät der böhmischen Universität wurden als Privatdocenten zugelassen: Dr. Rudolf Kimla für pathologische Anatomie, Dr. Andreas Schraz für Geschichte der Medicin und Epidemiologie.

* **Klausenburg.** Der Botaniker Prof. Dr. August Kanitz, Ordinarius an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät, ist gestorben.

* **Utrecht.** Am 11. d. M. starb der Professor der Kirchengeschichte und christlichen Archäologie an der Universität, Dr. H. G. Kleyn.

Hd. **Paris**, 18. Juli. Der bekannte Geschichtschreiber der Stadt Metz, August Prost, ist hier gestorben. In seinem Nachlaß soll sich angeblich bemerkenswerthes Material über den sogenannten „Verrath" Bazaine's befinden.

* **St. Petersburg.** Das Denkmal für den berühmten Mathematiker N. J. Lobatschewski wird in Kasan am 1. September enthüllt werden; zur Feier werden zahlreiche ausländische Vertreter der Wissenschaft erwartet. — Da das erste Preisausschreiben von 1891 für das beste kleinrussische Wörterbuch resultatlos blieb, hat die Akademie der Wissenschaften eine neue Preisbewerbung um dieselbe Prämie (4000 Rbl. mit den Zinsen seit 1881) eröffnet. Der letzte Termin zur Einreichung der Concurrenzarbeiten läuft am 1. December d. J. ab.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 14. Juli folgende Schriften eingegangen:

Conrad Barahal: Allgemeine Staatslehre. Berlin, C. Heymann 1896. — 24. Jahresbericht des Vereins der Wiener Handelsakademie 1896. (39. Jahresbericht der Wiener Handelsakademie.) Wien, Verlag des Vereins der Wiener Handelsakademie 1896. — Supplement zum Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Redig. von Dr. Fr. Ritter v. Haymerle. Bd. 15. Heft 1—2. Wien, A. Hölder 1896. — Joseph Schlesinger: Volksgeld. Befreiung der Staaten und Völker aus den Klauen der Hochfinanz. Wien, Selbstverlag 1896. — Ernst Rethwisch: Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Gravitation und Analyse der Achsendrehung. 2. Aufl. Berlin, F. Schneider & Co. 1896. — Dr. *Paul Georgiévsky:* Nouvelle théorie sur l'origine de revenus nets. Bad Ems, H. Chr. Sommer. — Frau Lippmann: Die Frau im Communaldienst. Vortrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. — L. Dougall: Der Zeitgeist. Uebersetzt von Maria Baumann. Ebd. 1896. — Frhr. v. Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. Beitrag zur Zeitgeschichte, hggb. i. A. der Saarbrücker evangelischen Pfarrconferenz. Ebd. 1896. — Dr. W. Nernst: Die Ziele der physikalischen Chemie. Festrede. Ebd. 1896. — Ida von der Lütt: Frauenrechte, Frauenpflichten. Stuttgart 2c., Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Kurt Laßwitz: Gustav Theodor Fechner. Ferd. Tönnies: Hobbes' Leben und Lehre. Harald Höffding: S. Kierkegaard. (Frommanns Classiker der Philosophie I—III.) Stuttgart, Fr. Frommann 1896. — C. M. Sauer: Spanische Conversationsgrammatik zum Schul- und Privatunterricht. 7. Aufl. Bearbeitet von H. Rappert. C. M. Sauer u. W. A. Nebrich: Spanische Gespräche. (Diálogos castellanos.) Hilfsbuch zur Uebung in der spanischen Umgangssprache. 3. Aufl. Durchges. von H. Runge. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) Heidelberg, J. Groos 1896. — Dr. C. Gerhardt: Edward Jenner und die Kuhpockenimpfung. Festrede. Berlin, Grand u. Schall 1896. — *L. Lemonnier:* Méthode théorique et pratique de Langue Russe. (Bibliothèque philologique.) Wien 2c., A. Hartleben. — Joseph Rabl: Illustrirter Führer durch Salzburg und das Salzkammergut. Mit Illustrationen, Panoramen und Karten. 3. Aufl. (A. Hartlebens Illustrirte Führer, Nr. 15.) Ebd. 1896. — Karte von Salzburg, Berchtesgaden und Umgebungen. Maßstab 1:250,000. Mit Panorama vom Gaisberg. 3. Aufl. Ebd. — Elsa v. Schabelitz: Harem und Moschee. Reiseskizzen aus Marokko. Berlin, S. Cronbach 1896. — J. Klarmann: Officiers-Stammliste des Bayerischen Ingenieur-Corps 1744—1894. München, F. S. Hübschmann 1896. — Natur und Haus. Illustrirte Zeitschrift für alle Naturfreunde. Hggb. von M. Hesdörffer. 4. Jahrg. Heft 17—19. Berlin, R. Oppenheim. — Der Musikführer. Redig. von A. Morin. Nr. 105/106—111/112. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — 22. Jahresbericht der kgl. Akademie der Tonkunst in München. Veröffentlicht am Schlusse des Studienjahres 1895/96. München, Kastner u. Lossen 1896. — Dr. P. Clemen: Die Denkmalspflege in der Rheinprovinz. Düsseldorf, L. Schwann 1896. — Albert Rehm: Mythographische Untersuchungen über griechische Sternsagen. Progr. des kgl. Wilhelmsgymnasiums in München für das Schuljahr 1895/96. München, H. Kayser 1896. — Katalog der Bayerischen Landes-Industrie-Ausstellung in Nürnberg 1896. II. Abtheilung des „Officiellen Katalogs" Bildende Kunst. 3. Aufl. Mit Illustrationen. Nürnberg, C. Schrag 1896. — A. Ott: Das Kriegs-Etappenwesen des Deutschen Reichs nebst den Nebenfactoren. München, C. H. Beck 1896.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co. in München:

Canisii, Beati Petri, S. J., Epistulae et Acta.

Collegit et adnotationibus illustravit O. *Braunsberger* S. J. *Volumen primum. 1541—1556.* Cum effigie beati Petri Canisii. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. gr. 8°. (LXIV u. 816 S.) M. 14; geb. in Halbfranz M. 17.

Diese, auf 6 bis 8 Bände berechnete Briefsammlung des sel. Petrus Canisius mit Einleitungen, Anmerkungen und alphabetischen Registern bildet ein hochbedeutendes Quellenwerk für die Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Der II. Band soll im Jahre 1897, in welches der 300jährige Todestag des sel. Petrus Canisius fällt, erscheinen. Für die folgenden Jahre ist je ein weiterer Band in Aussicht genommen. Bibliotheken seien auf das Werk besonders aufmerksam gemacht. [10137]

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Geschichte der Hexenprozesse in Bayern.

Im Lichte der allgemeinen Entwickelung dargestellt

von

Sigmund Riezler.

Preis geheftet 6 Mark. In Halbfranz gebunden 8 Mark.

Eine Geschichte der Hexenprozesse im Herzogtum, dann Kurfürstentum Bayern ist bisher noch von keiner Seite versucht worden. Der Verfasser unseres Werkes, Oberbibliothekar der bayrischen Hof- und Staatsbibliothek, Direktor des Maximilianeums in München, behandelt den dankbaren Stoff unter Heranziehung eines reichen archivalischen Materials. Die Arbeit bringt für die allgemeine Erkenntnis des Hexenwesens und der Hexenverfolgungen manche neue Beleuchtung und ist auch für weitere Kreise der Gebildeten von Interesse. [8754]

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 20. Juli. Nummer 166.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Versandexpeditionen.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Shakespeare's Hamlet von Kuno Fischer. II. Von Dr. Ernst Traumann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Shakespeare's Hamlet von Kuno Fischer.

Von Dr. Ernst Traumann.

II.

Die Structur der Handlung ist bloßgelegt, das Gehäuse, worin sich ihr eigentliches Leben bewegt. Fischer dringt zum Innersten der Tragödie vor, den Actionen Hamlets, die wiederum innere und äußere sind: die Monologe und die Handlungen des Helden. Wie verhalten sich die Monologe zur Denkweise, zum Charakter Hamlets? Sind sie der Ausdruck seiner wahren Gesinnung, oder widersprechen sie ihr? Diese Frage könnte als sehr überflüssig gelten, wenn sie nicht Kritiker wie Werder und Löning im Sinne der zweiten Alternative beantwortet hätten. Fischer definirt nur in negativer Form das Wesen des Monologs, wenn er feststellt, daß derselbe jede Verstellung und Heuchelei völlig ausschließt. So sind ihm die Selbstgespräche mit Recht die Aeußerungen der tiefsten Gefühle und Gedanken Hamlets. Aber wie ist ihr Verhältniß unter einander? Widersprechen sich die darin geäußerten Motive oder ist dieser Widerspruch nur scheinbar? In seinem Hamletbuch beantwortet Fischer diese Cardinalfrage mit der größten Entschiedenheit dahin, daß alle sieben Monologe einen einheitlichen Ideengang Hamlets darstellen und daß die sieben Themata der Selbstgespräche, durch die jeweiligen Seelenzustände und die jedesmalige Situation des Helden veranlaßt, nur Abwandlungen eines einzigen Hauptmotives sind. Alle Monologe sind der Ausdruck des Kampfes zweier Grundströmungen, die sich in Hamlets Seele gegenseitig bekriegen, alle reflectiren „den inneren Widerstreit, worin die Gefühle der Rachepflicht und Racheluft mit denen des Ekels an der Welt und der völligen Lebensunlust ringen.“ In diesem „Widerstreit zweier Seelen in demselben Charakter, der von den Dichtern der Welt nur ein einziges mal geschildert worden ist, nämlich von Shakespeare im Hamlet“, liegt der Schlüssel der Tragödie. Jene sieben Themata der Monologe sind: „1) Die welt- und lebensfeindliche Grundstimmung, oder, modern zu reden, der Weltschmerz (I, 2). 2) Das Rachegelübde (I, 5). 3) Die Selbstanklage wegen zu saumseliger Rache und der Plan zur Entlarvung (II, 2). 4) Das Welteleud und die Todesfurcht (III, 1). 5) Der Rachedurst und dessen Bezähmung: kein Nero! (III, 2). 6) Die Verschonung des betenden Mörders aus Rache! (III, 3). 7) Die Heldenthat und die Todesverachtung (IV, 4).“ Mit dieser bündigen Feststellung ist bereits die Lösung eines Problems gegeben, das seiner völligen Deutung bedarf und entgegensieht.

Wie die Monologe ein durchgehendes Grundmotiv, so zeigen die Handlungen Hamlets einen einheitlichen Plan, ein bestimmtes Ziel. Es ist die Erfüllung der angelobten Rache. Diese scheinbar so einfache Erklärung birgt abermals die Lösung eines Räthsels, die der Hamletkritik seit ihrem Bestehen als eine ihrer schwierigsten Aufgaben oblag. Hier wird von Fischer der Nachweis gefordert, daß die Handlungsweise Hamlets mit seiner Mission im Einklang steht. Wenn die Erfüllung der angelobten Rache Hamlets Plan und Ziel ist, warum legt er das „seltsame Wesen“ an, wodurch er doch den Argwohn des Königs hervorrufen muß, warum inscenirt er das Schauspiel, wodurch er diesen Argwohn zur Gewißheit macht, warum verschont er den also gewarnten Mörder und vergeudet, nachdem sein Stoß auf den Horcher fehlgegangen, die kostbare Zeit mit der Rede an die Mutter, warum läßt er sich nach England schicken und willigt nach der Rückkehr in den Zweikampf mit Laertes? Es wird hier alles darauf ankommen, wie Hamlet — nicht der Kritiker — seine Mission und sein Gelübde auffaßt, und was er — nicht die Hamletkritik — unter der Rache versteht. In völlig neuer und überraschender Weise beantwortet Fischer die erste Frage. Mit dem „seltsamen Wesen“ hat Hamlet niemanden getäuscht, als Ophelia und Polonius, er hat damit niemanden täuschen wollen als sie, vor allem Ophelia. „Weglöschen will ich von der Tafel der Erinnerung alle Bilder, die Spuren des Vergangenen, welche da die Jugend einschrieb und Beobachtung!“ Unter allen jenen Erinnerungen ist die lieblichste, unter allen jenen Bildern das holdeste, das ihm Herz und Sinn erfüllt hat, „die reizende Ophelia (the fair Ophelia)“. Die grausigen Eindrücke der gespenstischen Winternacht, das Rachegebot des Geistes, sein eigenes Gelübde, das ihn zur Aufopferung aller Lebensfreudigkeit, zur Vergessenheit alles Vergangenen, gleichsam zum Scheinwahnsinn verpflichtet, haben vor allem die glücklichsten Erinnerungen, die holdesten Bilder, mit einem Worte, seine Liebe zu Ophelia tödtlich getroffen. Er wird zu ihr gehen, um in der Geberdensprache eines Wahnsinnigen ihr zu sagen: „Ich darf dich nicht mehr lieben!“ Nicht die Untreue hat seine Liebe zerstört, sondern ein furchtbares Schicksal; sie soll glauben, daß es der Wahnsinn gethan hat. Wie die erschreckte Ophelia diese Scene ihrem Vater schildert (II, 1), so sehen wir den Hamlet selbst gebrochenen Herzens vor uns; sein jammervoller Blick, seine tiefen und bangen Seufzer sind kein Spiel, sondern innerste Wahrheit. „Dieser Scheinwahnsinn gehört zur Ausführung seines Gelübdes und hat in ihm seine Wurzel.“ [1])

[1]) Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß der Erklärung Fischers, so tief und schön sie auch ist, manches entgegensteht. Die Scene, in der Hamlet so verstört vor Ophelia erscheint, ist selbstverständlich eine Abschiedsscene; nur ist die Frage: wer hat sie veranlaßt, Hamlet oder Ophelia? Und hier muß nach der Fabel geantwortet werden: Ophelia! Der ihr vom Vater gebotene Abbruch des Verhältnisses hat die Verstörung Hamlets hervorgerufen, wie dies auch der Glaube Ophelia's selbst ist („allein ich fürcht' es wirklich“). Dieser Abbruch ist in der Scene (I, 3), worin Laertes von Ophelia Abschied nimmt und Polonius sie ermahnt, sorgfältig vorbereitet. Bestünde Fischers Erklärung zu Recht, so wäre dieses Motiv, womit die Gegenhandlung selbsthätig in das Getriebe des Ganzen eingreift, in dieser Betonung überflüssig. Ophelia's Handlungsweise bestätigt in ihrer Art Hamlets Befahrung mit der Mutter und berechtigt ihn, obwohl er den wahren Sachverhalt durchschaut, zu den bitteren Ausfällen auf ihr Geschlecht,

Es bedeutet den entschiedensten Fortschritt in der Erkenntniß des Charakters Hamlets und der Tragödie, wenn Fischer weiterhin darthut, daß die Aufgabe Hamlets, so wie der Prinz sie faßt und nach seiner Natur sie fassen muß, nicht bloß die Tödtung, sondern weit mehr noch die Entlarvung des Mörders sei. Diese Erklärung ist so einfach und originell, wie das Ei des Columbus. Noch Löning hatte ausdrücklich betont, daß „im Sinne des Dichters" unter der Rache die Tödtung des Mörders und nichts weiteres verstanden sei. So mußte er die Incongruenz zwischen Hamlets Aufgabe und Verhalten durch dessen melancholisch-träges Naturell erklären, wie andere vor ihm sie durch irgend einen andern Defect erklären wollten. So ließ Werder die Aufgabe Hamlets auseinanderfallen in die vorgängige Ueberführung und die nachfolgende Rache. Bei Fischer gehören Rache und Gericht unmittelbar zusammen. Die Rache ist das Gericht. Der Plan, den Mörder zu entlarven, entspringt — wenn ihm auch die Art seiner Ausführung durch die Schauspieler eingegeben wird — dem tiefsten Wesen Hamlets, jener Weltanschauung und Betrachtung, die er — auf dem höchsten Punkt der Tragödie — ausspricht und worin er die richtende Vernunft, das Gewissen, in ihren Qualen schildert. So enge hängt dieser Monolog und das ihm folgende Schauspiel zusammen, so genau folgt aus beiden das nächste Selbstgespräch Hamlets und die Verschonung des betenden Mörders. Wie er ihn hier aus Rache leben läßt, so entlarvt er ihn dort aus Rache. „Der Tod ist keine Strafe", so motivirt Fischer, „auch der qualvollste ist nur eine kurze. Kein Rächer ist von dieser Einsicht jemals so durchdrungen gewesen, wie Hamlet. Was die Welt zur Hölle macht, ist die Todesfurcht, die Gewissensangst, der Anblick der Schuld. In diese Hölle will er den Mörder schicken, bevor er ihn in die wirkliche sendet. Auf seiner Schreibtafel steht zu lesen: „daß einer lächeln kann und immer lächeln, und doch ein Schurke sein. O Schurke, lächelnder, verdammter Schurke!" Das Lächeln will er dem Schurken verleiden, er will den Mörder in seiner behaglichen, herzlosen, lächelnden Sicherheit treffen und zu Boden werfen." Wie die öffentliche Entlarvung des Königs, so gehört auch die heimliche der Königin zum Gericht, zu Hamlets Gelübde und Mission. Er will und muß das Gewissen der Schwachen erwecken, die Doruen, die ihr im Busen wohnen, schärfen. Darum die „Rede als Dolch", wie Fischer diesen Theil der Aufgabe Hamlets mit den Worten der Dichtung kurz bezeichnet.

So erfüllt Hamlet seine Mission, so verfolgt er bis hieher seinen Plan. Wie aber steht es mit der kopflosen Tödtung des Polonius, den er statt des Königs ersticht? Wo bleibt hier Hamlets Ueberlegung, wo sein Plan? Hamlets Wesen und Gebahren in der rapiden Folge schrecklichster Scenen vergleicht Fischer mit den späteren Worten der Königin: „Er rast wie See und Sturm" einem furchtbaren Gewitter, die Tödtung des Polonius im Drange peinlichster Umstände dem Blitz, der mit mechanischer Nothwendigkeit den Thäter trieb, den Lauscher traf. „Indessen herrscht in der That Hamlets eine weit höhere Nothwendigkeit, als nur die unvermeidliche, durch den Drang der Umstände und Leidenschaften erzwungene, mechanische, dem Ausbruch elementarer Gewalten vergleichbare. Von der Erkenntniß dieser höheren Nothwendigkeit wird Hamlet, wie von einer plötzlichen Eingebung, betroffen und erleuchtet. Polonius hat die schlechten Handlangerdienste des unberufenen Horchers und Spions mit dem Leben bezahlt; das war seine verdiente und gerechte Strafe. Hamlet selbst hat in der blindesten Hast, in der Wuth der Leidenschaft, ohne alle Fassung, ohne alle Ueberlegung gehandelt; er hat sein Ziel verfehlt und sich eines Mordes schuldig gemacht: das war seine verdiente und gerechte Strafe. Die Blutrache hat ihn getrieben; die Gerechtigkeit hat gehandelt. Die moralische Nothwendigkeit hat sich seiner als ihres Werkzeugs bemächtigt und ihre Zwecke erfüllt. Das hat der Himmel so gefügt! Die tragische Gerechtigkeit nimmt ihren Lauf, der weit schrecklicher, weit erschütternder wirkt und weit mehr Opfer fordert, als die gemeine Blutrache. So verstehen wir Hamlets inhaltschwere und bedeutungsvolle Worte (IIIL, 4):

Für diesen Herrn
Thut es mir leid: der Himmel hat gewollt,
Um mich durch dies und dies durch mich zu strafen,
Daß ich sein Strafwerkzeug und Diener sei.
Ich will ihn schon besorgen und den Tod,
Den ich ihm gab, vertreten. Schlaft denn wohl!
Zur Grausamkeit zwingt bloße Liebe mich;
Schlimm fängt es an, und Schlimmres nahet sich."

Hier, an dieser Stelle erleuchtet sich in der Darstellung Fischers blitzartig auch der tiefste Grund der Dichtung. Man entdeckte von jeher in dieser Scene, in dem Eintritt des tragischen Moments die Peripetie des Stückes, und man fand den verhängnißvollen Umschlag in den Worten ausgedrückt, daß Hamlet — der Selbstherrliche, Eigenmächtige oder Ungehorsame — sich plötzlich als Diener und Werkzeug des Himmels fühle und betrachte. Mit dieser formalistischen Auffassung bricht Fischer ebenso energisch, wie mit jener naiven, die im wiedererschienenen „Geiste" den officiellen Ankündiger der Peripetie erblickte. Er ist zugleich Rache- und Schutzgeist. Seine Worte, die er an den Sohn richtet, bedeuten, wie Fischer sie übersetzt: „Was den Mörder betrifft, so rede keine Dolche, sondern brauche welche! Was aber die Mutter betrifft, so höre auf, Dolche zu reden, denn sie erliegt. Sprich zu ihr als Sohn!" — eine Mahnung, die auch noch den tieferen Sinn in sich schließt, daß das Dolchereden das Dolchebrauchen abstumpft. Hiemit „ist der Geist abgethan", wie Fischer sich unzweideutig ausdrückt. An seine Stelle tritt ein anderes Zeichen. „Als der König dem Prinzen die Sendung nach England ankündigt und statt der verderblichsten Absichten, die er hegt, die wohlgemeintesten vorheuchelt, antwortet dieser (IV, 3): „Ich sehe einen Cherub, der sie sieht." Das Symbol der himmlischen Rache ist der Cherub mit dem Flammenschwerte, der den Sündern das Paradies verschließt, nicht der unterirdische, selbst noch ungeläuterte Rachegeist, sondern der Engel der Rache!"

So faßt Fischer die Peripetie. „Das Gebot der Rache zu erfüllen, war Hamlets Gelübde, sein im innersten Herzen gehegter, inbrünstiger Plan. Statt seiner ist eine blutige, unbedachte That geschehen, die aber zur Folge hat, daß die Saat der Schuld gewachsen, zum Licht emporgeschossen ist und zur Ernte heranreift. Die Ernte naht." Die

---

die er in den Zwiegesprächen mit Ophelia vor und während des Schauspiels macht (z. B. „Ihr stellt Euch aus Leichtfertigkeit (wantonness) unwissend" und z. B. „kurz wie Frauenliebe"). Der Einwand: „Polonius als Schwiegervater in spe" bliebe auch bei der Erklärung Fischers bestehen, da Hamlet die Wetterfahne auch vor dem Gelübde als solche kannte. — Für die Annahme des „seltsamen Wesens" bestünde dann einmal der äußere Grund, daß Shakespeare mit diesem Zuge der Amlethsage rechnen mußte, der, wie kein anderer, zu deren eisernem Bestande gehörte und seinem Publicum besonders vertraut sein mochte; sodann der innere, daß der wahrhaftige Hamlet zu seinem geheimnißvollen Geschäfte der Verstellung bedarf und, der activen, der Lüge, unfähig, die passive, die Maske, wählt. Wie der Schwur der Geheimhaltung, der auch nur für eine bestimmte Zeit Geltung hatte — Hamlet theilt dem Horatio sein Geheimniß später und zwar nicht erst unmittelbar vor der Aufführung des Schauspiels mit —, so ist auch das seltsame Wesen eine bloße Vorbereitungshandlung, ohne welche die Entlarvung des Königs und der Königin unmöglich stattfinden konnte, eine Rolle, die ihren Zweck erfüllt hat, sobald die wirkliche Action beginnt. Diese Motivirung alterirt, wie man sieht, die Erklärung Fischers in ihren grundlegenden und entscheidenden Punkten nicht im mindesten.

Digitized by Google

That, die Hamlet vertreten muß, und in deren Folgen er sich selbst als Werkzeug des Himmels betrachtet, dient dazu, den König noch tiefer in seine Sünden zu verstricken. Sein Maß ist noch nicht voll, seine Zeit, die „Frist der siechen Tage", noch nicht erfüllt. So nehmen Hamlets Gedanken unter der Fortwirkung jener plötzlichen Erleuchtung die Richtung ins Erhabene, so tritt er die Reise an. Er gibt aber nicht etwa seinen Plan auf, er ändert nur die Wege seiner Ausführung, mit aller Entschlossenheit. „Schlimm fängt es an und Schlimmres nahet sich!" hatte er schon nach der Tödtung des Polonius ausgerufen; in dieser Stimmung bestärkt ihn der Anblick des gegen die Polen ziehenden Heeres, der Heldenmuth und die Todesverachtung des Fortinbras. Diesem Vorbild will er nacheifern:

O von Stund an trachtet
Nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet!

Seinen Worten entspricht sein Thun. Er zeigt eine fortschreitende, gesteigerte Planmäßigkeit. Mit aller Umsicht bereitet er die „Gegenmine" vor — „das einzige Mittel, das zum Ziel und Ende führt", er setzt sie ins Werk und verschafft sich so den urkundlichen Beweis für die neue Schandthat des Königs, dessen blinde Werkzeuge unbedenklich dem Werk der Gerechtigkeit opfernd. Aber wie der „Stoß ins Dunkle", so kreuzt der „Sprung ins Dunkle", wie Fischer kurz das Verhalten Hamlets beim Entern des Corsarenschiffes nennt, den Gang der Dinge. So kommt Hamlet früher, als er gewollt, nach Dänemark zurück, so entsteht die „Zwischenzeit". „Dieses Nacheinander unbesonnener und überlegter Handlungen, blinder und kluger Thaten, verfehlter und erreichter Zwecke, gescheiterter und gelungener Pläne charakterisirt das Getriebe der Welt und der Menschheit; darin besteht das rohe, ungestaltete, ungefügte Material, welches die Gottheit formt und ordnet, um die Zwecke der Gerechtigkeit daraus hervorgehen zu lassen. Das alte Wort bewährt sich, daß der Mensch denkt, oder auch nicht denkt, wie es eben seine Natur und der Gang der Dinge mit sich bringt, die Gottheit aber den Weltlauf lenkt und durchwaltet. So erleuchten sich die dunkeln und tiefsinnigen Worte Hamlets in seinem letzten Gespräch mit Horatio (V, 2):

Laß uns einsehen,
Daß Unbesonnenheit uns manchmal hilft,
Wenn theure Pläne scheitern; und das lehr uns,
Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen."

Es ist kein gebrochener Hamlet und kein willenloser Fatalist, sondern ein tief religiös und erhaben gestimmter Held, der in der ganzen Reihe jener Handlungen und Zufälle die Fügung der Gottheit erkennt, sich als ihr Werkzeug betrachtet und in dem frommen Glauben, in „Bereitschaft" zu sein, trotzdem ihn sein prophetisches Gemüth warnt, in den verderblichen Zweikampf mit Laertes willigt und so seine Aufgabe und sein Schicksal erfüllt.

Schon bei der Betrachtung der Peripetie, wie Fischer sie faßt und erklärt, erleuchtete sich die Idee der Dichtung mit einemmale. Es zeigte sich, daß Hamlet kein Bluträcher und die Tragödie keine Rachetragödie alten Schlages sein kann. Zum Beweise dieser Thatsache bedarf es der Erforschung der Gründe. Mit dem Gang der Handlung, insbesondere dem Verlauf der inneren und äußeren Actionen Hamlets, ist der Thatbestand festgestellt. Die Frage nach dem „Was" ist mit der Erörterung der Fabel beantwortet, Fischers Darstellung vertieft sich nunmehr in das „Warum". Wenn wir nach den Gründen der Denk- und Handlungsweise eines Menschen fragen, so suchen wir seinen Charakter und seine Geistesart, wenn wir nach den letzten Motiven eines Dramas forschen, so müssen wir, mit Kant zu reden, auch hier „ein Gesetz der Causalität", d. h. einen Charakter voraussetzen und aufzudecken suchen. So heißen die folgenden Capitel Fischers: „Hamlets Charakter und Geistesart" und „Die Rachetragödie und die Hamlettragödie".

Die Schilderung von Hamlets Charakter und Geistesart ist das Trefflichste dieses vortrefflichen Buches, das Schönste und Tiefste, was die Hamletliteratur hervorgebracht hat, Goethe's Darstellung nicht ausgenommen, die, stimmungsvoll seinem Roman und Helden angepaßt, das Wesen Hamlets weder erschöpfen will noch kann. In diesem wahrhaft classischen Capitel befindet sich Fischer in seinem Element. Hier spricht ein Philosoph über den tiefsten und reichsten aller dramatischen Charaktere und wir finden hier das Wort von D. F. Strauß bestätigt, daß ein später lebender Philosoph zum richtigen Verständniß einer Dichtung durch die Vermittlung von Begriffen gelangt ist, von denen der Dichter selbst nichts wußte. Kein Lob kann diese Schilderung erreichen; denn ihre Vorzüge liegen ebensowohl im Gehalt als in der Form. Um einen Begriff von ihrem Geist und ihrer Schönheit zu geben, müßte man jene Theile aus- und abschreiben, worin Fischer Hamlet mit Goethe's Werther vergleicht und von dem aus der Fülle der Entzückungen hervorbrechenden Pessimismus spricht, der kein System, sondern eine Denk- und Gefühlsart ist; wo er — unübertrefflich — die geniale Geistesart schildert, die Hamlet so hoch über die kleine Welt erhebt, so tief in deren Scheinwerthe — und Genüsse blicken und die Schicksale so furchtbar empfinden läßt, „über welche die Heerde der Menschen mit den Trostgründen des Königs Claudius und der Königin Gertrud flott und wohlgemuth hinweglebt", jene Erfahrungen, die zugleich die Rachelust entzünden und die Lebenslust auslöschen; das geistvolle Capitel: „Das Lied und das Ende vom Lied" von jenem zugleich so erschreckenden und ergötzlichen Contraste von Leben und Tod, von den Kirchhofsgesprächen und Betrachtungen, die ja nicht dogmatisch zu nehmen sind, „als ob im Hintergrunde etwas von derjenigen Schulweisheit wahrzunehmen sei, welche die Unsterblichkeit der Seele verneint, den Materialismus lehrt und bestärkt, die Metamorphose der Dinge nach Heraklit oder nach den Atomisten und Bruno behauptet"; den Abschnitt, worin Fischer bei der Schilderung von Hamlets Selbstkenntniß und Menschenkenntniß sehr energisch neben der Fülle seiner Gaben auch die Fülle der Leidenschaften hervorhebt und die Worte Hamlets sehr ernst nimmt, wenn sich dieser neben Stolz und Ehrgeiz auch die Rachsucht zuspricht; die Ausführungen, worin — durchaus originell und neu — das „edelmüthige, acht- und arglose" Wesen Hamlets als die Quelle seines Untergangs nachgewiesen wird; die reizende Schilderung seines Verhaltens zu den Schauspielern und ihrer Kunst, in deren anmuthiger Form das Bild Hamlets so überzeugend wirkt, des vorurtheilslosesten und „kunstverständigsten aller Prinzen", dessen Liebenswürdigkeit allein schon hinreicht, um das Erscheinen der ausgewanderten Künstler in Helsingör zu motiviren; die Berichtigung „der Legende vom Grübler" Hamlet, die meisterhafte Schilderung seines scherzhaften und bitteren Humors gegenüber Rosenkranz und Güldenstern, Osrick und Polonius, sowie — last not least — die wahrhaft herzerfrischende Charakteristik des trefflichen Horatio und der keuschen Ophelia, die in aller Unschuld Hamlets Geliebte, aber nie die Vertraute des schweigsamen Prinzen war — endgültige und unwiderlegliche Rettungen, wie sie leider durch die unglaubliche Verkennung seitens gewisser Kritiker nothwendig geworden sind.

Zu dem inneren Licht, das Kuno Fischer vermöge seiner Erklärung der Fabel und der Charakteristik des Helden aus der Tragödie selbst entzündet, gesellt er ein äußeres, das sich mit jenem zur gänzlichen Erhellung des

Dramas vereinigt. Er stellt im letzten Capitel die Rachetragödie Shakespeare's der Hamlettrogödie gegenüber — eine entwicklungsgeschichtliche Methode von solcher Unanfechtbarkeit, ein so fruchtborer Gesichtspunkt, daß sich bei dieser Betrochtung die letzten Bedenken heben und alle Homletprobleme in sich zusammenfallen müssen. Der Schauer- und Rachetrogödie Titus Andronikus, Shokespeore's frühestem Drama, der sagengeschichtlichen des trojonischen Krieges, wie sie in der Erzählung vom rouhen Pyrrhus noch ihre düsteren Schotten in unsre Trogödie wirft, der historischen Rachetragödie der Königsdromen, insbesondere dem Rochekriege der beiden Rosen, der im dämonischen Richard III. gipfelt, stellt Fischer die Hamlettragödie und ihren Helden gegenüber, in dem „nichts von ongeerbten Rachegefühlen, nichts von Rocheinstincten, nichts von der geilen Rache ist, von welcher alles im Titus Andronikus strotzt, von der die Tontaliden, die Yorks, insbesondere Richard III. erfüllt sind." Hamlet ist nicht der geborene, sondern der berufene Rächer, wenn ihm ouch die Rachegefühle nicht fehlen, die von der Liebe und Bewunderung für seinen Vater getragen und eingegeben sind und im Andenken on den schnöde Gemordeten sich steigern. Aber durch alle jene Rochetragödien geht ouch ein Zug, den sie mit dem „Homlet" gemein hoben. Es ist das Gefühl des Abscheus vor dieser Welt des Hosses und der Leidenschoften, die Todessehnsucht und die Ueberzeugung, doß Nichtsein besser ist als Sein, Empfindungen, die in den ednleren Charokteren durchbrechen und die, wie Fischer so schön sogt, ein Chor aussprechen würde, wenn die Shokespeare'sche Rachetrogödie ihn hätte, wie jener Sophokleische im Oedipus in Kolonos. In dieser Betrochtungsweise klogt Titus Andronikus om Grabe seiner Söhne, so der junge Arthur im König Johonn, so Konstanze noch seinem Tode, so der Douphin Louis noch der verlorenen Schlacht. Diese Stimmung lebt in König Heinrich VI.[1])

So ist in jenen Rachetragödien der pessimistische Grundzug schon deutlich erkennbar, der in der Hamlettragödie, deren dreifoches Themo die Roche ist, in der „concentrirtesten Form ousgeprögt" sein muß und hier nur im Chorokter ihres Helden zur Geltung kommen kann. Wie entsteht aber diese Denkort im Homlet? Was steht ihr entgegen und mit welcher Wirkung? Wie verläuft diese Wirkung, und worin gipfelt sie? In diesen drei Frogen sind nach Fischer die drei „Hamletprobleme" enthalten, welchen er als das vierte und letzte die Froge nach dem trogischen Untergang Hamlets hinzufügt.

Die erste Froge wird mit der Dorstellung der Vorgeschichte und des Schicksalswechsels Homlets beontwortet. Wie Fischer zuvor Hamlets Wesen gezeichnet, so gibt er nun in der edelsten und künstlerischsten Form ein Bild seines Schicksols. Er malt das sonnige Glück aus, das ihm zu Lebzeiten des von ihm bewunderten Vaters lächelte, seine Hoffnungen, seine Interessen, seine Freundschoft, seine Liebe und bemerkt vortrefflich: „Dieses glückstrohlende Bild seines Hamlet läßt uns Shalespeare sehr deutlich erkennen, keineswegs auf den ersten Blick, auch nicht mit einem male, sondern die Züge werden uns einzeln enthüllt, jeder an seinem Ort, jeder gelegentlich, olle, nochdem die Sonne des Glücks untergegangen ist und sich das Bild verfinstert hat. Die scheinbar zerstreute, in Wohrheit tief und dromotisch durchdachte Hervorhebung aller jener sonnigen Lebensschicksole des Prinzen gehört zu der bewunderungswürdigen Art seiner Chorakteristik." Er schildert die plötzliche Zerstörung dieses Glückes durch den Verlust eines solchen Voters, die eilige, leichtfertige Heirath der Mutter mit dem von ihm verochteten Oheim und die Wirkung solcher Erfohrungen ouf dos tiefe, empfängliche Gemüth des Prinzen. Wir hören den Hamlet des ersten Monologes. Sodonn die furchtbare Enthüllung des Geistes, sein Ruf zur Rache und Reinigung des geschändeten Throns und Houses, der Homlet sein Leben weiht, sein Liebesglück opfert. Wir hören den Hamlet des zweiten Monologs. Wie quellen jetzt so notürlich ous dem Drong dieses Schicksols, ous der gequälten Brust, die es so tief empfindet, die vielumstrittenen Worte, womit er es verflucht und verwünscht: o cursed spite! Wie gedrückt, gesunken, verormt muß sich dieser Hamlet erscheinen, der ehemols so stolz, so frei, so reich wor! Und wie solch ist es, die Schwermuth, die ihn ob dieses Schicksolswechsels befällt, dem Prinzen ols eingeboren onzudichten, ihm, der zu den Höflingen sogt: „ich habe seit kurzem — ich weiß nicht wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt", ihm, der so wohl weiß, seit wonn und wodurch, und es nur den feilen Spionen nicht verrothen will!

Die zweite Frage betrifft den Antogonismus, der „in Homlets Gemüthsloge zwischen seinem Antrieb, Beruf, Gelübde der Rache und seinen unwiderstehlichen Anwandlungen der Schwermuth herrscht" und der, wie wir bereits wissen, das Grundthemo seiner intimsten Aeußerungen, seiner Monologe, bildet. Es ist dos, was mon den „Punkt der Hemmung" genonnt hat. Fischer betont hier zweierlei: die Herrschaft des Antogonismus und die Art, wie er sich bei Homlet äußert. „Die Rachegefühle werden nicht etwa unterjocht und zum Schweigen gebracht, sondern sie bleiben in voller Geltung, daher in beständiger Aufbäumung wider die Gegenströmung seiner schwermüthigen und leidvollen Empfindungen." „Aus dieser stürmischen inneren, noch außen verschwiegenen Unruhe erklört sich dos bei jedem wichtigen Anloß erregte Bedürfniß der Selbstgespräche, die beständige Selbstanfeuerung zur Rache, und wos damit Hand in Hand geht, die wiederholten Selbstanklagen." Alle Ansichten, die von Gegengewichten anderer Art, von ethischen oder Situationsconflicten Homlets reden, oder ihn gar wirklich ols den Feigling betrachten, ols den er sich selbst auklogt, erweisen sich hienach als absurd. „Der Ankläger ist Hamlet, der berufene und gewillte Rächer; der Angeklogte ist eben derselbe von schwermuthsvollem Leid ergriffene, von Schwochheit und Melancholie heimgesuchte, noch einer Fülle unseliger Schicksole aller Welt- und Lebenslust obgewendete Homlet."

Die dritte Froge schließt das Problem in sich, das die Hamletkritik immer wieder aufs neue beschäftigt hat. Sie kann ouch so gefoßt werden: Wozu der vierte Monolog („Sein oder Nichtsein")? Noch Löning hotte dos berühmte Selbstgespröch ols sprechendsten Beweis für die Trägheit Hamlets, als rein theoretische Betrachtung — „der Selbstmord ist Hamlet ein schöner Gedanke" — und ols beredtesten Ausdruck des Selbstbetrugs und der Sophisterei Homlets genommen, die Shokespeore „hier mit der Flommenschrift des Genies gekennzeichnet" habe — jenes Selbstgespräch, dos Homlet ouf dem Gipfel des inneren Kampfes zeigt, der seine Brust zerwühlt, jene erschütternde Kloge über sein einziges Schicksol, wozu sich das „Herzweh" und „die tousend Stöße", Stürme von innen und oußen, vereinigt haben! „Der in ihm herrschende Antagonismus seiner Gefühle", so erklärt hier Fischer, „gipfelt in dieser Antithese, in der Frage: „Sein oder Nichtsein", dem Thema jenes vierten Monologs, der in der Mitte seiner Monologe

[1]) Man kann den Beispielen, die Fischer hier aufzählt, unbedenklich noch Richard II. hinzufügen, den melancholischen Herrscher von Gottesgnaden, der sich so gern von „Würmern und Leichensteinen erzählen" ließe und „im hohlen Zirkel jeder Krone schon den Schalksnarren Tod" erblickt, der diese „Hofferwelt" verachtet und, wie Hamlet diese einem Gefängniß, so seinen Kerker der Welt vergleicht, der auch entthront durch einen „König des Lächelns" schließlich nur noch „König seiner Leiden" ist — eine Figur, in der, wie in keiner zweiten, die Gestalt Hamlets vorempfunden ist.

Digitized by Google

und der ganzen Tragödie steht. Und zwar hebt sich diese Frage in seinem Gemüth, ganz seiner Denkart gemäß, auf die Höhe einer genialen Betrachtung, die nicht an seiner Person und deren Interessen haftet, sondern die Beschaffenheit der Welt und des menschlichen Daseins überhaupt betrifft und erleuchtet; es heißt nicht: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage", sondern es heißt: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage". Daher auch dieser Monolog nicht so eng mit einer dramatischen Situation verknüpft ist, wie jeder der übrigen, sondern auf einer höheren Warte steht, als alle die andern, und einen Gesichtspunkt einnimmt, der auf die ganze Tragödie hinblickt, und nicht bloß auf sie, sondern auf die Tragödie der Welt und der Menschheit."[1]) Um die Bedeutung des Monologs zu entwickeln, beleuchtet Fischer zunächst den Ort, an dem er jetzt (nach den beiden letzten Hamletausgaben) steht. Seine Schilderung ist so eigenartig und geistvoll, daß man ihm selbst das Wort lassen muß: „Doch hat der Dichter den Ort, wo sich der Monolog nunmehr findet, durch eine sehr charakteristische Scene eingeführt und grell beleuchtet: er läßt ihm nämlich unmittelbar jene kleine Scene vorhergehen, worin Polonius die Ophelia zu dem Gespräch mit Hamlet anschickt, welches die beiden Schelme, der ganze und der halbe, belauschen wollen (III, 1). Ophelia muß ein Gebetbuch in der Hand haben, damit es scheine, als ob sie zu einsamer Andacht darin vertieft sei. So verordnet es die väterliche Klugheit:

Lest in diesem Buch,
Daß solcher Uebung Schein die Einsamkeit
Bemäntle. — Wie sind oft dieein zu tadeln —
Gar viel erlebt man's — mit der Andacht Mienen
Und frommem Wesen überzuckern wir
Den Teufel selbst.

Dieses Wort trifft den König. Es ist der genaue und treffende Commentar zu der Charakteristik des Claudius, wie sie auf Hamlets Schreibtafel zu lesen steht (I, 5): „Daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein". Der lächelnde Schurke: das ist der überzuckerte Teufel, das ist Claudius, wie er leibt und lebt. Getroffen von der Wahrheit dieses Wortes, das sein Spiegelbild ist, sagt er zu sich:

O allzu wahe! Wie trifft
Dies Wort mit scharfer Geißel mein Gewissen!
Der Meyze Wange, schön durch falsche Kunst,
Ist häßlicher bei dem nicht, was ihr hilft,
Als meine That bei meinem glatt'sten Wort.
O schwere Last!

In diesem Moment erscheint Hamlet und die beiden Schelme ziehen sich zurück: der überzuckerte Teufel, der in der Welt die Rolle eines Herrschers hat, und sein kluger Rath, der eine solche Ueberzuckerung ganz nach der Mode und dem Laufe der Welt findet und, obwohl sie oft zu tadeln sei, doch ohne Scrupel seiner Tochter empfiehlt, um den Liebhaber auf die Probe zu stellen und ausspioniren zu lassen. Ein solches Genrebild der Welt und ihrer Beschaffenheit hat der Dichter dem berühmten Monologe Hamlets unmittelbar vorausgehen lassen." Sodann erörtert Fischer das Thema des Monologs. Derselbe steht mit den ihm vorhergehenden Selbstgesprächen in innigstem Zusammenhang. Durch sie alle zieht sich als Ausdruck der pessimistischen Grundstimmung der Gedanke und das Gefühl: Lieber Nichtsein als Sein! Im ersten Monolog schon der Drang nach Selbstvernichtung, dann der Fluch über das Geborensein — ja, „durch die ganze Tragödie erstreckt sich die Frage des freiwilligen Todes". Früher war es das vom Ewigen erlassene Verbot des Selbstmordes, das die Beantwortung dieser Frage in ihrem Keim erstickte, jetzt soll und muß sie entschieden werden. Während der Wille ruft: „Lieber nicht sein, als sein", entscheidet die Vernunft das Gegentheil — aus Furcht vor dem Tode und etwas nach dem Tode. Der Wille drängt zu Thaten voll Mark und Nachdruck, aber diese Doppelfurcht verwirrt ihn. „So macht Gewissen Feige aus uns allen" — eine Betrachtung, die mit jener des letzten Monologs wieder zusammenhängt:

Ein banger Zweifel, welcher zu genau
Bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und stets drei Viertel Feigheit hat.

„Die Wahl Hamlets ist die vernünftigste und klügste, sie ist freilich auch die furchtsamste und feigste; aber so will es das Loos der Menschheit. Dies ist der Sinn und die Summe des Monologs." Ohne die Beantwortung jener Frage, die der erste Monolog offen ließ, bestünde „eine Lücke im Ideengange Hamlets und seiner Tragödie. Nun wohl: der Monolog vom „Sein" oder „Nichtsein" füllt diese Lücke, er stellt die Frage und entscheidet die Antwort. Jetzt erst darf das Werk der Rache und der Gang der Handlungen fortschreiten". So ist die Nothwendigkeit des Monologs erklärt.

Hamlet hat die große Frage anders entschieden, als der ihm gesinnungs- und gemüthsverwandte Brutus, der wie Cassius, Titinius und Cato den Selbstmord der Geduld, das Nichtsein dem Sein vorzieht.[1]) „Die Brutustragödie endigt mit einer Reihe heroischer Selbstmorde, die den Eindruck persönlicher Großthaten machen." Wie aber steht es mit Hamlets Ende? „Der edelste aller Bluträcher, zur Ausübung der gerechtesten Rache berufen, fällt als das Opfer der blindesten Blutrache im Dienste der nichtswürdigsten Bosheit!" Spricht nicht dieser unrühmliche, entsetzliche Untergang Hamlets, wenn auch durch den Gang der Handlung

[1]) Durch die Darstellung Fischers gewinnt die Hamletmonologe allerdings eine hohe Architektonik, die er schon seither darin erblickte, daß der Gang der Monologe Hamlets eine fast regelmäßige Folge von Ebbe und Fluth, von Ansteigen und Abfallen der Rachegefühle aufzeige. Ich kann mich indeß des Gedankens nicht erwehren, daß der berühmte Monolog früher, in der ersten Quarto, an einer richtigeren Stelle stand, als jetzt nach den späteren Ausgaben. Seine Verbindung mit den vorausgegangenen Ereignissen war enger, logischer, dramatischer als jetzt. Die tiefste Ebbe der Rachegefühle, die wir aus ihm vernehmen, ist nach der Selbstanfeuerung des ihm nun vorangestellten Monologs („O welch' ein Schuft" ꝛc.) schwerer zu motiviren als einst, wo ihm dieser folgte. Hiebei setze ich freilich voraus, daß eine abermalige Erschütterung Hamlets durch den Abbruch des Verhältnisses seitens Ophelia's stattfand. Der Verlust seiner Liebe, der Wegfall dieses letzten Gegengewichts gegen die Selbstvernichtung, würde den tiefsten Stand der Lebensluft völlig erklären. Es ist die letzte Erfahrung, die Hamlet noch machen konnte. Hier gewinnen auch die Worte: „The pangs of despis'd love", „verschmähter Liebe Pein" (die Folio schwächen ab in dispriz'd, „entwürdigte Liebe", was man auch auf Hamlets Erfahrung mit der Mutter beziehen könnte) eine unmittelbare Beziehung auf Ophelia und das Vorausgegangene. Der Monolog „O welch' ein Schuft" und dessen Stimmung blieben dann der Aufführung des Schauspiels, mit dem sie so eng zusammenhängen, benachbart, während jetzt der berühmte Monolog dazwischentritt. Die Umstellung der Monologe geschah außer den von Löning (S. 352 u. 386) angeführten, sehr einleuchtenden Gründen wohl deßhalb, um eine Zwischenzeit für die Vorbereitung des Gonzagoschauspiels zu gewinnen.

[1]) Fischer hat in einem besonderen Capitel „Die Brutustragödie und die Hamletragödie", welches er hier einflicht, außer dem oben erwähnten Gegensatz auch einige Vergleichungspunkte der beiden Tragödien geltend gemacht. Diese kann man noch um eine Betrachtung des Themas vermehren, die hier erwähnt sein mag, worin der berühmte Hamletmonolog schon gewissermaßen in nuce enthalten ist (V, 1):

„Ganz nach der Vorschrift der Philosophie,
Wonach ich Cato um den Tod getadelt,
Den er sich gab (ich weiß nicht, wie es kommt,
Allein ich sind' es feig und niederträchtig,
Aus Furcht, was kommen mag, des Lebens Zeit
So zu verkürzen), will ich mit Geduld
Mich wappnen und den Willen hoher Mächte
Erwarten, die das Irdische regieren" —

eine Anschauungsweise, der er jedoch, wie sein Selbstmord beweist, nicht treu bleiben kann.

Digitized by Google

völlig begründet, der moralischen Gerechtigkeit Hohn? Warum ließ Shakespeare nicht der Gerechtigkeit vollen Lauf, Hamlet nicht, den urkundlichen Mordanschlag gegen den König in der Hand, von England zurückkehren und so zu seinem Recht, „zum Thron hinauf gelangen"? Warum das Gefecht mit den Corsaren, von dem die Quelle nichts weiß, und als dessen Folge „die Zwischenzeit", die nicht Hamlet, sondern seinen Gegnern gehört? Wir sind bei der letzten Frage angelangt. Sie betrifft im Grunde die Alternative: Hamlet „der bestrafte Brudermord" oder Hamlet „eine tragische Geschichte", Hamlet ein Schauspiel oder Trauerspiel? Shakespeare hat die Tragödie gewählt, mit allem Nachdruck und allen ihren Consequenzen, und zwar eine Charaktertragödie eminentester Art. Auf das Gefecht mit den Corsaren folgt der verderbliche Kampf mit den meuchelmörderischen Gegnern, deren schnöder Plan sich gerade auf Hamlets Edelmuth gründet: „Er hochgesinnt, achtlos und ohne Arg wird die Rappiere nicht genau besehen!" In Ophelia's Ruhmeskranz, den sie dem Geliebten fast schon wie einem Abgeschiedenen weiht, ist eine der schönsten Blüthen das Lob seiner Männlichkeit: „Des Kriegers Arm." Ohne jenen Kampf mit den Corsaren, worin Hamlet diese Eigenschaft allein bethätigt, bliebe dieses Lob ein leeres Wort. Und wie könnte Hamlet sein hochgesinntes, edles Wesen besser erweisen, als durch seinen Untergang, dem er gerade durch diese Eigenschaft rettungslos verfällt? Anders verhält sich die Sache in der Vergeltungstragödie, anders in der Charaktertragödie. Jene „wird sich hüten, ein unverdientes Leiden geschehen zu lassen," weil sie „mit den theatralischen Gerechtigkeitsgefühlen rechnet," diese aber „verfährt nach den Worten der Schrift: die Dinge müssen offenbar werden, um gerichtet zu werden, d. h. die Charaktere müssen enthüllt werden, damit die Abgründe des menschlichen Lebens und Leidens sich vor uns aufthun und nichts verborgen bleibe. Diese Erkenntniß, die ins Verborgene sieht, ist das Gericht, in welchem allein die tragische Gerechtigkeit besteht, weit höherer Art als die theatralische oder die sogenannte moralische." In diesem Sinne ergreift das Gericht, das für den Mörder in der Rache bestand, auch das edle Werkzeug dieser Rache, den Rächer selbst, so waltet über beiden, Schuldigen und Unschuldigen, ein höheres Schicksal. „Der tragische Dichter, ich meine den von Gottes Gnaden, behandelt die menschlichen Charaktere, die bedeutsamen und schicksalsvollen, wie Gott der Herr auf den Rath des Satans den Hiob: er führt sie in alle Versuchungen, er stellt sie auf alle Proben, damit sie ihr Wesen vor unsern Augen enthüllen und uns erkennen lassen, wer und was sie sind."

Mit diesem erhabenen Gedanken, mit dieser letzten Erklärung dessen, was die Hamletiragödie ist und nicht ist, entläßt uns Kuno Fischer.

Ein Werk von bewunderungswürdiger Klarheit, mustergültiger und erschöpfender Anordnung, voll tiefster Gedanken, in einer Form und Sprache, die ganz auf der Höhe seines großen Themas steht, hat Fischer hier geschaffen. Es ist eine Leistung congenial nachschaffender Kritik, auf welche die deutsche Shakespeare-Erklärung immer mit Stolz hinweisen wird. Ob sein Buch die „Hamletforschung" abschließen wird? Wir zweifeln daran. Denn ist nicht Goethe's Wort:

Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
Ja das Buch sich hinein, amalgamirt sich der Fremde —

vornehmlich für die lieben Deutschen geschrieben? Das aber ist gewiß: hier hat ein Gewaltiger den „Hamlet" gelesen und erklärt.[1])

[1]) Freunde einer von Kopf bis zu Fuß gewappneten Muse, wie Kuno Fischers Schriftstellerei daherzuschreiten pflegt, machen wir bei dieser Gelegenheit auf die „Kritischen Streifzüge wider die Unkritik" aufmerksam, die er als viertes Heft in der Sammlung seiner „Kleinen Schriften" dem Hamlet vorausgeschickt (Heidelberg, Karl Winter 1896). Das Büchlein enthält sechs Aufsätze — „Ein Nathan-Erklärer, Ein Lessing-Ankläger, Ein literarischer Fund ins Lessings Faust, Ein Faust-Commentator, Herr Düntzer als Kritiker, Zwei Tasso-Erklärer: Düntzer und Kern" —, auf deren Inhalt näher einzugehen wir uns deßhalb versagen, weil der Verfasser bei der Mehrzahl einst unsere Beiträge mit dem Ehrennamen der ersten Veröffentlichung betraut hat. Es genügt zu sagen, daß sie sämmtlich von bedeutenden Gegenständen handeln und, mit einer ihrer Göttlichkeit bewußten Grobheit verfaßt, verführerische Muster einer ebenso streitbaren wie überlegenen literarischen Vertheidigungskunst darstellen.
D. Herausg.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. St. Die Baukunst der Renaissance in Portugal von den Zeiten Emanuels des Glücklichen bis zu dem Schlusse der spanischen Herrschaft von Albrecht Haupt, Dr. phil., Professor, Architekt zu Hannover. Frankfurt a. M., Heinr. Keller, 1890 und 1895. — In dem vorzüglich ausgestatteten, reich illustrirten Werk tritt, wie der Verfasser im Vorbericht zum ersten Band hervorhebt, „der erste Versuch einer wenigstens für eine Periode umfassenden Darstellung der Architekturgeschichte Portugals an die Oeffentlichkeit". „Fast vergessen in der übrigen Welt, hat Portugal seit mehreren Jahrhunderten ein stilles Dasein gefristet. Ganz im Gegensatz zu dem Nachbarlande Spanien, das von jeher Sehnsucht und Bewunderung kunstgünstiger Wanderer erregte, lag Portugal so abseits der Heerstraße, daß nur selten ein Reisender sich dahin verirrte; das Land und sein Volk blieb unbekannt, am meisten aber das, was es von Kunstschätzen in sich schloß." In der That ist die vorhandene Literatur über portugiesische Kunst äußerst spärlich, weßhalb auch unsere kunstgeschichtlichen Sammelwerke und Handbücher nur sehr dürftige Angaben darüber enthalten. Die Grabkapelle des Klosters Batalha mit ihrem Prachtportal, das gewöhnlich ohne genauere Charakteristik in den „gothischen Barockstil" eingereiht wird, ist so ziemlich das einzige Baudenkmal aus der Zeit Dom Manoel des Glücklichen, das (nach der Veröffentlichung von Murphy, London 1792) in Bild und Wort allgemeiner bekannt geworden ist. Und doch, welch beispiellos reiche und üppige Bauthätigkeit hat sich in der kurzen Glanzperiode Portugals vom Ende des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts in dem verhältnißmäßig kleinen Land und seinen zahlreichen Colonien entfaltet! Mit vollstem Rechte darf also der Verfasser sagen: „So ist es denn in unserer antiquarischen, forschsüchtigen Gegenwart sicher hohe Zeit, daß jenes so ganz unbekannt gebliebene Land in seiner Kunstentwicklung und seinen künstlerischen Leistungen endlich auch der übrigen Welt nahegebracht werde." Haupt gibt uns die Frucht wiederholter Reisen durch das Land, wie ausgedehnter Quellenforschungen eine ziemlich vollständige Uebersicht über die Baudenkmale der Renaissance in Portugal, wobei durch gelegentliche Ausblicke auf die vorhergehende und nachfolgende Stilperiode (Gothik und Barock) das Gesammtbild in glücklicher Weise ergänzt und abgerundet wird. In einem knappen geschichtlichen Ueberblick wird die Bedeutung der Dynastie von Aviz für die Machtstellung Portugals, namentlich für seine Kunstentwicklung, in großen Zügen geschildert, dabei besonders die Gestalt des glänzendsten Herrschers jenes Königshauses, Manoels I., herausgehoben, jenes auf Wissenschaften und Künste gleich einflußreichen Fürsten, unter dessen Scepter durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama und die Entdeckung von Brasilien durch Cabral Portugal den Gipfel der Macht und des Reichthums, die höchste Blüthe seiner Kunst erreichte. Kurz, etwas allzu kurz wohl, sind die Einflüsse gekennzeichnet, die der Renaissance in Portugal Eingang verschafften: die Anwesenheit und Wirksamkeit des Andrea Sansovino am portugiesischen Hof (von 1491 bis 1499) unter João II. und Manoel I., des letzteren Königs humanistische Neigungen, die rege Verbindung dieser Fürsten mit Italien, die spätere Herbeirufung französischer Künstler. Die Beziehungen der portugiesischen Frührenaissance zur spanischen glaubt Haupt als weniger eng annehmen zu dürfen, wie dies von anderer Seite (insbesondere von Vasconcellos) geschehen ist. Interessant ist die hier gegebene, auf genauer Kenntniß und Vergleichung des Materials beruhende Charakteristik jenes reizvollen, phantastischen Uebergangsstils zwischen Gothik und Renaissance, der den unter Manoel I. entstandenen Bauten eigen ist, daher von den Portugiesen die „Emmanuelina" genannt wird. Haupt zeigt, was ihn von dem gleichzeitigen spanischen Stil („Plateresken-Stil") unterscheidet, und weist in überzeugender Weise nach, daß hier indische Ein-

Digitized by Google

flüsse als Rückwirkung der von den colonisirenden Portugiesen in den neu entdeckten Ländern geschauten Wunderwerke stark zur Geltung gekommen sind. „Vor allem haben wir uns den Hauptmeister der Portugiesen, João de Castilho, als unter dem Einflusse dieser orientalischen Eindrücke stehend zu denken, da sämmtliche Werke, bei denen er die Ausführung leitete, diesen Charakter tragen.“ Nach einem kurzen Ausblick auf den politischen, wirthschaftlichen und künstlerischen Niedergang Portugals unter den schwachen, von den Jesuiten beherrschten Nachfolgern Manuels I. beschließt eine knappe Schilderung der für Architektur und Kunstgewerbe des Landes charakteristischen Materialien und Techniken den ersten allgemeinen Abschnitt des Werkes. Dabei finden die bis in spätere Zeiten sich erhaltenden maurischen Techniken, wie die Wandbekleidung mit Fliesen („Azulejos“), die Decoration der Innenräume mit Holz, die Zusammensetzung von Möbeln aus gedrehten Hölzern („Mucharabi-Arbeit“), ferner die sogenannten indischen Möbel und die Goldschmiede-Arbeiten besondere Berücksichtigung. Auch die portugiesische Malerschule der Renaissance und ihre relative Selbständigkeit wird kurz berührt.

Die nun folgende, den Hauptinhalt des Werkes bildende Schilderung der Denkmäler ist in zwei große Gruppen gegliedert. Der erste Band enthält „Lissabon und Umgegend“, der zweite Band „das Land“. Man wird dem Verfasser zustimmen, wenn er hiezu bemerkt: „Die locale Anordnung schien mir geboten, um so mehr, als das Wichtigste sich in in einer bestimmten Gegend zusammendrängt und so das Buch gleichzeitig als eine Art Führer durch die Kunstdenkmäleerwelt in jenem Lande gebraucht werden kann. Für spätere Würdigungen, wenn alles zusammengetragen ist, wird die chronologische Aufführung sich von selber einstellen.“ In Lissabon selbst hat das gewaltige Erdbeben von 1755 die alte Stadt fast völlig zerstört, so daß nur noch geringe Reste ihrer einst herrlichen Denkmäler übrig sind. Reichste Ausbeute dagegen liefert das zum Theil noch wohl erhaltene großartige Kloster Dos Jeronymos zu Belem (der letzten Vorstadt Lissabons am Tejo abwärts) mit seiner herrlichen Kirche Sta. Maria, der Lieblingsschöpfung Manuels des Glücklichen, an der Stelle errichtet, wo Vasco de Gama vor seiner ruhmgekrönten Ausfahrt zum letztenmal auf heimischem Boden betete und wo er auch bei seiner Rückkehr wieder landete. Die Südseite der im Innern wie im Aeußern gleich eigenartigen und künstlerisch bedeutenden Kirche enthält in ihrer Mitte ein Portal, „welches als eines der prachtvollsten der Welt zu bezeichnen ist“, das Werk Nikolaus' „des Franzosen“ und João Castilho's. In Sta. Maria zu Belem wollte Dom Manuel das gewaltige Ereigniß, das die Portugiesen zur ersten der seefahrenden Nationen stempelte, durch ein außerordentliches Kunstwerk verewigen. „Es verwirklicht also dieses in seiner Art einzige Denkmal nicht nur das ganze künstlerische Streben jener Zeit für Portugal, sondern bildet zugleich das Nationaldenkmal der größten Errungenschaft des portugiesischen Volkes in Stein, wie die Lusiaden des Camões vies in Worten sind.“ Von höchstem malerischen und architektonischen Reiz erweisen sich weiterhin der trotzige und schöne Hafenthurm „Torre São Vicente“ zu Belem, das königliche Sommerschloß bei der „auf einem der schönsten Flecken Europas“ gelegenen kleinen Stadt Cintra, „die Alhambra der Portugiesen“, dann das auf dem höchsten Gipfel der Serra de Cintra thronende Schloß Pena, „die Wartburg der Portugiesen“. Im zweiten Band fesseln namentlich die Darstellungen des bekannten Klosters Batalha, der Gründung João's I. zur Erinnerung an den in der Nähe (bei Aljubarrota) 1385 erfochtenen Sieg über die spanischen Belagerer, mit dem berühmten, leider unvollendeten Mausoleum für die Fürsten des Hauses Avis, den „Capellas imperfeitas“, und dem wundervollen Kreuzgang, dem „Claustro real“; dann das Kloster des auf Bergeshöhe gelegenen Thomar, die prächtige Wohnstätte des Christus- und vorher des Templer-Ordens mit dem äußerst phantastischen, indisch beeinflußten Chor der Christusritter, ferner die Baudenkmäler der alten Römer- und Mauerstädte Coimbra und Evora. Ein kurzer Ausblick auf die massenhafte und vielgestaltige Bauthätigkeit der Portugiesen in den Colonien, die nach Raczynski etwas „fast Betäubendes“ hat, schließt das interessante Buch ab.

Das sehr reiche Abbildungsmaterial des Werkes besteht mit Ausnahme einiger von C. F. Weyrsee nach Photographien gezeichneter Darstellungen durchweg in zinkographischen Wiedergaben der von Haupt aus den Monumenten selbst gefertigten Reiseskizzen und -studien. Wie der Verfasser im Vorbericht zum zweiten Band bemerkt, hat er „nur in den seltensten Fällen etwas ganz neu gezeichnet, um nicht die Wahrheit zu gunsten der vortheilhaften Erscheinung zu beeinträchtigen.“ Wenn er hinzufügt: „Zaghaftern darf es wohl entschuldigt werden, daß ich der Bemerkung eines verständigen Beurtheilers des ersten Bandes über die hie und da etwas „skizzenhafte“ Erscheinung der Zeichnungen nicht mehr Rechnung tragen wollte; ich möchte nicht gerne zu denen gehören, die einer jeden Zeichnung so sehr ihre Individualität aufprägen, wie es selbst Viollet le Duc that, daß dadurch die Eigenart des Originals in den Hintergrund tritt,“ — so ist dies doch wohl dahin einzuschränken, daß eben auch die Reiseskizzen Haupts naturgemäß eine gewisse zeichnerische Manier, eine „Handschrift“ an sich tragen. Es soll damit kein Vorwurf ausgesprochen werden; vielmehr muß bei der zweckmäßigen Anlage des Buches, das in handlichem Format den Text mit eingedruckten Abbildungen gibt, die einheitliche Durchführung der Darstellungsart der charakteristischen Federzeichnung vor der Zuhülfenahme der in kleinem Maßstabe nur flaue und verschwommene Bilder liefernden modernen Druckverfahren nach Photographien den Vorzug verdienen. Allerdings wird bei den meisten Lesern der Wunsch rege werden, von den eigenartigen und prächtigen Monumenten, namentlich von einzelnen der überaus reichen und fein ausgearbeiteten Schmuckstücke mittelst der einzig objectiven und durchaus treuen Wiedergabe der Photographie nähere Kenntniß zu erlangen. Zu einer Erfüllung dieses Wunsches, zu einer Ergänzung der guten Lichtdruckwerke über die Baukunst der pyrenäischen Halbinsel von Jungbändel und Uhde wird das Buch von Haupt wohl einen neuen Anstoß geben. Vor allem aber wird es zum weiteren Ausbau der Kunstgeschichte Portugals anregen, eines Gebiets, das durch die Mannichfaltigkeit und Fremdartigkeit der sich durchdringenden Culturelemente, wie durch den Reichthum und die Schönheit noch ungehobener Schätze der Kunstwissenschaft dankbare und anziehende Aufgaben stellt. Haupt ist in der „Erhellung eines bisher dunkeln Gebiets“ muthig und erfolgreich vorangegangen. Wenn er sein Werk bescheiden einen „Versuch“ nennt und die „Mängel und Lücken“ mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten der Arbeit „bei dem fast völligen Mangel an geeigneten Vorarbeiten, insbesondere an Aufnahmen, bei der Entfernung des Landes und der öfters mangelhaften oder schwierigen Zugänglichkeit der Baudenkmäler, sowie dem noch immer nicht ganz bequemen Reisen dort im Lande“ entschuldigt, so hat er damit allen allzu anspruchsvollen und hyperkritischen Beurtheilern das Wort entzogen. Nach die Bemerkung: „Ich bin mir gar wohl bewußt, nichts weniger als ein angenehmer Schriftsteller zu sein“, wird wohl von den meisten Lesern als unbegründet schaefe Selbstkritik empfunden werden. Das Buch ist durchaus nicht trocken geschrieben. Schon die locale Anordnung des Stoffes, die ab und zu ine Einflechtung kurzer landschaftlicher Schilderungen Anlaß bot, gibt der Darstellung bei allem wissenschaftlichen Ernst etwas von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit guter Reisebeichte. Haupts Werk bildet eine sehr willkommene Ergänzung zu den Bearbeitungen der neueren Baukunst von Burckhardt, Lübke, Gurlitt und gehört ohne Zweifel zu den werthvollsten kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren erschienen sind.

L. v. Graff. **Die Zoologie seit Darwin.** Rectoratsrede, gehalten am 3. Nov. 1895. Graz, Leuschner u. Lubensky 1896. 32 S. — Mit begeisterten Worten feiert v. Graff die Lehren der Descendenztheorie, im besonderen Darwins Selectionstheorie, deren 2 Componenten, Vererbung und Anpassung, eingehende Würdigung finden. Daß durch die ganze lebende Welt ein einheitlicher Plan hindurchgeht, das dürfen wir wohl als gesicherten Besitz der Wissenschaft betrachten. Daß sich die Entwicklung einer ganzen großen Thierclasse in der Entwicklung des einzelnen Mitgliedes der Classe widerspiegelt, wie vielleicht auch der einzelne Mensch die Geschichte des Menschengeschlechts im kleinen widergibt, ist der geniale Inhalt von Häckels biogenetischem Grundgesetz. Woher aber dieses ganze Reich des Lebendigen seinen ersten Ursprung genommen hat, das hat uns noch keine neuere und neueste Wissenschaft sagen können. Noch ist kein Leben aus Todtem erzeugt. Die Schranke zwischen organischer und anorganischer Chemie ist gefallen, damit sind aber Chemie und Biologie noch lange nicht auf ein gemeinsames Letztes zurückgeführt. Den Kampf ums Dasein zeigt uns die tägliche Erfahrung, die Aehnlichkeit der Kinder mit den Eltern (Vererbung) sehen wir überall; was aber die experimentelle Begründung der Lehren angeht, so ist v. Graff ein starker Optimismus beschieden, wenn er Weismanns Theorie vom Chromatin als Vererbungssubstanz für „überzeugend scharf bewiesen“ erklärt und daraus auch die „Anpassung“ gewissermaßen

als Beeinflußbarkeit des Keimplasmas von der Umgebung aufgefaßt. Auch die Biomechanik steckt noch zu arg in den Kinderschuhen (dem Roux' Archiv für Entwicklungsmechanik sind bis jetzt 2 Bände erschienen!), als daß man schon jetzt so große Hoffnungen auf sie setzen dürfte. Noch fehlt es vielfach an der einfachsten Technik für diese Untersuchungen. So arbeitet die Mikrochemie noch mit den rüdestigsten Hülfsmitteln und ihre Methoden (zumal in der Eiweißchemie) sind durchaus noch nicht einwandfrei zu nennen. Gleichwohl werden Theorien aufgestellt, denen man nur zu gern einen modernen chemischen Anstrich gibt. Wenn man auch so im einzelnen dem begeisterten Forscher hie oder da gern ein festina lente! zurufen möchte, so ist die Lectüre des Ganzen doch ein Genuß für jeden, der ein Herz hat für die Naturwissenschaft, für jeden, dem die große Frage nach dem „Leben" schon einmal vor die Seele getreten ist. Dr. L. H.

* Die Conway'sche Expedition ist am 23. Juni von der Advent-Bai auf Spitzbergen aufgebrochen und das Thal hinaufgezogen. Es lag dort tiefer Schnee und der Vormarsch war schwierig und langsam. Nach zwei Tagen lagerte der Zug an der südlichen Wasserscheide. Man erklomm den Fuchsberg, von dem aus man eine Aussicht über die Mynsbai und die dorthin führenden Päße hatte. Am 27. drang der Zug durch den Fuchspaß nach der Mynsbai. Die Mitglieder mußten unter freiem Himmel schlafen, da sie keine Zelte hatten. Der Wind wehte scharf und heftiger Regen fiel vom Himmel. Dann kehrte der Zug durch einen anderen, wenig wegsamen Paß nach der Adventbai zurück und ging von da aus in drei Tagereisen durch tiefen Morast nach dem Brentpasse. Am 3. Juli kam man endlich an der Sassenbai an. Die Schlitten waren zerschmettert und die Ponies konnten kaum die Beine vorwärts setzen. Dr. Gregory hat auf der Fahrt einige werthvolle geologische Entdeckungen gemacht. — Der Dampfer „Hope" segelte am 17. Juli mit der Peary'schen Nordpolexpedition an Bord von Sydney auf der Cape Beetoninsel nach Grönland.

* **München.** Dr. Franz Schwarz, der an das neuerrichtete erdmagnetische Observatorium bei der hiesigen Sternwarte als Leiter berufen worden, hat sich durch die physikalisch-geographische Erforschung Turkestans einen Namen gemacht. Er übernahm 1873 eine Stelle beim Observatorium zu Taschkent. Von hier unternahm er 1875 Längen- und Breitenbestimmungen in Buchara. 1877 bis 1880 schloß er daran planmäßige magnetische Ortsbeobachtungen an. 1886 veranlaßte er die turkestanische militärgeographische Abtheilung zu einer ausgedehnten wissenschaftlichen Expedition. Ueber deren Ergebnisse berichtete er 1892 in einer im „Archiv der deutschen Seewarte" veröffentlichten Arbeit, betitelt „Astronomische, magnetische, hypsometrische Beobachtungen, ausgeführt im Jahre 1886 in Buchara, Darwas, Karategin und im Syr-darja- und Sarew'schen Bezirk". Besonders zu bemerken sind noch seine Studien über die Bildung der Ringgebirge des Mondes.

* **Frankfurt a. M.** Für die allgemeinen Sitzungen der heurigen Naturforscherversammlung sind folgende Vorträge angemeldet: Prof. H. Buchner (München) „Biologie und Gesundheitslehre", Prof. Lepsius (Darmstadt) „Cultur und Eiszeit", Prof. Verworn (Jena) „Erregung und Lähmung", Dr. Belaw (Berlin) „Die praktischen Ziele der Tropenhygiene", Prof. Weigert (Frankfurt) „Neue Fragestellungen in der pathologischen Anatomie".

* **Bonn.** Die hier verstorbene Wittwe des Historikers Arnold Schäfer, die für sich selbst bedürfnißlos gelebt, hat der Universität 100,000 M. vermacht.

* **Marburg.** Dem Privatdocenten der Physiologie Dr. Wilhelm Sandmeyer ward das Prädicat „Professor" beigelegt.

* **Leipzig.** Sein 25jähriges Docentenjubiläum feierte am 18. d. M. Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Friedrich Trendelenburg, Director der chirurgischen Universitätsklinik in Leipzig. Als Sohn des Berliner Philosophen und ständigen Secretärs der Akademie der Wissenschaften 1844 in Berlin geboren, hat er, wie die „Post" mittheilt, nach Beendigung seiner vornehmlich in Berlin absolvirten medicinischen Studien seine Ausbildung als Chirurg an der Klinik Langenbecks erhalten, dessen langjähriger Assistent er war. Auch bei Listee in Glasgow hat sich Trendelenburg längere Zeit aufgehalten. Bei Begründung der deutschen Gesellschaft für Chirurgie 1872 wurde er ihr Schriftführer. 1874 übernahm er die Leitung der chirurgischen Abtheilung des neu gegründeten städtischen Krankenhauses am Friedrichshain zu Berlin, folgte schon 1875 einem Ruf als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Rostock, 1882 nach Bonn und 1895 als Nachfolger von Thiersch nach Leipzig. Trendelenburg, eine ungewöhnlich klare und feste Natur, für Praxis und Theorie gleichmäßig begabt, hat sich als gewandter Operateur und methodischer Erfinder einen bedeutenden Ruf erworben. Am bekanntesten sind die von ihm eingeführte Luftröhrencanüle und seine Methode der Preßschwammtamponade bei Ausführung des Luftröhrenschnittes. Er hat ferner zahlreiche neue kleinere und größere Operationsverfahren für verschiedene chirurgische Erkrankungen angegeben, z. B. die Beckenhochlagerung für gewisse Operationen und monographisch die Erkrankungen und Operationen am Halse für Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten, die Verletzungen und chirurgischen Krankheiten des Gesichts für das von Billroth und Lücke herausgegebene Sammelwerk „Deutsche Chirurgie" bearbeitet. — Bei der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Paul Schwarz mit einer Probevorlesung „über die ältere geographische Literatur der Araber".

* **Berlin.** Die wissenschaftlichen Versuche zur Erforschung der höheren Atmosphärenschichten werden binnen kurzem wieder aufgenommen werden. Der Kaiser hat dafür abermals eine namhafte Unterstützung bewilligt. Prof. Dr. Aßmann bemerkt hiezu in der Zeitschrift für Luftschiffahrt: „Zunächst werden wie durch einige Nachtfahrten versuchen, Werthe, welche von der Sonnenstrahlung unbeeinflußt sind, zu erhalten, werden aber dann, unter sorgfältigee Berücksichtigung der Erfahrungen und Erfolge unserer wissenschaftlichen Concurrenten jenseit des Rheins — wir bedauern, nicht sagen zu dürfen: „wissenschaftlichen Freunde" —, eifrig bemüht sein, unsre Versuche zu einer jeden Zweifel ausschließenden Correctheit zu vervollkommnen. Wie groß müßte aber erst der Erfolg werden, wenn es möglich wäre, in gemeinschaftlicher Arbeit durch gleichzeitige Auffahrten in Paris und Berlin die hohen Atmosphärenschichten zu erforschen!" — Zum Rector der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg ist für das Studienjahr 1896/97 Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Hauck gewählt worden. Prof. Dr. Jolles ward ebenda als Privatdocent für Projectionslehre und Graphostatik zugelassen. — An der Universität hat sich Dr. Wilhelm Raabe als Privatdocent für Geschichte niedergelassen.

* **Agram.** Der seinerzeit wegen Attentats auf den gewesenen Comitatschef Kesinjavi verurtheilte Universitätsprofessor Quiquerez wurde durch einen Gnadenact des Kaisers rehabilitirt und zum Professor an der Realschule in Semlin ernannt.

* **Paris.** Entgegen der Annahme Wesselowski's und Fuetwängler's hat sich jetzt der hier weilende Vorsteher des Petersburger Antikenmuseums Kieseritzky für die Echtheit der „Tiara des Saitapharnes" ausgesprochen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Siebentes Stück:

Die Zehentregulierung in Bayern.

Von

Dr. Athanasius D. Damianoff.

Preis geheftet 2 Mark.

Zu den wichtigsten Teilen der heute brennenden Agrarfrage gehört die Frage der Bodenzinsen. In Bayern wird von gewisser Seite heute ihre Beseitigung verlangt; in Preussen umgekehrt soll in den Rentengütern ein Bodenzins aufs neue entstehen. Unter solchen Verhältnissen ist es von Wichtigkeit, sich der Gründe bewusst zu werden, die seiner Zeit zur Beseitigung der unablösbaren Bodenzinsen und ihrer Verwandlung in ablösbare geführt haben, und welches die Faktoren waren, welche sich 1848 dieser Reform widersetzten. Die vorliegende Schrift zeigt dies für eine der wichtigsten Arten der alten unablösbaren Bodenzinsen, den Zehent. (8756)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kerl in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 21. Juli. Nummer 167.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Dante-Literatur. I. Von Dr. G. A. Scartazzini. — Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb. Von Julius v. Schlosser. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dante-Literatur.

Von Dr. G. A. Scartazzini.

I.

Die Thatsache, daß Dante's Hauptdichtung, sowie auch seine Jugendschrift, in allen Mittel- und Oberschulen Italiens als obligatorische Lehrmittel vorgeschrieben, folglich auch eingeführt worden sind, hat gewiß nicht wenig zur Verbreitung und Förderung der Dante-Studien beigetragen. Arbeiten, welche unter anderen Verhältnissen es kaum zu einer zweiten Auflage gebracht haben würden, werden jetzt in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet und erleben alle zwei bis drei Jahr neue Auflagen, welche allerdings, nach dem in Italien herrschenden Pilatismus literarius, in der Regel unveränderte Abdrücke zu sein pflegen. Auch die emsige Thätigkeit, die große Productivität auf diesem Gebiete ist zum guten Theil der erwähnten Thatsache zu verdanken. Die Zahl der Schüler freilich, welche dadurch zum eifrigen Studium des Dichters und seiner Werke angeregt und angespornt werden, dürfte verhältnißmäßig nur klein sein, indem sich immer aufs neue die Erfahrung wiederholen wird, daß ihrer die meisten, einmal aus der Schule getreten, von einem ferneren Studium des Schulbuches für ihr ganzes künftiges Leben dispensirt, vielleicht auch erlöst, zu sein glauben und darüber um so mehr sich freuen, je mehr ihnen dieses Studium in der Schule Mühe und Arbeit gekostet hat.

Eine andere, etwas problematische, Frucht des Obligatoriums ist die schriftstellerische Ueberproduction auf dem Felde der Dante-Literatur. Allerdings gibt es auf diesem Felde noch sehr vieles zu forschen und bei aller emsigen Thätigkeit der Gegenwart wird für die Zukunft noch immer Arbeit genug übrig bleiben. Wie vieles aus dem Leben des großen Dichters liegt für uns noch im Dunkeln, von wie vielen Stellen seiner Dichtung müssen wir, wenn wir anders aufrichtig sein wollen, ohne Umschweife gestehen, daß wir deren wahren Sinn noch nicht ergründet haben! Das Bedenkliche bei dieser Ueberproduction ist aber das, daß nicht Berufene nur, sondern auch völlig Unberufene in großer Zahl sich vordrängen, über Dante mitsprechen und mitdrucken lassen wollen. Jeder Schulmeister, dem das Fach zugetheilt ist, will seine Einfälle, seine „neuen Erklärungen" drucken lassen, wenn auch die Einfälle einfältig, die „neuen Erklärungen" Jahrhunderte alt sind. Hin und wieder macht es der eine und andere Schüler dem Lehrer nach, und so erhalten wir, wie in der jüngsten Vergangenheit ab und zu geschehen ist, Schriften über Dante, die von Schülern, Schülerinnen und Studenten verfaßt sind. Wohl kann man solche Elaborate ruhig ungelesen lassen und bei Seite legen; aber wie die echten Körnlein herausfinden aus dem großen Spreuhaufen? Wenn in einem einzigen Jahre, wie das im letzten der Fall gewesen, etwa ein Vierteltausend Dantebände und Dantebroschüren erscheinen, wer möchte das alles lesen? Und wenn einer sich auf eine kleine Auswahl des Besten beschränken will, wie soll er es angreifen, um gerade das Beste auszulesen? Auf die literarische Kritik hören? Im Auslande werden nur wenige Erzeugnisse des italienischen Büchermarktes recensirt und die italienische literarische Kritik der Gegenwart ist, weil allüberall eine Sklavin der Parteien und Cliquen, absolut werthlos, gar nicht würdig, irgend wie beachtet zu werden.

Als sprechendes Beispiel der verhängnißvollen Vielschreiberei mögen die neuesten Salbadereien über die berüchtigten Teufelsworte Papè Satan, papè Satan aleppe (Inf. VII, 1) flüchtig erwähnt werden. In der vorjährigen Uebersicht ist bereits auf Luigi Monti's Deutung, wonach die Worte griechisch sein (*παπαῖ σατᾶν, παπαῖ σατᾶν, ἃ λίνε*) und „Oh Empörer, oh Empörer, zurück!" bedeuten sollen, hingewiesen worden. Seither hat Professor Monti eine neue verbesserte und vermehrte Auflage seiner Schrift veranstaltet (*EYPHKA*. L'interpretazione del verso dantesco Papè Satan, Turin 1896; 62 S. kl. 8°), bereichert durch die Untersuchung der Frage, ob Dante des Griechischen kundig gewesen sei (S. 45—59), mit dem Resultat, der Dichter habe zwar die griechische Sprache nicht verstanden, aber doch so viel davon gewußt, um einen Vers in derselben zu dichten. Der Vers hat aber inzwischen noch andere Ausleger und Auslegungen gefunden. Ein gewisser Emiliani Navazzini (Significato del verso Papè Satan, Reggio-Emilia, 1895; 10 S. 8°) belehrt uns, die Worte des Dämon seien rein italienisch; Papè heiße Vater, aleppo sei zusammengesetzt aus ale, Flügel und pe', Füße und der Vers bedeute: „Vater Satan, Vater Satan, Flügel an den Füßen!" d. h. Schnell, auf, eile, mir gegen die Eindringlinge (Dante und Virgil) beizustehen! Nach Augusto Scarsoni (La lingua di Pluto nella Divina Commedia, Corneto-Tarquinia 1895; VII und 88 S. in 16°) sind die Teufelsworte arabisch und syrisch und bedeuten: „Das Höllenthor hat gesiegt!" Hinwiederum ein P. Luchetti (Applicazione del principio dell' unità della lingua italiana alla interpretazione del verso dantesco Papè Satan, Mail. 1895; 16 S. in 4°.) belehrt uns, sehr von oben herab, daß die Worte griechisch sind und bedeuten: „Wie, wie beim Teufel! wollt ihr hier hinabsteigen?" Im vorigen Herbst verkündeten sogar angesehene deutsche Zeitungen, ein englischer Geistlicher habe endlich, endlich, die Lösung des Räthsels gefunden, der Herr Dämon Pluto spreche einfach französisch: Pas paix Satan! Pas paix Satan! à l'épée! d. h. „Keinen Frieden, Satan! Keinen Frieden, Satan! Auf zum Schwert!" Leider ist diese Lösung bereits nahezu hundert Jahre alt, von Scolari, Antoni, Ventura und auch von mir im ersten Bande des Leipziger Commentars gegeben, beziehungsweise angeführt. Ja, eine Lösung, welche dieser wie ein Ei dem andern gleicht, kann man in der Vita des alten Benvenuto Cellini, sowohl im Original wie in Goethe's Bearbeitung, bereits lesen!

Digitized by Google

Und solche fade, meist wieder aufgewärmte Speise müssen wir armen Dantisten jeden Augenblick uns vorsetzen lassen und man erwartet von uns, wir sollen solche Speise als etwas höchst Feines und Delicates rühmen, und wehe uns, wenn wir uns mit völligem Mangel an Appetit entschuldigen! Da entsteht ein Geschrei: „Sehet, sehet doch, wie unwissend! Nicht einmal unsre Sachen scheint er zu kennen!“ Wer etwa dieses Lied auswendig lernen will, braucht nur zu den literarischen italienischen Zeitschriften zu greifen. Meinerseits hege ich gar nicht die Absicht, die Leser an den Leiden eines Dantisten Theil nehmen zu lassen, und darum werde ich über etwa vierzig nun vorliegende neueste Dante-Producte, die im Grunde nichts als Weibergewäsch, im besten Fall Schulmeisterweisheit enthalten, stillschweigend hinweggehen. Nur einiges, das mit betäubenden Lärm auftritt, gedenke ich im Vorübergehen mit einem Fußtritt aus dem Wege zu werfen.

Zu den Sammelwerken, um nach bibliographischem Brauch mit diesen den Anfang zu machen, ist in allererster Linie die vom Grafen Pafferini herausgegebene Colleziane di Opuscoli Danteschi inediti o rari zu rechnen. Die letztjährige Uebersicht hat bereits sechzehn Bändchen dieser Sammlung verzeichnet; seither sind ihrer vierzehn erschienen, so daß die Sammlung bis jetzt aus nominell dreißig Bändchen besteht. Was auf dem Umschlag des 16. Bändchens als demnächst erscheinend versprochen war, Parenti's Scritti danteschi und Mazzoni's Difesa della Div. Commedia, ist bis dahin nicht gegeben worden, was ich in Bezug auf Parenti's ziemlich selten gewordene Dante-Schriften nicht umhin kann zu bedauern. Mit mancher Arbeit, die es uns dafür bietet, hätte uns der Herr Graf füglich verschonen können. Was in aller Welt sollen wir denn auch mit Bettini's Paraphrasen, mit Fausani's längst bekannten, flüchtig hingeworfenen Aufsätzchen, mit Del Noce's kenntnißlosem Gerede und vollends mit Casini's knabenhaften Zeitungsartikelchen anfangen? Warum uns solche werthlose Waare liefern, so lange es des Werthvollen gibt, nach dem alle mit freudiger Begierde greifen würden? Versuche es einmal der Hr. Herausgeber und gebe es uns nächstens, statt der höchst problematischen Waare eines Finali, eines Fioretto und vollends eines Casini, genaue Neudrucke von Dionisi's „Aneddoti“ und „Preparazione“, von Bongiovanni's „Discarso“, von Manetti's und Giambullari's „Sito“ und von mancher anderen geschätzten, aber heutzutage nahezu unauffindbaren alten Arbeit über Dante — versuche er es und er wird's erleben, daß seine „Collezione“ sehr bedeutend im Curs steigen wird. Fährt er aber fort, bedeutungslose Aufsätze, Briefe und Zeitungsartikel von sciagurati che mai non für vivi zu bieten, so soll er sich nicht wundern, wenn seine „Collezione“ immer tiefer und tiefer sinken wird.

Die vierzehn neuerschienenen Bändchen haben folgenden Inhalt, oder sagen wir correcter folgende Titel, da etwelche allerdings inhaltsleer sind: XVII. A. Guarini, Il farnetico savio, avvero Il Tasso, herausgegeben von Ronchetti. — XVIII.—XIX. L. Bettini, Le perifrasi della Div. Commedia (werthlos). — XX. Torquato Tasso, Postille alla Div. Commedia (unnützes bedrucktes Papier). — XXI. P. Fanfani, Indagini dantesche, herausgegeben von Castagna (hätte füglich ungedruckt bleiben können). — XXII. G. del Noce, La Stige dantesco e i Peccatori dell' Antilimbo. — XXIII. G. Finali, Cristoforo Colombo e il Viaggio di Ulisse nel Poema di Dante, herausgegeben von Frantiosi (brauchbar, aber lange nicht so bedeutend, wie der Herausgeber meint). — XXIV. T. Casini, Aneddati e Studi danteschi (geist- und kenntnißloses Gerede). — XXV. C. Fioretto, Prolegomeni alla studia della Divina Commedia (für die lernende Jugend bestimmt und für diese nicht unnütz). — XXVI—XXVIII. C. Crociani, Il Dattrinale di Jacopo Alighieri (vortreffliche kritische Ausgabe mit erschöpfender Einleitung). — XXIX—XXX. C. Cavedoni, Raffronti tra gli autori biblici e sacri e la Divina Commedia, herausgegeben von Murari (sorgfältige und sehr brauchbare Arbeit).

Neben manchen anderen schönen und lehrreichen Aufsätzen enthält Mario Mandalari's Buch Anecdoti di Storia, Bibliografia e Critica (Catania 1895, VIII und 217 S. Lex. 8.) fünf Artikel, welche hieher gehören: 1. La Commedia in Latino (S. 93—97), eine wohlwollende Besprechung der Ausgabe von Serravalle's Dante-Uebersetzung und -Commentar; 2. La Commedia in rumeno (S. 162—164), Anzeige der rumänischen Dante-Uebersetzung der Frau Maria P. Chitiù, von welcher der dritte Band demnächst erscheinen soll, die nicht blos von Mandalari, sondern auch sonst viel gerühmt wird, über die ich aber nicht urtheilen kann, da mir dazu die nöthige Sprachkenntniß fehlt; 3. Carlo Martello nella Divina Commedia (S. 185—191), über Parad. VIII, eine ganz vortreffliche kleine Arbeit; 4. Il Concetto dell' Unità politica in Dante Alighieri (S. 193—197) und 5. Dante e la Calabria (S. 199—213). Enthalten diese fünf kleinen Arbeiten auch nicht gerade viel Neues, so sind sie doch sehr anregend, frei von jeder Partei- und Cliqueurücksicht (was für eine italienische Arbeit sehr viel sagen will) und können bestens empfohlen werden.

Wie gewöhnlich, ist die Bibliographie auch diesmal ziemlich stark vertreten, wenn man nämlich alle die ungezählten sogenannten Recensionen dahin zählt, die in den verschiedenen italienischen Zeitschriften erscheinen, deren Werth aber nur ausnahmsweise über Null steigt. In der Regel sind diese Recensionen, wie jedermann weiß, der das heutige literarische Italien kennt, einfache Gefälligkeiten, welche Freunde sich gegenseitig erweisen. Und die Gefälligkeiten sind zwiefacher Art: heute gilt es, den Aufsatz oder die Broschüre des Freundes oder Parteigenossen zu rühmen; morgen heißt es, etwas anbellen, was die Producte der Freunde und Parteigenossen ein wenig in Schatten zu stellen droht. In dieser Richtung steht das Bullettino della Società Dantesca Italiana, das ab und zu gute Bemerkungen enthält, im ganzen aber einfach ein Parteiorgan ist, unerreicht da. Kenne ich nur den Namen des Verfassers irgend einer Dante-Arbeit, so weiß ich zum voraus ganz genau, vom Inhalt derselben völlig abgesehen, wie sie in diesem Bullettino beurtheilt werden wird. Die Herren halten aber auf ihr Organ ebenso große Stücke, wie andere Leute kleine; sie meinen, oder stellen sich wenigstens so, als ob sie meinten, man dürfe über Dante nicht mehr mitreden, ohne jeden Augenblick ihr Bullettino im Munde zu führen. Eine Schrift, in welcher ihr Organ nicht citirt wird, ist für sie eo ipso werthlos. „Nicht einmal dieses Bulletin scheint er zu kennen!“ (Bullettino, Vol. III, Ort., Nov. 1895, S. 4, Zl. 14 v. o.) Welch ein crasser Ignorant muß also der betreffende Verfasser sein!

In den „Preußischen Jahrbüchern“ (1882, S. 606) klagte einmal H. v. Treitschke, daß heute die Recensionsarbeit „fast ganz durch eine unkundige, sich aber sehr groß dünkende Jugend“ besorgt würde, daß jeder ältere Mann von Bedeutung, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, sich derselben entzöge. Diese Klage gilt in Italien in weit höherem Maße als in Deutschland. Wie groß diese unkundige Jugend sich dünkt, das zeigt sie uns bis zum Ueberdruß auch auf dem Felde der Dante-Literatur. So hat ein gewisser Francesco Torraca, der auf diesem Gebiet noch absolut nichts geleistet und bis dahin stets nur von anderer Fett gelebt hat, uns mit einem „Nuove Rassegne“

Digitized by Google

betiteltem Buche belästigt (Livorno 1894, VII und 468 S. 16.°), das aus lauter werthlosen Zeitungs-Aufsätzchen und -Artikelchen besteht, die er überhoupt gar nicht hätte schreiben, oder doch niemals drucken lassen sollen. Und er ist nicht der einzige. Mit derartigen Elaboraten werden wir alljährlich mehrmals beglückt. Der positive Schaden ist aber nicht gerade sehr groß. Prof. Scheffer-Boichorst bemerkt ganz treffend („Zeitschr. f. rom. Phil." VII, S. 479): „Alle Kundigen legen die Kritik solcher Knaben beiseite, ohne die Ansicht gewonnen zu haben, daß im Gebiet ihrer Wissenschaft auch nur irgend eine Aenderung eingetreten sei; und so verhollt das unverdiente Lob und der unverdiente Tadel."

Das Brauchbarste, was an bibliographischem Material in der jüngsten Zeit zusammengestellt worden ist, dürften die bibliographischen Bulletins in den Heften des vom Grafen Passerini herausgegebenen „Giornale Dantesco" sein. Die Einseitigkeit tritt hier verhältnißmäßig gegen die Reichhaltigkeit etwas zurück. Der neueste, dritte Jahrgang verzeichnet 173 Nummern, meist mit kurzen Inhaltsangaben, und ich constatire die Thatsache, daß der Herausgeber nicht einmal alles verzeichnet, was ihm vorliegt; wenigstens ist dies der Fall, wenn man die Absicht hegt, jemanden möglichst todtzuschweigen, oder wenn die betreffende Publication wenig schmeichelhafte Bemerkungen enthält, deren Richtigkeit man nicht zu bestreiten wogt. Vom „Giornale Dantesco" selbst ist Neues nur zu sagen, doß es noch existirt und auch fernerhin noch zu erscheinen verspricht (obwohl die Zahl seiner Abonnenten 200 noch nicht überschritten hat); den Inhalt anlangend, könnte ich nur wiederholen, was ich in der vorjährigen Uebersicht darüber gesogt habe. Ob andere Abonnenten die Geduld haben, alle diese, meist werthlosen, Aufsätze, Briefe u. dgl. zu lesen, ist mir nicht bekannt; ich habe sie nun einmol nicht. Für mich ist z. B. die Frage nach Dante's Sündensystem im ersten Theil seiner großen Dichtung durch Fachjuristen und zugleich Danteforscher wie Abegg und Witte endgültig entschieden, weßhalb ich meine Zeit besser zu verwenden weiß, als mit der Lectüre der zahlreichen ellenlangen Abhandlungen, Dissertationen, Aufsätze, Erwiderungen, Berichtigungen u. dgl., die man uns in der neuesten Zeit fast täglich darüber auftischt. Uebrigens verspricht der Herausgeber des Giornale Besserung. Auf der letzten Seite des dritten Jahrgangs lesen wir: „Maggior cautela e criterio, in parte diverso da quello che ci ha guidato sin qui, useremo, d'ara innanzi, nella scelta delle memorie che ci verranno offerte per la pubblicaziane; e saremo inesarabili nello escludere le chiacchierate inutili, le postille, le interpretszioni, le chiose, quando queste non abbiano altra virtù o altro scopo che di tormentare vie maggiormente questo o quel luogo di Dante, e di stancare la pazienza dei lettori." Nach einem solchen aufrichtigen Bekenntniß bleibt nur übrig, den Wunsch auszusprechen, es möchte künftig, und zwor schon vom ersten Hefte des vierten Jahrgangs an, das gegebene Versprechen gewissenhaft gehalten werden.

Der kleinen oder inhaltreichen Schrift des Hrn. Prof. Hermann Grouert gegenüber („Zur Dante-Forschung", München 1895; 35 S. 8.°) möchte ich einfach den Wunsch aussprechen, noch öfters solche geistige Speise genießen zu dürfen. Das ist einmal wieder gesunde und stärkende Nahrung. Im ersten, einleitenden Abschnitt erhalten wir eine kurze, klare und objective Uebersicht des geschichtlichen Entwicklungsgonges der Dante-Forschung bis auf die Gegenwart, während sich die zwei folgenden Abschnitte mit Fragen befassen, die durch Dante's Schrift De Monarchia veranlaßt wurden und ihre endgültige Beantwortung noch nicht gefunden haben. Höchst treffend wird Prompts Bestreitung der Echtheit dieser Schrift in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen; nur finde ich, es sei domit Hrn. Prompt viel zu viel Ehre erwiesen. Ein Autor, der solche Unwissenheit, Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit ungenirt zur Schau trägt, wie Hr. Prampt, nerdient meines Erochtens keine ernstere Beachtung, sondern höchstens eine tüchtige literarische Ohrfeige.

Unter den historisch-bibliographischen Arbeiten der Periode nimmt jedenfolls das vom Grafen G. L. Passerini und G. Biagi herausgegebene, oder doch wenigstens begonnene, großartig angelegte Urkundenbuch: „Codice Diplomatico Dantesco: I Documenti della vita e della famiglia di Dante Alighieri, riprodotti in facsimile, trascritti e illustrati con note critiche, monumenti d'arte e figure" (1. Liefg. Rom 1895, gr. Fol. 2 Bl. Facsimile und 6 S. Text mit 5 Textillustrationen) die erste Stelle ein, ein Werk, das kein Donte-Forscher unbeachtet lassen darf. Die vorliegende erste Lieferung befaßt sich ausschließlich mit Dante's Gesandtschaft nach San Gemignano, Anfang Mai 1299. Die betreffende Urkunde, erst vor wenigen Jahren wieder oufgefunden, nachdem sie lange Zeit ols verloren galt, ist hier nicht blos wörtlich abgedruckt, sondern ouch in Facsimile genau reproducirt, dazu noch die Gesandtschoft sehr eingehend und nach allen Seiten erläutert. Es ist diesem Theil des großen Unternehmens zum Vorwurf gemacht worden, daß die einleitenden Abschnitte zu weitläufig seien, ein weitschichtiges Materiol on Text und Illustrotionen bringen, welches wohl für die Geschichte von S. Gemignano interessant sei, zu Dante aber in gar keiner oder nur entfernter Beziehung stehe. Das ist allerdings richtig; doch möchte ich deßhalb die Herausgeber nicht tadeln. Wer sich für Dante interessirt, wird sich gern in dem Ort etwos näher orientiren, wo der große Dichter sich längere oder kürzere Zeit oufgehalten hat. Eine ganz andere Froge dagegen ist die, ob das so begonnene Werk auch lebensfähig sei, mit onderen Worten, ob wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, ouch die zweite Lieferung und die folgenden bis zur in Aussicht genommenen vierzigsten zu erhalten. Meinerseits würde es eine Freude sein, auf diese Frage mit einem zuversichtlichen Jo ontworten zu können. Welch eine Freude wäre es für olle ernsteren Dante-Forscher, in etwa noch drei Jahren, dem ursprünglichen Programm zufolge, ein solches Werk zu besitzen, etwa zweihundert Tafeln Urkunden in Facsimile, olle eingehend erlöutert und reich illustrirt! Leider werden wir auf diese Freude unbedingt verzichten müssen. Einmal ist der Preis viel zu hoch, was für Italien bereits entscheidend ist. Fünf Blätter für zehn Lire (= 8 M.), das geht nicht, zumal wenn, wie bei der ersten und bis heute einzigen Lieferung der Fall, diese fünf Blätter eine einzige Urkunde bringen. Was haben denn eigentlich die HH. Herausgeber von buchhändlerischen Verhältnissen für Begriffe und Vorstellungen? Glauben sie im Ernste eine genügende Zahl von Abnehmern zu finden, welche für etwa achtzig Blätter Facsimile und 120 Blätter illustrirten Text dreihundert Mark onslegen? Es werden ihrer wenig genug sein! Zum anderen werden und müssen auch die wenigen nur zu bald den Muth verlieren. Versprochen war eine Lieferung pro Manat; die erste trägt das Datum vom Mai 1895; heute, da ich diese Zeilen schreibe, sind wir im Juni 1896 und — noch ist auf die erste Lieferung keine zweite gefolgt! Den Schluß mag der geneigte Leser selbst ziehen.

Die viel verhandelte Frage nach dem Datum von Dante's Geburt ist zur Abwechslung nochmals aufgewärmt worden von Professor M. Scherillo in Mailand in dem Schriftchen: „L'onna della nascita di Dante" (Moil. 1895, 12 S. gr. 8°). Es ist nicht leicht zu errathen, was den Verfasser

zur Veröffentlichung dieser kleinen Arbeit veranlaßt hat. Thatsache ist, daß sie auch nicht die Spur eines Gedankens enthält, der nicht in den siebziger und achtziger Jahren mehrfach ausgesprochen und verhandelt worden wäre. Wie andere vor ihm, kommt auch Scherillo zu dem Resultat, Dante sei im Mai oder Juni 1265 zu Florenz geboren worden, Dante's Vater habe als ein ganz unbedeutender und unbeachteter Mann gar nicht zu den Verbannten von 1260 gehört. Das Schriftchen macht ganz den Eindruck einer Privatstudie auf Grund der verschiedenen Arbeiten neuester Zeit. Derartige Studien anzustellen, ist ganz schön und lobenswerth; muß aber alles noch einmal gesagt und gar noch einmal gedruckt werden?

Ungefähr das gleiche ist zu sagen in Betreff der Schrift des bejahrten Genueser Professors Antonio Canepa: „Nuove ricerche sulla Beatrice di Dante" (Turin 1895, 100 S. 8°), mit dem Unterschied jedoch, daß Scherillo auf dem Laufenden, Canepa dagegen um etwelche Jahrzehnte zurückgeblieben ist. Seine „Untersuchungen" wären sogar vor einem halben Jahrhundert keineswegs „neu" gewesen; heutzutage gehören sie zu den antiquirten und hoffentlich auf immer abgethanen. Dante's Jugendgeliebte soll wieder die Tochter des Folco Portinari und Gemahlin des Simone dei Bardi sein, und daß diese Ansicht absolut unhaltbar ist, davon hat unser Autor keine Kunde. Wäre es nicht endlich einmal Zeit, die Frau Bardi, welche mit Dante's Jugendgeliebter gar nichts zu thun hat, in Ruhe zu lassen?

Da man über Dante's Reisen vor und nach seiner Verbannung beinahe nichts Sicheres und Bestimmtes weiß, ist es ganz natürlich, daß wir alljährlich mit etwelchen neuen Arbeiten über diese Reisen beschenkt werden. Angeregt durch Gladstone's allbekannte Arbeit hat Agostino Bartolini („Il viaggio di Dante a Oxford", Roma 1895, 18 S. 8°) die Frage nach Dante's Englandreise nochmals und mit lobenswerther Umsicht untersucht, wobei er zu dem, mir unannehmbar scheinenden, Ergebniß gelangt ist, diese Reise sei nicht bloß in hohem Grade wahrscheinlich, wie Gladstone meinte, sondern eine kaum zu bezweifelnde Thatsache. Wann soll aber der Dichter in Oxford gewesen sein? Vor oder nach der Verbannung? Nach Boccaccio's poetischer Epistel an Petrarca vorher; nach Villani's Nekrolog und Boccaccio's Apologie erst nachher. Ueber diesen Punkt ist Bartolini denn doch etwas zu eilig hinweggegangen. Hätte er ihn genau untersucht, so würde er höchst wahrscheinlich gefunden haben, daß diese Reise des Dichters nicht wohl vor, ebenso wenig aber auch nach der Verbannung stattgefunden haben kann, sie also in das Reich der Dichtung zu verweisen ist.

Nach dem vielfach verspotteten alten System, das dem sonst so tüchtigen neapolitanischen Gelehrten Karl Troya so verhängnißvoll geworden ist, wonach der Dichter alle von ihm beschriebenen Gegenden nicht bloß selbst besucht, sondern auch die betreffenden Verse an Ort und Stelle gedichtet haben soll, hat ein Herr Eugenio Zaniboni („Dante nel Trentino", Trient 1896, 160 S. 8°) uns belehrt, daß Dante wirklich im Trientinischen gewesen und daselbst von Wilhelm von Castelbarco gastfreundlich aufgenommen worden ist, und zwar, damit wir ja auch über das Datum nicht im geringsten in Zweifel seien, von Ende März bis Mitte Mai des Jahres 1304. Dann sei er nach Bologna gegangen, wo er gegen Ende 1304 mit der Abfassung der Schrift „Ueber die Volksberedsamkeit" beschäftigt gewesen sei. Wie glücklich wären die Dante-Forscher, wenn sich das alles so leicht demonstriren ließe!

An derartigen Früchten ist die gegenwärtige Dante-Literatur, die italienische zumal, so reich, daß sich der Freund des Dichters von Herzen darüber freuen könnte, wenn die Früchte nur einigermaßen — genießbar wären. Es sind aber Producte, mit welchen der wissenschaftliche Forscher rein nichts anzufangen weiß und die er mit dem Bedauern aus der Hand legt, seine Zeit damit vergeudet zu haben. Und bei aller dieser endlosen Sisyphosarbeit legt keiner die Hand an eine zusammenfassende Darstellung des Lebens und der Werke des Dichters nach den Ergebnissen der neueren Forschungen! Eine solche, auf ein weiteres Publicum berechnet, will der „Dante" betitelte 21. Band der „Geisteshelden, herausgegeben von A. Bettelheim" (Berlin 1896, 4 Bl. u. 236 S. 8° mit einem Titelbilde) sein. Mit Ausschluß nicht bloß aller Polemik, sondern auch aller Discussion ist hier der Versuch gemacht worden, ein Gesammtbild von Dante's Leben, Persönlichkeit und Werken zu entwerfen. Ob und wie weit die Absicht gelungen ist, das zu beurtheilen steht selbstverständlich dem Verfasser nicht zu. Bemerkt soll aber doch werden, gegenüber von Herrn Baron v. Locella's gewohnter Genauigkeit (in seiner verunglückten oratio pro domo in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" Nr. 47 vom 18. April 1896), daß diese Arbeit keineswegs bereits drei Auflagen erlebt hat, sondern im letzten Februar zum ersten und bis jetzt einzigenmale erschienen ist. Ob sie mehr Auflagen erleben wird, das läßt sich vorläufig noch nicht berechnen.

Zu der Rubrik Historisches und Biographisches gehört theilweise auch das prächtige Buch des Francesco Cavazza: „Le scuole dell' antico studio Bolognese" (Mail. 1896, XIV, 314 und LXVIII S. gr. 8° mit einem Plan und 36 Illustrationen). Für die Dante-Forschung ist dieses Werk insoweit von Wichtigkeit, als der Dichter sich jedenfalls in Bologna aufgehalten hat (vielleicht erst nach seiner Verbannung, vielleicht aber auch zweimal, das erste schon als studirender Jüngling) und in Bologna der erste Lehrstuhl zur Erklärung der „Göttlichen Komödie" errichtet worden ist. Mit der Frage nach Dante's Aufenthalt auf der Hochschule zu Bologna hat sich der Verfasser, der eben nur eine Geschichte der hohen Schule geben wollte, nicht befaßt; gleichwohl wird es fortan nicht erlaubt sein, die Frage zu behandeln ohne auf Cavazza's Arbeit Rücksicht zu nehmen. Was den Dante-Lehrstuhl zu Bologna betrifft, so ist in dem Buche nicht bloß alles Nöthige urkundlich dargestellt, sondern auch der endgültige Beweis geleistet worden, daß Bologna zuerst einen solchen errichtet hat, indem Benvenutus Ramboldi daselbst bereits seit 1366 die „Göttliche Komödie" erklärte, während dies in Florenz erst seit 1373 geschah und andere Städte Italiens noch später dem Beispiel folgten.

Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb.[1])

Von Julius v. Schlosser.

In dem wildesten und romantischesten Theil der schwäbischen Alb, wo sich phantastische Felsbildungen, bis zu 1000 Meter Höhe aufsteigend, wie ein vom Meere verlassener Archipel zusammendrängen, liegt auf der einsamen Hochebene einer solchen Felseninsel das Dörfchen Burgfelden (910 m), zum württembergischen Oberamte Balingen gehörig, nur wenige Stunden von Hohenzollern entfernt. Aus dem nahen Eyachthal erhebt sich ein mächtiger Bergklotz, der durch einen stellenweise kaum zwei Menschen

[1]) Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb. Ein Baustein zur Geschichte der deutschen Wandmalerei im frühen Mittelalter, zugleich ein Beitrag zur ältesten Geschichte der zollerischen Stammlande. Mit Unterstützung Sr. kgl. Hoheit des Fürsten Leopold von Hohenzollern herausgegeben von Dr. Paul Weber. Mit drei Doppeltafeln und vielen Textbildern. Darmstadt, Verlag von Arnold Bergstraesser, 1896. Gr. 8°. VII und 100 SS.

Raum gewährenden Felsgrat mit Burgfelden zusammenhängt und auf seiner Höhe die trotzigen Reste der einstigen Schalksburg trägt, schon in prähistorischer Zeit eine natürliche Veste, dann, wie der Name andeutet, von hieher zurückgedrängten Ueberbleibseln der unfreien keltoromanischen Bevölkerung („Schalken") bewohnt, im 13. Jahrhundert schon im Besitze der Grafen von Zollern — die Sage vom Hirschgulden, populär durch W. Hauff, hat hier ihren Schauplatz —, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges gebrochen und zerfallen. Aber die Burg hat ein viel höheres Alter, denn ihr Burgflecken, eben das heutige Dorf Burgfelden, wird schon 1064 erwähnt, reicht aber seinerseits als vorchristlicher (alemannischer?) Begräbnißplatz in noch ältere Zeiten hinein. Noch hat sich im Volke die Sage erhalten, daß allmitternächtlich ein gespenstiger Schimmelreiter von der Schalksburg über den Grat nach Burgfelden hinüberreite, offenbar eine Erinnerung an den altgermanischen Wotan, der hier einst auf heiliger Höhe verehrt worden war, an dessen Stelle jedoch im Glauben des christlich gewordenen Volkes, unter kluger Mithilfe der römischen Kirche wie so häufig, der Hüter des Paradieses, St. Michael, getreten ist. Und in der That erhebt sich inmitten des Ortsfriedhofes ein Michaelskirchlein, auf das eben in neuester Zeit durch einen unerwarteten Fund die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Wie man sieht, ist das schwäbische Albdörfchen ein interessanter, althistorischer Fleck deutscher Erde.

Das Burgfelder Kirchlein ist ein unscheinbarer, einschiffiger Bau, dem außerordentlich enge schießschartenähnliche Fensterluken (je nur 11 cm Lichtweite!) sparsames Licht gewähren; ein viereckiger Glockenthurm mit gekuppelten romanischen Fenstern und spitzem Zeltdach stößt daran. Als man im Frühjahr 1892 den schadhaft gewordenen Dachstuhl abtragen mußte, kamen unter dem sich abschälenden Verputze der Mauern alte Gemälde zum Vorschein. Man ging der Sache weiter nach und fand nun einen zum Theil trefflich erhaltenen Fries, der etwa in doppelter Manneshöhe über dem Boden das Innere des Kirchenraumes umzieht und Figuren von beiläufig zwei Drittel Lebensgröße zeigt. Bei näherer Untersuchung stellte sich der neue Fund als ein wichtiges Denkmal ältester Malerei in Deutschland heraus. Er liegt uns jetzt in wissenschaftlicher Bearbeitung von der Hand eines jungen Kunsthistorikers, Dr. Paul Weber, vor, der sich bereits durch eine mit Fleiß und Geschick gearbeitete Studie über geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst (Stuttgart 1894) bekannt gemacht hat. Sein neues Buch, mit Unterstützung des Fürsten Leopold von Hohenzollern herausgegeben, präsentirt sich als ein geschmackvoller, gut illustrirter Band in dem handlichen und hübschen Format der rheinländischen Kunsttopographie. Mit Recht bemerkt Weber in seiner Vorrede, daß das jetzt leider moderne Riesenformat in der Veröffentlichung von Wandgemälden ꝛc. das Entsetzen jedes Bücherfreundes hervorrufe.

Die einzelnen Scenen des Bilderstreifens, der oben von einem Mäanderornament eingerahmt wird, vertheilen sich in folgender Weise. Die ganze Ostseite wird von einer Darstellung des jüngsten Gerichts eingenommen; in der Mitte der bartlose Salvator in der Mandorla, vor dem zwei Engel ein großes Kreuz halten; rechts und links je zwei Posaunenengel, darunter die Auferstehung der Todten. Zur Rechten Christi führt ein Engel die Seligen (darunter einen König und einen Bischof) an das Himmelsthor, vor dem St. Michael, weiß gekleidet und gewappnet, mit Schild und Speer Wache hält, links stößt ein Engel, dem ein kleiner grüner Teufel assistirt, die Schaaren der wehklagenden Verdammten hinweg, die von einem zweiten Teufel, der ihre Ankunft mit mächtigem Hornschall ankündigt, an einer Kette in den Höllenpfuhl geschleppt werden, wo bereits andere Schaaren und der gefesselte Lucifer (zerstört) ihrer warten. Die Darstellung ist sehr lebendig, doch will mir scheinen, als ob Weber im Eifer des Forschens etwas zu viel in sie hineinlege.

Die Südwand zeigt dann eine Reihe biblischer Scenen: zunächst einen räthselhaften Kampf zwischen drei Gewappneten und drei unterliegenden Heiligen, in dem Weber, wie ich glaube mit Recht, eine Darstellung von Apokal. 20,7 — Satanas zieht mit Gog und Magog gegen die Heiligen zu Felde — vermuthet; dann der Sturz des Satans durch Michael (zerstört), das apokalyptische Lamm, endlich, wie Weber in höchst scharfsinniger Interpretation darthut, die Parabel vom reichen Manne und vom armen Lazarus, die sich auf der Nordwand fortsetzt (in fünf Scenen, Mahl und Tod des Reichen, seliges Abscheiden des Armen, der Prasser in der Hölle, Lazarus im Schoße Abrahams). Die Nordwand zeigt weiter neben einer gänzlich zerstörten Darstellung die zwölf Propheten in spitzen Judenhüten, mit Spruchbändern, als die Verkünder des Weltgerichts, wie sie uns noch in der sixtinischen Kapelle entgegentreten, sowie eine zweite Parabel, die vom barmherzigen Samariter, in breiter Anschaulichkeit und in vollständigem Parallelismus zum Gleichniß vom reichen Manne erzählt.

Die Darstellungen der Westwand sind leider vollständig durch das Einsetzen einer neuen Wand verloren gegangen.

Diese Wandgemälde, die aller Wahrscheinlichkeit nach im 11. Jahrhundert entstanden sind, besitzen keine geringe Wichtigkeit für die deutsche Kunstgeschichte. Bilden sie doch das Bindeglied zwischen den berühmten, auch erst in neuerer Zeit entdeckten Fresken von Oberzell auf der Reichenau und der ausgebildeten Malerei des 12. Jahrhunderts; allem Anschein nach gehören auch sie der so bedeutenden Malerschule der Reichenau an.[1]) Kräftiger als in den Oberzeller Malereien, die noch auf antik-christlichem Boden stehen, tritt in ihnen das neue nationale Element hervor; speciell die Ausbildung der Parabeldarstellung, so grundverschieden von der Behandlung dieses Stoffes in der byzantinischen Kunst, wie uns Springer gelehrt hat, zeigt die eigenthümliche selbständige Entwicklung der Kunst im Westen, mit ihrem kräftigen Einschlag germanischer Sinnesweise. Doch ist Weber im Unrecht, wenn er sich deßhalb gegen die Bezeichnung „romanischer Stil" wendet. Dieser, wenn ich nicht irre, zuerst von v. d. Hagen gebrauchte Ausdruck ist aus einer richtigen Einsicht in die parallele Entwicklung der Kunst und der Tochtersprachen des Lateinischen entstanden und insofern einer der glücklichsten termini unsrer Wissenschaft.

Auch allgemein kunstgeschichtlich ist der Stil der Parabelbilder von größtem Interesse. Namentlich das Gleichniß vom Samariter zeigt jene continuirende Erzählungsweise, die, wie uns kürzlich Wickhoff in seiner Publication der Wiener Genesis gezeigt hat, die Kunst fast durch anderthalbtausend Jahre, bis zu Michel Angelo herab, beherrscht. Völlig selbständig tritt der Künstler dem biblischen Stoff entgegen und erzählt ihn in behaglicher Rede. Leider ist nur ein Theil der fünf Scenen erhalten, in die auch in Burgfelden, wie Weber nach Analogie anderer Denkmäler des 11. Jahrhunderts mit Glück darthut, die Parabel zerlegt war. Der Reisende kommt sorglos herangeritten (1. Scene), im Busche lauern die drei Räuber (2), es folgt der Ueberfall (3), dann der gleichgültig vorüberziehende Priester und der heuchlerische Levit,

[1]) Der neuen Hypothese von F. X. Kraus von einer einheitlichen Benedictinerschule, der sowohl Reichenau als Monte Cassino (S. Angelo in formis) angehören sollen, steht Weber mit Recht ablehnend gegenüber.

Digitized by Google

endlich der Samariter, (4 und 5 wohl auf der zerstörten Westwand). Es ist eine kleine Probe mittelalterlicher Novellistik; noch im 18. Jahrhundert hat der jüngere Tiepolo in einer höchst interessanten Folge von radirten Blättern in dieser Weise die Flucht nach Aegypten dargestellt, wo wir die heilige Familie Schritt für Schritt, über Berg und Thal auf ihrer Wanderung begleiten, in greifbar lebendiger Bewegung, wie auf den historischen Reliefs der römischen Siegessäulen, wo wir den ganzen Verlauf der Begebenheiten mitzuerleben glauben.

Auch in technischer Hinsicht sind die Burgfelder Wandgemälde interessant. Einmal, weil an ihnen jener eigenthümliche Wachsüberzug zur Anwendung kam, der, während der ganzen Dauer der guten alten Freskotechnik gebraucht, den Malereien Glanz und außerordentliche Haltbarkeit gab; erst vor kurzem ist er auch in den Fresken des Tommaso da Modena in Treviso nachgewiesen worden.[1]) Dann finden wir hier jene merkwürdigen Thongefäße unter dem Malverputz, die auch sonst im Norden nicht selten vorkommen; Weber weist wohl mit Recht die schon von Otte angefochtene Theorie der „Schallgefäße" (zur Tonverstärkung) zurück; seine Meinung, sie seien als Befestigungsmittel für den Malverputz aufzufassen, um ihm zumal in dem rauhen Klima des hochgelegenen Ortes mehr Haltbarkeit zu verleihen, erscheint recht annehmbar; wir müssen jedoch wohl die Bestätigung abwarten.

Zum Schlusse sei noch der historischen Untersuchung gedacht, die Weber mit großem Fleiße den Beziehungen der Zollern zu dem Burgfelder Kirchlein gewidmet hat, auf die ich jedoch nur kurz eingehen kann. Die Frage hat namentlich in süddeutschen Tagesblättern viel Staub aufgewirbelt, da man in der Ueberfallscene der Nordwand eine Darstellung der Ermordung der beiden Zollerngrafen Burkhard und Wezel im Jahre 1061 zu entdecken geglaubt hat. Es verlohnt sich kaum der Mühe, diese phantasievolle, recht dilettantische Aufstellung zu widerlegen; die Scene ist zweifellos die Parabel vom barmherzigen Samariter, und Weber hat leichtes Spiel mit dem Nachweise, daß eine profanhistorische Scene an dieser Stelle unmöglich sei. Indessen hat er sich in einem flüchtigen Ueberblick über den Profancyklus des frühen Mittelalters (S. 93) durch einen sehr zweideutigen Ausdruck in Leitschuhs Geschichte der karolingischen Malerei irreführen lassen; in der Ingelheimer Pfalzkapelle waren nicht „die Gründer und Wohlthäter der Kirche" dargestellt; der klare Wortlaut der Stelle bei Ermoldus Nigellus (s. meine Karoling. Schriftquellen Nr. 925) besagt nur, daß dort ein vollständiger Cyklus des Alten und Neuen Testaments vorhanden war.

Thatsächlich scheint aber die Schalksburg bereits im 11. Jahrhundert im Besitze der Hohenzollern gewesen zu sein, und die im St. Michaelskirchlein zu Burgfelden gefundene Grablege kann, wie aus Webers gründlicher Untersuchung hervorgeht, sehr wohl ein Erbbegräbniß dieses nachmals zu so hohen Ehren gelangten Geschlechtes gewesen sein.

In Webers schöner Arbeit vermisse ich nur eine Darlegung des ikonographischen Grundgedankens dieses eminent sepulcralen Cyklus, in dem sämmtliche Darstellungen sich auf das Ziel dieser Welt beziehen und die Gläubigen in eindringlicher Predigt, in Gleichnißrede und apokalyptischer Weissagung auf das Ende aller Dinge hinweisen. Im übrigen möchte ich nicht anstehen, diese bei aller Gründlichkeit klar und präcis geführte Untersuchung als eine der werthvollsten Bereicherungen unsrer Literatur zu bezeichnen. Sie unterscheidet sich in angenehmster Weise von den unsäglich breiten, kaum lesbaren Doctordissertationen und Habilitationsschriften, mit denen wir alljährlich beglückt werden.

[1]) *Carlo Linzi*, Scoperta del sistema usato nel dipingere etc., Treviso 1895, S. 73. Vgl. Technische Mittheilungen für Malerei, München, Juli und August 1895.)

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. **Neuere Afrikaliteratur.** Dr. Karl Peters hat sich nach Festigstellung seines umfangreichen Werkes über Deutsch-Ostafrika wiederholt mit den historisch-geographischen Fragen der älteren Entdeckungsgeschichte des dunklen Welttheils beschäftigt. So ging seiner unlängst erschienenen Untersuchung über die Lage Ophirs eine Arbeit voran, in der Peters seine Ansicht darüber abgibt, in wieweit wohl den älteren Geographen und Kartenzeichnern Aequatorial- und Südafrika bekannt war. Diese Arbeit liegt uns vor; sie führt den Titel „Aequatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719. Der Congo und der ‚Giele Malo' 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley" (mit einer Karte. Berlin 1895. Dietrich Reimer). Die Untersuchung derartiger Probleme und ein Vertiefen in die alten dicken Folianten und Kartenwerke des 17. und 18. Jahrhunderts ist ebenso interessant wie nützlich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich bei genauerem Studium derselben, z. B. Dappers, noch manche überraschende und für die Geschichte der Geographie wichtige Einzelheit ergeben würde. Leider wird dieses Feld der geographischen Quellenforschung weit weniger entwirrt, als es vor kurzem mit Bezug auf die Entdeckungsgeschichte Amerika's geschah; seitdem der ob seiner Bissigkeit verrufene, aber hochverdiente englische Gelehrte Cooley seine wichtigen Untersuchungen über die alte Geographie Südafrika's und die dortigen portugiesischen Handelsstraßen veröffentlichte, ist fast nichts weiter nach dieser Richtung hin geschehen: das Interesse für afrikanische Dinge concentrirte sich eben in den letzten Jahrzehnten nicht auf die todte, klare Vergangenheit, sondern auf die warm pulsirende Entdeckerthätigkeit der neueren Zeit. Wir nehmen daher keinen Anstand, das Peters'sche Schriftchen als sehr verdienstlich zu bezeichnen, nicht etwa, weil wir mit seinen Anschauungen und Resultaten einverstanden wären — das Gegentheil ist der Fall! —, sondern weil wie es für anerkennenswerth erachten, diese alten Fragen wieder einmal „anzuschneiden". Peters ist nämlich eine „Carte du royaume de Congo, du Monomotapa et de la Cafrerie" in die Hände gefallen, die zu einem „Atlas historique" aus den Jahren 1705—19 gehört. Der Verfasser ist nicht bekannt, das Werk ist in Amsterdam gedruckt und zur Classe der fast zahllosen Compendien zu rechnen, die zu jener Zeit und früher noch erschienen sind. Peters untersucht die Karte und kommt zu folgenden Ergebnissen: Der untere und mittlere Congo, sowie der untere und mittlere Sambesi seien mit überraschender Genauigkeit gezeichnet; besonders gut sei man damals schon über das Sambesigebiet orientirt gewesen, wo die alten portugiesischen Goldminen aus auch der (durch den deutschen Forscher Mauch im Jahre 1871 entdeckte) Minenort Zimbabye exact und offenbar auf Grund eingehender Kenntniß eingetragen seien. Auch der große Wald am oberen Congo und die Zwergvölker müßten dem Kartographen bekannt gewesen sein, denn er habe sie an richtiger Stelle und letztere unter dem Namen Balle-Balle (Alla Schweinfurths) auf seinem Blatte verzeichnet. „Stanley war also im wesentlichen nur in der Lage, zu bestätigen, was der Kartograph im Jahre 1719 bereits wußte." Derart kleine Seitenhiebe auf Stanley sind auf Peters' Abneigung gegen den großen Entdecker zurückzuführen und kehren in der Schrift häufig wieder. Ferner bemerkt Peters: es würde im Text eine Schilderung vom Congogebiet gegeben, die noch heute zutreffe; die großen Seen der Dapper'schen Karte seien weggelassen, weil ihre Existenz den Kartographen unwahrscheinlich geworden sei. Alle diese Einzelheiten sind nach Peters' Behauptung Abweichungen und Verbesserungen gegen frühere Darstellungen, namentlich Dappers; dem Kartenzeichner müsse also wichtiges unbenutztes Quellenmaterial zur Verfügung gestanden haben und deßhalb wiederum schon damals das Innere Afrika's, der mittlere Congo, der große Malo, die Zwergvölker bekannt gewesen sein. An diese Darlegungen schließt sich eine Untersuchung über die Lage von Ophir an, mit der wir uns hier, da sie Peters später zum Gegenstande einer besonderen Arbeit gemacht, nicht zu beschäftigen haben; nur so viel sei bemerkt, daß auch Peters das Ophir in den Goldminen des Maschonalandes erkennen will. Soweit Peters' Behauptungen und Folgerungen. Scharfsinn läßt sich den letzteren nicht absprechen, er geht aber deßhalb von größtentheils falschen Voraussetzungen aus, weil er die älteren Compendien, namentlich

Digitized by Google

Dapper (1676) — und zwar den Text seines Werkes — nicht genügend verglichen hat. Die in Rede stehende Karte von 1719 behauptet, daß sie „sur les mémoires les plus exacts et les observations les plus nouvelles“ basirt sei, und Peters spricht es nach, daß die Karte nach dem „vorliegenden“ Material gewissenhaft entworfen sei. Der Beweis fehlt aber, denn er kann überhaupt nicht erbracht werden. Im ganzen hat wohl Dapper hier zugrunde gelegen. Nur für einen Theil des Blattes scheint dem Kartographen in der That neues Material zugeflossen zu sein, nämlich über Portugiesisch-Westafrika, im Norden bis zum Quango hin, im Süden noch weiter bis ins Innere hinein. Daß die Portugiesen ihre Handelskarawanen schon im 16. Jahrhundert weit ins Herz von Südafrika hineinschickten und sogar eine gelegentliche Verbindung mit der Ostküste hergestellt haben, wissen wir seit längerer Zeit, wie haben darüber nur keinerlei Aufzeichnungen oder Karten. Der Kartenzeichner hat solches Material vielleicht benutzen können, aber den Fehler begangen, das den Portugiesen bekannte Gebiet zu weit nach Osten auszudehnen. Was Peters für den mittleren Congo hält, ist nichts weiter als der durch schlechte Itinerare in eine Ost-Westrichtung verschobene Quango. Sonderbar, daß Peters das entgangen ist; mußte ihm doch schon die Lage des bekannten Handelsortes Kassandsche (Casangi der Karte) den richtigen Weg weisen. Auch der Quanza macht ja auf der vorliegenden Darstellung in seinem Oberlauf diese Verzerrung des ganzen Gebiets nach Nordosten mit. Durch diese Fehler in der Zeichnung aber, durch die zu große Ausdehnung des bekannten Gebiets nach dem Innern blieb dort nun kein Raum mehr für die großen Seen der Dapper'schen Karte, also ließ sie unsere Kartenzeichner einfach weg und setzte sie durch eine kleinere Wasserfläche im fernen Nordosten. Die Zeichnung des unteren und mittleren Sambesi scheint ist zwar genau richtig, ebenso die Eintragung der Goldminen, letztere aber, wie auch Zimbabye, sind ebenfalls schon im Text des Dapper'schen Werkes erwähnt, wo übrigens auch Ophir als wahrscheinlich mit Sofala identisch erklärt wird (Dapper, Seite 660 und 666). Dasselbe gilt von den Zwergen. Die Bemerkung auf der vorliegenden Karte (etwa da, wo heute der Congo am weitesten nach Norden ausbiegt) „Forests habitées par les peuples Bukke Bukko qui sont vasseaux du Gr. Mucoco et que l'on prétend être une nation de Nains“ findet sich fast wörtlich im Dapper'schen Werk, wo davon die Rede ist, daß von dort Elfenbein hertammt und daß dieses von kleinen Menschen, Valle-Valle oder Minns genannt, die unter der Herrschaft des großen Matoko stehen, erbeutet wird (S. 525 und 571). Es fragt sich noch, ob, wenn schon nicht aus der Peters'schen Karte, so doch aus dem Dapper'schen Text gefolgert werden kann, daß die Handelsverbindungen der Portugiesen und Küstenleute schon sehr frühe so weit nach Norden gereicht haben. Wir glauben nicht daran. Daß sie im Süden tief ins Innere vordringen konnten, wissen wir, und wenn wir es nicht wüßten, könnten wir es daraus schließen, daß augenscheinlich sehr alte Handelsstraßen dort noch heute vorhanden sind. Daß solche aber in nordöstlicher Richtung erheblich über den Quanza in den Congobogen hinein oder gar noch nordwärts über diesen hinaus gereicht haben sollen, dafür gibt es keine Anhaltspunkte; denn sonst müßte man auch den mittleren Congo gekannt haben, und das war, wie oben erörtert, nicht der Fall. Elfenbein aus jenen fernen Wäldern ist vielleicht in spärlichen Mengen auf dem Wege des Zwischenhandels zur Loangoküste gelangt, und so kam jedenfalls die Kunde von den Zwergen zur Kenntniß der alten Autoren. Was es mit dem auch sonst viel genannten Matoko auf sich hat, ist nicht sicher bekannt. Die von Peters als bewerkstelligt erkannte Schilderung des Congogegenden endlich paßt mehr oder weniger auf jeden anderen Theil Westafrika's. Wir glauben demnach die meisten Schlußfolgerungen Peters' ablehnen zu müssen. Immerhin aber betrachten wir, wie nochmals betont sei, die Arbeit als einen werthvollen Versuch, Klarheit in alte Streitfragen zu bringen. Die Karte von 1719 ist dem Heft in Facsimile beigegeben. — „Zur Klimatographie von Kamerun“ von Dr. Michael Hübner (München, Th. Ackermann 1896). Das Heft ist eine recht verdienstliche Arbeit, die mit Sorgsamkeit und Fleiß zusammengestellt ist. Das Material ist noch sehr unvollständig, selbst die Beobachtungsreihen der Stationen sind nicht lückenlos, während für das tiefe Innere außer gelegentlichen Bemerkungen nur wenigen Forschern überhaupt keine zuverlässigen Daten vorliegen. Immerhin ließ sich ein vorläufig befriedigendes Bild von den klimatologischen Verhältnissen wenigstens der Küstengebiete gewinnen. Es erscheint übrigens bemerkenswerth, daß der Verfasser in der Lage war, das alte Werk Burtons „Abeokuta and an exploration of the Cameroon Mountains“ (1863) sehr häufig zu citiren, ein neues Beweis dafür, daß es noch lange nicht an der Zeit ist, die Arbeiten der älteren Forscher zu ignoriren. — Von Gustav Meinicke, dem Herausgeber der „Colonialzeitung“ und des colonialen Jahrbuchs liegen die Reisebriefe, die er über eine im Jahre 1894 nach Ostafrika unternommene Sendung in der „Post“ veröffentlichte, unter dem Titel „Aus dem Lande der Suaheli“ in Buchform vor (Berlin, 1895. Deutscher Colonialverlag). Die Briefe, die sich durch anschauliche Frische und manches wahre, fein ironische Wort über ostafrikanische Dinge auszeichnen, bilden den ersten Theil des Heftes. Der zweite Theil beschäftigt sich mit dem Zweck und den Ergebnissen der Sendung, nämlich mit den „Zuckeruntersuchungen am Pangani“. Ferner führt uns Dr. Otto Warburg im Anschluß an vorzügliche und charakteristische Abbildungen interessante Vegetationsbilder von der Küste vor. Hier wird u. a. die Thatsache constatirt, daß es Boababs jeden Alters, also, der landläufigen Ansicht entgegen, auch junge Bäume gibt, der Baobab also nicht ausstirbt, ferner finden wir hier die Bemerkung, daß die Cocospalme nicht nur in der Nähe der Küste, sondern bei genügender Bewässerung auch im Innern, z. B. in Tabora, also 650 km landeinwärts, gedeiht. Die 40 Abbildungen des Buches sind fast alle sehr klar und gut gewählt.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Das eben erscheinende zweite Heft des Jahrbuchs des Archäologischen Instituts (XI 1896) bringt einen Aufsatz von Otto Puchstein, der versucht, Lage und Form des großen Zeus-Altars in der Altis von Olympia in einer von den bisherigen Annahmen abweichenden Weise zu bestimmen, sodann eine Arbeit von Theodor Scheider, der bemüht ist, die als seine Domäne beleuchtete alexandrinische Kunst zu vertheidigen gegen den kühnen Angriff von Franz Wickhoff, der eine gewisse Gattung „hellenistischer Reliefs“ ihr zu entreißen und der augusteischen Kunst zuzuweisen, unternommen hat (in der Einleitung zu der Ausgabe der „Wiener Genesis“). Wir gedenken auf diese Streitfrage später einmal ausführlicher zurückzukommen. Diesen beiden größeren Aufsätzen schließen sich einige kleine von E. Maaß, J. J. Bernoulli, C. Schuchhardt und O. Kern an. — An einen weiteren Kreis als den der eigentlichen Fachgenossen wendet sich das Beiblatt des Jahrbuchs, der Archäologische Anzeiger, der seit diesem Jahr auch einzeln käuflich ist (der Jahrgang von vier Heften zu drei Mark). Das vorliegende Heft wird eröffnet durch den Jahresbericht des Archäologischen Instituts, dem eine kurze Uebersicht der wichtigsten archäologischen Funde des Jahres 1895 folgt. Das Hauptinteresse nimmt in Anspruch Franz Winters Aufsatz über den Silbers chatz von Boscoreale, der durch die großartige Freigebigkeit des Barons v. Rothschild in den Besitz des Musée du Louvre gelangt ist. Der Aufsatz ist neben Adolf Michaelis' eben erschienener Arbeit in den „Preußischen Jahrbüchern“ die erste ausführliche Besprechung des herrlichen Funds in deutscher Sprache und die erste überhaupt, bei der einige, wenn auch wenige, Abbildungen den Worten zu Hülfe kommen. Dem Fund von Boscoreale kann sich allein der von Bernay im Cabinet des médailles und der von Hildesheim im Berliner Antiquarium an die Seite stellen. „Der Schatz von Boscoreale ist dem Hildesheimer Schatze sehr verwandt, nicht nur in der Technik, im Stil, in den Formen der Gegenstände, sondern auch in der Zusammensetzung des Ganzen. Wie bei diesem besteht die Hauptmasse aus Tafelgeschirr, aus Gebrauchsgeräth und kostbaren Gefäßen.“ Nur zwei Toilettegegenstände, zwei Spiegel, sind darunter. „Das Tafelgeschirr besteht aus neunzig Stücken, aus den einfachsten bis zu den prunkreichsten“, Kannen mit reichem Figurenschmuck klassicistischen Stils, zahlreiche Becher, verziert zum Theil mit Stillleben und Kuchenstücken von unübertrefflicher Arbeit, zum Theil mit Familienbildern aus dem Leben der Kraniche und Störche, die an japanische Kunst erinnern, zum Theil mit naturalistisch gehaltenen Oliven- oder Platanenzweigen; daneben Becher, mit den alten, streng stilisirten Pflanzenornamenten geschmückt, natürlich auch solche mit Darstellungen aus dem heiteren Kreise des Weingotts. Am merkwürdigsten aber sind die beiden Becher, auf denen unter Rasengewinden eine Gesellschaft von Menschengerippen dargestellt ist, denen die Namen der berühmtesten Dichter und Denker beigeschrieben sind. Wie der Witz dieser Darstellungen, zum Theil auch der Name der literarischen Größen uns nach Alexandria weist, so auch das Reliefemblem einer der

Digitized by Google

großen Schalen, das Brustbild der Stadtgöttin selbst, mit allen ihren verdeutlichenden Symbolen. Daneben aber finden sich zwei Schalen mit Bildnißbüsten echt römischen Charakters. Wie der Erhaltungszustand einen Theil des Silbergeschirrs als antiquarisch erworbenen Besitz, einen Theil als Werke der letzten Zeit vor der Katastrophe von Pompeji erkennen läßt, so weist auch Stil und Darstellung zum Theil noch Alexandria, zum Theil nach Rom: Schreibers Hypothese von dem alexandrinischen Ursprung der Silbergefäße findet, wie Winter sagt, durch den neuen Fund ihre Bestätigung und ebenso ihre Widerlegung. Wir müssen auf die Publication des ganzen Schatzes, deren ausgezeichnete Tafeln wir bereits sehen durften, in hohem Grade gespannt sein. — Auf Winters Aufsatz folgen, in dem neuen Heft des „Archäologischen Anzeigers", lehrreiche Bemerkungen v. Duhns aus Karthago und Tunis, dann einige Mittheilungen Karl Schmidts über das kürzlich eröffnete Museum in Alexandria. Auch in den Sitzungsberichten der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin mag manches einen weiteren Leserkreis interessiren.

* **Tübingen.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. Gudden, Assistenzarzt an der psychiatrischen Klinik.

* **Karlsruhe.** Der außerordentliche Professor für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule Dr. August Schleiermacher ward zum Ordinarius ernannt.

* **Straßburg.** An der Kaiser-Wilhelms-Universität hat sich Dr. Fr. W. Benecke, Assistent des botanischen Instituts, als Privatdocent für Botanik habilitirt. Der als Oberforstmeister nach Metz übergesiedelte frühere Regierungs- und Forstrath Rey hat auf die venia legendi, die ihm die rechts- und staatswissenschaftliche Facultät für das Fach der Forstwissenschaft verliehen hatte, verzichtet.

* **Darmstadt.** Es besteht die Absicht, an der hiesigen Technischen Hochschule eine Professur für Nationalökonomie zu errichten.

* **Marburg.** Der Professor der Augenheilkunde W. Uhthoff hat einen Ruf an die Universität Breslau angenommen.

* **Paris.** Der am 17. d. M. verstorbene Edmond de Goncourt hegte, wie man weiß, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Jules die fixe Idee, eine zweite oppositionelle Akademie einzusetzen, die seinen Namen tragen und Talente ehren sollte, die von der officiellen Académie française verkannt worden wären. Nichts war ihm daher schmerzlicher, als wenn ein Schriftsteller, den er für „seine" Akademie ausersehen hatte, sich um einen Sitz in der „anderen" bewarb. Dieje „Charakterlosigkeit" Loti's hatte ihm wahren Gram verursacht und der bloße Gedanke, daß Daudet sich doch noch entschließen könnte, die ihm dargebotene Candidatur anzunehmen, soll dem alten Herrn manche schlaflose Nacht bereitet haben. Trotzdem hat er einst Alphonse und Léon Daudet, Vater und Sohn zu Testamentsvollstreckern eingesetzt. Das nunmehr eröffnete Testament beschäftigt sich in der That hauptsächlich mit der Gründung jener Gegenakademie, die zehn Mitglieder zählen sollte. Nur acht sind im Testament noch genannt, weil Goncourt zwei Namen, eben Pierre Loti, der bereits Akademiker ist, und Emile Zola, der sich hartnäckig um einen Sitz unter den vierzig Unsterblichen bemüht, gestrichen hat. So bleiben noch Alphonse Daudet, Huysmans, Octave Mirbeau, die beiden Brüder Rosny, Henrique, Paul Margueritte und Gustave Geffroy. Nach der Absicht des Erblassers sollte jeder der Akademiker eine Jahrespension von 6000 Fr. erhalten, um frei seiner Kunst leben zu können. Die einzige Verpflichtung, die er ihnen auferlegt, wäre, daß sie jedes Jahr im December eine literarische Arbeit, die sie für die beste hielten, durch einen Preis von 5000 Fr. auszeichneten. So hat Edmond de Goncourt im voraus über einen Jahresbetrag von 65,000 Fr. verfügt; allein es ist nicht sicher, daß der Verkauf seiner Villa in Auteuil mit den Kunstsammlungen, die sie enthält, das erforderliche Capital liefern werden. Man glaubt, er und gefällige Geschäftsfreunde hätten den Werth der Sammlungen weit überschätzt.

* **Stockholm.** „Aftenposten" veröffentlicht folgenden Brief von Andrée an Prof. Retzius: „Lieber Freund, in diesem Augenblick (27. Juni) kriegen 40 Fridern an Bord der „Virgo", denn kürzlich kam hier ein Dampfer an, der nach Tsifordrn abgehen soll und unsre Post mitnimmt. Ich will diese Gelegenheit benutzen, um dir mitzutheilen, daß alles hier wohl ist. Wir haben einen sehr guten Platz für das Ballonhaus gefunden und sind jetzt damit beschäftigt, alles in Ordnung zu bringen. Der Platz liegt auf der nördlichen Seite der Dänischen Insel, wir haben dort guten Raum, guten Schutz gegen Stürme und einen bequemen Landungsplatz. Die Wasserstoffapparate sind ans Land gebracht und damit ist der schwerste Theil der Ausladungsarbeiten beendet. Der Ballon befindet sich in vortrefflichem Zustand. Capitän Nilsen, der sich seit Mitte Mai in den umliegenden Fahrwässern aufgehalten, sagt, daß die Eisverhältnisse seit 30 Jahren nicht so günstig wie in diesem Jahre gewesen seien. Die Stimmung an Bord ist vorzüglich, keine Unruhe oder Sorge quält uns. Geht es noch 3 bis 4 Wochen so weiter fort, dann bleibt uns nur die Reise nach dem Nordpol und zurück übrig, und niemand von uns kann sich denken, daß diese große Schwierigkeiten bieten werde. Meine Begleiter Ekholm und Strindberg sind täglich mit magnetischen Untersuchungen beschäftigt und haben kartologische Studien auf der Dänischen Insel vorgenommen. Die mitgebrachten Schneeschuhe haben ihnen hiebei große Dienste geleistet, weil sie dank ihnen nicht in den Schnee hineinsinken, obgleich er an vielen Stellen meterhoch liegt." — (Wir fügen hinzu, daß auch andere Eismeerfahrer, die von ihrer Reise in die arktischen Gebiete nach Hammerfest zurückgekehrt sind, berichten, daß sie ausgezeichnetes Wetter gehabt und zwischen Jan Mayen, Grönland und Spitzbergen die günstigsten Eisverhältnisse angetroffen haben. Das Fahrwasser war offen und größere Eisberge nicht sichtbar, ebenso bildete das Packeis, da es sich sehr vertheilt hatte, kein Hinderniß für die Schiffahrt. Neben Grönland streicht die Eistrift entlang, die gewöhnlich die Ostküste Grönlands so unzugänglich macht, daß die Erreichung dieser Küste für Schiffe zum Theil Glückssache ist. Die Eismassen kommen aus dem Polarbassin und blockiren die ganze Küste, so daß sie den Schiffen oft einen undurchdringlichen Wall entgegensetzen. Heuer jedoch würde es anscheinend keine allzu großen Schwierigkeiten machen, Grönland an der Ostküste zu erreichen, denn die eingangs erwähnten Eismeerschiffee waren 30 Kilometer von der Küste, haben aber nirgend etwas von einer festen Eiskante sehen können. D. Red.)

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 19. Juli folgende Schriften eingegangen:

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst dem Einführungsgesetz. Textausgabe mit alphabetischem Sachregister. München, C. H. Beck 1896. — Das Reichs-Haftpflicht-Gesetz vom 7. Juni 1871. Erläutert von Dr. G. Eger. 4. Aufl. Hannover, Helwing 1896. — 28. Jahresbericht der Handelsschule zu München. Erstattet am Schlusse des Schuljahrs 1895/96 von Rector Dr. Ritz. Mit Programm: Die Kreide- und Cocainbildungen am Stallauer Eck und Enzenauer Eck, von H. Imkeller. München, G. Franz 1896. — Bismarck-Jahrbuch. Hggb. von Horst Kohl. 3. Bd. 3. Lfg. Berlin, O. Häring 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Achtzehntes Stück:

SCHÖFFAU,

eine Gemeinde im bayrischen Voralpenland

in ihren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen dargestellt

von

Dr. Franz Schweyer.

Preis geheftet 3 Mk. 60 Pf. (8757)

Dr. Schweyer hat seine Heimatgemeinde Schöffau zum Gegenstand einer Monographie gemacht, in welcher er dieselbe auf Grund intimster persönlicher Beobachtung in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung schildert und die Ursachen der niedrigen Rentabilität der dortigen Landwirtschaft nachweist. Die Arbeit bildet einen wertvollen Beitrag zur Klarstellung der heutigen Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung überhaupt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 22. Juli. Nummer 168.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur amerikanischen Mythologie. Von Th. Achelis. — Dante-Literatur. II. Von Dr. G. A. Scartazzini. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur amerikanischen Mythologie.

Von Th. Achelis.

Die Pflege der geistigen Interessen in Amerika ist nach dem landläufigen europäischen Urtheil äußerst geringfügig, nur die Jagd nach dem allein seligmachenden Golde bewege dort die Herzen aller — und doch ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß in keinem Lande der Welt der Zutritt zu den höchsten Bildungsanstalten so unbeschränkt allen Schichten der Bevölkerung geöffnet ist und daß insonderheit die Liberalität einzelner Millionäre in der Stiftung von Facultäten oder gar ganzen Universitäten die Anforderungen, welche wir mit dem Wahlspruch: Noblesse oblige zu verknüpfen pflegen, bei weitem überschreitet. Schon allein ein solches Collegium von Männern, wie es sich in der bekannten Smithsonian Institution in Washington unter Powells Leitung vereinigt, fordert die allerhöchste Anerkennung heraus. Die Berichte, welche diese Gesellschaft alljährlich erscheinen läßt, legen ein beredtes Zeugniß von dem Fleiß und Scharfsinn ab, mit welchem die uralte Vergangenheit der neuen Welt nach archäologischer, anthropologischer, ethnologischer, naturwissenschaftlicher und nicht zum wenigsten linguistischer Seite durchforscht wird. Ebenso verdienstlich ist das Wirken von Professoren und Gelehrten, von denen wir hier Boas, Brinton und Bancroft nennen wollen, so daß es allmählich Zeit wird, daß Europa die bequeme Rolle des vornehmen Ignorirens aufgibt. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die bisherigen encyklopädischen Darstellungen mythologischer und religiöser Probleme, z. B. in der Geschichte der amerikanischen Urreligionen von J. G. Müller in Basel aus dem Jahr 1855 oder die Sammlung des Materials von Waitz in seinem bekannten Handbuch aus dem Anfang der sechziger Jahre — von älteren Orientirungen zu schweigen — nicht mehr dem gegenwärtigen Stande wissenschaftlicher Forschung entsprechen. Vielleicht verlohnt sich deßhalb der Versuch der Mühe, an der Hand von Werken des Professors für amerikanische Archäologie und Sprachwissenschaft in Philadelphia, D. G. Brinton, einige der wesentlichsten Ergebnisse des Amerikanisten in kurzen Umrissen zu beleuchten.

Das nächste Ziel für die Untersuchung, sollte sie auf wissenschaftliche Verläßlichkeit irgend Anspruch machen, war selbstredend die Sammlung kritisch gesichteten Materials und diese knüpfte sich ihrerseits wieder an genaue sprachliche Ermittelungen. Wie richtig gerade diese Voraussetzung ist, möge man daraus ersehen, daß z. B. die Erklärung des Namens Wotan, eines Culturheros der Tzendals, eines Zweiges des Mayavolks, auf den bloßen phonetischen Gleichklang hin die abenteuerlichsten Vermuthungen erzeugte; selbst ein Humboldt wollte das Wort von Odin ableiten. Es ist deßhalb nicht hoch genug anzuschlagen, daß wir von den meisten Indianerdialekten genaue Grammatiken besitzen, ja sogar ein Vocabular der eigenthümlichen Maya-Hieroglyphen (von Brinton), so daß die amerikanische Mythologie in dieser Beziehung völlig auf der Höhe der abendländischen Sprachvergleichung steht. Daran schließen sich dann die anthropologischen und ethnographischen Aufnahmen durch die Missionare, Reisende und besondere Regierungsbeamte, welche in den Reservationen die rettungslosem und jähem Aussterben geweihten Eingeborenen auf ihre physische und psychische Eigenart hin studiren. Man wird nicht erwarten, daß die Resultate dieser Untersuchungen die allgemeinen Principien der Mythologie, wie sie sich neuerdings unter vereinigter Mitwirkung der Sprachwissenschaft und Völkerkunde bei uns entwickelt hat, irgendwie erschüttern — umgekehrt, sie dienen vielmehr zur Bestätigung und Bekräftigung; aber es hat doch ohne Rücksicht auf jedes rein theoretische Interesse einen eigenen, man könnte fast sagen ästhetischen Reiz, einige dieser originellen Gebilde der mythenschaffenden Phantasie in der neuen Welt zu betrachten. Freilich tritt ein Umstand höchst störend dazwischen, geeignet, dem unbefangenen Beschauer die erwartete Freude gründlich zu verderben, nämlich die Thatsache des theilweise recht lückenhaften Materials. Die organische Entwicklung der religiösen und mythologischen Ideen hat sich in Amerika auch nicht entfernt so glatt und ohne Anstoß vollzogen, wie in Indien oder Hellas, vielmehr hat das Christenthum hier mehr als sonst einen klaffenden Riß in die harmonische Fortbildung dieser Anschauungen hineingebracht, von der socialen und moralischen Corruption, die mittelbar wenigstens dadurch mit veranlaßt wurde, ganz zu schweigen.

Ueberall, wohin wir in der buntschillernden mythologischen Welt blicken, bildet die Natur mit ihren großen elementaren Vorgängen den Ausgangspunkt für die schöpferische Thätigkeit der Phantasie, deren letzte entscheidende Gestaltungskraft man seltsamerweise neuerdings wohl bei diesem ganzen Processe ganz zu vergessen pflegt. Die Intensität und namentlich die Innigkeit des Naturgefühls mag gelegentlich nach Rousseau'scher Manier übertrieben sein, aber schwerlich wird auch der nüchternste Kritiker gegen die folgende Darstellung Brintons etwas einzuwenden haben: Die Himmel, die oberen Regionen sind in jeder Religion die vorausgesetzte Wohnung der Himmlischen. Was höher ist, ist auch immer das tüchtigere und vornehmere; ein superior ist jemand, der besser ist als wir, und deßhalb wird im Algonkin ein Häuptling genannt oghee-ma, ein höherer. Stolz, im Lateinischen superbus, ist im Dakota wakanicidapi, ideologisch dasselbe. Außerdem gibt es einen naiven und ursprünglichen Instinct, welcher die Menschen in ihren frendigen Ekstasen und in ihren Paroxysmen der Furcht und des Schmerzes dazu bringt, ihre Hände und Augen zu dem überhangenden Firmament zu erheben. Dort befinden sich die Sonne und die glänzenden Sterne, Embleme des Ruhmes und der Beständigkeit. Sein azurnes Gewölbe hat einen mystischen Reiz, welcher das Auge veranlaßt, immer länger in seine unergründlichen Tiefen hineinzustarren.

Digitized by Google

Seine Farbe bringt Gedanken der Heiterkeit, des Friedens, des Sonnenscheins und der Wärme hervor. Selbst die rohesten Jägerstämme haben diese Empfindungen (The Myths of the New World, New-York 1876, S. 46). Deßhalb ist es auch verkehrt, wenn überall, wo gleichartige Anschauungen unter räumlich weit getrennten Stämmen auftreten, zunächst ohne weiteres auf eine unmittelbare Uebertragung geschlossen oder besser gerathen wird; so wenn Tschudi, einer weitverbreiteten Annahme folgend, die auffallenden Uebereinstimmungen zwischen Nord- und Südamerika in vielen kosmogonischen und theogonischen Sagen auf die eben nur ex post vermuthete Auswanderung der Tolteken zurückführt, während unser Gewährsmann nach socialpsychologischen Kriterien so urtheilt: Die großen Ereignisse in der Natur, Tag und Nacht, Sturm und Sonnenschein, sind überall dieselben, und die Eindrücke, die sie auf den menschlichen Geist ausüben, bleiben dieselben, ob der Schauplatz in den Wäldern der nördlichen gemäßigten Zone, inmitten der Palmen der Tropen oder auf den luftigen und dürren Plateaus der Anden liegt. Diese Eindrücke fanden ihren entsprechenden Ausdruck in ähnlichen Mythen (American Hero-Myths, Philadelphia 1882, S. 202). Daß deßhalb nicht gelegentliche Uebertragungen principiell ausgeschlossen sind, versteht sich von selbst, nur bedarf es hier eines bestimmten inductiven Beweises, den bloße Vermuthungen nie ersetzen können. Deßhalb ist auch jener andere Versuch so verfehlt und hoffnungslos, in den einzelnen Mythen bestimmte historische Ereignisse und Vorgänge erblicken zu wollen. Brinton bezieht sich auf die Uebereinstimmung in der Beurtheilung und Behandlung der peruanischen und ägyptischen Sonnenjungfrauen, die nicht bestraft, sondern umgekehrt hoch geehrt wurden, wenn sie von dem göttlichen Strahl der Sonne befruchtet wurden, und fährt dann generalisirend fort: „Ich wage nicht zu viel mit der Behauptung, daß es leicht wäre, jedes Ereigniß der amerikanischen Mythologie, jede Phase des Charakters der handelnden Persönlichkeiten in Vergleich zu setzen mit anderen, die aus ägyptischen und arischen Sagenkreisen entnommen sind und die man längst erkannt hat als völlig beziehungslos zur Geschichte, vielmehr als bloße Schöpfungen des religiösen Gefühls vermöge der Natureindrücke. Wenn dem so ist, ist es dann nicht Zeit, daß wir ein für alle mal diese amerikanischen Mythen aus dem Bereich geschichtlicher Ueberlieferung verweisen? In Europa ist der Tag längst vergangen, wo es erlaubt war, primitive Chroniken aus anmuthigen Erzählungen und Naturmythen zu construiren. Die Wissenschaft der vergleichenden Mythologie hat diesen verehrungswürdigen Berichten eine abweichende, obschon nicht weniger vornehme Deutung zutheil werden lassen. Wie viel länger müssen wir noch warten, um zu sehen, daß dieselben kritischen Grundsätze auf die Schöpfungen der religiösen Phantasie bei der rothen Race angewandt werden?“ (Ebenda S. 35.)

Die hauptsächlichste Gottheit im amerikanischen Pantheon ist der Lichtgott, der in der plastischen Phantasie der an unmittelbarer sinnlicher Anschauung festhaltenden Naturvölker vielfach als ein weißer Mann erscheint, von schönem Aussehen, mit langem wallendem Bart, starkem Haarwuchs und in glänzenden Gewändern. Man hat diese Sage thörichterweise auf die Ankunft der Europäer in der neuen Welt beziehen und als durchsichtige Erfindung hinstellen wollen, was aber schon um deßwillen unstatthaft ist, weil nachweislich dies Ideal eines Culturheros, der bezeichnenderweise zugleich der ersehnte Erlöser von allen möglichen Drangsalen ist und bei seinem Scheiden eine demnächstige Rückkehr in Aussicht stellt, längst der rothen Race vertraut war, noch ehe irgend einer von ihnen einen Weißen erblickt hatte. Eine solche Gestalt ist der Michabo oder Manibozho der Algonkins, der Joskeha der Irokesen, Quetzalcoatl bei den Azteken, Ilzamna und Kukulcan bei den Mayas, Viracocha bei den Quichas am Titicacasee. Das Licht ist, sagt Brinton, von allen für das Leben nothwendigen Dingen das wichtigste. Dies fühlte der Wilde und indem er das Licht personificirte, machte er es zu seinem Hauptgott. Der Beginn des Tages diente analogerweise als Beginn der Welt. Das Licht geht der Sonne vorher, bringt sie hervor, schafft sie, wie sie ist. Deßhalb ist der Lichtgott nicht der Sonnengott (was Brinton als einen landläufigen Irrthum namentlich mit Bezug auf die Peruaner rügt), sondern sein Vorgänger und Schöpfer. Das Licht erscheint im Osten und so bezeichnet es jenen Cardinalpunkt und dadurch sind wieder die übrigen bestimmt. Diese Punkte, unweigerliche Führer für wandernde Stämme, wurden von den frühesten Zeiten als mächtige Gottheiten personificirt und mit den Winden, die von da wehten, identificirt als Wind- und Regengottheiten. Dies erklärt die vier Brüder, welche nichts anderes waren als die vier Cardinalpunkte, und ihre Mutter, welche bei ihrer Geburt starb, ist das östliche Licht, welches sich bald in den wachsenden Tag verliert. Den Osten, als ihren Leiter, dachte man sich gleichfalls als Lenker der Winde und so als Gott der Luft und des Regens. Der Osten und Westen, als unmittelbar verknüpft mit der Ankunft und dem Erlöschen des Lichtes, waren Zwillinge, und der eine von ihnen entsendet den ruhmvollen Tageskreis, welchen der andere zu erobern trachtet. Aber der Lichtgott ist nicht ermordet. Die Sonne wird wieder in unverminderter Majestät sich erheben, und sie lebt, wenn auch abwesend. (American Hero-Myths S. 24.) Die bezüglichen Parallelen mit arischen und ägyptischen Sagenkreisen sind zu schlagend, um noch besonderer Erläuterung zu bedürfen. Ja diese Uebereinstimmungen beziehen sich so sehr auf das Detail, daß wir z. B. den Schützer der Diebe bei den Griechen, den findigen und verschlagenen, andrerseits auch die Buchstaben, Maße und Gewichte erfindenden Hermes in dem mexicanischen Culturheros Quetzalcoatl wiederfinden. Aber damit sind die Analogien nicht erschöpft; wer nur einigermaßen mit den Grundzügen der polynesischen Mythologie vertraut ist, findet sich auf Schritt und Tritt durch seltsame gleiche Anklänge überrascht; namentlich gilt das von dem Culturbringer Mani, der dem Menabodzho oder Michabo der Algonkins auffallend ähnlich ist. Von den Analogien mit christlichen Anschauungen und Riten (z. B. in Bezug auf Taufformeln), welche unsre Missionare vor die heikle Alternative stellten, entweder Teufelswerk oder Uebertragung und Nachahmung anzunehmen, wollen wir hier schweigen; um allen Versuchungen einer ungezügelten Speculation zu entgehen, gibt es auch hier nichts besseres, als die socialpsychologische Perspective, welche alle diese gleichartigen Schöpfungen aus der gemeinsamen Natur des menschlichen Geistes und den ebenso übereinstimmenden Reflexen der äußeren Umgebung ableitet. Das Christenthum aber insbesondere hat kein Anrecht auf Sonderstellung; hat es doch nicht einmal mit einer unbefangenen kritischen Würdigung heidnischer Religionsformen den Anfang gemacht, so daß unser Gewährsmann sich zu dem harten Urtheil veranlaßt sieht: Ich kenne kein einziges Beispiel eines gründlichen und verständnißvollen Studiums einer einheimischen Religion durch einen amerikanischen protestantischen Missionar. Die Sonne ist endlich auch die Herrscherin im Todtenreich, deßhalb wird Quetzalcoatl auf manchen Gemälden dunkel dargestellt; aber immer war man sich der Rückkehr des lichtbringenden Gestirns sicher, und so wartete man auf die Rückkunft des mächtigen Culturheros um so zuversichtlicher, als er bei seinem Scheiden es in Aussicht gestellt hatte. So darf es nicht überraschen, wenn Cortez ebenso bei seiner Landung in Mexico als der gepriesene Erlöser aus aller

Digitized by Google

Noth und Jämmerlichkeit des menschlichen Daseins (wenigstens anfänglich) begrüßt [1]) wurde, wie z. B. auf den polynesischen Inseln der berühmte Reisende Cook, in welchem man den Gott Lono erblickte.

Dieser Lichtgott nun, der auch darin den Gestalten der arischen Mythologie entspricht — man denke nur an Zeus, Indra und Odin —, daß er zugleich der Gott des Himmels ist, der Stürme und des Regens und bisweilen auch der Schöpfer aller Dinge, wird nun in einer leicht verständlichen psychologischen Entfaltung der Begriffe zu einem gütigen und wohlthätigen Culturheros, der den Ackerbau lehrt, den Gebrauch und die Wirksamkeit der Kräuter und Pflanzen, die Anfänge der Technik, Kunst und Wissenschaft. Die schon erwähnte Figur des polynesischen Sonnenhelden, der zugleich durch seine Lieder und Streiche sich eine besondere Beliebtheit bei den niederen Volksschichten zu verschaffen wußte (obwohl ihm auch ernste und großartige Züge nicht fehlen), und das durch Max Müller mit so eingehender Sorgfalt gezeichnete Portrait des indischen Feuergottes Agni liefern hier wiederum die schlagendsten Parallelen. In derselben Weise finden wir auch bei den amerikanischen Göttern die verschiedensten Eigenschaften und Funktionen vereinigt. Entsprechend jener vielseitigen Natur des polynesischen Mani ist der sich selbst erneuernde Sonnengott Joskeha der Irokesen, der den Himmel mit seinen beiden Armen hält, trotz seiner kosmogonischen Majestät den Bitten der Sterblichen zugänglich; er thront nicht unnahbar in ätherischen Höhen, wie der Nyankupong der Odschi oder der Unkulunkulu der Zulus, die deßhalb der Unterstützung seitens der dii minorum gentium für das tägliche Leben bedürfen. Er war vielmehr überall, wie Brinton erzählt, mit Rath und Beistand zur Hand. War irgend eine Mißernte im Herbst zu befürchten, so war er schon frühzeitig in der Jahreszeit sichtbar, mit niedergeschlagener Miene, eine durch Mehlthau vernichtete Aehre in der Hand haltend. Ging ein Jäger auf die Jagd, so bat er Joskeha um Hülfe, ihm fette Thiere in den Weg zu schicken. Bei ihren dörflichen Festen war er zugegen und nahm Antheil an ihrem Frohsinn. (Amerikan. Myth. S. 57.) Ja, als im Jahre 1640 die Blattern furchtbar unter den armen Indianern aufräumten, erschien er einem alten Eingeborenen mit der Versicherung, er werde sie nicht verlassen; aber zuvor müßten sie die Fremden, die ihn Christus nennten, vertreiben, denn diese seien die eigentliche Ursache dieser göttlichen Heimsuchung. Der Sinn dieser Legende erklärt die Bedeutung und Rolle, welche jener Culturheros spielte, zur Genüge. Ja, es ist fortwährend zu sehen, mit welcher Innigkeit und unverwüstlichen Zähigkeit die Indianer trotz aller fanatischen Bekehrungsversuche an ihrem alten Glauben hingen; dafür nur ein Beispiel: Den Namen und die Stellung von Quetzalcoatl hatte Montezuma in Mexico eingenommen, nicht freilich jener unglückliche letzte Fürst, der durch die Spanier überlistet wurde, sondern der Fürst eines goldenen Zeitalters, der Herr der Winde und Gewitter und der Gründer ihrer Institutionen. Wenn nun in der Tiefe der tropischen Wälder der Forscher eine Bildsäule mit ernster Miene antraf, flüsterten die Eingeborenen mit geheimnißvoller Scheu einander zu: Montezuma. Und so unerschütterlich war dies Vertrauen, daß sie sich in Schaaren dem Aufstande eines Abenteurers José Gabriel Londoreanqui im Jahre 1781 anschlossen, der das harte Joch der tyrannischen Eroberer abschütteln wollte. Diese übernatürliche Majestät erblich auch noch nicht, als der Rebell zum Tode geführt wurde, vielmehr warfen sie sich zu Boden, als der letzte sichtbare Vertreter der Sonnengottheit an ihnen vorüber den Weg zum Schaffot wandelte.

Auch die viel besprochene Frage des Verhältnisses zwischen Religion und Moral findet in Amerika ihre zutreffende Antwort. Zunächst erhellt soviel, daß das ganz allgemeine Verdammungsurtheil, wie es im Namen eines einseitigen Rationalismus seinerzeit Waitz fällte, unrichtig ist, wenn er behauptet, daß die Religionen der Naturvölker unfähig seien, zur Hebung ihrer Cultur etwas beizutragen (Anthropologie der Naturvölker I, 459). Umgekehrt gerade: der Ursprung der Kunst und Wissenschaft, so kindisch sich diese auch für uns ausnehmen mögen, liegt in den religiösen und rituellen Anschauungen verborgen, wie sie die Priester vornehmlich überall repräsentiren. Die Anfänge der Astronomie, der Heilkunst, der Malerei, der Dicht- und Bildhauerkunst sind in diesem urkräftigem Nährboden zu suchen. Andrerseits wäre es nicht minder verkehrt, sich gegen die Auswüchse und Fehlgriffe dieses elementaren religiösen Triebes zu verschließen und die Unzulänglichkeit jener Sittenlehre auf niederen Entwicklungsstufen zu verkennen. Der gräuelvolle Kannibalismus und die nicht minder scheußlichen Orgien der Menschenopfer, wie sie z. B. bei den Azteken in hoher Blüthe standen, beweisen das zur Genüge. Aber man muß überhaupt, will man nicht der Wirklichkeit Gewalt anthun, den äußerst dürftigen Ansatzpunkt des ursprünglichen sittlichen Gefühls rückhaltlos anerkennen. Classisch drückt sich diese Naivetät in jenem bekannten Ausspruch eines Buschmanns aus, der auf die unvorsichtige Frage eines Missionars, was gut sei, antwortete: Wenn ich meinem Nachbarn die Kuh stehle — mit der entsprechenden negativen Kehrseite. Denselben Sinn verrathen die Worte eines Pawneehäuptlings, die Brinton anführt: Die Guten sind gute Krieger und Jäger; denn gut und schlecht sind unmittelbar identisch mit Glück und Unglück, Freude und Schmerz, Vortheil und Nachtheil. Insofern hat es seinen guten Grund, wenn unser Gewährsmann Religion und Moral einander scharf gegenüberstellt, soweit für die letztere Perspective unsre feineren sittlichen Forderungen und Normen in Anschlag kommen, die vor allem eine Bändigung des individuellen Egoismus betonen. Trotzdem sehen wir aber schon auf diesem Boden höhere Regungen sich entfalten; die verschiedenen Gebete, welche Brinton übersetzt, legen davon ein beredtes Zeugniß ab, obwohl es sich auch hier in erster Linie um Erfüllung materieller Bedürfnisse handelt. Man prüfe daraufhin folgende Formel, die gebraucht wurde, wenn ein Häuptling mit einem besonders wichtigen Amt betraut wurde: „O Herr (gemeint ist Quetzalcoatl), öffne seine Augen und verleih ihm Licht, schärfe seine Ohren und gib ihm Verständniß, damit er es nicht zu seinem eigenen Vortheil verwenden möge, sondern zum Besten seines Volkes, das er beherrscht. Laß ihm deinen Willen kund werden und laß ihn sein wie eine Trompete, aus der deine Worte tönen. Halte ihn frei von Ungerechtigkeit und Vergewaltigung!“ Oder den Seufzer eines angsterfüllten Herzens: „Ist es möglich, daß diese Heimsuchung uns nicht zu unsrer Besserung und Züchtigung gesendet ist, sondern zu unsrer Vernichtung und Zerstörung? O gnädiger Herr, laß diese Prüfung, mit der du uns, dein Volk, heimgesucht hast, so sein, wie sie ein Vater oder eine Mutter ihrem Kinde auferlegt“ u. s. w. Ja manche dieser Gebete athmen geradezu einen christlichen Geist, so daß man, wie Brinton mit Recht bemerkt, nur die Namen zu ändern braucht, um sie in unsern Kirchen anwenden zu können. In wenigen auserlesenen Geistern freilich, bei denen die Entwicklung der Erkenntniß und der Sittlichkeit Hand in Hand geht, mag sich diese Ueberzeugung bis zu der Höhe und Klarheit gestaltet haben, wie sie der Inca Yupangui darstellt, welcher seinen Unterthanen verkündete: Der Gott Vinacocha sei

[1]) Hiefür wurde ein zufälliges Zusammentreffen astronomischer Daten bedeutsam, indem gerade für das Jahr 1519 die Wiederkehr des Gottes von den Priestern prophezeit war.

Digitized by Google

ihm erschienen mit der Versicherung, daß er der alleinige Schöpfer Himmels und der Erden, und daß es deßhalb nicht recht sei, daß die Sonne eine gleiche Verehrung wie er selbst empfange; deßhalb verbot der Herrscher, daß fortan einem Gotte geopfert werde, und verordnete, daß man alle Bilder der Götter aus den Tempeln entferne, denn der größte derselben solle nur als ein Geist verehrt werden. So sehen wir, daß überall die feinsinnigsten und erhabensten Ideen, daß das erleuchtetste Gottesbewußtsein auf die einfachsten sinnlichen Wahrnehmungen und materiellen Bedürfnisse zurückführt — auch die amerikanische Mythologie, die öfter bei oberflächlicher Betrachtung manchen ein unentwirrbares Chaos dünkte, zeigt bei schärferer psychologischer Analyse einem vorurtheilslosen Blick den organischen Stufengang der Entwicklung, durch den wir uns erst unsre sittlichen und religiösen Ideale verständlich machen können.

Dante-Literatur.

Von Dr. G. A. Scartazzini.

II.

In der textkritischen Arbeit ist, wie es scheint, ein gewisser Stillstand eingetreten. Vielleicht wäre es aber genauer, zu sagen, daß mit der Veröffentlichung textkritischer Arbeiten vorläufig noch zugewartet wird. Als ich die letzte Uebersicht schrieb — und seither sind 15 Monate vergangen — lag mir der 11. Aushängebogen vor von der vom Professor Pio Rajna im Auftrage der italienischen Dante-Gesellschaft besorgten kritischen Ausgabe der Dante'schen Schrift De Vulgari Eloquentia und ich glaubte als selbstverständlich annehmen zu müssen, daß die Ausgabe in der nächsten Zeit erscheinen würde, um so mehr, als es sich doch nicht um einen starken Band, sondern um eine kleine Schrift des Dichters handelt. Bis heute ist aber die Ausgabe noch nicht erschienen; auch vermag ich nicht zu sagen, wie weit sie fortgeschritten ist. Die nämliche italienische Dante-Gesellschaft hat seit Jahren eine textkritische Ausgabe der Divina Commedia nicht bloß versprochen, sondern auch wirklich an die Hand genommen, was ohne Zweifel der Grund ist, weßhalb mit der Veröffentlichung von textkritischen Arbeiten zugewartet wird. Aber noch immer wissen wir nur das eine, daß die Ausgabe in Angriff genommen ist; wie weit die Arbeit gediehen, ob wir Aelteren überhaupt Aussicht haben, sie noch zu sehen, — davon erfahren wir kein Wort. Gern würde ich sie noch sehen, obwohl ich meinerseits, da ich die jetzige italienische Art kritischer Arbeit kenne, nicht gerade besonders großen Gewinn von derselben zu erwarten wage. Meine Weissagung wird, so sehr man sie mir übel genommen hat, leider doch in Erfüllung gehen. Diese Ausgabe wird, so habe ich vor einigen Monaten geschrieben, nicht minder abschließend sein, als die Crusca-Ausgabe vom Jahre 1595 und unsre Urenkel werden vielleicht einst das Glück haben, sie vollendet zu sehen.

Unterdessen mehren sich die Ausgaben der Divina Commedia mit und ohne Erläuterungen mit jedem Jahre. Es gibt freilich auch solche, welche in der „Hölle" stecken bleiben, d. h. welche wohl begonnen, aber niemals vollendet werden. Daß die in diesem Blatte schon zu wiederholten malen besprochene mit dem „scholastischen" Commentar des Paters Berthier (Freiburg in der Schweiz, seit 1892) dahin gehört, unterliegt wohl keinem Zweifel mehr. In der vorjährigen Uebersicht ist über dieses Werk sehr scharf geurtheilt worden und das Urtheil könnte diesmal nur noch verschärft werden. Seit 15 Monaten haben wir ganze zwei Lieferungen des Werkes erhalten und befinden uns noch immer in der „Hölle". Und erst der Inhalt dieser Lieferungen! Von textkritischer Arbeit auch nicht die leiseste Spur und der sogenannte „scholastische Commentar" besteht einfach aus durchaus unselbständigen Anmerkungen, welche auf dem Markte zusammengelesen, d. h. den gangbarsten Dante-Commentaren entnommen sind. Daß sodann die wenigen Textillustrationen irgend welchen Werth haben, das glauben selbst Verfasser und Verleger gewiß nicht. Wenn es gut geht, wird der I. Band, die „Hölle", noch vollendet; an eine weitere Fortsetzung des Opus ist schwerlich zu denken. Selbst der Herr Verleger hat die Lust verloren, mit der unseligen Arbeit fortzufahren. Ueber den Ausdruck, diese Ausgabe sei „wesentlich nur eine Geldspeculation, ein würdiges Seitenstück zur Freiburger Universitätslotterie", hat sich derselbe brieflich bei mir beschwert, ohne im übrigen die scharfe Kritik zu beanstanden, ja meistens die Berechtigung derselben eingeräumt. Von einer „Geldspeculation" sei aber keine Rede; im Gegentheil, er müsse bei diesem Unternehmen bedeutende finanzielle Opfer bringen. Das mag sein; als ich jene Worte niederschrieb, habe ich an den Verleger so wenig gedacht, als ihn genannt. Hingegen die scharfe Bemerkung muß ich auch heute noch aufrecht halten. Von den vier ersten Lieferungen besitze ich zufällig zwei Exemplare und auf dem Umschlag des einen steht gedruckt: „Secondo Migliaio", d. h. „Zweites Tausend". Dieses zweite Exemplar mit der Bezeichnung „Zweites Tausend" ist mir erst lange, wenigstens ein Jahr, nach dem ersten zugegangen. Ist es nun wahr, daß innerhalb Jahresfrist der Druck eines „Zweiten Tausend" nothwendig wurde, so wird es wohl auch wahr sein, daß über tausend Exemplare abgesetzt worden sind. Nun sind aber Ende 1894 für den I. Band 42½ Franken von jedem Subscribenten erhoben worden; sonach beträgt die Einnahme mindestens 42,500 Franken brutto, und daß die Herstellungskosten der 534 erschienenen und etwa 80 noch erscheinenden Quartseiten nicht ein Drittel dieser Summe betragen, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden. Also doch eine Geldspeculation, und zwar keine schlechte. Oder sollte am Ende das „Secondo Migliaio" nur ein Schwindel sein? Auch das ist möglich!

Denn Schwindel wird, wie auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und der Literatur, so auch auf dem der Dante-Forschung vielfach getrieben. Für Beispiele davon gäbe es nur Eine Verlegenheit, nämlich die des Reichthums. Damit befasse ich mich aber nicht und würde auch über meinen Abschreiber Casini kein Wort mehr verlieren, wollten nur seine Freunde endlich aufhören, den Menschen bei jedem Anlaß mir zur Seite zu stellen. Von Casini's sogenanntem Dante-Commentar ist im vorigen Jahr eine „vierte Auflage" erschienen (Florenz 1895, XI und 820 S. kl. 8°), — wer's nämlich glauben will. In Wirklichkeit ist das die nahezu unveränderte zweite Stereotypausgabe! Die erste erschien nämlich 1889—1891 als dritter Band des „Manuale di Letteratura Italiana" und auch unter diesem Titel. In dem Vorbericht erzählt Casini, er habe ursprünglich beabsichtigt, nur 60 ausgewählte Gesänge der Divina Commedia mit Erläuterungen zu geben, und habe den Druck bereits begonnen; dann habe er sich aber eines anderen besonnen, die Arbeit wieder von vorn angefangen (inzwischen wurde ihm nämlich mein Leipziger Commentar bekannt, von welchem bekanntlich Casini's Opus wesentlich nur eine verkürzte Abschrift ist) und die bereits gedruckten Bogen seien vernichtet worden. Ohne Zweifel durch meinen Mailänder Commentar veranlaßt, versah dann Casini Ende 1892 die noch vorhandenen Exemplare seines Opus mit einem neuen, anders lautenden Titel, einer Widmung und einer Vorrede und nannte das eine „dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage", was eine bewußte Unwahrheit war. Denn einmal bildeten die vernichteten, zuerst gedruckten Bogen denn doch nicht die „erste Auflage" und

Digitized by Google

daß sodann diese sogenannte dritte aus den noch vorräthigen Exemplaren der ersten besteht, geht (abgesehen davon, daß kein Wort und kein Buchstabe verändert ist) schon daraus zur Genüge hervor, daß beidemale das „Paradies" auf anderem, etwas bläulicherem Papier gedruckt ist, als die beiden anderen Theile. Das stereotypirte Buch ward nun 1895 nochmals gedruckt, wobei nur 14 unbedeutende Aenderungen vorgenommen wurden, wie das bei einer Stereotypausgabe nicht anders zu erwarten war. Ich würde diese Dinge nicht berühren, wenn nicht, wie gesagt, Casini's Freunde den Abschreiber stets neben mich stellen wollten. Sie sollen mich einfach in Ruhe lassen, dann können sie die Casini'sche verkürzte Abschrift meines Leipziger Commentars ganz nach Belieben rühmen; meinerseits werde ich von ihnen so wenig, wie von meinem Abschreiber Notiz nehmen.

Von der erwähnten Mailänder Ausgabe ist Anfang dieses Jahres eine zweite bedeutend vermehrte Auflage erschienen (Mailand 1896; XX, 1034 und 122 S. 8°). Die Vermehrung besteht wesentlich darin, daß diesmal gar vieles benutzt wurde, was in der ersten Auflage unbenutzt geblieben war. Hätte ich die Erwartungen des Herrn Paget Toynbee (vgl. The Academy vom 11. April 1896, S. 299 f.) erfüllen wollen, der da verlangt, in einem Dante-Commentar solle man nur das anführen, was der Dichter muthmaßlich gekannt, so wäre die neue Auflage eine bedeutend verminderte geworden. Hätte ich umgekehrt den Wünschen der Italiener entsprechen wollen, die da meinen, man solle auf jedes Broschürchen, auf jedes Artikelchen, das sie geschrieben haben, Rücksicht nehmen und dasselbe selbstverständlich citiren, so wären es mindestens zwei gleich starke Bände geworden. Aber Herr Toynbee sagt zu wiederholtenmalen, ich sei unverbesserlich. Und Herr Toynbee hat Recht. In der dritten Auflage werde ich kaum eine Anführung streichen, wohl aber einige dutzend, vielleicht gar einige hundert hinzufügen; werde dagegen von den zahllosen Broschüren und Artikeln, so wichtig sie auch den Verfassern und ihren Freunden scheinen, nur selten Notiz nehmen, nämlich nur dann, wenn ich etwas nennenswerthes darin entdecke. Und ich werde solange unverbesserlich bleiben, bis ein anderer Commentar erscheinen wird, in welchem mit besserem Verständniß eine ebensolche, oder womöglich noch reichere Fülle von Material auf verhältnißmäßig engem Raume mitgetheilt ist. Meine Kritiker sollen sich an eine solche Arbeit machen, was denn doch besser wäre, als anderer Arbeiten zu beschnüffeln, während man selbst nichts leistet. Doch — die Schmeißfliegen leben ja von anderer Fett.

Das dieser Ausgabe beigegebene Rimario, oder Reimlexikon, hat der Verfasser desselben, Prof. Dr. L. Polacco in Fiume bald darauf auch besonders herausgegeben unter dem Titel: Rimario perfezionato della Divina Commedia (Mailand 1896, VIII und 97 S. 8°). Das erste Reimlexikon zu Dante's großer Dichtung erschien 1602 in Neapel, eine Arbeit von Carlo Noci. Im vorigen Jahrhundert hat sodann G. A. Volpi diese Arbeit bedeutend verbessert und vervollständigt und sie der von ihm besorgten Ausgabe der „Göttlichen Komödie", der berühmten Cominiana, als zweiten Band beigegeben. Seither ist das Reimlexikon in der Volpi'schen Bearbeitung sehr oft reproducirt worden und in der ersten Auflage der Mailänder Ausgabe hatte auch ich dasselbe, nur mit einigen unwesentlichen formellen Aenderungen, abdrucken lassen. Prof. Polacco hielt aber dafür, dieses Lexikon sei wesentlich zu reformiren und zwar so, daß jedes Reimwort streng nach dem Alphabet geordnet werde, was das Nachschlagen und Auffinden bedeutend erleichtert. Die mir mitgetheilte Probe fand meinen Beifall, und so willigte ich gern ein, in der zweiten Auflage das alte Lexikon durch das neue zu ersetzen. Der Sonderdruck desselben ist nicht eine neue Auflage, sondern ein durch ein kurzes Vorwort bereicherter Abdruck des Anhanges zur Mailänder Ausgabe.

Neben dieser Arbeit hat Herr Polacco eine Ausgabe von Dante's großer Dichtung veranstaltet, welche manchenorts freudig begrüßt werden wird: „La Divina Commèdia di Dante Alighièri corredata dei segni della pronunzia e di nuòvi spedienti utili all' evidènza, ai raffronti, alle ricerche, alla memorazione" (Mailand 1896, XI und 400 S. 8°). Bekanntlich bietet die Aussprache des Italienischen manche Schwierigkeiten, und zwar dem Italiener so gut wie dem Ausländer, da sie in den verschiedenen Provinzen und Städten verschieden ist. Herr Polacco hat nun den mit den allgemeinen und speciellen Inhaltsangaben versehenen Text der Mailänder Ausgabe abdrucken lassen, dabei aber die meisten Wörter mit Zeichen versehen, welche die richtige Aussprache angeben, was bei der Aussprache des e und des o nahezu unentbehrlich ist. Der Gedanke war so glücklich, daß ich entschlossen bin, bei eventuellen neuen Auflagen den Text auch meinerseits mit den Zeichen der Aussprache zu versehen. Freilich werden sich da etwelche Differenzen ergeben, wenn nicht bei den italienischen, so jedenfalls bei den lateinischen Wörtern. Denn nach wie vor werde ich z. B. Purg. XXXIII, 1 lesen: Deus venerunt gentes und nicht wie Polacco will: Dăus venărunt găntes.

Die Zahl der Uebersetzungen von Dante's Hauptdichtung in fremde Sprachen nimmt mit jedem Jahre zu, namentlich bei den Völkern, welche, wie die Deutschen, Engländer und Franzosen, bereits eine stattliche Zahl von vollständigen und partiellen Uebersetzungen besitzen. Zu den vorhandenen achtzehn vollständigen deutschen Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie" kommt jetzt eine neunzehnte, von welcher allerdings erst drei Gesänge veröffentlicht sind („Neue Christoterpe", Bremen 1896, S. 159 bis 187), die aber, wie der Uebersetzer, Hr. Paul Pochhammer, mir mittheilt, im Manuscript vollendet ist und in nicht allzu langer Zeit veröffentlicht werden soll. Den Zweck, den sie verfolgt, dem Dichter neue Freunde und Freundinnen aus den gebildeten Kreisen zu erwerben, wird diese neueste Uebersetzung ohne Zweifel erreichen; ja, auch an Bewunderern wird es ihr nicht fehlen, ganz gewiß aber auch nicht an heftigen Gegnern. Diese Uebersetzung ist nämlich in Stanzen, was selbstverständlich gar manche, zum Theil nicht unbedeutende Abweichungen vom Original bedingt; daneben ist sie aber, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen (und es liegt mir manches daraus vor, was vorläufig noch ungedruckt ist), so reich an poetischen Schönheiten, daß es nicht so leicht ist, zu entscheiden, ob diese nicht die Aufopferung von Schönheiten und Feinheiten des Originals aufwiegen. Was man eine treue Uebersetzung nennt, wollte Hr. Pochhammer überhaupt nicht geben, wie er denn bis dahin seine Arbeit gar nicht eine Dante-Uebersetzung, sondern „Deutsche Stanzen nach Dante", oder (in den mir vorliegenden Manuscripten): „Bilder aus Dante in deutschen Stanzen" betitelt hat. Ein Urtheil über diese eigenartige Dante-Uebersetzung kann wohl erst gefällt werden, wenn sie als ein vollendetes Ganzes der Oeffentlichkeit übergeben sein wird.

Mit einem Fragment, d. h. mit einer neuen deutschen Uebersetzung ausgewählter Gesänge aus Dante's Gedicht hat uns neulich der bekannte österreichische Parlamentarier und Schriftsteller B. v. Carneri beschenkt („Sechs Gesänge aus Dante's Göttlicher Komödie, deutsch und eingeleitet mit einem Versuch über die Anwendung der Alliteration bei Dante", Wien 1896, 59 S. 8°). Die sechs Gesänge (Inf. V, XV, XIX und XXXIII, Purg. VI und Parad. XVII) sind hier in Terzinen übersetzt und mit doch wohl etwas zu dürftigen Anmerkungen versehen. Der Uebersetzer erklärt: „Selbstverständlich war ich bei dieser Arbeit vor allem be-

Digitized by Google

strebt, durch Vermeidung einer sklavischen Worttreue die Verdeutschung über das Niveau einer bloßen Uebersetzung zu erheben, auf den Sinn das Hauptgewicht zu legen und nach Möglichkeit, besonders bei den ergreifendsten Stellen, den Ton des Originals zu treffen. Und da es mir klar war, meinen Zweck nur durch einen energisch zum Ausdruck kommenden Rhythmus erreichen zu können, so entschloß ich mich, jeden Hiatus womöglich ganz zu vermeiden." In der That, in den 849 hier übersetzten Versen kommt ein einziger Hiatus vor (Hölle V, 141—142), und zwar ein solcher, der keinen Rhythmus berührt. Im übrigen kann diese Uebersetzung wohl nicht auf größere Sinntreue Anspruch erheben als manche ihrer Vorgängerinnen. Ganz neu dagegen ist der versuchte Nachweis einer Benutzung des Stabreims neben dem eigentlichen Reim, und eben auf diesen Nachweis scheint der Verfasser den meisten Werth seiner Arbeit zu legen. Jedenfalls hat er hier eine Frage angeregt, welche nunmehr verhandelt werden wird und es auch verdient, mit wissenschaftlichem Ernste verhandelt zu werden.

Unter dem Titel: „Tavole Dantesche ad uso delle scuole secondarie" (2. Aufl. Flor. 1895, X und 101 S. gr. 8ª mit 3 Tafeln in Fol.) ist eine systematische, sehr praktisch eingerichtete Uebersicht des Gesammtinhaltes von Dante's Dichtung erschienen, eine (und so viel mir bekannt, die letzte) Arbeit des zu früh verstorbenen Prof. Adolfo Bartoli, dessen so beifällig aufgenommene Geschichte der italienischen Literatur nur bis zu Petrarca reicht und leider ein Torso bleiben wird. Diese seine Arbeit ist, wie schon ihr Titel sagt, zunächst für Schüler bestimmt, denen sie gewiß gute Dienste leisten wird; sie ist aber zugleich ein ganz bequemes, schnelles Orientirungsmittel für alle Leser der Dichtung, welche aus dem Studium derselben nicht ihr Fachstudium zu machen gedenken. Die drei Tafeln, wesentlich Reproductionen derjenigen des Herzogs von Sermoneta, hätten wohl etwas weniger einfach ausgestattet werden dürfen.

Eine Art historisches Wörterbuch zu Dante's Dichtung hat uns Giuseppe Coen geliefert: „Personaggi storici e mitologici rammentati nella Divina Commedia, con riferenze ai luoghi od alle fonti del poema" (Flor. 1895, S. 204 in 16ª). Das Büchlein ist ebenfalls auf Schüler berechnet und mag insofern seinen Zweck erfüllen; wissenschaftlichen Werth hat dasselbe nicht. Es ist eine Compilation aus wenigen landläufigen Dante-Commentaren und der uns sonst unbekannte Verfasser ist offenbar in der so überreichen Dante-Literatur ziemlich dürftig einheimisch, andernfalls hätte gar manches in seinem Buche eine andere Gestaltung erhalten.

An Schriften dieser Art, die mehr auf Schüler als auf das gebildete Publicum berechnet sind, ist die neueste italienische Dante-Literatur überaus reich, es hälte aber keinen Zweck, dergleichen an diesem Orte noch mehr anzuführen. Kaum geringer ist die Zahl der Arbeiten größeren und kleineren Umfanges, die auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen. Aber auch hier gilt es, die guten Körner aus der Spreu zu suchen, und daß die Spren weit überwiegt, wird nachgerade allgemein zugegeben. Ein werthvolles Goldkörnlein ist die Schrift des Professors Anton Fiammazzo: „Il commento dantesco di Alberico da Rosciate con proemio e fine di quello del Bambaglioli" (Bergamo 1895, 67 S. gr. 8ª). Es handelt sich um den ungedruckten lateinischen Dante-Commentar des 1354 gestorbenen Juristen Alberico da Rosata aus Bergamo, wesentlich eine Uebersetzung des bekannten von Jacopo della Lana. Nach Fiammazzo's sorgfältiger Untersuchung hat Alberico seine Arbeit im dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts begonnen, indem er aus Jacopo della Lana übersetzte und daneben mehreres aus Bambaglioli's Arbeit nahm. In späteren Jahren hat er sodann an seiner Arbeit stets gebessert, so daß sie, wie sie in der Grumelli'schen Handschrift vorliegt, doch etwas mehr als eine bloße Uebersetzung oder Compilation ist. Hr. Fiammazzo will seine Arbeit nur als eine Anregung angesehen wissen, dem „gelehrten und genialen Werke von Alberico" ein gründliches und abschließendes Studium gewidmet zu sehen. Dazu ist er selbst, wie kaum ein zweiter, qualificirt, und so wollen wir hoffen, daß er uns mit der gewünschten abschließenden Arbeit in nicht allzu langer Zeit beschenken werde.

Ueber Dante's Himmelssystem haben wir eine tüchtige Arbeit von Prof. Alberto Scrocca in Neapel erhalten: „Il sistema dantesco dei Cieli e delle loro influenze" (Neap. 1895, VIII und 79 S. gr. 8ª). Diese Schrift besteht aus zwei Theilen: in dem ersten (S. 1—18) wird Dante's System der Himmel auf Grund seiner eigenen Worte entwickelt, während der zweite (S. 19—79) ein Commentar zum ersten sein und auch zeigen will, wiefern der Dichter dem Aristoteles und dem hl. Thomas von Aquino sich angeschlossen und wie er sich bemüht habe, Aristoteles' Lehren mit der christlichen Theologie in Einklang zu bringen. Ab und zu wird im zweiten Theil auch auf die Ansichten neuerer Ausleger Rücksicht genommen, was nur zu billigen ist. Noch mehr zu billigen wäre es, wenn der Verfasser auch auf die alten Commentatoren Rücksicht genommen hätte, zugleich auch, was die neueren betrifft, in seiner Auswahl nicht gar zu bescheiden gewesen wäre. Ich und mein Abschreiber repräsentiren denn doch noch lange nicht die modernen Erklärer der Dante'schen Dichtung. Besonders aufgefallen ist mir, daß Galassini's treffliche Schrift: „I cieli danteschi" (Flor. 1894) vollständig ignorirt worden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. Neuere Afrikaliteratur II. Rochus Schmidt, bekannt durch seine frühere Thätigkeit als Compagnieführer in der ostafrikanischen Schutztruppe, ist neuerdings unter die Schriftsteller gegangen und schreibt Bücher über colouiale und aadere afrikanische Dinge. Er hat schon vor einigen Jahren die Geschichte des Araber-Aufstandes bearbeitet und herausgegeben: ein gutes und anerkennenswerthes Werk, das seinen Zweck erfüllte und für das man dem Verfasser Dank wußte. Neuerdings nun schreibt Schmidt eine kurze Gesammtschilderung unsrer Schutzgebiete, die unter dem Titel „Deutschlands Colonien, ihre Gestaltung, Entwicklung und Hülfsquellen" im Verlage des Vereins der Bücherfreunde (Berlin, Schall u. Grund) erscheint. Der 1. Band behandelt Deutsch-Ostafrika, über das ja der Verfasser, zum kleinen Theil wenigstens, aus eigener Anschauung berichten konnte. Vor kurzem ist jetzt der alle übrigen deutschen Schutzgebiete erledigende Schlußband herausgekommen, für dessen Bearbeitung Schmidt nur fremde Quellen zu Gebote standen. Es ist mitunter schwer, mitunter aber auch sehr leicht, ein solches Compendium zusammenzustellen, je nachdem man seine Aufgabe auffaßt. Der Verfasser nun schreibt selbstverständlich für ein großes Publicum und brauchte hier, zumal sein Name aus den ostafrikanischen Kämpfen wohlbekannt, nicht allzu ängstlich darauf bedacht zu sein, etwas erschöpfendes, einheitliches und das momentane Lesebedürfniß überdauerndes zu schaffen. Das hat er denn auch wirklich nicht gethan und deßhalb verträgt sein Buch eine ernste Kritik nicht. Das als „benutzt" ungegebene Quellenmaterial ist nicht ausgiebig genug zurathe gezogen; es genügt auch bei weitem nicht. Wir vermissen unter den Quellen sogar die bekannten „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten" — oder meinte der Verfasser diese, wenn er — also schon hier im Vorwort beginnt die Flüchtigkeit — die „Mittheilungen der Gesellschaft für Erdkunde" (gibt's nicht!) citirt? Am schwächsten ist das Capitel über Kamerun, namentlich wird Adamaua viel zu wenig berücksichtigt. Was Flegel hier geleistet, scheint dem Verfasser kaum bekannt zu sein, charakteristisch genug ist auch das Fehlen eines Bildnisses dieses hochverdienten Forschers, während sonst an Portraits

Digitized by Google

höchst gleichgültiger Verwaltungsbeamten kein Mangel ist. Togo und Südwestafrika sind etwas besser und geschickter behandelt; am werthvollsten erscheint uns der Neu-Guinea und den Inseln gewidmete Theil, der aus der Feder Dr. Neubaurs stammt. Hier hätte übrigens auch Fiaschs gedacht werden können. Um den trockenen Ton nicht allzu sehr unkommen zu lassen, hat der Verfasser Auszügen und Citaten aus den Reiseberichten der bekanntesten Forscher einen großen Raum zugestanden. Das Buch wurde so lesbarer, büßte aber an Werth ein. Derartige Citate haben nur dann eine Berechtigung, wenn man zur besseren Charakterisirung des Landes oder Volkes einen Reisenden zu Worte kommen lassen will, erscheinen aber höchst überflüssig, wenn sie mit der Aufzählung gleichgültiger Reiseerlebnisse gespickt sind. Im übrigen fehlt es, wie gesagt, nicht an mancherlei bedenklichen Flüchtigkeiten. So werden S. 221 Scorpione und Spinnen zu den Insecten gerechnet. Die Bemerkung (ebendas), daß unter der niederen Thierwelt Südwestafrika's auch Käfer und Schmetterlinge vertreten sind, ist in dieser Form doch höchst trivial. Der Tschadsee (S. 7) bedeckt selbst zur Zeit seines niedrigsten Wasserstandes nicht 2700, sondern mindestens 30,000 qkm! Die zahlreichen Abbildungen sind fast alle recht unklar, die Karten dagegen für die Uebersicht gut und zweckentsprechend. — Ein zweites Werk desselben Verfassers soll die großen deutschen Afrikaforscher und die hervorragendsten Vorkämpfer für die colonisle Sache des Vaterlandes weiteren Kreisen näher führen. Das Buch hat den Titel „Deutschlands colonisle Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent" (Braunschweig, Albert Limbach, 5 M.) und liegt uns zur Zeit mit dem ersten Bande vor, der sich mit Barth, Decken, Heuglin, Rohlfs und Schweinfurth beschäftigt. Auch hier hat sich der Verfasser die Arbeit sehr leicht gemacht; die einzelnen Capitel sind rein schematisch angelegte Auszüge aus den Reisewerken jener Forscher. Eine Würdigung der genannten Männer, d. h. der Nachweis, worin gerade ihre individuelle Bedeutung liegt, fehlt vollkommen, wäre doch aber in erster Linie für den vorliegenden Zweck wünschenswerth gewesen. Daß Karl Claus von der Decken für die Geschichte unserer ostafrikanischen Bestrebungen nicht ohne Wichtigkeit gewesen, wird einmal bemerkt; wir vermissen aber den Beweis, der sich an der Hand des Kersten'schen Reisewerkes leicht führen läßt. Es fehlt ferner ein Hinweis darauf, daß die Heuglin'sche Expedition zur Aufsuchung Vogels von eminenter Bedeutung für das Fortschreiten der deutschen Afrikaforschung gewesen ist. Schweinfurth, heute der bedeutendste der lebenden deutschen Afrikaforscher, kommt viel zu kurz Heuglin gegenüber; der Grund ist klar erkennbar: Schweinfurth hat nur ein Reisewerk, Heuglin aber vier geschrieben, daher mußten, ganz der Arbeitsmethode des Verfassers entsprechend, die Auszüge über jenem kürzer gerathen als über diesen! Rohlfs' bedeutendste That, die Ueberstiegung des Großen Atlas und die Erforschung von Tuat, Tafilet ꝛc. (1864), wird ebenfalls in wenigen Zeilen abgethan, während die Afrikadurchquerung einen breiten Raum einnimmt. Erklärung: über die Reise von 1864 besitzen wir nur ein dünnes Heftchen, über die Durchquerung ein umfangreiches Werk. Bezeichnend für die Art, wie das Buch entstanden, ist auch die Schreibart der Namen. Der Verfasser schreibt Suakin mit Schweinfurth und Suakin mit Heuglin (natürlich beides richtig), schreibt Tedscheren und Wandala mit Rohlfs, Tigeeri und Mandara mit Barth u. s. w. Auch sonst kommen Flüchtigkeiten vor: Munga Park ist nicht den Niger aufwärts, sondern abwärts gefahren; der französische Reisende, der Timbuktu betrat, heißt Caillé. — Der zweite Band soll Nachtigal, Wissmann, Emin Pascha und Peters behandeln. Hoffentlich wird bei dem Capitel Wissmann auch der Verdienste Pogge's gebührend gedacht. Die getroffene Auswahl will uns, weil ein wenig eng begrenzt, zwar auch nicht recht gefallen, doch kann man darüber verschiedener Ansicht sein. — Ja 2. Auflage erschien vor kurzem Lieutenant Werthers Reisewerk über seine „Antisklaverei"-Expedition, „Zum Victoria Nyanza" (Berlin, Hermann Paetel; 6 Mark). Die 2. Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten, mit allen Abbildungen und der Hassenstein'schen Karte. Der Preis ist auf die Hälfte herabgesetzt. — „Nach den Transvaal-Goldfeldern" ist der Titel einer kleinen Schrift von Richard Tabbert (Verlag von Schmitz a. Bukofzer, Berlin; M. 1.50). Sie dürfte nützlich durch die Voraussetzung entschuldigt sein, daß man anläßlich der bekannten Vorgänge in der Republik jede Schilderung des Landes und der Verhältnisse willkommen heißen müsse, sei sie auch so schlecht und unvollständig, wie sie wolle. Das Werkchen enthält ganz hübsche, anspruchslose Reiseskizzen, aber weiter nichts neues, am wenigsten über Transvaal selber, das auf ein paar Seiten erledigt wird. Für das pomadöse Vorwort, das, sehr reclamenhaft aufgeputzt, Dinge verspricht, die der Inhalt des Buchs nicht hält, ist der Verfasser wohl nicht verantwortlich zu machen. Die fünf Illustrationen stellen einige öffentliche Gebäude der Städte Südafrika's dar.

III. Internationaler Congreß für Psychologie in München, 4. bis 7. August 1896 (vgl. Beil. Nr. 102, 104). Nachtrag zum vorläufigen Programm.

Eintheilung der Sitzungen. Dienstag, 4. Aug.: Allgemeine Sitzung von 10—1 Uhr. Sections-Sitzungen von 3½—6½ Uhr. — Mittwoch, 5. Aug.: Allgemeine Sitzung von 9—12 Uhr. Sections-Sitzungen von 3—6 Uhr. — Donnerstag, 6. Aug.: Sections-Sitzungen von 9—12 Uhr und 3—6 Uhr. — Freitag, 7. Aug.: Allgemeine Sitzung von 9—1 Uhr. Um 11 Uhr Pause, nach 1 Uhr Schluß des Congresses. — Sitzungen des internationalen Organisationscomités finden statt am Montag, 3. Aug.: 4 Uhr Nachmittags, sowie Freitag, 7. Aug.: 8½ Uhr Morgens. Beidemale in dem psycholog. Seminar der Universität, Ludwigstraße 17. (I. Stock, linker Hand, letzte Thüre rechts.) — Programm für die Allgemeinen Sitzungen. I. Allgemeine Sitzung Dienstag, 3. Aug. 10 Uhr in der großen Aula der Universität, Ludwigstraße 17, I. Stock rechts. Dr. Carl Stumpf, Prof. der Philosophie an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften (Berlin). Rede zur Eröffnung des III. internationalen Congresses für Psychologie. Begrüßungen: Im Namen der kgl. bayer. Staatsregierung durch den Staatsminister des Innern Ritter v. Landmann. Im Namen der Haupt- und Residenzstadt München durch Bürgermeister Brunner. Im Namen der Universität durch den Rector magnificus Prof. Dr. v. Baur. Vorträge: Charles Richet, Prof. de physiologie à la faculté de médecine (Paris): „Sur la douleur". Dr. Franz v. Liszt, Prof. der Jurisprudenz (Halle a. S.): „Die criminelle Zurechnungsfähigkeit". II. Allgemeine Sitzung Mittwoch, 5. Aug., 9 Uhr in dem Hörsaal 7 der Universität, I. Stock links. Vorträge: Dr. Paul Flechsig, Prof. der Psychiatrie und Director der Irrenanstalt (Leipzig): „Ueber die Associationscentren des menschlichen Gehirns mit anatomischen Demonstrationen". Darauf in dem Hörsaal 10 der Universität, I. Stock rechts. Giuseppe Sergi, Prof. di Antropologia (Rom): „Dove è la sede delle emozioni?" Dr. Franz Brentano, vorm. Prof. der Philosophie (Wien): „Zur Lehre von der Empfindung". Frederic W. H. Myers (Cambridge): „The Psychology of genius". III. Allgemeine Sitzung Freitag, 7. Aug., 9 Uhr in dem Hörsaal 10 der Universität, I. Stock rechts. Vorträge: Stanley Hall, Prof. of Psychology, an der Clark University (Worcester): „A genetic study of primitive emotions". Dr. Hermann Ebbinghaus, Prof. der Philosophie (Breslau): „Ueber eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern". Dr. Alfred Binet, Directeur du laboratoire de psychologie physiologique des Hautes-Etudes de la Sorbonne (Paris): „La psychologie individuelle". W. v. Tschisch, Prof. der Philosophie (Dorpat): „Ueber das Gedächtniß für Sinneswahrnehmungen". Dr. Th. Lipps, Prof. der Philosophie an der Universität (München): „Der Begriff des Unbewußten in der Psychologie".

* Prof. F. Cushing, der zur Untersuchung der vorgeschichtlichen Denkmäler eine Forschungsreise nach Südwest-Florida unternommen, hat dort die Spuren eines prähistorischen Volkes entdeckt, welches eine Menge Grabhügel hinterlassen hat. In vielen Beziehungen scheint es den Erbauern der zerstörten Städte von Yukatan und Mittelamerika geähnelt zu haben. In einem Grabhügel von 60 Fuß im Durchmesser fand Cushing 600 Skelette außer vielen Töpferwaaren und anderen Gegenständen. Bei Marco, an der Südspitze von Florida, hat man bemalte Täfelchen aufgefunden.

λ. München, 21. Juli. Kgl. Akademie der Wissenschaften. — Juli-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe berichtete Prof. Dr. E. Kuhn über die Feier des 50jährigen Bestehens der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig am 1. Juli, an welcher er als Delegirter der Münchener Akademie theilgenommen und eine von dem Präsidenten und den drei Classensecretären unterzeichnete Adresse übergeben hatte, worin in Kürze die Verdienste dieser Gesellschaft um die „Erforschung der Natur und der in ihr

Digitized by Google

waltenden Gesetze, wie der Entwicklung des Geistes in Sprache und Geschichte" hervorgehoben werden und sodann insbesondere der Befriedigung darüber Ausdruck verliehen wird, daß die Kgl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften „durch ihren Beitritt zum Verband wissenschaftlicher Körperschaften Deutschlands ihre Mitwirkung zu gemeinsamer Lösung allgemeiner Aufgaben der Wissenschaft zugesagt hat". Geh. Rath Dr. Iwan v. Müller hielt einen Vortrag über „Spuren der Umgangssprache in den Schriften Plato's", welcher in den Sitzungsberichten der Classe erscheinen soll. Gleichfalls für diese bestimmt sind folgende vier Abhandlungen correspondirender Mitglieder, welche durch die hiesigen Mitglieder v. Müller und v. Christ, Paul und a. Theist vorgelegt und vertreten wurden: 1) von Prof. Dr. Adolf Römer in Erlangen, „Beiträge zur Kritik und Exegese der Wolken des Aristophanes", 2) von Prof. Dr. Kelle in Prag „Ueber die Grundlage, auf der Notkers Erklärung von Boëthius de consolatione philosophiae beruht", 3) und 4) von Prof. Dr. Unger in Würzburg „Ueber die Regierungszeit der maltabäischen Fürsten", und „Ueber die Regierungsjahre der Kaiserzeit". II. In der mathematisch-physikalischen Classe berichtete die in der Juni-Sitzung gebildete Commission über die Frage der Beschickung des von der Royal Society in London auf den 15. Juli ausgeschriebenen Congresses zur Berathung über Herausgabe eines Katalogs naturwissenschaftlicher Schriften durch eine internationale Vereinigung. Die Classe stimmte den Anträgen ihrer Commission bei und wählte demnach das ordentliche Mitglied Prof. Dr. Dyck zum Vertreter unserer Akademie bei dem Londoner Congreß, sowie bei einer am 12. Juli in Kew stattfindenden Vorbesprechung der Vertreter der occidentalen deutschen und österreichischen wissenschaftlichen Körperschaften. Weiterhin wurden die Anträge einer anderen Commission genehmigt, welche die Frage erwogen hatte, in welcher Weise die verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften mit dem neu organisirten Bureau für die internationale Erdmessung zur Lösung des Problems der Erdschwere zusammenwirken können und sollen. — Prof. Dr. Robert Hartig hielt einen anderwärts zu veröffentlichenden Vortrag „über das Absterben von Baumgruppen durch Blitzschlag"; der Director der k. Sternwarte Prof. Dr. Seeliger überreichte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Untersuchung des zu Studien hier verweilenden Observators an der Sternwarte der Universität Upsala, Hrn. Dr. C. Charlier, „über die Frage von dem Tabuliren der Störungen der kleinen Planeten". — Seit der letzten Classensitzung ist vom dem auswärtigen Mitglied Lord Kelvin (William Thomson) in Glasgow ein warmes Dankschreiben auf die bei der Juni-Sitzung erwähnte Glückwunschadresse der Akademie und der mathematisch-physikalischen Classe eingelaufen. — III. In der historischen Classe hielt Prof. Dr. Heigel einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über „das Manifest des Herzogs von Braunschweig vom 25. Juli 1792". — Nach Beendigung der ordentlichen Classensitzungen wurde in den drei Classen die regelmäßige jährliche Neuwahl von Mitgliedern vollzogen, welche noch der Wiederholung durch die Gesammtakademie, sowie der königlichen Bestätigung bedarf, um Gültigkeit zu erlangen.

* **Wien.** Am 11. September nächsten Jahres werden es zweihundert Jahre, daß Prinz Eugen bei Zenta den glorreichen Sieg über die Türken erfocht. Diese zweite Säcularwende wird die Stadt Zenta feierlich begehen. In einer unter dem Vorsitze des Bürgermeisters Boromiso stattgehabten Generalversammlung faßte sie den Beschluß, anläßlich der Feier dem Sieger Prinzen Eugen ein Standbild zu errichten.

* **Wien.** In St. Gallen in Obersteiermark ist am 20. d. M. der Naturforscher Hofrath Prof. Dr. Simony im Alter von 84 Jahren gestorben. In ihm verliert die Gelehrtenwelt einen Mann von großer und eigenartiger Begabung und eiserner Energie. In Krachowitznitz in Böhmen als Sohn armer Eltern geboren, absolvirte er in Mielnberg die vier Classen des Untergymnasiums, widmete sich hierauf der Pharmaceutik und kam 1835 nach Wien. Hier war es Jacquin, der Simony anfeuerte, sich den Naturwissenschaften vollständig zu widmen. Mit dem größten Fleiße nahm er als Autodidakt die unterbrochenen Studien wieder auf und machte nebenher Wanderungen durch die Alpenwelt, die er nach allen Richtungen durchzog und von denen er mit schönen wissenschaftlichen Erfolgen heimkehrte. Seine erste große Forschungsreise betraf den Dachstein, den er bis zur Spitze erstieg und von dessen Gebiet er mit eigener Hand Skizzen anfertigte, die auch in dieser Richtung seine Meisterschaft bekundeten. Später durchforschte und zeichnete er das Traun-Gebiet, führte Messungen der Seen aus, studirte die paläontologischen Fundstätten bei Hallstadt, richtete das naturhistorische Museum in Klagenfurt ein und wurde, als die Geologische Reichsanstalt Untersuchungen der österreichischen Alpenwelt ausführen ließ, Chefgeolog der Section, welche mit der Durchforschung des Salzkammergutes betraut war. Zum Professor der Erdkunde an der Universität in Wien ernannt, vollendete er in jahrelanger Anstrengung das große Werk über das Dachstein-Gebiet, das in Heft Nr. 24 längst die verdiente Würdigung gefunden.

* **Prag.** Der ordentliche Professor der Pharmakologie an der deutschen Universität Dr. Franz Hofmeister hat einen Ruf als physiologischer Chemiker an Hoppe-Seylers Stelle an die Universität Straßburg erhalten und angenommen. Er kehrt damit zu dem Fache zurück, von dem er als Schüler und langjähriger Assistent Prof. Hupperts ausgegangen.

* **Bonn.** Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt die Privatdocenten Dr. L. W. Lauterburg für Strafrecht und Rechtsgeschichte und Dr. Samuel Singer für vergleichende Literaturgeschichte und Sagenkunde.

* **London.** Die von der „Royal Society" inaugurirte Conferenz zur Herstellung eines „Internationalen Katalogs über die naturwissenschaftliche Literatur" (vgl. Beil. Nr. 157) hat ihre Arbeiten am 18. d. M. abgeschlossen. Vertreten waren alle europäischen Regierungen, ausgenommen die Türkei, die Vereinigten Staaten, Japan, Indien und sämmtliche britische Colonien. Es handelt sich übrigens nur um die Werke der reinen Naturwissenschaft, nicht der angewandten. Der Hauptzweck, den die Royal Society verfolgt, ist, daß Männer der Naturwissenschaft in dem einen Lande erfahren, was in dem andern auf ihrem Gebiete vorgeht. — Der Afrikareisende Stanley ist jetzt so weit wieder hergestellt, daß er täglich auf einige Stunden das Bett verlassen kann. — Am 21. starb der Romandichter Dickens, ältester Sohn von Charles Dickens.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 21. Juli folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. D. Damianoff: Die Zehentregulirung in Bayern. Dr. Fr. Schweyer: Schöffau, eine Gemeinde im bayerischen Voralpenland in ihren wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen. (Münchener volkswirthschaftl. Studien, hggb. von L. Brentano u. W. Lotz. 17. u. 18. Stück.) Stuttgart, J. G. Cotta 1896. — E. Riezler: Geschichte der Hexenprocesse in Bayern. Ebd. 1896. — C. Grusse: Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Gustav Krüger: Die Entstehung des Neuen Testaments. Ebd. 1895. — Fr. W. Schubert: Die Glocken im Herzogthum Anhalt. Beitrag zur Geschichte und Alterthumskunde Anhalts und zur allgemeinen Glockenkunde. Mit über 300 Abbildungen von W. Peters. Dessau, P. Baumann 1896. — Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Hggb. von der Badischen Historischen Commission. Bearb. von K. Erdmannsdörffer und K. Obser. Heidelberg, C. Winter 1896. — Friedrich Hirth: Die Insel Hainan nach Chao Ju-kua. Berlin, D. Reimer 1896. — Dr. H. Zimmern: Vater, Sohn und Fürsprecher in der babylonischen Gottesvorstellung. Leipzig, J. C. Hinrichs 1896. — Schillers Werke. Hggb. von L. Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Hggb. von K. L. Leimbach. 6. Bd. 3. Lfg. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring. — M. Acher: Die jüdische Moderne. Vortrag. Leipzig, August Schulze 1896. — Dr. J. Tschiedel: Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Germanicus: Englands Heerwesen am Ende des 19. Jahrhunderts. Ebd. 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Johann Kaspar Lavater.

Eine Skizze seines Lebens und Wirkens von

Franz Muncker.

Preis geh. 1 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Edmond de Goncourt's †

und **Jules d. G.'s Biographie** enthält d. soeb. erschien. 2. Aufl. v.

Menschen und Werke.

Von **Georg Brandes.**

Elegant broschirt Mk. 6.— Elegant gebunden Mk. 6.50. (10228)

Leipzig, H. Barsdorf Verlag.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 23. Juli. Nummer 169.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zar Nikolaus I. beim Papste Gregor XVI. Von Prof. Dr. Schwicker. — Dante-Literatur. III. (Schluß.) Von Dr. G. A. Scartazzini. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zar Nikolaus I. beim Papste Gregor XVI.

Von Prof. Dr. Schwicker (Budapest).

Die Geschichte der drei letzten Decennien des römischen Kirchenstaates hat in der Gegenwart durch die Veröffentlichung von Urkundensammlungen, Annalen, Memoiren, Essays und selbständigen historischen Arbeiten aus verschiedenen Gesichtspunkten eingehende Darstellung und Beleuchtung gefunden. Gleichwohl wird man jede neue literarische Erscheinung, welche sich auf Grund authentischer Daten mit der Aufhellung oder Richtigstellung einzelner bedeutsamer Ereignisse, oder mit der wahrheitsgetreuen Schilderung des Wesens und der Wirksamkeit hervorragender Persönlichkeiten beschäftigt, mit Freude und Anerkennung begrüßen.

Eine Arbeit solcher Art liegt uns vor in der Studie: „Gregor XVI. und Pius IX. Ausgang und Anfang ihrer Regierung, October 1845 bis November 1846, von Freiherrn v. Helfert" (Prag 1895; gr. 8; IV u. 189). Der bekannte österreichische Historiker hat diese „mit Benutzung von Metternich'schen Schriften und k. k. Botschaftsberichten aus Rom" verfaßte Studie in den Schriften der „Kais. Franz Josef-Akademie" zu Prag veröffentlicht und hievon einen Separatabdruck veranstaltet. Die Arbeit beruht auf eingehendem Studium der betreffenden Quellenliteratur und erhält noch besonderen Werth durch den Umstand der Benutzung archivalischer Documente, wie solche in den Schriften des einstigen allmächtigen k. k. Staatskanzlers, des Fürsten Lothar Metternich, und in den Berichten österreichischer Botschafter und Geschäftsträger dem Verfasser zu Gebote standen.

Es ist allerdings nur die kurze Spanne Zeit eines Jahres, welche die vorliegende Studie umfaßt; aber gerade dieses Jahr besitzt für die neueste Geschichte Italiens eine große Wichtigkeit: der Tod des Papstes Gregor XVI. (1. Juni 1846) und damit der äußerliche Zusammenbruch des bisherigen Regiments im Kirchenstaate, der Zusammentritt der Häupter des „Jungen Italien" in Paris (15. Jänner 1846), die Wahl des Cardinals G. M. Mastai-Ferretti zum Papste Pius IX. (16. Juni 1846), dessen fortschrittlicher Regierungsantritt, der VIII. Congreß der italienischen Gelehrten in Genua (14.—19. Sept. 1846) — diese und andere Ereignisse brachten in die bisher ziel- und regellose Bewegung der unterirdischen Umsturzkräfte Italiens überhaupt und des Kirchenstaates insbesondere mehr einheitlichen Zusammenhang, größere Umsicht und Zielbewußtheit, und damit auch erhöhte Aussicht auf günstigere Erfolge.

Baron Helfert gibt von den inneren Zuständen des päpstlichen Staates in dieser Zeit ein klares Bild, das zwar die wenigen Lichtseiten einer vielfach verurtheilten Regierung und Verwaltung hervorhebt, aber auch der zahlreichen Mängel und Gebrechen gedenkt, welche selbst die aufrichtigsten Freunde des päpstlichen Regiments zugestehen mußten, und dadurch ebenfalls der historischen Wahrheit und Gerechtigkeit Rechnung trägt. Seine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der Entwicklung, dem Umsichgreifen und den wiederholten Umsturzversuchen der revolutionären Parteien, welche namentlich gegen Ende der Regierung Papst Gregors XVI. sowohl an Zahl wie an Kühnheit in erschreckender Weise zunahmen und weder den Meuchelmord noch den offenen Aufstand scheuten. Hiebei werden auch in eingehender Weise das erste Auftreten des „liberalisirenden" Papstes Pius IX. und die nächsten Wirkungen und Folgen seines Verhaltens dargestellt.

Indem wir auf diese Abschnitte der interessanten Studie Helferts nur im allgemeinen hinweisen, heben wir aus der auch stilistisch anziehend verfaßten Schrift eine in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthe Episode hervor, nämlich den Besuch des russischen Kaisers Nikolaus I. beim Papste Gregor XVI., der am 13. December 1845 im Vaticanpalaste zu Rom stattfand.

Kaiser Nikolaus hatte im Herbste 1845 seine Gemahlin nach Palermo begleitet; die Rückreise nahm der Zar, der unter dem Namen eines „Grafen von Romanow" reiste, durch die apenninische Halbinsel und traf nach einem flüchtigen Aufenthalt in Neapel am frühen Morgen des 13. December in Rom ein, wo er im Palazzo Giustiniani abstieg. Der „Hort der Legitimität", als den der Zar Nikolaus sich betrachtete, hatte schon am neapolitanischen Hofe mit aller Entschiedenheit getadelt, daß die großherzogliche Regierung zu Toscana die Urheber und Anführer des Aufruhrs zu Rimini (23. Sept. 1845) beschütze und sich so fast zum Mitschuldigen der Förderer dieses verbrecherischen Unternehmens gemacht habe.

In Rom selbst dachte man jedoch nicht an die Inanspruchnahme einer fremden Macht in dieser Angelegenheit; auch wußte man hier gar wohl, weßhalb der Kaiser aller Reußen dem Papste seinen Besuch machen wollte. Letzterer begrüßte übrigens diese Gelegenheit ebenfalls mit Freuden. Unter allen Ländern der christlichen Welt war nämlich nur eines, aus welchem immer wieder Beschwerden und Klagen, ja wahre Schmerzensrufe nach Rom gelangten. Die Lage der Katholiken in Rußland, seit Jahren gesetzlich beengt und gedrückt, war in der letzten Zeit beinahe unerträglich geworden. Der Papst glaubte in dem Besuch des Zaren eine Fügung des Himmels zu erkennen, daß er dem Herrscher über 7 Millionen Katholiken ins Gewissen reden und Abhülfe für so schreiende Mißstände und Gewaltschritte erwirken könne. Der Zar seinerseits rechnete darauf, für mehrere Maßregeln, die er bezüglich seiner katholischen Unterthanen getroffen, die Gutheißung der päpstlichen Curie zu erwirken, namentlich daß der katholische Metropolit seine Residenz von Mohilew nach St. Petersburg übertrage und daß ihm die gesammte katholische Geistlichkeit, sowohl die lateinische als die griechische, unter-

geordnet werde; er erwartete, daß der Papst der Uebertragung des Wilnaer Priestercolleginms nach St. Petersburg, wo es unter den Augen der Reichsbehörden nach des Monarchen Sinn verwaltet werden konnte, kein Hinderniß in den Weg legen werde.

Der Zar wurde in Rom höflich, doch mit gemessener Zurückhaltung empfangen. Bald nach seiner Ankunft hatte der Cardinal-Staatssecretär Lambruschini eine anderthalbstündige Audienz beim Zaren und sprach hierauf bei dem russischen Reichskanzler, dem Grafen Nesselrode, vor. Sowohl der Zar als sein Kanzler mußten sich nach diesen Unterredungen sagen, daß wenig Aussicht vorhanden sei, die römische Curie zu gewinnen.

Ungefähr um halb zwölf Uhr fand sich Nikolaus I., von seinem Gesandten Buteniew begleitet, im Vatican ein, wo er mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten begrüßt und nach den Gemächern des Papstes geleitet wurde. Seine Haltung war stolz, hoch aufgerichtet, soldatisch stramm; er würdigte die Cardinäle keines Wortes, kaum eines gnädig herablassenden Blickes; er schien die ganze Wucht seines Ansehens zusammenzunehmen, um alles, was ihm in den Wurf kam, zu erdrücken; der Gedanke (bemerkt Cardinal Wiseman in seinen „Recollections" p. 454 sq.), daß ein menschliches Wesen im stande sein sollte, ihm zu widersprechen oder ihn auf andere Wege zu weisen, war ihm nie gekommen. So trat er in den großen Vorsaal. Als ihm aber hier Gregor mit freundlichen Worten entgegenkam: „Willkommen, Sire, es ist mir ein großes Vergnügen, Sie zu sehen. Wie war Ihre Reise? Wie steht es um Ihre Gesundheit?" da schien die Eisrinde um das Herz des Gewaltigen geschmolzen und es war um seine kalte Haltung geschehen; er ergriff die Hand des Papstes, die er ehrerbietig küßte, und schien sich leichter zu fühlen, in den ungezwungenen Ton seines Gesellschafters einstimmen zu können. Nach der Zeugenschaft Lambruschini's (vgl. Elie, Briefe aus Rom; Innsbruck 1864) erfährt man über den weiteren Verlauf des kaiserlichen Besuches Folgendes:

Der Papst geleitete seinen hohen Gast in sein Studierzimmer, wo sie beide Platz nahmen: Nikolaus I. ein schöner, kräftig gebauter Fünfziger, Gregor XVI. ein Greis von einundachtzig Jahren, aber noch lebhaft in Blick und Wort. Der Papst sprach italienisch, der Zar französisch, Cardinal Acton machte, wo es nöthig schien, den Dolmetsch. Der Papst hatte sich die nöthigen Schriftstücke zu verschaffen gewußt, und vom Cardinal Mezzofanti und dem P. Rille S. J. Berichte über die Lage der russischen Katholiken zusammenstellen lassen.

Nach einigen Höflichkeitsreden allgemeinen Charakters lenkte Gregor mit der Phrase ein, er halte sich überzeugt, daß Se. Majestät eine offene und loyale Sprache liebe, und so gedenke er ihm ohne Rückhalt zu eröffnen, was ihm auf dem Herzen liege. „C'est tout ce que je désire!" sagte der Kaiser. Und nun begann der hl. Vater in würdevollem, aber zugleich mildem und beweglichem Tone zu reden, wie er es als eine Fürsorge der göttlichen Vorsehung ansehen müsse, einen so großen und mächtigen Monarchen in Person vor sich zu haben, um ihn über das viele Ungemach, mit welchem untergeordnete Organe das Seelenheil einer so großen Anzahl seiner Unterthanen bedrückten, die Augen zu öffnen und die Wahrheit, die sonst den Thron zu fliehen pflege, zu seinen Ohren zu bringen. Er bestand mit Nachdruck darauf, daß, wie der Kaiser aus allen von Rom ausgehenden Kundgebungen ersehen müsse, den Bischöfen und Gläubigen bei jedem gegebenen Anlaß eingeschärft werde, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist (Nikolaus nickte bejahend: „er wisse, daß der Papst diesem Grundsatz huldige"); wie es sich aber andrerseits gezieme, daß die Souveräne Gott geben, was Gottes ist (Nikolaus: „Wir stimmen in diesem Punkt vollkommen überein"); wie jedoch er, Gregor, mit Leidwesen bemerken müsse, daß sich unter den Gesetzen des Kaiserreiches Sr. Majestät solche befänden, die antimonarchisch seien und die Gewissen der Gläubigen beirrten und drückten. Als Nikolaus einwandte, man dürfe nicht allem Glauben beimessen, was im Munde der Leute sei, griff Gregor in seinen Busen und zog hinter der Soutane Papiere hervor, die er vor dem Zaren entfaltete und dann mit der Bitte, davon Einsicht zu nehmen, in dessen Hände legte. Es waren authentische Abschriften von Ukasen und Amtsstücken, die dem Papst über Odessa zugekommen waren. Nikolaus war betroffen, er suchte Ausflüchte und versprach genaue Untersuchung: „Se. Heiligkeit möge überzeugt sein, daß, wenn die Sache sich so verhalte, Abhülfe werde getroffen werden." Doch bald faßte er sich wieder und sagte, er werde thun, was in seiner Macht liege; doch gebe es Gesetze, die derart mit den Institutionen seines Reiches verknüpft seien, daß sie sich, ohne diese letzteren zu verletzen, nicht ändern ließen. Hierauf der Papst: „Gesetze jeder Art können auf demselben Wege geändert werden, auf welchem sie zustande gekommen; kaiserliche Gesetze kann der Kaiser zurücknehmen. Nicht so, fuhr er fort, ist es mit den Gesetzen der Kirche, an deren göttlichem Charakter nicht gerüttelt werden kann, und im Sinne dieser göttlichen Gesetze ist es, daß ich als das sichtbare Oberhaupt der Kirche meine Stimme erheben muß."

Der Zar hatte nichts zu entgegnen und zeigte einige Verlegenheit, indem er bemerkte, auch er habe mit Sr. Heiligkeit von Geschäften reden wollen, doch erst bei einer zweiten Zusammenkunft; im Augenblick sei er darauf nicht vorbereitet; gleichwohl möge ihm der hl. Vater gestatten, einiges zu erwidern. Man müsse in Rußland dreierlei Katholiken unterscheiden: im eigentlichen Rußland, in den litauischen Provinzen und im Königreich Polen; im ersteren seien die Verhältnisse einverständlich mit dem römischen Hofe geregelt; schlimmer stehe es in Litauen, am schlimmsten in Polen, wo die Religion nur zur Maske diene, die Revolution dahinter zu verbergen, während die Geistlichkeit dem Müßiggang und der Völlerei ergeben und ihr Priesterthum nicht Beruf, sondern Geschäft und Versorgung sei.

Der Papst erwiderte darauf mit Grund: Wenn es Unzukömmlichkeiten beim polnischen Klerus gebe, so sei dies eben eine Folge davon, daß von seinem von der Kirche eingesetzten Mittelpunkt aus kein heilsamer Einfluß auf ihn ausgeübt werden könne. Der Papst berief sich als auf ein Beispiel aus der jüngsten Zeit auf die Camaldulenser von Krakau, zu denen der Generalprocuratur des Ordens eine Visitation geschickt habe, mit dessen Anordnungen sie in solchem Grade zufrieden waren, daß sie in Rom baten, man möge ihn bei ihnen belassen. „Mit Krakau habe ich nichts zu schaffen", wandte der Zar ein. „Gewiß nicht", entgegnete der Papst; „aber ich will nur sagen, daß bei den Camaldulensern von Warschau dieselben guten Folgen eintreten würden, wenn es einem römischen Visitator nicht verwehrt wäre, den russischen Boden zu betreten. Bis nach Amerika erstreckt sich die heilsame Einflußnahme des römischen Stuhles und der Präsident der Vereinigten Staaten, obwohl Protestant, nimmt keinen Anstand, in Fragen religiösen Inhalts, auch wo sie mit Einrichtungen des Staates zusammenhängen, z. B. der Eidesleistung oder des Gebetes, das die Senatoren vor der Sitzung sprechen, sich an den Mittelpunkt der katholischen Einheit zu wenden."

Der Kaiser bemerkte, die Landesbischöfe hätten hinreichende Macht, um in ihrem Klerus Ordnung zu schaffen, wenn sie nur selbst von besseren Sitten wären; und wie schwer, fügte er bei, sei es für die Regierung, wenn ein Bischofssitz erledigt werde, vertrauenswürdige Persönlich-

Digitized by Google

leiten zu finden; er habe es in hohem Grade zu bedauern („J'ai fait une grande faute! Peccavi, Domine!“), daß er letzthin zwei Individuen vorgeschlagen habe, die vom römischen Stuhle abgelehnt worden seien. So etwas komme, erwiderte Gregor beschwichtigend, auch in anderen Ländern vor und selbst katholische Fürsten müßten sich das gefallen lassen; er nannte den Kaiser von Oesterreich, die Königin von Portugal, den Großherzog von Toscana, den König Louis Philipp .... „C'est un roi de la révolution!“ rief Nikolaus lebhaft dazwischen. Er wolle, fuhr Gregor fort, durch diese Beispiele nur zeigen, wie vielfach die Eigenschaften seien, die für die Bischofswürde erfordert würden, so daß der weltliche Regent nicht immer in der Lage sei, den rechten Mann zu treffen; Se. Majestät wolle überzeugt sein, daß er, der Papst, die kanonische Institution nur an solche Personen ertheilen werde, die in politischem Sinne ohne Makel seien.

Als der Papst von den Bischöfen auf die Seminarien überging, klagte der Kaiser abermals über die vielen Mißbräuche, die sich da eingeschlichen hätten; seine Hoffnung sei jetzt auf die kirchliche Akademie gegründet, die er von Wilna nach St. Petersburg übertragen habe; es seien 40 Jünglinge darin, die Disciplin sei vorzüglich und er habe schon vor einiger Zeit den Wunsch ausgesprochen, den Segen des hl. Vaters und dessen Bildniß für diese Anstalt zu erhalten; aber er warte noch immer auf Antwort. „Nicht wahr“, und dabei ergriff er Gregors Hand, „Sie werden mir für jenes Collegium Ihren Segen ertheilen?“ Der Papst antwortete ausweichend, die Sache wolle nach allen Seiten hin erwogen sein, und bemerkte, als der Kaiser ein zweitesmal in ihn drang, er habe manches vernommen, was ihm Bedenken einflößen müßte; die Aufsicht und Leitung sei den Bischöfen entzogen und in die Hände von Laien gelegt. Als der Kaiser meinte, die Aufsicht führe der Erzbischof von Mohilew, entgegnete Gregor: „Der Erzbischof von Mohilew kann ohne großen Nachtheil für seine Diöcese seine Residenz nicht in St. Petersburg aufschlagen.“ Zum drittenmal kam Nikolaus auf sein Verlangen zurück; doch Gregor erklärte, das Collegium sei mit päpstlicher Genehmigung für Wilna gestiftet und dieser Widmung entgegen nach St. Petersburg übertragen worden; er könne einer Anstalt, der die kanonische Institution mangle, seinen Segen nicht ertheilen. „Was ist nöthig, damit diese Institution erfolge?“ „Eine päpstliche Bulle, welche die Uebertragung von Wilna und die Gründung in St. Petersburg gutheißt.“ „Also geben mir Euer Heiligkeit eine solche Bulle!“ „Dazu müßte ich vorerst genauen Einblick in die Reglements und in die Studienordnung haben.“ „Und wenn ich Euer Heiligkeit diese Documente verschaffe, dann werden Sie nicht länger zaudern?“ „Vedremo, vedremo!“ erwiderte Gregor mit einigem Zögern.

Dem Selbstherrscher aller Reußen war sichtlich daran gelegen, den hl. Vater zu seinen Gunsten zu stimmen. Er erklärte, er betrachte sich als den Ausführer der Gesetze des römischen Stuhles in seinen Staaten; er sprach wiederholt von den Sorgen, die ihm die Polen mit ihren aufrührerischen Tendenzen machten, er nannte den Fürsten Adam Czartoryski als eines der Häupter der Faction; er, der Zar, benöthige noch zehn bis fünfzehn Jahre, um alles in seinem Reich in Ordnung zu bringen; er rechnete es sich zum Verdienst an, den Deutsch-Katholiken nicht, wie es im anstoßenden Posen schon geschehen sei, Aufnahme und Anerkennung gewährt zu haben, und sprach noch manches, wobei es ihm mehr als einmal zustieß, daß er mit Behauptungen, die er früher hingeworfen hatte in Widerspruch gerieth...

Zuletzt erhob er sich, und Gregor XVI. sprach zu ihm mit feierlicher Würde: „Sire, wir sind beide Souveräne, doch mit dem Unterschied, daß Sie die Gesetze Ihres Reiches abändern können, ich die meinigen nicht. Wir werden beide vor dem höchsten Richter erscheinen, Euer Majestät werden aller Wahrscheinlichkeit zufolge nach mir kommen. Beide werden wir von unsrer Regierung Rechenschaft abzulegen haben. Ich würde vor den Augen des Höchsten mit Zagen erscheinen, wenn ich nicht heute die Vertheidigung der Kirche übernähme, zu deren Verfolgern sich Ihre Diener machen. Sire, bedenken Sie wohl, daß Gott die Könige für das Heil der Völker gemacht, nicht die Völker für die Launen der Könige!“

Der Kaiser war tief ergriffen. Er versprach, alle Angelegenheiten gewissenhaft prüfen zu lassen, er wiederholte, er werde so weit gehen, als er es vermöge, worauf der Papst erwiderte: „Ich bin zufrieden, Sire, mit dieser Antwort und ich werde es um so gewisser sein, wenn Euer Majestät das thut, was Sie thun kann!“ Bevor er sich verabschiedete, bat Nikolaus, dem Papst die Personen seines Gefolges vorstellen zu dürfen, die nun einer nach dem andern eintraten und dem hl. Vater ihre Ehrerbietung bezeigten. Gregor begleitete seinen hohen Gast bis zur Glasthüre des Vorsaales, wo Nikolaus die Hand des Greises noch einmal ergriff und an seine Lippen führte. Als er durch die mit Ankömmlingen aus allen Theilen der Welt gefüllten Säle schritt, war er (nach der Versicherung eines anwesenden Engländers) ein anderer Mann, als der er fünfviertel Stunden früher eingetreten war. Er sah blaß aus, einzelne Tropfen perlten auf seiner Stirn, sein Haar war in Unordnung, wie das eines Mannes, der darin gewühlt hat, und nicht in stolzer, gebietender Haltung, wie er gekommen war, sondern etwas gebeugt, nach keiner Seite aufblickend, keinen Gruß erwidernd, eilte er zur Treppe und wartete, unten angelangt, nicht einmal das Vorfahren seiner Kutsche ab, sondern eilte zu dem Wagen, der ihn schnell von dannen führte.

Die Unterredung hatte eine Stunde und achtzehn Minuten gedauert. „Ich sagte ihm alles, was der hl. Geist mir eingab“, sagte der Papst später. Das Ereigniß rief begreiflicherweise in katholischen wie in nichtkatholischen Kreisen ungemeines Aufsehen hervor. Die Aufzeichnung, die der Papst gleich nach der stattgefundenen Unterredung durch den Cardinal Acton zu Papier bringen ließ und die er persönlich durchsah und genehmigte,[1]) schloß mit den Worten: „Möge sich das Herz des Kaisers bewegt fühlen wie das Valentinians bei der Rede des hl. Basilius, als ihm dieser sagte, es sei das erstemal, daß zu ihm jemand als Bischof rede.“ Der Zar selbst, als man ihn dann in Wien fragte, wie er den Papst gefunden habe, antwortete: „Wie ich mir ihn gedacht habe“.

Katholischerseits gab man sich den besten Hoffnungen hin und das mit um so größerer Zuversicht, als man den Kaiser von rechtschaffenen und wohlmeinenden Männern: Nesselrode, Buteniew, Fürst Wolkonski, umgeben sah.

Unmittelbar nach der Monarchenzusammenkunft hatte der Cardinalstaatssecretär Lambruschini eine Audienz beim Zaren, von welchem er in höchst verbindlicher Weise empfangen wurde, was den Staatssecretär nicht hinderte, sich in demselben Geiste zu äußern und gewissermaßen das fortzusetzen, was der Papst gesprochen hatte. Ein Wunsch Gregors XVI. war es, einen ständigen Nuntius am russischen Hofe zu haben; der Zar zeigte sich nicht abgeneigt, diesem Begehren zu entsprechen; doch müsse die Angelegenheit im Schoße der hl. Synode erörtert werden. Er zeigt sich überhaupt in allem entgegenkommend, so daß sich Buteniew einige Tage später gegen den österreichischen Botschafter Grafen Lützow äußerte, er hoffe, daß der Besuch seines

[1]) Diese „Relazione“ hat Baron Helfert hier neben anderen, auf die Audienz sich beziehenden Actenstücken zum erstenmal veröffentlicht.

Digitized by Google

Herrn und Gebieters gute Folgen haben werde, die Sprache des hl. Vaters habe Eindruck auf den Kaiser gemacht.

Nikolaus I. hielt sich noch einige Tage in Rom auf, dessen Merkwürdigkeiten er besuchte. Die Bevölkerung zeigte Neugierde, die ärmeren Classen drängten sich an seinen Wagen, in welchen Massen von Bittschriften geschleudert wurden; allein trotz vielfacher Bemühungen seiner russischen Umgebung wurde dem Zaren nicht das geringste Fest gegeben, fand keine Stadtbeleuchtung, kein besonderer Corso, keine Girandola (Feuerwerk) statt. Vom römischen Hochadel wurde es förmlich vermieden, dem Beherrscher aller Reußen in den Weg zu kommen, so daß dieser geäußert haben soll: Rom sei eine große und bevölkerte Stadt, aber fast ohne große Welt, mindestens er sei in keiner Hauptstadt mit so wenig Seigneurs zusammengetroffen. Von den Cardinälen fuhr außer dem Staatssecretär nur Berretti, der seinerzeit bei der Krönung in Moskau gewesen war, bei dem Palast Giustiniani vor. Der Papst stattete dem Zaren keinen Gegenbesuch ab; allerdings hatte Kaiser Nikolaus ausdrücklich gebeten, der hl. Vater möge sich nicht im geringsten stören lassen, und man nahm ihn im Quirinal dafür beim Wort.

Vom 17. zum 18. December verließ der Zar die ewige Stadt; sein römischer Gesandter leistete ihm bis Florenz Gesolge. Als sich Buteniew vor der Rückkehr auf seinen Posten beim Kaiser empfahl, trug ihm dieser auf, dem Papst zu versichern, daß er die herzliche und wohlwollende Aufnahme, die er von seiner Seite erfahren, für immer zu seinen kostbarsten Erinnerungen zählen werde — „l'accueil cordial et bienveillant qu'il avait reçu de Sa part et dont le souvenir Lui sera à jamais précieux."

Der russische Reichskanzler Graf Nesselrode war in Rom zurückgeblieben, um mit dem Cardinalstaatssecretär die zweiundzwanzig Punkte jener Formulirung zu besprechen, die vom Papst dem Zaren nebst anderen Schriftstücken eingehändigt worden war. Die päpstlichen Forderungen waren in der Hauptsache folgende: Freier Verkehr zwischen den Bischöfen und der römischen Curie; Beseitigung des russischen Gesetzes, laut dessen alle Kinder aus gemischten Ehen in der Staatskirche erzogen werden sollten; Wiederherstellung von acht katholischen Bisthümern mit Einhaltung der kanonischen Residenz seitens des Diöcesanhauptes; eine den kirchlichen Bestimmungen entsprechende Einrichtung der Priesterseminarien. Die Verhandlungen über diese Punkte zogen sich in die Länge, ohne zu einem greifbaren Ergebniß zu führen. Eines Tages äußerte der russische Reichskanzler Empfindlichkeit über die Art und Weise, wie Gregar XVI. in einer seiner letzten Allocutionen von der russischen Regierung gesprochen habe, ihr geradezu entgegengetreten sei, und drückte die Erwartung aus, man werde in einer neuen Allocution die früher vorgebrachten Anschuldigungen zurücknehmen. „Was das betrifft," entgegnete der Vertreter des Papstes, „ja erlauben Sie mir, mich offen und ohne Rückhalt auszusprechen. Man hat von Ihrer Seite den hl. Stuhl verleumdet, indem man die Welt glauben machen wollte, daß derselbe in Dingen, die der katholischen Kirche zu unleugbarem Nachtheil gereichen, mit Ihrer Regierung eines Sinnes sei, und es war darum Gewissenspflicht für den hl. Vater, vor aller Welt die Wahrheit kundzumachen." Der russische Staatskanzler wußte nichts zu erwidern und es entstand eine unangenehme Pause, ehe er auf den besonderen Wunsch des Kaisers zu sprechen kam, daß die katholischen Bischöfe Rußlands ihren Aufenthalt in seiner Haupt- und Residenzstadt nähmen (!), ein Begehren, das mit demjenigen, was man in dieser Hinsicht mit Recht von Rom aus anstrebte, in diametralem Gegensatz stand. Einen günstigeren Ausgang schien die Frage über die Erziehung der Kinder aus gemischter Ehe zu nehmen, indem beide Staatsmänner sich in der Ueberzeugung einigten, man könne auf Grundlage des in Oesterreich zulässigen gesetzlichen Brauches zu einem Einverständniß gelangen. Zum Schlusse sagte der Cardinal: „Ich habe bisher eine bessere Zukunft für die armen Katholiken in Rußland und Polen gewünscht, von jetzt an hoffe ich sie, und die Hauptgrundlage dieser meiner Hoffnung bildet die hohe Unparteilichkeit und weise Staatskunst Euer Excellenz, in die ich mein ganzes Vertrauen setze." Der Staatskanzler erwiderte diesen schmeichelhaften Anruf mit der Bitte, Laubruschini möge ihn nicht für mächtiger halten, als er sei; selbst der Zar sehe sich durch viele und große Schwierigkeiten verhindert, manches zu thun, was er möchte.

Am 15. Januar 1546 ließ sich der russische Staatskanzler durch Buteniew beim Papst einführen, der ihn mit dem Scherze empfing: „Bei ihm müßte er sich besonders vorsehen, da er in seiner Person eine Quadrupel-Allianz repräsentire."[1]) Drei Tage später verließ Nesselrode die ewige Stadt und am 19. hielt Gregor XVI. ein Consistorium ab, wa er in seiner Ansprache an das hl. Collegium sagte: er habe die Ankunft des russischen Monarchen als die „Erhörung und Erfüllung seiner inbrünstigen Gebete" verehrt; er habe zum Kaiser aller Reußen gesprochen, wie es ihm seine Pflicht und sein innerer Drang geboten; er hoffe, daß derjenige, in dessen Hand die Herzen der Könige sind, das des Zaren rühren und ihn bewegen werde, den bisherigen Mißbräuchen und Unterdrückungen Einhalt zu gebieten; er hoffe, daß den in der jüngsten Zeit in Rußland und Polen von der Mutterkirche Abgetrennten der Rücktritt zu der verlassenen Confession freigegeben und als Bürgschaft der künftigen Integrität der katholischen Kirche in Rußland Bischöfe bestellt und eine päpstliche Nuntiatur in St. Petersburg werde zugelassen werden....

Sind diese Hoffnungen, fragt Baron Helfert, nachmals in Erfüllung gegangen? Gewiß ist, daß in dem Verfahren der russischen Regierung gegen ihre katholischen Unterthanen Fälle so greller Art wie kurz vorher in der nächsten Zeit nicht vorkamen; allein im großen Ganzen blieb so ziemlich alles beim Alten. Graf Nesselrode war vorsichtig genug, davor zu warnen, sich vorzeitig Erwartungen hinzugeben, die vielleicht nicht verwirklicht werden könnten. Der Wille des gewaltigen Zaren, der sich von der ehrfurchtgebietenden Erscheinung und Rede des hl. Vaters so ergriffen zeigte, machte eine Zeit lang in ungeschwächter Kraft fortgedauert haben; allein zuletzt zeigten sich die Umstände so stark, die russisch-nationalen und russisch-confessionellen Anschauungen, Vorurtheile und Neigungen so mächtig, ja unüberwindlich, daß selbst der mächtige Autokrat an dem System, wie es sich bereits eingelebt hatte, zu rütteln sich nicht getraute.

Dante-Literatur.

Von Dr. G. A. Scartazzini.

III. (Schluß.)

Zahlreich, oder wohl richtiger gesagt zahllos, sind die alljährlich, zumal in Italien, erscheinenden kleinen Schriften, die sich mit einzelnen Stellen der großen Dante'schen Dichtung befassen. Die Thatsache läßt sich sehr leicht erklären. Einmal ist es nicht in Abrede zu stellen, daß, trotz aller so verschiedenen Erklärungen und Erklärungsversuche gar manche Stellen der Dante'schen Dichtung noch immer auf ihren Oedipus warten. Sodann sind nicht bloß die Schüler, sondern auch gar viele Lehrer an mittleren Schulen ver-

[1]) Nesselrode war nämlich aus deutschem Hause auf einem englischen Schiffe im Hafen von Lissabon geboren und nun schon nahe ein halbes Jahrhundert in russischen Diensten!

Digitized by Google

pflichtet, mit Dante und seinen Werken sich einigermaßen zu beschäftigen. Da kommt mancher Lehrer, zuweilen auch der eine und andere Schüler (wir besitzen ja etwelche Dante-Broschüren aus der jüngsten Vergangenheit, welche von Gymnasiasten und Studenten verfaßt sind) bei der Erklärung schwieriger Stellen auf einen Gedanken, der ihm ganz neu ist und den er deßhalb, subjectiv mit vollem Recht, als seine eigene Entdeckung betrachtet. In mindestens neunzig von hundert Fällen ist der Gedanke bereits von anderen längst, oft schon vor fünf Jahrhunderten, ausgesprochen worden. Da dies aber dem Betreffenden und seinen Freunden nicht bekannt ist, hält man den Gedanken für nagelneu, er wird weiter entwickelt und in wenigen Wochen wird eine bezügliche Broschüre vom Stapel gelassen. Nutzen und Schaden sind dabei unbedeutend, denn solche Broschüren werden in der Regel in nur wenigen Exemplaren gedruckt und sind in wenigen Wochen vergessen und verschollen. Bei der Ueberproduction trifft dieses Schicksal indeß leider auch Bedeutendes, das aufbewahrt zu werden verdienen würde. Dafür nur ein sprechendes Beispiel. Der um die Erklärung der astronomischen Stellen der „Göttlichen Komödie" so hoch verdiente Gelehrte Giovanni Antonelli hatte sich natürlich auch mit der so schwierigen Stelle im Anfange des neunten Gesanges des Purgatoriums zu wiederholtenmalen befaßt und mehreres darüber der Oeffentlichkeit übergeben. Erst in den letzten Jahren seines Lebens kam er auf eine ganz neue Deutung, die er nach reifer Erwägung für die allein richtige hielt und die er entwickelte und eingehend begründete in dem Schriftchen: „Studi particolari sulla Divina Commedia" (Flor. 1871). Kein Mensch in Italien nahm davon Notiz. Da mir Antonelli's Ansicht und Deutung als die allein richtige erschien und noch erscheint, habe ich sie mir angeeignet und unter wiederholter ausdrücklicher Nennung des Urhebers und seiner Schrift in meinem Leipziger Commentar vorgetragen und begründet. Jetzt erst begann man, darauf Rücksicht zu nehmen. Aber Antonelli's kleine Arbeit war und blieb vergessen und verschollen und ich, der ich nur dieselbe wesentlich reproducirt hatte, soll nun der Urheber der neuen Erklärung sein (vgl. z. B. Galanti's „Lettere su Dante", II. Serie, Brief VIII und IX; Poletto's Commentar II, 219 ff.)! Das ist das Schicksal italienischer Dante-Broschüren, mag deren Inhalt auch noch so bedeutend sein. Und man glaube nicht, daß dank den beiden Dante-Zeitschriften, die mit rühmenswerther Mühe bestrebt sind, von jeder neuen Dante-Publication Notiz zu nehmen, die Sache sich gebessert habe. Die Menge des Verzeichneten ist so groß, daß man über die weitaus meisten Broschüren um so mehr hinweggeht, als selbst einer Fachzeitschrift der Raum fehlt, um von jeder auch nur kurz den Hauptinhalt anzugeben. Weniger Broschüren drucken lassen und statt dessen die kleinen Arbeiten dem „Giornale Dantesco" einsenden, das dürfte die Verfasser vor Nichtbeachtung und schnellem Vergessensein am ehesten schützen.

Nach dem Gesagten versteht es sich wohl von selbst, daß es nicht in meiner Absicht liegen kann, die 32 neuesten Dante-Broschüren, die mir innerhalb Jahresfrist zugegangen sind, auch nur einfach zu registriren. Auf einige wenige, die nach meiner Ansicht alle Beachtung verdienen, soll aber doch aufmerksam gemacht werden. Die erste Stelle glaube ich der Schrift von Giovanni Mercati: „Pietro Peccatore, ossia della vera interpretazione di Paradiso XXI, 121—123" (Rom 1895, 34 S. 4°) einräumen zu sollen. Es ist hier, doch wohl endgültig, der Beweis geleistet, daß Dante an der untersuchten Stelle nicht, wie so viele, darunter unser Philalethes und sogar noch Gildemeister, annahmen, von zwei, sondern nur von der einen Persönlichkeit des Petrus Damianus spricht und daß die zum erstenmal im Leipziger Commentar vorgeschlagene Lesart und Interpunction der betreffenden Stelle die allein richtige ist. Die wissenschaftliche Bedeutung von Mercati's Arbeit (welche, nebenbei bemerkt, auch für die Kirchengeschichte von Wichtigkeit ist) ist denn auch von der italienischen Kritik einstimmig anerkannt und gewürdigt worden. Von anderen kleinen Dante-Arbeiten aus jüngster Zeit seien hier erwähnt: Valerio Scaetta, „Uno dei primi passi oscuri della Divina Commedia" (Padua 1896, 20 S. 8°), eine „neue" Auslegung von Inf. I, 4 ff.; Gioachino Maruffi, „Sopra un tuogo della Commedia finora non bene interpretato" (Aquila 1895, 15 S. gr. 8°), über Inf. XX, 27—30; Nicolò de' Claricini-Dornpacher, „A che fatto alluse Dante nei versi 142—151 del canto XXIV dell' Inferno" (Padua 1894, 21 S. gr. 8°), eine beachtenswerthe historische Untersuchung; Alessandro Giulini, „L'ultimo dei Giudici di Gallura nella Divina Commedia" (Mail. 1894, 28 S. gr. 8°), ebenfalls von geschichtlichem Werth; Pio Spagnotti, „La Pia de' Tolomei, Saggio storico-critico" (Turin 1895, 64 S. 16°); Serafino Rocco, „Caron dimonio sulla trista riviera d'Acheronte" (Turin 1895, 111 S. 16°).

Damit wollte ich mit den kleinen Novitäten zur Erläuterung der „Göttlichen Komödie" aufhören. Indem ich aber die mir vorliegenden durchgehe, kommt mir gerade noch ein Prachtstück zu Gesicht, und da es sich um eine epochemachende Entdeckung handelt, will ich doch meine Lesee damit bekannt machen, wollte ich sagen. Den ganzen Titel der Broschüre darf ich aber wohl nicht abschreiben, denn die verehrte Redaction der „Beilage zur Allg. Ztg." würde mir wahrscheinlich die 15 Zeilen nicht einzuräumen geneigt sein. Also nur der Haupttitel: „La ginnastica nella Divina Commedia. Ricerche critiche." Also mit kritischen Untersuchungen haben wir es hier zu thun, nicht etwa bloß mit einer Dilettantenarbeit. Und wir haben es auch nicht mit der Arbeit eines gewöhnlichen Federhandwerkers zu thun. Der Verfasser der um die Jahreswende zu Neapel erschienenen „Kritischen Untersuchungen" nennt sich Cav. Prof. Giuseppe Vago. Nach Lesung der Arbeit war ich wirklich vago, den Verfasser derselben kennen zu lernen, und griff daher sofort zur neuesten Auflage des De Gubernatis'schen Schriftsteller-Wörterbuchs, fand ihn aber weder dort noch in anderen Lexicis, die ich zuralhe zog. Gleichviel! Herr Vago ist nicht bloß „Ritter und Professor", er ist auch ein überaus genialer Mann. Kein rechter Turner wird das irgend in Zweifel zu ziehen wagen. Was der „Ritter und Professor" entdeckt hat, das haben fünf Jahrhunderte vollständig ignorirt, davon wußte auch die Gegenwart gar nichts: Dante war ein Turner, ein sehr tüchtiger, theoretisch und noch mehr praktisch gebildeter Turner! Daß wir das nicht gewußt, nicht bemerkt haben! Aus Inf. III, 52 ffg. XIII, 115 ffg. XXIII, 37 ffg. wird der unwiderlegliche Beweis geführt, daß Dante in allen Zweigen der edlen Turnkunst gründlich zu Hause war. Die Turner werden sich über diese großartige Entdeckung freuen und meine Lesee werden nachgerade begreifen, daß ich ab und zu ganz unwillkürlich in einen Ton gerathe, den anzustimmen ganz und gar nicht in meiner Absicht lag. Wer kann aber ernst bleiben, wenn rings umher alles lacht?

Ueber das Thema „Dante und die Kunst" gedenke ich an diesem Orte besonderen Bericht zu erstatten, wenn einmal die zwei im März dieses Jahres angekündigten Prachtwerke vorliegen werden. Das eine, welches in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erscheint, ist eine neue billige Ausgabe der berühmten Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dante's Göttlicher Komödie, 92 Zeichnungen in der halben Größe der Originale. Die andere Publication,

Digitized by Google

welche laut Prospect im Laufe dieses Jahres bei U. Hoepli in Mailand erscheinen wird, führt den Titel: „La Divina Commedia di Dante Alighieri illustrata nei luoghi e nelle persone a cura di *Corrado Ricci*“, mit vierhundert Illustrationen, dreißig in Heliotypie, die übrigen in Zinkographie. In Mailand hatte ich Gelegenheit zu einem Einblick in das Originalwerk, das jetzt der Veröffentlichung entgegenreift, und glaube daher sagen zu dürfen, daß dasselbe zu den großartigsten Illustrationswerken der Dante'schen Dichtung gehört und an Vollständigkeit alles bisher Dagewesene überragt. Ueber den inneren Werth der Arbeit wird man sich freilich erst ein Urtheil bilden können, wenn sie vollendet vorliegt und mit Muße geprüft werden kann.

Die sog. kleineren Werke Dante's, die italienischen wie die lateinischen, werden nicht entfernt so emsig bearbeitet, wie seine Hauptdichtung. Der Erwähnung werth ist in dieser Beziehung nur die posthume Arbeit des Francesco Pasqualigo: „Pensieri sull' Allegoria della Vita Nuova di Dante“ (Veneb. 1896, VIII und 438 S. gr. 8° mit dem Bild des Verf.). Zustimmung wird der verstorbene Verfasser nur in den wenigsten Punkten finden; gleichwohl werden alle, auch die heftigsten Gegner, die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit dieser Arbeit bewundern müssen. Sie leidet aber an einem großen Fehler, nämlich an ermüdender Weitschweifigkeit. Meine Leser werden vielleicht zum voraus urtheilen, ein Großoctavband von 438 Seiten über eine Schrift wie die Vita Nuova, welche in der Moor'schen Ausgabe nur 28½ Seiten füllt, das sei doch des guten zu viel. Was werden sie aber dazu sagen, wenn ich ihnen die Thatsache mittheile, daß diese 438 Seiten sich ausschließlich mit den drei ersten Capiteln der „Vita Nuova“ beschäftigen, die in der genannten Ausgabe nicht ganz zwei Seiten füllen? Wäre dem Verfasser eine längere Lebensfrist vergönnt worden und hätte er die Arbeit so, wie er sie angefangen, fortgesetzt und zu Ende geführt, so würden wir über Dante's „Vita Nuova“ ein aus 15, sage fünfzehn stattlichen Bänden bestehendes Werk erhalten! Est modus in rebus.

Selbst für die Enciclopedia Dantesca hätte ich nicht gewagt, auch nur die Hälfte dieses Raumes in Anspruch zu nehmen. Der erste Band, A—L (VIII und 1170 S. 8°) wird, da der Druck vollendet ist, in den nächsten Tagen erscheinen. Ueber dieses Werk zu urtheilen, muß ich aber anstandshalber anderen überlassen.

Mittheilungen und Nachrichten.

sz. Nach der Deutlegung meines in Nr. 118 veröffentlichten Aufsatzes über das Rechtsstudium der Gegenwart kam mir die kleine Schrift des Breslauer Prostffors Otto Fischer: „Der Rechtsunterricht und das Bürgerliche Gesetzbuch“ (Jena, Verlag Gustav Fischer) zu Gesichte. Es mußte mir eine Freude sein, manchem von mir vertretenen Gedanken auch hier zu begegnen. So insbesondere erkennt auch Fischer es als Nothwendigkeit an, das Studium des Rechts mit dem geltenden Recht zu beginnen und weist gründlich darauf hin, daß der historische Sinn erst durch die Kenntniß des Bestehenden geweckt wird. Für eine Entwicklung, von der man nicht weiß, ob sie nicht plötzlich abbricht, kann man von dem angehenden Juristen kein Interesse verlangen; ein solches wird sich aber leicht einstellen, wenn ihm die allmähliche Herausbildung der Rechtsinstitute, die ihm schon bekannt sind, vorgeführt wird. Ob es angezeigt ist, das geltende Recht zunächst summarisch darzustellen und hieran die geschichtlichen Fächer in ihrer bisherigen Ausdehnung anzureihen, scheint mir fraglich; die kurze Vorlesung eines Semesters führt kaum sehr tief in das umfangreiche Recht der Gegenwart ein. Daß an die Stelle der Institutionen und Pandekten eine Vorlesung über die römischen Grundlagen des geltenden Rechts treten solle, stimmt mit dem, was ich an genannter Stelle zum Ausdruck brachte; daneben noch die römische Rechtsgeschichte und den römischen Civilproceß als eigene Vorlesung beizubehalten, dürfte aber überflüssig sein. Was hiervon beachtenswerth ist, läßt sich in die Vorlesung über die Grundlagen aufnehmen; jedenfalls sollte — und darum handelt es sich ja hauptsächlich — die römische Rechtsgeschichte nicht in solcher Ausdehnung einen Prüfungsgegenstand bilden. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen Fischers über die Frage, ob nicht die Vorlesungen durch juristische Uebungen zu ersetzen seien. Er verneint dieselbe natürlich und ich bin auch hier seiner Meinung, insofern es sich darum handeln sollte, wirklich nur durch systemlose Behandlung von Rechtsfällen, sogenannte juristische Kasuistik, das Recht zu lehren. Das ist aber nach von seiner Seite, soviel mir bekannt, verlangt worden. Daß die praktischen Uebungen auf die Universität gehören, um dem Studirenden die vorgetragenen theoretischen Sätze zu veranschaulichen, in ihm lebendig zu machen, ihre Tragweite klarzustellen und so eine tiefere Einsicht in das Wesen und die Bedeutung des Rechts als einer praktischen Wissenschaft zu gewähren, sodann aber auch, um eine zusammenfassende Schulung für die Praxis zu erzielen, gibt Fischer mit eben den Worten, die ich hier gebrauche, zu. Dieser Zweck muß aber auch die Methode dieser Uebungen bestimmen und daran fehlt es derzeit noch vielfach. Die praktischen Uebungen des Privatrechts sind oft genug nichts anderes als mehr oder minder verdeckte Exegese der römischen Quellen. Es muß jedem, der diesen Umstand kennt, bedenklich erscheinen, daß die Eisenacher Conferenz die Quellenexegese mit besonderem Nachdruck betont, von den praktischen Uebungen aber kein Wort sagt. Ich halte, ohne hier den Werth der Quellenexegese anfechten zu wollen, die Uebungen für die späteren Praktiker — und das ist ja doch die große Mehrzahl der Studirenden — für wichtiger. Nicht erwähnt wurde auch auf der Eisenacher Conferenz die Frage des Zwischenexamens, der dagegen Fischer ein eigenes Capitel widmet. Er ist für ein Zwischenexamen, das nach seiner Anschauung die historischen Fächer umfassen soll. Wenn die historischen Fächer am Anfang des Rechtsstudiums stehen bleiben, ist ihm entschieden beizupflichten auf die Gefahr hin, daß die Candidaten nach Passirung des Zwischenexamens sich ihrer historischen Kenntnisse alsbald entledigen. Wer das thun will, thut es auch dann, wenn er genöthigt wird, im Schlußexamen darüber Rechenschaft zu geben; ein paar Semester frühre oder später macht da nichts aus. Ob es dagegen richtig ist, an das Zwischenexamen ein Jahr Praxis anzuschließen, möchte ich bezweifeln. Wie scheint der in meinem genannten Aufsatz besprochene Vorschlag Dickels, vor den Eintritt in das akademische Studium ein Jahr Praxis zu legen, sehr empfehlenswerth. Die Kenntniß der historischen Fächer der Jurisprudenz, die sich die Candidaten bis zum Zwischenexamen aneignen sollen, befähigt sie jedenfalls nicht besser zum Eintritt in die Praxis, als dies nachmittelbar nach dem Verlassen der Mittelschule der Fall wäre.

III. Internationaler Congreß für Psychologie in München, 4. bis 7. August 1896 (vgl. Beil. Nr. 102, 104, 168). Nachtrag zum vorläufigen Programm.

Bis zum 15. Juni 1896 wurden noch folgende Vorträge angemeldet: Victor Basch, Prof. à la faculté des Lettres (Rennes): „De la méthode en esthétique“. Dr. Alfred Binet, directeur du laboratoire de psychologie physiologique des Hautes-Études de la Sorbonne (Paris): „La Psychologie individuelle“. Dr. Franz Brentano, Prof. der Philosophie (Wien): „Zur Lehre von der Empfindung“ (anstatt des angekündigten Themas). Dr. Albin Burkhardt, Nervenarzt (Dresden): „Suggestionstherapie bei acuten fieberhaften Erkrankungen“. Dr. P. Coyne, Prof. of English and Mental Science, St. Mary's University College (Dublin): „The psychological import of sleep, dreams and the hypnotic state“. Dr. J. B. Crocq, médecin, rédacteur en chef du Journal de Neurologie et d'Hypnologie (Brüssel): „Etat de la sensibilité et des fonctions intellectuelles chez les hypnotisés“ (anstatt des zweiten angekündigten Themas). J. David (Worschau): „Ueber die Schwankungen in der geistigen Entwicklung der Schulkinder“. Dr. Franz Eulenburg (Berlin): „Ueber Mitarbeiter in der Social-Psychologie“. Dr. Sigmund Exner, Prof. der Philosophie an der Universität (Wien): „Ueber autochthonische Empfindungen“ (anstatt des angekündigten Themas). Flournoy, Penf. de Psychologie à l'Université (Genf): „Sur l'imagination des mediums“. J. Shepherd Franz, A. B. Fellow in Columbia University (New Jersey): „Conditions of Fatigue in Reading“. Johann Friedrich, Lehrer (Würzburg): „Untersuchungen über die Einflüsse der Arbeitsdauer und der Arbeitspausen auf die geistige Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeit der Schulkinder". Giovanni Giuseppe Gizzi, Prof. di Estetica nella R. Università (Rom): „Contributo allo studio delle eccitazioni acustiche nella produzione del bello musicale". Derselbe: „Contributo allo studio dalle leggi del sentimento". Derselbe: „La psicologia nella theoria del bello". Derselbe: „Ricerche sui rapporti della psicologia con la logica". Dr. Gley, Prof. agrégé de Physiologie à l'Université (Paris): „Experiences relatives à la signification des centres dits psychomoteurs". Dr. Grashey, k. Obermedicinalrath, Praf. der Psychiatrie und Director der Irrenanstalt (München): „Genese der affectiven Wahnideen". Dr. W. Heinrich (Wien): „Die Aufmerksamkeit und die accommodative Thätigkeit der Sinnesorgane". Dr. Theodor Heller, stellvertretender Leiter eines Pensionats für geistig abnorme und nervöse Kinder (Wien): „Ueber Aphasie bei Idiaten und Imbecillen". Dr. Alois Höfler, Praf. an der k. k. Theresianischen Akademie, Privatdocent der Philosophie und Pädagogik a. d. Universität (Wien): „Ein Paradoxon zur Lehre von den Gehörs- und Tiefenschätzungen". (Wie groß erscheint der Mond?) Derselbe: „Einige kleinere Mittheilungen und Anregungen". Gregor Itelson (Berlin): „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen" (Principien der Mimik). Derselbe: „Ueber paradoxe Nebenvorstellungen (sogen. audition colorée)". Derselbe: „Zur Psychologie des Ceremoniells". Jaeger, prot. Strafanstaltsgeistlicher am k. Zuchthaus (Ebrach): „Ueber Willensanomalien". Dr. W. Jerusalem, Privatdocent der Philosophie an der Universität (Wien): „Die Entstehung der Zahlbegriffe". Dr. Theodor Kaes, Gehülfsarzt a. d. Irrenanstalt Friedrichsberg (Hamburg): „Ueber den Markfasergehalt der Hirnrinde bei einer zweijährigen Mikrocephalin und bei einem 25jähr. mikrocephalischen, weiblichen Zwerge" mit Demonstrationen einer großen Anzahl von Zeichnungen (anstatt des angekündigten Vortrags). Dr. Matthias Kappes, Privatdocent für Philosophie und Pädagogik an der k. Akademie (Münster): „Ueber die Natur der Gefühle". Dr. Liebeault, Arzt (Nancy): „Communication des pensées par suggestion mentale". Dr. Leopold Löwenfeld, Specialist für Nervenleiden (München): „Ueber zwangsvorstellungen" (anstatt des angekündigten Themas). Giovanni Mingazzini, Prof. der Psychiatrie (Rom): „Sur la valeur morphologique des signes dégénératives". Dr. Albert Moll, Nervenarzt (Berlin): „Die Abweichungen des Geschlechtslebens und ihre Beziehungen zu dem sonstigen Seelenleben". Dr. Clemens Nissen, Oberarzt an der Provincial-Irrenanstalt (Leubus): „Klinische Mittheilung über das Daminiren und Andauern bestimmter Vorstellungen bei Geisteskranken". Dr. M. L. Patrizi, Prof. di Fisiologia (Sassari): „Primi esperimenti intorno all' influenza della musica sulla circulazione del sangue nel cervello umano" (experienze fatte nel laboratorio fisiologico di Torino). Derselbe: „Sopra i reflessi vasali del cervello e delle membra nella veglia e nel sonno" (laboratorii fisiologici di Torino e Ferrara). Derselbe: „Il tempo fisiologico studiato in rapporto colla curva pletismographica cerebrale" (lab. fis. di Ferrara e Torino). Derselbe: „Un contributo sperimentale alla psicologia del genio a proposito della malattia del Leopardi". Dr. M. de Padiewicz, Arzt (Riga): „Ein Beitrag zur missbräuchlichen Anwendung und abergläubischen Auslegung des Hypnotismus." Dr. Raymond, prof. des maladies du système nerveux à la faculté de médecine, médecin de la Salpetrière, — in Verbindung mit Dr. Pierre Janet, directeur du laboratoire de psychologie de la Salpetrière (Paris): „Contracture hystérique systématisée chez une extatique". Charles Richet, prof. de physiologie à la faculté de médecine (Paris): „Sur la douleur" (anstatt des angekündigten Themas). Dr. Ernst Raemer, Arzt (Heidelberg): „Ueber einige Beziehungen zwischen Schlaf und geistigen Thätigkeiten". Dr. Vincenzo Giuseppe-Ruggeri (Rom): „Sul significato diagnostico dei segni somatici abnormi dedotto dalla percentuale con la quale essi segni presentansi singolarmente si presentano nelle singole degenerazioni psichice". Dr. Sante de Sanctis, ajuto alla clinica Psichiatrica della R. Università e docente di Psichiatria (Rom): „Sogni ed Emozioni". Francesco de Sarlo, Prof. der Philosophie an der Universität (Turin): „La classificazione dei fatti psichici". Dr. Eugen G. Schmidt (Freiburg i. Br.): „Ueber Begriff und Sitz der Seele". Alexander J. Shand (London): „Psychological Hypothesis concerning the relation of Mind and Brain". Dr. J. Bagge Sjögren, Director des pädagogischen Seminars und Docent der Philosophie an der Universität (Upsala): „Ist es möglich, durch eine internationale Hallucinationsstatistik einen Beweis zu erbringen für die Existenz telepathischer Einwirkungen?" Dr. William Steen: „Demonstration eines neuen Tonveränderungsapparats". George M. Steattan, Director of the psychological laboratory (Berkeley): „Some preliminary experiments on vision without inversion of the retinal image". Chevalier Romeo Taverni, Prof. der Philosophie an der Universität (Catania): „Analogue au Daltonisme des yeux ne était existe propre de chacun des autres sens de l'homme, lequel était ensuite lui aussi bien des jugements erronées: essai de tentatifs des remèdes. Dr. Paul Teodorpf, Specialarzt für psychische und Nervenleiden (München): „Ueber die Wechselbeziehungen der Geistesstörungen mit Bezug auf einen Fall von gleichzeitiger Geistesschwäche, Paranoia, Neurasthenie und Epilepsie". Dr. Ardalion Talarsky, Privatdocent der Psychiatrie an der Universität (Moskau): „La plus courte durée de la réaction simple". W. v. Tschisch, Prof. der Philosophie (Darpat): „Ueber das Gedächtniß der Sinneswahrnehmungen". Dr. Karl Ueberhorst, Prof. der Philosophie an der Universität (Innsbruck): „Die psychischen Factoren in der Gesichtswahrnehmung". Chr. Ufer, Rector, Mitherausgeber der Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie (Altenburg): „Ueber Handschrift und Individualität bei Schulkindern". Dr. J. Moritz Wold, Prof. der Philosophie an der Universität (Christiania): „Einige Experimente über Gesichtsbilder im Traum". Dr. Edward Westermarck, Docent der Sociologie an der Universität (Helsingfors): „Normative und psychologische Ethik" (anstatt des angekündigten Themas). Dr. G. Viam, assistente all istituto anthropologico della R. Università (Rom): „Sul eceso centrifugo della eccitazione sensitiva provata per mezzo delle immagini visive". Dr. Arthur Weeschner (Berlin): „Zur Theorie des Zeitsehens". Dr. Theodor Ziehen, Prof. für Psychiatrie (Jena): „Ueber die Ideenassociation gesunder Kinder" (anstatt des angekündigten Vortrags).

* Ueber die Thätigkeit der weiblichen Aerzte in Bosnien berichtet die „Wiener med. Wochenschr." auf Grund amtlicher Mittheilungen: Die bosnisch-herzegowinische Landesregierung hat seit einigen Jahren zwei Aerztinnen amtlich angestellt (Frau Dr. Theodora Krajevska und Frau Dr. Bohuslava Keck), welche jährlich 1000 Gulden Gehalt, 200 Gulden Quartiergeld und 400 Gulden Zulage erhalten. Die Veranlassung dazu gab die Erfahrungsthatsache, daß die Mohammedanerinnen sich nur sehr selten in die Behandlung eines männlichen Arztes begeben, und wegen eben dieser Zurückhaltung der Frauen hygienische Maßregeln in den Häusern und Wohnungen in jenen Landstrichen nur sehr schwierig durchzuführen sind. Da die Mohammedaner 38 Proc. der Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina ausmachen, so war ein reiches Feld der Thätigkeit für weibliche Aerzte vorauszusehen. Das ist denn auch so gekommen. Seit 1893 hat die eine Aerztin jährlich 558, 613 und 686 Personen behandelt, die andere 700, 769 und 829 Personen. Davon gehörte immer fast die Hälfte der mohammedanischen Religion an, die übrigen den verschiedenen christlichen Religionen. Die Mehrzahl bildeten Frauen, daneben Kinder, vereinzelt auch Männer, deren Frauen bei der Aerztin in Behandlung standen. Die Patienten gehörten überwiegend dem Stande der Kaufleute und Handwerker an, daneben fanden sich Angehörige aus Arbeitern Bauern und Beamten. Es kamen alle Arten von Erkrankungen zur Behandlung, auch chirurgische Fälle, sehr häufig wurde bei Entbindungen, Wochenbetterkrankungen und Frauenleiden Hülfe verlangt. Die Mohammedanerinnen widersetzten sich anfangs unter religiösen Vorwänden der sachgemäßen Behandlung, zusehends aber schwindet ihr Widerspruch mehr, nachdem sie sich in jedem Falle zuvor die Einwilligung ihres Ehemanns eingeholt. Auch bei den Inspectionen der Wohnungen haben die Aerztinnen in letzter Zeit eine wohlwollendere Aufnahme gefunden als anfangs und in den Bezirksstädten, wo es nur einen männlichen Arzt gab, oft Frauen mit weit vorgeschrittenen Leiden gefunden, die nach keinen ärztlichen Rath eingeholt hatten. Jetzt wird die Amtsärztin von den Mohammedanerinnen häufig schon bei leichten Krankheitsfällen im Beginn gerufen. Drei Uebelstände werden in dem Amtsbericht der einen Aerztin hervorgehoben, die sie besonders beobachtet hat: das vielfältige Stillen der Kinder durch die Mutter, wodurch beide Theile an der Gesundheit Schaden leiden, die falsche Ernährung der Säuglinge, welche die hohe Mortalität derselben bedingt, und die schlechte Ventilation der Wohnungen, welche die hauptsächliche Ursache der häufigen Blutarmuth der Mohamme-

Digitized by Google

dauerinnen ist. Als Amtsärztinnen werden in Bosnien solche Bewerberinnen angestellt, welche den medicinischen Doctorgrad regelrecht erworben haben. Sie müssen die Ortsarmen unentgeltlich behandeln, dieselben auch in ihren Wohnungen aufsuchen, auch in den Spitälern des Kreises thätig sein, die sanitären Verhältnisse der Bevölkerung studiren und darüber regelmäßige Berichte an die Regierung senden.

* Die „Geographical Society of the Pacific" in San Francisco hatte eine Commission niedergesetzt, die sich mit der Frage der Echtheit der „Jeanette"-Ueberbleibsel beschäftigen sollte. Den Anlaß zu dieser Maßregel gab die vor einigen Zeit von dem Amerikaner Dr. W. H. Dall in der „Geological Survey" in Washington aufgestellte Behauptung, daß die Funde, die von der verunglückten „Jeanette" stammen sollten, von einem Scherz herrührten, den sich die Besatzung eines Schiffes in den Gewässern bei Grönland gemacht hätte. Diese Behauptung erregte um so größeres Aufsehen, als bekanntlich Frithjof Nansen die fraglichen Funde als eines der Beweismittel für die von ihm aufgestellte Theorie eines über den Nordpol gehenden Stromes ansahete. Die „Jeanette" wurde 1879 von Bennett, dem Besitzer des „New York Herald", ausgesandt, um Nordenskjöld zu suchen, der sich damals auf seiner Umsegelung der Nordküste Asiens befand und dessen langes Ausbleiben beunruhigte. Das Schiff gerieth beim Heraustreten aus der Beringstraße bald ins Treibeis, wurde bis in die Nähe der Neusibirischen Inseln geschoben und ging dann unter. Drei Jahre später wurden bei Julianehaab an der südlichen Westküste Grönlands mit den Eisschollen eine Anzahl Gegenstände angeschwemmt, die von der Mannschaft der „Jeanette" aufs Eis gebracht worden waren und worunter sich auch eine vom Capitän de Long unterschriebene Proviantliste befand. Diese Gegenstände hätten also den Weg von den Neusibirischen Inseln bis Grönland gemacht, was für eine über den Nordpol gehende Strömung zu sprechen schien. Schon früher waren, u. a. in Rußland, Zweifel an der Echtheit der Funde aufgetaucht und der Amerikaner Dall brachte sie jetzt wieder mit großer Sicherheit vor, so daß dessen angebliche Beweise für seine Behauptung auch in deutschen geographischen Zeitschriften Aufnahme gefunden haben. Aus dem eingangs erwähnten Bericht der San Francisco geographischen Gesellschaft, der dem „Athenäum" zugegangen ist, geht aber hervor, daß Dr. Dalls Behauptungen nach den vorgenommenen Untersuchungen unbegründet sind; es wird vielmehr unter Berufung auf andere Fälle nachgewiesen, daß eine Strömung, wie sie Nansen vermuthet, wirklich vorhanden ist.

* Der „Antiquitäten-Zeitung" in Stuttgart schreibt man aus Krakau: „Ich habe von dem Streit zwischen Prof. Wesselowski aus Petersburg und dem Director des Louvre-Museums in Paris über die Echtheit der vom Museum für 200,000 Fr. angekauften Tiara des Saitaphernes gelesen. Da ich auch etwas von der Tiara zu sagen weiß, übersende ich folgende nähere Aufklärung. Die Tiara ist in Kars fabricirt, wo eine förmliche Fabrik für solche (meistens Gold-) Ausgrabungen vorhanden ist. Die Krone war zuerst zum Ankauf in Lemberg, später in Wien dem Museum für 50,000 fl. angeboten, wurde jedoch für falsch erklärt und nicht gekauft; da den Verkäufern das Reisegeld ausgegangen war, waren sie genöthigt, um jeden Preis zu verkaufen. Die Tiara hat Hr. Vogel, Elfenbeinschnitzer, für einige Tausend Gulden erworben und durch jemanden dem Louvre-Museum angetragen, das sie für 200,000 Francs erwarb. Von derselben Seite wurde eine Goldkrone, ebenfalls falsch, irgendwo in Deutschland verkauft. Eine Goldmaske soll von der Eremitage in Petersburg gekauft sein. Vor einigen Wochen hat ein Mann aus Kreta eine Rundreise unternommen und einigen Händlern in Deutschland und zuletzt dem Louvre in Paris ebenfalls falsche Goldmasken, Goldkronen, Goldschuhe und verschiedene Schmuckgegenstände angeboten, mit Beilagen von einigen echten, aber verdorbenen Perlenschnüren, echten Gläsern, Urnen und anderen Kleinigkeiten, nebst einem echten Grabstein mit griechischer Aufschrift; jedoch scheint es, daß er mit seinen Offerten wenigen glücklich war. Es ist daher Vorsicht nothwendig, um nicht einen Verlust durch Ankauf der werthlosen Antiken zu erleiden."

* **Freiburg.** In die med. Facultät ist Dr. E. Roos, Assistent an der Poliklinik, als Privatdocent für innere Medicin aufgenommen worden.

* **Heidelberg.** Prof. Max Dittler wurde als Oberarzt der inneren Abtheilung des Krankenhauses nach Aachen berufen.

* **Leipzig.** Gegenwärtig habilitirt sich an unserer Universität Dr. med. Bernh. Kroenig, Assistent an der Universitäts-Frauenklinik.

* **Paris.** Das „Journal officiel" veröffentlicht ein ministerielles Rundschreiben, das in der bereits früher erwähnten Weise die Regelung der Lage der ausländischen Studirenden der Medicin vollzieht. Die Lehranstalten sollen den Medicinern offen stehen, die zu ihrer weiteren Ausbildung eintreffen. Die Studirenden sollen in zwei Kategorien getheilt werden: die Studirenden, welche die ärztliche Thätigkeit in Frankreich ausüben wollen, müssen ein französisches Baccalaureatsdiplom oder ein gleichwerthiges Diplom beibringen; die übrigen Studirenden sollen von der Baccalaureatsprüfung befreit sein, aber das von ihnen erworbene Diplom soll ihnen nicht das Recht geben, die ärztliche Thätigkeit in Frankreich auszuüben. — Dr. Gorodichze überreichte der hypnologischen Gesellschaft eine Arbeit, worin er mittheilt, daß es ihm in zahlreichen Fällen gelungen sei, Personen, welche Seereisen unternehmen sollten, durch hypnotische Suggestion vor der Seekrankheit zu schützen. Eine psychische Vaccination erwies sich auch bei Personen äußerst wirksam, die früher schwer seekrank gewesen. — Der ehemalige Minister des Aeußern und Botschafter in London, Waddington, besaß eine prächtige Denkmünzen-Sammlung, die er dem Staate vermachen wollte. Da aber sein Vermögen beträchtliche Einbußen erlitten, sind seine Erben mit dem Staat in Verhandlungen getreten, um ihm die Sammlung für 500,000 Frcs. zu überlassen. Dieser Posten ist deßhalb in das diesjährige Unterrichtsbudget eingestellt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 22. Juli folgende Schriften eingegangen:

Karl Mayer: Ausspruch und Rechtskraft nach Deutschem Civilproceßrecht. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Gustav Baeth: Stuttgarter Handel und Handlungshäuser in vergangener Zeit. Stuttgart, Sterder u. Maier 1896. — H. Pahmann: Die Fabrikbuchhaltung nach den Regeln der doppelten Buchführung. 3. Aufl. Leipzig, H. Schulze 1896. — Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896. Textausgabe mit Anmerkungen von E. Grünewald. 2. Abdr. München, C. H. Beck 1896. — J. Brix u. M. Mussel: Altona's Fischereihafen und Fischmarkt 1896; mit Einleitung von Dr. Ehrenberg. Altona, J. Harder. — Dr. R. Merdot: Geschichte der Thätigkeit der Handelskammer Wiesbaden in den Jahren 1865—1896. Wiesbaden, C. Schnegelberger u. Co. 1896. — *Bulletin Russe de Statistique financière et de Législation.* 3. année. No. 5 et 6. Mai-Juin 1896. St. Petersburg, V. Kieschbaum 1896. — A. Bettelheim: Biographische Blätter. Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. 2. Band. Heft 4. Berlin, C. Hofmann u. Co. 1896. — Generalregister zur Deutschen Rundschau. Bd. 41—80. (XI.—XX. Jahrg.) Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Akademische Rundschau. Blätter für Reform des akademischen Lebens. 1. Jahrg. Nr. 6. Leipzig, Roßberg 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. 7. Jahrg. Heft 10. Juli 1896. Leipzig, E. A. Seemann. — Rundreisen in der Schweiz einschließlich der oberitalienischen Seen und Mailand. Mit Illustrationen, Plänen, Karte 2c. — Dr. Gsell Fels: Vorarlberg und Allgäu. Mit Illustrationen und Touristenkarte von Tirol. (Baedekanns illustrirte Reiseführer.) München, K. Baedekanns 1896. — Stadtplan von München mit Verzeichniß der Straßen und Sehenswürdigkeiten. Ebd. — Lea Woerl: Führer durch Mannheim und Umgebung. 10. Aufl. Führer durch Stuttgart und Umgebung. 6. Aufl. Führer durch Nürnberg und Fürth und die Umgebung beider Städte. 20. Aufl. Führer durch Berlin. 8. Aufl. Führer durch Wien. 14. Aufl. Würzburg u. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Th. v. Pelchezim: Die wissenschaftliche Ausbildung des Soldaten. Für Capitulanten-Schulen. Neubearbeitet von K. v. Below. 28. Aufl. Berlin, K. Siegismund 1896. — Sulings Börsen-Jahrbuch für 1896/97. Handbuch für Bankiers und Kapitalisten. Beorb. von W. L. Herstelet (Salings Börsen-Papiere. 2. [finanzieller] Theil. 20. Aufl.) Berlin, Haude u. Spener 1896. — Evangelischer Volksbote. Kalender des Evangelischen Bundes für 1897. Hggb. im Auftrage des Centralvorstandes. Leipzig, C. Braun. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 5. Bd. 1. Heft. Lfg. 256. Wien, A. Hölder. — Heinrich Wastian: Ungarns Tausendjährung in deutschem Lichte. Festschrift. München, J. F. Lehmann 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 24. Juli Nummer 170.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber das Wesen der Kathodenstrahlen und der Röntgenstrahlen. Von Prof. L. Zehnder. — Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber das Wesen der Kathodenstrahlen und der Röntgenstrahlen.

Von Prof. L. Zehnder.

(Nach einem Vortrage, gehalten in der naturf. Gesellschaft Freiburg i. B. am 8. Juli 1896.)

Um über die Kathodenstrahlen und die Röntgenstrahlen, über das Wesen derselben sprechen zu können, muß ich aus einem früheren Vortrage einiges kurz recapituliren: Wir leiten die hochgespannten elektrischen Ströme eines Inductoriums vermittels der Elektroden durch eine evacuirte Röhre, durch die positive Elektrode, die „Anode", ein und durch die negative Elektrode, die „Kathode", aus. Wird die in der Röhre befindliche Luft weiter und weiter ausgepumpt, so tritt das bei größerem Drucke noch zwischen den Elektroden sichtbare nebelartige „Glimmlicht" immer mehr, zuletzt vollständig zurück; in entsprechendem Maße werden die Röhrenwandungen selbst leuchtend, in eigenartigem Lichte, sie „phosphoresciren". Von der Kathode geht ein Agens aus, welches sich geradlinig ausbreitet, von Hindernissen im allgemeinen nicht reflectirt, sondern absorbirt wird, welches demzufolge einen deutlichen geometrisch bestimmbaren Schatten von solchen Hindernissen auf der Röhrenwand entwirft; dieses Agens nennt man „Kathodenstrahlen". Die Kathodenstrahlen sind es, welche die innere Oberfläche der Röhrenwandung zur Phosphorescenz anregen. An jeder Stelle, auf welche Kathodenstrahlen auftreffen, wird überdies zur Entstehung von Röntgenstrahlen Veranlassung gegeben, welche sich ihrerseits nach allen Richtungen, das heißt nach dem Innern der Röhre ebenso gut wie nach außen, fortpflanzen; wie es scheint, kaum abhängig von der Orientirung der die Röntgenstrahlen aussendenden Fläche.

Die Beobachtung der Kathodenstrahlen war lange Zeit erschwert, weil die Erzeugung derselben auf das Innere der evacuirten Röhren, außerdem aber auf einen bestimmten Druck beschränkt war; denn auch die dünnsten Röhrenwandungen waren für Kathodenstrahlen absolut undurchlässig, bis Hertz die Entdeckung machte, daß die Kathodenstrahlen ganz dünne Metallfolien, sogenannten Metallschaum (Goldschaum, Aluminiumschaum u. s. w.), wenn derselbe nur eine Dicke von einigen hundertstel Millimeter besitzt, zu durchdringen im stande sind. Weil aber Lenard schon lange vergeblich bemüht gewesen war, Mittel zu finden, um die Kathodenstrahlen aus den Röhren heraus in die freie Luft zu leiten, so wurde er, wie er selbst mittheilt, von Hertz aufgefordert, die evacuirte Röhre an einer Stelle mit einer sehr kleinen Oeffnung zu versehen und diese mit einer dünnen Aluminiumfolie wieder luftdicht zu verschließen. Durch dieses „Fensterchen" ließen sich aber in der That Kathodenstrahlen aus der Röhre heraus in die freie Luft und in das äußerste Vacuum leiten. Es gelang Lenard, mit solchen Röhren sehr schöne Experimentaluntersuchungen über die Kathodenstrahlen auszuführen. Er bewies, daß die von ihm beobachteten Erscheinungen wirklich Kathodenstrahlen seien. Er fand neue Eigenschaften der Kathodenstrahlen, welche man zuvor nicht hatte finden können.

Heute, nach Röntgens wunderbarer Entdeckung, nennen viele Physiker diese aus der Röhre herausgenommenen Kathodenstrahlen: „Lenardstrahlen", um die Analogie oder gar Identität derselben mit den Röntgenstrahlen näher zu beleuchten!

Vergleichen wir aber die wesentlicheren Eigenschaften der Kathodenstrahlen und der Röntgenstrahlen mit einander! Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen bringen phosphorescenzfähige Körper zum Leuchten; beide Strahlenarten lassen Spuren von Reflexion erkennen. Diese gemeinsamen Eigenschaften nun könnten allenfalls für eine Identität jener Strahlen namhaft gemacht werden, wenn es gleich nicht zweifelhaft erscheinen kann, daß beide Eigenschaften quantitativ und qualitativ noch große Unterschiede zeigen werden; doch liegen darüber keine Untersuchungen vor.

Sehen wir uns dagegen andere Eigenschaften näher an: Die Kathodenstrahlen gehen von ihrer Elektrode, auf welcher sie entstehen, senkrecht zur Oberfläche ab; die Röntgenstrahlen treten nach allen Richtungen diffus aus von der Fläche, auf welcher sie erzeugt werden. Die Kathodenstrahlen reißen Theilchen los von der Kathode, sogar Platinkathoden zerstäuben; bei Röntgenstrahlen treten solche Erscheinungen nicht hervor. Alle materiellen Körper (den Weltäther ausgenommen) sind trübe Medien für Kathodenstrahlen, ähnlich wie Milch für das Licht ein trübes Medium ist; für Röntgenstrahlen gibt es in diesem Sinne kein trübes Medium. Feste Körper von höchstens $^3/_{100}$ Millimeter können von Kathodenstrahlen eben noch durchdrungen werden; Röntgenstrahlen gehen durch einige Decimeter dicke Schichten von festen Körpern hindurch. Kathodenstrahlen können nur durch künstliche Vorrichtungen (vgl. Lenard) in atmosphärische Luft oder in das Vacuum hinein verpflanzt werden; Röntgenstrahlen gehen mit größter Leichtigkeit in die Atmosphäre und in das Vacuum über. Kathodenstrahlen lassen sich in einen Punkt concentriren, Röntgenstrahlen nicht; letztere bleiben stets divergent. Kathodenstrahlen stoßen sich gegenseitig ab, Röntgenstrahlen nicht.

Brechung konnte weder bei Kathodenstrahlen, noch bei Röntgenstrahlen nachgewiesen werden; allein die Verschiedenheit ist doch auch da vollständig, denn: Röntgenstrahlen gehen durch dicke Prismen ungebrochen hindurch, pflanzen sich immer geradlinig fort, während Kathodenstrahlen schon bei der Durchdringung allerdünnster Schichten auf der andern Seite diffus austreten. Die Kathodenstrahlen erhitzen alle Flächen, auf welche sie treffen, sie können Platin zum Schmelzen bringen; Röntgenstrahlen bewirken keine Tempe-

Digitized by Google

raturerhöhungen. Kathodenstrahlen sind chemisch und photographisch wirksam, von den Röntgenstrahlen ist bis dahin nur die letztere Eigenschaft bekannt. Kathodenstrahlen üben entladende Wirkungen auf elektrisirte Körper aus, Röntgenstrahlen deßgleichen; erstere bringen aber selber Ladungen zu stande, letztere nicht. Der Magnet lenkt Kathodenstrahlen ab, Röntgenstrahlen nicht. Die Dichte des zu durchdringenden Körpers spielt bei Kathodenstrahlen und bei Röntgenstrahlen eine Rolle, jedoch eine sehr verschiedene: bei Kathodenstrahlen soll fast genaue Proportionalität zwischen Dichte und Undurchlässigkeit bestehen, bei Röntgenstrahlen zum Theil fast gar nicht.

Die Röntgenstrahlen dienen dazu, die innere Structur von Körpern, die Echtheit von werthvollen Gegenständen, wie Perlen, Edelsteinen u. s. w. zu untersuchen; sie sind geradezu berufen, den Medicinern eines der wichtigsten Mittel zum Diagnosticiren an die Hand zu geben; sie werden Hülfsmittel der Zoologen und der Botaniker werden; sie durchdringen hunderte von lichtempfindlichen Papieren auf einmal und erzeugen gleichzeitig ebenso viele Bilder, so daß das Copiren erspart wird; bei den Kathodenstrahlen ist von allen derartigen Wirkungen nichts bekannt.

Andere Erscheinungen der Optik, wie Polarisation, Interferenz, Doppelbrechung sind weder für Kathodenstrahlen noch für Röntgenstrahlen mit Sicherheit nachgewiesen und verfolgt worden; es lassen sich somit aus solchen Erscheinungen, wenn sie nicht zuverlässige Bestätigungen erfahren, keine weiteren Schlüsse ziehen.

Nach der Gegenüberstellung ihrer Eigenschaften wollen wir nun die Frage nach dem Wesen dieser beiden Strahlenarten aufnehmen. Lenard kam zu dem Schluß, die Kathodenstrahlen seien „Vorgänge im Aether", und bald wurden die Kathodenstrahlen ganz direct als kurzwelliges Licht, das heißt als ultra-ultraviolette Lichtstrahlen, bezeichnet. Röntgen hat die Vermuthung ausgesprochen, die von ihm entdeckten X-Strahlen könnten longitudinale Lichtwellen sein (das gewöhnliche Licht ist bekanntlich eine „transversale" Wellenbewegung, bei welcher die Schwingungen senkrecht zur Fortpflanzungsrichtung stattfinden, während dieselben bei „longitudinalen" Wellen in der Fortpflanzungsrichtung selber vor sich gehen müßten); aber bald trat ein Physiker nach dem andern mit der Ansicht hervor, die Röntgenstrahlen seien auch kurzwelliges, auch ultra-ultraviolettes Licht, vielleicht von noch kleinerer Wellenlänge als die Kathodenstrahlen. Darnach wären Röntgenstrahlen nichts anderes als eine bestimmte Art von Kathodenstrahlen! Und kaum hatte ein Urheber einer Lichttheorie gezeigt, daß nach seiner Theorie Wellen von unendlich kleiner Wellenlänge die von Röntgen beobachteten Erscheinungen wirklich haben könnten, so traten andere mit ihren Lichttheorien denselben Beweis an! Damit lösen sich alle Fragen nach dem Wesen der Kathodenstrahlen, der Lenardstrahlen, der Röntgenstrahlen; sie alle sind ganz einfach Lichtstrahlen von verschiedener, alle aber von sehr kleiner Wellenlänge.

Nun wollen wir aber die allgemeinere Frage aufwerfen: Was für verschiedene Arten von Wellenbewegungen gibt es im Aether? Die Antwort ist folgende: Die Wechselströme von Dynamomaschinen, die Telephonströme (insbesondere wenn sie Tönen entsprechen), die oscillirenden Entladungen von Leydener Flaschen, die Hertz'schen Strahlen elektrischer Kraft sind Aetherwellenbewegungen von zum Theil sehr großer Wellenlänge (welche Hunderttausende von Kilometern, bezw. wenige Centimeter betragen kann). Strahlende Wärme ist eine Aetherwellenbewegung von kleiner Wellenlänge (etwa $^1/_{500}$ bis $^1/_{3000}$ Millimeter). Licht ist eine Aetherwellenbewegung von noch kleinerer Wellenlänge (etwa $^1/_{1300}$ bis $^1/_{2000}$ Millimeter). Das ultraviolette Licht, welches chemische Wirkungen hervorbringt, Phosphorescenz erzeugt u. dgl., aber von unserm Auge direct nicht wahrgenommen wird, ist eine Aetherwellenbewegung, deren Wellenlängen wiederum kleiner als diejenigen des sichtbaren Lichtes sind (etwa $^1/_{2000}$ bis $^1/_{3300}$ Millimeter). Kathodenstrahlen sollen Aetherwellenbewegungen sein, von kleinerer Wellenlänge als das ultraviolette Licht. Röntgenstrahlen sollen Aetherwellenbewegungen sein von den allerkleinsten Wellenlängen. Ueberall hätten wir vollständig analoge Aetherwellenbewegungen, nur die absoluten Werthe der Wellenlängen würden verschieden sein müssen.

Die ungeheuren Verschiedenheiten der Erscheinungen, welche bei allen diesen einzelnen Wellenbewegungen beobachtet worden sind, scheinen solche Anschauungen nicht umstoßen zu können. Ich habe solche Verschiedenheiten oben nur für Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen hervorgehoben; weit größere Verschiedenheiten treten zwischen anderen jener Wellenbewegungen zu Tage. Daß bei den Kathodenstrahlen und bei den Röntgenstrahlen Erscheinungen, welche man für Wellenbewegungen als typisch bezeichnet: die Brechung, die Interferenz, die Polarisation, nicht gefunden worden sind, wird gar nicht beachtet. Und wenn noch hundert Entdeckungen neuer Strahlenarten gemacht werden sollten, sie alle würden unbedenklich in die Reihe der Aetherwellenbewegungen eingefügt, nur immer wieder mit anderer Wellenlänge! Wie viel Platz ist aber noch vorhanden für Wellenlängen von $^1/_{2000}$ Millimeter an bis zu den unendlich kleinen Wellenlängen?!

Diese Erklärung indeß für alle beobachteten und oben namhaft gemachten Strahlenarten vermag wenigstens mein Causalitätsbedürfniß nicht zu befriedigen! Freilich führt diese vereinfachte theoretische Vorstellung der Naturerscheinungen zu ungeheuer bequemen Operationen! Die elektrodynamische Wellenbewegung ist Licht, strahlende Wärme ist Licht, Kathodenstrahlen sind Licht, Röntgenstrahlen sind Licht, und die Lichtwellenbewegungen sind ja der Theorie so geläufig, es ist so einfach, mit ihnen zu rechnen! Die Natur aber, wird sie sich um die von einer Theorie gewünschte Einfachheit kümmern? Sie darf nur solche Bewegungen hervorbringen, welche jener Theorie passen, welche einfach genug zu behandeln sind!

Es ruft diese Forderung vieler Theoretiker, diese vereinfachte und bequem gemachte Naturanschauung eine Persiflage in meine Erinnerung zurück, welche in meinen Studentenjahren herumgeboten worden ist: „die Erschaffung der Mathematik". Ein Vers behandelt den Sündenfall etwa in folgender Weise: Und die Schlange sprach zu Eva: „Sollt ihr denn die Gleichungen nicht dividiren durch Null? Dividire doch durch die Null! Siehst du nicht, daß dadurch die Gleichungen viel einfacher werden?" Und Eva dividirte durch Null und sie sahe, daß durch Null gut zu dividiren wäre! Und der Schlußvers behandelt die Vertreibung aus dem mathematischen Paradiese und schließt mit der Strafe: „Du sollst nichts glauben, bis du es bewiesen hast!"

Und so geht es mir! Leider muß ich gestehen, auch wenn ich mich damit in Gegensatz zur Mehrzahl aller Physiker stellen sollte: Ich kann es nicht glauben, daß jene physikalischen Vorgänge, so total verschieden in den meisten ihrer wesentlichen Eigenschaften, alle analoge und regelmäßige Wellenbewegungen des Aethers seien, daß sie sich nur durch die verschiedene Wellenlänge von einander unterscheiden! Man denke an den grundverschiedenen Einfluß des Magneten auf elektrodynamische Wellenbewegungen, auf Lichtstrahlen, auf Kathodenstrahlen, auf Röntgenstrahlen! Fragt man nach dem Wesen der Kathodenstrahlen, welche sich doch als rein elektrischer Vorgang zu offenbaren scheinen, so heißt es, dieselben seien Lichtwellen. Fragt man nach dem Wesen der Lichtwellen, so gibt die Maxwell'sche Theorie

Digitized by Google

die Antwort: dieselben werden durch elektrische und magnetische Schwingungen gebildet! Sieht das nicht einem circulus vitiosus ungemein ähnlich?

Glücklicherweise gibt es aber noch manche Physiker, welche nicht an die vollkommene Analogie aller jener namhaft gemachten physikalischen Vorgänge glauben wollen; unter ihnen ist der berühmteste Physiker der Gegenwart, Sir William Thomson, jetzt Lord Kelvin, welcher, nach seinen bisherigen Aeußerungen zu schließen, die Röntgenstrahlen nicht für jene einfache Wellenbewegung hält; unter ihnen ist ferner eine Anzahl von Physikern, welche glauben, die Kathodenstrahlen würden durch die von der Kathode fortgeschleuderten Metalltheilchen gebildet. Denn solche Theilchen schlagen sich nachgewiesenermaßen auf den Röhrenwandungen nieder, nach einigen Beobachtern übertragen sie wirkliche elektrische Ladungen auf die Körper, welche von ihnen getroffen werden.

Diesen letzteren einfacheren Vorstellungen kann ich zwar nicht ganz beipflichten, allein meine Vorstellung kommt denselben doch sehr nahe, wie ich schon in einem früheren Vortrage auseinandergesetzt habe.

Nach meiner Ansicht kommen die Entladungen in Gasen zu stande durch zwischen den Elektroden hin- und hergeworfene kleinste Theilchen, seien es Atome oder Moleküle, seien es Aggregate von solchen, alle geladen mit der Elektricität derjenigen Elektrode, von welcher sie weggetrieben werden. Diese Theilchen gehen im allgemeinen nicht alle von Elektrode zu Elektrode, vielmehr werden die in entgegengesetzten Richtungen fliegenden Theilchen entgegengesetzte elektrische Ladungen besitzen, sich also anziehen, auf einander stoßen und ihre elektrischen Ladungen ausgleichen. Bei nicht zu starker Gasverdünnung sind großentheils die Gastheilchen die Entlader, bezw. Transportmittel für die Elektricität. Je geringer aber der Gasdruck wird, um so stärker erhitzt sich die Kathode, unter Umständen bis zur Glühhitze. Die Folge des Stromdurchgangs durch eine solche momentan bis zum Glühen erhitzte Kathodenoberfläche ist ein Losreißen von Metalltheilchen von derselben, und nun nehmen die Metalltheilchen Antheil am Elektricitätstransport; um so ausschließlicher vermitteln sie diesen, je geringer der Luftdruck in der Röhre gemacht worden ist. Auch diese Metalltheilchen werden aber nicht nur fortgeschleudert, vielmehr fliegen sie hin und her, während der ganzen Entladungsdauer, lagern sich erst dann — auf Elektroden oder Röhrenwandungen — ab, wenn die betreffende Entladung beendigt ist. Diese Metalltheilchen sind es, welche die Kathodenstrahlen bilden. Sie vermehren den Gasdruck nicht merklich, weil sie sich condensiren, sobald die Entladung, welche selber von äußerst kurzer Dauer ist, aufgehört hat. Sie erhitzen die inneren Oberflächen der Röhrenwandungen und machen dadurch das sonst isolirende Glas leitend!

Mit diesen Anschauungen werden sich alle Erscheinungen der elektrischen Entladungen in gasverdünnten Räumen, wie mir scheint, am ungezwungensten erklären lassen. Was speciell die Hertz'sche Entdeckung anbetrifft, welche Lenard bei seinen Versuchen benutzt hat, „daß Kathodenstrahlen durch dünnste Metallfolien, durch Metallschaum u. dergl. hindurchtreten können", so muß ich diese für eine „ungenau beobachtete Thatsache" halten! Denn dünner Metallschaum nimmt unter dem Einfluß der auftreffenden erhitzenden Kathodenstrahlen bei jeder Entladung vorübergehend Glühtemperatur an und läßt in diesem Zustande, wie eine Flamme, die Elektricitäten leicht austreten, welche die Ladung der gegenüberstehenden Kathode durch Influenz geschieden hat. Bei Lenards Versuchen ist überdies sein „Fensterchen", durch welches die Kathodenstrahlen hindurchtreten sollen, mit der Anode verbunden, wird also wegen der Schwingungen des Inductoriums abwechslungsweise Anode und Kathode, so daß von diesem „Fensterchen" diffus austretende Kathodenstrahlen keine auffällige Erscheinung sind.

Die Röntgenstrahlen halte ich nicht für Lichtstrahlen und auch nicht für Kathodenstrahlen. Bedenken wir nämlich, wie ungemein stark die von Kathodenstrahlen getroffenen Körperoberflächen während der äußerst kurzen Zeit eines Entladungsfunkens erhitzt werden müssen, wenn dicke Glaswandungen und sogar Platinbleche leicht von ihren Oberflächen aus durch jene Strahlen zum Schmelzen gebracht werden, und stellen wir uns den dadurch bewirkten mechanischen Effect vor: eine enorme plötzliche Erschütterung der Molecüle, so sehen wir ein, daß bei dieser Erschütterung der Aetherbestand an der betreffenden Stelle geändert werden muß; während der Erschütterung wird er vermindert, nach der Erschütterung wieder vermehrt werden. Der Aether fließt aber nach anderen Körpern der Umgebung sehr leicht ab, er durchdringt, wovon ich mich durch eigene Experimentalunterſuchungen überzeugt habe, dichte feste Körper fast unglaublich leicht. Solche Aetherströmungen, bei jeder Entladung plötzlich entstehende Ströme hin- und herzuckenden Aethers, könnten, wie mir scheint, ganz wohl die Röntgenstrahlen sein und ihre Eigenschaften besitzen: Sie durchdringen, als Aetherströme, alle Körper sehr leicht; sie zeigen keine Brechung, sondern pflanzen sich stets geradlinig fort, weil sie keine Wellenbewegungen, vielmehr nur Zuckungen sind; sie besitzen die Möglichkeit, Phosphorescenz zu erregen, chemische Wirkungen auszuüben, oder doch wenigstens photographische Bilder hervorzurufen, auch elektrisirte Körper zu entladen, wegen der Plötzlichkeit ihres Auftretens, wegen der durch sie auf andere Körper übertragenen Erschütterungen.

Diese Hypothese über das Wesen der Röntgenstrahlen ist mir, wenigstens so lange nicht ganz neue, derselben widersprechende Eigenschaften gefunden werden, viel wahrscheinlicher, als die Erklärung jener X-Strahlen als Lichtstrahlen. Denn jede Naturerscheinung durch mechanische Vorgänge zu erklären, ist doch unser letztes Ziel, unser Ideal, wie die großen Physiker, insbesondere unser Helmholtz, fortwährend betonten!

Was aber einen Prioritätsstreit anbetrifft, welcher gegen Röntgen erhoben werden wollte, so kann ich zu diesem Streite nur sagen, was ich schon in früheren Vorträgen angedeutet habe: Jeder Beobachter, welcher Kathodenstrahlen in evacuirten Röhren erzeugte, hatte auch die Röntgenstrahlen! Was konnte ihm dies nützen, wenn er dieselben nicht sah? So groß auch Lenards Verdienst um die Kathodenstrahlen ist, ein Verdienst, die Röntgenstrahlen entdeckt zu haben, kann ihm nicht zugesprochen werden, weil er dieselben nicht als etwas Neues erkannte! Vielmehr nahm er sämmtliche beobachteten Erscheinungen, welche zum Theil schon den Röntgenstrahlen zuzuschreiben sind, für die Kathodenstrahlen in Anspruch, als welche er seine Strahlen stets ausdrücklich bezeichnete.

Wenige Monate nach Röntgens Entdeckung finden wir in einer monatlich erscheinenden Zeitschrift bereits 200 Referate über physikalische Publicationen betreffend die Röntgenstrahlen! Warum stürzen sich ein paar hundert Physiker sofort auf diese neu entdeckten Röntgenstrahlen, während vorher trotz Lenards schöner Arbeiten die wenigsten unter ihnen an Kathodenstrahlen etwas zu untersuchen für nöthig gehalten hatten? Warum wird jede, auch die kleinste Beobachtung in diesem Gebiete, wenn man sie noch nicht für bekannt hält, in alle Zeitungen lancirt? Warum sogar Kabeldepeschen, daß die Fluorescenz durch Röntgenstrahlen an anderen — im übrigen bereits als fluorescirend bekannten — Substanzen beobachtet worden sei? Warum

dieses Drängen und Jagen, wenn es sich nicht um etwas Neues, um etwas Wichtiges handelte? Jeder Beobachter sucht etwas Neues, auch wenn er es sich selber nicht eingestehen will! Sollten es ausländische Physiker sein, welche zuerst die Röntgen'schen Beweise der Neuheit der X-Strahlen anerkennen, dieselben bestätigen??

Röntgens Verdienst kann nicht geschmälert werden! In der That waren seine Versuche von Anfang an so fein und sorgfältig ausgedacht und ausgeführt, schon zur Zeit seiner ersten Mittheilung, daß die zahlreichen Physiker, welche sich sofort auf das neue Gebiet geworfen haben, fast gar keine Verbesserungen, die nicht Röntgen inzwischen auch gefunden hat, und jedenfalls nichts wesentlich Neues zu finden im stande waren!

Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches.[1])

Den beiden ersten Lieferungen dieses großen Werkes, die wir im vorigen Jahr in diesen Blättern (Nr. 136 vom 15. Juni und Nr. 212 vom 14. September) besprochen, folgt soeben die dritte mit der archäologischen Beschreibung von zwei Castellen des obergermanischen Limes: von Marköbel in der Wetterau und von Niederberg an der Mainlinie.

Weil der Limes bei Marköbel ein stumpfwinkliges Knie bildet, war dort bereits von dem umsichtigen Oberstlieutenant Schmid, sowie von A. Duncker ein Castell und dessen Lage später von Oberst v. Cohausen, Architekt v. Nößler und dem dermaligen Streckencommissar Prof. G. Wolff auf grund des Fundes von Gefäßscherben und Mauerzügen vermeintlich in den Gewannen „Kleine" und „Große Burg" im Westen des Ortes und 1000 m Entfernung vom Limes angenommen worden. Danach hat Oberst v. Cohausen es auch in seinem Werke über den Grenzwall eingezeichnet. Indessen ergaben die im Jahr 1884 im Auftrage des Hanauer Geschichtsvereins von Prof. Wolff vorgenommenen Ausgrabungen, daß diese Annahme irrig sei, das Castell erheblich weiter östlich, theils in der westlichen Hälfte des Dorfes, theils in den Gärten zwischen diesem und der „Großen Burg", demnach nur 380 m vom Limes entfernt liege und die irreleitenden Mauern den Ueberbleibseln der bürgerlichen Niederlassung angehörten. Die von 1892 ab im Namen der Reichslimescommission von Prof. Wolff ausgeführten weiteren Untersuchungen bestätigten dieses Ergebniß und ermöglichten die Feststellung wichtiger Einzelheiten, wiewohl die Arbeiten durch die Situation der Castellecke unter den Gebäuden des Ortes und unter den Pflanzungen der Gärten bedeutend erschwert waren und nur in Fragmenten durchgeführt werden konnten. Dessenungeachtet gelang es dem vortrefflichen Streckencommissar, dessen Leistungen ja überhaupt eines besonderen Lobes nicht bedürfen, so viel wünschenswerthe Details festzustellen, daß danach das Castell genau reconstruirt werden kann.

Es ist ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken; die Länge stellt sich innen gemessen auf 195 m, außen auf 197.8 m, die Breite im Innern auf 162 m, im Aeußern auf 164.5 m. Von den Thoren konnte nur die porta principalis sinistra (diese mit 70 m Abstand von der Stirnseite) und die porta decumana aufgegraben werden. Beide waren durch innenwärts vorspringende, rechteckige Thürme gedeckt und geben Raum für einen einfachen Thorweg. Eine auffallende Erscheinung zeigen an der porta decumana die nach dem Castellinnern gerichteten Thurmmauern, indem sie sich beide gleichmäßig um 0.3 m verschmälern, während die den Thorweg einfassenden Mauern wieder um ebenso viel vorspringen; sehr interessant ist ferner die Auffindung eines Canales unter dem Thorweg, dessen eine Mauer sich dicht an die des Nordthurmes anlehnte. Den Umständen nach mußte er aus einer ziemlich weiten Entfernung Quellwasser zuführen und gleichzeitigen Ursprungs mit dem Castell sein. In Bezug auf Wehrbauten an den Eckabrundungen konnte nur die Nordwestecke untersucht werden; hier fanden sich an der Stelle eines Thurmes die Reste eines trapezoiden Unterbaues mit geringen Ausmaßen, der bloß eine pfeilerartige Mauerverstärkung mit Plattform zur Aufstellung nicht allzu großer Geschütze gebildet haben kann. Die Frage nach dem Vorhandensein von Zwischenthürmen an den Castellfronten blieb unentschieden, doch glaubt der Streckencommissar auf grund der Spuren von pfeilerartigen Anbauten, daß über letzteren hölzerne Wachthäuschen sich erhoben. An der Nordseite wurde ein Schnitt durch den Doppelgraben gemacht, wobei sich eine Berme von 1 m Breite, ein innerer Graben von 9 m Breite und ein äußerer von 11 m Breite bei 2 m Tiefe ergab; bei dem Schnitt durch den ersten Graben vor der porta decumana wurde eine Berme von 0.5 m Breite, eine Grabenbreite von 7.5 m und eine Grabentiefe von 2 m constatirt.

Im Castellinnern wurde die via principalis 1.14 m tief unter römischem Bauschutt gefunden, der Straßenkorper besteht aus einer 0.4 m dicken Packlage von Basaltsteinen und einer 0.16 m dicken Kiesschicht. Das Prätorium steht an der üblichen Stelle im Centrum des Castells; aufgedeckt konnte nur ein kleiner Theil seiner hinteren Räume (4) werden. Der interessanteste darunter ist als das sacellum zu betrachten; er enthielt ein kleines, rechteckiges, unterirdisches Gelaß mit Boden und Wänden aus Sandsteinplatten (Archiv oder Schatzkammer), auf der Bodenplatte sind Zahl und Beinamen der 22. Legion (XXII PRPF, primigenia pia fidelis) mit dem Spitzhammer eingeritzt. An die Nordseite des Prätoriums stieß eine Säulenhalle an, zwischen deren Säulen sich die Sockel von Votivdenkmälern fanden, und seine Nordwestecke nahm ein Heizraum ein. — Ferner wurden im Castellinnern noch zwei Gebäude entdeckt, darunter in der Südhälfte der Prätentura ein Hypolaustenbau, der zu den stehenden Einrichtungen der Castelle zu gehören scheint, weil er auch anderwärts an der nämlichen Stelle nachgewiesen ist.

Der Thon, aus welchem die in Marköbel gefertigten Ziegel gebrannt sind, ist außerhalb des Pfahlgrabens, wenn auch diesem sehr nahe, gegraben worden. Da auch die im Castell gefundenen rothen Sandsteine aus der Gegend von Büdingen oder Gelnhausen stammen und da eine ebenfalls entdeckte Röhrenleitung Quellwasser vom Steinkopfberge jenseit des Pfahlgrabens den zwischen dem Castell und dem Grenzwall liegenden Gebäuden zuführte, so sieht der Verfasser in diesen Thatsachen neue Belege für die auch sonst mehrfach gemachte Beobachtung, daß die Römer nach der Herstellung des definitiven Grenzabschlusses das Gebiet jenseit des Pfahlgrabens zwar nicht besiedelten, aber doch eine gewisse Zone desselben zu benutzen kein Bedenken trugen.

Von den Gebäulichkeiten des Lagerdorfes (der canabae) wurden auf der rechten Flanke des Castells in der westlichen Hälfte vier in einer Flucht liegende Keller gefunden, wobei sich ergab, daß das heutige Tränkgäßchen genau einem römischen Wege entspricht und von der porta principalis dextra weg eine Straße dem Graben entlang rückwärts zu der nach dem Rhein ziehenden Heerstraße führte.

---

[1]) Im Auftrage der Reichs-Limescommission herausgegeben von dem militärischen und dem archäologischen Dirigenten O. v. Sarwey, Generallieutenant z. D., und F. Hettner, Museumsdirector. Lfsg. III enthält: Aus Band II, Abtheilung B, Nr. 21 Castell Marköbel; aus Band III, Abtheilung B, Nr. 34 Castell Niederberg. Heidelberg, Verlag von Otto Petters.

Digitized by Google

Eben dahin leitet auch ein Weg von der porta decumana. Diese beiden Straßen vereinigen sich dann in einer Richtung, die noch heute durch ein Stück der Windecker Landstraße innegehalten wird. Unweit davon liegt ein 1884 ausgegrabenes großes Magazingebäude. In dieser Gegend bis hinüber zu der von der porta decumana geradlinig nach Friedberg führenden Straße muß sich der Hauptheil der bürgerlichen Niederlassung ausgedehnt haben, weiter nördlich auf der wenig geschützten Hochfläche scheinen dagegen nur vereinzelte Gebäude zu stehen, darunter ein Brennofen und ein Tempel. Im südwestlichen Theil der Großen Burg dürfte das Gräberfeld gelegen haben und etwa 50 m südlich vor der porta decumana das charakteristische, als villa oder Bad bezeichnete große Gebäude.

Eine besondere Beachtung verdient die sogenannte „hohe Straße", ein seit dem frühen Mittelalter urkundlicher Verkehrsweg, der von der römischen Niederlassung Heddernheim her über Marköbel in den Vogelsberg verläuft und von jeher als Römerstraße gilt. Im Thale des Krebsbaches trifft sie vor der Front des Castells mit der Verlängerung der Längenachse des letzteren zusammen an einem Punkt, an welchem sich auch zwei moderne zum Ostthor von Marköbel führende Wege vereinigen und die von den Castellen Altenstadt und Rückingen kommenden Pfahlgrabenabschnitte im stumpfen Winkel aufeinanderstoßen. Der Zug des Pfahlgrabens wurde hier festgestellt, ebenso das „Gräbchen" vor ihm und die Fundamente von je dem ersten Wachthause nördlich und südlich vom Castell. Die „hohe Straße" bildete aber schon in vorrömischer Zeit einen vielbenutzten Verkehrsweg, an welchem später das Castell angelegt wurde. Daß der Platz schon in jener Zeit eine besondere Bedeutung hatte, dafür spricht der aus dem Keltischen (cavilla) stammende Name, der in der aus dem Jahr 839 überlieferten ältesten Form cavilla, im 12. und in den folgenden Jahrhunderten chevela, kebile, kebele lautet und durch den Zusatz Markt (forum) vom benachbarten Orte Bruchköbel unterschieden wurde, da der Ort einen seit alten Zeiten bestehenden, jedoch schon 1220 durch Kaiser Friedrich II. nach Gelnhausen verlegten Markt besaß.

Von den Ortsstraßen fällt die „Mittelgasse" nebst dem sich an die Nordseite der porta praetoria anlehnenden Rathhause zusammen mit der äußeren Flucht der Stirnfront des Castells, die „Obergasse" mit der inneren Flucht der Südflanke, die südliche Hälfte der Westfront der mittelalterlichen Dorfbefestigung mit der via principalis. Im Hinblick auf die Uebereinstimmung der heutigen Straßenfluchten und Grundstücksgrenzen mit den Raumdispositionen der Römerplätze, auf das Vorkommen spätrömischer Kupfermünzen u. dgl., auf die Erscheinung, daß die Frankenkönige in Marköbel wie in anderen römischen Ansiedlungen am Main und in der Wetterau bereits eigene Güter hatten und daß diese Orte in der Zeit ihres ersten urkundlich beglaubigten Auftretens in engster Beziehung zum fränkischen, bezw. deutschen, Königthum stehen, hebt der Streckencommissar die Thatsache hervor, daß gerade an diesen Orten ein weitgehender Zusammenhang zwischen römischen und germanischen Verhältnissen besteht.

Wie bei der fast vollständigen Zerstörung aller Baulichkeiten nicht anders zu erwarten war, sind die Funde nicht bedeutend: 8 Münzen von Nero bis Alexander Severus, eine 0.98 m hohe Bronzestatuette eines Merkur, Werkzeuge, zwei Hufeisen, der Schlammkasten einer Wasserleitung mit eingesteckter Leitungsröhre, zwei Geschützkugeln aus Basalt, Gefäß- und Ziegelfragmente mit verschiedenen Stempeln (auf letzteren solche der 22. Legion) sind die wichtigsten. —

Bei dem Castell zu Niedernberg, einem stattlichen Dorf am linken Hochgestade des Mains, 7 Kilometer südwärts von Aschaffenburg, treffen manche Verhältnisse ähnlich zu wie bei dem Castell zu Marköbel. Sein Vorhandensein war theoretisch durch Steiner aus dem Ortsnamen, der bei dem Mangel einer ritterlichen Burg ebenso wie im nahen Oberburg nur auf ein römisches Castell hinweisen könne, abgeleitet und von v. Cohausen durch den Namen und den Abstand vom Castell Oberburg (und Stockstadt, ist beizufügen) legitimirt worden. Später stellte der durch seine glücklichen Forschungen an der Main- und Mümlinglinie sich auszeichnende Kreisrichter a. D. Conrady die wirkliche Existenz desselben fest, indem er in den Jahren 1883—1885 zahlreiche Spuren einer ausgedehnten bürgerlichen Niederlassung im Dorfbering und südwärts desselben, namentlich das sogen. Badegebäude im südöstlichen Winkel des Dorfes entdeckte, wo von altersher der Name „Römergäßchen", „Römerecke", „Im Römer" haftete; das Castell fand er jedoch erst bei den 1894 von ihm als Streckencommissar vorgenommenen Ausgrabungen. Indessen legten auch hier die Ueberbauung und die hochgradige Zerstörung die größten Schwierigkeiten in den Weg, ungeachtet die Einwohnerschaft durch das uneigennützigste und freundlichste Entgegenkommen die Arbeiten förderte.

Das Castell bildet ein nicht ganz regelmäßiges, der Quadratform sich näherndes Viereck mit abgerundeten Ecken und einer Breite von 135 m an der Front, 144.5 m an der Decumanseite bei einer ursprünglichen Länge von 155.7 m, die später auf 152.5 m reducirt worden zu sein scheint. Die dem Main zugewendete Front liegt wenig außerhalb des Ueberschwemmungsgebietes, 70 m vom Flusse entfernt und parallel zu demselben, woraus geschlossen werden darf, daß das Strombett zu römischer Zeit keine wesentliche Aenderung erlitten hat. Das Castell erstreckt sich unter dem südlichen Theil des Dorfes, dessen Gestaltung augenscheinlich durch den Römerbau beeinflußt worden ist, da die „Hauptgasse" mit der via principalis, die „Kirch-" und „Schulgasse" mit der via praetoria und der via decumana im wesentlichen zusammenfallen. Das Mauerwerk der Umfassung war sehr sauber aus exact zugerichteten Sandsteinen vom oberen Main aufgeführt und ruhte auf einem Sockelgesims, unter dem eine bündig in Mörtel gelegte Fundamentmauerschicht und hierunter eine um 0.30—0.35 m vorspringende Trockenschicht aus schräggestellten Bruchsteinen saß. Auffallend ist die geringe Stärke der Umfassungsmauer: 1—1.1 m.

In der südöstlichen und nordwestlichen Eckabrundung wurden die Reste von Thürmen gefunden; über das Vorhandensein von Zwischenthürmen konnte keine Sicherheit gewonnen werden; dagegen stieß man an der Südhälfte der Frontseite auf einen Mauerstumpf, der vermuthlich zu einer Geschützplattform gehörte. Hinsichtlich der Thore ergab sich so viel, daß die porta praetoria und die porta decumana Doppelthore waren. Der Wallgang (Bankett) wurde in einer Breite von 6 m, die Wallstraße in einer solchen von 5.5 m ermittelt. Wo der Graben angeschnitten wurde, ließ sich eine Berme von 0.5 oder 0.6 bis 0.7 m Breite, eine Grabenbreite von 9.5 und eine Tiefe von 2.5 m erkennen; der Graben war einfach. Am Prätorium war nur die Rückseite der Untersuchung zugänglich; sie hatte eine Breite von 43.5 m und die ganze Länge ohne die Exercierhalle kann auf 40 m geschätzt werden. Es wurden hier 8 in einer Flucht liegende Räume festgestellt, darunter das mit einer Apsis nach außen vorspringende sacellum, unter dem sich, wie in Butzbach und Marköbel, ein unterirdischer Aufbewahrungsraum befindet. Für die Nachforschungen nach weiteren Gebäulichkeiten im Castellinnern, soweit die moderne Ueberbauung dies überhaupt gestattet, boten sich keine Anhaltspunkte; nur zufällig stieß man auf zwei Feuerstellen, bestehend aus je einer großen in den Boden eingelassenen Leistenziegelplatte mit Sandsteinkranz.

Digitized by Google

Ein großer Theil des unweit des Mains, 35 m vor der südöstlichen Eckabrundung des Castells liegenden stattlichen Badegebäudes konnte wegen der Ueberbauung oder Ueberpflanzung mit Obstbäumen nicht bloßgelegt werden; aufgedeckt wurden sieben, davon fünf in einer Flucht (42.4 m lang) liegende Räume, deren südlichster ein großes praefurnium zur Feuerung eines anstoßenden großen, mit Apsiden nach beiden Außenseiten ausladenden Gelasses enthielt. In letzterem, sowie in einem anstoßenden und in zwei weiteren, vom Nordgemach westlich liegenden Räumen wurden Hypokaustenpfeiler gefunden, dagegen konnte keines der Gelasse als Kaltwasserbassin angesehen werden.

Eine recht interessante Anlage befindet sich nach der übereinstimmenden Angabe vieler Ortseinwohner auf gleicher Höhe mit dem Präfurniumsraum in dem nur wenige Schritte entfernten, hier zum Durchwaten seichten Main, nämlich ein geräumiges, tiefes Becken, das Ibenloch genannt, welches seit Menschengedenken der Jugend als Badeplatz dient. Nach allgemeiner Ansicht ist es künstlich hergestellt, der Boden mit Steinplatten belegt oder der Felsengrund geglättet; breite, jetzt zugeflößte Sandsteinstufen führen zu ihm hinab, so daß es wohl etwas anderes sein wird, als das Schachtloch einer Wasserhebemaschine zur Speisung der Bäder, wie man auch vermuthet hat.

An Stelle der einstigen den Limes begleitenden Heerstraße ist die „Alte Straße" getreten, welche an der Decumanseite des Castells schräg im mittleren Abstand von 350 m vorüberzieht. Der Friedhof wurde noch nicht entdeckt.

Die Einzelfunde sind nicht bedeutend, die gefundenen acht Münzen reichen von Vespasian bis Alexander Severus. Die gestempelten Ziegel, welche sämmtlich im Badegebäude erhoben worden sind, gehören der 22. Legion oder der cohors quarta Vindelicorum an, welch letztere das Material zu Bauten an einer ganzen Reihe von Plätzen in Obergermanien geliefert oder dort selbst gebaut hat. Bekanntlich hat man Ziegel mit ihrem Stempel und mit jenem der legio VIII. Augusta auch in dem sogen. „Römerbad" Sulzbrunn bei Kempten gefunden, wohin sie jedoch durch die früheren Eigenthümer des Bades, Frankfurter Herren, verschleppt worden sind, um dort bei der Taufe des Bades Pathenstelle zu vertreten.

Das vorliegende Heft reiht sich seinen trefflichen Vorgängern würdig an, namentlich ist auch die sehr instructive Ausstattung mit Plänen und Abbildungen — 3 Tafeln zu Marköbel und 2 zu Niedernberg, sowie mehrere Abbildungen im Text — und der vorzügliche Druck rühmend anzuerkennen. Im Interesse des Publicums und der localen Verbreitung sei ferner nochmals darauf hingewiesen, daß jede Castellbeschreibung auch einzeln in Sonderabdruck zu entsprechendem Preise zu haben ist.

Hugo Arnold.

Mittheilungen und Nachrichten.

f. Beiträge zur Frage der Schießausbildung der Infanterie unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bedingungen zum Schulschießen. Von W. H. v. Mach, Hauptmann. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung 1896. — Am 6. Juli 1895 erschien im „Militär-Wochenblatt" ein bereits im Frühjahr 1895 geschriebener Aufsatz desselben Verfassers, worin Verlegung des Schulschießens von den Entfernungen von 100—600 m auf 200—800 m, Ersatz der bisherigen hohen, schmalen Ziele durch niedrigere und breitere — „Querbalken-Forderungen" auf bronne Sectionsscheiben mit liegenden Schützen —, eine Schnellfeuerübung auf 400 oder 600 m, endlich Wegfall des Anschlags stehend aufgelegt befürwortet wurde. Die im Herbst 1895 im „Armee-Verordnungsblatt" erschienenen „Deckblätter zur Schießvorschrift für die Infanterie" bewegen sich der Hauptsache nach in derselben Richtung, wie die Vorschläge dieses am Anfang unsrer Schrift reproducirten Artikels. Die Bedingungen unter 200 m sind beträchtlich vermindert, die auf 200 und 300 dagegen vermehrt worden; die Strichbedingungen sind fortgefallen und Ring-Figurscheibe, sowie Sections-Figurscheibe mit höher geltendem mittleren „Querband" eingeführt, die Schnellfeuerübung ist von 150 auf 300 m verlegt, der Anschlag stehend aufgelegt auf eine Uebung bei allen Schießklassen beschränkt. Die hiemit im wesentlichen bestätigte Uebereinstimmung der Grundsätze und Ziele des Hrn. v. Mach mit denen der Militärverwaltung ist von vornherein die beste Empfehlung für die weiteren Vorschläge auf gleichem Gebiet, mit denen er in der vorliegenden Schrift an die Oeffentlichkeit tritt. He. v. Mach glaubt nämlich, über die Anforderungen der Deckblätter noch hinausgehen und eine noch höhere Vervollkommnung in der Schießausbildung anstreben zu dürfen, und stellt zu diesem Zweck eine vollständig ausgearbeitete Tafel von „idealen Zukunftsbedingungen" für die zweite Schießclasse auf, die den wichtigsten Bestandtheil des Buches ausmacht und der eingehenden Prüfung und Würdigung der leitenden Stelle, sowie auch anderer competenter Beurtheiler anheimgegeben wird. Es sollen im ganzen 19 Uebungen geschossen werden, mit 200 m beginnend bis auf 600 m, darunter zwei Uebungen mit beschränkter Zeit, die Anforderungen an Fleckschießen bis hart an die Präcisionsgrenze der Waffe herangerückt und dabei der Höhenrichtung eine weitere Bevorzugung vor der Seitenrichtung gegeben werden — dies letztere einerseits auf das „erfahrungsmäßige durchschnittliche Verhältniß der Höhenfehler zu den Seitenfehlern innerhalb 200 m etwa wie 6:4", andrerseits auf die stets zwar breiten, aber niedrigen Ziele des wirklichen Gefechts. Die Uebungen der ersten und der besonderen Schießclasse sind nicht im einzelnen ausgeführt, doch soll keine durchgängige Steigerung über die Bedingungen der zweiten Classe erfolgen. Dagegen ist eine Tafel „vorläufige" und „Versuchsbedingungen" für die zweite Classe beigegeben, die mit dem bisher zur Verfügung stehenden Munitionsquantum erledigt und bis zur endgültigen Einführung der — nöthigenfalls einzuschränkenden — Zukunftsbedingungen maßgeblich sein könnten. Eine derartige Einschränkung wird nun freilich höchst wahrscheinlich namentlich bezüglich der Ansprüche an Präcisionsschießen erfolgen müssen, denn während man übrigens den Standpunkt des Verfassers im wesentlichen billigen kann, dürfte er in dieser Hinsicht zu weit gegangen sein. Er verlangt im allgemeinen, daß das der Höhensteuerung des Infanteriegewehres entsprechende Querband wie etwa 3 von 5 Schuß innegehalten werde. Die Schwierigkeit derartiger Leistungen namentlich für erst in der Ausbildung begriffene Schützen liegt auf der Hand. Auch bedarf es nur einer mäßigen Ungunst des Windes, um sie an und für sich hintanzuhalten, wenigstens auf den nicht ganz nahen Entfernungen. — An der Besprechung des Prüfungsschießens verdient als neu besonders Beachtung die Forderung eines Abtheilungsconcarrenzschießens auf mittlere und weite Entfernungen. Der Verfasser verspricht sich davon wesentlichen Nutzen namentlich für die taktische Schulung der Führer. Freilich, wenn schon beim Einzelprüfungsschießen auf dem Scheibenstand die Verhältnisse, unter denen die einzelnen Compagnien schießen, mannichfach von einander abweichen, dürften bei derartigen Uebungen die Verschiedenheiten so groß werden, daß von einer gleichmäßigen Bewerthung nicht mehr die Rede sein kann! — Weitere Verbesserungsvorschläge beziehen sich auf das Scheibenmaterial (Einführung der sehr sachgemäßen „Dudfigueen"), die Schießauszeichnungen, Einrichtung, Behandlung und Anschießen der Gewehre, endlich das gefechtsmäßige Schießen. Der von Hrn. v. Mach beanspruchte Mehraufwand für Patronen beläuft sich auf etwa 4½ Millionen Mark jährlich. Es ist im Hinblick auf die herbeizuführende gewaltige Steigerung der Gefechtsleistung der Infanterie guter Zuversicht, an maßgebender Stelle Geneigtheit für die Bewilligung desselben zu finden. Allein die Erfahrung hat oft genug gelehrt, wie schwer jedwede Erhöhung des Militäretats bei uns zu erreichen ist, selbst wenn es sich um unabweisbare Bedürfnisse handelte. — Das durch klare Schreibweise und übersichtliche Anordnung des Stoffes ausgezeichnete Buch zeugt ebensosehr von ausgiebiger praktischer Erfahrung, wie von regstem Fortschrittseifer auf seiten des Verfassers und wird jedem für militärische Fragen interessirten Leser ein anregendes Studium bieten.

fr. Die Jubelfeier des Deutschen Reichs hat die alte, unentschiedene Streitfrage, welcher rechtliche Charakter dem Reiche zukomme, ob es Bundesstaat, ob Staatenbund sei, wieder mehr in die Oeffentlichkeit gezogen. Die Ansichten stehen sich noch so schroff gegenüber wie zu Beginn der Controverse; in absehbarer Zeit läßt

eine Einigung sich nicht erwarten. Neuerdings hat Hänel in seinem deutschen Staatsrecht ausführlich darzuthun gesucht, daß dem Reich und nur diesem Souveränetät zustehe; es sei der deutsche Staat schlechthin, die Einzelstaaten nur Einrichtungen und Organe des Reichs ohne staatlichen Charakter. Demgegenüber verharrt Seydel, der eigentliche Antipode Hänels, unentwegt auf seiner Auffassung, daß das Reich nur ein Staatenbund, die volle Souveränetät auf Seite der Einzelstaaten sei. Er hat für sich, daß er, um zu seinem Ergebniß zu kommen, keinen der überbrachten und wissenschaftlich anerkannten Begriffe umzubilden braucht, daß seine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung genau entspricht und daß endlich die verbündeten Regierungen, deren übereinstimmender Wille das Reich gegründet hat und aus deren Willen daher zu bemessen ist, was das Reich sei, mit Entschiedenheit auf seinem Standpunkt stehen. Die Zahl seiner Anhänger mehrt sich denn auch; er ist nicht mehr einsam, wie in den siebziger Jahren, wo man ihn geradezu als wissenschaftlichen Hochverräther bezeichnete. Insbesondere seine Schüler sind auf die Ausführungen, die er mit zwingender Schärfe und Folgerichtigkeit vorzutragen weiß, wohl eingeschworen. So vertritt ein kürzlich veröffentlichter Aufsatz von Dr. J. Graßmann, Rechtsrath in Augsburg, über den Reichskanzler und das preußische Staatsministerium (Sonderabdruck aus dem Archiv für öffentliches Recht, Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr) mit Nachdruck die Auffassung Seydels und bringt für deren Berechtigung mehrere zutreffende, bisher wenn auch nicht unbekannte, so doch nicht genügend gewürdigte Momente bei. Gerade aus der Stellung des Reichskanzlers, dem Umfang seiner Zuständigkeit, seiner Verantwortlichkeit gegenüber dem Reichstag werden gern Schlüsse auf die staatliche Natur des Reiches gezogen. Graßmann weist an der Entstehungsgeschichte der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen nach, daß der Reichskanzler ursprünglich (im Norddeutschen Bunde) ausgesprochen preußischer Beamter war und trotz der inconsequenten Regelung, die seine Stellung durch spätere Gesetze fand, in seinem Wesen jetzt noch preußischer Beamter ist. Hiefür spricht auch die Autorität des Fürsten Bismarck, der diesen Gedanken mehrfach, insbesondere in der Reichstagssitzung vom 14. März 1878, zu bestimmtem Ausdruck brachte. Das Bundespräsidium aber der Kaiser ist die preußische Gewalt nicht über den Bund, aber im Bunde und der Reichskanzler ist nichts, als der verfassungsmäßige Gehülfe des Bundespräsidiums. Es wird hieran nichts geändert durch die auf Antrag Bennigsens in Art. 17 der Reichsverfassung begründete Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, die ja, solange kein Organ vorgesehen ist, das die Folgen der Verantwortlichkeit ziehen könnte, nur moralische Bedeutung hat; auch nicht durch den Umfang der Zuständigkeit des Reichskanzlers, bezüglich dessen schon Fürst Bismarck festgestellt hat, daß lediglich Bequemlichkeit im Geschäft der parlamentarischen Stilistik ihn so sehr erweitert und über seine verfassungsmäßige Größe aufgebläht habe, indem dem Reichskanzler vieles als Obliegenheit zugewiesen würde, was eigentlich die Krone Preußen als Bundespräsidium angehe. Von vielem Interesse sind sodann die Ausführungen Graßmanns über den Zusammenhang zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Staatsministerium, auf deren Wiedergabe ich mich hier nicht einlassen kann. Das Ergebniß, zu dem er in Berücksichtigung der Natur der Reichsverfassung und der in dieser der Krone Preußen angewiesenen Stellung auf dem Wege juristischer Deduction gelangt, ist dasselbe, das Fürst Bismarck auf politischem Wege fand: daß der Reichskanzler nothwendig zugleich preußischer Ministerpräsident sein müsse und daß eine Trennung der beiden Aemter nicht nur zu Schwierigkeiten führe, sondern die richtige Durchführung der Reichsverfassung geradezu unmöglich mache.

-yx- **Die internationale bibliographische Conferenz.** Vom 14. bis 17. Juli tagte im Burlington House in London unter dem Vorsitze des Sir John E. Gorst, des Vicepräsidenten des Council of Education, die von der Royal Society zur Berathung der Herstellung eines vollständigen Kataloges der Literatur der exacten Wissenschaften einberufene internationale Conferenz. 23 Regierungen hatten zusammen 36 Delegirte entsendet, während die Gesellschaft durch fünf ihrer Mitglieder vertreten war. Zu Vicepräsidenten wurden General Ferrero (italienischer Botschafter in London) und die Professoren Darboux (Sorbonne, Paris), Mach (Universität Wien), Möbius (Universität Berlin) und Newcomb (Nautical Almanac Office in Washington) designirt und bestimmt, daß die Verhandlungen in deutscher, englischer und französischer Sprache geführt werden könnten. Zu Secretären für diese drei officiellen Sprachen wurden die Professoren Armstrong (London), Dyck (München) und Forel (Morges) gewählt und mit der Redaction der Protokolle betraut. Da ferner zur Geschäftsordnung beschlossen wurde, daß jeder Delegirter als solcher eine Stimme habe, wurde die früher ins Auge gefaßte Abstimmung nach Staaten in eine rein persönliche umgewandelt und die Conferenz nahm in Folge dessen lediglich den Charakter einer Versammlung von Gelehrten an. — Die sachlichen Beschlüsse der Conferenz waren im Wesen folgende: Es ist wünschenswerth, vermittelst einer internationalen Organisation einen vollständigen, sowohl nach Materien als nach den Autornamen geordneten Katalog der Literatur der exacten Wissenschaften herzustellen und zu veröffentlichen, bei welchem in erster Linie auf die Bedürfnisse wissenschaftlicher Forscher Rücksicht zu nehmen ist, damit diese leicht erfahren können, was über einen bestimmten Gegenstand erschienen sei. Dieser Katalog, welcher mit dem 1. Januar 1900 zu beginnen hätte, soll alle Originalarbeiten, gleichviel wo und wie dieselben erschienen sind, aus dem Gebiete der „mathematischen, physikalischen und der Naturwissenschaften wie (z. B.) der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, mathematischen und physikalischen Geographie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Physiologie, Allgemeinen und Experimental-Pathologie, Psychophysik und Anthropologie" und zwar in noch festzusetzenden Abgrenzungen, aber mit Ausschluß der angewandten Wissenschaften enthalten. Für die Aufnahme ist nicht nur der Titel, sondern insbesondere der Inhalt der betreffenden Arbeit maßgebend. Die Titel sind in der Originalsprache und, falls diese eine weniger gebräuchliche ist, noch in englischer Uebersetzung anzuführen. — Dieser Katalog soll unter der Leitung eines internationalen Rathes, dessen Mitglieder in später festzusetzender Weise gewählt werden, von einem in London zu errichtenden Centralbureau herausgegeben werden. Diejenigen Staaten, welche sich bereit erklären, an diesem Werke mitzuarbeiten, hätten ihrerseits dieses Bureau dadurch zu unterstützen, daß sie nach den von jenem Rathe erlassenen Regeln alle Eintragungen für die Literatur des betreffenden Landes selbst sammeln, provisorisch classificiren und dann jener Centralstelle einsenden müßten. Doch bleibt die Art, wie das Material in den einzelnen Staaten gesammelt und vorbereitet würde, der Zustimmung des Rathes unterworfen. Der Katalog hätte zunächst und zwar in möglichst rascher Weise in Zettelform zu erscheinen. Später soll nach von Zeit zu Zeit eine Ausgabe in Buchform in den einzelnen Wissenschaften entsprechenden Abtheilungen erfolgen. Bezüglich der Kosten wurde vermuthet, daß mit Rücksicht auf die geplante Organisation von Filialbureaux in den einzelnen Staaten diejenigen für das Centralbureau durch freiwillige Subscriptionen würden aufgebracht werden können und in Anbetracht dessen beschlossen, von einer Inanspruchnahme der auf der Conferenz vertretenen Regierungen abzusehen. Schließlich wurde die Royal Society ersucht, ein Comité zu bilden, um die noch nicht gelösten Fragen zu studiren und den betheiligten Regierungen darüber Bericht zu erstatten. — Dieses Comité wird sich insbesondere auch mit der Wahl des Systems für den Materienkatalog zu beschäftigen haben, da die Conferenz zu einer Entscheidung über dasselbe nicht gelangte.

F. K. **Archäologische Mittheilungen.** Aus Mykene kommt die Kunde, daß es dem hochverdienten Leiter der dort nie ganz ruhenden Ausgrabungen, Hrn. Tsundas, gelungen ist, ein neues Kuppelgrab aufzufinden, das unberührt zu sein scheint und deßhalb werthvollen Inhalt verspricht. Bisher haben die Kuppelgräber von Mykene uns nicht allzuviel gespendet: sie waren alle in alter oder neuer Zeit ausgeplündert. Schliemanns berühmte Funde stammen, wie bekannt, nicht aus diesen Kuppelbauten der mykenischen Unterstadt, sondern aus den Schachtgräbern auf der Burg. Aber an einem anderen Ort, in Vaphio in Lakonien, sind in einem gleichen Grab die herrlichsten Werke der „mykenischen" Kunst, die wundervollen Goldbecher gefunden worden. Möge Hrn. Tsundas wiederum das Glück hold sein! — Doch die Lösung der „mykenischen Frage", die seit Schliemanns epochemachenden Funden die Archäologen beschäftigt, wird auch das reichste Kuppelgrab in Mykene nicht bringen. Sie kann überhaupt nicht in Mykene gesucht werden. Die Blicke der Archäologen sind, wie die der Politiker, nach Kreta gerichtet, und mit doppelter Ungeduld erwarten wir das Ende der politischen Wirren, die die friedliche Arbeit stören. Nachdrücklich hat neuerdings der englische Archäolog Evans wieder auf Kreta's Bedeutung für die Fragen, die sich an die sogenannte mykenische Cultur knüpfen, hingewiesen, denn aus Kreta vornehmlich hat er

Digitized by Google

die Zeugnisse der „mykenischen“ und „vaemykenischen“ Schrift zusammengebracht, deren Entzifferung inzwischen, so wunderbar es auch klingen mag, einem deutschen Gelehrten gelungen sein soll. Neben Coans haben hauptsächlich italienische Forscher die Insel bereist, reich belohnt seit Jahren durch wichtige Inschriftenfunde, in neuester Zeit auch mehr um die Funde der ältesten Zeit bemüht. L. Mariani's Antichità Cretesi nehmen in dem eben erschienenen Band der von der Akademie der Lincei in Rom herausgegebenen Monumenti antichi (Band VI) den größten Raum ein und bieten reichste Belehrung. Aber noch ein zweiter Aufsatz des Bandes kommt denselben Studien zu gute: P. Orsi's Bericht über die Ausgrabung einer Nekropole der nördlich von Syrakus auf einer Halbinsel der Ostküste Siciliens gelegenen Stadt Thapsos, in der auch „mykenische“ Funde vertreten sind. Sehr alter Zeit gehören auch die Vasen aus Apulien an, die G. Patroni veröffentlicht. Aber auch die spätere Zeit geht nicht leer aus; die antiken Ueberreste von Florenz, die zu leicht der Reichthum der modernen Kunst hart ganz übersehen läßt, führt A. Milani uns vor, eine capitale römische Inschrift alter Zeit aus Trient, ein Munizipalgesetz, publiciren V. Scioloja und G. de Petra. Griechische Sculptur endlich ist vertreten durch einen Kolossalkopf Alexanders des Großen, den W. Helbig bespricht, eine Replik, wie Helbig darlegt, des bekannten Kopfes des capitolinischen Museums, in dem man Helios oder Alexander als Helios erkannt hat, aber eine Replik von weit besserer Arbeit, die nur deßhalb schwerlich das Original sein kann, weil sie eine Büste ist, während die Bewegung des Kopfes wahrscheinlich macht, daß das Original eine Statue gewesen. Die Büste, die auch durch ihren Fundort, Ptolemais in Aegypten, interessant ist, unterscheidet sich, von der Arbeit abgesehen, hauptsächlich dadurch von dem capitolinischen Kopf, daß ihren Kopf nicht die Reihe von Löchern umgibt, in denen man bei jenem andern mit Recht die Spuren des Strahlenkranzes gesehen hat. Man wird dem Herausgeber zugeben, daß diese Thatsache dafür spricht, daß hier nicht, und also auch bei dem Kopf des Capitols nicht, Helios gemeint sei, sondern wirklich doch Alexander, dessen Bildniß ja bekanntlich oft schwer zu unterscheiden ist von Götterbildern, mit denen ihm die Natur einige, die Hofkünstler größere Aehnlichkeit verliehen.

* **München.** Bei der juristischen Facultät wurden zu Honorarprofessoren ernannt die Privatdocenten Rechtsanwalt Dr. Theodor Löwenfeld und Landgerichtsrath Dr. Heinrich Harburger; zum außerordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für Encyklopädie und Methodologie des Rechts und Abhaltung exegetischer und praktischer Uebungen im römischen Civilrecht der Privatdocent Dr. Erwin Gräber.

* **Marburg.** Der kürzlich zum Professor ernannte Docent der Chemie Dr. Küster ist als Extraordinarius nach Göttingen berufen worden. Dem Privatdocenten in der theologischen Facultät Lic. Bernh. Beß (augenblicklich als Hülfsarbeiter an der Universitätsbibliothek in Göttingen thätig) ward der Professortitel verliehen.

* **Rostock.** Der Professor der Ohrenheilkunde Körner hat den Ruf nach Leipzig abgelehnt.

* **Wien.** Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht amtlich die Ernennung des außerordentlichen Professors an der hiesigen philosophischen Facultät, Dr. Franz Hillebrand, zum ordentlichen Professor der Philosophie an der Universität in Innsbruck. Hillebrand, dessen philosophische Richtung der rein naturwissenschaftlichen angehört, wurde am 2. December 1869 in Wien geboren. Im November 1891 wurde er als Docent für Philosophie an der Wiener Universität, beinahe zwei Jahre später zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Paris.** Die „Débats“ und der „Temps“ tadeln das Verfahren der Universitätsbehörden, die nicht praktisch genug vorgingen und es darauf anzulegen schienen, die auswärtigen Studenten von dem Besuch der französischen Hochschulen abzuhalten. Sonst würden die Studienprogramme nicht erst im November, sondern lange vor Beginn des neuen Schuljahres veröffentlicht werden, wie dies in Berlin, Wien, Zürich üblich ist, liest man in den „Débats“ — während der „Temps“ an einem Rundschreiben, welches der Unterrichtsminister Rambaud an die Rectoren erlassen hat, mancherlei auszusetzen findet. Der Minister kommt darin auf die Frage der auswärtigen Studenten der Medicin zurück, die vor einigen Wochen der Gegenstand lebhafter Erörterungen war. Er theilt diese Studirenden in drei Kategorien: 1) Aerzte, die bereits im Auslande ihr Doctorexamen bestanden haben und nach wie vor Hörsäle, Laboratorien, Hospitäler frei sollen besuchen dürfen, 2) Studirende, die sich später als praktische Aerzte in Frankreich niederzulassen gedenken, 3) solche, welche nach bestandenen Prüfungen in ihre Heimath zurückzukehren beabsichtigen. Die zweite Kategorie soll dazu angehalten werden, genau die gleichen Antrittsprüfungen zu bestehen, wie die französischen Studenten, nämlich das Diplom der bacheliers ès lettres et philosophie und ein Zeugniß für die Absolvirung naturwissenschaftlicher Studien vorweisen können; die dritte Kategorie wird, wie bisher, gegen Aequivalenzzeugnisse zugelassen werden und nach vollendeten Studien ein Diplom erhalten, das jedoch nicht zur Ausübung des ärztlichen Berufs in Frankreich ermächtigt. Hiedurch, sagt der „Temps“, werde das Diplom der französischen Universitäten herabgewürdigt und man begehe auf der anderen Seite die Ungerechtigkeit, Studirende, die von schweizerischen, deutschen oder holländischen Gymnasien herkommen, gleich zu behandeln, wie den Zögling irgend einer Schule aus Haiti. Man habe die Sache nicht hinlänglich überdacht, als man jungen Leuten, die in einem anderen Sprachgebiet, als dem französischen, aber in tüchtigen Lehranstalten ihre philosophische Vorbildung erhalten hätten, die Verpflichtung auferlegen zu können meinte, ihre classischen Studien um des französischen Baccalaureats willen nochmals zu beginnen. Anders hätte man es nicht anstellen können, wenn man die fremden Studirenden von den französischen Universitäten ausschließen wollte.

* **Stockholm**, 24. Juli. „Aftonbladet“ erhielt von Dr. Andrée eine Depesche von den sog. „Dänischen Inseln“ vom 13. ds. Mts., worin er mittheilt, daß die Arbeiten befriedigend fortschreiten. Das vierte Stockwerk des Ballonhauses ist in der Ausführung begriffen. Die Füllung des Luftballons zur Nordpolfahrt soll in dieser Woche stattfinden, worauf der Aufstieg, wenn der Wind günstig ist, erfolgt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 23. Juli folgende Schriften eingegangen:

Alpenheim. Monatsschrift für das deutsche Volk. Geleitet von J. Steiner. 1. Jahrg. Heft 5. Juli 1896. St. Johann i. Pongau, G. A. Bibus. — A. Frhr. v. Perfall: Ein Weidmannsjahr. Mit Originalzeichnungen von Chr. Kroner, E. Otto u. a. Berlin, Paul Parey 1896. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Hggb. unter Mitwirkung von W. Bode, R. Kekule v. Stradonitz, W. v. Seidlitz u. a. 9. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Gemsen-Ciet. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Erste Portion. 2. Aufl. Kempten, J. Kösel. — Fr. Schneider: Des Alpenkönigs Gericht und andere Märchen und Histörchen aus den Bergen. Prag, H. Dominicus 1896. — E. König: Führer durch Straßburg und die Vogesen. Mit Illustrationen, Stadtplan, Karte ꝛc. Hggb. vom Verkehrsbureau Straßburg. Straßburg, Elsässische Druckerei 1896. — K. Woide: Friedensmanöver und ihre Bedeutung. Uebersetzt von Keasft. Berlin, E. S. Mittler u. S. 1896. — v. Hagen: Das Gelände im Dienst der Truppenführung, dargestellt in Entwurfsaufgaben und deren Lösungen. Ebd. 1896. — A. Hülbrock: Eine Erinnerung an Hoffmann v. Fallersleben. Zum Wörfelspiel. Dr. R. Pausch: Krankheitsvererbung und Ehe. (Kleine Studien. Hggb. von A. Schupp. Heft 20—22.) Leipzig, A. Schupp 1896. — Otto Rühle: Sechs Jahre in einem sächsischen Lehrerseminare. 3. Theil: Wie im Oschatz Censuren „gemacht“ werden. Ebd. 1896. — Dr. C. Loewenthal: Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. Berlin, Hannemann 1896. — Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. Hggb. von dem Vorstande. Supplementheft III zu Band VI. Juni 1896. Rihongi. Uebersetzt von Dr. K. Florenz. 3. Theil. Buch 29. Berlin, A. Asher u. Co. — H. T. Finck: Wagner und seine Werke. 2. Band. Breslau, S. Schottländer 1896. — Dr. H. Keaus: Rumänien und Bukarest. Bukarest, C. Müller und Leipzig, H. Matthes 1896. — Lutsch's illustrirter Führer für die Stelvio-Routen und das Engadin. Wien, Lutsch. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. 8. Jahrg. Heft 10. Juli 1896. Berlin, H. Paetel. — Kunstlicher Bildercatech. Hggb. von F. v. Reaer und Ad. Bayersdörfer. 8. Jahrgang. Heft 20. München, Fr. Bruckmann. — Genf und seine Umgebung. Mit Illustrationen. (Europäische Wanderbilder. Nr. 248/9.) Zürich, O. Füßli. — K. Rosner: Das Kind. Roman eines Studenten. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 25. Juli. Nummer 171.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine Einleitung in die Philosophie. Von Franz Erhardt. — Die Thiere in der Kunstgeschichte. Von Karl Borinski. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Einleitung in die Philosophie.

Von Franz Erhardt.

Wenn eine Einleitung in die Philosophie ihrem Zweck entsprechen soll, so wird man von ihr in erster Linie verlangen müssen, daß sie den Leser mit den wichtigsten philosophischen Problemen und den hauptsächlichsten Versuchen ihrer Lösung in einer unparteiischen, zuverlässigen und objectiven Weise bekannt macht. Das kann sie aber nur dann leisten, wenn der Autor es über sich vermag, seinen eigenen Standpunkt zunächst ganz zurücktreten zu lassen; besitzt er diese Fähigkeit nicht oder doch nicht in ausreichendem Maße, so wird er sich vergeblich bemühen, anderen Richtungen so weit gerecht zu werden, als es für eine allgemeinere Orientirung des Lesers auf dem Gebiete der Philosophie unumgänglich nothwendig ist.

Andrerseits aber muß es als sehr wünschenswerth bezeichnet werden, daß eine Einleitung in die Philosophie sich nicht damit begnügt, nur einen sozusagen historischen Ueberblick über die Aufgaben und die Richtungen der Philosophie zu geben; bei der großen Mannichfaltigkeit der philosophischen Probleme entsteht in diesem Falle nur zu leicht die Gefahr, daß der Anfänger, auf den ein solches Werk ja vor allem berechnet ist, anstatt aufgeklärt und belehrt zu werden, in einen Zustand der Verwirrung, ja der Betäubung geräth, der es ihm womöglich rathsam erscheinen läßt, der Philosophie ganz den Rücken zu kehren. Es empfiehlt sich daher nicht nur, sondern ist geradezu nothwendig, die historische Seite der Darstellung durch kritische und systematische Auseinandersetzungen zu ergänzen; erst dadurch gewinnt der angehende Jünger der Philosophie Vertrauen zur Sache und beginnt einzusehen, daß es möglich sein muß, aus dem Labyrinth der verschiedenen Meinungen einen Ausweg zu finden.

Nur wenn diese beiden Gesichtspunkte, der historische und der systematisch-kritische, neben einander zur Geltung gelangen, darf man hoffen, daß ein zur Einführung in die Philosophie bestimmtes Werk seine Aufgabe erfüllt. Die Vereinigung beider Seiten in einer Weise vollzogen zu haben, die auf allgemeinere Zustimmung wird rechnen dürfen, ist ein Verdienst, welches der von Prof. O. Külpe in Würzburg im vorigen Jahr veröffentlichten Einleitung in die Philosophie [1]) nicht wohl abgesprochen werden kann. Wie der Verfasser selbst im Vorwort erklärt, verfolgt er mit seinem Buche, welches aus didaktischen Bedürfnissen und Erfahrungen hervorgegangen ist, auf der einen Seite die Absicht, eine vorläufige, aber vollständige Orientirung über das Werden und Wesen der Philosophie zu liefern; zugleich ist es ihm aber darum zu thun, die wissenschaftliche Arbeit der Gegenwart auf dem philosophischen Gebiete zu fördern oder wenigstens anzuregen. Wenn er dabei der Hoffnung Ausdruck gibt, der Leser werde aus seinem Buche den Eindruck gewinnen, daß er den verschiedenen selbständigen Richtungen und Leistungen in der Vergangenheit und Gegenwart ein gleichmäßiges Interesse entgegengebracht und eine begründete Abwägung ihres Werthes vorgenommen habe, so wird man im allgemeinen sagen dürfen, daß diese Erwartung nicht unberechtigt ist. Freilich läßt es sich nicht erreichen, allen Ansprüchen hiebei zu genügen und mit Recht hebt der Verfasser die Hindernisse hervor, welche bei einem derartigen Unternehmen auch dem redlichsten Streben aus der beschränkten Kenntniß des Gegenstandes und aus einer großen unvermeidlichen Subjectivität der Auffassung und Auswahl erwachsen.

Ueber die zweckmäßigste Anlage eines solchen Werkes kann man verschiedener Meinung sein. Külpe hat die Anordnung getroffen, daß er seinen Stoff in vier Capitel gliedert, von denen das erste den Begriff und die Eintheilung der Philosophie, das zweite die philosophischen Disciplinen, das dritte die philosophischen Richtungen, das letzte Aufgabe und System der Philosophie behandelt. Von diesen vier Capiteln sind das zweite und dritte die bei weitem wichtigsten. Die Trennung der Disciplinen und Richtungen, welche uns in ihnen entgegentritt, bildet die wesentliche Eigenthümlichkeit in dem äußeren Aufbau des ganzen Werkes. Hiebei erscheint es uns nun allerdings zweifelhaft, ob der Verfasser mit dieser Trennung das Richtige getroffen hat. In einer gewissen Beziehung kommen so doch dieselben Gegenstände zweimal zur Sprache. Man kann nicht gut den Inhalt der verschiedenen Disciplinen angeben, ohne wenigstens hie und da schon Rücksicht zu nehmen auf die verschiedenen Lösungsversuche der einzelnen Probleme, und umgekehrt läßt es sich nicht wohl vermeiden, von den Aufgaben einer Disciplin zu reden, wenn man die in ihr hervortretenden Richtungen darstellen und beurtheilen will. Schon aus diesem Grunde will es uns bedünken, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, an die Besprechung der einzelnen Probleme sogleich die Darstellung und Kritik der verschiedenen Lösungsversuche anzuschließen. Auch würde dem Leser das Verständniß erleichtert und seine Einsicht in die Bedeutung der Aufgaben der Philosophie gefördert werden, wenn er alle Ausführungen über ein- und denselben Gegenstand gleich beisammen hätte und infolge dessen mit seinen Gedanken etwas länger in einem bestimmten Kreis von Fragen verweilen könnte. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß sich auch manches zu gunsten der von Külpe gewählten Anordnung sagen läßt.

Wie man hierüber aber auch denken möge, so ist das auf alle Fälle kein entscheidender Punkt; vielmehr kommt es ja auf den Inhalt des Buches im einzelnen an, wenn man über den Werth oder Unwerth desselben ein Urtheil gewinnen will.

[1]) Oswald Külpe: Einleitung in die Philosophie. Leipzig, S. Hirzel 1896.

Digitized by Google

In dieser Beziehung erwähnen wir zuerst, was der Autor uns über das Wesen und die Eintheilung der Philosophie zu sagen hat. Die Ausführungen des ersten Capitels, welche zunächst auf diesen Gegenstand gerichtet sind, beanspruchen allerdings nur eine vorläufige Geltung; sie haben keinen anderen Zweck, als die Aufgabe, um die es sich im Folgenden handelt, einigermaßen zu bestimmen und zu umgrenzen. Es geschieht das, indem die Philosophie, nicht ohne erhebliche kritische Bedenken, als die Wissenschaft von den Principien charakterisirt und eine für den Verfasser unverbindliche Eintheilung ihrer Disciplinen in allgemeine und specielle vorgenommen wird; die allgemeinen sind Metaphysik, Erkenntnißtheorie, Logik; als specielle Disciplinen dagegen werden Naturphilosophie, Psychologie, Ethik und Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie und Philosophie der Geschichte aufgezählt. Die endgültige Meinung des Autors über Wesen und systematische Gliederung der Philosophie erhalten wir jedoch erst im letzten Capitel. Eine einheitliche Definition der Philosophie ist nach dem, was hier gesagt wird, nicht möglich. Dagegen läßt sich ihr Wesen durch die Unterscheidung dreier Aufgaben ausreichend bestimmen. Erstens nämlich liegt ihr die Entwicklung einer Weltanschauung ob; zweitens hat sie die Voraussetzungen aller Wissenschaften zu untersuchen; drittens ist es die Vorbereitung neuer, allmählich selbständig werdender Einzelwissenschaften, welche als eine besondere Aufgabe der Philosophie betrachtet werden muß. Will man diese dritte Aufgabe nicht anerkennen, so beraubt man sich der Möglichkeit, den Wechsel in dem Umfange der philosophischen Disciplinen zu verstehen und die Continuität in dem historischen Entwicklungsgange der Philosophie herzustellen. Je nachdem es die Philosophie mit der ersten oder zweiten der genannten Aufgaben zu thun hat, ist sie Metaphysik oder Wissenschaftslehre und als letztere entweder Logik oder Erkenntnißtheorie; die der dritten Aufgabe gewidmete Seite der philosophischen Forschung läßt sich nicht mit einem besonderen Namen bezeichnen; auch ist es nicht möglich, eine Systematisirung dieser Aufgabe vorzunehmen.

Wie es billig ist, und wie wir mit Genugthuung feststellen, beginnt die Besprechung der einzelnen Disciplinen im zweiten Capitel mit der Metaphysik. Insofern deren eigentliche Aufgabe die Entwicklung einer Weltanschauung ist, kann sie auf wissenschaftliche Allgemeingültigkeit keinen Anspruch erheben; jedoch behält sie nicht nur ihre Geltung als unvertilgbares Bedürfniß der menschlichen Vernunft, sondern besitzt auch den Charakter der Wissenschaft, soweit sie wissenschaftliche Erkenntnisse als die alleinige Grundlage benutzt, auf der sie ihren umfassenden Bau errichtet. Was weiter über die Entstehungsbedingungen des metaphysischen Bedürfnisses gesagt wird, kann man wohl als etwas nüchtern und unvollständig bezeichnen; namentlich ist das eigentliche speculative Element kaum angedeutet. Auch dürfte es sich vielleicht empfehlen, eine genauere und eingehendere Begründung der wissenschaftlichen Möglichkeit der Metaphysik zu geben. Die Erkenntnißtheorie, welche im Gegensatz zur Logik, die sich mit den formalen Principien der Erkenntniß beschäftigt, den allgemeinen Inhalt, die materialen Principien des Erkennens zu untersuchen hat, wird mit vollem Rechte als sehr wichtig behandelt. Doch fragt es sich, ob ein noch an den Pforten der Wissenschaft stehender Leser aus den gegebenen Darlegungen eine wirklich klare Vorstellung von den Aufgaben der Erkenntnißtheorie erhält; freilich ist dabei nicht zu vergessen, daß man den Umfang des Begriffs Erkenntnißtheorie in sehr verschiedener Weise bestimmen kann; nach unserm Dafürhalten nimmt ihn Külpe etwas eng. Wie der Erkenntnißtheorie, so legt der Verfasser auch der Naturphilosophie, und zwar ebenfalls mit Recht, einen sehr hohen Werth bei. Gut und treffend ist, was er Seite 56 und 59 über ihre Aufgaben sagt; wenn er dabei hervorhebt, daß die Naturphilosophie einerseits in das Gebiet der Metaphysik, andrerseits in das der Logik hineinragt, so entspricht das ganz dem Wesen der Sache. Auch den Ausführungen über die Psychologie schenken wir einige Beachtung. In der Entwicklung der Ansichten über die Seele und danach auch in der Entwicklung der Psychologie unterscheidet unser Autor drei Perioden. In der ersten wird die Seele mit dem Lebensprincip identificirt; diese Anschauung beherrscht Alterthum und Mittelalter und tritt auch noch in den Anfängen der neueren Philosophie hervor. In der zweiten Periode, die mit Locke beginnt, wird das Gebiet des Seelischen auf den Kreis derjenigen Erscheinungen beschränkt, welche durch innere Wahrnehmung erkennbar sind; was dagegen nur in der äußeren Wahrnehmung gegeben ist, gehört der Körperwelt an. Eine dritte Periode endlich, die erst in der Gegenwart zur ausdrücklichen Formulirung gelangt ist, soll das Psychische als das im erkenntnißtheoretischen Sinne Subjective betrachten, dem das Materielle als das Objective gegenübersteht; was freilich im einzelnen Falle auf Rechnung subjectiver Factoren zu setzen ist, muß erst durch genauere Untersuchung ausgemacht werden. Mit voller begrifflicher Klarheit findet sich diese Auffassung vom Gegenstande der Psychologie zuerst bei Mach (Beiträge zur Analyse der Empfindungen 1886) und Avenarius (Kritik der reinen Erfahrung, 2 Bde. 1888 bis 1890) vertreten; Külpe selbst glaubt, in seinem 1893 erschienenen Grundriß der Psychologie die erste Darstellung dieser Wissenschaft im Sinne der dritten Anschauung gegeben zu haben. Für den heutigen Betrieb der Psychologie ist es charakteristisch, daß sie durch ihre eigene Entwicklung immer mehr dazu gedrängt wird, sich von der Philosophie loszulösen und zu einer selbständigen Einzelwissenschaft auszubilden. Daneben bleiben allerdings noch eine Reihe wichtiger Aufgaben für eine rein philosophische Psychologie bestehen.

Auch von der Ethik nimmt Külpe an, daß sie dazu bestimmt ist, allmählich zu einer besonderen Disciplin zu werden; als solcher weist er ihr die Analyse des jeweiligen sittlichen Bewußtseins ihrer Zeit und die Reinigung desselben von Widersprüchen als eigentliche Aufgabe zu; an dem Fonds von sittlichen Anschauungen, den sie in ihrer Zeit vorfindet, hat die Ethik ein eigenthümliches Thatsachenmaterial, dessen Bearbeitung sie unternehmen soll, ohne etwa bei der Psychologie, Nationalökonomie oder einer sonstigen Einzelwissenschaft Anschluß zu suchen. Letzteres geben wir bereitwillig zu, wie wir auch anerkennend hervorheben, daß Külpe auf den normativen Charakter der Ethik keineswegs verzichten will; ob aber im übrigen die Aufgabe der Ethik in der mitgetheilten Formulirung glücklich bestimmt ist, möchte doch erheblichen Zweifeln unterliegen. — Neben der Psychologie und Ethik sind in der Gegenwart noch die Aesthetik, Sociologie und zum Theil die Religionsphilosophie zu den von der Philosophie vorbereiteten Einzelwissenschaften zu rechnen; freilich bleiben bei allen genannten Disciplinen gewisse Probleme übrig, deren Erörterung voraussichtlich immer Sache der Philosophie sein wird.

Umfangreicher noch als die Ausführungen des zweiten sind die des dritten Capitels, welches auch seinem Inhalte nach den wichtigsten Abschnitt der ganzen Schrift bildet; handelt es sich doch hier für den Autor überall mit darum, seinen eigenen Standpunkt darzulegen und gegen abweichende Ansichten zu vertreten. In unsern Mittheilungen hierüber beschränken wir uns auf das Gebiet der Metaphysik. Die Besprechung der metaphysischen Richtungen wird eröffnet mit einigen Bemerkungen über Singularis-

mus und Pluralismus; ihnen folgt im nächsten Paragraphen (16) eine Darstellung und Kritik des Materialismus, als deren Resultat sich eine sehr entschiedene Ablehnung der materialistischen Anschauungsweise herausstellt. Das Gegentheil des Materialismus bildet der Spiritualismus, welcher das empirisch Gegebene auf ein geistiges Sein oder Geschehen zurückführen will; obwohl mit Psychologie, Naturwissenschaft und Erkenntnißtheorie ganz gut vereinbar, kann der Spiritualismus, als dessen Vertreter Külpe unter anderen Leibniz, Schopenhauer und Berkeley nennt, doch nicht als eine hinlänglich begründete Theorie angesehen werden; denn keine der genannten Wissenschaften erheischt mit Nothwendigkeit eine spiritualistische Deutung der Naturvorgänge. Es muß daher, da die monistische Auffassung des Verhältnisses von Geist und Materie erst recht nicht befriedigt, dem Dualismus die meiste Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden; freilich ist nicht zu leugnen, daß derselbe seit Cartesius und den Occasionalisten in der Philosophie nicht mehr energisch vertreten worden ist; dieser Umstand kann uns aber keineswegs abhalten, ihn auch heute noch als eine sehr wohl mögliche Theorie zu betrachten.

Um einen wichtigen Gegenstand handelt es sich ferner in den an die Besprechung des Monismus sich anschließenden Erörterungen über Mechanismus und Teleologie; Külpe macht hier von neuem den schon so oft unternommenen Versuch, den Gegensatz beider Anschauungsweisen auszugleichen; nach seiner Ansicht ist es durchaus unrichtig, zu glauben, daß mit dem Wachsthum des Mechanismus die teleologische Auffassung ihr Recht ganz verloren habe; die Annahme einer zwecksetzenden obersten Intelligenz steht mit den Thatsachen der Erfahrung nicht in Widerspruch, wie man sich häufig fälschlicherweise vorgestellt hat. Lassen sich in diesem Falle also beide Glieder des Gegensatzes festhalten, so ist es nicht möglich, in ähnlicher Weise den Widerspruch zwischen Determinismus und Indeterminismus zu beseitigen, mit dem sich der Inhalt des nächsten Paragraphen (21) befaßt. Die Entscheidung, welche hier getroffen wird, fällt wesentlich zu ungunsten des Indeterminismus aus, obwohl sich der Verfasser nicht mit völlig dogmatischer Bestimmtheit für den Determinismus erklärt. Der von ihm bevorzugte Determinismus darf aber nicht mit einer fatalistischen Leugnung aller Willensfreiheit verwechselt werden. Wenn man Freiheit nicht als Ursachlosigkeit, sondern als Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen auffaßt, so hat das Wort auch für den Standpunkt des Determinismus seine gute Bedeutung.

Was schließlich noch die Stellung unsres Autors zum Gottesbegriffe anbelangt, so wird der Leser nach dem bisher Gesagten wohl nicht überrascht sein, wenn er hört, daß sich Külpe mit Entschiedenheit zum Theismus bekennt. Zwar genügen die für das Dasein Gottes geführten Beweise durchaus nicht strengen wissenschaftlichen Anforderungen; weder durch theoretische, noch durch moralische Argumente läßt sich eine wirkliche Ueberzeugung von der Existenz Gottes begründen. Andrerseits aber ist man auch nicht im stande gewesen, die Möglichkeit des Theismus theoretisch zu widerlegen; wenn daher, wie es thatsächlich der Fall ist, zu der Unbeweisbarkeit des Gegentheils noch wichtige praktische Interessen hinzukommen, die nur auf dem Standpunkte des Theismus Befriedigung finden können, so haben wir zuletzt doch kein Recht mehr, den Gottesglauben mit Grund abzulehnen. Jedenfalls kann sich der Pantheismus, dessen Anziehungskraft wesentlich mit auf seiner Vielgestaltigkeit beruht, durchaus nicht rühmen, besser bewiesen zu sein, als der Theismus; in praktischer Beziehung aber steht er weit hinter letzterem zurück.

Bei der großen Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die in dem vorliegenden Buche zur Sprache kommen, ist es natürlich nicht möglich, daß sich ein kritischer Leser mit allen oder auch nur fast allen Ausführungen einverstanden erklärt. Der eine wird dies, der andere jenes, ein dritter vielleicht ziemlich viel auszusetzen haben. Um aber gegen den Verfasser nicht unbillig zu werden, darf man den Umstand nicht aus dem Auge verlieren, daß ihn die Rücksicht auf den Zweck seines Buches bewogen hat, sich möglichster Kürze zu befleißigen. Allerdings scheint es uns, als ob er dieser Rücksicht im ganzen genommen etwas zu sehr nachgegeben hätte. In mancher Beziehung würde das Buch an Deutlichkeit und Verständlichkeit noch gewonnen haben, wenn verschiedene Partien etwas breiter ausgeführt worden wären. Bei dem jetzigen Umfange des Buches, welcher nur 276 Seiten beträgt, sind aber manche Darlegungen so knapp ausgefallen, daß es namentlich dem Anfänger schwer werden wird, die Bedeutung des Gesagten überall richtig zu fassen. Wenn er dann beim Weiterlesen in rascher Folge an immer neue Gegenstände kommt, so ist zu befürchten, daß er die klare Uebersicht verliert, weil er über dem Neuen das Alte wieder vergißt, das sich ihm in Folge mangelnder Ausführlichkeit noch nicht hinreichend eingeprägt hat.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß der Stoff selbst, den der Verfasser trotz seines großen Umfangs recht gut beherrscht, nicht übersichtlich angeordnet wäre; auch die Darstellung ist klar und durchsichtig, obwohl sie etwas anschaulicher und lebendiger sein könnte. Mit den Literaturangaben, die jedem Paragraphen in bestimmter Auswahl beigefügt sind, wird man sich im allgemeinen wohl auch einverstanden erklären können; sie sind ein wichtiges Hülfsmittel, um dem Leser das Studium der Philosophie zu erleichtern, und erhöhen wesentlich die Brauchbarkeit des Buches, welches alles in allem genommen entschieden als eine gediegene und recht verdienstliche Leistung bezeichnet werden muß. Als solche möchten wir es einem weiteren Leserkreise, und zwar um so mehr empfehlen, als es in der gegenwärtigen philosophischen Literatur nur sehr wenige Werke gibt, die geeignet sind, einen strebenden Geist in die tiefen Probleme der Philosophie auf angemessene Weise einzuführen.

Die Thiere in der Kunstgeschichte.

Von Karl Borinski (München).

Heutzutage, wo die Dichter gern dem Zoologen ins Handwerk pfuschen und statt von Mann und Weib lieber von „Männchen“ und „Weibchen“, statt von Liebe und Treue von „geschlechtlicher Zuchtwahl“ und „domesticirten Instincten“ reden, heute kümmert man sich im allgemeinen wenig darum, daß es sich auf den früheren „niederen Entwicklungsstufen“ der Menschheit umgekehrt verhielt. Damals erhob sich die naive, von Jacob Grimm classisch charakterisirte Thierbeobachtung der ursprünglichen Sprach- und Culturschöpfer zur Kunst, zur Poesie, ja zur Religion. Jedes Kind kennt ihren letzten, mitunter recht herabgekommenen Sprossen im Schulgarten der Poesie, die Thierfabel, so fremd dem Großstadtkinde heute die meisten Typen der Fabel und gerade ihre Helden geworden sind. Woher soll auch ein Schulkind etwa in der Landsberger Straße in Berlin oder in der Theresienstraße in München wissen, wie der Fuchs, der Pfau, der Rabe, der Storch, das Schaf seines Fabelbuches aussehen und sich gebaben? Den Löwen, den Bären, den Wolf sieht es noch eher im zoologischen Garten, „auf der Wiesen“. So ist es mit der Thierfabel. Daß es nun aber auch eine Thierlegende, ein Thierrecht gibt, daß Thiere eine große und wichtige Rolle in der Kunst- und Culturgeschichte spielen, das Bewußtsein davon ist völlig in das Bereich der Fachwissenschaft zurück-

getreten. Die moderne Kunst, so naturalistisch in der Theorie, in ihren Schlagworten und Ansprüchen, belegt ihre praktische Entfremdung von aller Natur auch durch die mangelnde Pflege der thatsächlichen (nicht im übertragenen Sinne genommenen) Beziehungen zwischen Mensch und Thier. Sie isolirt das Thierreich in anmaßlich ekelhaften „Thierstudien", wie man in der vorjährigen „Secession" eine sehen konnte, statt am geeignetsten Orte, aus dem Rubenssaale der alten Pinakothek, sich Anregungen zu holen, zu welch heroischen Wirkungen das Zusammentreffen von Mensch und Thier gesteigert werden kann. Wo ist der Hund, der treue Begleiter von Mann, Weib und Kind, auf unsern Portraits, dem die alten Meister, wie dem „Hündchen des Propheten", sogar den Platz im Himmel einräumten und ohne welchen der wackere Held Yudhishthira im Mahâbhârata nicht in Indra's Himmel eingehen mag? Das Hündchen, das Lenbach letzthin dem Bildnisse seines Kindes beigab, wirkte als Ueberraschung. Aber es ist doch ein (jetzt nicht mehr zu ersetzender) Mangel, daß „Tyras" dem Maler Bismarcks nicht so merkwürdig war, wie Tizian der Windhund Karls V. und dem Velazquez die Dogge seines Philipp. Das Absinken der gesammten neueren Sculptur von der Höhe der antiken in diesem Punkte ist oft besprochen und Anatomen behaupten, kein neuerer Künstler könne mehr eine Pferdebrust richtig bilden. Das Reiterstandbild (und welches oft!) ersetzt uns die Fülle der Beziehungen, von der uns die antiken Gruppen des Farnesischen Stieres, der Rossebändiger des Quirinals eine Vorstellung geben. Wie verödet, wie völlig unvorbereitet sich die Volksanschauung nach dieser Seite hin gibt, konnte die Aufnahme des Hildebrand'schen Brunnens auf dem Maximiliansplatz in München lehren. Nicht einmal die handgreifliche Satire der Oberländer'schen Thiercaricatur kann auf allgemeines Verständniß zählen.

Die alte mächtige dogmatische und moralische Thiersymbolik in der Kunst, wie sie uns jetzt höchstens noch die bleichsüchtige Laduerin des Hrn. Franz Stuck mit ihrer fünf Centner schweren Schlange auf den schwächlichen Schultern repräsentirt, hat unser gelehrter amerikanischer Mitbürger Mr. E. P. Evans, der bereits das „Thierrecht" (the Criminal Prosecution and Capital Punishment of Animals) in gleicher Weise behandelt hat, zum Gegenstande eines lehrreichen und interessanten Buches gemacht.[1]) Wer aus eigenen Studien weiß, wie weitschichtig und complicirt das sich hier aufthuende Stoffgebiet ist, wie unerschöpflich und über den ganzen Continent verstreut das Material, wie schwierig und widerspruchsvoll die Einordnung und wie beziehungsreich die Uebersicht, der wird mit Dank in diesem eleganten Bande die Zusammenfassung eines Themas begrüßen, an welchem mit der Kunstwissenschaft in dem schwerst zugänglichen Theil ihrer Archäologie auch die neue Philologie aller Gebiete betheiligt ist. Denn bei keiner Art von Kunstgebilden sind literarische Aufschlüsse nothwendiger, aber auch stets so sicher vorauszusetzen, als bei diesen sichtbaren Niederschlägen der alten volksthümlichen Thierdichtung über den Portalen und auf den bunten Fenstern der alten Dome, ihren Pfeilern und Wasserspeiern, ihren Kanzeln, Tauf- und Weihbecken und Chorstühlen.

Die literarische Vermittlung des alten, zuweilen recht profanen Fabelgutes, des thierischen Unterhaltungsstoffes an die Steinmetzen, Maler und Holzschnitzer an den heiligen Häusern geht ihre wunderlichen Wege. Sie hat ihren Kanon, an den sie anknüpft, wie alles, was die Kirche in ihren Bereich zog. „Vielleicht kein Buch, ausgenommen die Bibel", betont mit Recht unser Autor, „hat jemals eine so weite Verbreitung bei so vielen Völkern und in so vielen Jahrhunderten gehabt, als der Physiologus", die mystische Naturlehre des Urchristenthums. Hier begegnet sich die durch das ganze classische Alterthum fortwirkende anthropocentrische Naturbeobachtung der sprachbildenden Urzeit, welche die Thierdichtung erzeugte, mit der christologischen des neuen Glaubens, dem die gesammte Natur in dem großen Opferwerke des Welterlösers übereinzustimmen, zu „conspiriren" schien. Alle Kräfte der Natur, animalische, vegetabilische und mineralische, wie sie die Zeit auffaßte, ja die Sterne selber nahmen freundlich oder feindlich Stellung zu dem großen Ereignisse des Weltplans, spiegelten in ihrem Aussehen, Verhalten, in ihren Wirkungen das gute oder das böse Princip, Christus oder Satan. Bei der Ausgestaltung dieser Lehre wirkte das Verschiedenartigste zusammen: Magie, die Kunde von den Geheimwirkungen der Natur (die Amulet- und magnetische Kraft der Steine und Metalle), allen Völkern von altersher gemeinsam und so unaustilgbar, daß sie selbst dies Jahrhundert überdauert hat und Justinus Kerner in ihm erklären konnte, die Abnahme der magischen Wirkungen der Naturdinge liege nicht an ihnen, die so heilkräftig seien wie immer, sondern an uns, die wir uns von der Natur entfernt haben, gegen ihre feinscharfen Einflüsse abgestumpft seien. Ferner wörtliche Beziehungen der Gleichnisse, Exempel und prophetischen Visionen der heiligen Schrift, wie sie der Christ so gut als der Buddhist übt, wenn dieser von seinem Buddha als dem großen, dem gezähmten Elephanten redet, vom Eichhörnchen Anweisungen in der Askese empfängt lediglich auf grund der metaphorischen Ausdrucksweise seiner heiligen Schriften, in denen der Thiervergleich eine große Rolle spielt. Auf diese Weise nahm in der christlichen Anschauung der Höllenschlund das Aussehen des Rachens vom Löwen an, dem gleich der Satan umgeht und suchet, wen er verschlinge. Der Pelikan, der seine Brust öffnet, um seine Jungen mit seinem eigenen Blute zu nähren, ist das natürliche Ebenbild des Abendmahlopfers und Dante (Par. 25, 112 f.) spricht von Johannes: questi è colui che giacque sopra il petto del nostro Pellicano . . . Der fabelhafte Phönix des Alterthums, der den Tod freiwillig erleidet, um aus seiner Asche verjüngt aufzustehen, ward zum physiologischen Beleg für die Auferstehung (etwa wie die Parthenogenesis der Bienen für die jungfräuliche Geburt). Er ging so von den antiken Graburnen auf die christlichen Sarkophage über. Das verfluchte Thier der heiligen Schrift, die Schlange (der Drache), findet seinen animalischen Widerpart im Panther, dem schöngefleckten (Josephs bunter Rock!), bedürfnißlosen Freunde aller Thiere, dessen süßer Geruch sie alle anzieht und nur die Schlange vertreibt. Auch der in der Schlange verkappte Satan erzeugt sich seinen Erben (aus einem Hahnenei, das eine Schlange ausbrütet) im „Basilisken", dem äußerlich schönen, „kleinen König" der Reptile, der im Blick seiner Augen ein tödtliches Gift schleudert. Doch an einem „reinen Gefäße" (dem Leib der Jungfrau) prallt es wirkungslos ab und fällt auf den Bösen selber zurück. Das sind nur einige Hauptäste dieser sich vielfach verzweigenden Christo-Zoologie. Unter den Pflanzen erwähnen wir den Feigenbaum als von Christus verflucht. Judas hat sich daher an einem solchen erhängt. Das von Italien (besonders Neapel) her überallhin verbreitete abergläubische Mittel gegen den „bösen Blick", das „Feigenstechen", geht zwar auf gänzlich heterogene heidnische Ceremonien (des Lingam- und Phallusdienstes) zurück. Aber für seine Bezeichnung und auffallende Verbreitung gerade im ganzen christlichen Abendlande möchten wir bei dieser Gelegenheit auch den mitwirkenden Einfluß des von Christus vergeblich auf seine Früchte hin angesehenen und darum verdorrten Baumes

[1]) Animal Symbolism in Ecclesiastical Architecture by *E. P. Evans* with a bibliography and seventy-eight illustrations. London, William Heinemann (New-York, Henry Holt & Co.) 1896.

in Erwägung stellen. Unter den Steinen ist der Diamant (das Licht, das im Dunkeln leuchtet!) die natürliche Darstellung Christi. Endlich hat drittens die Scheidung der Thiere im jüdischen Speisegesetz und die Bemühung, judenchristliche Bedenken hinsichtlich der biblischen Verbote unreiner Thiere durch symbolische Ausdeutung niederzuschlagen, die Naturlehre des Physiologus im Christenthum nachweislich gefördert. (Belege hiefür in der apokryphen „Epistel des Barnabas".)

Die erste (griechische) Festsetzung dieser legendarischen Zoologie kann man sehr früh, in den Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. setzen. Alexandria, die gemeinsame Metropole des gelehrten Griechen- und Judenthums, ist der natürliche Ort ihrer Entstehung. Die Patristik setzt von Anbeginn den Physiologus oder die Physiologi (οἱ φυσιολόγοι, wie z. B. Epiphanius citirt) voraus. Der Hauptquell ihrer literarischen Vermittlung an die Nationalliteraturen und an die Kunst, der latemische Physiologus, wurde sogar dem hl. Ambrosius zugeschrieben. Seine erste Erwähnung findet sich wunderlicherweise auf einem Index Prohibitorum, dem sogen. gelasischen Decret, einem Document, dessen völlig privaten Charakter und spätere Entstehung Friedrich (Münch. Ak. 1888) nachgewiesen hat. Der Physiologus galt niemals als ketzerisches Buch. Sonst hätten seine Vorstellungen nicht ihren Weg an die Fronten aller Gotteshäuser der Welt machen können. Doch erreichte er auch niemals eine kanonische Bedeutung in dem Sinne, daß seine Anschauungen fest und unveränderlich geworden wären. Im Gegentheil, es variirt sowohl Bestand und Charakter der in seinen Kreis gezogenen thierischen Typen, als deren Auslegung. Diese ist nämlich nicht immer dogmatisch, sondern oft rein moralisch, lediglich dem Verhalten der Menschen im Weltverkehr, ihren individuellen Verschiedenheiten unter einander zugekehrt. So ist das Einhorn nicht immer das auf Christi Geburt durch die Jungfrau deutende Wunderthier, welches nur von einer reinen Jungfrau gefangen werden kann und das daher auf allen Abbildungen der Enget der Verkündigung als leibhaftiger Jäger mit Hifthorn und Hunden der Jungfrau in den Schoß jagt. Es ist als unbezähmbar zugleich (im Waldensischen Physiologus, hgg. von Alfons Mayer in Vollmöllers Rom. Forschg.) Abbild des Satans, den nur Reinheit und Unschuld besiegen kann. Im Tosco-venezianischen Bestiarius (jetzt hggb. von Goldstaub und Wendriner, Halle 1892), der einige sonst fehlende Thiere, darunter das Pferd, hinzubringt, ist das Einhorn lediglich Typus eines wilden und grausamen Menschen, den nur Gottes Gnade unterzubringen vermag, und Saul gilt als das Beispiel dafür. Auch der Löwe wechselt seine Bedeutung und Auslegung. Er ist nicht bloß der verschlingende Feind, aus dessen Rachen Simson Honig holt, Daniel seine Unschuld errettete, sondern zugleich der überwindende, triumphirende „Löwe vom Stamme Juda". So wird er zugleich der nimmer schlafende Wächter über der Thür des Heiligthums (nach dem Glauben, daß der Löwe nie seine Augen schließe) und der überwundene Böse, der seine Säulen (besonders die des Eingangs und der Kanzeln) tragen muß, wie durchgehends in den Kirchenbauten des toscanischen Stils (Pisa, Lucca, Siena). Der Physiologus, welcher natürlich mit dem König der Thiere beginnt, sagt ihm drei Eigenschaften nach, welche auf die göttliche Natur in Christus deuten. Er verwischt sorgfältig mit seinem Wedel die Spuren hinter sich, so daß ihm die Jäger nicht folgen können, wie Christus die Spuren seiner Gottheit in seinem Erdenleben. Er schläft mit offenen Augen, wie der Gekreuzigte, der zugleich wachend zur Rechten des Vaters saß. Endlich, er erweckt brüllend seine „todtgeborenen" Jungen durch seinen Anhauch am dritten Tage. Hier ist die Beziehung von selbst klar und sichtlich der Anlaß der Thierlegende selbst, während sonst vermeintliche wirkliche Thierbeobachtungen fabelhafter Natur mitspielen, wie sie aus dem Jägerlatein aller Zeiten herfließen und sogar heute im Zeitalter des Darwinismus und der Affensprachstudien wieder zu wissenschaftlicher Blüthe kommen. Der seine todten Jungen lebendig brüllende Löwe gehört zu den beliebtesten Darstellungen der Thierlegende. Er findet sich als Relief am Straßburger Münster und — am Hause Thal Nr. 1 in München, wohin es wohl von der alten Heiligengeistkirche gekommen ist, jetzt zur rathlosen Verwunderung der wenigen Passanten, die es eines Blickes würdigen, aber auch der bayerischen Archäologen, über deren weit hergeholte Conjecturen bei einem so offenkundigen und verbreiteten Gegenstand ihrer Wissenschaft nun Mr. Evans wiederum, wie billig, seine Verwunderung äußert.

So unverständlich und unverständig uns jetzt auch eine solche Naturauslegung vorkommt und so wenig heute selbst der dunkelste Capucinerprediger vor einer Gemeinde von süditalienischen Bauernfrauen mit ihr anfangen könnte, so einflußreich, betont unser Autor, war sie in einer Zeit, in welcher das credo quia absurdum nicht bloß der Halt der kirchlichen Uebermacht, sondern zugleich der ihr unterthänigen Wissenschaft war. Man wird es jetzt verstehen, wie die thierischen Begleiter der Evangelisten (Löwe, Rind, Adler aus der Vision des Ezechiel) als Symbole so völlig mit ihnen verschmelzen konnten, daß die byzantinistische Kunst im stande ist, sie geradezu mit den Köpfen ihrer Thiere abzubilden (wie auf den gräulichen Reliefs aus dem Baptisterium zu Aquileja und in vielen Miniaturen). Oft genug vertritt auch das Thier völlig den Evangelisten in der Kirche. Der Historiker könnte meinen, das sei nicht bloß symbolisch, sondern zeitweise auch symptomatisch zu nehmen für den moralischen Zustand der Kirche. Die alten Künstler selber geben ihm Recht durch die kecke Naivetät, mit der sie gelegentlich die in der Thierdarstellung bereit liegenden satirischen Handhaben zu Ausfällen gegen den Klerus, ihren Auftraggeber, benutzen. Sie scheinen damit bei den Einsichtigen und Lachlustigen weniger Anstoß erregt zu haben, als der harmlose kunstkritische Steinmetzenwitz heutzutage in Berlin. Die schärfste, schonungsloseste und — deutlichste Satire gegen den Klerus hüllt sich im Mittelalter in das Gewand der Thierdichtung und rührt von Klerikern her, wie jenes große lateinische Gedicht des 12. Jahrhundert aus Flandern, das Urbild des uns allen durch Goethe vertrauten Reineke Fuchs. Errangen ja doch auch die heiligen Thierdarstellungen ihre allseitige Pflege und Verbreitung nur auf dem Grund der allgemeinen Volksthümlichkeit der Thierdichtung, von der man daher nach wie vor (mit Jacob Grimm) schwerlich wird glauben können, daß sie nur auf dem gelehrten Wege der antiken Fabel zu uns gedrungen sei. Kein Wunder, daß mit den heiligen Thieren und ihrer mystischen Symbolik sehr bald auch ganz profane Bestien und meist in sehr offener satirischer Absicht in die heiligen Hallen eindrangen. Die Helden des Thierepos, Fuchs und Wolf, Meister Reineke und Isegrimm, stehen auch hier natürlich im Vordergrund. Der Wolf im Mönchsgewand ist eine stehende Erscheinung der mittelalterlichen satirischen Thierfabel. Wir werden uns daher nicht wundern, sein Noviciat in sehr verdächtigen Darstellungen seiner Neigung zu den „Lämmern" der Gemeinde abgebildet zu finden (z. B. am Freiburger Münster). Der Fuchs, schon durch die hl. Schrift in zweideutigem Rufe (Simsons Füchse mit brennenden Schwänzen, Herodes „der Fuchs", nach strengstem Wortglauben durch diese Bezeichnung Christi augenblicklich in einen Fuchs verwandelt), der Fuchs tritt in sein unumschränktes Amt, als verschmitzter Pfaff treuherzige Gemeinden von Hühnern, Enten und Gänsen

Digitized by Google

für den eigenen Schlund zu ködern. Mag er als Prediger der Hühner die Kanzel besteigen, als Pilger oder armer Sünder ihnen Buße verkünden, sich vor ihnen todt stellen oder gar, wie auf dem Höhepunkt des Thierepos, sich mit kirchlichem Gepränge scheinbar begraben lassen, immer sind Ränke und Tücken der leicht ersichtliche Grund seines scheinheiligen Gebahrens. In Straßburg heißt jetzt noch eine Gasse, wahrscheinlich von einem derartigen Bildwerk: „wo der Fuchs den Enten predigt." Im Chor des Straßburger Münsters befand sich auch das 1685 beseitigte Fuchsbegräbniß, bei dem der Bär das Weihwasser, der Wolf das Crucifix, Schwein und Bock die Bahre tragen, ein Affe zuschaut und Esel, Hirsch und Kater das Seelenamt halten. In der Reformation erhielt dies an auffallendem Ort befindliche Denkmal mittelalterlicher Thiersatire eine verhängnißvolle Berühmtheit zur Verspottung des dadurch getroffenen äußerlichen Kirchenthums, namentlich durch Fischarts Auslegung und hat dem Klerus sehr viel Aerger und Ungelegenheiten eingetragen. In dieselbe Kategorie gehört das apokalyptische Ungethüm des Papstesels (zuerst am Dome zu Como), aus dem Glauben an mystische Naturmonstrositäten (Bischofsfisch) hervorgegangen, dann fabelhaft und endlich satirisch verwendet.

Aber nicht bloß in dieser gleichsam officiellen Absicht, sondern auch ganz privat treten die Thiere als moralische Scheubilder, als drastische Verkörperungen des Niedrigen und Gemeinen in der Menschennatur auf. Wir erwähnen hier noch einmal den Fuchs in ganz anderer Bedeutung, als den Verursacher der üblen Folgen übermäßigen Weingenusses, wie er an einem Pfeiler der Kirche St. Fiacre bei Le Faouet einem Tonnenbruder leibhaftig aus dem Munde springt. Die Redensart „den Fuchs schinden" (flay the fox, piquer un renard) erhält sich wohl in unserm studentischen „Gerben". Auch die rein culinarische Bedeutung der Thiere für den Menschen mußte schließlich zu ihrem Rechte kommen. Der „Hase im Pfeffer" ist ein beliebtes Anknüpfungsbild der alten Prediger. Ebenso eigenthümlich wie leicht erklärlich erscheint hier die Rolle, welche das Schwein in seinem besonderen Verhältniß zu den es aus ihrem Küchenzettel streichenden Juden spielt. Es war den westlichen Völkern, unter denen die Juden wohnten, immer besonders räthselhaft und geradezu unheimlich an ihnen, daß sie all das Gute und Schöne, was aus einem Schweineschlachten hervorgeht, hartnäckig verschmähten. (Heute beklagt sich das Volk eher, daß der „theure Schinken" nur ihnen noch erschwinglich sei.) In Uhlands „Metzelsuppenlied" tritt dies Gefühl noch frank und frei hervor und es kann nicht wundernehmen, daß es in dunkleren Zeiten zu der positiven Ueberzeugung führte, das Schwein müsse für die Juden ein besonders heiliges und somit unverletzliches Thier sein. Welch unfläthige, aufreizende Darstellungen im „antisemitischen" Sinne von heute früher daran geknüpft wurden und sogar ihren Weg an die Fronten der Kirchen (Wittenberg) und öffentlichen Gebäude (Brückenthurm in Frankfurt a. M.) fanden, wird nicht überraschen, zumal, wenn man erfährt, daß auch Luther in seiner späteren, den Juden feindlichen Stimmung eine von Derbheit strotzende Invective gegen die Talmudisten an das Wittenberger Saubild knüpfte.

Man sieht, daß das hier behandelte Gebiet nicht bloß an Fülle, sondern auch an Buntheit nichts zu wünschen übrig läßt. Nun ist es aber noch überdies durchsetzt mit allen erdenklichen mythologischen Nachwirkungen nicht bloß aus dem classischen, sondern auch reichlich aus dem kirchlich viel schärfer niedergehaltenen germanischen Heidenthum. Wir treffen auf die verführerischen Fischmädchen, die Sirenen, auf den sangesgewaltigen Bändiger der Thiere, Orpheus, auf den Hüter der verzauberten Kuh, Argus, auf das treue Liebespaar, dessen Glück ein Löwe vernichtete, Pyramus und Thisbe. Aber wir treffen auch auf Sigfried den Drachentödter, nicht bloß an nordischen Kirchenbauten, sondern auch ganz in der Nähe, an einer Säule des Freisinger Domes. Dem Einfließen und (allegorischen) Durchdringen dieser heidnischen Contrebande in den Kreis der kirchlichen Symbolik ist im Anschluß an den grundlegenden Kreuzesmythus der letzte Theil von Evans' Buche gewidmet, der die einschlägigen Werke über dies vielbehandelte Thema (Didron, Piper, Audsley u. a.) auf seinem Gebiete lehrreich ergänzt. Auch auf die kirchlichen Volksfeste (die Aufzüge des Esels, als des treuen Trägers der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten, mit allerlei symbolischen Ehren auf dem grauen langohrigen Haupte) wird hiebei eingegangen. Die Kirche kannte, wie immer, ihren Vortheil, wenn sie auch den Aeußerungen der ganz gemeinen Pöbellaune, statt sie sich gefährlich entgegenzustellen, in ihrem heiligen Kreise freien Lauf ließ. Was das Heilige dabei einbüßt, das profitirt der Reiz des farbigen Lebens und — wenigstens früher — die Kunst. Daß die Kunst aber durch die kirchliche Thiersymbolik nicht bloß an Mannichfaltigkeit, sondern auch an Reichthum und Bedeutung gewann, vermag stets ihr Auftreten in Meisterwerken (z. B. Rafaels Vision des Ezechiel, Moretto's heil. Justina mit dem Einhorn) zu belegen. Die dem Buche von Mr. Evans beigegebenen (zum Unterschied von deutschen Publicationen mit rein künstlerischer Absicht) erfreulich scharfen, treuen und elegant hingesetzten Textillustrationen zeigen auch dem bloß künstlerisch suchenden Auge neben manchem Barocken eine Reihe der anmuthigsten, sinnigsten und wirkungsvollsten Motive des Hineinspielens der Thiere ins menschliche Dasein aller Zustände. Wir empfehlen es daher als handliche und leicht zugängliche Materialsammlung auch dem Künstler, dem daran liegt, noch dieser Seite über den durch Böcklin erneuerten Kreis thierischer Fabelwesen, die ewigen Satyrn und Centauren hinauszustreben.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. **Die moderne Weltanschauung und der Mensch.** Sechs öffentliche Vorträge von **Benjamin Vetter**, Dr phil., Professor an der kgl. sächs. techn. Hochschule in Dresden. (Gest. 2. Januar 1893.) Mit einem Vorwort des Hrn. Prof. Dr. Ernst Haeckel in Jena. 2. Aufl. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1896. — Die Weltanschauung, die der kürzlich verstorbene Gelehrte und bekannte Herbert Spencer-Uebersetzer B. Vetter in sechs formvollendeten, überaus klaren und ansprechenden Vorträgen zum Ausdruck gebracht hat, ist durch und durch von dem Entwicklungsgedanken beherrscht. Ueberall besteht ein unaufhaltsamer Fortschritt vom Niederen und Einfachen zum Höheren und Complicirteren, bis hinauf zu den höchsten Formen menschlichen Denkens und Fühlens, menschlicher Institutionen. Gegenüber den Stimmen, welche die Wissenschaft in enge Bahnen drängen möchten, verlangt Vetter volle Freiheit des Forschens und Denkens, den Geist „des allgemeinen Priesterthums, des entschiedenen Verwerfens aller Menschensatzungen und des Zurückgreifens auf den Urquell alles wahrhaft Göttlichen und Guten, auf das Menschenherz selber und seinen unstillbaren Durst nach Wahrheit und Klarheit". Nach ihren eigenen Gesetzen soll unsre Erkenntniß ihres Amtes walten, des Amtes, eine streng natürliche und immanente Erklärung des Weltganzen zu geben. „Wir haben an alles den Maßstab der Erfahrung anzulegen und auf dem Boden wissenschaftlichen Erkennens ein einheitliches, harmonisches Weltbild aufzubauen, in dem auch der Mensch und all seine Gräuel und Wahnvorstellungen so gut wie sein göttliches Erkennen und sein heldenhaftes Ringen nach dem Wahren, Guten und Schönen ihren richtigen Platz, ihre befriedigende Erklärung finden." Nur der Besitz einer solchen, Geist und Gemüth befriedigenden Weltanschauung wird den schroffen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben mildern können. Beuer gibt uns nun in kurzen Zügen ein lebensvolles Bild der Weltentwicklung, wie sie sich gemäß den von Kopernikus, Newton, Huygens, Robert Mayer, Helmholtz, Lyell, Darwin u. a. aufgezeigten Ge-

Digitized by Google

setzen darstellt. Von besonderer Wichtigkeit ist die Entstehung des Planetensystems nach dem Kant-Laplace'schen Gesetz, ferner das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, endlich die von Darwin begründete Lehre der Lebewesen, bestimmt durch die Factoren: Kampf ums Dasein, natürliche Zuchtwahl, Anpassung und Vererbung. Wir erhalten sodann eine sehr schöne, gedankenvolle Schilderung der Entwicklung des geistig-sittlichen Lebens auf der Erde, die eine Menge treffender Bemerkungen enthält. Das Resultat, zu dem Vetter gelangt, ist, daß alles in der Welt einer Natur ist, daß überall dieselben Principien ihr Spiel treiben und daß auch der Mensch aus seiner Umgebung als ein Glied des Weitganzen erwachsen ist. Wir haben also eine streng monistische Auffassung vor uns, da nach Vetter auch das Geistige sich aus keimhaften Anfängen in der Natur herausentwickelt hat. Freilich, der innerste Kern der Dinge, ihr An-sich, muß uns ewig verborgen bleiben, denn die Wahrheit trete uns entgegen, „daß überhaupt all unser Wissen, wenn auch nicht Stückwerk im Sinne des Apostels, doch immer nur relativ bleibt, nur auf den Standpunkt der menschlichen Organisation bezogen ist und zunächst nur für diese untrügliche Gültigkeit hat". Dieses „An sich" fällt für Vetter mit dem Ewigen, Unendlichen, Göttlichen zusammen, mit dem Absoluten, das den Dingen nicht gegenübersteht, sondern immanent ist. Es ist „die gewisseste aller Gewißheiten", daß es ein solches An-sich gibt, ein zeitloses unendliches Sein, von dem wir ein kleiner Theil sind.

Wir können im großen und ganzen den Ausführungen Vetters beistimmen, ohne seinen Standpunkt voll einzunehmen. Gewiß muß jede Weltanschauung, die modern, fortgeschritten sein will, durchaus auf den Ergebnissen der Einzelwissenschaften basiren und auch die mechanische Erklärung der Naturereignisse sich zu eigen machen. Aber die Philosophie hat weiter zu gehen als die Naturwissenschaft, sie muß versuchen, auf kritisch-erkenntnistheoretischem Wege die inneren Principien des Geschehens zu erfassen, um ein wirklich einheitliches, in sich geschlossenes Weltbild, wie Wundt es will, zu geben. Dazu darf sie nun vor allem nicht einseitig sein, und diesen Vorwurf mag man allen denjenigen machen, welche einzig und allein aus den Naturwissenschaften aus das Weltbild construiren. Die „naturwissenschaftliche" Weltanschauung ist nur ein, wenn auch durchaus berechtigter Bestandtheil, eine Seite der allgemeinen, der philosophischen. Die andere, die Innenseite, bildet das Weltbild, wie es sich gestaltet, wenn man von der Psychologie und den Geisteswissenschaften ausgeht. Wenn also Vetter und mit ihm der „Agnosticismus" behauptet, die Erfahrung reiche an das „An sich" der Dinge nicht heran, so ist dem zu entgegnen, daß, was der äußeren Erfahrung nicht gelingt, vielleicht doch durch die aus äußerer und innerer Erfahrung bestehende Gesammterfahrung, dem die Thatsachen verarbeitenden Denken gelingen möchte. Der Mensch ist ein Theil des Wirklichen oder An sich, er hat diese Wirklichkeit in sich und faßt sie nicht etwa als durch die Sinne vermittelte Vorstellung, als Erscheinung auf, sondern wie sie und als was sie sich gibt, als Psychisches, als Geist. Von sich aus kann er dann wohl schließen, daß auch die Wirklichkeit der anderen Wesen seiner eigenen analog sein wird, da wir doch keinen Grund haben, zwei heterogene Wirklichkeiten anzunehmen. Von „außen", durch die Sinne gesehen, ist alles thatsächlich so, wie die Naturwissenschaft es beschreibt, causal-mechanisch. Die Innenseite des Geschehens, die Vetter für ewig der Erkenntniß unzugänglich hält, das „Wirkliche" darin, müssen oder können wir uns wenigstens als einen Complex psychischer Vorgänge denken, deren Entwicklung zu den höchsten Formen des Lebens führt. Auf diese Weise werden wir das Dasein der Zweckmäßigkeit begreifen, ohne den Mechanismus zu leugnen, da Natur und Geist für uns die zwei Seiten (Auffassungen) einer einheitlichen, nach inneren Gesetzen sich stetig entwickelnden Wirklichkeit sind. Die Leibniz'schen Sätze: tout comme chez nous und: la source de la mécanique est dans la métaphysique labren noch immer, vielleicht mehr als je, Werth und Geltung.

* Die Commission für den *Thesaurus linguae latinae*, die von den fünf zu diesem Zweck verbundenen Akademien deutscher Zunge bestellt wird, hat — bestehend aus den HH. Franz Bücheler (Bonn), Hermann Diels (Berlin), Wilhelm a. Hartel (Wien), Friedrich Leo (Göttingen), Otto Ribbeck (Leipzig) und Eduard v. Wölfflin (München) — in der Pfingstwoche zu Wien die übliche Jahresconferenz abgehalten. Der finanzielle Stand des Unternehmens war im verflossenen Etatsjahr (1. April 1895/96) der folgende. Die Einnahmen in der Gesammthöhe von M. 41,162.75 setzen sich zusammen aus

a) Rest aus dem Jahre 1895 . . .	M. 15,491.15
b) Beiträge der fünf Akademien . . .	„ 25,000.00
c) Zinsen	„ 671.60

Die Ausgaben betragen M. 19,281.35.

Somit verblieb ein Rest von	M. 21,881.40
dazu die Beiträge der fünf Akademien für 1896/97 . .	„ 25,000.00
somit stehen zur Verfügung für 1896/97	M. 46,881.40

Den ausführlichen Mittheilungen über die Durchführung der vorbereitenden Arbeiten, die aus der Directive in Göttingen (A) und von jener in München (B) vorliegen, sei das Folgende entnommen:

A. Die Verzettelung der poetischen vorclassischen Literatur ist um ein großes Stück gefördert worden. Fertig liegen nun vor die Zettel zu Varro's Menippea, Cicero's Aratea, Publilius Syrus, Culex, Copa, Moretum, Tibull, Germanicus, Lucan, Seneca's Tragödien, Calpurnius, Phaedrus, Martial und einigem Kleineren. Fast fertig, d. h. abgeschrieben und in der Lemmatisirung oder Alphabetisirung oder beiden so weit gefördert, daß sie im Laufe des Sommersemesters für die öffentliche Benützung bereit sein werden, sind die Zettel zu Plautus, Terenz, Lucilius, Lucrez, Vergil, Statius, wahrscheinlich auch Properz. Von den der Göttinger Direction zugewiesenen Prosatexten sind excerpirt und fertig abgeschrieben: die rhetorischen Schriften Cicero's (mit einer Ausnahme), die Briefe ad Quintum, ad Brutum, ad Atticum IX, X, Quintus de petitione cons., Plinius h. n. XVI—XIX. Das Lexikon der rhetorischen Schriften Cicero's wird voraussichtlich im Herbste beendigt sein. Es sind nunmehr im ganzen 1435 Bogen (= circa 143,500 Verszeilen) in ca. 580 Kästen verzettelt, alphabetisirt (in fertigem Lexika) 300 Kästen, außerdem lemmatisirt (nicht zu Ende alphabetisirt) 62 Kästen.

B. Fertig liegen vor die Zettel zu: Historicorum fragmenta, Oratorum fragmenta, Auctor ad Herennium, Varro de lingua latina, Cicero epist. ad fam., Livius bis zum 35. Buche, des älteren Seneca Suasoriae und Controv. lib. I, Velleius, Valerius Maximus, Seneca de benef. und de clem. und von Fachschriftstellern Scribonius Largus. In Arbeit begriffen sind: Cato de agric., Cicero's Reden und philosophische Schriften, Cäsar, Livius Buch XXXVI und folgende, die Fortsetzung von Senecn Controv., Pomponius Mela, Frontinus, Plinius Epist. und Paneg. Es sind nunmehr ca. 590 Sammelkästen mit Zetteln gefüllt, weitaus das meiste lemmatisirt, einiges alphabetisirt.

Die Excerpirung der nachclassischen Literatur konnte erst vorbereitet werden, indem die Directoren genauere, im Interesse der Gleichmäßigkeit unerläßliche Instructionen ausarbeiteten, welche Hr. Wölfflin um vier Quartseiten Erläuterungen vermehrte. Hierauf wurden die meisten Pensa vertheilt. Die Mitarbeiter am Wiener Corpus scriptorum ecclesiasticorum übernahmen fast sämmtlich, unter ihnen mehrere unentgeltlich, die Excerption der betreffenden Texte. Excerptionszettel dieser Art liegen bereits von nahezu einem Dutzend Schriftsteller vor. Auch das Lexikon zu Ammian von Hrn. Petschenig ist zum großen Theil vollendet.

In der Directorial-Conferenz vom 29. Mai wurde die Vertheilung des Arbeitspensums für 1896/97 im einzelnen bestimmt und auf Grund dieses Arbeitsplanes der Botenschlag für das Geschäftsjahr 1896/97 entworfen. Ferner wurde eine Instruction für die Secretäre ausgearbeitet und genehmigt. Endlich wurden die Grundzüge für die Druckeinrichtung des Thesaurus festgestellt, so daß der Abschluß mit einer Verlagshandlung nunmehr eingeleitet werden kann.

Da Hr. Diels auf seine Stelle als Vorsitzender resignirte, wurde Hr. v. Hartel zu seinem Nachfolger gewählt. Als Ort der nächstjährigen Pfingstconferenz ist Leipzig bestimmt worden.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Die Fortsetzung der Ausgrabung bei dem Tempel von Cnuca in Latium hat ergeben, daß auch der ältere „tuskanische" Tempel einen Säulenumgang hatte, aber nicht von Anfang an, so daß die merkwürdige Geschichte dieses Heiligthums noch um eine Periode reicher wird. Mit dem Beginn dieser zweiten Periode ward die Grube, in der man Weihgeschenke der ältesten Zeit angehäuft gefunden hatte, geschlossen. In dieser Grube sind attische Vasen nicht mehr vertreten. Der Umbau wird also etwa in die Zeit gesetzt werden dürfen, zu der die attische Thonwaare die ältere vom Markte zu verdrängen begann. Auch in der späteren Zeit wird man Weihgeschenke beiseite geschafft haben, es lag also nah, in der Umgebung des Tempels nach ähnlichen Gruben, wie die zuerst gefundene, zu suchen. In der That hat sich vor der Front des Tempels eine zweite ge-

Digitized by Google

funden. Aber ihr Inhalt erwies sich als nicht älter als das dritte Jahrhundert vor Christo. Die Weihgaben des sechsten bis vierten Jahrhunderts, soweit sie in ähnlicher Weise beiseite geschafft wurden, sind also erst noch zu finden. Ein Inschriftfragment, auf dem der Name der Göttin Mater Matuta erscheint, entscheidet die Frage, ob wir an der Stelle des Tempels die Stadt Satricum anzunehmen haben, in bejahendem Sinn, da nach dem Zeugniß des Livius gerade dieser Göttin Tempel in eben dieser Stadt in besonderem Ansehen stand. Ferner hat die Ausgrabung gelehrt, daß der Tempel nicht, wie man früher angenommen, vor den Thoren der Stadt lag, sondern auf der Akropolis selbst, an deren Nord- und Westseite die Stadt sich ausdehnte, nach ihrem Untergang überbaut durch stattliche Villen der Kaiserzeit.

* Ueber einen historisch wichtigen Fund aus der letzten Arbeitszeit der französischen wissenschaftlichen Expedition in Tello wird der „Köln. Ztg." Folgendes berichtet. Unter den Tausenden von Thontafeln, die Hr. de Sarzec im südlichen Babylonien kürzlich ausgegraben und in das kais. archäologische Museum in Konstantinopel gebracht hat, befinden sich die ersten datirten Urkunden von Sargon I., dessen gewaltiges Reich sich um 3800 v. Chr. vom Persischen Meerbusen bis zum Mittelmeer erstreckte. Dadurch wird nicht nur die von Hilprecht in den letzten Jahren mit so viel Nachdruck betonte Geschichtlichkeit dieses Königs Sargon glänzend bestätigt, sondern auch der Inhalt der von den meisten Gelehrten für eine unglaubwürdige spätere Fassung erklärten sogenannten Omentafel mit ihm als eine geschichtliche Thatsache erwiesen. Auch auf diesen Tafeln erscheint Sargon stets in der vollen Namensform Shargâni-shar-âli. Auf einer der kleinen gebrannten Tafeln heißt es z. B. am Schluß: „im Jahre, da Sargon gegen das Westland (d. i. Palästina-Phönicien) marschirte." Die Angaben der Omentafel erweisen sich danach als eine chronologisch geordnete Ruhmesliste der Feldzüge und Thaten Sargons I., vielleicht im Auszug. Zwei andere Thontafeln geben die so lange vergeblich gesuchte Auskunft auf die Frage, wer der südbabyloaische Gouverneur oder patesi von Lagash gewesen sei, der zur Zeit Sargons lebte. Aus den auf diesen Tafeln befindlichen Siegelabdrücken erfahren wir, daß Lugal-ushumgal gleichzeitig mit Sargon und dessen Sohne Narâm-Sin in Tello regierte. Durch diese Funde ist helles Licht auf die bisher so dunkle älteste Geschichte Babylons geworfen und das vom Herausgeber des amerikanischen Expeditionswerkes auf grund einer Reihe logischer Schlußfolgerungen entworfene Bild dieses Geschichtsabschnittes in allen Hauptzügen als richtig befunden worden. Mehrere hundert der bisher untersuchten Thontafeln gehören dieser uralten Zeit an, etliche sind sogar noch älter. So ist z. B. auch endlich auf einer Tafel der Name des Königs Urukagina aus dem 5. vorchristlichen Jahrtausend als Unterschrift gefunden worden. Auf Antrag des Curators des Louvre in Paris hat der französische Gesandte in Konstantinopel vom Sultan ein besonderes Irade erwirkt, wonach diese und andere wichtige monumentale Funde de Sarzecs als Geschenk dem genannten Pariser Museum überwiesen worden sind.

* **Würzburg.** Privatdocent Dr. Heimberger hat einen Ruf als außerordentlicher Professor für Kirchenrecht und Strafproceß an die Universität Straßburg erhalten und angenommen.

* **Heidelberg.** Die Privatdocenten Dr. Gottlieb (für Arzneimittellehre) und Dr. Cramer (für Hygiene) wurden zu außerordentlichen Professuren ernannt.

* **Marburg.** Mit dem nach Breslau berufenen Professor der Augenheilkunde Dr. Uhthoff wird zum Wintersemester auch sein erster Assistent Privatdocent Dr. Axenfeld vorthin gehen.

* **Jena.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. med. Hermann Braus aus Burtscheid für Zoologie mit einer Probevorlesung über die Herkunft der paarigen Extremitäten der Wirbelthiere.

* **Wien.** Der Privatdocent an der hiesigen Universität Dr. Christian Frhr. v. Ehrenfels ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag ernannt worden. Frhr. v. Ehrenfels, am 20. Juni 1859 zu Rodaun geboren, hat u. a. 1887 eine Dichtung „Melusine", 1895 „Allegorische Dramen", in der Manier Wagner'scher Operntexte, und neuer einen ästhetisch-kritischen Beitrag „zur Klärung der Wagner-Controverse" veröffentlicht.

* **Brünn.** Der außerordentliche Professor der darstellenden Geometrie an der Technischen Hochschule Otto Rupp ist zum ordentlichen Professor dieses Faches an der genannten Hochschule befördert worden.

* **Zürich.** Der Bundesrath hat den Privatdocenten und Assistenten an der Universität Göttingen Richard Lorenz zum Professor für Elektrochemie am eidgenössischen Polytechnikum gewählt.

* **New-York,** 22. Juli. Der amerikanische Verlagsbuchhändler Joseph Harper, Theilhaber der Firma Harper Brothers, ist heute gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 24. Juli folgende Schriften eingegangen:

Sophus Müller: Nordische Alterthumskunde nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. 3. u. 4. Lfg. Straßburg, K. J. Trübner 1896. — v. Hertzberg: Ueber die Ausbildung der Escadron im Reiten und Exerciren nebst einigen Bemerkungen über Felddienst. Rathenow, M. Babenzien 1896. — Trost und Rath für Nervenkranke von einem Vielgeprüften. Wiesbaden, Lützenkirchen u. Bröcking 1896. — Rafael: Des Mädchens Wahl. Praktische Anleitung für Mädchen und Frauen aller Stände. Leipzig, W. Möschke. — H. Häfker: Was sagt Shakespeare? Beitrag zur Shakespeare-Bacon-Frage. Berlin, Schuster u. Löffler 1896. — Georg Brandes: Moderne Bahnbrecher. Menschen und Werke aus neuerer europäischer Literatur. Uebersetzt von A. u. d. Lieben. Leipzig, H. Barsdorf 1897. — R. Schreiber: Schön- und Schnellschreiben durch Selbstunterricht zu erlernen. Essen a. d. R., G. D. Baedeker 1896. — A. Achleitner: Grenzleut, Bilder aus den Alpen. Berlin, Verein für Deutsches Schriftthum 1896. — E. Zola: Rom. Roman. Uebersetzt von A. Berger. 3 Bände. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Michael Thonet. Ein Gedenkblatt aus Anlaß des 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Von seinen Söhnen und Enkeln. Wien 1896. Als Manuscript gedruckt. — 12. Jahresbericht des Großherzoglichen Conservatoriums für Musik in Karlsruhe. Schuljahr 1895—96. Karlsruhe, F. Thiergarten 1896. — Neue Katalage: II. Hôpli, Mailand. Nr. 107. Lotterntum Italiann. 1896. — Officieller Generalkatalog der Internationalen Ausstellung für körperliche Erziehung, Gesundheitspflege und Sport zu Innsbruck. Hggb. vom Executivcomité. 1. Aufl. Innsbruck 1896.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eben erschienen!

Rom. Roman von Emile Zola.

3 Bände. Preis geheftet Mark 6.—; in 2 Bände elegant gebunden M. 9.—

„Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung, jede will ein lebendiges Sinnbild sein, ein Stück Rasse, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen . . ." (Neue Freie Presse, Wien.)

„. . . ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird . . . „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat." (The Athenaeum, London.)

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. (The Graphic, London.)

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben." (Mémorial de la librairie française, Paris.)

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; in 1 Band elegant gebunden M. 6.—

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71.) Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 8.—

Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; in 1 Band elegant gebunden M. 6.—

Nantas. Novelle. Preis geheftet M. 1.—; eleg. gebunden M. 1.50.

Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 6.—; in 2 Bände elegant gebunden M. 8.— (16339)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keiß in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 27. Juli. Nummer 172.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Ein Romantiker unter den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts. I. Von Rudolf Kautzsch. — Zur deutschen Kriegsgeschichte. Von K. Th. Heigel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Romantiker unter den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts.

Akademische Antrittsvorlesung von Rudolf Kautzsch.

I.

Realismus und Renaissance, das sind die Schlagworte, die den Inhalt der deutschen Kunstbewegung des 15. und 16. Jahrhunderts erschöpfen sollen. In der That: rücksichtslose Naturwahrheit auf der einen Seite, das Streben nach Gesetzmäßigkeit in den Formen und im Ausdruck des geistigen Gehalts auf der andern sind Anfang und Endziel unsrer Kunst im Zeitalter der Reformation. Aber Anfang und Ende sind noch nicht das Ganze. Nicht alle Künstler haben an der Entwicklung vom Realismus zu den Idealen Albrecht Dürers mitgearbeitet. Manch einer ging eigenwillig seinen besonderen Weg und das classische Land der Individualitäten, damals mehr denn je erregt und gespalten, hinderte ihn nicht. Es hat einen doppelten Reiz, die Werke solcher Sonderlinge zu betrachten. Einmal haben wir unsre Freude an der bunten Vielgestaltigkeit des deutschen Kunstlebens jener Zeit. Sodann aber verspricht auch die eingehende Erörterung einer Sonderkunst den Ertrag neuer Gesichtspunkte, die das Verständniß unsrer Kunst überhaupt fördern und vertiefen mögen. Fast wie ein Fremdling steht der Meister, dessen Bilder wir zum Gegenstand unsrer Auseinandersetzung machen wollen, unter den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts. Zwar, er ist nicht der einzige, der sich nicht so recht als Realist oder Renaissancekünstler im Sinne Dürers verstehen ließe. Wohl aber bleibt er sich mehr als andere getreu: das Ideal, das wir neben den Zielen des Realismus und der Renaissance in der deutschen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts wirksam finden, kommt nicht nur vorübergehend einmal in einem seiner Bilder zur Geltung, es beherrscht alle seine Werke bis zu Ende. Es ist Albrecht Altdorfer, der Maler von Regensburg.[1])

Wir machen mit einem Bildchen der Berliner Galerie den Anfang, das nicht wenig von seinen derben fränkischen und schwäbischen Nachbarn absticht. Es zeigt eine Landschaft mit einer Satyrfamilie. Wir sehen da links eine mächtige Felswand, unten drin eine Höhle, aus der ein Bach quillt. Davor Buschwerk mit knorrigem Stamm und breiten blätterreichen Zweigen. Daneben ein paar gewaltige Baumstämme, nur bis zur Mitte sichtbar. Diese ganze dunkle Masse nimmt etwa zwei Drittel des Bildraums ein. Ganz rechts am Rand stehen noch einige Bäume. Sie bilden mit den andern zusammen den Rahmen für einen Ausblick, hinunter in ein Flußthal, hinüber auf spärlich bewachsene, von Burgen gekrönte Felsen, hinaus in eine blaue Ferne. Links vorn vor Höhle und Gebüsch hat sich eine Satyrfamilie niedergelassen, ein struppiger, ziegenfüßiger Alter, eine fast unbekleidete, kräftige Frau und ihr Kind. Der Vorgang, der sich zwischen einigen kleineren Figürchen weiter im Mittelgrunde abspielt und auch die Satyrfamilie erregt, ist schwer zu deuten und offenbar so sehr Nebensache, daß wir uns mit ihm nicht weiter zu befassen brauchen. Auf die Figuren hat es der Künstler wohl überhaupt nicht besonders abgesehen: sie sind gar nicht groß, nicht bestimmt gezeichnet und gar nicht eingehend modellirt. Gerade der unbekleidete Frauenkörper im Vordergrund, der sich hell vom dunkeln Grunde abhebt, zeigt, wie wenig Sorgfalt auf die Durchbildung der Form verwandt ist. Auch der Ausdruck der Gesichter ist allgemein: sie sagen gar nichts. Weit anspruchsvoller treten der Fels, das prächtige Gebüsch und die Bäume auf. Freilich, wenn wir näher zusehen, vermögen wir weder den Bau noch die Art des Buschwerks oder der Bäume zu erkennen. Wie Stamm und Zweige und Blätter zusammengehören, ist nirgends ersichtlich. Und die Blattform gehört völlig ins Reich der Phantasie. Genau genommen vermögen wir nur Massen zu sehen, bald breite Flächen wie Palmwedel, bald gekräuselte, gerollte und ausgefranste Büschel „wie Straußenfedern“, dazu abenteuerlich gezackte Ausläufer, die in die klare Luft hinausstreben. Ueber das Ganze ist aber ein blendendes Spiel von Lichtfunken und Lichtstreifen ausgegossen, so daß eine ganz zauberhafte, fast seltsame Wirkung erreicht wird. Den Eindruck des Seltsamen erhöhen noch die langen Flechtenbärte, die in den halb abgestorbenen, vom Wind zerfaulten Zweigen der Bäume wuchern.

Nächst diesen Elementen fordert die Fernsicht unsre Aufmerksamkeit. Wirkungsvoll hebt sich der strahlende Himmel, das dämmernde Blau von den dunklen Bäumen rechts und links ab. Und dadurch, daß der Vordergrund auf einem Hügel über dem Flußthal gedacht ist, wird der Ausblick noch reizvoller.

So müssen wir denn sagen: in Einzelheiten ganz und gar nicht Realist, hat der Künstler doch wohl verstanden, durch die Sicherheit der Raumschilderung und die geschickte Anordnung und Abtönung der Massen seine Schöpfung ganz glaubhaft zu machen. So überzeugend aber auch das Bild an sich wirkt, so sehr befremdet es gegen sonstige Werke oberdeutscher Tafelmalerei gehalten. Diese ging, wie wir uns erinnern, von einem peinlichen Realismus im einzelnen aus und strebte nun nach plastischer Rundung und statuarischer Pose der Figuren, nach charakteristischer Durchbildung der Köpfe. Sie wollte vornehmlich charaktervolle Typen schaffen. Die Bildnißmalerei blühte. Die Landschaft dagegen erlangte selbständige Geltung nicht.

Jene Ziele sind der Kunst Altdorfers so fremd wie möglich. Dafür ist schon eine ganz allgemeine Beobachtung

[1]) Unsre Erörterung setzt natürlich Friedländers Biographie des Meisters (Leipzig 1891) voraus. Sie als Quelle überall da, wo wir uns auf sie beziehen, ausdrücklich anzuführen, verbot sich in einer Rede von selbst. Hier sind indessen wörtliche Citate kenntlich gemacht.

bezeichnend: unter seinen Werken suchen wir Bildnisse vergeblich. Weiter: ein einzigesmal nur, wie es scheint, hat er versucht, große Gestalten in statuarischer Haltung vorzuführen. Und dieser einzige Versuch zeigt, wie fremd ihm diese Seite der Darstellung war. Meist nehmen die Figuren nur etwa ein Drittel oder höchstens die Hälfte der Höhe der Bildfläche in Anspruch. Nie sind sie eingehend modellirt, nie die Gruppe plastisch aufgebaut, die Köpfe individuell gebildet. Greifen wir eine Bilderreihe heraus, die etwa ein Jahrzehnt später entstanden ist, als jenes erste Bildchen mit der Satyrfamilie: es sind Darstellungen zur Quiringeschichte. Hier mußte schon der Sache nach den Figuren der Löwenantheil zufallen: da ist z. B. die Wegführung des gefangenen Quirin. Auf einer Pfahlbrücke, die von links quer über das Bild läuft, rechts umbiegt und in die Tiefe geht, wird der Heilige von Schergen und Soldaten weggeführt. Oder vielmehr, er wird nicht weggeführt: wir wissen nicht recht, was die kriegerische Schaar mit dem Jüngling beginnen will. Schon diese Undeutlichkeit der Situation, der Mangel an sprechenden, entschiedenen Bewegungen ist bezeichnend. Noch mehr ist es alles einzelne. Die Figuren stehen meist nicht fest, jedenfalls nicht geschickt auf den Füßen. Sie nehmen keine plastisch glückliche Haltung ein, setzen sich nicht klar von einander ab. Dann die Köpfe: wir sehen nur zwei Gesichter vollständig und deutlich, das eines Kriegers und das des Heiligen. Die andern sind abgewandt, verdeckt oder in den Hintergrund gerückt. Das Gesicht des Kriegers ist klar und ausdrucksvoll, zeigt aber keinerlei individualisirende Charakteristik. Der Kopf des Heiligen ist noch allgemeiner, aber nicht ohne Züge einer gewissen weichen Regelmäßigkeit. Beide verrathen nichts von einem gesteigerten Innenleben. Also: weder Plastik, noch Charakteristik.

Nun stehen aber die Menschen in diesen Darstellungen durchaus im Vordergrund des Interesses. Es galt also, Ersatz für jene Mängel zu schaffen. Altdorfer fand ihn einmal in der reichen, abenteuerlichen Tracht und Bewaffnung der Personen, sodann in der Schilderung überaus reizvoller Schauplätze. So gibt er auf unserm Bilde zunächst einen höchst anziehenden Durchblick durch die halb überdeckte Brücke auf das gegenüberliegende Ufer. Weiter läßt er drüben den Boden steil, ja schroff aufsteigen zu einem mächtigen Felsen, der oben eine wohlbefestigte Stadt trägt. Hell liegt die Abendsonne auf den Mauern und Thürmen. Leichte, ebenfalls von der sinkenden Sonne angestrahlte Wolken ziehen drüber hin. Ueber das Thal aber, die Brücke mit ihren Figuren legen sich schon die Schatten des Abends. Diese Gegensätze von Hell und Dunkel, die gespenstigen Formen der glänzenden Mauern oben und die auch im Dunkel aufleuchtenden Waffen und schimmernden Gewänder unten lassen uns alles andere vergessen.

Daß es kein einmaliger Zufall ist, wenn Altdorfer hier statt plastischer Gestalten und charakteristischer Köpfe die Pracht seltsamer Gewänder, reiche Farben und eine kühne Beleuchtung bietet, das zeigt eine Reihe weiterer Bilder, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden. Wir haben vorhin erwähnt, daß der Kopf des heiligen Jünglings weiche, regelmäßige Gesichtszüge zeigt. Aehnliche Köpfe kommen in der Folgezeit noch öfter vor. Ja sichtlich streben in den späteren Werken Altdorfers geradezu alle Köpfe einem bestimmten Schönheitstypus zu. Es ist ein mehr weibliches als männliches Ideal, weich, rundlich, regelmäßig, ohne hervortretende Eigenheiten, etwas unreif, mehr anmuthig als schön.

Wie die Neigung zum Typischen, so mag auch die sichtlich größere Sorgfalt in der Zeichnung der Gestalten schließlich auf einen mittelbaren Einfluß der italienischen Kunst zurückgehen. Sehr bezeichnend ist aber, daß ihn die italienischen Vorbilder, die er nachweisbar gesehen hat, nicht zu größerer Plastik zu bringen vermochten. Im Grunde wird das Figürliche auch in den Bildern der zweiten Epoche seines Schaffens dem Ganzen, dem Raum, der Landschaft ebenso untergeordnet, wie in den Jugendwerken. Und seine letzten Schöpfungen sind Landschaften ohne Figuren. Ich denke, das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, wie wenig Altdorfer sein Augenmerk auf Plastik und Charakteristik der Gestalten gerichtet hatte. Darnach stellt sich sofort die Vermuthung ein: so war es also das Ganze: Figuren, Landschaft, Raum, Luft und Licht in ihrem Zusammenwirken, so war es die Erkenntniß der malerischen Seite der Welt, die seine Darstellung bestimmte?

Vielleicht doch nicht. Ein paar Beispiele werden uns rasch überzeugen. In die Nähe der Landschaft mit der Satyrfamilie gehört ein Bildchen, das den Kampf des hl. Ritters Georg mit dem Drachen darstellt. Von einem Kampf ist zwar eigentlich nicht recht etwas zu sehen. Das Pferd bäumt sich nicht, und der Ritter scheint sich das bunte Gewürm da unten zunächst einmal zu betrachten. Aber im Wald sind wir, mitten im tiefen Wald. Eine echt malerische Aufgabe: wie das Licht schräg durch die Laubkronen fällt und scharf umgrenzte Bilder auf den dunklen Boden zeichnet, wie in diesem hellen Glanz das Moos funkelt und der Schmetterling sich wiegt, wie sich da hinten Stamm an Stamm immer enger und enger zusammendrängen und endlich lauschiges Dunkel alle Umrisse verschlingt: kurz Raum, Tiefe und alle Herrlichkeit des Lichts und des dämmernden Schattens — finden wir sie dargestellt? Nichts von alledem: nur Laub, eine dichte, undurchdrochene Laubwand, nur rechts unten ein Ausblick in die Ferne. Das Innere des Waldes wollte Altdorfer darstellen, gewiß, aber nicht den helldunklen Raum dort mit seinem reichen Leben, nicht bewußt die malerische Seite des Gegenstandes.

Ein Bild aus dem zweiten Abschnitt der künstlerischen Thätigkeit Altdorfers ergänzt diese Bemerkung. Es ist eine Darstellung der Geschichte der Susanna. Wir finden da vorn einen zierlichen Blumengarten, in dem die Hauptpersonen sichtbar werden, kleine, aber prächtig gekleidete, bunte Figürchen. Dicht hinter dem Garten erhebt sich ein weiträumiger, prachtvoller Palast, der fast die Hälfte der Bildfläche einnimmt. Diese polychrome Architektur ist aus deutschen und italienischen Elementen bunt und phantastisch zusammengesetzt. Ist schon die Vorherrschaft eines solchen glänzenden Baues an sich unmalerisch, so wird die Gesammtwirkung des Bildes noch ganz erheblich durch die Farbe beeinträchtigt. Die Kleidung der Figuren im Vorder- und Mittelgrund, die Architektur und die Landschaft: alles zeigt intensive Localfarbe. Die tiefsten Töne, ja Goldlichter sind reichlich verwendet. Und dazu kommt noch die peinliche Ausführung alles Einzelnen, besonders der Blumen und Gräser, wie des Baumschlags. Ganz gegen die Gewohnheiten seiner Jugend hat Altdorfer hier einmal die Kleinmalerei durchaus auf Kosten der Gesammtwirkung betont. Diese ist bunt, das Ganze unmalerisch. Ein solches Bild wäre unmöglich, wenn der Künstler wirklich die malerischen Reize der Erscheinung zum Gegenstand seiner Schilderung ersehen hätte. Ich denke, wir dürfen darnach unsre Beobachtungen dahin zusammenfassen: Albrecht Altdorfer geht nicht aus von den Problemen der Form. Weder der Körper, noch das Ganze der malerischen Erscheinung beherrscht seine Schöpfungen. Seine Phantasie muß andere Krystallisationscentra haben.

So sehen wir uns zu der Entscheidung gedrängt: ist es nicht die Form, die ihn vor allem beschäftigte, so ist es vielleicht der Inhalt? Bestimmte etwa der epische oder dramatische Gehalt der Stoffe die Darstellungsweise?

Digitized by Google

Von vornherein ist das sehr unwahrscheinlich. Den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts war die Krankheit der Novellenmalerei noch fremd. Wenn sie erzählen wollten, griffen sie zum Holzschnitt oder zum Stich. Auch Altdorfer hat Holzschnitte geschaffen, unter anderem eine Folge von 40 Blättern, die nicht ohne Beziehung zu Dürers Holzschnitt- und Kupferstichfolgen das alte Thema Sündenfall und Erlösung des Menschengeschlechts behandelt. Wenn irgendwo, mußte sich hier des Künstlers Erzählertalent, wenn er solches besaß, offenbaren. Aber was finden wir in jenen Blättern? Da ist nicht die Reihe der Ereignisse schlicht und klar erzählt. Die Hauptpersonen stehen nicht in übersichtlichen Gruppen beisammen, verrathen uns nicht immer sofort durch Gesichtsausdruck und sprechende Bewegung den Inhalt des Vorgangs. Auch sind die wohlbekannten Geschichten nicht durch eine Fülle glücklich erfundener Einzelzüge bereichert. Vielmehr will jede der kleinen Darstellungen für sich betrachtet sein, jede überrascht wieder durch die seltsame Eigenart, die Kraft der Umdichtung des Inhalts. Vorwiegend sind es Beleuchtungsstücke, sei's bei Nacht, sei es im Dunkel schwerer romanischer Architekturen oder Ruinen. Und beherrschen einmal nicht ausschließlich die Gegensätze von Hell und Dunkel das Ganze, ist freies, klares Tageslicht angenommen, so entschädigt uns gewiß ein Blick in die Ferne, ein Fels mit einer Burg, ein verwitterter Baum für die Mängel der Erzählung. Nein, ein Erzähler war Altdorfer nicht.

Ebenso wenig war er aber ein Dramatiker. Nichts zeigt dies besser als die Art, wie er die Kreuzigung Christi malte. Wir greifen eine dieser Darstellungen heraus: auf einem niedrigen Hügel in einer Voralpenlandschaft ragen die drei Kreuze auf. Den Hintergrund bilden Berge, ein See, mit der Stadt am Ufer, Hütten und ein schlichtes Seitenthal. Es ist Abend. Dunkles, nur hie und da an den Säumen grell beleuchtetes Gewölk nimmt die Höhe und den Grund des Himmels hinter den Kreuzen ein. Die Seiten und der Horizont sind hell beleuchtet. Die Kreuze sind ziemlich entfernt vom Betrachter. Ueberdies stehen sie unter den Schatten der Wolken. So ist jeder aufdringliche Realismus vermieden: wir sehen keine der gräßlichen Entstellungen, die uns andere Maler der Zeit so geflissentlich und ausführlich schildern. Unten aber um die Kreuze ist es ganz ruhig geworden. Das rohe Kriegsvolk, die höhnenden Pharisäer, die gaffende Menge, all das Gewühl voll Leidenschaft, Bosheit und Thorheit hat sich zerstreut. Eben geleiten Joseph von Arimathia, Johannes und eine der Frauen die Mutter des Herrn von der Schmerzensstätte. Nur Maria Magdalena sitzt noch da, ganz vorn, dem Kreuze gegenüber auf einem Felsen. Sie kehrt uns den Rücken und stützt den Kopf in die linke Hand, ganz allein mit ihrem Schmerz.

Wir suchen vergeblich im Umkreis der deutschen Malerei der Zeit nach einer ähnlichen Darstellung, einer Darstellung, die so bewußt auf alle Effecte des Gräßlichen und der Charakteristik der Leidenschaften verzichtete, so beredt die Stimmung sanfter, wehmüthiger Trauer zum Ausdruck brächte, wie unser Bildchen.

Damit ist schon gesagt, was die Stärke dieser und noch so mancher anderen Schöpfung unsres Meisters ausmacht. Nicht die dramatische Zuspitzung der Charaktere und Situationen, wohl aber die eigenthümliche Kraft der Stimmung. Stimmungen erzeugen, ist Aufgabe der Lyrik. Treffen wir etwa die Eigenart der Kunst Albrecht Altdorfers, wenn wir sagen: er war ein Lyriker?

Gewiß nicht. Es ist überhaupt etwas Mißliches um die Uebertragung der Bezeichnungen einer Kunstgattung auf eine andere. Gewiß haftet jeder der Schöpfungen Altdorfers ein lyrisches Moment an. Aber damit ist noch lange nicht alles gesagt. Ich denke, wir müssen andere Wege einschlagen, um das Wesen der Kunst Albrecht Altdorfers zu ergründen. Sollte uns nicht die Erörterung ihrer Stellung im Ganzen des deutschen Kunstlebens weiter helfen? Wir gehen zurück bis zum Ausgangspunkt unsrer Betrachtung. Wir sagten: Realismus, ja Naturalismus auf der einen Seite, das Streben nach Maß und Harmonie, nach Gesetz und Regel in der Wiedergabe der Erscheinungen auf der anderen, das mache einen guten Theil des Kunstbemühens im 16. Jahrhundert aus. Daneben fanden wir eine Sonderlingskunst, der auch Altdorfers Bilder angehören. Vielleicht ließen sich auf einem verwandten Kunstgebiet, etwa auf dem der Poesie, Analogien zu diesem Neben- und Nacheinander verschiedener Strömungen finden. Vielleicht weist uns eine Kunst, die weit länger schon und weit sorgfältiger zum Gegenstand ästhetischer Betrachtung gemacht wurde, ungesucht auf Möglichkeiten — um nicht zu sagen, auf Gesetze — der Entwicklung, die uns das Verständniß jener Sonderlingskunst erschließen.

Die große Blüthezeit unsrer Literatur, von der Geniperiode an gerechnet, zeigt in der That mancherlei Parallelen zur deutschen Kunst des 16. Jahrhunderts. Auch hier finden wir einen schroffen Realismus, den Realismus der Stürmer und Dränger. Er verschwand bald vor dem Glanz der Weimarer Idealisten. Aber deren ästhetisches Glaubensbekenntniß wurde keineswegs das allgemeine. Neben ihr Bemühen, den antiken Vorbildern im Schaffen idealer Typen gleichzukommen, stellte sich die Lehre vom unbeschränkten Recht der Phantasie: neben die Classiker traten die Romantiker. Haben wir etwa auch im 16. Jahrhundert neben Realismus und Renaissance ein romantisches Element anzuerkennen?

Nicht darauf kommt es uns an, ein neues Schlagwort zu finden, um zu schematisiren, was bisher dem Schema noch glücklich entronnen. Aber der Begriff des Romantischen gehört der Culturgeschichte an. Wenn wir demnach das Romantische in der Poesie nun etwas genauer ins Auge fassen, so geschieht das nicht, um dann allerlei äußerliche Merkmale, die wir finden, ohne weiteres auf die Kunst Albrecht Altdorfers anzuwenden. Vielmehr wollen wir uns an einem besonders deutlichen Beispiel die Wurzeln und das Wesen der Romantik selbst klar zu machen versuchen: den culturgeschichtlichen Boden, auf dem sie erwächst, ihre Neigungen und Ziele, ihre Mängel und ihre Stärke. Der romantische Zug einer Zeit kann und wird sich in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit ausdrücken, ohne Frage aber seinem Wesen nach im Gebiet der Kunst am reinsten. Und geschichtlich ist das Romantische zu Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts bei uns zuerst und am entschiedensten in der Poesie aufgetreten. Die Maler daneben waren eigentlich nur Romantiker zweiter Ordnung. Sie liehen von den Poeten nur romantische Stoffe, während ihre Darstellungsweise weit weniger romantisch ist. Um also über Ursprung und Eigenart des Romantischen recht klar zu werden, wollen wir uns vorzugsweise an die poetische Romantik halten.[1])

Schiller schreibt einmal an Goethe: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch

[1]) Fürs Folgende verdanke ich das Beste dem Schriftchen Hettners, Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller, Braunschweig, 1850.

bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein." Also: schöne Wirklichkeit ist die Voraussetzung alles künstlerischen Schaffens. Wo sie fehlt, wird der Künstler entweder Realist im schlimmen Sinne des Wortes bleiben, oder er wird Idealist — dann mag er sich, wie Schiller weiter ausführt, vorzugsweise gern an die Alten wenden, um nach ihrem Vorbild die empirische Natur auf die ästhetische reduciren zu lernen. Dies entspricht also dem ästhetischen Bestreben Goethe's und Schillers selbst. Oder endlich: er wird Phantast. „Aus Verzweiflung," fährt Schiller fort, „die empirische Natur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie sie lieber ganz und sucht bei der Imagination Hülfe gegen die Empirie, gegen die Wirklichkeit. Er legt einen poetischen Gehalt in sein Werk, das sonst leer und dürftig wäre, weil ihm derjenige Gehalt fehlt, der aus den Tiefen des Gegenstandes geschöpft werden muß." Kaum braucht noch ausgesprochen zu werden, daß die dritte Möglichkeit den Weg der Romantiker bezeichnet.

Klar und treffend hat Schiller das Wesentliche angedeutet. Neoklassicismus, idealer Stil in Anlehnung an klassische Muster und Romantik, alle drei haben eine Voraussetzung: daß nämlich die Gegenwart dem Künstler keine großen, freien, schönen Formen biete. Nur stellen sich die drei verschieden zur Wirklichkeit. Die Romantik, auf die wir uns nun weiterhin beschränken wollen, lebt vom Gegensatz gegen diese Wirklichkeit. Menschen von mehr Empfindung als Verstandesschärfe sind ihre Träger. Die Prosa des täglichen Lebens schnürt ihnen das Herz zusammen: so flüchten sie ins Wunderland der Träume. Die Phantasie macht ihre Rechte geltend: rückhaltlos werden sie anerkannt. Die Phantasie wird Herrscherin, so sehr Herrscherin, daß sie nichts neben sich duldet, was an die Gesetze des wirklichen Lebens erinnern könnte. „Es ist der Anfang aller Poesie", schreibt Friedrich Schlegel, „den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das es kein schöneres Symbol gibt, als das Gewimmel der alten Götter." Also holdes, inhalt- und formloses Gaukelspiel der Phantasie, das ist die Losung. „Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?" Ein bestimmter sinnvoller Inhalt fordert die Mitwirkung der Vernunft. Diese aber soll ja gerade hier einmal nichts zu sagen haben. Ebenso wenig ist plastische Gestaltung, Körperlichkeit im einzelnen zulässig. Folgerichtige Charakterzeichnung, festgeschlossene Composition vernichten ja die spielende Freiheit der schöpferischen Phantasie. „Durchbildung ist Beschränkung. Nur das Unbestimmte läßt der Phantasie unendlichen Spielraum und ist reines unvermischtes Product derselben." „Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, nicht bestimmte Empfindungen und Gefühle" wiederzugeben, ist Aufgabe der Poesie. Damit strebt sie eigentlich nur noch musikalische Wirkung an. „Die wahre Poesie, so spricht es Novalis unumwunden aus, kann höchstens . . . eine indirecte Wirkung wie Musik haben."

So viel über die Art dieser Dichtung. Die Wahl der Stoffe ist daneben weit weniger bezeichnend: es läßt sich schließlich jeder Stoff romantisch darstellen. Immerhin sind bestimmte Stoffe mehr geeignet und darnach bevorzugt, als andere. Die wunderbaren Verse, die man immer wird anführen müssen, wenn von Romantik die Rede ist, die Verse von der „mondbeglänzten Zaubernacht", geben uns den besten Fingerzeig. Die Natur ist es und die märchenhaft ausgestattete Ferne und Vergangenheit, was diese Dichter vor allem schildern. Die Natur — aber nicht die helle, freundliche, dem Menschen und seinen Zwecken offene, vielmehr die verschlossene, unberührte, Wald und Wildniß. Nicht die begrenzte, übersehbare, sonden die ferne, unendliche. Nicht im klaren Tageslicht, sondern bei Nacht und im Mondenglanz. Immer und überall muß die Phantasie Spielraum haben, weiter zu schweifen, wundersame Gestalten, Spuk und Zauber zu erwarten und zu schaffen. Darum wird auch die Vergangenheit und die Ferne der Gegenwart vorgezogen. Heute fliehen Waldmännlein und Elfen vor dem scharfen Auge des aufgeklärten Prosaikers. Vor Zeiten aber, als der Ritter den Wald durchzog, da hausten Zwerge zwischen Moos und Wurzel und unter den alten Tannen schnarchte der Riese. Von der Poesie der Ferne sagt Novalis: „Alles in der Entfernung wird Poesie, ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten. Alles wird romantisch." Und seine Auseinandersetzung gipfelt in den Worten: „Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen, und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik."

Ich denke, die Züge, die wir so der Aesthetik und der Poesie der Romantiker entnommen haben, werden mehr oder weniger deutlich jedem Werk romantischer Kunst aufgeprägt sein. Sie sind keineswegs ausschließlich der Poesie eigen oder etwa gar ihrem Wesen entsprungen, sie haben vielmehr durchaus ihre Wurzel in culturgeschichtlichen Voraussetzungen. Bevor wir sie nun aber in den Bildern Albrecht Altdorfers aufsuchen, müssen wir uns vergewissern, ob eben jene culturgeschichtlichen Voraussetzungen auch für seine Zeit und seine Heimath zutreffen, ob also die Lage unsres Vaterlandes um die Wende des 15. Jahrhunderts geeignet war, eine romantische Strömung hervorzurufen und zu nähren. Wir erinnern uns, daß Schiller in jenem Briefe das Aufkommen einer romantischen Kunst von der Uebermacht einer ungünstigen, formlosen Natur herleitete. Auch David Friedrich Strauß hat an bekannter Stelle darauf hingewiesen, daß vornehmlich Uebergangszeiten, Zeiten, in denen alte Bildungen mit neuen streiten, Zeiten des Werdens und der Auflösung die geschichtlichen Stellen sind, da Romantik und Romantiker aufkommen können.

Ich denke, eine solche Zeit war die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert in ganz besonderem Maße. Das alte Reich drohte auseinander zu fallen. Eine neue Politik, neues Recht, neue wirthschaftliche Mächte lockerten allerorten die Grundlagen der alten Zustände. Die Revolution stand vor der Thür. Dazu in der Kirche neben Skepsis und Unglauben krasser Aberglaube und verdoppelte Hingabe an die alte Lehre. Im geistigen Leben neue Ideale, eine neue Denkweise neben den alten Gedanken, den alten Formen. Da war keine friedliche, das ganze Dasein einheitlich durchdringende schöne Wirklichkeit. Es konnte nicht ausbleiben, daß „Menschen, in denen Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überwog, Seelen von mehr Wärme als Helle" in ächt romantischer Weise Auswege aus der Wirrniß des täglichen Lebens und Ersatz für sie suchten. Greifen wir ein paar unverkennbar romantische Züge aus verschiedenen Gebieten des Lebens jener Zeit heraus.

Wenn das politische Denken solcher Epochen die Wirklichkeit, insbesondere die Ansätze neuer Bildungen verkennt oder absichtlich unbeachtet läßt und sich mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand einen Zustand erträumt, dessen Ideale der Vergangenheit angehören, so entsteht eine romantische Utopie. Unsre Zeit hatte an solchen Utopien keinen Mangel. Als Hans Böhm, der arme Hirt und Musikant von Niklashausen, auf eine Erscheinung der Jungfrau Maria seine Pauke verbrannte und zu predigen anhub, da liefen, wie der Chronist erzählt, die Handwerksgesellen aus ihren Werkstätten, die Bauernknechte vom Pflug, die Grasmägde mit ihren Sicheln, um das Evangelium von der christlichen

Freiheit, vom Ideal eines communistischen Gottesreichs auf Erden zu vernehmen. Was half's, daß die bischöflichen Reiter die Haufen zersprengten und den heiligen Jüngling verbrannten: drunten im Schwarzwald predigte bereits ein neuer Apostel! Und wenn dort die Breisgaubauern und die unruhigen Köpfe aus der Stadt zur Nachtzeit hinausschlichen zu der einsamen Waldcapelle, wo der Geächtete, zweimal dem Verderben Entronnene, rastete, da raunte man sich unterwegs wundersame Geschichten zu, wie er mit den Geistern im Bunde stehe, und wie ihm nicht Waffe noch Feuer etwas anhaben könne. Ja, andere wußten, er sei gar nicht der Jost Fritz, für den ihn das Volk halte, es sei der Kaiser Friedrich, der endlich aus dem Berg gestiegen, die Pfaffen und den Antichrist zu Rom zu zerschmettern. Und nun kam man zur Versammlungsstätte, wo die Massen schweigend lagerten. Fackel- und Mondlicht stritten um die Herrschaft und aller Spuk des Waldes wurde lebendig. Da begann der Redegewaltige und weckte in der erregten Phantasie des getretenen Volkes die Zauberbilder eines kommenden Friedensreichs, da alle frei und gleich und Brüder sein müssen. „Und er sprach so süß," schreibt die Chronik, „daß jeder meinte, von Stund an selig und reich zu werden."

Aber mit den Ideen der süddeutschen Bauern ist die Summe der romantischen Utopien des 15. und 16. Jahrhunderts nicht erschöpft. Auch Thomas Münzers Wesen und Lehre zeigt manchen romantischen Zug, und selbst der weit verbreitete Glaube, daß allein die Landwirthschaft von Gott gewollt sei und „daß, wie Luther meint, viel göttlicher wäre, Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern", hat ein romantisches Gewand.

Neben der politischen und socialen Romantik fehlt nicht die religiöse. Es ist bekannt, wie der Wunderglaube und alles Spuk- und Hexenwesen zu unsrer Zeit ins Ungeheuerliche stiegen. Ein besonders bemerkenswerthes Symptom sind die plötzlichen unerklärlichen Wallfahrten großer Massen. Wie eine Epidemie brach es aus, plötzlich, ein dunkler, unaufhaltsamer Drang, an einem Gnadenorte die Ruhe zu suchen, die die Noth des Lebens versagte. Und so zogen sie denn aus zu Hunderten und Tausenden. „Alsbald, als es sie ankam," erzählt Konrad Stolle von Erfurt, „alsbald liefen sie ihre Straße, barfuß, halbnackt, in Hemden, in Kitteln, barhaupt, ohne Geld, ohne Brod und ohne alle Vorsichtigkeit. Und wenn das Essen auf dem Tische stund, daß man sollte essen, und sie noch nüchtern waren, dennoch so liefen sie hinweg, ungegessen. Unter hundert behielt man kaum ein Mensch, das man überredete." Von allen Himmelsrichtungen drängten sie zum hl. Blut in Wilsnack „und wußten nicht, was das hl. Blut war, und wußten auch nicht, was sie thaten."[1]) Ein neuerer Aesthetiker[2]) hat eine Bestimmung der romantischen Handlung gegeben, die wir Wort für Wort auf jenes Wallfahrtsfieber anwenden können: Romantisch ist eine Handlung, bei welcher der Mensch sich rein auf sich selbst stellt, nicht darnach fragt, ob sie in den wirklichen Verhältnissen der Dinge gehörig begründet, ob sie zweckmäßig sei, bei welcher er vielmehr nur dem dunklen Drange seiner Empfindung, seiner Begeisterung, seiner Leidenschaft, seiner Ahnung und Neigung folgt und daher sich selbst und andern dunkel handelt, ohne sich deutliche oder gar scharfe Rechenschaft über das zu geben, was er thut." In der That, wenn die Kreuzzüge romantisch waren, so war auch die Wallfahrt zum hl. Blut nach Wilsnack, nach Einsiedeln oder zur „Schönen Maria" von Regensburg romantisch.

Nur im Vorübergehen wollen wir darauf hinweisen, daß sich auch die Naturphilosophie des 16. Jahrhunderts mannichfach mit der romantischen Philosophie unsres Jahrhunderts berührt.

Endlich die Literatur: Es ist bekannt, daß im 15. Jahrhundert und im Beginn des 16. die romantischen Ideale des 13. Jahrhunderts eine Art Renaissance erlebten. Das Vergnügen an den alten Epen war sehr groß, wie die überaus zahlreichen Abschriften und Drucke beweisen. Und daß geradezu das Bild des abenteuernden Ritters hie und da wieder auflebte, das zeigt am besten Maximilians wunderbare Brautfahrt zu der schönen Burgunderin. Aber man begnügte sich nicht damit, die alten Romane wieder und wieder zu lesen und zu verbreiten: es entstanden auch neue. Dieselbe Zeit, die so realistische Werke wie die Fastnachtsspiele und Dramen schuf, brachte auch eine ganz und gar romantische Erzählung: die Melusine, hervor.

Daneben geht die Aufnahme italienischer und antiker Stoffe her. Das weist uns auf die gelehrte humanistische Bewegung. Auch ihr haftet mancher romantische Zug an. War nicht der Drang, der das Hirtenbüblein aus dem Wallis nach neuen Quellen der Erkenntniß von Süd nach Nord und von West nach Ost durch die Lande trieb, romantisch? Und war es nicht romantisch, wenn einige dieser jungen Humanisten sich nun in ihre Phantasiewelt ebenso hineinträumten wie ein schöngeistiger Ritter in die Welt Parzivals? Sie hofften auf ein goldenes Zeitalter des Friedens, auf die Herrschaft der Humanität, der Wissenschaft und der Kunst. Ja, sie wähnten, diese goldene Zeit müsse eben anbrechen. Ihr ästhetischer Zukunftstraum verkannte ebenso die Welt der Wirklichkeit, wie die christlich-sociale Utopie der armen Leute.

Nach alledem können wir nicht mehr zweifeln, daß um die Wende des 15. Jahrhunderts hie und da eine ächt romantische Lebensanschauung vorhanden war. Ist das aber der Fall, so müssen wir ihren Spuren zuerst und vornehmlich in der Kunst begegnen. Kehren wir also zu unserm Maler aus Regensburg zurück.

[1]) Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. S. 105.
[2]) Köstlin, Aesthetik. S. 170.

Zur deutschen Kriegsgeschichte.

Die kriegsgeschichtliche Abtheilung des k. k. Kriegsarchivs, die in den „Feldzügen des Prinzen Eugen von Savoyen" (20 Bände, 1876—1892) ein Werk von monumentaler Bedeutung geschaffen hat, bietet wieder eine reife Frucht ihrer Arbeit, eine Schilderung des österreichischen Erbfolgekriegs, den ersten Theil eines auf alle Kriege unter Maria Theresia sich erstreckenden Cyklus.[1]) Die Leitung des ganzen Unternehmens ist in den Händen des Generallieutenants v. Wetzer, der — damals als Hauptmann — schon am ersten Bande der „Feldzüge" mitgearbeitet hat und ebenso als Schriftsteller, wie als Vorstand des Kriegsarchivs um Förderung der kriegsgeschichtlichen Studien sich die rühmlichsten Verdienste erworben hat. Das neue Werk, das ohne Zweifel eine ähnliche epochemachende Bedeutung gewinnen wird, wie die „Feldzüge", ist im wesentlichen nach demselben Plane angelegt, doch sind die urkundlichen Beilagen eingeschränkt worden, nur ein paar besonders wichtige Actenstücke werden im Wortlaut beigefügt. Die Hauptarbeit wurde auch diesmal von Officieren der kriegsgeschichtlichen Abtheilung (bedauerlicherweise sind ihre Namen nicht einmal in der Einleitung bekannt gegeben) besorgt; nur für die Darstellung des Finanzwesens und der ungarischen Verfassungsfrage wurde die Mitwirkung des Hofraths Adolf Beer und des Professors Marczali gewonnen. Denn wie in den „Feldzügen Prinz Eugens" wird der eigentlichen

[1]) Kriege unter der Regierung der Kaiserin-Königin Maria Theresia. Im Auftrage des k. u. k. Chefs des Generalstabes hggb. von der Direction des k. k. Kriegsarchivs: Oesterreichischer Erbfolgekrieg 1740—1748. I. Bd. Wien, L. W. Seidel, 1896.

Kriegsgeschichte eine Reihe von Aufsätzen, die zur allgemeinen Orientirung dienen sollen, vorausgeschickt: Abschnitte über Verfassung, Verwaltung und Wehrwesen der österreichischen Erblande, sowie der übrigen am Erbfolgekriege betheiligten Staaten, militärische und geographisch-statistische Schilderungen der Kriegsschauplätze, Erörterungen der staatsrechtlichen Streitfragen u. s. w. Die vorliegenden zwei Halbbände enthalten nur solche vorbereitende Artikel, die in ihrer Gesammtheit ein übersichtliches Bild der Lage Europa's am Vorabend des Erbfolgekrieges bieten. Das reichste Quellenmaterial war natürlich den Schätzen des österreichischen Kriegsarchivs zu entnehmen; zur Ergänzung wurde in den übrigen Wiener Archiven, in zahlreichen Familien-, Stadt- und Stiftsarchiven, sowie in den Archiven aller in den Erbfolgekrieg verflochtenen Staaten Nachforschung gepflogen; nur von Benützung des preußischen Kriegsarchivs wurde Umgang genommen. Diese Unterlassung wird vom Herausgeber durch eine von würdigem kameradschaftlichen Geiste zeugende Erklärung gerechtfertigt. Bekanntlich hat die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabs in Berlin vor sechs Jahren mit Veröffentlichung eines in größtem Maßstab angelegten Werkes über die Kriege Friedrichs des Großen begonnen; zwei den ersten schlesischen Krieg behandelnde Bände liegen bereits vor. Mit Rücksicht auf diese Publication erschien es dem Leiter des neuen Unternehmens nicht angemessen, „so gediegene archivalische Arbeit gewissermaßen noch einmal nachzuprüfen", weil es „als ein Act unzulässigen Zweifels an einer mit außerordentlicher Hingabe, mit wissenschaftlichem Eifer und reichem Talent geschehenen Leistung" erscheinen könnte. Die Oesterreicher haben sich demgemäß darauf beschränkt, nur in einzelnen Fällen in Berlin um Aufklärung und Unterstützung zu ersuchen, und haben dabei so liebenswürdiges Entgegenkommen gefunden, daß der Herausgeber es diesem gegenseitigen Einverständniß zuschreibt, „wenn die beiden Werke „Kriege Friedrichs des Großen" und der „Oesterreichische Erbfolgekrieg", obgleich dieselbe Zeit und an bestimmter Stelle dieselben Ereignisse behandelnd, dennoch jedes als ein durchaus selbständiges erscheinen und auf verschiedenen Wegen demselben Ziele zustreben können: eine historisch und militärisch hochbedeutsame und folgenreiche Epoche im Lichte der Wahrheit, so weit sie zu erlangen und zu erkennen, zur Ehre der großen historischen Gestalten der kämpfenden Staaten, wie der treuen und tapfern Heere und der opferwilligen Völker zu schildern und statt aus ihnen eine Quelle ewigen Haders, fortwährender stiller Feindseligkeit, eine solche reichen Nutzens und gegenseitiger Werthschätzung zu machen für alle Zeit". Welch erfreulicher Umschwung hat sich, wie solche Auffassung des Verhältnisses der ehedem so leidenschaftlichen Gegner beweist, seit den Tagen des Sybel-Vivenot'schen Streites vollzogen!

Die vorliegenden zwei Halbbände kommen, wie gesagt, auf die eigentlichen Kriegsereignisse noch nicht zu sprechen. Es empfiehlt sich also, erst nach Erscheinen des zweiten Bandes eine eingehendere Beurtheilung des Unternehmens zu versuchen; der Vergleich zwischen Leistungen und Ergebnissen der Forschung der preußischen und der österreichischen Officiere wird ohne Zweifel anregende Momente bieten. Nur ein Punkt sei schon hier in Kürze berührt. Referent hat in seiner „Geschichte des österreichischen Erbfolgestreits" die Ansprüche des bayerischen Kurfürsten Karl Albert auf den habsburgischen Thron vom staatsrechtlichen Standpunkt untersucht und ist zum Ergebniß gelangt, daß zwar nach heute geltenden Rechtsgrundsätzen nur zu gunsten der Erbtochter Karls VI. entschieden werden könnte, daß aber im vorigen Jahrhundert — und darauf allein kann es ankommen! — in der Frage, ob bei Eröffnung der cognatischen Erbfolge wirklich nur der Erbtochter oder nicht vielmehr den sogenannten Regredienterben, insbesondere den männlichen Nachkommen der früher durch den Mannsstamm ausgeschlossenen Töchter des Hauses, der Vorzug gebühre, die Ansichten der Rechtskundigen noch getheilt waren. Mit dem Nachweis, daß die kritische Stelle in dem von Bayern angezogenen Testament Kaiser Ferdinands I. nicht, wie man auf bayerischer Seite erwartet hatte, „nach Abgang männlicher Leibeserben", sondern: „nach Abgang ehelicher Leibeserben" lautet, war der Anspruch des wittelsbachischen Hauses noch nicht ein für allemal aus dem Felde geschlagen, denn nach Auffassung der Vertheidiger der Regredienterben wären auch unter den „ehelichen Leibeserben" ausschließlich „männliche" zu verstehen gewesen. Ueberdies konnte sich Karl Albert auf die Ehepacten Herzog Albrechts V. und Anna's, der Tochter Ferdinands I., berufen; hier heißt es ausdrücklich: „So der Mannlich Stamm deß Haus Oesterreichs . . . asgienge und es also zu Tochtern kame, behalten wir uns, allen unsern Erben und nachkommen lautter bevor an obbemelten Kunigreich Hungern ꝛc. Alles das zu erben, was wir von Rechts billich erben sollen."

Auf diesen Kernpunkt des Streites wird nun in vorliegendem Werke, obwohl es der Erbfrage eine ziemlich eingehende Besprechung widmet, gar nicht eingegangen; es wird erklärt, daß der bayerische Anspruch „ganz allein auf der letzten Heirath (Karl Alberts mit Marie Amalie, Josephs I. Tochter) beruhen konnte". Diese Behauptung ist, wie immer der Vorzug des Regredienterben zu beurtheilen sein mag, gewiß nicht richtig.

Schließlich sei noch hingewiesen auf ein schönes Wort, womit der Herausgeber seinen Standpunkt in Bezug auf Benützung der öffentlichen Archive kennzeichnet: „Die Archive in Oesterreich stehen jedem ernsten Forscher weit offen, wir haben in Oesterreich nichts zu verhehlen und nichts zu beschönigen; wir wünschen nur, daß diese Quellen ehrlich benützt werden und daß die Wahrheit zu ihrem Rechte komme, denn wir wissen, daß Oesterreich und sein Kaiserhaus in der ungeschminkten Wahrheit allein ihre glänzende Rechtfertigung in der Geschichte, ihre wirksamste Vertheidigung, ihren edelsten Ruhm finden." Möchten doch so wahrhaft vornehme Grundsätze auch in anderen Staaten zur Geltung kommen!

K. Th. Heigel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Arnold Ohleet: Die deutsche höhere Schule. Ein Versuch ihrer Umgestaltung nach den sittlichen, geistigen und socialen Bedürfnissen unserer Zeit. Hannover. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1896. 8°. XIII und 344 Seiten. — „Das Gymnasium, durch die Fülle der Berechtigungen, deren es sich erfreut, bei weitem die vornehmste aller Lehranstalten und eben deßhalb die Stätte, welche den künftigen leitenden Männern in Staat und Gesellschaft ihre Vorbildung gibt, macht zum Hauptziel seiner Arbeit einen Gedankenkreis, der, inhaltlich nahezu völlig überwunden, auch geschichtlich nur in sehr losem Zusammenhange mit der Gegenwart steht, während das Deutsche und die Naturwissenschaften, die beiden Hauptträger unserer modernen Bildung, nur in kümmerlichen Bruchstücken in den Pforten der Jugendschulen Einlaß finden." ... „Die Schule soll deutsch sein im eigensten Sinn des Wortes, daher muß dem Unterricht im Deutschen die vornehmste Stelle eingeräumt werden; die Schule soll modern sein im eigensten Sinn des Wortes, daher müssen die Naturwissenschaften mit vollen Segeln einziehen in unsre höheren Schulen, denn an ihnen hängt nicht nur das Verständniß für unsre äußere Cultur, sondern in weit höherem Grade unser, gegen jedes frühere Jahrhundert so sehr verändertes, sittliche und geistige Auffassung." Dies die Umrißlinien des Zukunftsplanes, dem des Verfassers ganzer Beifall gilt. Darüber ist mit ihm nicht zu rechten. Wie es aber behauptet kann, daß diese Umrißlinien „in aller Denken leben und daß über sie bei unbefangen und deutsch Empfindenden kaum Streit bestehe", danach darf man billig fragen. Der weite Kreis deutscher Gebildeter und Gelehrter aller Facultäten, der u. a.

Digitized by Google

in diesen Blättern zum Gedankenaustausch sich zusammenfindet, scheint für Hrn. Oberlehrer Oblert nicht vorhanden zu sein. Dennoch gehört es nicht zu den Unerlaublichen. Durch Erfahrung belehrt, daß „das festgefügte und bewährte System der Gymnasialpädagogik sich als Macht erweist, die trotz offenbaren Widersinnes alle Angriffe zu überdauern fähig ist", versucht er, in seinem Buche antike und moderne Cultur in ihrem Kampf um die Schule zu versöhnen. Dabei kommt etwa eine Oberrealschule heraus ohne Griechisch, mit wenig Latein, worin eingegossen Uebersetzungen aus der alten griechisch-römischen Literatur, merkwürdig genug auch mit wenig Mathematik, aber mit viel Deutsch und viel Naturwissenschaft. Für die drei letzten Schuljahre wird ein humanistischer Nebenzweig mit Griechisch ohne Englisch nachsichtig gestattet. Nun, der Weg mag im wesentlichen gangbar sein für die, welche realistische Vorbildung suchen! Aber wozu die Ausschließlichkeit, die Herbe und Schärfe wider das Gymnasium und seine Vertreter? Etwa wegen der Berechtigungen? Ueber diese ließe sich doch schiedlich und friedlich verhandeln! Im voraus versichert Hr. Oblert: „Ich schreibe nicht aus besonderer (sc!) Feindschaft gegen das Gymnasium und seine Vertreter, sondern im tiefsten Herzen bewegt von der geistigen Noth (!) meines Volkes." Ein kleiu wenig Feindschaft scheint er demnach selbst zuzugeben! Da, wo sie nicht sein Urtheil trübt, sagt er übrigens auch manches Verständige und Beachtenswerthe. S.

* **Otto Willmann: Didaktik als Bildungslehre**, nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. Zweite verbesserte Auflage. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn; Band I 1894, XIV und 426 S. Band II 1895, VI und 555 Seiten. — Es darf als gutes Zeichen für den wissenschaftlichen Geist der deutschen Lehrerwelt und besonders für deren Bedürfniß nach wissenschaftlicher Vertiefung gelten im Praktisch-pädagogischen gelten, daß von Willmanns Didaktik (zuerst erschienen 1882 und 1889) eine neue Auflage nöthig geworden ist. Von eingreifenden Veränderungen hat mit Recht der Verfasser abgesehen; hat doch sie, wie es war, das Werk seinen angestammten Platz in der pädagogischen Literatur erobert. Nur an der Form, namentlich an dem manchmal reichlich künstlichen Ausdruck ist fleißig gefeilt, und das Detail hat mit Rücksicht auf neuere Literatur und neuere Reformpläne und -versuche einige Zusätze erfahren. Die Gliederung des Ganzen nach den Abschnitten: Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens (Band I). — Bildungszwecke. — Bildungsinhalt. (?) — Bildungsarbeit. — Bildungswesen (Band II), ist die alte geblieben. Die philosophischen Grundansichten, auf denen das Buch ruht, will der Verfasser in seiner „Geschichte des Idealismus" näher darlegen, die — entsprechend seinem weitherzigen, humanistisch vergeistigten Katholicismus — im Sinne des augustinisch-platonischen Wortes beurtheilt wird: Tanta in ideis vis constituitur, ut nisi his intellectis nemo sapiens esse possit. Der erste der drei Bände dieses Werkes erschien gleichzeitig mit dem zweiten Bande der Didaktik. S.

Bl. *Charles Lowe*, M. A.: „The German Emperor William II." 1 Vol. (Public men of to-day. An international Series, edited by S. H. Jeyes. London, Bliss, Sands & Foster. Strand.) — Das Leben und Wirken, die Thaten und Aeußerungen des Deutschen Kaisers sind längst in Amerika und in England ein Lieblingsgegenstand der Darstellung geworden. Der vorliegende, mit zwei Bildnissen des Kaiserpaares ausgestattete Band gehört zu einer Serie von Biographien. Jene des Ameer Abdur Rahman, Li-Hung-Tschang's und Stambulows sind bereits erschienen. In Vorbereitung befinden sich u. a. Chamberlain, Castelar, Leo XIII., Präsident Cleveland, Cecil Rhodes, Lord Cromer, Crispi. — Das Leben des Deutschen Kaisers ist in einem Ton erzählt, der nicht als freundlich bezeichnet werden kann; gegen Bismarck ist der englische Verfasser so feindlich als möglich gesinnt, aber für deutsche Dinge zeigt derselbe ein im ganzen sehr richtiges Verständniß. Das Capitel, welches die ersten Regierungshandlungen des aus Italien nach seiner Hauptstadt zurückgekehrten Monarchen erzählt, führt die Aufschrift „William the versatile", und nennt ihn Imperator-Imitator, William the Imitator. Allein es geziemt sich, daraus zu erinnern, daß die englische Loyalität gegen die eigene Dynastie den satirischen Ton gegen die königliche Familie und gegen die Träger der Krone niemals ausgeschlossen hat. Es befremdet uns Deutsche, die Züge der Königin travestirt in Witzblättern zu sehen, aber dennoch ließe es die Engländer — muß freilich oft genug geschieht — gänzlich mißverstehen, wollte man daraus schließen, daß es ihnen an Achtung, Verehrung und Liebe zu ihrer Herrscherin gebricht. Bismarcks Entlassung ist in dem vorliegenden Buch mit insularer Rücksichtslosigkeit gegen alle Mitspielenden im Drama geschildert, aber die Anerkennung der ungeheuren Energie, mit welcher der junge Kaiser bei diesem und anderen Anlässen vorging, ist nicht ironisch gemeint. Dagegen muß bedauert werden, daß Mr. Lowe es der Mühe werth gefunden hat, der Broschüre über „Caligula" ernstlich Erwähnung zu thun. Seine deutschen Mitschuldigen dermindern in Bezug darauf seine Verantwortung in keiner Weise, denn er gibt im Lauf dieser Darstellung wiederholte Proben von Geschmack, Schärfe des Urtheils und politischem Verständniß.

Bl. *Elisabeth E. Evans:* „Confession". A novel. London, Swan Sonnenschein & Co. 1895. — Die Verfasserin ist dem englischen Publicum bereits durch den Roman „Transplanted Manners" bekannt, der einer guten Aufnahme sich erfreute. Zwei andere Bücher, über Kasp. Hauser und den französischen Dauphin, Ludwig XVII., verrathen die Neigung, geheimnißvollen Schicksalen nachzuforschen. Das geschieht auch in ihrem neuesten Roman, der ja den Vereinigten Staaten sich abspielt. Held des Buches ist ein anglikanischer Geistlicher. Das Bewußtsein einer begangenen Schuld, die Gemeinsamkeit dieses Schicksals zwischen ihm und der Frau, die er liebt, liefern den tragischen Stoff für den gut erzählten kleinen Roman.

-γκ- **Internationale bibliographische Conferenz in London.** Unsre erste Mittheilung über diese Conferenz in Nr. 157 der Beilage müssen wir dahin richtigstellen, daß statt des anfangs zu einem der deutschen Delegirten ernannten Generaldirectors Willmanns der Director der Universitätsbibliothek in Göttingen, Prof. Dziatzko, an der Conferenz theilnahm.

* **München**, 26. Juli. **Geographische Gesellschaft.** Der erste Schriftführer Dr. Heinrich Zimmerer ist heute über Triest nach Beyrut abgereist, um gemeinsam mit Hrn. Roman Oberhummer jun. durch Syrien und Kleinasien zu reisen, die Höhlen Kappadociens zu erforschen und den Mittellauf des Halys (Kysil-Yrmak) topographisch aufzunehmen. Möge den jungen Forschern das schwierige Unternehmen angesichts der Hitze Syriens und der politischen Unruhen Kleinasiens gelingen! Die Stellvertretung für die Geschäfte der Gesellschaft hat der zweite Schriftführer, Dr. Christian Gundlee, übernommen, an den (Maria-Theresia-Str. 8) für die Dauer der Abwesenheit des ersten Schriftführers Zusendungen zu richten sind. — Wie theilen bei dieser Gelegenheit ein Schreiben der Templergemeinde in Sarona mit, das Dr. H. Zimmerer von dort d. d. 9. Juni empfing, und hoffen, daß der eine oder andere unserer sachverständigen Leser sich dadurch bewogen fühle, den wackeren deutschen Colonisten im fernen Osten durch Rath und That zu helfen.

„Die deutsche Colonie Sarona wurde im September 1871 gegründet. Sie liegt 3½ km in nordöstlicher Richtung von Jaffa auf einer 20 m über dem Meere gelegenen Anhöhe an der Straße nach Nabulus und 3 km vom Mittelländischen Meere entfernt. Diese Anhöhe hat eine 20 cm bis 3 m dicke Sandschicht, unter der zum Theil rother Lehmboden, zum Theil schwarzer Boden und Sandsteinfelsen lagert. Westlich gegen das Meer hin wird die Oberfläche sandig, im Süden liegt theilweise schwarzer Boden, theilweise Sand und Geröll. Im Osten dehnt sich bis zu einer Entfernung von ¼ Stunde schwarzer Boden, der zwar angebaut wird, aber dennoch im Sommer oft 6 bis 8 cm weite Risse bekommt. Im Norden tritt wieder meistens Sandboden auf. Einen Kilometer östlich von Sarona zieht, von Süd nach Nord laufend, das Wadi Miserera. Dies Wadi führt in der Regenzeit nach starken Güssen große Wassermassen, im Sommer zeigt es wenig oder beinahe gar kein fließendes Wasser, aber an mehreren Stellen ist das Flußbett infolge der starken Krümmungen und der Zuflußgräben zugeschwemmt, an anderen Stellen sind tiefe Löcher ausgespült, so daß Wasser den ganzen Sommer in diesen Vertiefungen von 1 bis 3 m Tiefe und durchschnittlich 8 bis 10 m Breite stehen bleibt und nur langsam über die zugeschwemmten Stellen wegsickert. Diese Wassertümpel nehmen ihren Anfang 1½ km südöstlich von Sarona und enden 1 km nordöstlich, von wo an dann das Wasser wirklich fließt. Obwohl dies Wadi eigentlich gar keine Quellen hat, so bleibt sein Wasserstand doch den ganzen Sommer ziemlich gleich; denn so viel Wasser verdunstet oder wegsickert, so viel sickert aus dem Erdreich wieder herein. Die Brunnen auf unserer Colonie haben nach unserer Ansicht den gleichen Wasserstand wie diese Tümpel. Ihr Wasser erhält im Sommer eine schmutzig gelbweiße Färbung, wird ganz warm und verdichtet sich, wo es keinen Abfluß hat, auf der Oberfläche

zu einer grünen schleimigen Masse. Nordöstlich etwa 8 km von Saroun erstrecken sich im Audschethale 2 km lange und 1 km breite Sümpfe, welche den ganzen Sommer schlammig bleiben, oder mit Brombergestrüuch, Binsen und Schilf überwachsen sind. Zwischen der Colonie und den genannten Sümpfen erheben sich 100 m hohe Hügel. Größere Sümpfe liegen noch 3 Stunden nordnordöstlich von Sarona bei dem Heiligthume der Moslem, Sidna Ali.

„Nach der Gründung der Colonie i. J. 1871 und in den darauf folgenden Jahren herrschten erschrecklich viele Fieber, so daß oftmals die ganze Einwohnerschaft darniederlag und ungefähr 25 Percent der Angesiedlee starben. 1876 wurde es dann, wahrscheinlich in Folge der Bodencultur, allmählich etwas besser; doch ist der Fieberstand immer noch recht erheblich und wir unterscheiden ihn in die Malaria, das Wechsel- und das Schwarzwasserfieber. Am stärksten traten und treten heute noch die Fieber von September bis nach dem ersten starken Regen auf, der gewöhnlich erst im November niedergeht. Während der anderen Zeit spüren wir wohl auch die Krankheit, doch nicht so häufig und so stark. Die Regenzeit endet bei uns gewöhnlich im April. Im Sommer setzt dann durchgängig regelmäßiger Land- und Seewind ein. Der Seewind, welcher gewiß keine Fieberdünste bringen kann, beginnt Vormittags zwischen 8 und 9 Uhr und weht zuerst von West und nachher von Nordwest. Gegen Abend wird es dann gewöhnlich windstill. Nachts um 10 oder 11 Uhr erhebt sich darauf wieder ein Luftzug von Osten her, wird nach Mitternacht bedeutend stärker und dreht sich gegen Morgen nach Südosten und Süden. Im Frühjahr und namentlich im Spätherbst haben wir mitunter Winde, welche mehrere Tage nacheinander anhaltend von Norden blasen und sogar manchmal bei Nacht nicht ganz nachlassen.

„Nun möchten wir gern etwas thun, um unsern Gesundheitszustand zu verbessern, jedoch gehen die Ansichten hierüber bei uns hier sehr auseinander. Die einen glauben, die Sümpfe im NNO. bei Sidna-Ali seien schuld, andere die Sümpfe im Audschethale, wieder andere das Wadi Miserare, weil es uns am nächsten liegt und darüberhin die ganze Nachtluft streicht. Auch hierüber bekämpfen sich wieder zweierlei Ansichten, und zwar beschuldigen die einen die zugeschwemmten sumpfigen Stellen und die feuchten Ufer, die anderen halten das nur ganz wenig abfließende Wadiwasser für den Hauptherd unserer Fieber. Manche endlich halten den Boden unserer Umgebung und unser Brunnenwasser für fiebererzeugend. An dem Wadi Miserare könnten wir am ehesten verbessernd eingreifen, weil dasselbe zum größten Theil in dem den Colonisten gehörigen Gebiete und in unserer Nähe liegt. Weiter weg könnten wir wegen der Zerstörungswuth der Araber fast nichts ausrichten. Wir bitten, falls das Wadi schuldig ist, doch gütigst uns angeben zu wollen, welche Maßregeln wir ergreifen sollen, um dem Fieberunheil zu steuern. Wir wissen eben nicht, ob es genügt, die zugeschwemmten Stellen von einem Tümpel zu dem andern auszugraben, oder ob wir einen größeren Erfolg durch Anpflanzung der sumpfigen Stellen mit Gebüsch und Bepflanzung des ganzen Wadi mit Bäumen erzielen werden.

Indessen erlauben wir uns, Ihnen eine Kiste mit 2 Flaschen Wadi- und 2 mit Brunnenwasser, behufs chemischer Untersuchung zu schicken, vielleicht sind Sie im Stande uns schwäbischen Brüdern Rath zu schaffen.

H. Stellee, in Sarona bei Jaffa, Palästina."

* **Würzburg.** Der Lehrauftrag des als außerordentlicher Professor nach Straßburg berufenen Docenten Dr. Heimberger lautet auf Strafrecht, Strafproceß und Civilproceß, und nicht (wie in Brll. Nr. 171 irrthümlich angegeben) auch auf Kirchenrecht, welches letztere Dr. Heimberger hier vor mehreren Semestern nur einmal beiläufig gelesen hat.

* **Freiburg.** Die rechts- und staatswissenschaftliche Facultät der Universität hat den Geh. Regierungsrath und Referenten im statistischen Amt in Berlin, Dr. Meitzen, wegen seiner Forschungen auf dem Gebiete des Agrarwesens der Germanen und Slaven zum Ehrendoctor ernannt.

* **Leipzig.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Friedrich Stein hierselbst ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät der Universität Halle ernannt worden.

* **Berlin.** Der Staatswissenschaftliche Verein hat seine Thätigkeit im letzten Sommersemester mit zwei bemerkenswerthen Vorträgen geschlossen. Der eine wurde von Frau Gnauck-Kühne über die Frauenfrage der unteren Stände gehalten. Frau Gnauck-Kühne ist wohl unter den deutschen Frauen, die sich der Frauenbewegung angeschlossen haben, diejenige, welche am kleinsten und klarsten über die Frauenfrage denkt. Nicht nur, daß sie in dem berühmten Vortrage, den sie voriges Jahr auf dem Evangelisch-Socialen Congreß über die sociale Lage der Frau gehalten hat, die Nothwendigkeit der ganzen Frauenbewegung unwiderleglich erwiesen hat, sie hat auch in gleicher Weise die Grenzen derselben, die nothwendig in der von der Natur gegebenen Differenzirung der beiden Geschlechter liegen müssen, klar erkannt. In ihrem Vortrag im Staatswissenschaftlichen Verein wies Frau Gnauck zunächst hin auf die gemeinsame Wurzel, der die Frauenfrage der oberen wie der unteren Stände entwachsen ist, auf jenen wirthschaftlichen Umwandlungsproceß von Eigenproduction zur Marktproduction, von Hauswirthschaft zur Verkehrswirthschaft, von der familienhaften Arbeitstheilung zur gesellschaftlichen, wodurch es kam, daß immer mehr Stücke von der Hauswirthschaft losgerissen und hinausgeschwemmt werden in den allgemeinen Strom der Verkehrswirthschaft. Die socialen Folgen dieses Processes waren verschieden für die Frauen der oberen und für die der unteren Stände. Die ersteren wurden dadurch entlastet, denn mit jedem Theil, der der Hauswirthschaft genommen wurde, verengte sich der Kreis, in dem sie sich hauswirthschaftlich bethätigen konnten, so daß man sagen kann: die Frauenfrage der oberen Stände ist die Arbeitslosigkeit. Für die Frauen der unteren Stände bewirkte jener Proceß nothwendig das Gegentheil: der Großbetrieb als typische Productionsform der Verkehrswirthschaft verlangte billige Hände; in Schaaren fand er sie unter den Frauen des niederen Volks. Sie wurden daher durch die Entwicklung der Verkehrswirthschaft immer mehr belastet, so daß für sie die Frauenfrage, aus dem Zuviel an Arbeit, aus der Ueberbürdung, entspringt. In seiner Weise untersuchte Frau Gnauck insbesondere die psychophysischen Folgen jener Ueberbürdung. Außerordentlich anschaulich setzte sie aus vielen einzelnen Zügen, die sie als freiwillige Arbeiterin zum Theil selbst erlebt, ein Bild zusammen, das alles, was in todten statistischen Zahlen verborgen liegt, lebendig werden ließ. Weibliche Fabrikinspectoren, für deren Einführung auch Prof. Meitzen in der Discussion energisch sich aussprach, und unbedingte thatsächliche Organisationsfreiheit, die wiederum Kürzung der Arbeitszeit zur Voraussetzung haben muß, sowie Fürsorge für gesunde geistige Nahrung der Arbeiterinnen — das waren alles in allem die praktischen Forderungen, die Rednerin als für die nächste Zeit maßgebend aufstellte. In der Discussion, die sich an den Vortrag anschloß, ergte sich kein Widerspruch gegen die Ausführungen der Referentin. — Den zweiten Vortrag hielt Prof. Adler aus Basel über die Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenversicherung. Im wesentlichen war dieser Vortrag eine geistreiche Wiederholung dessen, was Adler im Handwörterbuch der Staatswissenschaften bezüglich dieser Materie bereits geäußert hat. In großen Zügen enthielt der Vortrag zunächst eine Geschichte der Arbeitslosigkeit, aus der ersichtlich, daß erst die neuere Zeit dem Problem der Arbeitslosigkeit verständnißvoll gegenübertritt, indem sie dieselbe zum Theil ansieht als ein Product socialer und wirthschaftlicher Verhältnisse. Die socialpolitische Behandlung des Problems liegt aber noch in den allerersten Anfängen, die sich indeß jedenfalls weiter entwickeln werden, wenn der Staat seinen socialreformatorischen Beruf nicht ganz vergißt. In der Arbeitslosenversicherung, die entweder auf staatlicher oder communaler Grundlage durchgeführt werden soll, jedenfalls aber obligatorisch sein muß, erkennt Adler eine Institution, die am besten das Problem löst. Ja Basel wird Adlers Vorschlag voraussichtlich gesetzliche Kraft erlangen und es wird sich dann zeigen, ob die Bedenken, die von vielen Seiten — und wohl mit Recht — gegen ihn geltend gemacht worden sind, gerechtfertigt waren oder nicht. — Der Staatswissenschaftliche Verein, dem einzig die Pflege der Staatswissenschaften im kleinen studentischen Kreise als Ziel seines Strebens vorschwebt, hat mit diesen Vorträgen würdig geschlossen und es ist zu wünschen, daß er weitere Erfolge haben möge.

* **Berlin.** Die Berliner Studentenschaft hielt am 26. im Kroll'schen Theatersaal eine Gedächtnißfeier zu Ehren des verstorbenen Ernst Curtius ab.

* **Wien.** Der Gymnasialprofessor und Privatdocent Dr. Armand Hauler ward zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie an der Universität ernannt.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 28. Juli. Nummer 173.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. — Ein Romantiker unter den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts. II. Von Rudolf Kautzsch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. [1])

u. Aus dem heute doch nicht mehr so fern liegenden Siebenbürger Sachsenland kommt ein Buch auf den Markt, das einem lang gefühlten Bedürfniß entspricht: eine Darstellung der Entwicklung der Siebenbürger Sachsen in den letzten hundert Jahren. Die treffliche Geschichte der Siebenbürger Sachsen von G. D. Teutsch reicht bekanntlich nur bis 1699, zum Uebergang Siebenbürgens unter das Haus Oesterreich. Ueber das 18. Jahrhundert existirt eine zusammenfassende Darstellung der sächsischen Entwicklung nicht, hervorragende Episoden haben abgesondert ihre Bearbeiter gefunden (Sachs von Harteneck durch Zieglauer, der Landtag von 1790/91 durch denselben) und aus dem 19. Jahrhundert sind die zahlreichen Denkreden des verstorbenen Bischofs D. Teutsch auf die bedeutendsten Männer der Sachsen, dann die Biographie des J. Bedeus (von E. v. Friedenfels) interessante Quellen zur Kenntniß der jüngsten sächsischen Geschichte. Aber wie wenige sind im stande, aus vereinzelten Arbeiten sich ein Gesammtbild der Zeit zusammenzustellen, besonders da, wo die Einzelentwicklung sich so einschmiegt in die größeren Ereignisse, die erst recht kennen muß, wer jene verstehen will!

So trat denn das Bedürfniß nach einer Zusammenfassung dieser Geschichte in erster Reihe in jenen Kreisen hervor, die dem sächsischen Leben mit Interesse entgegen kommen, — und derer sind doch auch in Deutschland viele. Wie gern hätte mancher sich orientirt und hatte keine Gelegenheit! Aber auch unter den Sachsen selbst wuchs das Bedürfniß. Die jüngere Generation, besonders die seit 1876 aufgewachsene (in jenem Jahre wurde das Sachsenland zerrissen und in Comitate eingetheilt), gerieth in Gefahr, die Continuität des geschichtlichen Bewußtseins zu verlieren, und so kommt das Buch auch dort wie gerufen. Man konnte das an der Theilnahme sehen, die die Vorträge, welche hier vermehrt herausgegeben sind, in Hermannstadt fanden. Mit steigendem Interesse hörten Männer und Frauen diese Schilderungen sächsischer Kämpfe an und zogen daraus die frohe Zuversicht, daß ein Volk, das solches ertragen, nicht dem Untergang bestimmt sei.

Die Vorträge behandeln: Die Reaction gegen die Josefinischen Reformen und die Regulation 1790—1805; Stille Jahre 1805—1830; Neues Leben 1830—1848; Das literarische Leben der vierziger Jahre; Die Revolution von 1848/49; Die Sachsen im Jahre 1848—1849; Unter dem Absolutismus 1850—1860; Das politische Leben von 1860 bis 1876; Die geistige Entwicklung seit 1850; Um- und Vorschau.

Auch der Leser wird den Eindruck erhalten, daß das Jahrhundert, welches hier zur Darstellung kommt, ein zusammengehöriges Ganze, innerlich ein Ganzes bildet. Und für die Sachsen war es ein Jahrhundert der Revolutionen. Mit einer Revolution von oben, mit dem gewaltsamen Umsturz aller Verhältnisse durch Josef II. begann dieses Zeitalter. Unmittelbar an die Wiederherstellung der Verfassung durch Josefs Restitutionsedict und durch den Klausenburger Landtag von 1790/91 schloß sich die „Regulation“ an, verfassungswidrige Verordnungen der Regierung (1797—1805), durch welche die alte sächsische Verfassung in Trümmer geschlagen wurde. Die Revolution von 1848 war abermals eine gewaltsame Erschütterung alles Bestehenden, der Absolutismus der fünfziger Jahre that dasselbe, und was die Zeit seit 1867 dem sächsischen Volke gebracht hat, das trägt gleichfalls den Stempel der gewaltsamen Erschütterung an sich.

Die Josefinischen Umsturzpläne gingen von dem aufgeklärten Absolutismus aus, der kein Verständniß für das historisch Gewordene besaß, der den Gedanken der Reichseinheit mechanisch und äußerlich faßte. Die nationale Landeseintheilung in Siebenbürgen wurde aufgehoben, die sächsische Verfassung ebenso, und wie vorbedeutend erscheint es, daß am Beginn der neuen Zeit die völlige Zerstörung alles dessen steht, was man als Bedingung des Bestandes im sächsischen Volke ansah. Wenige Wochen vor seinem Tode widerrief Josef seine Lebensarbeit, und der Landtag, der 1790 in Klausenburg zusammentrat, schuf — wie man meinte — neue und feste Schutzwehren gegen solche gewaltsame Veränderungen. Alle Fragen, die durch das kommende Jahrhundert das Land beschäftigen sollten, haben damals in jenem Landtag ihre Erörterung gefunden. Das rumänische Volk, damals politisch rechtlos, verlangte Gleichberechtigung, aber die Ideen der französischen Revolution waren derzeit noch nicht über die Karpathen gedrungen. Damals erhob sich die Unionsfrage: ob Siebenbürgen mit Ungarn vereinigt werden solle. Damals ist die Vereinigung abgewiesen worden, weil auch der Monarch dagegen war, aber es war wieder ein Schatten kommender Ereignisse. Die Sprachenfrage wurde erörtert, das Verhältniß der Confessionen zu einander und daneben die Lage der Hörigen, die Preßfreiheit u. s. f. Für die Sachsen bedeutete die Aufhebung des Curiatvotums eine Schädigung; bei der Abstimmung nach Köpfen waren sie immer in der Minderheit. Bei bedeutsamen nationalen Fragen freilich mußten sie ihr Siegel auf einen Beschluß des Landtags drücken, wenn er rechtsgültig sein sollte, und hatten also in dessen Verweigerung ein Mittel in der Hand, unliebsame Beschlüsse zu verhindern.

Unmittelbar an diesen Landtag, der das sächsische Recht gestützt zu haben schien, schloß sich die „Regulation“ an. Daß mannichfache Aenderungen innerhalb der sächsischen Verwaltung wünschenswerth waren, läßt sich nicht läugnen. Aber die Art, wie diese herbeigeführt wurden, spottet jeder Beschreibung. Es war einigen Leuten, dem Convertiten Crouenthal und Somlyori, die beide große Feinde der

[1]) Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. Zehn Vorträge aus der siebenb.-sächs. Entwicklung der letzten hundert Jahre. Hermannstadt, W. Krafft 1896. 8°. 344 S. Preis geb. M. 4.—

Digitized by Google

Sachsen aus persönlichem Rachegelüste waren, gelungen, bei der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien Stellung und Einfluß zu gewinnen. Sie sind die Urheber der Regulation gewesen. Bis zu dreimalen wurden einzelne sächsische Stadtvertretungen aufgelöst, bis endlich durch unerhörten Zwang und Druck die jenen mißliebigen Männer ausgeschlossen waren und eine willige Vertretung gefunden wurde. Zugleich hatte die Regulation die Abhängigkeit des Volkes von der Regierung im Auge, ein Ziel, das so recht in das Metternich'sche Regiment hineinpaßte. Und was etwa auf dem Papier noch an Unabhängigkeit übrig geblieben war, das wurde in der Durchführung cassirt. Die Hofkanzlei in Wien und das Gubernium in Siebenbürgen wurden gegen das Gesetz, das die Wahl der Mitglieder vorschrieb, mit erneuten Mitgliedern besetzt, von Wien der Comes der Nation ernannt und abhängig von der Hofkanzlei. Er candidirte zu den Magistratsstellen in den Städten, welche die Mitglieder für die sich selbst ergänzenden Communitäten vorschlugen, die nun die Controle über den Magistrat führen sollten. So entstand eine neue sächsische Bureaukratie, die dem Leben entfremdet war und sich nicht kümmerte um die Bedürfnisse des Volkes. Ein ähnliches Absperrungssystem ertödtete in der Kirche das Leben; sie zerfiel in einzelne Capitel, die sich nicht um einander kümmerten, die Freizügigkeit der Geistlichen und die freie Wahl derselben wurde eingeschränkt, der Besuch der deutschen Universitäten verboten. Bald lagerte sich auch über das geistige Leben der Nation tiefer Schlummer. Es gab nichts, wo die Regierung nicht eingegriffen hätte, und in jenem Hindämmern vergaß man, daß die Welt da draußen nicht stillstand. Nur auf dem Gebiet der Schule war ein großer Fortschritt zu verzeichnen, der erste allgemeine Schulplan für die Volksschule entstand (1821) und wenig später ein solcher für die Gymnasien (1824). Auf allen anderen Gebieten war der Nation der Gedanke der Einheit und Zusammengehörigkeit verloren gegangen.

Der Anstoß zu einem neuen Leben ging von Ungarn aus. Dort begann das magyarische Volk sein Reformwerk an sich und am Lande. Der Landtag von 1825 erhob sich für die Vertheidigung der Verfassung, für den Fortschritt auf wirthschaftlichem, auf nationalem Gebiete. Das magyarische Volk in seiner obersten Schicht war nahe daran gewesen, sich entnationalisiren zu lassen — jetzt erkannte es die Gefahr und die Mittel dagegen, Stärkung des Volkslebens auf allen Gebieten.

Dieselben Gedanken drangen auch in das sächsische Volk. Stärkung, Kräftigung desselben wird die Losung. Die Publicistik ging voran. Von selbst bot sich die Geschichte als Erzieherin dar, die vaterländische Novelle begann ein lesefustiges Publicum zu finden, der Roman erhob die Herzen, die alten Gestalten der Vergangenheit wurden der Gegenwart vor die Augen gestellt, sie für nationale Ehre und Arbeit alter Tage wieder zu begeistern. Als ein weiteres Mittel der Stärkung nahm man von draußen die Vereinsgründungen auf. Sparcassen und Gewerbevereine entstanden, der Landeskunde- und Landwirthschaftsverein, all die bedeutenden nationalen Vereine der Sachsen gehen in jene Zeit zurück. Alle Gedanken der vollsthümlichen Stärkung und Erhebung fanden in St. L. Roth ihren Brennpunkt. In flammenden Worten legte er seinen Volksgenossen die neuen Ziele ans Herz, die sich in wirthschaftliche, soziale, sittlich-religiöse und zuletzt nationale Stärkung zusammenfassen ließen. Es ist im Grunde das Szechenyi'sche Programm Ungarns, das hier wiederklingt, entsprechend der deutschen Natur Roths in einem Punkt erweitert, indem er für die Schulen und deren Hebung ein weit tieferes Verständniß hat als der ungarische Magnat. Auf dem politischen Gebiet wurden die Schlagworte: eine tüchtige Verwaltung, Oeffentlichkeit der Vertretungskörper, freie Wahl der Communitäten und Magistrate, sowie des Comes. Das so frei gewordene Volk sollte tüchtig und treu und vor allem dann recht deutsch sein. In den nationalen Gedanken mündeten alle diese Bestrebungen wie bei den Magyaren ein.

Gerade dieser nationale Gedanke aber fand bei den Mitständen ein Hemmniß. Von Ungarn aus war das Schlagwort der Union ausgegangen, dort als ein Mittel der nationalen Stärkung angesehen, weil die Magyaren Siebenbürgens das in der Minderzahl befindliche Volkselement in Ungarn stärken konnten; in Siebenbürgen mußten die Magyaren, gleichfalls in der Minderheit, den Anschluß an ihr Mutterland Ungarn ebenso als Stärkung empfinden.

Diesem Unionsgedanken standen die Sachsen getheilt gegenüber. Die ältere Generation, die die Mitstände auf den Landtagen kennen gelernt hatte, die Beamten wiesen die Union ab: das kleinere Land verliere gegenüber dem größeren immer bei jeder Vereinigung, und was die Magyaren immer versprächen, sie würden es niemals halten. Anders die Jüngern. Die Magyaren kämpften für Freiheit, sie würden sie doch nicht bei den andern Völkern unterdrücken! Der Hochmuth der heimischen Bureaukratie trieb viele ins Lager der Unionsfreunde. Aber beide Schattirungen meinten nicht, die Union werde eine völlige Auflösung des alten Siebenbürgens sein, eine Auslieferung des Landes an Ungarn. Auch die Freunde der Union wollten feste Bedingungen aufgestellt sehen, die insbesondere dem sächsischen Volk seine nationale Entwicklung sichern sollten. Als solche sah man an: Aufrechthaltung des sächsischen Territoriums, Garantie der deutschen Sprache in Amt und Gericht, Autonomie der Kirche und Schule.

So kam das Jahr 1848, die Revolution. In Siebenbürgen spitzte sich alles in die Unionsfrage zu; der Landtag in Klausenburg brachte die Entscheidung für die Union. Zum erstenmal bringt das Buch eine eingehende Darstellung dieser sächsischen Entwicklung. Man kann sie nur mit gespanntestem Interesse verfolgen. Das Ziel aller Sachsen war: Erhaltung des Volksthums, Stärkung der Bedingungen, die dieser Erhaltung dienen konnten. Die Wege waren verschieden. Der eine Theil wollte die Union zum selben Zweck, der den andern Grund der Ablehnung war. Die Mehrheit, der sich die Minderheit zu fügen angewiesen war, entschied für die Union. Das Verhängniß war aber, daß diese Mehrheit formal die Bedingungen fahren ließ und sich nur vorbehielt, sie auf dem ungarischen Reichstag zu stellen. Was sie dazu bestimmte, das liegt heute klar vor: nicht die Drohung der lärmenden Menge, die die Antiunionisten mit dem Tode schrecken wollte, sondern die Unmöglichkeit, Bedingungen dort durchzusetzen. Sie hofften — es war eine Täuschung —, es werde auf dem ungarischen Reichstag möglich sein, denn — und das ist ein zweites Moment — der siebenbürgische Landtag nahm die Erklärungen der Sachsen an und empfahl selbst dem ungarischen Reichstag die Annahme der sächsischen Wünsche und Forderungen. Wenige Monate später standen die Sachsen unter den Waffen für das Haus Oesterreich gegen das selbständige Ungarn. Die ungarische Regierung hatte nicht einen einzigen Wunsch, keine einzige Forderung der Sachsen erfüllt; ihre nationale Entwicklung schien durchaus in Frage gestellt. Dazu kam, daß Ungarn in der That auch das positive Gesetz verletzte, als es im September 1848 die Reichstagsbeschlüsse ohne des Königs Bestätigung durchzuführen begann. In der Thatsache, daß Unionisten und Antiunionisten vereinigt dastanden in diesem Kampfe gegen die magyarische Revolution, liegt zugleich ausgesprochen, daß die Sachsen einig in dem waren, daß

sie ihre nationale Zukunft vertheidigen wollten. Alles, was das neue Ungarn begann, richtete sich zuletzt gegen jede nichtmagyarische Entwicklung. Da war es nicht anders möglich, als daß eben, wer sein eigenes Volk liebte, gegen jene Vergewaltigung sich wehrte.

Auch eine Frage, über die viel Unklarheiten, besonders auch in Ungarn verbreitet sind, findet hier ihre klare Antwort: die nach der Hereinberufung der Russen, die sehr häufig den Sachsen zugeschrieben wird. Die Wahrheit ist, daß — allerdings dem Wunsch der Sachsen und Rumänen entsprechend — Puchener, der commandirende General der kaiserlichen Armee, in Uebereinstimmung eben mit den legalen Trägern der Staatsregierung, die Russen ins Land gerufen hat.

Der Absolutismus von 1850—1860 ist wie die Revolution von 1848/49 vielfach nicht richtig beurtheilt worden. Zweierlei läßt sich heute kaum leugnen: daß er nothwendig war nach den Erfahrungen von 1849, und darin liegt seine Begründung; dann, daß das Experiment mißlingen mußte — und damit ist es gerichtet. Der Absolutismus war nothwendig: denn es war undenkbar, daß man die verschiedenen Völker, die eben mit den Waffen gegen einander gestanden, in ein gemeinsames Parlament berufe, die alten Verfassungen wieder herstelle, den Besiegten die ganze Staatsmacht ausliefere, damit sie nun erst recht die andern mißhandelten. Der Absolutismus hatte die Aufgabe, Erzieher der Völker zu sein und war allem die deutsche Grundlage des habsburgischen Reiches zu retten aber neu zu legen. In der Ungeschicklichkeit, mit der es geschah, liegt ein gut Stück seiner Schuld, die dadurch nach größer wird, daß er, anstatt die alleinige Selbständigkeit der Völker als Ziel ins Auge zu fassen, der Unterdrücker aller ward und sogar dem Panamismus dienstbar wurde, der ein grundsätzlicher Feind jeder Völkerfreiheit ist. Der Absolutismus hat zuletzt an denselben Mächten Schiffbruch erlitten wie die Revolution von 1848, an der Thatsache, daß die Empfindungen, Ueberlieferungen, die in Leiden und Siegen der Vergangenheit errungenen Güter eines Volkes reale Mächte sind, die eine Zeit lang sich täuschen, vielleicht unterdrücken lassen, aber zuletzt unwiderstehlich sind.

Dem sächsischen Volke brachte das Jahrzehnt des Absolutismus schwerste Kämpfe. Zum zweitenmal in einem Jahrhundert war seine Verfassung aufgehoben, jede freie Meinungsäußerung war verpönt, eine übermüthige ausländische Beamtenschaft hielt sich berechtigt, in alle Verhältnisse einzugreifen und was dem Volk lieb war (Einrichtungen, Mundart u. s. s.) zu verspotten. Die Hebung der materiellen Wohlfahrt, die besseren Straßen, die ordentliche Rechtspflege, die Modernisirung der Städte, die Durchführung der Urbarialablösung konnte über die anderen Verluste nicht hinübertäuschen.

Die Erfahrungen jener Jahre führten aber die Sachsen zur Wiederaufnahme der großen Innerarbeit, die die Revolution 1848/49 unterbrochen hatte. Die Literatur begann, die Grundlagen des nationalen geistigen Lebens neu zu legen, die Reorganisation des gesammten Schulwesens wurde durchgeführt, eine neue Kirchenverfassung im selben Augenblick geschaffen, wo das bisherige politische Band der alten Einheit des sächsischen Volkes zerriß. Das literarische und geistige Leben jener Jahre hat bewußt sich zum Ziele gesetzt, die Stärkung des nationalen Gedankens im Volk nicht nur durch Vertiefung der Geschichte, durch Volks- und Landeskunde, sondern auch durch den Zusammenhang mit dem geistigen Leben des deutschen Mutterlandes herbeizuführen. Damals ist die sächsische Wissenschaft ein Theil der deutschen geworden, deren bedeutendste damalige Vertreter, die Brüder Grimm, Simrock, Wachsmuth u. s. s., mit freudiger Theilnahme die Leistungen dort verfolgten. Es war ein in breitesten Kreisen wirkender und aus ihnen hervorgegangener Ausdruck dieser Einheit des Geisteslebens, als auch in allen sächsischen Städten am 10. Nov. 1859 das Schillerfest in einer Art gefeiert wurde, wie kein anderes Fest vor- und nachher.

Als der Absolutismus nicht mehr zu halten war, versuchte man ein Gesammtösterreich auf konstitutioneller Grundlage aufzubauen, in parlamentarischen Formen den deutschen Charakter des Staates zu wahren. Der Versuch war nicht aussichtslos. Es ließen sich Formen denken, welche die Zusammenfassung des Ganzen und provinzielle Selbständigkeit, ein gemeinsames Staatsbewußtsein und Schutz der einzelnen Nationalitäten vereinigten. Den Sachsen blieb kaum etwas übrig, als diesen Versuch zu unterstützen. Gegenüber der Bewegung in Ungarn nach Wiederherstellung der 1848er Verfassung und damit der Union Ungarns mit Siebenbürgen standen die Erfahrungen der Revolution doch zu deutlich noch in Erinnerung. Dazu war man formal nicht gebunden. Die Union war 1848 nicht rechtskräftig zustande gekommen, die näheren Bestimmungen über die Durchführung derselben waren nicht geschaffen worden. Es schien undenkbar, daß alle Ansprüche Ungarns, besser des magyarischen Volkes, aufleben würden, und vor allem: ein Gesammtösterreich schien dem sächsischen Volk am ersten das zu gewähren und zu verbürgen, was zuletzt Ziel jeglicher politischen Haltung seit Jahrhunderten gewesen war: die nationale Entwicklung.

Es ist ergreifend, zu sehen, wie die neue Entwicklung den Sachsen sehr bald wieder nichts anderes als Enttäuschung brachte. Die leitende Partei im neuen „Reichsrath" in Wien hatte nicht den Staat, sondern sich, die Partei, im Auge, sie arbeitete mit so viel persönlichen Rücksichten, daß das Wohl des Ganzen dahinter verloren ging, und vor allem: sie war den Magyaren nach keiner Richtung gewachsen.

So kam's 1867/68 zum Dualismus. Daß die Sachsen im großen ganzen Gegner desselben waren, begreift man doppelt, wenn man diese Vorträge liest. Wer die Menschenseele kennt, würde das Gegentheil nicht verstehen. Aber um die Haltung der Sachsen zu begründen, braucht man nur auf eines hinzuweisen: alles, was die Gegner der Union Siebenbürgens mit Ungarn seit 1848 gesagt und gefürchtet, ist ja buchstäblich in Erfüllung gegangen. Als der Dualismus staatsrechtliche Geltung gewonnen hatte, haben die Sachsen sich auf den Boden des Gesetzes gestellt, und gegen Gesetz und Recht sind nun die schwersten Schädigungen ihres nationalen Besitzstandes geschehen. Es handelt sich in diesem schweren Kampf um große Principien. Das moderne Ungarn hat schroffste und straffste Centralisirung, Geltendmachung der ausschließlich magyarischen Hegemonie zum Grundsatz; die Sachsen mußten für Selbständigkeit der kleineren Gruppen, für die Möglichkeit ihrer nationalen Entwicklung eintreten. Der ungarische Staat ging konsequent vor: er zerschlug erbarmungslos alle Formen des gesunderten politischen Lebens der Sachsen, von der Pensionirung des Comes (1868) bis zur widerrechtlichen Zertrümmerung des Königsbodens (1876), und verband mit allen Schritten die Zurückdrängung deutscher Lebensäußerungen und eine Unterbindung ihrer Wurzeln. Und dann begannen die Angriffe auf das Schulwesen, die kirchliche Verfassung, die geistige Entwicklung. Daß sich die Sachsen gegen alle diese Angriffe wehrten, ist natürlich ihre Pflicht gewesen, wie sie es gethan, ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Volksstammes. Seine bedeutendsten Männer sind in Deutschland wenig bekannt, mit Ausnahme eines, des verstorbenen Bischofs D. Teutsch, dessen Bild und Wirken man auch in diesen Vorträgen auf Schritt und

Tritt begegnet. Aber neben ihm ist noch eine „Wolke von Zeugen" deutscher Tüchtigkeit und Zähigkeit — Zimmermann, Schmidt, Rannicher, Gull, Gebbel, Kapp, Müller, Wolff u. s. w., die Reihe ließe sich verlängern —, die den Beweis liefern, was für ein Leben in jenem Volksstamm vorhanden ist.

Ein Leben, das auch die Zukunft verbürgt. Das ist die Gewißheit, die aus dem Schlußvortrag beruhigend herausklingt. Die Sachsen wissen, daß sie ihr nationales Leben zu vertheidigen haben, und wenn seit einiger Zeit in Deutschland die Nachricht verbreitet wird, sie hätten den Kampf dafür aufgegeben, so ist das barer Unsinn. Man lese in der „Um- und Vorschau", mit der diese Vorträge abschließen, welche Aufgaben sich das Volk gestellt, in welcher Arbeit es drinsteht, um zu erkennen, daß es weder an seiner Gegenwart verzweifelt, noch seine Zukunft aufzugeben gewillt ist. Der frische Ton, der durch dieses Buch hindurchgeht, die Zuversicht, daß ein Volksstamm, der das letzte Jahrhundert so durchlitten, durchkämpft, durcharbeitet hat, wie die Sachsen, nicht für den nahen Untergang bestimmt sei, erweckt auch im Leser die Ueberzeugung, daß in der That noch Aufgaben des sächsischen Volkes harren, die es in deutscher Eigenart und Treue gegen den Staat zu lösen berufen sei.

Wir wünschen dem Buche größte Verbreitung auch in Deutschland.

Ein Romantiker unter den deutschen Malern des 16. Jahrhunderts.

Akademische Antrittsvorlesung von Rudolf Kautzsch.

II.

Wir erinnern uns der Landschaft mit der Satyrfamilie und des hl. Georg im Drachenkampfe. Aeußerlich betrachtet sind die beiden Bilder ziemlich verschieden. Dort Fels, gewaltige Bäume und ein Ausblick in die verblassende Ferne, hier das Waldesinnere, dicht geschlossen, traulich. Dort Gestalten der alten Mythologie, hier der hl. Ritter und ein Ungethüm der mittelalterlichen Sage als Staffage. Trotz dieser Verschiedenheit aber sind beide Bildchen romantisch. Die Wildniß ist es ebenso wie der dämmernde Wald, denn beide wissen nichts vom Menschen und seinen Zwecken. Beide regen die Phantasie mächtig an. Das Unbekannte, Fremde, das Halbdunkel und die Stille: sie sind es, die uns hier weit eher Fabelwesen aller Art, Ungeheuer und Spukgestalten erwarten lassen, als gut bürgerliche Erscheinungen. Und da sind sie ja auch: hier wunderlich zottige Mischfiguren, halb Mensch, halb Thier, dort das scheußliche Gewürm und der abenteuernde Reiter. Aber nicht nur Wald und Wildniß und ihre Bewohner an sich sind romantisch: auch und eigentlich erst recht die Art ihrer Schilderung ist es. Wir könnten uns ganz dieselben Bestandtheile zu Bildern ganz anderen Charakters verarbeitet denken.

Wir vergegenwärtigen uns, daß von Durchbildung, Plastik, Körperlichkeit im einzelnen nichts zu finden war, und sehen nun ein, daß wir dergleichen gar nicht erwarten durften. Denn eine eingehendere Behandlung etwa der Figuren wäre ja ein Verlust an Unbestimmtheit, brächte uns sofort der Wirklichkeit viel zu nahe. Auch würde eine sorgsame Modellirung den Figuren ein Uebergewicht einräumen, das sie im Ganzen des romantischen Kunstwerks nicht haben können. Auch hier gilt: Durchbildung wäre Beschränkung.

Wir denken weiter daran, daß auch der malerische Gehalt der Erscheinungen, das klare Raumbild, das Wirken des Lichts und der Luft nicht den Inhalt dieser Schilderungen ausmachte, und erinnern uns daran, daß schlichte Naturtreue am allerwenigsten im Sinn des Romantikers lag: sie hätte ja unsern Bildern sofort den Charakter der Phantasieschöpfungen genommen.

Und weiter: in der Landschaft mit der Satyrfamilie wird der Vorgang, der „eigentlich" den Stoff des Ganzen bildet, so sehr im Hintergrunde und so undeutlich gezeigt, daß ihn schwerlich jemand enträthseln kann. Ebenso ist aus dem Drachenkampf des hl. Georg eine harmlose Begegnung des Reitersmanns mit dem Ungethüm geworden. „Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen?" fragt Tieck. Dieselbe Frage richten Altdorfers Bilder an uns.

Wir haben, abgesehen von der gegenständlichen Seite, bisher mehr das Negative an den Schöpfungen des Regensburger Meisters hervorgehoben. Was bleibt noch übrig? Die Romantiker forderten vom Kunstwerk, daß es Stimmungen wiedergeben und erregen, eine musikalische Wirkung haben müsse. In der That, jedes der beiden Bilder, die wir betrachteten, hat den Reiz einer ganz eigenartigen und doch einheitlichen Stimmung für sich. Sie beruht wesentlich auf dem Zusammenwirken von Phantasiespiel und Naturwahrheit. Diese Bilder versetzen uns sofort in das Zauberland der Phantasie. Nur dort sind Satyrn und Drachen, aber auch nur dort solche Bäume, solches Gebüsch, solche Ferne möglich. Allein so eigenthümlich, absonderlich erfunden das Einzelne ist: alles paßt trefflich zusammen. Das Absonderliche drängt sich nicht auf, und das Ganze überzeugt. Wir glauben durchaus an diese Welt. Es ist das besondere Verdienst Altdorfers, daß er es versteht, uns gänzlich in den Traum zu wiegen, als lebe seine Welt. Das gelingt nur einem Künstler, der bei aller Romantik so in der Natur zu Hause ist, wie unser Meister. Aber nur die Wirkung der Gesamtansicht lernte er ihr ab: die Bedeutung des Raums, der Massen, der Beleuchtung. Man hat neuerdings das Besondere seiner Kunst mit den Sätzen charakterisirt: „Vor Altdorfers Phantasie steht zuerst die Räumlichkeit, dann erst die Figuren. Das entspricht dem Verhältniß in der Natur. Daher wirken selbst die Arbeiten unsres Meisters, die im einzelnen äußerst oberflächliche Beobachtung zeigen, in der Gesamtansicht merkwürdig naturgetreu." Das ist zweifellos richtig. Nur eine mit Bildern der Natur reich genährte Phantasie konnte ihren Schöpfungen diesen Ausdruck der Wahrheit im ganzen geben. Immer aber müssen wir im Auge behalten, so innig auch Altdorfer mit der Natur vertraut war, seine Werke sollten doch nur Werke der reinen Phantasie sein. Nur daß sie nicht halb und barock, sondern einheitlich und überzeugend wirken, das verdanken sie der Natur. Schließlich folgt Altdorfers Kunst durchaus dem Grundgesetz der romantischen Poetik: „einen Gegenstand fremd und doch anziehend zu machen".

Betrachten wir nun nach jenen ersten Bildern, deren Stoff schon romantisch war, noch ein anderes aus der Frühzeit des Meisters, das den Charakter des Romantischen allein der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes verdankt: eine Darstellung der Geburt Christi. Es ist Nacht. Kaum vermögen wir ein verfallenes Mauerwerk zu erkennen, das in der ungewissen allerersten Morgendämmerung, im blassen Schimmer der Mondsichel, nur hie und da erhellt von dem trüben künstlichen Licht einer Kerze und einer Laterne daliegt. Die Figuren: Maria, Joseph, das Kind, sind gänzlich in Halbdunkel gehüllt. Sie sind aber nicht das einzig Lebendige in dem alten Gemäuer. Neben ihnen, draußen und auf dem verkommenen Dach der Ruine treiben Engelknaben ihr Wesen. Freilich geberden sie sich, hat man richtig gesagt, mehr wie Heinzelmännchen, denn wie Engel. Spukhaft huschen sie hin und her, auf und ab. Ihr stilles, geschäftiges Hausen belebt

die öde Stätte. Wieder ist es also die eigenartige Stimmung, das Zauberhafte des Orts, der Beleuchtung, des Lebens unter Trümmern im Dämmerschein, was den Reiz des Ganzen ausmacht. Wir brauchen nicht mehr zu sagen, daß eben das romantisch ist.

Einen ersten Höhepunkt erreichte das künstlerische Schaffen Albrecht Altdorfers um das Jahr 1520. Damals entstanden die Darstellungen zur Quiringeschichte, heute in Siena und Nürnberg, eine Anbetung der hl. drei Könige und die Altarbilder im Kloster St. Florian. Wir haben schon eines der Quirinbilder besprochen, um darzuthun, daß Altdorfer auch hier, da ihn doch die Aufgabe dazu zu drängen schien, seine Gestalten nicht plastisch durchbildete, eingehend charakterisirte, nicht ihre Empfindungen, ihre Leidenschaften darzustellen unternahm, daß er vielmehr in bunter Tracht und glänzender Bewaffnung, in anziehenden Schauplätzen und seltsamer Beleuchtung Ersatz suchte und fand. Hier gilt es nun, den romantischen Charakter dieser Bilder festzustellen.

Schon in der mangelhaften Plastik und der fast noch mangelhafteren Seelenmalerei erkennen wir Züge des Romantischen. Auch die Freude an reichen, absonderlichen, fremdartigen Trachten ist beim Romantiker wohl verständlich. Vor allem aber die besondere Beleuchtung. Sehen wir uns daraufhin noch ein anderes der Bilder an: die Bergung des Leichnams des heiligen Märtyrers. Wir stehen am Ufer eines breiten Flusses vor einem dichten Weidengebüsch, das die ganze rechte Hälfte des Bildes einnimmt. Links sehen wir über den Fluß hinüber auf das jenseitige Ufer: schroffe Felsen über einem schmalen Uferstreifen, auf dem Ansiedelungen, Thürme, Gehölz zu erkennen sind. Schwarze Wolken bedecken fast den ganzen Himmel. Nur gegen den Horizont zu ist es lichter. Dort geht eben, gluthroth, die Sonne unter, im Wasser sich spiegelnd. Die Ufer sind in tiefes Dunkel gehüllt. Nur ein paar Felskanten drüben, die Ferne, und ganz vorn einige hervorragende Einzelheiten leuchten hell auf. Auch das dunkle Gebüsch ist mit jenem schimmernden Licht übergossen, das wir auf Altdorfers Bäumen und Strauchwerk wiederholt finden. Vorn vor den Weiden am Ufer sind zwei Männer und zwei Frauen beschäftigt, den Leichnam des Ertränkten, den der Fluß hier angeschwemmt hat, auf einen Wagen zu bringen. Grell heben sich die Kopftücher der Frauen, einzelne Gewandstücke und die helle Decke, in die der todte Körper geschlagen ist, von dem dunklen Grunde ab. Also nicht eine plastisch gedachte Gruppe mit starken Verkürzungen kräftig bewegter Glieder im Sinne der Italiener, nicht eine dramatische Scene voll Schmerz und Trauer charaktervoller Gestalten im Sinne Dürers, vielmehr ein kühnes Beleuchtungsstück, das gewaltig, eigenartig gespenstig auf uns wirkt.

Diese Züge der Darstellungen zur Quirinlegende treten gesteigert in den Altarbildern im Kloster St. Florian auf. Wieder die seltsame Maskerade der Gewänder und Bewaffnung, wieder eigenartige Räumlichkeiten, wieder Beleuchtungseffecte, sei's durch Fackellicht, sei's durch Sonnenuntergänge. Dazu aber eine überraschende Gewaltsamkeit der Bewegungen und hie und da Ansätze zu schroffem Naturalismus — doch beides ohne wirkliche Kenntniß des Körpers, nur zur Steigerung der Wirkung. „Der Gesammteindruck", so charakterisirt der feinsinnige Biograph unsres Künstlers diese Bilder, „entbehrt der Ruhe, des Ernstes, der kirchlichen Würde, der Einfachheit, ist zuerst eigenartig, seltsam drastisch, spukhaft, grausig selbst, doch nie tief erschütternd.... Diese Darstellungsart scheint eher geeignet, die Märchen aus „Tausend und einer Nacht", als die Mittheilungen der Evangelisten zu versinnlichen." Besser können auch wir diese echt romantischen Bilder nicht kennzeichnen.

Altdorfers nächstes Gemälde, kaum ein Jahr später entstanden, führt uns in eine ganz neue Welt. Es ist die Darstellung einer Verkündigung. In einer offenen Renaissancehalle im hellen, stimmungslosen Mittageslicht tritt der Engel zu Maria. Die Figuren sind gut gezeichnet, von einer regelmäßigen, etwas leeren Schönheit; die Gewänder ziemlich eingehend modellirt. Kurz, alles, was wir vordem vermißten, scheint hier versucht. Es ist, als ob Altdorfer mit einemmale seine ganze bisherige Kunst verabschiedet und eine ganz neue Weise probirt habe.

Gewiß konnte eine solche Wandlung nicht ohne einen äußeren Anstoß vor sich gehen: hier ist, wenn auch noch so mittelbar, Italien im Spiele. Die allgemeine Bewegung, die damals die deutsche Kunst beherrschte, fordert auch von dem Regensburger Meister ihren Tribut. Es scheint, als habe er aller Romantik entsagt und versuche nun, gleich den anderen, regelmäßige Zeichnung, Plastik und ideale Typen, sorgfältig construirte Innenräume und helle Beleuchtung allein noch zur Geltung zu bringen.

Aber es scheint nur so. Alsbald fand Altdorfer sich selbst, d. h. den romantischen Grundzug seines Wesens, wieder. Gleich das nächste Bild zeigt uns das: wiederum eine Geburt Christi. Wieder ist es Nacht. Nur das erste Licht, das dem Sonnenaufgang vorhergeht, und der schwache Schimmer einer Kerze und einer Stall-Laterne leuchten über den Schnee draußen und die Gruppe da vorn. Diese Gruppe, durch das Kind, Maria und Joseph gebildet, ist sicherer gezeichnet, gefälliger angeordnet, als vordem. Auch zeigen die Figuren deutlich ein Streben nach zierlichee Regelmäßigkeit in den Formen, nach jugendlicher Anmuth in den Gesichtchen. Dabei sind sie aber kaum einen Grad plastischer, als frühere Gestalten des Meisters. Ihre plastische Erscheinung ist auch keineswegs die Hauptsache. Das ist vielmehr wiederum die Stimmung. Und diese ist hier so märchenhaft winterlich, spricht uns so eindringlich an, daß wir vielleicht bis zu Bildern aus neuerer Zeit herabgehen müssen, etwas ähnliches zu finden, vielleicht bis zu den Schöpfungen der Romantiker Schwind und Ludwig Richter.

Im Hintergrund unsres Bildes fällt uns ein Element auf, das schon in früheren Gemälden vereinzelt, von jetzt ab sehr häufig vorkommt: ideale Architektur. Wie hier, sind es auch weiterhin meist nicht Innenräume, deren Darstellung besondere perspectivische Kunst erfordert, sondern Außenansichten von Tempeln und Palästen, die ganz und gar der Phantasie des Meisters entstammen, aus gothischen und Renaissance-Formen abenteuerlich gemischt. Diese Vorliebe für prächtige Architekturen ist ein Zeichen dafür, daß zu den alten Idealen nun noch ein neues getreten ist: die Freude an einer märchenhaft glänzenden Welt. In der That arbeitet er in einzelnen Bildern der Folgezeit, zu denen beispielsweise die schon erwähnte Darstellung der Geschichte der Susanna und eine Landschaft mit allegorischee Staffage in Berlin gehören, mit allen Mitteln auf den Eindruck reicher, üppiger Pracht hin. So steigert er die Intensität der Localfarben und zwar jetzt nicht mehr nur an den Gewändern der Personen, sondern auch an der polychromen Architektur und in der Landschaft. Dazu sind in diesen Bildern die Einzelheiten, z. B. die einzelnen Blumen, Gräser und Blätter, dann das Stoffliche weit eingehender behandelt, als je vordem. Daß diese Feinmalerei nicht etwa aus einem realistischen Trieb hervorgeht, wird einleuchten: als Naturtreue wäre sie ein starker Anachronismus. Vielmehr soll durch die peinliche Ausführung in satten Localfarben bis in die Ferne hinaus ein farbenprangendes, kaleidoskopartig buntes, zauberhaftes Gesammtbild erreicht werden. Es soll eine Welt erstehen, die auch in ihren kleinsten Aeußerungen den Glanz der

Schönheit zeigt. Das Gegentheil von Realismus wird erstrebt: das Märchen. In diese Welt passen die wunderbaren Gebäude, die der Maler-Baumeister von Regensburg jetzt mit Vorliebe schildert, ausgezeichnet.

Kurz, wir sehen: die Berührung mit der italienischen Kunst hatte bei Albrecht Altdorfer schließlich ein ganz anderes Ergebniß, als bei den meisten übrigen deutschen Malern. Zwar glättete sie seine Formensprache, zwar stärkte sie seinen Sinn für Zierlichkeit und Anmuth, aber das Romantische nahm sie ihm nicht, ja sie wirkte schließlich selbst nur im romantischen Sinne befruchtend auf seine Phantasie: das neue Ideal heiterer Pracht, das er wesentlich unter ihrem Einfluß ausgestaltete, war ebenso romantisch, wie vormals die Freude an der Wildniß und an der Nacht.

Es ist uns nicht mehr möglich, alle Bilder des Künstlers aus der zweiten Periode zu besprechen oder auch nur zu erwähnen. Wir bemerken lediglich, daß auch jetzt die Beleuchtungsstücke keineswegs aus der Reihe seiner Werke verschwinden und daß jene Feinmalerei mitunter wieder einer mehr malerischen Behandlung Platz macht, ganz wie es der besondere Stimmungswerth des einzelnen Bildes forderte.

Die letzten Gemälde Altdorfers sind Landschaften ohne Staffage. Auch sie zeigen unverkennbar romantische Züge, so bewußt sie auch auf die Reize seltsamer Beleuchtung und phantastischer Formen verzichten. Aber das tiefe, weite Blau des Himmels, fernher durch die Bäume schimmerndes Wasser, ferne Berge: das sind Elemente, die die Seele in eine träumerische Stimmung versetzen, die Ahnung des Unendlichen wecken und uns der Wirklichkeit und ihrem Drange so ganz entziehen, wie es eben nur das Romantische vermag.

So ist sich Albrecht Altdorfer bis zu Ende treu geblieben. In seinen Jugendwerken wirkte das Absonderliche, das Formlose der jungen deutschen Kunst des 15. Jahrhunderts noch nach. Auf der Höhe seines Lebens weckte Italien in ihm die heitere Schönheit eines bunten Märchenreiches. Immer aber stellte er seine Welt der Welt der Wirklichkeit gegenüber. Nie hat er diese schlechthin zum Gegenstand seiner Schilderungen gemacht. Er lernte von ihr, aber nur so viel, als er bedurfte, um die Bilder seiner Phantasie so recht glaubhaft zu gestalten. Denn diese und nur diese wollte er malen, bis zu Ende ein echter Romantiker.

Wir können unsre Erörterung nicht ohne eine Nutzanwendung schließen. Mit Fug und Recht hat die Kunstwissenschaft in neuester Zeit vor allem die Geschichte des Problems der Form und seiner Lösungen ins Auge gefaßt. Immer wird die Frage: wie findet sich diese und diese Zeit, dieser und dieser Künstler eben mit der künstlerischen Aufgabe ab? im Mittelpunkt der Untersuchung stehen müssen. Die Geschichte der Kunst, nicht die Geschichte der Stoffe oder ihrer Auslegung ist uns die Hauptsache. Aber wir haben gesehen, daß es Künstler gibt, die Formprobleme gar nicht, oder wenigstens nicht in erster Linie zu bewältigen suchen, die nur Dichtungen, Phantasiespiel geben wollen, nur eine musikalische Wirkung anstreben. Solchen Meistern gegenüber gilt es auf der Hut zu sein, daß wir ihnen nicht Gewalt anthun, nicht etwas von ihnen fordern, was sie nicht leisten wollten. Unsern Blick schärfen, die Fülle der Gesichtspunkte mehren kann nur das Studium der allgemeinen Culturgeschichte. In diesem Sinne also wenigstens gilt heute wie zuvor Anton Springers energische Mahnung zur „festeren Verknüpfung des culturhistorischen Elements mit dem kunstgeschichtlichen".

Mittheilungen und Nachrichten.

K. Würzburg. Ein culturhistorisches Städtebild von S. Göbl, kgl. Kreisarchivar. Mit 90 Abbildungen, nach der Natur aufgenommen. Zweite, vermehrte Auflage. Würzburg, Stürtz 1896. 8°. — Das Büchlein, auf das wir aufmerksam machen möchten, ist den Lesern der Allg. Ztg. nicht ganz fremd. Der große Brand in dem kgl. Residenzgebäude zu Würzburg am 15. Mai 1896 gab Anlaß, ihm einiges über das weltberühmte herrliche Schloß zu entnehmen und damit auf diese neueste und gelungenste unter den zahlreichen Beschreibungen der Stadt hinzuweisen. Damals hatte die Schrift, welche sofort mit verdientem Beifall von den Kennern und weiteren Kreisen des Publicums aufgenommen worden ist, kaum erst die Presse verlassen; jetzt, nach wenigen Monaten, liegt sie bereits in zweiter Auflage vor und kann sich so eines buchhändlerischen Erfolgs rühmen, wie er selten localgeschichtlichen Druckwerken beschieden ist. Und diesen schönen Erfolg verdankt Göbls „Würzburg" ausschließlich der Gediegenheit des Inhalts, der gewandten und anziehenden Darstellung, der geschmackvollen und wohlgelungenen Ausstattung. Man hat nicht einen Führer gewöhnlichen Schlages vor sich, der etwa über die zweckmäßigste geistliche, geistige und leibliche Versorgung am Orte Auskunft gibt, und auch kein grundgelehrtes Werk, das man respectvoll und gelangweilt bald zur Seite legt, sondern es schließt sich uns auf der Wanderung durch die Straßen ein, ein ortskundiger Begleiter, der sich alsbald unsre volle Sympathie erwirbt; er scheint zu alles zu wissen, leert aber nicht einen Papierkorb voll historischer und statistischer Notizen über uns aus, sondern versteht, alles, was er zu sagen für nöthig findet, so hübsch einzukleiden, so unterhaltend und belehrend mitzutheilen, so vorzüglich von dem einen auf das andere überzugehen, daß man ihm mit wachsender Aufmerksamkeit von Straße zu Straße folgt. Ein Vorzug der Schrift ist die treffliche Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit, die Schilderung, wie das neue Würzburg den beengenden Festungsgürtel sprengt, wie sich so das alte mit seinen rothen Ziegeldächern das neue mit der schwarzen Bedachung theilt und es räumlich schon überholt hat, wie so die Bischofsstadt mit ihren Kirchen und Klöstern seit der Mitte dieses Jahrhunderts modernes Leben so voll und kräftig hereinfluthet.

Würzburg ist die Stadt des Rococo; kunstsinnige Fürstbischöfe, vor allen die Schönborn und Anton Adam Friedrich v. Seinsheim, haben ihrer Residenzstadt durch hervorragende kirchliche und weltliche Baudenkmale dies Gepräge gegeben. Neben einigen herrlichen romanischen und gothischen Bauten ist Renaissance und Rococo so vorherrschend, daß ihre Gebilde mit Recht auch im Mittelpunkt der Darstellung Göbls stehen, daß sie reichlich in gelungenen Nachbildungen dem Leser vorgeführt werden. Baukunst, Malerei und ein sehr hoch entwickeltes Kunstgewerbe vereinigen sich, um Würzburg mit den großartigsten und reizvollsten Denkmälern zu schmücken. Welch mannichfaltiges künstlerisches Treiben mag an dem bischöflichen Hofe geherrscht haben, als sich das Schloß in seinen großartigen, von hohem Sinn und feinstem Geschmack zeugenden Formen erhob, als es sich füllte und belebte mit den ausserlesensten Kunstwerken, die heute noch den Beschauer entzücken und von Meistern und Schülern mit Eifer studirt und copirt werden! Es genügt, die Namen Tiepolo, Neumann, Auvera zu nennen, wenn man noch den Hauptvertretern dieser Glanzperiode der Stadt sagt. Alles geht von den Fürsten aus, die als Bauherren so hervorragend thätig sind, daß die Stadtgemeinde und der einzelne Bürger bescheiden zurücksteht. Dieser maßgebende, bei dem Herrscher des 18. Jahrhunderts so wohl begreifliche Einfluß, hat sich da und dort noch erhalten; ihm entzieht sich auch der Würzburger Architekt unsrer Tage nicht so leicht: das seiner Vollendung entgegengehende Collegiengebäude der Universität ist dafür ein rühmliches Zeugniß.

Die zweite Auflage des kleinen Buches erfreut sich einiger Verbesserungen und einer ansehnlichen Vermehrung des Inhalts und der Bilder. Es dürfte wohl die für Anfang August bevorstehende Ausstellung von Gemälden Tiepolo's im kgl. Residenzschlosse zu Würzburg den Verfasser veranlaßt haben, diesen für Würzburg gerade so bedeutungsvollen Künstler ausführlich zu behandeln, wie andrerseits die Schrift Kellers über Neumann gestattete, manches über die Baugeschichte der Residenz nachzutragen. Doch möchten wir wollen, dem Büchlein im ganzen seine bisherige, durchaus befriedigende Gestalt zu belassen, damit man weiß, was man in ihm zu suchen hat. Wir rufen ihm aber ein freudiges Glückauf zu bei

dem Antritt seiner neuen Wanderschaft, auf der es ihm leicht werden wird, der Stadt noch mehr Freunde, dem Verfasser und Verleger die gebührende Anerkennung zu erwerben.

fr. Nach dem Markenschutzgesetz von 1874 hatten die firmenführenden Kaufleute das Recht, zur Beförderung der Unterscheidbarkeit ihrer Waaren von denen ihrer Concurrenten bestimmte Zeichen an den Waaren oder deren Verpackung anzubringen und durch Erwirkung des Eintrags dieser Zeichen in das beim Handelsgericht eröffnete Zeichenregister sich den ausschließlichen Gebrauch derselben zu sichern. Durch Reichsgesetz vom 12. Mai 1894 ist diese Befugniß auf alle Geschäftstreibenden ausgedehnt worden und hat gleichzeitig der Schutz, der mit Eintragung des Zeichens in die nunmehr beim kais. Patentamte in Berlin geführte Zeichenrolle verbunden ist, eine nicht unerhebliche Erweiterung erfahren. Das deutsche Gewerbe, dessen Verhältnisse sich seit zwanzig Jahren vielfach geändert haben, hatte von der Zeit an, da es nicht mehr für einen eng beschränkten Kreis, sondern für den Weltmarkt zu produciren begann, die Nothwendigkeit eines solchen Hülfsmittels immer dringlicher empfunden und das Verlangen nach entsprechender Neugestaltung des Gesetzes von 1874 mit Nachdruck erhoben. Daß das neue Gesetz auch in den weiten Kreisen, zu deren Nutzen es bestimmt ist, wirksam werde, ist lebhaft zu wünschen; erste Voraussetzung dafür ist, daß es in seinen wichtigsten Punkten und insbesondere in seiner Tragweite von diesen Kreisen erkannt werden könne. Die Fachzeitschriften, die technisch vorzügliche Leistungen aufweisen, aber sich gern auch auf das technische Element beschränken, erfüllen die ihnen hier zufallende Aufgabe nur selten. Ein verdienstliches Werk ist es, von solchen Gesetzen Ausgaben zu veranstalten, die ausgesprochen für den Geschäftsverkehr bestimmt und dieser Bestimmung gemäß gestaltet sind. Als eine solche Ausgabe bezeichnet sich der von Dr. Joseph Landgraf, Docent an der Technischen Hochschule in Stuttgart (vormals Syndikus der Handelskammer für den Kreis Mannheim), neu erschienene Commentar (Stuttgart, J. B. Metzler). Der Versuch, das keineswegs einfache Gesetz auch dem gebildeten Laien verständlich auszulegen und ihn anzuweisen, wie er es sich zu Nutzen machen kann, muß als gut gelungen bezeichnet werden. Der Verfasser brachte zufolge seiner früheren Arbeiten auf dem gleichen wie auf nah verwandtem Gebiete (er hat u. a. das Patentgesetz und das Gesetz zum Schutze der Gebrauchsmuster in gleicher Weise erläutert) die wünschenswerthe Erfahrung bereits mit.

* Mit den mannichfachen Ursachen der Selbstmorde, deren Zahl in Deutschland in den letzten Jahren etwas gewachsen, im ganzen aber seit der Mitte der 80er Jahre auf der gleichen beträchtlichen Höhe geblieben ist, beschäftigt sich eine statistische Studie von Dr. Prinzing (Trunksucht und Selbstmord. Leipzig 1895). Unter den äußeren Factoren, die in Betracht kommen, sind neben Geschlecht und Alter Religionsbekenntniß und Nationalität von großem Einfluß. Die Germanen haben die größte Neigung hiezu unter allen Völkern; doch gilt dies hauptsächlich für diejenigen Stämme, die dem Branntweingenuß ergeben sind. Unter den Motiven ist die Trunksucht in erster Linie zu nennen; in einer großen Anzahl europäischer Staaten fallen und steigen Branntweinconsum und Selbstmordfrequenz gleichmäßig mit einander. In Deutschland ist letztere, abgesehen von den slavischen Bezirken, in den Provinzen am größten, in denen am meisten Branntwein getrunken wird. Daß sie in Bayern verhältnißmäßig klein ist, wird durch allgemeine Verhältnisse bedingt; doch macht sich auch hier der Einfluß maßlosen Biergenusses geltend: bei 130 in München vorgenommenen Sectionen von Selbstmördern wurden in mehr als der Hälfte Krankheiten des Herzens und der Leber gefunden, wie sie bei Gewohnheitstrinkern vorzukommen pflegen. Am häufigsten gibt Trunksucht Anlaß zum Selbstmord bei den Männern vom 40.—60. Lebensjahr; wenn nun zu den direct durch sie bedingten Fällen (etwa 16—17 Proc. aller in diesem Alter begangenen) auch noch die in Folge von Geisteskrankheit (Säuferwahn), Vermögenszerfall, Lebensüberdruß u. s. w. rechnet, soweit diese durch Alkoholmißbrauch entstanden sind, so kommt man zu dem Resultat, daß für ein Drittel der im genannten Alter ausgeübten Selbstmorde der chronische Alkoholismus verantwortlich gemacht werden muß. Die statistischen Angaben der Broschüre stützen sich durchweg nur auf ganz zuverlässiges Material; die große preußische Selbstmordstatistik der Jahre 1883—90 ist in sieben Tabellen ausführlich verarbeitet.

* Das Juliheft der New-Yorker Monatsschrift „*Appleton's Popular Science Monthly*“ enthält eine Reihe von interessanten und zum Theil illustrirten Aufsätzen, von denen „Photographing Electrical Discharges“, „The Genius and his Environment“, „Proposed Continuous Polar Exploration“, „Suggestion as Therapeutics“, „Causes, Stages and Time of the Ice Age“, „Sociology in Ethical Education“, „Massage in Sprains and Dislocations“, „Pearls and Mother-of-Pearl“, und eine mit Portrait versehene biographische Skizze des bekannten Physiologen Jacob Moleschott besonders zu erwähnen sind.

R. Der frühere Botschafter Frankreichs in London, Mr. Waddington, hat nicht, wie in Heft Nr. 169 bemerkt worden, eine „Denkmünzensammlung“ hinterlassen, sondern eine überaus kostbare Sammlung von Münzen Kleinasiens. Sie umfaßt nun ungefähr 100 Goldmünzen, 500 Silbermünzen und 5000 Bronzemünzen; aber darunter befindet sich kein unbedeutendes Stück. Waddington hat nämlich nur solche Münzen gesammelt, die dem Pariser Cabinet fehlten. Es ist nun schon anzunehmen, daß das einer so großartigen und so lange bestehenden Staatssammlung Fehlende selten ist; aber Waddington war kein Sammler von Seltenheiten, sondern von streng wissenschaftlichem Geist erfüllt, hat er nur solche Stücke erworben, von denen er einen Gewinn zur Lösung historischer oder geographischer Fragen hoffen konnte. Und daß gerade bei Kleinasien, das im Alterthum einer so hohen Cultur sich erfreute, wo aber die Geschichtsquellen so spärlich fließen und die Geschichtswissenschaft fast ausschließlich auf die Epigraphik und Numismatik angewiesen ist, eine solche Sammlung den höchsten Werth besitzt, ist klar. Dieser Werth erhöht sich aus obigen Angaben noch für das Pariser Cabinet. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß, um einer Zersplitterung dieser einzigen Sammlung vorzubeugen, für deren Erwerbung 500,000 Francs in das französische Unterrichtsbudget eingesetzt sind. Von der französischen Akademie aber dürfen wir wohl die Publication des, so viel wir wissen, druckreifen Manuscripts Waddingtons über die Münzen Kleinasiens erwarten.

* Wie die „Chemiker-Zeitung“ meldet, wurde in der jüngsten Sitzung der Académie des sciences in Paris eine Arbeit von Roſſel über die Diamanten des Stahls verlesen. Moissan hat dadurch diamantartige Kohlenstoffkrystalle erhalten, daß er bei 3000° geschmolzenes Eisen mit Kohle sättigte und unter hohem Drucke abkühlte. Dies brachte den Verfasser auf den Gedanken, daß die sehr harten Stahlsorten, welche bei sehr hoher Temperatur in den Stahlfabriken hergestellt und unter hohem Druck abgekühlt werden, Kohlenstoff enthalten müßten, welcher dieselben Formen und Eigenschaften hat, wie die von Moissan beschriebenen Diamanten. Er behandelte verschiedene Proben Stahl, indem er dieselben mit starken Säuren auflöste; die Rückstände wurden nach einander mit conc. Salpetersäure, geschmolzenem Kaliumchlorat, conc. Fluorwasserstoffsäure und starker Schwefelsäure behandelt. Roſſel fand in einer großen Zahl von Proben krystallisirte Rückstände, welche, durchscheinend, durch die genannten Behandlungsweisen nicht löslich waren und die von Moissan angegebenen Eigenschaften besaßen. Diese Rückstände krystallisiren bald in regulären Octaëdern von geringer Dimension, bald sind es ebenso durchscheinende Splitter von größerer Dimension, die leicht einen Durchmesser von 0.5 mm erreichen. Diese Krystalle verbrennen in Sauerstoff unter Bildung von Kohlensäure; sie absorbiren das Licht, geben aber mit polarisirtem Lichte keine Färbung. Sie sind außerordentlich hart, ritzen Korund, sind aber sehr spröde.

* Einen interessanten Beitrag zu den in letzter Zeit nicht selten beobachteten eigenthümlichen Einwirkungen der Röntgen-Strahlen auf den menschlichen Körper und zugleich einen neuen Beweis für die alte Wahrheit: „allzuviel ist ungesund“ liefert ein Fall, der sich vor kurzem in Berlin ereignet hat. Am 1. Juli trat in die Behandlung des dortigen Arztes Dr. Markuse ein 17jähriger junger Mann, der ein „Opfer der Röntgen-Strahlen“ geworden ist. Er war im Laufe von vier Wochen fast täglich einmal, an manchen Tagen sogar zweimal zu Durchleuchtungsversuchen mit Röntgen-Strahlen verwendet worden. Gewöhnlich dauerte jede einzelne Sitzung 5—10 Minuten; die Durchleuchtung der Brust wurde gewöhnlich etwas längere Zeit fortgesetzt, weil das Interesse der Beobachter an den wundervollen Phänomen der Herzpulsationen und der Zwerchfellbewegung die Besuchsdauer ausdehnte. Der Abstand der Röhre — das muß hinzugefügt werden — war stets sehr knapp, manchmal berührte die Röhre den Körper geradezu. Doch war die von der Hittorf'schen Röhre ausgehende Wärme sehr gering und der junge Mann bei den Versuchen stets bekleidet. Die Folgen dieser Experimente nun waren diese: Die Haut der der Röhre zugewandten Seite des Gesichts röthete sich intensiv mit einem sogar ins Bräunliche gehenden Farbenton. An einzelnen

Partien traten Abschuppungen auf. Eine Waschung mit Essig hatte nur den Erfolg, daß, wie der junge Mann sich ausdrückte, die „Haut in Fetzen herunterging". Die Röthung dagegen blieb bestehen, wenn auch allmählich eine Abblassung einzutreten scheint. Auf der behaarten Kopfhaut haben die Röntgen-Strahlen sich ebenfalls unangenehm bemerkbar gemacht; in der Schläfengegend ist eine fünfmarkstückgroße, fast vollkommen kahle Stelle entstanden; der Haarboden ist an dieser Stelle auffallend blaß. Die noch vorhandenen Haare sind kurz, dünn und lassen sich sehr leicht ausziehen. Auch an der Brust zeigten sich höchst auffallende Spuren der Einwirkung. Auf dem Rücken ist ein Bezirk von Speisetellergröße, in welchem die Oberhaut völlig abgelöst ist und das darunterliegende Gewebe mit vielen kleinen blutenden Stellen freiliegt. Die umrandende Haut ist etwa in Zweifingerbreite braunrothe verfärbt. Merkwürdig ist, daß weder der junge Mann noch die betheiligten Personen, wie Dr. Marluse in der „Deutschen medicinischen Wochenschrift" versichert, von dieser Affection etwas merken; sonst wären die Versuche natürlich eher abgebrochen worden.

* Der kunsthistorische Congreß hat in seiner Eröffnungssitzung in Köln am 1. October 1894 den einstimmigen Beschluß gefaßt, der nun dem ungarischen Handelsminister ergangenen Einladung Folge zu leisten und den nächsten Congreß 1896 in Budapest abzuhalten. Mitbestimmend für diesen Beschluß war die Erwägung, daß in diesem Jahre zur Feier des tausendjährigen Bestandes des ungarischen Reiches in Budapest eine historische Ausstellung stattfindet, welche die reichen Kunstschätze Ungarns in einer Gruppe stilvoll durchgeführter Bauten von historischem Charakter so glänzend und vollständig wie nie zuvor den Besuchern darbietet. Auch die Sammlungen der mächtig emporgeblühten Hauptstadt Ungarns, die alten, wie die neugegründetern, enthalten eine Fülle von bedeutsamen und für den kunstgeschichtlichen Betrachter hochinteressanten Gegenständen, welche vornehmlich in diesem Jahre den Besuchern Budapests bequem zugänglich sind. Der ständige Ausschuß der kunsthistorischen Congresse und der geschäftsführende Ausschuß des Budapester Localcomités laden somit alle Vertreter der Kunstgeschichte, Professoren, Docenten, Vorstände von Museen und Beamte an solchen Instituten, sowie alle Privatgelehrten des Faches ein, sich vom 1. bis 4. October ds. Js. in Budapest versammeln und ihre persönliche Theilnahme an dem demnächstehenden Congreß bis zum 8. September ds. Js. dem Leiter des geschäftsführenden Ausschusses des Budapester Localcomités, Reichstagsabgeordneten v. Kammerer (Budapest, Akademie der Wissenschaften) anzeigen zu wollen. Namens der kgl. ungarischen Regierung wird der Congreß im Festsaale des National-Museums durch den Minister für Cultus und Unterricht eröffnet werden. Der Handelsminister wird die Congreßmitglieder in der Ausstellung begrüßen, die Stadt Budapest dem Congreß zu Ehren ein Festmahl veranstalten. Für die Verhandlungen des Congresses ergibt sich als Material zunächst die Berichterstattung über den Stand derjenigen Angelegenheiten, welche der vorige Congreß dem ständigen Ausschuß oder besonderen Comités zugewiesen hatte. Dazu kommt die Wahl des nächsten Congreßortes, für welchen Amsterdam in Aussicht steht, und eventuelle in der Versammlung zu stellende Anträge. Im Interesse baldiger Aufstellung des Programms für die wissenschaftlichen Verhandlungen werden alle Fachgenossen, welche Vorträge zu halten oder kürzere Mittheilungen zu machen gedenken, höflichst ersucht, dies bis zum 15. August dem obengenannten Leiter des Budapester Localcomités zur Kenntniß zu bringen. Der ständige Ausschuß der kunsthistorischen Congresse wird gebildet von den HH.: Prof. Dr. C. v. Lützow (Wien), Vorsitzender; Dr. B. Haendcke (Königsberg i. Pr.), Schriftführer; Hofrath Prof. Dr. Fr. Schlie (Schwerin), Schatzmeister; Prof. Dr. L. Dietrichson (Christiania); Geh. Rath Prof. Dr. Fr. X. Kraus (Freiburg i. Br.); Prof. Dr. B. Riehl (München); Prof. Dr. Aug. Schmarsow (Leipzig).

* **Würzburg.** Dr. Alfred Schmid aus Basel, bisher Privatdocent der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität, hat einen Ruf an das Berliner Museum angenommen. Er wird im Herbst seine Thätigkeit dort neben dem Director, Hrn. v. Tschudi, beginnen.

* **Frankfurt a. M.** Seitens des preußischen Unterrichtsministeriums ist nun den hiesigen Physikalischen Verein die ehrenvolle Aufforderung ergangen, den Ostern 1894 mit großem Erfolg abgehaltenen naturwissenschaftlichen Fortbildungscursus für Lehrer höherer Schulen zu wiederholen. Der Verein hatte seinerzeit den Cursus unter erheblichen Opfern aus eigenen Mitteln veranstaltet, mußte aber wegen der bedeutenden Kosten von einer Wiederholung absehen. Solche staatliche naturwissenschaftliche Curse haben bisher nur an den Universitäten Berlin und Göttingen stattgefunden.

* **Leipzig.** Zum Rector der Universität für das neue Studienjahr ist der Kirchenrechtslehrer Geh. Rath Prof. Dr. E. Friedberg mit großer Einhelligkeit gewählt worden.

* **Wien.** Die letzte Nummer des „Oesterreichischen Sanitätswesens" enthält ein Gutachten des Obersten Sanitätsraths über die gesetzliche Regelung des Hypnotismus. Der Oberste Sanitätsrath ging dabei von der Thatsache aus, daß die bisherige Forschung ergeben hat, daß diese subtile Art der Psychotherapie in unberufener ungeschickter Hand erheblichen Schaden für die Nerven- und geistige Gesundheit stiften könne und daß daraus der Staatsverwaltung Recht und Pflicht erwachsen, darüber zu wachen und dafür zu sorgen, daß nicht etwa durch mißbräuchliche Anwendung des Hypnotismus eine solche Schädigung wirklich herbeigeführt werde. Das Gutachten gibt dann eine Darstellung der Entwicklung des ursprünglich „animalischer Magnetismus" genannten hypnotischen Verfahrens von Mesmer und Scherr angefangen, durch deren Thätigkeit das Hofkanzleidecret vom 20. Febr. 1795 provocirt wurde, welches wesentliche Einschränkungen dieser Experimente festsetzte. Im Jahre 1845 erfolgte auf ein Gesuch des Professors Lippich, den Lebensmagnetismus als Heilmittel anwenden zu dürfen, die letzte allerhöchste Entscheidung (Hofkanzleidecret vom 26. October 1845), daß nur an inländischen Universitäten promovirten Medicinae- und Chirurgiae-Doctoren und zur Praxis Berechtigten die Ausübung des thierischen Magnetismus gestattet sei; daß ferner magnetische Behandlungen in ganzen Versammlungen im allgemeinen untersagt und nur mit specieller Bewilligung der Landesbehörde vorgenommen werden dürfen, sowie daß jede einzelne magnetische Cur der Behörde anzuzeigen sei. Seither sind keine legislatorischen Acte zur Regelung des Hypnotismus in Oesterreich mehr erfolgt. Angesichts der Thatsache, daß heutzutage allenthalben hypnotische Therapie geübt wird, sogar mit Unrecht von Laien, könne nicht eingerathen werden, die Bestimmungen jenes Decrets über die Anzeigepflicht hypnotischer Curen zu erhalten, da sie eine ganz zwecklose Belästigung der Aerzte, Sanitäts- und Polizeibehörden bedeuten würden. In den Bestimmungen des Hofkanzleidecrets vom Jahre 1845 fehlt aber eine Bestimmung, die in verschiedenen Rechtsgebieten, unter anderem neuestens in Ungarn getroffen wurde, nämlich die staatliche Verfügung, daß eine hypnotische Behandlung nur in Gegenwart eines Zeugen zulässig sei. Diese Verfügung entspringe offenbar der durch Laboratoriumsexperimente und durch Sensationsromane in Laienkreisen geweckten Furcht vor der Möglichkeit der Bestimmung von hypnotisirten Individuen zu posthypnotischen Suggestionen in Gestalt unmoralischer oder verbrecherischer Handlungen, sowie aus der thatsächlichen Gefahr, daß ein ehrvergessener, verbrecherischer Arzt der hypnotisirten weiblichen Individuen sich Mißbräuche zu Schulden kommen lassen könnte. Die erstere Befürchtung sei in der Erfahrung nicht begründet. Die zweite Gefahr habe sich aber als thatsächlich erwiesen, insofern als bezügliche Verbrechen, an Hypnotisirten von Aerzten begangen, in den Annalen der Justiz verzeichnet sind. Trotzdem könnte eine solche Verordnung nicht gutgeheißen werden, denn sie wäre ein zu bedenklicher Eingriff in die ärztliche Discretionssphäre und würde die hypnotische Suggestionsbehandlung oft gerade da unmöglich machen, wo sie allein Hülfe gewähren kann. Was die Anwendung der Hypnose in profanen Händen betrifft, so kommen in Betracht: die Hypnose als Sport oder als Heilversuch seitens Laien — dagegen richtet sich § 343 des Strafgesetzes, gleichwie die Bestimmung des Hofkanzleidecretes vom Jahre 1845 —, dann die Hypnose als Gewerbe durch sogenannte Somnambulen. Die Clairvoyance solcher Personen habe sich als Irrthum, beziehungsweise Schwindel erwiesen. Wissenschaftlich könne nur die Forderung erhoben werden, daß, wo immer solche Somnambule auftreten und Clienten anlocken, die Polizei ihnen das Handwerk legt. Zu den gefährlichen Anwendungen des Hypnotismus gehören öffentliche Schaustellungen durch ambulante Hypnotiseure, wie zum Beispiel Hansen, da sie, um Erfolge zu erzielen, rücksichtslos, ja gefährlich gegen ihre Medien vorgehen und massenhaft Sport und Imitation züchten. Die gleiche Gefahr erwächst durch Amateure in Privatcirkeln. Dagegen wären im Sinne des citirten Hofkanzleidecrets neuerdings polizeiliche Weisungen zu erlassen und es hätte der Grundsatz zu gelten, daß unter allen Umständen derartige hypnotische Versammlungen oder gar Schaustellungen zu verbieten und zu inhibiren sind.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 29. Juli. Nummer 174.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die ersten Ergebnisse der Berufsaufnahme von 14. Juni 1895. Von Dr. W. Beulemann. — Neue Beiträge zur Culturgeschichte Spaniens im 16. Jahrhundert. I. Von Dr. Rudolf Beer. — Vom jüngsten deutschen Drama. Von Oskar F. Walzel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die ersten Ergebnisse der Berufsaufnahme vom 14. Juni 1895.

Von der großen Berufszählung des Jahres 1895 liegen die ersten Theilstücke[1]) jetzt vor; sie betreffen das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin (Beiträge zur Statistik Mecklenburgs, XII. Band, 4. Heft) und das Königreich Sachsen (Sonderabdruck aus Nr. 146 des Dresdner Journals). Beide Staaten zusammen bedeuten zwar nur etwa den zwölften Theil der Bevölkerung des Deutschen Reichs, doch lassen sich auf Grund der veröffentlichten Zahlen schon einige lehrreiche Betrachtungen anstellen, wenn man die gleichartige Berufsaufnahme von 1882 damit in Parallele stellt. Es trifft sich auch vortheilhaft, daß wir einen Industriestaat einem Ackerbaustaate gegenüberstellen können.

Vorausgeschickt mag sein, daß bei der Bearbeitung der diesmaligen Berufsaufnahme nicht wie im Jahre 1882 die Wohn- oder die sogenannte Berufsbevölkerung der einzelnen Orte, Bezirke u. s. w., sondern die am Zähltage zufällig ortsanwesenden Personen zu Grunde gelegt wurden. Auf die Beweggründe hiefür sowie auf das Fehlerhafte dieses Verfahrens braucht hier nicht eingegangen zu werden. Außerdem sind aber einige andere Abweichungen beider Aufnahmen wohl zu beachten, die bei Vergleichungen im einzelnen von erheblicher Bedeutung werden können und zum Theil eine Zuratheziehung der besonderen Gewerbebetriebsstatistik erfordern würden.

Im Gebiet des Königreichs Sachsen wurden nun am 14. Juni 1895 3,753,262 Personen und zwar 1,824,560 männliche und 1,928,702 weibliche (100:106) angetroffen. Erwerbsthätige im Hauptberuf waren darunter (mit Einschluß der Dienstboten) 1,810,516, während die Angehörigen ohne Hauptberuf den größeren Rest von 1,942,746 Personen ausmachten. Die Geschlechter vertheilen sich natürlich so, daß bei den Erwerbsthätigen die Männlichen, bei den Angehörigen die Weiblichen überwiegen. Aber in welchem Verhältniß?

	Männliche	Weibliche	Verhältniß
Erwerbsthätige und Dienende	1,206,796	603,720	100:50
Angehörige ohne Hauptberuf	617,764	1,324,982	47:100

Man ist gewohnt, die Frauen fast lediglich der Haushaltsthätigkeit, als ihrem „naturgemäßen" Berufe, zuzuweisen und die Berufs- oder Erwerbsthätigkeit im gewöhnlichen Sinne als Gebiet der Männer zu betrachten. Sofern ein solcher Zustand in Wirklichkeit als wünschenswerth und ideal zu erachten wäre, würde das Königreich Sachsen weit von ihm entfernt sein, denn schon neben zwei erwerbsthätigen Männern steht eine erwerbsthätige weibliche Person. Dabei haben wir die im Haushalt der Herrschaft lebenden Dienenden (1216 männliche und 67,237 weibliche) wieder den Erwerbsthätigen zugerechnet. Bei den Angehörigen stellt sich dann das Verhältniß umgekehrt, indem 100 Weibliche nur 47 Männlichen gegenüberstehen. Vergleicht man den Antheil der Erwerbsthätigen, der Dienenden und der Angehörigen an der Gesammtbevölkerung von 1895 mit dem Ergebniß vom Jahre 1882, so sieht man einen Rückgang des Verhältnisses der Angehörigen und auch der Dienenden, dementsprechend also eine Steigerung bei den Erwerbsthätigen. Unter 100 Personen überhaupt waren

	1882	1895
Erwerbsthätige im Hauptberuf	44.3	46.4
Dienende bei der Herrschaft	2.2	1.8
Angehörige ohne Hauptberuf	53.5	51.8

Vorausgesetzt, daß beide Zählungen in gleichmäßiger Correctheit ausgeführt worden sind, bedeuten diese Ziffern einen verhältnißmäßig erheblichen Uebertritt von Personen aus der Kategorie der Angehörigen in diejenige der Erwerbsthätigen. Und merkwürdig genug, daß selbst trotz verschärften Arbeiterschutzes ein stärkeres Hereinziehen oder Drängen der Frauen und Mädchen in die gewerbliche Berufsthätigkeit nachgewiesen wird.

Hervorragendes Interesse bietet die Vertheilung nach verschiedenen Berufsgebieten. Unter den 22 Gruppen der deutschen Berufsstatistik steht noch heute auch im Königreich Sachsen die erste Gruppe: Landwirthschaft, Gärtnerei und Thierzucht (ohne Forstwirthschaft und Fischerei) nach der Zahl der Berufszugehörigen obenan. Im ganzen gehörten dieser Gruppe 540,830 Personen (darunter 283,201 Erwerbsthätige) an. Hieran schließt sich Gruppe IX Textilindustrie mit 504,093 Personen (259,813 Erwerbsthätigen). Die nächststarke Gruppe XV Baugewerbe folgt in weiterem Abstande mit 340,655 Personen (129,377 Erwerbsthätigen). In den größeren 6 Berufsabtheilungen (A bis F) erlangt indessen die Abtheilung B Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen den entschiedensten Vorrang vor allen anderen; ihr allein fallen 58 Proc. der Bevölkerung zu. Die Antheilziffern der einzelnen Abtheilungen stellen wir hierunter auf, um damit einen lehrreichen Einblick in die seit 1882 vor sich gegangene Verschiebung der Berufsgliederung zu verbinden. Von je 100 der Gesammt-Einwohnerzahl des Königreichs Sachsen gehörten an

der Berufsabtheilung	im Juni 1882	1895	
A. Landwirthschaft u. s. w. . . .	20.0	15.1	— 4.9
B. Industrie u. s. w.	56.2	58.0	+ 1.8
C. Handel und Verkehr	12.0	14.0	+ 2.0
D. Wechselnde Lohnarbeit	1.8	1.2	— 0.6
E. Oeffentlicher Dienst u. s. w. . .	4.9	5.4	+ 0.5
F. Rentner, Anstaltsinsassen u. s. w.	5.1	6.3	+ 1.2

Relativ am stärksten zugenommen hat die Abtheilung Handel und Verkehr, zurückgegangen ist außer der unbedeutenden

[1]) Vorangegangen sind allerdings schon die Zahlen der gleichzeitig sowie auch am 2. December 1895 ermittelten Arbeitslosen für den Hamburgischen Staat, s. Hamb. Statistik, Band XVIII, 6.

Abtheilung D nur die Ziffer der Abtheilung Landwirthschaft u. s. w.

Obgleich die für Mecklenburg-Schwerin vorliegenden Nachweisungen sich auf alle in dem deutschen Berufsschema für 1895 unterschiedenen 207 Berufsarten erstrecken, werden wir uns hier doch im wesentlichen wieder auf die oben berücksichtigten Hauptpunkte beschränken.

Die Bevölkerung Mecklenburgs hat sich in den letzten Jahrzehnten weniger stark vermehrt als diejenige der übrigen Bundesstaaten. Am 1. December 1871 zählte Mecklenburg-Schwerin 557,897, am 5. Juni 1882: 574,993 und am 14. Juni 1895: 606,459 Einwohner. Bemerkenswerth ist die Abnahme in dem Ueberwiegen des weiblichen Geschlechts. Während 1871 noch 13,829 weibliche Personen mehr als männliche gezählt wurden, ergab die Berufszählung von 1882 trotz wachsender Bevölkerung nur noch einen Ueberschuß von 8809 und die von 1895 sogar nur von 5541 weiblichen. Welchen Antheil bildet nun jedes der beiden Geschlechter bei den Erwerbsthätigen wie bei den Angehörigen?

		Männliche	Weibliche	Verhältniß
Erwerbsthätige .	1882	186,048	70,366	100 : 38
	1895	207,374	83,380	100 : 40
Angehörige . . .	1882	97,544	221,035	44 : 100
	1895	93,085	222,670	42 : 100

Auch hier in Mecklenburg ist somit das weibliche Geschlecht an der berufsmäßigen Erwerbsthätigkeit in erheblichem Maße betheiligt, obschon nicht in ganz so hohem Grade wie in Sachsen. Zugleich ersehen wir aus der Nebeneinanderstellung der Zählungen von 1882 und 1895, daß das weibliche Element in den letzten 13 Jahren im Erwerbsleben weiter vorgedrungen ist. Die Zahl der Erwerbsthätigen überhaupt hat merklich zugenommen, während diejenige der Angehörigen wenigstens relativ eine Abnahme zeigt, d. h. aus der Classe der bisher erwerbslosen Familienmitglieder ist ein gewisser Theil in eine Erwerbsthätigkeit übergetreten; denn die andere mögliche Ursache einer entsprechend veränderten Altersznsammensetzung (namentlich Verminderung der jüngeren Altersklassen) liegt nicht vor. Führen wir die im Haushalt der Herrschaft lebenden Dienstboten (1895: 672 männliche und 22,036 weibliche) gesondert auf, so gliedert sich die Bevölkerung Mecklenburgs in Procenten, wie folgt:

	1882	1895
Erwerbsthätige	40.6	44.2
Dienende	4.0	3.7
Angehörige	55.4	52.1

Was die Dienenden und Angehörigen relativ eingebüßt haben — ihre Zahl ist sogar absolut geringer geworden —, bedeutet auf der anderen Seite den Zuwachs bei den Erwerbsthätigen. Allerdings ist hiebei des störenden Umstandes zu gedenken, daß die Gruppirungsmethode der letzten Zählung von der früheren etwas abweicht, indem (soweit die vorstehenden summarischen Ziffern davon berührt werden) jetzt die nicht mehr erwerbsthätigen Greise und Invaliden, die eine Rente beziehen, den selbständigen F.Personen (Rentnern u. s. w.) zugezählt werden, die somit nach dem üblichen Verfahren unter den Erwerbsthätigen (vom eigenen Einkommen lebend) mit erscheinen. Wesentlich tiefer blickt man schon in die wirthschaftliche Gliederung der Bevölkerung, wenn die beiden Geschlechter getrennt gehalten werden, was nachstehend noch geschehen mag.

	Männliche		Weibliche	
	1882	1895	1882	1895
Erwerbsthätige . .	65.8	68.8	16.5	20.0
Dienende	0.3	0.2	7.6	7.2
Angehörige . . .	34.4	31.0	75.9	72.8
	100	100	100	100

Hier kann man wieder zahlenmäßig die Unterschiede bei beiden Geschlechtern beobachten und zugleich ergibt sich aus der Vergleichung mit 1882, daß der deutlich hervortretende Uebertritt von Personen aus der Classe der Angehörigen in diejenige der Erwerbsthätigen bei beiden Geschlechtern in fast demselben Grade zur Erscheinung kommt. Indessen sind die Veränderungen thatsächlich weniger beträchtlich, da sie zum Theil auf kleineren Abweichungen der letzten Aufnahme gegen die vorhergehende beruhen. Nach unsrer Quelle wurden z. B. auch die ländlichen Altentheiler im Jahre 1895 genauer ermittelt, die dann zu den Rentnern u. dgl. (Abtheilung F) im Hauptberuf zu zählen waren, während früher aus dieser Classe mehr zu den Angehörigen oder auch zu den Erwerbsthätigen in der Landwirthschaft gerechnet sein werden.

Mecklenburg gilt im Deutschen Reiche bekanntlich als Ackerbaustaat par excellence. In der That erreicht daselbst keine andere Berufsgruppe an Zahl auch nur annähernd diejenige der Landwirthschaft, Gärtnerei und Thierzucht. Aber auch keine der großen Berufsabtheilungen, selbst zwei oder drei zusammengenommen, umfaßt so viele Personen, wie die Abtheilung A, denn von je 100 Einwohnern Mecklenburg-Schwerins gehörten an

der Berufsabtheilung	1882	1895	
A. Landwirthschaft bis Fischerei . .	52.9	48.7	— 4.1
B. Industrie u. s. w.	23.9	25.7	+ 1.9
C. Handel und Verkehr	8.3	9.6	+ 1.3
D. Wechselnde Lohnarbeit . . .	3.6	2.7	— 0.9
E. Oeffentlicher Dienst u. s. w. . .	5.6	5.6	+ 0.0
F. Rentner, Anstalt insassen u. s. w.	5.7	7.6	+ 1.9
	100	100	—

Auf den landwirthschaftlichen u. s. w. Beruf entfallen demnach im Hauptberuf 48.7 Proc. der Gesammtbevölkerung, wogegen die nächstgroße Abtheilung B der Industrie nur 25.7 Proc. ernährt. Und doch geht aus der vorstehenden Uebersicht hervor, daß selbst in Mecklenburg die Zeiten unwiederbringlich vorüber sind, wo mehr als die Hälfte der Bevölkerung dem landwirthschaftlichen Berufe angehörte. Bei der Aufnahme vom Jahre 1882 war dies noch der Fall, damals zählten noch 52.9 Proc. zur Abtheilung A. Seitdem — und nicht erst von jenem Jahre an — geht der Antheil des im Landbau beschäftigten Bevölkerungstheiles zurück, vielfach sinkt sogar dessen absolute Zahl, und der Antheil der übrigen Gruppen oder Abtheilungen (mit Ausnahme von D Wechselnde Lohnarbeit und persönliche Dienste) wächst.

Die sich hier offenbarende Entwicklung der wirthschaftlichen Bevölkerungsverhältnisse, die wir oben in fast genau denselben Proportionen bei dem industriellen Königreich Sachsen beobachteten, bedeutet zwar für keinen Volkswirth oder Politiker eine Ueberraschung, und schon auf Grund der bis jetzt vorliegenden Bruchstücke der letzten deutschen Berufszählung darf behauptet werden, daß die beregte Erscheinung im ganzen Reiche vor sich geht; nichtsdestoweniger wird sich jeder durch diese zahlenmäßigen Feststellungen von neuem zu ernstem Nachdenken über die Wirkungen und den weiteren Verlauf dieser Entwicklung angeregt fühlen und dabei vor allem in die Verhältnisse der einzelnen Berufsarten sowohl wie der socialen Classen (Großgrundbesitzer, Bauern, Käthner, Knechte, Taglöhner, Großindustrielle, Handwerker, Hausindustrielle, Hausirer, Bureau- und technisches Personal, gelernte, ungelernte Arbeiter u. s. f.) tiefer eindringen. Gerade in letzterer Beziehung wird die Bearbeitung der 1895er Berufs- und Gewerbezählung gegenüber der Aufnahme von 1882 eine reichere Ausbeute liefern.

Hamburg. Dr. W. Beukemann.

Neue Beiträge zur Culturgeſchichte Spaniens im 16. Jahrhundert.

(Nach ſpaniſchen Quellen.)

Von Dr. Rudolf Beer.

I.

Vielleicht iſt es gerade der Reichthum des Stoffes, verbunden mit der Schwierigkeit, die Quellen für denſelben an Ort und Stelle zu heben, welcher das Urtheil über ein hoch veranlagtes, in ſeiner Culturentwicklung beinahe einzig daſtehendes Volk in unverantwortlicher Weiſe getrübt hat. Spanien bietet in einem Zeitraum von nicht viel mehr als einem Jahrhundert, nämlich angefangen von der Regierungszeit der ſogenannten katholiſchen Könige — Ferdinand von Aragon und Iſabella von Caſtilien — bis etwa in die Mitte der Regierungszeit Philipps II. das Bild einer äußeren und inneren Machtentfaltung, deren eigentliche treibende Motive bis heute unverſtanden ſind. Allerdings, die äußeren Ereigniſſe der ſpaniſchen Geſchichte gegen Ende des 15. und in den erſten zwei Drittheilen des 16. Jahrhunderts liegen ſo klar, daß es überflüſſig ſcheint, an dieſelben zu erinnern. Die katholiſchen Könige vertreiben die noch immer mächtigen Araber aus ihrem letzten Bollwerk, befeſtigen im Oſten in Neapel und Sicilien ihre Herrſchaft und eröffnen im fernen Weſten ein neues Wunderland, die neue Welt. Karl V. demüthigt in zahlreichen Kämpfen die Militärmacht Frankreichs, bringt Franz I. als Gefangenen nach Madrid, dringt mit ſeinen Heeren in Tunis und in Goletta ein, zieht gegen Soliman und Barbaroſſa, kämpft ſiegreich in Deutſchland, in Italien, in Afrika und in Flandern, erweitert ſeine Monarchie durch die Eroberung von Mexica, Peru, Chile, der Länder am La Plata, des Inſelreichs der Philippinen und flicht die Juwelen dieſer geſegneten Reiche in ſeine Krone. Philipp II. gewinnt die denkwürdige Schlacht bei Saint Quentin, vereinigt Portugal mit Spanien und bricht den Stolz des Halbmonds in den Gewäſſern bei Lepanto. Es ſcheint kaum glaublich und iſt doch buchſtäblich wahr, daß in manchen Hiſtorikern die Anſicht vorherrſcht, als hätten die Spanier ihre ſiegreichen und gefürchteten Standarten auf den fünf Welttheilen gleich Abenteurern herumgeführt, etwa wie fahrende Ritter, deren Tollkühnheit nur von ihrem Kriegsglück übertroffen wurde. Wir leſen es ſchwarz auf weiß und von keinem geringerem niedergeſchrieben als von Henry Thomas Buckle, daß „ſklaviſche Unterwürfigkeit und ſtupider Aberglaube, kriecheriſche Ehrfurcht vor den Königen und der Geiſtlichkeit" die leitenden Triebkräfte des ſpaniſchen Geiſtes geweſen ſeien und ausſchließlich den Gang der ſpaniſchen Geſchichte beherrſcht hätten und daß alle Fähigkeiten, welche nicht in den Dienſt der Kirche geſtellt wurden, ohne Ausnahme dem Waffenhandwerk gewidmet waren. Das ſtigmatiſirende Zeichen, unter welchem die ſpaniſche Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts ſtehe, ſei die Inquiſition und an den Dichtern, Denkern und Künſtlern — man zweifelt beinahe, ob dieſe Namen in ſolchen Fällen überhaupt anwendbar — ſei nur das eine hervorragend und bemerkenswerth, daß ſie gleichzeitig Geiſtliche oder Krieger geweſen. Es entſteht alſo die Frage: iſt das in der Geſchichte faſt ohne Beiſpiel daſtehende Vordringen der Spanier und ihre phänomenale Machtentfaltung auf beiden Hemiſphären nichts anderes, als ein elementarer Ausdruck ihrer rohen Kriegsgewalt wie bei den Hunnen und Avaren, ein Vorſtoß des religiöſen Fanatismus, wie bei den Arabern der erſten Zeit des Islams, oder iſt es ein Kampf von Civiliſation gegen Civiliſation, ein Kampf, den die ſpaniſche Nation ſiegreich durchführen konnte und mußte, weil er gegründet war auf eine hohe, intellectuelle Baſis, eine Cultur, die ſich lebenskräftig und ſegensreich entfalten konnte trotz oder vielmehr mit jener Bevormundung durch Krone und Kirche, welche Buckle als ſo verderbenbringend brandmarkt?

Verſtehen wir uns recht: die Doctrinen, welche der große engliſche Poſitiviſt, lehrreich auch dort, wo er irrt, entwickelte, bleiben als ſolche ewig wahr und von einſchneidender Bedeutung für die Geſchichtsauffaſſung. Despotiſche Bevormundung der freien Entwicklung eines Volkes, ſei es nun von geiſtlichen oder weltlichen Fürſten, iſt und bleibt von verhängnißvollen Einwirkungen und wir leugnen nicht, daß ſie auch auf ſpaniſchem Boden, ebenſo wie auf deutſchem und zahlloſen anderen Territorien, beklagenswerthe Folgen gehabt haben. Daß ſie jedoch in dem Ausmaß und vor allem unter jenen Bedingungen ſtattfand, wie Buckle meint, das dürfen wir, geſtützt auf untrügliche hiſtoriſche Zeugniſſe, rundweg verneinen. Sehen wir einmal genauer dieſe ſogenannte Bevormundung an, zunächſt wie ſie vom Throne ausgeübt worden ſein ſoll. Am Beginne der Epoche, um welche es ſich handelt, treten zwei Perſönlichkeiten hell in den Vordergrund, es ſind dies Iſabella von Caſtilien und Ferdinand von Aragon. Man hat ſich daran gewöhnt, den heldenmüthigen Entſcheidungskampf, welcher um Granada, das letzte Bollwerk der Araber, geführt wurde, ausſchließlich als eine Sache des Glaubens und der Erweiterung der ſpaniſchen Macht anzuſehen, als eine Waffenthat und nichts anderes, und das würde ja in den Rahmen der Beobachtungen Buckle's paſſen. Anders verhält es ſich ſchon mit der Theilnahme des Königspaares und vornehmlich Iſabellens an der welthiſtoriſchen Fahrt Criſtobal Colons, und unſer engliſcher Autor hat ſich wohl gehütet, dieſes Moment bei ſeiner Beweisführung in den Vordergrund zu rücken. Doch für uns handelt es ſich gar nicht um die Erörterung dieſer allbekannten Ereigniſſe: um die ſogenannte Bevormundung, welche die katholiſchen Könige ausgeübt haben ſollen, ſcharf zu erkennen, genügen die Daten der politiſchen Geſchichte nicht. Es iſt nothwendig, einzudringen in die intime Sphäre ihres Wirkens und ihres perſönlichen Einfluſſes. Da treten denn merkwürdige Erſcheinungen zu Tage. Die Königin Iſabella unterſtützte mit wahrer Begeiſterung literariſche und wiſſenſchaftliche Unternehmungen, ſie verfügte ſelbſt die Abfaſſung verſchiedener Werke, und daß ſich die einzelnen Autoren dieſer königlichen Anregung nicht nur voll bewußt waren, ſondern auch für die gewordene Unterſtützung dankbar öffentlich Zeugniß ablegten, das beweiſen die überraſchend zahlreichen Dedicationen an die Monarchin; Grammatiker und Philologen widmeten der Königin ihre Wörterbücher, lateiniſche und caſtilianiſche Sprachwerke, Ueberſetzungen von Werken römiſcher Autoren, Hiſtoriker ihre Chroniken, Naturhiſtoriker anthropologiſche Werke und Mathematiker ihre aſtronomiſchen Tabellen; dieſe Dedicationen waren in jenen Zeiten keine bloße Formſache wie heute. Die Königin war die erſte Bücherſammlerin des Landes, ihre Bibliothek, die ſich auf mehrere hundert Handſchriften beläuft, läßt ſich noch heute auf Grund von zwei ſorgſam abgefaßten Katalogen genau erkennen und von gar manchen heute nach erhaltenen Manuſcripten ſteht feſt, daß ſie Handexemplare der hohen Herrin geweſen. Dieſe Neigung für Literatur und Wiſſenſchaft reflectirte natürlich auch auf die höfiſche Umgebung. Wie zur Erziehung und Ausbildung der Prinzen des königlichen Hauſes die hervorragendſten ſpaniſchen und ausländiſchen Meiſter berufen wurden, ſo machte ſich auch unter den Granden des Reiches die Werthſchätzung wiſſenſchaftlicher Bildung in einflußreicher Weiſe geltend. An Stelle des Kampfplatzes, ſei es nun die Walſtatt ſelbſt, ſei's die Arena des Turniers, trat die Univerſität, wo die Großen des Reiches, Rüſtungen mit Folianten, Klingen mit Federn vertauſchend, Ruhm auf wiſſenſchaftlichem Felde ſuchten, wo ſie lernten, ja, was noch merkwürdiger, wo ſie

auch lehrten. So sehen wir zum Beispiel Don Gutierrez de Toledo aus dem Geschlechte der Alba, ferner Don Pedro Fernandez de Velasco, den späteren Connetable von Castilien, sowie Don Alfonso Maurique, Sohn des Grafen von Paredes, auf Lehrstühlen der Universitäten von Alcalá und Salamanca unter allgemeinem Beifall öffentliche Vorträge halten. Ja selbst das schöne Geschlecht wollte, angespornt durch das Beispiel der Königin, auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft glänzen. Abgesehen von der berühmten Doña Beatriz Galindo, genannt la latina, welche das Idiom Latiums ihre Herrin lehrte, verdienen die Töchter des Grafen von Tendilla, Doña Lucia de Medrano und Doña Francisca de Nebrija Erwähnung, welche beide öffentliche Vorlesungen hielten; die erste in Salamanca über lateinische Classiker; die zweite in Alcalá über Rhetorik und Poetik: so war in Spanien vor fast 400 Jahren eine der allermodernsten Fragen der Frauenemancipation praktisch gelöst worden. Das waren aber keineswegs singuläre Fälle. Nach Berichten von Zeitgenossen vollzog sich in den Sitten, Anschauungen und Neigungen des gesammten castilianischen Adels ein solcher Umschwung, daß derjenige, welcher Abneigung gegen literarische Studien bezeigte, gewissermaßen als ausgeschlossen aus dem Kreise der Nobleza galt, und zum Beispiel der Markgraf von Denia, Don Bernardino de Rojas, noch als Sechzigjähriger das Studium des Lateinischen begann. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Art der famosen Bevormundung, wie sie von seiten Isabellens und Ferdinands geübt wurde, nach ihrem eigentlichen Gehalte hin zu charakterisiren.

Ihnen folgte Karl V. Er war Staatsmann und Krieger par excellence, das stellt niemand in Frage; die enorme Thätigkeit, welche der Herrscher eines Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, zu entfalten hatte, ließ kaum Momente des Ausruhens, geschweige denn entsprechende Muße für wissenschaftliche Studien übrig, und dennoch hören wir, wie er, sobald es ihm nur seine zahllosen Regierungsgeschäfte gestatteten, den Vorträgen des berühmten Santa Cruz über Astronomie lauschte, wie er den wissenschaftlichen Unternehmungen, die sich auf die Erforschung der neuen Welt bezogen, das höchste Interesse entgegenbrachte und die Verbesserungen und Vervollkommnungen, welche Schiffbau und Schiffahrt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfuhren, wachsamen Auges persönlich verfolgte, von seiner notorischen Vorliebe für alle Zweige der Kunst und des Kunsthandwerks ganz zu geschweigen.

Und nun zu dem dritten Zeitraum innerhalb des Jahrhunderts spanischer Geschichte, welche uns beschäftigt, zur Regierung Philipps II.

Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Darstellung von Fürst und Volk in dieser Periode ein durch Jahrhunderte fortgesetztes System von Fälschung und Entstellung gewesen; allmählich bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß im Zeitalter Philipps II. die spanische Culturgeschichte noch durch andere Momente charakterisirt werde, als durch Maurenvertreibung und Inquisition, und gerade der Deutsche, der rückwärts nach der eigenen Geschichte schaut, wird milder gestimmt bei seinem Verdammungsurtheil über Vorgänge, die sich den bei uns mit echt nationaler Gründlichkeit betriebenen Hexenprocessen und hochnothpeinlichen Gerichten würdig an die Seite stellen. Was Philipp II. direct oder indirect für fast alle Zweige wissenschaftlicher Bethätigung gethan, welche Fürsorge er sowohl zur Erforschung einzelner Probleme, wie auch zur Hebung von Bildung und Cultur im allgemeinen durch Gründung von gelehrten Gesellschaften, Bibliotheken, Archiven, wie durch Förderung weitausblickender scientifischer Unternehmungen an den Tag gelegt hat, all das wenigstens anzudeuten, wird im Laufe unsrer Darstellung noch wiederholt Gelegenheit sein. Nur ein allgemeineres Moment verdient hier nähere Würdigung; die Thatsache ist bekannt und in ihren für die Cultur günstigen, wie auch diese hemmenden Folgen nicht anzuzweifeln, daß die Geistlichkeit gerade unter der Regierung Philipps II. einen Einfluß und eine Macht gewann, wie nie zuvor. Daß aus diesem Einfluß und aus dieser Machtfülle eine gewisse Bevormundung des Denkens und Anschauens sich ergeben, ist richtig, — daß jedoch die wissenschaftliche Forschung hiedurch eine wesentliche Einbuße erlitten, wird man billig verneinen. Gerade der Umstand, der von den Jüngern der Buckle'schen Schule ins Feld geführt wird, um die prädominirende Wirksamkeit des Klerus auf allen Gebieten spanischen Lebens und Schaffens im 16. Jahrhundert zu zeigen, der Umstand nämlich, daß eine große Zahl der hervorragendsten Literaten, Gelehrten und Künstler der Geistlichkeit angehörte, spricht nicht gegen, sondern für die culturfreundliche Haltung, welche die spanische Geistlichkeit in jenen Tagen beobachtete. Ja, wir haben Beispiele genug für die Thatsache, daß gerade die umfassenden Agenden, welche einzelnen Würdenträgern der Kirche und der geistlichen Orden oblagen, die directe Veranlassung bildeten, daß dieselben auf profanen Gebieten Anregungen fanden, Beobachtungen und Studien machten, welche ohne jene Veranlassung niemals zu stande gekommen wären. Daß diese Werke gar oft in hellem Widerspruch standen mit der Vorstellung, welche wir uns wenigstens heute von geistlichen Würdenträgern machen, darf hiebei nicht wundernehmen; es gibt kein schlagenderes Exempel hiefür, als den nach Calderon und Lope bedeutendsten dramatischen Dichter in der ganzen spanischen Literatur, nämlich Gabriel Tellez, genannt Tirso de Molina. In der ganzen Plejade spanischer Bühnendichter hat niemand gewagtere Scenen, einen leichter geschürzten Dialog, eine übermüthigere Sprache, als dieser Bruder des Ordens der Mercenarier; es hat Kritiker gegeben, welche ihn als Theilnehmer, wenn nicht als Rädelsführer einer ganzen Menge von Scenen hinstellen wollten, die er zuerst selbst erlebt und dann, allerdings mit Meisterhand, auf die Bühne gebracht; man hat ihn als Roué gestempelt, als verlebten Mann erst die Tröstungen der Religion aufsuchen lassen. Weit gefehlt! Was er dachte und dichtete, das arbeitete er, mit unerschöpflicher Phantasie begabt, als biederer Klosterbruder, der er vom Jünglingsalter bis zu seinem Lebensende gewesen; freilich angeregt durch die vielfachen Reisen im Dienste seines Ordens, durch seine Fahrt nach Amerika, welche ihm Gelegenheit zum Aufenthalte in Sevilla und daselbst den Stoff zur Bearbeitung der durch ihn unsterblich gewordenen Don Juan-Sage lieferte.[1]) Dies nur ein Beispiel für viele, um zu zeigen, daß ein wirklicher Gegensatz zwischen der Bethätigung auf dem Gebiete der Literatur leichtesten Genres, wie wir sie heute classificiren würden, und der ernsten Würde eines Gottesmannes für die damalige Zeit nicht vorhanden war und daß um so weniger eindringende wissenschaftliche Thätigkeit mit derselben contrastirte. Man fand es natürlich, daß ein Sterblicher die Fähigkeit, welche ihm die Vorsehung geschenkt, ausnütze; sei es auf diesem, sei es auf jenem Gebiete. Wenn er dabei Geistlicher war, so hinderte ihn dies noch weniger, als der Beruf eines Staatsmannes, Kaufmannes oder Kriegers; das war der einzige Ständeunterschied, den man in jener Zeit mit Rücksicht auf die wissenschaftliche Thätigkeit aufstellte. In diesem Sinne muß auch die vielfach behandelte Frage der sogenannten religiösen Intoleranz in Spanien beantwortet werden, jener Intoleranz, durch welche

[1]) Daß die Autorschaft Tirso's für das berühmte Stück „Don Juan" jüngst angezweifelt wurde, ist mir bekannt; die Frage scheint indessen noch nicht endgiltig erledigt.

Digitized by Google

alle jene Erscheinungen der spanischen Geschichte erklärt zu werden pflegen, die man nicht versteht, oder nicht gründlich erforschen will. Die spanische Inquisition hat in ihrer freilich nur allzu langen Geschichte mit der exacten Wissenschaft auch nicht ein einziges mal gekämpft; auch nicht in der mit Galilei's Namen so eng verknüpften Frage über den Weltenbau. Und so ließen sich noch eine Reihe von Beweisen anführen, daß die sogenannte „Bevormundung" in der Culturgeschichte Spaniens eine nichts weniger als hemmende Rolle gespielt hat.

Vom jüngsten deutschen Drama.[1])

Zum drittenmal tritt Litzmanns Buch vom neuesten deutschen Drama hervor; zwei im wesentlichen gleichen Auflagen von 1894 folgt jetzt eine dritte, erweiterte. Ein anerkennenswerther Erfolg, der freilich mehr überaus glücklicher Wahl des Themas, als einspruchfreier Güte seiner Behandlung zu danken ist. Freut sich doch jeder, in übersichtlich geordneter Darstellung beruhigt nach Hause tragen zu können, was ihm sonst nur in kurzen, beiläufigen, Interesse und Urtheil zersplitternden Zeitungsartikeln vorgeführt wird. Gern wird man den tüchtigen und fleißigen Historiker des deutschen Theaters, den alles Lobes werthen Sammler und Herausgeber theatergeschichtlicher Forschungen um seines buchhändlerischen Erfolges willen beglückwünschen. Doch um so schärfer muß jeder Freund der Literarhistorie, als deren Vertreter Litzmann vom Bonner Katheder aus seine Vorlesungen über das deutsche Drama in die Welt gesendet hat, muß ferner jeder ehrliche Freund neuerer und neuester deutscher Dichtung beklagen, daß der buchhändlerische Erfolg, dann wohl auch die Stimmen kurzsichtiger Kritik den Verfasser über die Nothwendigkeit gründlicher Umarbeitung seines Buches weggetäuscht haben. Einem starken Temperamente vergeben wir gerne seine Einseitigkeit; wir lernen an ihm, auch wenn es weite Strecken des von ihm betretenen Gebietes unbegangen läßt. Wer aber aus Eigenem nichts zu geben hat, wer lediglich durch die Anwendung historischer Methode neues Licht verbreiten will, der muß unbedingt eine der Hauptforderungen dieser historischen Methode erfüllen; ich meine die erschöpfende Induction. Gewiß mache auch ich Litzmann nicht zum Vorwurf, daß er diese oder jene kleinere Bühnenerscheinung unter den Tisch geworfen hat. Allein, wer über die deutsche Bühne der siebziger Jahre unsres Jahrhunderts spricht, der darf Anzengruber nicht nur beihin erwähnen (S. 28) oder für eine spätere Bearbeitung aufheben (S. XI); und er darf insbesondere nicht die Meininger aus vollem Halse loben und des Wiener Burgtheaters mit keiner Silbe gedenken. Nicht als Oesterreicher erhebe ich Einspruch gegen solche Mißachtung österreichischer Kunst. Man mißverstehe mich nicht! Litzmann weist dem Kriege von 1870/71 eine hohe Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur zu. Und, obwohl Oesterreicher, stimme ich ihm bei; ja, ich bekenne, daß ich schon vor Litzmann überzeugt war, eine künftige Literaturgeschichte müsse dieses Datum beachten. Freilich wird sie das Verhältniß von Franzosenkrieg und auf ihn folgender Literatur ähnlich fassen müssen, wie die Beziehung Friedrichs des Großen zu Lessing. Nicht weil es so war, sondern trotzdem es so war, hat die deutsche Literatur in beiden Fällen einen neuen Anlauf genommen. Die Franzosen haben seit 1870 von deutscher Wissenschaft ungeheuer viel gelernt; wer bezweifelt es? Aber ebenso sicher scheint mir, daß die deutschen Sieger trotz dem Milliardensegen und trotz ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit sich künstlerisch den glücklicheren französischen Nachbarn gegenüber nie ärmer gefühlt haben, als nach 1871. Die Belege können bei Litzmann nachgelesen werden. Freilich möchte ich auch den geschickten Macher theatralischer Effectstücke, möchte ich Wildenbruch im Gegensatz zu Litzmann diesen Belegen einreihen. Wenn um 1870 und nach 1870 ein echter Dichter als Vorbote einer neuen Kunst in Deutschland gelebt hat, so ist es der von Bürger'scher Kraft erfüllte, Bürger'sche Sprachgewalt mit einem fein gestimmten Seelenleben verbindende Lyriker Lilieneron gewesen, von dem Litzmanns Charakteristik und zeitgenössische Logik nichts zu wissen scheint. Doch auch er konnte es nicht hindern, daß die deutsche Jugend, eigener Armuth bewußt, den Wettkampf mit dem Auslande in der Rüstung des Auslands begann. Zola und Ibsen zu überwinden, mußten Zola und Ibsen studirt werden. Litzmann macht, den Sturm und Drang der Herder- und Goethezeit und den Sturm und Drang der letztverflossenen Jahre neben einander betrachtend, der jüngeren Bewegung ihre fremdländischen Anleihen zum Vorwurf. Gewiß konnte Goethe jener älteren Epoche das Motto geben: „Deutschheit emergirend". Aber hat nicht auch sie aus dem Auslande, wenn nicht das Beste, doch immerhin viel des Wichtigen und Charakteristischen geholt? Shakespeare und Diderot von Lessing dem Sturm und Drange vermittelt, dann Goldsmith und Rousseau, sind sie deutscher als Ibsen und Zola? Hat die Tochter des Sturms und Drangs, hat die deutsche Romantik nicht vollends alle Schranken nationaler Kunst eingerissen und eine Universalpoesie gefordert?

Litzmann erklärt in der Vorrede zur dritten Auflage, er würde jetzt weniger scharf gegen den gefährlichen Einfluß Ibsens auftreten; die Gefahr habe sich wesentlich verringert. Hätte er doch seinen stumpfen Angriff gegen den „Baumeister Solneß" gestrichen! Dieser Angriff beweist auf das schlagendste, daß Litzmann für die Schärfe psychologischer Beobachtung, in der Deutschland seine Nachbarn trotz aller Bemühung noch nicht erreicht hat, kein Verständniß besitzt. Dieser Verständnißmangel läßt ihn auch gegen die sogenannte Decadencedichtung (S. 66, 141) ungerecht werden. Gern gebe ich die Perversität der Richtung zu. Aber an psychologischem Feinsinn stehen auch ihre extremsten Schöpfungen himmelhoch über manchem Producte, dem Litzmann Beifall klatscht. Seine Aesthetik erblickt ja wohl in geschickter Theatermache das Maximum. Darum das Wildenbruch gespendete Lob, das durch die mühsam, von Citat zu Citat sich fortwindenden Inhaltsangaben der „Karolinger" und des „Marlow" in keiner Weise gerechtfertigt wird. Darum kann Litzmann finden, daß Sudermann in dem lediglich auf äußere Effecte gestellten Philisterdrama „Heimath" einen „ungeheuren Schritt vorwärts gethan" habe, und diese Behauptung in neueren Zusätzen (S. 221) wiederholen. Auch in dritter Auflage ist eine Wendung stehen geblieben, die Litzmanns Vorliebe für äußere Theatereffecte glänzend erweist. Er rühmt an den „Karolingern", durch anderweitige Betrachtungen diesen Ruhm einschränkend, daß sie sich „in starken Schrecken und Mitleid erregenden Stößen" vorwärts bewegten. Heiliger Lessing!

Aehnliche und verwandte kritische Schwächen offenbaren sich auch sonst in dem Zusatzcapitelchen der dritten Auflage. Eine ganze Reihe wichtiger Erscheinungen war zu erörtern: Sudermanns zwei jüngste Dramen, Hauptmanns „Hannele" und sein „Florian Geyer", Wildenbruchs „König Heinrich"; dann mußten Halbe und Hirschfeld neu aufgenommen werden. Ein dankenswerther Hinweis bringt Wolzogens prächtiges „Lumpengesindel" in Erinnerung.

[1]) Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Dritte erweiterte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1896. 8° XII, 240 S.

Für den größten Erfolg, den die jüngste Dichtung im vergangenen Winter davongetragen, für Schnitzlers „Liebelei" hat Litzmann kein Wort übrig. Und wie wenig trifft die Besprechung des „Florian Geyer" ins Schwarze! Mit Recht tritt Litzmann für das vielgeschmähte Werk ein. Allein er sucht seine Vorzüge dort, wo er mit Wildenbruchs „Heinrich" sich trifft. Nicht umsonst ertönte am Schlusse der wüsten ersten Aufführung des „Geyer" der Name Wildenbruchs. Man hatte das Gefühl, daß Hauptmann zu seinem Nachtheil sich auf ein Gebiet gewagt, wo er dem gewandten Ritterdramatiker Wildenbruch nicht gleichkommen kann. Daß aber bei jener ersten Aufführung trotz ihrem überflüssigen Rüstungsgerassel und trotz dem Gejohle ungezogener Jungen sich mir einzelne Momente voll unvergänglicher Poesie dem Gedächtniß eingeprägt haben, das glaube ich doch zu gunsten des Stückes anführen zu dürfen, um so mehr, als Litzmann von diesen gewaltigen Stimmungsbildern nichts zu erzählen weiß. Freilich verschweigt Litzmann hier wie an anderer Stelle (S. 167), daß Hauptmanns echte epische Begabung dem Drama zu viel von der Schwesterkunst leiht, daß er in stärkerem Maße noch, als Goethe, durch epische Neigungen sich den Theatererfolg seiner Stücke untergräbt.

Auch Halbe's „Jugend" tritt bei Litzmann in falsches Licht. Seine Vorliebe für literarhistorische Parallelen hätte ihm nahelegen sollen, Goethe's Jugendfreund Lenz und seinen „Hofmeister", seine „Soldaten" zum Vergleich heranzuziehen. Hier wie dort dieselben weichen, willensarmen, impulsiven, rückgratlosen Charaktere. Litzmann glaubt allerdings in dem Helden der „Jugend" eine „kecke, verwegene, zukunftsfreudige Jünglingsgestalt" zu erkennen und begreift darum nicht, daß er am Ende „plötzlich zusammenknickt". Ja, nimmt Litzmann etwa das Luftschlösser aufbauende, Willen durch Phantasie ersetzende und zerstörende Träumen des Knaben für ernst? Nicht in der unfolgerichtigen Charakterzeichnung liegt der Fehler der „Jugend". Mit einem schlecht begründeten Theaterstreich, mit einem ebenso theatralischen wie innerlich unwahren Schusse sprengt Halbe einen Knoten, den er nicht lösen kann. Der Zufall muß weiterhelfen, wo die dramatische Technik versagt.

Ohne eine an dieser Stelle unpassende erschöpfende Kritik des Buches zu liefern, glaube ich doch gezeigt zu haben, daß es des Verbesserungsbedürftigen die Fülle enthält. Litzmann kann sich für solche Verbesserungen und Erweiterungen leicht Raum schaffen, wenn er seine allzu lässige Gangart beschleunigt und in wenigen Worten sagt, was durch viel Worte nicht besser wird. Manches wird zum Vortheil des Buches ganz wegbleiben können. Nur ein Beispiel! Litzmann sagt einmal, gegen Ibsen gewendet: „Schon bei der Nora ward es als eine, jedenfalls die unmittelbare theatralische Wirkung hemmende Eigenthümlichkeit empfunden, daß die Keime des tragischen Conflictes in einer weit zurückliegenden Vorgeschichte stecken und daß diese erst allmählich während des Fortgangs des Dramas mühsam aus einigen Dialogbrocken herausgelesen werden müssen" (S. 152). Litzmann charakterisirt in diesen Worten die Technik des analytischen Dramas; daß sie die unmittelbare theatralische Wirkung hemme, war mir neu. Eine Autorität, die von Litzmann anerkannt wird — ich meine Schiller — hat diese Technik am sophokleischen Oedipus rex studirt und wegen ihrer echt tragisch wirksamen Form in eigener Schöpfung ausgiebig verwerthet. Ein Geschichtschreiber deutschen Dramas sollte mit dieser Thatsache vertraut sein.

Bad Stachelberg 16. Juli 1896.

Oskar F. Walzel.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Die Regentschaft Tunis" von Rudolf Fitzner. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. — Die im letzten Jahrzehnt stark aufstrebenden nordwestafrikanischen Länder Algerien und Tunesien haben in wissenschaftlicher Beziehung bisher von deutscher Seite merkwürdigerweise geringe Aufmerksamkeit gefunden. Die im Auftrage der Londoner Royal Geogenphical Society von L. Pinyiate herausgegegebene Bibliographie beider Länder weist unter 8000 Nummern kaum ein und ein halbes Hundert deutscher Autoren auf. Was speciell Tunesien betrifft, so existiren über dasselbe außer Maltzans „Reisn in den Regentschaften Tunis und Tripolis" (Leipzig 1870), Hesse-Wartegg „Tunis" (Wien 1882) und Kobelts „Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis" (Frankfurt 1885), kaum irgendwelche charakteristische Werke in deutscher Sprache. Da die beiden ersteren nis veraltet zu gelten haben, darf eine neue Publication über Tunesien starkes Interesse beanspruchen, umsmehr, als die seit der französischen Occupatinn in Tunesien vor sich gehende sociale und ökonomische Umgestaltung weitgehende Aufmerksamkeit fordert. Ob das vorliegende Buch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt oder lediglich nis Feuilletonreihe beurtheilt sein will, ist nicht recht ersichtlich. Der Verfasser nennt seine Arbeit „Streifzüge und Studien" und fügt eine Anzahl von einzelnen Aufsätzen zusammen, die miteinander in lockerem Verbande stehen. Ich nenne mehrere Capitelüberschriften: „Die Hauptstadt jetzt und einst", „Souffe-Hadrumetum", „Fantasia", „Zu den Ruinen von Thysdrus", „Eine Jagdstreife am Med Kamel", „Allgemeine Landeskunde", „Bevölkerung und Besiedelung". Aus der unvermittelten Zusammenstellung von feuilletonistisch gehaltenen Reiseeindrücken, sowie von geographischen und ethnographischen Aufsätzen ergeben sich die Vorzüge und Mängel des Buches. Die Stadt- und Landschaftsbilder zeugen von lebhaften Beobachtungsgabe, tragen jedoch zu offenkundig den Stempel der in der Tagespresse stattgehabten Veröffentlichung. Sie sind theilweise von nllzu großer Weitschweifigkeit und geben unwichtigen persönlichen Erlebnissen unnützen Raum (so die Erzählung mit den Schweinsohren pag. 233 oder mit den Drillichhosen png. 244). Hier waren Ueberarbeitungen und kräftige Striche vonnöthen, um dee Buchausgabe Stil nnd Rundung zu verleihen. Als verdienstvolle Capitel sind dagegen zu nennen „Das Salzgebiet der Ostküste" und „Das Beiad El Djerid". Fitzner weiß in denselben Sitte und Wesen des Tunesiers in anschaulichen Bildern vorzuführen. Er schildert das Familienleben, das Haus, den Hausrath, die Kleidung der Eingeborenen bis auf kleine Züge, ein Beweis, daß er als unbefangener und liebevoller Beurtheiler in fremde Anschauungen und Gewohnheiten sich zu vertiefen bemüht gewesen ist. Ebenso weiß er die wirthschaftliche Bedeutung der einzelnen Landstriche, ihre Bodenproductinn und die ihnen bevorstehende Entwicklung mit praktischem Blicke zu erfassen. In der Abtheilung Allgemeine Landeskunde ist emsig alles Wissenswerthe übee Orographie, Hydrographie, Fauna, Flora u. s. w. zusammengetragen. Leidee stören verschiedene Wiederholungen des schon in früheren Capiteln Ausgeführten. Eine außerordentlich werthvolle Studie ist der Aufsatz „Bevölkerung und Besiedelung". Die Phasen des allmählichen Bevölkerungszuflusses im Maghreb, der geschehenen Blutmischungen und Blutscheidungen sind scharf gekennzeichnet und die psychologischen Merkmale der einzelnen Racen mit ihrem Einfluß auf Cultur und Geschichte des Landes fein hervorgehoben. Die Fitzner'sche Darlegung darf als eine der übersichtlichsten Beiträge zur Ethnographie Nordwestafrika's hingestellt werden. Eine der empfindlichsten Schwächen des Buches ist die Transkription des Arabischen. Abgesehen davon, daß die gewählte Transscriptinn undeutsch ist (lh = ch, sh = sch) und der seit Hartmann nnd Landberg gewissermaßen feststehenden widerspricht, ist die dem Unwort folgende Liste der arabischen Schriftzeichen unvollständig und deckt sich nicht mit der im Buche selbst durchgeführten. Das arabische Ghain (Mittellaut zwischen r und ch, gewöhnlich mit gh oder rh transscribirt, z. B. Ghadames, Ghat) umschreibt Fitzner in der Liste mit g, im Text mit ġ (überpunktirtem g). Das Schriftzeichen Khâf (خ, bei den afrikanischen Arabern ڤ), ein Laut gleich dem sächsischen k, steht in genannter Liste als durch k transscribirt aufgeführt, im Buche selbst wird es mit ḳ (einem unterpunktirten k) umschrieben. Als direct unrichtig transscribirt sind mir während der Lectüre folgende Worte aufgefallen: fälschlich ḳndi statt kadhi (dkmd, nicht dnl), (png. X), kabûin statt ḳabbûta (pag. 75), ḳorân statt ḳor'ân, sibdn statt nibda

Digitized by Google

(pag. 96), ródua statt gódun (pag. 150), feilfeil statt feifel (pag. 168). Entgegnet mir Fijner, daß das Maghrebidiom von der reinarabischen Aussprache abweicht, so verweise ich ihn auf das algerische Dialektvocabular von Hélot (Alger, Jourdan), der ebenfalls zibdn (s. pag. 43) und feifel (s. pag. 208) schreibt. Bezüglich der Schreibweise der übrigen oben genannten Worte brauche ich nur auf Hartmann, Wolff und andere Arabologen hinzuweisen. Daß Fijner sich entschieden einen unannehmbaren Transcriptionsplan gemacht hat, beweisen die im Text selbst schwankenden Umschreibungen, so pag. 58: m'açra, pag. 95: maçern. Daß Druckfehler nicht vorliegen können, ergibt sich aus der eben erschienenen zweiten Auflage, die genau die gleiche Schreibweise zeigt. — Alles in allem: das vorliegende Werk ist eine Arbeit, die von eifrigem Compilationstalent und reicher Beobachtungsgabe zeugt, Fähigkeiten, die einem auf dem Gebiete der Geographie thätigen Publicisten stets zu statten kommen werden. Das Buch in seiner sauberen Ausstattung und den gut gewählten Illustrationen wird der Regentschaft Tunesiens sicher Freunde werben.

S. S. Von den Gesammelten Erzählungen von Wilhelm Raabe ist nunmehr im Verlage von Otto Janke in Berlin der zweite Band erschienen. Darin sind die Geschichten enthalten, die frühee in den beiden Sammlungen „Der Regenbogen“ und „Deutscher Mondschein“ veröffentlicht worden sind. Die ganze Stufenleiter vom Burlesk-komischen bis zu tief erschütternder Tragik ist darin, jeder Ton mit gleicher Sicherheit, angeschlagen. Wir finden die in unsrer jüngsten eingehenderen Besprechung (vgl. Beilage Nr. 113) hervorgehobene wehmutherweckende Geschichte der lieblichen Else von der Tanne, das prächtige Schmuckstück historischer Kleinmalerei „Der Marsch nach Hause“, die „Keltischen Knochen“, das unwiderstehlich zwerchfellerschütternde Erlebniß der zwei Gelehrten, die auszogen, ein zur Besichtigung bloßgelegtes celtisches Grab „im Interesse der Wissenschaft“ zu berauben, und die, da jeder das erwischt hatte, was den anderen mehr interessirte, den nachstürmenden Verfolgern ihre Beutestücke schmählich preisgaben. Vor wenigen Jahren, lange nach dem ersten Erscheinen der „Keltischen Knochen“, hat sich etwas ähnliches in Oesterreich wirklich ereignet. In dieser köstlichen Schnurre, in den mit echt historischem Sinne erfaßten und wiedergegebenen Bildern „St. Thomas“, „Die Hämelschen Kinder“ in dem grotesken Nachtstück „Gedelöcke“ tritt die Kunst Raabe's, das Leben und Treiben in den verschiedensten Ländern zu veranschaulichen, scharf hervor. Es ist ein weites Feld, das der Dichter in diesem Buche bearbeitet hat. Die Seite seines Wesens aber, an die man zuerst denkt, wenn der Name Raabe genannt wird, die liebevolle Beschäftigung mit den Leuten auf den unteren Sprossen der socialen Leiter, den Philistern, Kleinstädtern, Handwerkern, ist in den meisten dieser Geschichten nicht oder kaum wahrzunehmen. Es ist mehr der Raabe der Herrgottslanzlei und des Odfeldes, der uns hier entgegentritt, als der des „Schüddekump“ und der Bücher „Deutscher Adel“ und „Im alten Eisen“.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 7. Mai. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Waldeyer.) 1) Hr. Schwendener las über das Wassergewebe im Gelenkpolster der Marantaceen. 2) Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Privatdocenten Dr. Brandes (Halle a. S.) vor: Ueber die Sichtbarkeit der Röntgen-Strahlen. Durch gemeinsam mit Prof. Dorn in Halle vorgenommene Versuche ward die größere oder geringere Durchlässigkeit verschiedener Bestandtheile des Auges für Röntgen-Strahlen ermittelt. Bei Verwendung eines sehr starken Inductoriums und einer mit Jodrubidium gefüllten Röhre ergaben sich Reizungen der Netzhaut; ungewiß blieb, ob deren nervöse Elemente direct von den Strahlen gereizt werden, oder ob die letzteren irgend einen Bestandtheil des Auges, vielleicht das Pigment, zum Fluoresciren bringen und dadurch eine Lichtquelle schaffen, welche nun ihrerseits auf die nervösen Elemente der Netzhaut wirkt. 3) Hr. Warburg legte eine Mittheilung des Prof. Dr. Kayser (Bonn) vor: Ueber die Spectren des Argon. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Vahlen.) 1) Hr. E. Schmidt las über „Faust und Luther“. Er berührte den Stand der Faustforschung im allgemeinen und wies insbesondere die ungemein zahlreichen Spuren der Denk- und Redeweise Luthers in der Frankfurter Historia von 1587 nach. 2) Hr. Erman legte eine Mittheilung des Hrn. Dr. Wilhelm Spiegelberg, Privatdocenten in Straßburg, vor „Die erste Erwähnung von Israel in einem ägyptischen Texte“ und bemerkte im Anschluß an die von diesem gegebene Analyse der von Flinders Petrie im Tempel des Merneptah auf der Westseite des alten Theben gefundenen, vielbesprochenen Stele folgendes: „Der neue glänzende Fund Petrie's beweist, wie Hr. Spiegelberg richtig hervorgehoben hat, zunächst nichts für oder gegen die Exodusgeschichte. Er zeigt, daß König Menephtha Israel bekriegt hat; er macht es weiter wahrscheinlich, daß Israel damals ein Stamm und kein fester Staat war und daß es sich in Palästina befand. Ob aber Israel damals aus Aegypten kam oder ob es je in Aegypten gewesen ist, darüber ist dem Denkmal des Menephtha nichts zu entnehmen. Indessen darf man doch hervorheben, daß es ein merkwürdiges Zusammentreffen ist, daß gerade König Menephtha als Bekrieger Israels erscheint; sind doch die meisten Gelehrten, die es bisher versucht haben, den Pharao der Exodusgeschichte zu bestimmen, dabei auf diese Zeit gekommen. Denn wenn die alttestamentische Tradition die Juden die Städte Ramses und Pithom erbauen läßt, so denkt sie sich augenscheinlich Ramses II. als den Pharao der Bedrückung, unter dem Moses geboren wird. Und wenn auch Ex. 2, 23—25 (Da ereignete es sich lange Zeit hernach, daß der König von Aegypten starb) nicht zu derselben Quelle gehört, die Ramses und Pithom nennt, so daß also der Pharao des Auszugs nicht direct als Sohn und Nachfolger des Bedrückers bezeichnet wird, so bleibt die Exodusgeschichte doch immer am Ende der Regierung Ramses' II. oder an der zunächst darauf folgenden Zeit haften. Und ebenso nennt die ägyptische Volkssage vom Auszuge der Unreinen, die uns in einem manethonischen Fragment (bei Josephus contra Apionem I, 26) bewahrt ist, als den König dieses Auszugs einen „Amenophis“, dessen Vater Ramses und dessen Sohn Sethos hieß, also sicher den König, den Africanus Amenephthes nennt, unsern „Menephtha“ oder Meraeptah, den König der Petrie'schen Inschrift.“ — Gesammtsitzung vom 21. Mai. (Vorsitzender Secretär: Hr. Vahlen.) 1) Hr. Erman legte eine Bearbeitung des Papyrus P. 3024 der kgl. Sammlung vor, der die Reden eines Lebensmüden und freier Seele enthält. 2) Hr. Frobenius las eine Abhandlung „Ueber vertauschbare Matrizen“.

Sitzungen vom 4. Juni. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Vahlen.) Hr. Harnack las über „Die pseudojustinische Rede an die Griechen“. Er legte neben einer neuen Recension des im Straßburger Codex verbrannten, in Abschriften erhaltenen griechischen Textes eine von Baethgen gelieferte Uebersetzung der syrischen Bearbeitung vor, erwies als Unterlage der letzteren eine erweiterte und entstellende griechische Redaction, die schriftliche Apologie eines bekehrten hellenischen Stadtoberhauptes aus dem 3. Jahrhundert, und erschloß für die ursprüngliche, durch ihren rein sittlichen Charakter ausgezeichnete Rede einen von Justin verschiedenen Verfasser, der zwischen c. 180 und c. 240 anzusetzen sei. — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Waldeyer.) Hr. Riani las: Ueber die Fühlsphären der Großhirnrinde. V. Mittheilung. — Gesammtsitzung vom 11. Juni. (Vorsitzender Secretär: Hr. Vahlen.) He. Landolt hielt einen Vortrag „Über das Verhalten circularpolarisirender Krystalle im gepulverten Zustande“. — Sitzungen vom 18. Juni. Physikalisch-mathematische Classe: (Vorsitzender Secretär: Hr. Waldeyer.) 1) Hr. Waldeyer las: Die Caudalanhänge des Menschen. 2) Hr. Möbius legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Goldstein, hierselbst, vor: Ueber Aufnahmen mit Röntgen-Strahlen. Der Verfasser that durch eine Reihe vorgelegter Aufnahmen dar, daß in Folge der nach und nach erzielten Verbesserungen des Verfahrens die anfangs gegen die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Röntgen-Bilder erhobenen Einwände größtentheils beseitigt sind, so daß auch außerhalb des medicinischen Gebiets, vor allem für Zoologie und Botanik, sich überaus lehrreiche Aufschlüsse aus ihnen gewinnen lassen. 3) Hr. Kohlrausch legte eine Mittheilung aus der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt vor: Ueber die Messung tiefer Temperaturen, von den HH. Dr. L. Holborn und Dr. W. Wien. Die vorgelegten Messungen enthalten die Vergleichung von Platinwiderständen und Thermoelementen aus Constantan-Eisen mit dem Wasserstoff-Thermometer bis zur Siedetemperatur der flüssigen Luft; ferner wurde der Siedepunkt des Sauerstoffs und der Schmelzpunkt einiger organischen Substanzen bestimmt, endlich das Luft-Thermometer mit dem Wasserstoff-Thermometer bei etwa — 190° verglichen. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Vahlen.) 1) Hr. Weber las „Vedische Beiträge V. über eine indische Zauberformel“. 2) Hr. Brunner legte eine Aufzeichnung des Hrn. Dr. Felix Liebermann in Berlin unter dem Titel „Kesselfang bei den Westsachsen im 7. Jahrhundert“ vor. Die uns erhaltene

lateinische Liturgie des englischen Gottesurtheils entstammt dem Frankenreich und ist nicht vor dem Ende des 10. Jahrhunderts überliefert. Die englisch geschriebenen Ritualformeln und die staatliche Verordnung über Ordalabhaltung zeigen spät-angelsächsische Sprache. In den Gesetzen mit Königenamen erwähnt das Ordals zuerst der von Eadward bestätigte Friede Guthrums. Die Sprache einer lentischen Beschwörung vor dem Ordalgang setzt Sweet nur über 900 hinauf. So entstand die Meinung, das Ordal erscheine in England erst zur Dänenzeit. Allein es steht schon in Ine's Gesetz an drei Stellen und ist nur durch Mißverständniß eines Wortes, durch Vernachlässigung eines Buchstaben der Rechtsgeschichte entgangen. Stellt man statt der verdorbenen Lesart ceap die echte ceac (Kessel) wieder her, so lösen sich alle Schwierigkeiten. Gegen alle bisherigen Erklärungen sprechen Rechtsgeschichte, Sprachwissenschaft, Handschriftenkritik und die Nothwendigkeit, die Räthsel von Ine 37 und 62 mit Einem Schlüssel zu lösen. Gegen die Erklärung ceac: Kessel spricht nur eine Theorie, die sich bloß auf bisherigen Mangel an Quellen beruft. Nunmehr muß man den Ursprung des Ordals weit hinaufrücken. Ine spricht vom Kesselgriff als etwas lang Bekanntem; auch mangelte der westsächsischen Monarchie des 7. Jahrhunderts wahrscheinlich die Stärke und der römischen Mission der Wille zu Umwälzungen im Beweisrechte des Volkes. Folglich wird wohl das Gottesgericht auch bei den Inselgermanen schon im Heidenthum bestanden haben und bestätigt sich die Ansicht von seinem germanischen Ursprung. — Gesammtsitzung vom 25. Juni. (Vorsitzender Secretär: Hr. Bahlen.) 1) Hr. Dilthey hielt einen Vortrag „über Hermeneutik". 2) Hr. Fenbenlus legte eine Abhandlung vor „über Beziehungen zwischen den Primidealen eines algebraischen Körpers und den Substitutionen seiner Gruppe". 3) Hr. Möbius überreichte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dahl über „die Verbreitung der Thiere auf hoher See". Der Einsender berichtet darin über Zählungen, die er auf der Fahrt nach dem Bismarck-Archipel in mehrstündiger täglicher Beobachtung ausgeführt. Als Objecte dienten Delphine oder allgemeiner Wale, Vögel, meist Schwimmvögel, Meerschlangen, Fische, besonders fliegende, Quallen und andere Weichthierarten. Neben der Anzahl kam auch die Art der Verbreitung, besonders die Schwarmbildung in Betracht; anschauliche Wahrnehmungen, vornehmlich in Bezug auf die fliegenden Fische, sind beigefügt. 4) Hr. Hirschfeld machte in Ergänzung seines am 16. April gehaltenen Vortrags über Aquitanien eine Mittheilung „über Tibullus 1, 7, 11". 5) Hr. Auwers legte im Manuscript vor den im Auftrag der Akademie von Hrn. Dr. Ginzel ausgearbeiteten „speciellen Canon der Sonnen- und Mondfinsternisse für das Ländergebiet der klassischen Alterthumsforschung von 900 vor Chr. bis 600 nach Chr." 6) Der Vorsitzende überreichte einen Aufsatz „über Ennius und Lucretius", kritische Rückschlüsse von letzterem auf ersteren enthaltend.

* In Berlin hat sich auf Ersuchen des Moskauer Organisations-Comités für den auf den August 1897 berufenen XII. internationalen medicinischen Congreß nach dem Vorgang bei dem römischen Congreß, und zwar zunächst provisorisch, ein deutsches Reichs-Comité constituirt. Demselben gehören folgende Mitglieder an: Dr. Virchow, Geh. Med.-Rath, Prof., Vorsitzender, Dr. Bartels, Sanitätsrath, Schatzmeister, Dr. Posner, Prof., Schriftführer, Dr. Eulenburg, Prof., stellvertr. Schriftführer. Dr. Aub. Ober-Med.-Rath, Vors. des deutschen Aerzte-Vereinsbundes (München), Dr. v. Bergmann, Geh. Med.-Rath, Prof., Dr. v. Coler, Wirkl. Geh. Ober-Med.-Rath, Generalstabsarzt der Armee, Prof., Dr. Ewald, Prof., Dr. Fraenkel, Geh. Med.-Rath, Prof., Dr. Gerhardt, Geh. Med.-Rath, Prof., Dr. Knenig, Geh. Med.-Rath, Prof., Dr. Lent, Geh. San.-Rath, Vors. des Ausschusses der preuß. Aerztekammern (Köln), Dr. v. Leyden, Geh. Med.-Rath, Professor, Dr. Martin, Professor, Dr. Pistor, Geh. Ober-Med.-Rath, Professor, Dr. Waldeyer, Geh. Med.-Rath, Prof. — Das genannte Comité hat sich die Aufgabe gestellt, den deutschen Collegen alle den Congreß betreffenden amtlichen Nachrichten zugänglich zu machen, als Centralmeldestelle für die deutschen Congreßbesucher zu dienen, endlich beim Congreß selbst deren Interessen wahrzunehmen. Dasselbe hat, bevor es definitiv seine Thätigkeit übernimmt, geglaubt, eine Regelung der Paßfrage in dem Sinne versuchen zu müssen, daß allen deutschen ärztlichen Congreßbesuchern Pässe ohne Unterschied der Religion ausgestellt werden, denen die gleichen Rechte und Verpflichtungen anhaften, daß also speciell für Aerzte jüdischer Confession jegliche besondere Beschränkung beim Eintritt in Rußland oder beim Aufenthalt daselbst wegfällt. Nach den jetzt empfangenen Nachrichten steht die Regelung der Frage in diesem Sinne in sicherer Aussicht. Das deutsche Reichscomité setzt die Aerzte von der voraussichtlichen Annahme dieser Thätigkeit in nächster Zeit schon heute in Kenntniß. Es soll später ein Aufruf zur Errichtung von Landes-, bezw. Provincialcomités folgen. Ganz besonders wird darauf aufmerksam gemacht, daß, getroffenem Abkommen zufolge, in Berlin eine Zahlstelle errichtet werden wird, welche die Mitgliederbeiträge, die für Deutschland auf 20 M. Reichswährung festgesetzt sind, in Empfang nimmt. Es wird sich empfehlen, z. B. von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, da einmal auf diese Weise die Einzahlung sich am bequemsten, sichersten und billigsten bewerkstelligen läßt, weiter aber auch nur die durch das deutsche Reichscomité als Mitglieder des Congresses legitimirten Collegen auf eine anstandslose Erledigung der Paßangelegenheiten durch die russischen Generalconsulu werden rechnen dürfen.

* In der letzten Zeit haben sich, wie die „N. Fr. Pr." erfährt, auch in Wien, wie in zahlreichen Städten des Auslandes die Klagen gemehrt, daß beim Gebrauche des Telephons durch ansteckende Krankheitserreger nicht bloß äußerliche, sondern auch innerliche Krankheiten verbreitet werden sind. Aerztliche Beobachtungen wollen in einzelnen Fällen sogar die Erregung der Tuberculose durch Einathmen von Tuberkelbacillen aus den Sprechmuscheln des Telephons constatirt haben. In ärztlichen Kreisen wird nun diesen Erscheinungen größere Beachtung zugewendet, und man ist auf Mittel bedacht, den Gefahren beim Gebrauche des Telephons vorzubeugen. Auf jeden Fall empfiehlt es sich, darauf zu achten, daß die Telephonapparate stets sehr rein gehalten werden, und besonders nothwendig ist dies bei Apparaten in Cafés, Restaurationen, großen Buteaux, öffentlichen Sprechstellen ꝛc., die von vielen Personen benützt werden. Am praktischsten wäre es wohl, bei jedem Telephonapparat ein Gefäß mit einer Carbolösung und einem Schwamme anzubringen, damit jedermann sowohl die Sprech- als auch die Gehörmuscheln vor dem Gebrauche reinigen kann.

* In der Gegend von Haparanda gedeihen verschiedene Baumarten, die man schwerlich in einem so hohen Breitengrade gesucht haben wird, und man ist dort keineswegs bloß auf Nadelbäume angewiesen. Eine Zeitung in Haparanda erzählte kürzlich, daß dort ein Kirschbaum, der doch weit empfindlicher als ein Apfelbaum ist, mit zum Theil entwickelten Früchten stehe. Haparanda erfreut sich auch einer hohen Eiche, obgleich dieser Baum nach einigen geographischen Lehrbüchern nur in weit südlicheren Theilen Schwedens vorkommen soll. In der Umgegend findet sich eine Allee von Lindenbäumen, die vor sechs Jahren gepflanzt wurden nun die schon reichlichen Schatten geben. Für letzteren haben die Haparandaer gute Verwendung, denn der Sommer ist dort in diesem Jahre sehr heiß; das Thermometer zeigte Morgens 22—24 Grad Celsius. An weiteren Raritäten sind der Balsambaum, der in großen Exemplaren vorkommt, die Ebereiche und der Jasmin zu nennen. Die Haparandaer sind somit weit besser daran, als die Isländer, die bloß mit ihrem berühmten einen Baum Staat machen können, obgleich sich Island weit südlicher erstreckt.

* **München.** Auf den bei der Thierärztlichen Hochschule neu errichteten Lehrstuhl für Fischzucht, Fischkunde und Fischkrankheiten ist Dr. Bruno Hofer, Privatdocent an der Universität und Custos an der zoologisch-zootomischen Sammlung hierselbst, berufen worden.

* **Marburg.** Der Professor der Geologie Kayser wurde zum Rector magnificus gewählt.

* **Dresden.** Die nächste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner findet nach dem Beschlusse der letzten Versammlung zu Köln hier in Dresden statt, und zwar vom 29. September bis zum 2. October 1897. Das Präsidium besteht aus Oberschulrath Dr. Wohlrab, Rector des k. Gymnasiums zu Dresden und Geh. Hofrath Dr. Nibbeck, Prof. an der Universität zu Leipzig. Dieselben bringen durch Rundschreiben zur Kenntniß, wer die Geschäfte für die 10 Sectionen übernommen hat.

* **Wien.** Das Preisrichtercollegium der Dierl'schen Preisaufgabenstiftung pro 1895, bestehend aus den Professoren der Wiener Universität Hofrath Dr. Richard Heinzel und Dr. Jacob Minor, hat den Preis für dieses Jahr dem Secretär der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn Th. Kreß für sein Stoffslexikon der deutschen Dichtung zuerkannt.

* **Freiburg i. d. Schweiz.** Zum ordentlichen Professor der Botanik ward Dr. Max Westermaier, ein Schüler Nägeli's, an die hiesige Universität berufen.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 30. Juli. Nummer 175.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Neue Beiträge zur Culturgeschichte Spaniens im 16. Jahrhundert. II. Von Dr. Rudolf Beer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Beiträge zur Culturgeschichte Spaniens im 16. Jahrhundert.

(Nach spanischen Quellen.)

Von Dr. Rudolf Beer.

II.

In Spanien übte man, wenigstens auf exact wissenschaftlichem Gebiete, vollständige Toleranz, welche freilich an sich lange noch nicht ausgereicht hätte, einen erfolgreichen Betrieb auf demselben zu fördern. Die wirklich nothwendigen Bedingungen hiefür liegen in der eigenen kulturellen Kraft des Volkes, welche denn auch wirklich der äußeren Machtstellung Spaniens im 16. Jahrhundert vollkommen ebenbürtig, ja eigentlich, wie wir gleich sehen werden, der ausschließliche Grund für dieselbe war. Freilich ist es schwierig, den Beweis hiefür innerhalb der engen hier gesteckten Grenzen nach allen Richtungen hin zu liefern. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß die spanische Literatur in dem Zeitraum, den wir hier behandeln, zum höchsten Fluge ausholte, daß ihre Schöpfungen zu den edelsten gehören, welche der menschliche Geist hervorgebracht; daß sie mit einem Worte Weltliteratur wurde und ihr die Werthschätzung einer solchen auch bis zum heutigen Tage geblieben. Man darf ähnliches auch von der spanischen Kunst behaupten, wenngleich die vielen anerkennenswerthen Bemühungen, ihre Bedeutung auch außerhalb der Pyrenäen zur richtigen Erkenntniß zu bringen, noch nicht jene weitgehende Verbreitung und Beachtung gefunden haben, welche sie in vollem Maße verdienen. Eine vollständige terra incognita war jedoch Jahrhunderte hindurch und ist hierzulande noch heute die Geschichte der Naturwissenschaften auf spanischem Boden, die Darstellung jener wichtigen Studien, Erfindungen und Entdeckungen, welche für jede nationale Culturgeschichte gewissermaßen den Schlußstein bilden, wie das Drama für die Entwicklung der Literatur und die Malerei für die Entwicklung der bildenden Kunst; es ist ein Gebiet, dessen Geschichte ohne hingebungsvolle, eindringende Thätigkeit nicht verstanden werden kann, ewigem Wechsel unterworfen und die mühevollen Forschungen vieler gar oft durch den kühnen Griff eines genialen Einzelnen als hinfällig geworden aufzeigend. Und doch ist unter allen Bethätigungen des menschlichen Geistes keine mehr geeignet, die Großartigkeit der Schöpfung, die Naturkräfte des Weltalls erkennen zu lassen, keine von so ausschlaggebender Bedeutung für den elementaren Fortschritt im Leben und Treiben, im Handel und Verkehr, als gerade die Naturwissenschaft in ihren Studien und in ihren Resultaten. Die Geschichte der Literatur und der Kunst lehrt ein Volk bei der Muße und bei der Erholung, die Geschichte der Naturwissenschaft lehrt es beim Schaffen und bei der Arbeit kennen. So ist dieser Theil der Culturgeschichte kein Corrolar zu den beiden ersteren, er ist ein integrirender Bestandtheil der gesammten Entwicklung und ein werthvolles, vielleicht das werthvollste Moment zur richtigen Auffassung und Charakterisirung eines Volkes. Daß die Urtheile des „Weltgerichtes" über Spanien bisher so vernichtend lauteten, ist in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, daß es bisher eine Geschichte der exakten Wissenschaften Spaniens nicht gegeben hat. Die allgemeinen Handbücher über diesen Gegenstand, welche sehr mit Unrecht nur die Hauptresultate als solche, die großen Erfindungen und Entdeckungen ins Auge fassen und die ungeheure Summe von Kleinarbeit, welche jene allein ermöglichte, vernachlässigen, sind in dieser Beziehung von einer geradezu erschreckenden Dürftigkeit. Die bekanntesten dieser Encyklopädien führen beispielsweise von spanischen Mathematikern kaum ein halbes Dutzend auf, und die zwölfbändige Geschichte der mathematischen und physikalischen Wissenschaften von Maximilien Marie weiß im ganzen acht (!) spanische Vertreter dieses Faches zu nennen, nämlich: Abén Ezra, Alfons den Weisen, Arnold von Villanova, Geber, Juan von Sevilla, Nuñez, Raimundo Lull und Miguel Servet.

Diese dürftigen Daten, veranlaßt durch die gänzliche Unzulänglichkeit der bislang vorhandenen Quellen, dürfen nunmehr einer sicheren und klaren Erkenntniß weichen. Es sind in den letzten Jahren ganz hervorragende Studien auf dem Gebiete der Geschichte der exacten Wissenschaften gemacht worden: Marcelino Menendez Pelayo, Professor der spanischen Literaturgeschichte an der Universität Madrid, einer der bedeutendsten und universellst gebildeten Spanier der Gegenwart, hat seine Studien auch auf dieses Gebiet ausgedehnt und in seinem dreibändigen Werke: „La ciencia española" ein systematisch geordnetes Verzeichniß der Werke, welche die exacten Wissenschaften in Spanien behandeln, geliefert. Welch ungeheures Material hier verarbeitet ist, läßt sich aus dem einen Umstande ermessen, daß die bloße Sammlung der Titel mehrere hundert Seiten umfaßt. Mit gleicher Sorgfalt, aber womöglich noch eingehender hat Picatoste[1]) die Bibliographie für einen gewissen Abschnitt dieser Geschichte, nämlich die Werke der spanischen Naturforscher des 16. Jahrhunderts in einem starken Quartbande zusammengestellt, und endlich hat erst vor zwei Jahren Aciscle Fernandez Vallin in einem epochemachenden Werke die Geschichte der spanischen Naturwissenschaften von ihrem Anbeginne bis ins 18. Jahrhundert in großen Zügen entworfen. Die genannten Werke bieten so viel des Neuen und Merkwürdigen, sie werfen ein so helles Licht auf eine Seite der spanischen Culturgeschichte, deren Kenntniß nicht bloß den Fachmann, sondern jeden Gebildeten interessirt, daß es wohl der Mühe werth erscheint, diese neu gewonnenen Resultate rasch zu skizziren.

[1]) Apuntes para una biblioteca científica Española del siglo XVI, Madrid 1891.

Digitized by Google

Centralstätten der naturwissenschaftlichen Bildung waren selbstverständlich ebenso, wie für die übrigen Fächer, die Universitäten, deren großer Aufschwung schon am Beginne des 16. Jahrhunderts demjenigen nicht auffallend erscheinen kann, der in Erwägung zieht, daß ihre Gründung um hundert, ja um anderthalbhundert Jahre früher fällt, als die der analogen Bildungsstätten in deutschen Landen; sie waren als solche bereits eine Art von Fortsetzung der Akademien, welche die Araber, ferner die sogenannten Muz-Araber, endlich vom 10. Jahrhundert angefangen auch die spanischen Juden in Córdoba, in Toledo, in Lissabon und in verschiedenen Städten Andalusiens und Aragons zu hoher Blüthe gebracht hatten; dort wurden die hervorragenden Schriftsteller der Alten übersetzt, erklärt, verbessert. Es war eine willkommene Grundlage und Vorbereitung für die eigentlichen nationalen Bildungsstätten geliefert, in welchen das gesammte Gebiet der Wissenschaften durch tüchtige Vertreter eingehende Pflege fand und schon vom 13. und 14. Jahrhunderl an einen ungeahnten Aufschwung nahm.

Bleiben wir zunächst bei dem schon erwähnten Fache der Mathematik; diese Wissenschaft bildete in Salamanca, der hervorragendsten spanischen Universität im Mittelalter, einen integrirenden Theil der akademischen Studien; den größten Aufschwung nahm diese Disciplin kurz nach der Entdeckung Amerika's, da man den Werth derselben und ihrer Resultate in den zahllosen Anwendungen auf das wirthschaftliche und commercielle Leben mehr denn je begriffen hatte. Damals war es auch, als der gelehrte Antonio de Nebrija, sämmtlichen Mathematikern späterer Zeit vorauseilend, es unternahm, einen Erdmeridian auszumessen; eine Aufgabe, welche er mit solcher Geschicklichkeit löste, daß seine Untersuchungen ob ihrer Schärfe und Exactheit heute noch angestaunt werden. Seine Schüler Pedro Ciruelo und Martinez verbreiteten seine Lehren — welche sich auf die Kosmographie im allgemeinen, auf Geographie, auf die Kunde der alten Moße, auf den Schiffsbau und die Schiffahrt bezogen — von Frankreich, speciell von der Universität Paris aus in weitere Kreise, um dann, an Erfahrung und Wissen bereichert, wieder in dem Heimathlande, und zwar in Alcalá, ihre Lehrthätigkeit aufzunehmen. An ihrer Seite wirkte eine Reihe von verdienten Gelehrten, gleichzeitig Humanisten und Mathematiker, unter welchen ich hier nur einen, den Baccalaureus Fernan Perez de Oliva nenne, welchem wir einen umfassenden geographisch-astronomischen Tractat, Imagen del Mundo, verdanken; ebenso fanden an der Universität Valencia die exacten Wissenschaften eingehende Pflege; hier wirkten die Brüder Jerónimo und Gaspar Torrellas, Pedro Juan Oliver, Pedro Juan Monzó, Jerónimo Muñoz, endlich Pedro Jaume Esteve, ein ausgezeichneter Arzt und großer Mathematiker, der Trismegist jener Zeit genannt, da er gleichzeitig als Hellenist wie auch als Anatom, Botaniker und Astronom berühmt war. Zaragoza durfte zur nämlichen Zeit auf die hervorragenden Mathematiker, welche an seiner hohen Schule wirkten, stolz sein. Wir nennen Lorenzo, Victoriano Molon, dessen arithmetische Vermessungen des Flachlandes Aufsehen erregten, wie den trefflichen Forscher Gaspar Lax, dessen Gelehrsamkeit ihm die Werthschätzung seiner Fachgenossen in Europa verschaffte.

An der Pflege der mathematischen Studien sind alle bedeutenden Hochschulen Spaniens betheiligt; daß der territorialen Ausbreitung auch die Intensität der Forschung entsprach, mögen einige Bemerkungen klarer darthun. Pedro Sanchez Ciruelo, ein Schüler Nebrija's, erkannte als einer der ersten die Bedeutung der Mathematik als einer selbständigen Wissenschaft, veröffentlichte ein vollständiges Lehrgebäude derselben und wies den Werth dieser Disziplin für die anderen Wissenschaften nach. Er ging so weit, die Mathematik als Basis für alle anderen Wissenschaften zu erklären und seiner Universität vorzuschlagen, ihr die erste Stelle auch beim elementaren Unterricht einzuräumen. In seinen Vorträgen commentirte und erweiterte er die Lehren des Boethius über Arithmetik und Musik und verwandte gleiche Sorgfalt auf die Geometrie des Euclid, des Ptolemaeus, sowie die Perspertive und die Optik des Alhacen. Diese Arbeiten wurden durch seinen Collegen Martinez Siliceo, den Lehrer Philipps II. und Cardinal-Fürsterzbischof von Toledo, fortgesetzt. An der Universität zu Paris, wohin er sich im Alter von 21 Jahren begab, tradirte er Philosophie und Mathematik, erregte mit seinen gelehrten Commentaren zu Aristoteles und mit seiner theoretisch-praktischen Arithmetik, welche im Jahre 1514 durch Simon Colin in verschwenderischer Ausstattung gedruckt wurde, Aufsehen.

Pedro Nuñez, Professor an der Universität von Coimbra, wird einstimmig als einer der größten Geometer seiner Zeit anerkannt; seine mathematischen Beobachtungen bezogen sich in erster Linie auf das Problem der Fixirung der geographischen Länge und Breite vermittelst der Sonnen- und Azimuthhöhe; das von ihm construirte Instrument, das noch heute nach seinem Namen Nonius heißt, sicherte ihm bleibenden Ruhm in der Geschichte der Wissenschaften und drei Jahrhunderte constanten Fortschrittes haben an demselben kaum wesentliche Aenderungen hervorgerufen. Jeronimo Muñoz, welcher an den Universitäten Valencia und Salamanca lehrte, war, wie kein geringerer als Tycho de Brahe bezeugt, einer der berühmtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts; sein Specialfach war die Regulirung von Flüssen und die Ausarbeitung von Projecten zur Bewässerung wasserarmer Landstriche; seine Vorschläge sind leider bis zum heutigen Tage unausgeführt geblieben. Ich könnte hier noch eine ganze Reihe anderer Namen anführen, wie den Professor an der Universität zu Valencia Don Pedro Juan Monco, welcher mit seinen Commentaren zu Aristoteles, sowie mit seinem geometrischen und arithmetischen Lehrgebäude Auszeichnungen von seiten Don Juans II. von Portugal, Philipps III. und Papst Sixtus' V. errang; den Dr. Juan de Segura, welcher an der Universität zu Alcalá durch Schärfe und Kritik in seinen mathematischen Vorträgen glänzte; ferner Perez Fernan de Oliva, welcher zuerst nach Paris und dann nach Rom Studienreisen machte, um schließlich in Salamonca die Früchte seiner Arbeiten zu verwerthen; endlich wären Antich Rocha, Francisco Sanchez, Pedro Juan Oliver, Pedro Roiz und Pedro Chacon zu erwähnen, welch letzterer durch seine hervorragende Theilnahme an der Umformung des damaligen Kalenders bekannt ist. Eingehendere Berücksichtigung verdienen jedoch zwei andere Gelehrte, welche durch ihre Beziehungen zu Philipp II. und durch dessen munificente Unterstützung in die Lage versetzt wurden, Unternehmungen von einschneidender Wichtigkeit für die exacten Wissenschaften in Spanien zu verwirklichen. Der eine ist Juan de Herrera, gleich hervorragend als Architekt wie als Mathematiker, dessen Name durch den Riesenbau des Escorials, den er im Auftrage Philipps II. ausführte, eine weit über die Marken Spaniens hinausgehende Berühmtheit erlangt hat, dessen Wirken aber noch weit bedeutsamer ist in seiner Eigenschaft als erster Director der vom Monarchen gegründeten Akademie der Wissenschaften. Seiner mächtigen Initiative und erleuchteten Einsicht ist ein großer Theil der außerordentlichen Entwicklung zu danken, welche zu seiner Zeit die mathematischen Studien in Spanien nahmen, sowohl auf dem Gebiete der sogenannten reinen Mathematik, wie in ihrer Anwendung auf die Astronomie, die Schiffahrt, die Artillerie, und im allgemeineu auf jede Gattung militärischer und sonstiger Constructionen.

Digitized by Google

Als ein Gegenstück zur Akademie in Madrid und zu den wissenschaftlichen Instituten, als deren Vereinigung mit vollem Rechte der Escorial betrachtet werden kann, möchten wir eine wissenschaftliche Sammlung von größtem Reichthum und umfassender Ausdehnung bezeichnen, deren Plan von Perez de Castro bei Philipp II. zu Beginn seiner Regierung angeregt und später verwirklicht wurde. Der Vorschlag des Dr. Perez, heute noch handschriftlich im Escorial aufbewahrt, ging dahin, in Valladolid, der damaligen Residenz, eine Bibliothek zu gründen, mit welcher gleichzeitig ein naturhistorisches Museum und ein astronomisches Observatorium vereinigt werden sollte. Das Schriftstück ist ebenso sehr Zeugniß für die gründlichen Kenntnisse seines Verfassers auf allen Gebieten der Wissenschaften, wie auch ein Beweis dafür, mit welchem Verständniß Philipp II. der gegebenen Anregung Folge leistete. Die zeitgenössischen Berichte können nicht genug die Fülle der in diesen Anstalten aufgespeicherten geographischen und hydrographischen Karten, die große Zahl von Globen, Astrolabien und anderen Instrumenten rühmen, welche in ihrer Gesammtheit ein wissenschaftliches Museum repräsentirten, wie es in jener Zeit keine andere europäische Nation aufzuweisen in der Lage war. Man glaubt, einen Bericht über eine Lehrmittel-Ausstellung der allerjüngsten Tage vor sich zu haben, wenn man hört, wie Erfinder und Fabrikanten mit einander wetteiferten, um einen Platz für ihre Erzeugnisse in dem Museum zu erhalten; es war in erster Linie der Glanz und der Ruhm dieses in seiner Art einzigen, von zahllosen Forschern aus aller Herren Ländern besuchten Instituts, welcher einen so allgemeinen Wettbewerb hervorrief, allerdings auch der Wunsch, den Neigungen des Königs zuvorzukommen. Jeder Unbefangene wird aber gern zugeben, daß man sich eine Bevormundung von seiten des Thrones in diesem Sinne gar wohl gefallen lassen konnte; man kann über Philipps II. Tendenzen als Politiker verschiedener Meinung sein; von ihm gilt mehr als von irgend einer andern historischen Persönlichkeit das Wort, daß von der Parteien Gunst und Haß entstellt sein Charakterbild in der Geschichte schwanke. Aber niemand kann ihm billigerweise gründliche Bildung, eindringende Kenntnisse, unermüdliche Thätigkeit und außerordentlichen Eifer für den Ruhm des Vaterlandes streitig machen. Seinem Einfluß ist es auch zuzuschreiben, daß die Vicekönige und Gouverneure, selbst in den entferntesten Ländern des Reiches, literarische und wissenschaftliche Studien begünstigten, wofür wir hier nur einen einzigen Beleg, den officiellen Bericht des Arias Montano, anläßlich der Systemisirung einer ständigen Lehrkanzel für Mathematik an der Universität Löwen durch den Herzog von Alba, anführen wollen.

Es würde zu weit führen, wenn hier berichtet werden sollte, was neben der Mathematik auf dem Felde der Astronomie, der Chronologie, der Geographie und Hydrographie, der Physik, der Chemie, der Botanik von Spanien allein in dem Zeitraum des 16. Jahrhunderts geleistet wurde, nicht zu gedenken der praktischen Verwerthungen, welche die genannten Wissenschaften durch erfindungsreiche Köpfe fanden: so die Schiffspumpen aus Metall, für welche der Erfinder Rivero eine lebenslängliche Rente von jährlich 60,000 Maravedis erhielt; die Regulirung von Flüssen, die Projecte von Canalisationen, vor allem der Plan des Durchstichs der Panama-Enge, welcher sieben Jahre nach Entdeckung des Stillen Oceans von Angel Saavedra, dem ersten Vorläufer von Lesseps, ausgearbeitet wurde. Auf dem Gebiete der Astronomie hatte der Rabbiner Abraham Ben Samuel Cacut durch seine astronomischen Tabellen, die zu Venedig 1502 gedruckt wurden, sich einen europäischen Ruf erworben. Auf gleichem Gebiete arbeiteten Francisco Sarzosa und Alfonso de Córdoba, dessen Tafelwerk wiederholt im Ausland gedruckt wurde. Daß Antonio de Nebrija durch seine metronomischen Forschungen auch das Studium der Astronomie mächtig förderte, mag hier beiläufig erwähnt werden. Den größten Aufschwung nahm jedoch die Astronomie unter Alonso de Santa Cruz, dem gelehrten Kosmographen der sogenannten Casa de Concentración zu Sevilla, eines der bedeutendsten Institute des Landes. Es gelang ihm anderthalb Jahrhundert vor Halley, d. h. im Jahre 1530, den Plan einer Karte der magnetischen Variationen auszuführen und insbesondere auf dem Gebiete der praktischen Astronomie, vor allem der Längenbestimmung bahnbrechende Resultate der gelehrten Welt zu übergeben. In dem Philipp II. gewidmeten Buch über die Längen verbreitete er sich eingehend über die Sonnen- und Mondfinsternisse, über die magnetischen Variationen, über die Entfernungen des Mondes, der Fixsterne, der Planeten unter Zuhülfenahme der vollkommensten zu jener Zeit bekannten Instrumente; das von ihm gelieferte Bild astronomischer Methoden, Messungen und Forschungsergebnisse ist so vollständig, daß selbst moderne Forscher kein Bedenken tragen, es als eine der Fortschritte von heute völlig würdige Leistung hinzustellen. Der Geometer Jeronimo Muñoz veröffentlichte Beobachtungen über den Kometen vom November des Jahre 1572 in seiner Constellation mit der Cassiopeja und bestimmte mit überraschender Genauigkeit die hier in Frage kommenden Daten, so daß Tycho de Brahe, unter Hinweis auf die vollständige Uebereinstimmung mit seinen eigenen Beobachtungen, die von Muñoz publicirten Daten zur Bestätigung heranzog. Auch Juan Molina de la Fuente hat über das nämliche Phänomen Beobachtungen veröffentlicht und zwar noch ein Jahr früher als Tycho de Brahe, der wohl mit einem weit reicheren Instrumentenapparat arbeiten konnte, als unser Spanier. Durch fruchtbare Vergleiche der astronomischen Tafeln des Copernicus und Alfons' des Weisen, durch glückliche Erfindung von astronomischen Instrumenten, durch einfache und sichere Berechnung der Position der Fixsterne that sich Andres Garcia de Cespedes hervor, der berühmte Verfasser der Theorien über die Planeten. Sein Project, im Escorial ein großes Observatorium zu schaffen, um an demselben den bedeutendsten in- und ausländischen Fachgelehrten Gelegenheit zur Ausübung ihrer Studien und Berechnungen zu geben, wurde leider nicht verwirklicht; doch ist der Entwurf des Projects, welcher noch im Escorial aufbewahrt wird, in verschiedenen Beziehungen, insbesondere aber für die damalige Instrumentenconstruction von großem Interesse. Garcia wünschte den Bau von zwei Riesengloben, einer Himmelskugel und einer Erdkugel aus vergoldetem Metall. Der erste hätte die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten darzustellen gehabt; ferner wünschte er Quadranten von ungewöhnlichen Dimensionen, große Metallsphären und dergleichen. Die Anregung blieb indeß nicht ganz ohne Resultat; Juan de Rojas Sarmiento, ein gründlicher Kenner der Mathematik, construirte eine neue Gattung von Astrolabien, mit beweglichem Horizont versehen. Noch heute bewahrt die Bibliothek des Escorials ein solches Exemplar mit der Inschrift Ast. uni. Johannis de Rojas auf.

Systematische Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 26. Februar 1577, sowohl auf spanischem wie auch auf amerikanischem Boden, wurden von Philipp II. dem königlichen Kosmographen Juan Lopez de Velasco übertragen. Es ist dies das erste Beispiel einer umfassend und methodisch vorbereiteten und durchgeführten astronomischen Beobachtung, welche auch trotz der sich entgegenstellenden Hindernisse vom glücklichsten Erfolg gekrönt war. Das allgemeine Interesse an diesen Studien manifestirt aber

nichts beſſer, als der von Spanien im Jahre 1598 ausgeſetzte Preis im Betrage von 6000 Ducaten füe die beſte Berechnung der Polhöhe mit aſtronomiſchen Mitteln: ein Beiſpiel, welches von anderen Staaten erſt viel ſpäter nachgeahmt wurde. Die Aufnahme des copernikaniſchen Syſtems, ohne daß ſich irgend welche Schwierigkeiten entgegenſtellten, im Gegenſatz zu anderen Nationen, welche dieſe wahrhaft weltbewegende Entdeckung mit Geringſchätzung behandelten, ja geradezu in roher Weiſe bekämpften; die lebhafte Theilnahme der ſpaniſchen Aſtronamen an der Reform des Kalenders und das beſonders thätige Intereſſe der Univerſität vou Salamanca an dieſer Neuerung liefern gleichfalls für den weit ausgreifenden Fortſchritt Spaniens in dieſer Wiſſenſchaft vollgültige Beweiſe.

Dem Großbelrieb aſtronomiſcher Studien ſtanden die Forſchungen und Entdeckungen der Spanier auf dem Gebiete der phyſikaliſchen Diſciplinen im 16. Jahrhundert wenig nach. Bekannt iſt, daß Criſtobal Colon nicht bloß das unbeſtreitbare Verdienſt beſitzt, eine magnetiſche Linie ohne Declination entdeckt zu haben, ſondern auch derjenige geweſen zu ſein, welcher das Studium des Erdmagnetismus über ganz Europa verbreitete. Sache dee Specialforſcher wird es ſein, auf Theorien uud Entdeckungen, welche ſich an dieſes denkwürdige Ereigniß in der Geſchichte der Phyſik knüpften, nähee einzugehen nnd die Beiträge, welche Felipe Guillen, Rodrigo Corcuero, Martin Cortez — der als erſter die Hypotheſe der Differenz des Erdpoles und des magnetiſchen Poles ausſprach — eingehend zu prüſen. Auf eines der denkwürdigſten Projecte, welches ſich aus dieſem großen Meere von Studien und Plänen thurmhoch abhebt, möchten wir hier nachdrücklich aufmerkſam machen. Fernan Perez de Oliva, Mitglied einee Familie, welche ihrem Vaterland ſchon viele ausgezeichnete Söhne geſchenkt, der als Opfee ſeiner Studien im frühzeitigen Alter von 36 Jahren ſtarb, nachdem ee kurz vorher zum Lehrer der Prinzen des königlichen Hauſes beſtellt worden war, hatte das Glück, daß für ihu bereits im erſten Drittel des 16. Jahrhunderts ein eigenee Lehrſtuhl füe Licht und Magnetismus an dee Univerſität zu Salamanca errichtet wurde; daß er der hohen Ehre nicht unwerth war, beweiſt die Nachricht oon einem ſeiner Pläne, welcher blitzartig in die moderuſten Schöpfungen unſres Jahrhunderts hereinleuchtet; er wae es nämlich, welcher — var faſt vierhundert Jahren — mit aller Beſtimmtheit die Möglichkeit behauptete, durch den Magneten zwei entfernte Perſonen mit einander ſprechen zu laſſen und, wie glaubwürdige Augenzeugen berichten, dies auch praktiſch zu wiederholtenmalen durchführte; ſein frühzeitiger Tod verhinderte die vollſtändige Durchführung dieſer Pläne und Verſnche, aber unabweislich drängt ſich dem Culturhiſtoriker dee Gedanke auf, was aus dem Weltverkehe geworden wäre, wenn die Vorſehung dieſem Menſchenleben eine längere Schaffenszeit gegönnt hätte. Das ſtille, faſt verborgene Wirken ſpaniſcher Forſcher anf dem Gebiet der Phyſik wird auch auf einem anderen Felde in überraſchender Weiſe klar. Man weiß, eine der bedeutendſten phyſikaliſchen Erfindungen war zu jener Zeit das Teleſkop. Sie wird gemeiniglich Galileo Galilei, 1608, oder Zacharias Janſen, 1604, zugeſchrieben; das eigentliche Datum dieſer Erfindung iſt aber bis zum heutigen Tage unſicher. Als nämlich Hieronymus Sirturo, ein Freund, Genoſſe und Schüler Galilei's, die „neue" Erfindung in Spanien bekannt machen wollte, wurde er, kurz nachdem er die Pyrenäen überſchritten, nach ſeinem eigenen Zeugniß von dem Wahn, den Spaniern etwas gänzlich Unbekanntes zu bieten, gründlich geheilt. Ein ſpaniſcher Architekt, Rogete de Gerona, ſtellte ſich ihm vor nnd erſuchte ihn, die Erfindung, welche er aus Italien mitgebracht hätte, zu erklären; nur mit Widerſtreben und ohne die Verſtimmung über die Zudringlichkeit des fremden Menſchen zu verhehlen, willfahrte Sirturo dem Wunſche; doch wie erſtaunte der Italiener, als er im Hauſe des ſpaniſchen Architekten bereits ein Teleſkop antraf, welches die Spuren jahrelangen Gebrauches aufwies, und außerdem theoretiſche und praktiſche Anweiſnngen über den Gebrauch der Fernrohre, die ee ſo vortrefflich fand, daß er ſie mit Erlaubniß Rogete's für ſein eigenes Werk verwerthete! „Ich glaubte," ruft er in ſeinem Berichte aus, „daß ich die Kunſt bereits vollſtändig erlernt hätte, während ich eigentlich kaum die äußeren Formen derſelben verſtand." Die meiſten Hiſtoriker haben von dieſem kleinen, aber ſo charakteriſtiſchen Berichte keine Notiz genommen, der deutlich beweiſt, daß die Erfindung des Fernrohres nicht auf italieniſchem, ſondern auf ſpaniſchem Baden zuerſt gemacht wurde. Es wäre ein leichtes, ähnliche Facta auch auf anderen Gebieten zuſammenzuſtellen, und insbeſondere gäben hiezu die Arbeiten der Spanier auf dem Gebiete der Schiffbaukunſt, der Ausbeutung der Minen und des Bergbaues im allgemeinen, welcher durch die reichen Quellen der neu eroberten Länder mächtig gefördert wurde, vielfachen Anlaß. Wie können aber hier nur bei zwei wiſſenſchaftlichen Diſciplinen verweilen, die gleichfalls durch die Entdeckung Amerika's ungeahnte Förderung fanden: die Geographie und die Botanik. Es iſt, wie gleich von vornherein bemerkt ſein möge, intereſſant, daß alles, was man bis zum 16. Jahrhundert über die Weſtkuſte von Afrika wußte, den Spaniern und Poetugieſen verdankt wird und daß all dies erſt viel ſpäter als „neu entdeckt" hingeſtellt wurde. So hat man in Lyon einen Globus gefunden, deſſen Anfeetigung durch zwei ſpaniſche Ordenspriester allerdings erſt gegen Ende des 17. Jahrhunderts fällt, jedoch auf viel früher großentheils durch Spanier ausgeführten Forſchungen baſirt und gleichwohl bereits die Entdeckungen enthält, welche Livingſtone und Stanley Jahrhunderte ſpäter gemacht haben; die Zahl ſpaniſcher Kartographen im 16. Jahrhundert iſt übeehaupt ganz unabſehbar. Da die bloße Namennennung hier keinen Zweck hätte, verzeichne ich nur die bedeutendſten mit ihren hervorragendſten Werken. An erſter Stelle natürlich Juan de la Coſa, welchee die erſte Weltkarte mit Einſchluß der bis 1500 im neuen Continent entdeckten Territarien anfertigte; ee war Begleiter Criſtobal Colons als Pilot, er vereinigte im Auftrag der Königin Iſabella ſämmtliche Detaillarten van Amerika, welche bis zu jener Zeit exiſtirten, und trug das Material zu ſeinem eigenen Kartenwerk auf wahrhaft homeriſchen Unternehmungen und geradezu märcheuhaften Fahrten zuſammen. In Spanien ſehr bald vergeſſen, wurde ſem Name erſt durch ausländiſche Farſcher zur verdienten Würdigung gebracht, nachdem das Original ſeiner Weltkarte im Jahre 1832 in einem Pariſer Pfandleihgeſchäft von einem ſpürſinnigen belgiſchen Gelehrten ausfindig gemacht warden war. Bibliotheken, Akademien, ſogar Monarchen eiferten nunmehr um die Wette, dieſes Unicum zu erwerben, bis ſchließlich der damalige Präſident der Madrider Akademie der Wiſſenſchaften, Zarco del Valle, es füe das ſpaniſche Schiffsmuſeum erſtand. Juan de la Coſa fand ſofort begeiſterte Nachahmer; die bedeutendſten unter dieſen ſind Garay und Gonzalez Davila, deren geographiſches Werk ſich über den ganzen mejicaniſchen Buſen, die Inſel Cuba, die Halbinſeln Florida und Yucatan erſtreckte und in welches im Jahre 1521 die Tracen der Eroberungen von Cortez, Diega Velazquez und Ponce de Leon eingezeichnet wurden. Zeichnungen von Calon und Pinzon vervollſtändigten dieſes merkwürdige, heute leider verlorene Karteuwerk. Von ſpäteren Arbeiten erwähuen wir die von Luis de Marmol, welcher im Jahre 1535 dee Expedition nach Tunis beiwohnte und die ſieben-

jährige Zeit seiner Gefangenschaft zu eingehenden Studien benützte; er schrieb ein ausgezeichnetes Werk über die Küsten Afrika's. Pedro de Medina, dessen treffliches Buch über die Kunst der Schiffahrt während des 16. Jahrhunderts fast in ganz Europa als Lehrbuch benützt wurde, verfaßte im Jahre 1560 mit bewundernswerther Genauigkeit eine Geographie Spaniens und der Nordküste von Afrika. Juan Martinez legte im Jahre 1582 einen umfangreichen Atlas an, der vollständig in Federzeichnung und prächtiger Colorirung ausgeführt war; von den vier Bänden, welche das Werk umfaßte, ist leider nur noch einer erhalten, welcher, einem kostbaren Schatze gleich, den Besuchern der Arsenalbibliothek zu Paris gezeigt wird. Endlich sei auch eines Werkes von Eduardo Lopez gedacht, des Berichtes seiner Reise nach Afrika, Congo u. s. w., im Jahre 1578 publicirt und ob seiner Wichtigkeit zweimal ins Lateinische und zweimal ins Flämische übertragen.

Drei umfassende Arbeiten von größter Wichtigkeit, sowohl für den Historiker, wie für den Geographen, werden der Initiative Philipps II. verdankt, welcher auch hierin seinen weiten Blick und sein Verständniß für ausgreifende topographische, geographische und statistische Arbeiten bewährte. Es sind dies die sogenannten Relaciones topográficas: Berichte über Städte, Dörfer und Flecken, sowohl in Spanien, wie auch in Amerika, welche allerdings nicht vollständig auf uns gekommen sind. Bezüglich der Oertlichkeiten Spaniens wissen wir, daß nicht weniger als 636 derselben genau beschrieben wurden. Als Basis der administrativen Verwaltung ebenso, wie historischer Studien, schuf Philipp II. eine große geographische Karte der Halbinsel — eine Generalstabskarte würden wir sie heute nennen —, in welche mit peinlicher Genauigkeit Städte, Flüsse, Gebirge, ja selbst die kleinsten Hügel eingezeichnet waren. Pedro de Esquivel, Professor der Mathematik an der Universität zu Alcalá, welchem vom Monarchen diese Arbeit übertragen wurde, begann das Werk, nachdem er, wie er selbst versichert, ganz Spanien bereist und sich vergewissert hatte, daß es keine Handbreit Erde gebe, die er nicht gesehen, begangen, und mit Hülfe mathematischer Instrumente bemessen. Die Gelehrten bewunderten diese Arbeit als ein unvergleichliches Wahrzeichen des Fortschrittes in den exacten Wissenschaften und es ist tief zu beklagen, daß dieses herrliche Werk heute verschwunden, vielleicht bei dem Brande des Escorials im Jahre 1671 zu Grunde gegangen ist. Eine Ergänzung dieser beiden eben erwähnten Arbeiten, gewissermaßen eine Krönung derselben bildet der berühmte Censo Philipps II. in sieben mächtigen Foliobänden, glücklicherweise noch heute in der Escorial-Bibliothek erhalten. Es ist eine statistische Sammlung, beinahe nach den heute geltenden Principien durchgeführt, unter genauer Berücksichtigung der Eigenart, der Production, des Handels, der Gewerbe in sämmtlichen größeren und kleineren Städten Spaniens. Mit Recht bezeichnet man dies Werk als ein monumentum aere perennius jener Epoche, dessen bloße Conception schon die Höhe der Cultur in Spanien und die Größe der Mittel beweist, über welche die Regierung des Landes bei Unternehmungen von solchem Umfange verfügte.

Aus der eingehenden Beobachtung der Beschaffenheit des Landes, aus der Erforschung seiner Schätze auf dem Gebiete der drei Reiche der Natur, entwickelten sich die sogenannten naturhistorischen Studien zu hoher Blüthe, und wir haben selbst in dieser kurzen Skizze wiederholt Gelegenheit gehabt, auf die zahlreichen Sammlungen, welche dieses Wissensgebiet anschaulich machen sollten, hinzuweisen. Die unvergleichlich reiche Flora der neu entdeckten Länder einerseits, sowie das aus den Zeiten arabischer und jüdischer Gelehrsamkeit auf spanischem Boden heimisch gewordene Studium der Pflanzenkräfte zu Arzneizwecken andrerseits, hat namentlich einen Theil der Naturgeschichte, nämlich die Botanik, zum Gegenstande hervorragender Forschungen gemacht. Es ist den wenigsten bekannt, daß eine eigentliche Pharmakopöe als wissenschaftliches Corpus zuerst in Spanien verfaßt wurde, und zwar bereits im Jahre 1441, zuerst auch durch den Druck veröffentlicht zu Barcelona im Jahre 1535. Gerade diese praktische Verwerthung der Pflanzenkunde führte auf um so intensivere Erforschung der botanischen Wissenschaft zurück. Freilich geriethen diese Studien, obwohl eine ganze Reihe von Pflanzennamen: Alarconia, Ovieda, Ortegia, Miconia, Tobaria, Quilesia, Mutisa u. a. an die spanischen Gelehrten erinnerten, so sehr in Vergessenheit, daß selbst kein geringerer als Linné im Jahre 1751 und 1753 an seinen Schüler Löfling schreiben mußte, er sei überrascht über die große Zahl der spanischen Botaniker von hervorragender Gelehrsamkeit und Bedeutung, von denen man kaum die bloßen Namen kenne; er wolle dafür sorgen, daß sie auf dem ganzen Erdkreise bekannt würden, und er wolle seiner gerechten Bewunderung ihrer Leistungen Ausdruck geben. Ausgehend von den Schriften der alten Griechen, von dem berühmten Werke des Dioskorides und gewissen pseudo-aristotelischen Schriften, suchte man der Botanik zunächst eine Art von historisch wissenschaftlicher Grundlage zu geben. An erster Stelle zu erwähnen ist hier der bereits genannte Antonio de Nebrija mit seiner 1518 erschienenen Ausgabe der Schrift des alten griechischen Arztes; ferner des Andres Laguna Dioskorides-Edition, welche mehr als ein Jahrhundert hindurch auch außerhalb Spaniens die Geltung eines allgemeinen Lehrbuches erhielt. Die Commentare Laguna's waren keine einfachen Texterklärungen, es waren wissenschaftlich historische Beobachtungen, auf der Höhe der damaligen Forschungen gehalten, Resultate weiter Reisen und Sammlungen, zu denen selbst Griechenland und Aegypten beisteuern mußten. Laguna war es auch, der im Jahre 1555 dem König Philipp II. die Schaffung eines botanischen Gartens unter besonderer Berücksichtigung der heilkräftigen Pflanzen empfahl und unter thatkräftiger Förderung von seiten des Königs diese Schöpfung auch verwirklichte; es war das erste derartige Institut in Spanien nach der arabischen Herrschaft; ein Beispiel für die übrigen Culturländer, für Holland, Deutschland, Frankreich und England, welche ihre botanischen Gärten erst eröffneten, als derjenige zu Aranjuez bereits bedeutende praktische Erfolge aufweisen konnte. Laguna war Meister sowohl auf dem Gebiete der Theorie, wie auf dem der Praxis. Sein Wörterbuch, welches die Namen der Pflanzen in griechischer, lateinischer, arabischer, castilianischer, catalanischer, portugiesischer, italienischer, französischer und deutscher Sprache enthielt, wird heute noch von Fachmännern benützt; seine Thätigkeit als praktischer Arzt bedeutet gewissermaßen einen internationalen Triumph der Wissenschaft. Er war auf seinen Reisen in England und Holland Gegenstand von Ehren und Auszeichnungen; die Stadt Metz ernannte ihn im Jahre 1540 zu ihrem Arzte, Kölu berief ihn zwei Jahr später zur Abwehr des gerade damals ausgebrochenen „schwarzen Todes" und ähnliche Ehren bereiteten ihm die Städte Italiens. Von anderen bedeutenderen Botanikern sei hier Juan Bautista Monardes aus Sevilla genannt, welcher zum erstenmal — 1536 — den Versuch machte, die Flora von ganz Spanien systematisch zu bearbeiten; Pedro Jaime Esteve, der Verfasser eines Diccionario botánico; Juan Fragoso, der Chirurg Philipps II., der Verfasser einer Hispanicarum plantarum Historia. Besonders bemerkenswerth ist Simon Tovar, welcher nebst einem astronomischen Observatorium und einem chemischen Laboratorium in seinem eigenen Hause einen botanischen Garten anlegte und ganz

Digitized by Google

in moderner Weise, wie es heute etwa die Directionen öffentlicher Institute thun, Jahresberichte aussendete, in denen er von dem Stande seiner Sammlungen successive Kunde gab.

Von den großartigen Werken, welche über die Flora der neuen Welt in jener Zeit handeln, erwähnen wir nur die Historia general de las Indias, im Auftrage Karls V. von Gonzalo Fernandez Oviedo y Valdes verfaßt, und die Descripcion de las Indias Occidentales von Herrera, welche der Initiative Philipps II. ihren Ursprung dankte; zwei Meisterwerke, die in ihrer Art classisch genannt werden müssen. Aus der Reihe der großen naturwissenschaftlichen Werke jener Zeit ließen sich noch gar manche anführen; indeß ist eine Notiz mehr oder weniger kaum von Belang, wenn man aus dem Reichthum des wirklich vorhandenen Materials den Schluß ziehen will, den unsre Ausführungen beabsichtigten. Man hat es als Aufgabe der Wissenschaft, sei es nun der Mathematik oder der Philologie, sei es der Physik oder der Geschichte, bezeichnet, ausschließlich wahre, scharf umrissene Daten zu geben, fest in einander gefügt, wie die Steine eines Gebäudes, wie die Marmorblöcke eines Denkmals. Diese Bezeichnung ist nur zum Theil zutreffend. Wie uns beim Anblick und beim Betreten eines herrlichen Baues, einer Kirche, eines Tempels noch ganz andere Gedanken beschleichen, als diejenigen, welche der bloße Eindruck des Materials hervorruft, so ist es auch um die Wissenschaft bestellt. Sie ist nicht Selbstzweck, und beklagenswerth derjenige, der so sehr in ihr aufgeht, daß er ein Höheres verkennt, das die wahre Auffassung derselben bietet: die Vervollkommnung des Menschengeistes im höchsten Sinne und die Schätzung der Arbeit, in diesem Dienste geleistet. Wenn hier versucht wurde, zuerst die „Bevormundung" zu charakterisiren, welche von seiten der spanischen Herrscher auf ihr Volk ausgeübt worden sein soll, und zu zeigen, was eine gerechte historische Würdigung von derselben zu halten hat; wenn ferner auseinandergesetzt wurde, welche Früchte unter diesem Einflusse reiften, so war der specielle Zweck hiebei die Widerlegung eingewurzelter Vorurtheile, die Bekämpfung von Autoritäten, deren Lynchjustiz über eine der wichtigsten Perioden spanischer Culturgeschichte heute noch gebilligt wird, — wenn man will, eine Rehabilitation von Fürsten und Volk in einer welthistorischen Epoche.

Der eigentlichen Aufgabe wäre aber nicht Genüge geleistet, wenn in einer, sei es auch noch so kurzen, aber quellenmäßigen Darstellung des Gegenstandes nichts anderes geboten würde als eine Polemik. Wenn nicht alles trügt, so wird bei einer rückwärtsschauenden Thätigkeit, bei der historischen Erfassung desjenigen, was ein Volk auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften geleistet, vollkommen klar, daß auch diese Disciplinen nicht, wie man gemeiniglich annimmt, bloß Gegenwart und Zukunft besitzen. Ein Rückwärtsschauen ist auch hier ein Wiedergewinnen, ein Erwerben, das uns Moderne bescheidener macht, weil es uns wie keine andere Thätigkeit nahe legt, daß wir nur Enkel sind; aber auch gehobeneren Sinnes, da wir erkennen, was der Genius der Menschheit vor Jahrhunderten, mit dürftigen Mitteln ausgestattet, ersonnen und geschaffen, weil wir uns eins mit dem Menschengeist fühlen, und sein Reichthum, wann und wo er auch immer sich entfaltete, ein Theil des unsrigen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

Tagesfragen von Eduard v. Hartmann. Leipzig, 1896. Hermann Haacke. — E. v. Hartmann, der bekannte speculative Denker, der einzige in unsern Tagen und vielleicht auch der letzte, der den kühnen Wagemuth besaß, den welterklärenden Begriff durch die Arbeit verhältnißmäßig weniger Tage und Nächte zu finden, unternimmt es hier, verschiedene Fragen des Tages von seinem Standpunkte aus zu erörtern. Von speculativem Tiefsinn findet sich darin nichts, was der Verständlichkeit und Lesbarkeit seines Vortrages außerordentlich zu statten kommt. Da noch v. Hartmanns Meinung, die übrigens Referent durchaus theilt, „die literarische Zersahrenheit und Zersplitterung, die Verwierung der öffentlichen Meinung über literarische Dinge gegenwärtig bis zu einem Grade gestiegen ist, daß völlige Rathlosigkeit, müde Skepsis und mißachtende Gleichgültigkeit gegen alle Kritik immer mehr die Oberhand gewinnt, da es zu den veralteten Standpunkten gehört, auf die Recensenten zu schimpfen, da man endlich gelernt hat, sich darein zu finden, daß in allen Gattungen mit Wasser und altem Fett gekocht wird" — was Hr. v. Hartmann unter diesen Gattungen versteht, ist mir allerdings nicht vollkommen klar, ich vermuthe aber, daß er sämmtliche Journale und Zeitungen damit meint, vielleicht noch mit Ausnahme derjenigen, in welche er selbst hineinschreibt, und er schreibt sehr viel — „da endlich Recensionen wenig oder gar nicht mehr schaden können", so wird uns das Geschäft der Berichterstattung hier nicht durch den Gedanken getrübt, daß wir der Verständlichkeit des Werkes durch etwaige abfällige Bemerkungen Eintrag thun könnten, eine Eventualität übrigens, die wir nie wegen des Autors, sondern immer nur wegen des Verlegers zu bedauern vermöchten. Hr. v. Hartmann spricht über: 1) Steuern wir einer Plutokratie entgegen? 2) die Gefahr der Demokratie; 3) unsere Verfassung; 4) den Niedergang der Volksvertretung; 5) die Reform der Volksvertretung; 7) die Judenfrage; 8) den Zweikampf; 9) das Spiel; 10) Lotterie und Totalisator; 11) die preußische Schulreform von 1892; 12) den deutschen Unterricht im Gymnasium; 14) freie und unfreie Künste. 15) über Schriftstellerei, Erfolg und Kritik; diesem Artikel entnehmen wir die obige geschmackvolle Aeußerung; 16) das Philosophiestudium durch Lectüre.

Hier vertritt v. Hartmann die merkwürdige Meinung, daß die alte Philosophie am wenigsten geeignet sei, eine ausreichende philosophische Bildung zu vermitteln. Referent, der freilich die entgegengesetzte Meinung von der Bedeutung der speculativen Philosophie hat, der die Ansicht vertritt, daß es sich bezüglich ihres Verständnisses heute um die Durchschauung einer Grundillusion handelt, muß jene Meinung und die daraus hervorgehenden Vorschläge als durchaus irrig und zweckwidrig bezeichnen. Nach seinem Dafürhalten ist gerade das Studium der griechischen Philosophie am meisten zu empfehlen, weil es diesen Selbsttäuschungsproceß auf die einfachste, mühelosete Weise ermöglicht. Maßig, einfach und klar gegliedert, gleichwie ein griechisches Bauwerk, lassen sich auch die Gedankensysteme der griechischen Philosophen mit wenigen Blicken überschen und umfassen; nirgends wird der Blick auf verwirrende Details abgelenkt, und um das Richtige ihres Verfahrens in formaler und logischer Beziehung, das Verkehrte in sachlicher darzuthun, bedarf es nur weniger kritischer Bemerkungen. Um dagegen die Gothik eines Kant oder Hegel verständlich zu machen, beziehentlich die darin enthaltenen Selbsttäuschungen aufzuweisen, bedarf man sehr umfangreicher Vorbereitungen und eines sehr bedeutenden kritischen Apparats. Die griechische Philosophie ist deshalb zum Verständniß des Wesens der speculativen Denkweise, insbesondere der modernen, ebenso wichtig, wie etwa die Biologie der einfachsten Organismen zum Verständniß der höchsten Lebewesen. Denn die Unterschiede zwischen antiker und moderner Speculation liegen nicht in der Sache, sondern in der Form, in der Vereinerung und Entwicklung des logisch-technischen Verfahrens. Für ebenso falsch halten wir es, wenn v. H. meint, daß von zwei gleich bedeutenden Philosophen derselben Geschichtsperiode für den Anfänger das Stadium des späteren dem beiden den Vorzug verdiene, insofern in ihm der Vorgänger sich geschichtlich reflectire, aber nicht umgekehrt. Der spätere habe den Vortheil, die Fehler des Vorgängers vermeiden und seine positiven Ergebnisse als Bausteine benutzen zu können; er könne gleichsam auf dessen Schultern steigen und darum weiter um sich sehen als jener, auch ohne an Wuchs größer als er zu sein. Sehr schön gesagt, ohne Zweifel! Aber wie es mit diesen positiven Ergebnissen und mit ihrer Verwendung als Bausteinen aussieht, das erfahren wir ziemlich deutlich auf der nächsten Seite, wo es heißt: „In jeder Periode kehren die alten Probleme auf höherer Stufe wieder, während zugleich die Mittel zu ihrer Lösung gewachsen sind." Was hilft es aber, wenn die Mittel zur Lösung fortwährend wachsen, die Probleme aber immer ungelöst wiederkehren? Nein! Täuschen wir uns nicht länger; die speculative Philosophie beruht nur auf einer Selbst-

täuschung, sie ist nichts, als eine logische Fertigkeit, sein Nichtwissen als Wissen zu demonstriren, und es ist hohe Zeit, dies einmal einzusehen. Uebrigens hätte Hr. v. Hartmann sein Thema sich außerordentlich vereinfachen können; denn da er ursprünglich von Schopenhauer und Hegel ausgegangen und seine Philosophie dadurch entstanden ist, daß er „die Extreme der logischen Idee und des blinden Willens in der Einheit des Unbewußten aufhob", so hätte er schlicht sagen können: der Anfänger studire vor allem die Philosophie des Unbewußten! Denn das ist nach unserm Dafürhalten der wirkliche, wenn auch versteckte Kern seiner Rathschläge über das Studium der Philosophie. — In 6) „Die kirchlichen Zustände in Preußen" plaidirt v. H. für die Rekatholisirung der officiellen Landeskirche bis zur Reunion und für die Aussonderung aller wahrhaft protestantischen Bestandtheile aus der Landeskirche. Dies dürfte, meint er, als eine wirkliche Scheidung und eine schätzbare Klärung der jetzt so verwirrten Lage willkommen zu heißen sein. Ebenso, fährt er fort, möchte die Aufhebung der theologischen Facultäten und die Verlegung der Predigerausbildung in rein kirchliche Seminare als reiner Gewinn für alle Theile zu begrüßen sein. Der Kirche würde es dadurch erleichtert, den geistlichen Unterricht durch eine chinesische Mauer von der modernen Bildung und dem Zeitgeist abzusperren und das Niveau des geistlichen Standes mehr und mehr zu einem subalternen, außerhalb der Zeitbildung stehenden herabzudrücken. Die Universität würde von dem Widerspruch befreit, eine Facultät in sich zu schließen, die nicht der Wissenschaft, sondern der Kirche dient u. s. f. Auf diese Weise würde also das, was der letzte große Theologe Schleiermacher als gänzliche Aushungerung bezeichnete, verwirklicht werden. Das Bombardement des Spottes, meinte auch er, wird euch wenig schaden, aber die Blokade, die gänzliche Aushungerung von aller Wissenschaft! Nach unserm Dafürhalten wäre dies eine furchtbar grausame Maßregel und doch vermöchten wir ihr nicht mit haltbaren Gründen entgegenzutreten. Wir wagen deßhalb einen Vermittlungsvorschlag, dahin gehend, daß mit der Theologie auch die speculative Philosophie aus dem Universitätskörper ausscheiden solle. Denn ganz ohne wissenschaftlichen Anspruch wird, darin dürfte Schleiermacher recht gesehen haben, sich die Theologie kaum lange halten können. Wissenschaft und Glaube haben zwar nichts miteinander gemein, welche Thatsache wir nur durch den Hinweis begründen möchten, daß Christus und seine Jünger keine wissenschaftlich gebildeten Theologen gewesen sind, sondern schlichte Handwerker, die sogar von den wissenschaftlich geschulten Theologen ihrer Zeit, den Schriftgelehrten und Pharisäern mit dem ausgiebigsten, tödtlichsten Hasse verfolgt wurden. Allein die Theologie ist, so widerspruchsvoll das auch an sich sein mag, die wissenschaftliche Deduction von Glaubenssachen, kann also ohne Wissenschaft nicht bestehen. Wir meinen nun, daß die speculative Philosophie sich mit ihrer älteren Schwester, der Theologie, von der sie sich überhaupt ohne rechten Grund in der Neuzeit getrennt hat, wieder vereinigen müsse und nunmehr den wissenschaftlichen Anspruch, den sie in der Zeit des Haders und der Zwietracht unbewußt besorgte, mit vollem Bewußtsein bearbeite. Damit wäre beiden Theilen geholfen; die Theologie behielte den heute als nothwendig angesehenen wissenschaftlichen Nimbus, sie kehrte den wissenschaftlich bewiesenen Glauben, und die speculative Philosophie hätte wieder eine Aufgabe, welche ihre Mühe ausreichend lohnte. Aber noch ein drittes Vortheil dürfte damit verbunden sein. Von dem Moment an, wo die speculative Philosophie sich mit der Theologie wieder versöhnte, würde es eine offenkundige Wahrheit werden, daß jene eine nur rationalisirte, auf allgemeine Begriffe gebrachte Theologie ist, und die Naturwissenschafter dürften dann leichter über die Verwirrung Herr werden, die nachweisbar durch metaphysische Ansprüche, Lehrsätze und Beweisformen in ihre Reihen getragen worden ist.

In der 13. Tagesfrage, betitelt „Das Ende des naturwissenschaftlichen Zeitalters" prognosticirt v. H. den Niedergang der Naturwissenschaften. Hier findet sich nun eine solche Fülle des Unwahren und Schiefen, vermischt mit manchem Zutreffenden, daß wir wohl einen mindestens ebenso umfangreichen Artikel schreiben müßten, um das eine von dem anderen zu trennen und dem Autor vollkommen gerecht zu werden. Deßhalb nur einiges zur Aufklärung und Beurtheilung. Seite 189 heißt es: „Daß auf dem Wege des Experiments, der Beobachtung und Zergliederung noch eine bedeutende Vertiefung unsrer Einsicht zu gewinnen sei, dürfen wir kaum hoffen. Es wird erst eine neue Epoche kommen müssen, die uns auf vorher ungeahnten Wegen in Besitz neuer oder sehr vervollkommneter Hülfsmittel setzt, ehe wir auf einen abermaligen Aufschwung der Naturwissenschaften, ähnlich dem in den ersten beiden Menschenaltern dieses Jahrhunderts, rechnen können. Ob aber eine solche überhaupt jemals kommen wird, ob wir nicht mit unsern Riesenteleskopen und Mikroskopen, Mikrotomen, Färbemethoden, Spektroskopen und photographischen Apparaten schon ungefähr an der Grenze des Menschenmöglichen angekommen sind, das vermag niemand zu bestimmen." Wenn das aber niemand zu bestimmen vermag, mit welchem Rechte behauptet v. H. dein Möglichkeit und prognosticirt das Ende der Naturwissenschaften? Seite 192 behauptet er, daß die Vertreter radicaler Umwälzungen sich von der Geschichte abgestoßen und zur Naturwissenschaft schon wegen ihrer Ungeschichtlichkeit hingezogen fühlen, und fährt dann fort: „Der vordarwinistische Materialismus, der Darwin-Häckel'sche Naturalismus und die aus beiden verquickte antiteleologisch-mechanische Weltanschauung ist den socialen Radicalen höchst willkommen und sie lieben es, diese dilettantischen philosophischen Auswüchse als exacte Ergebnisse der strengen Naturwissenschaft hinzustellen." Ohne auf den Nonsens der Behauptung von der Ungeschichtlichkeit der Naturwissenschaften näher einzugehen, bemerken wir nur kurz, daß Häckel, Huxley, O. Ammon zu dem umgekehrten Resultate gekommen sind, nämlich daß die Entwicklungslehre den socialdemokratischen Ideen direct zuwiderlaufe. Daß auf solchen Wegen freilich auch höchst fragwürdige Leistungen erblühen können, lehrt das Buch von Alexander Tille, das wir in Nr. 53 d. Beilage d. J. zu besprechen hatten.

Auf Seite 194 finden wir folgende rhetorische Leistung: „Die Geisteswissenschaften müssen ebenso in der Geistesphilosophie ihre Einheit finden, wie die Naturwissenschaften in der Naturphilosophie, und Geistesphilosophie und Naturphilosophie durch die Metaphysik verbunden werden. Nur in diesem Sinne, in dem die Naturphilosophie die eine Seite der Metaphysik vorwegnimmt, kann sie zur Brücke werden zwischen den Naturwissenschaften einerseits und den Geisteswissenschaften andrerseits." Wir bitten Hrn. v. H., uns zu sagen, welche Unterschiede zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften bestehen, inwiefern erstere nicht auch als Geisteswissenschaften angesehen werden können und wodurch die eigentlichen Geisteswissenschaften ausschließlich charakterisirt werden. Endlich bitten wir auch um eine klare, faßbare und allgemein getheilte Definition des Begriffes Metaphysik. Denn die speculativen Philosophen befanden sich von jeher im größten Zwiespalte darüber, was als metaphysisch und was als physisch anzusehen sei; mögen sie vorher Ordnung schaffen im eigenen Hause, dann können sie es vielleicht mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen, über Wissenschaften zu urtheilen, die allgemein verbindliche Methoden, Definitionen und Grundsätze besitzen und dadurch eine stetige Entwicklung, einen reelleren Fortschritt in der Erkenntniß aufweisen. Für die Speculation haben bekanntlich schon A. Trendelenburg und C. Göring nachgewiesen, daß sie einen solch continuirlichen Fortgang nicht aufweist, sondern daß die Probleme nur in jedem Kopfe neu ansetzen; und das stimmt ja so ziemlich vollkommen mit dem überein, was Hr. v. H. selbst glaubt, wenn er zugibt, daß die alten Probleme auf höherer Stufe immer wiederkehren. So sehr Referent bestreitet, daß das Unbewußte das gestaltende Princip der Welt sei, so sehr ist er von der Meinung durchdrungen — und er hat dieselbe anderwärts mit sehr haltbaren Gründen dargelegt —, daß das Nichtgewußte das eigentliche Geheimniß der Metaphysik ist. Das, worüber kein Mensch etwas wissen, worüber man nur Dunkles, Verworrenes vorbringen kann, das ist von jeher das Object der Metaphysik gewesen; wo die exacte reelle Erkenntniß aufhört, da fängt die Metaphysik an.

Den Schluß bildet die 17. Tagesfrage: Wie wird man Philosoph? Dieser Artikel enthält sehr viel Gutes und Wahres. Da aber nach Meister Schopenhauer wirkliche Philosophen überhaupt sehr selten sind, meist immer nur im Singular, selten im Dual und gar nie im Plural vorkommen, so ist uns nicht recht begreiflich, wie man daraus eine Tagesfrage machen kann. Uebrigens hauptsächlich sind wir der Meinung, daß die Fragen 16 und 17, soweit sie sich auf die speculative Philosophie beziehen, bolo ganz und gar von der Tagesordnung abgesetzt werden dürften. Und das hielten wir für ein großes Glück.

Albrecht Rau.

* Die von Heinrich v. Sybel begründete „Historische Zeitschrift" (München, Verlag von R. Oldenbourg) wird nach dem Verluste, den sie durch den Tod Heinrich v. Treitschke's erlitten hat, von dem bisherigen Mitherausgeber Friedrich Meinecke

mit Unterstützung eines Comités, das aus den HH. Archivrath Dr. P. Bailleu, Dr. L. Erhardt, Privatdocent Dr. O. Hintze, Prof. Dr. O. Krauske, Prof. Dr. M. Lenz, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. M. Ritter, Prof. Dr. Vaerentrapp und Prof. Dr. Zeumer besteht, herausgegeben. Gleichzeitig macht die Redaction bekannt, daß eine Erweiterung der Zeitschrift ins Leben treten wird, indem umfangreichere Essays von allgemeinerem Interesse, in zwangloser Folge und einzeln für mäßigen Preis käuflich, unter dem Sammeltitel „Historische Bibliothek", als Beihefte gewissermaßen, veröffentlicht werden sollen. Als erstes Heft wird, wie wir hören, eine Darstellung der geistigen Jugendentwicklung Heinrich v. Treitschke's aus der Feder eines Historikers, der ihm persönlich nahegestanden hat, im Herbst erscheinen. Das eben erschienene zweite Heft des 77. Bandes der „Historischen Zeitschrift" enthält unter anderem die Aufsätze: „Der Compromiß-Katholicismus und Kaiser Maximilian II." von Walter Goetz. „Boyen und Roon, zwei preußische Kriegsministre" von Friedrich Meinecke und eine Auseinandersetzung über die alten und neuen Richtungen der Geschichtswissenschaft zwischen K. Lamprecht und Fr. Meinecke. Recensionen und Notizen bilden den zweiten Theil des Hefts.

* **Wien.** Nach nahezu anderthalbjährigen wiederholten Berathungen wurde die vom Comité der Aerztekammer vorgelegte „Standesordnung" in den letzten zwei Sitzungen des Kammerausschusses angenommen. Das Elaborat wird nunmehr der Statthalterei und dem Ministerium des Innern unterbreitet werden. Der erste Punkt der „Standesordnung" betrifft den Verkehr der Aerzte untereinander und besagt: Die Hochhaltung der Collegialität, der Ehre und Würde des ärztlichen Standes und der Gemeinsamkeit der Interessen sei die erste Standespflicht der Aerzte. Die häufigsten Collisionen in der Praxis entstünden dadurch, daß das Publicum mit Hintansetzung des behandelnden Arztes einen anderen rufe. Wisse dieser, daß ein College schon die Behandlung führe, so habe er den Ruf abzulehnen. Wisse er es nicht, sehe er aber aus den Umständen, daß der Kranke in Behandlung stehe, so habe er jedes Eingreifen abzulehnen, in beiden Fällen Lebensgefahr oder dringende Noth ausgenommen. Eine abfällige Kritik in irgend einer Form über die bisherige Behandlung sei zu unterlassen. Der zweite Arzt habe dem früher behandelnden von seinem Besuche Mittheilung zu machen, eventuell ihn von den im Nothfall getroffenen Anordnungen in Kenntniß zu setzen. Ein Urtheil über die Krankheit oder über die weitere Behandlung dürfe nur im Consilium mit dem behandelnden Arzte abgegeben werden. Ein zweitgerufener Arzt dürfe die Behandlung des Kranken in der Regel nicht fortführen. Wolle aber die Partei den früheren Arzt durchaus nicht beibehalten, so könne erst nach formeller Entlassung und Honorirung des ersten ein zweiter die Behandlung übernehmen. Es sei Pflicht des nachfolgenden Arztes, sich von der Honorirung des Vorgängers in Kenntniß zu setzen. Wünschenswerth sei es, daß der nachfolgende Arzt den Kranken in einem Consilium von seinem Vorgänger übernehme. Würden gleichzeitig mehrere Aerzte gerufen, so habe in der Regel der zuerst gekommene die Behandlung zu übernehmen, wenn nicht die Partei anders bestimme. Bei Consilien hätten alle theilnehmenden Aerzte die gleichen Rechte. Kein Arzt solle einen Collegen vom Consilium unter dem Vorwande nicht genügender wissenschaftlicher Qualification zurückweisen, weil die Berufung oft Vertrauenssache des Publicums sei. Könnten zwei Aerzte bei einem Consilium sich nicht einigen, so sei die Zuziehung eines dritten zu empfehlen. Bei Operationen solle der behandelnde Arzt zugezogen werden, und, soweit als möglich, an der Nachbehandlung theilnehmen. Wenn ein Arzt von einem Collegen zu einem Patienten zur Hilfeleistung gerufen werde, solle er diesem Rufe ehestens Folge leisten. Concurrenz durch Unterbieten des Honorars, sei es im Einzelfalle, sowie bei Bewerbung um einzelne Stellen, oder bei Uebernahme solcher bei Gesellschaften oder Krankencassen, sei durchaus unzulässig. Bewerbung um Stellen, welche noch besetzt seien, sei unzulässig. — Der zweite Punkt beschäftigt sich mit dem Arzt beim Kranken. Der Arzt, heißt es da, solle sich stets in erster Linie das Wohl seiner Clienten angelegen sein lassen. Er solle den Kranken nicht ausbeuten, aber auf entsprechender Honorirung bestehen und auf sofortige Begleichung der ärztlichen Leistungen hinwirken. Unentgeltliche ärztliche Leistungen seien nur bei Zahlungsunfähigen zulässig. Die Zuweisung zahlungsfähiger Kranker zu unentgeltlichen Ordinationen sei standeswidrig. Der Arzt sei nicht verpflichtet, einen Kranken zu übernehmen, dürfe jedoch in dringenden Fällen die Leistung der ärztlichen Hilfe nicht verweigern. Verschwiegenheit über seine Kranken sei eine durch die Sponsion angelobte und durch das Gesetz bestimmte Pflicht des Arztes und sei im weitesten Sinne zu üben. Ausstellung ärztlicher Zeugnisse ohne ausreichende Grundlage sei standeswidrig. Behandlungen von Kranken ohne eine vorhergegangene Untersuchung seien nur ausnahmsweise gestattet. — Im dritten Punkt handelt es sich um die Stellung des Arztes nach außen. Demnach mache sich ein Arzt eines des ärztlichen Standes unwürdigen Verhaltens im Sinne des § 12 des Kammergesetzes, Alinea 5, schuldig: 1) welcher sich in Zeitungen (mit Ausnahme der ärztlichen), Plakaten, Reisehandbüchern, Fremdenführern, Wegweisern, Kalendern (mit Ausnahme der ärztlichen), Flugblättern, Circularen, Hotelblocks und ähnlichen Druckwerken ankündigt, oder die Ankündigung gestattet, aber dieselbe nicht verhindert, wenn für ihn die Möglichkeit hiezu vorhanden war. Ausgenommen sind ein- bis höchstens dreimalige Anzeigen in Tagesblättern und die einmalige Versendung von Circularen über erfolgte Niederlassung, bei Rückkehr nach längerer Abwesenheit und bei Wohnungswechsel, wofern diesen Anzeigen nicht mehr als Name, akademischer Grad, legale ärztliche Titel, Bezeichnung des wissenschaftlich abgegrenzten Specialfaches, Adresse und Ordinationszeit hinzugefügt wird; 2) welcher die Veröffentlichung von Dank- und Anerkennungsschreiben seitens einer von ihm behandelten Person oder deren Vertreter bestellt oder veranlaßt oder es unterläßt, die Veröffentlichung solcher Erklärungen zu verhindern, wenn sie ihm die Möglichkeit hiezu vorhanden war; 3) welcher in populären Abhandlungen oder Vorträgen seine persönliche ärztliche Hilfeleistung oder ein seinen Namen tragendes Medicament oder Heilverfahren im augenscheinlichen Gegensatze zu anderen Aerzten oder anderen Medicamenten oder Heilmethoden direct oder indirect empfiehlt oder anbietet; 4) welcher Hebammen, ferner Agenten, Hotelbediensteten, Commissionäre, Hausbesorger oder andere Personen für die Zuweisung von Patienten entlohnt; 5) welcher durch Anbringung von marktschreierischen Firmatafeln oder vermöge des Ortes, wo sie angebracht werden, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich lenkt; 6) welcher eine von ihm geleitete oder ihm gehörige ärztliche Anstalt oder ein solches Institut in marktschreierischer Weise ankündigt. Ferner ist unzulässig: Deckung von Curpfuscherei mit dem Namen und der Person des Arztes; die Ausstellung ärztlicher Zeugnisse über Geheimmittel an Laien ohne Befähigung zur selbständigen Ausübung ärztlicher Verrichtungen, die Empfehlung von Laien (Zahntechnikern, Masseuren) oder von Personen, die gesetzlich zur Praxis nicht berechtigt sind, die uncontrolirte Verwendung der eben Genannten in der ärztlichen Praxis und ebenso jede Association, die der Würde des ärztlichen Standes widerspricht. „Verletzungen dieser, naturgemäß nicht alle möglichen Fälle erschöpfenden Standesordnung unterliegen dem ehrenräthlichen Verfahren; jedoch wird durch diese Standesordnung der Wirkungskreis des Ehrenraths (§ 12 al. 5 Aerztekammergesetz) nicht beschränkt." Mit dieser Bemerkung schließt die Standesordnung der Wiener Aerztekammer. Dieselbe soll nunmehr in Druck gelegt und den Aerzten sämmtlicher Kammersprengel übermittelt werden.

* **Basel.** Professor A. Stutz, Lehrer des deutschen Rechts, hat einen Ruf nach Freiburg i. Br. als Lehrer für deutsches Privatrecht, Kirchen- und Handelsrecht bekommen.

* **Paris.** In der jüngsten Sitzung der Akademie der Wissenschaften, wo Berthelot wegen seiner Ernennung zum Großkreuz der Ehrenlegion mit Glückwünschen überhäuft wurde, erstattete der Director des naturwissenschaftlichen Museums, o. i. des Jardin des Plantes, Milne Edwards, Bericht über die Verheerungen, welche der Sturm vom Sonntag (26. Juli) in seinem Bereiche angerichtet hat. In einem Nu waren über hundert Jahrhunderte alte Bäume geknickt, die Scheiben der Treibhäuser von den Hagelkörnern zerschlagen. Einige derselben waren so groß wie Flintenkugeln und wurden noch Tags darauf gefunden. Auch das Glasdach der Mineralogie-Galerie brach zusammen, und so wurden vierzehn Schränke voll wertvoller Exemplare überschwemmt. Die Thiere litten nirgends Schaden. Als das Unwetter heranzog, suchten sie alle Schutz in ihren Hütten und blieben unversehrt. Die Panik unter dem Publicum war so groß gewesen, daß die Hüter nach dem Orkan in den Laubgängen des Gartens eine ganze Schaar verirrter oder zurückgelassener Kinder zusammenlasen, die dann später abgeholt wurden. — Die Stadt Paris hat in der Rue de la Bücherie die Gebäude der ehemaligen medicinischen Facultät angekauft, um in denselben ein ethnographisches Museum einzurichten.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 31. Juli. Nummer 176.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte und die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus den Berliner Museen. Von Friedrich Koepp. — Die Entstehung des Rittergutes. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus den Berliner Museen.

Von Friedrich Koepp.

Seit etwa fünfzehn Jahren ist die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auf eine bis dahin unbekannte Denkmälergattung gerichtet, die bis jetzt fast ausschließlich durch Funde auf dem Boden der kleinasiatischen Stadt Klazomenae vertreten ist: Sarkophage aus gebranntem Thon mit Bilderschmuck in Malerei, ganz in der Technik der bemalten Vasen, Bilderschmuck nicht auf den Wänden des Sargs, wie bei den reliefgeschmückten Steinsarkophagen der römischen Friedhöfe, sondern nur auf einem die Oeffnung des Sargs umgebenden Rahmen, der nur sichtbar gewesen sein kann, solange die Leiche vor der Beerdigung offen ausgestellt blieb, während bei der Beisetzung über den ganzen Sarkophag ein Deckel von Stein gelegt wurde. Der Bildrahmen besteht aus einem breiteren und höheren oberen Streifen, dem Hauptbildfeld, einem schmaleren und niedrigeren unteren und den beide verbindenden Seitenleisten, die nur in den oben und unten abgetrennten ungefähr quadratischen Feldern mit figürlicher Darstellung, zum größten Theil ihrer Länge mit einem „Flechtband“-Ornament verziert sind. Die Sarkophage sind aus einem groben Thon hergestellt, der mit einer dünnen Schicht feineren Thons überzogen ist, die da, wo sie mit Malerei verziert werden sollte, mehr oder weniger sorgfältig geglättet erscheint. Es sind jetzt über ein Dutzend vollständig erhaltene Exemplare dieser Sarkophage bekannt, dazu eine Anzahl mehr oder minder bedeutender Bruchstücke. Das Berliner Museum allein besitzt von den wohlerhaltenen Stücken nicht weniger als sechs, zwei seit längerer Zeit, vier als neuere und neueste Erwerbung; vier befinden sich im Museum des Tschinili-Kiosk in Konstantinopel, drei im Louvre, einer in der Archäologischen Sammlung der Universität Wien, Bruchstücke besonders im Britischen Museum, in das auch das einzige nicht in Klazomenae gefundene Exemplar, ein Sarkophag aus Kameiros auf der Insel Rhodos, gelangt ist. Veröffentlicht wurden die ersten Exemplare von Humann und Puchstein in den Movumenti dell' Instituto des Jahres 1883, andere in französischen und englischen Zeitschriften, ein besonders reiches Exemplar farbig, nach einem mit unübertrefflicher Sorgfalt und Feinheit ausgeführten Aquarell S. van Gelderns, in den antiken Denkmälern des Archäologischen Instituts 1889 (Band I, Tafel 44).

Die Malereien sind, wie gesagt, in der Technik der antiken Vasen ausgeführt. Deren Hauptmasse scheidet man bekanntlich in die „schwarzfigurigen“ und die „rothfigurigen“ Vasen, d. h. in solche, bei denen die Figuren mit schwarzer Farbe auf den röthlichen Thon gemalt sind, und in solche, bei denen das ganze Gefäß mit schwarzer Farbe bedeckt ist und nur die Umrisse der Figuren ausgespart sind, so daß sie sich nun in der röthlichen Farbe des Thons von dem schwarzen Grunde abheben. Diese beiden Gattungen wird auch der Laie sofort in jeder Sammlung antiker Thongefäße unterscheiden, und es wird ihm auch nicht entgehen, daß die „schwarzfigurigen“ Vasen im allgemeinen die alterthümlicheren sind. Zu den „schwarzfigurigen“ mag er auch die nach ihrem Hauptfundort, dem Friedhof vor dem Doppelthor (Dipylon) in Athen, „Dipylon-Vasen“ genannte Gattung rechnen und mag in ihrer, wie er meinen wird, kindlichen Unbeholfenheit den Anfang aller Figurenmalerei sehen, während freilich der weniger Unbefangene in diesen Malereien, so alt sie auch sind, nicht den hoffnungsvollen Anfang, sondern das greisenhafte Ende eines „Stils“ erkennen wird. Feinsinnige Forscher haben in diesen schematischen, geometrischen, gleichsam construirten Gestalten wichtige Elemente des Wesens griechischer Kunst gefunden, aber doch nur Elemente, aus denen griechische Kunst niemals geworden wäre ohne die Verbindung mit einer scheinsroheren, das Aeußere mit Liebe erfassenden Kunstweise. Und Erzeugnisse dieser Art wird dann der Umblick in einer größeren Vasensammlung alsbald auch unter den bemalten Gefäßen finden lassen, Malereien von nicht weniger hohem, ja zum Theil höherem Alter als jene Dipylon-Fratzen, Malereien, die wir zurückverfolgen können bis zu ihren Zusammenhängen mit der hochentwickelten Kunst der sogenannten „mykenischen“ Periode. Wir finden hier nicht die „Silhouetten-Manier“ der „schwarzfigurigen“ Technik, sondern Umrißzeichnungen, bei denen besonders die Köpfe von Menschen und Thieren in bloßem Umriß geblieben sind, während der Körper der Thiere, die Gewänder der Menschen, mit Farbe ausgefüllt, dunkel vom hellen Grunde sich abheben. Es ist kein Zweifel, daß diese Malereien, wie wir sie vornehmlich auf Gefäßen von griechischen Inseln, von Thera, Melos, Rhodos finden, der Ausbildung des „schwarzfigurigen Stils“ voraufgehen.

Es schien bemerkenswerth, daß auf den Sarkophagen von Klazomenae verschiedene Malweisen zusammen auftreten. Der französische Gelehrte, der zuletzt die Sarkophage besprochen hat (André Joubin im Bulletin de correspondance hellénique XIX, 1895, S. 69 f.), unterscheidet deren drei: eine älteste in reiner Umrißzeichnung, eine zweite mit theilweiser Ausfüllung des Umrisses, drittens die „schwarzfigurige“ Malerei. In der letzten Technik sind die figurenreichen Hauptbilder, die Joubin kennt, alle ausgeführt, nicht übrigens in einer Silhouetten-Manier ohne alle Innenzeichnung, wie man früher, getäuscht durch die üble Erhaltung der Bilder, angenommen hatte, sondern mit reichster Innenzeichnung in aufgesetzter weißer Farbe und öfters unter Anwendung von Roth. Die zweite Manier fand sich durchweg auf dem unteren Bildfeld der Sarkophage, wo stets drei Thiere, Löwen, Panther, Stiere, Eber, Böcke, dargestellt sind; die älteste Manier der reinen Umrißzeichnung fand sich nur auf den beiden unteren kleinen quadratischen Bildern des einen Pariser Sarkophags an zwei sitzenden Panthern oder Löwen angewendet.

Digitized by Google

Zu diesen drei Malweisen käme nun die vierte. Auf dem schönsten der neuerdings von den Berliner Museen erworbenen Sarkophage, dem schönsten von allen, die bis jetzt bekannt sind, ist das Hauptbild in der „rothfigurigen" Technik ausgeführt, und ebenso erscheinen die beiden oberen kleinen Bilder der Seitenstreifen, während das untere Bildfeld in der üblichen „zweitältesten" Manier mit den typischen drei Thieren, die kleinen quadratischen Felder aber mit prachtvollen Köpfen in Umrißzeichnung verziert sind.

Diesen in seiner Art einzigen Sarkophag für die Berliner Museen gerettet zu haben, ist das Verdienst Johannes Böhlau's, der ihn als kostbaren Nebengewinn von der erfolgreichen kleinasiatischen Reise zurückbrachte, die ihm die uneigennützige Freigebigkeit eines Kunstfreundes, des rühmlichst bekannten Hrn. Habich in Kassel, ermöglicht hat. Der Sarkophag hat vor kurzem bei der geschmackvollen, höchst erfreulichen Neuordnung des Antiquariums durch Franz Winter und Erich Pernice, die in Anbetracht des notorischen, genug beklagten, aber an maßgebender Stelle, wie es scheint, niemals eingesehenen Raummangels der Königlichen Museen geradezu bewundernswerth ist, einen würdigen und guten Platz gefunden an einem der Fenster des mittleren Saals, in dem auch die fünf anderen Sarkophage aufgestellt sind, deren zwei Karl Humanns letzter Bemühung verdankt werden.

Wo sonst meist ein Kampfgetümmel, eine Jagd, zwei gegen einander fahrende Gespanne, jedenfalls eine figurenreichere Darstellung sich zu finden pflegt, auf dem Hauptbildfeld des Sarkophags, sehen wir hier in wundervoller, sicherer und doch überaus strenger Zeichnung, in größtem Maßstab, zwei Thiere einander gegenüberstehen, wie sie sonst nur auf dem unteren Streifen der Sarkophage, und dort immer zu dreien und also erheblich kleiner, erscheinen: einen Eber mit zur Erde gesenktem Kopf und einen Löwen mit gähnendem Rachen, der die linke Vorderpranke auf den Nacken des Ebers zu setzen scheint; beide Thiere in der Farbe des Thons von dem dunkel ausgefüllten Hintergrund sich abhebend, mit reichlicher Innenzeichnung in mehr oder weniger verdünntem Firniß, zum Theil in Strichen und Punkten, zum Theil auch in farbigen Flächen, wie in der Höhlung des Ohrs des Löwen und in seinem geöffneten Rachen. Auf den beiden Seitenfeldern darunter erscheinen, wie gesagt, gleichfalls auf dunklem Grund, zwei große Köpfe mit stattlichem Helm, unter dem lange Locken hervorkommen. Schöner aber noch und in fortgeschrittener Zeichnung, wie man meint, sind die jugendlichen Köpfe der unteren Felder ausgeführt, deren Gesichter in Umrißzeichnung gehalten sind, während das Haar mit dunkler Farbe ausgefüllt ist.

Die große Masse der bemalten Vasen stammt bekanntlich aus athenischen Töpferwerkstätten. Dort wurde es gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. Brauch, das Gefäß ganz mit dem schwarzen Firniß zu überziehen, die Figuren in der Farbe des Thons auszusparen. Es war gerade die Zeit, in der die Vasenmaler mit berechtigtem Stolz ihre Namen auf die Gefäße setzten. Man hat geglaubt, den Maler mit Namen bezeichnen zu können, der zuerst mit vollem Bewußtsein die neue Technik anwandte. Man hat die „rothfigurige Technik" für eine große Erfindung erklärt, für eine Erfindung zu groß, als daß sie ein schlichter Vasenmaler ohne den Vorgang großer Künstler hätte machen können. Die Erfindung oder die Uebertragung der Erfindung auf die Thonmalerei macht nun den attischen Vasenmalern der Sarkophagmaler von Klazomenae streitig. Aber das Aufkommen der Malerei mit rothen Figuren war weder ein großer Gewinn für die Gefäßmalerei, noch war es eine große Erfindung. Am verkehrtesten aber war es, die neue Technik für eine Erfindung der „großen Kunst" zu halten und damit der großen Kunst eine ältere Gewohnheit der Malerei mit schwarzen Figuren zuzumuthen, wodurch man dann zu der zwar mit einer Ueberlieferung aus dem Alterthum übereinstimmenden, aber darum nicht weniger falschen Anschauung gelangte, daß die älteste Malerei eine bloße „Silhouettenmalerei" gewesen sei.

Als ein bemerkenswerther Fortschritt erscheint die „rothfigurige" Malerei auf den Vasen nur deßhalb, weil sie eintritt zu einer Zeit, da die Maler es in der Zeichnung zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben und große Sorgfalt darauf verwenden. Gewiß ist man zu der neuen Technik hauptsächlich deßhalb übergegangen, weil man die schwarzen Gefäße schön fand; gewiß aber hätte man sich nicht so leicht zu der viel mühsameren Technik des Aussparens entschlossen, wenn man nicht zu dieser Zeit überhaupt auf die Bilder eine minutiöse Sorgfalt verwendet hätte, die die neue Technik nur als ein kleines Mehr von Bemühung erscheinen ließ. Es gibt aus der Zeit des Uebergangs Bilder mit schwarzen Figuren, die an künstlerischer Vollendung den besten Bildern mit rothen Figuren sich an die Seite stellen dürfen. Aber es ist unzweifelhaft, daß die ältere Technik die leichtere war, und ein Maler, der sich wenig Mühe geben wollte, hat auch, als die neue längst eingeführt war, die alte noch angewandt. Die Vasenmaler Unteritaliens haben später auch „rothfigurig" höchst lüderlich gemalt; aber es ist gewiß, daß bei der „schwarzfigurigen" Technik ein weit höherer Grad von Lüderlichkeit möglich ist, und daß weit schneller eine einigermaßen anständige Figur in schwarzer Farbe hingemalt und durch eingeritzte Innenzeichnung belebt, als aus schwarzem Grund ausgespart und mit der mit dem Pinsel zu malenden Innenzeichnung versehen wird. Man findet die schwarzen Menschen so unnatürlich. Aber sind denn die rothen so natürlich? Und war es nicht ein Verlust, daß nun auch alle Gewänder, alle Thiere, kurz alles in der rothen Thonfarbe erschien, während man früher viel farbenreichere Bilder hergestellt hatte? Wenn den Vasenmalern die schwarzen Männer unerträglich gewesen wären, so hätten sie ja die Männer weiß bemalen können, wie sie bei den Frauen längst thaten; denn wenn sie auf den Unterschied der Färbung für Mann und Frau ungern verzichteten, so haben sie ja diesen Verzicht bei der Einführung der neuen Technik doch, für lange Zeit wenigstens, geleistet. Und sie hätten dann auf die schöne Abwechslung weißer und schwarzer Pferde bei ihren Gespannen nicht zu verzichten brauchen und nicht auf die schönen bunten Kleider. Der reine Gewinn war also die neue Technik, vom malerischen Standpunkt aus betrachtet, gewiß nicht. Aber sie war noch weniger eine große Erfindung. Was ist sie denn anderes als eine Umrißzeichnung, deren Umgebung mit Farbe ausgefüllt ist? Andere Zeichnung als Umrißzeichnung gibt es aber doch im Grund überhaupt nicht; es war nur ein Irrthum, wenn man vor die älteste Umrißzeichnung noch eine „Silhouettenzeichnung" setzen wollte. Mag man nun den Umriß schwarz ausfüllen oder seine Umgebung, damit das eine von dem anderen sich abhebt: eine „Erfindung" ist weder das eine noch das andere; weder das eine noch das andere mehr als ein Nothbehelf, mit dem sich die Gefäßmaler zuerst so, dann anders begnügten, weil sie etwas Besseres mit ihren Mitteln nicht leicht erreichen konnten. Sie würden gewiß die Menschen nie ganz schwarz angemalt haben, wenn es nicht so gar bequem gewesen wäre, bei den kleinen Figuren; bequem freilich nur, weil man die Innenzeichnung, das Auge, die Arme u. s. w., worauf niemals ein Vasenmaler, von einem anderen Maler zu schweigen, verzichtete, weil man diese Innenzeichnung durch eingeritzte

Digitized by Google

Linien herstellen konnte. Wo man etwas größere Figuren malte, wie bei den Sarkophagen, da scheute man sich auch nicht, die Innenzeichnung mit weißer Farbe aufzutragen, und hatte damit freilich fast dieselbe Arbeit, als ob man die Figuren aus dem Grund ausgespart und die Innenzeichnung in dunkler Farbe mit feinem Pinsel aufgetragen hätte. Und wo es sich um ganz große Figuren oder Köpfe handelte, da haben auch die Vasenmaler die nrolte Umrißzeichnung niemals aufgegeben. Solche „Vasen mit Umrißzeichnung" aus späterer Zeit sind vor einem Jahrzehnt einmal zusammengestellt worden; aber es war ein Irrthum, sie von den ältesten Vasen mit Umrißzeichnung als etwas wesentlich Verschiedenes zu trennen. Es ist kein Zufall, daß es fast nur große Köpfe sind, bei denen die Umrißzeichnung neben dem „schwarzfigurigen" Stil besteht, daß es Gefäße mit besonders großen Figuren sind, bei denen „Umrißzeichnung" vor der Zeit der Ausbildung des „schwarzfigurigen" Stils sich heute noch constatiren läßt, wie die mykenische Kriegervase und die Vasen aus Melos; kein Zufall auch, daß wir das Auftreten der „rothfigurigen" Malweise zuerst bei den Gorgonengesichtern attischer Schalen oder bei anderen großen Köpfen, auf unserm Sarkophag bei eben solchen großen Köpfen und bei den ungewöhnlich großen Thieren beobachten können. Es würde uns nicht befremden dürfen, wie Umrißzeichnung auf hellem Grund, so gelegentlich auch Umrißzeichnung auf dunklem Grund auf Gefäßen oder Sarkophagen noch viel älterer Technik zu finden, wenn der Maßstab der Figuren den Maler dazu verführte. Man kann nicht sagen: der „rothfigurige" Stil ist dann und dann erfunden. Man kann nur sagen: die Sitte, die Gefäße ganz mit schwarzem Firniß zu überziehen, ist dann und dann aufgekommen.

Ein Schluß aber von der Vasenmalerei auf die Marmormalerei und jede andere Malerei ist unzulässig; wenn auch nicht deßhalb, weil (wie jemand, den Gott in seinem Zorn zum Archäologen machte, es auszudrücken beliebt) „zwischen einer gebogenen Fläche, wie es der Leib einer Vase ist, und dem ebenen Felde einer Tafel oder Wand eine unüberbrückbare Kluft besteht."

Die Entstehung des Rittergutes.

W. B. Die Bedeutung des Namens „Rittergut" ist heute, mit vielen anderen Instituten und Privilegien der alten Zeit, verfallen. Es gibt jetzt keinen reichen Bauer, der nicht, wenn er wollte, ebensowohl ein Rittergut erwerben könnte, als einen anderen Landbesitz. Ob diese seit einem Jahrhundert unausgesetzt fortgeschrittene Niederlegung alter Schranken in der That jene Vortheile im Gefolge gehabt hat, welche der Liberalismus sich davon seinerzeit versprach, soll uns hier nicht beschäftigen. Welches waren indessen die Eigenschaften, welche die Güter gewisser Familien des Adels — bei weitem nicht aller — ehemals vor den übrigen Landgütern auszeichneten und ihre Besitzer zu „Rittern" machten? Welche Rechte und welche Bedingungen hafteten an den Rittergütern, als sie noch ihren vollen Werth in den Augen ihrer Zeitgenossen hatten? Man hat früher als eine unerläßliche Bedingung des Rittergutes ein bedeutendes Areal angesehen, neue Forschungen haben indessen über diesen Punkt und über die Art des Entstehens der Rittergüter überhaupt wesentlich andere Ergebnisse nach sich gezogen. Von diesen Forschungen, welche G. v. Below neuerdings in den reichen Archiven der alten Jülich-Berg'schen Herzogthümer angestellt und über welche er kürzlich in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik quellenmäßig berichtet hat, sei im Nachfolgenden einiges hervorgehoben.

Privilegien hafteten in der zweiten Hälfte des Mittelalters, als das Lehenswesen allmählich der fürstlichen Autokratie und dem privaten, besonders adeligen Grundbesitz wich, an Gütern verschiedenerlei Art. Gab es doch neben den freien und Lehnsgütern und den Adelssitzen der Ritterschaft und der Geistlichkeit als dritte und vierte Kategorie selbständiger Landwirthe noch die nichtadeligen Lehnsleute und endlich die Freien auf ihren Freigütern. Alle diese Landgüter hatten dem Fürsten zu Kriegszeiten mit Pferd und Harnisch Dienst zu leisten, alle aber waren sie dafür auch frei von „Schatz und Dienst" zu gewöhnlichen Zeitläuften, frei von mancher Plackerei und Steuer, welche den Bürger und unfreien Bauer drückte. Das entsprach nur der Gerechtigkeit, denn Pferd und Harnisch war in schweren Zeiten die einzige Waffe, die das Land schützte. Aber es gab auch Güter von viel weittragenderen Privilegien: ihre Besitzer hatten neben der niederen Jagdgerechtigkeit und dem Erlaß nicht nur der landesherrlichen, sondern auch der landständischen Steuern das alte, wohlverbriefte Recht, in den Landtag berufen zu werden und mit dem Fürsten über die Geschicke des Landes zu berathen. Dieser landtagsberechtigte Adel machte nun, im 15. und 16. Jahrhundert bestimmt, vielleicht noch etwas früher oder später, die eigentliche Ritterschaft aus, nur seine Angehörigen waren es, die urkundlich „im ritterzettul" standen. Die Möglichkeit aber, in eben diesem Ritterzettel verzeichnet zu stehen, haftete weder an der Person, noch an dem Alter des Adels, sondern einzig und allein am Gute, und wiederum war es nicht Größe oder Einkommen des Landbesitzes, was den Ausschlag gab, sondern lediglich der Umstand, ob die Herrschaftswohnung eine befestigte Burg war oder, in späteren Zeiten, auch nur gewesen war. Es bestand ein strenger Unterschied zwischen den „adelichen freien hoven und gueter" (Höfen und Gütern) und dem eigentlichen „adelichen Seeß", dem wahren Rittersitz mit wehrhafter Burg: nur der letztere begründete die Eintragung in den Ritterzettel und mit ihm die Berechtigung zum Landtag. Das ist auf den ersten Blick überraschend, besonders da schon im 16. Jahrhundert viel weniger Werth auf die Wehrhaftigkeit der Burg, als auf ihr bloßes, wenn auch noch so fadenscheiniges Vorhandensein gelegt zu werden schien; es ist aber zu sicher beurkundet, als daß man daran zweifeln könnte. Mindestens für den westlichen, älteren Theil von Deutschland steht dieser Sachverhalt fest, mag immerhin im später eroberten und schneller entwickelten Osten die Bildung des ritterlichen Adels anders vor sich gegangen sein. Schon der Verfasser der „Geschichte der Burgen in den Rheinlanden" stellt diesen Unterschied fest. „Nicht der Grundbesitz, der gar nicht in Betracht kam, sondern die Burg, die alte terra salica, bildete den Rittersitz, worauf das Recht zum Landtag haftete. Eine verfallene Burg sogar oder der Schornstein auf dem Platze, wo sie gestanden, berechtigte den Eigenthümer, wenn er sonst von ritterlichem Adel war, den Landtag zu besuchen." Und viel früher betonte den gleichen Sachverhalt, wenigstens für die Jülich'schen Lande, Joh. Ulr. v. Cramer in den „Wetzlarischen Nebenstunden". Nur der wurde berufen zum Landtag, der einen „adelichen Seeß" sein eigen nannte, nie und nimmer der Besitzer „eines adelichen guts oder hofs, so kein rittersitz ist, und wenn er gleich von einer uralten, vollkommen ritterbürtigen und stiftmäßigen Familie wäre und noch soviele adeliche güter im Herzogtum Gülich besitzen thäte".

Nur auf den ersten Blick kann das wundernehmen. Um es zu verstehen, brauchen wir nur der sich so oft bewahrheitenden Erfahrung zu gedenken, daß alle Institutionen, besonders politischer Art, der Zeit, und oft der Zeit von Jahrhunderten bedürfen, um sich zu gestalten und zu ent-

wickeln. So lehnt sich auch die hohe Werthschätzung der festen Burgen an eine Zeit an, innerhalb deren man ihrer noch mehr bedurfte, als in der Zeit, wo sie das Kriterium der Ritterschaft bildeten. Wie unser großer Nationalökonom W. Roscher richtig bemerkt, wiederholt sich in der militärischen Entwicklung beinahe jedes Volkes eine Stufe, wo die nöthige Beweglichkeit nur in der Reiterei, die nöthige Festigkeit nur in der schweren Rüstung und in den Mauern einer Burg zu finden ist. Westdeutschland hatte diese Epoche im 13. und besonders im 14. Jahrhundert, jener Glanzzeit der Ritterburgen, an welche heute noch Hunderte von Ruinen mahnen. In jener Zeit lernte man den Werth kennen und schätzen, den gegenüber feindlichen Horden die Wälle und Gräben der Wasserburg abgeben; und wenn das schwere Trutzmittel, welches die befestigte Burg in den Händen ihres Besitzers bildete, gelegentlich sich auch gegen den Landesherrn kehren mochte, in der Regel war es ihm doch dienstbar. Eine gewisse Sicherung gegen den umgekehrten Fall bot ja schon die in allen Archiven des Mittelalters nachzuweisende Gerechtsame des Fürsten oder Königs, daß nur er die Verfügung darüber zu treffen habe, ob jemand, natürlich von der Ritterschaft, den Bau einer Burg unternehmen solle, oder es müsse bleiben lassen. In dieser Epoche des stetigen Kampflebens haben die Burgen jene Werthschätzung erhalten, welche ihren Besitzern später eine rechtliche Ausnahmestellung unter dem Gesammtadel verschafften, aber in jener Periode selbst haftete ihnen diese Bevorzugung noch nicht an. Wohl hat die Berechtigung zum Landtag — und diese muß immer als das letzte entscheidende Merkmal des „Ritters" betrachtet werden, da er die meisten anderen Bevorzugungen mit allen Adeligen und selbst mit vielen bloß Freien theilte — auch schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts und wohl auch im 14. bereits an gewissen Familien des Adels gehaftet. Vielleicht sogar an mehreren als später; es scheint, daß sie damals auf rein persönliche Eigenschaften oder schlechtweg an alle Mitglieder des ältesten Adels ertheilt wurde, erst mit der Zeit, sei es, daß die Zahl der Privilegirten sich allzustark vermehrte, sei es aus anderen Gründen, mochte eine Beschränkung angezeigt erscheinen. So konnte es, da der Besitz der Burg aus praktischen Gründen das beliebteste Kriterium gewesen zu sein scheint, sich ereignen, daß der auf den „Seeßen" ansässige Adel eine Sonderstellung durch die Ritterlisten erhielt, als die Bedeutung der Burgen selbst schon stark zu verblassen begann.

Gegen diese unerläßliche und wichtigste Vorbedingung des landtagsberechtigten Ritterthums treten alle anderen, bisher für die wichtigeren gehaltenen Eigenthümlichkeiten des „Rittergutes" zurück. Der Adel mußte zwar jederzeit vorhanden sein, doch wird man auf seine Höhe und Reinheit im 15. und 16. Jahrhundert nicht allzuviel Gewicht gelegt haben. Im 18. Jahrhundert gehörten allerdings, neben der noch immer in Geltung stehenden Nothwendigkeit der Burg oder Burgruine, 16 Ahnen dazu, die Landtagsberechtigung nachzuweisen, im 17. Jahrhundert aber genügten schon 8, im 16. und 15. jedenfalls bereits 4 Ahnen. Auch mit der Reinheit des Adels scheint man es in den ersten hundert Jahren nach der Entstehung des „ritterzettul" so sehr peinlich nicht gehalten zu haben, wenn auch Mesalliancen keineswegs ganz übersehen blieben. Bemerkt doch z. B. ein Ritterzettel von 1560, daß Theonis v. Baexen „nur von wegen seines vatters vom adelichen Herkommen, sein moder aber eines burgers us Nurenmunde dochter gewesen", wogegen unsre Quelle nicht vermerkt, daß dieser Umstand seiner Aufnahme in die Liste hinderlich gewesen sei. Vor 1550 haben vier Ahnen zur Aufnahme bestimmt genügt. Auch die Lehnsverhältnisse hatten auf die Ertheilung der Ritterwürde nicht den mindesten Einfluß; es war für den sonst „ritterbürtigen" Bewohner eines befestigten Seeß vollkommen gleichgültig, ob ihm die Burg, auf der er schaltete, von den Ahnen her eigenthümlich überkommen war, oder ob er oder seine Vorfahren sie vom Landesfürsten zu Lehen erhalten hatten.

Am wenigsten schwer wog bei den Rittergütern des Mittelalters derjenige Punkt, der heute wohl meist für das einzige gilt, was dieselben wenigstens zum Theil vor anderen Landbesitzungen voraus haben: die Größe und der Reichthum des Besitzes. Der Fall, daß ein Ritterseeß der alten Zeit von zahlreichen hörigen Bauern mit einem Kranz abhängiger Landflecken umgeben wurde, und daß dem Ritter schon seine Autorität und Gerichtsbarkeit über diese Bevölkerung einen Vorrang vor dem sonstigen Landadel gab — dieser Fall konnte wohl ausnahmsweise eintreten, die Regel oder gar Vorbedingung war er gewiß nicht. Wenn es wirklich vorkam, so zählten jedenfalls die „gueter und höven" für sich, ohne dem Gewicht des Ritterstandes als solchen etwas hinzuzufügen. Eine Menge von Urkunden spricht es aus, daß die Güter an sich keine ritterlichen Vorrechte begründen. Das war auch in der Ordnung, so lange noch nicht gesetzliche Maßnahmen vorhanden waren, die einen etwa privilegirten Besitz nach Art unsrer Majorate nun auch beisammen erhielten. Denn im anderen Falle konnten Leichtsinn der Besitzer, Erbtheilungen oder Unglücksfälle in wenigen Generationen, wie es thatsächlich auch aus dem Mittelalter berichtet wird, selbst den größten Besitz decimiren. Ueberdies hing wohl auch das Einkommen, welches wohl allerdings der Ritterschaft ein gewisses standesgemäßes Auftreten ermöglichen mußte und auch zugleich allein ihre kriegsbereite Hulfe garantirte, im Mittelalter nur zum kleinsten Theil von der Größe des Landbesitzes ab. Einen geordneten und einträglichen Ackerbau im großen dürfen wir für jene Zeit nicht voraussetzen; was der Güterbesitzer aus seinem Boden zog, dürfte sich ziemlich auf die Abgaben seiner Frohnleute und Bauern beschränkt haben, eine immerhin unsichere Quelle. Ebenso sehr oder mehr mögen für den damaligen Adel die Einnahmen von Bedeutung gewesen sein, die er vom Landesherrn, ja zuweilen von verschiedenen Fürsten aus den Renten, Zöllen und anderen Landeseinnahmen rechtmäßig zu beziehen hatte. Dann bestanden von altersher gewisse Anrechte des Landadels an eine Zahl von Aemtern, deren Ablösung ebenfalls regelmäßige Entschädigungen nach sich zog; endlich gab es Stiftsstellen, Landtagsdiäten, Sold für Kriegsdienste, ja oft stand dem Adel ein Anrecht auf Korn, Bergwerksprodukte und andere Schätze des Landes direct von der Krone zu, genug jedenfalls, um auf den schmaleren Ritterseßen die wirthschaftliche Selbständigkeit zu gewährleisten. Zu ihren Vorrechten gehörte beiläufig auch das, daß kein Gerichtsbote gegen den Willen des Besitzers ein Rittergut zur Vornahme gerichtlicher Handlungen betreten durfte.

So sind, in den rheinischen Landen bestimmt und wahrscheinlich im ganzen westlichen Deutschland, die Rittergüter entstanden; wenigstens waren diese Burgen, ob nun ganz oder verfallen, mit ihrer ländlichen Umgebung alles, was für jene Zeit dem Namen und dem juristischen Gehalt nach an das Rittergut der späteren Zeit, allerdings nicht mehr der heutigen, anklingt. Man kann nicht sagen, daß nicht jene Vorrechte, wenngleich sie, dem schwerfälligen Gang politischer Institutionen entsprechend, etwas verspätet zur Geltung kamen, doch ihre volle Berechtigung besessen hätten. Das Mittelalter war kriegerisch durch und durch, in seinen unruhigen Zeitläuften mußte der Landadel und mehr noch der Adel der Burgen schon durch die Zahl des hinter ihm stehenden Dienstgefolges die überragende Stellung erlangen, die ihm dann noch einige Jahr-

Digitized by Google

hunderte, nachdem schon die ursprünglichen Gründe sich stark abgeschwächt hatten, erhalten blieb. Wie konnten die fast ununterbrochenen Kämpfe, mit den Normannen bald, bald mit Ungarn und Sarazenen, bald wieder unter einzelnen Stämmen, welche seit dem 9. Jahrhundert das westliche Europa in beständiger Aufregung hielten, geführt werden, außer durch Ritterdienste und Burgenbau? Und schon Roscher spricht es aus, daß überall derjenige Stand, der ein Volk vertheidigt, es auch beherrscht.

Erst mit der Zeit, als längst die meisten Burgen bis auf den Bergfried zerstört oder verfallen waren, bekam auch das ganze System der Rittersitze einen künstlichen, gemachten Charakter. Jetzt, wo die ehemals mit dem Burgenbesitz verbundenen Kriegsdienste weder gefordert wurden noch auch geleistet werden konnten, entfiel mehr und mehr die innere Berechtigung der alten Burgen als nothwendiger Voraussetzung zur Landtags-Zugehörigkeit. Im 17. und mehr noch im 18. Jahrhundert traten die Mißbräuche offen zu Tage, die aus der Nichtbeseitigung eines verbrauchten Systems resultirten. Benzenberg schrieb aus eigener Erinnerung und nachdem er andere in den Adel eingerissene Mißlichkeiten gerügt: „Hiezu kam, daß Aufschwörungen (fremder Adelsgeschlechter) in Düsseldorf auf ganz geringe Rittersitze geschahen, indem adelige Personen, die ihre 16 Ahnen nachweisen konnten, einen verfallenen Rittersitz im Oberbergischen für 300 oder 400 Rthlr. kauften und sich auf diesen aufschwören ließen. Sie begingen nun den Landtag, bezogen täglich fünf Rthlr. Diäten und konnten während des Landtages alle Vergnügungen der Hauptstadt, gratis und auf Kosten des Landes, genießen." Ebenso sehr als dieser und andere Mißbräuche mußte das allmähliche Eindringen des bürgerlichen und Bauernstandes in den Großgrundbesitz den Begriff des Rittergutes, wie er früher aufgefaßt worden war, beseitigen helfen. Denn der Nichtadelige, der einen ursprünglichen Rittersitz erwarb, hatte ein gewesenes Rittergut, aber kein wirkliches, da ihm eben die Anwartschaft zum Landtage fehlte. Wann sich besonders die Eindrängung bürgerlicher, meist wohl landwirthschaftlich tüchtiger Kräfte in das vorher festgeschlossene System der Rittergüter vollzog, lehren einige von Roscher mitgetheilte Zahlen. Bis 1590 war es beispielsweise in Mecklenburg dem geschlossenen Widerstande der Ritterschaft gelungen, jedes Eindringen bürgerlicher Elemente zu verhindern. Noch 1730 finden wir 680 adelige Rittergutsbesitzer gegen 30 bürgerliche, gegen 1840 aber war das Verhältniß plötzlich ausgeglichen, das Land hatte fast ebensoviel bürgerliche als adelige „Rittergutsbesitzer". Lange Zeit war beim Uebergang eines Ritterguts in bürgerlichen Besitz der Consens des Landesherrn nöthig, und es ist charakteristisch, daß dieser in Preußen von Friedrich dem Großen fast nie ertheilt wurde, von seinem Nachfolger dagegen fast immer und von Friedrich Wilhelm III. stets.

So sind die Rittersitze und, mit ihnen verbunden, die Rittergüter entstanden. Es ist eine dankenswerthe Arbeit von G. v. Below, mit dem herkömmlichen Begriff des Rittergutes als der großen ökonomischen Besitzung endgültig aufgeräumt zu haben. Ganz richtig bemerkt er am Schlusse seiner archivalischen Zusammenstellung: „Historisch ist Rittergut ein rechtlicher Begriff. Das Räthsel, wie das Rittergut im wirthschaftlichen Sinne entstanden ist, existirt für unsre (westdeutschen) Territorien gar nicht. Es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, wie die großen Frohnhöfe im Westen Deutschlands entstanden sind, sie ist jedoch nicht identisch mit der nach dem Ursprung der Rittergüter. Denn erstens sind nicht alle Rittersitze und -güter zugleich Frohnhöfe. Und zweitens ist die Mehrzahl der Frohnhöfe nicht im Besitz der Ritterschaft, sondern in dem der Kirche und der Landesherrschaft."

Mittheilungen und Nachrichten.

* Neueste deutsche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Busse. Mit einer literarhistorischen Einleitung. Halle a. d. S., Verlag von Otto Hendel. (Bibliothek der Gesammtliteratur.) Geb. 3 Mark. — Was wir aus den letzten Jahrzehnten an lyrischen Anthologien besitzen, dient vornehmlich zweierlei Zwecken: dem Unterricht und dem Geburtstagstisch. Entweder nämlich handelt es sich um Lehrbücher, wie bei der trefflichen Sammlung von Wendt u. a., oder — in der Mehrzahl der Fälle — um die als Confirmandengeschenke mit Goldschnitt höchst beliebten „Dichtergrüße", „Blüthen des Lebens" u. dgl. m., wie sie betriebsame weibliche Schöngeister vom Schlage der Elise Polko und Sophie Verena mit zarter Hand zum Kranze zu winden pflegten. Genster zu nehmen sind die bekannten Sammlungen von Max Moltke und Georg Scherer, die zwar nicht so sehr im Zeichen von Gänseblümchen und Kamillen stehen, aber doch die Auswahl für weibliche Leser deutlich verrathen. Dieser mehr oder weniger süßliche Zug, der den meisten unsrer Anthologien eigen ist, hat nicht am wenigsten die Meinung aufkommen und sich festsetzen lassen, daß Lyrik überhaupt mehr für unsre Frauen und Töchter geschaffen sei, als für männliche Leser. Denn Gedichte zu lesen, erscheint der Mehrzahl unsrer Zeitgenossen im Mannesstamme nicht so sehr als Zeitvergeudung, denn als eine Sache für Frauenzimmer, wie Strümpfestricken oder Fächermalen. Wenn darum Busse's neue Sammlung auch keinen anderen Vorzug hätte, es wäre des Erfreulichen an dem schon genug, einmal ein Gedichtbuch zu haben, das nicht den sensiblen Geschmack der reifenden deutschen Jungfrau zum Maßstab nimmt, sondern nach rein poetischem und künstlerischem Ermessen frisch und unbefangen seine Auswahl trifft. Ueber diese Auswahl im einzelnen mit ihm zu rechten, wäre unbillig, da in solchem Fall der souveräne Geschmack des Herausgebers mehr gelten muß, als der des Kritikers, und im ganzen darf man sagen, daß die Wahl nur Gutes getroffen hat, abgesehen von Heinrich Vierordt, der unstreitig weit bessere und für sein Talent bezeichnendere Balladen gedichtet hat, als das schwache, Zeitz nachempfundene Gelegenheitspoem „Die Todten von Samoa". Wie es der Titel verspricht, hat Busse nur die neueren Lyriker in das Buch aufgenommen, also der üblichen Abgrenzung nach ungefähr die Epoche seit 1832. Mit Annette v. Droste fängt die Reihe an, dann geht es nach der Folge der Geburtsjahre durch das Jahrhundert heraus, bis zum Herausgeber selbst, der also nicht so sehr aus Gründen der Bescheidenheit, denn aus chronologischer Gewissenhaftigkeit sich selbst als jüngsten Zügelmann an den Schluß stellen mußte. Vermißt habe ich nur wenige in diese poetische Walhalla. Daß Mediocritäten wie Ernst Scherenberg oder Johanna Ambrosius ausgeschlossen blieben, wird man nur erfreulich finden; dagegen hätte Hermann Rollett, der letzte Ueberlebende des einstigen „Jung-Oesterreich", einen Platz so gut wie Karl Beck verdient. Von neueren durfte Franz Evers so wenig als Maria Janitschek fehlen; es sieht fast wie Absicht aus, daß gerade diese beiden ausgesperrt bleiben mußten. Um so lieber hätte man auf die Damen Anna Ritschke und Felix Schanz Verzicht geleistet. Im übrigen ist alles vertreten, was Ruf und Namen hat, und auch mancher, der ihn nicht hat, aber wohl verdiente, wie Franz Wiebacher, von dem die kleine biographische Meertafel am Kopfe der Seite lakonisch meldet: „Geboren am 29. Januar 1849 zu Kinzing bei Reichenhall in Oberbayern, ward an verschiedenen Orten Hülfslehrer, wurde ohne Pension entlassen und lebt im größten Elend in seiner Heimath." Der Sammlung vorausgeschickt hat Busse eine ausführliche Einleitung über den Werdegang der modernen Lyrik, die eine ganz brauchbare Promotionsschrift abgegeben hätte und durch die kecke, unacclimatisirte Fetische des Urtheils, so anfechtbar dies auch an manchen Stellen sein mag, wohlthuend berührt. Von Rousseau und Herder an, diesen Urvätern der gesammten neueren Lyrik, wird die ganze Entwicklung bis auf die Gegenwart verfolgt und besonders ausführlich bei Heine verweilt, der unter den Händen seines jungen Genossen in Apoll nicht eben glimpflich davonkommt. In seiner Analyse von Heine's poetischer Persönlichkeit will Busse insbesondere dem rein jüdischen Element eine viel größere und ausschlaggebendere Rolle zuweisen, als dies gemeiniglich geschieht; er wird damit bei vielen durch die leidige Denkmalsgeschichte ohnedies empfindlich überreizten Verehrern des Romancerodichters heftigen Anstoß erregen, aber ein vorurtheilsloser Betrachter muß seinen leidenschaftslosen Ausführungen vieles Treffende abgewinnen, zumal ihnen jede Spur einer tendenziösen Spitze fehlt.

Ueberhaupt verdient gerade bei einem jungen Poeten, der selbst noch sterbend sich bemüht, die ruhige, offene Freiheit des Urtheils Achtung, mit der er insbesondere die Jungen und Jüngsten, denen er selbst zugehört, einer verständigen Kritik unterzieht; sein Maß ist streng und genau, aber das Bestreben, unparteiisch und gerecht zu sein, tritt in Lob und Tadel getreulich zu Tage. Ein andrer an seiner Stelle wäre vielleicht weniger gewissenhaft gewesen, hätte seinem Lob mehr Enthusiasmus, seinem Tadel mehr Galle zugesetzt: daß Busse dieses Gleichmaß des Urtheils schon in so jungen Jahren besitzt, erklärt sich daraus, daß ihm Erfolg und Anerkennung niemals gefehlt, Neid und Aerger somit sein Urtheil nicht getrübt haben. Er hat mit seinem ersten Bändchen Gedichte, ein noch nicht Zwanzigjähriger, ein Capital an Anerkennung eingeheimst, von dessen Zinsen allein schon mancher seine literarische Existenz hätte fristen können. Was an diesen ersten Gedichten fesselte und erfreute, war der unmittelbare Eindruck einer jungen, frischen, unverbrauchten Persönlichkeit, war der schlehenherbe Hauch der Jugend, die halbe Primanerfestigkeit, die Mischung von Unreife, Ueberschwang und echter Poesie. Daß dieses Aroma schon in dem zweiten, vor kurzem erschienenen Bande von Busse's Lyrik[1]) sich verflüchtigt hat, darf zwar nicht wundernehmen, aber schwer fällt es doch, das Gefühl einer leichten Enttäuschung darüber zu unterdrücken. Denn gerade darin lag das Persönlich-eigene jener Erstlingsgedichte, lag ihre Familienähnlichkeit, die auf den gemeinsamen Vater wies. In der neuen Sammlung zeigt sich die Technik fast bis zur Vollendung fortgeschritten, die Form geschmeidiger, der Reim reiner, das Wort feiner erwogen; aber jene Möglichkeit fehlt, aus der Mosaik aller dieser kleinen Kunstwerke das Bild einer bestimmten dichterischen Persönlichkeit, einer Individualität zu gewinnen. Nicht als ob es ihnen im einzelnen an Eigenart gebräche, als ob sie den Eindruck des Unempfundenen weckten; aber — es sind Gedichte in dem kleinen Bande, so weltverschieden an Charakter, Geschlecht und Stimmung, daß man es schlechthin nicht für denkbar halten sollte, sie seien derselben Idee entsprungen. Hier Hamerling'sche Schwüle, dort Storm'sche Innigkeit, hier ein Trutzreim im Stil von Liliencrons „Bender Liederlich", dort ein spanisches Kinderlied, das nach einem Taubert oder Humperdinck verlangt, hier junge Burschenkeckheit, dort melancholisch-banges Sterben, — zu viel der Töne, zu viel der Kunst, zu viel des Wechsels! Schön ist wohl vieles, reich und tief an Empfindung, blühend im Ausdruck, aber nur bei einem Bruchtheil der ganzen Sammlung hat man das Gefühl, daß der Dichter sein Herzblut drangegeben und aus dem Innersten heraus geschaffen hat: das sind die Gedichte, aus denen wie aus Aeolsharfen halbkalte Sehnsucht klingt, Erbsucht nach Vergangenem und Künftigem, und die beseelten Naturbilder, in denen oft ein einziges Wort die ganze Stimmung erzeugt, wie in der Anfangszeile des Gedichtes „Gottes Mühle":

„Der Garten liegt noch, wie die Nacht ihn traf,
Am Bretterzaun verblüht der blaue Flieder,
Im ganzen Dorf bellt kaum ein Hund im Schlaf,
Und selbst der Wächter schloß die schweren Lider.

So schlummert alles, was sein Plätzchen fand,
Nichts regt sich mehr, es wacht kein Mensch auf Erden,
Nur eine Mühle mahlt im stillen Land,
Die mahlt und mahlt und kann nicht fertig werden." ...

Wie hier gleich die wenigen Eingangsworte in den ganzen Zauber einer hellen Sommernacht versetzen, das läßt den ungewöhnlich begabten Lyriker deutlich erkennen. Und wohin sich immer Busse's jetzt noch so sehr sein Becken entfaltetes Talent später hin concentriren und individuell vertiefen mag, in der Beseelung der Natur, so scheint mir, wird es sich immer weitaus am stärksten offenbaren.

Joseph Ettlinger.

* Der „Anzeiger des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg" (1896, Nr. 3. Mai und Juni) berichtet:

„Am Mittwoch, den 27. Mai, trat der Verwaltungsausschuß des germanischen Nationalmuseums zu seiner regelmäßigen Jahresversammlung zusammen. An der Versammlung nahmen theil die HH.: Geh. Regierungsrath Dr. Richter vom Reichsamt des Innern in Berlin als Reichscommissar; die Mitglieder: Geheimrath Prof. Dr. Dümmler Vorsitzender der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica in Berlin, Staatsminister D. Dr. v. Goßler Oberpräsident der Provinz Westpreußen Exc. aus Danzig, Commercienrath v. Grundherr aus Nürnberg, Prof. C. Hammer Director der Kunstgewerbeschule aus Nürnberg, Dr. Frhr. Herreman v. Zuydwyck Regierungsrath a. D. und Mitglied des Reichstags aus Münster i. W., Geheimrath Dr. v. Hefner-Alteneck aus München, Geheimrath Prof. Dr. v. Hegel aus Erlangen, Prof. Dr. Karl Theodor Heigel aus München, Prof. A. v. Heyden Mitglied des preußischen Staatsraths aus Berlin, Prof. Dr. Martin Heyne aus Göttingen, Justizrath Frhr. v. Kreß aus Nürnberg, Kaufmann W. Lampson aus Berlin, Ritter v. Lanna Mitglied des Herrenhauses aus Prag, Dr. O. v. Landmann Director der k. b. Hof- und Staatsbibliothek aus München, Prof. Dr. A. Lichtwark Director der Kunsthalle aus Hamburg, Geheimrath Dr. J. v. Reber Director der k. b. Centralgemäldegalerie aus München, Geheimrath Dr. W. v. Riehl Director des bayerischen Nationalmuseums aus München, Bürgermeister Dr. v. Schuh aus Nürnberg, Prof. Dr. A. Schultz aus Prag, Rittergutsbesitzer Frhr. v. Tucher aus Nürnberg, Geheimrath Dr. C. Wagner Director der großh. badischen Alterthumssammlungen aus Karlsruhe, Prof. F. Wanderer aus Nürnberg, sowie die beiden Directoren des Museums Gustav v. Bezold und Hans Bösch. — Am Morgen des ersten Versammlungstages berichtete Director v. Bezold über die Verwaltung des Museums, Director Bösch über die Finanzen desselben, Frhr. v. Tucher berichtete über die Rechnungen des Jahres 1895 und sprach dem II. Director Bösch und dem Cassier Kurrs seine besondere Anerkennung für die treffliche Rechnungsführung aus. Endlich berichtete Director Bösch über die Rechnung der Stiftung zur Erhaltung von Nürnberger Kunstwerken und erwähnte anerkennend die Erwerbung des Jahres 1895, eine silberne Bestecheide des Nürnberger Goldschmiedes Friedrich Hirschvogel. Die nähere Prüfung der Verwaltung und der Neuerwerbungen wurde im Laufe des Nachmittags durch mehrere besondere Commissionen vorgenommen. Ferner wurde über einen Erweiterungsbau für die Sammlungen und die Bibliothek und eine Revision der Pflegschaftsordnung berathen. Am zweiten Versammlungstage 28. Mai berichteten die Commissionen über ihre Wahrnehmungen. Sowohl die Verwaltung der Sammlungen und die Neuerwerbungen, als insbesondere der günstige Stand des Finanz- und Cassenwesens fanden die Anerkennung der Berichterstatter. Die wachsende Theilnahme des deutschen Volkes an dem Museum bekundet sich in der stetigen Zunahme der freiwilligen Beiträge. Das Programm für den neu zu errichtenden Bau wurde in seinen Grundzügen festgestellt und die Pflegschaftsordnung nach den Anträgen der Commission angenommen. —

Neue Zugänge des Museums. Auch im Verlauf der letzten Monate erhielten die kunst- und culturgeschichtlichen Sammlungen durch Geschenke hochherziger Gönner und Ankäufe einen Zuwachs zahlreicher Nummern, von denen vieles verdient, nachmals im einzelnen hervorgehoben zu werden. So wurden der Sammlung der römischen Alterthümer sechs bei Mainz gefundene Gläser einverleibt, die eine sehr willkommene Ergänzung der bisher schon hervorragend schönen Glasgefäße derselben Abtheilung bilden. Außer zwei Salbgefäßen, die aus umgebogenen, an beiden Seiten offenen Röhren bestehen, die dann in der Mitte durch die Biegung geschlossen sind, sind es drei urnenartige Gefäße, welche neben ihrer schönen Form insbesondere durch die technisch meisterhafte Art, wie die umgebogenen Ränder aufgesetzt sind, und die einfache, aber wirksame Streifenverzierung hervorragen. Das beste Stück ist aber ein kleiner Glaskrug, welcher bezüglich der Eleganz der Form es mit jeder kunstgewerblichen modernen derartigen Arbeit aufnehmen kann.

In der Abtheilung der Bautheile gingen eine Anzahl charakteristischer Thürbeschläge zu, Bänder, Thürgriffe und Schlüsselschilde, sowie ein sehr großes Vorhängeschloß, aus dem 17. und 18. Jahrhundert, theilweise in sehr reichen Formen gehalten und aus Amberg in der Oberpfalz stammend. Von demselben Geschenkgeber erhielt das Museum auch eine große eiserne Casse mit kunstvollem Schloß, welche an der Vorderseite zwei gemalte Medaillons mit antiken Helden zeigt, eine Arbeit, die um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts entstand.

In dankenswerther Weise überließen die Erben des im Frühjahr des Jahres bei der furchtbaren Hochwasserkatastrophe zu Freiburg im Breisgau ein Opfer seiner Pflicht gewordenen Geh. Oberregierungsraths Carl Siegel dem Museum dessen kunst- und culturgeschichtliche Sammlungen. Von besonderem Interesse sind eine Anzahl plastischer Gegenstände aus gebranntem Thon, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Hilzenhausen bei Konstanz

[1]) Neue Gedichte, Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1896.

gefertigt wurden. Sie sind mit Lackfarben bemalt; die Darstellungen der sieben Schwoben, sowie mehrere komische und drastische Orchester zeugen von einem köstlichen Humor, bei technisch sicherer Wiedergabe der dargestellten Figuren. Weiter enthält die Sammlung einige Fächer, worunter derjenige mit Malereien auf dem Fächer und den Stäben, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts Aufmerksamkeit verdient, eine Anzahl hauptsächlich durch ihre Verzierungen und die Bemalung ihrer Zifferblätter bemerkenswerthen Uhren, einige prächtige Rosenkränze, kleine plastische Gegenstände u. dergl.

Ein sehr merkwürdiges Stück ist dann weiter eine lederne Frauentasche, wie sie etwa von 1530—80 getragen wurden. Dieselbe ist aus sämisch Leder und besteht aus einem größeren mittleren Zugbeutel, mit festem, kreisrundem Boden, der außen aus braunem Leder eine durchbrochene Ornamentverzierung trägt. Etwas kleinere, ganz gleich gestaltete Lederbeutel befinden sich an den vier Seiten desselben angebracht, während zwischen diesen sich wieder je eine kleinere, ebenfalls mit Zugschnüren versehene Tasche befindet. Die Enden der Zugriemen sind von geflochtenem Leder mit Seidenfransen geschmückt. Außerdem ist die Tasche mit zahlreichen, mit Leder überflochtenen Knöpfen und mit Seidenfransen geziert. Zur weiteren Ausschmückung dienen in der Längsrichtung der Tasche laufende Lederlitzen und gesteppte seidene Nähte. Die Tasche — eine ähnliche ist in Hefner-Alteneck's Tracht und Schmuck abgebildet — soll nach bei ihr befindlichen Notizen aus Lüneburg stammen, daher aber bis 1787 in der Sammlung der herzoglichen Familie von Kent aufbewahrt worden sein. Nach verschiedenen Besitzveränderungen — so soll sie eine Zeitlang im Besitz des Königs von Schweden gewesen sein — kam sie in den Handel und nun in das germanische Museum.

Ein in vergoldetes Silber gefaßtes, auf der Rückseite mit grünem Sammet hinterlegtes, rundes Relief (Anhänger), harrt noch seiner endgültigen Erklärung. In grüner Baumlandschaft die sich vom blau gehaltenen Hintergrund abhebt, schreitet aufgerichtet ein weißer Bär von rechts nach links. Am Rande darüber die Worte: Intrepide et constantee. Rechts auf dem Sattel einer schwarzen cannelirten Säule das brandenburgische Wappen und die Jahreszahl 1701. Möglicherweise ist der interessante Anhänger ein Ordens- oder Gesellschaftsabzeichen. Für die Medaillensammlung wurde unter anderem ein trefflich erhaltenes Exemplar der 1634 von Sebastian Dadler gefertigten Medaille auf den Tod des Königs Gustav Adolf erworben. Der Revers zeigt Gustav Adolf auf einem Dreigespann als Triumphator über Ungethüme dahinfahrend, begleitet von zwei allegorischen Frauengestalten, welche ihm den Lorbeer auf die Stirn drücken. Auf dem Revers die gekrönte aufgebahrte Leiche des Königs; im Hintergrund die Schlacht bei Lützen, in den Lüften Engelscharen.

Eine Reihe von Gegenständen von Volksalterthümern, die für Kunstgewerbe und Culturgeschichte von Bedeutung sind, aus Schleswig-Holstein und der Gegend von Homburg, wurde an Ort und Stelle erworben. Neben mehreren Gegenständen der Volkstracht sind es Leinengewebe mit den bekannten sogenannten Vierländer- und Altenländer-Stickereien, welche in eigener, dem Material angepaßter Weise mit ungemein einfachen Mitteln doch eine wirklich künstlerische Wirkung hervorbringen. Weiter wären zu nennen: ein geschnitzter Fries mit Sims aus einer holsteinischen Bauernstube aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, eine interessante und in ihrer vollständigen Erhaltung seltene große Truhe mit reichem Beschläg ebendaher, 17. Jahrhundert, dann ein noch gothisirender Schrank, wohl auch aus dieser späten Zeit, ein Wagensitz, mehrere Stühle, dann Leuchter, ein origineller Zinnkrug mit eingegossener Reiterfigur, sowie ein schön gesticktes Stuhlkissen von 1722 (Figuren), wie sie in und um Hamburg gebräuchlich waren.

Der Waffensammlung hat auf ergangenes Ansuchen der Magistrat der Stadt Erfurt in entgegenkommender Weise zwei große Sepschilde zur Aufstellung überlassen. Dieselben sind aus Holz in ungefähr Mannshöhe, leicht gewölbt und auf beiden Seiten mit Leder überzogen. Dieses wieder ist beiderseitig auf Kreidegrund bemalt, und zwar trägt die Vorderseite auf rothem Grunde das weiße Rad, auf der Rückseite in der oberen rechten Ecke ist der das Jesuskind tragende Christophorus dargestellt. Zwei breite lederüberzogene Handhaben dienen zum Fortbewegen des ziemlich schweren Vertheidigungsmittels. Nach dem Stil der Malereien läßt sich als Entstehungszeit die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts annehmen.

Auch die Hausgeräthe haben sich um einige hochinteressante Gegenstände vermehrt. Da ist zu nennen eine vierseitige Zinnflasche mit Schraubenverschluß (Milchgefäß), die auf der Vorderseite das Relief der Maria mit dem Kind (Brustbild), auf den übrigen drei angeblich von Peter Flötner herrührende Plaquetten zeigt. Es sind Christus, die Justitia und eine weitere weibliche allegorische Figur. Die Verwendung der Plaquette im gewerblichen Leben ist hier an einem interessanten Beispiel vertreten. Die Entstehungszeit ist das späte 16. Jahrhundert. Durch Form und Arbeit zeichnet sich ein Rasirmesser mit langem elfenbeinernem, spitz zulaufendem Heft und schön geschweifter, geätzter und theilweise vergoldeter Klinge aus, wohl auch noch dem 16. Jahrhundert angehörend und möglicherweise eine italienische Arbeit.

Von Silberarbeiten ist ein Besteck zu erwähnen, um 1700 von dem Augsburger Meister G. Wurstler gearbeitet, an den Griffen mit reicher Treibarbeit in den etwas schwülstigen Formen der Zeit. In das Ende dieses Jahrhunderts führt uns ein Reisenecessaire, in dem Originaletui, bestehend aus Messer, Gabel, zwei Löffeln, Eierbecher, Salz- und Pfeffergefäß, Trinkbecher und Zahnstocher, mit einfacher getriebener, zugartiger Verzierung, Arbeit eines unbekannten Nürnberger Meistere.

Weiter wurden auch für die immer ansehnlicher werdende Sammlung von Porzellanen einige Erwerbungen gemacht. Zunächst zwei kleine Figürchen aus Meißen, reizend bemalt, ein Page und eine Schäferin aus der Zeit der Direction Marcolini, den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, von zarter, etwas süßlicher Rokoffassung, die allerdings die Höhe des „vieux Saxe“ nicht mehr zeigt. Der besten Zeit gehören dagegen zwei Vasen aus Ludwigsburg an, etwa 1760—70, Winter und Sommer darstellend, jedenfalls aus einer Folge der vier Jahreszeiten. Ist auch das Porzellan und die Glasur nicht von der Feinheit wie das Meißener, so ist doch die Composition sehr geschmackvoll — den Sommer charakterisiren neben prachtvoll naturalistisch gebildeten Kirschbouquets ein brütender Vogel und Knabe mit Früchten, während das Rocaillewerk entsprechend farbig behandelt ist, den Winter ein Knabe mit Kohlenbecken, während das Rocaillewerk in Eiszapfen umgebildet ist.“

v. M. IV. Internationaler Congreß für Criminal-Anthropologie. Genf, 1896. Mit der Versendung der ersten zu den Verhandlungspunkten des Congresses eingegangenen Referate ist soeben begonnen worden. Francis Galton beschäftigt sich mit seinem neuzeitlichen Lieblingsthema, den „Finger-Abdrücken“. Allgemeine Betrachtungen über Criminal-Psychologie stellt Dr. P. Naecke von Hubertusburg bei Leipzig an. Die Beziehungen des Rechts und der Anthropologie behandelt Senator J. Jukrewsky (Petersburg). Professor X. Francotte von Lüttich berichtet über den alkoholischen Somnambulismus vom Standpunkt der gerichtlichen Medicin. Professor Thiry (Lüttich) behandelt in zwei gesonderten Referaten die gesetzlichen und die administrativen Anwendungen der Criminal-Anthropologie. Dr. Malinowski, Director des medicinisch-pädagogischen Instituts in Petersburg, erörtert die Mittel zur Verhinderung der Entwicklung der Criminalität. Prof. Allmenn (Neapel) berichtet über die Beziehungen zwischen erblicher Anlage und häuslichem Milieu in Bezug auf Hervorrufung des Hangs zum Verbrechen. De. Aubry (Saint-Brieuc) behandelt den Einfluß der Presse auf die Criminalität. Es sei gestattet, auf die Ausführungen des letztgenannten Referats in Kürze hinzuweisen. Dr. Aubry ist der Ansicht, daß die Presse bei solchen Personen, die zum Verbrechen disponirt sind, einen unmittelbaren Einfluß auf die Verwirklichung des verbrecherischen Gedankens haben kann und zwar um so mehr, je anhaltender die Lectüre der maßgebenden Preßerzeugnisse, namentlich der Mittheilungen über thatsächlich verübte Verbrechen ist. Er geht sogar noch weiter und meint, daß die fortgesetzte Lectüre gewisser Schriftsteller und die tägliche Kenntnißnahme von Preßmittheilungen über Verbrechen mit der Zeit für sich allein sogar die Prädisposition zum Verbrechen schaffen kann. Weiter mißt er der Tagespresse mit ihren eingehenden Mittheilungen über die Einzelheiten der Verbrechensverübung einen maßgebenden Einfluß auf die Belehrung des Verbrechers über die Technik des Verbrechens bei. Bei politischen Verbrechen tritt die agitatorische Presse in die erste Reihe der Veranlassungen zum Verbrechen. Das Heilmittel — bestehend in dem Ausscheiden der eingehenden Mittheilungen über verübte Verbrechen aus der Tages- und Wochenpresse (mit Einschluß insbesondere der illustrirten Veröffentlichungen) erwartet der Referent weniger von der Ausgestaltung der staatlichen Gesetzgebung als von der freien Verständigung der Journalisten. Er meint, durch einen zu diesem Zweck zu berufenden allgemeinen Preßcongreß könne diese Verständigung er-

Digitized by Google

reicht werden. Bei dieser optimistischen Ansicht dürfte aber doch wohl das Gewicht unterschätzt sein, mit welchem eine scandalsüchtige Minorität von moralisch wenig ängstlichen Vertretern der Tagespresse der allgemeinen ehrlichen Verständigung auf diesem Gebiet widerstreben wird.

* Nach dem Jahresbericht des „Hydrographen" der englischen Admiralität für das Jahr 1895 verdienen die von dem englischen Vermessungsschiffe „Penguin" im südlichen Stillen Ocean ausgeführten Tiefseelothungen hervorragendes Interesse. In rund 28¾ Grad, bezw. 30½ Grad südlicher Breite und 176 Grad, bezw. 176⅔ Grad westlicher Länge von Greenwich ist dort in 5147, bezw. 5155 Faden (9413, bezw. 9427 Meter) Tiefe Grund gefunden und sind gute Grundproben, rother Thon, beidemale glücklich heraufgebracht worden. Diese Lothungen reichten etwa 500 Faden (914 Meter) tiefer als die bisher bekannten (ebenfalls dem Stillen Ocean angehörigen) größten Meerestiefen. Außerdem sind sie dadurch besonders bemerkenswerth, daß sie nicht weit vom Lande entfernt sind. Die größte bisher bekannte Tiefe war die im Jahre 1895 von der Corvette „Tuscarora" der Vereinigten Staaten nordöstlich von Japan gefundene von 4655 Faden (8513 Meter).

* Nach einem Bericht des „Königl. niederl. meteorologischen Instituts" waren am 23. Juli Abends zu Haarlem folgende optische Lufterscheinungen im Dunstkreis wahrzunehmen. Nachdem bereits zwischen 5 und 6¼ Uhr ein großer Ring um die Sonne sichtbar gewesen war, zeigte sich etwa eine Stunde nach Aufgang des Mondes oberhalb dieses Himmelskörpers ein kurzes, schwach begrenztes Lichtbündel, das aber nach kurzer Zeit wieder verschwand. Zwischen 9 und 9.5 entwickelte sich darauf ein zweites Lichtbündel unter dem Mond, das viel schärfer begrenzt war und eine ansehnliche Länge erreichte, nämlich nach Abschätzung zwischen 8 und 10 Grad, nach dem Horizont etwas spitz zulaufend. Beide Lichtbündel waren mattgelb von Farbe. Das merkwürdigste und schönste war aber der stark entwickelte Nebenmond, der zwischen 9.10 und 9.22 rechts vom Mond, im Süden beobachtet wurde und zwischen 9.12 und 9.16 seine größte Helligkeit erreichte. Während dieser Zeit war der dem Mond zugekehrte Theil des Nebenmondes deutlich roth gefärbt, während oben rechts ein ziemlich langer, stark leuchtender, einigermaßen wie aufsteigender Schwanz, gleich demjenigen eines Kometen, sichtbar war. Von einem Mondring, einer Erscheinung, die in vielen Fällen das Vorkommen eines Nebenmondes begleitet, war nichts wahrzunehmen. Während der Dauer dieser optischen Erscheinungen herrschte fast Windstille, nur dann und wann war ein leichter Windhauch aus SO. bemerkbar. Die Bewegung der Cirri war aus WSW., das Barometer etwas fallend.

* **Karlsruhe.** Bei der technischen Hochschule ist Dr. phil. Arthur Drews als Docent für Philosophie eingetreten. Der Vorgang ist in zweifacher Hinsicht von Interesse. Einmal pflegen die technischen Hochschulen die Philosophie nicht in ihren Lehrplan aufzunehmen. Sodann aber wird durch Drews' Eintritt ins Lehramt zum erstenmal Eduard v. Hartmanns Philosophie akademisch vertreten. Drews ist ein unbedingter Anhänger Hartmanns. Der Philosoph des Unbewußten selbst hat vor Jahrzehnten einige Versuche, ihn als Universitätslehrer zu gewinnen, zurückgewiesen.

* **Straßburg.** Der bisherige außerordentliche Professor Fritz von Calker ist zum Ordinarius für Strafrecht und Proceß ernannt worden. Prof. von Calker ist erst Ostern dieses Jahres von Halle, wo er mehrere Jahre Privatdocent war, als Extraordinarius nach Straßburg berufen worden. — In der medicinischen Facultät hat sich der bisherige Assistent der Klinik Dr. Walther Kausche als Privatdocent für innere Medicin habilitirt.

* **Dresden.** In Tharandt ist am 28. Juli der seit October 1887 im Ruhestand befindliche Professor Dr. Hermann Krutzsch gestorben, dem insbesondere die Gründung meteorologischer Stationen in Sachsen nach preußischem Muster (1862), sowie geologischer Untersuchungen der sächsischen Staatsforstreviere und werthvolle Bodenstreu-Untersuchungen zu verdanken sind.

* **Halle.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. med. P. Jensen, ein Sohn des Dichters Wilhelm Jensen. Seine Antrittsvorlesung handelte „über die wissenschaftliche Auffassung des allgemein-physiologischen Problems".

* **Berlin.** Der Wanderversammlung der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine, welche die Stadt Berlin im Festsaal des Rathhauses gastlich begrüßen wird, geht Sonntag Abend eine Abgeordnetenversammlung der verbundenen Vereine voraus, die sich mit einigen Fragen von allgemeinem Interesse beschäftigen wird. Dahin zählt zunächst das Verfahren bei öffentlichen Concurrenzen, wobei im Interesse der ausschreibenden Städte und Behörden eine größere Sicherheit für die genauere Fassung des Bauprogramms angestrebt werden soll. Der Schutz der architektonischen Arbeiten durch buchhändlerische Unternehmungen wird Anlaß bieten, die Frage eines stärkeren Schutzes des geistigen Eigenthums an baukünstlerischen Plänen und Ausführungen zu erörtern. Unter den zahlreichen Berichten liegen solche vor zur Entwicklung des deutschen Bauernhauses, über die Honorarnorm für Arbeiten der Architekten und Ingenieure, sowie über die Frage einer einheitlichen Bezeichnung der akademisch gebildeten Techniker in Deutschland. Wichtiger werden diejenigen Referate sein, die als Fortsetzung früherer Arbeiten und Untersuchungen namhafter Techniker die Feststellung der Regenniederschläge für die größeren Orte in Deutschland, sowie die Umlegung städtischer Grundstücke und die Zonenenteignung betreffen.

* **Dorpat.** Dr. R. Busch, Assistent am hiesigen Botanischen Garten, ist von dem Conseil der Universität und von der russischen geographischen Gesellschaft auf eine botanische Reise in den Kaukasus geschickt worden. Dr. Busch wird die bis jetzt unerforschten Quellen der Flüsse Tebeeda und Muruch im Kubanischen Kreise (Nordkaukasus) besuchen und seine Reise nach Transkaukasien bis Suchum ausdehnen. Zur Unterstützung bei der wissenschaftlichen Arbeit ist ihm der Student der Botanik, Schtschukin, beigegeben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 25. bis 29. Juli folgende Schriften eingegangen:

Gesetz, einige Bestimmungen über die Inhaberpapiere betreffend vom 18. März 1896. Mit Einleitung ꝛc. hggb. von E. Meerbuchen. München, C. H. Beck 1896. — Dr. J. Graßmann: Versammlungs- und Vereinspolizei im Königreich Bayern. Separatabdruck aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Rochus Schmidt: Deutschlands colonialle Helden und Pioniere der Cultur im schwarzen Continent. 2. Bd. Mit Portraits und Karte. Braunschweig, A. Limbach 1896. — Dr. Hans Wagner: Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika. Frankfurt a. O., H. Andres u. Co. 1896. — Deutscher Colonial-Atlas. 30 Karten mit über 300 Nebenkarten. Hggb. von P. Langenhans. 9. u. 10. Lfg. Gotha, J. Perthes 1896. — Berlin und seine Eisenbahnen 1846—1896. Hggb. i. A. des k. preuß. Ministers der öffentlichen Arbeiten. 2 Bde. Berlin, J. Springer 1896. — Jubiläums-Schrift von C. A. Fleischmanns Hof-Kunsthandlung München. — Maxime Gallinger: Geschichte der griechischen Plastik. Uebers. von E. Thrämer. 1. Bd. Mit Tafeln und Abbildungen im Text. Straßburg, K. J. Trübner 1896. — Dr. Franz Schleichl: Glaubensflüchtige aus England, Schottland und Irland seit dem Jahre 1500. Culturgeschichtliche Studie. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Handelsakademie in Linz. Linz, C. Mareis 1896. — Kurt Klein: Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870/71. Illustrirt von E. Zimmer. 1. Lfg. München, C. H. Beck 1896. — A. Wehner: Die Glocke ein Symbol menschlicher Vereinigung. Darlegung des Gedankenzusammenhangs in Schillers Lied von der Glocke. Leipzig, A. Wehner. — Lic. L. C. Goetz: Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholicismus. 3. und 4. Tausend. Leipzig, Fr. Jansa 1896. — Aepd v. Töröl: Neue Klänge. Zur Erinnerung an den 12. internationalen Thierschutzcongreß. Budapest, „Kosmos" 1896. — Dr. G. A. Müller: Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise. Mit Facsimiles. München, Seitz u. Schauer 1896. — Derselbe: La résurrection de Laenrel Ebd. — Comune de Firenze: Bollettino di statistica. A. IX, n. 6, Giugno 1896. — Historische Zeitschrift (begründet von Heinrich v. Sybel), unter Mitwirkung von Paul Bailleu u. s. w. hggb von Friedrich Meinecke. N. F. 41. Bd. (= 77.) Heft II. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1896 Nr. 3. Mai u. Juni. Nürnberg, Verlag des Museums. — Heinrich Schwaigee: Führer durch das Karwendelgebirge, mit Illustrationen ꝛc. von Ernst Platz. München J. Lindauer 1896.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 1. August. Nummer 177.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Kirchenpolitische Briefe. XIV. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XIV.

„I 'vo gridando: pace, pace, pace."
Petrarca, Canz. s' Grandi d'Italia.

Berlin, 20. Juli 1896. Wir haben unsern letzten Brief über „die römische Frage" (XIII) mit dem Hinweis darauf beschlossen, in wie hohem Grade es für das innere Leben der Kirche wünschenswerth, ja nothwendig wäre, daß der mit der „Questione Romana" auf ihr liegende Alpdruck weggenommen werde.

Diese Betrachtungen lassen sich noch sehr vervollständigen.

Auch in ultramontanen Kreisen dürfte man sich kaum die Augen darüber verschließen, daß eine definitive Regelung dieser Frage nicht ohne oder gegen Italien geschehen kann. Es lassen sich dafür die seinerzeit von uns berührten Ausführungen des Jesuiten Cornoldi, wie diejenigen des Frhrn. v. Hertling auf der letzten Münchener Katholikenversammlung anführen. Wenn dem aber so ist, so kann die Kirche die Fortdauer des gegenwärtigen Kriegszustandes in Italien nicht wünschen. Denn dieser Zustand der Entfremdung oder vielmehr feindlichen Gegensatzes nimmt seit einem Vierteljahrhundert der Kirche fast jeden Einfluß auf die Erziehung der Jugend. Es wächst eine Generation heran, welche von der Kirche immer weniger weiß und immer weniger wissen will. Jedermann, der heute Italien bereist, ist von dem Anblick dieser frivolster Oberflächlichkeit und gedankenloser Genußsucht hingegebenen „Jeunesse dorée" betroffen[2]); man fragt sich: wohin soll das führen und was hat die Kirche gutes zu erwarten von einem Geschlechte, das so erzogen wird? Ist Italien einmal entchristlicht, so entfällt selbstverständlich für die Kirche jede Hoffnung, daß auch nur ihre bescheidensten und berechtigtsten Forderungen bei den zukünftigen Machthabern und Gesetzgebern des Landes irgend welche Berücksichtigung finden. Ein ehrlicher Freund des Vaticans kann demselben daher nur den Rath geben, den Bogen nicht zu straff zu spannen und beizeiten, ehe es zu spät ist, an einen modus vivendi zu denken, welcher dem religiösen Element wieder gestattet, seinen durch nichts zu ersetzenden heilsamen Einfluß auf die nationale Erziehung auszuüben.

Wir gelangen zu einem anderen Punkte, und zwar zu der Frage, welche wirkliche, nicht etwa eingebildete oder vorgebliche Interessen der Katholicismus, beziehungsweise der heilige Stuhl daran habe oder daran haben könne, eine von der gegenwärtigen verschiedene, ihm vortheilhaftere Lösung der „römischen Frage" zu erstreben.

Unsre Leser werden nicht den Eindruck von unsern „Briefen" haben, daß der „Spectator" gewohnt oder gewillt sei, die Wehklagen der ultramontanen Presse oder die obligaten Declamationen „katholischer Congresse" für den wahren Ausdruck der Gesinnung der Christenheit oder der berechtigten Forderungen der Kirche zu halten. Wir haben viele Menschen sterben sehen und tief in das Leben vieler Familien hineingeblickt; das Geschrei der Klageweiber kann uns über die wahren Empfindungen und die wirkliche Lage der Hinterbliebenen nimmer täuschen. Der Leichnam des weltlichen Papstthums liegt hoch aufgebahrt über der Schwelle, die das neunzehnte von dem zwanzigsten Jahrhundert trennt. Soll man ihn, wie gewisse Völker mit der irdischen Hülle ihrer Fürsten oder Feldherren gethan, noch weiter dahinschleppen, oder soll man ihm endlich ein ehrlich Begräbniß zugestehen? Man sollte denken, nicht gemiethetes und bezahltes Gesinde, sondern die Kinder des Hauses hätten zunächst darüber zu befinden.

Zu dem gemietheten Volk, das hier nicht mitzureden hat, rechnen wir zunächst den ganzen Troß derjenigen, welche ein materielles Interesse an dem Fortleben oder der Wiederauferstehung des Temporale haben; des weitern alle diejenigen, für welche die „römische Frage" nur ein Agitationsmittel ist, geeignet, dem modernen Staat, vorab auch dem Deutschen Reich und der Tripelallianz Steine in den Weg zu werfen und die unmündigen Massen gegen die Regierungen zu verhetzen. Die „Kinder des Hauses" sind uns diejenigen, für welche die religiösen und ethischen Aufgaben des Christenthums alles sind und für welche die Rücksicht auf diese Aufgaben der ausschlaggebende Factor ist.

Und da kommen wir auf die Frage zurück: entspricht die gegenwärtige Lage des Oberhauptes der Kirche den Bedürfnissen und der Würde des Katholicismus, oder hat derselbe ein weiteres Maß von Unabhängigkeit und Freiheit des apostolischen Stuhls zu fordern?

Man hat nun italienischerseits hunderlmal gesagt, daß dem Papste seit 1870 keine irgendwie wünschenswerthe Freiheit gefehlt habe. Man hat darauf hingewiesen, daß auch die freiwillige Gefangenschaft im Vatican Pius IX. nicht verhindert habe, alles in seinen Allocutionen zu sagen, was ihm beliebte. Der heilige Stuhl, sagt man, konnte sich uns gegenüber jede Freiheit erlauben, die heftigsten Anschuldigungen gegen Italien oder Preußen aussprechen, ohne daß ihm jemand zumuthete, seinem Gefühl einige Gewalt anzuthun oder die Lebhaftigkeit seiner Sprache zu mäßigen.

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 150 vom 1. Juli d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. — Vermuthungen über die Herkunft der Briefe, wie sie jüngst auch in die Presse Eingang gefunden, bewegen sich auf dem Felde willkürlicher Combination.
D. Herausg.

[2]) Wir wollen gleich hinzufügen, daß der Anblick dieses Zustandes wohl auch manche erfreuliche Reaction in ernstgesinnten Kreisen hervorruft. Das merkwürdigste Anzeichen dieser Art ist die „Unione per il bene", ein Verein edler und geistvoller Männer und Frauen, welcher durch seine treffliche Zeitschrift „L'ora presente" im Sinne der Verständigung des religiösen und nationalen Lebens auf die öffentliche Meinung Italiens einzuwirken bestrebt ist. An der Spitze dieser Bestrebungen steht eine Blutsverwandte des großen Rosmini, das edle und geistvolle Frl. Antonietta Giacomelli in Rom (Verfasserin von „Sulla breccia", 2. ed., Firenze 1895). Möge der Erfolg ihren hochherzigen Absichten entsprechen.

Deßgleichen liegt kein Fall vor, in welchem der Papst, sei es in der Ausübung seiner Primatialrechte, sei es auch nur in der obersten Leitung der italienischen Kirchen behindert oder geschädigt worden wäre. Im Gegentheil ließ sich constatiren, daß die früher von auswärtigen Regierungen bei kirchlichen Conflicten gegen das Temporale der Päpste ergriffenen Repressalien nunmehr weggefallen sind und der apostolische Stuhl von einer Menge von Rücksichten frei ist, welche er früher bald auf diese, bald auf jene Macht zu nehmen hatte.

Diese Argumente sind sehr bestechend, aber sie sind für die Entscheidung der Sache nicht ausschlaggebend. Der hl. Stuhl hat stets, und wie es uns dünkt, nicht ohne Berechtigung, hervorgehoben, daß die ihm durch das Garantiegesetz von 1871 zugestandene Unabhängigkeit auf einem Mehrheitsbeschluß der italienischen Kammer beruht, der jeden Tag wieder aufgehoben werden kann. Die Einreihung des Garantiegesetzes unter die Kategorie der Staatsgrundgesetze ändert schließlich daran nicht viel, denn auch diese können auf dem von der Verfassung vorgesehenen Wege wieder beseitigt werden. Und zudem kann in dem Umstand, daß Italien sich seit 1871 sehr langmüthig gezeigt und, ohne darauf zu reagiren, alle Kundgebungen der Curie ertragen hat, doch keine Bürgschaft liegen, daß das auch in Zukunft immer so sein werde. Wir haben gesehen, wie aus Anlaß des 20. September v. J. schon manche Stimmen einfach die Aufhebung des Garantiegesetzes verlangten oder in Aussicht stellten.

Andrerseits muß auch das wieder hervorgehoben werden, daß selbst nach dem Zugeständniß durchaus nicht ultramontaner Beurtheiler die italienische Regierung es seit 1871 vielfach an dem, was sie selbst auf grund des Garantiegesetzes dem Vatican schuldig war, hat fehlen lassen. Wir erinnern abermals daran, daß der Urheber des Gesetzes selbst betont hat, daß die Regierung leider nicht im stande oder nicht gewillt war, im ganzen Staate diejenige Atmosphäre zu schaffen, in welcher sich die Kirche sicher fühlen und der hl. Stuhl eine Bürgschaft für die Dauer erblicken konnte.[1]) Im Gegentheil ist, was auch Gefficken so nachdrücklich betont hat, die Regierung seit dem Rücktritt des Ministeriums Minghetti immer mehr in das Fahrwasser des Radicalismus hinabgeglitten und hat es versäumt, aus Furcht vor den Radicalen und der Massoneria, mit gewissen Bestimmungen des Garantiegesetzes, namentlich denjenigen, welche die souveräne Person des Papstes vor Beschimpfungen und Beleidigungen schützen, Ernst zu machen.

Jede Münze hat ihre zwei Seiten. Wir haben die „römische Frage" bisher immer unter dem Gesichtswinkel betrachtet, welcher sich aus dem zeitherigen feindseligen Verhältniß des hl. Stuhls zu Italien, beziehungsweise dessen Regierung ergibt. Unterstellen wir aber einmal den Fall, daß aus irgend welchem jetzt nicht absehbaren Grunde sich dieses Verhältniß einmal umkehre und das Papstthum dem es umgebenden Königreich gegenüber ebenso abhängig, unterworfen oder willig wäre, wie etwa das Pontificat des 10. Jahrhunderts gegenüber den es erdrückenden Adelsfactionen der damaligen Zeit es war. Ein Papstthum, das im Dienste Italiens stünde und die kirchlichen Actionsmittel der Politik dieses Staates zur Verfügung stellte, müßte nothwendigerweise den Argwohn anderee Nationen hervorrufen und wir könnten, mutatis mutandis, wieder den Schlachtruf hören, den seinerzeit die Engländer unter dem schwarzen Prinzen gegen das in den Banden der französischen Politik schmachtende Papstthum von Avignon ausstießen: „si le Pape est français, Jésus-Christ est anglais." Freilich, auch die Wiederaufrichtung des Kirchenstaates im 15. Jahrhundert hat das Papstthum nicht davor geschützt, im Streite der Nationen bald für diese, bald für jene Partei zu nehmen. Die Geschichte des Temporale im 17. Jahrhundert ist nichts anderes als die eines fortwährenden Herüberfallens von der spanischen auf die französische oder von der französischen auf die spanische Seite.

Mit oder ohne Kirchenstaat besteht also immer eine gewisse Gefahr, daß die Interessen der Katholicität durch die Parteinahme des Pontificats für eine bestimmte Macht oder durch seine Abhängigkeit von einer solchen geschädigt werden. Die Gefahr ist heute größer als je, weil der Geist der Gegenwart weniger als der vergangener Jahrhunderte geneigt ist, den religiösen Gedanken durch irgend welche Verquickung mit politischen oder nationalen Rücksichten corrumpirt zu sehen. Wie ist dieser Gefahr zu begegnen?

Endlich ein dritter Gesichtspunkt, welcher dem apostolischen Stuhl ebenso unräthlich erscheinen lassen muß, das Garantiegesetz von 1871 anzunehmen, als die Fortdauer des heutigen Zustandes besonders zu wünschen, — das ist die finanzielle Seite der Frage.

Das Budget des hl. Stuhles ist natürlich durch die Ereignisse des Jahres 1870 in eine ganz neue Phase getreten. Die Ausgaben für die Regierung des bis dahin noch gebliebenen Patrimoniums Petri fielen zwar weg, aber es blieben diejenigen für die ganze große kirchliche Centralverwaltung bestehen, und wenn manche der hier in Betracht kommenden Institute, wie die Propaganda, finanziell auf sich selbst gestellt waren, so hinterließ andrerseits das gestürzte päpstliche Regiment dem Vatican eine Menge von Verpflichtungen, denen er sich nicht zu entziehen vermochte. Man wird kaum irre gehen, wenn man die dem apostolischen Stuhl obliegenden jährlichen Ausgaben auf durchschnittlich 7½ bis 8 Millionen Lire veranschlagt.

Zur Deckung dieses „Debet" kamen das capitalisirte Vermögen des hl. Stuhles und der Petrospfennig als einzige Ressourcen in Betracht, nachdem mit dem 20. September 1870 die Staatseinnahmen plötzlich aufgehört hatten. Die Erregung der Zeiten während des deutschen Culturkampfes, der Enthusiasmus der von Rom die kräftigste Unterstützung erwartenden Royalisten Frankreichs, die äußersten Anstrengungen der dem Papste ergebenen Elemente in ganz Europa hielten während des ganzen Restes der Regierung Pius' IX. den Ertrag des Petrospfennigs auf einer beträchtlichen Höhe; der Durchschnitt mag sich zwischen 5 bis 7 Millionen belaufen haben, aber es gab gute Jahre, die 12 und 13, wenn nicht 15 Millionen einbrachten. Als Leo XIII. succedirte, betrug das capitalisirte Vermögen des hl. Stuhles etwa 60 Millionen Lire, was also höchstens 2 bis 2½ Millionen Rente abwarf. Da der Papst trotz der ihm in der „Civiltà cattolica" sehr deutlich verabreichten Winke und Lectionen nicht Miene machte, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten, vielmehr eine von der vernünftigen Welt im ganzen und großen mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Versöhnungspolitik zunächst wenigstens Deutschland gegenüber betrieb, so wurde die Parole gegeben, in der Sammlung des Petrospfennigs sich nicht zu erhitzen. Die Folge war eine empfindliche Ebbe in den päpstlichen Cassen. An diesen Verhältnissen änderte der Tod des Cardinals Franchi schon manches, wie denn das römische Klima und die beliebten „Gelati" sich stets als treffliche Bundesgenossen einer „correcten" Politik erwiesen haben. Allmählich sah man die Gesellschaft Jesu in die volle Gnade des Vaticans zurückkehren, mit Ehren und Privilegien überhäuft, die Quellen des Petrospfennigs flossen wieder und die reichen Gaben der Christenheit werden in den Jahren der mehrfachen Jubiläen selbst die schweren Verluste völlig gedeckt haben, welche das Vermögen des hl. Stuhls bei dem finanziellen Krach in Rom, dem Bankerott der Borghese und in

[1]) *Bonghi*, Leone XIII e il governo ital., p. 6. 32.

Folge viel besprochener, aber nie aufgeklärter Veruntreuungen erlitten hatte. Diese Verluste scheinen zwischen 25 bis 30 Millionen Lire betragen zu haben. Die päpstlichen Cassen hätten nun einen glänzenden Stand gehabt, hätte nicht die leidige Politik einen abermaligen Strich durch die Rechnung gemacht. Denn seit der Allianz des hl. Stuhls mit der französischen Republik zahlen die entrüsteten Royalisten keinen Petrispfennig mehr. Die Ralliirten recrutiren sich mehr aus denen, welche Geld bedürfen, als solchen, welche dessen überflüssig haben, und die Republikaner sind vollends so gottlos, sich auf den Petrispfennig absolut nicht einzulassen. Man hatte den Papst glauben gemacht, die Demokratie werde, nachdem er die Monarchisten aufgegeben, aus purer und heller Dankbarkeit Sr. Heiligkeit zu Füßen fallen und zehnfach das decken, was nun in den Taschen der „Königlichen" zurückblieb. Aber die Demokratie hat alle diese wohlberechtigten Erwartungen getäuscht. Die Bourgeois waren mit ihrem Panama beschäftigt, die Radicalen warten nur den Moment ab, der ihnen gestattet, die Güter der todten Hand in ihren gierigen Magen verschwinden zu lassen.

Das alles ist nun für den Petrispfennig so verdrießlich wie möglich und es scheint, daß den fetten Jahren jüngst wieder recht magere gefolgt sind. Allem Anschein nach gelingt es nicht mehr, das Gleichgewicht in dem päpstlichen Haushalt herzustellen. Was folgt daraus? Es folgt daraus, daß der Papst, paur joindre les deux bouts, genöthigt ist, sich immer vollständiger in die Arme der extremen ultramontanen Agitationspartei zu werfen; denn sie allein ist im stande, den Petrispfennig auf der erwünschten Höhe zu halten, oder ihn wieder auf dieselbe zurückzuführen. Dem Uebel würde nicht abgeholfen dadurch, daß der Papst das Garantiegesetz annähme; denn die von demselben als päpstliche Civilliste gewährten 3½ Millionen würden kaum die Hälfte der nothwendigen Ausgaben decken, und der Petrispfennig würde nach einer Verständigung des Vaticans mit Italien sicher gänzlich aufhören.

Daß mein alter Nachbar und Freund in der Ukermark ein recht eigenthümlicher Mann ist, wissen die Leser des „Spectator" schon längst und sie werden es daher kaum überraschend finden, wenn derselbe auch hinsichtlich dieser hier eben besprochenen Punkte sehr befremdliche Meinungen hegt. Als wir neulich zu Pfingsten an seinem Kamine saßen und die römische Frage debattirten — es waren hier aben kalte und verregnete Pfingsten und der Gegenstand unsrer Unterhaltung war nicht einmal im stande, uns römisches Klima vorzuzaubern, da meinte der biedere Ukermärker plötzlich: ach was, all den Schwierigkeiten, welche die politische und finanzielle Lage des Papstes schafft, wäre die Spitze abgebrochen, wenn die übermäßige und krankhafte Centralisation des kirchlichen Lebens in Rom aufhörte und der ordentliche Umlauf der Kräfte in der Peripherie wiederhergestellt wäre. Wären die Bischöfe wieder wirkliche principes et rectores ecclesiarum suarum, würde nicht jede Kleinigkeit zur Verhandlung an römische Congregationen gesandt, statt im Lande abgemacht zu werden — ja würde selbst in einem Kriegsfalle die vorübergehende Behinderung der freien Correspondenz des Vaticans mit den Bischöfen aller Nationen ohne großen Schaden zu ertragen sein, die Kasten der päpstlichen Verwaltung würden sich erheblich vermindern lassen, und man könne sich schließlich dann bei den heutigen Verkehrsverhältnissen kaum den Fall denken, daß selbst eine vorübergehende Bedrückung oder Beeinflussung des hl. Stuhls durch Italien für das kirchliche Gemeinwesen sonderliche Gefahren herbeiführen werde. Nur die ungesunde Congestion aller kirchlichen Lebenskräfte in dem Oberhaupt habe eine Situation bedingt, wo jede, auch die leiseste, Beeinträchtigung dieses Oberhauptes von dem Gesammtorganismus als eine Verletzung seiner eigenen vitalen Interessen gefühlt werde; das werde aufhören, sobald man das natürliche und richtige Verhältniß zwischen Haupt und Gliedern wiederhergestellt habe. Dogmatische Entscheidungen seien so bald und so leicht doch nicht mehr von Rom zu erwarten, und wenn sie einmal wirklich nothwendig würden, werde es nichts schaden, wenn sie in Ruhe vorbereitet würden; eine momentane Behinderung des Papstes könne bei so großen Fragen auf die Dauer nicht in Betracht kammen. Hinsichtlich der disciplinaren Entscheidungen sei es aber erst recht gut, wenn die Entwicklung der Dinge den maßgebenden Einfluß auf dieselben dem mit den betreffenden Verhältnissen vertrauten Episkopat eines Landes zurückgäbe, statt sie römischen Congregationen zu überlassen, welche häufig ein sehr minimales Verständniß für die Dinge „draußen im Reich" besitzen. Aendere sich die allgemeine Lage der Kirche in diesem Sinne, so verliere die „römische Frage" mit der Zeit ihren acuten Charakter vollständig und es werde bald der Moment eintreten, wa man es unbegreiflich finden werde, daß ihr jemals so viel Bedeutung beigelegt wurde.

Der freundliche Leser begreift, daß uns dieser ganze Vortrag als pias aures offendens in höchliches Erstaunen versetzte und uns die Frage nahe legte, ob wir mit jemandem des weitern so vertrauten Umgang pflegen dürften, der sich van gallicanischen und febronianischen Lehrmeinungen so bedenklich inficirt zeige. Jedenfalls mußten wir unserm Freunde sagen, daß seine Ansichten aarläufig gar keine Aussicht auf Verwirklichung hätten; daß man zwar nicht wissen könne, wie der Weise nach „abermal fünfhundert Jahren" Menschen und Dinge in dieser Hinsicht werde gestellt finden, daß aber zur Stunde die Ausführung solcher „fürwitigen" Meinungen an einem juristischen und einem medicinischen Grundsatze scheitern müsse. An einem juristischen, der da heißt: beneficia non obtruduntur — da die Bischöfe zufrieden sind mit dem was sie haben, ist es überflüssig und zwecklos, sie mit der Zuwendung größerer Rechte behelligen zu wollen. An einem medicinischen; denn es widerspricht aller gesunden Receptirkunst, dem Kranken Arzneien zu verschreiben, die er einmal nicht nehmen will. Daß so ziemlich alle Uebel der Christenheit auf Cerebralcongestionen zurückzuführen sind, ist den Herren in Rom seit den Tagen des Constanzer Concils unzähligemal, auch von Päpsten wie Nicolaus V. und Hadrian VI. gesagt warden: die Curie hat aber eine unüberwindliche Idiasynkrasie gegen jede Kräftevertheilung nach der Peripherie zu verrathen, und man wird heute am allerwenigsten Verständniß für so unqualificirbare Rathschläge wie die meines ukermärkischen Freundes zu erwarten haben.

Einer „Lösung" der römischen Frage stellen sich in der That im Jahre des Heils 1896 noch ganz unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Wenn diese Schwierigkeiten sich nur von einer Seite erhöben, so könnte man die Haffnung haben, ihrer ohne allzu große Mühe Meister zu werden. Aber sie kommen, wie schon der Verfasser des früher von uns angezogenen Aufsatzes der „Rassegna nazionale": „La Germania e la Questiane Romana" (1889) ausgeführt hat, von drei ganz verschiedenen Seiten.

Sie liegen auf der Seite Italiens, Frankreichs und der Curie selbst.

Die größte Schwierigkeit wird immer auf der Seite Italiens zu suchen sein, und sie wird wesentlich darin bestehen, daß das geeinigte Italien weder in der Geschichte seiner Entstehung noch in seinem bisherigen Verhalten diejenige Physiognomie aufwies, welche die Kirche einladen konnte, einen ernstlichen Versnch zur Auseinandersetzung zu wagen. Verlangt man vom Vatican den Verzicht auf den Besitz Roms und des Kirchenstaates, so mußte man

ihm wenigstens sagen können: der Staat, der dir dieses Opfer zumuthet, trägt in sich, in seiner Constitution, in seinem ganzen Verhalten nicht bloß alle Bürgschaften einer unabsehbaren Lebensfähigkeit, sondern auch diejenigen eines unzerstörbaren und aufrichtigen Wohlwollens gegen die Kirche, voller Aufmerksamkeit auf die religiösen Bedürfnisse des Volkes, ehrlicher Hochachtung für die Rechte des Klerus, der kirchlichen Genossenschaften, des kirchlichen Eigenthums.

Wir wollen keinen Augenblick bezweifeln, daß Staatsmänner wie Cavour, Ricasoli, Borgatti, auch Bonghi und Minghetti die aufrichtige Hoffnung hegten, es werde sich allmählich ein Zustand herausbilden, welcher der Kirche die eben angedeuteten Garantien gewähre, und es lasse sich so eine Stimmung erzeugen, aus der heraus das Werk der Versöhnung geboren werden könne. Aber das junge Königreich ist das „Vizio originale“ nicht los geworden, das ihm bei seiner Geburt im Blute lag. Die engen Beziehungen zur Umsturzpartei, die lange Jahrzehnte gepflegte Freundschaft zu den Secten ließen sich nicht abschütteln. Das Mißtrauen und die Zurückhaltung der conservativen und religiösen Elemente der Bevölkerung gestatteten der „altliberalen“ Regierung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nicht, sich nach dieser Seite zu verstärken, sie verlor den Boden immer mehr unter den Füßen und mußte endlich das Steuerruder des Staates an parlamentarische Schichten abtreten, welche dem politischen und religiösen Radicalismus noch viel näher standen und deren Regiment weder für die Stabilität der Staatsordnung noch für die Wahrung idealer Interessen höherer oder gar religiöser Ordnung irgendwelche Bürgschaft bot. Auch Crispi hat in seinen früheren Ministerien den Fehler begangen, zu glauben, er könne den Widerstand des Vaticans durch heftige Schläge und empfindliche Nadelstiche besiegen. Sein ungeduldiges Temperament ließ ihn nur zu oft den Werth des „Abwartens“ übersehen; im Grunde war er einer Verständigung mit dem Vatican gar nicht abhold gesinnt und seine außerordentliche Energie hätte ihn wohl befähigt, auch die entgegengesetzten Strömungen im Parlament zu besiegen. Seine revolutionäre Vergangenheit war ein Hinderniß, welches viele abhielt, ihm jemals Vertrauen zu schenken. Aber seinen staatsmännischen Blick hat Francesco Crispi darin bewährt, daß er sich zuerst voll und bestimmt zur Monarchie und dann ebenso überzeugt zur Tripelallianz, sagen wir lieber, zum aufrichtigen und festen Zusammenhalten mit Deutschland bekehrt hat. Die afrikanische Unternehmung, an der er gescheitert ist, war nur eine Episode aus jener ihre Spitze gegen Rußlands und Frankreichs Präponderanz richtenden Politik, für welche merkwürdigerweise selbst in Deutschland so wenig richtiges Verständniß vorhanden ist. Jetzt ist das alles vorbei. Italien zeigt sich heute mehr als jemals bereit, dem Vatican die Hand zu bieten. Aber man täusche sich nicht. Man wird von jener Seite diese Hand noch zu feucht von dem Drucke derjenigen Mazzini's finden; man wird die Blutspuren von Castelfidardo noch an ihr erblicken und es nicht vergessen können, daß diese selbe Hand den Thron der Päpste zerschlagen, daß sie sich ausgestreckt hat, um das Eigenthum der Kirche zu confisciren, und daß sie unzählige kirchliche Genossenschaften aus ihren stillen Zellen erbarmungslos vertrieben hat. Ehe die Kirche sich entschließt, ehrlich und ohne Rückhalt in diese Hand einzuschlagen, wird nicht bloß diese ganze Generation, welche an dem „Rinnovamento“ Italiens mitgearbeitet hat, zu Grabe getragen sein müssen, es wird wohl noch über einem oder mehreren anderen Geschlechtern Gras gewachsen sein müssen, ehe die „Sünden“ des neuen Italiens vergessen sind.

Denn zwischen diesem Italien und der Curie steht Mephistopheles.

Die Menschengeschichte ist an Räthseln reich; auch die Kirchengeschichte. Aber von allen Räthseln, die uns die letztere zu knacken gibt, ist doch vielleicht keines dunkler, als die räthselhafte Vorliebe der Curie für Frankreich.

Es sind nun nahezu sechshundert Jahre, von den Tagen von Anagni herab bis zur Gegenwart, daß sich Frankreich dem hl. Stuhl gegenüber als die präpotente Macht aufspielt. Die Mißhandlung Bonifaz' VIII. leitete eine unübersehbare Zahl von Demüthigungen und Beleidigungen ein, welche sich die Päpste von Frankreich gefallen lassen mußten. Der Verlust des Kirchenstaats, schon von Philipp dem Schönen ins Auge gefaßt, ist in den Tagen Napoleons I. durch Frankreich herbeigeführt, in denen Napoleons III. nicht ohne Frankreichs Mithülfe bewerkstelligt worden. Von Frankreich sind wesentlich die geistigen, literarischen, philosophischen Einflüsse ausgegangen, welche im 18. und 19. Jahrhundert die Stellung der Kirche bei allen romanischen Völkern erschüttert, das Ansehen des apostolischen Stuhls aufs tiefste geschädigt haben. Man sollte sagen, daß das Gründe seien, stark genug, um der Curie jede besondere Freundschaft zu Frankreich zu benehmen. Nichtsdestoweniger ist Frankreich immer im Grunde genommen der eigentliche vertraute Geselle derselben, und unzähligemale hat sich seit Clemens V. bis herab auf die Gegenwart das Oberhaupt der Kirche in einem vollständigen Abhängigkeitsverhältniß zu Frankreich befunden. In den glorreichen Tagen, wo der Geist Leo's XIII. eine neue und große Politik zu inauguriren schien, war davon keine Rede mehr, und der Papst nahm keinen Anstand, zu erklären, daß es Deutschland und sein Kaiser sei, der an der Spitze der die europäische Gesellschaft und die Cultur erhaltenden Interessen einhergehe. Alle Welt weiß, daß diese Auffassung sich im Vatican geändert hat. Der Einfluß Frankreichs ist seit 1885 in demselben Maße gestiegen, wie derjenige Deutschlands gesunken ist, und heute ist zwar nicht der Nachfolger und Enkel des hl. Ludwig, wohl aber die dritte französische Republik Herr der Situation. Und was wohl zu bemerken ist, ist der Umstand, daß der französische Klerus und Episkopat zum großen Theil mit der gegen Italien gerichteten Politik der Republik vollkommen einverstanden ist. Warum auch nicht? Die meisten der jetzigen französischen Bischöfe sind eben die Creaturen der republicanischen Machthaber, ausgewählt und ernannt mit Rücksicht auf ihre politische Gesinnung und nicht zum mindesten auch mit Rücksicht auf ihre notorische Nullität. Denn dafür sorgen die Herren Cultusministler, daß keine Dupanloup mehr in den Episkopat hereinkommen. Diese Bischöfe genießen zwar unter den französischen Katholiken ein Minimum von Reputation; aber das verschlägt ihnen nichts. Sie sind im Besitze der Macht, sie haben den Vatican als Rückhalt hinter sich und unterstützen mit Lebhaftigkeit die Bemühungen der französischen Regierung, jeder Annäherung zwischen Vatican und Quirinal vorzubeugen. Als in den Jahren 1887—1890 in der That eine solche im Werk war, ist der französische Botschafter mit der bestimmten Erklärung dazwischengetreten, die Republik müsse jeden Versuch einer Verständigung der Curie mit dem Quirinal als eine Kundigung ihrer Freundschaft ansehen und werde einen solchen mit dem Bruch des Concordats beantworten. Als im Jahre 1894 wieder ernstlich daran gedacht wurde, durch Gestattung der politischen Wahlen Italien einen Schritt entgegenzukommen, da ist es wiederum die französische Regierung gewesen, welche dazwischengetreten und, wie wir bereits erzählt, eine neue Verschärfung des Conflicts herbeigeführt hat, deren Niederschlag wir in den Ereignissen des 20. Septembers v. Js. erlebt haben. Seither hat die französische Regierung die ihr vertrauten Cardinäle wissen lassen, daß sie keinen Papst in dem nächsten Con-

Digitized by Google

clave acceptiren werde, welcher nicht nach zwei Richtungen Garantien biete: erstens hinsichtlich des Protectorats Frankreichs über die katholischen Interessen im Orient, und zweitens hinsichtlich „der römischen Frage", in Betreff deren jede Lösung ohne Berücksichtigung der französischen Interessen zurückgewiesen werden müsse. In dem hohen französischen Klerus wird die Regierung der Republik für diese ihre Forderungen willkommene Stütze finden. Denn für denjenigen, der Ohren hat, zu hören, und Augen, um zu sehen, ist längst klar geworden, daß wenigstens ein Theil des französischen Klerus lieber in ein neues Schisma, als in einen Papst willigen würde, der seinen Frieden mit Italien machte.

So lange Frankreich mit dieser seiner traditionellen Politik zwischen Vatican und Quirinal steht, ist an eine Aussöhnung zwischen diesen beiden nicht zu denken und muß selbst die Anbahnung irgend eines Modus vivendi als äußerst erschwert erscheinen.

Zu den Hindernissen einer Verständigung, welche von Italien und Frankreich kommen, gesellen sich drittens solche, welche auf seiten der Curie liegen.

Lassen wir den Papst ganz aus dem Spiel; seine Person ist uns sacrosanct, sie muß außerhalb der Discussion bleiben. Soweit hier etwas zu sagen gestattet ist, muß immer wieder daran erinnert werden, daß die nationale Empfindung Pius' IX. sich niemals verleugnet und in seinem Verhalten beim Tode Victor Emanuels sich auch wieder bethätigt hat. Leo XIII. hat gelegentlich des Unglücks von Adua und der Gefangenen Menelik's eine durchaus würdige und sympathische Haltung beobachtet, für welche jedes italienische Herz den Papst segnen wird.

Die Curie, d. h. die den Papst umgebenden und für die Regierung der Kirche maßgebenden Kreise sind in Hinsicht der „römischen Frage" ziemlich verschiedener Ansicht. Der ernstere und einsichtsvollere Theil verurtheilt die Allianz mit Frankreich und der Demokratie. Aber er kann sich angesichts der Lage der Dinge in Italien und der oben auseinandergesetzten Haltung der Regierung gegenüber den kirchlichen Interessen durchaus nicht entschließen, dem Königreich einen sonderlichen Schritt entgegenzuthun. Diese abwartende Politik ist uns durchaus verständlich; sie entspringt sehr ernsten und sehr berechtigten Erwägungen, sie wäre vielleicht die unsrige, wenn wir verurtheilt wären, statt unsres ländlichen Strohhutes einen Cappello rosso auf dem Haupte zu tragen. Ob diese Politik des Zuwartens eine richtige ist — richtig im Interesse der Kirche und im Interesse des Landes —, das ist freilich eine andere Frage. Man kann das bezweifeln, aber man sollte die Vertreter dieser Politik nicht, wie es einem Theil der italienischen Presse beliebt, fort und fort als Feinde Italiens angreifen und begeifern.

Die Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes ein Ding der Unmöglichkeit ist, dürfte sich der vaticanischen Kreise im weitesten Umfang bemächtigt haben, und es ist uns sehr zweifelhaft, ob sich irgend eine nennenswerthe Persönlichkeit derselben heute noch verschließt. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Wunsch, sich gerade mit der gegenwärtigen Regierung oder sagen wir besser mit dem heute bestehenden Königreich auszusöhnen, in den curialistischen Kreisen weit verbreitet sei. Wir glauben das nicht. Die bestimmte Neigung, mit dem Quirinal zu pactiren, ist vorhanden, vielleicht in breiten Schichten des niederen Klerus, sicher in Oberitalien vorherrschend; in Rom stehen wohl nur wenige Herren aus dem hohen Klerus auf dieser Seite, die Mehrzahl hüllt sich in vorsichtiges Schweigen und wartet, wie wir eben gesehen haben, ab, was die Zukunft bringt: in patientia vestra possidebitis animas vestras. Eine kleine, aber bewegliche und unternehmende Minorität vertritt die Unterwerfung unter den Willen Frankreichs und die Zukunftsmusik der Demokratie. Diese Richtung hat jetzt officiell das Oberwasser. Ihr dienen die beiden officiellen oder officiösen Zeitungen des Vaticans: der „Osservatore Romano" und die „Voce della Verità", sowie das Organ der Jesuiten: die „Civiltà cattolica"; ihr diente mit noch viel mehr Eifer und — Unverstand der vor zwei Jahren verkrachte „Moniteur de Rome", über dessen letzten Redacteur, den Crispi aus Rom herauswarf, wir unsre Leser bereits unterhalten haben. Diese Richtung ist in Frankreich am treuesten bedient durch den „Univers", welcher sich rühmt, nie einen andern Gedanken zu haben, als den des Papstes, dann durch die „Croix" und zahlreiche kleinere Journale, während das Hauptorgan der Legitimisten, die altehrwürdige „Gazette de France" zwar nichts gegen die Freundschaft Frankreichs mit dem Vatican einzuwenden hat, aber Feuer und Flamme gegen die Verbrüderung mit der Demokratie und der sie darstellenden Republik speit, worin ihr die „Vérité" secundirt, welche durch den von dem ralliirten „Univers" abgefallenen Theil der Familie und Partei Veuillot begründet wurde. Die ultramontane Presse Deutschlands zieht, mit Ausnahme der „Kölnischen Volkszeitung", welche häufigere Accesse von sehr gesundem Menschenverstand hat, durchaus an dem von den Französlingen und Demokraten zusammengedrehten Strick und bietet in diesem Punkte einmal wieder ziemlich allgemein das Jammerbild charakterloser Vaterlandslosigkeit, wie es leider, leider nur bei Deutschen vorzukommen pflegt. Man muß das aber nicht so hoch aufnehmen, denn sicher ist hier nicht sowohl angeborene Bosheit als jene Eigenschaft anzuklagen, gegen welche auch die Götter vergebens kämpfen.

Kurz, man gebe sich darüber keinerlei Illusion hin: so lange im Vatican die Erwägungen des „politischen" Katholicismus über die Auffassung des „religiösen" Katholicismus obsiegen, ist an keinen Friedensschluß mit Italien, kaum an einen ehrlich gemeinten Modus vivendi zu denken.

Der „politische" Katholicismus, wie er jetzt die Oberhand hat, legt sich die Sache auf seine Weise zurecht und ist darum weder mit einer „Conciliazione" noch mit einem „Modus vivendi" irgendwie pressirt.

In der einzigen Unterhaltung, welche der unverbürgten Nachrichten zufolge kürzlich eines natürlichen Todes verstorbene Cardinal Galimberti seit seiner Abberufung von Wien mit einem gewissen päpstlichen Diplomaten gehabt, legte dieser das Programm seiner Politik sehr offen dar. Der nächste — als nahe bevorstehend gedachte — Krieg werde die Lösung bringen. Frankreich werde die italienische Armee rasch über den Haufen werfen, Rußland das österreichische Reich endgültig zerstören und den Rest (mit Deutschland) werde der Gott der Schlachten besorgen. Nach der Zerstörung des Königreichs Italien werde sich eine Anzahl italienischer Sonderrepubliken bilden, aus denen sich die weltliche Macht der Päpste leicht wieder erheben könne.

Dieses für uns und die Tripelallianz so äußerst verbindliche Recept unterliegt aber doch manchen Bedenken. Die Niederlage der Truppen des Dreibundes ist einstweilen noch nicht besiegelt und der „Gott der Schlachten" hat schon, wie auch Galimberti hervorhob, bei Sadowa gezeigt, daß er sich zuweilen über die Vorschriften der ultramontanen Politik gänzlich hinwegsetzt. Aber selbst den Fall angenommen, daß Italien wieder auseinanderginge und sich in eine Reihe ohnmächtiger kleiner Republiken nach dem Muster der südamerikanischen auflöste, so ist doch noch sehr fraglich, ob sich das Pontificat inmitten dieser turbulenten und impotenten Staatswesen, die sicher sofort der Socialdemokratie anheimfallen würden, wohl befände und ob irgend welcher Segen mit der espèce von Kirchenstaat ver-

Digitized by Google

bunden wäre, der aus dieser trüben Suppe allenfalls herauszufischen wäre. Viel wahrscheinlicher würden an dem Tage, wo mit dem Sturze des Königreichs die staatliche Ordnung überhaupt zu Grabe getragen würde, sowohl Vatican als Lateran in die Luft gesprengt und so gründlich mit der Curie aufgeräumt werden, daß sie in den nächsten Jahrzehnten wenigstens in Italien nur noch als historische Erinnerung in Betracht käme. Aber selbst wenn ein solcher plötzlicher und brutaler Ausbruch der Revolution ausbliebe, würde die Curie in den Augen der Nation als die Zerstörerin der nationalen Einheit und Größe dastehen; das Herz Italiens würde sich noch mehr von ihr abwenden und die ganze Kirche hätte die Kosten dieser Situation zu tragen.

Das Betreten dieses Weges, d. h. die Begründung der ganzen Rechnung auf den Sieg der französischen Waffen, die Zerstörung des italienischen Einheitsstaates und die Mitwirkung der rothen Revolution erscheint demnach als ebenso abenteuerlich wie gewissenlos.

Jedenfalls harmloser ist der „Vorschlag in Gülle", den im verflossenen Herbst der „Daily Telegraph" (16. Sept.) zuerst gebracht und den dann die Pariser „Vérité" angeblich im Namen einer „internationalen Gruppe von Katholiken" empfohlen hat. Diese guten Leute schlugen allen Ernstes vor, die gesammte katholische Welt solle ein Capital von fünf Milliarden Francs zusammenschießen, um damit Rom loszukaufen. Da Italien Geld brauche, sei ihm mit diesem Anerbieten vermuthlich geholfen und man könne sich gegen etwaige Felonie der Italiener ja sicher stellen, indem man ihnen nicht das Capital, sondern nur die Zinsen desselben auszahlte, natürlich nur so lange sie sich anständig betragen. Der Vorschlag dieses „riscatto", über den selbst die „Voce della verità" (26. Sept.) und die „Kölnische Volkszeitung" (28. Oct.) scherzten, zeigt jedenfalls, daß der Humor noch nicht gänzlich ausgegangen ist; man wird uns nicht zumuthen, ihn im Ernste zu discutiren.

Doch wir dürfen die Geduld unsrer Leser nicht allzu lange in Anspruch nehmen. Als Facit unsrer Betrachtungen stellen sich folgende Sätze heraus, welche unsres Ermessens nicht anfechtbar sind:

1) Die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes liegt weder im Interesse Italiens, noch in dem der Kirche, noch in demjenigen Deutschlands, bezw. der Tripelallianz.

2) Eine nach allen Seiten befriedigende Lösung der „römischen Frage" erscheint gegenwärtig unmöglich.

3) Es muß jede Lösung als ausgeschlossen erachtet werden, welche gegen oder ohne Italien versucht würde.

4) Um zu einer Lösung zu gelangen, muß ein besseres Verhältniß Italiens zur Kirche eingerichtet und eine Lage der Geister vorbereitet werden, aus der heraus sich allein mit der Zeit eine beide Theile befriedigende Lösung wird finden lassen.

5) Dies kann nur geschehen durch Herstellung eines Modus vivendi — sei es eines solchen, der sich nur rein thatsächlich einstellt, oder eines solchen, der auf einem gewissen gegenseitigen Einverständniß beruht, oder endlich der durch freundschaftliche Vermittlung der Mächte herbeigeführt wird.

Ueber diesen Modus vivendi haben wir schließlich noch einige Worte zu sagen. Das Programm eines eine endgültige Lösung der römischen Frage vorbereitenden Modus vivendi schließt den guten Willen und die theils active, theils passive Mitwirkung verschiedener Factoren in sich.

Zunächst Italiens, und da Italien von den beiden in Betracht kommenden Parteien der materiell stärkere, im Besitz der Macht befindliche ist, wird es an ihm sein, zuerst seine Bereitwilligkeit zu erweisen. Es braucht damit gar nicht aus seiner Verfassung herauszutreten, es braucht nicht einmal die Grundsätze zu verleugnen, welche die ersten und ursprünglichen Begründer der italienischen Einheit ausgesprochen und der Nation sozusagen als Testament hinterlassen haben.

Das Entgegenkommen Italiens durch Gewährung vollster Freiheit der Kirche war schon der Weg, den Quintino Sella angab;[1]) weiter noch ging der Vater des Garantiegesetzes, Bonghi, indem er darauf hinwies, daß ein ganzer hochwichtiger Artikel dieses Gesetzes niemals ausgeführt wurde![2]) Es ist der Artikel 18, welcher für die Erhaltung und Verwaltung des kirchlichen Eigenthums in Italien eine neue eigene Legislation vorsieht: „Con legge ulteriare sarà provveduta al riardinamento, alla conservazione e all' amministraziane delle proprietà ecclesiastiche dei Regna."

Das Entgegenkommen Italiens hätte sich unsres Erachtens zunächst auf dem Gebiete der Schule zu documentiren.

Die Grundlage des Unterrichtswesens im heutigen Italien ist immer noch die Lex Casati vom 13. Nov. 1859, welche selbstverständlich ursprünglich nur für Sardinien galt. Die Bestimmungen, welche dieses Gesetz hinsichtlich des religiösen Unterrichts in den Elementarschulen in seinem Titola V gab, sind sehr vager Natur. Es heißt da § 315, der niedere Elementarunterricht begreife auch das Insegnamenta religioso; Art. 325 bestimmt, der Pfarrer solle nach Verabredung mit der Gemeinde die Schüler über den Erfolg dieses Religionsunterrichts prüfen. Darüber, welche Garantien die katholischen Eltern dafür haben, daß der Religionsunterricht im Geiste ihrer Kirche ertheilt wird, über die Ueberwachung desselben durch die kirchlichen Behörden findet sich in dem Gesetz Casati keinerlei Andeutung. Es wird offenbar unterstellt, daß der Religionsunterricht von den Schullehrern, bezw. Schullehrerinnen, ertheilt werde; daß aber diese für diesen Zweig des Unterrichts irgend eine Vorbildung genießen, erhellt nicht aus dem Gesetz, denn der § 358 zählt unter den Lehrgegenständen der Normalschulen oder Schullehrerseminarien die Religion nicht auf. Die Lex Casati ist also hinsichtlich des Religionsunterrichts in den Elementarschulen höchst unbefriedigend; sie gestattet ihn einfach, trifft aber keinerlei Bestimmungen über den Umfang und Charakter desselben, noch weniger über die Frage, ob die kirchliche Behörde ein Recht hat, diesen Unterricht zu ertheilen. Alles ist den Gemeinden überlassen, und es ist ganz richtig, daß das römische Municipium auf grund des Gesetzes von 1859 auch dem Oberhaupt der Kirche den Eintritt in die Schule verweigern kann. Diese Verhältnisse sind etwas gebessert worden durch das Gesetz von 1886, welches den Religionsunterricht da einräumt, wo ihn die Eltern verlangen. Weiter ging ein Gesetzentwurf, welcher im Winter 1895/96 dem Staatsrath vorgelegt wurde und welcher gestattet oder veranlaßt, daß der Religionsunterricht allen Kindern ertheilt werde, deren Eltern nicht ausdrücklich Dispens verlangen. Der Entwurf ist aber, obgleich vom Staatsrath angenommen, nicht Gesetz geworden, weil sich der Unterrichtsminister Baccelli weigerte, ihn der Kammer vorzulegen. Die Klagen der klerikalen Blätter über die scuola atea scheinen daher wohlbegründet zu sein, um so mehr, wenn es wahr sein sollte, daß die Massoneria durch ihre Emissäre überall darauf hinwirkt, daß irgendwie religiös gesinnte Personen nicht als Volksschullehrer angestellt werden. Daß sich die katholischen Familien mit diesem Zustand nicht zu-

[1]) Era questa la via! Quintino Sella in s. Leben von Alessandro Guiccioli, Novigo 1887, I, p. 337.

[2]) *Bonghi*, Il Programma di un partito. Firenze 1891, p. 27 (Rass. naz.)

frieden geben können, zeigen die Verhandlungen der Gemeinderäthe von Rom, Venedig, Mailand, Turin, Genua während des abgelaufenen Winters, und es geht aus diesen Verhandlungen in den Gemeinderäthen der Hauptstädte Italiens auch hervor, daß weitaus die überwiegende Zahl der Eltern auf der Ertheilung des Religionsunterrichts besteht. Im Januar 1896 haben in Genua die Eltern von 15,776 schulpflichtigen Kindern alle bis auf 75 die Ertheilung des Religionsunterrichts gefordert. Diese Erscheinungen werden ziemlich allgemein sein; sie liefern jedenfalls den Beweis, daß der Staat diesem wichtigen, um nicht zu sagen wichtigsten, Theile der Volkserziehung eine ganz andere Sorgfalt zuzuwenden hat als bisher.

Für die Istruzione secondaria classica, d. i. für die Gymnasien, gab das Gesetz Casati in Art. 193 die Vorschrift, der Religionsunterricht sei von einem durch den Unterrichtsminister zu ernennenden geistlichen Director nach Maßgabe einer zu erlassenden Regulative zu ertheilen. Die Kinder akatholischer Eltern oder solcher, welche die schriftliche Erklärung abgeben, daß sie für die religiöse Erziehung ihrer Söhne auf privatem Wege Sorge tragen wollen, sind von diesem Religionsunterricht befreit. Die Bestimmungen über die technischen Schulen sehen von jedem Religionsunterricht ab.

Das Gesetz Casati (§ 49) nannte unter den Unterrichtsgegenständen der Universitäten auch noch die Theologie. Sie hat seither bekanntlich aufgehört, an den italienischen Staatsuniversitäten gelehrt zu werden; eine Einrichtung, die in hohem Grade dazu beigetragen hat, das Band zwischen der regierenden und der religiösen Gesellschaft zu zerreißen — eine der heillosesten Consequenzen, welche man aus dem Princip der „freien Kirche im freien Staat“ gezogen hat.

Nächst der Schule ist es das Kirchenvermögen, hinsichtlich dessen der italienische Staat alle Ursache hätte, der Kirche Zugeständnisse zu machen. Nach den kürzlich seitens der Generaldirection der Domänen dem Ministerium der Agricultur mitgetheilten, auch von klerikaler Seite nicht beanstandeten Ziffern (vgl. Civiltà cattolica vom 3. Mai 1896, Quaderno 1101, S. 384) sind in ganz Italien unbewegliche Güter (beni stabili) im Werth von circa 876½ Millionen Lire confiscirt worden. Davon sind für 616¼ Millionen verkauft worden. Von Gütern im Werth von 737 Millionen hat sich der Staat zum Eigenthümer erklärt, solche im Werthe von 139½ Millionen werden als der Restitution unterworfen erklärt. Es wäre die erste Pflicht der Gerechtigkeit, wenigstens diese noch nicht veräußerten Liegenschaften zurückzuerstatten und auf Mittel und Wege zu sinnen, um zahlreiche durch die Confiscation verarmte und in ihrer Thätigkeit behinderte Institute einigermaßen zu entschädigen.

Mit dieser Frage hängt eine dritte zusammen, diejenige der religiösen Genossenschaften. Wir stehen durchaus nicht auf dem Standpunkt, welcher dem Staat das Recht bestreitet, in das Leben und Treiben der geistlichen Orden und Congregationen hineinzusehen, deren Thätigkeit zu überwachen, falls sie eine der nationalen Wohlfahrt oder den Aufgaben des Staatswesens widersprechende wäre, sie sich fern zu halten, eventuell auch das übermäßige Anwachsen des Besitzes der todten Hand zu verhindern. Davon ist es aber weit zu jenem gewaltthätigen Radicalismus, der seit dem Siccardi'schen Gesetze sich in der Legislation Italiens kundgab und infolge dessen sämmtliche klösterliche Institute ihre legale Existenz und ihr ganzes Vermögen einbüßten. De facto haben ja freilich die Orden wieder seit 1870 allmählich sich zu reorganisiren begonnen, natürlich auf Grundlage des gemeinen Rechts und vom Staate als reine Privatvereine angesehen. Den besten Schnitt haben dabei in Folge ihrer Geschicklichkeit die Jesuiten gemacht, den schlechtesten der Staat selbst, der massenhafte Güter plötzlich auf den Markt warf, sie zu Schleuderpreisen hergeben mußte und nun auf die als Privatgesellschaften restituirten Klöster gar keinen Einfluß mehr hat. Auch diese Operation der plötzlichen und allgemeinen Klosteraufhebung war eine der kopflosesten Maßregeln, welche das junge Italien ergriffen hat. Legt Italien einen Werth darauf, das Papstthum auf seinem Boden sich zu erhalten — und das scheint doch die Mehrheit der Nation durchaus zu wollen —, so muß es eine anständige Veranstaltung treffen, welche dem Pontificat die Formation und Ausbildung seiner Arbeitskräfte möglich macht.

Das sind im wesentlichen die Punkte, in denen unsres Erachtens die innere Politik Italiens andere, neue Wege einschlagen muß. Es wird berichtet, daß der Präsident des gegenwärtigen Ministeriums die bestimmte Absicht habe, eine solche neue Politik einzuschlagen und gerade in der angedeuteten Richtung der Curie entschieden entgegenzukommen. Das erste Maiheft der „Nuova Antologia“ brachte aus der Feder R. de Cesare's einen Aufsatz („Una nuova fase di politica ecclesiastica“), welchen man als eine Art Programmrede des Ministeriums Rudinì bezeichnen kann. Der Artikel, mit jenem Sachverständniß geschrieben, welches die kirchenpolitischen Studien des Verfassers auszeichnet, geht sehr richtig von der Erklärung aus, daß Italien sich angesichts einer ganz neuen Situation befindet, daß parlamentarische Regierungen keine Concordate mehr schließen können, daß von einem do ut des zwischen Staat und Kirche nicht die Rede sein solle, man aber endlich einmal Ernst machen müsse mit der Freiheit der Kirche, welche Cavours Formel zwar versprochen, aber die bisherigen Regierungen nicht zur Wahrheit gemacht hätten. De Cesare kommt zunächst auf Giulio Prinetti's Ansichten zurück, welcher schon 1892 die Beseitigung des Placet und Exequatur, die Unantastbarkeit des Cultusfonds und die Nothwendigkeit, denselben im Interesse der Religion und ihrer Diener zu verwenden, betont hatte. Die Ordnung der vermögensrechtlichen Lage der Kirche, die Verbesserung des religiösen Unterrichts der Jugend — die Rückkehr Gottes in die Schule, wie er sich ausdrückt — erscheinen De Cesare als die Capitalpunkte einer zugleich liberalen und conservativen Politik, wie sie das Ministerium Rudinì ankündigt. Die Ausführungen, welche nach dieser Richtung gegeben werden, sind sehr beachtenswerth. Sie gelangen zu dem Endresultat, eine so angelegte Politik müsse schließlich auf den Vatican selbst einen günstigen Einfluß ausüben, und es zeige sich schon jetzt, daß die Ankündigung dieser neuen Politik die Gemüther beruhigt und die üble Stimmung in den vaticanischen Kreisen wesentlich verbessert habe. Das „non expedit“ — das Verbot der Betheiligung an den politischen Wahlen — werde sich unter solchen Umständen bald nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

Die öffentlichen Blätter haben seither von geheimen Verhandlungen zwischen Rudinì und Rampolla zu berichten gewußt, welche angeblich zu dem Ergebniß geführt hätten, daß, nachdem Italien den eben beschriebenen Weg einer der Kirche günstigen Politik und Gesetzgebung beschritten haben werde, die Curie das „Nè elettori, nè eletti“ aufgeben wolle; die Katholiken könnten an den Wahlen theilnehmen, nur solle die Frage des Temporale von allen Verhandlungen ausgeschlossen sein.

Wir wissen nicht, was an diesen Angaben wahres ist. Daß der heutige Ministerpräsident die redliche Absicht habe, den angedeuteten Weg zu beschreiten, bezweifeln wir nicht; wir haben sehr gute Gründe, es zu glauben. Der Marchese di Rudinì würde damit unsrer Ueberzeugung

nach ganz das Richtige thun; aber er gäbe sich einem verhängnißvollen Irrthum hin, glaubte er damit einen sofortigen Erfolg zu erzielen. Daß die vorbereiteten Maßregeln eine günstige Einwirkung auf die Stimmung Sr. Heiligkeit üben, wird niemand bezweifeln. Aber die jetzt noch vorherrschende Partei wird jedes wirkliche Entgegenkommen unmöglich machen. Was sie auf die Avancen des Ministeriums Rudini zu antworten hat, das lehren uns die officiösen Journale. Der „Osservatore Romano" belehrt in seinen Nrn. 106 und 109 Hrn. de Cesare, daß es nichts sei mit seiner Friedenspolitik, da er sich nicht zu der Idee der Gerechtigkeit, d. h. der jeder Verständigung vorauszuschickenden Wiederherstellung des Kirchenstaates, emporzuschwingen wisse, und er warnt, unter der bezeichnenden Ueberschrift „Falsi Conciliatori", seine Leser sehr ernstlich, auf diese ministeriellen Leimruthen zu gehen. Noch deutlicher ist der Pariser „Univers", der es in seiner Nummer vom 11. Juni angezeigt findet, nun ganz offen die demnächstige Gründung der „italienischen Republiken" zu annonciren. Der Aufsatz „Les Républiques Italiennes" führt weitläufig aus, daß mit der Niederlage der Italiener am Rothen Meere, welches schon die stolzen Legionen des Pharao verschlungen, der Anfang von Italiens Ende gemacht sei: das Auseinanderfallen des Königreichs in eine Anzahl kleiner Republiken stehe vor der Thüre, und dies Ereigniß werde die Einleitung eines neuen Lebens der Nation, ihr wahres „Risorgimento", bilden. Als Verfasser dieses Aufsatzes nennt sich ein Abbé A. Pillet; er hat sicher unter „höherer Eingebung" geschrieben.

Trotzdem wird, wenn Italien fest und ruhig seinen Weg geht, der Vatican genöthigt sein, auch seinerseits den neuen Verhältnissen gerecht zu werden. Soll ein Modus vivendi sich herausbilden, so ist das unbedingt nothwendig. Die Stimme der Nation wird alsdann mit der Zeit energisch fordern, daß das „Non expedit" fallen gelassen werde; daß man in einem künftigen Conclave auf die Wahl eines intransigenten, Italien feindlichen, mit Frankreich und der das Königreich unterwühlenden Demokratie verbündeten Papstes verzichte, und das Papstthum aufhöre, sich mit dem Jesuitismus zu identificiren: es ist das geringste, was es thun kann, wenn es fordert, daß die italienische Regierung aufhöre, mit der Massoneria zu fraterniſiren.

Das wäre, was Italien van der Seite der Kirche zu erwarten hätte, bezw. zu erwarten berechtigt wäre, soll ein „Modus vivendi" erzielt werden. An dritter Stelle könnte an die freundschaftliche Vermittlung der Mächte gedacht werden. Wir haben gesehen, daß Italien seinerzeit (1870) den internationalen Charakter der „römischen Frage" direct und indirect anerkannt habe. Es ist auch schwer einzusehen, wie man den übrigen Mächten principiell verwehren will, sich um die Lage des Oberhauptes der Kirche zu bekümmern. Jetzt freilich würde wahrscheinlich jedes Ministerium die Ingerenz der fremden Mächte in diese Materie ablehnen. Eine internationale Anerkennung der Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes ist seinerzeit vielfach in Betracht gezogen warden, und man hat auch, wie Napolean III., an eine internationale Regelung der Finanzbedürfnisse des hl. Stuhles gedacht. Aber die Stellung der europäischen Mächte zu einander macht vorläufig wenigstens jedes Einvernehmen nach dieser Richtung unmöglich, und so erscheint es überflüssig, über die Idee einer internationalen Dotation des apostolischen Stuhls zu reden, die sich aus mehr als einem Grunde doch sonst empfehlen würde.

Wir haben die Bedingungen erörtert, unter welchen sich zwischen Italien und dem Papstthum ein Modus vivendi anbahnen könnte: eine endgültige Lösung der römischen Frage bleibt unsres Erachtens einer noch nicht absehbaren Zukunft überlassen. Sie wird möglich sein, vorausgesetzt, daß neben die Idee der „Roma Intangibile" auch mit dem Fortschritt der Cultur diejenige der „Coscienza Intangibile", der Unverletzlichkeit des Gewissens, tritt und in ihr dem Papstthum und der Kirche eine Freiheit gewährleistet wird, wie sie sie thatsächlich weder unter der blutigen Hand der römischen und byzantinischen Cäsaren, noch unter dem Joch der einheimischen Factionen, noch unter der Knechtschaft Frankreichs, noch unter dem unwürdigen Gezänk der Cabinette, noch endlich unter der noch unrühmlicheren Domination des modernen Pharisäismus gehabt hat. Träte eine solche Lösung ein, so könnte der Nachfolger Petri in Rom seines Weges wandeln, wie der Herr, als er mitten durch seine Feinde hindurchschritt, — sein Schatten würde Italien ein Segen sein, wie es Kranken und Armen einst der Schatten Petri gewesen — virtus de eo exibat et sanabat omnes (Luc. 6, 19).

Wird dies einst sein? Einige hoffen es, wie unser ehrwürdiger Freund Lampertico, der nicht aufhört, in Hinsicht dieses Themas sein contra spem sperare zu wiederholen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo auch wir noch diese bestimmte und feste Hoffnung in uns trugen. Aus ihr heraus haben wir diese Studien über die römische Frage unternommen; am Schlusse derselben angelangt, überkommt uns, angesichts des Meeres von Erbärmlichkeiten, das uns umgibt, der Zweifel, ob die Stimme der Mäßigung noch irgend eine Aussicht habe, gehört zu werden.

Wir sahen im Traume den Borgo in Brand, den Tiberstrom von Blut gefärbt und van Leichen gefüllt, einen Greis, dessen Haupt die Tiara schmückte, weit weg über das Meer fliehen, vergebens an hundert Thüren anpachen, um endlich in einer stillen und bescheidenen Hütte Zuflucht zu finden. Die Leute ringsum redeten eine fremde Sprache, man kannte uns nicht sagen, ab die Stadt Bostan oder Melbaurne hieß.

Als der Traum zerrann, ruhte unser Auge auf dem aufgeschlagenen sechsten Gesang des „Paradiso". Dante erzählt darin die berühmte Geschichte van Romeo, der seinem Herrn, dem Grafen der Provence, mit Rath und That treulich gedient und dessen Reich, soviel an ihm lag, aufrecht erhalten hatte. Das Volk der Neider und Schmeichler, die ein selbstloses Wirken nicht verstehen, trieb Romeo — persona umile e peregrina — aus des Grafen Gunst. Er legte Rechnung ab darüber, wie treu und gut sein Rath und seine Verwaltung gewesen, —

„Dann zog der Arme fort, schon nah' dem Grabe,
Und wüßte man, mit welchem Herzen er
Sein Brod sich hat gesucht am Bettelstabe, —
Man preist ihn, aber prieſ' ihn wohl noch mehr!"

(Parad. VI, 139—142.)

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Tübingen.** Am 30. Juli hielt der Repetent am evangelisch-theologischen Seminar Dr. Heinrich Maier seine Probevorlesung behufs Habilitation als Privatdocent an der hiesigen philosophischen Facultät über das Thema „Die Bedeutung der Erkenntnißtheorie Kants für die Philosophie der Gegenwart".

* **Leipzig.** An der Universität habilitirte sich Dr. phil. Theodor Bloch für indische und iranische Philologie und Armenisch.

* **Berlin.** Die von der Akademie der Wissenschaften vollzogene Wahl des Directors der Kgl. Staatsarchive und des Geh. Staatsarchivs Dr. Reinhold Koser zum ordentlichen Mitglied der philosophisch-historischen Classe der Akademie ist bestätigt worden.

* **Breslau.** Prof. Dr. Neisser hat die Berufung an die Berliner Universität abgelehnt, weil, wie die „Breslauer Zeitung" meldet, die von ihm zur Förderung des dermatologischen Faches als sachlich nothwendig verlangten Erweiterungen nur theilweise bewilligt seien.

Jahrgang 1896. München, Montag, 3. August. Nummer 178.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Robert Burns. I. Von Dr. Karl Federn. — Ueber die Ursachen der Blitzschläge in Bäume. Von Dr. C. Müller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Robert Burns.

Von Dr. Karl Federn (Wien.)

I.

In die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt die Wiedergeburt der Lyrik in Europa. Der erste, der in England nach einer poetischen Dürre von mehr als hundertfünfzig Jahren wieder wirkliche Lieder von ergreifender Stimmung und Kraft ertönen ließ, war Robert Burns. Ohne jeden erkennbaren Zusammenhang mit der großen Geistesströmung der Epoche, ein Vorläufer der poetischen Renaissance, die sich allmählich in allen Ländern vollzog, ohne andere Vorbilder als Volkslieder, die in den Dörfern gesungen wurden, ohne Verbindung mit den Culturcentren, ohne eigentliche Berührung mit der Bildung höherer Gesellschaftsschichten, erstand er eines Tages als ein großer Dichter. Er ward geboren am 25. Januar 1759 zu Doonholm in der Grafschaft Ayrshire im südlichen Schottland als der Sohn eines armen Häuslers, der zur Zeit seiner Geburt bei einem Gutsbesitzer als Gärtner in Diensten stand. Er selbst war ein Taglöhner, als er plötzlich ein berühmter Dichter ward.

Taine, in seiner unvergleichlichen Geschichte der englischen Literatur, möchte hierin ein Zeichen der Zeit, ein Symbol ihrer demokratischen Tendenzen sehen. Man täuscht sich aber nur zu leicht über den Einblick, der uns in das Räderwerk der Zeit und in den Zusammenhang der Zeit mit den großen Männern gegönnt ist. Auch in der Renaissance waren in England die größten Dichter aus dem Volke hervorgegangen, Massinger war ein Landstreicher, Ben Jonson ein Maurerlehrling, Shakespeare eines Handschuhmachers Sohn. In der classicistischen Epoche waren Sheridan und Swift aus tiefster Armuth emporgekommen, Samuel Johnson stammte aus den untersten Volksschichten. Das Genie hat sich bekanntlich nie an den Rang gehalten und gerade in der neuen demokratischen Zeit war eine Reihe großer Dichter — Byron, Shelley, Musset, Châteaubriand, Lamartine, Balzac, Leopardi, Manzoni, Heinrich v. Kleist — von altem Adel. Jede Zeit ist so reich, daß man fast jede Theorie aus ihr beweisen kann.

Robert Burns ist jedenfalls in der bittersten Armuth geboren und aufgewachsen. Die Hütte, in der er zur Welt kam, war so elend, daß ein paar Tage nach seiner Geburt ein Sturm das Dach abtrug. Die Geschichte seiner Jugend hat er in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahr in einem langen während eines Unwohlseins verfaßten Briefe selbst erzählt; es ist eine heitere, anmuthig geschriebene Skizze, die von seinen Biographen mit Recht als „unschätzbar“ bezeichnet wird. Er hatte sechs jüngere Geschwister; er lernte in der Dorfschule lesen, schreiben, rechnen und ein wenig Grammatik; die ersten zwei Bücher, die er in die Hand bekam, waren eine Lebensgeschichte Hannibals und eine Geschichte des schottischen Nationalhelden Wallace, die ihn von Anfang an mit einem tiefen „schottischen Vorurtheil“ erfüllte, einem Nationalpatriotismus, zu dessen Hebung im ganzen Lande er und Walter Scott am meisten beigetragen haben. Im elterlichen Hause lebte eine alte Verwandte, die „wohl die größte Sammlung von Gespenstergeschichten und Märchen wußte, die ihm vorgekommen“, von der er sich beständig erzählen ließ, und die so „den latenten Samen der Poesie in ihm nährte“.

Bald nach Roberts Geburt hatte der Vater ein armes kleines Bauerngut gepachtet, aber die Ernten waren schlecht, ein harter Gutsverwalter quälte die Familie und trieb sie fast zur Verzweiflung. Robert und sein nächster Bruder, die im Alter von 15 und 14 Jahren standen, arbeiteten als Taglöhner auf der Farm, pflügten, droschen, trieben das Vieh auf die Weide und was es an ähnlicher Arbeit gab. Das trostlose Düster eines Einsiedlers, mit „der unaufhörlichen Plage eines Galeerensklaven verbunden“, so hat er selbst diese Zeit bezeichnet. Gleichzeitig aber las er die Bücher, die er im Hause vorfand oder vom Schullehrer entlehnen konnte, eine kleine Anzahl bunt durcheinander: Pope's Werke, mehrere Dramen Shakespeare's, ein Buch über die Erbsünde und einige andere theologische Schriften, ein paar Bücher über Acker- und Gartenbau, Locke's Essay über den Verstand, eine große Sammlung englischer Lieder und mehrere Jahrgänge aus Addisons Spectator. Mit diesen Werken ist die Buchbildung erschöpft, die Burns in der Jugend genoß, mit der er als Dichter auftrat. Es scheint ja schon staunenswerth, daß ein Häuslersohn so viel davon vorgefunden; aber wir sind in einer protestantisch-puritanischen Gegend, seit Generationen liest jeder Bauer die Bibel und legt sie aus, und die stete Beschäftigung auch mit nur einem bedeutenden Werk erweist sich als ein mächtiges Bildungsmittel.

In seinem fünfzehnten Jahre verliebte er sich in ein ebenso junges Bauernmädchen, mit dem er bei der Ernte gearbeitet hatte, und da sie besonders hübsch sang, so verfaßte er für sie Verse zum Singen; wir würden „Gstanzeln“ sagen, wenn von einem Burschen aus unsern Alpen die Rede wäre; er selbst erzählt: „Ich hätte mir nie eingebildet, daß ich ‚gedruckte Verse‘ machen könnte, aber mein Schatz sang ein Lied, das ein Gutsherrnsohn aus der Nachbarschaft für eine Magd gemacht haben sollte; und da dachte ich, das könnte ich auch thun, denn der betreffende hatte absolut nicht mehr Schulbildung als ich.“ Der Vater siedelte nach Moßgiel über, es ging eine zeitlang besser, und Robert, der mehr Muße fand, besuchte eine Dorftanzschule, „um seinen Manieren einen Bürstenstrich zu geben“. Da der Vater dies mißbilligte, erfolgte eine Entfremdung, die dem Sohn das Leben im Hause verleidete. Uebrigens gerieth der Vater bald in Proceß mit dem neuen Gutsherrn; was die Familie besaß, ging verloren, der alte Burns starb in Noth und Sorgen an der Schwindsucht und entging dem Schuldgefängniß nur durch rechtzeitigen Tod. Robert versuchte sich als Kaufmann und als Farmer, da aber beide

Versuche fehlschlugen, mußte er bald wieder als Taglöhner in den Dörfern leben; er war ein starkgebauter Bursch von sechs Schuh Höhe, dem mit Pflug und Sense keiner gleichkam, voll Lebenslust und Frohmuth, mit einem starken Hang zur Geselligkeit, überall der lustigste, auf jedem Dorfball der von Burschen und Mädchen am liebsten gesehene Gast, nicht faul, wenn's zum Rausen kam, immer in Liebesabenteuern für sich oder als Vertrauter der andern, ein furchtloser Beschützer und gefährlicher Gegner und der Verfasser von Liedern, die sie in den Dörfern sangen.

Er begann sich seines Ruhms im kleinen Kreis zu erfreuen; ein brennender Ehrgeiz lag seit jeher in seinem Herzen, obwohl er nicht wußte, wonach und wohin. „Ich habe schon damals", schreibt er, „als pauvre inconnu eine nicht weniger hohe Meinung von mir gehabt, als heute, wo das Publicum zu meinen gunsten entschieden hat"; ein Geständniß, das die klare Selbständigkeit seiner Natur beweist; nur die Leute, die sich selbst richtig schätzen, werden vom Erfolge nicht berauscht, von Mißerfolgen nicht entmuthigt. In diese Jahre fallen ein paar seiner besten und humorvollsten Gedichte. Es war in der Nachbarschaft eine der vielen religiösen Streitigkeiten ausgebrochen, die in Schottland kein Ende nehmen. Die gemäßigt und die streng Calvinistischen waren in Streit gerathen, ein Gutsherr, der zu den Freisinnigen gehörte und Burns' besonderer Patron war, ward in Acht und Bann gethan: da griff Burns mit ein paar satirischen Gedichten in den Kampf ein, die zu seinen besten und überhaupt zum Besten gehören, was auf diesem Gebiete je geschrieben worden, die seiner Sache den Sieg eintrugen und seinen Namen in der ganzen Grafschaft bekannt machten. Das eine war „Holy Willie's Prayer", in dem ein bigotter Kirchenältester, den alles kannte, als betend dargestellt wird:

„O du, der du im Himmel bist
Und der, wie's dir gefällig ist,
Nur einen nimmst zum himmlischen Mund
Und zehn schickst in der Hölle Schlund
Nur dir zum Ruhm
Und nicht für Gutes oder Schlimmes,
Das je sie thun!
Ich segne deine große Macht,
Die tausende ließ tief in Nacht,
Und mich allein ins Licht gebracht,
In deine Gnade,
So daß ich jetzt, was andre nicht,
Ein leuchtendes und großes Licht
Auf ihrem Pfade!
Ich bin ein leuchtendes Exempel,
Geprägt mit deiner Gnade Stempel,
Bin eine Säule in dem Tempel,
Stark wie ein Fels
Ein Schild, ein Führer, ein Exempel
Für alle Welt!" u. s. w.

Weit bedeutender noch und reicher in den Farben ist die zur selben Zeit verfaßte „Communion", in der eine Dorf-Einsegnung, theologische Debatten und eine tolle Kirmes prächtig geschildert sind.

So lebte und dichtete Burns als der beliebteste und verliebteste Bursch und als der richtige Volkssänger und Volksdichter seines Kreises. Indessen nahm eines seiner Liebesabenteuer ein schlimmes Ende. Er hatte mit der hübschen Tochter eines Maurermeisters — Jean Armour — ein Verhältniß angeknüpft. Das Mädchen ward schwanger und Burns gab ihr ein Schriftstück, in welchem er sie für seine Frau erklärte; nach schottischem Recht war eine solche Ehe als „heimliche" gültig und konnte später öffentlich gemacht werden. Als dies jedoch geschehen sollte, war den Eltern des Mädchens der Taglöhner als Schwiegersohn viel zu gering, hingegen forderten sie eine große Geldsumme als Schadenersatz, bedrohten ihn mit dem Schuldarrest, so daß er flüchten mußte, und zwangen die Tochter, sich gänzlich von ihm loszusagen. Es kam schließlich ein Friedensschluß zu Stande, Burns mußte eine öffentliche Rüge in der Kirche über sich ergehen lassen und er erhielt dafür ein Certificat, in welchem er wieder als Junggeselle erklärt ward, während der alte Armour die Versorgung der Zwillinge, die seine Tochter indessen geboren hatte, auf sich nahm. Mit all dem verbrachte er ein trauriges Jahr und beschloß zuletzt, auszuwandern und auf Jamaika sein Glück zu versuchen. Vorher jedoch verlobte er sich mit Mary Campbell, der schönen Tochter eines Matrosen, die mit ihm gehen wollte, aber bereits wenige Monate nach der Verlobung, die sie feierlich an einem Bache stehend mit dem Austausch zweier Bibeln geschlossen hatten, starb. Sie ist die „Mary vom Hochlande", die in seinen Gedichten am meisten verklärt und gefeiert erscheint.

Vor der Abreise wollte er noch seine Gedichte drucken lassen. Es fanden sich über dreihundert Subscribenten und ein Buchhändler in Kilmarnock druckte 600 Exemplare einer Ausgabe, die heute eine kostbare Rarität geworden ist. Das Buch fand seinen Weg nach Edinburgh, angesehene Kritiker und Dichter schrieben begeisterte Kritiken und Briefe darüber, ein Professor, der in der Grafschaft seine Villa hatte, lud den merkwürdigen Bauernburschen zu Tische, und dieser speiste zum erstenmal mit einem Lord, ein Erlebniß, über das er ein hübsches Gedicht geschrieben.

Dann aber ritt er nach Edinburgh. Sein Ritt war ein Triumphzug. Als er sich dem Städtchen Covington näherte, hatte man in einen Heuschober eine Stange gesteckt und eine weiße Fahne daran aufgezogen, der Magistrat von Covington und die Notabeln der benachbarten Orts empfingen ihn feierlich und gaben ihm ein mächtiges Festessen. Nicht geringer war der Empfang in Edinburgh. „Reimer Robin, alias Burns" war das Wunder des Tags; nicht nur, daß er wieder echte unwiderstehliche Lieder gebracht hatte, die alle zum Nachsingen und -sagen zwangen — es war vor allem in Schottland, ähnlich wie in Deutschland, Cultur, Literatur und Eleganz gänzlich französisch gewesen, und nun kam einer, der nicht nur englisch, der im schottischen Dialect schrieb, der nichts als ein Schotte sein wollte. Es war nicht nur die Wiedergeburt der Poesie, es war auch die des schottischen Nationalstolzes, die festlich begangen wurde.

Es war wirklich ein Jahr der Feste für Burns. Es gab keine Gesellschaft, in die er nicht geladen wurde: die Herzogin von Gordon, der Graf von Glencairn, die ganze Aristokratie von Edinburgh lud ihn ein, die Schriftsteller und Professoren bewirtheten ihn, bei den fröhlichen Leuten, Studenten, Schreibern durfte er selbstverständlich nicht fehlen — die „Caledonian-Hunt", der „Jockey-Club" von Edinburgh, empfing ihn und subscribirte sofort auf eine neue Auflage — er war der Löwe des Tages und aller Kreise der Hauptstadt. Und allen fiel auf, mit welch sicherer Würde, mit welch stolzer Bescheidenheit, wie ruhig allen Schmeicheleien gegenüber, wie fern von aller Kriecherei er sich benahm, ein natürlicher Aristokrat, der nur seinen Platz eingenommen hatte. „Ich habe nie wieder einen Menschen in Gesellschaft von Leuten, die ihm an Rang und Wissen überlegen waren, gesehen, der so völlig frei von jeder wirklichen oder scheinbaren Verlegenheit gewesen wäre", sagte Walter Scott, der, damals ein fünfzehnjähriger Junge, ihn einmal in einem bekannten Hause getroffen hatte. „Seine Conversation zeigte das vollkommenste Selbstvertrauen, ohne eine Spur von Anmaßung. Er war stark und robust, seine Manieren ländlich, nicht bäuerisch, und von einer Art würdevoller Schlichtheit und Einfachheit. Sein Gesicht hatte, glaub' ich, etwas massigeres, als auf

Digitized by Google

irgend einem Portrait zu sehen ist. Ich hätte den Dichter, wenn ich nicht gewußt hätte, wer er war, für einen recht klugen Farmer von der älteren schottischen Schule, einen, der seinen Pflug selbst führt, gehalten. Es war ein starker Ausdruck von Verstand und Verschmitztheit in allen seinen Zügen. Nur das Auge zeigte den poetischen Charakter und Temperament an. Es war groß und so, daß es glühte, buchstäblich glühte, wenn er mit Gefühl oder Interesse sprach; ich habe nie wieder in einem Menschengesicht ein solches Auge gesehen, obgleich ich die hervorragendsten Männer meiner Zeit kennen gelernt habe. . . . Man sagte mir — ich beachtete es damals nicht —, daß sein Betragen gegen Frauen besonders höflich und zuvorkommend war und immer einen Zug ins Pathetische oder Humoristische hatte, was ihre Aufmerksamkeit sofort fesselte, — dies hat mir wenigstens die Herzogin von Gordon gesagt."

Alle Portraits zeigen ein treuherziges, frisches Gesicht, das dabei doch einen Ausdruck heiterer Verschmitztheit trägt. Die Augen schauen überaus hell, das Ganze hat etwas durchaus einnehmendes, es ist das, was man bei uns „einen lieben Kerl" nennt.

Scott schließt mit den Worten: „Er wurde in Edinburgh sehr gehätschelt, aber — wenn man bedenkt, was Literaten seither verdient haben — so that man recht wenig für ihn."

Er machte mit einem Freunde eine Tour durch ganz Schottland, wieder auf allen Schlössern bewirthet und gefeiert, dann aber fragte er sich: was nun? Er hatte von den zwei Auflagen seiner Lieder etwa 400 Pfund zusammengebracht; die Hälfte davon gab er seiner Mutter und seinen Geschwistern, die eben am Ruin waren. Er schrieb Anfang 1787 an seine alte Gönnerin, Mrs. Dunlop: „Früher war ich ein gemeiner Soldat, dem's elend ging, jetzt bin ich ein Officier, der verhungern kann. Es ist nur ein glänzendes Elend." Mit diesem Jahr in Edinburgh beginnt die Geschichte von Burns' Glück und Ende. Carlyle hat wohl Recht, wenn er sagt, es sei ein Jammer, daß Burns' Vater gar so arm gewesen; hätte er nur ein klein wenig mehr besessen, so hätte er den Buben aufs Gymnasium geschickt, dieser hätte, wenn auch mühsam, studirt und jetzt eine Stellung haben können.

Man hat auch der Edinburgher Gesellschaft vorgeworfen, daß sie nichts weiter für ihn gethan. Aber Carlyle fragt auch hier mit Recht: „Wann hat die Gesellschaft viel für einen gethan und insbesondere für ihre Propheten und Dichter?" Die müssen froh sein, wenn sie nicht ins Elend getrieben werden, wie Byron und Shelley, wenn sie nicht als Bettler in den Straßen enden, wie Camoens; — Jerusalem, das die Propheten tödtet und die Gesandten des Herrn steinigt, ist ein Sinnbild der Welt. Burns ist in dieser Hinsicht noch verhältnißmäßig gut weggekommen. Die Gesellschaft feiert den, der gerade seinen Tag hat, und vergißt ihn wieder; sie hilft keinem, der sich nicht selbst hilft, am ehesten noch dem, der geschickt und aufdringlich an ihre Taschen klopft. Ein anderer in Burns' Lage hätte sich in irgend eine Sinecure hineingekrochen oder hineingeschmeichelt, aber das lag nicht in seiner Art.

Er blieb noch ein paar Monate in Edinburgh. Eine Verletzung durch Ueberfahren und eine kurze Liebesepisode hielten ihn dort fest. Er hatte sich zum erstenmal in eine „Dame" verliebt — seine früheren Göttinnen waren Dorfschöne gewesen —; es war eine Dame, Mrs. Agnes Le'Hose, die sehr unglücklich verheirathet, von ihrem Manne getrennt, mit ihren zwei Kindern lebte, aber streng religiös, sich von ihrem Manne nicht endgültig scheiden wollte. Sie führten durch drei Monate eine Correspondenz unter den arkadischen Namen „Sylvander" und „Clarinda" — ein hoffnungsloses Werben von Burns' Seite, das Ganze ein Rococo-Idyll: man hört die Theetassen klirren, man sieht die Abendgesellschaften im Rococo-Costüm mit den gepuderten Haaren, man vernimmt die zierlichen Complimente und man denkt sich Burns' kräftige Natürlichkeit — er trug auch das Haar stets ungepudert — inmitten all der Nippes in den Zimmern, all der Zimperlichkeit und Steifheit der Seelen. Aber es geht ein Mißton durch das ganze Verhältniß: nicht stark genug, ihn völlig abzuweisen, noch frei genug, sich ihm hinzugeben, macht sie auf uns nicht den besten Eindruck. Nach gegenseitigen Schwüren ewiger platonischer Liebe ging Burns im April 1788 nach Mossgiel zurück, sich nach einer Farm umzusehen.

Hier kamen ihm die Eltern desselben Mädchens, die ihn einst so schnöde abgewiesen hatten, nun mit der größten Schmeichelei entgegen —, als er ihnen jedoch rundweg erklärte, daß er jetzt keine Lust mehr habe, das Mädchen zu heirathen, da warfen sie, die Burns kannten, die Tochter mit ihren Kindern aus dem Haus; und ihre Rechnung erwies sich als völlig richtig, denn Burns nahm sie aus Mitleid zu sich, die Gegenwart erweckte die alte Leidenschaft wieder, und als sie eine Zeit lang bei ihm gewesen, ließ er sich mit ihr trauen. Er hat das übrigens nie bereut; er schreibt gelegentlich über seine Frau: „Ich könnte mir eine idealere Lebensgefährtin denken — denken, denn gesehen hab' ich sie noch nicht —, aber eine ungewöhnliche Schönheit, kräftige Gesundheit, ein gerades, ehrliches Wesen, die vergötterndste Liebe zu mir und die frischeste Waldsingstimme machen mir eine Frau werth, ob sie gleich kein Buch gelesen hat, außer der Bibel und meinen Gedichten, und keinen Ball besucht, außer solchen im Dorf, deren Entree einen Pfennig kostet."

Burns' Herz war allzeit, wie er selbst sagt, „der reine Zunder" gewesen, aber dies war nun doch, so natürlich es war, ein ungewöhnlicher Sprung: im April hatte er Clarinda ewige Treue geschworen, im August führte er Jean heim. Es ist begreiflich, daß Mrs. Le'Hose, obgleich sie streng genommen kein Recht dazu hatte, sich die Sache zurecht legte und ihm einen Brief mit wüthenden Vorwürfen schrieb, den sie ihm gleichzeitig zu beantworten verbot, es wäre denn, daß er sich als „Schurken" bekennen wollte. Aber er bekannte sich nur eines großartigen Leichtsinnes schuldig und durchaus keiner „schändlichen Perfidie" und antwortete im übrigen gelassen und mit kühlem Selbstbewußtsein.

Er übernahm eine Pacht in Ellisland, die fehlschlug. Hierauf bewarb er sich um eine Stelle als Zollbeamter, die er durch einen Edinburgher Gönner erhielt; der Gehalt betrug 50 Pfund und die Arbeit ließ ihm wenig Muße zum Schreiben. Er avancirte wohl nach einigen Jahren bis zu 70 Pfund im Jahre, aber hatte eine Frau und mit der Zeit fünf Kinder zu ernähren und lebte in einem Zustand, der dem Elend ziemlich nahe war. „Es ist zum Teufelholen," sagt er in einem Brief, „wenn zwei Pfund für fünf langen sollen." So blieb es bis an seinen Tod. Aber nicht das war die Tragödie seines Lebens; die lag, wie immer, im Menschen selbst.

Burns war das, was man vorzugsweise eine „Künstlernatur" zu nennen pflegte, tief leidenschaftlich, dabei von einer gewissen Indolenz, voll Lebenslust und Genußfreude, ehrlich, gerade, nicht zum Erwerb begabt. Weder Sparsamkeit noch Erwerbssinn zeichneten ihn aus. „Ein gewisses freies Wirthschaften mit dem Geld scheint vom poetischen Temperament unzertrennlich zu sein," schreibt er selbst, „und wenn mich ein Kerl übers Ohr haut und es originell anfängt, so hab' ich meine Freude an ihm." Im Jahre 1792 schrieb ihm ein junger Mann aus Edinburgh namens George Thomson, er wolle eine Sammlung schottischer Lieder herausgeben, und bat ihn, sein Mitarbeiter zu werden. Burns

Digitized by Google

lieferte an hundert Dichtungen, erklärte jedoch sogleich zu Anfang, daß er für ein derartiges patriotisches und künstlerisches Unternehmen kein Geld annehmen könne. Das mag nun von einem Manne, der Frau und Kinder zu ernähren hatte, kindisch gewesen sein, aber in einer Welt, in der die große Mehrzahl in Geldsachen so knickerig und unvornehm ist, muß man sich über einen Menschen, der Geld souverän als nichts behandelt, wohl freuen.

Aber Burns war gar zu sehr in Verhältnisse gepreßt, die für ihn zu enge waren — die Provinz, die Armuth, das schottische Philisterthum, das ihn umgab, und er war vielleicht nicht klar genug, sich rücksichtslos aus allem herauszureißen, was ihn niederzog. Er sagt in einem Brief ein wundervolles Wort über sich selbst: „Mein Leben erinnert mich an einen Tempel in Ruinen; welche Kraft, welche Harmonie in einzelnen Theilen! welche unschönen klaffenden Lücken, welche Zerstörung in andern!“

Dieselbe Zeit hat in England drei große Dichter und viele Dichter zweiten Ranges hervorgebracht. Alle die letzteren brachten es zum Alter, zu einer großen Wohlhabenheit und zu hohen Ehren, die drei großen sind früh erschöpft, verlassen und einsam, jung gestorben. Nun wäre das gewiß nicht wahr, wenn einer behaupten wollte, daß das Genie zum Ruin führen muß. Wohl sind seine Versuchungen größer, seine Kämpfe schwerer, es ist an sich wie ein zehrendes Feuer und es ist in gewissem Sinne immer allein. Aber was Burns und Byron so früh aufrieb, das war nicht das Genie allein, das war der Mangel an innerem sittlichen Halt. Dieses Wort wird so viel mißbraucht, daß es einer Erklärung bedarf. Es gibt einen armseligen sittlichen Halt; er bedeutet, daß man sich an das hält, was Sitte ist: was alle thun, das ist erlaubt; was alle mißbilligen, ist verboten; was alle heimlich thun, ist nur heimlich erlaubt — das ist die Methode des Anseilens; wer in den Bergen zu Hause ist, der bedarf ihrer nicht. Etwas ganz anderes ist die innere Klarheit über den Weg, das innere Gleichgewicht, wie es Goethe, wie es Carlyle, wie es Manzoni besaß. Darum vergleichen wir manche geniale Menschen mit Irrlichtern oder Meteoren, während andere die sichere Gravitation eines Planeten zu besitzen scheinen. Das soll keine Anklage gegen Menschen wie Burns und Byron sein, sie hatten vor den anderen noch viel voraus, ein Meteor ist immer noch mehr als eine Laterne, und die andern, die ihnen so viel Genuß verdanken, hätten ihnen ihren schweren Weg so sehr erleichtern können und haben ihn zumeist nur geflissentlich erschwert.

Burns war ein Mensch von jäher Leidenschaftlichkeit und, wie jeder Künstler, sehr seinen Stimmungen unterworfen. Im Jahre 1786 schrieb er an Sir John Whiteford: „Das Herz jedes Dichters besteht aus Stolz und Empfindlichkeit.“ Eine tiefe innere Traurigkeit, wie immer verborgen, wie glänzend verhüllt oder besiegt, ist vielleicht der Bodensatz jeder großen Natur. Burns kannte gar schlimme Stimmungen und er kannte ein Mittel, das sie sicher vertrieb: den Wein. Er war von jeher ein starker Trinker gewesen und das Trinken bei Gelagen im vorigen Jahrhundert hatte, insbesondere in England, Dimensionen, die uns heute nicht mehr denkbar scheinen. Da er nun als Zollbeamter in Dumfries lebte und nur wenig Zeit zu congenialer Beschäftigung fand — seine Lieder verfaßte er meist auf Revisionsritten —, wurde er in die vornehmen Häuser eingeladen; und so oft die Herren von der „Caledonian Hunt“ ihre Jagden in der Nähe von Dumfries abhielten, schickten sie am Abend nach Burns, denn er war ein so köstlicher Gesellschafter, daß im Wirthshaus die Kellner ihre schon schlafenden Cameraden weckten, damit sie auch ihren Theil an solcher Lustigkeit hätten. Und er ging trotz allen Vorsätzen immer wieder hin und ließ sich feiern und zum Trinken verleiten, und trank bis zum Morgen und mehr als er vertrug. Und so hieß es bald: Burns ist ein Trinker und ein ausschweifender Mensch, und zuletzt: ein Mensch, mit dem man nicht verkehren kann. Einer seiner vornehmen Freunde, Captain Riddell, hatte eine schöne Frau, die Burns sehr bewunderte und verehrte. Er war wieder einmal dort geladen, wurde wieder einmal betrunken gemacht; und in den Salon zurückgekehrt, ging er auf die Hausfrau zu, machte ihr irgend ein überschwängliches Compliment und küßte sie.

Schon am nächsten Tag schrieb er ihr einen zerknirschten, demüthigen, geistreichen Brief und bat sie um Verzeihung — umsonst. Er hatte wohl eine große Tactlosigkeit begangen, und wenn er in dem Hause nicht hätte weiter verkehren können, so wäre das vielleicht rigoros, aber zuletzt begreiflich gewesen. Daß aber plötzlich alle besseren Häuser von Dumfries sich ihm schlossen, daß auf der Promenade der Corso rechts ging und Burns, ein einsamer, düsterer, gebrochener Mensch auf der anderen Seite, und daß ein Biograph aus dem Jahre 1888, Professor Blackie, diese Strafe sehr begreiflich und „für Burns gesund“ findet, das wirft auf die Prüderie der damaligen wie der heutigen schottischen Gesellschaft ein eigenthümliches Licht.[1]) Es war für Burns gewiß nicht gesund. Daß der Vereinsamte noch mehr trank als vorher, ist begreiflich. Zu all diesen Kränkungen und den Qualen der Reue kam die unaufhörliche schwere Arbeit, die drückenden Sorgen, und so hat er seinen Körper früh ruinirt. Einmal, im Winter, ging er des Nachts, nicht nüchtern, nach Hause, schlief auf der Straße ein und eine tödtliche Erkältung war die Folge. Heftige Rheumatismen und Nierenleiden rieben ihn rasch auf — er starb am 21. Juli 1796, noch nicht 38 Jahre alt. In den letzten Tagen mußte er seine Freunde um ein paar Pfund angehen, weil ihn ein Krämer um eine kleine Schuld mit Pfändung und Gefängniß bedrohte. Wenige Tage nach seinem Tod wurde sein jüngstes Kind geboren — und sehr bald nach seinem Tod nannte man die Straße, in der er zu Grund gegangen war, nach seinem Namen.

Ueber die Ursachen der Blitzschläge in Bäume.

Von Dr. C. Müller.

Schon im hohen Alterthum galt die Eiche als derjenige Baum, welcher dem Blitzschlag am meisten unterworfen sei, während vom Lorbeer behauptet wurde, daß er vom Blitze überhaupt nicht getroffen werde. Jedenfalls war die Thatsache, daß manche Baumarten leichter und häufiger vom Blitze geschlagen werden als andere, ihn nach der verbreiteten Ausdrucksweise „anziehen“, bereits den Alten bekannt, beobachtet, lange bevor die elektrische Natur der Gewittererscheinungen nachgewiesen war, ja bevor man auch nur irgend welchen Einblick in elektrische Vorgänge und Kraftäußerungen erlangt hatte. Trotzdem es nun schon seit Jahrhunderten bekannt war, daß gewisse Baumarten vom Blitze bevorzugt, andere fast vollständig verschont werden, fehlte es doch bisher an einer befriedigenden Erklärung für diese Erscheinung und erst in neuester Zeit sind, vor allem von Dimitrie Jonescu (Jahresbericht des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 1893, S. 32) exacte Untersuchungen darüber angestellt worden.

Die Beobachtung, daß unter sonst gleichen Verhältnissen die Buche sehr selten, die Eiche sehr häufig vom Blitz getroffen wird, ist, so vermuthete schon Caspary, auf die Verschiedenheit der Leitungsfähigkeit dieser Bäume für

[1]) Die den Dichter am mildesten richtete, war bezeichnenderweise die beleidigte Dame selbst. Sie hat ihn auf seinem Todtenbett gepflegt, und ihren Briefen verdanken wir Nachrichten über seine letzten Tage.

Elektricität zurückzuführen. Darauf Bezug nehmende Untersuchungen sind denn auch von verschiedenen Forschern, vor allem von Du Moncel, vorgenommen worden, hatten aber nur negativen Erfolg. Nur eine Thatsache wurde und zwar durch Villari festgestellt, nämlich die, daß trockene Hölzer die Elektricität in der Richtung der Holzfaser besser leiten, als in der dazu senkrechten, eine Beobachtung, die durch Caspary noch dahin erweitert wurde, daß das Holz den elektrischen Funken in longitudinaler, radialer und tangentialer Richtung verschieden leitet.

Jonescu wählte für seine Versuche der äußeren Form nach möglichst gleich beschaffene Stücke lebenden Splintholzes von Buche und Eiche (Quercus pedunculata) aus und ließ sie in der Längsrichtung der Fasern vom elektrischen Funken durchschlagen. Als Elektricitätsquelle diente eine größere Holtz'sche Influenzmaschine. Dabei zeigte sich, so oft auch unter gleichen Verhältnissen die Versuche wiederholt wurden, daß das Eichenholz schon bei 1—3 Umdrehungen, das Buchenholz bei mindestens 12, in manchen Fällen sogar erst bei 20 Umdrehungen durchschlagen wurde. Bei der Pappel (Populus nigra) und Weide (Salix caprea) genügten einige wenige Umdrehungen, im Maximum 5, um die Versuchsobjecte in der ganzen Längsrichtung vom Funken durchschlagen zu lassen. Kernholz verhielt sich in allen Fällen wie Splintholz.

Die Vermuthung, daß der Wassergehalt der Bäume für deren elektrische Leitungsfähigkeit von Einfluß sei, hat sich nicht bestätigt. Es enthalten nämlich 100 Theile frisch gefällten Pappelholzes 51.8 Proc., Buchenholzes 39.7 Proc., Eichenholzes 35.4 Proc. und Weidenholzes 26 Proc. an Wasser. Es hätte somit, wäre der Wassergehalt maßgebend gewesen, die erste Holzart am leichtesten, die letzte am schwierigsten, Buchenholz aber ebenso leicht wie Eichenholz durchschlagen werden müssen.

Wie sich herausstellte, beruht die ungleiche Leitungsfähigkeit der verschiedenen Holzarten auf ihrem verschiedenen Fettgehalt. Die durch Fettarmuth ausgezeichneten „Stärkebäume", zu denen man nach Fischer alle diejenigen Bäume rechnet, deren Reservestärke im Holz und Mark vom Herbst bis zum Mai unverändert bleibt, wie die Eiche, Pappel, Weide, Ahorn, Rüster, Flieder, Esche und Eberesche, setzen nämlich in gleichen Stammstücken dem elektrischen Funken viel geringeren Widerstand entgegen, als die „Fettbäume", wozu alle diejenigen gehören, bei denen sich im Winter und im Frühjahr die gesammte Stärke in Mark, Holz und Rinde in fettes Oel verwandelt. Der Oelgehalt derselben, z. B. der Buche, Walnuß, Linde und Birke, ist übrigens nicht frei von Schwankungen, auch in verschiedenen Regionen des Holzkörpers verschieden, ein Umstand, durch den die Ungleichheit im Leitungswiderstand der verwendeten Buchenhölzer (12—20 Umdrehungen) erklärt werden dürfte. Jedenfalls ergaben die zahlreichen angestellten Versuche, daß das frische Holz der Fettbäume in allen Fällen ein schlechter Elektricitätsleiter war und zwar um so schlechter, je reicher das Holz an Oel war; das fettarme frische Holz der Stärkebäume dagegen leitete die Elektricität relativ gut. Erhebliche Differenzen im Leitungsvermögen der verschiedenen Arten konnten nicht festgestellt werden.

Ein besonders interessantes Verhalten zeigte die Kiefer (Pinus silvestris), deren Holz während des Winters in allen Theilen entstärkt erscheint und ansehnliche Oelmengen führt, sich aber sehr wesentlich von den Fettbäumen dadurch unterscheidet, daß ihr Holz während des Sommers fast ebenso arm an Fett ist, wie dasjenige der typischen Stärkebäume. Ende Juli und Anfang August angestellte Versuche ergaben nun, daß der elektrische Funke frisches Splintholz der Kiefer fast ebenso leicht durchschlug, wie das von Stärkebäumen, Ende December und Anfang Januar aber sogar noch schwerer, als das der Buche und des Nußbaums.

Endgültig bestätigt wurde die Abhängigkeit der elektrischen Leitungsfähigkeit vom Fettgehalt dadurch, daß Buchen- und Walnußholz, aus dem das Oel mittelst Aether extrahirt und das somit fettarm gemacht war, vom elektrischen Funken ebenso leicht durchschlagen wurde, als das Holz typischer Stärkebäume. Das Resultat nun seiner Untersuchungen und Experimente faßt Jonescu dahin zusammen, „daß diejenigen Fettbäume, welche auch während des Sommers reich an Oel sind, in hohem Grade gegen Blitzschlag gesichert erscheinen, diejenigen am meisten, die den größten Oelgehalt besitzen. Solche Fettbäume dagegen, welche in der Gewitterzeit arm an Oel sind, desgleichen die Stärkebäume, werden vom Blitzschlag bevorzugt." Da das Holz der meisten unsrer Culturbäume während des Winters reich an Oel ist, so begreift sich leicht, warum bei Wintergewittern äußerst selten Blitzschläge in Bäume beobachtet werden. Daß übrigens bei sehr hoher elektrischer Spannung jede Baumart vom Blitz getroffen werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Steht beispielsweise ein Baum auf undurchlässiger Gesteinschicht, über welcher sich Wasser angesammelt hat, so wird in diesem Fall bei Gewitterbildung eine sehr beträchtliche elektrische Spannung eintreten und bei der Entladung die größere oder geringere Leitungsfähigkeit des Baumes nicht mehr im stande sein, denselben gegen Blitzschlag zu sichern.

Zu erwähnen ist noch, daß beim Experimentiren mit frischen Aesten, an denen sich abgestorbene Verzweigungen befanden, der Funke nicht auf das sich der Entladung zunächst darbietende frische Holz, sondern auf die abgestorbenen Zweigstücke übersprang, gleichgültig, ob das Material einem Stärke- oder Fettbaum entnommen war. Jedenfalls ließ sich aus weiteren hierauf bezüglichen Versuchen schließen, daß abgestorbene Aeste sowohl bei Fett- wie bei Stärkebäumen die Blitzgefahr vergrößern.

Blätter sind, wie Jonescu festgestellt hat, an sich schon sehr schlechte Elektricitätsleiter, eine Eigenschaft, die ohne Zweifel noch durch die Art der Vertheilung der Blätter am Baum gesteigert wird, so daß somit die Beobachtung erklärlich ist, nach der der Blitz sehr häufig unterhalb der Baumkrone in den Stamm schlägt und den belaubten Theil des Baumes unberührt läßt. Uebrigens stimmten die Blätter aller untersuchten Arten in ihrem äußerst geringen Leitungsvermögen überein, auch darin, daß dieses, wenn die Blätter mit Wasser benetzt waren, eine Zunahme zeigte, vielleicht ein Grund dafür, daß der Blitz vorwiegend bei Regen in die belaubte Baumkrone schlägt. Jedenfalls wird das elektrische Leitungsvermögen der Bäume selbst weder durch die Belaubung, noch durch das Cambium, den relativ am besten leitenden Theil derselben, und die Rinde, die sich als sehr schlechter Elektricitätsleiter erwies, in merklicher Weise beeinträchtigt.

Jonescu war nun in der angenehmen Lage, die Resultate seiner Untersuchungen durch Vergleich mit einer in den fürstlich Lippe'schen Forsten während der Jahre 1879—1885 und 1890 angestellten Blitzstatistik auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Das Ergebniß dieser Prüfung war eine Bestätigung dieser Untersuchungen in allen wesentlichen Punkten durch die in Rede stehenden statistischen Aufzeichnungen.

In dem 18,180 Hektar großen Beobachtungsgebiet, das von annähernd 11 Proc. Eichen, 70 Proc. Buchen, 13 Proc. Fichten und 6 Proc. Kiefern bestanden ist, wurden in den genannten Jahren 159 Eichen, 21 Buchen, 20 Fichten und 59 Kiefern vom Blitz getroffen, so daß die Blitzgefahr für eine Fichte sich fünfmal, für eine Kiefer 33mal und für eine Eiche 48mal so groß herausstellte, als die für eine Buche.

Wie die Statistik des weiteren zeigt, wurde der Stamm 197mal, die Spitze nur 78mal vom Blitz getroffen, ein schlagender Beweis dafür, daß diese bezüglich der Blattmasse des Baumes im allgemeinen ein viel schlechterer Leiter für den elektrischen Funken ist, als der Stamm mit seinen Astversetzungen. Auch bestätigen die Aufzeichnungen der Lippe'schen Forstverwaltung, daß abgestorbene Aeste unter allen Umständen große Blitzgefahr in sich schließen, traf doch der Blitz nur 24mal grüne, dagegen 69mal abgestorbene Aeste. Merkwürdig ist es, daß in zahlreichen Fällen der Blitz abgestorbene Aeste, bezüglich den Stamm in auffallend geringer Höhe über dem Erdboden trifft; in einzelnen Fällen befanden sich sogar über der Eintrittsstelle dürre Aeste, eine Erscheinung, für die Jonescu keine stichhaltige Erklärung zu geben vermag.

Schließlich sei noch erwähnt, daß nach Wöckert Bäume mit behaarten oder gewimperten Blättern, wenn alle übrigen Bedingungen gleich sind, dem Blitzschaden weniger ausgesetzt sind, als solche mit glatten Blättern. Denn außer der größeren oder geringeren Leitungsfähigkeit des Stammes wirkt auch die Oberflächenbeschaffenheit des Wipfels stark auf die den Blitz anziehende elektrische Spannung ein. Auch daher ist die Rothbuche dem Blitzschlag weniger ausgesetzt als die Eiche, weil ihre Blätter weichhaarig und gewimpert sind und diese zahllosen Härchen und Wimpern durch fortwährende Spitzenausströmung der Elektricität die Anhäufung größerer Elektricitätsmengen verhindern. Wöckert konnte dies durch den Versuch nachweisen, indem er auf einem geladenen Conductor erst ein Buchenblatt und dann ein Eichenblatt anbrachte. Durch das erstere wurde der Conductor viel schneller als durch das letztere entladen. Auf dem Conductor befestigte beblätterte Buchen- oder Eichenzweige lieferten entsprechende Ergebnisse. Der Eichenzweig-Conductor konnte nicht allein doppelt so stark geladen werden, als der mit einem Buchenzweig versehene, sondern er verlor seine Elektricität auch viel langsamer. (Prometheus, Nr. 208.)

Wennschon nun durch die Untersuchungen der vorgenannten Gelehrten, vor allem Jonescu's, die Frage nach der Ursache der Blitzschläge in Bäume noch keineswegs vollständig gelöst ist, so ist sie doch der Lösung erheblich näher gebracht und man wird durch dieselben zu neuen Forschungen angeregt. Hoffen wir, daß diese zu endgültigen Ergebnissen führen, daß somit eine Frage klargestellt wird, die nicht nur von wissenschaftlicher, sondern auch von hoher praktischer Bedeutung ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

T. K. Die zweisprachige Volksschule Lothringens nach ihrer heutigen Aufgabe und bisherigen Dienstleistung mit Rücksicht auf Kirche, Staat und Volk. Zugleich eine Erwiderung auf die Angriffe u. s. w. unsrer Gegner. Von Alfons Klein, Lehrer. Metz, Selbstverlag 1896. — Schon aus diesem etwas langathmigen Titel kann man ersehen, daß es sich um eine Streitschrift handelt. In Folge einer Broschüre des ehemaligen Lehrers Mayaux, die voriges Jahr hier besprochen wurde, ist der Kampf um die Sprachenfrage in der lothringischen Volksschule wieder lebhaft entfacht worden. Klein ist ein geborener Lothringer und stellt sich vollständig auf den Boden deutscher Anschauung. Er spricht sich für die Beibehaltung des jetzt in den Schulen der französischen Sprachgegend befolgten Systems aus, nach welchem das Deutsche immer mehr nicht bloß Unterrichtsfach, sondern auch Unterrichtssprache wird. Er sagt: „Die neue Lage will, daß die Jugend neben dem Französischen besonders auch deutsch sprechen und verhältnißmäßig schreiben könne, jedes nach dem Maße seiner Bedeutung im täglichen Verkehrsleben. Dies erreicht unsre heutige Schule voll und ganz. . . . Wir wollen nur nach und nach germanisiren; nicht plötzlich ist die Muttersprache zurückzudrängen, nein, wir geben dem Kinde hierin mit, was es braucht, aber während dessen lehren wir auch das Deutsche, um unsre Kinder aus ihrer Isolirung, der socialen wie der wirthschaftlichen, zu befreien und sie in Stand zu setzen, an dem Leben des übrigen Deutschland immer mehr und mit stetig wachsendem Nutzen theilnehmen zu können. Wir wollen gleichzeitig die künftige Generation zu deutschem Denken, Fühlen und Thun, zu deutscher Gesinnung, zu deutschem Geist und deutschem Wesen erziehen, die Liebe des Vaterlandes in ihre Herzen pflanzen, muthvoll und zielbewußt vorgehen und hiebei ihnen alles, was deutsch heißt, lieb und werth machen. In Schule und Familie liegen die mächtigsten und wirksamsten Pflegestätten der Vaterlandsliebe. Da es zu Hause manchmal leider noch kläglich aussieht in dieser Beziehung, so müssen wir mit aller Kraft und nach bestem Können in dieser Hinsicht das erreichbare Ziel erstreben." Der Verfasser widerlegt Punkt für Punkt die Ausführungen Mayaux', vielleicht sogar etwas zu scharf und zu ausführlich. Aber eine Erwiderung war doch nothwendig, da die Franzosenfreunde auf Mayaux als auf eine Autorität hinweisen, um das Bedürfniß für eine größere Berücksichtigung des Französischen in der Volksschule zu begründen. Klein wendet sich auch gegen die Geistlichen, die sich über die mangelhafte Sprachenkenntniß der Kinder beklagen, indem er bemerkt, daß sie zu große Anforderungen an dieselben stellen. Am schlimmsten kommt sein ehemaliger Collège weg, der auf diese Schrift wohl kaum noch eine ernste Erwiderung bringen wird. Es ist nicht gerade erfreulich, eine solche längere Streitschrift zu lesen; sie muß aber jeden ernsten Freund des Reichslandes mit Befriedigung erfüllen, da sie zeigt, daß jetzt auch unter der jungen Generation der Lothringer wirklich deutsch denkende Männer erstehen. Diese waren bis jetzt in Lothringen viel seltener, als im Elsaß, und deshalb verdient die Klein'sche Schrift auch in Altdeutschland gelesen zu werden. Wer allerdings in der Sprachenfrage der lothringischen Volksschule nicht bewandert ist, vermißt in derselben eine genaue Darlegung der jetzt befolgten Methode für den deutschen und französischen Unterricht. Was man in Lothringen als bekannt voraussetzt, wäre eben für altdeutsche Leser, besonders für Pädagogen und auch Nationalpolitiker, da ja hier ein wichtiges nationales Interesse darliegt, sehr wissenswerth. Die Streitfrage, ob das Deutsche oder das Französische in den Gegenden französischer und deutsch-französischer Zunge vorzuziehen sei, kann mit dieser Schrift als endgültig gelöst betrachtet werden; zur Förderung des Deutschthums und zum engeren Anschluß der Lothringer an ihre neue Heimath bleibt kein anderer Weg übrig, als sie genügend in ihrer neuen Muttersprache zu unterrichten. Der Verfasser legt das mit so ausführlicher Beweisführung und mit einer solchen Ueberzeugungskraft dar, daß man nur wünschen kann, seine Schrift möge von all den Lothringern, die sich über die jetzigen Schulzustände beklagen zu müssen glauben, gelesen werden.

Localisations-Psychologie. Die Localisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiel: Waarum sind wir zerstreut? Van Geseg Heth. Mit einer Einleitung von Ludwig Edinger. 2. vermehrte Auflage. München 1895. G. Hirths Verlag. — Die Schrift ist anscheinend eine sehr geschickt scharfsinnige Ausführung der Ideen des genialen Wiener Psychologen Theodor Meynert bezüglich des genannten Problems. Referent erkennt die Bedeutung Meynerts vollkommen an und befindet sich hier in voller Uebereinstimmung mit dem Verfasser. Sieht man jedoch näher zu, so findet man, daß diese Ausführungen sich auf einer Basis bewegen, welche so außerordentlich unsicher, unbestimmt, um nicht zu sagen unwissenschaftlich ist, daß man dem Werkchen, natürlich abzüglich alles dessen, was auf Th. Meynert entfällt, doch durchaus ablehnend gegenüberstehen muß. Die Sachlage ist folgende: Denken, Empfinden, Erinnern u. s. w. betrachtet Hirth als psychologische Functionen der Zellen und Fasern des Gehirns. Während nun die Zahl der diese Functionen besorgenden Zellen und Fasern eine beschränkte ist, ist die Zahl der Möglichkeiten ihres verschiedenartigen Zusammenwirkens eine „nahezu unbeschränkte". Diese Combinationen nennt Hirth Merksysteme; man diesen heißt es wörtlich S. 24 also: „In Wirklichkeit handelt es sich dabei um systematische kettenartige Zusammenschließungen von Reflexen, Affecten, Organgefühlen und Vorstellungen, welche sammt und sonders, mögen sie angeboren oder erworben sein, den Charakter des Wahnes an sich tragen. Denn das, was wir merken, ist ja nicht objective Wirklichkeit, sondern subjectiv vielfach veränderte Reizwirkung; so existiren z. B. die Farben nur in unserem Gehirn als Folge verschiedener Wellenlängen der Lichtelektricität (Hertz), nun deren wirklicher Beschaffenheit nur den Umschaltungen der Netzhaut ꝛc. wir uns keine Vorstellung machen können. Zu diesen

Wahnbildungen, welche durch Associationen zu einer regelrechten „Wahnwelt" gesteigert werden, sind wie von Geburt an gezwungen; mit Hülfe wissenschaftlicher Erkenntniß können wir sie etwa erklären, aber nicht beseitigen." Wenn nun alle diese Leistungen den Charakter des Wahns an sich tragen, wie hat es Hr. Dr. Hirth fertig gebracht, die Kriterien von Wahn und wissenschaftlicher Erkenntniß aufzufinden? Welche Garantien hat er dafür zu bieten, daß das, was er als wissenschaftlich bewiesen und feststehend ansieht, nicht gleichfalls ein Wahn ist? Was ist nach ihm normal und gesund, pathologisch oder abnorm, wahr oder falsch? Vielleicht gibt die folgende Stelle darüber eine Art Auskunft: „Ueberall, wo der Wahn biologischer Nützlichkeit entspricht, ist er nothwendig und daher „normal", d. h. gesund und der Entwicklung des Individuums zuträglich. Pathologisch wird er erst dann, wenn er in der Hauptsache oder in Nebenbildungen das normale Maß der Art zu weit überschreitet oder dasselbe zu erreichen nicht im stande ist. Im letzten Grunde beruht diese Eigenschaft der lebenden Wesen auf dem Hunger (Stoffwechsel), auf der Wachsthumsspannung, der Bewegung und den Reizzuständen, welchen die gesammte organische Welt ihre Fortexistenz und Weiterentwicklung verdankt." Dies heißt also: Die Eigenschaft der lebenden Wesen, das normale Maß der Art zu weit zu überschreiten oder dasselbe nicht zu erreichen, beruht auf dem Hunger u. s. w. Damit gehörten für Hirth der Hunger, das Wachsthum, die Bewegung, die Reizzustände zu den pathologischen oder wahnschaffenden Erscheinungen! So absonderlich und ungeheuerlich die Auslassungen dieser modernen „Psychologie" dem nüchternen Verstande auch erscheinen mögen, so besteht doch nicht der geringste Zweifel, daß sie Hieths wirkliche Ueberzeugung auszudrücken, wie folgende Stelle beweist: „Von der hungrigen Amoebe, die ihren Wahnfrieden nach Vertilgung einer Algenzelle gefunden, bis zum Menschen, der in seinem Größenwahne selbst die Götter nach seinem Ebenbilde geschaffen, — welch eine Reihe allmählicher Vervollkommnungen des Eingebildeten, des Wahns!" Also Wahn und Wahnfriede ringsum: vom Hunger der Amoebe angefangen, bis zu dem Gotte, den der Mensch nach seinem Ebenbilde geschaffen! Wenn nun auch Referent sehr gern die Berechtigung anerkennt, mit der Hr. Dr. Hirth solche Ideen als „Wahnsysteme" bezeichnet, so wird doch weder er noch sonst jemand geneigt sein, seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen in ähnlicher Weise aufgefaßt zu sehen. Damit entfällt auch der Grund, diesen Ideen und ihren Verflechtungen oder Verflüssigungen weiter nachzuspüren. Auch der unbefangene Leser dürfte zu der Erkenntniß gekommen sein, daß auf solcher Basis unmöglich eine Verständigung zu erzielen ist. A. K.

rtk. **Die Rotation des Merkur.** Von der Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo, deren Director Leo Brenner durch seine glücklichen Marsbeobachtungen die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf sich gelenkt hat, kommt abermals die Nachricht von einer Entdeckung, die nicht verfehlen wird, in der astronomischen Welt Aufsehen zu erregen. Nach längerer Beobachtung des Merkur und nach Vergleichung von zwanzig zu verschiedenen Zeiten aufgenommenen Zeichnungen machte Brenner die überraschende Entdeckung, daß der Merkur nicht, wie Schiaparelli behauptet, der Sonne stets dieselbe Seite zeigt, sondern schnell rotirt, wenn auch langsamer als Venus und Erde. Hr. Anton Wonaszek, Director der Sternwarte von Kis Kartal, der auf Besuch in Lussinpiccolo weilte, hat ebenfalls drei Flecke auf dem Merkur wahrgenommen, die im Laufe der Zeit ihre Stelle wechselten. Nähere Mittheilungen über die Entdeckung, die übrigens auch Director Wonaszek in einem Bericht an die k. Akademie der Wissenschaften besprechen wird, behält sich Director Brenner für später vor.

* **Karlsruhe.** Der Professor der darstellenden Geometrie an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Hofrath Dr. Christian Wiener ist am 31. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben.

* **Marburg.** Der Professor der neueren Geschichte Dr. Albert Naudé hat einen Ruf nach Freiburg angenommen. Naudé, der im Auftrag der Berliner Akademie als Nachfolger Kosers eine Zeitlang die Herausgabe der „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen" besorgte, ist besonders bekannt geworden durch die unhaltbaren Angriffe, die Max Lehmann in der Frage nach der Schuld am siebenjährigen Kriege gegen ihn gerichtet hat.

* **Berlin.** Zum Rector der Universität für das mit dem Herbst beginnende Studienjahr ward der Professor des deutschen Rechts Geh. Justizrath Dr. Brunner erwählt. — In den Lehrkörper der medicinischen Facultät trat als Privatdocent der von München hieher übergesiedelte Dr. med. et phil. Joseph Brandt, Mitglied des Reichsgesundheitsamtes, ein. In seiner Probevorlesung sprach er über die Wirkung der Schwermetalle. Außerdem habilitirte sich bei derselben Facultät Dr. Rudolf Krause, Assistent an dem von Prof. Hertwig geleiteten zweiten anatomischen Institut. Seine Probevorlesung handelt über Bau und Function der Schleimspeicheldrüsen. In der juristischen Facultät wies sich Dr. Gerhard Anschütz aus Halle mit einer Vorlesung über die Frankenstein'sche Clausel als Privatdocent ein. In der philosophischen Facultät habilitirten sich zwei neue Privatdocenten: Dr. Emil Sieg mit einer Vorlesung über die Wittwenverbrennung in Indien und Dr. Adolf v. Wenckstern, der in den letzten drei Jahren Studien in Japan gemacht hat, mit einer Antrittsvorlesung über die japanischen Frauen.

tz. **Tilsit.** Die Zahl der litauischen Zeitungen beträgt gegenwärtig etwa 18, davon entfallen auf Deutschland 10, auf Nordamerika 8; Rußland hat bekanntlich den Druck litauischer Bücher und Zeitungen in deutschen oder lateinischen Lettern untersagt, doch werden in Deutschland einige Blätter gedruckt, die in Rußland, woselbst 1500 litauische Prediger wirken, sehr verbreitet sind. Die wichtigsten Zeitungen seien angeführt, und zwar mit Angabe des Redacteurs, des Erscheinungsorts, der Abonnentenzahl und der Tendenz. Die „Neue litauische Zeitung" erscheint halbwöchentlich (Tilsit, Kioschis, ca. 3200, Tagesnachrichten, Provinzielles, unparteiisch), ebenso der „Tilsiter Pilger", der Sprößling des alten Kurschat'schen Blattes Keleiwis (ca. 1500, Provinzielles, religiös); das „Prökulser Vereinsblatt" wird wöchentlich herausgegeben (Trauschies, Prökuls, ca. 500, Politik und Provinzielles), ebenso die „Litauische Zeitung" (Schernus, Memel, ca. 1000, Provinzielles, liberal), der „Litauische Bote" (Hoffheim, Tilsit, ca. 300, religiös und conservativ) und der „Friedensbote" (Rukat, Memel, ca. 500, religiös). Für Unterhaltung und Belehrung sorgen die Monatsschrift „Vaepas", Glocke (Lapinas, Tilsit, ca. 500, liberal. Politisches, Wissenschaftliches, Literatur, sociale Frage, Volksleben), der halbmonatlich erscheinende „Landwirth", Ukininkas (Lapinas, Tilsit, ca. 600, Provinzielles, landwirthschaftliche Hebung), und die in Rußland verbreiteten Monatsblätter „Vaterlandswächter" (Tilsit, Saunas, ca. 650, orthodox-katholisch, Politik, Provinzielles) und „Rundschau" (Wichmann, Tilsit, ca. 1400, römisch-orthodox, Hebung des litauischen Geistes. Die sieben amerikanischen Wochenschriften sind theils humoristisch, wie die „Saules Soue" (ca. 1200), theils socialdemokratisch wie die „Gadyne" (600); andere ähneln dem „Vaepas", wie das mit Illustrationen versehene „Schwert" (Chicago, 500), oder dem Ukininkus, wie die „Einheit der Litauer" (Plymouth 2000), andere dem „Vaterlandswächter", wie der „Morgen" (1000) und das „Echo" (700). Die in Chicago erscheinende „Lietuwa", Litauen, hat ca. 1500 Abonnenten und belehrt über landwirthschaftliche, Tages- und politische Fragen. Außerdem kommen in Ostpreußen 6, in Amerika ein Kalender auf den Büchermarkt.

* **Prag.** Der ordentliche Professor des Kirchenrechts an der Universität Innsbruck, Dr. Heinrich Singer, ward zum ordentlichen Professor desselben Faches an der hiesigen deutschen Universität ernannt.

* **Zürich**, 2. Aug. Von morgen ab findet hier gleichzeitig mit der 79. Jahresversammlung der „Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft" die Feier des 150jährigen Bestandes der „Naturforschenden Gesellschaft in Zürich" statt. Diese Gesellschaft ist 1746 vom Chorherrn Joh. Gessner (Professur am Carolinum) gegründet worden als eine der ältesten derartigen Gesellschaften auf der Erde. Sie hat im Laufe der Zeiten einen großen Einfluß auf das geistige Leben unsrer Stadt ausgeübt und je nach den Verhältnissen thatkräftig eingegriffen. Sie hat die ersten Volksbibliotheken besorgt, die Landwirthschaft mit Rath, mit Ankauf guter Sämereien ꝛc. ꝛc. unterstützt, sie hat einen botanischen Garten geschaffen, meteorologische Beobachtungen eingerichtet, die naturwissenschaftlichen Sammlungen anzulegen begonnen ꝛc. ꝛc. und eine sehr bedeutende naturwissenschaftliche Bibliothek geschaffen, an deren Erhaltung und Vermehrung sie fort und fort theils durch directe Steuern, theils durch ihre „Vierteljahrsschrift", die ein wichtiges Tauschobject ist, arbeitet. Eine Anzahl anderer Gesellschaften mit idealen Bestrebungen oder praktischen Zwecken sind im Laufe der Zeit aus der Zürcher naturforschenden Gesellschaft hervorgegangen. Andere Zweige ihrer reichen und mannichfaltigen Arbeit sind allmählich vom Staat übernommen worden, neue haben sich eingestellt. In den 150 Jahren ihres Bestehens war sie

ein wahrer Pionier der höheren Cultur. — Die allgemeine „Schweizerische naturforschende Gesellschaft" ist im Jahre 1815 entstanden. Zürich hat nun zum sechstenmal die Ehre, die allgemeine Gesellschaft zur Jahresversammlung zu beherbergen. Die schweizerische Gesellschaft ist ebenfalls kein loser, sondern ein fest organisirter Verband. Eine Menge Commissionen arbeiten an der Lösung bestimmter wissenschaftlicher und praktischer Aufgaben (z. B. geologische Commission, Torfcommission, Gletschercommission, Flußcommission, Preisfragen [Schläfli-Stiftungs-]Commission, Erdbebencommission, geodätische Commission, Denkschriften-Commission).—Die schweizerische naturforschende Gesellschaft hat die ersten Vorarbeiten für die topographische Aufnahme der Schweiz gemacht und die Herstellung des Dufour-Atlas provocirt. Sie hat das nun an den Bund übergegangene Netz der meteorologischen Beobachtungen eingerichtet und sie ist und bleibt der Sammelpunkt der schweizerischen Naturforscher und ihrer Freunde im Auslande zu gemeinsamer Arbeit, Ideenaustausch und Pflege freundschaftlicher, anregender Beziehungen. — Die Zürcher Gesellschaft wollte ihre Jubelfeier nicht anders begehen, als dadurch, daß sie die schweizerische Gesellschaft zu sich geladen hat, und dadurch, daß sie auf diese Festtage eine Denkschrift herausgibt. Diese Denkschrift oder Festschrift besteht aus zwei Bänden und bildet einen Jahrgang der „Vierteljahrsschrift der Zürcher naturforschenden Gesellschaft". Der erste Band, verfaßt von dem Redacteur der Gesellschaft, Prof. Dr. Rudio, enthält eine eingehende Geschichte der Züricher naturforschenden Gesellschaft. Das Werk ist eine völlige Culturgeschichte Zürichs geworden und hat eine Menge höchst merkwürdiger vergessener Dinge wieder ausgegraben. Es ist geschmückt mit den Bildnissen einer Anzahl der hervorragendsten älteren Mitglieder, vom Gründer bis zu denen, die noch unter uns gelebt haben. Der zweite Theil der Festschrift besteht aus über dreißig wissenschaftlichen Originalabhandlungen von Mitgliedern der Gesellschaft. Er documentirt die jetzige Leistungsfähigkeit der Gesellschaft. Eine Menge Illustrationen sind nach diesem Theile beigegeben.

* **Basel.** Prof. Dr. Stutz hat den in Beil. Nr. 175 erwähnten Ruf nach Freiburg i. Br. als Lehrer des deutschen Rechts u. s. w. angenommen.

* **London.** Der Physiker Wilhelm Grover ist gestorben.

* **Petersburg.** Der kgl. Akademie der Wissenschaften ist das Jahresbudget für Wirthschaftsausgaben vom 1. Januar 1897 ab von 57,736 Rbl. auf 69,020 Rbl. erhöht worden. — Die russische Expedition, die sich zum Studium der totalen Sonnenfinsterniß unter Leitung des Generals Baron Kaulbars nach Ita am Muonio-Elf im nördlichen Finland begibt, trat am 8. Juli von Rihimäki die Reise an. Auf den finnischen Bahnen erhielt sie freie Fahrt. Dann begann der schwierige Theil der Reise, da die Fortsetzung auf den kleinen zweirädrigen Karren, wie sie in Finland gebräuchlich sind, erfolgen mußte. Hiebei mußte die größte Vorsicht beobachtet werden, um die Instrumente zu schützen, von denen das größte Fernrohr etwa 4 Meter lang ist. Bei Kolari hörten alle Wege auf und die Reise ging in Booten weiter; an den Fällen mußte eine Umladung geschehen. — Anläßlich der Grundsteinlegung zum Weiblichen Medicinischen Institut läßt sich der „Tertowy Westnik", zur Abwehr gegen einen Artikel des „Graschdanin", folgendermaßen vernehmen: „Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, die Curse zu vertheidigen, wollen aber hervorheben, daß die Kirche sich durchaus nicht auf die Seite der Tadler einer solchen Anstalt stellt. . . . Die Kirche legt jedem Streben nach Vervollkommnung der Männer sowohl als der Frauen nicht nur keine Hemmnisse in den Weg, sondern ertheilt im Gegentheil jedem Schritt, der in dieser Richtung gethan wird, ihren Segen. . . . Die Geistlichen haben ihre Töchter gern den höheren weiblichen Cursen anvertraut, denn sie glauben denen nicht, die behaupten, daß darin nur Weiber nihilistischer, socialistischer oder anarchistischer Färbung großgezogen werden, sondern sind im Gegentheil überzeugt, daß aus ihnen, wie aus Lehranstalten überhaupt — abgesehen von einigen Ausnahme-Exemplaren — durchweg tüchtige ehrenwerthe Menschen hervorgehen." — In die Frauen- und Kinder-Kliniken der Militär-Medicinischen Akademie und der entsprechenden Abtheilungen des Klinischen Militär-Hospitals werden von nun an auch Aerztinnen zur praktischen Ausbildung in ihren Specialitäten zugelassen werden. Die Aufnahme erfolgt unter Genehmigung des Directors der Akademie und auf Vorstellung des Chefs der betreffenden Klinik, resp. Abtheilung auf je zwei Jahre, worauf die Frist um ein Jahr verlängert werden kann. — Frau Bogoljubski, die in Bern die medicinische Facultät als Dr. med. absolvirte und sodann im vorigen Herbst das Arzt-Examen vor der Prüfungscommission der Kasan'schen Universität bestand, ist soeben auch der „Now. Wr." auf den Posten eines Medicinal-Bezirksaufsehers für die Petersburger Findelhäuser ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 31. Juli bis 2. August folgende Schriften eingegangen:

Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst; hggb. unter Mitwirkung von Wilhelm Bode ꝛc. 10. Lfg. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. N. F. Hggb. von G. Schmoller. 20. Jahrg. 1.—3. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. W. Wittich: Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland. Ebd. 1896. — Dr. Hans Glagau: Die französische Legislative und der Ursprung der Revolutionskriege 1791—1792. Dr. Georg Sievers: Die politischen Beziehungen Kaiser Ludwigs des Bayern zu Frankreich in den Jahren 1314—1337. Dr. Wilhelm Spatz: Die Schlacht von Hastings. (Histor. Studien, 1.—3. Heft.) Berlin, E. Ebering 1896. — Dr. H. Albrecht: Das Arbeiterwohnhaus. Mit Entwürfen von A. Messel. 12 Tafeln mit Text. Berlin, R. Oppenheim. — Ist der Handelsstand productiv? Von einem Hamburger Kaufmann. Leipzig, Gg. Freund 1896. — Dr. M. Biermer: Leitsätze zur Beurtheilung der Währungsfrage. Aus Vorlesungen zusammengestellt. Hggb. vom Verein zum Schutze der deutschen Goldwährung. Berlin, C. Heymann 1896. — Friedr. Wild: Bayreuth 1896. Praktisches Handbuch für Festspielbesucher. Leipzig und Baden-Baden, C. Wild. — Moritz Wiehr: Die Entdeckung des Rheingolds aus seinen wahren Decorationen. Ebd. 1896. — Die redenden Künste. (Leipziger Concertsaal.) Zeitschrift für Musik und Literatur. 1895/96. Heft 43—45. Ebd. — Walter Harlan: Im April. Lustspiel aus den vierziger Jahren. Ebd. 1895. — Fr. Hauptvogel: Das große Geheimniß! (Shakespeare oder Bacon?) Satire. Ebd. 1896. — Classischer Bilderschatz. Hggb. von F. v. Rebee und Ad. Bayersdorfer. 8. Jahrg. 21. Heft. München, Fr. Bruckmann 1896. — Dr. J. J. Schmidt: Das Lebensideal Karl Christian Planck's. (Philosophische Vorträge, hggb. von der philosoph. Gesellschaft zu Berlin. 3. Folge. 5. Heft.) Berlin, R. Gaertner 1896. — Ottilie Schenck: Victor Rydberg. Biographische Skizze. Marburg i. H., N. G. Elwert 1896. — Die Neueren Sprachen. Zeitschrift für den neusprachlichen Unterricht. Mit dem Beiblatt Phonetische Studien. Hggb. von W. Vietor. 4. Bd. 4. Heft. Juli 1896. Ebd. — Julius Papst: Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Wien, Heinrich Kirsch 1896 — Dr. J. Freydenbühl: Die Nothwendigkeit und Gestalt einer kirchlichen Reform. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Die evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Hggb. von Julius Richter. 2. Jahrg. 1896 8. Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Dr. Hilty. Einige Gedanken über die Gründung christlich-socialer Vereine. Bern, A. Siebert 1896. — Dr. J. Brenneisen: Das bürgerliche Gesetzbuch und die Frauen. Socialpolitischer Beitrag zur Frage der Frauenemancipation. Soest i. L. und Leipzig, O. Kunze. — Oeuvre des écoles d'Orient. No. 214. Mai — Juin. 1896. Paris, bureau des œuvres d'Orient. — Friedrich Rückerts Werke. 7.—12. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nchfgr. — Wilhelm Jensen: Aus stiller Zeit. Novellen. 2. Aufl. 1. Bd. Weimar, E. Felber 1896. — Dr. G. Liebe: Das Kriegswesen der Stadt Erfurt vom Anbeginn bis zum Anfall an Preußen. Ebd. 1896. — Otto Harnack: Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Classik. Ebd. 1896. — Adolf Schulten: Die römischen Grundherrschaften. Agrarhistorische Untersuchung. Ebd. 1896. — Mark Lidzbarski: Geschichten und Lieder aus den neu-aramäischen Handschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin. (Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. 4. Bd.) Ebd. 1896.— A. Wünsche: Die Frende in den Schriften des Alten Bundes. (Alttestamentliche Studien. 1. Heft.) Ebd. 1896. — Stanislaus Lucas: Graf Gaschin. Roman. 3 Bde. Breslau, E. Schottländer 1896. — Nora Görner: Unser Prinzeßchen. Roman. Ebd. 1896. — O. Elster: Prinzessin Ilse. Roman. Ebd. 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 9. Heft. Wien, A. Hölder.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 4. August. Nummer 179.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber die hohen Anden von Chile nach Argentinien. Von Dr. F. W. Neger. — Robert Burns. II. Von Dr. Karl Federn. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber die hohen Anden von Chile nach Argentinien.

Von Dr. F. W. Neger (Concepcion).

Wenn Humboldt, Poeppig, Miers und andere Naturforscher zu Anfang dieses Jahrhunderts die südamerikanischen Anden durchquerten, so erregte die kühne That mit Recht die Bewunderung der gebildeten Welt und ich möchte fast sagen, sie wäre hinreichend gewesen, ihren Namen unsterblich zu machen. Heute kann man sich den Luxus einer Ueberschreitung der Anden unter den angenehmsten Verhältnissen erlauben; die große transandinische Bahn zwischen Santiago und Buenos Aires — das Seitenstück zur Pacificbahn der Vereinigten Staaten — bringt den Reisenden in die Nähe der Schneegrenze; hier muß er sich bequemen, das Maulthier zu besteigen, ein Maulthier, welches schon unzählige male diesen Weg zurückgelegt hat. Unterwegs trifft er an den Stationen Unterkunftshäuser mit europäischem Comfort und nach kaum eintägiger Reise auf Maulthiers Rücken erreicht er an der anderen Seite der Anden die Endstation der argentinischen Bahn, welche ihn nach Mendoza, der ersten Stadt in den Pampas, bringt. Von Strapazen kann also nicht die Rede sein; höchstens bläst auf der Paßhöhe ein etwas zudringlicher Wind und verursacht kleine Unbequemlichkeiten.

Ich bin zu sehr begeisterter Bewunderer der ersten großen Andenreisenden, als daß ich eine derartige Ueberschreitung des mächtigen Gebirges für werth hielte, weiter Worte darüber zu verlieren.

In jener Zeit, als Alexander v. Humboldt aus dem Orinocogebiet kommend das Hochland von Caja marca bereiste und jene Wunderbauten, welche von der verschwundenen Größe der Inkakönige zeugen, kennen lernte, da lebte im Süden des Welttheils, auch am pacifischen Ocean, noch das Volk, welches dem spanischen Joch nie ganz unterlegen war und so immer noch den ihm von den alten Peruanern beigelegten Namen Araneo (das Unbezwungene) verdiente. Ihr Terrain war freilich schon eingeschränkt; der schönste Theil ihres Landes aber war ihnen geblieben.

Von den drei Stämmen der Araucaner (Mapuches = Leute des Flachlandes, Puélches = Leute des Ostens, Patagonier, Pehuénches = Leute der Araucarienwälder) haben sich die letzteren am längsten unvermischt erhalten und bewohnen heute noch zum Theil ausschließlich die herrlichen Bergwälder, von welchen sich ihr Stammname herleitet. Noch vor 30—40 Jahren war es unmöglich, ihr Land zu betreten, und Reisende, Naturforscher ꝛc. mußten auf den Besuch dieses Theiles von Chile verzichten. Und so blieb es der Gegenwart vorbehalten, diesen Theil des Andengebirges zu erforschen, und noch mancher Paß, manches entlegene Hochthal harrt der Entdeckung. So ist auch der Weg, den wir einschlugen, um — diesen Theil der Anden durchquerend — nach Argentinien zu gelangen, in Chile äußerst wenig bekannt, obwohl er in Folge der leichten Zugänglichkeit des Passes vor anderen große Vortheile bietet.

Er führt durch fast unbewohnte Gegenden und wir mußten uns deßhalb für einige Wochen mit Lebensmitteln verproviantiren, welche zusammen mit einem Zelt, physikalischen und astronomischen Apparaten zur Höhen- und geographischen Ortsbestimmung, sowie ungemessenen Mengen Papier zur Aufbewahrung des gesammelten Pflanzenmaterials auf Maulthiere verpackt wurden. Mit Bedienung und Reservepferden bestand unsre Karawane aus 8 Personen und 20 Thieren.

Ehe ich den Versuch mache, eine Schilderung der eigenartigen Landschaftsbilder, welche sich uns auf der Reise boten, zu liefern, sei mir noch eine kleine Abschweifung erlaubt. Ein Gebirge, dessen Axe der Richtung der Längengrade folgt, muß naturgemäß in verschiedenen Breiten einen sehr verschiedenen Charakter zeigen. Für die hohe Cordillere gilt dies schon in relativ geringen Entfernungen. Ich habe die Anden an drei Stellen in Chile betreten, aber es war mir, wie wenn ich drei verschiedene Gebirge kennen lernte.

In der Nähe ihrer höchsten Erhebung, des Aconcagua (6700 m) nämlich bei Santiago, steigen die Berge aus einer ca. 600 m hohen Hochebene fast unvermittelt zu der erstaunlichen Höhe von 6000 m auf. Keine oder wenige Vorberge bilden den Uebergang von Ebene zu Hochgebirge. Kahle felsige Geröllhalden, im unteren Theil am Südabhang von spärlichem Buschwald bedeckt, charakterisiren die schneefreien Regionen. Auch die benachbarte Küstencordillere erreicht hier bedeutende Höhe und ist durch Anastomosen mit der Hauptcordillere verbunden.

An dem anderen Extrem — wo die Küstencordillere in das Meer versunken nur noch in Form von Inseln zu Tage tritt — haben die Andenberge die durchschnittliche Höhe von 2000, höchstens 3000 m. Hier nimmt der hochstämmige antarktische Urwald die halbe Höhe der Berge ein und greift fast ohne Uebergang an das Gebiet des ewigen Schnees, welcher in dieser Breite schon bei 1200—1400 m Höhe beginnt. Trotz seiner unbedeutenden Erhebung ist dieser Theil der Anden landschaftlich wohl der schönste. Großartige Seen und Meeresbuchten bespülen hier den Fuß des Gebirges.

Wieder anders präsentirt sich die hohe Cordillere in Araucanien. Hier bestimmt den Charakter der Landschaft die Anwesenheit der unvergleichlichen Araucarien-Wälder, welche die Bergkuppen zwischen 800 und 1800 m Höhe wie mit einer Mütze oder einem Gürtel bedecken. Die höchsten Berge erheben sich zu 3000—4000 m.

Nähert man sich von der Ebene her der Cordillere, so betritt man zuerst in einer Entfernung von ca. 60 bis 100 km vom Fuß des Gebirges einen feierlich düsteren, hauptsächlich aus immergrünen Buchen bestehenden Wald. Derselbe nimmt an Großartigkeit zu, je mehr man sich

Digitized by Google

den ersten Bergen nähert. Sind diese erreicht, so ist man gezwungen, dem Lauf eines Flusses zu folgen. Freilich sind die Thäler im subandinen Gebiet tief eingeschnitten (encajonados = eingeschachtelt) und man kann selten in der Thalsohle reiten, ist vielmehr auf die schmalen Indianerwege an den Thalabhängen angewiesen.

An einer Stelle, wo mehrere solcher Indianerwege zusammentreffen, machten wir eine interessante Entdeckung. Im Schatten gigantischer Bäume, deren weites, schirmartiges Laubdach jeden Sonnenstrahl fernhält, fanden wir Reste einer indianischen Begräbnißstätte. Thongefäße, Sporen aus Spanierzeit, einige silberne Schmuckgegenstände förderten wir zu Tage. Die Skelette waren schlecht erhalten; daß sie vielfach von den Wurzeln der Bäume überwachsen waren, berechtigt zu dem Schluß eines Alters von mehr als hundert Jahren.

Das Thal, dem wir folgten, ist das des Renaico (Wasser des Oheims), eines Nebenflusses des Biobio; wir verfolgten ihn bis zu seinem Ursprung, wo sich uns eine Cordillere von ca. 1000 m Höhe entgegenstellte. Beim Ueberschreiten derselben bekamen wir das erstemal einen Araucarienwald zu sehen. Näher an der Paßhöhe sind dieselben typischer und ich behalte mir deßhalb eine Beschreibung ihrer Eigenart für später vor.

Die jetzt folgenden Thäler (vom oberen Nebenflüssen des Biobio gebildet, z. B. vom Rio Vilucura = Stein der Schlange) stehen an Schönheit den subandinen bedeutend nach. Ihre Thalsohle ist breit und schwach bewaldet. Nur stellenweise nehmen sie ein eigenthümliches, fast nordisches Gepräge an durch die zahlreichen tannenähnlichen Bäume, welche die Thalabhänge bekleiden. Nach Ueberschreitung einer weiteren Cordillere gelangten wir am fünften Tag unsrer Reise an das Ufer des Biobio, des größten Flusses Chile's, welcher hier, majestätisch zwischen hohen Bergen dahinfließend, ein überaus romantisches Thal bildet und, obwohl kaum 50 km vom Ursprung entfernt, so tief ist, daß unsre Pferde schwimmen mußten; wir selbst und unser Gepäck setzten auf einem Floß über den Strom. Je mehr wir uns der Centralkette näherten, um so kahler wurden die Berge. Die Araucarienwälder (Pinales) aber haben hier den Höhepunkt ihrer Großartigkeit erreicht. Bei circa 1000—1200 m hört plötzlich der Buchenwald auf und an seine Stelle treten fast reine Bestände der Araucarie. Diese Bäume bilden aber keine einheitlichen Wälder. Passender wäre die Bezeichnung Hain. Zahlreiche Individuen treten zu einer Gruppe dicht zusammen und lassen lichtere oder ganz kahle Stellen zwischen sich. Mit Vorliebe wächst die Araucarie auf ebenem Terrain, also auf Hochplateaus, deren es in der Cordillere so unzählig viele in bedeutender Höhe gibt. Hier weht Tag für Tag ein Wind von sturmartiger Gewalt. Die unteren Zweige der Araucarien brechen ab und nur eine schirmartige Krone bleibt übrig; so kommt es, daß die Araucarienwälder, in geringer Entfernung gesehen, Palmenhainen gleichen. Und ich glaube nicht, daß irgend ein Palmenwald — ich kenne nur solche der chilenischen Palme, welche eine der schönsten und größten ist — an landschaftlicher Schönheit den Araucarienwald übertrifft.

Ich habe mehrmals, wenn wir uns an einem Lagerplatz einen vollen Tag aufhielten, allein, nur von einem Indianer begleitet, Excursionen in ausgedehnte Pinales gemacht. Trotz des lichten Schattens, der hier herrscht, gedeiht, wohl in Folge der Höhe, außer einer zwergartigen Buche, wenig Unterholz. Keines Vogels Stimme unterbricht die feierliche Stille dieser Wälder. Soweit das Auge sieht, reiht sich Hain an Hain, hie und da von Sandflächen, die mit Lavablöcken übersäet sind, unterbrochen; nur in der Ferne wird der Horizont von schneebedeckten Vulcanen begrenzt. Doch — des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zutheil — die Araucarienwälder besitzen eine furchtbare Plage: Bremsen aller Arten und in ungeheurer Menge. Diese Thiere können den Aufenthalt in der sonst so herrlichen Umgebung zur Qual machen. Nur in den frühesten Morgenstunden kann man sich ungestört dem Naturgenuß hingeben.

Das Thal, dem wir folgten, um die Paßhöhe, d. h. zugleich die Wasserscheide zwischen Chile und Argentinien zu erreichen, zieht sich am südlichen Fuß eines mächtigen, über 3000 m hohen Vulcans (Cordillera blanca oder Callaqui) hin. Hier sind Araucaner die einzigen Bewohner. Dieser schöne Menschenschlag, der, hier noch nicht von der Pest des Branntweins zugrunde gerichtet, in glücklicher Urwüchsigkeit lebt und dem Gewerbe der Viehzucht obliegt, verleiht mit seiner malerischen Tracht dem ohnehin romantischen Land einen hohen poetischen Reiz.

Der Anstieg zur Paßhöhe ist so merkwürdig, in seinem Charakter so verschieden von ähnlichen Gegenden der Alpen, daß ich bitte, etwas weitschweifig werden zu dürfen. Wir nähern uns allmählich durch das Thal des Chaquilhuin (rechter Nebenfluß des Biobio) dem bis tief herab mit Schnee bedeckten Kegel des Vulcans Copahue (3200 m), wobei wir zunächst über ausgedehnte Wiesenflächen reiten. In öder Kahlheit starren rechts und links von uns die Bergkuppen himmelan und geben uns hier schon einen Vorgeschmack von der Eigenart argentinischer Gegenden. Auf der Höhe von 1700 m durchqueren wir einen ausgedehnten Araucarienwald, an dessen Ende wir mit großer Mühe einen tiefen, schäumenden, eisigkalten Gebirgsbach zu passiren haben. Auf furchtbar steinigem Pfad ersteigen wir eine wallartige Kammhöhe und sind überrascht von dem großartigen Blick, den wir vor uns haben.

Ein amphitheatralischer Kessel von ovaler Gestalt, rings umragt von schneebedeckten Bergcolossen, an deren Wänden das Schneewasser in grotesken Wasserfällen zu Thal stürzt, liegt vor uns. Die reich bewässerte Thalsohle erglänzt im Gegensatz zu den sterilen Bergwänden im üppigsten Grün. Unsre Aussicht nach Osten aber ist noch beschränkt durch einen ungefähr 60 m hohen Rücken, über welchen sich der auf der Wasserscheide entspringende Bach in schön geschwungener Linie in den Thalkessel ergießt. Ein kümmerlicher Araucarienhain im südöstlichen Winkel des Thals erscheint uns wie ein letzter Gruß unsres schönen Chile, welches wir zu verlassen im Begriff stehen, um bald darauf herabzusteigen in die häßlich kahlen Pampas Argentiniens.

Die Höhe des Passes von Puconimávida (d. i. zerbrochenes Gebirge) erscheint als ein ca. 1 km langes, völlig kahles, sumpfiges Hochplateau, welches im Norden von den stundenweit ausgedehnten Schneefeldern des Vulcans Copahue, im Süden von steinigen Geröllhalden eingeschlossen wird. Die Wasserscheide zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean ist hier sehr deutlich. Die Schneewasser des Vulcans bilden zwar lagunenartige Pfützen, gleich als wüßten sie nicht, wohin sie sich wenden sollen. Ein Zweifel bezüglich der Grenze kann sich aber nur innerhalb weniger Meter geltend machen.

Wenn man ein Gebirge wie das der Hohen Anden erstiegen hat und sich endlich nach Ueberwindung zahlreicher vorgelagerter Ketten auf der Höhe des Hauptkammes befindet, dann ist wohl eine brennende Neugier, wie es auf der anderen Seite aussehen mag, berechtigt oder verzeihlich. Blickt man von der Höhe des Andenpasses nach Osten, so eröffnen sich weite Fernsichten.

In unzähligen kleinen hellblauen Seen sammeln sich die Schneewasser, um bei ihrem Austritt schon stattliche Flüsse zu bilden. Der Wasserreichthum am östlichen Abhang der Anden ist überraschend, macht es aber verständlich,

Digitized by Google

wie solche Riesenströme wie der Rio de la Plata, Rio Colorado und Rio Negro zu stande kommen können. Die Berge aber gefallen sich in absoluter Kahlheit. Nur die Araucarie bildet noch bis ca. 25 km von der Grenze entfernt, besonders in der Nähe der Seen, dünne Bestände. Sie und die sie begleitende niedrige Buche sind das einzige verfügbare Brennholz, welches in tage- oder wochenlangen Expeditionen an den Verbrauchsort gebracht wird.

Der Weg, den wir nach Ueberschreitung der Paßhöhe einschlugen, zieht sich am Ostabhang des Copahue über ausgedehnte Schneefelder[1]) hin.

Bald hatten wir den aus einer Schneeschlucht hervortretenden Rio Agrio (zum Flußgebiet des Rio Negro gehörig) zu passiren. Unsre Pferde schüttelten sich entsetzt, nachdem sie wenig davon getrunken hatten: das Wasser des Flusses ist, durch hohen Gehalt an schwefliger Säure, so stichsauer wie verdorbener Apfelmost — daher sein Name: „agrio". Auf dieser Höhe (ca. 2300 m) bläst ununterbrochen ein orkanartiger Sturmwind; oft strauchelten unsre Pferde und konnten sich mit knapper Noth auf den Beinen erhalten. Nach ca. 5stündigem mühevollen Ankämpfen gegen den Wind kamen wir an einen von Schneefeldern umgebenen, mit dichten Dampfwolken erfüllten Thalkessel.

Dies sind die berühmten Thermen von Copahue. Aus Tausenden von Erdlöchern kommen überhitzte Wasserdämpfe gemengt mit Schwefelwasserstoffgas zu Tage; an einigen Stellen intermittirend, so daß das Thal wie von dem pustenden Geräusch einer im Gang befindlichen Dampfmaschine hallt. Auch Eisen-, Jod- und Schlammquellen werden in dieser Hexenküche Vulcans producirt.

Hier ließen wir uns für fünf Tage häuslich nieder und bauten aus Erdstücken und mitgebrachtem Bambusrohr eine Hütte, welche bei den furchtbaren Windstößen freilich oft bedenklich schwankte.

Während unsres Aufenthalts wurden wir einmal Nachts in höchst eigenthümlicher Weise im Schlaf gestört. In unsrer Hütte war eine Schwefelquelle entstanden, welche sich aber in rücksichtsvoller Weise darauf beschränkte, neben dem lieblichen Geruch nur wenig Wasserdampf auszuspeien, und schließlich wieder ganz versiegte.

Schnell verstrichen die Tage am Rand der Schneefelder. Jeder von uns ging seiner Beschäftigung nach. Der eine meiner Gefährten ermittelte mit Theodolith und Compaß die Lage der wichtigsten Punkte, der andere suchte wärmere Gegenden auf und machte sich durch erlegtes Geflügel um unsern Mittagstisch verdient. Ich schenkte der Vegetation meine Aufmerksamkeit. Bei dieser Arbeitstheilung waren wir natürlich oft gezwungen, uns zu trennen, und so geschah es, daß ich mich einmal auf einem einsamen Ritt zu weit entfernte und nicht mehr nach unserm Lagerplatz zurückfand.

Einen vollen Tag irrte ich von Thal zu Thal. Durch ihre Kahlheit gleicht eines dem anderen. Auch der Dampf der heißen Quellen konnte mich nicht auf den rechten Weg führen; abgesehen davon, daß solche auch an unzähligen anderen Stellen vorkommen, ist der Dampf nicht weithin sichtbar. Er wird vom Winde schnell zertheilt und von der ungemein trockenen Luft begierig aufgenommen. Unser Judianer, welchen meine Gefährten nach mir ausgeschickt hatten, traf mich endlich zu später Nachmittagsstunde und brachte mich nach unserm Lager zurück.

Einem anderen Ausflug, welchen wir gegen die Pampas zu machten, möchte ich noch einige Zeilen widmen. Auf steinigem Pfade ritten wir abwärts und gelangten nach ca. 4 Stunden in eine vom Rio Trolope (Nebenfluß des obigen Rio Agrio) durchflossene Ebene, welche von relativ niedrigen Höhenzügen umgrenzt ist. Die eigentliche Pampa ist viele Tagereisen entfernt; wir bekamen sie nicht zu sehen und damit leider auch nicht den Einsiedler der Pampas, den merkwürdigen Baum Ombú.

In einer kleinen Estancia — der einzigen argentinischen Niederlassung, welche wir sahen — wurden wir gastfreundlich aufgenommen und zur Guanacojagd eingeladen. Die Eingeborenen bedienen sich zu dieser der sogenannten Bolas — zweier durch ein kurzes Seil verbundener Metallkugeln. Diese werden mit großem Geschick so geworfen, daß sich das Seil um die Hinterbeine des Guanaco wickelt und es so zu Fall bringt. Leider that uns kein Guanaco den Gefallen, sich sehen zu lassen, und wir kamen so um den interessanten Anblick eines Guanacofangs. Die einzige zoologische Siegestrophäe unsres Ausflugs in die Pampa war ein Gürtelthier.

Am sechsten Tag des Aufenthalts im Thal der Thermen von Copahue ballten sich um den Vulcan gewaltige Wolkenmassen zusammen. Ein Schneesturm schien über uns hereinzubrechen; dies war genügend Grund für uns, nach Chile zurückzukehren; wir waren auch schon herzlich argentinienmüde und sahen den Zweck unsrer Reise — die geographische Aufnahme des Passes, seine Verwendbarkeit in militärischer Hinsicht und die Vegetationsverhältnisse jener Gegenden zu erforschen — erfüllt.

Erleichtert athmeten wir auf, als wir wieder auf chilenischer Seite unser erstes Nachtlager am Ufer eines malerischen, von mächtigen Wäldern umgürteten Sees — Laguna del Barco — aufschlugen. Nie erschien uns Chile schöner als damals nach der Rückkehr aus den trostlosen wüstenartigen Steppen Argentiniens. — Es erübrigt wohl noch die für jeden Kenner der Alpen naheliegende Frage zu behandeln: welches Gebirge verdient den Vorzug der Schönheit, die Alpen oder die Anden? Diese Frage wurde schon oft zu gunsten der ersteren entschieden, wobei aber gewöhnlich auf die Anden Nordchile's oder Bolivia's ꝛc. Bezug genommen wurde. Die hohe Cordillere Araucaniens ist, wie ich glaube, bei diesem Wettstreit noch nicht in Betracht gezogen worden.

Von ferne gesehen kann sie keinen Vergleich aushalten mit der imposanten Kette der Alpen. Als gleichförmiger Höhenzug, welcher nur hie und da von kegelförmigen Vulcanen überragt ist, begrenzt sie den Horizont. Je näher man ihr kommt, desto unsichtbarer wird sie. Die subandinen Hochwälder verhüllen ihren Anblick. Steigt man dann auf eine der wenigen bedeutenden Erhebungen dieser Region, welche vielleicht am Gipfel einige kahle Stellen besitzt, so ist man überrascht durch die Nähe schneebedeckter Berge. Geisterhaft erheben sich ihre weißen Häupter aus dem Wipfelmeer, umfluthet von Nebeldunst, der den Wäldern entsteigt. Groteske Felsformationen in großem Maßstab, an welchen die Alpen so überreich sind, finden sich selten; die rundliche Form der Gipfel ermüdet leicht. Nur die subandinen Thäler zeichnen sich durch hohe landschaftliche Schönheit aus; die Hochthäler sind mit wenigen Ausnahmen breit und reizlos, der Aufenthalt in den Höhen infolge der nie ruhenden Stürme oft unerträglich.

Wenn ich somit auch in das allgemeine Urtheil einstimmen muß, daß die Alpen dem Naturfreund mehr bieten, als die Anden Südamerika's, so ziehe ich für meinen Theil doch die letzteren (speciell in Araucanien) vor. Abgesehen

[1]) Gletscher, welche im südlichen Chile sehr häufig sind, kommen hier nicht vor. In etwas nördlicher gelegenen Theilen der Anden (z. B. Provinz Santiago und Aconcagua) bieten die Schneefelder bedeutender Höhen (5—6000 m) einen eigenartigen Anblick. Die Sonne bohrt förmliche Löcher in sie, so daß schließlich Schneesaulen (oder besser Pyramiden) von sehr merkwürdiger Gestalt stehen bleiben. Sie gleichen, von ferne gesehen, einem endlosen Heer von knieenden, in weiße Gewänder gehüllten Büßern (alle nach der gleichen Richtung blickend), und heißen deßhalb Nieves penitentes (= Büßender Schnee) — ein Bild von ergreifender Wirkung. Die Höhe dieser Schneepyramiden beträgt oft 10—15 m.

von der zauberhaften Schönheit der Araucarienwälder, für welche es in Europa kein Aequivalent gibt, besitzen jene noch einen Reiz, welcher keinem Theil der Alpen mehr anhaftet — es ist der Reiz des Unbekannten, Unerforschten, der Reiz einer sich selbst überlassenen, unentweihten Natur.

Robert Burns.

Von Dr. Karl Federn (Wien.)

II.

Als Hauptquelle der vorstehenden Skizze — sowie aller Biographien des Dichters — sind seine Briefe benützt worden. Manche schottische Kritiker haben dieselben noch über seine Gedichte gestellt; ein Urtheil, das uns recht übertrieben scheint. Die Briefe sind sehr interessant, es zeigt sich darin eine treuherzige, kräftige, männliche Natur, auch Humor und Herzlichkeit genug, aber sie enthalten weder viel tiefe Gedanken — denn wenn Burns philosophirt, bringt er meist nur pathetische Gemeinplätze vor —, noch sind sie so sprudelnd an Witz, wie seine Gedichte es sind, wie seine Unterhaltung es gewesen sein soll. Der Humor ist oft gezwungen, der Stil häufig affectirt; manches davon mag auf Rechnung der Geziertheit und Weitschweifigkeit des Jahrhunderts gesetzt werden, das auf Briefe viel mehr Zeit und Worte verschwendete, als wir heute zu thun pflegen, aber die „ganz Großen" haben sich gerade in dieser Beziehung von ihrem Jahrhundert nicht verderben lassen. Viel von der anscheinenden Affectation, sowie die zahlreichen pathetischen Betheuerungen entsprechen ganz dem Stil, in welchem halbgebildete Bauernburschen und -mädchen noch heute schreiben, obgleich das Niveau des Inhalts bei Burns freilich sehr viel höher ist. Manche der Briefe sind allerdings vorzüglich, aber als Ganzes betrachtet lassen sie sich mit vielen anderen nicht vergleichen: neben der stürmischen übermüthigen Persönlichkeit, von der die Briefe Byrons durchwogt sind, erscheinen sie matt. Ganz er selbst ist Burns nur in seinen Gedichten. In diesen steckt seine Psyche, sein eigentliches Ich und alle Seiten seines Wesens: seine Leidenschaft, sein Humor, seine unendliche Liebesfülle, sein Enthusiasmus und sein Schmerz.

Es ist eigentlich von selbst verständlich, daß die Werke eines Dichters der maßgebendste Ausdruck seiner Persönlichkeit sind und daß wieder andrerseits das Leben eines Dichters seinen Werken genau entsprechen muß und mit diesen ein Ganzes bildet. Alles, was ein Mensch thut, schreibt, denkt und dichtet, kurz alles, was er lebt, ist der Ausdruck seiner Persönlichkeit, ist ein Bild, folgt einem Gesetz, wie ein Ornament, wie ein gutes Drama, wie eine Pflanze oder wie eine geometrische Linie. Das sind alte Wahrheiten. Dennoch sagen wir nicht ohne Grund von einem Bekannten: wenn er dies oder jenes thut, ist er ein anderer Mensch. Nicht jedem ist der gleiche Ausdruck, nicht jedem in jeder Stimmung die gleiche Freiheit gegeben. Und so haben wir Poeten, deren Lebensgeschichte stets einen ebenso großen Raum wie ihre Werke beansprucht wird, deren Leben einem Gemälde gleicht, Menschen, deren Persönlichkeit wie ein Lieblingskunstwerk Gottes erscheint. Solche Menschen sind Goethe oder Lord Byron, auch Dante, trotzdem wir so wenig über ihn wissen. Bei solchen Menschen ist jeder kleine Brief, jedes Wort, jeder Schritt von ihrer Persönlichkeit ganz erfüllt und durchglüht. Ihr Leben erscheint so künstlerisch schön, daß selbst der schlechteste Biograph es nicht ganz verpfuschen kann, daß sich Mythen um sie bilden, die auch, wo die Kunde fehlt, ihrer Gestalt das nöthige Relief geben. Burns gehört nicht zu diesen, vielleicht nur infolge der Ungunst der Verhältnisse. Er ist ein frischer, liebenswürdiger, wahrer Mensch, aber nicht einer von denen, die mehr wie ein Halbgott oder Heros erscheinen.

Er ist kein Denker. Er besitzt einen gesunden Verstand, ein gesundes Urtheil, aber er ist kein philosophischer Kopf, was der große Dichter wohl sein muß; ich meine, er besaß keine tiefe und originelle Weltanschauung. Er besaß nur ein muthiges Auge, ein warmes Herz und eine frohe, melodische Sprache. Man hat gesagt, er sei so jung gestorben: Gott weiß, was er als Dramatiker und Epiker noch geleistet hätte. Aber Heinrich v. Kleist, Lord Byron, Shelley sind alle nicht älter geworden. Andere sagen, er habe zu wenig Bildung genossen — ein gar unvernünftiger Vorwurf. Shakespeare hat auch das Gymnasium nicht absolvirt, und mancher große Epiker des Mittelalters konnte kaum schreiben; wer empfänglich ist, findet tausend Gelegenheiten, das Wesentliche vom Wissen seiner Zeit sich anzueignen, und nimmt die fluthenden Ideen gleichsam mit allen Poren auf. Auch Burns hat in späteren Jahren genug gelesen. Dennoch wäre er wohl niemals ein Dramatiker oder Epiker von Bedeutung geworden. Solche Speculationen sind übrigens ganz müßig.

Genug, Burns war trotzdem ein großer Dichter, ein Lyriker, für den seinesgleichen gar nicht zu finden ist. Ja, er ist als Lyriker eines der interessantesten Phänomene der Literaturgeschichte.

Burns' Lieder sind Volkslieder. Volkslieder sind eigentlich nichts anderes als Lieder von unbekannten Verfassern, und Burns ist ein Verfasser von Volksliedern, der bekannt und berühmt geworden ist. Volkslieder entstehen nicht anders als andere Gedichte, sie sind der Ausdruck einer momentanen, gehobenen, leidenschaftlichen Stimmung des Verfassers, die ihre volle Farbe und Ausdruck nur im Metrum finden konnte. Wer je gedichtet hat — ich meine nicht wer „gereimt" oder „Verse gemacht" hat, sondern wer, ohne deßwegen ein Dichter zu sein, einmal in einem leidenschaftlichen Augenblick Verse verfaßt hat —, der weiß, daß seine Worte sich von selbst zum Maß formten. Die Ausführung mag eine noch so sorgfältige, bedächtig-kritische Arbeit sein, die Entstehung eines Gedichts ist immer etwas Spontanes. Man kann so wenig sagen: „ich werde morgen dichten", als: „ich werde morgen eine Entdeckung machen".[1])

So entstehen die Gedichte der berühmtesten Dichter und so die Volkslieder. Nur sind die letzteren von naiven, meist ungebildeten Leuten, von Leuten, die volksthümlich empfanden, weil sie aus dem Volk nicht herausgetreten waren, und meist auch von minder begabten Leuten verfaßt. Es sind Lieder von Dichtern, denen einmal ein paar Verse gelungen sind, die im Gedächtniß blieben, die aber sonst nicht genug geleistet haben, um ihre Namen der Erinnerung zu erhalten. In den Dörfern kennt man sie eine Zeit lang recht gut. Auch sind die Forderungen des Volkes nicht groß. Wenn man „Des Knaben Wunderhorn" aufschlägt, so findet man eine Menge recht insipider Stücke, in denen immer nur zwei oder drei Zeilen von glücklichem Ausdruck sind, neben wenigen, die als ganze Gedichte etwas werth sind. Man muß nur eines der besten, das „Heidenröslein", in der Fassung, in der es im Wunderhorn steht, mit dem vergleichen, was Goethe daraus gemacht hat.

Nun, Burns ist ein Verfasser von Volksliedern, wie es alle anderen waren, ein Schnitter und Pflüger, der aus dem Volke war, mit dem Volke lebte, die Bildung des Volkes und die Weltanschauung des Volkes besaß, ein

---

[1]) Die meisten Dichter können über die Entstehung ihrer Gedichte keine klare Auskunft geben. Vielleicht hat kein lyrischer Dichter uns so tief in die Werkstatt seiner Seele blicken lassen, wie Dante im 19. Capitel seines „Neuen Lebens", wo er die Entstehung der berühmten Canzone „Donne ch' avete intelletto d'amore" erzählt.

Digitized by Google

Bauernbursch mit poetischem Talent, wie es deren zweifellos viele gibt, nur mit dem Unterschied der Qualität: er war ein Volksdichter von wirklicher, von transscendenter Genialität.

Und so ist das verborgene poetische Leben des Volkes, das uns sonst nur aus den kärglichen Resultaten der Volksliedersammlungen bekannt ist — wie das Meer Muscheln an den Strand wirft, von deren Geburt und Leben unter der See wir nichts wissen —, plötzlich an einer Stelle erleuchtet worden, wie wenn einer mit einer Taucherglocke und elektrischem Licht in die Tiefe gefahren wäre.

Wir haben im Deutschen nichts ähnliches, nichts, was wir mit den Liedern Burns' vergleichen könnten; man müßte sich denn die besten Volks- und Bauernlieder, die tollsten Trinklieder, die wir kennen, die in unsern Sammlungen stehen, nur zehnmal schöner, zehnmal genialer vorstellen. In Frankreich wäre allenfalls Béranger, der oft mit Burns verglichen worden ist. Aber es liegt der ganze Unterschied gallischen und germanischen Wesens zwischen ihnen. Burns ist kräftiger und dabei doch weicher, persönlicher und dennoch volksthümlicher; er ist im Ausdruck völlig naiv, Béranger ist es gar nicht, Burns hat Humor, wo Bérauger Geist hat. Am meisten Verwandtschaft möchte ich zwischen der Weise Burns' und vielem von Petöfi finden, mit dem er überhaupt, auch persönlich, viel typisch gleiches hat.

Aus den Briefen an George Thomson sind wir über die Art, wie Burns producirte, genau unterrichtet. Und diese Art ist wiederum durchaus die der späten Minstrels, der Volkslieddichter. Er dichtet vor allem stets für die Musik, jedes Lied ist zum Singen bestimmt und fordert beim Lesen auch den Unmusikalischen dazu heraus. Und zwar dichtet er entweder für eine bekannte Melodie, am liebsten für irgend eine alte schottische Volksweise, hie und da componirt er die Weise selbst. Sehr häufig aber arbeitet er auch mit gegebenen Worten, er nimmt z. B. einen brauchbaren Refrain und dichtet neue Verse dazu, ja oft schon vorhandene Strophen, zu denen er neue hinzufügt; einzelne Zeilen und manchmal ganze Strophen seiner Gedichte sind nicht von ihm, sondern von älteren, oft unbekannten Verfassern; freilich ist gar was andres drans geworden, sobald Burns sich an das Ding gemacht hat.

Die Art, wie er dabei zu Werke ging, ist in einem Briefe an Thomson vom September 1793 ganz genau beschrieben: „„Laddie lie neor me" muß eine Zeitlang bei mir liegen. Ich kann die Melodie nicht, und so lange ich nicht eine Weise völlig beherrsche, so daß ich sie selbst singen kann — so gut ich eben singe —, kann ich keine Verse dazu componiren. Meine Art ist folgende: ich beachte die poetische Empfindung, welche meiner Idee vom musikalischen Ausdruck entspricht, darnach wähl' ich mein Thema und beginne eine Strophe. Wenn die fertig ist — und das ist meist der schwierigste Theil der Sache —, dann geh' ich fort, setze mich da und dort nieder, suche nach Gegenständen in der Natur um mich her, die mit den Gedanken meiner Phantasie und dem Gewoge in meiner Brust in Uebereinstimmung und Harmonie sind; summe die Melodie mit den Versen, die ich dazu gemacht. Sobald ich fühle, daß meine Muse matt wird, zieh' ich mich in die einsame Kaminecke meines Arbeitszimmers zurück und bringe hier meine Ergüsse zu Papier; dabei schaukle ich von Zeit zu Zeit auf den Hinterbeinen meines Lehnstuhles, wodurch ich meine eigene Kritik und entsprechende Streichungen hervorrufe, sobald die Feder weiter geht. Ernstlich! so oft ich zu Hause bin, ist dies allzeit mein Verfahren. Welch ein verdammter Egoismus!?"

Die meisten dieser Lieder sind unübersetzbar, weil der Dialekt ihnen den eigentlichen, nicht zu ersetzenden Reiz gibt. Der schottische Dialekt macht unter den vielen Dialektdichtungen, die mir bekannt geworden, den treuherzigsten und gemüthreichsten Eindruck. Dialekte geben immer eine humoristische Färbung, aber vielleicht kein andrer in solchem Grade wie der schottische. Aber eben das macht Burns unübersetzbar und trägt die Schuld, daß Burns auf dem Continent, von einzelnen Liedern abgesehen, welche durch die Composition berühmter Musiker Verbreitung gefunden haben, verhältnißmäßig unbekannt geblieben ist. Es gibt der Uebersetzungen ziemlich viele, aber die besten sind weder schlecht noch gut.

Burns hat auch andere Gedichte in reinem Englisch und in gewählterer Diction verfaßt, viele derselben sind recht gut, aber sie sind so, wie ein anderer Poet der Zeit sie schließlich auch hätte machen können, sie charakterisiren ihn nicht; ja manchmal kommt er darin in die poetische Phrase, wie er in seinen Briefen oft in die prosaische Phrase kommt. Auch sein in Schottland besonders berühmtes patriotisches Lied: „Bruce's Anrede an seine Krieger vor der Schlacht bei Bannockburn" entspricht diesem Ruhme nicht. Es hat einen kräftigen Zug, aber nur die ersten zwei Zeilen haben eine originelle Diction, in den übrigen finden wir die gewöhnlichen Ausdrücke von „Sieg und Freiheit oder Tod, Muth oder Feigheit, Fesseln, stolzen Feinden", die schon in jedem Gymnasialaufsatz zu finden sind. Diese großen Worte sind entwerthet. Sie haben ihre Bedeutung im Moment der Schlacht, der wirklichen Gefahr, wenn das Pathos der Situation sie erfüllt, sie mögen für jeden patriotischen Schotten ihre actuelle Bedeutung haben, aber vor der unbefangenen Kritik ist das Gedicht eines der vielen Freiheits- und Schlachtenlieder, von denen die Literatur der Völker voll ist.

Dagegen stehen Burns' eigentliche Lieder, Episteln, Balladen, Satiren, all die Gedichte, in denen er ganz er selbst ist, über allem Lob. Wie ist das alles warm von Leben, wie frisch, wie jeder Ton getroffen, wie weiß Burns alle die einfachen Mittel der Volkslieder, den Refrain, die Wiederholung einer Zeile, eines Reims zu verwerthen, wie die Wirkung zu steigern! Und welcher Humor! Ob er nun die englischen Feldherren im amerikanischen Krieg verspottet, oder einen scheinheiligen Pfaffen verhöhnt, oder eine Gespenstergeschichte erzählt. Welche Kraft in der Schilderung eines Trinkduells, einer Wirthshausscene, eines Wintersturms, bei dem die Schafe sich in der Hürde zusammendrängen — oder der Hexentanz in „Tam-o-Shanter": nur Gogol oder Goethe haben je so derbe, sinnliche, humorvolle Gespensterscenen geschildert.

Die größte Zahl bilden die Liebeslieder, traurige, jubelnde, sieghafte, schalkische und andere voll sinnlicher Gluth, alle natürlich und warm, nirgends eine Spur von Affectation oder Blasirtheit; es ist ein Mensch, in dem das Leben bis zum letzten Zuge pulsirt. Er sagt selbst in einem andern Brief an Thomson: „Ich versichere Sie, daß Sie meiner lieblichen Freundin für meine besten Lieder verpflichtet sind. Oder glauben Sie vielleicht, daß die nüchterne Schimmel-Routine meiner Existenz einen Mann mit Leben und Freude inspiriren und mit dem Enthusiasmus und Pathos erfüllen kann, der dem Geist Ihres Buches gewachsen wäre? Nein! nein! Wenn ich was besseres als gewöhnlich singen will, glauben Sie vielleicht, daß ich faste und bete? Tout-an-contraire! Ich habe ein glorioses Recept und genau dasselbe, das der Gott der Heilkunde und der Poesie für seinen eigenen Gebrauch erfand, als er bei den Heerden des Admetos flötete: ich befolge das Regime, ein schönes Weib zu bewundern, und im geraden Verhältniß zur Anbetungswürdigkeit ihrer Reize werden Sie von meinen Versen entzückt."

Aber die Liebe zu den Frauen nicht allein, die wahre Alliebe des wahrhaften Poeten erfüllt ihn, eine tiefe Liebe

nicht nur zu aller Menschlichkeit, selbst in ihren erbärmlichsten und bösesten Erscheinungen, sondern zur ganzen Natur und Welt. Alles möchte er belebt sehen, mit allem fühlen und reden können. Berühmt sind zwei Gedichte, die er bereits in früher Zeit verfaßte, das eine an ein Maßliebchen, das er niederpflügen mußte, das andere an eine Maus, deren Nest er beim Pflügen zerstört hatte. Ich gebe das letztere, verkürzt, in nothdürftiger Uebersetzung:

„Du arm, klein, ängstlich Thierlein du,
Ach, Schrecken hast du jetzt genug!
Lauf nicht so schnell, ich geb' die Ruh,
Ich thu' dir nichts mit meinem Pflug!

Es thut mir wirklich herzlich leid,
Daß Menschenherrschaft allezeit
So brach die friedliche Vereinung
Von Mensch und Thier,
Berechtigt auch die schlechte Meinung,
Die du von mir
Im Herzchen hegst, ich glaub' es die;
Bin nur dein armer Kamerad
Und leb' wie du von Gottes Gnad'.

Ja, ja, ich glaub's, du thust auch stehlen,
Nun, armes Viecherl, mußt ja leben!
Das kleine bischen Trieb und Frucht
Wird mir nicht fehlen,
Hab' mit dem übrigen genug
Und kann die schon dein Scherflein geben.

Dein kleines Häuslein auch in Trümmern!
Wie dumm der Wind es that zerstreuen,
Und nun gar nichts es zu erneuen!
Kein Laubwerk grün!
Jetzt, wo Decemberstürme dräuen
Mit scharfem Sprühn!

Das kleine Häuflein Stiel' und Blättchen
Hat dir gar schwere Müh gemacht,
Jetzt ist's umsonst. Hinausgestoßen
Aus deinem Bettchen
Und trotz dem Reif und Winterschlossen
Bist du um Haus und Hof gebracht!

Doch, Mäuslein, nicht nur dir allein
Geht's so. Um Vorsicht ist's gethan!
Der Mäus' und Menschen bester Plan
Ging oft schon ein
Und ließ uns statt erhofftem Wahn
Nur Schmerz und Pein.

Dir geht's noch gut, mit mir verglichen,
Denn dich trifft nur der Augenblick;
Ich aber, ich schau' auch zurück,
Und seh' die Freude all entweichen,
Und vor mir, kann ich gleich nicht schauen,
Hab' ich doch auch statt Freud' und Glück
Nur Furcht und Grauen!"

Hiebei ist nicht zu vergessen, daß es ein simpler Landbursche war, der dies Gedicht gemacht, ein kerngesunder, robuster Bauer, dem alle falsche Sentimentalität fremd war. Niemand beweist wie Burns die tiefe Ursprünglichkeit der poetischen und der humanen Empfindungen. So schrieb er später an Cunningham mit einem Gedicht „auf einen verwundeten Hasen": „Thiere zu unserem Vergnügen zu vernichten, Thiere, die uns keinen Schaden zufügen, das kann ich mit meinen Ideen von Sittlichkeit nicht in Uebereinstimmung bringen." Und so geht es durch alle Reihen der Creatur bis hinab zum Teufel selbst. Die „Address to the Deil" ist ein Meisterstück, leider ein völlig unübersetzbares, vom wildesten Humor erfüllt. Es liegt eine unbeschreibliche Lebendigkeit und Macht der Personificirung darin, wenn er dem Teufel all seine Nichtsnutzigkeiten vorwirft, wenn er erzählt, wie der Böse ihn selbst einmal im Schilfe erschreckt, um zuletzt doch mit der freundlichen Strophe zu schließen:

„Und nun, leb wohl, mein Pusterich!
Ach, dein' doch auch und bess're dich!
Vielleicht wird die — ich weiß ja auch —
Noch einmal Ruh' —
Leid in der Hölle sicherlich
Thust mir selbst du!" [1])

Dieser genialen Sympathie mit allem, was existirt und lebt, verdanken wir die vielbewunderte Cantate „Die lustigen Bettler". Eine Anzahl Landstreicher und Spitzbuben mit ihren Dirnen haben sich in einer Herbstnacht in einer Spelunke zusammengefunden und feiern hier, jeder mit seinem Bettelsack und ein paar, Gott weiß wie, erworbenen Pfennigen ihr Fest, einen echten „Lumpenball". Das Ganze ist in Wechselgesängen, von ein paar Textstrophen unterbrochen, verfaßt, und, von allen anerkannt, das gewaltigste, was in dieser Art hervorgebracht worden. Die prüdesten englischen Kritiker können sich dem heißen Athem von Lebenslust, der durch dieses eigenthümliche kleine Kunstwerk weht, nicht entziehen. Ueberhaupt kenne ich keinen modernen Autor außer Goethe, der eben allseitig war, der so den vollen Rausch des Lebens zu schildern im stande war, der das „Dionysische" so zum Ausdruck bringen konnte, wie Burns. Das Gedicht ist übrigens erst nach seinem Tod erschienen, er hat es bei Lebzeiten vorsichtig zurückgehalten; das Schottland des vorigen Jahrhunderts wäre nicht der Boden dafür gewesen.

Es fehlt nicht an Gedichten, die Allerpersönlichstes aussprechen, nicht nur Liebesgedichte — an Jean Armour, an die „Highland Mary", an Clorinda und viele andere — sondern Gelegenheitsgedichte jeder Art, und einzelne, die uns einen tiefen Einblick in seine inneren Kämpfe gewähren. Hieher gehört das „Tragische Fragment":

„Selbst dich, hilflosen Wolf, bedaure ich,
Das zu bedauern die Scheinheiligen
Für Sünde halten; ich, ich fühl' mit euch,
Ihr armen, ihr verachteten, verlass'nen
Landstreicher, wanderade, euch, die das Laster
Wie immer in das tiefste Elend stürzte.
Denn hätt' ich gute Freunde nicht gehabt,
Wer weiß, ich wär' wie ihr hinausgestoßen,
Verloren wär' ich so wie ihr, verabscheut,
Ja der verlassenste, elendeste!
Denn du gewalt'ger Gott, den ich beleidigt,
Du hast in deiner Güte ausgestattet
Mit Gaben mich, wie keinen der Gefährten,
Die ich denn auch im Uebermaß mißbraucht,
Ein Ueberschreitend den gemeinen Böswicht,
Wie du an hohen Kräften mehr mir gabst!"

Oder das aus dem tiefsten Herzen kommende „Gebet im Gefühl des nahen Todes":

„Du weißt, daß du mich schufest
Mit Leidenschaften wild,
Und daß auf tiefe Wege
Mich lockt' manch Zauberbild!"

In einem andern Gedicht, — gleichfalls an den Teufel — hat er dasselbe humorvoller ausgedrückt:

„O Nick,[2]) o Nick, das ist nicht schön!
Erst läßt du uns Versuchung sehn,
Den Wein und Mägdlein wundeschön,

[1]) Diese Strophe, die Burns für seine heitersten Gedichte mit Vorliebe verwendet, ist eine uralte Form, die sich bereits im 11. Jahrhundert in den Liedern des Grafen von Poitiers, des ältesten provençalischen Dichters, den wir kennen, findet.

[2]) Schottischer Name für den Teufel, nach allgemeiner Annahme aus dem Vornamen Nicolas Machiavelli's entstanden, den die Geistlichen als den Gottseibeiuns selbst schilderten.

Digitized by Google

Und macht uns toll!
Dann heimlich, plötzlich, unversehn
Sind wir zur Hölle reif und voll!"

Die ganze Macht der Stimmung, die in dem berühmten, vermuthlich an seinen Jugendfreund Richard Brown gerichteten „Auld lang syne" liegt, den ganzen geheimnißvollen Schmerz über alte langvergangene schöne Zeit und die ganze wehmüthige und doch so herzliche Freude eines späten Wiedersehens hat kein ähnliches Gedicht erreicht. Wer Burns kennen lernen will, muß ihn ganz und im Urtext lesen, wer gut Englisch kann, versteht sein Schottisch so bald, wie sich ein Süddeutscher in Fritz Reuter einliest.

Er steht da als eine selbständige eigenthümliche Erscheinung in der Literatur, abseits von der großen literarischen Bewegung der Epoche, die ihn ja auch in dem Milieu, in welchem er emporwuchs, so gut wie gar nicht beeinflussen konnte. Taine will allerdings in Burns einen hervorstechenden revolutionär-demokratischen Zug finden, aber diese Anschauung scheint mir willkürlich. Burns ist allerdings demokratisch und eine selbständige freie Natur, der kein Rang imponirte, aber in England war dies im vorigen Jahrhundert schon lange nichts neues. Die oft citirte Stelle aus dem hübschen Gedicht: „A man 's a man for a' that"

„Der König macht wohl zum Baron
Und zum Marquis und alle dem,
Zu schaffen einen Ehrenmann
Vermag er nicht trotz alle dem —"

beweist hiefür nicht viel. Schon bei Dante und Petrarca finden sich ähnliche Aeußerungen. Mit der steigenden Cultur sinkt der Adel immer im Ansehen. Burns hat auch ein Gedicht zu des Königs Geburtstag verfaßt, in welchem er dem Prinzen von Wales räth, sich weniger mit dem Würfelspiel und ähnlichen Genüssen zu befassen und dafür etwas mehr zu lernen. Er hat auf einem Bankett zu Dumfries, als die Gesundheit des Ministerpräsidenten Pitt getrunken wurde, ein Hoch auf Georg Washington vorgeschlagen, und wäre für diese und ähnliche Vergehen beinahe seines Amtes entsetzt worden — aber all dies war in England, wie bemerkt, nichts ungewöhnliches. Ueberhaupt ist ein großer Dichter selten revolutionär im gewöhnlichen politischen Sinn des Wortes, er ist zu souverän dazu, er kann alle Parteien zu gut verstehen. Der selbstbewußte absolute Fürst, das empörte Volk, der Freiheitskämpfer wie der Vasall, der für seinen Herrn ficht und fällt, ohne viel zu fragen, sind alle Stoff für ihn, er kann sich in alle gleich hineindenken. So hat auch Burns, ein erklärter Whig, eine Anzahl schöner Gedichte auf die Stuarts gemacht, weil ihre Lage als verbannte Fürsten und die Treue ihrer schottischen Anhänger einen großen poetischen Reiz hatte.

Burns gehört der neuen Zeit an, insofern er überhaupt ein Dichter ist, und zwar ein Dichter, in dem alles Empfindung und Natur, nichts Stil und Schule ist; aber die charakteristischen Merkmale der neuen Bewegung, die leitenden Ideen, die sich vor allem in der Wahl der Stoffe und in der Art des Auftretens zeigen, sind bei ihm nicht zu finden. Er steht abseits vom großen Strome der europäischen Literatur und dennoch wie ein Markstein in seinem Laufe, als der erste neuere Sänger, als derjenige, der der großen lyrischen Fluth, welche sich um die Wende des Jahrhunderts über Europa ergoß, voranging.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. **Spitzbergänge in den Alpen.** Wanderstudien und Plaudereien von J. B. Widmann. Dritte veränderte und vermehrte Auflage. Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1896. — Mit vielem Vergnügen nehmen wir davon Act, daß der vor drei Jahren erschienenen zweiten Auflage dieses liebenswürdigen Buches nun bereits eine dritte gefolgt ist. Mit Recht schließt der Verfasser aus der günstigen Aufnahme gerade dieses Buches auf ein besonders herzliches persönliches Verhältniß zu den Lesern. Denn auf den meist einsamen Wanderungen, die es schildert, unter dem Eindruck einer großartigen Natur, kommt das eigene Naturell des Wanderers freier und unbefangener zum Ausdruck, als es im gewöhnlichen Berufsleben möglich wäre. „Eine Reise ist für mich eine Kette von Ueberrumpelungen mit Gemüthseindrücken, auf die ich freudig reagire. Ein überraschter Mensch macht aber jedenfalls sein natürliches Gesicht." Der Reiz des Buches liegt darin, daß es sich nicht auf eine Beschreibung der „Gegenden" beschränkt, daß wir die großartige Natur vielmehr mit einem Manne durchstreifen, der ein helles Auge für alles Fesselnde und Charakteristische hat und dessen Freude am Schönen und Großen ansteckend wirkt. Frische, kräftige Luft weht uns aus dem Buche entgegen, wohl und behaglich wird uns bei der Lectüre nach die Wanderlust wird durch sie mächtig angefacht. Wieder sind, wie in der zweiten Auflage, einige Stücke, die der Verfasser als veraltet betrachtete, weggelassen und durch neue ersetzt worden. Die Ankündigung, daß demnächst eine Fortsetzung der Alpenspaziergänge erscheinen soll, worin auch Reisen des Lesefissers nach anderen als den rein alpinen Gegenden behandelt werden, wird gewiß weithin mit Befriedigung und fröhlicher Erwartung begrüßt werden.

* Die Protokolle der **Verhandlungen** der vom 25. Sept. bis 12. Oct. 1895 in Berlin abgehaltenen XI. allgemeinen **Conferenz der internationalen Erdmessung** und deren permanenter Commission, redigirt von dem ständigen Secretär, Prof. A. Hirsch (Neuenburg), sind nunmehr deutsch und französisch (bei Georg Reimer in Berlin) erschienen. Die vorjährigen Verhandlungen, die hauptsächlich die Erneuerung der Erdmessungs-Convention zum Gegenstand hatten, waren so wichtig und umfangreich, daß es nothwendig wurde, sie nebst den darauf bezüglichen Documenten besonders zu publiciren, um sie möglichst bald den betheiligten Regierungen, sowie den Delegirten zugehen zu lassen. Die Special- und Landesberichte über die Fortschritte der Erdmessungsarbeiten bleiben einem zweiten Bande vorbehalten, der in nächster Zeit nachfolgen soll.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Die von der Akademie an **Lord Kelvin** in Glasgow zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum am 15. Juni 1896 gerichtete Adresse lautete folgendermaßen:

„Hochgeehrter Herr! Die kgl. Akademie der Wissenschaften bringt Ihnen zu dem heutigen Tage ihre aufrichtigen Glückwünsche. Sie freut sich, zugleich daran erinnern zu dürfen, daß fast genau 25 Jahre verflossen sind, seit die Akademie die Ehre hatte, Sie unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Höchst inhaltreich für die Physik waren die vergangenen 50 Jahre; unter den großen Errungenschaften treten besonders hervor die Begründung und die Ausbildung der mechanischen Wärmetheorie und der gewaltige Ausbau der Elektricitätslehre mit dem großartigen Aufschwung ihrer Anwendungen. An allen diesen Erfolgen sind Sie in hervorragendem Maße betheiligt. Ihre Bestätigung einer der ersten aus der Thermodynamik gefolgerten Thatsachen, der Abhängigkeit des Gefrierpunktes vom Druck, bedeutete nicht nur das Auffinden eines merkwürdigen Vorganges, sondern sie enthielt eine Stütze, welche für die neue Lehre in ihrer Entwicklungszeit von unschätzbarem Werthe war. Eines der fundamentalsten Probleme der mechanischen Wärmetheorie, die Festlegung der absoluten Temperaturskala, förderten vor allen Sie durch Ihre berühmten Versuche mit Joule über die innere Ausdehnungsarbeit der Gase. Es ist ein schöner Erfolg dieser Messungen, daß dieselben jetzt, nach vierzig Jahren, die Grundlage technischer Betriebe zur Verflüssigung von Gasen zu bilden anfangen. Schon zu Beginn Ihrer Laufbahn leiteten Ihre elektrostatischen Untersuchungen Sie zu dem mathematisch bedeutenden und physikalisch fruchtbaren Princip der elektrischen Bilder. Sie entwickelten ferner eine vollständige Theorie der thermoelektrischen Ströme und zeigten die Richtigkeit Ihrer Anschauungen durch die Auffindung des „Thomson-Effectes". Auch die Pyroelektricität der Krystalle wurde von Ihnen auf präzise Annahmen zurückgeführt. Sie waren weiter der erste, welcher die Schwingungsdauer elektrischer Oscillationen bei der Funkenentladung berechnete; Ihrer Formel war eine der bedeutendsten Anwendungen vorbehalten: sie hat dazu gedient, die Schwingungsdauer und daraus die Geschwindigkeit fortschreitender elektrischer Wellen zu bestimmen. Der experimentelle Theil jener Arbeiten bildete zugleich den Anlaß, Ihre eminente Begabung in der Erfindung

Digitized by Google

instrumentellen Hülfsmittel zu verwerthen. Sie beschenkten die Elektricitätslehre mit einer Reihe origineller und typischer Meßinstrumente und Messungsmethoden für wissenschaftliche wie für technische Zwecke. Ihr Antheil an dem transatlantischen Telegraphen sichert Ihnen in der Geschichte der Elektrotechnik eine der höchsten Stellen. Von großer Bedeutung war endlich auch die geräuschlose Arbeit, durch welche Sie, theils durch Ihre Instrumente, theils durch das beharrliche Drängen auf ein einheitliches Maßsystem, der praktischen Einführung der absoluten elektrischen Einheiten den Weg gebahnt haben. In Ihren Arbeiten bewundern wir die Kühnheit und Sicherheit, mit welcher Sie Ihre Schlüsse ziehen, mögen Sie Versuche des Laboratoriums berechnen oder aus der Energie der Strahlung auf die Dichte des Aethers schließen; mögen Sie nach den Gezeiten des Meeres die Festigkeit des Erdballs beurtheilen, oder durch die Gesetze der Wärmeleitung die ferne Vergangenheit unsres Planeten erschauen. Nur einzelne von Ihren Entdeckungen haben wir namhaft gemacht, aber auch wenn wir sie alle aufgezählt hätten, so würde damit das Bild Ihrer Leistungen nicht erschöpft sein. Durch eine große Zahl zusammenfassender wissenschaftlicher Darstellungen aus den verschiedensten Gebieten, durch das in Gemeinschaft mit Tait verfaßte Lehrbuch der theoretischen Physik, nicht minder durch eine Reihe anziehender und klarer Vorträge populärer Art sind Sie in hervorragendem Maße ein Lehrer der heutigen Generation geworden, und unter den lebenden Physikern dürfte es wenige geben, welche Ihnen nicht als Schüler zum größten Dank verpflichtet sind. Sie blicken auf ein Leben zurück, welches für die Wissenschaft und für die Cultur reiche Früchte getragen hat. Daß die Ernte noch nicht abgeschlossen ist, dürfen wir mit vollem Vertrauen wünschen und hoffen."

* Die neulich unter Vorsitz des Augenarztes Prof. v. Hippel aus Halle in Eisenach abgehaltene Zusammenkunft von Delegirten der deutschen medicinischen Facultäten hatte den Zweck, im Auftrage des preußischen Cultusministeriums die von der Commission der Bundesstaaten ausgearbeitete neue Prüfungsordnung für die praktischen Aerzte zu berathen. Auch von dem Ausschuß der preußischen Aerztekammern ist die Abgabe eines Gutachtens noch vor Ablauf ihrer Wahlperiode, die im Herbst d. J. zu Ende geht, gefordert worden. Voraussichtlich wird der neue Prüfungsentwurf durch die beiden angerufenen fachmännischen Instanzen nur geringe Veränderungen erfahren, da seine Bestimmungen allgemein gehegten Wünschen entsprechen.

* **Frankfurt a. M.** Für die diesjährige Naturforscher-Versammlung (vom 21. bis 26. Sept.) sind, wie bereits gemeldet, folgende Vorträge in den allgemeinen Sitzungen festgesetzt: Prof. H. Buchner (München) spricht über Biologie und Gesundheitslehre, Geh. Hofrath Prof. R. Lepsius (Darmstadt) behandelt: Cultur und Eiszeit, Prof. M. Verworn (Jena): Erregung und Lähmung, Dr. Ernst Below (Berlin): die praktischen Ziele der Tropenhygiene und Prof. Weigert (Frankfurt): neue Fragestellungen in der pathologischen Anatomie. In Folge des vorjährigen Beschlusses des Vorstandes werden von der diesjährigen Versammlung ab nur zwei statt drei allgemeine Sitzungen abgehalten, um mehr Zeit für die Arbeiten der Sectionen zu gewinnen. Dieselben sind diesmal sehr gut vorbereitet, u. a. ist eine gemeinsame Sitzung sämmtlicher medicinischer Abtheilungen vorgesehen, in welcher „die Ergebnisse der neueren Gehirnforschung" discutirt werden sollen. Als Referenten sind dafür Geh. Rath v. Bergmann (Berlin), Geh. Rath Flechsig (Leipzig) und Prof. Edinger (Frankfurt a. M.) gewonnen. Die Gesammtzahl der Sectionen beträgt 30, die mit einander in mannichfachen Combinationen viele gemeinschaftliche Sitzungen halten. Vorsitzender der Gesellschaft für 1896 ist Geh.-Rath Prof. Dr. v. Ziemssen (München), locale Geschäftsführer sind Prof. Dr. Moritz Schmidt und Prof. Walter König. Mit dem Congreß werden noch zwei Sonderversammlungen verbunden sein: die erste Jahresversammlung des Vereins abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes, begründet von Prof. Forel in Zürich, und eine Versammlung der Vorstände der deutschen Impfstoffgewinnungsanstalten. Eine allgemeine wissenschaftliche Ausstellung wird diesmal mit dem Congreß nicht verbunden sein, indeß veranstalten einige Abtheilungen Sonderausstellungen, so z. B. eine Jenner-Centenarausstellung, ferner eine Ausstellung alkoholfreier Erfrischungsgetränke, Gegenstände bezüglich auf die Tropenhygiene u. a. m. Wissenschaftliche Excursionen sind nach Homburg, Rauheim, Soden, Falkenstein, Darmstadt, auch den Höchster Farbwerken u. s. w. geplant. Für die Abtheilungen sind sehr zahlreiche Vorträge bereits angemeldet.

* **Wien.** Die im Status der k. k. Krankenanstalten zu besetzende Stelle eines Prosectors ist dem Assistenten am pathologisch-anatomischen Institut der Wiener Universität Dr. Friedrich Schlagenhaufer verliehen worden.

* **London.** Der Physiker Sir William Robert Grove, dessen Tod telegraphisch gemeldet wurden, hat ein Alter von 85 Jahren erreicht. Ursprünglich Jurist und als solcher auch noch lange im Amt, ging er doch schon früh mit Eifer in physikalische Studien ein und gehörte für diese Wissenschaft der Royal Society an. Schon 1839 construirte er die nach ihm benannte galvanische Batterie (Grove'sches Element) und war auch sonst besonders mit elektrischen Untersuchungen beschäftigt. 1842 (im nämlichen Jahr, da Robert Mayer die Idee der mechanischen Wärmelehre entwickelte) hielt Grove Aufsehen erregende Vorträge, in denen er sämmtliche Naturkräfte unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachtete; 1846 (ein Jahr vor dem Erscheinen des Helmholtz'schen Tractats über die Erhaltung der Kraft) publicirte er sie unter dem Titel „Correlation of physical forces". Seine Gedanken bewegten sich somit in der Richtung auf das große Ziel jener Zeit, ohne daß er doch an der Ermittelung der entscheidenden Thatsachen oder der Ausbildung der grundlegenden Anschauungen schöpferisch betheiligt gewesen wäre.

* **Oxford.** Der Zuwachs, welchen die Bodlejana im letzten Jahre erfahren hat, ist, sowohl was die Zahl, als was die Bedeutung der neu erworbenen Schriften anbetrifft, der größte seit einer Reihe von Jahren. Die Gesammtzahl der neuen Stücke beträgt nach dem eben erschienenen Jahresbericht der „Bodleian Library" 60,296, zuwe 9281 durch Schenkung oder Austausch, 43,279 Pflichtexemplare, 6667 neu gekaufte und 1069 antiquarisch gekaufte. Bemerkenswerth sind vor allem die von Dr. Flinders Petrie entdeckten griechischen Fragmente, die Mr. Jesse Haworth der Bibliothek schenkte, und ferner die Schenkungen des Mr. Thomas Hullam, der seine großartige auf englische Dialekte Bezug habende Sammlung von Handschriften der Bibliothek hinterließ. Die Zahl der gekauften Handschriften beträgt 62. Hiefür wurden 428 Pfund ausgegeben, während der Ankauf der gedruckten Bücher 1431 Pfund erforderte.

* **Paris.** Der Akademie der Wissenschaften sind Untersuchungen vorgelegt worden, die Prof. L. Lortet von der Universität in Lyon über den Einfluß elektrischer Ströme auf lebende Bakterien gemacht hat. Lortet stellte fest, daß lebende Bakterien, wenn ein Strom in einer bestimmten Richtung an ihnen vorbeigeleitet wird, sich stets mit der Längsachse ihrer Stäbchen parallel zu dieser Richtung stellen. Es wurde eine dicke Glasplatte genommen, in die vier tiefe Rinnen, unter rechten Winkeln einander kreuzend, eingeschnitten waren, so daß in der Mitte der Platte ein von den Rinnen eingeschlossenes Quadrat von einem Centimeter Fläche entstand. In jede dieser Rinnen wurde ein Platindraht so gelegt, daß sich die Drähte an ihren Kreuzungsstellen nicht berührten. Auf das Quadrat in der Mitte der Platte wurde eine Flüssigkeit mit lebenden Bakterien gebracht, mit einem feinen Deckgläschen bedeckt und durch ein Mikroskop von oben der beobachtet. Die vier Platindrähte wurden nun mit einem Ruhmkorff'schen Inductor in Verbindung gesetzt. Die Verbindung war so eingerichtet, daß der Strom in allen vier Richtungen die verschiedenen Drähte durchlaufen konnte. Wenn nun der Strom durch einen der Platindrähte hindurchgesendet wird, so läßt sich durch das Mikroskop wahrnehmen, daß sich blitzgeschwind alle die Hunderte von Bakterien in der Richtung des Stromes anordnen, jede Bewegung hört auf, mit Ausnahme der Zitterbewegungen der Stäbchen. Sendet man nun den Strom in der zu der vorhergehenden senkrechten Richtung durch einen anderen Draht, so drehen sich sämmtliche Bakterien wie auf einen Ruck um 90 Grad herum. Das Festhalten der Bakterien in einer bestimmten Richtung durch den elektrischen Strom kann stundenlang dauern, wenn man nur dafür sorgt, daß die Flüssigkeit stets in Berührung mit den Drähten bleibt. Wenn man nun einer Seite der einen Drähten Fuchsin-Lösung in Carbol in das Präparat einführt, wodurch die Bakterien getödtet werden, so folgen die von dem Fuchsin berührten, also abgestorbenen Bakterien der richtenden Wirkung des Stromes nicht mehr. Nur unterbrochene elektrische Ströme haben Einfluß, constante nicht.

Hd. **Stockholm**, 4. Aug. Tel. Hier herrscht große Verwunderung darüber, daß noch gar keine Nachricht von Andree eingetroffen ist. Nach Mittheilung der meteorologischen Centralstation herrschten vorige Woche bei Spitzbergen größtentheils südliche, also für Andree günstige Winde.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 5. August. Nummer 180.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Rede zur Eröffnung des III. Internationalen Congresses für Psychologie. Von Professor Dr. Carl Stumpf. — Noch einmal Kaiser Nikolaus und Papst Gregor XVI. — Mittheilungen und Nachrichten.

Rede zur Eröffnung des III. Internationalen Congresses für Psychologie

gehalten zu München am 4. August 1896 vom Präsidenten des Congresses Professor Dr. Carl Stumpf (Berlin).

Abdruck untersagt.

[1]) Da die Vorgeschichte unsrer Zusammenkunft vielen Theilnehmern nicht hinreichend bekannt sein dürfte, will ich den Verhandlungen einen kurzen Rückblick auf die beiden ersten Congresse vorausschicken, der sich von selbst auch zu einer Charakteristik der methodischen Grundsätze der neueren Psychologie gestattet.

Der erste internationale Psychologencongreß, der 1889 in Paris unter dem Vorsitze des Hrn. Ribot tagte, trug den Titel „für physiologische Psychologie“. Er verdankte sein Zustandekommen hauptsächlich der energischen Thätigkeit des Hrn. Richet und dem Zusammenwirken der „psychologischen Gesellschaften“, die sich in den Hauptstädten verschiedener Länder vorwiegend zum Studium der hypnatischen Erscheinungen und der telepathischen Hallucinationen gebildet hatten. Diese Probleme standen denn auch neben der Vererbungsfrage im Vordergrund der Verhandlungen. Der zweite Congreß in London 1892 trug gemäß einer schon in Paris getroffenen Bestimmung den Titel „für experimentelle Psychologie“; wobei indeß, wie Hr. Sidgwick, der Präsident dieses Congresses, hervorhob, das Beiwort „experimentell“ nur in dem allgemeinen Sinne einer inductiven, auf methodischer Beobachtung und Zergliederung von Thatsachen ruhenden Forschung verstanden sein sollte. Die Vorträge und Verhandlungen des zweiten Congresses bezogen sich bereits auf einen erheblich weiteren Kreis von Gegenständen, wenn auch die Spuren des Ursprungs dieser Unternehmungen ihm noch deutlich aufgeprägt waren.

In gleicher Weise erscheint nun das Programm unsres dritten Congresses weitergebildet, welches eine, ich möchte fast sagen, beängstigende, in Wahrheit doch höchst erfreuliche Mannichfaltigkeit von Vorträgen umfaßt. Auch diesem Programm gegenüber wird man wohl nicht die Empfindung haben, daß es gleichmäßig zusammengestellt sei, aber daß die Anzahl der Vorträge über die einzelnen Materien immer genau ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit entspräche. Aber die Zusammenstellung ist von niemand gemacht, sondern hat sich selbst gemacht und kann insofern als ein Ausdruck der zur Zeit thatsächlich herrschenden Interessen, oder wenigstens, daß ich genauer spreche, als Ausdruck derjenigen Interessen betrachtet werden, die von einem Congreß Nahrung und Befriedigung erhoffen.

Wir haben von vornherein die Frage erwogen, wie und wa speciell gegenüber dem sogenannten Occultismus die Grenze der zulässigen Vorträge, d. h. derjenigen, die eine fruchtbare Discussion an dieser Stelle erhoffen lassen, zu ziehen sei. Aber unter den wirklich angemeldeten Vorträgen konnten nur die über Telepathie etwa unter diese Frage fallen: und hier schien es uns bei der anerkannten wissenschaftlichen Stellung der Vortragenden das Richtige, diese wenigen Vorträge unbedenklich aufzunehmen. Wenn ich auch sehr zweifle, ob in der Zeit, da die Physiker die Fernwirkung aus ihren Betrachtungen eliminiren, die Lehre von der psychischen Fernwirkung auf eine entgegenkommende Stimmung rechnen darf, so ziemt es doch den Anhängern der Erfahrungsphilosophie, auch hierüber nicht a priori zu urtheilen und respectablen Forschern nicht durch Schweigen, sondern durch Prüfung ihrer Argumente zu begegnen.

Zugleich wurde nun auch für diesen dritten Congreß eine Aenderung des Titels vorgenommen, indem wir ihn kurz als „Congreß für Psychologie“ bezeichneten. Die Anregung dazu kam aus dem Schoße des Localcomités. Mir selbst erschien zunächst das Beiwort „experimentell“ gegenüber gewissen bloß raisonnirenden, abstract deducirenden Richtungen, die in Deutschland noch nicht ganz ausgestorben sind, immerhin nützlich. Denn es ist meine Ueberzeugung, daß das psychologische Experiment im eigentlichen und engsten Sinne, wie es vorzugsweise in den Gebieten der Sinneswahrnehmungen und der motorischen Reactionen bisher geübt wurde, abgesehen von den sachlichen Ergebnissen, die der Unkundige leichter überschätzt als der Kundige, einen eminenten Werth für die Schulung des psychologischen Denkens besitzt, vorausgesetzt, daß das Denken sich mit dem Handanlegen verbindet. Wer in solcher Weise auch nur an einer Frage des Sinnesgebietes die außerordentliche Verwicklung der Factoren kennen gelernt hat, der wird sich nicht bloß in Sachen des Experimentes selbst hüten, ohne eigene genaue Kenntniß der Umstände zu urtheilen, sondern der ist auch gefeit gegen übertriebene Zuversicht, gegen summarische Behandlung, gegen voreilige Verallgemeinerung auf den noch dunkleren und verwickelteren Gebieten des Seelenlebens.

Trotzdem ließ sich dem Wunsch des Comités, das Beiwort „experimentell“ wegzulassen, seine Berechtigung nicht absprechen. Wir sagten uns, daß die Unentbehrlichkeit des Experiments nunmehr schon fast allgemein zugegeben sei, und daß es heute ebensosehr darauf ankomme, den Schein der Einseitigkeit zu vermeiden und das Zusammenarbeiten aller Richtungen zu fördern, denen der Ausbau einer wissenschaftlichen Psychologie am Herzen liegt.

Und in der That, von wie vielen Seiten, auf wie verschiedenen Wegen sucht unsre Zeit nicht in das Geheimniß des Seelenlebens einzudringen! Wir sehen den Völkerkundigen und den Sprachforscher, den Juristen, Sociologen und Historiker, den Erkenntnißtheoretiker, Aesthetiker, Pädagogen nicht minder am Werke wie den Anatomen, den Zoologen, Physiologen, Pathologen und Psychiater. Unter den Psychologen von Fach legt der eine mehr Gewicht auf bloße Selbstbeobachtung, der andere auf

[1]) Einleitende Worte der Begrüßung sind hier fortgelassen.

vergleichende Beobachtung der thierischen und kindlichen Entwicklung, der dritte auf das Experiment, wenn auch in Verbindung mit Selbstbeobachtung. Der eine dringt durch eine bloß beschreibende Zergliederung bis zu den feinsten Elementen vor, der andere versucht Erklärungen durch eine ingeniös erdachte physiologische oder psychologische Mechanik. Fast jeder ist geneigt, seinen Weg für den allein oder vorzugsweise fruchtbaren zu halten, bis die Durchführung ihm zeigt, daß er die anderen doch nicht entbehren kann.

Der schlichte Titel „Congreß für Psychologie" sollte andeuten, daß jeder willkommen ist, der irgendwelche zur Psychologie in Beziehung stehende Thatsachen in einer für das psychologische Studium lehrreichen Weise mittheilt oder bespricht.

So ist denn wirklich unser Congreß zugleich eine Art von Stelldichein für die Vertreter aller an die Psychologie angrenzenden Wissenschaften geworden. Wendet nun jemand nörgelnd ein, das sei überhaupt nicht mehr ein psychologischer, eher vielleicht ein medicopsychologischer Congreß zu nennen, so lassen wir ihm dies Vergnügen. Die Hauptsache bleibt, daß wir möglichst viel gegenseitig von einander lernen, und das wird auf solche Art eher der Fall sein, als wenn nur Psychologen von Fach hier säßen.

Eine methodische Ueberzeugung hält doch alle Anhänger und Freunde der neueren Psychologie zusammen: das entscheidende Gewicht, das wir alle der Vermehrung und Verfeinerung unsrer thatsächlichen Kenntnisse beilegen. Zur Verfeinerung rechne ich insbesondere die zahlenmäßige Behandlung. Wo man sich sonst mit unbestimmten Quantitätsbezeichnungen begnügte, wie etwa, daß eine Eigenthümlichkeit der Sinnesempfindung, eine Richtung der Ideenassociation, des Fühlens oder Wollens „selten, häufig, gewöhnlich, fast ausnahmlos" vorkomme, daß eine Gedächtnißleistung „mit erstaunlicher Sicherheit" erfolge, daß ein gewisser Affect die Pulsfrequenz steigere oder das Blut nach dem Kopfe treibe: da wollen wir nun zählen und messen, soweit es nur immer möglich ist. Dadurch allein können die Täuschungen vermieden werden, denen die auf oberflächlichem Ueberblick ruhende bloße Schätzung ausgesetzt ist. Und wenn auch das Messen seine Grenzen hat, das Zählen wenigstens ist überall möglich. Jede, auch die sublimste geistige Function kann der statistischen Betrachtung unterworfen werden. Daß dabei auch gelegentlich die sogenannte „statistische Krankheit" auftritt, daß manche mit tadelloser Exactheit durchgeführte Messung oder Zählung für das Verständniß der Sache gleichgültig oder von vorneherein sinnlos ist, daß Kärrner und Krämer aus der Geisteswissenschaft den Geist auszutreiben scheinen, läßt sich nicht leugnen. Aber wir werden um der Schattenseiten willen den Gewinn nicht wieder fahren lassen, den das Eindringen einer im besten und gesundesten Sinne positivistischen Denkweise unsrer Wissenschaft gebracht hat. —

Habe ich so die allgemeinsten methodischen Grundsätze ausgesprochen, die uns trotz mancher Divergenz im einzelnen verbinden, so möchte ich nun wohl auch allgemeinsten sachlichen Ueberzeugungen Ausdruck geben: und auf welche andere Frage könnten sich diese beziehen, als auf das Verhältniß von Seele und Leib, von Psychischem und Physischem? Darin gipfelt doch das Bestreben jeder Epoche, daß sie zu dieser für die ganze Weltanschauung maßgebenden Frage eine befriedigendere Stellung gewinne.

Wenn wir nun alle darin einig sind, daß die Beziehung zum physischen Gebiet unser ganzes Seelenleben durchdringt, und wenn wir von Tag zu Tag in der Erkenntniß des Details dieser Beziehungen fortschreiten, so wird es doch kaum möglich sein, eine genauere Formel zu finden, in der sich unsre gemeinsamen Anschauungen über die Natur jenes Verhältnisses ausdrücken ließen; und so werde ich, indem ich die Entwicklung der Ideen in den letzten Decennien schildere, mich der Kritik nicht enthalten und, während ich die Functionen des Sprachrohrs versehe, einen Eigenton nicht unterdrücken können.

Der Begründer der Psychophysik, der verehrungswürdige Fechner, hat alle Kraft seines Scharfsinns, seines tiefen Gemüths und seiner glänzenden Schriftstellergabe daran gesetzt, einer monistischen Auffassung zum Siege zu verhelfen, wonach geistige und körperliche Vorgänge nur zwei Seiten eines und desselben Vorgangs, Leib und Seele nur die äußere und innere Erscheinungsweise eines und desselben Wesens sind. Fechner hatte diese Lehre aus der speculativ-idealistischen Philosophie herübergenommen. Wie er selbst sagt, ist er „ursprünglich mit seiner ganzen Philosophie von Schellings Stamme gefallen". Vorher hatte bekanntlich schon Spinoza den Monismus in ähnlichem Sinne verkündet.

Leider hat aber, wie alles in der Welt, auch diese Zweiseitentheorie ihre zwei Seiten: sie ist großartig, poetisch, verlockend — aber dunkel. Die heterogene Natur des Physischen und des Psychischen kann man nicht schärfer betonen, als es hier geschieht: die physische Seite ist ausgedehnt oder wenigstens den Gesetzen der Geometrie und der mathematischen Physik unterworfen, die geistige Seite ist unausgedehnt, nicht nach Länge, Breite und Tiefe zu messen, nicht nach Masse und Geschwindigkeit zu berechnen. Was es dabei noch heißen soll, daß das eine nur die Kehrseite oder Innenseite des anderen darstelle, hat noch niemand anders als durch Gleichnisse zu erläutern gewußt, wie Spiegelung, concave und convexe Krümmung einer Fläche u. dgl., Gleichnisse, die insgesammt eigentlich auf einer dualistischen Auffassung ruhen (kann doch z. B. selbst von concav und convex nur mit Beziehung auf zwei real verschiedene Theile des Raumes gesprochen werden, von denen aus die Fläche betrachtet wird). Auch die einheitliche Substanz, die sich in den beiden Attributen des Physischen und Psychischen „ausdrücken" soll, ist nichts weiter als ein Wort, das nur das Bedürfniß ausdrückt, dem Dualismus zu entgehen, ohne aber die Kluft für unser Verständniß wirklich zu überbrücken.

Man pflegt darum gegenwärtig von solchen Wendungen und Gleichnissen abzusehen und das Geheimniß dieses Zusammenhangs als ein unauflösliches zu betrachten oder (was für ungefähr gleichbedeutend gilt) es der Metaphysik zu überweisen, in der Psychologie dagegen nur darin Fechners Lehre festzuhalten, daß die Vorgänge auf beiden Gebieten sich durchgängig parallel gehen, ohne jemals aufeinander zu wirken oder zu gemeinsamer Wirkung sich zu verbinden.

Die Wechselwirkung, so hören wir, sei durch die heterogene Natur der Processe ausgeschlossen. Ueberdies zeigten die zweckmäßigen automatischen Bewegungen, daß der Organismus aus rein physischen Kräften völlig dieselben Leistungen vollbringe, wie sie den Seelenthätigkeiten zugeschrieben wurden. Endlich setze das Gesetz der Erhaltung der Energie voraus, daß Bewegung immer nur Bewegung erzeuge und von Bewegung erzeugt werde.

Hienach verläuft nun also jede der beiden Welten genau so, wie wenn die andere nicht existirte. Speciell die psychische Welt ist vollkommen einflußlos, irrelevant für den Ablauf und die Entwicklung der physischen. Die Organismen leben und handeln, die Menschen gründen Staaten, schreiben Gedichte, halten Congresse (auch solche, worin die dem Worte Psychologie entsprechenden Lustbewegungen und Gehirnprocesse eine Rolle spielen), getrieben durch rein physische Kräfte, genau so, als ob gar kein Denken, Fühlen

Digitized by Google

und Wollen existirte. Daß dies die strenge Consequenz ist, unterliegt keinem Zweifel; sind wir doch angewiesen worden, den Fall der ohne Bewußtsein automatisch erfolgenden Bewegungen verallgemeinert zu denken. Wir begegnen denn auch analogen Ausführungen auf Schritt und Tritt. Wer die Consequenz nicht einräumt, steht bereits auf einem vermittelnden Standpunkt, wie wir einen solchen nachher zu kennzeichnen suchen.

Des näheren haben sich zwei Formen der Parallelitätslehre ausgebildet. Nach der einen hängt nur das Physische causal unter sich zusammen, während die psychische Reihe in sich selbst keine Causalität besitzt, so wenig wie die Schatten- oder Spiegelbilder auf einander wirken. Und da nur das Wirkende den Namen des Wirklichen verdient, so ist nach dieser Auffassung, mit den Worten eines ihrer Vertreter zu sprechen, „das Bewußtsein an sich eigentlich überhaupt gar nichts“. Nach der anderen Anschauung bildet auch das Psychische eine ununterbrochen causal zusammenhängende Entwicklungsreihe; wobei also auch die Sinnesempfindungen aus vorherigen psychischen Zuständen entstehen und die auf äußere Handlungen bezüglichen Willensacte stets der äußeren vielmehr innere Wirkungen haben müssen, überhaupt die Kette des psychischen Lebens von jedem Punkt aus rückwärts und vorwärts lückenlos ins Unendliche gedacht verlängert werden muß.

Ich will nicht auf die Schwierigkeiten eingehen, worein jede dieser beiden Formen besonders verwickelt. Nicht auf das wunderliche Unternehmen der Schattentheorie, Causalität gerade demjenigen Gebiet abzustreiten, aus dessen Erscheinungen allein wir den Begriff der Causalität schöpfen, und sie ausschließlich demjenigen Gebiet zuzuerkennen, in welchem Causalität niemals wahrgenommen, überall nur angenommen werden kann. Nicht auf die große Selbsttäuschung der Panpsychisten, als ob das Räthsel des Zusammenhangs von Physischem mit Psychischem durch Ausdehnung auf die ganze Welt geringer würde, und als ob die Worte Empfindung und Wille, angewandt auf das angebliche gänzlich unbewußte Seelenleben der unorganischen Materie, noch irgend einen Sinn besäßen.

Aber ich kann in der Parallelitätslehre überhaupt statt des gepriesenen Monismus nur einen Dualismus finden, wie er crasser noch niemals aufgetreten ist. Die Ungleichartigkeit der Gebiete ist beibehalten, die Wechselwirkung geleugnet, von der einheitlichen Substanz, die ohnedies nur ein Scheinbehelf war, ist nicht mehr die Rede, und so erscheint auch das Parallellaufen der zwei Welten unfaßlicher als selbst nach der verrufenen Lehre der Geulincx und Malebranche. Wenngleich man nun mit einem Schlagwort wie „Dualismus“ niemals eine Theorie erschlagen kann, so darf man es doch denjenigen zurückgeben, die es in verkehrter und ungerechter Weise als Waffe gebrauchen. Eben dies letztere aber scheint mir von seiten so vieler zu geschehen, die sich mit Emphase „Monisten“ nennen.

Zur Sache selbst müssen wir uns die Frage vorlegen, ob nicht die Consequenz der Naturforschung, insbesondere der Entwicklungslehre, selbst wenn wir die Philosophie beiseite lassen, dahin drängt, die Welt in allen ihren Theilen als ein causal zusammenhängendes Ganzes aufzufassen, worin jedes Wirkliche seine Arbeit leistet, keines von der allgemeinen Wechselwirkung ausgeschlossen ist; und — wenn dies jeder bejahen wird — die andere Frage, ob die Gründe, nach denen die gesammte Welt des Psychischen von der Wirklichkeit in diesem Sinne oder von der allgemeinen Wechselwirkung ausgeschlossen sein soll, so zwingend sind, wie sie vielen erscheinen.

Die Ungleichartigkeit wird nach den Untersuchungen Hume's kein Einsichtiger mehr als ernsthaftes Argument gelten lassen. Ursache und Wirkung brauchen nicht gleichartig zu sein. Nur die Erfahrung kann lehren, was als Ursache und Wirkung zu einander gehört. Am wenigsten sollte derjenige die Wechselwirkung des Heterogenen beanstanden, der seine substanzielle Einheit lehrt; denn die substanzielle Verbindung der beiden Welten soll doch eine noch innigere sein als die bloß causale.

Die automatischen Bewegungen beweisen nur, was wir auch sonst wissen, daß der nämliche Effect aus verschiedenen Combinationen von Bedingungen hervorgehen kann. Die Bedingungen müssen doch auch in Consequenz der Parallelitätslehre verschiedene sein für die mit und die ohne Bewußtsein vollzogenen Bewegungen. Die centralen Vorgänge müssen hienach irgend eine Verschiedenheit besitzen, die dem Mangel und dem Vorhandensein des Bewußtseins entspricht. Nun steht es uns aber auch frei, den Unterschied der Fälle darin zu finden, daß das Bewußtsein in einem Fall eben selbst mit zu den Bedingungen gehört, im anderen Fall aber nicht. Die automatischen Bewegungen bringen also nicht im geringsten eine Entscheidung zwischen beiden Auffassungsweisen.

Was endlich die Erhaltung der Energie betrifft, so scheinen mir vorläufig zwei Wege gangbar, um dem Postulat einer allgemeinen Wechselwirkung gerecht zu werden.

Zunächst lehrt schon der Unterschied der potentiellen von der kinetischen Energie, daß Energie nicht nothwendig in Form von Bewegung erhalten bleibt. Aber auch abgesehen davon ist die Gültigkeit des Gesetzes unabhängig von der anschaulichen Vorstellung, daß alle Naturprocesse in Bewegungen bestehen. Ohne jede hypothetische Zuthat ausgesprochen, ist es vielmehr ein Gesetz der Transformation: wenn kinetische Energie (lebendige Kraft sichtbarer Bewegung) in andere Kraftformen umgewandelt und diese schließlich in kinetische Energie zurückverwandelt werden, so kommt der nämliche Betrag zum Vorschein, der ausgegeben wurde. Worin diese anderen Energieformen bestehen, darüber sagt das Gesetz nicht das mindeste. Und so ließe sich, wie ich meine, das Psychische ganz wohl als eine Anhäufung von Energien eigener Art ansehen, die ihr genaues mechanisches Aequivalent hätten. Gewisse psychische Functionen würden mit einem fortwährenden Verbrauch, andere mit einer ebenso fortgehenden Erzeugung physischer Energie verknüpft sein. In der näheren Fassung der Gehirnprocesse, die als unmittelbare Ursache oder Wirkung bestimmter Seelenthätigkeiten anzusehen wären, würden sich allerdings einige ungewohnte Vorstellungen bei der weiteren Verfolgung dieser Sätze ergeben; aber hier ist ja überhaupt noch alles im Fluß.

Es wäre also, soviel ich sehen kann, eine psychophysische Mechanik wohl denkbar (und ihre hypothetische Construction mindestens so genußreich wie analoge Versuche von anderen Standpunkten), die die geistigen Vorgänge in den allgemeinen gesetzlichen Causalzusammenhang einfügte und dadurch erst eine im wahren Sinn monistische Anschauung begründete. Denn nicht so sehr die Gleichartigkeit der Elemente oder der Processe, als die Allgemeinheit des Causalzusammenhangs und die Einheitlichkeit der letzten und höchsten Gesetze ist es, die wir von einem einheitlichen Weltganzen verlangen müssen.

Zugleich hat diese Auffassung den Vortheil, daß sie das Verhältniß, das dem parallelistischen Monismus ein durchaus undefinirbares bleibt, unter den allgemeinen Causalbegriff subsumirt und dadurch dem Bedürfniß des Begreifens und der Oekonomie des Denkens in höherem Maße entgegenkommt. Auch die den neueren Physikern nicht mehr fremde, den Philosophen schon länger vertraute Erkenntniß, daß wir es in den Atomen und ihren Bewegungen, wie sie der mechanischen Physik zur Ableitung ihrer Formeln dienen, doch nur mit Symbolen zu thun

Digitized by Google

haben, und daß die abstracten mathematischen Formeln selbst, die den knappsten Ausdruck der Thatsachen bilden, über die qualitative Natur der physischen Processe gar nichts aussagen, mag dieser Ansicht von der Sache wesentlich zu Hülfe kommen.

Indessen steht denen, die sich nicht damit befreunden können, noch ein anderer Weg offen, um das Psychische ohne Verletzung des Energiegesetzes in den allgemeinen Causalzusammenhang einzufügen. Die psychischen Zustände könnten in der Weise Wirkungen und Ursachen physischer Vorgänge sein, daß keinerlei auch nur vorübergehende Verminderung und Vermehrung physischer Energie mit dieser Wechselwirkung verknüpft wäre. Wir würden sagen: ein bestimmter Nervenproceß in bestimmter Gegend der Gehirnrinde ist die regelmäßige Vorbedingung für das Zustandekommen einer bestimmten Empfindung; diese geht als nothwendige Folge neben den physischen Wirkungen aus ihm hervor (so viel zum Unterschied von der Parallelitätstheorie). Aber dieser Theil der Folgen absorbirt keine physische Energie und kann in seinem Verhältniß zu den Bedingungen nicht durch mathematische Begriffe und Gesetze ausgedrückt werden. Deßgleichen kommt ein bestimmter Proceß in den motorischen Centren der Rinde zu stande nicht durch bloß physiologische Bedingungen, sondern stets nur unter Mitwirkung eines bestimmten psychischen Zustandes (Affectes, Willens), ohne daß doch das Quantum physischer Energie durch diesen beeinflußt wird.

Hiedurch würde eine Annäherung an die Parallelitätslehre erzielt, und es dürfte sogar mancher Parallelist eine derartige Auffassung als die seinige (freilich inconsequenter Weise) in Anspruch nehmen. Weitere Erwägungen, die auf eine Untersuchung des Causalbegriffes führen würden, können hier unterbleiben, da es mir nur auf die Andeutung der Wege ankam, die sich zunächst darbieten, wenn man die absolute gegenseitige Einflußlosigkeit beider Gebiete unannehmbar findet.

Dagegen möchte ich eine Wendung der ganzen Frage noch kurz berühren, die viel radicaler mit den Schwierigkeiten aufzuräumen versucht, indem sie die Scheidung beider Gebiete von vornherein als einen Fehlgriff bezeichnet. Die physische Welt sei ja selbst nur eine Summe von sinnlichen Empfindungen oder Vorstellungen unsres Geistes, ebenso wie andrerseits das geistige Leben nur aus sinnlichen Empfindungen oder Vorstellungen bestehe; somit könne von einer Ungleichartigkeit nicht die Rede sein, und das ganze Problem verschwinde.

Wenn ich vor der Höhe des erkenntnißtheoretischen und psychologischen Standpunktes, die sich hier auftut, mich respectvoll verneige, so muß doch auch von diesem Standpunkt eine Gruppe von Sinnesvorstellungen unterschieden werden, die die mathematisch-physikalischen Eigenschaften besitzt, und eine andere, die sie nicht besitzt; oder, wenn man lieber will, eine Betrachtungsweise, bei der es uns auf jene Eigenschaften ankommt, und eine andere, bei der wir davon absehen. Solche Wendungen können bestenfalls den Ursprung der Zweitheilung aufhellen, zu der unser gesammtes wissenschaftliches Denken nöthigt, können sie aber nicht beseitigen. Wir finden uns eben, wollen wir die Erscheinungen denkend bewältigen, zur Construction einer objectiven und einer subjectiven Welt gezwungen. Und so wird man auch niemals die Thatsache wegbringen, daß feste Beziehungen zwischen bestimmten Gliedern der einen und der anderen Reihe stattfinden, mag man unter jeder Reihe nun Dinge oder Processe oder Vorstellungsinhalte oder was immer für „Elemente“ verstehen. Und so tauchen auch die nämlichen Probleme und Schwierigkeiten wieder auf. Ich kann nicht finden, daß durch diesen sogenannten erkenntnißtheoretischen Monismus der Dualismus wirklich überwunden würde. Er wechselt nur die Stelle.

Soviel meine ich hienach sagen zu dürfen, daß alle Lehren, die in dem bloßen Parallel-Laufen das ganze Wort des Räthsels finden, aus ähnlichen Gründen aufgegeben oder umgebildet werden müssen, wie seinerzeit die platonische Ideen- und Zahlenlehre, mit der sie eine sehr unbeabsichtigte, aber sehr überraschende Aehnlichkeit besitzen; die sich ebenso mußte sagen lassen, daß sie die Welt unnöthig verdopple, daß die Verhältnisse der Einzeldinge sich in den Ideen doch nur wiederholen, daß die Ideen keine wirkende Kraft enthalten, daß die Reden von Schatten- und Spiegelbildern leere Worte seien, und daß die Welt durch das bloße Nebeneinanderbestehen zweier Welten zusammenhangslos werde wie eine schlechte Tragödie. Der Unterschied ist nur, daß Aristoteles die Ideen einfach wieder streichen konnte, während die geistigen Processe sich nicht streichen lassen und darum als Glieder der einen, gemeinschaftlichen, in durchgängiger Wechselwirkung stehenden Welt mitgezählt werden müssen.[1])

Wir werden also auch künftig unsre Sinnesempfindungen als Wirkungen der Außenwelt und unsern Willen als Ursache unsrer Handlungen bezeichnen, ohne diese dem gewöhnlichen Bewußtsein sich aufdrängende Ausdrucksweise als eine bloße Redefigur ansehen zu müssen. Ich betone dies auch für die Pädagogen und Juristen unter uns. Es erscheint mir als eine bedauerliche Ueberstürzung, wenn selbst einzelne Vertreter der Jurisprudenz, die philosophischen Einflüssen nicht immer so bereitwillig entgegenkommt, von der Tagesströmung erfaßt, angefangen haben, die Causalität des Willens in Bezug auf die Handlungen zu leugnen und Bewegungen nur aus Bewegungen herzuleiten. Damit will ich die Parallelitätslehre keineswegs moralisch oder politisch verdächtigen, sondern nur rathen, nicht auf grund einer unbewiesenen Voraussetzung die weittragendsten Folgerungen zu ziehen.

Schließlich möchte ich auch nicht für ausgeschlossen halten, daß der Causalbegriff, der ja schon verschiedene Interpretationen oder Umformungen erfahren hat, sich mit der Zeit wirklich als ungenügend erweisen könnte, um die psychophysischen Thatsachen vollständig und widerspruchslos zu beschreiben. Aber auch dann wird man sich nicht mit der bloßen Parallelität zufrieden geben, sondern vom Causalbegriff aus zu höheren Abstractionen zu gelangen suchen, in ähnlicher Weise etwa, wie die Mathematiker der Gegenwart den Begriff des Raumes zu dem einer sogenannten Mannichfaltigkeit erweitert haben. Vorläufig aber thut der Causalbegriff, soviel ich sehe, noch vollkommen seine Dienste.

Es kann nicht meine Absicht sein, in dieser Stunde über die allgemeinsten Betrachtungen hinauszugehen, zu denen der augenblickliche Stand dieser seit Jahrtausenden verhandelten Frage drängt. Auch wird der Congreß selbst uns hierin vermuthlich nicht weiter bringen, da über der-

---

[1]) Einen „heuristischen“ Werth kann man dem Parallelprincip natürlich zugestehen, wie denn selbst offenbare Fictionen heuristisch eine Zeitlang nützen können. Aber es pflegt mit größeren Ansprüchen aufzutreten und ist andrerseits in seinen heuristischen Dienstleistungen nicht an die augenblicklich beliebte Form gebunden, welche Causalbeziehungen ausdrücklich ausschließt.

In der Stellungnahme gegen die Parallelitäts- und für die Causalitätstheorie treffe ich mit Sigwart zusammen, wenngleich im einzelnen die Wege auseinandergehen.

Auch W. James ist bekanntlich gegen die „Automaton-Theory“ aufgetreten. Seine auf die Entwicklungslehre gegründeten Argumente für die Causalität des Psychischen verdienen Beachtung. Es scheint mir überhaupt ein fruchtbarer Gedanke, daß die psychischen Functionen ursprünglich nur Regulirvorrichtungen für den Organismus waren, wenn auch ihre gegenwärtige Bedeutung für die höheren Organismen nicht mehr darin aufgeht. Ich würde auch in der Annahme keine ernstliche Schwierigkeit finden, daß psychisches Leben (Seele) durch organische Processe (organische Materie) in bestimmten Stadien ihrer Entwicklung erzeugt wurde und noch jetzt bei der Entwicklung jedes Individuums erzeugt wird.

Digitized by Google

artige Gegenstände jeder in einsamer concentrirter Denkarbeit mit sich zu Rathe gehen muß. Dennoch schien mir ein einleitendes Wort, mag es auch den Stempel individuellen Dafürhaltens tragen, sich eher auf diese im Centrum all unsrer Bestrebungen stehende Frage beziehen zu müssen als auf irgend welche Einzelheiten.

Und daß wir doch auch hierin vorwärts kommen, darf bei solcher Gelegenheit übertriebener Resignation gegenüber wohl hervorgehoben werden. Die Untersuchungen über Leib und Seele haben seit den Zeiten des Descartes und Spinoza außerordentlich an Präcision gewonnen. Die philosophische Analyse des Substanz- und des Causalbegriffs, die Entdeckung des Energiegesetzes, die Entstehung der Psychophysik, das siegreiche Durchdringen der Entwicklungslehre, die Fortschritte der Anatomie und Physiologie der Centralorgane, speciell die Untersuchungen über die Localisation der geistigen Thätigkeiten: alles hat beigetragen, die eine in Bausch und Bogen gestellte Frage in viele schärfer gefaßte zu zerlegen. Unsre Aufgabe wird es jetzt sein, jeden Ansatz zu dogmatischer Erstarrung auch in diesen Dingen fernzuhalten und nicht, wie der gemeine Mann, über das Schwerste am leichtesten und zuversichtlichsten abzusprechen. Auch die Begriffe unterliegen einer Entwicklung, einer fortschreitenden Anpassung an die genauere Kenntniß der Thatsachen. Auch mit den Begriffen gilt es zu experimentiren, bald diesen, bald jenen an die Erscheinungen zu halten; und nachdem wir uns gewöhnt haben, mit Apparaten den Seelenerscheinungen zu nahen, wollen wir nicht versäumen, auch den logischen Apparat weiterzubilden, daß er die wachsende Summe der Thatsachen immer klarer und consequenter durchdringe.

So eröffne ich die Arbeiten dieses Congresses, in der Hoffnung und Ueberzeugung, daß der persönliche Verkehr seine unvergleichlich anregende Kraft auch diesmal bewähre, daß bedeutsames Material, fruchtbare Gesichtspunkte zur Kenntniß gebracht, daß manche sachliche Verständigung vorbereitet, manch unnöthig verschärfter Gegensatz gemildert und allenthalben das Gefühl des Zusammenwirkens unter den Forschern gestärkt werde.

Noch einmal Kaiser Nikolaus und Papst Gregor XVI.

y. Der unter diesem Titel in der Beilage Nr. 169 enthaltene hochinteressante Aufsatz gibt eine Schilderung des Besuchs des Kaisers im Vatican, in der ich, nach dem, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, Verschiedenes für irrthümlich erklären muß. Ich war im November 1845 nach Rom gekommen und fand bald, daß der bevorstehende Besuch des Kaisers und die Frage, ob ihm die üblichen Ehrenbezeigungen, nämlich die Beleuchtung der Peterskuppel und die Girandola von der Engelsburg, würden erwiesen werden oder nicht, alle Gemüther beschäftigte. Es wurde erzählt, der Aebtissin eines polnischen Damenklosters, die verbotener Umtriebe wegen in ein russisches Kloster gesperrt, aber von dort entflohen wäre, sei es gelungen, nach Rom zu kommen. Ihre Erzählungen über die Bedrückungen der katholischen Kirche durch die russische Regierung hätten solchen Eindruck gemacht, daß beschlossen wäre, dem Kaiser zu Ehren von seiten der Regierung nichts zu thun. So war denn alles gespannt, wie die Sache verlaufen würde.

Die Ankunft des Kaisers erfolgte ganz in der Stille und war in dem Kreise, in dem ich verkehrte, gar nicht bekannt geworden. Ganz zufällig ging ich den folgenden Mittag in die Peterskirche, wo mir ein Trupp junger Männer in Feiertagskleidung auffiel. Ein darunter befindlicher, mir bekannter Maler aus Livland erklärte mir, es wären die in Rom studirenden Künstler aus Rußland, von dem Gesandten Buteniew hieher bestellt, um dem Kaiser vorgestellt zu werden, wenn er von seinem Besuche beim Papst in die Kirche käme. Natürlich blieb ich nun thunlichst in der Nähe, bis der Kaiser kam, der nicht lange auf sich warten ließ. In der grünen Uniform der Garde-Kosaken, stolz aufgerichtet, mit lebhaft geröthetem, innere Erregung verrathendem Gesicht trat er durch eine wohl direct aus dem Vatican führende Seitenthür mit seinem Gefolge bis in das Mittelschiff, sah sich nach allen Seiten um und sagte dem mit eingetretenen Buteniew einige Worte, wohl über den Eindruck, den das mächtige Gebäude auf ihn machte. Der Gesandte hatte dann wahrscheinlich die anwesenden Künstler erwähnt und gezeigt, denn sogleich trat der Kaiser auf sie zu, redete sie russisch an und zeigte sich überaus huldvoll und gnädig. Wie mir gesagt wurde, hatte er sie angeredet: „Meine braven Jungen", und sie ermahnt, durch Fleiß und Leistungen ihm und Rußland Ehre zu machen. Dann ging er weiter durch die Kirche, wobei ich ihm nicht folgte, weßhalb ich auch nicht gesehen habe, wo und wie er den Wagen seines Gesandten erreicht hat. Mir genügte es, den schönsten und stolzesten Mann seiner Zeit, einen Mann, von dem man mit Recht sagen konnte: „jeder Zoll ein Herrscher", in einem hochinteressanten Moment ganz in der Nähe gesehen zu haben. Von der klägiichen Figur und Armesündermiene, womit er nach dem erwähnten Aufsatz die Gemächer des Papstes verlassen haben sollte, war freilich nichts an ihm zu entdecken. Stolz und gebieterisch trat er in die Kirche, aber ebenso gut kleidete ihn die huldvolle Herablassung, mit der er zu seinen jungen Künstlern sprach.

Noch an demselben Abend erschien in einer mir bekannten Familie ein in Rom lebender ehemaliger Diplomat, Hr. v. Andlau, auch als Schriftsteller bekannt, und erzählte, was er von einem Augenzeugen der Zusammenkunft gehört haben wollte. Danach hätte der Papst in sehr würdiger Weise erklärt, er müßte darauf gefaßt sein, bald abgerufen zu werden, um vor seinem ewigen Richter zu erscheinen. Das könnte er aber nicht mit gutem Gewissen, wenn er nicht diese Gelegenheit ergriffe, um dem Kaiser alle Beschwerden vorzutragen, die er wegen Unterdrückung der katholischen Kirche in Rußland hätte. Der Kaiser hätte dem Papst die größte Ehrerbietung bezeigt und auch ruhig zugehört, dann aber ablehnend geantwortet, weil die Maßregeln, über die der Papst sich beschwerte, ohne sein Wissen, selbst gegen seinen Willen von Beamten ausgegangen wären. Von einem vernichtenden Eindruck der Worte des Papstes auf den Kaiser war jedenfalls damals noch nicht die Rede und ebenso wenig davon, daß er sich wie ein ertappter Dieb davongeschlichen hätte. Er ist, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, ganz frei direct vom Vatican in die Peterskirche gegangen, wo er noch dazu erwartet wurde.

Der Kaiser blieb dann noch einige Tage in Rom, zeigte sich auf dem Monte Pincio, in der Villa Borghese, besuchte Museen und Ateliers, um dann ebenso still, wie er gekommen war, zu verschwinden. Eine Erleuchtung der Kuppel und eine Girandola bekam er nicht zu sehen und wir leider auch nicht.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Aus den Sitzungsberichten theilen wir hier noch die von den Physikern Kohlrausch und Warburg, wie dem Chemiker van t'Hoff am Leibniztage (2. Juli) gehaltenen Antrittsreden mit, wegen der Aufschlüsse, die sie über die jüngste Entwicklung der exactea Wissenschaft gewähren:

1. Hr. Kohlrausch: „Der Berufung in diese hohe Körperschaft muß doppelt dankbar derjenige folgen, welcher ohne sie das gewohnte Arbeiten in einem akademischem Gemeinwesen einbüßen

würde. Denn ein solches Verlast kann durch nichts ausgeglichen werden, auch nicht dadurch, daß man im eigenen Verafelde die höchsten Aufgaben, den lehrreichsten Verkehr und die vollkommensten Hülfsmittel findet.

Die Physik ist aus ihrer früheren äußerlich sehr bescheidenen Lage in den letzten Jahrzehnten zu einer anerkannten Stellung ersten Ranges emporgewachsen. Sie verdankt dies einerseits ihrem Unterrichte, dessen allseitige Bildungskraft für das Denken und das Schaffen von niemandem mehr geleugnet wird. Aber wenn man die Triebfedern auseinanderlegen würde, welche die Regierungen und Volksvertretungen zu der Bewilligung der vielen Millionen für physikalische Institute geneigt gemacht haben, so würde mehr noch als der Unterricht der Zusammenhang physikalischer Forschung mit dem Leben, mit der Technik, wie man zu sagen pflegt, sich als wirksames Motiv erweisen. Die Physik ist zu ihren reichen Mitteln durch ihre Wechselwirkung mit der Culturentwicklung gelangt; nach dem modernen Grundsatze, daß man bei einem Nutzen versprechenden Unternehmen ein Capital wagen muß. Ueber die Lage, in welche die Physik hiedurch versetzt worden ist, würde sich vielerlei sagen lassen; ich möchte um die Erlaubniß bitten, hier ausnahmsweise einmal nicht vom Standpunkte der Wissenschaft, sondern von demjenigen des Lebens aus zu sprechen.

Seit ihrem Bestehen hat die Physik befruchtend auf die Entwicklung menschlicher Cultur eingewirkt. So hat sie in ihren Anfängen die Meßinstrumente für Wärme, Luftdruck und Luftfeuchtigkeit erfunden und, freilich in bescheidenem Maße, länger als 100 Jahre die Untersuchungen gemacht, welche sich in unserm Jahrhundert zu dem ausgedehntesten und vielleicht einflußreichsten von allen Forschungsgebieten, zur Meteorologie, erweitert haben. Aehnlich ist die Forschung der atmosphärischen Elektricität entstanden. Als naher Verwandter möge auch der Erdmagnetismus hier genannt werden, dessen Grundinstrument, die Magnetnadel, freilich nicht wie das Thermometer durch die Physik erschaffen, aber doch durch sie zu dem den Weltverkehr beherrschenden Hülfsmittel gestaltet worden ist. Wollen wir von Fernrohr, Mikroskop und photographischer Kammer gleichfalls nicht behaupten, daß nur Physiker sie erfunden haben, so waren es doch wiederum zum großen Theil die letzteren, welche die Vervollkommnung jener Werkzeuge besorgten, deren vielseitige Anwendungsgebiete auch nur aufzuzählen hier die Zeit fehlt. Die Luftpumpe, ursprünglich rein physikalischen Interessen dienend, ist später eine Quelle wichtiger Anwendungen geworden; ich darf hier an die Kohlensäure und andere Vacuum-Apparate erinnern und andererseits an die Herstellung der elektrischen Glühlampen, sowie an die Röntgen-Strahlen, welche wir ohne die Luftpumpe nicht kennen gelernt haben würden. Die technische Verwendung des Dampfes finden wir zum Theil wenigstens von der Physik vorbereitet. Dann folgen Schlag auf Schlag die elektrischen Entdeckungen, deren Nutzung für Verkehr, Krafterzeugung und Beleuchtung, Chemie, Medicin und Meßwesen noch mitten in der Entwicklung steht. Auch in der Verwerthung der Dispersion des Lichtes für die Chemie, welche derselben die Auffindung acht neuer Elemente verdankt, aber für die Metallurgie, die den Bessemer-Proceß der Stahlbereitung mit dem Prisma beurtheilt, ist noch lange kein Stillstand zu erwarten. Zu nicht geahnter Wichtigkeit ferner sind die neueren Theile der Optik, Polarisation des Lichtes und verwandte Erscheinungen gelangt, für die übrigen Naturwissenschaften sowohl, wie für Industrie und Handel. Die Frage nach der Beschaffung aber dem Ersatz des Kalkspaths ist der Berathung in hervorragenden wissenschaftlichen Körperschaften, ja sogar internationaler Verhandlungen gewürdigt worden. Ohne Uebertreibung darf man endlich behaupten, daß bei einem der größten Culturfortschritte des ablaufenden Jahrhunderts, der Einführung in sich einheitlicher und binnen kurzer Zeit auch über die ganze Welt verbreiteter Maßeinheiten, die Physik das Hauptverdienst beanspruchen kann.

Von wichtigen, noch nicht erledigten Aufgaben, welche die Technik zur Zeit fast vollständig der Physik zur Lösung überläßt, will ich nur die Messung sehr hoher aber niedriger Temperaturen und die Ermittelung von Lichtstärken nennen. Ueberhaupt enthält die vorige Zusammenstellung nur sporadisch herausgegriffene Beispiele aus einer unerschöpflichen Kette von Vorgängen.

Sehr lehrreich ist dabei oft der Verlauf von der wissenschaftlichen Auffindung einer Erscheinung bis zu ihrer Anwendung im Leben. Es ist ein goldenes, nicht oft genug zu wiederholendes Wort, wenn Werner Siemens sagt: „Fast ohne Ausnahme sind es neue naturwissenschaftliche Entdeckungen, welche wichtige Industriezweige neu erschaffen oder neu beleben. Ob die Aufdeckung einer neuen naturwissenschaftlichen Thatsache technisch verwendbar ist, ergibt sich in der Regel erst nach ihrer vollständigen systematischen Bearbeitung, d. h. oft erst nach längerer Zeit. Darum darf der naturwissenschaftliche Fortschritt nicht von materiellen Interessen abhängig gemacht werden. Die moderne Cultur beruht auf der Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte, und jedes neu erkannte Naturgesetz vergrößert diese Herrschaft und damit die höchsten Güter unsres Geschlechts."

Daß mit einer Entdeckung der Gedanke an ihre Nützlichkeit unmittelbar auftaucht, so wie in dem Falle, unter dessen überwältigendem Eindruck wir noch stehen, ist in der That ganz selten. Es können Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte darüber vergehen, daß Kalkspath und polarisirtes Licht eine beherrschende Stellung erwerben würden, hat vor 200 Jahren so wenig Bartholinus bei der ersten Beschreibung der Doppelbrechung wie Huygens bei der Aufstellung von ihren Gesetzen und bei seiner ersten Beobachtung polarisirten Lichtes geahnt. Von der Ausdehnung der Zuckeranalyse mit diesen Mitteln werden wohl Viot nach Mitscherlich eine auch nur angenäherte Vorstellung besessen haben. Im Jahre 1823 theilte Seebeck unsrer Akademie seine Entdeckung des Thermomagnetismus mit; fast gleichzeitig machte Davy darauf aufmerksam, daß die elektrische Leitfähigkeit der Körper ein wenig durch die Temperatur beeinflußt wird. Gewiß haben Seebeck und diejenigen, welche seiner Entdeckung hier sich freuen durften, keine Ahnung davon gehabt, und noch viel weniger Davy, daß jene unscheinbaren Wirkungen jetzt die geradezu unersetzlichen Mittel einestheils der subtilsten Temperaturmessung, andererseits der einzigen zuverlässigen und bequemen Bestimmung der höchsten und niedrigsten Temperaturen abgeben. Einen Werth von 12,000 Mark haben die Vorräthe von Platin und Platiniridium, welche neben der Reichsanstalt zur Prüfung auf ihre pyrometrischen Eigenschaften eingesandt worden sind. Wer endlich hätte voraussehen können, daß in den Newton'schen Ringen, 200 Jahre nach ihrer Entdeckung, der zur Zeit aussichtsvollste Weg gegeben ist, um eine wirklich unveränderliche Längeneinheit mit einer Genauigkeit, welche den Anschluß des Meters an die Erdumfang übertrifft, auf die Länge von Lichtwellen zu gründen?

Wenn ja der Ursprung nützlicher Erfindungen oft in dem rein wissenschaftlichen Forschen liegt, so pflegt ein Gegenstand, sobald er eine technische Bedeutung erlangt, doch bald aus den Händen der Wissenschaft abgegeben zu werden. Das ist einerseits ein Act der Selbsterhaltung für die Wissenschaft. Es kann ja aber auch die Arbeit einzelner Gelehrter wenig mehr ins Gewicht fallen, sobald der öffentliche und private Nutzen dem wissenschaftlich Gefundenen seinen gewaltigen Sporn einsetzt, mit den Mitteln des Capitals und des Erwerbstriebes eine beliebig große Anzahl erfahrener Köpfe und Hände heranziehend. Oft hört man diesen gebräuchlichen Gang der Erfindungen als einen Vorwurf gegen die Wissenschaft und besonders gegen die Physik hervorheben. Diejenigen Elektrotechniker, welche rasch vergessen haben, daß gerade sie die ganze Grundlage ihrer Arbeit der Physik verdanken, sehen wohl auf einer gewissen Geringschätzung von dem Riesenwerk ihres Faches auf die Physik herab. Aber vollkommen mit Unrecht. Jener Entwicklungsgang ist ganz in der Sache begründet, und wenn er nicht bestände, so würde der Wissenschaft ihre Hauptkraft, die Uneigennützigkeit der Forschung, unterbunden sein. Die Triebfedern wissenschaftlichen und technischen Schaffens sind verschieden und müssen verschieden sein.

Mit einigen Theilen ihrer Aufgabe aber bleibt die Anwendung dauernd auf die Unterstützung durch die Wissenschaft angewiesen. Einerseits nämlich mit den Arbeiten, welche eine ruhige Beschäftigung des Geistes bilden, für die in dem rastlosen Vorgehen der Technik nicht die nöthige Sammlung gefunden wird. So hatte die Praxis wohl das moderne Mikroskop aber die Photographenkammer zu einer bewundernswürdigen Güte entwickelt; die höchste Vollendung aber haben diese Gegenstände der Theorie der Gelehrten zu verdanken. Die größten Schwierigkeiten, welche der transatlantischen Telegraphie im Wege standen, waren nur durch theoretische Erwägungen zu beseitigen. Hievon möchte ich jedoch nicht sprechen, sondern von einer anderen Art der Unterstützung, welche die Technik verlangt, nämlich bei den schwierigeren experimentellen Arbeiten, welche sich auf die Untersuchung von Materialien, auf die Herstellung von Meßinstrumenten oder auf die feineren Messungen selbst beziehen, die auch für die Technik ein unentbehr-

liches Hülfsmittel bilden. Nicht allgemein kann man aussprechen, daß die Technik hier noch der Wissenschaft abhängig ist; viele schwierige Untersuchungen und feine Messungen hat sie selbst ausgeführt, und die Physik ist sich wohl bewußt, wie vieles Werthvolle sie den großen Mitteln, dem Unternehmungsgeist und der Ausdauer verdankt, womit die Technik arbeitet. Aber solche Nebenarbeiten können doch zumeist nur die größeren technischen Firmen ausführen; ein kleiner Betrieb würde durch dieselben zu sehr gestört werden. In einer beträchtlichen Zahl von Punkten endlich fragt jeder, auch der größte technische Betrieb, am liebsten die Physik direct um Rath. Wir wollen dies zum Schluß an einigen Beispielen erläutern und dabei andeuten, was durch die moderne Organisation solcher Aufgaben erreicht worden ist.

Wenn der umfangreichste Gegenstand an die Spitze gestellt werden soll, so haben wir wieder mit der Temperaturmessung zu beginnen, die ja in alle Lebensverhältnisse hereinspielt und in vielen Betrieben große Ansprüche an Genauigkeit erhebt. Noch vor zehn Jahren war es für einen Nichtphysiker schwierig, ein verbürgtes Thermometer zu besitzen. Die verbreiteten Instrumente zeigten sogar oft recht falsch; ein ganzer Grad, in höheren Temperaturen eine Anzahl von Graden bilden an älteren Thermometern ganz gewöhnliche Fehler. Vieles frühere meteorologische Beobachtungsmaterial mag aus diesem Grunde an Werth verloren haben; wie manche ärztliche Diagnose wird dieses Umstandes halber verhängnißvoll unrichtig abgegeben worden sein, ja, eine große Anzahl von älteren Temperaturangaben aus physikalischen Instituten selbst ist nicht sichergestellt! Das ist ganz anders geworden. Die Zahl der in Deutschland geprüften Thermometer rechnet nach Zehntausenden im Jahre, und der Nutzen der Organisation dieser Arbeiten zeigt sich darin, daß es jetzt für jedermann möglich ist, geprüfte Thermometer für einen nicht in Betracht kommenden Preis zu erwerben. Noch viel schlimmer als bei den gewöhnlichen Thermometern lag bis zur Gegenwart die Sache bei den Pyrometern, die in der Technik eine sehr große Rolle spielen. 50 °, ja in hoher Lage mehr als 100 ° beträgt die Unsicherheit der früheren Angaben von Glühtemperaturen. Wie man in neuester Zeit mit Erfolg diesen Mangel beseitigt hat, habe ich vorhin angedeutet.

Ganz darnieder lag ferner das Gebiet der Licht-Helligkeitsmessungen, und noch jetzt gehört eine zuverlässig definirte Lichteinheit zu den nicht befriedigten Bedürfnissen. Aber die früher auf 30 Procent unsicheren oder auch ganz werthlosen Angaben über Lichtstärken sind jetzt doch durch solche mit einer Unsicherheit von wenigen Percenten ersetzt worden. Einheiten und Messungsmethoden sind beide durch die Concentration der Arbeit rasch aus ihrer Kindheit herausgewachsen. Als greifbarer Erfolg solcher Untersuchungen ist z. B. die rationelle Beurtheilung von elektrischen und Gasglühlampen zu nennen, welche beide jährlich in Hunderten von Sorten, mit Brennstunden, welche nach vielen Tausenden zählen, zur Untersuchung eingesandt werden. Die ökonomische Bedeutung solcher Arbeiten sieht man aus dem Ueberschlage, daß Deutschland jährlich Beleuchtungskosten im Betrage von Hunderten von Millionen Mark aufwendet. Einen ähnlich hohen Werth stellt der jährlich umgesetzte Zucker dar. Die Prüfung von Saccharimetern und die Vervollkommnung der hier ausschließlich angewandten optischen Methoden bildet also für die Physik eine weitere Aufgabe, an welcher Industrie und Handel ein hervorragendes Interesse haben.

Vielfach erhebliche noch ist der Verbrauch an Brennstoffen für Betriebs- und Heizzwecke, für welchen tausend Millionen Mark jährlich eine für Deutschland zu klein angenommene Werthsumme bilden. Die Fragen einer rationellen Heizung zu lösen, ist der Technik bis jetzt nicht gelungen, und dieselbe wünscht nunmehr mit Nachdruck, daß die Physik sie bei dieser für die ganze Menschheit bedeutungsvollen Aufgabe unterstütze. Entsprechend ihrer Entwicklung nimmt ferner die Elektrotechnik mit ihren Ansprüchen eine hohe Stelle ein. Die Meßinstrumente für elektrischen Widerstand, Stromstärke, Spannung und Elektricitätsmenge, die Untersuchung von Materialien auf ihre Isolir- oder Leitfähigkeit, von Eisensorten auf ihre magnetischen Eigenschaften spielen eine große Rolle in den Aufgaben, welche der Physik geblieben sind, und daß in ähnlicher Richtung die Zukunft noch vieles bringen wird, ist mit Sicherheit vorauszusagen. Rechnen Sie hiezu ferner die Präcisionswerkzeuge, Umdrehungszähler und Stimmgabeln, Sicherungen gegen Kessel- oder Petroleumexplosionen, dann die Untersuchung von elastischen, optischen und Wärmeeigenschaften der Stoffe, von denen ich nur Stahl und Glas nennen will, schließlich etwa noch die unzähligen Meßgeräthe für Gewicht, Länge und Volumen, welche erst in einer nicht gar so weit zurückliegenden Zeit zuverlässig und einheitlich gestaltet worden sind oder sogar theilweise noch gestaltet werden müssen, und Sie haben die Hauptobjecte, deren tausende Bearbeitung die Technik zur Zeit von der Physik fordert.

Die bisherigen Pflanzstätten für physikalische Forschung an den Hochschulen, ohnehin durch Unterricht und Selbstverwaltung viel schwerer beansprucht als früher, können mit solchen Arbeiten nicht belastet werden, und so hat das dringende Bedürfniß der letzteren zu neuen Organisationen geführt, zu den Normalaichungscommissionen, den Versuchsanstalten an technischen Hochschulen, und endlich, indem Helmholtz und Siemens ihre Autorität zu der Vorarbeit derjenigen Männer in die Wagschale legten, welche die Wünsche technischer Kreise zusammenfaßten, zu der größten physikalischen Anstalt der Welt und einem der größten einheitlichen wissenschaftlichen Institute überhaupt, der physikalisch-technischen Reichsanstalt, welcher die meisten der genannten Aufgaben und, wie ich mich nicht scheue auszusprechen, auch viele von den neuesten Fortschritten angewandter Physik zufallen.

Wenn ich bekenne, daß es bei der Darlegung einiger Beziehungen der Physik zur Technik (um das bei dem Namen der Anstalt gewählte Wort beizubehalten) mein Wunsch war, zugleich die Zwecke der Reichsanstalt anzudeuten, so werden Sie das berechtigt finden; ist doch meine Arbeit durch jene Beziehungen großentheils bedingt. Die Ehre, an den Aufgaben der Akademie theilnehmen zu dürfen, ist an wissenschaftliches Arbeiten geknüpft. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Reichsanstalt in ihrer Thätigkeit nicht immer die reine Wissenschaft pflegen kann. Immerhin ist auch diese Aufgabe ihr ausdrücklich gestellt worden. Aber auch ohne dies werden Sie die Ueberzeugung haben, daß eine dreißigjährige Gewohnheit wissenschaftlicher Beschäftigung sich nicht wieder beseitigen läßt, und ich bin mir bewußt, daß auch ich ohne die Fortsetzung dieser Gewohnheit nicht würde leben können."

2. Hr. Warburg: „Eine unvergleichliche Blüthenperiode der deutschen Physik, denkwürdig besonders durch die Namen Gauß und Weber, F. Neumann, Helmholtz, Kirchhoff, Clausius, liegt hinter uns. Eine neue Periode wurde eröffnet durch H. Hertz, welcher von den elektrodynamischen Theorien seines Lehrers Helmholtz ausging und bei der Theorie von Faraday und Maxwell endigte, diese durch seine berühmten Experimente das Uebergewicht verschaffend. Es schien Hoffnung vorhanden, daß Hertz die heranwachsende Generation auf den von ihm erschlossenen Bahnen weiterführen werde; allein er wurde, wie dereinst Aug. Fresnel, auf der Höhe seiner glänzenden Laufbahn stehend, durch ein unerbittliches Geschick abberufen. Eine jede Zeit hat ihre Aufgaben. Wem es gelingt, die Aufgaben des Platzes, auf welchen er gestellt ist, zu erfassen und, mögen sie größer oder kleiner sein, zu erfüllen, hat seine Pflicht gethan und kann in diesem Bewußtsein zu einer Befriedigung gelangen. Dieser Gedanke war es, welcher mich ermuthigte, den verantwortungsvollen Posten zu übernehmen, auf welchen ich berufen ward. Dieser Gedanke allein ermöglicht es mir heute, ohne zu große Beschämung der Akademie meinen Dank auszusprechen für die hohe Ehre, welche mir durch die Aufnahme in diesen Kreis erwiesen wurde.

Die Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, zu bezeichnen, gestatten Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit auf die drei Männer zu richten, welche vor mir mein Amt verwaltet haben, drei Männer, so verschieden in ihren Anlagen und Erfolgen, wie geistig verwandt durch ihre wissenschaftliche Richtung. Jeder, welcher auf dem Gebiete der Naturwissenschaft forschend arbeitet, muß von gewissen Schlüssen ausgehen, welche er mehr oder weniger bewußt, mit größerer oder geringerer Sicherheit aus den ihm bekannten Thatsachen zieht, und durch welche er zu neuen Thatsachen geführt wird. Magnus stand zu seinen Schlüssen ein hohes Maß natürlichen Verstandes und klarer Einsicht zur Verfügung; er blieb bei den directen Ergebnissen des Experiments stehen, in dessen zweckmäßiger und eleganter Anordnung er ein Meister war. Helmholtz, weit umfassenderen Blicks und das mächtige Hülfsmittel der mathematischen Analyse mit vollendeter Sicherheit handhabend, erhob sich in seinen Schlüssen auf einen ungleich höheren Standpunkt. Wie Magnus den Ergebnissen der mathematischen Methode in gewissem Sinne geradezu abhold, ja stets Kundt bei seinen Arbeiten mit Vorliebe von jenen Ergebnissen aus, bemühte sich aber stets, die von ihm gefundenen neuen Thatsachen unabhängig von der mathematischen Theorie zu formuliren. Facta manent war ein beliebter Ausspruch von ihm. In der Beschränkung auf das, was aus den Thatsachen mit Sicherheit hervorgeht, zeigt sich die gemeinschaftliche Richtung dieser drei Männer.

Digitized by Google

Es gibt in der Physik noch eine andere Richtung des Arbeitens, bei welcher man sich von den zu enträthselnden Erscheinungen aus greifbaren Körpern Bilder construirt, deren Aehnlichkeit mit den Erscheinungen man voraussetzt. Aus dieser Richtung erwuchsen die Theorien des Lichts und die kinetische Theorie der Gase; auf demselben Wege ist ursprünglich Cl. Maxwell zu seinen grundlegenden Gleichungen des elektromagnetischen Feldes gelangt. Man möchte diesen Weg nach Goethe bezeichnen als den Weg zu den Müttern, deren Haupt des Lebens Bilder umschweben. Ein Weg, das einemal reich an überraschenden Erfolgen, das anderemal ein Abweg, wenn das vorschwebende Bild ein Trugbild gewesen ist.

Langsamer in der Regel, aber sicherer schreitet man auf dem ersten Wege fort, welchen die Berliner Schule seit Magnus eingeschlagen hat und welcher mir gerade in der gegenwärtigen Zeit, wo es sich ebensv um die Erhaltung, als um die Mehrung des überkommenen Gutes handelt, in hohem Maß der Pflege werth scheint. Auf ihm im Geiste meiner Vorgänger, nach Maßgabe meiner Kräfte die Studirenden im hiesigen Institut zu führen, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Meine bisherige wissenschaftliche Thätigkeit darf ich in gewissem Sinn als Vorbereitung auf diese Aufgabe ansehen. Unmittelbarer Schüler von Magnus, werde ich diesem einsichtsvollen und gütigen Lehrer stets ein dankbares Andenken bewahren. Mit Kundt habe ich drei Jahre lang in Straßburg gemeinschaftlich an der Lösung wissenschaftlicher Probleme gearbeitet, und einen großen Theil meiner wissenschaftlichen Anschauungen verdanke ich v. Helmholtz' veröffentlichten Schriften. Möge denn der Geist dieser drei Männer unter uns fortwirkend eine gesunde und fruchtbringende Entwicklung der heranwachsenden Generation herbeiführen."

J. Hr. van t'Hoff: „Hochgeehrte Collegen! Wenn ich am heutigen Leibniz-Tage als neuberufenes Mitglied der Akademie mich in einer kurzen Ansprache an Sie wende, so sind es in erster Reihe Worte des Dankes, welche ich Ihnen auszusprechen habe für die wissenschaftliche Auszeichnung, welche mir durch Ihre Wahl und die Allerhöchste Bestätigung derselben zutheil geworden ist. Dann aber lade ein Augenblick wie dieser auch zu einem Rückblick ein auf den eigenen wissenschaftlichen Entwicklungsgang und zu einer Darlegung der Ziele, welche mir vorschweben.

Für die chemische Technik bestimmt und dazu am Polytechnikum zu Delft ausgebildet, führten mich meine mathematischen Bedürfnisse alsbald nach der Universität Leiden, und ich widmete mich der Mathematik, bis die alte Liebe zur Chemie wieder in den Vordergrund trat und mich einem Paar großen Centren der Structurchemie zuführte, bei Kekulé in Bonn und bei Wurtz in Paris, während ich dann meine Studien in Utrecht abschloß, wo kurz vor meiner Doctordissertation meine erste stereochemische Arbeit erschien. Dieser doppelte Drang, zur Mathematik einerseits, zur Chemie andererseits, hat sich dann meinen sämmtlichen wissenschaftlichen Bestrebungen aufgeprägt.

Es stand damals, in den siebziger Jahren, so ziemlich fest, daß die Chemie ihre tiefere mathematische Begründung durch die Atommechanik hindurch erhalten würde und daß schließlich im Molecül etwa ein mikroskopisches Planetensystem zu erblicken sei. So liegen denn auch meine ersten Versuche, um Chemie und Mathematik zu verknüpfen, etwas auf atommechanischem Gebiete. Mein Versuch zur Entwicklung oder vielmehr Gründung der räumlichen Molecularformel, speciell für Kohlenstoffverbindungen, liegt eben darin. Wie es jedoch öfters geht, das Hauptresultat lag nicht in der Richtung des Versuchs, und so entstand auch aus der Atomlagerung im Raum nicht eine Atommechanik, sondern die Stereochemie. Dieselbe hat sich bei deren rascher Ausbildung auf negativem Gebiete fast in den Vordergrund gedrängt und die früher der Lebenskraft zugeschriebene optische Drehung in den Bereich der todten Laboratoriumshülfsmittel gebracht. Ein Schritt ist damit also wohl gemacht, jedoch kein Schritt, der bis zum Anschluß an die Mathematik führt.

Mag es dann auch schließlich mit der Chemie zur Atommechanik kommen, so ist so viel klar, daß vorderhand die Brücke zwischen Chemie und Mathematik in einem ganz anderen Gebiete liegt, und zwar in demjenigen der mechanischen Wärmelehre, unter möglichst beschränkter Mitberücksichtigung der kinetischen Theorie. Es sind dann die Erscheinungen der Dissociation, des chemischen Gleichgewichts, denen das Hauptinteresse gebührt. Dafür eben lassen sich auf Grund der mechanischen Wärmetheorie umfassende Gesetzmäßigkeiten entwickeln, die bis dahin durch den Versuch glänzend bestätigt wurden. Speciell für den Zustand der verdünnten Gase und Lösungen ist alles bis in die Einzelheiten ausgearbeitet, und für eingehendere Kenntniß eben dieser verdünnten Lösungen wurde diese Ausarbeitung von fundamentaler Bedeutung. Der längst gekannte sogenannte osmotische Druck stellte sich dabei als eine für die klare Einsicht wichtige Größe heraus, deren quantitative Identificirung mit dem Gasdruck das Anwenden sämmtlicher Gasgesetze auf die Lösungen und dadurch auch Molecular-gewichtsbestimmung gelöster Körper erlaubt.

Als dann durch Arrhenius' Auffassung der elektrolytischen Dissoziation dieser Einblick in die Natur der Lösungen seine Abrundung erhielt, lag auf einmal ein ausgedehntes Feld zur Neubearbeitung vor. Und die physikalische Chemie kam zu einer bis dahin ungekannten selbständigen Entwicklung. Ganz richtig war eben, speciell auch durch Ostwald, erkannt, daß, da die Verknüpfung von Chemie und Mathematik eben durch die Physik hindurch in erster Linie Frucht trägt und diese Physik schon als mathematische Physik mit der Mathematik verknüpft ist, zum völligen Anschluß von Chemie an Mathematik eben das zweite verbindende Glied, die physikalische Chemie, nothwendig wird. Es entstand eine Zeitschrift, es entstanden Laboratorien für physikalische Chemie, an deren Entwicklung ich nach Kräften beizutragen versucht habe. Für den Chemiker jedoch, der sich allmählich mehr mit Physik und Mathematik zu beschäftigen gewöhnt hat, wird schließlich in das große Institut nicht mehr der geeignete Arbeitsplatz, und so bin Ihnen im höchsten Grad zum Dank verpflichtet, daß Sie, unter Mitwirkung der hohen Regierung, mir eine Gelegenheit für Arbeit, Untersuchung und Unterricht bereitet haben, die meinen Bestrebungen mehr angemessen ist.

In welcher Richtung ich da arbeiten werde, ist klar: die Verknüpfung von Chemie und Mathematik bleibt mein Hauptzweck, und jeder Anhaltspunkt in neuer Umgebung wird willkommen sein. So möchte ich mich noch zunächst demjenigen Theil der physikalischen Chemie widmen, der sich mit den sogenannten Umwandlungserscheinungen, der Doppelsalzbildung, dem doppelten Umtausch beschäftigt; auch dort ist Anwendung der Mathematik möglich, und speciell anziehend ist die Aussicht auf den nebenbei möglichen Anschluß an die Straßfurter Industrie und Geologie. Daß es sich dabei jedoch nicht um industrielle Zwecke in erster Linie handeln wird, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Ich habe ja mein Vaterland verlassen, eben auch weil ich weiß, wie speciell die deutsche Wissenschaft von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die Pflege des Wissens um das Wissen selbst schließlich die höchsten Ziele des menschlichen Strebens am besten fördert."

* **Berlin.** Die schweren Verluste, welche die Berliner Universität und speciell deren philosophische Facultät durch den Tod von v. Treitschke, Weyrich und Curtius jüngst erlitten hat, werden nur in einem Falle unmittelbar zu ersetzen gesucht werden. An Curtius' Stelle steht die Berufung des hervorragendsten jüngeren classischen Philologen, den man seit lange als für Berlin bestimmt angesehen hat, in Aussicht, freilich wohl erst für nächsten Sommer. Archäologie vertrat schon länger neben Curtius Prof. Kekulé, der jetzt der einzige Ordinarius des Fachs bleiben wird. Treitschke's Professur war die der neueren Geschichte, welche in Berlin durch Lenz und jetzt auch durch H. Delbrück als Ordinarien vertreten ist, so daß ein unmittelbares Bedürfniß zur Berufung eines neueren Historikers nicht vorliegt. Die eigenartige Lehrthätigkeit Treitschke's, die ihren Schwerpunkt in den großen öffentlichen Vorlesungen hatte, läßt sich eben nicht ersetzen; denn eine auch nur ähnliche Lehrkraft auf dem Gebiete der neueren Geschichte fehlt. Die bisherigen Zeitungsnachrichten über Einleitung von Schritten, Bildung einer fachmännischen Facultätscommission zur Berathung der Berufung eines Nachfolgers v. Treitschke's sind aus der Luft gegriffen. Auch für den ausgezeichneten Geologen und Paläontologen Beyrich, der Verwaltungsdirector des Museums für Naturkunde und Director der geologisch-paläontologischen Sammlung war, wird kaum eine neue Berufung erfolgen. Er wird wohl in ersterer Eigenschaft durch einen der näheren Directoren, in letzterer durch den bisherigen jüngeren Ordinarius Dames ersetzt werden.

* **Breslau.** Zum Rector für das Studienjahr 1896/97 wurde Prof. Dr. Kittel von der evangelisch-theologischen Facultät gewählt.

ch. **Zürich.** Hier starb am 3. d. M. Dr. Fritz Staub, der beste Kenner der schweizerdeutschen Mundarten und hochverdiente Begründer des Schweizerischen Idiotikons, dessen Herausgabe er auch bis zu seinem Tode geleitet hat.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 6. August. Nummer 181.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 8.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Lage auf Sicilien. Von Professor H. Kruselopf. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Lage auf Sicilien.

Von Professor H. Kruselopf.

Die einstmals so blühende und reiche Kornkammer Italiens, die Insel Sicilien, ist seit einiger Zeit Gegenstand der eingehendsten Beobachtungen geworden. Es handelt sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, um einen Schwerkranken, dessen Uebel von den Aerzten unterschätzt und daher vernachlässigt oder falsch behandelt wurde, bis dasselbe einen bedenklichen Charakter annahm. Die ersten Symptome der Krankheit zeigten sich im Jahre 1866. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel verbreitete sich im September 1866 die Nachricht, daß in Palermo die Revolution ausgebrochen sei. Es ist dies der berühmte Aufstand, den man „Il sette e mezzo“ genannt hat, weil die Hauptstadt Siciliens sieben und einen halben Tag in den Händen der Aufrührer war. Verschiedene Schriftsteller beschrieben diese Tage und forschten nach den Gründen der Revolution; auch die italienische Kammer beschäftigte sich damit und ordnete Untersuchungen an. Die Deputirten Franchetti und Sidney-Sonnino bereisten die Insel und berichteten über ihre Beobachtungen.[1]) In einem Punkte waren alle einig: die Gründe der Rebellion waren keine politischen, sondern sociale und ökonomische. Die traurige Lage der Landwirthschaft, besonders aber der Bauern, wurde von allen hervorgehoben.

Was geschah nun darauf zur Besserung der Verhältnisse von seiten des Staates? — Nichts; man ließ die Sache einfach beim alten. Zum Glück begann nach jenem Aufstand in ganz Italien und auch in Sicilien eine lange Periode des Wohlstandes, verursacht durch bedeutende Nachfrage nach den italienischen Bodenerzeugnissen und die damit verbundene Preissteigerung derselben. Die Steuern flossen reichlich in den Staatssäckel und die Regierung hätte die vorhandenen Mittel benutzen müssen, um überall helfend einzuschreiten, wo es noth that. Anstatt dessen aber wurden die Ausgaben vermehrt, die Steuern und Staatsschulden noch erhöht. Man steckte Millionen in öffentliche Arbeiten. Was der Staat im großen unternahm, wurde von den Provinzen, Gemeinden und selbst von Privatleuten im kleinen nachgemacht, bis der „Krach“ eintrat. Rußland und Amerika machten durch ihr Getreide Italien und besonders dem Süden eine starke Concurrenz; die Getreidepreise sanken daher bedeutend. Frankreich verminderte die Einfuhr italienischen Weines, weil seine Weinberge nicht mehr von der Reblaus heimgesucht wurden, während dies andrerseits auf der Apenninhalbinsel der Fall war. Der Bruch des Handelsvertrags mit Frankreich that endlich das seinige, um in Italien eine gefährliche Krisis auf landwirthschaftlichem Gebiete hervorzurufen. In Folge des vorhandenen Deficits, das noch von Jahr zu Jahr wuchs, und der hohen Steuern, die auf dem Lande ruhten, wurde diese Krisis besonders in Sicilien fühlbar, wo so gut wie keine Industrien sind.

So begann die Unzufriedenheit von neuem zu gähren und brach 1893 und 1894 ganz offen hervor. Die Tumulte, welche das Einschreiten des Militärs nöthig machten und zur Folge hatten, daß die ganze Insel in Belagerungszustand versetzt wurde, sind noch in aller Erinnerung. Ueberall tauchten politische Vereinigungen, die sog. Fasci, auf, die zum großen Theil gegen die bestehenden Verhältnisse mit Gewalt vorzugehen suchten. Wieder erschien eine Anzahl Schriften, die sich mit der traurigen Lage Siciliens beschäftigten und Verbesserungsvorschläge nicht sparten. Doch herrschen in ihnen die größten Meinungsverschiedenheiten; waren und sind sich doch selbst die Sicilianer über die Ursachen ihrer Calamitäten nicht einig. Die Wahrheit ist wohl, daß eine Menge Factoren zusammengewirkt hat, um den jetzigen status rerum herbeizuführen. Die bedeutendsten Schriften über Sicilien, welche das allgemeine Interesse erregt haben, sind die beiden Werke vom Marchese di San Giuliano, früher Unterstaatssecretär im landwirthschaftlichen Ministerium und Deputirter von Catania,[1]) und vom Senator Pasquale Villari, einstigem Minister des öffentlichen Unterrichts[2]) (jetzt Professor an dem Instituto Superiore degli Studi in Florenz). Als drittes Werk fügen wir Gaston Vuilliers „La Sicilia“ hinzu, das illustrirt ist und in 20 Heften bei Treves in Mailand erscheint.[3]) Andere Schriften über sicilianische Verhältnisse werden wir gelegentlich citiren.

Wie wir bereits bemerkten, besitzt Sicilien fast keine Industrien; es hängt daher fast ganz von den Erzeugnissen seines Bodens ab. Die Gewinnung und Ausbeutung des Schwefels, sowie der verschiedenen landwirthschaftlichen Producte sind die beiden Hauptfactoren, mit denen die Insel zu rechnen hat. Alles andere, der Handel, die wenigen Industriezweige und auch die socialen Fragen, welche die Bevölkerung beschäftigen, ordnen sich denselben unter. Sicher haben auch die geschichtlichen, ethnographischen und geographischen Verhältnisse auf den jetzigen Zustand der Dinge Einfluß gehabt. Die Elemente der sicilianischen Bevölkerung sind gar mannichfaltig: Phönicier, Griechen, Römer, Araber, Berbern, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier haben auf Sicilien vielerlei Spuren zurückgelassen. Wer die Insel von einem Ende zum andern bereist, findet die größten Verschiedenheiten in allem, in der Lebensart, in Sitten und Gebräuchen und in der Physiognomie der Bewohner; man glaubt nicht mehr in demselben Lande zu sein. Und doch haben alle Sicilianer denselben Charakter, den stolzen, trotzigen Charakter der Insulaner, der aus

1) La Sicilia nel 1876. Florenz 1877.

1) Le condizioni presenti della Sicilia. Mailand 1896.
2) La Sicilia e il socialismo. Mailand 1896.
3) La Sicilia. Impressioni del presente e del passato. Mailand 1896.

ihnen eine einzige zusammengehörige Bevölkerung macht, bereit, sich jederzeit in Parteien zu zerspalten und sich gegenseitig zu bekriegen, bereit aber auch, sich wie ein Mann gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu erheben. Dies ist der allgemeine Charakter des Landes, der naturgemäß bei allen sicilianischen Fragen berücksichtigt werden muß. Wir beschäftigen uns nun im folgenden zunächst mit der questione mineraria.

Die Gewinnung und Ausbeutung des Schwefels liefert der Insel Sicilien in normalen Zeiten einen jährlichen Ertrag von etwa 40 Millionen Lire und beschäftigt ungefähr 33,000 Arbeiter. Dazu muß man eine große Anzahl anderer Personen rechnen, die in den Magazinen, den Häfen, in der Verwaltung u. s. w. angestellt sind. Der Deputirte Napoleon Colajanni gibt an, daß ca. 50,000 Familien direct oder indirect ihren Lebensunterhalt aus den Schwefelgruben Siciliens ziehen.[1]) Was die Quantität des auf der Insel gewonnenen Schwefels anbelangt, so kann man erst vom Jahre 1830 an eine genaue Statistik darüber aufstellen. In dem genannten Jahre betrug die Erzeugung des Schwefels 65,900 Tonnen (jede = 10 Doppelcentner); etwa dieselbe Quantität wurde jährlich bis 1843 gehoben. Von da ab ist die Production im Steigen begriffen, was wir an folgenden Sätzen[2]) sehen können:

1851:	100,000	Tonnen	
1860:	150,000	„	
1866:	190,000	„	
1867—1871:	183,173	„	im Durchschnitt
1892:	374,359	„	

Die Preise des Schwefels kennt man erst seit 1851. Die Tonne Schwefel kostete damals an Bord der Ausfuhrhäfen 120.40 Lire. Nach mancherlei bedeutenden Schwankungen, über deren Ursachen wir weiter unten sprechen werden, stieg der Werth einer Tonne in den Jahren 1874 und 1875 wieder auf 141 Lire. Heute sind die Preise auf 54—55 Lire für 10 Doppelcentner gesunken. Wenn man bedenkt, daß bei Preisen von weniger als 60 Lire pro Tonne mit Unterbilanz gearbeitet wird, wird man leicht die Schwere der heutigen Schwefelkrisis begreifen. Der Schwefel ist nun ein Mineral, bei welchem die Handarbeit eine hervorragende Rolle spielt, so daß auch die Arbeiter durch die Krisis in hohem Grade in Mitleidenschaft gezogen wurden: ihre Löhne sind z. Zt. auf die Hälfte der früheren herabgesunken. Während aber bei früheren Krisen, welche die Schließung verschiedener Gruben zur Folge hatten, die überzähligen Bergarbeiter in der Bodencultur Beschäftigung fanden, war dies in letzter Zeit nicht möglich, da auch für die sicilianische Landwirthschaft eine sehr ungünstige Periode eingetreten ist. Arbeit und Brod fehlt daher gleichzeitig dem Bergmann und dem Bauer. Welches sind nun die Ursachen der jetzt herrschenden schweren Schwefelkrisis? — Erstens die Concurrenz und die verminderte Ausfuhr, zweitens die Ueberproduction und drittens endlich die Speculation.

Es wird unsern Lesern bekannt sein, daß seit verschiedenen Jahren die Schwefelerzeugung aus Schwefelkies (piriti) einen großen Aufschwung genommen hat, wodurch dem Grubenschwefel eine nicht zu unterschätzende Concurrenz entstanden ist. In England versuchte man ferner, den Schwefel aus den Resten der Soda zu ziehen. Dieser Versuch ist als gelungen zu bezeichnen, denn 1894 erhielt man auf diese Weise ca. 40,000 Tonnen Schwefel.[3]) Den Hauptmarkt für den sicilianischen Schwefel bilden die Vereinigten Staaten von Nordamerika,[1]) die desselben besonders zur Herstellung der Schwefelsäure benöthigen. Da nun in Amerika in letzter Zeit die Schwefelerzeugung durch Schwefelkies Eingang gefunden hat, so sank die Ausfuhr von Sicilien nach dort in den Jahren 1888—1893 von 193,000 auf 90,000 Tonnen. Auch die Ausfuhr nach Frankreich ist weit geringer geworden, seitdem die Reblaus nicht mehr, wie früher, die französischen Weinberge heimsucht. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch Spanien und in letzter Zeit Japan nicht unbedeutende Quantitäten von Grubenschwefel auf den Markt bringen und die Concurrenz vermehren.

Die verminderte Ausfuhr ist jedoch nicht die einzige Ursache der Schwefelkrisis in Sicilien. Es kommen dazu die Ueberproduction und die Speculation. Dies müssen wir im folgenden näher erklären. In Sicilien wird seit einiger Zeit weit mehr Schwefel gehoben, als das Bedürfniß erheischt. Schon nach 1870 begann die Production des Schwefels die Ausfuhr zu übersteigen. Im Jahre 1885 betrug die Ueberproduction 43,600 Tonnen; ein Jahr später sank daher der Preis für eine Tonne Schwefel auf 76 Lire und zwei Jahre später auf 65 Lire herab. Von 1886—1890 wurde die Erzeugung des Schwefels eingeschränkt und die Preise begannen wieder zu steigen, bis sie 1891 auf 112 Lire pro Tonne anlangten. Diese Preissteigerung hatte aber wiederum eine gewaltige Ueberproduction zur Folge, die 1892 auf 50,000 Tonnen[2]) anwuchs. Die Ueberproduction bildet einen Stock, der unverkauft in den Magazinen liegen bleibt, dort von Jahr zu Jahr vermehrt wird und die Preise unvermeidlich herabdrückt. So ist es zum Theil erklärlich, daß man im Jahre 1893 nur zwischen 54 und 55 Lire für die Tonne Schwefel erhalten konnte.

Das außerordentliche Sinken der Preise findet aber seine Erklärung noch in einer dritten Erscheinung, nämlich in der schlechten Organisation und Disciplinirung des Handels und in der Speculation. Wie könnte man sonst die Verminderung der Preise um 40—50 Proc. erklären, die mit einer Ueberproduction von circa 15 Proc. durchschnittlich in keinem Verhältniß steht? — Jeder producirt und verkauft nach seinen persönlichen Mitteln und Bedürfnissen. Im Handel mit Schwefel kreuzen sich in Sicilien zweierlei verschiedene Interessen: die der Producenten oder Grubenbesitzer und die der Banken, welche keinen Schwefel produciren, sondern nur kaufen und verkaufen. Die Bauliers, welche in Messina wohnen, wo weder Schwefel gewonnen, noch an Bord geladen wird, speculiren naturgemäß auf das Fallen der Preise; sie sind baissiers (ribassisti). Da sie die Capitalien in den Händen haben und eine Anzahl von Producenten von ihnen abhängt, so beherrschen sie den Markt, verkaufen große Mengen Schwefel, ehe sie denselben eingekauft haben, und täuschen den Markt über den wahren Bestand des Schwefelstockes, in der Absicht, die Preise für ihre Einkäufe möglichst herabzudrücken. Gegen diesen Unfug sollte die Regierung energisch einschreiten: sie sollte versuchen, die Grubeneigenthümer gesetzlich zu einem Consortium zu verbinden, das Production, Kauf und Verkauf regelt. Die Gründung von staatlich beaufsichtigten Magazzini Generali würde es ermöglichen, die Masse des verkauften oder unverkauften Schwefels zu kennen und die Production auf das Nothwendige zu reduciren; besondere Banken (Grubenbanken), die im Nothfalle die Capitalien vorschießen würden, könnten vielleicht der Speculation den Weg verbauen. Gegen diese

---

[1]) Gli avvenimenti di Sicilia (1875) S. 43 und Riforma Sociale (1894) S. 436.

[2]) *Conti*, Sulle condizioni generali dell' industria dello zolfo (1896) S. 6.

[3]) *Saraux*, Per l'impianto dei Magazzini generali (1895). Brief an den Minister Barazzuoli.

[1]) Etwa ein Drittel der gesammten sicilianischen Schwefelausfuhr geht nach Amerika.

[2]) 126,000 Tonnen in ganz Italien.

Digitized by Google

Vorschläge wirft man jedoch ein: die Vereinigung von circa 600 einzelnen Grubenbesitzern, unter ihnen Leute ohne Capitalien und irgend welche Bildung oder Fachkenntniß, ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, wenn nicht gar unmöglich. Auch kann man den Bankiers in Messina, welche zum Theil Ausländer sind, nicht so ohne weiteres verbieten, das zu thun, was die Bankiers mehr oder weniger in der ganzen Welt thun. — Ob durch ein Monopol etwas erreicht werden könnte, ist sehr die Frage. In den Jahren 1829 und 1830, in denen die Schwefelgruben eine ähnliche Krisis bedrohte, ist auch das Project eines Monopols ventilirt, aber bald wieder aufgegeben worden.

Unbedingt nöthig ist es aber, auf die Vervollkommnung der Schwefelindustrie hinzuwirken. Die Hebung und Läuterung des Minerals muß, wie dies schon in den größeren Bergwerken der Fall ist, allgemein durch Maschinenkraft vor sich gehen. Der Transport auf den Eisenbahnen muß erleichtert, die Verbindungsstraßen nach den Bahnhöfen und Ausfuhrplätzen, die zum großen Theil unbefahrbar sind, müssen in besseren Stand gesetzt werden. Vor allem aber sollte man den Häfen seine Aufmerksamkeit zuwenden. Sobald die Productionskosten sich vermindern, wird es möglich sein, ohne Verluste die Preise herabzusetzen und die Nachfrage zu steigern. Unvermeidlich wird dann die Schließung verschiedener kleiner, mit primitiven Mitteln arbeitender Gruben sein, die sich jetzt nur mit größter Mühe und mit Schulden aufrecht erhalten. Dies aber wäre kein Schaden für die Allgemeinheit. Schließlich verlangen competente Männer, unter ihnen besonders der Senator Villari, die allmähliche Abschaffung des Ausgangszolles (11 Lire pro Tonne) und die gerechtere Vertheilung der Steuern, wovon Besitzer und Arbeiter gleichen Nutzen haben würden.

Ueber das traurige Loos der Grubenarbeiter ist von vielen eingehend geschrieben worden, so daß wir uns in dieser Uebersicht auf das Nothwendigste beschränken können. Die Arbeiter zerfallen in die beiden Classen der picconieri, die mit dem piccone (der Spitzhaue) und mit Sprengstoffen das Mineral loslösen, und der sogen. carusi. Das Loos der ersteren ist bei normalen Verhältnissen nicht gerade ein ungünstiges zu nennen. Sie stehen direct unter dem Grubenbesitzer und arbeiten auf Accord etwa 5 Tage in der Woche (je 6—8 Stunden). Von 3—6 Lire pro Tag ist jedoch in den letzten Jahren der Lohn dieser Bergleute auf 2—3 Lire und 1895 noch tiefer gesunken.[1]) Von den picconieri hängen die carusi ab, die ein gar klägliches Dasein führen, welches das Mitleid jedes fühlenden Menschen erwecken muß. Wir verdanken genaue Schilderungen über die Lage und Beschäftigung dieser unglücklichen Menschen der Frau Mario.[2]) Die carusi sind Kinder (meistens Knaben) von 8—16 Jahren, deren Aufgabe es ist, den gewonnenen Schwefel an das Tageslicht zu fördern. Sie sind vollständig nackt und tragen Lasten, welche oft ihr eigenes Körpergewicht übersteigen, durch die feuchten, engen und niedrigen Galerien, dann die schlüpfrigen und unbequemen Leitern hinauf. Haben sie etwa 100—150 m bei einer entsetzlichen Hitze unter Aechzen und Stöhnen mit ihrer Bürde zurückgelegt, so sind sie gezwungen, sich, unbekleidet wie sie sind, einem jähen Temperaturwechsel auszusetzen. Und das alles für einen täglichen Lohn von 40 Cent. bis 1 Lira! Der picconiere gibt den Eltern der carusi meistens einen Vorschuß, anticipo morto oder soccorso genannt, der je nach dem Alter des jungen Arbeiters zwischen 50 und 300 Lire schwankt. Dadurch gerathen diese in ein Verhältniß der Abhängigkeit von ihrem Brodherrn, das der Sklaverei nicht unähnlich ist. Oft sucht sich der caruso dem picconiere durch List zu entziehen, was zu Racheacten und blutigen Händeln Veranlassung gibt. Wie ein solches Leben die Gesundheit der jugendlichen Arbeiter schädigt, ist von jedermann anerkannt worden. Auch die Aushebungslisten geben einen entsprechenden Beweis davon. Professor Mosso[1]) gibt an, daß in den Jahren 1881 bis 1884 etwa 93 Proc. der heerespflichtigen carusi zum Dienst untauglich waren. Diese Ziffer wird auch von San Giuliano[2]) angenommen, während Colajanni[3]) sie für übertrieben hält und nur 40—44 Proc. ansetzt. Doch auch dieser letztere Satz wäre schon sehr hoch.

Die ökonomische Lage aller sicilianischen Grubenarbeiter wird durch die Art und Weise der Löhnung ungemein verschlechtert. Da nur alle Monate, in manchen Gruben gar alle 2—3 Monate, ausgelöhnt wird, so müssen die Arbeiter ihre Lebensmittel auf Credit aus der bottega entnehmen und dies zu einem Zins von mindestens 25 Proc., abgesehen von der schlechten Qualität der Waaren, welche den Aermsten aufgedrungen werden. Der Präfect D. Seta[4]) schreibt, es käme vor, daß die Arbeiter, um Baarvorschüsse zu erhalten, bis zu 240 Proc. Zinsen geben müßten. Was ist nun gegen diese schreienden Mißstände zu machen? Viele sind der Ansicht, daß man die Classe der carusi nicht unterdrücken könne, weil man Tausende[5]) von Unglücklichen ihres Lebensunterhaltes berauben würde, ohne zu rechnen, daß durch die Schließung vieler Gruben auch die Besitzer, die picconieri u. s. w. ruinirt oder wenigstens arg geschädigt würden. Dagegen könnte man erwidern, daß es in den Schwefelgruben auf dem italienischen Festlande, in der Romagna, den Marken u. s. w. keine carusi gibt, weil das Mineral dort durch Maschinenkraft ans Tageslicht gefördert wird. Jedenfalls ist es keine leichte Sache, den Schwefeltransport durch Menschenkraft in Sicilien so ohne weiteres abzuschaffen. Um sich davon zu überzeugen, muß man sich erinnern, wie und warum man von dieser Methode Gebrauch machen mußte.

Anfangs fand man den Schwefel an der Oberfläche des Bodens: der Transport auf dem Rücken war daher ganz natürlich. Dann ging man nach und nach in die Tiefe, und es bildete sich die Classe der carusi aus, die den Schwefel transportirten. Man nahm vorzugsweise Kinder dazu, die sich leichter an diese unmenschliche Arbeit gewöhnten. Im Laufe der Zeit verlängerten sich die Gänge (Stollen), eng, niedrig, mit Leitern und Absätzen zum Ausruhen, bis zu 100, 150, 200 Meter Tiefe. Maschinen kann man nur in den größeren Gruben benutzen und auch das nur, wenn man die Stollen umbaut. Denkt man aber an die vielen kleineren Gruben in Sicilien,[6]) die über keine Mittel zur Anschaffung von Maschinen verfügen, so wird man begreifen, daß die zwangsweise Einführung des mechanischen Schwefeltransports dem größten Theil dieser Gruben den Todesstoß versetzen würde, was, wie oben angedeutet, für die Beseitigung der Krisis eher günstig als ungünstig wäre. Das schlimmste aber ist, daß das herrschende Gesetz die bisherige Methode des Transports geradezu begünstigt. In Sicilien besteht noch das bourbonische Gesetz vom 17. October 1820, nach welchem die unter der Oberfläche befindlichen Erdschichten (sottosuolo) bis „zum Mittelpunkt der Erde" dem Boden-

1) *Colajanni*, I lavoratori delle zolfare in Sicilia.
2) Aufsatz in der Nuova Antologia. Vgl. Beil. Nr. 132.

1) La fatica.
2) S. 70.
3) Riforma Sociale (1894) S. 652.
4) Note e considerazioni sulla questione degli zolfi in Sicilia S. 64.
5) Im Jahre 1892 waren es 7613 unter 15 Jahren.
6) Nach *Pagano*, La Crisi zolfifera in Sicilia, gibt es unter ca. 600 Gruben nur 25 wirklich große.

eigenthümer gehören, der gegen eine Taxe von 10 Unzen (= 120.50 Lire) das Recht des aperiatur vom Staate erwirbt und ohne weiteres Gruben anlegen darf. Im ganzen übrigen Königreich [1]) ist dagegen das sardische Gesetz in Kraft, welches das Eigenthumsrecht an dem sottosuolo dem Staate zuschreibt, der die Anbohrung und Ausbeutung des Bodens gestatten und verweigern kann.

Es ist allgemeine Ansicht, daß die vorsichtige Einführung der legge sarda in Sicilien vielen Uebeln steuern würde; vor allem würde dadurch der stetigen Vermehrung nicht lebensfähiger Bergwerke ein Ziel gesetzt werden. Da man jetzt aber noch mit den carusi zu rechnen hat, so ist ein Gesetz eingebracht worden, wonach Kinder unter zehn Jahren in den Gruben nicht beschäftigt werden dürfen. Man sollte jedoch bis auf 12 oder 15 Jahre gehen. Abgesehen hievon, wird das Gesetz fortwährend umgangen, selbst durch Fälschung der Geburtszeugnisse. Um Unglücksfällen in den Gruben vorzubeugen, hat die Regierung in letzter Zeit energische Maßregeln getroffen, so daß die Zahl der Todes- und Unfälle stetig im Abnehmen begriffen ist. Ueber 10,000 Arbeiter zahlen außerdem Beiträge in die staatliche Unfallscasse. Damit aber diese Casse wirklichen Nutzen bringen kann, müssen alle Arbeiter gesetzlich zu derselben herangezogen werden. —

Die Arbeiter in den Schwefelgruben nahmen, obgleich sie zum großen Theil den Fasci angehörten, weniger an den Tumulten theil, deren Hauptursache daher in den traurigen Verhältnissen der Landwirthschaft zu suchen ist. Mit diesen müssen wir uns im folgenden näher beschäftigen. Wir haben auf Sicilien zwei verschiedene Formen der Landwirthschaft zu unterscheiden, nämlich die intensive oder Baumcultur und die extensive oder den Kornbau.

Die intensive Cultur (Reben, Südfrüchte, Mandeln, Johannisbrod u. s. w.) finden wir in der Umgebung der großen Städte, besonders längs des Meeres, von Catania bis Messina, von Messina bis Palermo. Dies ist die Zone, „wo die Citronen blüh'n, im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n." Wer diese Landstriche bereist, glaubt in das Paradies versetzt zu sein: die Fruchtbarkeit des Bodens geht mit dem Fleiße und der Intelligenz der Bewohner Hand in Hand. Hydraulische Anlagen verschaffen dem Boden die nöthige Bewässerung. Durch große Ausdauer hat man es sogar fertig gebracht, die Lava des Aetna urbar zu machen und Reben darauf anzupflanzen, die nicht den schlechtesten Wein liefern. In dieser Zone ist der Besitz vielfach getheilt und der Boden wird von den Eigenthümern meist selbst cultivirt.

Kaum aber entfernen wir uns etwas von der Stadt, um in das Innere der Insel einzudringen, so ändert sich die Landschaft. Wir befinden uns inmitten ausgedehnter Kornfelder, die mit Weide- und Brachfeld abwechseln und im Vergleich zu den oben geschilderten Landstrichen einen gar öden Eindruck machen. Man kann auf diesem Terrain 5—6 Stunden zu Pferde zurücklegen, ohne je einen Baum oder eine Hütte anzutreffen. Dies ist die Zone der Latifundien (latifondi) oder feudi, wie sie noch genannt werden, die etwa drei Viertel der ganzen Insel einnimmt. In diesen Besitzungen, deren manche eine Ausdehnung von 500, 1000 Hektar und mehr hat, ist die extensive Form der Landwirthschaft, Getreidebau untermischt mit Weide, bis jetzt die einzig mögliche. Die sicilianischen Latifundien sind die natürliche Folge des Klimas, des Terrains, vor allem aber der socialen Verhältnisse und der Civilisation. Könnte man diese verändern, so würden die Latifundien von selbst verschwinden. [2])

Der Boden auf Sicilien ist äußerst fruchtbar und gibt, auch bei wenig Dünger und geringer Pflege, das achtfache der Aussaat. Aber es regnet sehr selten; die Campagna ist ohne Bauernhäuser, das Trinkwasser mangelt, die Luft ist an vielen Punkten ungesund und erzeugt Fieber, bewohnte Orte sind bis zu 15 km von den feudi entfernt, Straßen gibt es nur wenige, und die öffentliche Sicherheit läßt überall sehr viel zu wünschen übrig. Daher sind Verbindungswege sehr schwer herzustellen und die Bauern halten sich nur wenige Monate auf dem Lande auf. Die Baumcultur, die großer Aufmerksamkeit und Pflege und vor allem des Wassers bedarf, ist in dieser landwirthschaftlichen Zone gänzlich ausgeschlossen. Der Kornbau, bei dem Pflege und Wasser eine mehr untergeordnete Rolle spielen, drängt sich daher von selbst auf.

Wir haben hiemit in kurzen Strichen den Unterschied der beiden landwirthschaftlichen Formen auf Sicilien besprochen und gehen im folgenden zunächst auf die Verhältnisse, welche in den latifondi herrschen, ein.

Die ländlichen Arbeiten, Graben, Pflügen, Säen und Ernten, dauern vier Monate im Jahr. Daher convenirt es dem Bauer auch dort, wo das Klima gut ist, nicht, auf dem Lande zu wohnen, und die wenigen vorhandenen elenden Hütten (masserie) verfallen immer mehr. Acht Monate lang sind die Besitzungen mithin verlassen und die Bauern ziehen sich in die Städte oder Dörfer zurück. Die Eigenthümer der Latifundien geben sich mit der Bebauung derselben nicht ab; dazu würde viel Geld gehören, was oft nicht vorhanden ist; abgesehen davon würde die Sache mit vielen Umständlichkeiten verbunden sein. — Als nothwendiges Zwischenglied steht daher zwischen dem Eigenthümer und dem eigentlichen Bauer der Pächter, gabellotto genannt. Dieser stellt sein Capital, seine Arbeitskraft und Intelligenz dem proprietario zur Verfügung, befreit ihn von aller Mühe und Sorge, zahlt die Steuern und verhilft ihm zu einer sicheren Rente. Die Pachtcontracte werden auf 3—6, selten auf 9 Jahre abgeschlossen. Es leuchtet ein, daß der gabellotto kein Interesse hat, etwas für die Verbesserung des Bodens auszugeben, was nur dem Eigenthümer zu gute käme: sein Interesse ist nur, den Boden so viel als möglich auszusaugen. Nicht selten verpachtet der gabellotto seinerseits wieder. Die sicilianische Landwirthschaft in den Latifundien ist somit eine stationäre und jedem Fortschritt diametral entgegengesetzte. Hat der Pächter den Contract abgeschlossen, so theilt er den Boden in drei Theile; den ersten Theil läßt er brach liegen oder bepflanzt ihn mit Bohnen, den zweiten besäet er im ersten Jahre mit Weizen, dann mit Gerste, den dritten endlich benutzt er als Weideland für sein Vieh. Diese Eintheilung ist nöthig, um dem durch Kornbau erschöpften Boden einige Ruhe zu gönnen. Der Turnus dauert in der Regel vier Jahre. Die Bestellung des Ackers wird seltener von Taglöhnern, meistens aber von den sog. dorgesi ausgeführt.

Die dorgesi sind Bauern, welche eine etwas höhere sociale Stellung einnehmen, als die gewöhnlichen Taglöhner, weil sie einen Pflug, ein paar Ochsen oder Maulesel, nicht selten auch ein Häuschen und ein Stück Land ihr eigen nennen. Hat der gabellotto sein Pachtland, wie oben beschrieben, abgegrenzt, so theilt er den für den Getreidebau bestimmten Boden in Flächen von 4—5 ha, die er den dorgesi auf 2—3 Jahre zur Bebauung übergibt. Die Contracte werden auf zweierlei Weise abgeschlossen: 1) a terraggeria oder terratico, 2) a metateria. Geht der Contract a terraggeria, so verpflichtet sich der Bauer, dem Pächter 3—4 terraggi oder salme Korn für jede salma Boden abzugeben. [1]) Das macht nach unsrer Rech-

[1]) Abgesehen von Toscana, wo jedoch keine Schwefelgruben existiren.

[2]) *Villari* S. 58.

[1]) Eine salma Getreide = 2.75 hl; eine salma Boden = 1.746 ha; 16 tumoli (Hügel, Häufchen) = 1 salma.

nung 8.25—10.00 hl Getreide für je 1.746 ha Land. Führt der gabellotto die Pflügung und Saat auf seine Kosten aus, so erhält er vom Bauer ein sog. terraggiuolo, d. h. 2.75—5 50 hl Korn für je 1.746 ha Land extra. Bei diesen Contracten wird auf Unglücksfälle in der Landwirthschaft nicht im mindesten Rücksicht genommen. Nach der zweiten Art des Contracts, a metateria[1]), muß der borgese seinem Pächter zwei Drittel der Ernte nebst der Saat und den Zinsen dafür abgeben, oder aber der Pächter erhält drei Viertel des Ernteertrages und verzichtet auf die Rückerstattung des Saatkorns. Da der Bauer nur einen Theil des Jahres arbeitet, so könnte er mit einem der beiden genannten Contracte zufrieden sein. Dieselben werden jedoch durch ihren unbestimmten und veränderlichen Charakter äußerst drückend, besonders durch die sogenannten angherie.[2]) Wir nennen als solche: das Messerecht für den Priester, welcher den Boden segnet, das sfrido, eine Abgabe für den Verlust beim Aussieben des Saatkorns, die cuccia (oder maccherone) für den Feldhüter u. a. m. Diese Abgaben sind sehr alt; einige reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück und haben wohl ihre Berechtigung. Da sie aber von der Willkür des gabellotto, des Feldhüters u. s. w. abhängen, die tausend Mittel ersinnen, um den armen Bauer zu prellen, so werden sie zu einer entsetzlichen Bedrückung. Die Willkür reizt den Bauer; es ist daher kein Wunder, wenn er sich mit Gewalt dagegen auflehnt.[3]) Wenn nun der Bauer nach allen Abgaben vier Monate lang im günstigen Falle ca. 3.50 L. täglich verdient hat, so ist dies ja auf den ersten Anschein nicht zu wenig. Wir müssen jedoch bedenken, daß er von dem Verdienten auch die übrigen 8 Monate des Jahres sammt Weib,[4]) Kind und Vieh leben muß. Es ist für ihn schwer, andere Arbeit zu finden, denn alle Latifundien verlangen dieselbe Arbeit zu gleicher Zeit und Hausindustrie, wie in der Schweiz, gibt es in Sicilien nicht. Ist nun kein Privatvermögen da, so zieht der Hunger bei ihm ein. Welch elender Bauernstand! Wir sehen den Bauer im Nomadenzustand vor uns, der kein weiteres Interesse an dem Boden hat, als ihn auszunutzen.

Je eingehender man die Lage des sicilianischen Bauers untersucht, desto klarer erkennt man, wie derselbe von allen Seiten molestirt und geradezu zur Rebellion getrieben wird. Die Erde gibt nur ein Product, das Getreide, und dies nur einmal im Jahre. Von den Vorräthen, welche dem borgese nach der Ernte bleiben, nährt er sich, den Rest verkauft er. Bis zum nächsten Jahre hat er keine weiteren Einnahmequellen. Das sicilianische Sprichwort: „Oggi tuttu e dumani canta cucu“ (wörtlich: heute (hat er) alles und morgen ruft er Kuckuck) kann man sehr gut auf den Bauer anwenden. Täglich wachsen die Ausgaben, alle zwei Monate müssen die Steuern bezahlt werden. Woher das Geld nehmen? Der borgese ist gezwungen, von Schulden zu leben. Er läßt sich vom gabellotto soccorsi, d. h. Vorschüsse in Getreide gegen einen Zins von mindestens 25 Procent geben. Gewerbsmäßige Wucherer nehmen natürlich weit mehr. Durch die Annahme dieser soccorsi geräth der borgese in gänzliche Abhängigkeit. Ist nach der Ernte das Korn auf der Tenne, so bezahlt der Bauer die terraggi, das terraggiuolo, die Sporteln, Vorschüsse und Zinsen. Es kommt nicht selten vor, daß er mit leeren Händen nach Haus zurückkehrt und sofort neue Schulden machen muß. Wenn aber infolge von Hagelschlägen, Nebel oder einer beständigen Trockenheit die Ernte schlecht ausgefallen ist, so muß er bezahlen, was er nicht geerntet hat, und, um dies zu können, muß er Ochs oder Esel verkaufen. Der Taglöhner, der materiell noch schlechter gestellt ist als der borgese, ist doch weniger unzufrieden, weil er all diese Bedrückungen nicht kennt. —

Nach der Schilderung der allgemeinen Lage des Bauernstandes kommen wir auf die letzte Krisis zurück. In unsrer Einleitung hatten wir gesagt, daß nach der Einigung der italienischen Staaten eine lange Periode des Wohlstandes auch in Sicilien eintrat, von der gewissermaßen auch die borgesi Nutzen zogen. Verschiedene derselben konnten Ersparnisse machen und versuchten nun mit den alten gabellotti in Concurrenz zu treten und selbst Ländereien in Pacht zu nehmen. Theils durch diese Concurrenz, theils durch den größeren Wohlstand stiegen der Pachtzins und die Steuern, bis auf einmal die Preise für die Bodenerzeugnisse, insonderheit für das Getreide, heruntergingen. Die Phylloxera vernichtete die Weinberge, die nun ebenfalls zum Getreidebau benutzt werden mußten. Der Umschwung der Kornpreise verursachte einen Verlust an Löhnen, der 17 Millionen Lire übersteigt. Bei dieser Lage der Dinge zeigte sich so recht die Unerfahrenheit der neuen gabellotti, die immer hofften, die Krisis sei nur vorübergehend und, anstatt sich zurückzuziehen, fortfuhren, den alten Pächtern Concurrenz zu machen. Die Eigenthümer der Latifundien standen am besten dabei, denn durch die Concurrenz der Pächter stieg der Pachtzins immer höher. Diese eigenthümlichen Verhältnisse hatten viele üble Folgen. Verschiedene gabellotti fallirten oder sie verminderten den Viehstand, vergrößerten die Kornflächen, säeten zwei, drei und mehr Jahre hinter einander auf demselben Boden Getreide und verschlechterten denselben ungemein. Wir finden in der That noch heute, daß die mit Korn bebauten Parzellen der feudi weit größer sind, als eine vernünftige Landwirthschaft erlaubt. Das rettete die Pächter aber doch nicht, denn der erschöpfte Boden rentirte immer weniger. Da suchten sie sich auf Kosten der schon an und für sich bedrückten Bauern zu entschädigen, und letztere machten sich nun durch immer niedrigere Offerten unter einander Concurrenz. Die Contracte wurden drückender, die angherie wuchsen immer mehr, bis das Maß zum Ueberlaufen voll wurde.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die blutigsten Aufstände gerade in der Zone stattgefunden haben, in welcher keine Latifundien sind, in der Zone, in welcher die intensive Form der Landwirthschaft, die Baumcultur, von kleinen Besitzern gepflegt wird. „Wir haben hier herrliche Orte,“ schreibt Di Rudinì, der jetzige Ministerpräsident, „ausgezeichnet durch Schönheit der Natur und mehr noch durch die vortreffliche Landwirthschaft. Doch blüht hier zusammen mit der Orange die Camorra.“ Ein Theil der Bewohner stammt von jenen gabellotti ab, die sich bereichert haben, indem sie ihren Nächsten bedrückten. Sie bilden hauptsächlich den mittleren Stand (i cappeddi) auf Sicilien und sie sitzen mehr oder weniger in der Gemeindeverwaltung, wo sie nach der Tradition ihrer Vorfahren die Präpotenten spielen.

Einstimmig ist auf der Insel die Klage, daß die Gemeindevertretungen die größten Ungerechtigkeiten gegen das niedrige Volk begehen, das ihnen nur den tiefsten Groll entgegenbringt. Es ist das eine Plage, welche das Königreich von den Bourbonen geerbt hat und die, in der einen oder anderen Form, einen großen Theil des ganzen südlichen Italiens heimsucht. Villari weist auf Neapel hin, wo die vielen Millionen, die zur Verbesserung der Volksquartiere angewandt werden sollten, nur den Reichen zu

---

[1]) metà = Hälfte; der Ausdruck wird in Sicilien nicht in seinem wahren Sinne gebraucht, wie z. B. in Toscana, wo der Bauer dem Eigenthümer die Hälfte abgibt.

[2]) an,herie = Bedrückung, ungerechte Abgabe.

[3]) *Di Rudinì*, Terre incolte e latifondi S. 77.

[4]) Die Frauen halten Feldarbeit für entehrend; der Mann verdient also allein.

gute kamen. Die Städte und meisten Dörfer ziehen ihre Haupteinnahmen aus dem dazio consumo (Verbrauchszoll, Verzehrungssteuer). Die Einziehung dieser Steuer ist habgierigen und unbarmherzigen appaltatori (Pächtern) anvertraut, die den Armen bedrücken und den Reichen schonen, weil sie nur von dem letzteren Vortheile erhoffen. Es ist allgemeiner Brauch in Sicilien, daß der Reiche und der Anhänger der herrschenden Partei, wenn er mit vollem Wagen in die Stadt zurückkehrt, ohne Zoll zu zahlen das Thor passirt, während der arme Bauer ein Brod, das er mühsam verdient hat, verzollen muß. Es ist daher kein Wunder, daß die Zollpächter und ihre Angestellten dem niedrigen Volke sehr verhaßt sind, daß die Volkswuth bei Aufständen sich zuerst gegen sie richtet. Die Regierung trifft leider bei diesen Mißständen ein großer Theil der Schuld. Die Präfecten und die übrigen höheren Staatsbeamten beschäftigen sich zu viel mit Politik und zu wenig mit den Angelegenheiten ihrer Provinz.

Eine andere Ursache der allgemeinen Unzufriedenheit im südlichen Italien, Sicilien inbegriffen, bildeten und bilden immer noch die ungerechten Aneignungen der Staatsgüter (beni demaniali). Ländereien, die nach Abschaffung des Feudalismus für die Allgemeinheit bestimmt waren, gingen widerrechtlich nach und nach in den Besitz von Privatleuten über, die dadurch große Reichthümer anhäuften, während die armen Bauern leer ausgingen. „Vogliamo le terre! Wir wollen Grund und Boden!“ riefen die Bauern oft genug bei Gelegenheit der Aufstände. Die Regierung setzte zwar Commissionen ein, um die Angelegenheit der beni demaniall zu untersuchen und zu regeln; bis heute ist aber alles beim alten geblieben, die Plage dauert fort und das niedrige Volk glaubt allgemein, daß der Staat bei diesen ungesetzlichen Bereicherungen ein Auge zudrücke. Wenn man wirklich einmal dem Gesetze freien Lauf ließ und ein Staatsgut unter die Bauern vertheilte, so war diesen damit allein nicht gedient: denn da sie ohne Capital waren, mußten sie ihr Stückchen Land bald zu wahren Spottpreisen an die großen Besitzer verkaufen, und dadurch wurden nur die Latifundien noch vergrößert. Die landwirthschaftliche Krisis ließ die schreienden Ungerechtigkeiten der Communalverwaltungen, die Unterdrückungen, die Usurpationen nur noch in grellerem Lichte erscheinen, und es ist kein Wunder, daß der Socialismus, der früher auf der Insel ganz unbekannt war, auch dort Wurzel faßte. Es waren Karl Marx' Ideen vom Collectivismus, die sich, von Mailand ausgehend, über ganz Sicilien verbreiteten und selbst auf den Universitäten Eingang gefunden hatten.

Der Hauptanhänger der genannten socialen Richtung war De Felice. Gleich nach dem Arbeitercongreß zu Palermo (27.—30. Mai 1892) entstanden die Fasci, zunächst zu gegenseitiger Hülfe (mutuo soccorso) gegründet. Von Collectivismus sprach man in den Versammlungen dieser Vereine anfangs wenig, weil die Theorien desselben entweder nicht verstanden wurden oder nicht gefielen. Es ist bekannt, daß sich die Fasci in ganz kurzer Zeit über die ganze Insel ausbreiteten. Die Arbeiter und Bauern traten schaarenweise in dieselben ein, weil man ihnen die Reform der landwirthschaftlichen Contracte, die Abschaffung aller Mißbräuche und die Befreiung von allen Quälereien der Communen versprochen hatte. Die Führer, wie De Felice, Bosco, Barbato, Verro, wurden bald ungemein populär. Aber nur sie hatten einen richtigen Begriff von den Ideen eines Karl Marx, eines Lassalle, Darwin oder Spencer, während die Bauern nicht ein Sterbenswörtchen davon verstanden, wie sich bei den Processen herausgestellt hat. Die Führer predigten den gemeinschaftlichen Besitz des Bodens, die Bauern aber hatten die Theilung desselben im Auge. Auf dem Congreß der Fasci zu Corleone wurde ein Programm aufgestellt, das mit dem Collectivismus absolut nichts zu thun hat.[1]) Man kann daher recht gut annehmen, daß die Führer der Fasci die Bauern mit Versprechungen köderten, um mit ihrer Hülfe in die Gemeinde- und Provincialverwaltungen, ja selbst in das Parlament zu gelangen und dort ihre socialen Ideen zu verwirklichen.[2])

Die letzten Tumulte gingen von Partinico aus, einem Orte, in welchem fast alle Einwohner ein Stück Land besitzen, das sie mit Reben u. s. w. bepflanzen. Latifundien gibt es hier nicht; hat man Arbeiter nöthig, so muß man dieselben von außerhalb kommen lassen. Wie kommt es nun, daß sich gerade diejenigen Bauern zuerst auflehnten, die in besseren Verhältnissen lebten? Tocqueville erklärt in seinem bekannten Buche: „L'ancien régime et la révolution“ (Paris, Lévy 1877) diese sonderbare Erscheinung: „Ein Volk, das lange Zeit hindurch ohne Murren die härtesten Gesetze ertragen hat, schreitet gerade dann zur Revolution, wenn seine Verhältnisse beginnen, sich zu bessern. Ist ein Theil der alten Mißbräuche abgeschafft, so werden die noch bestehenden zu einer unerträglichen Last..... Man muß also das Volk entweder ganz in seiner Knechtschaft belassen oder ihm alles geben, was es wünscht.“ Diese Maximen kann man recht gut auf die sicilianischen Zustände übertragen. Abgesehen hievon, darf man nicht etwa glauben, daß das Loos der kleinen Besitzer auf Sicilien so glänzend ist, wie es den Anschein hat. Der Deputirte Colajanni gibt an, daß von seiten des Staates in dem Decennium 1883—1893 allein in der Provinz Caltanisetta 16,662 Expropriationen vorgenommen wurden, weil die kleinen Besitzer die Steuern nicht bezahlen konnten. In den meisten Fällen handelte es sich dabei um kleine Beträge von fünf bis zehn Lire. Der Werth des Weines war 1893 um die Hälfte gesunken, auch der der Südfrüchte bedeutend herabgegangen. Es gibt eine außerordentlich große Anzahl kleiner Besitzer auf der Insel Sicilien, aber man darf sich über die Natur ihrer Besitzungen keine Illusionen machen. Dieselben sind oft mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit Besitzungen zu nennen. Als Beispiel führen wir an, daß es ein Grundstück gibt, das mit 18,000 Lire Ertrag jährlich abgeschätzt ist und das 930 Personen gehört! Und immerwährend nimmt man neue Theilungen vor. Zuweilen reichen die Erträge einer solchen Besitzung nicht einmal hin, um die Grundsteuer zu bezahlen. Der Staat hat auch für die kleinen Besitzer bis jetzt nichts gethan. Machte man dazu auch wirklich einen Anfang, so wechselte plötzlich das Ministerium oder es traten andere Fragen in den Vordergrund und — Sicilien wurde vergessen. —

Ehe wir unsern Aufsatz beendigen, wollen wir noch kurz einige Vorschläge berühren, welche zur Besserung der traurigen Lage auf Sicilien gemacht worden sind, soweit wir dieselben nicht bereits in den obigen Ausführungen angedeutet haben. Es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß ein einziges Gesetz oder eine einzige Reform genüge, um so viele und so verschiedenartige Probleme zu lösen.

Vor allen Dingen handelt es sich um ein neues Regierungs- und Verwaltungssystem. So lange die an der Spitze der sicilianischen Provinzen stehenden Präfecten jedesmal versetzt werden, wenn ein neues Ministerium die Staatsleitung übernimmt, wird es nie möglich sein, die wahren Bedürfnisse der Bevölkerung zu erkennen und geeignete Maßregeln zur Abhülfe der herrschenden Mißstände zu ergreifen. Den Regierungsbeamten ist in der Regel

[1]) *Enea Cavalieri*, I fasci dei lavoratori e la condizione della Sicilia. (Nuova Antol. 1894.) S. 146.

[2]) Sicilia, Torino 1894. (Verfasser wahrsch. General Corsi) S. 369—371.

Digitized by Google

eine zu kurze Zeit zugemessen, um die Verhältnisse in dem ihnen unterstehenden Verwaltungsbezirk eingehend zu prüfen. Sie können sich nur mit der Politik befassen, die sirilianische Frage hat aber mit der Politik ganz und gar nichts zu schaffen. Wir haben gesehen, daß die nächste und unmittelbarste Quelle der Unzufriedenheit in den vielfachen unrechtmäßigen Aneignungen von Grundstücken und in der Willkürherrschaft der Gemeindeverwaltungen zu suchen ist. Gesetze dagegen sind wohl vorhanden, aber sie werden nicht befolgt, und das hat zur Folge, daß man der Regierung und ihren Beamten nur mit dem größten Mißtrauen begegnet. — Die sicilianische Frage ist eine finanzielle Frage geworden und es würde absurd sein, in den schwierigen Zeiten, welche Italien jetzt durchzumachen hat, alles das zu verlangen, was bei normalen Zeiten möglich, ja nothwendig wäre.[1]) Für Sicilien ist das Wasser eine Lebensfrage. Es regnet selten und die Trockenheit zerstört oft die ganze Ernte. Nachdem die Berge abgeholzt waren, versiegten viele Quellen und mancher Fluß verwandelte sich in einen Bach, der, sich erweiternd, Pfützen und Sümpfe bildete, welche die Insel durch die ausströmenden Dünste verpesteten. Daher sind so viele Gegenden Siciliens unbewohnbar. Es müßten daher von seiten des Staates Bodenverbesserungen und besonders Canalisationsarbeiten vorgenommen werden, welche die richtige Vertheilung des Wassers ermöglichen. Wo die Bewässerung möglich ist, kann auch die intensive Baumcultur, die weit mehr als der Getreidebau einbringt, gedeihen, und wäre es selbst auf ausgedehnteren Besitzungen.[2]) Die Latifundien möchten alle aus der Welt geschafft wissen. Sehr richtig bemerkt aber Enea Cavalieri: „Während wir Mittel und Wege ersinnen, um der Latifundienwirthschaft den Todesstoß zu versetzen, sehen wir ruhig zu, wie der Kleinbesitz, der doch an ihre Stelle treten müßte, zu Grunde geht.“[3]) Die sicilianischen latifondi — und das darf man nicht vergessen — sind die nothwendige Folge der extensiven Getreidecultur. So lange diese dauert, werden auch sie weiter bestehen und sich trotz temporärer Theilungen immer wieder constituiren. Die Theilung allein genügt also nicht; man muß auch die Form der Cultur wechseln, was aber nur durch die oben berührten Meliorationen ausführbar ist. Vor allen Dingen aber sollte man den Kleinbesitz durch Gesetze schützen und dem Bauer ein eigenes Haus und ein Stück Land geben, das nicht sequestrirt und verkauft werden dürfte. Vielleicht würde auch die Einführung der mezzadria,[4]) wie sie in Toscana besteht, zum Segen gereichen. Dort aber, wo es nicht möglich ist, die Latifundien zu theilen, müßte man die Verhältnisse zu bessern suchen. Dies geschieht durch Beschützung des Bauers gegen den Wucher und die Willkür der Pächter, durch die Abschaffung von Bedrückungen aller Art und durch Gesetze, welche die Contracte regeln. Eine Agrarreform zu gunsten der Bauern wurde von Crispi vorgeschlagen, fand aber so viele Gegner, daß die darauf bezüglichen Vorschläge einstweilen zurückgezogen wurden. Die Ausführung derselben würde auch viele Millionen kosten und wäre vielleicht nur durch Gewalt zu erreichen.

Wir brechen hier ab, indem wir zum Schluß bemerken, daß alle Staatsmänner und Gelehrte, die über Sicilien geschrieben haben, darin einig sind, daß endlich einmal etwas für die unglückliche Insel geschehen muß, soll nicht eine weit größere Revolution ausbrechen, die für den ganzen italienischen Staatskörper unheilvoll sein würde.[1])

---

1) *Villari* S. 128.

2) *M. Basile*, Boschi, piogge, paludi e fiumi di Sicilia (Messina 1875), S. 37, 38.

3) I fasci dei lavoratori etc. S. 144.

4) Der Bauer gibt dem Grundeigenthümer die Hälfte aller Erzeugnisse, hat ein eigenes Haus und leidet nicht unter Unglücksfällen in der Landwirthschaft.

Mittheilungen und Nachrichten.

J. Biblische Commentare, welche unter sorgfältiger und allseitiger Berücksichtigung der Encyklika des hl. Vaters vom 18. Nov. 1893 ausgearbeitet sind und den daselbst vorgetragenen kirchlichen Grundsätzen und wissenschaftlichen Anforderungen zugleich entsprechen, bilden eine große Seltenheit. Um so mehr freut es den Schreiber dieses, in der zweiten Auflage des Commentars zum Buche Judith und zu der Erzählung über Bel und Drachen bei Daniel der gebildeten Welt eine solche doppelseitig musterhafte Arbeit namhaft machen zu können. Der vorgenannte Commentar ist erst in allerjüngster Zeit veröffentlicht worden und stammt aus der Hand des wohlbekannten katholischen Exegeten und Kritikers Dr. Anton Scholz, welcher seit mehr als zwei Decennien als Vertreter der alttest. Exegese der theologischen Facultät an der Hochschule zu Würzburg angehört. Die geharnischte Vorrede, das in der Einleitung über die einzelnen Textes-zeugen Gesagte, die Geschicklichkeit in der Verwerthung der verschiedenartigen Textesvorlagen, die gründliche Auslegung des Textes selbst, sowie die bündige Darlegung der gewonnenen Resultate verdienen allerorten, nicht bloß in fachmännischen, sondern auch in solchen Kreisen, welche ihrem Berufe nach den bibl. Wissenschaften ferner stehen, aber denselben lebhaftes Interesse entgegenbringen, wohl bekannt zu werden. Es möge daher gestattet sein, auf diese mit vielem Scharfsinn und größter Akribie ausgearbeitete Erklärung hier aufmerksam zu machen und sie allen jenen, welche an wirklicher Bibelexegese Freude haben, kritischer Prüfung und Beurtheilung biblischer Texte nicht engherzig oder gar ablehnend gegenüberstehen, Hoheit und Schönheit prophetischen Sinns aus der Hülle scheinbar rein historischer Dinge kennen zu lernen wünschen, aufs wärmste zu empfehlen. Schon der Einblick, welchen die Einleitung und der Anhang des Commentars in die Geschichte und das Verhältniß biblischer Texte gewähren, bieten des Interessanten genug, um für die Auslagen, die angewendete Zeit und Mühe zu entschädigen. Der Commentar sammt den verschiedenen Textes-zeugen als Anhang ist in der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg wirklich nett gedruckt worden und im Verlage des kaiserl. und königl. Hofbuchhandlung von Leo Wörl daselbst erschienen. Der Ladenpreis beträgt 8 Mark.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Die Tausende, denen der Obelisk auf dem Monte Pincio wohlbekannt ist, werden überrascht sein zu erfahren, daß die Inschrift des vor aller Augen stehenden Denkmals bisher nur ganz ungenügend gelesen war. Das ist freilich weniger erstaunlich, wenn man weiß, daß der Verfasser der Inschrift die Sprache nur unvollkommen beherrscht hat, einer Orthographie sich bedient, „deren tolle Verwirrung jeder Beschreibung spottet“, und dazu die Schrift so ungeschickt angeordnet hat, „daß man die Reihenfolge der einzelnen Zeilen oft nur errathen kann,“ was durch die Zerstörung des Steins dann noch erschwert wird. Schon dem Entzifferer der Hieroglyphenschrift, Champollion, war es vor mehr als siebzig Jahren gelungen, den Namen des Antinous zu lesen. Adolf Erman hat jetzt erkannt, daß nach der Inschrift der Obelisk am Grabe des Antinous „in dem Grenzfelde von Rom“ gestanden hat. Damit erwacht der Wunsch, die Stelle zu bestimmen, an der der Obelisk gefunden worden ist, und so vielleicht die Ueberreste des Grabes zu finden, das der Kaiser Hadrian gewiß mit aller Pracht ausgestattet hatte, mag in ihm nun wirklich die Leiche seines Lieblings bestattet gewesen sein, oder mag es nur ein Kenotaph gewesen sein für ihn, der im Nil sein Grab gefunden hatte. Seit 1822 steht der Obelisk auf dem Pincio. „Vorher lag er ein halbes Jahrhundert im Giardino delle Pigne des Vaticans. Clemens XIV. (1769 bis 1775) hatte ihn von der Fürstin Donna Cornelia Barberini zum Geschenk empfangen. Im Barberini'schen Besitz war er seit fast 140 Jahren gewesen.“ Die Barberini hatten ihn 1633 aus einer Vigna vor Porta Maggiore nach ihrem Palast bei den Quattro Fontane schaffen lassen. In jener Vigna war er schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts gesehen und hat ohne Zweifel auch in antiker Zeit dort gestanden. Es war an der Via Labicana, „am äußersten südöstlichen Punkte der Stadt, dem Grabe des

---

1) Neuere Zeitungen berichteten bereits von der heimlichen Reconstituirung der Fasci auf Sicilien, ein Zeichen, daß das Feuer unter der Asche fortglimmt.

Kaisers selbst, der am nordwestlichsten Punkt der alten Stadt gelegenen Moles Hadriani, diametral entgegengesetzt," etwa dreihundert Meter außerhalb der Mauer des Aurelian. Soweit haben Erman und Hülsen in einer demnächst in den Römischen Mittheilungen des Archäologischen Instituts erscheinenden Arbeit die Sache gefördert. Ausgrabungen in der durch Hülsen bestimmten Gegend müssen lehren, ob von dem Grabbau noch Reste erhalten sind. — Die Entdeckung des Tempels von Cnnea hat die Aufmerksamkeit der Archäologen in verstärktem Maß auf die Städte des alten Volskerlandes gerichtet, die uns weniger bekannt sind, als man bei der Nähe von Rom annehmen sollte, und die doch für die ältere Geschichte der Latinerlandschaft manche wichtige Aufklärung versprechen. So haben sich unsre amerikanischen Fachgenossen die aussichtsvolle Aufgabe der Aufnahme aller vorrömischen Denkmäler dieses Gebiets gestellt und zum Ausgangspunkt für die Arbeit die Stadt Norba gewählt, deren gewaltige Befestigungen, schon zu Zeit des Plinius als Sehenswürdigkeit aufgesucht, bisher nur ganz ungenügend bekannt waren. Sie bilden ein unregelmäßiges Oval von etwa drei Kilometer Umfang und schließen mehrere Hügel ein, deren einer die Akropolis gewesen ist, während ein anderer die ansehnlichsten Heiligthümer getragen zu haben scheint. Auf der Akropolis sieht man eine Cisterne von ganz gewaltigen Abmessungen, von der aus die ganze Stadt mit Wasser versorgt worden zu sein scheint. Es lassen sich verschiedene Bauperioden der Befestigungen unterscheiden, deren jüngste doch kaum jünger als das fünfte Jahrhundert vor Christo sein wird, während die Gründung der Stadt ins neunte Jahrhundert hinaufreichen mag. Drei große Thore und ein kleines durchbrechen den Zug der Mauern, und die Straßen, die von ihnen ausgehen und Norba mit den Nachbarstädten verbinden, lassen sich noch verfolgen. Natürlich wird man sich nicht mit der Untersuchung der über der Erde noch erhaltenen Ruinen begnügen, wenn die italienische Regierung, wie zu hoffen ist, die Erlaubniß zu Ausgrabungen gibt. — Die Amerikanische Archäologische Schule in Athen hat bei ihren Ausgrabungen auf dem Boden des alten Korinth das Theater gefunden und damit einen höchst erwünschten Ausgangspunkt gewonnen für die Reconstruction der uns bisher ganz unbekannten Topographie dieser Stadt an der Hand der Beschreibung des Pausanias.

or. **Speyer**, 4. Aug. Röntgen'sche X-Strahlen. Rector Dr. Beudee hat an einer Reihe von Thierphotographien wiederholt gezeigt, daß Hohlräume im Innern des Thierkörpers sehr leicht sich abbilden. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, daß die geringere Materiendichte an den betreffenden Stellen die Ursache dieser Erscheinung bildet. Man kann jedoch an Photographien von Mäusen leicht die Beobachtung anstellen, daß da, wo der bei diesen Thieren recht entwickelte Blinddarm das Rückgrat kreuzt, letzteres fast unterbrochen erscheint und also an dieser Stelle stärker durchstrahlt wird. Aehnlich, wie Hohlräume wirken auch nahere, an und für sich leicht durchstrahlbare Körper. Interessante Beobachtungen wurden an einem Grasfrosch gemacht. Das Fleisch der Lurchen läßt sich im allgemeinen nicht ganz leicht durchstrahlen und einzelne Darmpartien sind nicht zu sehen. Der betreffende Grasfrosch zeigte jedoch helle Stellen im Unterleib und diese rührten merkwürdigerweise von zwei Mailäfern her, welche das kleine Thier vollständig und unversehrt verschluckt hatte. Directe Versuche zeigten, daß Mailäfer leicht durchstrahlbar sind. Solche Beobachtungen lassen die Annahme nicht zu, daß die Hohlräume wesentliche durch die geringere Materienanhäufung an den betreffenden Stellen den Durchgang der X-Strahlen erleichtern. Man kann sich durch directe Versuche überzeugen, daß hier ganz andere Factoren wirken. Legt man auf ein Stück einer Rindsleber von 1.5 cm gleichmäßiger Dicke eine leere Maggikapsel, so wird an dieser Stelle die Leber ganz von den Röntgen-Strahlen durchdrungen, während die übrigen Partien noch sehr wenig Belichtung zeigen. Noch günstiger ist die Wirkung, wenn die Kapsel unterhalb der Leber angebracht ist. Diese Thatsache läßt sich wissenschaftlich zwar noch nicht erklären, aber praktisch sehr gut verwerthen, um schwierig durchstrahlbare Körper leicht durchstrahlen zu können und die Expositionsdauer abzukürzen.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdocent für Chemie Dr. Albert Ebinger ward zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Göttingen.** Am 25. Juli fand hier das erste Examen für Candidaten des Bibliotheldienstes statt. Zwei Prüflinge hatten sich gemeldet.

* **Leipzig.** Unser classischer Philolog Geh. R. Prof. Dr. Otto Ribbeck ist von der Berliner Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitglied der philosophisch-historischen Classe gewählt worden. — Der Assistent am klinischen Institut der Universitäts-Frauenklinik, Dr. med. Bernhard Kanenig, habilitirte sich in der medicinischen Facultät.

* **Berlin.** Was wir in unsrer gestrigen Mittheilung (Beilage Nr. 180) mit der noch gebotenen Zurückhaltung andeuteten, wird heute hier in der „Nat.-Ztg." wie gleichzeitig von Göttingen aus in der „Magdeb. Ztg." offen ausgesprochen: daß Prof. Dr. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, Mommsens Schwiegersohn, als Nachfolger in der classischen Philologie für Ernst Curtius zu Ostern 1897 von Göttingen nach Berlin übersiedeln wird.

* **Graz.** Der Privatdocent an der Wiener Universität und Gymnasiallehrer Dr. Wilhelm Kubitschek ward zum außerordentlichen Professor der römischen Alterthumskunde an der hiesigen Universität ernannt. Dr. Kubitschek, geboren in Preßburg 1858, ist seit 1888 an der Wiener Universität als Docent für alte Geschichte habilitirt. Ein Schüler Bormanns, nahm Dr. Kubitschek an der archäologischen Erforschung Kleinasiens, deren Kosten der regierende Fürst Johann Liechtenstein bestreitet, Antheil und ist noch gegenwärtig mit Professor Szanto an der Bearbeitung der Inschriften Kariens thätig. — Zugelassen wurde Dr. Emanuel Finatti als Privatdocent für Chirurgie an der medicinischen Facultät.

* **Prag.** Dr. Hans Schreuer ward als Privatdocent für deutsches Recht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der deutschen Universität zugelassen.

* **Krakau.** Dr. Alexander Bannowiez ist als Privatdocent für Laryngologie, Dr. Ladislaus Reis als solcher für Dermatologie und Syphilis an der medicinischen Facultät der Universität zugelassen worden.

* **Agram.** Das hiesige „Tageblatt" versichert, der Reichsfinanzminister und Chef der bosnischen Landesverwaltung, Hr. v. Kallay, sei entschlossen, in Sarajevo eine medicinische Facultät zu errichten.

* **Zürich.** Als neue Ehrenmitglieder der züricherischen naturforschenden Gesellschaft wurden bei deren 150jährigen Jubelfeier proclamirt die HH.: Hofrath Karl Ewald Hasse in Hameln; Prof. Dr. A. Kenngott in Lugano; Geh. R. Dr. Gustav Zeuner in Dresden; Prof. Dr. Edwin Oberstoffel in Straßburg; Geh. R. Dr. Franz Reuleaux in Berlin; Prof. Dr. Richard Dedekind aus Braunschweig; Dr. Eduard Gräffe, Forschungsreisender und Inspector der zoologischen Station in Triest; Geh. R. Dr. Joh. Eberth, Prof. der pathologischen Anatomie in Halle; Geh. R. Dr. J. Wislicenus, Prof. in Leipzig; Geh. Med.-R. L. Hermann, Prof. in Königsberg; Prof. Th. Nöldeke in Straßburg; Prof. Dr. C. Schäfer in Straßburg; Prof. Dr. Heinrich Weber in Straßburg; Akademiker Amandus Schwarz, Prof. in Berlin; Geh. R. Dr. Victor Meyer, Prof. in Heidelberg; Dr. Paul Choffat, Landesgeolog der portugiesischen Regierung in Lissabon; Prof. Dr. Georg Frobenius in Berlin; Prof. Dr. Arthur Hantzsch in Würzburg. Von schweizerischen Forschern wurden im Hinblick auf die Verdienste in wissenschaftlicher Forschung mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet: Prof. Dr. Forel in Morges, Prof. Hagenbach-Bischoff in Basel und Prof. Dr. Fritz Lang in Solothurn. — Die philosophische Facultät der Universität promovirte gleichzeitig zu Ehrendoctoren die HH.: Hermann Fischer-Sigwart in Zofingen mit Rücksicht auf seine biologischen Arbeiten; Dr. med. A. Forel, Director der Irrenanstalt Burghölzli, in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen für die Biologie und Systematik der Ameisen; Prof. C. Renevier in Lausanne als Anerkennung seiner hervorragenden geologischen Arbeiten; Prof. W. Rittee in Zürich in Anerkennung seiner Verdienste auf dem Gebiete der graphischen Statik.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Drittes Heft.

Inhalt: Priesterherrschaft und klerikale Politik. — Beiträge zur Geschichte des Erzbischofs Albrecht II. von Mainz 1514—1545. (Schluß.) — Peter Melander im 30jährigen Krieg. — Homer als Jugendbildner. — Die Machtstellung des Centrums. — Ein neues Werk über den gregorianischen Gesang. — Ein literarisches Denkmal zur Herz Jesu-Feier in Tirol. (1113b)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 7. August. Nummer 182.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ernst Curtius. I. Von Ad. Michaelis. — Süddeutsche Architektur und Ornamentik im 18. Jahrhundert. Von Fr. W. Rauschenberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Curtius.

Von Ad. Michaelis.

I.

Am 11. Juli ist Ernst Curtius im fast vollendeten 82. Lebensjahre dahingegangen. Wer weiß, unter wie peinvollen Leiden der bis dahin immer jugendliche Greis die letzten Monate zugebracht hat, der begrüßt dankbar den Tod als Erlöser, mag sich auch noch so viel Schmerz in dieses Gefühl mischen. Denn mit Ernst Curtius schwindet eine der eigenartigsten, idealsten, anziehendsten Erscheinungen der deutschen Gelehrtenwelt. Möge es gestattet sein, auf dem frischen Grabe einen leicht gewundenen Kranz niederzulegen.

Ernst Curtius stammte aus der alten Hansestadt Lübeck, in der sein Vater Karl Georg seit 1801 das wichtige Amt des Syndikus bekleidete. Ein tüchtiger Jurist und erprobter Vertreter des Staates in schweren Zeiten, vereinigte der würdige Mann feine classische und literarische Bildung mit ernstem religiösen Sinn, der sich auf die ganze Familie vererbte. Sein zweiter Sohn Theodor war später Senator und verwaltete wiederholt das Amt des Bürgermeisters seiner Vaterstadt. Am 2. September 1814 ward der dritte Sohn Ernst geboren; er war fast sechs Jahre älter als sein jüngster Bruder Georg, der spätere Sprachforscher. In den Erinnerungen an diesen hat Curtius seine eigene Kindheit mitgeschildert. Seine Erziehung erhielt Ernst unter trefflichen Lehrern auf dem heimischen Catharineum, gleich der Schulpforte einem festen Bollwerk classischer Studien. Unter seinen Mitschülern schloß er sich besonders eng dem nur ein Jahr jüngeren Nachbarskind Emanuel Geibel an. Curtius selbst hat in seinen „Erinnerungen an Geibel“ (zuerst in dieser Zeitung, August 1884) und ebenso ein anderer Schulgenosse, der spätere Gynäkologe Litzmann, in seinem Geibelbuche dem lebhaften geistigen Treiben dieses Kreises, in dem die Dichtkunst sich mit der Begeisterung für das classische Alterthum mischte, ein hübsches Denkmal gesetzt. Die stattlichen Kirchen und die schönen Gemälde der „hochgegiebelten Vaterstadt“ gaben dem Geiste eine andere, aber verwandte Richtung. Es ist kein Zufall, daß gerade Lübeck eine beträchtliche Anzahl Kunstforscher und Archäologen hervorgebracht oder gebildet hat; die ersten Jugendeindrücke sind die festesten.

Ebenso bestimmend wie diese Jugendjahre wurde für Ernst Curtius der Einfluß bedeutender Lehrer, deren Unterricht und persönlichen Umgang er während seiner Studentenzeit (seit Ostern 1833) genoß. Den Gedanken, in der damals üblichen Weise theologische Studien mit den philologischen zu verbinden, ließ er bald fallen. In Bonn fesselte ihn vor allen die warmherzige und hohe Persönlichkeit Friedrich Gottlieb Welckers. Mit umfassender Gelehrsamkeit und poetischer Intuition umspannte dieser das ganze geistige Leben und Schaffen der Griechen, erfaßte Religion, Poesie und Kunst als Ausflüsse des gleichen Geistes und stellte ein vielleicht allzu subjectives, aber höchst individuelles und geistvolles Bild des Griechenthums seinen Schülern vor Augen, die mit jugendlicher Begeisterung den Lehren des selbst begeisterten Sehers sich hingaben. Auch mit dem Philosophen Brandis knüpfte der junge Curtius, von Johannes Classen ihm empfohlen, Beziehungen an, die bald für ihn bedeutsam werden sollten. So in die griechische Geisteswelt eingeführt, siedelte Curtius im Herbst 1834 nach Göttingen über, wo er in dem noch jugendkräftigen Karl Otfried Müller, Welckers dortigem Nachfolger, einen Lehrer fand, der seiner Natur noch mehr entsprach und dem er sich ganz anschloß. Was Müller sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatte, die Cultur der Hellenen und deren Bedingungen, auch die örtlichen, nach allen Seiten zu erforschen und in einem geschichtlichen Gesammtbilde darzustellen, das ward auch das Ideal, dem der Schüler seine ganze Kraft widmete. Als Göttinger Student, so bekannte er selbst später dankbar, erhielt er den Antrieb zu eigener Thätigkeit. Zum Abschluß seiner Studien begab sich Curtius ein Jahr später nach Berlin zu Müllers Lehrer, dem Altmeister Böckh, dem Begründer und Meister der Realphilologie, der in seinem Buche über die Staatshaushaltung der Athener eine neue, ebenso gründliche wie großartige Betrachtungsweise der Grundlagen des attischen Staatswesens eröffnet hatte, der in der Sammlung der griechischen Inschriften die reinsten Quellen dieser Forschung zusammenstellte und in seinen Vorlesungen über die Encyklopädie der Alterthumswissenschaft eine großgedachte Darstellung des Zusammenhanges dieser Studien gab. Man sollte denken, daß neben Böckh, dessen Lehrthätigkeit eben damals auf ihrem Höhepunkte stand, auch Karl Ritter Einfluß auf Curtius gewonnen hätte. Denn durch Müllers Anregungen war Curtius ganz für eine Auffassung der Geographie vorbereitet, welche ihr Ziel in der Erforschung des Verhältnisses von Land und Leuten zu einander sucht, in dem Aufzeigen der Bedingungen, welche die natürliche Beschaffenheit des Bodens den Bewohnern bietet, und der Aenderungen, welche die Bewohner an dem Lande vornehmen. Aber Curtius hat als Student nie bei Ritter gehört; die tiefen Anregungen, die er in der That von ihm erhalten hat, stammen erst aus etwas späterer Zeit.

Selten wird einem reich begabten, für seine Studien begeisterten Jüngling das gleiche Glück wie Ernst Curtius zutheil werden, eine Reihe hochbedeutender Lehrer zu finden, deren Eigenart und Lehre so ganz den natürlichen Anlagen und Zielen des Schülers entsprachen, seinen Sinn von Anfang an auf das Ganze der Alterthumswissenschaft, vor allem der griechischen Cultur, richteten. Dazu kam noch eine weitere glückliche Fügung. Ehe noch Curtius' akademische Studien den üblichen Abschluß gefunden hatten, gewährte ihm das Glück zu den reichen Lehrjahren nicht

Digitized by Google

minder reiche Wanderjahre, die ihn in den Mittelpunkt seines geistigen Lebens und Strebens führen sollten. Brandis hatte den durch Schelling vermittelten Antrag angenommen, dem jungen König Otto von Griechenland für einige Jahre wissenschaftliche Vorlesungen zu halten und ihn in den Unterrichtsangelegenheiten des Königreichs zu berathen. Da er mit seiner ganzen Familie nach Athen übersiedeln sollte, forderte er den ihm in Bonn lieb gewordenen Curtius auf, ihn als Hauslehrer seiner ältesten beiden Söhne zu begleiten. Was hätte dem jungen Philhellenen erwünschter sein können? Im November 1836 brach er von Berlin auf, wo zuletzt auch Geibel sich eingefunden hatte, und am 1. Januar 1837 verließ die ganze Gesellschaft Frankfurt und fuhr zu Lande im selbsterworbenen gewaltigen Postomnibus, der gelegentlich in Thorwegen stecken blieb, nach Ancona, dann mit der einzigen damals vorhandenen Schiffsgelegenheit nach Athen. Dort trafen sie im März ein.

Fast vier Jahre hat Curtius in Athen zugebracht. Das Haus des Cabinetsraths Brandis vereinigte allwöchentlich zu gemeinsamer Lectüre und Unterhaltung alles, was damals in Athen geistiges Leben vertrat, sowohl die in Athen ansässigen Fremden (z. B. die Gelehrten Ludwig Roß und H. N. Ulrichs, die Architekten Schaubert und die Gebrüder Hansen) und die gelegentlichen Besucher, wie die besten der Einheimischen, die großentheils an der neu gegründeten Universität thätig waren. Curtius lebte sich in die griechische Sprache und den Verkehr mit den Griechen völlig ein. Seine eigenen Studien widmete er zumeist dem Geographen Strabon und Pausanias' Beschreibung von Griechenland. Athen ward ihm in jedem Winkel vertraut; die Sommermonate führten entweder in die neu aufblühende Hafenstadt Piräeus oder in das wasser- und baumreiche Kephissia, von wo die Abhänge des pentelischen Marmorgebirges so leicht erreichbar waren. Aber auch weiter ward keine Gelegenheit ungenutzt gelassen, die griechischen Landschaften und Inseln aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Manche dieser Ausflüge machte er in Brandis' Begleitung. Aber ein besonderes Glück begegnete ihm, als er schon im ersten Jahre seines griechischen Aufenthaltes sich Karl Ritter, dem Geographen, auf einer Reise durch den Peloponnes anschließen durfte. In seiner Gesellschaft „lernte er wandern und übte sich nach seinem Beispiel im Verständniß der Terrainformen". In der That glaubt man an manchen Stellen von Curtius' „Peloponnesos" geradezu die eigenthümliche Sprache Ritters herauszuhören. Im nächsten Frühjahr durchwanderte er von neuem den Peloponnes mit dem feinsinnigen Uebersetzer Shakespeare's und Moliere's, dem Grafen Wolf v. Baudissin.

Bald sollte sich das athenische Leben für Curtius noch anmuthiger gestalten, als im Mai 1838 auch Geibel nach Athen kam, um bei dem russischen Gesandten die gleiche Stellung zu bekleiden, wie Curtius bei Brandis. Jetzt begannen für die beiden Freunde nach des Tages Arbeit wahrhaft attische Nächte, ergänzt durch gemeinsame Wanderungen. Der Unterricht, den Brandis der jungen Königin in griechischer Literatur zu ertheilen hatte, ward den beiden Freunden zu besonderem Antrieb, sich ganz in die attischen Dichter hineinzuleben und für jenen Gebrauch eine Reihe von Musterstücken zu übertragen. „Was wir als Gymnasiasten auf den Wällen der Vaterstadt begonnen hatten," so erzählt Curtius, „erneuerten wir jetzt auf gemeinsamen Spaziergängen, sei es an den stillen Abhängen des Ilissos, wo Sokrates die Einsamkeit suchte, sei es im Oelwald und am Rand des Kolonos, oder auf den abgelegenen Höhen der alten Felsenstadt, welche den Ausblick auf Aegina gewähren. Wir beschäftigten uns mit den Worten der Dichter, gemeinsam bestrebt, ihnen ihr Innerstes abzulauschen und dafür den deutschen Ausdruck zu finden. Abends schrieben wir die Zeilen nieder und fanden in dieser Arbeit liebevoller Nachdichtung einen unerschöpflichen Reiz." So entstand das Heftchen, das im Jahr 1840 unter dem Titel „Classische Studien" erschien, von den beiden Nachdichtern der Königin Amalia gewidmet. Für Curtius ist es charakteristischer als für Mommsen und Treitschke, daß die erste Veröffentlichung in poetischer Form erfolgte.

Als im Laufe des Jahres 1839 die Familie Brandis nach Bonn zurückkehrte, blieb Curtius, ebenso wie Geibel, noch in Athen, theils um seine Studien noch ungestörter fortsetzen zu können, theils in Erwartung einer hohen Freude. Zunächst begab er sich mit dem Jugendfreunde auf einen Ausflug nach der zierlichen Marmorinsel Paros und dem mächtigen Naxos, der „Akropole der Kykladen". Es waren wonnige drei Wochen, die die beiden hier zubrachten; ihre Stimmung leuchtet noch durch den Vortrag über Naxos, den Curtius sieben Jahre später in Berlin hielt. Nach Athen zurückgekehrt, setzten beide Freunde in gemeinsamer Wohnung nahe dem Lysikratesdenkmal ihre Studien und einen lebhaften Verkehr mit anderen Deutschen fort, bis im Frühjahr 1840 die Erfüllung jener Hoffnung eintrat. In den ersten Tagen des April traf Karl Otfried Müller, von seinem älteren Schüler Adolf Schöll begleitet, in Athen ein. Alsbald bereiste Curtius mit ihnen von neuem die „dorische Insel des Pelops", und der Lehrer ehrte den Schüler, dessen hervorragende Anlage für historisch-geographische Forschung ihm nicht entgehen konnte, durch den Antrag, für seine allgemeine Geschichte der Hellenen als einleitendes Werk die Beschreibung des griechischen Landes zu liefern. Der Plan sollte freilich in dieser Gestalt nicht zur Vollendung kommen. In den heißen Sommermonaten begleitete der des Klimas gewohnte Curtius Müller und Schöll auf jene verhängnißvolle Reise in die Bruthitze der von hellen Felswänden umstarrten Schlucht von Delphi, wo Müllers Lieblingsgott Apollon, auf dessen Schutz noch der bereits Erkrankte sicher rechnete, ihn mitten in der Arbeit mit seinen sengenden Strahlen zum Tode traf. Nur mit Mühe brachten die beiden Jüngeren den geliebten Lehrer nach Athen zurück, wo er am 1. August, bald nach der Ankunft, starb, um auf dem Felshügel Kolonos seine Ruhestätte und sein ragendes Mal zu erhalten. Es war ein ergreifender Abschluß von Curtius' athenischem Aufenthalt, der dem hinterbleibenden Schüler neue Pietätsaufgaben hinterließ. Im December desselben Jahres verließ er Athen, überwinterte in Rom, wo er den damaligen Leitern des archäologischen Instituts auf dem Capitol, Emil Braun und Wilhelm Abeken, näher trat, und kehrte im Sommer in die Heimath zurück.

Ein mehrjähriger Aufenthalt im classischen Süden, vollends in dem eben erst der Freiheit und den Anfängen der Civilisation zurückgewonnenen Griechenland, war damals wie noch auf Jahrzehnte hinaus ein seltenes Glück für einen jungen Mann. Erst die verbesserten Verkehrsmittel und reichlichere Reisestipendien haben neuerdings dieselbe Gunst größeren Kreisen jugendlicher Alterthumsfreunde vermittelt. Wenige werden unter ihnen sein, für die in gleichem Maße wie für den empfänglichen Sinn von Ernst Curtius der athenische Aufenthalt für das ganze weitere Leben und Schaffen Ziel und Richtschnur gegeben hätte. Das trat sogleich in der ersten Arbeit hervor. Es galt jetzt vor allem, die einst unterbrochenen akademischen Studien formell abzuschließen. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimath begab sich Curtius nach Berlin und, da er die Absicht hatte, sich in Halle zu habilitiren, dorthin, wo er in Böckhs Schüler M. H. Ed. Meier einen tüchtigen Kenner des attischen Staats- und Rechtslebens, wenn auch keinen K. O. Müller, fand. Am 22. December 1841, nunmehr bereits siebenundzwanzigjährig, erwarb er sich die Doctor-

Digitized by Google

würde — sein Bruder Georg, damals Berliner Student, war unter seinen Opponenten — mit einer Abhandlung über die Häfen Athens (de portubus Athenarum). Die richtige Benennung der drei Häfen des Piräeus zu finden, überließ er freilich dem trefflichen Bremer Ulrichs, einem der feinsten Topographen; dafür aber erkannte er richtig in dem beherrschenden Tafelberge der Halbinsel die Burg Munichia und stellte damit einen wichtigen Punkt in der Topographie Attika's fest.

Der junge Doctor gab zunächst die Habilitationsgedanken auf und siedelte nach Berlin über. Hier machte er am Joachimsthaler Gymnasium unter der Leitung des ausgezeichneten Schulmanns und Philologen August Meineke sein Probejahr durch, von diesem hochgeschätzt und in seinen Studien gefördert. Jedoch blieb es nicht Curtius' Absicht, bei der Gymnasiallaufbahn zu bleiben, sondern schon im Jahre 1843 habilitirte er sich als Privatdocent an der Berliner Universität. Die Herausgabe der delphischen Inschriften, deren Entdeckung und Entzifferung Müllers Tod herbeigeführt hatten, deren Abschriften aber zum größten Theil von Curtius selbst herrührten, war ein Werk der Pietät gegen den Lehrer, dessen Andenken das Buch geweiht ward (Anecdota Delphica, 1843). Der Verehrung gegen Meineke gibt eine andere epigraphische Arbeit dieses Jahres (Inscriptiones Atticae nuper repertae duodecim, 1843) Ausdruck, die mit dem charakteristischen Satze beginnt: „Nachdem ich Griechenland verlassen habe, sehe ich ein, daß ich nicht anders außerhalb Griechenlands leben kann, als indem ich auch in der Heimath fortfahre, in Athen zu leben." Das Büchlein erschien zu Meineke's Geburtstag, dem 8. December.

Wenige Wochen darauf trat ein Ereigniß ein, das tief in Curtius' ganzes Leben eingreifen sollte. Der bekannte Zoologe Professor Lichtenstein hatte den jungen Docenten, den er zufällig kennen gelernt hatte, dem wissenschaftlichen Verein empfohlen, der, auf Anregung der Prinzessin von Preußen ins Leben gerufen, allwinterlich den gebildeten Kreisen der Hauptstadt eine Reihe von Vorträgen in dem Saale der Singakademie vermittelte. Am 10. Febr. 1844 sprach Curtius dort vor einem erlesenen Publicum über die Akropolis von Athen, ein Thema, das damals, namentlich seitens eines Augenzeugen, noch den vollen Reiz der Neuheit hatte. Die anschauliche Darstellung der Oertlichkeit und ihrer Schicksale, der hohe Schwung der Begeisterung in der Schilderung der Meisterwerke eines Phidias, der poetische Hauch der mit der Erhabenheit des Gegenstandes wetteifernden Sprache ergriffen die ganze Zuhörerschaft, unter der sich Humboldt, Böckh, Ritter befanden, und machten den tiefsten Eindruck auf die anwesende Prinzessin von Preußen, die Enkelin Karl Augusts, die alsbald gegen Humboldt den Wunsch aussprach, in diesem ideal angelegten Jüngling den Erzieher für ihren zwölfjährigen Sohn zu gewinnen. Die bald unternommenen Unterhandlungen führten zum Ziel, nachdem der Prinz von Preußen die engherzigen Vorstellungen, daß nur ein geborener Preuße zu solchem Amt berufen sei, zu gunsten des freien Reichsstädters zurückgewiesen hatte. Noch im Herbst desselben Jahres trat der nunmehr Dreißigjährige, mit dem Titel eines außerordentlichen Professors ausgestattet, das verantwortliche Amt an, die Erziehung des künftigen Königs von Preußen zu leiten.

Curtius hat dies Amt über sechs Jahre lang versehen. Seine specielle Aufgabe war, den Prinzen in der Geschichte und den classischen Sprachen zu unterrichten und seine literarischen und ästhetischen Interessen zu wecken. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist ihm völlig gelungen. Es mag ja sein, daß gerade für die Natur des Prinzen ein nüchternerer, entschiedenerer, kräftigerer Erzieher noch mehr am Platze gewesen wäre; Zögling und Erzieher waren vielleicht zu ähnlich geartet. Aber jener hohe, ideale Sinn, die warme Begeisterung für alles geistige Streben, das Mitempfinden mit den edelsten Kräften seiner Nation, die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines Auftretens, genug, alle jene Eigenschaften, die dem späteren Kronprinzen, so wie er einmal war, den festen Platz in den Herzen seines Volkes erworben und ihm seinen Antheil an der Einigung der deutschen Stämme gesichert haben: sie verdankten ihre Entwicklung zum guten Theil den Lehren, dem Beispiel, der Einwirkung seines jungen Erziehers. Auch das lebhafte Interesse am griechischen Alterthum, das von Curtius auf den Prinzen überströmte, sollte in späterer Zeit reiche Frucht tragen. Dem Lehrer aber lohnte der Prinz mit der dankbarsten Anhänglichkeit, die er sein Leben lang treu bewahrte und bei jedem Anlaß in herzlicher Weise kundgab. Nicht minder gut war das Verhältniß, in dem Curtius zu den Eltern und der Schwester seines Zöglings stand. „Die Lehrer", so rühmt er selbst, „waren wie Freunde des Hauses." In den schweren Zeiten des Jahres 1848, als der Prinz von Preußen als vermeintlicher Führer der Reaction den Haß des Volkes zu tragen hatte, theilte Curtius mit den Seinen das zurückgezogene Leben einer halben Verbannung, das wohl geeignet war, ihn noch fester mit der fürstlichen Familie zu verbinden. Noch in Curtius' letzter Krankheit ließ die Großherzogin von Baden es sich angelegen sein, dem Erzieher ihres geliebten Bruders und Freunde ihrer Familie ihren herzlichen Antheil zu bezeigen.

Der wechselnde Aufenthalt der prinzlichen Familie, bald in Berlin, bald in Babelsberg, hinderte eine regelmäßige akademische Thätigkeit des jungen Professors, der aber seinerseits gern die Gelegenheit benutzte, noch diese oder jene Vorlesung bei Böckh, Ritter, Bopp zu hören, und eifrig die gemeinsamen Interessen mit seinem Bruder Georg, der damals in Berlin Privatdocent war, pflegte. Daneben betheiligte er sich an den Sitzungen der von Eduard Gerhard gegründeten archäologischen Gesellschaft und lieferte gelegentlich hübsche Beiträge zu dessen Archäologischer Zeitung, so z. B. die Aufsätze „über städtische Wasserbauten der Hellenen" (1847) und „über die Märkte hellenischer Städte" (1848), Proben und Vorläufer von Untersuchungen über glücklich gewählte Probleme aus der Geschichte griechischen Städtewesens und Städtebaues, wie sie Curtius auch später noch mit Vorliebe behandelte. Der vorhin schon erwähnte Vortrag über Naxos, 1846 in der Singakademie gehalten, wandte sich an ein größeres Publicum. Aber die beste Zeit und Kraft, die ihm sein Amt und das höfische Leben mit seinen Ansprüchen ließen, wandte Curtius an ein großes Werk über den Peloponnes, das er in geduldiger Arbeit allmählich reifen ließ.

Im Jahre 1849 war die Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm vollendet und Curtius hatte nur noch die erfreuliche und schöne Aufgabe, ihn auf die ihm selbst so liebe Universität Bonn zu geleiten und dort in die Studien einzuführen. Im nächsten Jahre schied er endgültig aus diesem Verhältniß und kehrte nach Berlin zurück, um sich wieder ganz seiner akademischen Lehrthätigkeit und seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. So gelang bald der Abschluß des zweibändigen Werkes „Peloponnesos, eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel". Der erste Band, dem Vater „zur Feier seiner fünfzigjährigen Amtsführung" dargeboten, erschien 1851, der zweite stärkere Band, Ritter und Brandis „zur Erinnerung an gemeinsame Wanderungen in Griechenland" gewidmet, schon im folgenden Jahre. Das Buch ist wohl die reifste Frucht der von Ritter angebahnten historisch-geographischen Betrachtungsweise. Zugleich erinnert es überall an Müllers Auffassungen, wie es denn ja auch als eine Abschlags-

zahlung auf jenes Werk betrachtet werden kann, das einst Müller seinem Schüler übertragen hatte. Wir besitzen keine schönere, keine den charakteristischen Eigenthümlichkeiten des so mannichfaltig gestalteten Bodens in gleichem Maße wie den wechselnden Eindrücken der geschichtlichen Ereignisse gerecht werdende Beschreibung eines classischen Landes. Man denke nur an die bald unsäglich trockenen, bald streng sachlichen, bald lebendiger schildernden, immer aber im Rahmen der Reisebeschreibung sich haltenden Werke Galls, Dodwells, des von Curtius mit Recht besonders hochgeschätzten Leake, um inne zu werden, daß Curtius' Buch nicht nur eine abgerundete und zusammenhängende Gesammtdarstellung mit weitem Gesichtskreis bietet, sondern daß in ihm ein wirkliches Kunstwerk vorliegt. Der Reisende wird daran einen fast immer zuverlässigen Führer, der Forscher einen wahrhaft fördernden Exegeten schätzen, der Laie die Harmonie des anziehenden und abwechselungsreichen Stoffes mit der schönen Form bewundern. Der „Peloponnesos" ist meines Erachtens Curtius' schönste und vollendetste Arbeit geblieben. Mit Recht hat man an ein Wort Herders über Winckelmanns Erstlingsschrift erinnert, daß „gewissermaßen immer das erste Werk eines Menschen sein bestes sein wird. Er kann nachher an Reise, an Kraft, an Gelehrsamkeit und Kenntniß sehr gewinnen; seine Morgenröthe aber und erste duftvolle Jugendblüthe liefert er im ersten Werke." Curtius selbst trug sich zeitweilig mit dem Gedanken, sein Buch durch eine ähnliche Schilderung Nordgriechenlands zu ergänzen; andere Arbeiten schoben sich dazwischen und haben diesen Plan allmählich zurückgedrängt.

Als noch am zweiten Bande des „Peloponnesos" gedruckt ward, trat Curtius am 10. Jan. 1852 zum drittenmale vor das Publicum des wissenschaftlichen Vereins mit der berühmt gewordenen Rede über Olympia. In seiner gehobenen Weise schilderte er die Rolle der Gymnastik im Leben der Hellenen und zauberte an der Hand des alten Führers Pausanias und mit Hülfe eigener Localkenntniß ein Bild der Stätte der olympischen Spiele, ihrer Tempel, ihres Statuenwaldes, ihres Festtreibens vor den Seelen der Zuhörer empor. Er schloß mit der Schilderung des Untergangs all dieser Herrlichkeit, erwähnte Winckelmanns Plan, hier Ausgrabungen zu veranstalten und die bald abgebrochenen Grabungen der Franzosen während des griechischen Befreiungskrieges: „man hörte auf zu suchen, ehe man zu finden aufgehört hatte. Von neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tages zu fördern? Was dort in der dunklen Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt doch auch für uns Olympia ein heiliger Boden und wir sollen in unsre, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude."

Die Worte entzündeten ein Feuer der Begeisterung. König Friedrich Wilhelm IV. hatte alsbald ein Scherzwort bereit, er möchte sich gleich selbst mit dem Sammelbecken an die Thür des Saales stellen. Aber wie hätte in jener lahmen, mattherzigen Zeit ein solches Werk in Deutschland zu Stande kommen können? Als im folgenden Jahre Ludwig Roß einen Aufruf zu Beiträgen für eine Ausgrabung in Olympia erließ, gingen insgesammt 787 Mark ein! Der König scheint demnach nicht dabei betheiligt gewesen zu sein. Anträge, von Curtius selbst im Verein mit Karl Ritter und Böttticher gestellt, „strandeten auf den Sandbänken der Bureaus" oder scheiterten bei dem drohenden Ungewitter des Krimkrieges. Es mußten erst andere Zeiten über Deutschland aufgehen, ehe der bloße Enthusiasmus sich in That umsetzen konnte.

Etwa um dieselbe Zeit erhielt Curtius einen anderen Auftrag, der ihn in nähere Beziehung zur Berliner Akademie der Wissenschaften brachte. Im December 1851 war der Berliner Professor Johannes Franz gestorben, der das einst von Böckh begonnene Corpus Inscriptionum Graecarum fortgesetzt und bis zum Ende des dritten Bandes geführt hatte. Der Schlußband, eine Art Nachlese, war wohl von ihm vorbereitet worden, bedurfte aber noch einer schließlichen Redaction. Diese unerfreuliche Arbeit ward auf Böckhs und Gerhards Empfehlung von der Akademie dem in epigraphischer Arbeit bereits erprobten Curtius übertragen, der seinen Theil daran — die christlichen Inschriften bearbeitete später Kirchhoff — in langsamem Fortschritt bis zum Jahre 1855 beendigte. Es ist wohl unter allen seinen Arbeiten diejenige, die am wenigsten seiner Natur entsprach und am meisten Entsagung von ihm forderte. Der beste Lohn war seine Wahl zum Mitglied der Akademie im Jahre 1853. Die große Abhandlung „zur Geschichte des Wegebaues bei den Griechen", mit der er sich dort im nächsten Jahre einführte, reich an Thatsachen und Ideen, setzte die älteren verwandten Arbeiten auf diesem Grenzgebiet von Antiquitäten und Kunst in trefflichster Weise fort.

In dieser Arbeit finden sich gelegentlich Anknüpfungen an Karl Böttticher, dessen „Tektonik der Hellenen" in jener Zeit ihren Abschluß erhielt. Voller und deutlicher tritt diese Einwirkung in der Schinkelrede „über die Kunst der Hellenen", die Curtius am 13. März 1853 im Architektenverein hielt, zu Tage. Dem heutigen Geschlecht erscheint es unfaßbar, daß jenes schwerfällige, aber hochbedeutende Erzeugniß mühsamster Geistesarbeit eines von Schinkel und Otfried Müller begeisterten Autodidakten damals auf die besten Forscher einen solchen Einfluß ausüben konnte. Es ist freilich leicht, Böttichers Ansichten von der Parthenogenesis und der bloß in Verfall bestehenden Entwicklung der griechischen Baukunst als durchaus unhistorisch und unhaltbar zu erkennen, wie sie denn auch durch die neueren Entdeckungen und Forschungen völlig widerlegt sind. Aber Böttichers Anschauung von der Bedingtheit des Tempelbaues durch den Cultus und vor allem sein Grundgedanke, daß das eigenthümliche Merkmal griechischer Baukunst und griechischer Kunst überhaupt in dem Streben nach einer Congruenz von Inhalt und Form bestehe („des Körpers Form ist seines Wesens Spiegel; durchdringst du sie, löst sich des Räthsels Siegel"), dieser Gedanke birgt in sich eine tiefe Wahrheit, und an dieser, die seinem eigenen philosophischen und künstlerischen Empfinden ganz sympathisch war, hat Curtius mit gutem Grunde bis zum Ende seines Lebens festgehalten.

Eine eigenthümliche Untersuchung jener Zeit mag hier noch Erwähnung finden, die symbolische Deutung des Harpyienmonuments von Xanthos und seiner beflügelten „eileibigen" Todesgöttinnen. Curtius trug sie in der Winckelmannssitzung der Archäologischen Gesellschaft vom 9. December 1854 vor und ist der Deutung der Eiform als eines Keimes neuen Lebens, mit anderen Worten der Unsterblichkeit, auch mannichfachem Widerspruch gegenüber immer treu geblieben.

Die trockene Arbeit an der Inschriftensammlung fiel mit der Zeit zusammen, in der Curtius sich seinen Hausstand begründete. Seiner Ehe mit der Wittwe seines Freundes und Verlegers Besser, einer geborenen Reichhelm (eine andere Schwester Amalie war die Frau seines Bruders Georg) entsproß ein Sohn, Friedrich, bei dem Prinz Friedrich Wilhelm die Pathenstelle übernahm. Jedoch überlebte die Mutter die

Digitized by Google

Geburt des Sohnes nicht lange. Einige Zeit darauf heirathete Curtius seine Schwägerin Clara Reichhelm, die fortan alle seine Interessen und Arbeiten theilte und zusammen mit dem Gatten in dem zunächst recht bescheidenen Hauswesen in der Linkstraße freundliche Gastlichkeit übte.

Inzwischen hatte das Buch über den Peloponnes die Aufmerksamkeit der Leiter der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig, Karl Reimer und Salomon Hirzel, auf den Verfasser gelenkt. Seit einigen Jahren gab diese Buchhandlung unter der Leitung der Philologen Haupt und Sauppe eine Sammlung von Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen heraus, die bestimmt waren, das Interesse an den Classikern über die Schule hinaus in weiteren Kreisen zu erhalten oder zu beleben. Karl Reimer, der älteste Sohn des berühmten Berliner Buchhändlers Georg Reimer, des Freundes Schleiermachers, war eine der bedeutendsten, durchgebildetsten und energischsten Persönlichkeiten unter den vielen bedeutenden Verlegern, deren sich Deutschland damals rühmen konnte. Es war sein eigenster Gedanke, jene Sammlung von Classikerausgaben durch eine Reihe von Handbüchern zu ergänzen, für die er die geeigneten Verfasser ganz nach eigenem Urtheil auswählte. Wie er sich für die römische Geschichte Theodor Mommsen, seinen späteren Schwiegersohn, ausersah, so übertrug er die griechische Geschichte dem Verfasser des „Peloponnesos". Das war die Curtius' Geschmack ganz zusagende Aufgabe, der er sich neben der halbmechanischen Arbeit an den Inschriften widmen konnte und auf die er sich auch durch Vorlesungen über alte Geschichte vorbereitete.

Aus den Vorbereitungen zu dem Geschichtswerk ging die kleine Untersuchung über „die Jonier vor der ionischen Wanderung" (1855) hervor, seinem Bruder Georg gewidmet. Wie einst Otfried Müller den dorischen Stamm in den Mittelpunkt der griechischen Völkergeschichte gestellt hatte, so erschienen nun dem Schüler die Jonier als der wichtigste Stamm der griechischen Nation. Er wies ihr Vorkommen schon in alten ägyptischen Urkunden nach, und indem er ihre ursprüngliche Heimath nicht auf der europäischen, sondern auf der asiatischen Seite des ägäischen Inselmeeres suchte, sie von da nach der europäischen Küste übersiedeln und von hier erst später die sagen. „ionische Wanderung", in der That eine Rückwanderung in die alte Heimath antreten ließ, glaubte er die Lösung vieler räthselhafter Erscheinungen gefunden oder wenigstens richtig angebahnt zu haben. Die Bedeutung der Untersuchung zeigte sich in dem eifrigen Kampfe, der sich über diese Frage entspann. Die heutige Forschung ist meistens zu wesentlich abweichenden Ergebnissen gelangt, Curtius selbst hat mit geringen Aenderungen an seiner Ansicht festgehalten.

Süddeutsche Architektur und Ornamentik im 18. Jahrhundert.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich unter den prachtliebenden beiden vorletzten Wittelsbachern in dem Wirkungsgebiete der bayerischen Hauptstadt eine künstlerische Thätigkeit, die sowohl durch die große Anzahl, wie durch die hohe Vollendung der Arbeiten München zu einem Mittelpunkt der Kunst erhob, ähnlich wie er sich hier in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts herausgebildet hat. Aber während heute die Malerei die führende Rolle hat und in dem Ueberwiegen der Ateliererzeugnisse vergebens der einheitliche Zug zu suchen ist, blühte vor 150 Jahren die bildende Kunst noch im geschlossenen Architekturrahmen des Barocco und Rococa, der — abgesehen vom nüchternen „Zopf" — letzten echten, lebensfrisch geborenen Stile.

Unsre Zeit hat in Ermangelung einer eigenen festen Kunstrichtung wenigstens das nicht zu unterschätzende Verdienst, jedem geschichtlich gewachsenen Stile Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Statt neu zu bilden katalogisiren und sammeln wir, statt der Musen herrschen die Museen. Unterstützt und gehoben wird dieser an Stelle des Schaffensdranges getretene Studientrieb durch die Errungenschaften der heutigen Technik, namentlich durch die Photographie und ihre Zweiggebiete. Erst durch sie haben wir gelernt, genau und objectiv zu sehen, haben dadurch eine bis ins Einzelne gehende Kenntniß der alten Bauweisen gewonnen und daraus eine Kunstübung entwickelt, in ihnen nachzuempfinden, die unsre Nachbildungen von den Urbildern kaum unterscheiden läßt.

Und so ist auch an Stelle der früheren Verachtung der „wälschen" Kunst des vorigen Jahrhunderts längst eine Berücksichtigung, Werthschätzung, Liebe, Verehrung, ja Begeisterung getreten, die in immer steigender Folge uns zu einem genauen Studium der Erzeugnisse von 1700—1770 gedrängt hat und damit das Gebiet unsres eigenen Kennens und Könnens erweitert. Für die Zeit der Kurfürsten Max Emanuel und Karl Albert hat uns Otto Aufleger[1]) mit einem Studienmaterial versehen, das uns in den Stand setzt, aufs intimste und zuverlässigste uns in die glanz- und prachtvollen Schöpfungen einer höfischen und feudalen Kunst zu versenken, die ein unverfälschter Ausdruck fürstlicher, ja wahrhaft kaiserlicher Bestrebungen ist. Der unerfüllbare Ehrgeiz der beiden Fürsten, die sich für ihr Land unglücklicherweise eine Großmachtstellung erträumten und dafür unsägliche Kriegswirren erlebten, verhinderte es leider, daß ein in sich abgeschlossenes Bauwerk auf uns gekommen ist, das an Größe den Vergleich mit den Schlössern von Ansbach, Bruchsal, Würzburg aushalten könnte. Aber was Max Emanuel in Schleißheim geplant hat, sollte Versailles möglichst nach übertreffen. Das von ihm wirklich geschaffene Lustschloß zeigt die bereits ins Zierliche hineinspielenden Formen des sich seinem Ende nähernden Barocco. Das Reizend-intime des Racoco wirft gewissermaßen schon seine Schatten voraus. Seine Künstler waren dabei Zuccali und Effner.

Voll entfaltet zeigt sich das Rococo in den acht sog. reichen Zimmern der hiesigen Residenz, die nach einem Plane und einem durch Brand zerstörten Bau seines Vaters von Karl Albert 1730 bis 1737 in den glücklichen Friedensjahren seiner Regierung erbaut wurden. Sie wirken in ihrer fein abgestimmten Folge wahrhaft vornehm und doch anheimelnd und lassen schon die Meisterhand desjenigen vermuthen, der den schönsten bayerischen Kunstschöpfungen jener Zeit den Stempel seiner zarten Empfindung und Genialität aufgedrückt hat: François Cuvilliés.

Unzweifelhaft von ihm rührt das unübertroffene Juwel eines lauschigen Fürstenschlößchens her, die Amalienburg im Nymphenburger Schloßgarten. Sie wurde von 1734 bis 1739 fertiggestellt und besteht eigentlich nur aus fünf Zimmern in einem Geschosse; das Ganze beherrscht von dem mittleren runden Spiegelsaal, mit Recht in seiner lustigen Farmgebung und duftigen, zweitönigen Farbenstimmung — Silber auf Strohgelb — das zarteste Kabinetstück des vorigen Jahrhunderts auf deutschem Boden genannt.

Unter, neben und auch gegenüber den genannten drei Künstlern war während jener 25 Jahre zwischen den beiden Erbfolgekriegen eine ganze Schaar tüchtiger, ja hervorragender Bildhauer, Stuccateure, Maler, Schnitzer und Schreiner thätig, deren Namen und Leistungen unermüdlichen archivalischen Studien, namentlich eines K. Traut-

---

[1]) Otto Aufleger, Süddeutsche Architektur und Ornamentik im 18. Jahrhundert. 10 Bände Folio, 280 Lichtdrucktafeln. München, K. Werner, 1892—1894.

mann, wieder ans Licht zu ziehen gelungen ist. Von ihrer außergewöhnlichen Leistungsfähigkeit zeugt noch heute eine große Reihe von kirchlichen und weltlichen Bauwerken innerhalb und außerhalb Münchens. Von ersteren namentlich die Theatinerkirche, die mit dem Namen Cuvilliés wieder verknüpft ist, und die schwung- und prunkvolle Johanniskirche der Gebrüder Asam. Von letzteren das originelle Asamhaus nebenan an der Sendlingerstraße, die Palais der Frau von Ingelheim (jetzt erzbischöfl. Palast), der Gräfin Porzia (jetzt Museum), des Grafen Toerring (jetzt Hauptpost), die zwei Palais des Grafen Preising (in der Pranner- und Residenzstraße) und viele andere Wohnhäuser der Großen und Bürger.

Außerhalb Münchens sind namentlich zwei Kirchen hervorzuheben: die Hofkirche zu Fürstenfeld bei Bruck und die Klosterkirche zu Dießen am Ammersee; beides Pracht- und Glanzstücke des gewaltigen, im sogen. Jesuitenstil sich äußernden Aufschwungs der Weltmachtstellung der Kirche. Das erste Bauwerk ist von Viscardi 1701 begonnen und, nachdem der Bau von 1705 bis 1717 infolge der Kriegswirren stillgelegen hatte, von Ethenhofer mit Hülfe von italienischen Stuccateuren vollendet. Der Künstler der anderen Kirche ist bis jetzt unbekannt geblieben. Erbaut wurde sie von 1720 bis 1739, vollendet durch Joh. Mich. Fischer aus München. Das System haben beide von dem edlen Vorbild der hiesigen Michaelskirche genommen. Einen besonders reichen Schmuck bergen sie in ihren Altären, Kanzeln, Gittern, Emporen ꝛc., die in vollen Acorden die reiche Tonweise des Rococo singen.

In noch höherem Grade predigt dieselbe künstlerische Fröhlichkeit das Innere der Klosterkirche zu Ottobeuern, eine Schöpfung schwäbischer Kunst, nicht weit von der alten Reichsstadt Memmingen. Hier haben der Stuccateur Feichtmayer, die Maler Gebrüder Zeiller, Bildhauer und Holzschnitzer Christian und Hörmann von 1737 bis 1760 ein Werk geschaffen, das in seiner aufgelösten Architektur, in seinem überschwänglich reichen Stuck- und Bildhauerschmuck und in seiner glänzenden Holzarbeit als ein Unicum bezeichnet werden darf. So wurde es mit Recht in die Mustersammlung aufgenommen, trotzdem es außerhalb des Kreises der kurfürstlichen Bauthätigkeit liegt.

Mit demselben Rechte wurde dem Werke eine Wiedergabe von Altären und Skulpturen des Münsters zu Salem, der alten Cisterzienser Reichsabtei unweit von Ueberlingen am Bodensee, einverleibt. Denn diese Bildwerke geben ein sehr interessantes und lehrreiches Beispiel des geschlossenen, aber auch kalt wirkenden Zopfstils, wie er sich von 1770 im Gegensatz zu dem erschöpften Rococo zu entwickeln beginnt. Die meisterhaft in Alabaster und Marmor ausgeführten Arbeiten des Bildhauers Joh. Dürr tragen in der Abteikirche ein um so eigenthümlicheres Gepräge, als der Raum im übrigen die herben, schlichten Formen der Gothik gegen Anfang des 14. Jahrhunderts zeigt.

Dies ist im großen und ganzen der Inhalt der reichen Sammlung. Die künstlerische Wiedergabe der Gesammtbilder wie der Einzeltheiten ist durchweg von außerordentlicher Feinheit, sowohl in den Aufnahmen des Herausgebers, wie in den tadellosen Albert'schen Lichtdrucken. So zeugt das Werk abermals von der bewährten hohen Leistungsfähigkeit des hiesigen Kunstverlags. Die zweiten und dritten Auflagen einzelner Bände beweisen, wie sehr es in seiner Güte anerkannt worden ist. Und sicherlich wird beim Studium des Werkes der Liebhaber stets frischen Genuß, der Kunstkenner ungetrübte Freude, der schaffende Künstler eine Fülle der Anregung und des Geschmackes finden.

Fr. W. Rauschenberg.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. **Grundriß der Psychologie** von Wilh. Wundt. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1896. M. 6.— Kurze Zeit ist verflossen, seitdem die 4. Auflage der umfangreichen „Grundzüge der physiologischen Psychologie" und die zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele" erschienen sind. Nun läßt der Altmeister der modernen Psychologie, W. Wundt, diesen bestimmten Zwecken dienenden Werken einen „Grundriß der Psychologie" folgen, der zunächst als Leitfaden für Wundts Zuhörer bestimmt ist. Den Unterschied des neuen Buches von den älteren Werken charakterisirt Wundt selbst im Vorwort: „Ist demnach der Gesichtspunkt der Behandlung in den „Grundzügen" hauptsächlich von den Beziehungen zur Physiologie, in den „Vorlesungen" von philosophischen Interessen bestimmt worden, so sucht dieser Grundriß die Psychologie in ihrem eigensten Zusammenhang und in derjenigen systematischen Anordnung, die nach meiner Ansicht durch die Natur des Gegenstandes geboten ist, zugleich aber unter Beschränkung auf das Wichtigste und Wesentlichste, vorzuführen." Das Erscheinen des „Grundrisses" ist um so freudiger zu begrüßen, als es bisher an einem übersichtlichen und doch wissenschaftlich gehaltenen Compendium der Psychologie gefehlt hat; das Buch O. Külpe's, eines Schülers Wundts, weicht in allen Punkten von den Wundt'schen Ausführungen ab und erscheint auch für eine Einführung in die Psychologie nicht zulässig genug, des Referenten kleines Büchlein „Psychologie im Umriß" dient nur ganz popularen Zwecken und macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch. Wundts neue Psychologie zeichnet sich in manchen Punkten vor den älteren Werken des Philosophen aus. In erster Linie bemerken wir noch mehr Klarheit und Präcision als bisher. Erklärlich ist dies leicht, wenn man bedenkt, daß Wundt gerade in letzter Zeit Gelegenheit hatte, in verschiedenen (in den „Philosophischen Studien") publicirten Abhandlungen auf die Einwände und Angriffe von Gegnern zu antworten. Gleich in der Einleitung des „Grundrisses", wo die Aufgabe der Psychologie bestimmt wird, zeigt sich diese Zunahme an Klarheit und Schärfe, ferner in den Ausführungen über Association, Aufmerksamkeit und Apperception, über das Verhältniß von Gefühl und Willen, von äußerer und innerer Selbstbeobachtung, welche beide als die zwei Seiten einer und derselben Erfahrung bestimmt werden. Der Actualitätsbegriff wird für die Auffassung der Seele streng betont; das Wesen der Seele besteht in der unmittelbaren Wirklichkeit der seelischen Vorgänge selbst. Zum erstenmale finden wir auch eine weitergehende und befriedigende Aufklärung über das Verhältniß der psychischen Causalität mit dem sie beherrschenden Gesetze des „Wachsthums der Energie" zur physischen Causalität und dem Gesetze der Erhaltung der Energie. Bekanntlich ist Wundt einer Inconsequenz u. dgl. bezichtigt worden, weil er für das Psychische und das Physische anscheinend verschiedene Gesetzmäßigkeit statuirt hat. Dies widerstreite, sagt man, dem Principe des „psychophysischen" Parallelismus. Wundt betont nun, daß dieses Princip nur ein Hülfsprincip ist, das rein empirische, nicht metaphysische, Geltung besitzt; er zeigt auch, wie es verstanden werden muß. Ueberall wo eine bestimmte Coexistenz und Succession psychischer Vorgänge besteht, wird auch eine solche innerhalb des physischen Geschehens (vor Gehirnprocesse) zu finden sein; „von dem eigenthümlichen Inhalt der psychischen Verbindung kann aber die letztere Verknüpfung natürlich nichts enthalten". Besonders gilt dies von den Werth- und Zweckbegriffen und den mit ihnen verknüpften Gefühlseinhalten, die gänzlich außerhalb des Parallelgesetzes liegen. Auf diese Inhalte nun bezieht sich das „Wachsthum der Energie", und so erklärt sich der anscheinende Widerspruch vollauf. „Der subjective Werth eines Ganzen kann zunehmen, der Zweck desselben kann gegenüber demjenigen seiner Bestandtheile ein eigenartiger und vollkommener sein, ohne daß darum die Massen, Kräfte und Energien irgend welche Veränderungen erfahren." So eindeutig diese Ausführungen sind, so werden sie den Gegner vielleicht doch nach nicht überzeugen, deshalb, wie Referent glaubt, weil ohne erkenntnißtheoretische Begründung der Kern der Sache nicht ganz erreicht werden kann. Es sei hier nur bemerkt, daß überhaupt keinem, auch nicht einem elementaren Vorstellungsinhalt etwas parallel geht; eine Ansicht, nach der ein „roth", „süß", die Vorstellung „Haus" u. s. w. von einer bestimmten Gehirnbewegung begleitet wird, hat keinen Sinn. Denn was soll diese dem Vorstellungsinhalt „entsprechende" bestimmte Bewegung bedeuten, wozu ist sie da? Jeder Vorstellungsinhalt besteht vielmehr in und durch sich selbst, er ist das, als was er sich gibt und nichts anderes; es

existirt nur eine Welt und gibt nicht zwei Welten, eine der Vorstellungsinhalte und eine der Bewegungen. Wohl steckt aber in oder gehört zu jedem Vorstellungsinhalt ein „Wirklichkeitselement", ein bestimmtes Streben, und diesem Streben in uns geht eine bestimmte Bewegung parallel, für die äußere Erfahrung wenigstens. Für die Philosophie, die einheitliche Gesammterfahrung stellt sich dann die Bewegung etwa als die „Außenseite" oder „Objectivation" des psychischen Vorgangs, des Strebens selbst, dar. Dies nur als Ausblick auf den wahren Zusammenhang der Empfindungen und Vorstellungen mit den physischen Vorgängen als Ergänzung zu den Wundt'schen Ausführungen. — Ein Capitel „Die psychische Entwicklung des Kindes", ein anderes, betitelt „Die Entwicklung geistiger Gemeinschaften", berichtet Wundts frühere Darstellungen um so manches. In der Lehre von den Empfindungen, vom Zeitsinne, von den ästhetischen Elementargefühlen u. a. m. hat Wundt die letzten Ergebnisse der experimentellen Forschung verwerthet. So repräsentirt das neueste Werk aus der Feder des unermüdlichen Gelehrten den jüngsten Stand der psychologischen Arbeiten und ist um so mehr geeignet, in die Psychologie einzuführen, als es wirklich lesbar ist, was man nicht von allen Lehrbüchern sagen kann. Die treffliche Ausstattung und der äußerst übersichtliche Druck des Buches ergänzen harmonisch den inneren Werth desselben. Möge dasselbe einen recht großen Leserkreis finden!

a Die Römerfunde und die römische Station in Mais (bei Meran) von Dr. B. Mazegger. Mit einem Titelbild, gezeichnet von W. Hymer, 26 Abbildungen, gezeichnet von A. Reidmayr, und 1 Karte. 3. Auflage. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung 1896. — In der vorliegenden Schrift bietet der Verfasser eine neue, vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage seiner in ein Buch vereinigten früheren Broschüren: „Römerfunde in Obermais bei Meran und die alte Maja-Veste", „Die Maja-Frage" und „Weitere Studien über die Maja-Frage", und damit ein Werklein nicht bloß von localem, sondern von allgemein archäologischem Werthe. Auf gemd langjähriger Forschungen und Arbeiten mit dem Spaten gelangt er zu interessanten Ergebnissen. Die römische Statio Majensis, welche zwar weder auf der Peutinger-Tafel noch im Antoninischen Itinerar, wohl aber auf einer, aus einem Dianatempel bei Töll stammenden ara genannt wird, suchte man nämlich früher in Mais, bis verschiedene Forscher sie plötzlich in die Oberstadt von Meran verlegten, während der Verfasser von jeher ihre Lage in Mais vertheidigt hat. Auf grund der im letzten Jahrzehnt gemachten Ausgrabungen und Funde, namentlich der Gebäudereste, weist er nun noch, daß sowohl in Obermais — und zwar in der Flur Lazag — wie in Untermais — an der Straße nach Bozen, um die Pfarrkirche St. Vigil bis über die Villa Strasoldo hinaus — römische Ansiedelungen bestanden haben, deren Entdeckung die frühere Meinung hinsichtlich der Oertlichkeit der Statio Majensis rechtfertigt, wogegen aus Meran kein anderer Römerfund als Münzen bekannt ist. — Die zweitälteste, zugleich die erste schriftliche Benennung von Mais bringt Arbeo's Vita Corbiniani als castrum Majanse und urbe und erst 931 in einem Diplom König Heinrichs I. wird das Dorf Majes erwähnt. Um das Verschwinden von Maja im 8. Jahrhundert zu erklären, hat man eine Verschüttung des Ortes durch einen Bergsturz zu Hülfe genommen; Dr. Mazegger glaubt nicht an eine solche Katastrophe, sondern an näherliegende Ereignisse, an wiederholte Muhrbrüche des Raifbaches. Alle seine Darlegungen klingen so ungezwungen und einfach und erhalten durch die Ausgrabungen und Funde so triftige Bestätigung, daß sie vollkommen glaubhaft erscheinen, ebenso wie sein Nachweis, daß von den vielen angeblichen Römerbauten in der Umgebung von Meran nichts römischen Baumeistern die Entstehung verdankt als ein Pfeiler der Etschbrücke in Steinach, zwei Straßenstrecken in deren Nähe und möglicherweise der Pulverthurm am Küchelberg. Es ist höchst dankenswerth, daß die archäologische Forschung in wissenschaftlicher Weise mit solchen Meinungen aufräumt; zu wünschen wäre nur, daß einer weiteren Auflage ein namentliches Inhaltsverzeichniß beigegeben und eine sorgfältige Correctur durchgeführt werde, indem sich z. B. auf Seite 23 in einer Zeile die Druckfehler finden: Cnvelinenn statt Coveliacas, Avodinco statt Abodiuco, Epfach statt Epfach, Adnovnn statt Ad Novas.

* Fernsprechen im Fahren. Auf der New-York mit Brooklyn verbindenden großen Brücke sind erfolgreiche Versuche angestellt worden, von dem fahrenden Bahnwagen aus die zu den Brückenstationen hin eine Verständigung durch Fernsprecher zu ermöglichen, was zur Vermeidung von Gefahren, die durch Nebel oder sonstige Umstände hervorgerufen werden, sehr wichtig sein kann. Längs der Brücke war eine Oberleitung vorhanden, welche den Strom für die elektrische Beleuchtung der Züge lieferte. Diese Leitung wurde für die Versuche benutzt. An dem Wagen befand sich eine Contactstange, welche ähnlich den Contactstangen der elektrischen Straßenbahnwagen den Strom der Oberleitung entnehmen sollte. Am oberen Ende der Contactstange war statt der gewöhnlichen Rolle eine Contactbürste angebracht, welche sich aus einer Anzahl von mehrfachen Kupferbürstenplatten und zwischengeschalteten Gummiplatten zusammensetzte. Das weiche Gummi der letzteren sollte alle durch die Reibung der Bürste an der Oberleitung verursachten Nebengeräusche beseitigen. Von der Bürste ging eine Leitung an der Stange herab zu dem im Wagen aufgestellten Fernsprecher. Als Rückleitung diente die eine Schiene, indem ein Draht die Verbindung zwischen dem Fernsprecher und der Contactbürste über einem Laufrade herstellte. Während der Fahrt war es möglich, die Unterhaltung durch den Fernsprecher mit den Brückenstationen ununterbrochen zu führen. Die gleitende Contactbürste bewährte sich, wie „Scientific American" mittheilt, so vortrefflich, daß die Reibung an der Oberleitung kaum wahrgenommen wurde. Zu Folge der gelungenen Versuche sollen die Wagen mit Fernsprechern nebst Zubehör ausgerüstet und längs der Brücke eine eigene Leitung zur Stromzuführung gelegt werden.

* Zur Paßfrage für den XII. Internationalen medicinischen Congreß in Moskau (vergl. Beil. Nr. 174) schreibt die „Med. Reform": „Daß eine solche „Frage" überhaupt erst zu regeln ist, könnte vielleicht als Beweis dafür gelten, daß Rußland für internationale Congresse noch nicht recht geeignet ist. Wie uns zuverlässig mitgetheilt wird, ist die günstige Lösung dieser Frage buchstäblich nur in Bezug auf die ärztlichen Congreßtheilnehmer zu erwarten. Die Aerzte haben bisher vielfach ihre Frauen zu den Congressen mitgenommen, und vorläufig sind für die Frauen der jüdischen Aerzte die für Juden überhaupt geltenden Beschränkungen des Eintritts in das heilige Rußland nicht aufgehoben. Es soll auch wenig Aussicht dazu vorhanden sein." Sollte es wirklich, möchten wir entgegnen, für einen wissenschaftlichen Congreß von Bedeutung sein, ob ihn Frauen jüdischer Theilnehmer als Gelegenheit zu einer Vergnügungsreise benutzen dürfen, oder nicht?

* Ueber den Verfall des Jardin des Plantes wird der „Köln. Ztg." aus Paris geschrieben: Von allem höflichen Blödsinn, den Li-Hong-Tschang den Franzosen zum besten gegeben, gebührt die Krone unstreitig seinem uneingeschränkten Lobe des Pariser Zoologischen und Botanischen Gartens. Der Jardin des Plantes ist nämlich thatsächlich im Verfall begriffen. Die Summe, die dafür das Budget auswirft, klingt zwar hoch genug, 980,000 Francs; aber sobald daraus die Kosten für die Treibhäuser, der Unterhalt der Beamten und Thiere, die Gehälter der Professoren u. s. w. bestritten sind, bleibt für den Neuankauf von Thieren nur die kleine Summe von 60,000 Francs übrig. Seit fünf Jahren schon fehlt es an einem Nashorn, es kostet 20,000 Francs, und demnächst wird auch das einzige Nilpferd das Zeitliche segnen. Die Käfige der Raubthiere und Raubvögel befinden sich in schadhaftem Zustande, und verschiedene Alleen erregen mit ihren altersschwachen Bäumen, die aus Geldmangel nicht abgelöst werden können, geradezu Mitleid. Woher nun neue Mittel schaffen? Auf Betreiben des Directors hatte sich Bourgeois als Premierminister für den Garten persönlich interessirt und Abhülfe versprochen; aber seine Versprechen wurden mit seinem Sturze begraben, und nunmehr droht unter Mélines, dem Naturfreunde, sogar eine Minderung des Budgets um 25,000 Franken. Der einzige Ausweg wäre die Erhebung eines Eintrittsgeldes; es würde nicht allein die Casse des Gartens füllen, sondern endlich einmal ihm ein anderes und besseres Publikum zuführen. Augenblicklich steht der Besuch des Gartens als Nationaleigenthums allen unentgeltlich offen, daher er denn das Stelldichein des gesammten arbeitscheuen Pariser Pöbels bildet, der dort seine Zeit verbringt, die Thiere neckt, die Pflanzen ausreißt und den Garten für das gebildete Publikum fast unzugänglich macht. Indessen wer hat den Muth, in der Kammer die Verrechte des Volkes beschneiden zu wollen? Wer die Unentgeltlichkeit des Besuchs angreift, würde sofort damit eines bessern belehrt werden, daß das Volk schon im Budget seinen Besuch mit fast einer Million Franken zahlt, und wer auf den Charakter des Besuchspöbels hinwiese, würde die Antwort erhalten, daß dieser Charakter eben durch den bildenden Einfluß des Gartens gehoben werden solle.

Digitized by Google

* **Bonn.** Der Gastbesuch der Vorlesungen durch Frauen ist nunmehr durch einen neuerdings ergangenen ministeriellen Erlaß auch für die rheinische Hochschule eingeführt worden, und zwar hat das Universitätscuratorium die Genehmigung zum Besuch der Vorlesungen durch Frauen auf deren Antrag zu ertheilen, nachdem zuvor durch den Rector die Prüfung aller Erfoderniße, namentlich auch einer genügenden Vorbildung, und das Einverständniß der betreffenden Lehrer erfolgt ist. — Der Senior der Universität, Consistorialrath Prof. Dr. Wilhelm Ludwig Krafft, beging am 1. August die Feier der Vollendung seines 100. Bonner Docentensemesters und zugleich die seines 50jährigen Licentiatenjubiläums. — Der von der Universität Freiburg hieher berufene Professor v. Lilienthal, der soeben in langwierigem Processe das Recht auf seinen Adelstitel siegreich behauptet hat, wird, der „Hess. Landesztg." zufolge, durch Prof. v. Savigny, bisher an der Universität Freiburg i. d. Schw., ersetzt werden.

* **Jena.** In der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Karl Kippenberger aus Siegen mit einer Probevorlesung über gerichtlich-chemische Erörterungen zur Frage der sogenannten Leichen-Alkaloide.

* **Graz.** Unter besonderer Anerkennung der bisherigen lehramtlichen Thätigkeit des Hofraths Dr. Ferdinand Bischoff, Professors der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte und des deutschen Privatrechts, hat das Unterrichtsministerium gestattet, daß derselbe auch im 71. Lebensjahre in seiner bisherigen Stellung an der hiesigen Universität verbleibe.

* **London.** Ja Queen's Hall, wo noch eben die Socialisten tagten, wurde am 3. August der alle 5 Jahre stattfindende Internationale Homöopathische Congreß eröffnet. Die früheren Congresse fanden in Philadelphia (1876), London (1881), Basel (1886) und Atlantic City (Ver. St., 1891) statt. Präsident des jetzigen Congresses ist Dr. Dudgeon. Vorträge werden in den öffentlichen Sitzungen nicht gehalten. Die angenommenen Abhandlungen werden gedruckt unter die Theilnehmer des Congresses vertheilt. Dann gelangen sie zur Debatte, die von vorher bestimmten Mitgliedern eröffnet wird. Diese dürfen nicht länger als 15 Minuten, die übrigen Theilnehmer nicht länger als 10 Minuten sprechen. Auch die Theorie wird also wohlweislich in homöopathischen Dosen verabreicht. Von deutschen Homöopathen wohnen u. a. dem Congreß bei: Dr. Kaslu von Karlsbad und Dr. Kidner von Potsdam.

* **Riga.** Der X. archäologische Congreß wird der „Petersb. Ztg." zufolge vom 13. bis zum 27. August dauern, und die Tage vom 27. August bis 1. September sind für Ausflüge bestimmt; einer der Ausflüge wird gar nach Königsberg und Marienburg in Preußen unternommen, aber nicht, wie anfangs in Aussicht gestellt war, auf einem deutschen Kriegsschiff, sondern per Eisenbahn, wobei den Theilnehmern Fahrpreisermäßigungen und eine Erleichterung für die Erlangung von Reisepässen zutheil werden sollen. Die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde ihrerseits veranstaltet für die Congreßgäste eine Excursion nach Treiden an der livländischen Aa; hier sollen einige, allem Anschein nach sehr gut erhaltene Heidengräber aufgedeckt und außerdem drei bei Treiden befindliche sog. Bauernburgen, deren auch der Chronist Heinrich v. Lettland öfters gedenkt, unter kundiger Führung eingehender besichtigt werden. — Die archäologische Ausstellung wird in den Räumen der Großen (St. Marien-) Gilde stattfinden und folgende Gruppen umfassen: prähistorische Gegenstände (namentlich Grabfunde u. s. w.), Waffen, Silbergeräthe, Münzen, Siegel und Urkunden. Der für diesen Zweck in deutscher Sprache verfaßte Katalog, mit einer Einleitung des Prof. Dr. R. Hausmann in Dorpat über baltische Archäologie versehen, trägt einen durchaus wissenschaftlichen Charakter und wird in systematischer Anordnung so ziemlich alles in irgend welcher Beziehung beachtenswerthe enthalten, was seither überhaupt an baltischen prähistorischen Alterthümern zu Tage gefördert worden ist. Vieles von alledem wird in zahlreichen Illustrationen dargestellt. Auch der Besuch des sog. Dommuseums, wo die der Gesellschaft gehörigen Alterthümer ständig aufbewahrt werden, soll in den Congreßtagen dem Publicum freistehen und in den daselbst freigewordenen Vitrinen eine Collection alten Porzellans zur Ausstellung gelangen. Eine dritte Ausstellung, die lettisch-ethnographische auf dem Platz an der Jakobsstraße hart am Stadtgraben, wird von den lettischen Vereinen Liv- und Kurlands veranstaltet und verspricht gleichfalls recht interessant zu werden. Der Katalog dieser Ausstellung soll in russischer, lettischer und deutscher Sprache erscheinen. — Noch werden in den Congreßtagen folgende Publicationen herauskommen: der neunte Band des liv-, est- und kurländischen Urkundenbuchs von Dr. Th. Schwartz, ferner im Auftrag der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde ein Riga'sches Schragenbuch von Prof. Dr. W. Stieda in Rostock und Oberlehrer C. Mettig in Riga, dazu ein kunsthistorisches Werk über die Stadt Reval von Dr. E. v. Nottbeck und W. Neumann, und als Veröffentlichung der Gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat ein prähistorischer Atlas, bearbeitet von cand. hist. Tiska, woselbst auf zwei Karten die baltischen prähistorischen Fundorte vor und nach dem Jahre 800 bezeichnet werden sollen. — Endlich sei noch erwähnt, daß dieser Tage das Standbild Bischof Alberts, des Gründers der livländischen Colonie, zugleich des Erbauers Riga's und seines Domes, hieselbst eingetroffen ist. Einstweilen ist es im Kreuzgang des Domes untergebracht, wird aber in nächster Zeit auf dem sog. Domfriedhof an der Wand zwischen zwei Bogenfenstern der Domkirche aufgestellt werden. Das Bronzestandbild, ein Werk des Karländers Karl Bernewitz in Berlin, eines Schülers des bekannten Bildhauers Begas, wird sich auf einem steinernen Postament erheben und von einem gleichfalls bronzenen Baldachin geschützt werden. Es ist überlebensgroß. Der Bischof steht in gebieterischer Stellung da, im Ornat mit sultanreichem Ueberwurf, auf dem Haupt die Bischofsmütze, mit der vorgestreckten Rechten den Hirtenstab haltend, in der Linken das Modell der ursprünglich zweithürmig geplanten Domkirche. An dem Bildwerk wird mit Recht die Ausstellung gemacht, daß die Proportionen einzelner Körpertheile unrichtig sind. Zum Beispiel ist der linke Unterarm entschieden viel zu kurz und der Kopf im Verhältniß zur mächtigen Gestalt zu klein gerathen; auch hat das mit einer starken Falte zwischen den Augenbrauen gekennzeichnete Gesicht, wie jemand treffend bemerkt hat, nicht den Ausdruck und das Gepräge eines durchaus praktisch veranlagten, eminent thatkräftigen niedersächsischen Edelmannes um die Wende des zwölften Jahrhunderts, der Bischof Albert thatsächlich gewesen ist, sondern dasjenige eines Denkers, wie etwa Ulrich v. Huttens. Hergestellt ist das Denkmal auf Bestellung des hochverdienten Dombauvereins, eines Zweigvereins der mehrfach genannten Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen Rußlands.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 3. bis 6. August folgende Schriften eingegangen:

Börsengesetz vom 22. Juni 1896 und Gesetz betr. die Pflichten der Kaufleute bei Aufbewahrung fremder Wertpapiere vom 5. Juli 1896. Mit Anmerkung und Sachregister hgg. von Dr. H. Kunreuther. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1896. — Kaiser Wilhelm II. als Redner. Eine Sammlung der Reden des Deutschen Kaisers. Leipzig, Ang. Dieckmann. — L. v. Beckh-Widmannstetter: Rechtskämpfe seit Beginn des Jahrhunderts, erlebt von der steierischen Familie Beckh-Widmannstetter. Budapest, Koloman Rozsa u. Frau 1896. — E. Leaesi: Zur Arbeiterwohnungsfrage. Köln, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Dr. J. Sepp: Ansiedelung kriegsgefangener Slaven oder Sklaven in Altbayern und ihre Spuren. München, M. Pößl 1897. — Th. Lorentzen: Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis oder ein Blick hinter die Coulissen. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1896. — Richard v. Muth: Deutsche Dichtung in Oesterreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Wiener-Neustadt, A. Falk 1896. — Joseph Lalble: Geschichte der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung. Konstanz, E. Ackermann 1896. — Georg Habich: Die Amazonengruppe des attalischen Weihgeschenks. Berlin, Mayer u. Müller 1896. — Adels-Herold. Zeitschrift für die Interessen der Gesellschaft. Jahrg. 1896. Nr. 7. Berlin, R. Teßmer. — Joseph Rank: Erinnerungen aus meinem Leben. Mit Portrait. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 5. Bd.) Prag, F. Tempsky 1896. — Dr. F. Bachmann: Die drei Cardinalmittel der Heilkunst Hufelands. München, Schrag u. Schauer 1896. — Metaphysische Rundschau. Monatsschrift zum Studium der praktischen Metaphysik ꝛc. Hgg. von Paul Zillmann. 1. Bd. Nr. 1. Juli 1896. Berlin-Zehlendorf, Metaphysischer Verlag. — K. Neumann-Strela: Prinz Liecken. Humoristische Erzählung. 3. Aufl. Berlin, R. Goldschmidt 1896. — Reinhold Ortmann: Das Recht des Herzens. Roman. Ebd. 1896.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 8. August. Nummer 183.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ernst Curtius. II. Von Ad. Michaelis. — Katholische Seelsorge in Schwaben vor 50 Jahren. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Curtius.

Von Ad. Michaelis.

II.

Mit der Abhandlung über die Jonier und der Beendigung seines Antheils an der Sammlung der griechischen Inschriften schloß Curtius' erste Berliner Zeit. Als um Neujahr 1855 wenige Tage nach einander die beiden Vertreter der classischen Philologie in Göttingen, Karl Friedrich Hermann und Schneidewin, gestorben waren, wurden an ihre Stelle Curtius und Hermann Sauppe berufen; Curtius hatte wohl eine kurze Zeit lang gehofft, dort zusammen mit seinem Bruder Georg wirken zu können. Für Curtius hatte der Ruf noch den besonderen Reiz, in Göttingen die Traditionen seines geliebten Lehrers Otfried Müller fortsetzen zu können. War auch für die Archäologie, die Müller einst mit großem Glanz und Erfolg vertreten hatte, in Friedrich Wieseler bereits ein eigener Lehrer vorhanden, so blieben doch genug Fächer übrig, in denen Curtius in engem Bunde mit Sauppe eine reiche Wirksamkeit entfalten konnte. Als ordentlicher Vertreter seiner Wissenschaft hatte er eine weit größere Freiheit, sich in den ihm genehmen Lehrfächern auszubreiten, als in Berlin, wo er als Extraordinarius genöthigt gewesen war, mehr die von den älteren Collegen gelassenen Lücken zu ergänzen. Unter seinen Vorlesungen galt vor allen die über alte Länder- und Völkerkunde als anziehend und anregend. Hier konnte Curtius seine im „Peloponnesos" bewiesene Stärke entfalten. Neben den Vorlesungen und Uebungen ging ein sehr lebhafter Verkehr mit den Studenten her; für viele Göttinger Schüler ist die dankbare Erinnerung an den Lehrer unzertrennlich von der an den angeregten Verkehr des gastlichen Hauses, in dem neben dem Gatten auch die Frau des Hauses den jungen Leuten nahe trat. Daß es in der geschlossenen Gelehrtenrepublik der kleinen Stadt auch sonst an vielfachem belebten Verkehr mit den Collegen nicht fehlte, versteht sich von selbst. Dem Schicksal, in die Hofrathsklasse versetzt zu werden, ist Curtius entgangen.

Zwölf Jahre umspannt Curtius' Göttinger Lehrthätigkeit. Das wissenschaftliche Hauptwerk dieser Zeit ist seine „Griechische Geschichte", deren erster Band 1857, der dritte und letzte zehn Jahre später erschien. Zwei Jahre vorher, 1855, war das monumentale Werk des englischen Bankiers und Politikers George Grote, die zwölfbändige History of Greece, zum Abschluß gekommen und hatte auch in Deutschland den lebhaftesten Anklang gefunden. Grote hatte die griechische Geschichte in ihren literarischen Quellen gründlich erforscht, hatte sie mit dem praktischen Blick des geübten Politikers aufgefaßt und sich seinen vorgeschrittenen liberalen Ansichten gemäß in seiner Beurtheilung der Thatsachen ganz auf den Standpunkt der atheniſchen Demokratie gestellt. Außer den politischen Verhältnissen hatte er wohl auch die Literatur und theilweise die Religion der Griechen mit in den Kreis seiner Betrachtung gezogen; aber weder war ihm die Bedeutung der Inschriften klar geworden, noch besaß er eine lebendige Kenntniß des Schauplatzes der griechischen Geschichte, und daß die Kunst eine nicht unbedeutende Rolle in der Bildung der Hellenen gespielt hat, erfährt man, obschon Grote den Elginschen Marmorwerken so nahe wohnte, nur in gelegentlichen Andeutungen.

Curtius fühlte sich in starkem Gegensatz zu seinem Vorgänger schon durch den aristokratischen Standpunkt, auf den er sich in der Beurtheilung der griechischen Verhältnisse stellte. Grote's Stärke, der scharfe politische Blick, fehlte ihm freilich; auch lag eine kritische Sichtung und Würdigung der Quellen nicht in der Richtung seiner Studien und seiner ganzen Denkart, obschon er eine genaue Kenntniß und geschickte Verwerthung der so überaus wichtigen inschriftlichen Quellen, der sichersten Urkunden für eine genaue Kenntniß der Thatsachen und Verhältnisse, vor Grote voraus hatte. Worauf Curtius es aber vor allem absah, das war der alte Plan Otfried Müllers, ein Gesammtbild der griechischen Cultur in ihrer Entwicklung zu geben. So begegnen wir sofort den farbenreichen Schilderungen der griechischen Landschaften, die einen Glanzpunkt seiner Darstellung bilden; auch bei den einzelnen Stadtbildern, bei den Schilderungen der historischen Schlachtfelder und anderer merkwürdiger Oertlichkeiten zeigt sich die gleiche Meisterschaft. Die Hauptrichtungen und Hauptträger der Poesie und der Prosaliteratur treten uns in ebenso abgerundeten Gestalten entgegen, wie die Erscheinungen der griechischen Kunst in glänzenden Bildern an uns vorüberziehen, am glänzendsten natürlich in der Schilderung des perikleischen Athen. Auch die Entwicklung der griechischen Religion erhält bald zusammenhängende Behandlung, bald flüchtigere Streiflichter. In der politischen Geschichte sind es vielleicht allzu sehr die allgemeinen, so zu sagen sittlichen Gesichtspunkte, und andrerseits die Charakterbilder der einzelnen leitenden Persönlichkeiten, die den Leser fesseln, während eine scharfe und unparteiische Betrachtung der eigentlich politischen Verhältnisse und Entwicklungen eher vermißt wird. Curtius war wohl ein warmer Patriot, aber kein Politiker. Das Buch muß aber durchaus als Ganzes, als Gesammtbild hellenischer Volksentwicklung, als Kunstwerk betrachtet werden, wenn man ihm gerecht werden will. So hat es sich denn auch seinen festen Platz im historischen Hausschatz unsres Volkes, wie der Nachbarvölker, auch des englischen, erworben: sechs Auflagen des Originals und Uebersetzungen in die anderen Culturſprachen legen davon Zeugniß ab.

Es liegt nahe, mit diesem Werk Mommsens römische Geschichte zu vergleichen, der es als Parallelwerk an die Seite zu treten bestimmt war. Als Curtius' erster Band erschien, lagen die drei Bände, die Roms Geschichte bis

auf Cäsar führen, bereits vollendet vor. Die beiden Bücher sind so verschieden, wie die Persönlichkeiten ihrer Verfasser und wie die Gegenstände ihrer Darstellung. Auf der einen Seite Mommsen, der scharfe Kritiker, der die präcise Bestimmtheit des Juristen mit dem Weitblick des echten Historikers und einer glänzenden Combinationsgabe vereinigt, welcher keine Nachricht, kein Fetzen einer Notiz entgeht und die durch helle Beleuchtung unscheinbarer Bröckel einer sicheren Ueberlieferung unerwartetes Licht in das Dunkel zu werfen, Vereinzeltes zum Ganzen zu vereinigen weiß (man denke nur an die Schilderung des karthagischen Staates). Dazu das römische Gemeinwesen, in allem bestimmt und scharfkantig, in den Geleisen und Formen eines festen Staatsrechts sich bewegend, das der ganzen Entwicklung des weltbezwingenden Volkes sein starkes Rückgrat verleiht; und ein Volk, im Recht und in der Prosa ebenso bedeutend, wie — mit wenigen Ausnahmen — in der Poesie und Kunst zweiten und dritten Ranges. Endlich eine Form der Darstellung von packender Kraft, oft einem Bau von Granitblöcken vergleichbar, die ihre scharfen Spitzen und Kanten nach allen Seiten weisen, die einzelnen handelnden Personen mit der individuellen Bestimmtheit eines Dürer'schen Holzschnitts umrissen. Das Ganze mehr ein Werk für gereifte Männer als für die Jugend, mehr an den Verstand als an das Gemüth sich wendend, der Ausdruck eines künstlerisch gezügelten Realismus.

Man würde Curtius nicht gerecht werden, wollte man in ihm und seinem Werk nur den Gelehrten, nicht auch den Dichter suchen. Beide Seiten sind bei ihm untrennbar. Die trockene und selbstverleugnende Arbeit mühsamer Quellenkritik ist nicht seine Sache; vor seinem poetischen Blick gestalten sich sofort die einzelnen Bruchstücke der Ueberlieferung zu einem Ganzen. Züge, welche sich diesem Bilde nicht fügen, verblassen, und was in das so im ganzen Erschaute hineinpaßt, prägt sich wie von selbst zu lebendigen Strichen aus. Ein energisches Aufräumen mit haltloser Tradition liegt Curtius fern; lieber sucht er auch in geringer Ueberlieferung noch ein etwa brauchbares Körnchen Wahrheit. In den Heroensagen erblickt er den Niederschlag alter geschichtlicher Erinnerungen, in den epischen Schilderungen werthvolles historisches Gut. Zu Combinationen und Ergänzungen der überaus lückenhaften und zerbröckelnden Ueberlieferung durch eine intuitive Phantasie fordert in der That die Vielgestaltigkeit des Bodens und der Volksstämme Griechenlands auf. Hier fehlt es an jenem einheitlichen Zuge, der die römische Entwicklung charakterisirt; dafür fühlt sich ein nachschaffender Geist überall angeregt, Verbindungsfäden zu ziehen zwischen der Mannichfaltigkeit der Einzelerscheinungen.

Die Erforschung des griechischen, besonders des attischen Rechts war damals noch nicht so weit gefördert, wie, großentheils zufolge neuerer Entdeckungen, heutzutage. So konnte das Staatsrecht als ein noch geringerer Factor der griechischen Geschichte erscheinen, als es in der That der Fall ist. „Was die Römer für das Recht, das sind die Hellenen für Wissenschaft und Kunst gewesen", sagt Curtius einmal. So trat denn an die Stelle des festen Rechts die Mannichfaltigkeit und Tiefe der geistigen Schöpferkraft der Hellenen auf den Gebieten der Poesie, der Philosophie, der Künste, Gebieten, welche mehr zu einer warmen, anschaulichen, mit dem Herzen folgenden Schilderung, wie sie Curtius' Natur entsprach, einluden. Daß gerade in diesen Partien des Werkes sich eine Stärke des Verfassers zeigt, deutlicher als in der Behandlung der politischen Verhältnisse, ward schon bemerkt. Der Maßstab, der an die politischen Verhältnisse und Personen gelegt wird, ist mehr moralischer oder ästhetischer Art. Ephoros und seine Nachfolger haben stärkeren Antheil an dieser Behandlung der griechischen Dinge, als etwa Thukydides oder eine auf Niebuhrs Pfaden wandelnde Geschichtsforschung. Mit dem Untergang der griechischen Selbständigkeit bei Chäroneia endigt für Curtius die griechische Geschichte; mit Athens Niedergang, mit dem Scheitern von Demosthenes' Plänen erlischt dasjenige Hellenenthum, für das sein Herz warm schlägt. Nicht einmal Alexander der Große, mit dem Grote abschließt, geschweige denn die Kämpfe und die neuen Staatsbildungen der Diadochenzeit, in denen einst Droysen die Hellenisirung der antiken Welt und die Bereitung des Bodens für die neue Weltreligion erblickt und nachzuweisen gesucht hatte, haben Curtius' Darstellungskunst reizen können; denn die geistigen und materiellen Mächte, die hier zur Geltung kommen, halten sich nicht mehr auf der idealen Höhe reinen Griechenthums. Aber der hohen Verehrung und Dankbarkeit gegen den geistigen Reichthum und eben jene ideale Kraft der Hellenen, welche die jetzt — so scheint es — allmählich absterbende Generation unsres Volkes nicht zu ihrem Schaden beseelte, entsprach völlig eine solche idealisirende Auffassung, als deren begeisterter Herold Curtius dastand. Und nicht am wenigsten wirkte dazu die rhythmische und gehobene Sprache, mochte ihr Schwung auch etwas allzu gleichmäßig sich überallhin erstrecken. Immer aber ist, wie jeder anerkennen muß, die Wärme von Curtius' Begeisterung echt, ebenso wenn sie hohen Preis spendet, wie wenn sie sich zu elegisch weicher Stimmung senkt. So tritt uns der Verfasser als edler, warm empfindender Freund der Hellenen und alles Hellenischen nahe, und wir verspüren in der ganzen Anschauung wie in deren Ausdrucksform etwas von jener poetischen Stimmung ewiger Jugend, die Curtius immer eigen blieb und ihn so liebenswerth machte, die namentlich in den Seelen einer ideal gestimmten Jugend stets eine empfängliche Stätte gefunden hat und auch weiter finden möge!

In die Göttinger Zeit fallen auch noch die Anfänge einer anderen Studienreihe, die Curtius bis an sein Ende als eine rechte Lebensaufgabe betrachtete und förderte, die Arbeiten über die Stadtgeschichte Athens. Im Frühjahr 1862 verband er sich mit zwei Berliner Freunden in Schinkel, dem schon genannten Karl Böttticher und dem Architekten Heinrich Strack, der einst ebenfalls dem Prinzen Friedrich Wilhelm Unterricht ertheilt hatte, zu einer gemeinsamen Reise nach Athen, das er nach zweiundzwanzig Jahren zuerst wiedersah. Curtius und Böttticher reisten mit Unterstützung der preußischen Regierung, Strack schloß sich ihnen auf eigene Hand an. Während Böttticher an den Bauwerken der Akropolis eingehende Untersuchungen anstellte, deren Ergebnisse sich nachträglich fast alle als unhaltbar erwiesen haben; während Strack, an frühere Studien anknüpfend, die erfolgreiche Aufdeckung des Dionysostheaters am Südabhange der Burg begann, richtete Curtius seine Aufmerksamkeit auf allgemeinere Fragen athenischer Topographie, unterstützt durch den Major im großen Generalstabe v. Strantz, dessen Mitwirkung Curtius dem wissenschaftlichen und persönlichen Interesse des Generals v. Moltke verdankte. Auf den westlichen Felshöhen, die die Stadt Athen von der Küsteuebene scheiden, da wo Curtius einst mit Geibel dichtend gewandelt war, dort hatte sein Lehrer Welcker, einem Gedanken von Ulrichs folgend, in dem aufgemauerten Halbrund, in dem man die Stätte der athenischen Volksversammlung, die Pnyx, zu erblicken pflegt, ein altpelasgisches Heiligthum, den Felsaltar des höchsten Zeus, erkannt. Ausgrabungen, die Curtius hier vornehmen ließ, führten ihn zu dem gleichen Ergebniß, der Ansetzung einer Altarterrasse aus grauer Urzeit. Indem er sodann die über den Felsen zerstreuten Spuren zahlreicher Gebäude auf die alte Kranaerstadt deutete, gewann er in dieser westlichen Felsenstadt einen

Digitized by Google

der ältesten Theile der atheniſchen Stadtanlage und konnte von hier weite Blicke in die Urgeſchichte des Landes thun.

Das zweite Ziel ſeiner Studien war, die Reſte, den Umfang, die Form der Stadtmauer und damit der Begrenzung der Stadt Athen zu ermitteln. Hier erwies ſich die Hülfe des Generalſtabsofficiers als beſonders erſprießlich. Dieſer Theil der Forſchungen, auf ſichrerem Boden gegründet, hat ſich denn auch als ein feſterer Beſitz der Wiſſenſchaft erwieſen, als jener erſte Theil, in dem die Deutung und chronologiſche Fixirung der gefundenen Spuren zu unſicher, der freien Combination zu großer Spielraum gelaſſen war.

An dritter Stelle waren die Unterſuchungen der Geſchichte des atheniſchen Marktes, richtiger der atheniſchen Märkte, in ihrer Entwicklung und zeitlichen Abfolge gewidmet. Hier trat Curtius' Gabe nachſchaffender Reconſtruction, unter ſteter Verbindung der Oertlichkeit mit dem Zwecke der Anlagen und dem Treiben auf den Plätzen, von neuem in helles Licht, und ſo viel beſtritten auch noch viele Fragen der atheniſchen Markttopographie ſind, ſo bezeichnet doch Curtius' Unterſuchung einen großen Fortſchritt gegenüber den Forſchungen Leake's und ſeiner Nachfolger.

Ganz erfüllt von den Ergebniſſen ſeiner Studien auf dem Boden des geliebten Athen, begann Curtius alsbald mit deren Bearbeitung und Veröffentlichung in den Abhandlungen der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, der er ſchon ſeit dem Beginn ſeiner Göttinger Thätigkeit angehört und für die er bereits 1859 die Abhandlung „über griechiſche Quell- und Brunneninſchriften" als Gratulationsſchrift zu dem hundertjährigen Jubelfeſte der bayeriſchen Akademie verfaßt hatte. Die „altiſchen Studien" erſchienen in den Jahren 1862 und 1865, im Jahre 1868 ergänzt durch die „Sieben Karten zur Topographie von Athen" (meiſtens auf grund der Aufnahmen von Strauß). Der begleitende „erläuternde Text" gibt bereits, auf den Zuſammenhang und das Ziel dieſer Studien hinweiſend, eine gedrängte Skizze der ſtädtiſchen Entwicklung Athens, die neu gewonnenen Reſultate mit den Ergebniſſen anderweitiger Forſchungen verbindend.

Wohl der populärſte Theil von Curtius' Göttinger Wirkſamkeit waren die Feſtreden, die er alljährlich am Geburtstage des Königs von Hannover (4. Juni) und auch ſonſt bei feſtlichen Anläſſen, wie der Schillerfeier im Jahre 1859, zu halten hatte. Eine erſte Sammlung „Göttinger Feſtreden" erſchien 1864; ſie iſt ſpäter aufgegangen in den erſten Band von „Alterthum und Gegenwart" (1875). Es iſt ein eigener Stil feſtlicher Prunkrede, den Curtius ſich ausgebildet hat; reich an Gedanken, voll ſchöner Bilder, in ſtets ſchwungvoller Sprache, nie zu lang ausgeſponnen, war er wohl geeignet, die zur Feier verſammelten Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen in eine gehobene Feſtſtimmung zu verſetzen. Natürlich ſteht der Gegenſtand meiſtens im Zuſammenhang mit dem Alterthum, namentlich dem griechiſchen. Bald ſind es mehr allgemeine Gedanken und Betrachtungen, bald dient ein antiker Brauch, ein alter Ausſpruch, ein religiöſer Glaube zum Ausgangspunkt; doch fehlt ſelten eine Beziehung auf die Gegenwart.

Dieſe Gegenwart ſchloß nun aber das Jahr 1866 in ſich, in dem Curtius' lebhaft preußiſch fühlendes Herz, ſo viele Geſinnungsgenoſſen er auch unter den Collegen halte, doch inmitten der hochgehenden Wogen des unterlegenen Welfenthums peinlich berührt werden mußte. Einen abgeklärten, aber ſehr ſtarken Nachhall fand dieſe Lage in der Feſtbetrachtung des nächſten Jahres über „die patriotiſche Pflicht der Parteinahme". Curtius geht von der Beſtimmung Solons aus, daß ein Bürger, welcher in Zeiten der Bewegung parteilos bleibe, ſein Bürgerrecht verwirke und ehrlos ſein ſolle. Die Rede verweilt zunächſt faſt ganz in Athen und hält ſich in den Kreiſen akademiſcher Betrachtung. Aber überall leuchtet die jüngſte Vergangenheit hindurch. „Die Frage nach der Berechtigung des Theils dem Ganzen und des Kleinen dem Großen gegenüber zieht ſich durch die ganze Geſchichte der Hellenen hindurch; ihre praktiſche Löſung haben nur die Athener verſucht, und ihre unvergeßliche Heldenzeit beruht darauf, daß nach Mißlingen aller föderatioen Einrichtungen der eine kleine Staat für ſich allein die Aufgabe übernahm, welche der Geſammtheit oblag." . . . „In ſtaatlicher Gemeinſchaft kommt das Volk zum vollen, ruhigen Selbſtbewußtſein, zum inneren Frieden wie zur äußeren Geltung; ſie hebt die Menſchen durch hohe und mannichfaltige Pflichten; ſie öffnet allen Kräften der Nation den weiteſten Spielraum; ſie bietet erſt den ganzen Segen eines wahren Vaterlandes. Deßhalb zieht auch durch die Völker alter und neuer Zeit eine geheime Macht zu einem ſolchen Ziel als ihrer wahren Beſtimmung hin, und es kommt für ihr Heil alles darauf an, daß die rechte Zeit engerer Einigung nicht verſäumt und der einzig mögliche Weg nicht eigenſinnig verſchmäht werde." Wer den Fanatismus kennt, mit dem in jenen Tagen Göttinger Damen an dem Parteitreiben ſich betheiligten — wirklich „wurden Weiber zu Hyänen" —, der verſteht auch die lange Ausführung über die Stellung der Frau zur Politik, und findet die ernſte Mahnung an die Zuhörerinnen gerechtfertigt: „Gewiß findet jede edle Frau von ſelbſt die Schranke des Gebiets, auf welchem ihr Einfluß mitbeſtimmend ſein ſoll, und am ſicherſten wird ſie wiſſen, daß dort ihre Stelle nicht iſt, wo giftiger Groll und Bruderhaß genährt wird. . . . Die Frauen können am meiſten dazu beitragen, Unfrieden zu verbreiten, Freundſchaften zu zerſtören und krankhaften Verſtimmungen einen chroniſchen Charakter zu geben; ſie können den Keim des Uebels, an dem Völker zu Grunde gehen, in die harmloſen Kinderſeelen übertragen und dadurch das Wohl des Vaterlandes ſchwer beſchädigen; ſie können aber auch reichen Segen ſtiften, wenn ſie ihren Beruf darin erkennen, die über allem Parteigeiſt erhabenen Güter des Lebens mit treuer Hand zu pflegen; in allem Wechſel das Ewige, bei allen Spaltungen das Gemeinſame feſtzuhalten, die Gegenſätze zu mildern, den Frieden zu hüten und in der Liebe zum Vaterlande ihre Kinder zu erziehen." Mit ernſten, eindringlichen Worten über die Stellung, welche eine deutſche Univerſität in Tagen des Parteigegenſatzes einzunehmen habe, ſchloß die Rede.

Ein Jahr ſpäter ſprach Curtius zum letztenmal bei ſolcher Gelegenheit zu ſeinem Göttinger Publicum (er redete auf Anlaß einer Romfahrt über die Wechſelbeziehungen zwiſchen Rom und Deutſchland und ſchloß mit einem Ausblick auf das deutſche archäologiſche Inſtitut auf dem Capitol); bald darauf vertauſchte er die Georgia Auguſta mit der alten Stätte ſeiner Wirkſamkeit, Berlin.

Katholiſche Seelſorge in Schwaben vor 50 Jahren.

r. Wie M. Necker in der Beilage Nr. 96 ausführte, iſt das Gebiet der Biographie nicht beſonders gepflegt und nicht ſehr beliebt unter den Katholiken Deutſchlands. Innerhalb der katholiſchen Kirche hat der Einzelne viel zu wenig Werth, das Individuelle muß gegenüber der Allgemeinheit verſchwinden. Daher gibt es nur wenige intereſſante geiſtliche Biographien und die übrigen beſchränken ſich, wie die von Militärs, auf die Aufzählung von Aeußerlichkeiten oder es ſind Lobeshymnen ohne dunklen Schatten. Gerade die Nothwendigkeit, in einer wirklichen und wahrhaften Lebensbeſchreibung auch die Schatten anzudeuten, Gebrechen Einzelner, Gebrechen der Kirche, Irrthümer der Entwicklung, praktiſche Fehler und Mißgriffe, Meinungs-

Digitized by Google

verschiedenheiten und Streitigkeiten unter den kirchlichen Parteien, pflegt am meisten zurückzuschrecken. Selten entgeht ein aufrichtiger Biograph dem Vorwurf, indiscret zu sein und Brief- und Geschäftsgeheimnisse ohne Noth ans Licht zu ziehen. Ich denke hier weniger an die Biographie Mannings von Purcell, die in letzter Zeit so viel Staub aufwirbelte, als an andere Veröffentlichungen. Wie hat z. B. der nüchterne und ruhige, durchaus devote Lagrange mit seiner Biographie Dupanloups fromme Gemüther erregt! Selbst die Biographie Geissels von dem Jesuiten Pfülf entging nicht ganz dem bekannten Vorwurf. Selten geht ein Biograph ein auf die innere Entwicklung. In religiöser Hinsicht gibt es für den Katholiken keine Entwicklung, er besitzt schon alles von Anfang an und braucht keine freie Forschung, der methodische, geschweige der systematische Zweifel steht in üblem Geruch. Wer in seinem Leben einen Irrthum zu gestehen hätte, der müßte fürchten, in den Verdacht intellectueller und moralischer Schwäche zu kommen. Um so anerkennenswerther ist es, wenn ein katholischer Geistlicher den Muth findet, Irrthümer in seinem Leben zu gestehen und in der Darstellung kirchlicher Zustände nicht schön zu färben. Diesen Muth hatte der frühere Lycealprofessor Jocham in seinen „Memoiren eines Obscuranten" (Kempten). Freilich hat es lange genug gedauert, bis sein Buch das Licht der Welt erblickte. Es fand gar keinen Verleger, sondern, nachdem eine Subscription eröffnet und eine genügende Zahl von Abnehmern gesichert war, nur einen Commissionsverlag. Das ist wieder ein charakteristisches Zeichen im allgemeinen und im besonderen. Das literarische Interesse der Katholiken ist nicht sehr groß und die Unternehmungslust der Verleger ist gering. So lange die Katholiken selbst ihre Literatur so wenig schätzen, können sie sich nur mit einem halben Grund beschweren über ihre Zurücksetzung in der Wissenschaft. Doch sei das nur nebenbei bemerkt, aber man geräth unwillkürlich auf den Gedanken, wenn man den reichen Inhalt und die vorzügliche Darstellung des oben genannten Buches bedenkt und weiß, wie schwer die Ausgabe wurde.

Der erste Vorzug des Buches ist seine Ehrlichkeit. Freilich scheint der Verfasser seine Jugendzeit etwas schöner zu färben, als sie nach gelegentlichen Andeutungen war; er will den Schein vermeiden, als ob er je einmal unkirchlich gewesen und pietistischen Conventikeln im bewußtem Gegensatz zu seinen Obern angehört habe. Aber wer will ihm das verdenken, da er sonst alles genau berichtet, was in dieser Hinsicht vorfiel? Er gibt sich ganz, wie er war, derb und ehrlich, eine kernige Algäuernatur voll Geradheit und Charakterfestigkeit. Jocham ist ein behaglicher Plauderer, der einen immer frisch und wach erhält, ein durchaus ehrlicher Mann von innigster Religiosität und ein Mann reicher Erfahrung.

Wenn man Jochams Darstellung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse der zwanziger und dreißiger Jahre liest, sollte man kaum glauben, daß erst fünfzig Jahre darüber hinweggingen; man sollte meinen, es seien mindestens hundert Jahre verflossen. So rasch hat sich das Empfinden und Denken verändert. Man kann wohl noch ältere Geistliche darüber klagen hören, wie ungesellig unsre Zeit geworden ist — schon Jocham klagt übrigens (S. 335), daß den jungen Geistlichen die Innigkeit und der Ernst fehle —, allein die jüngere Generation denkt dabei, hier spreche der laudator temporis acti. Um so überraschender ist es nun, wenn man gewissermaßen in unmittelbare Berührung mit jener Zeit kommt, wie in den vorliegenden Memoiren. Mit großer Anschaulichkeit, die erhöht wird durch Mittheilung zahlreicher Briefstellen, versetzt uns Jocham zurück um 50 Jahre. Der erste Eindruck, den man gewinnt, ist der, wie warmherzig, tief religiös eine Zeit war, auf die man heute wegen ihres Josephinismus hochmüthig herabsieht, und dann wie frei die Entwicklung und praktische Thätigkeit in Schule und Seelsorge war in den Jahren, die sonst als traurige Jahre der Reaction und Unfreiheit gelten. Wir sind nicht bloß realistischer, sondern auch mechanischer geworden: alles ist abgezirkelt und geregelt. Die politische Freiheit, die uns zutheil wurde, wurde theuer erkauft durch eine fortgesetzte Reglementirung des Lebens. Nicht bloß im Heer und in der Fabrik, sondern auch in der Kanzlei, in der Schule und selbst in der Seelsorge, wo die Individualität noch die meiste Bewegungsfreiheit hat, ist jeder Schritt und jede Stunde zum voraus bestimmt. Die Schulverordnungen lassen weder dem Schüler noch dem Lehrer viel Freiheit zu selbständiger Arbeit und den Seelsorger leiten pastoral-theologische Anweisungen ohne Zahl auf Schritt und Tritt.

Da klingt es wie ein Märchen aus uralten Zeiten, wenn Jocham erzählt, daß sein Volksschullehrer eigentlich ein Schneider war — in der Regel war die Meßnerei der Hauptdienst und floß daraus auch die Hauptbesoldung —, daß sein Vorfahr als Expositus in Hinterstein (Algäu) selbst eine Schule gründete und jahrzehntelang betrieb — eine Erscheinung, die in den erst 1872 aufgehobenen Namen „Pfarrer-" oder „Meßnerschulen" fortlebte. Ob und was für eine Schule da war, das hing alles vom Pfarrer ab, wie ein weit herumgekommener Landrichter Jocham bestätigt. Während des Sommers gab es keine Schule, auch kamen keine Hausaufgaben vor, die Kinder wurden in der Freizeit immer zu häuslichen Arbeiten verwendet. Die Lehrer waren meistens Autodidakten, von einer systematischen Lehrerbildung war keine Rede, wenn auch eine Prüfung vorschrieben war. So beruhte auch die praktische Seelsorgerthätigkeit auf Autodidaktik. Jocham genoß weder eine katechetische noch eine liturgische und homiletische Anweisung. In den Ferien vor der Priesterweihe lernte er den Meßritus bei einem ihm bekannten Dekan und machte freiwillig Exercitien bei ihm. Während der Diakonats- und Priesterweihe zu Augsburg wohnte er in einem Privathaus bei einer verwandten Schustersfamilie. Die Kunst des Schulhaltens mußte er von dem Schullehrer lernen, den er auf der ersten Caplanei traf. Die erste Predigt hielt er als Minorist bei einem befreundeten Pfarrer unter gewaltigen Aengsten, die sich nur abschwächten, aber bei keiner Predigt ihn ganz verließen, eine Erfahrung, die andere bestätigen können.

In der Seelsorge mußte jeder selbst sehen, wie er es anfange und treibe; das gab zwar zu manchen Unregelmäßigkeiten Veranlassung, steigerte aber auch bei gewissenhaften Männern das Gefühl der Verantwortlichkeit und regte das Nachdenken an. Auch erhielt der angehende Seelsorger Gelegenheit, bei dem erfahreneren Pfarrer, dem er beigeordnet war, seine Kenntnisse zu vervollständigen und sich in der Demuth und Unterwerfung zu üben, die bekanntlich nachmals vielfach fehlte, wenn die jungen Geistlichen vom Seminar her mehr wußten, als diese „alten Josephiner". Jocham hatte das Glück, einen ehemaligen Benedictiner von vorzüglicher theologischer Bildung (Fux) als seinen ersten Vorstand zu erhalten, welcher noch ganz in der alten Klosterordnung lebte, Morgens 4 Uhr, im Winter um 5 Uhr aufstand und eine ganze Stunde der Betrachtung widmete. Kein Wunder, daß er mit großer Sehnsucht seines Klosterlebens in Benediktbeuren gedachte!

Bei der großen Freiheit der Entwicklung und religiösen Bethätigung gab es eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Charaktere: während die alten würdigen Klostergeistlichen die Tradition fortsetzten, gab es auf der einen Seite Josephiner und Rationalisten, die nur Moral predigten, auf der anderen Seite Mystiker und Separatisten.

Auch die Thätigkeit der Geistlichen war damals eine sehr mannichfaltige. Abgesehen vom Oekonomiebetrieb, der noch heute in Altbayern in der Regel mit der Pfarrei verbunden ist, beschäftigten sie sich mehr mit Schulhalten und literarischen Arbeiten, als es heute die Regel ist. Viele Volksschulen wurden, da die Gemeinden zur Besoldung eines Lehrers unzureichend waren, von den Pfarrern gehalten und fast überall gab es Knaben, die zum höheren Unterricht vorzubereiten waren. Besonders auffallend ist die rege literarische Thätigkeit, worin der damalige Klerus den heutigen weit übertraf. Ich erinnere nur an Christoph Schmid, den Augsburger Domherrn. Diese Thatsache, die jedem auffallen muß, der einmal einen Personalkatalog, wie den der Diöcese Rottenburg von Neher, oder ein Schriftstellerlexikon, wie das von Kehrein, durchblättert, wird durch Jocham bestätigt. Wir haben wahrlich keinen Grund, auf diese Josephiner und Altermystiker herabzusehen. Allerdings beschränkte sich die literarische Thätigkeit mehr auf die Fachwissenschaft und äußerte sich in asketischen und pastoral-theologischen Arbeiten; aber das ist eher ein Vorzug als ein Tadel und der Schluß auf eine gute allgemeine Bildung ist nicht abzuweisen. Wir leben heute mehr von Tag zu Tag, von der Hand in den Mund. Heutzutag verschlingt die Politik und das Zeitungswesen ungemein viel Kraft, sonst wird höchstens noch Musik und Medicin getrieben. Wer heute schriftstellerisch veranlagt ist, der wird unwillkürlich vom Strom der Zeit mit fortgerissen und zersplittert seine Arbeit in Zeitungs- und Tagesleistungen. Auch lassen die gesteigerten Ansprüche der Seelsorge einen selten zu einer zusammenfassenden ruhigen Arbeit kommen, mag er noch so guten Willen haben. Endlich setzt der heutige literarische Betrieb die Beherrschung einer großen Literatur voraus, die einem vereinzelten Geistlichen unzugänglich ist; damals, in einer Zeit des philosophischen Räsonnirens und mystischen Speculirens, konnte einer leichter mitthun, wenn er auch nur über geringes Handwerkszeug verfügte. Darum ist es leicht begreiflich, warum die großen Leistungen heute ausbleiben. Die Fachsimpelei war noch nicht oder wenigstens noch nicht in dem Maße verbreitet, wie heute. Als Lyceal-professor in Freising treibt Jocham nebenher Pastoration, gibt aushülfsweise humanistischen Unterricht am Gymnasium, dann wieder hebräisch u. dgl.

Sehr belebend und anregend wirkte der damalige Gegensatz zwischen rationalistischer und mystischer Theologie. Wohl hat dieser Gegensatz viel Verbitterung gebracht und Anlaß zur Verfolgung und Verleumdung gegeben, aber er nöthigte auch zu einer selbständigen Stellungnahme, zum entschiedenen Nachdenken über die Grundlagen und Grundbegriffe der Religion. Die mystische Bewegung war nach Jocham viel bedeutsamer, als man sie nach den gangbaren Darstellungen annehmen mußte, sie war der rationalistischen Bewegung ebenbürtig. Da stehen sich die zwei Parteien bayerisch Schwabens ganz greifbar gegenüber. Jochams Anschaulichkeit erklärt sich daraus, daß er selbst mitten inne stand in dem Kampfe; er gehörte zur Partei der Mystiker und blieb auch, nachdem er die Gefahren einseitiger Innerlichkeit und des einseitigen Subjectivismus erkannt hatte, doch in Beziehung mit Männern, die ein religiöses Gemüth allerdings mehr anziehen mußten, als die kalten Rationalisten und „Josephiner". Merkwürdigerweise kamen diese, die aus der Schule Sailers hervorgingen, viel früher und entschiedener in den Verdacht der Unkirchlichkeit als die Rationalisten und mußten mannichfache Verfolgung ausstehen. Die Verfolgung veranlaßte manche zum Austritt aus der Kirche, wie Lindl, Johann Goßner und Lutz, der nachmalige Irvingianer, während andere, wie Ulrich Goßner, Völk, Bayr u. a. trotz der Verfolgung kirchentreu blieben. Den Rationalisten dagegen wurde kein Haar gekrümmt, im Gegentheil erwiesen sie sich als die verfolgungssüchtigsten, wenigstens in der Darstellung Jochams. Auch dieser entging nicht hoher Inquisition, er wurde schon als Student überwacht und begegnete später manchem Mißtrauen. Ja es wurde über ihn und seinen Freund das Märchen ausgesprengt, sie stünden mit dem Teufel im Bunde, um ihn so beim Volke anzuschwärzen! Als einer aus ihnen, ein Gönner Jochams, Beneficiat Völk in Immenstadt, endlich im hohen Alter eine Pfarrei erhielt, aber bald erkrankte, erhielt er nicht einmal einen Hülfspriester, weil man fürchtete, er werde diesen anstecken, und die Nachbargeistlichen mieden ihn.

Dieser Völk griff in Jochams Entwicklung sehr bedeutsam ein. Jocham kam zu ihm schon als Gymnasialstudent und bewunderte seine Bibelkenntnisse und vollständige Beherrschung des Urtextes. Damals gefiel sich Jocham noch in einer halb studentischen, halb classisch-humanistischen Großsprecherei, und der Umgang Völks war ihm sehr heilsam, um ihn für Gründlichkeit, Innerlichkeit und Bescheidenheit zu gewinnen; eben darum empfahl ihm der Stadtpfarrer von Immenstadt diesen Umgang, und er erwies sich dem schlichten Beneficiaten sehr dankbar. Seine eigene Erfahrung erweiternd, behauptet er dann, der Mysticismus sei damals der einzige Weg gewesen, um vom Rationalismus zur größeren Tiefe und Wärme des religiösen Lebens zu gelangen.

Der damalige Mysticismus war nahe verwandt mit der Romantik: es war derselbe Geist, der überall, in der Literatur und im Recht wie in der Religion, auf das Ursprüngliche, Unmittelbare, Subjective drang. Wie die Naturphilosophie der Romantiker die Naturerscheinungen als Symbole tiefer Ideen faßte, so verwandelte sich dem Mystiker die Religion mit allen Dogmen und Ceremonien in einen großen Symbolismus; als das Eigentliche und Wahre galt der Geist, die Form und der Buchstabe aber als todt ohne den Geist. Daher waren auch die großen Romantiker, voran Görres und Brentano, zugleich Mystiker. Die Mystik von Görres gehört ganz diesem Gedankenkreis an, sie zeigt, wie die Natur auch zum Symbol des erhöhten geistigen Lebens werden kann, wie sie sich verklärt, erhebt und außerordentliche Erscheinungen hervorbringt unter dem Einflusse übernatürlicher Kräfte. So richtig diese Thatsache ist, so war er doch nicht kritisch genug. Wenn er die Erscheinungen der heutigen hypnotischen Suggestion und Autosuggestion gekannt hätte, würde er öfters vorsichtiger gewesen sein und das Fasten und die Unempfänglichkeit für Schmerz oft einfacher erklärt haben. Jocham, der aus den Vorlesungen von Görres, Schelling und Schubert einen verwandten Geist herausfühlte, ließ sich auch in die Naturmystik ein und schenkte als Caplan eine besondere Aufmerksamkeit der Stigmatisirten von Walhaupten. Besonders fiel an dieser auf die Leichtigkeit, mit der sie sich in fremde Persönlichkeiten hineinfühlte; sie sagte da, sie müsse für diese und diese Person „kämpfen", d. h. ihre Schmerzen und Anliegen durchmachen. Jocham erzählt darüber: „Jetzt, sagte sie in meiner Gegenwart zu den Hausgenossen, muß ich für den Herrn Caplan kämpfen! Sie nahm wirklich meine Manieren und Geberden in auffallend täuschender Weise an, redete meinen Dialekt, wenn man sie etwas fragte, und that gerade, als wollte sie mich nachäffen und ausspotten. Mir ward ganz unheimlich, daß die Person meinetwegen solche Schmerzen ausstehen sollte. Ich lief davon, in der Meinung, das Kämpfen werde aufhören, wenn ich nicht mehr gegenwärtig sei. Nach drei Stunden kam ich wieder. Meine Hausgenossen erzählten mir, Walburga habe sich unterdessen unzähligemale erbrechen müssen, was freilich während meines Seminar-

lebens bei mir oft der Fall gewesen: sie hätte fürchterliche Zahnschmerzen, Ohrenweh, Brustleiden — lauter mir ganz bekannte und durchgemachte Zustände — gelitten. Damit scheine sie nun am Ende zu sein. Jetzt fing das Haupt an zu bluten, und an beiden Händen zeigten sich kleine rothe Flecken, ungefähr wie ein württembergisches Gröschlein oder ein silbernes Zwanzigpfennigstück, aus denen Blutstropfen herausschwitzten. Dies war bei mir gottlob nie der Fall gewesen: außerdem hatte sie alle meine Krankheiten sehr gut, und wie man mir's berichtete, auch in chronologischer Reihenfolge durchgemacht. Wozu aber das alles dienen sollte, war mir räthselhaft und ich bereute es, durch mein Erscheinen ihr diese Leiden veranlaßt zu haben."

Diese Erscheinungen sind heute leicht erklärlich, nachdem die Hypnose eine überraschende Anschmiegsamkeit, zeitliche und örtliche Versetzbarkeit eines Mediums erwiesen hat. Es ist bekannt, daß ein Individuum sich um zehn, ja zwanzig Jahre zurückversetzen und für Zukunftshandlungen bestimmen läßt, daß auch Fernwirkungen nicht ganz ausgeschlossen sind. Eine natürliche Erklärung ist um so mehr anzunehmen, als Jocham jener Person, um die es sich handelt, Hochmuth und Roheit vorwirft. Einen ganz anderen Eindruck habe auf ihn Maria Mörl gemacht, deren ganze Persönlichkeit den Geist der Andacht aushauchte. Auch eine andere wunderbare Erscheinung, die Jocham erzählt, in der er mit einem anderen mystischen Freunde Nachts von einem Feuerglanze eingehüllt war, der sich gegen Norden in zwei Lichtsäulen verzog (S. 54), ist wohl natürlich zu erklären. [1])

Nachdem in der Diöcese Augsburg auf Bischof Ignaz Riegg Petrus Richarz gefolgt war, bekamen die mystisch angelegten Geistlichen bessere Zeiten. Die Wengenmayr, Wankmiller, Fux, Guggemos, Bayr galten bei ihm mehr als bei seinem Vorgänger und sein hervorragendster Rath, der bischöfliche Secretär Leinfelder, stand ihrem Kreise nahe, wiewohl er sein Amt in sehr bureaukratischem Sinn auffaßte. Ihm vor allen gibt Jocham Schuld, daß sich der Irvingianismus so sehr in der Diöcese verbreitete, daß schottische Sendlinge schreiben konnten, die meisten Geistlichen der Augsburger Diöcese neigten ihm zu.

Trotz seiner mystischen Anlage war Jocham ein sehr praktischer Seelsorger, weit entfernt von jenen halb heiligen, halb unheiligen Schwärmereien, die in mystischen Kreisen Bayerns und Oesterreichs vorkommen. Auf Moralität konnte ein Rationalist und Kantianer nicht mehr bedacht sein. Die Mittel, die er zur Herbeiführung sittlicher Ordnung ergriff, waren noch sehr drastischer Art und entsprachen seinem feurigen Temperament. Als die Gemeinde über eine allzuharte Strafe unartiger Kinder murrte, reichte er sogleich seine Entlassung ein. Als ein junger Bursche im Streite erstochen wurde, machte er die ganze Gemeinde verantwortlich und schaff tüchtig. Als in einem Jahre neun Töchter der Pfarrei fielen, ließ er die Muttergottesstatue bei der Procession nicht mittragen, das war eine große Demüthigung für die gesammte weibliche Jugend. Heute könnten derartige Schroffheiten leicht den entgegengesetzten Erfolg haben, aber damals wirkten sie, obwohl Jocham selbst über den Erfolg bedenklich war. Auch darin wird es ihm nicht leicht jemand nachmachen, wie er eine Kirche baute und den Kirchhof erweiterte. Er brauchte dazu fast gar kein Geld, die Gemeindegenossen leisteten freiwillig Frohnarbeit und jeden Tag mußte er andere aufbieten, in der arbeitsreichen Sommerzeit jedoch mit Hand anlegen und größere Kinder beiziehen. Ganz nach mittelalterlicher Art!

Das waren aber auch musterhafte Gemeinden, in denen solches möglich war. Heute ginge das auch nicht mehr, obwohl es immer noch besser bei uns bestellt ist, als in romanischen Ländern. Eine ganze Welt liegt zwischen Jochams Gemeinde und etwa denen, die Louis Veuillot beschreibt in seiner hübschen Novelle Ce que c'est qu'un curé. Hier ist der Geistliche ein Gegenstand allgemeinen Hasses, Abscheues und der Verfolgung. Die verwilderte Jugend empfängt ihn mit Steinwürfen. Die ausgesprochene Absicht der Gemeinde ist es, den Geistlichen wegzuärgern, durch Verfolgung zu vertreiben. Eine Reihe von Pfarrern räumte das Schlachtfeld, und nur wer große apostolische Liebe besitzt, die alles duldet und erträgt, hält es aus. Solche Liebe überwindet die härtesten Herzen; wenn dann das gelungen, schlägt die Stimmung ins gerade Gegentheil um, und es verbreitet sich eine schwärmerische Frömmigkeit, ein großartiger Opfergeist. Der Franzose ist dann zu den höchsten Leistungen fähig.

Nicht ganz jene gallische Kirchenfeindschaft, aber doch eine Spur und einen Hauch von einer Art wälscher Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit in religiösen Dingen bekam Jocham selbst zu spüren, da er 1842 als Lycealprofessor für Moral nach Freising kam. Schon die Art und Weise, wie man dort über Männer, die er hoch verehrte, in ganz gewöhnlicher Weise sprach, als seien sie Geschäftsleute wie andere auch, denen es nur um ihr Auskommen zu thun sei, stieß ihn ab; noch mehr aber wunderte er sich, daß die meisten Gläubigen sich in Stadt und Land am Sonntag mit einer stillen Messe begnügten. Von Schwaben her war er gewöhnt, daß sich die ganze Gemeinde um den Pfarrer in der Predigt und in der nachmittägigen Christenlehre versammelte. In Altbayern aber sah er, daß die Pfarrer vor leeren Bänken predigten. Und doch waren die Geistlichen viel kirchlicher, beobachteten viel strenger die Rubriken und beteten viel fleißiger das Brevier, als in der Diöcese Augsburg, wo man noch vielfach an die Dispense der Konstanzer Diöcese gewöhnt war. Aehnliche Erfahrungen machte ja bekanntlich auch Möhler als Professor in München, er konnte diesem Formalismus keinen rechten Geschmack abgewinnen. An den Zöglingen der „Münchener Schule" lobt Jocham ihr reiches kirchliches Wissen, meint aber, das innere Leben habe oft gefehlt. Das Haupt der Münchener Schule, Döllinger, war damals sehr kirchlich und konnte die Anhänger Sailers nicht besonders leiden. Unter dem Ministerium Abel gewann er großen Einfluß und gebrauchte diesen Einfluß nach Jochams Andeutungen in antiliberalem Sinne.

Ziemlich gering war das literarische Interesse des altbayerischen Klerus nach den Andeutungen Jochams, doch entschuldigt er das mit den schwierigen Pastorationsverhältnissen: bei 600,000 Seelen bestanden nur etwa 360 Pfarreien, während in der Augsburger Diöcese für dieselbe Seelenzahl 800 Pfarreien dienten. Dort herrschten noch die frühmittelalterlichen Zustände, wo der Gottesdienst von weit zerstreuten Taufkirchen oder Mutterkirchen aus besorgt wurde. Der Filialgottesdienst nahm da alle freie Zeit weg. Immerhin klingt es beinahe unglaublich, daß von den eigenen

[1]) Dieser Tage erhielt ich ein Tractätlein: „Antwort eines Laien auf die Frage: Wer ist Jesus von Nazareth" von Eugen Huber (St. Gallen). Darin erzählt der Verfasser in gereimter und ungereimter Prosa, er sei durch das Erscheinen einer Feuersäule Charfreitag 1893 zum Wunderglauben bekehrt, nachdem er vorher freisinnigen Glaubens gewesen sei. Charfreitag Morgens habe er das Abendmahl empfangen. Abends halb 9 Uhr nach dem Verlassen des Wirthshauses habe er die Erscheinung gehabt: „Ein röthlich strahlend seltenes Himmelslicht stand rechts über Engelburg — zwei Klafter hoch, ein Fuß stark in der Breite." Seit dieser Erscheinung trage er das Evangelium im Herzen. Ich glaube nun kaum, daß dieser Herr ein wirklicher Freisinniger war, sondern vermuthe, daß die Feuererscheinung in seinem Leben eine ähnliche Rolle spielt, wie derartige Dinge im Leben anderer „Frommen," Pietisten und Mystiker. Ob eine Hallucination oder natürliche Erscheinung vorliegt, ist natürlich nicht immer zu entscheiden.

Zuhörern Jochams nur sehr wenige seine Moraltheologie anschafften.

Uebrigens sah es nach Jocham in Oesterreich mit Christenthum und Kirche noch bedeutend schlimmer aus, als in Altbayern. Das bestätigt die alte Erfahrung, daß je näher sich die Confessionen gerückt sind, sie desto eifriger in der Religion sind und, je weiter sie entfernt sind und je ausschließlicher eine Religion herrscht, desto geringer ihr Einfluß ist. Der bekannte Convertit Phillips erzählte Jocham, er habe in Berlin mehr vom Christenthum in seine Vorträge einmischen dürfen, als in Wien, seine Zuhörer seien von seinen Collegen und anderen Studenten schlecht behandelt und verspottet worden, so daß er kein Colleg mehr zustande brachte. Aehnliches erzählte Moy, Professor in Innsbruck.

Jocham verkehrte noch in seinen späteren Jahren häufig mit Protestanten, die er von seiner pietistischen Periode her kannte, besondees mit Schubert und Scheurl, dem Erlanger Juristen, und dieser Umgang war ihm sehr erfreulich und anregend. Bei aller Kirchlichkeit war ihm doch die Bibel das Höchste und seine Moral gründete er ganz auf biblische Beispiele und Sprüche. Seine liebste literarische Beschäftigung war die Uebersetzung mystischer Schriftsteller und als Uebersetzer frommer Bücher ist sein Name auch am besten bekannt geworden, während seine Moraltheologie weniger Erfolg hatte.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber die bei der 79. Jahresversammlung der Schweizer naturforschenden Gesellschaft in Zürich am 3. und 5. August gehaltenen Vorträge (der 4. August gehörte den Verhandlungen der Sectionen) entnehmen wir den dortigen Blättern folgende Angaben.

Die Eröffnung der Versammlung erfolgte durch den Jahrespräsidenten, Prof. Dr. A. Heim. Zum Gegenstand seiner Rede hatte er Erinnerungen an Arnold Escher v. d. Linth ausgewählt; wie wenige Naturforscher hat ja gerade dieser bestimmend auf die schweizerische Naturwissenschaft eingewirkt und an der cantonalen wie schweizerischen Gesellschaft den regsten Antheil genommen. Menschlich große und dabei persönlich so bescheidene Charaktere, zu denen Escher v. d. Linth gehörte, darf man stets den späteren Generationen als Muster voranleuchten lassen. Als Sohn des großen Philanthropen war der zwölfjährige Knabe auf einer Naturforscherversammlung in St. Gallen Zeuge der Huldigungen, die dem Vater entgegengebracht wurden. Nach Beendigung der höheren Studien in Genf, Berlin und Halle erweiterte sich Escher seinen Gesichtskreis in Italien, trat 1834 als Lehrer der Mineralogie und Geologie in den Lehrkörper der neugegründeten Hochschule in Zürich ein, nahm aber erst 1852 eine Professur an; bei der Gründung des Polytechnikums bekleidete er die Professur für Geologie, las jedoch in der Regel nur im Wintersemester, während er den Sommer auf Excursionen verbrachte, bis er 1872 einem hartnäckigen und schmerzhaften Leiden erlag. Das Alpengebiet der Schweiz und der angrenzenden Bezirke bildete das eigentliche Arbeitsfeld des bahnbrechenden Forschers, wo er sein Augenmerk auf die Schichtenreihe (Stratigraphie), auf die Lagerungsform (Tektonik) und auf die Geschichte der Oberfläche richtete. Hier sind seine Verdienste so groß, daß eigentlich die Nachwelt von seinem geistigen Capital noch fortwährend zehren muß. Escher erblickte in den Alpen nichts Trümmerhaftes, sondern erkannte den Faltenbau in seiner Continuität. Auch der Gletscherfrage nahm er sich eifrig an und förderte in der östlichen Schweiz das Studium der erratischen Blöcke, erstellte mit Studer die erste geologische Karte der Schweiz, stets uneigennützig seine Beobachtungen andern zur ausgiebigsten Benützung überlassend. Er publicirte verhältnißmäßig wenig; was aber in die Oeffentlichkeit trat, war vollendet. Als Mann der strengen Thatsache trat er nur zögernd mit Hypothesen hervor, eine Unmasse grundlegender Beobachtungen legte er in seinen sorgfältig geführten Tagebüchern nieder, die erst nach seinem Tode zur Verwerthung gelangten. Escher war ein vortrefflicher Bergsteiger, wobei ihm seine „Geißennatur", wie er sich ausdrückte, zu statten kam. Dagegen hielt er sich für einen schlechten Lehrer und er erklärte seinen Schülern, der Schulroth habe es auf dem Gewissen, daß er immer noch fortamte, weil er seine Entlassung nicht erhalten könne. In hohem Grade anregend auf den Excursionen, verstand er es, überall auf die noch offenen Fragen hinzuweisen. Daß Arnold Escher v. d. Linth als edler Charakter das Wohl des Landes nach allen Richtungen im Auge behielt, im stillen viel Gutes wirkte und dabei stets die größte Uneigennützigkeit bewahrte, ist bekannt; viele Einzelheiten aber wurden erst nach seinem Tode offenbar. Gern erwärmt man sich an dem Bilde des edlen Mannes, der ja so vielen noch in lebhafter persönlicher Erinnerung ist.

Als zweiter Redner unternahm es der in Freiburg i. B. wirkende Geheimrath Ziegler, als pathologischer Anatom durch seine hervorragenden Untersuchungen bekannt, über die „Zweckmäßigkeit pathologischer Lebensvorgänge" seine Anschauungen und allgemeinen Gesichtspunkte zu entwickeln. Er wies zunächst darauf hin, daß im normalen Organismus alles zweckmäßig erscheint, Bau und Function der belebten Wesen sind das Product der Außenwelt, die alles Unzweckmäßige nach und nach ausmerzt. Diese zweckmäßige Leistung ist allerdings an gewisse Lebensbedingungen geknüpft und diese dürfen nur bis zu einer bestimmten Grenze abändern, wenn der Organismus nicht Schaden nehmen soll. Anders auf dem Gebiete der pathologischen Erscheinungen. Zwar erscheint auch da manches im Verlauf einer Krankheit in Folge von schädlichen Einwirkungen sehr zweckmäßig. Wenn z. B. nach Infection mit Mikroorganismen Entzündungen und Fiebererscheinungen auftreten, sich Eiterherde bilden, um die Infectionsstelle zu reinigen; als Folge der Thätigkeit von Mikroorganismen im Körper Gegengifte den giftigen Stoffwechselproducten gegenübertreten und schließlich eine Immunität erlangt wird, so scheint dies allerdings eine höchst zweckmäßige Rückwirkung des erkrankten Körpers zu sein. Richtig ist, daß durch erhöhte Bluttemperatur bei Fieberzuständen manchen Mikroben die günstigen Lebensbedingungen rasch entzogen werden; aber man darf sich durch diese Erscheinungen nicht irre machen und zu einseitigen Hypothesen verleiten lassen. Neben zweckmäßigen Erscheinungen im Verlauf der Krankheit gibt es auch solche, die recht unzweckmäßig sind, oder solche, die bedeutungslos bleiben. Wenn z. B. Epithelien wuchern, um neuen Nährboden für eingedrungene parasitische Mikroorganismen zu bieten, so ist dies eine direct schädliche Reaction des erkrankten Gewebes. Die Metschnikow'sche Phagocytenlehre, die sehr viele Anhänger zählt, ist zweifelhaft in ihrer unbedingten Anwendbarkeit, da die Wanderzellen nicht alle Infectionsherde vernichten, weil ihre Auslese stets unvollständig ist. Praktisch wichtig wird die Hypothese der Zweckmäßigkeit pathologischer Vorgänge als Folge vorausgegangener Infectionen dann, wenn es sich um prophylaktische Methoden handelt, mit denen die Anhänger der verschiedenen Arten von Heilserum zu operiren versuchen. Hier wird eben nicht in allen Fällen Erfolg zu erwarten sein. Der Vortragende, von der biologischen Schule Freiburgs offenbar nicht unberührt geblieben, hat sich mit seiner vielseitigen Darstellung eines schwierigen Gegenstandes das Verdienst erworben, Klarheit der Begriffe und der tieferen Ursachen der Lebensvorgänge als Postulate der zukünftigen Forschung hinzustellen.

Den Schlußvortrag des ersten Tages hielt Prof. C. Zschokke in Aarau, der über „neuere Verfahren der Wasserstandsprognose" sprach und damit den Hörer auf ein Feld der Praxis führte, das in naher Zukunft einen weiteren Ausbau zu hoffen hat. Für die Flußschiffahrt, dann auch für vorhandene Wasserwerke ist es unter Umständen von großem Werth, die Höhe eines zunehmenden Wasserstandes zum voraus mit einiger Sicherheit berechnen zu können. Dies scheint für manche Bodenverhältnisse mit ausreichender Genauigkeit möglich zu sein, wie der Vortragende im einzelnen am Beispiel der bahnbrechenden Arbeiten der französischen Ingenieure, hauptsächlich Bellevaude, erläuterte. Bellevaud hat für die Seine die Prognose für Paris bezüglich des Wasserstands auf eine Fehlergrenze von 12 Centimeter bestimmt. Die Versuche wurden in Frankreich von einer Commission fortgesetzt, indem man an allen schiffbaren Flüssen Segel setzte, wodurch man z. B. bei der Loire zu einem System kam, die Fehlergrenze beim Wasserstand auf 25 Centimeter zu bestimmen. Dem gegenüber stützte Allard seine Prognose auf die Beobachtung der Regenmengen. Ein drittes Verfahren datirt von dem verstorbenen Prof. Harlacher in Prag. Derselbe hat es für die Elbe bei Tetschen angewandt, denn dort beginnt die Schiffahrt auf der Elbe. Man hatte an einem Punkt, von welchem in ungefähr 24 Stunden das Wasser in Tetschen sein kann, Segel aufgestellt und die Profile für jeden der drei Zuflüsse bestimmt, woraus man durch Addition die durchfließende Wassermenge bekommt, und infolge dieser Wassermengen war man in

Letschen genau in der Lage, zu beurtheilen, wie groß die Wassermenge 24 Stunden später sein wird. Die Fehlergrenze ist ±2 Centimeter. Alle diese Anstrengungen zeigen, daß hier etwas positiv geleistet werden kann.

Am 5. August trug zunächst Prof. Henri Dufour aus Lausanne über Sonnenstrahlung vor. Die Mittheilungen betreffen einerseits die in der Schweiz gemachten Beobachtungen über die jährliche Sonnenscheindauer, anderseits die über die Intensität der Strahlung. Die ersteren datiren aus dem Jahre 1884 und die Beobachtungen ergeben z. B. für Bern 1716 Stunden, für Lugano 2250 Stunden, für die ganze Schweiz ist 42 Proc. die Zahl des möglichen Sonnenscheins, welche für Lugano auf 57 Proc. steigt. Die Höhenlagen weisen merkwürdigerweise geringe Zahlen auf, z. B. der Säntis bloß 40 Proc., die für die noch höher liegende „Sannblick"-Station sogar unter 40 Proc. sinkt. Lugano ist also in außerordentlich günstiger Situation und weist ein Klima auf, wie z. B. Pola am Adriatischen Meer. Für die Intensität der Sonnenstrahlung existiren bloß Zahlen relativer Natur, aufgestellt von verschiedenen Forschern mit verschiedenen Apparaten, wie z. B. Saussure, Forbes und Kämtz 1832, Pouillet, L. Soret in Genf, Cornu, der im Wallis beobachtete, H. F. Weber in Zürich. Es ist zu wünschen, daß die Beobachtungen systematisch fortgesetzt werden, um zu absoluten Zahlen zu gelangen.

Hierauf hielt Prof. Dr. C. F. Geiser einen Vortrag über Bundesrath Schenk, der in den langen Jahren seiner Amtsthätigkeit den Arbeiten der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft stets reges Interesse und großes Verständniß entgegengebracht hat. Auf den mannichfachsten Gebieten war sein Einfluß überall groß, seinem Departement war bekanntlich auch die Flußregulirung unterstellt, welche der Bund bis jetzt mit ca. 27½ Mill. Francs unterstützt hat, oder für welche Summe er engagirt ist. Schenk wäre wohl am liebsten an der Spitze des eidgenössischen Erziehungswesens gestanden, wenn die Schöpfung eines solchen Departements innerhalb der Verfassung möglich gewesen wäre. Seine Bestrebungen auf diesem Gebiete sind bekannt. Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens war Schenks Ideal die Schaffung der eidgenössischen Universität oder doch wenigstens die Erstellung wissenschaftlicher Institute, wie z. B. der Rechtsschule, eines hygieinischen Instituts ꝛc. In Bezug auf das eidgenössische Polytechnikum war er der Ansicht, daß im Lande die Mittelschulen wohl im stande seien, die bezügliche Vorbildung zu vermitteln. Das Polytechnikum sollte nicht bloß eine deutsch-schweizerische, sondern eine allgemeine nationale Anstalt sein. Sein großes Interesse zeigte er bei Behandlung der Budgetfragen und der nothwendigen Bauten für die accessorischen Institute. In diesen Verhandlungen zeigte sich sein weiter Blick. So entstand durch den Bund das Chemiegebäude, das physikalische Institut.

Der Schlußvortrag blieb Prof. Karl Schröter (Zürich) vorbehalten, dessen Thema sich über die so anziehende Pflanzenwelt der Süßwasserseen verbreitete. Während in der unmittelbar hinter uns liegenden Periode die Biologie im Zeichen der Meeresforschung stand, tritt sie in den letzten Jahren die Süßwasserbiologie stark in den Vordergrund. Das Seengebiet, das gerade durch die Wasserflora leicht vom Teich oder Sumpf abzugrenzen ist, läßt einen scharfen Gegensatz zwischen der bis etwa 20—25 Meter reichenden Uferregion, die Spritzzone mit inbegriffen, und derjenigen des offenen Wassers (limnetische Region) erkennen. Ist dort der Seeboden übergrünt, so fehlen in der letzteren die Stützpunkte für die Vegetation. Dennoch ist die Pflanzenwelt durch verschiedenartige, oft massenhaft auftretende Plankon-Organismen vertreten, es finden sich im offenen Wasser Spaltpilze, Kieselalgen, Blaualgen, Grünalgen und Dinoflagellaten, deren Stellung zwar noch zweifelhaft ist, die in ihren Assimilationsverhältnissen aber mit Pflanzen übereinstimmen. Unter den Kieselalgen wuchert im offenen Wasser die sternförmige, colonienbildende Asterionella, die in einzelnen Seen stark abändernde Fragillaria und die durch ihren Saison-Dimorphismus ausgezeichnete Tabellaria fenestrata, welche im Frühjahr vorzugsweise Kette, im Sommer dagegen Sterne bildet. Die Schwebeflora unserer Seen läßt eine Reihe eigenthümlicher Anpassungen erkennen, so eine Volumenvergrößerung und (wie z. B. bei Botrococcus Braunii) Fettausscheidung zur Verminderung des specifischen Gewichts. Die Schwebeflora bildet die Urnahrung unserer Seen, welche aus anorganischen Bestandtheilen direct organische Verbindungen aufzubauen vermag. Hinsichtlich der senkrechten Verbreitung ist festgestellt, daß sie ihre reichste Entwicklung in zwei Meter Tiefe erlangt, bei 50 Meter Tiefe aber aufhört. Die Uferflora der stark durchlichteten Wasserschichten besitzt einen abweichenden Charakter, der schon durch die festsitzende Lebensweise bestimmt ist. Je nach der Tiefe lassen sich einzelne Zonen erkennen, die äußere Zone der Carexarten, dann die Schilfzone, die noch tiefere von Scirpus, Nymphar und zuletzt die Chara-Region. Auch hier treten vielfache Anpassungen auf, die fast alle Theile der Pflanzen beeinflußt haben. Am auffallendsten wird die mechanische Construction der Stengel und Blattgebilde. Da die Gewebe weniger dem Druck als vielmehr der Zugwirkung ausgesetzt sind, rücken die festigenden Gebilde nach dem Centrum der Stengelgebilde. Innere Luftgewebe bedingen das Leichterwerden, die Oberflächenentfaltung der Blätter wird vergrößert, auch die Blüthen können Anpassungen erleiden, wie z. B. bei Vallisneria. Hinsichtlich der Herkunft der Uferflora unsrer Seen bemerkt der Vortragende, daß wie dieselbe von Landpflanzen abzuleiten haben, die eine weitgehende Umbildung erlitten und in ihrem neuen Wohngebiet einen stark degenerirten Charakter erlangt haben. —

Schließlich wählten die Schweizer Naturforscher als nächsten Versammlungsort auf Antrag der Delegirtenversammlung Engelberg und als Jahrespräsidenten Dr. Ettlin in Sarnen.

* **Heidelberg.** In der Festsitzung der hier tagenden ophthalmologischen Gesellschaft am 6. August empfing Geh. R. Prof. Dr. Theodor Leber die — vor zehn Jahren zum erstenmal an Helmholtz verliehene — Graefe-Medaille für Verdienste um die Förderung der Augenheilkunde.

* **Darmstadt.** Für das Studienjahr 1896—97 ist Prof. Berndt zum Rector der Technischen Hochschule ernannt worden. Als Prorector fungirt Geh. Hofrath Prof. Dr. Lepsius. Vorstände der 6 Fachabtheilungen sind für das kommende Studienjahr die Professoren: für Architektur Geh. Baurath Dr. H. Wagner, für Ingenieurwesen Geh. Baurath Landsberg, für Maschinenbau Geh. Baurath Lincke, für Elektrotechnik Geh. Hofrath Dr. Kittler, für Chemie einschl. Elektrochemie und Pharmacie Geh. Hofrath Dr. Staedel, für Mathematik, Naturwissenschaften und allgemein bildende Fächer (Allgemeine Abtheilung) Prof. Dr. Wiener. Mit dem Amte des Bibliothekars der Technischen Hochschule ist Prof. Dr. Hongen betraut.

* **Greifswald.** Privatdocent Dr. Goeberlen ist als zweiter Arzt an die chirurgische Universitätsklinik zu Marburg berufen worden.

㊥ **Wien,** 7. Aug. Der Director des Allgemeinen Krankenhauses, Hofrath Böhm v. Böhmersheim, ist seinem Ansuchen entsprechend in den Ruhestand versetzt und an seine Stelle Sanitätsrath Victor Mucha als provisorischer Director berufen worden. Hofrath v. Bohm, 1827 geboren, war 1853 bis 1856 Assistent der Chirurgischen Klinik am Josephinum, wo er dann auch das Lehramt der theoretischen Chirurgie bekleidete, habilitirte sich 1861 als Privatdocent für chirurgische Instrumente und Verbandlehre an der Wiener Universität, wurde 1864 zum außerordentlichen Professor der Chirurgie ernannt und ein Jahr darauf Primararzt der ersten chirurgischen Abtheilung der k. k. Krankenanstalt Rudolf-Stiftung in Wien. Zum Director des Allgemeinen Krankenhauses war er 1887 ernannt worden. Er hat zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht und sich durch die Ausführung von Ventilations- und hygienischen Anlagen in vielen öffentlichen Gebäuden Wiens Verdienste erworben. Während sein strammes Auftreten ihm manche Gegnerschaft in ärztlichen Kreisen erweckt hatte, werden seinem Nachfolger besonders freundliche Umgangsformen nachgerühmt. Dr. Mucha, 1845 geboren, war zuerst Director der mährischen Landesirrenanstalt in Brünn und seit dem Tode Dr. Lorinsers 1892 Director des Wiedener Krankenhauses.

* **Amsterdam.** Prof. Dr. C. Winkler, der im Frühjahr seine Stelle in Utrecht aufgegeben, weil man ihm dort die nöthigen klinischen Hülfsmittel versagte, ist nun an der hiesigen Universität als Professor der Nervenheilkunde und Psychiatrie angestellt worden. Zum Ordinarius für allgemeine und pharmaceutische Chemie ward gleichzeitig hier Dr. C. A. Lobry van Troostenburg de Bruijn ernannt.

* **New-York.** Ein hier eingetroffener Dampfer hat einen Brief gebracht, wonach die geologische Nordpol-Expedition des Lieutenants Peary in Grönland im Eise steckt und nicht vorwärts kann.

Neue Kataloge: Breitkopf u. Härtels Historische Musikbibliotheken für praktische Musikpflege. 2. Heft: Musica sacra. — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of the city of Boston. Vol. 1. No. 5. Mai-July 1896. Boston.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 10. August. Nummer 184.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte und die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ernst Curtius. III. (Schluß.) Von Ad. Michaelis. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Curtius.

Von Ad. Michaelis.

III. (Schluß.)

Am 12. Mai 1867 war Eduard Gerhard gestorben, der Begründer des archäologischen Instituts, der als Professor der Archäologie und Director des Museums in Berlin für Sammlung und Herausgabe von Denkmälern unermüdlich thätig gewesen war und die archäologische Gesellschaft wie die archäologische Zeitung gegründet hatte, der sozusagen internationale persönliche Mittelpunkt und geschickte Organisator der Archäologie. Nachdem die zunächst in Aussicht genommene Berufung Otto Jahns zu seinem Nachfolger sich zerschlagen hatte, folgte Curtius im Herbst 1868 dem an ihn ergehenden Rufe.

Es war insofern eine neue Aufgabe, als nunmehr die Archäologie der Kunst in den Mittelpunkt von Curtius' Thätigkeit gestellt ward, theils durch den akademischen Lehrauftrag, theils durch die Stellung als „Archäolog des Museums“, oder seit Friedrichs' Tod Director des „Antiquariums“; so bezeichnet man diejenige Abtheilung des Berliner Museums, die nach einem wunderlichen und veralteten Eintheilungsprincip die kleineren Erzeugnisse antiker Kunst, Bronzen, Terracotta, Vasen und Gemmen in ungehöriger Sonderung von den Marmorwerken und größeren Erzfiguren, sowie von den Gipsabgüssen umfaßt. Daß auch der Vorsitz in der archäologischen Gesellschaft (die Leitung der archäologischen Zeitung erst einige Jahre später und vorübergehend) Curtius zufiel, und daß er in die in Berlin residirende Centraldirection des archäologischen Instituts an Gerhards Stelle eintrat, versteht sich von selbst. In der Akademie hatte er nur seinen alten Platz wieder einzunehmen. Schon im Frühjahr 1872 ward er nach Trendelenburgs Tode zu einem der ständigen Secretäre der Akademie gewählt, ein Amt, das er mehr als zwanzig Jahre, zunächst neben Haupt, dann im Verein mit Mommsen, verwaltet hat. Zu dieser Stellung, ebenso wie als Vertreter der Universität, hatte Curtius reichliche Gelegenheit zu öffentlichen Reden, denen er im ganzen ähnliche Themen, wie den Göttinger Festreden, zugrunde legte, wenn auch bald die große Gegenwart immer lauter ihr Recht forderte. Unter dem Titel „Alterthum und Gegenwart“ erschienen allmählich drei Bände, deren letzter, „Unter drei Kaisern“ benannt, zum großen Theil persönliche Erlebnisse und Erinnerungen umfaßt.

An der archäologischen Einzelarbeit hatte Curtius bisher wenig theilgenommen; historische, antiquarische, topographische Untersuchungen hatten ihn vollauf beschäftigt. Fortan treten die archäologischen Arbeiten, auch diese jedoch wesentlich unter geschichtlichem Gesichtspunkt unternommen, neben jene älteren Themata. So handelte z. B. das Winckelmannsprogramm von 1870 über „die knieenden Figuren der altgriechischen Kunst“. Curtius wies darin nach, daß das Knieen in der älteren Kunst zugleich als Ausdruck gewisser Bewegungen, des Laufes, Sprunges, Fluges, gedient habe, und konnte demgemäß eine große Zahl alterthümlicher Darstellungen richtiger deuten. Ebendahin gehört die interessante Akademieabhandlung über „Wappengebrauch und Wappenstil im griechischen Alterthum“ (1874), die an mykenische Funde Schliemanns anknüpft; deßgleichen die schöne Untersuchung über „die Darstellungen des Kairos“ (Arch. Zeitung 1875), die den Ursprung des Cultes dieses Dämons des günstigen Augenblickes in den Wechselfällen der Palästra und der olympischen Wettkämpfe aufsuchte. Zu anderen Arbeiten boten die reichen Erwerbungen des Antiquariums den Anlaß, bei dessen Verwaltung Curtius zuerst in Heinrich Heydemann und Georg Treu, später in Adolf Furtwängler kundige und rührige Gehülfen hatte. Aus solchem Anlaß ging beispielsweise die Akademieabhandlung über „zwei Giebelgruppen aus Tanagra“ (1878) hervor. Auch die Abhandlung über „die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen“ (1876), die der Art nach an ältere Arbeiten erinnert, knüpfte an neue Erwerbungen des Antiquariums an.

Schliemann—Tanagra—Olympia, damit ist schon auf die beginnende Aera der Entdeckungen hingewiesen, die der großen politischen Zeit des Krieges von 1870 folgte. Während dieser Zeit nationaler Erhebung mochte Curtius es als eine besonders glückliche Fügung empfinden, nicht mehr, wie 1866, mit zwiespältigen oder gedämpften Empfindungen den Ereignissen folgen zu müssen, sondern ungehemmt dem vollen Genuß der nationalen Wiedergeburt sich hingeben zu können. War doch in den Großthaten „unsres Fritz“ noch ein ganz persönliches Moment dieser Freude beigemischt, fiel doch die Gefangennahme Napoleons auf Curtius' Geburtstag! In den Universitätsreden jener Jahre spiegelten sich diese Kämpfe ab, die Festrede an des Kaisers Geburtstag im Jahre 1871 galt der „Weihe des Siegs“. Die Rede athmet das volle Hochgefühl des wiedergewonnenen Friedens und des neugeborenen Reiches; wer mochte aber damals, unmittelbar nach dem Riesenkampfe, voraussagen, daß dieses Friedensreich auch dem nächsten Gebiet von Curtius' Studien, der griechischen Alterthumsforschung, so reiches Gedeihen bringen würde? Und doch war es eine günstige Vorbedeutung, daß der Kaiser noch im Schlosse von Versailles am 2. März 1871 die Umwandlung des archäologischen Instituts, bis dahin nur einer staatlich unterstützten Privatanstalt, in eine sichee fundirte preußische Staatsanstalt genehmigt hatte. Niemand deutete und nutzte die Zeichen einer neuen Zeit lebhafter als Curtius. Was unter dem kunstsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV. nur frommer Wunsch geblieben war, das sollte unter dem Bruder, dem vermeintlichen Soldatenkaiser, zu reifer That gedeihen.

Noch im Herbst desselben Jahres 1871 benutzte Curtius die mäßig verlängerten Herbstferien im Verein mit dem

Major Regely vom Großen Generalstab, seinen Freunden Adler und Stark (Professor in Heidelberg) und seinen Schülern Gelzer und Gustav Hirschfeld zu einem Ausfluge nach Kleinasien. Curtius, der es stets betont hatte, daß das alte Griechenland nicht mit dem heutigen Königreich zusammenfalle, sondern das ganze Inselmeer mit allen seinen Küstenländern umfasse, betrat zum erstenmale die kleinasiatische Küste, die Heimath seiner Jonier. In der troischen Ebene haftete seine Aufmerksamkeit noch an der Höhe des Balidagh, oberhalb Bunarbaschi, und Schliemanns Ausgrabungen wurden skeptisch beiseite gelassen; ja bis zuletzt ist Curtius der Ansicht geblieben, daß jene binnenländischere Höhe und nicht Hissarlik die Stadt des Priamos gewesen sei. Pergamon ward zum erstenmal genauer untersucht, und wenn auch das so gewonnene Bild von der Entwicklung der Stadt bei der Kürze der Zeit und dem damaligen Zustande der Ueberreste unmöglich richtig ausfallen konnte, so bot doch dieser Besuch die erste Anknüpfung mit dem trefflichen Ingenieur Karl Humann, die später so folgenreich werden sollte. Die imposante Lage der lydischen Königsstadt Sardes und ihrer jenseits des Flusses gelegenen Todtenhügelstadt; die Reste des alten hoch gelegenen vorionischen Smyrna gegenüber der späteren Stadt; die genauere Erkenntniß der Lage und Geschichte von Ephesos, wo soeben der Engländer Wood an der einst von Kiepert bezeichneten Stelle die Reste des berühmten Artemistempels in langjähriger, aber leider tumultuarischer Ausgrabung bloßgelegt hatte — das waren die Hauptergebnisse dieser Recognoscirungsfahrt, die alsbald in einer umfangreichen Akademieabhandlung (Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens 1872) und dem schönen Vortrage über Ephesos (7. Febr. 1874) niedergelegt wurden. Der Plan, auf dem preußischen Schiffe „Delphin", das Curtius für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden war, die noch so wenig bekannte ionische Halbinsel zu umschiffen und die Plätze von Klazomenä, Erythrä, Chios, Teos, Lebedos, Kolophon zu erforschen, war leider gescheitert. Aber außer allen Einzelresultaten dieser Reise, die den Anstoß zu einer kräftigeren Inangriffnahme der topographischen Erforschung Kleinasiens gegeben hat, hatte sich eine allgemeinere Ueberzeugung ergeben, der Curtius in einem Bericht an die archäologische Gesellschaft am Winckelmannsfest 1871 Ausdruck gab. Wir geben sie mit seinen eigenen Worten wieder.

„Von den wichtigsten Plätzen alter Geschichte sind nur wenige genau bekannt, geschweige denn ausgebeutet; selbst für die Umgegend Athens entbehren wir noch einer genügenden Aufnahme. Da kann nicht durch einzelne Reisen, sondern nur durch eine ununterbrochene Thätigkeit geholfen werden, welche nach einem festen Plane die Aufnahme aller für Geschichte und Kunst wichtigeren Plätze des classischen Bodens, die noch mangelhaft bekannt sind, allmählich fortschreitend ins Werk setzt und dabei an den bedeutendsten Stellen durch Nachgrabungen unterstützt wird; ferner durch die Errichtung einer wissenschaftlichen Station, welche, wie in Rom, so auch in dem für Kunstforschung jetzt so unendlich wichtigeren Athen den ganzen Kunsthandel überwacht, alle Entdeckungen genau registrirt und so allmählich das Material sammelt, welches zu einer umfassenden Kenntniß der attischen Kunst unentbehrlich ist. Athen ist zugleich die richtige Warte für den Orient, soweit er ein Schauplatz hellenischer Cultur gewesen ist.

„Die Zeit ist günstig. Im ganzen Orient, so weit gebildete Menschen wohnen, erwartet man, daß Preußen seine neue Machtstellung bewähre, indem es die Interessen von Kunst und Wissenschaft auf classischem Boden würdig und kräftig vertrete. Ueberall sah man uns, ohne daß wir einen Anspruch darauf machen konnten, als Vorläufer größerer Unternehmungen an. Möchte man doch erkennen, was sich erreichen läßt, wenn die vorhandenen Kräfte sich in rechter Weise verbinden, die Dampfkraft der Marine, die Technik des Generalstabs, die Sachkenntniß des Archäologen und Architekten!"

Curtius war durch und durch Idealist. Daran kann niemand zweifeln, der auch nur einmal sein helles blaues Auge sah, wie es gleichsam über das Irdische weg fern in das Weite, gen Himmel zu schauen liebte; selbst während der Vorlesungen blickte er gern wie weltverloren zum Fenster hinaus, oder ein lebhaft vor seine Seele tretendes Bild — so einst bei der Erwähnung der Insel Naxos — ließ ihn den Vortrag unterbrechen, bis er sich über die Stirn fuhr und das Traumbild verscheuchte. Aber wer dann zugleich den festen Zug des kräftig geschlossenen Mundes gewahr ward, der ward auch inne, daß hier der ideale Wolkenflug mit einer zielbewußten Energie gepaart war. So ergriff Curtius denn auch diesesmal seinen Kairos bei der Stirnlocke. Bereits am 9. Februar 1872 legte er der Centraldirection des archäologischen Instituts einen Entwurf zur Gründung eines atheniſchen Instituts als Schwesteranstalt des römischen Institutes vor. Der Entwurf stimmte mit einem Vorschlage überein, den Ulrich Köhler, damals Mitglied der deutschen Gesandtschaft in Athen, eingesandt hatte. Im April reichte die Centraldirection einen entsprechenden Antrag bei der preußischen Regierung ein. Inzwischen war in parlamentarischen und Regierungskreisen der Wunsch laut geworden und ward namentlich von dem bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen vertreten, daß das archäologische Institut von Preußen an das Deutsche Reich übergehen möge. Am 17. Mai nahm daher der Reichstag den doppelten Antrag seiner Budgetcommission an, beim Reichskanzler sowohl die Umwandlung des archäologischen Instituts in eine Reichsanstalt, wie die Gründung einer Zweiganstalt in Athen zu beantragen. Die Rede, mit der der Abgeordnete Friedrich Kapp den letzteren Antrag begründete, war nach Georg Bunsens Ausdruck „wohl inspirirt", d. h. ihr lag Curtius' Entwurf zu Grunde. Nach mannichfachen weiteren Verhandlungen und Zwischenfällen wurden beide Anträge im Frühjahr 1874 zur Thatsache.

Mittlerweile hatte Curtius aber auch mit dem anderen Theil seiner Wünsche Ernst gemacht. Nicht umsonst hatte er einst dem Kronprinzen die warme Liebe zum griechischen Alterthum eingeflößt, jetzt sollte sie ihre Feuerprobe bewähren. Als Protector der Museen war der Kronprinz berufen, diese Interessen zu pflegen, und freudig ging er auf die Anregungen seines alten Lehrers ein, ein großes Friedenswerk des Deutschen Reiches unter seinen Schutz zu nehmen, die Ausgrabung der Feststätte von Olympia. Waren es doch nur alte Wünsche, die auch er selbst seit zwanzig Jahren, seit jenem Vortrage über Olympia, im Herzen trug. Er wußte auch seinen kaiserlichen Vater für den Plan zu gewinnen, und es gelang ihm noch im letzten Augenblick durch persönliche Vermittlung beim Könige von Griechenland neu aufgetauchte Hindernisse zu beseitigen. So kam das große Werk zu Stande: im Frühjahr 1874 ward Curtius nach Athen entsandt, um die bekannte Uebereinkunft zwischen Deutschland und Griechenland vom 25. April abzuschließen, die noch in demselben Jahre vom deutschen Reichstage, von der griechischen Volksvertretung dagegen erst ein Jahr später genehmigt ward. Eine Besichtigung der Oertlichkeit im Verein mit Adler schloß sich an. Da aber um dieselbe Zeit auch die Gründung des archäologischen Instituts in Athen beschlossen worden war, konnte Curtius auch diesem dort sein Heim bereiten. Am Winckelmannstage jenes Jahres ward die Anstalt eröffnet. Eine nähere Verbindung zwischen dem deutschen Reichs-

Digitized by Google

unternehmen und der deutschen Reichsanstalt ward aber nicht angebahnt.

Es ist nicht dieses Ortes, eine Geschichte der Ausgrabungen von Olympia oder eine Würdigung der Leistungen des athenischen Instituts zu schreiben; beide haben ihrem geistigen Urheber hohe Ehre gemacht. Mit dem ersteren Unternehmen ist Curtius als Hauptleiter, dem Friedrich Adler und der orientkundige Legationsrath Busch zur Seite standen, in engerer Verbindung geblieben während der mehr als fünf Jahre (1875—1881), in denen durch unverdrossene und einsichtige deutsche Arbeit der heilige Bezirk der Altis fast vollständig aufgedeckt ward. Noch nie war ein zusammenhängendes Ganze antiker Cultur in gleicher Vollständigkeit bloßgelegt, noch nie über ein solches Unternehmen während seines allmählichen Fortschreitens in gleicher Schnelligkeit gründlicher Bericht erstattet, ja sogar ausgiebige bildliche Wiedergabe beschafft worden. Was aber immer und immer wieder in Deutschland als Vorwurf oder als Grund des Bedauerns geltend gemacht ward, das war die Vertragsbestimmung, nach der Griechenland im Besitz der mit deutschem Gelde zu Tage geförderten Schätze verbleiben sollte. Vollends wurden diese Stimmen laut, als im Laufe des Jahres 1879 die ersten Sendungen von Sculpturen aus Pergamon in Berlin eintrafen. Humann, der einst von Curtius sozusagen entdeckte, hatte Curtius' kürzlich neu eingetretenen Collegen am Museum, Alexander Conze, darauf hingewiesen, welch reiches Ergebniß eine Ausgrabung auf der Königsburg von Pergamon zu Tage fördern müsse. Conze, durch seine Entdeckungen in Samothrake geschult, hatte mit vollem Eifer zugegriffen; der Kronprinz hatte auch hier seine ebenso verschwiegene wie mächtige Hülfe und Fürsprache gewährt. In aller Stille — nicht einmal der Generaldirector des Museums, Hr. v. Usedom, wußte darum! — war der Firman der hohen Pforte erwirkt, die Ausgrabung unter Humanns Leitung einen Winter lang durchgeführt, die überreiche Ausbeute nach Berlin geschafft worden. Und alle diese Originale gehörten Preußen, sollten im Berliner Museum bleiben! Aber freilich, hier war es die Türkei, mit der man zu verhandeln hatte, dort Griechenland, dessen Verfassung jede Ausfuhr von Antiken verbietet. Einsichtig hatte sich Conze selbst schon 1875 über den olympischen Vertrag geäußert: „Daß Deutschland es über sich gewann, eine große Ausgrabung zu bestreiten und dabei auf Erwerbung der Fundstücke zu verzichten, entspricht seinem überwiegend geistigen Verhältniß zum Alterthum und dessen Denkmälern; sich geistig der Dinge bemächtigen, hebt ja auch sonst über das kleine Sammlervergnügen hinweg. Diese charakteristische Seite des Unternehmens erscheint mir vielmehr erfreulich, anstatt beklagenswerth."

Noch von einer anderen Seite her drohten die pergamenischen Ausgrabungen die olympischen in Schatten zu stellen. Die rauschenden Scenen des gewaltigen Gigantenkampfes sprachen die modernen Menschen durch die Gewalt ihrer Barocksprache so viel unmittelbarer an, als die noch etwas archaisch angehauchten Giebelgruppen des Zeustempels, ja selbst als die stille Anmuth des praxitelischen Hermes, in die man sich — wer begreift das heute noch? — erst hineinfinden mußte, daß der Gigantenfries von manchen als das Höchste der antiken Kunst gepriesen, die olympische Ausbeute geringgeschätzt wurde. Daß solche Urtheile Curtius nahe gingen, ist leicht begreiflich. Heute ist es nicht schwer, objectiv zu urtheilen. Ohne im mindesten die Geringschätzung des pergamenischen Gigantenfrieses zu theilen, die heutzutage bei manchen an die Stelle jenes anfänglichen Ueberschwanges getreten ist, muß ich doch offen bekennen, daß die Ausgrabungen von Olympia an wissenschaftlicher Bedeutung die pergamenischen Entdeckungen weit überragen. Letztere haben uns die Kunst der hellenistischen Spätzeit in ihrer noch nicht erloschenen Kraft, sie haben uns eine bestimmte Richtung derselben in unerwarteter Fülle kennen gelehrt und viel helleres Licht über diese ganze Periode des niedergehenden Griechenthums verbreitet. Aber die olympischen Funde erstrecken sich von den ersten Anfängen griechischer Kunst bis über ihre Glanzzeit hinaus, ja bis in die römische Zeit; sie umfassen eine unendliche Fülle der mannichfaltigsten Denkmäler aus den Gebieten der Baukunst, der Plastik, der Kleinkunst, aus den verschiedensten Richtungen und Schulen; sie werfen Licht, nicht blos auf künstlerische, sondern auch auf monnichfache antiquarische Fragen; sie haben die Forschung durch eine ungeahnte Menge neuer Probleme befruchtet und ihr nach den verschiedensten Seiten hin neue Bahnen gewiesen. Beide Ausgrabungen ergänzen sich auf das glücklichste. Wir Deutsche dürfen stolz sein, der Kenntniß von der antiken Kunst diese doppelte Quelle eröffnet zu haben, zugleich aber auch durch beide Unternehmungen eine neue Art wissenschaftlicher Ausgrabungen zur Regel gemacht zu haben.

Die meisten früheren Ausgrabungen, wenn sie nicht dem Zufall oder einem vereinzelten Zweck ihren Ursprung verdankten, waren mehr oder weniger auf Raubbau gerichtet. Sie sahen es ausschließlich oder vorwiegend darauf ab, einzelne Fundstücke, Sculpturen oder Inschriften zu gewinnen. Nur wenige Unternehmungen, wie z. B. Newtons Ausgrabung des Mausoleums oder Thomas' Forschungen in Ninive, mochten davon eine Ausnahme. In Olympia und in Pergamon war von vornherein das Absehen auf Wiedergewinnung des verlorenen Ganzen, dort des heiligen Festbezirkes, hier der Königsburg und der Hochstadt, gerichtet. Die ursprüngliche Gestalt der Ruinenstätte zu ermitteln, ihre Veränderungen und Ergänzungen im Laufe der Zeiten zu verfolgen, jeder Einzelheit, mag sie für sich allein so werthvoll oder so unbedeutend sein wie sie will, ihren ursprünglichen Platz im Ganzen anzuweisen, das ist das ausgesprochene Ziel und das auszeichnende Merkmal dieser Methode. Die Ausgrabung wird dadurch nicht, wie das sonst nur allzu oft der Fall ist, zu einer Zerstörung des Erhaltenen, sondern erhält einen entschieden conservativen, reconstruirenden Charakter. Dem kommt es in Olympia zu statten, daß alles Gefundene an Ort und Stelle geblieben und dort im neugebauten Museum vereinigt ist. Da aber die Architekturreste so zu sagen das Knochengerüst der wiederzugewinnenden Anlagen sind, so ist es die nothwendige Vorbedingung des Gelingens, daß die Arbeit zum größten Theil in die Hände tüchtiger, zur genauen Beobachtung vorgeschulter und mit der antiken Baukunst vertrauter Architekten gelegt werde. Das ist in Olympia und Pergamon geschehen; wir heben nur die Namen Wilhelm Dörpfeld und Richard Bohn heraus. So haben diese beiden deutschen Unternehmungen, im Verein mit Schliemanns späteren Untersuchungen von dem Zeitpunkt an, wo Dörpfeld sie leitete, zu einer neuen genauen Erkundung der griechischen Architektur geführt. Die befolgte Methode aber ist vorbildlich für alle weiteren größeren Unternehmungen, namentlich die von der griechischen archäologischen Gesellschaft durchgeführten, geworden. Wer heutzutage eine umfassende Ausgrabung ohne das gleiche Ziel und ohne die Mitwirkung geschulter Architekten unternimmt, der spricht sich von vornherein selbst das Urtheil.

Curtius hat während der Arbeiten mehrmals Olympia besucht. Natürlich folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit allen Funden und betheiligte sich theils im Text zu den jährlich erscheinenden „Ausgrabungen von Olympia" und dem Auszug daraus, den „Funden von Olympia", theils in Einzelarbeiten an der Lösung der auftauchenden Probleme, unter denen die Reconstruction der östlichen Giebel-

gruppe des Zeustempels besonders schwierig und umstritten ist. Curtius ist seiner anfänglich aufgestellten Ansicht bis zuletzt (Akademieabhandlung von 1891) im wesentlichen treu geblieben, und ihr folgt die Aufstellung der Figuren selbst im Museum zu Olympia, während die Publication in dem großen abschließenden Hauptwerke die — wie ich glaube, durch technische Merkmale und durch das Zeugniß des Pausanias besser begründete — Anordnung Treu's wiedergibt. Ein merkwürdiges archaisches Erzrelief (1879), die Altäre von Olympia (1882) boten Stoff zu besonderen akademischen Abhandlungen, aber auch allgemeinere Themata, wie das Verhältniß Sparta's zu Olympia (1880) oder die olympischen Münzen (1875) dienten als Vorbereitung zu der umfassenden topographisch-historischen Einleitung, die für den ersten Band der staatlichen Publication „Olympia" bestimmt war. Daß auch hier wenigstens einstweilen sicherer Boden bereitet würde, dafür sorgte das von Curtius und Adler herausgegebene kleine Heft „Olympia und Umgegend" (1882) mit Karten und Plänen von der Hand Kauperts und Dörpfelds.

Ueber Olympia vergaß aber Curtius nicht seine ältere Liebe, Athen und Attika. Die Frühlingsmonate, die er 1874 in Athen zubrachte, legten ihm von neuem den Wunsch nahe, von Athen, dem Piräeus, der athenischen Ebene, womöglich von ganz Attika neue Pläne und Karten zu beschaffen. Die Berliner Centraldirection des Archäologischen Instituts nahm auch diesen Plan auf, die Akademie und dann besonders das preußische Unterrichtsministerium leisteten einen bedeutenden Zuschuß zu den sehr erheblichen Kosten. Die Ausführung aber konnte nur geschulten Technikern anvertraut werden. Seit den Studienreisen von 1862 und 1871 stand Curtius in Verbindung mit Generalstabsofficieren, v. Strantz und Regely, und er war auch zu dem Chef des Generalstabes, dem Grafen Moltke, selbst einem erfahrenen Kenner und Förderer der antiken Länderkunde, in Beziehung getreten. So ward dem Vermessungs-Inspector im Großen Generalstab, Kaupert, im Jahre 1875 ein Urlaub ertheilt, den dieser zur Einrichtung der ganzen Vermessung und zur Aufnahme der Stadt Athen benutzte. Seitdem sind zwanzig Jahre hindurch fast ununterbrochen Officiere des deutschen Generalstabes beschäftigt gewesen, die Vermessung und Aufnahme des attischen Landes vorzunehmen, in einem Maßstabe, welcher auch den weitestgehenden Ansprüchen genügt.

Als ein Vorläufer des großen Kartenwerkes erschien schon 1878 der „Atlas von Athen" als gemeinsame Arbeit von Curtius und Kaupert. Er bot den weitaus besten Plan des neuen und der Reste des alten Athen, sowie zahlreiche bedeutsame Einzelheiten. Während die Tafeln einen erheblichen Fortschritt gegen die „Sieben Karten" von 1868 darstellen, beschränkt der kurze Text sich auf Nachträge und einzelne Ausführungen. Drei Jahre später (1881) erschien das erste Heft der „Karten von Attika", die neuerdings (1894) mit dem achten Heft ihren Abschluß gefunden haben. Der Maßstab für die Stadtpläne von 1 : 12,500 erlaubt, jede Einzelheit genau zu verzeichnen; für das übrige Land — mit Ausnahme einiger meist bergiger Grenzstreifen — ist der gewählte Maßstab von 1 : 25,000 fast zu groß und erschwert den Gebrauch, so daß eine verkleinerte Ausgabe (1 : 100,000), die im Werke ist, vermuthlich den großen Nutzen dieser Aufnahme erst weiteren Kreisen vermitteln wird. Natürlich führte die genaue Neuvermessung des ganzen Landes zu vielen neuen Ergebnissen, die im „erläuternden Text" (4 Hefte, 1881 bis 1895) niedergelegt sind. Von diesem hat übrigens Curtius selbst nur die Beschreibung von Athen und Umgebung geliefert; der weitaus größte Theil des Textes, auf erneute Bereisung des Landes gegründet, rührt von Arthur Milchhöfer her, demjenigen Schüler von Curtius, der neben Gustav Hirschfeld die Richtung des Lehrers auf topographisch-historische Forschung am eifrigsten und erfolgreichsten fortgesetzt hat. In der That hat vornehmlich die attische Namenforschung durch diese Untersuchungen bedeutende Förderung erfahren. Die „Probleme der athenischen Stadtgeschichte", über die Curtius schon 1876 in der Akademie sich ausgesprochen hatte, fuhren fort, seine Gedanken angelegentlich zu beschäftigen.

Die Rüstigkeit, mit der Curtius alle diese Unternehmungen förderte, ohne dabei die nächsten Berufsarbeiten, vor allem das akademische Lehramt, zu vernachlässigen, ließen es ganz vergessen, daß der jugendliche Mann allmählich beim Greisenalter angelangt war. Als am Ende des Kriegsjahres 1866 die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr von Curtius' Promotion einkrat, war Schreiber dieser Zeilen der einzige Schüler gewesen, der des Tages gedachte und Curtius selbst erst an dessen Bedeutung erinnerte. Anders war es, als am Sedantage 1884 der 70. Geburtstag herankam. Ein weiter Kreis von Verehrern und Freunden im In- und Auslande (namentlich Großbritannien und Amerika), an ihrer Spitze die Kaiserin, der Kronprinz, die Großherzogin von Baden und der Erbprinz von Meiningen, hatte sich vereinigt, dem Jubilar seine wohlgelungene Marmorbüste von Schapers Meisterhand zu verehren. Dieser künstlerischen Gabe trat eine gelehrte zur Seite, ein Sammetband „historischer und philologischer Aufsätze", wie er besonders in Deutschland bei solchem Anlaß üblich geworden ist. Siebenundzwanzig Schüler aus der ersten Berliner, der Göttinger und der zweiten Berliner Zeit hatten ihre Beiträge geliefert, deren mannichfaltiger Inhalt von dem Reichthum der von Curtius ausgegangenen Anregungen Zeugniß ablegt. Diese Gabe ward Curtius in Augst übergeben, wo er zur Erholung weilte. Er erstattete seinen Dank in poetischer Form.

Den Siebenundzwanzig.

Wehmuthsvoll durchdacht' ich den Lauf der entschwundenen Jahre,
Dachte des Maßes von Kraft, welches dem Menschen gesetzt,
Fragte mich still: wie lang wirst du rein Feld noch bestellen,
Bis auch dir vom Pflug sinkt die ermattende Hand?
Da kam Euer Geschenk. Am Klippengestade der Ostsee
Bracht' es der Herold mir, welchem die Botschaft vertraut.
Und es entschwand, wie Nebel zerrinnt in sonnigem Lichte,
Was bei der Wende des Jahres meine Gedanken getrübt,
Mein Werk endet ja nicht mit dem (so fühlt' ich lebendig),
Was ich schüchtern begann, als ich den Samen gestreut.
Dichtere Saat, als der Kühnste geahnt, steht wogend im Felde,
Hundertfältig vermehrt gab es der Garben zurück.
Siehe, wie Hand an Hand sich reih'n als Glieder der Kette,
Welche der Tiefe des Borns lauteres Wasser enthebt.
Und die Fackel des Lichts — sie wird vom Nachbar dem Nachbar
Brennend gereicht; taghell leuchtet der himmlische Schein.
Lieblicher kannten Ihr nicht die Stirne des Freundes bekränzen,
Konntet erquickender nicht heben den zweifelnden Muth.
Treten die Jüngeren so im Chor an die Seite der Alten:
Zieht ein Leben sich voll durch das Vergängliche hin,
Blüht unsterbliches Wesen, wo sanft nur Todes Gewalt herrscht,
Und das Vereinzelte schließt sich zum ewigen Ring.

„Wo sonst nur des Todes Gewalt herrscht!" Wie es so oft geschieht, so ward dieser Höhepunkt des Lebens auch für Curtius zum Markstein schwerer Verluste, die den Kreis der Nahestehenden mehr und mehr lichteten. Wenige Monate vorher war sein ältester Jugendfreund, Emanuel Geibel, gestorben. Im nächsten Jahre folgte Richard Lepsius, der Aegyptologe, der langjährige Freund und College, dem Curtius durch die Heirath seiner Tochter mit Lepsius' Sohn seit Jahren noch näher verbunden war. Und wiederum ein Jahr später (1886) verlor er in seinem Bruder Georg, dem Leipziger Sprachforscher, den nächsten

Freund und Vertrauten. Er war, wie er selbst erzählt, mit dem jüngeren Bruder in ununterbrochenem Gedankenaustausch geblieben und hatte oft für seine eigenen Forschungen dessen sprachwissenschaftliche Kenntnisse in Anspruch genommen. Es war ihm immer eine Festzeit gewesen, wenn er in Georgs heimlichem Studirzimmer über den Fortgang der Alterthumsforschung sich mit ihm hatte austauschen können. Nun hatte das vor der Zeit ein Ende gefunden. Allen dreien hat Curtius schöne Blätter der Erinnerung gewidmet, ebenso wie er es schon früher seinem Freunde Johannes Brandis gethan hatte (1873). Dann kam 1888 das Dreikaiserjahr mit seinem doppelt schweren Verlust, der Curtius persönlich noch so besonders nahe ging, da er in Kaiser Wilhelm seinen alten wohlwollenden Gönner, in Kaiser Friedrich den ebenso heiß geliebten wie stets treu befundenen Zögling verlor. Ein Ton tiefster persönlicher Erregung durchzittert die Reden, mit denen er in der Aula der Universität, beidemal wenige Tage nach dem Hinscheiden, das Gedächtniß der beiden Herrscher feierte. Voll persönlicher Beziehungen ist auch die Gedenkrede, die Curtius drei Jahre später am Leibniztage in der Akademie auf Moltke hielt, den thätigen Akademiker, den Schüler Ritters, den Erforscher Kleinasiens und Roms, den Förderer des attischen Kartenwerkes.

In so ernster Zeit wandte sich Curtius religionsgeschichtlichen Studien wieder zu, deren Tendenz er schon 1875 in einem Aufsatze über „die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt“ dargelegt hatte. Der Schüler Welckers und Müllers, der überzeugteste Verfechter griechischer Autochthonie und Freiheit von allen fremden, namentlich semitischen Einflüssen, betonte nunmehr den orientalischen Ursprung fast aller griechischen Göttinnen. Die mesopotamische Naturgöttin Mylitta oder Istar hatte sich danach in Kleinasien in viele einander ähnliche Formen gefraltet und erschien im Binnenlande als große Göttin von Komana oder als Rhea-Kybele, an der Westküste als Artemis von Ephesos oder Magnesia, als Hera von Samos, als Aphrodite von Aphrodisias. Von dort seien diese Naturgöttinnen, mit den Münzsystemen des Orients vergleichbar, nach dem europäischen Griechenland herübergewandert und hätten hier durch Verbindung mit dem hellenischen Zeus als dessen Gattin, Geliebte, Tochter griechische Form und griechisches Wesen angenommen. Nicht einmal Pallas Athena bildet eine Ausnahme. Auf diese Gedanken kam Curtius 1887 in seinen „Studien zur Geschichte der Artemis“ zurück, indem er die Verbreitung der Göttin von Phrygien aus und ihre Bedeutung und Vielseitigkeit im diesseitigen Griechenland darzulegen suchte. In den etwas späteren „Studien zur Geschichte des griechischen Olymps“ (1890) holt er weiter aus und unterscheidet eine älteste Schicht altgriechischer Naturgötter (wie Uranos, Ge, Helios, die Nymphen) von den späteren, auf den Pfaden der Phönicier eingewanderten orientalischen Gottheiten, die dann an verschiedenen Orten und in verschiedener Weise hellenisirt, so zum olympischen Götterkreis verbunden und mit den urgriechischen Naturgöttern vereinigt worden seien. Curtius hat, auch wenn man ihm nicht ganz sollte folgen können, jedenfalls das Verdienst, im Widerstreit schnurstracks einander gegenüberstehender mythologischer Anschauungen und Theorien eine bestimmte, in gewissem Sinne vermittelnde Stellung eingenommen zu haben.

Inzwischen gingen Curtius' athenische Studien ruhig ihren Weg weiter, bis im Jahre 1891, dem Jahre, in dem Curtius sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum beging, das abschließende Buch über „die Stadtgeschichte von Athen“ erschien, eine Topographie vom geschichtlichen Standpunkte, wie einst das Buch über den Peloponnes. Seit den Tagen seines athenischen Jugendaufenthaltes hatte er dies Ziel nie aus den Augen verloren, durch wiederholte längere Besuche Athens und durch zahlreiche Untersuchungen unabläßig gefördert, war allen neuen Entdeckungen auf dem Boden Athens aufmerksam gefolgt. Jetzt faßte er nach fünfzig Jahren die Ergebnisse in einem geschichtlichen Bilde der Stadtentwicklung, auf Grund der natürlichen Bodenbedingungen und im Zusammenhange mit den sonstigen geschichtlichen Verhältnissen, zusammen. Es ist kein Repertorium gelehrten Materials, sondern eine geschlossene, in sich zusammenhängende Darstellung in anziehender Form. Milchhöfers Zusammenstellung der antiken Belegstellen und Kauperts Karten tragen den Charakter urkundlicher Beilagen.

Ohne Zweifel wird ein großer Theil der gewonnenen Ergebnisse von festem Bestand sein; wie viel im Einzelnen, auch in Hauptpunkten, anderen Auffassungen wird weichen müssen, das werden erst fortgesetzte Studien, nicht am wenigsten aber die Werke des Spatens lehren müssen, welche auf dem Boden Athens theils eben jetzt im Gange sind, theils in Zukunft werden unternommen werden. Curtius verhielt sich diesen Untersuchungen gegenüber nicht gleichmüthig. Er sah an ihnen weit mehr die schwachen Punkte als das positiv Gewonnene und war leicht geneigt, im Widerspruch oder in abweichender Auffassung etwas Unbegreifliches, wo nicht gar Schlimmeres, eine Versündigung am Geiste der Wahrheit, zu erblicken. Irre ich mich nicht, so liegt der Hauptgrund solcher Verstimmungen in dem poetischen Element jeder Curtius'schen Arbeit. Diese nachschöpferische Kraft hat auch an dem Bilde der Entwicklung Athens ihren Antheil gehabt, wie sich denn ja ohne eine gewisse reconstruetive Phantasie dergleichen Geschichtswiederherstellungen gar nicht ausführen lassen. Dem Urheber selbst aber erscheinen natürlich, in desto höherem Grade, je stärker seine poetische Ader und je größer der Antheil des Herzens an den Dingen ist, die Ergebnisse seiner wissenschaftlich-poetischen Arbeit in demselben Maß gesichert, wie sie sich zum abgerundeten Bilde zusammenfügen. Er glaubt an das Erzeugniß seiner Combination, er liebt es; es nimmt für ihn die Stelle einer gesicherten Thatsache ein; jeder Zweifel, jeder Widerspruch scheint ihm von vornherein unverständlich, unberechtigt und verletzt ihn im Herzen. Daß z. B. Dörpfelds Versuch, die pisistratische Enneakrunos am Westfuß des Areopags nachzuweisen, von dem Bestreben ausgegangen ist, in der Stadtbeschreibung des Pausanias statt eines störenden Einschiebsels einen ununterbrochenen Zusammenhang nachzuweisen, das machte auf Curtius keinen Eindruck. Für ihn gehörte die Enneakrunos im Bette des Ilissos zu den festen Thatsachen der Stadtgeschichte, wofür er die Schwierigkeit der seltsamen Abschweifung bei Pausanias als unverfänglich in den Kauf nahm; so betonte er denn lediglich die Schwierigkeiten, z. B. ein Zeugniß des Thukydides, welche Dörpfelds Annahme entgegenstehen. Ebenso erschien ihm auf einem anderen Gebiete die Annahme, daß die griechischen Tempel ihr Licht nur durch die Thür erhalten hätten und daß dies mattere Licht im Innern eine wohlthätigere Stimmung verbreitet hätte, ungehörig, und er wunderte sich, daß man Kunstwerke wie den olympischen Zeus oder die Parthenos in einen, wie er meinte, stockfinstern Raum versetzen wolle. „So sind wir,“ klagte er, „trotz der glänzendsten Entdeckungen doch an wichtigen Punkten rückwärts gegangen.“ Wir können beklagen, daß dem so hoch verdienten Manne in seinen letzten Jahren durch solchen Zweifel und Widerspruch ein Gefühl der Verstimmung erregt ward, aber wer möchte es unbegreiflich finden oder gar tadeln wollen? Eine gewisse Einseitigkeit ist nöthig, um selber Großes zu finden und andere anzuregen.

Digitized by Google

Nach anderes Leid sollte dem Manne, der bisher so glücklich seine Bahn verfolgt hatte, nicht erspart bleiben. Wie Welcker und Gerhard ihre letzten Jahre blind hatten verbringen müssen, so drohte dies Archäologenschicksal auch Curtius. Zweimal mußte er sich einer Staaroperation unterwerfen; beidemal ward ihm das Augenlicht wieder geschenkt. Auch als er von einem Wagen überfahren ward, kam er ohne ernste Verletzungen davon. In solchen Tagen der Prüfung empfand Curtius um so voller das Glück des eigenen Hauses, die innige Gemeinschaft mit der Gattin, die treue Pflege der ältesten Tochter, die einst selbst von einem Aufenthalt im blendenden Athen ein schweres Augenleiden heimgebracht hatte. Curtius' freundliche Wohnung in der Matthäikirchstraße war lange Jahre der Sitz einer reichen lebensvollen Geselligkeit gewesen, die unter einfachen Formen einen Schatz geistigen Lebens und geistiger Anregung bot. Selbst der schnodderige Pariser Besucher und Beschreiber „Spree-Athens" hat für Leben und Verkehr des Hauses, wenn es auch keinen Pariser Salon darbot, respectvolle Anerkennung; andere Gäste und Freunde des Hauses wußten vollere Töne anzuschlagen. Aber auch außer dem Hause liebte Curtius es, sich des Glückes der Seinigen zu freuen und bald bei dem Sohne im Elsaß, bald bei der Tochter in Darmstadt im Kreise der Enkel einen Theil seiner Ferienzeit zuzubringen, ein jugendfrischer Großvater. Und auch das darf ihm nachgerühmt werden, daß er mit unverbrüchlicher Treue an seinen Freunden festhielt und auch deren Hinterbliebenen nicht müde ward seine alte Anhänglichkeit zu beweisen.

Bei den ernsten Mahnungen der letzten Jahre hielt Curtius es an der Zeit, seinen wissenschaftlichen Nachlaß zu ordnen. Die „Karten von Attika" erreichten 1894 ihren Abschluß. In zwei stattlichen Bänden wurden nunmehr die „gesammelten Abhandlungen" zusammengestellt (1894) und ihr innerer Zusammenhang in einer kurzen Einleitung dargelegt. Auch van den kleineren Aufsätzen, „Alterthum und Gegenwart", erschien eine neue Auflage. So nahte der Schluß des achten Jahrzehnts heran, und damit eine neue hohe Anerkennung.

Am 2. September 1894, Curtius' achtzigstem Geburtstag, ward dem in Gastein zur Cur weilenden eine kleine erhebende Feier veranstaltet und eine Adresse überreicht, an erster Stelle von der Großherzogin von Baden und dem Erbprinzen von Meiningen (die andern fürstlichen Unterzeichner der Adresse von 1884 weilten nicht mehr unter den Lebenden), sodann von fast 300 Verehrern in Deutschland und Oesterreich unterzeichnet. Ihm ward darin angekündigt, daß in Olympia an geweihter Stätte seine Büste aufgestellt werden solle. Die Aufstellung selbst hatte aus äußeren Gründen bis zum nächsten Jahre verschoben werden müssen.

So sah denn der 19. April 1895 eine große internationale Festversammlung, wie sie seit den Zeiten der olympischen Spiele dort kaum wieder stattgefunden hatte, in Olympia vereinigt. In der Vorhalle des nach Adlers Plänen erbauten Museums hatte die Büste ihren Platz gefunden, als das erste, was den Blick des Besuchers auf sich zieht, gleichsam zur Verehrung des neuen Olympioniken einladend. Die Heimath hatte eine Copie der Büste von Schaper aus schönem Tiroler Marmor von Laas gestiftet, die griechische Regierung das Postament aus griechischem Marmor gespendet. Die deutschen Verehrer fanden in Dörpfeld, dem ersten Secretär des deutschen archäologischen Instituts in Athen, die griechische Regierung in Kabbadias, dem Generaldirector der griechischen Museen und Alterthümer, ihren beredten Vertreter. Das gemeinsame Interesse, das alle gebildeten Nationen gleichmäßig an dieser Feier nahmen, fand einen lebhaften Ausdruck in den rühmenden Worten, die Homolle, der Director der französischen Schule in Athen, für diese und zugleich für die amerikanische und die englische Schule sprach. Er hob unter anderem das eigenthümliche Zusammentreffen hervor, daß Curtius in Olympia das einst von Franzosen begonnene Werk zu Ende geführt habe, während er selbst eben die französischen Ausgrabungen in Delphi leite, wo einst Curtius mit den Nachforschungen begonnen habe: ein schöner Beleg für die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Arbeit ohne nationale Schranken. Endlich ward ein jüngerer Schüler von Curtius, Alfred Schiff, der Persönlichkeit des verehrten Lehrers in warmen Worten gerecht. Bei dem olympischen Festmahle, das der Feier folgte, hatten dann namentlich die Griechen das Wort, um den Philhellenen Curtius nach allen Seiten zu verherrlichen. Unter den Kränzen aber, die das neu errichtete Bild schmückten, erinnerten der aus Oelzweigen geflochtene der Kaiserin Friedrich und der Lorbeerkranz ihrer Tochter, der Kronprinzessin von Griechenland, zugleich an den Antheil, den Kaiser Friedrich als Kronprinz an dem olympischen Werke genommen hatte, und an das enge Pietätsband, das Lehrer und Schüler noch nach dem Tode umschlang.

Dieses Verhältniß fand im Herbst desselben Jahres noch einen anderen Ausdruck darin, daß Kaiser Wilhelm, an dem Tage da er in Wörth das Denkmal seines Vaters einweihte, dessen Lehrer den Titel Excellenz verlieh.

Es wäre eine Gnade des Geschickes gewesen, wäre „der Greis mit jungem Herzen und der Arbeitskraft eines Mannes", wie ihn die olympischen Festgenossen in ihren Begrüßungstelegramme nannten, auf der Höhe äußerer Ehren und innerer Befriedigung abberufen worden. Jedoch — „mir grauet vor der Götter Neide; des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil". Ein herbes Verhängniß bereitete dem noch immer in jugendlicher Elasticität des Geistes und des Körpers Einherschreitenden ein ähnliches Jammergeschick wie wenige Jahre vorher seinem hohen Schüler, wenn auch ein anderes Organ der Sitz des Leidens war. Zwar war die Arbeitslust und Arbeitskraft noch nicht erlahmt. Die historische Einleitung zum großen Werke über Olympia ward im Laufe der nächsten Zeit noch im wesentlichen abgeschlossen und der Druck begonnen, ja noch am 5. März, wo die unheilbare Natur des Leidens längst feststand, vermochte Curtius in der Akademie über „die Schatzhäuser von Olympia" zu sprechen. Dann kamen traurige, peinvolle Monate, über die ein Schleier gebreitet sein mag, bis am 11. Juli der Erlöser Tod seines Amtes in Milde waltete. Es wird gestattet sein, an die Worte zu erinnern, in denen Curtius beim Scheiden Kaiser Friedrichs sein Glauben und Hoffen aussprach: „Wer hat hier nicht tiefer als je empfunden, daß wir die elendesten aller Geschöpfe wären, wenn dies sichtbare Ende der letzte Abschluß des menschlichen Daseins wäre, ein greller Mißton, mit dem eine herrlich angelegte Symphonie abreißt? Nur eine lebendige Hoffnung, die sicherer ist als alles, was wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, kann uns aus einem öden Fatalismus retten; nur sie kann uns trösten und erheben, wie sie des leidenden Kaisers Auge verklärt hat, als sein Mund schon verstummt war."

Selten ist ein Leben, von Anfang an van den gleichen idealen Zielen erfüllt, so harmonisch und so vollständig ausgelebt worden, wie das von Ernst Curtius. Mit seinen immer größeren Aufgaben wachsend, hat er die wissenschaftliche Arbeit durch die erfolgreiche Lösung praktischer Aufgaben gekrönt, und wenn wir auf das ganze Leben zurückblicken, muthet es uns an wie ein abgeschlossenes Kunstwerk und mahnt uns so noch einmal an die eine, die künstlerische Seite von Curtius' Natur. Den fesselnden Eindruck, den Curtius auf seine Umgebung und vor allem auf die Jugend ausübte, mögen zum Schluß die Worte bezeugen, die vor

mehr als Jahresfrist sein jugendlicher Verehrer in Olympia sprach:

„Ein Greis mit silbernem Haar, der mit dem Feuer der Jugend und mit einer nie erkaltenden Begeisterung den Fragen des hellenischen Volksthums nachgeht; ein Forscher, dem seine wissenschaftlichen Probleme eine Herzenssache sind, der alle Fragen nicht nur mit kühl urtheilendem Verstande, sondern auch mit warmblütiger Liebe erfaßt; ein Gelehrter, der die Wissenschaft hoch und keusch hält und jedes Niedrige aus dem täglichen Markttreibe des platten Lebens von seiner Göttin fernzuhalten ängstlich bestrebt ist; ein akademischer Lehrer, dem der Wechsel zwischen Forschung und Mittheilung des Erforschten, zwischen der Einsamkeit der Studirstube und der lebendigen Gemeinschaft mit einem lernbegierigen jüngeren Geschlecht ein Lebensbedürfniß ist; und endlich ein Mensch, innerlich so frei und rein, so gut und vornehm, so abhold jeder Leidenschaft und jeder Kleinlichkeit, und dabei voll tiefer Demuth und rücksichtslosester Pflichttreue! ... Das höchste, was ein Mensch erreichen kann, das ist neben der Aufrichtigkeit des Herzens die Harmonie des geistigen Lebens; in dieser inneren Harmonie versöhnen sich alle Gegensätze, in ihr finden die sittlichen Probleme ihre Lösung, und als ihr Abglanz nach außen tritt uns das entgegen, was Goethe die Persönlichkeit nennt. Und im Goethe'schen Sinne hat Curtius dies höchste menschliche Glück erreicht."

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. **Die Lebensanschauungen der großen Denker.** Eine Entwicklungsgeschichte der Lebensprobleme der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von **Rudolf Eucken**, Professor in Jena. Zweite umgearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Leipzig, Verlag von Veit u. Co. 1896. — Ein ganz eigenartiges Werk liegt in neuer, wesentlich vervollkommneter Ausgabe uns, die bis zum Herbst ds. Js. vollendet sein wird. Eucken, der bekannte Verfasser der sehr brauchbaren „Geschichte der philosophischen Terminologie" und anderer, mehr selbständiger Schriften, unternimmt in den „Lebensanschauungen" den Versuch, in großen Zügen ein Bild zu entwerfen von dem Werden der Ideen, die Inhalt und Zweck des Lebens zum Gegenstande haben. Wie befinden uns, wie Eucken in der Einleitung zu seinem Buche ausführt, in einer Zeit der beginnenden Einkehr in uns selbst; die rein mechanistische Auffassung des Weltinhaltes vermag uns auf die Dauer nicht zu befriedigen, ebensowenig die Vermeidung jedwedes Zweckgedankens bezüglich unsres eigenen Lebens. Verwirrtes Streben, überall Gährung auf allen Gebieten kultureller Thätigkeit, ein vorläufig noch planloses Suchen nach Sinn und Bedeutung des Daseins! „Nicht nur die Grundstimmung der Zeit befindet sich im Umschlagen, auch ihre Hauptbestrebungen zeigen in allem Durcheinander einen gemeinsamen Zug nach dieser Richtung. Denn sowohl aus Gewalt und Leidenschaft der socialen Fluth, als aus der mächtigen Erstarkung der Religion, als aus Sturm und Drang des künstlerischen Schaffens schlägt uns ein und dasselbe Verlangen entgegen: ein Sehnen nach mehr Glück, nach mehr Entfaltung des Menschen als Menschen, ja nach einer inneren Erneuerung unsres Lebens und Wesens." Daß nun in diesem Kampfe um einen Lebensinhalt gerade die Philosophie mit ihrem weiten Blicke eine treffliche Helferin zu sein vermag, wird kein Einsichtiger in Abrede stellen. Ob aber auch die Geschichte der Philosophie? Ja, wenn sie so dargestellt wird, daß uns das ganze machtvolle Ringen der einzelnen Philosophen in dem innersten Gefüge ihrer Lebens- und Weltanschauung entgegentritt, das, was sie wollten und erstrebten, wenn ferner gezeigt wird, daß bei allem Individuellen ein innerer Zusammenhang die verschiedenen Denkrichtungen beherrscht, ein Band, das sich bis zu uns erstreckt und uns die Vergangenheit zur Gegenwart macht. „Das gerade ist es, wozu uns die Lebensanschauungen dienen sollen. Ihr Gesammtübergblick möge zeigen, was von den unermeßlichen Anregungen der Wirklichkeit in die innere Bewegung des Lebens aufgenommen wurde und welche Hauptrichtungen diese Bewegung bis zur Gegenwart eingeschlagen hat; er zeige zugleich die Summe der Thatsächlichkeit, die sich auf diesem Wege erschlossen hat." Auch die schönen Worte, mit denen Eucken die Einleitung beschließt, wollen wir hierher setzen. „Die kalten Gestalten gewinnen Leben und beginnen zu uns zu sprechen, in ihrem Schaffen entdecken wir dieselben Fragen, an denen unser eigenes Wohl und Wehe hängt. Zugleich aber gewinnen sie auch unter sich einen Zusammenhang, sie erscheinen nun als Mitarbeiter an einem großen Werke, als Bundesgenossen in dem Kampfe um einen Sinn unsres Lebens. So können alle Scheidewände fallen und wir eintreten in jenes Pantheon als in unsre eigene Welt, in unser geistiges Heim." Wie prächtig Eucken seine Aufgabe gelöst, in wie beredter, klarer und überaus lebensvoller Sprache er — allen trockenen Kanzelstil beiseite lassend — den fachwissenschaftlich nicht vorgebildeten Leser in das Wesen der philosophischen Strömungen einzuführen, aber auch den Kenner durch die plastische Vorführung der einzelnen Gestaltungen zu interessiren weiß, kann nur schwach angedeutet werden — das Buch muß gelesen werden.

F. K. **Archäologische Mittheilungen.** Bei den schon über Erwarten ergebnißreichen **Ausgrabungen des Frhrn. Hiller v. Gaertringen** auf der griechischen Insel **Thera** (**Santorin**) ist neuerdings wieder, neben zahlreichen Sculpturen und Inschriften, in dem Gymnasion eine Inschrift von besonderer historischer Bedeutung zutage gefördert worden, ein **Brief des Königs Ptolemaios Euergetes von Aegypten** aus dem achtzehnten Jahre seiner Regierung (229 v. Chr.), in dem er den auf der Insel in Garnison stehenden Söldnern die Einkünfte gewisser einzeln genannter Domänen zuweist, damit sie daraus „die Kosten für Opfer und Salböl" bestreiten könnten. — Die beiden umfangreichsten Werke römischer Sculptur werden demnächst in neuer Publication vorliegen. Die Reliefs der **Marcus-Säule** auf Piazza Colonna in Rom sind bekanntlich im Auftrag unsres Kaisers eingehend untersucht und photographisch aufgenommen worden. Nach diesen Aufnahmen hat die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München ausgezeichnete Lichtdrucke hergestellt, weit über hundert Tafeln, die nun zur Herausgabe bereit sind und noch im Herbst erscheinen sollen, erläutert durch Eugen Petersen und Alfred v. Domaszewski, mit einer historischen Einleitung von Theodor Mommsen und einer architektonischen Untersuchung des italienischen Architekten Calderini. Inzwischen ist von der durch Conrad Cichorius unternommenen und mit Unterstützung des königlich sächsischen Unterrichtsministeriums ausgeführten Publication der **Trajanssäule** der erste Tafelband und der zugehörige Textband bereits erschienen (Berlin, Georg Reimer 1896). Auf 57 Tafeln in Kupferdruck werden die Reliefs mit der Schilderung des ersten dakischen Kriegs, die Hälfte des ganzen Reliefstreifes geboten, aufgenommen allerdings nicht nach dem Original, sondern nach den im Lateran befindlichen Gipsabgüssen. Durch dieses Werk wird die im Auftrag Napoleons III. von Fröhner besorgte unhandliche, schwer zugängliche und im Vergleich zu den heutigen Leistungen der Photographie und des Lichtdrucks auch ungenügende Publikation um so eher ganz ersetzt werden, als der Preis lobenswerth niedrig gestellt ist. Bedenken erregt nur der Umfang des Textes, der auf fünf Bände berechnet ist. Uns will scheinen, daß für den systematischen Theil, „der die zusammenhängende Betrachtung des gesammten in den Reliefs enthaltenen bildlichen Materials, vor allem in Bezug auf die Militäralterthümer", geben soll, zwei Bände doch etwas viel sind, da hier das meiste vermuthlich durch registerartige Verweise auf die beiden Bände, die den Commentar enthalten, geleistet werden könnte. — Während wir uns freuen, daß es wenigstens nur die **kyprische Kunst** ist, deren „garantirt echte Alterthümer" Hr. Dr. philosophiae **Max Ohnefalsch-Richter** mit widerlicher Reclame, „unter dem Beifall der Presse", zur Marktwaare der Ausstellung „Kairo" bei der Berliner Gewerbe-Ausstellung erniedrigt (von 1 Mark ab ein „nur echtes, garantirt echtes Alterthum" !!!), bringen die „Times" (und danach die „Academy" vom 1. August) die Nachricht, daß aus dem mißachteten Hexentessel dieser kyprischen Kunst werthvolle Belehrung für unsre Kenntniß der „mykenischen" **Kunst** hervorbrodeln soll. Traun, schau, wem! Zahlreiche Gräber sind in der Nähe der Stadt **Salamis** ausgegraben worden, die meisten schon im Alterthum ihres werthvollsten Inhalts beraubt, nur nach Thonwaare enthaltend; eines aber noch unberührt, und in diesem: „mykenische" Goldsachen, darunter ein Ring mit ägyptischer Inschrift, die man geneigt sein soll, dem siebenten oder höchstens achten Jahrhundert vor Christo zuzuweisen; in demselben Grab einige massiv goldene Gewandnadeln, deren Zeit nicht genau bestimmbar scheint, ferner zwei Elfenbeinreliefs, das eine mit einem Kampf zwischen einem

Löwen und einem Stier, das andere mit einem Kampf zwischen einem Mann und einem Greifen, das letztere nah verwandt einem Elfenbeinrelief aus Nimrud, das um 800 v. Chr. anzusetzen sein soll, uns andere an die Becher von Vaphio erinnernd, wenn auch nicht von gleichem „Realismus", sondern stärker stilisirt. Anderes soll hinzukommen, um den ganzen, dennoch unzweifelhaft „mykenischen" Grabfund dem achten Jahrhundert vor Christo zuzuweisen, während man auf andere Indicien hin geneigt ist, die „mykenische Periode" erheblich ins zweite Jahrtausend hinaufzurücken. Dem ist freilich hie und da widersprochen worden, und wenn die einen die Kluft zwischen der mykenischen Kunst und der griechischen durch die dorische Wanderung erklärt haben, die die Uebertieferung um die Wende des Jahrtausends stattfinden läßt, so ist von anderer Seite diese dorische Wanderung thatsächlich geleugnet worden, und zuzugeben ist, daß von Jahr zu Jahr die Spuren des Zusammenhangs zwischen mykenischer und hellenischer Kunst sich mehren. Ob die neuen Funde berufen sind in dieser Frage eine entscheidende Rolle zu spielen, muß die Zeit lehren. Möglich ist ja auch, daß wir nur noch zu wenig sehr nah späte Perioden mykenischen Kunstschaffens zu unterscheiden vermögen, möglich daß sich seine Erzeugnisse nach der allem Fremden offenen Insel hinübergerettet nun dort erhalten haben zu einer Zeit, als man anderwärts schon darüber hinaus oder vielmehr davon zurückgekommen war. Als Heimath des „Mykenischen" wird man doch die „Kupferinsel" ungern ansehen, wenn man ihre directionslose Impotenz in der späteren Zeit vor Augen hat.

* Die schwedische Feuerland-Expedition hat sich nach ihren nunmehr abgeschlossenen Forschungen im Feuerland aufgelöst und deren Führer, Docent Nordenskiöld, ist zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten nach Valparaiso abgereist. Zuerst wollte er noch die Insel Chiloë besuchen, um Kenntniß von den Verhältnissen der Auswanderer zu nehmen, die sich hier niedergelassen haben. Auch in Chile haben sowohl die Regierung wie Private der Expedition großes Interesse entgegengebracht und deren Arbeiten erleichtert. Zu den bisherigen Sammlungen sind noch weitere zahlreiche Kisten nach Schweden gesandt worden, wohin die Expedition somit eine reiche Ausbeute zurückbringt. Von Valparaiso aus begibt sich Nordenskiöld nochmals zum Feuerland, um dann Anfang 1897 über Punta Arenas und Buenos-Aires nach Europa zurückzukehren.

or. Eine neue Sternwarte aus Privatmitteln wird unter Leitung von Fr. Krüger zu Rötzgen bei Mittweida in Sachsen errichtet. Das Hauptinstrument ist ein siebenzölliger Refractor neuester Construction aus den Werkstätten für Präcisions-Mechanik und Optik von Hans Heele in Berlin. Die Sternwarte soll hauptsächlich photometrischen und photographischen Untersuchungen der foebigen und veränderlichen Sterne dienen.

* Aus dem photochemischen Laboratorium der Technischen Hochschule schreibt P. Hanneke in Aachen von Professor H. W. Vogel herausgegebenen „Photographischen Mittheilungen" über Photographien auf Seide. „Verfahren, auf Seide und ähnlichen Stoffen Bilder durch Photographie herzustellen, sind schon seit langen Jahren bekannt, und doch hat dieser Proceß bis jetzt in der Praxis wenig Anwendung gefunden. Die historisch-photographische Sammlung unsrer Hochschule besitzt einige Copien auf Seide vom Ende der siebziger Jahre, welche sich äußerst gut gehalten und ihren angenehm violetten Goldton völlig bewahrt haben; es scheinen somit die Seidenbilder auch von großer Beständigkeit zu sein. In neuerer Zeit bringt man dem Verfahren wieder etwas mehr Interesse entgegen. Auf der Gewerbeausstellung finden sich in der Gruppe für Frauenarbeiten im Unterrichtsgebäude sehr gelungene Copien auf seidenähnlichen Stoffen. Dem Photographischen Institut sind neuerdings vom Chemiker A. Cobenzl zu Höchst a. M. Proben von mit lichtempfindlicher Schicht präparirten Seiden- und Satinstoffen zur Begutachtung zugegangen. Die Seide kann auf beiden Seiten copirt werden, während man bei dem Satinstoff sich des Gewebes halber lieber auf die Glanzseite beschränkt. Für die Herstellung von Bildern eignen sich am besten contrastreiche Negative. Das Copiren geschieht in den gewöhnlichen Copirrahmen, und für das Einlegen des Stoffes sind dieselben Regeln zu beobachten, wie beim Celloidinpapier. Die mit dem Goldbade behandelten Copien auf Seide und Satin zeigen einen schönen, violetten Ton, die im Platinbade hergestellten Bilder besitzen ein warmes Platinschwarz. Das Cobenzl'sche Präparat zeichnet sich durch eine gute Haltbarkeit aus; die präparirten Stoffe geben noch sechs Wochen noch ebenso gute Resultate, wie zuvor."

* Der preußische Unterrichtsminister betont in einer Verfügung an die Provincialschulcollegien die Wichtigkeit einer guten, leserlichen Handschrift für das praktische Leben. Die Lehrer der höheren Schulen sollen keinen Aufsatz und keine Reinschrift einer Arbeit von den Schülern annehmen, in denen Flüchtigkeit oder Unordentlichkeit, sowie schlechte Lesbarkeit der Schrift zu Tage tritt. (Redactionen, besonders wissenschaftlicher Blätter, werden nur bedauern, daß solchen Erlassen nicht ausnahmsweise auch älteren Generationen gegenüber rückwirkende Kraft beigelegt werden kann. D. Herausg.)

* Wie man der „Frankf. Ztg." mittheilt, fand dieser Tage in dem zwischen Lausanne und Freiburg i. d. Schw. gelegenen Städtchen Romont eine Zusammenkunft von 37 Lehrern der beiden Hochschulen statt. Beim gemeinschaftlichen Mittagsmahle führte Prof. Gremaud (Freiburg) aus, wie trotz der mannichfachen Verschiedenheiten zwischen beiden Lehrkörpern doch ein gemeinsames Band bestehe, stark genug, um Männer von so verschiedener Nationalität, Sprache, politischer und confessioneller Anschauung zu einem freundnachbarlichen Verkehr zusammenzuschließen. Es sei dies das aufrichtige Streben nach wahrer Wissenschaft, welches die Anwesenden gleichmäßig beseele. Die Rectoren Dusour (Lausanne) und v. Snoigny (Freiburg) toasteten auf das gute Einvernehmen zwischen beiden Hochschulen und die Gastfreundschaft, welche die Schweiz den Professoren fremder Nationalität gewähre. Nachdem noch die beiden Lausanner Professoren Maurer und Erman gesprochen hatten, trennte man sich mit dem Wunsche auf Wiedersehen im nächsten Jahre. Die Universität Lausanne hat fast nur protestantische, die Freiburger ausschließlich katholische Lehrer. An der letzteren werden mit Ausnahme der theologischen Facultät, wo lateinische Vortragssprache üblich ist, die Vorlesungen von Professoren verschiedener Nationalitäten (Franzosen, Deutsche, Schweizer, Italiener und Polen) in deutscher und französischer Sprache gehalten. Die Universität ist nicht wie ihre belgische Schwesteranstalt in Löwen eine bischöfliche, sondern eine staatliche (cantonale) Unternehmung und daher Studirenden aller Confessionen zugänglich.

* **Straßburg.** Die Ernennung des Amsterdamer Hygienikers Forster zum ordentlichen Professor an der Kaiser Wilhelms-Universität ist nun erfolgt. Derselbe ist gleichzeitig zum Director des Instituts für Hygiene und Bakteriologie ernannt worden, das in der Errichtung begriffen ist.

* **Wien.** Im Sommersemester des Studienjahres 1895/96 wurde die hiesige Universität von 4209 ordentlichen und 1587 außerordentlichen Hörern besucht. Hiervon entfielen auf die theologische Facultät 169, auf die rechts- und staatswissenschaftliche Facultät 2654, auf die medicinische Facultät 2178 und auf die philosophische Facultät 745 Hörer.

* **London**, 7. Aug. Zur Zeit tagt hier der internationale dermatologische Congreß. Von deutschen Gelehrten wohnen demselben u. a. Prof. Kaposi von Wien, Prof. Schwimmer von Budapest und Dr. Lassar von Berlin bei. Gestern wurden die Herren vom Lordmayor und der Lady Mayoreß im Mansion House empfangen. Präsident des Congresses ist der Londoner Dermatolog Jonathan Hutchinson.

* **Budsö**, 9. Aug. Tel. Die astronomische Beobachtung der Sonnenfinsterniß ist völlig mißglückt. Keiner der vier weilenden Forscher konnte Beobachtungen von wissenschaftlicher Bedeutung machen, da der Himmel beim Eintritt der Verfinsterung und der Totalität ganz bewölkt war. Die Lücken in der Bewölkung gewährten nur sehr vereinzelt und sehr kurze Durchblicke, von längstens einer halben Minute. — Noch einer aus Spitzbergen hier eingetroffenen Nachricht ist Dr. Andrée wegen des beständigen Nordwindes bisher noch nicht aufgestiegen. Für dieses Jahr erscheint der Aufstieg nicht mehr wahrscheinlich.

* **Petersburg**, 9. Aug. Die heutige Sonnenfinsterniß konnte hier nicht beobachtet werden, da der Himmel mit Wolken bedeckt war und Regenwetter eintrat. Die Telegramme von der zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß nach dem Amur entsandten astronomischen Expedition können erst nach einigen Tagen hier eintreffen, da die Expedition sich etwa 300 Werst von der nächsten Telegraphenstation entfernt befindet. — Der Naturforscher A. K. Chrebtow, der im vorigen Jahre in das Gouvernement Olonez reiste, um die dortigen Perlenfischereien zu erforschen, geht nach der „Now. Wr." demnächst mit derselben Absicht an die Murmanküste.

— — —.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 11. August. Nummer 185.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Neue Erzählungen. I. Von Alexander v. Weilen. — Joachim Heinrich Campe. Von Prof. Dr. Hans Scherrer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Erzählungen.

Von Alexander v. Weilen.

I.

Der bescheidene Ertrag, den das Vorjahr an neuen, beachtenswerthen Erzählungen einheimste,[1]) ist diesmal sowohl quantitativ als qualitativ weit überboten worden. Die Hochfluth steigt: lärmend entsenden die Springbrunnen der Modernen ihre prasselnden Strahlen, sanft plätschernd ergießen sich die ruhigen Fluthen des alten Familienromans. Auffallend ist die Zahl der Frauen, die im Zusammenhang mit der socialen Bewegung unsrer Tage mit der Feder für ihre Rechte streiten. Und ihre Schöpfungen beweisen, daß sie sich dieselben in der Literatur wenigstens erstritten: sie stehen, im guten wie im bösen Sinne, auf demselben Schlachtfelde wie der männliche Schriftsteller, für ihn oder gegen ihn, aber immer ebenbürtig. Ein boshafter französischer Schriftsteller hat einmal gesagt: „Beweis für das Untergeordnete einer Kunst ist, wenn Frauen darin zur Meisterschaft gelangen.“ Dann wäre es wohl heute um die Dichtung geschehen; denn einige große Künsterinnen haben uns ihre Seele in tiefen Werken offenbart. Daneben fehlen freilich auch die Zerrbilder nicht, das Titelblatt einer neuen Sammlung gibt ein bezeichnendes Bild: unmögliche Frauengestalten in unmöglichen Farben drehen sich in unmöglichen Tänzen. Perverser Präraphaelitismus ist die Signatur mancher weiblich-unweiblichen Dichtung.

Der kurze Zeitraum eines Jahres kann keine wesentliche Veränderung an den Grundlinien zeitgenössischer Erzählungskunst hervorbringen. Noch breiter macht sich das autobiographische Geständniß, und die Kunst, die feinsten Linien wiederzugeben, wird immer größer und raffinirter. Aber mit Freude sieht man einen — ich möchte sagen — reineren Zug in diesen lebenswahren Portraits auftauchen: die Mädchenseele wird studirt, und wenn auch die weibliche Jungfräulichkeit eine überwiegend anatomische Behandlung erfährt, der Bacchuszug der Messalinen und wüsten Weiber läßt sein Evoegeschrei mehr aus der Ferne ertönen, freilich, um doch gelegentlich mit betäubendem Lärm hervorzubrechen. Aber das lange vermißte Streben nach Einfachheit läßt sich nicht verkennen, und das Gebet Grillparzers: „Laß uns die Götter bitten um ein einfach Herz“, löst sich von stammelnden Lippen. Gleich aber erfolgt auch in unsrer von Extrem zu Extrem geworfenen Literatur die Ausschreitung zur Manier: das sexuelle Moment im Verkehr zwischen Mann und Weib wird dermaßen zurückgedrängt, daß nur noch das Product der Liebe, das Kind, mit theoretischer Absichtlichkeit dem unberührten Weibe als Ziel vor Augen steht: sie sucht nach der Frucht und verachtet die Blüthe. Damit wird aber die angebliche Keuschheit zur schlimmsten Unsittlichkeit, die schon der bahnbrechende Apostel dieser Lehre, Tolstoj, auf den alle diese Probleme zurückgehen, auf dem Gewissen hat.

Aber auch in die Darstellung der Ehe ist dieser reinere Zug eingedrungen, er hat den bedenklichen Vorwurf des Ehebruchs geadelt. Die jammervolle Rolle, welche der betrogene Mann bisher gespielt hat, ob er nun als Rächer oder Verzeiher auftrat, ist in den Händen der Analysten eine andere geworden. Man legt seine Gefühle dar und die Motive seines Handelns, der interessante Verführer verschwindet hinter seinem interessanteren Opfer. In einer hübschen Studie hat kürzlich René Doumic (Les jeunes, Paris 1896) dieses Problem von Dumas ab verfolgt.

Die Technik des Naturalismus, der nur ganz vereinzelte schwache Johannistriebe hervorbringt, ist geblieben. Aber man verwischt die sicheren Striche, welche der Stift des aufmerksamen Beobachters macht, durch leichtes Radiren und fährt mit dünnen, kaum sichtbaren Linien darüber. Dadurch entsteht Stimmung in abgetönten Farben, das einzelne scharfe Bild wird zum Symbol und erhält dadurch jene allgemeine Bedeutung, welche das Werk erst zur künstlerischen Höhe emporhebt. Genau so, wie das Drama, sucht auch die Erzählung ihre engen Formen zu sprengen und fremde Künste sich anzueignen. Die Prosa wird oft rhythmisch, der Ausdruck rein lyrisch, durch Analogien der Musik und Malerei wird dem armen Worte oft nachgeholfen. Dem Streben nach Verdeutlichung und Stimmung entspringt auch der Mißbrauch, welcher mit Anklängen an andere literarische Werke getrieben wird. Und dies scheint mir ein äußerst bedenklicher Zug, der durch viele der modernsten Dichtungen hindurchgeht. Sie setzen eine ungeheure Belesenheit und eine kritische Schulung voraus, fast würde man gelegentlich, wie bei dem abgestorbenen gelehrten historischen Roman, Anmerkungen benöthigen, die über alle Anspielungen Aufschluß geben. Der Leser hört zu deutlich das Aechzen der Pumpen, die der Autor in Betrieb setzt. Eine Empfindung kann sich nur wieder durch eine Empfindung mittheilen: alle künstlichen Surrogate sind machtlos.

Diese flüchtigen allgemeinen Beobachtungen lassen sich an vielen der nunmehr zu betrachtenden einzelnen Werke bestätigen und erweitern. Manche derselben verwahren sich an polemischen Stellen gegen jede Beurtheilung, bei Hans Land bezeichnet sich ein Recensent selbst als „angestellter kritischer Bullenbeißer, eine Sorte amtlichen Prophylaktikums der dichtenden Epigonenbande“. Den Forderungen, welche die jungen Dichter an den Kritiker erheben, kann wohl niemand vollkommen entsprechen. Denn ihre Abfertigung jedem Tadel gegenüber lautet, daß man eben ihre Intention nicht verstanden habe oder nicht verstehen wolle; das heißt mit einem Worte: alles, was ist, ist gut. Der Dichter hat das Recht, darzustellen, wie er will und wie er sein Object sieht. Der Kritiker aber darf seinerseits beanspruchen, die Richtigkeit des Sehens controliren zu

[1]) Vgl. Beilage 1895, Nr. 256.

dürfen. Er kann weiter auch nicht darauf verzichten, etwas ihm widersprechendes abzulehnen, ohne damit seine Meinung zum unbedingten Richterspruch erheben zu wollen. Vor allem aber ist es seine schönste Aufgabe, dem großen Talente den Weg zu bahnen und altes und neues Gestrüppe vor ihm fortzuräumen.

Der moderne Eheroman hat seinen Triumph jüngst in einem fremdsprachigen Werke gefeiert, das weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausflog und auch in Frankreich jubelnde Begeisterung und energischen Widerspruch erweckte, ja sogar kühne Träume von einer Renaissance der italienischen Literatur wachrief. Nunmehr liegt Gabriele d'Annunzio's: Der Unschuldige (Berlin, Fischer) auch in deutscher Uebertragung vor. Es ist wieder ein Ich-Roman, die Beichte Tullio Hermils über seine Ehe mit Juliane. Er ist eine durch und durch zügellose Persönlichkeit, voll Egoismus und von einem gewissen Stolze auf seine Ausschreitungen, deren er viele trotz Kindersegens und glücklicher Häuslichkeit begangen, erfüllt. Auch die Ehe wird ihm und seiner überreizten Phantasie zur Unzucht. Denn nichts anderes ist es, wenn er ihr Verhältniß als geschwisterliches aufrecht erhalten will, und sich dabei immer an der reizvollen Vorstellung, welch andere Rechte er doch eigentlich habe, aufregt. So raffinirt grübelnd wie sich selbst, beobachtet er sein Weib, er wird grausam gegen sie, um die Wirkungen zu constatiren, er führt ein Tagebuch, das die kleinsten Schwankungen seines überempfindlichen Sinnenlebens registrirt. Ekel erfaßt ihn zuweilen an sich selbst, aber immer wieder beruhigt er sich in dem Gedanken, als auserlesener Geist auch größere Freiheit als gewöhnliche Menschen zu haben. So lebt er sich in den schönen Traum „aller geistig bedeutenden Männer" ein, einer beständig treuen Gattin beständig untreu sein zu dürfen. Eifersucht, die plötzlich in ihm erwacht, führt ihn zu Juliane zurück; aber wieder nur als Lüstling, der eine alte Geliebte wieder in Gnaden aufnimmt. Das Wiedererwachen dieser Empfindung wird an den kleinsten Symptomen erforscht, „ein Schatten, ein Sonnenschimmer" stimmen ihn oft um. Und in voller Zügellosigkeit, aber mit den hinreißendsten Tönen der Leidenschaft feiert er mit ihr eine neue Brautnacht, in verlockendstem Leben und Weben der Natur. Aber selbst in solchen Scenen verleugnet sich sein Wesen nicht: immer malt er Julianen ihre Glückseligkeit aus, die sie bei seiner reuevollen Rückkehr empfinden müsse. Hat er ihre zitternde Scheu nicht verstanden und seinen Verdacht bald wieder fahren lassen — sofort nach dieser Liebesscene erfährt er durch seine Mutter, daß Juliane guter Hoffnung sei. Nun steht er vor einer brutalen Thatsache, deren Urgeschichte er vergebens psychologisch zu ergründen sucht. Ihr Geständniß, das sie in tiefer Reue ablegt, zeitigt in ihm den Entschluß, sie zum Weiterleben zu zwingen, das er als Buße für seine Sünden betrachtet. Aber aus dem „physischen Elend unsrer Liebe", das ihm entgegenstarrt, entspringt das Gefühl des Hasses, den Mann und Weib gegen einander tragen, und der immer stärker mahnende Wunsch, wenigstens die Frucht der Sünde zu beseitigen. In diesem frevelhaften Gedanken vereinen sich beider Seelen, das Kind kommt zu ihrem Kummer lebenskräftig zur Welt. Ihr schweres Leiden, das oft den Tod verheißt, bringt Tullio und Juliane wahre Läuterung, die nur der neue „Eindringling" stört. In dessen Untergange sieht er die Gesundheit für die Frau, das Glück für ihre Ehe, mit Umsicht ordnet er alle Vorbereitungen, durch halbe Worte unterstützt ihn beinahe die Gattin. In einer kalten Decembernacht, während alle Dienstleute bei der Weihnachtsandacht sind, hält er das Kind zum Fenster hinaus. Zunächst scheint nur ein leichter Husten zu folgen, plötzlich tritt ein Umschwung ein, der Knabe stirbt. Vor der Leiche hat er das Bedürfniß, seine Schuld zu gestehen, aber sie glauben, er rede im Fieber. Die Beerdigung bildet den Schluß, eine Perspective auf die Zukunft Tullio's und Julianens, die ihn bei der Nachricht des Todes leidenschaftlich umarmt, wird nicht gegeben.

Schon die Umrisse zeigen, daß das Werk aus zwei nicht fest genug verbundenen Theilen besteht: zunächst handelt es sich ausschließlich um die psychologische Studie einer auf einseitigstem Egoismus begründeten Ehe, dann folgt die spannende Analyse des Mordgedankens. Dieser Plan aber hätte auch in einer anderen Seele als der dieses Tullio in derselben Weise reifen können. Und nach der ganz ausschließlichen Betrachtung, die der Dichter seinem Helden weiht, bleibt in der zweiten Hälfte die Figur Julianens allzu undeutlich. Eben dadurch, daß Annunzio in strengster künstlerischer Form das Tagebuch festhält und nur mit Augen Tullio's sieht, ist Julianens Schuld auch dem Leser völlig unvermuthet und ihre unweibliche Nachgier nicht aus ihrer fast unbekannten Individualität verständlich. Aber d'Annunzio's Werk ist die höchste Kundgebung psychologischer Kleinmalerei. Wie unter dem Mikroskop werden die kleinsten Mikroben des menschlichen Empfindungslebens sichtbar. Es ist wirklich eine „alchymistische Kunst", die er „im Combiniren der verschiedenartigsten Gehirnmanifestationen" besitzt, wie Tullio von sich selbst sagt. Das Werk gleicht jenen Bienenkörben, bei denen eine Seite aus Glas hergestellt ist, damit man die Arbeit der Thiere beobachten kann. Diese Kunst, gepaart mit einer technischen Vollendung, die ihn herrliche Landschaftsbilder entwerfen läßt, selbst Kleidungen und Gerüche ihren Zwecken dienstbar macht, oder in ungezwungenster Weise den leidigen Liebhaber fast gänzlich auszuschließen lehrt, ist athembeklemmend, beängstigend, erdrückend. Man sieht d'Annunzio zu, wie dem Trapezkünstler, der sein Leben für einen Sprung riskirt. Deutlich fühlt man durch, wieviel Persönliches in dem Werke mitspricht, und d'Annunzio selbst hat gestanden, daß dieses Buch jene neue Auffassung des Lebens gebe, die nach tollen Verirrungen, in welche ihn ein erster Erfolg gerissen, der Schmerz in ihm reifen lassen. Ueber die Anschuldigung des Plagiats, die in Frankreich gegen ihn erhoben wurde, kann er ruhig lächeln. Wahr ist es, seine Vorbilder sind unverkennbar, er hat sich auch nicht die Mühe gegeben, sie zu verhüllen. Die Analyse des Menschen hat ihn Bourget gelehrt, die Analyse des Verbrechens Dostojewski's Raskolnikow. Der Mord an dem Kinde vollzieht sich genau in derselben Weise in einer kleinen Novelle Maupassants. Nebenfiguren und eine Reihe von Gedanken stammen aus Tolstoj, auch Nietzsche erscheint gründlich studirt. Aber dies sind doch nur Anregungen, die hier ganz selbständig weitergebildet werden, und der „Disciple" Bourgets ist bloß ein schüchterner Vorläufer Tullio's. Die höchste Bewunderung ist kaum hinreichend für diese Meisterschaft; ob man dem Buche auch wirkliche Liebe entgegenbringen kann, ist eine Frage, die jeder Leser mit sich selbst abzumachen hat.

Diese Liebe wird leichter einem andern Werke gegenüber, das nicht nur durch seine Verfasserin, sondern auch durch sich selbst die größte Beachtung verdient. Lore Andreas-Salomé, die Schülerin und Freundin Nietzsche's, hat in „Ruth" (Stuttgart, Cotta) die Geschichte einer Ehe erzählt, die in manchen Punkten auffallend an die „Einsamen Menschen" Gerhard Hauptmanns erinnert. Im Vordergrunde steht ein junger Gelehrter, Erik, der sein hohes Streben, seinen stürmenden Ehrgeiz einem frühen Liebesbunde mit der armen Bel zum Opfer gebracht hat. Seine Arbeit an der Schule, selbst ein Stechthum der Frau, das sie nach der Geburt eines Sohnes zur bewegungslosen Last macht, empfindet er in langjährigem Frieden nicht als Entsagung. Das schüchterne Weib geht ganz in Dankbarkeit für ihn auf, und er nimmt ihr Dienenwollen als treue Pflichterfüllung, die er ebenso vergilt.

Digitized by Google

So ahnen beide die Gefahr nicht, die in dieser gänzlichen Aufgebung ihrer Individualität liegt. Aus seinem Berufe kommt das Unglück. Er ist ein beliebter Mädchenlehrer, weil er mit sichtlicher Theilnahme auf ihre Gedanken eingeht und Freude an ihrer Entwicklung hat. Sein Fehler ist, daß er Persönlichkeit und Unterricht nicht zu trennen vermag. Da soll ihm ein halb kinderhaftes Wesen begegnen, das den Menschenbildner im höchsten Grade fesselt. Ruth ist kein gewöhnliches unreifes Schulmädchen: isolirt trotz ihrer Anverwandten, erschöpft sie sich in einem Traumdasein, das sie ins wirkliche Leben überträgt. Was sie spielt, in sonderbaren ungeregelten Dichtungen, das erlebt sie auch und sie sucht und findet es in der Welt wieder. Auch mit Erik als Meister hat sie sich ein Traumdasein ausgedacht, das sie mit trotziger Entschlossenheit in die Wirklichkeit übersetzt. So tritt sie vor ihn, verlockend die schlummernden Gaben zu wecken, und der Mann, der sich nach einer noch unerschlossenen Seele sehnt, nimmt sie mit offenen Armen auf; er möchte sie nicht den Willen lehren, von dem sie in ihren stoßweisen Geständnissen spricht, sondern, daß sie wisse — ein Wort echt Nietzsche'scher Prägung — wozu sie wolle. Ihm von den Verwandten gänzlich überlassen, zieht sie ganz in sein Haus ein und zwischen Meister und Schülerin entsteht ein Kampf um die Individualität, in dem sie scheinbar unterliegt, aber eigentlich nur ihm immer ähnlicher wird in ihrer Selbstherrlichkeit. Er aber gibt sich ganz dem Zauber gefangen, mit Kinderstimme seine hohen Entwurfe verkundet zu sehen; der den Herrn spielt, wird bald zum Diener. Er sieht nicht, wie sein Sohn Jonas in knabenhaft wilder Liebe zu dem Spielkameraden und mit steigender Eifersucht zum Vater emporschaut, wie seine Gattin selbst die ruhige Behaglichkeit, mit der sie das Erziehungsobject beobachtet hatte, zu verlassen droht. Nach einer kurzen Reise Eriks treten sich beide entgegen, ein unschuldiger Kuß, den sie in echter Begeisterung gibt, zeigt ihm seine Empfindungen. Zunächst gesteht er sich nur zu, seine Gärtnerkunst an dieser seltenen Pflanze zu lieben, aber er idealisirt sie und schmückt ihre Gestalt mit allem Zauber der Phantasie. Wie sie ihm in voller Leidenschaft erklärt, sie wolle auch Unrecht thun, wenn er es heiße, sein Kind sein und sonst niemandem auf der Welt gehören, sucht er sie von sich loszureißen und einem Freunde zu übergeben, wo sie Kind sein darf. Er hat geschworen, Schuld zu sein an diesem Mädchen, nach qualvollen Scenen leistet sie den geforderten Gehorsam, auch wo sie ihren Herrn nicht begreift. Bel, die seine Leiden sieht, fleht ihn an, Ruth zu behalten, Jonas tobt gegen den harten Vater, und Erik, der ihn jetzt erst versteht, mahnt ihn zur Arbeit, um Ruths Freundschaft würdig zu werden. Sie geht, aber ihr letztes Wort, daß sie ihn auch in die Ferne mitnehme, wird zur Fessel. Er bleibt als gebrochener Mann zurück, die Briefe Ruths geben ihm keinen Ersatz für ihre Persönlichkeit, und die Nachricht einer möglichen Verlobung des Mädchens trifft ihn wie ein Blitzstrahl. So steht er theilnahmlos dem ersten Gehversuche Bels, der ihre Genesung bekundet, gegenüber, ja, dieser lang ersehnte Augenblick löst seine Zunge, und er gesteht der Gattin seine Liebe. Den Tod im Herzen räumt sie ihr das Feld, ahnungslos kehrt Ruth flüchtend in das Haus zurück, das ihre einzige Heimath ist — da tritt ihr an Stelle des Meisters der Liebhaber entgegen. Mit Entsetzen sieht sie auf einmal einen fremden Mann, von dem sie fort zu Erik flüchten möchte, auch dieser Traum ist ihr zerstört. Sein Kind zu bleiben, schwört sie ihm noch einmal in einem schriftlichen Abschied, dann zieht sie fort und Erik bleibt zurück am Bette seines Sohnes, den der Anblick des vor Ruth knieenden Vaters besinnungslos niedergeworfen. Er sieht, wie seine Worte Jonas zum höchsten Eifer angespornt haben, Ruth zu erringen; von allem Erdenglücke ist ihm nur die harte Aufgabe geblieben, die Achtung seines Sohnes sich wieder zu schaffen.

Nicht eine Lücke klafft in dieser Tragodie der Pädagogik. Fast ausschließlich in Dialogscenen aufgehend, hat das Werk einen seltenen Reichthum an Tönen. Während in Hauptmanns Drama der Eindringling durch seine überlegene Schulmeisterei abstoßend wirkt, ist diese Gestalt, der mit Absicht Mignonartige Züge gegeben werden, zum Meisterstücke folgerichtiger Entwicklung geworden. Diese Erzählung steht auf der Höhe von Sprache und Technik, die sich schon in der Art, wie Ruth eingeführt wird, oder in der Verwendung symbolischer Motive kennzeichnet. Dabei fehlen alle gewaltsamen Scenen und effecthascherischen Motive — mit einem Worte: das Buch bereitet dem Leser einen außergewöhnlichen Genuß.

Gegenüber den leisen Tönen dieses Werkes wirken die grellen, schreienden Farben von Hedwig Dohms: „Sibilla Dalmar" (Berlin, Fischer) um so auffallender. Nietzsche und Gyp haben in diesem jedenfalls merkwürdigen Buch, das in erster Linie Zeugniß für ein auserlesenes Talent, Caricaturen zu entwerfen, ablegt, eine recht wilde Ehe eingegangen. Wir lernen zunächst die Tagebuchblätter des verzogenen Backfisches kennen, die durch eine ganz überflüssige Vorgeschichte eingeleitet sind, ein kleines Schatzkästlein feinen, discreten Humors. Früh eine brillante, aber nicht genügend bemittelte Ballerscheinung, sieht sie manchen Freier abtrünnig werden, bis sie sich, des Wartens müde, entschließt, den harmlosen Benno zu nehmen. Was in Fräulein Sibilla lag, das kommt in Frau Sibilla zum Ausdruck, und in langen Briefen offenbart sie der Mutter die tiefsten Regungen ihres Gedankenlebens, das ebenso Sozialismus und Salonästhetik, wie Gesellschaftsklatsch und Liebelei umfaßt. Wirklicher Geist und erkünstelter, Momente wahrer Empfindung und Stunden der falschen wirbeln in ihr durcheinander, die sich für eines der interessantesten Objecte der Schöpfung hält. Aber ihr Herz ist kalt, wie — eine Freundin sagt es ihr in der Weise — „eine Hundeschnauze", nur ihre Nerven regen sich auf. Ich gestehe offen, daß ich derartige Weiber in der Literatur — im Leben bin ich ihnen noch nicht begegnet — schon gründlich satt habe. So ist es mir höchst gleichgültig, ob der elegante Salonmann oder der natürlich imponirend gescheite Naturmensch ihr Liebhaber wird, wie auch viele von den Tiraden über Pflichtehe und Ehepflicht nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich haben. Nur möchte ich bezweifeln, daß selbst dieses Gegenstück einer schönen Seele ihre — ich finde kein anderes Wort — schamlosen Geständnisse am Busen einer Mutter ablegt. Der Sittenschilderer unsrer Tage wird einmal Augen machen, wenn er dieses Buch in die Hand bekommt! Und Sibilla versichert ausdrücklich: „Der Zeitgeist hält mich beim Wickel." Um so abstoßender wirkt es, diese „Bohémienne des Geistes", die eine „Idealzüchtung" ausfinnt, dem ermunternden Zuruf ihres bäuerlichen Verehrers: „Haben Sie doch den Muth und den Willen zu einem eigenen Kinde", Folge leisten zu sehen. Durch einen glücklichen Zufall — eine Stunde früher hätte es auch der andere sein können — wird er Vater ihres Kindes, das sie in Rom zur Welt bringt, das einen würdigen Rahmen für dieses auserlesene Geschöpf bilden soll. Im Kindbettfieber stirbt sie, Freunde bringen die Asche der „hotdesten und unglückseligsten der Frauen" in die deutsche Heimath. So sehr ich dieses krankhaft modeene Produrt verurtheilen muß, es ist nur die Verirrung einer begabten Verfasserin. Seltene Beobachtungsgabe, ein bei Frauen so ungewöhnliches humoristisches und satirisches Talent fesseln in den einzelnen Scenen und Figuren in hohem Grade. Die künstlerische Aufgabe ist hier verfehlt, nicht der Künstler selbst.

Digitized by Google

Jedenfalls verspürt man hier eine andere Anregung, als bei dem platten Romane Alfred Stößels: „Freunde" (Leipzig, Friese), in dem sich der Ehebruch vom bürgerlichen Mittagstische zwischen einer unverstandenen unverständigen Frau nnd dem genialen Liebhaber anspinnt, der das „Mitfortreißende, das im Fluge für sich Einnehmende", wie der Verfosser schön sagt, besitzt. Der überhornlose Ehemann, der in seiner Einfalt fast die Knpplerrolle spielt, wird in seiner Weise erst durch Dienstbotentratsch aufgeklärt und macht der Geschichte ein schnelles Ende, indem er seine Frau nnd sich bei einem Eissefte ertränkt. Noch viel crasser und voll grober Unwahrscheinlichkeiten ist das serbische Ehedrama, das Victor v. Reisner in: „Juraj Dragutinowitch" (Berlin, Fischer) erzählt, während Felix Holländer in „Sturmwind im Westen" (Berlin, Fischer) im schlechtesten Jargon der jungen Schule eine Berliner Scandalgeschichte ausschreit, auf deren Modelle die sensationslüsterne Welt mit den Fingern deuten konn. Mit der Literatur hat ein derartiges Product nichts zu thun.

Der Wille zum Kinde, der in Sibilla Dalmar einen so sonderbaren Ausdruck fand, bildet das Leitmotiv von Peter Nansens: „Gottesfriede" (Berlin, Fischer). Es ist das dritte der „kleinen Bücher des Herzens", die dieser echte Poet in wenigen Jahren geschaffen. In „Juliens Tagebuch" gab er das Weib, das man liebt, in „Maria" das Weib, das mon heirathet, in „Gottesfriede" das Weib, das man zur Mutter seiner Kinder mocht. Der Ton ist ernster, vertiefter geworden, dem Schreiber des Tagebuchs entsprechend, der, des Ringens müde, in seine Heimath flieht, um in ihr wieder znm Kinde zu werden. Fast wie seine Vergangenheit, in der er Entdeckungen der eigenen Seele macht, tritt ihm Grethe entgegen, die Tochter des alten Müllers, in dessen Nähe er sich auf lustiger Höhe angesiedelt. Sie ist ein Kind der Stille, die sie umföngt. Ihre Liebe spricht nur in kargen Worten, am Grabe seiner Mutter reichen sie sich die Hand zum Bunde. Ein kurzes Glück findet einen jähen Abschluß durch Grethe's Tod, verursacht durch den Gang der längst stockenden Mühle, die der Alte unvorsichtig in Bewegung setzt. Wie „Juliens Tagebuch" schließt der in die Welt Rückkehrende dieses Jahr seines Lebens mit einer herben und erhebenden Erfahrung ab, und er trägt den Gottesfriedeu, den der gewinnt, der liebt, mit in die neueste Thätigkeit. Nie war Nansens Kunst, vollklingende Accorde anzuschlagen und weitertönen zu lassen, größer als hier, bis in die meisterhaft erzählten Stadtlegenden und Klosterepisoden hinein. Es ist eine tragische Idylle, bei der allerdings die Katastrophe ziemlich äußertich und mit gezwungenen schicksalsmäßigen Motiven herbeigeführt wird. Dem Dichter gelingen Erzählungen, die er nicht zu schließen braucht, am besten, wie „Juliens Tagebuch", während schon in „Maria" der halb satirische Ausgang den großen Eindruck beeinträchtigt. Die Empfindung, die er bei den Lesern hervorrufen möchte, „als hätte ich einen Strauß einfach gefärbter, einfach duftender Feldblumen in ihr Zimmer getragen", geht namentlich von der Figur Grethe's aus, auf die er die größte Liebe verwendet hat. Ihrer oft zauberhaften Einfachheit vermag selbst der kleine Beisatz allzu literarischer Kritik, die sie der Dichter äußern läßt, nicht zu schaden, dagegen aber ist ihr Bewußtsein, Mutter werden zu sollen, fast bis zur Manie ausgebildet: welche Frau wird ihr es so leicht nachfühlen, wenn sie versichert, auf seine Vergangenheit nicht eifersüchtig zu sein, weil ihm noch nie ein Weib begegnet, das er für würdig gehalten, sein Kind zu gebären? Und man kann kaum ein leises Lächeln unterdrücken, wenn das Mädchen zugleich mit dem Brautkleid die Hemdchen für den Sohn — auch vom Geschlecht des Sprößlings ist sie bereits unterrichtet — fertig stellt. Schlechte Witze liegen da nur allzu nahe; sie wären ein Frevel an dem heiligen Ernste der Dichtung, deren volle Schönheit durch diese einseitige Uebertreibung getrübt wird.

Dieselbe Sehnsucht nach der höchsten Aufgabe des Weibes, dieselbe Verzweiflung, nicht geliebt zu haben, hat die ergreifende Leidensgeschichte eines Mädchens dictirt, die Gabriele Reuter unter dem Titel: „Aus guter Familie" (Berlin, Fischer) herausgegeben; mit einem Schlage hat sie sich einen ersten Platz unter den deutschen Schriftstellern erobert. Die Kunst des Buches liegt vor allem in der mit sicherster Consequenz durchgeführten Objectivität und der unbewußten psychologischen Analyse, die den größten Gegensatz zu d'Annunzio's zersaserndem Raffinement bietet. Das natürliche Gefühl der Liebe entwickelt sich im Backfisch als Schwärmerei und erhält in dem einsam in Pensionat und Etternhause hinlebenden jungen Weibe Nahrung aus Religion und Lectüre, ohne daß ihr das ersehnte Wunderbare — besser gesagt der Wunderbare — begegnet wäre. Allein ihr erstes echtes Empfinden verschwendet sie an einen Monn, den sie anderweitig gebunden sehen muß; früh wird ihr die Lehre, „daß Liebe für gewisse Naturen nicht Glück, sondern Leiden ist und, wenn sie nicht zum Höhepunlt gesunden Lebeus führt, zur Krankheit wird, an der die Jugend zu Tode welkt". Sie sucht Ersatz für ihre zerstörten Ideale in sociaten Ideen, voll Unklarheit, sie müht sich in ein inniges Verhältniß zu ihren Eltern, die keinem ihrer Stimmungswechsel Verständniß dargebracht, zu ihrer Schwägerin, einer äußerlich liebenswürdigen Weltdame hinein. So wird sie ein altes Mädchen, lange bevor sie es wirklich ist. Aber heiße Hoffnungen und Wünsche brechen um so ungestümer gelegentlich hervor. Da scheint ihr das Glück zu lachen durch einen älteren Mann, der ihr seine Hand bietet, nochdem sie ihn durch Künste, die sie mit Elel zu ihrer Rettung anwendet, an sich gezogen. Es erwachen die Instincte der Jugend, die sie ichon beim Spiel mit der Puppe ergriffen, und sie sieht liebevoll zu ihm empor als dem künftigen Schöpser des kleinen Wesens, das ihr Dasein ausfüllen soll. Wie ganz anders begründet ist dieses Gefühl hier, als in dem jungen, liebeheißen Mädchen Nansens! Aber die leidige Geldfrage, bei der Ettern und Bruder eine jämmerliche Rolle spielen, läßt auch diese Aussicht rasch entschwinden, die Verlassene flucht ihrer Erziehung, die ihr kein freies Verschenken ihrer Liebe gestattet, ihrem Gotte, der solch ein Stümperwerk geschaffen. Immer enger werden die Verhältnisse, der Tod der Mutter zerreißt das letzte dünne Band, das sie doch noch mit menschticher Liebe verbunden. Die fürchterlichen Reizungen, unter denen sie leidet, bringen sie geistig und körperlich herunter. In der Schweiz, wo sie sich erholen soll, begegnet ihr die erste Kinderliebe, ihr Cousin, wieder, sie bringt ihm ein volles Herz entgegen, er aber sieht sie nur als begeisterte Mitstreberin seiner socialen Ideen und vergißt das Weib in ihr. Sie aber erfüllt wieder der atte Gedanke in neuer Form, den ähnlich einst Heinrich v. Kleist in einen verzweifelten Aufschrei gekleidet: „Etwas Werdendes, ein Kind oder ein Werk, meinetwegen ein Wahn, das braucht der Mensch, und das braucht darum auch die Frau." Scham über die Zurückweisung, die ihr Liebesgeständniß erfährt, und die Gewißheit des letzten verloreuen Erdenglücks führen sie dem Wahnsinne zu, der schon lange seine Krallen nach ihr ausgestreckt. Der geistige Tod ereilt sie, deren vierzigjähriger Leib noch lange, lange weiterdauern kann. — Das Schicksal, dos der modernen Frau der Gegenwart aus bürgertticher Sphäre durch Erziehung und sociale Mißstände droht, weder ihre natürliche Aufgabe erfüllen, noch ihre erworbenen Rechte ausüben zu dürfen, ist bis zur äußersten Spitze in diesem einen Falle durchgearbeitet, ohne daß die Verfasserin in den Fehler, denselben für typisch auszugeben,

Digitized by Google

verfallen wäre. Dadurch, daß sie das Selbstgeständniß vermeidet und eine Geschichte erzählt, wahrt sie sich einen beobachtenden Standpunkt, von dem aus sie ein größeres Feld übersehen kann. Gabriele Reuter hat ein eigenartiges Werk von socialer Bedeutung geschaffen.

Dieser wilden Tragödie ringender Unbefriedigung steht sänftigend die Elegie der weiblichen Resignation gegenüber, die Adine Gemberg in den „Aufzeichnungen einer Diakonissin" (Berlin, Fischer) gesungen. Schon im Vorjahre durfte ich flüchtig auf diese gerade im Erscheinen begriffene Läuterung der sich so wild geberdenden Verfasserin hinweisen. Die pflichtgetreue Wirksamkeit der Pflegerin rollt in eintönigen Linien vor uns ab, das Leben dringt nur in grausen Bildern des Siechthums und Sterbens ein. Ohne Begeisterung für den Beruf ist diese müde Seele zufrieden, wenn sie ihre Gedanken hegen und ihre Gefühle in ihrer geliebten Kunst, der Musik, ausklingen lassen darf. Was ihr fehlt, ist die Liebe, welche ihrem Wesen und ihrem Berufe erst die höchste Weihe geben könnten. Nur selten spürt sie den Druck, der auf ihrer Individualität lastet. Mühsam übt sich ihr Ohr, die Stimme der freien Natur zu hören, die zu ihr reden will; das Treiben des Lebens, seine Leiden und Freuden, in die sie aus dem Munde der Dirne, wie des glücklichen Weibes, oder in der ärmlichen Hülle des Arbeiters als Pflegerin einen flüchtigen Einblick gewinnt, macht ihr Widerstreben gegen die Welt noch größer. Schweres Leiden lehrt sie aus der Zuneigung, die andere ihr darbringen, in sich selbst die Liebe vermissen, die sie nie gegeben hatte, und sie muß erkennen, wie ihr Dasein neben dem Leben gestanden. Das ganze Gemälde ist nur in einer Farbe ausgeführt, aber diese leuchtet in den verschiedensten Tönen. Abgeklärtheit und Hoheit lebt in ihm, aus der Sturm- und Drangperiode der Dichterin klingen nur noch die mit grausem Behagen ausgeführten Spitalscenen nach.

Nachdem Nansen in „Juliens Tagebuch" das entscheidende Jahr aus dem Leben eines Mädchens dargestellt, geleitet das neueste Buch: „Aus dem ersten Universitätsjahre" (Berlin, Fischer), einen jungen aus dem conservativen Pfarrhause nach Kopenhagen entsendeten Studenten aus dem innern und äußeren Streite der überkommenen väterlichen Ansichten zur freiheitlichen Reaction. Wieder ist ein Ausschnitt des Lebens hier gegeben, von dem der Verfasser selbst zu fürchten scheint, man könnte ihn zu klein für die große Wandlung, die sich in ihm vollzieht, finden. Ich kann diese Ansicht nicht theilen: gerade der doch nur schlummernde Widerspruch gegen die Autorität schlägt immer mit Blitzesschnelle ins Gegentheil um. Ein Meister der Brieftechnik, hat Nansen die ganze Handlung in verschiedene Schreiben aufgelöst, die zunächst durch die große Zahl der Correspondenten verwirren. Bald aber erfreut man sich an der Kunst, mit der sie zur Einheit gestaltet sind. Der warnende und zürnende Vater, der mit edlem Stolze seine Rechte gegen den unreifen Burschen vertheidigt, die Klagen der unselbständigen Mutter, die liebevollen Worte seiner Mis, einer geistigen Verwandten der Grethe im „Gottesfrieden", die ihr Verlöbniß mit dem abtrünnigen und ungläubigen Jugendfreunde löst, die lockenden Rufe großstädtischen Lebens aus dem Munde eines wohlhabenden, leichtsinnigen Studenten und eines lebelustigen Dämchens, sie alle sind nothwendige Beigaben zu den Geständnissen des verlorenen Sohns, der sich zunächst zögernd, dann aber mit trotziger Energie seine volle Selbständigkeit erringt. Ob es ihm auch gelingen wird, sich selbst durch das Leben zu schlagen, bleibt eine der Fragen, die Nansen offen zu lassen liebt.

Joachim Heinrich Campe. [1])

Vor etwa zwanzig Jahren hat der damalige Stadtpfarrer und Dekan Dr. J. Leyser in Neustadt a. d. Haardt auf Wunsch der Firma Vieweg u. Sohn eine Lebensbeschreibung und Charakteristik Campe's unternommen. Heute erscheint das Werk in unverändertem Abdruck in zweiter Auflage.

Wenn man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seit der Reformation neues Leben in der deutschen Nation spürte, so geschah es hauptsächlich durch die Männer der sog. Aufklärung. Waren sie auch angeregt von dem Geiste der französischen Literatur, die der deutschen damals bedeutend voraus war, so bewahrten sie doch ihren deutschen Charakter. Ihre neuen Ideen haben vielseitig Licht verbreitet, nicht allein in Staat und Kirche, sondern auch in der Schule. Zu diesen Männern zählen neben Lessing auch Theologen, wie der Abt Jerusalem, Basedow, Campe, Pestalozzi, und vor allem der größte Geisteshelд jener Zeit, der Philosoph Kant selbst. Die großen Pädagogen, denen Jean Jacques Rousseau als Bahnbrecher erschien, glaubten fest, daß sich die Menschheit durch die neue Methode der Erziehung bessern lasse. Sie waren keine Revolutionäre im eigentlichen Sinne des Wortes, wenn sie auch damals die ersten einschneidenden Beschlüsse der französischen Nationalversammlung mit Freude begrüßten. Das that auch Campe, dessen freisinniges Wesen sich hier nicht verleugnet.

Sein Biograph führt uns durch die schwere Jugendzeit dieses Mannes, zeigt an einem Beispiel dessen reges Suchen nach praktischer Selbstthätigkeit beim Lernen. Er begleitet ihn auf die Universität, wo Campe zuerst zu den Füßen des freisinnigen Theologen Teller zu Helmstedt, dann bei Semler in Halle sitzt. Nach vollendeten Studien bespricht er seine Stellung als Erzieher in dem Hause des Hrn. v. Humboldt, sein Amt als Feldprediger in dem Regiment des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Er erzählt die psychologisch interessante Liebesgeschichte und Verheirathung Campe's mit Maria Hiller. 1776 erfolgte der Eintritt Campe's in das Basedow'sche Philanthropin zu Dessau, das der edle Fürst Friedrich Franz Leopold von Anhalt errichtete. Der Biograph übergeht rasch die Gründe, die Campe veranlaßten, das Basedow'sche Institut zu verlassen und in Hamburg vorderhand Ruhe und Erholung wiederzufinden. Aber 1786 finden wir ihn in Braunschweig wieder, wo er sich bald häuslich niederließ, sich der praktischen Jugenderziehung von neuem widmete. Unter dem Schutze seines beständigen Gönners, des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, versammelte er seine treuen Mitarbeiter Trapp und Stuve und entfaltete eine große schriftstellerische Thätigkeit. Zum Zweck einer raschen Vervielfältigung errichtete er eine eigene Druckerei und Verlagsbuchhandlung daselbst. Hier erschien seine „Schuleneyklopädie", die Uebersetzung und Erläuterung von Rousseau's „Emil", der „väterliche Rath für Töchter", den er seiner Tochter Lotte widmete, ferner „Theophron" und der „neue Robinson" in vielfach wiederholten Auflagen u. a. m., die, wie Leyser richtig bemerkt, damals vielen Tausenden zum Segen gereicht haben und heute noch zum Theil sehr empfehlenswerth zum Lesen sind.

Campe hat sich durch seine Fruchtbarkeit als Schriftsteller und als Inhaber einer Druckerei und Verlagshandlung ein Vermögen erworben und sich davon ein gemüthliches Heim in Braunschweig gegründet, das wegen der Liebenswürdigkeit seiner musterhaften Gattin und Tochter von allen Besuchern jener Zeit als äußerst angenehm und

[1]) Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. Von Dr. J. Leyser. 2. Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1896.

Digitized by Google

gastfrei geschildert wird. Campe war überhaupt nicht karg im Austheilen und Geben. Der schönen und glücklichen Familie fallten jedoch die Drangsale nicht erspart bleiben. Campe kam besonders durch seine „Briefe aus Paris" zur Zeit der Reaction in den Geruch der politischen und religiösen Freigeisterei; und nachdem der erste Schrecken vor der großen französischen Revolution überwunden war, traten die deutschen fürstlichen Cabinette mit allerhand Maßregeln gegen den revolutionären demokratischen Geist hervor. In Berlin erschienen die berüchtigten Wöllner'schen Religionsedicte, in Wien die österreichisch-kaiserlichen Rundschreiben an die übrigen deutschen Fürstenhöfe zur Unterdrückung der Rede- und Preßfreiheit, gleichsam als wenn man durch obrigkeitlichen Befehl des Schweigens den Zeitgeist bannen könnte. Auch dem sonst freidenkenden Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig wurde von Berlin aus bedeutet, die Verbreitung freisinniger Schriften in seinem Lande zu unterdrücken. Dies war gegen Campe und seine Druckerei gerichtet. Er betrachtete dieses Ansinnen als eine geistige Landesverweisung für ihn. Bei keiner anderen Gelegenheit zeigte sich Campe's Charakter in einem so glänzenden Lichte wie hier. Er bewies einen festen Mannesmuth, Ueberzeugungstreue, gepaart mit Großmuth, die nur edle Seelen besitzen können. Der Biograph hat wahlgethan, seine Vertheidigungsschriften in extenso anzuführen. Sie geben Zeugniß von der klaren Auffassung der Lage und der strengen Rechtlichkeit seiner Gründe, ohne die Pietät gegen den Fürsten zu verletzen, der in der That, wie er es auch zeigt, Campe an Edelmuth und Gerechtigkeit nicht nachstehen will. Um den Herzog nicht in politische Schwierigkeiten zu versetzen, sucht und findet Campe einen Ausweg, indem er seine Druckerei nach Einlösung seiner verlegerischen Verbindlichkeiten verkauft.

Campe ist jedoch nicht allein als Pädagog und Jugendschriftsteller bedeutend, sondern auch als Gelehrter. Als solcher hat Campe das „Wörterbuch der deutschen Sprache" mit Hülfe des tüchtigen Th. Bernd, das 1801 erschien, verfaßt; es erwarb sich ein bedeutendes Verdienst um unsre Muttersprache, da es alle Wörter des Neuhochdeutschen aus allen Schriftstellern zusammenstellte und damit die deutsche Sprache erweiterte, wenn auch dieses Wörterbuch der Herleitung der Wörter entbehrte. Damit hat Campe ohne Zweifel seinen Patriotismus und seine Liebe zur deutschen Sprache bekundet.

Der zweite Band der Biographie enthält Correspondenzen: Briefe und Gedankenaustausche seiner Zeitgenossen, und zwar der besten seiner Zeit. Leider brechen die Mittheilungen dieser Correspondenzen lange vor dem Tode Campe's ab. Es ist jedoch anzunehmen, daß sich noch manche Briefe dieser späteren Zeit vorfinden, die gewiß für die heutigen Leser wegen des gesunden Urtheils Campe's kein geringes Interesse hätten. Es ist schwer zu glauben, daß der sonst aufrichtige und mittheilsame Mann sich später freiwillig Schweigen auferlegt hätte.

Mit diesem Werk hat der ehemalige Stadtpfarrer und jetzige Consistorialrath Dr. J. Leyser dem unvergeßlichen Volksaufklärer ein ehrendes Denkmal gesetzt, das die deutsche Jugend zur Nachahmung begeistert und die deutschen Männer mit Männerstolz erheben kann. Ist auch vieles heute von den Lehren und Meinungen jener Philanthropen wissenschaftlich und praktisch überwunden — besonders ihr schwärmerischer Glaube an ihre neue Lehrart, denn diese setzt von Natur nur gute Menschen voraus — so bleibt doch für alle Zukunft die eine große Wahrheit bestehen, daß eine richtige Erziehung der Jugend eine Bürgschaft für die Freiheit und den sittlichen Fortschritt der Menschheit verspricht.

Heidelberg. Prof. Dr. Hans Scherrer.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. Sein Ich. Roman von Emil Roland. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896. — Für uns unterlag es nach Durchlesung dieses Buches keinem Zweifel, daß sich unter dem Namen Emil Roland ein weibliches Autor verbirgt, und die Bestätigung durch den Literaturkalender war uns darum keine Ueberraschung. Emil Roland ist eine Dame, die sehr flott schreibt, die eigen geartete Menschen lebendig zu charakterisiren weiß, und sie hat hier ein Buch geboten, das sich über das Durchschnittsmaß der Unterhaltungslectüre erhebt. Weibliche Denkart tritt namentlich in der Schilderung der Heldin und der Art, wie sie auf ihre Umgebung erziehlich wirkt, hervor; auch die hübsche Charakteristik eines originellen Backfisches, der sich aus einem häßlichen jungen Entlein zum stolzen Schwan entwickelt, deutet auf weibliche Feder. Ganz vortrefflich ist der Mann gezeichnet, der neben der Heldin die Hauptrolle spielt. Wie er aus lauter Rücksichten auf die Welt, auf die Gesellschaft das Glück nicht zu ergreifen und festzuhalten weiß, das ist gut geschaut und sehr fein wiedergegeben. Ebenso scharf analysirt ist es, wie er nicht versteht, daß sie, auch nachdem das Haupthinderniß aus dem Wege geräumt ist, erst recht nicht die Seine werden kann und will, und hier erprobt sich die Verfasserin als gute Seelenkennerin. Gerade daß sie den landläufigen versöhnlichen Schluß verschmähte, hat uns besonders gefallen.

* Historische Landescommission für Steiermark. IV. Bericht. März 1895 bis März 1896.

In der Zusammensetzung des ständigen Ausschusses ging eine Aenderung dadurch vor sich, daß Regierungsrath Dr. v. Zahn wegen Kränklichkeit eine Beurlaubung auf längere Zeit beanspruchte und auf seinen Wunsch Prof. Loserth in den Ausschuß berufen wurde.

Was die seit längerer Zeit schon in Aussicht gestellte Arbeit des Hrn. v. Siegenfeld über das steierische Landeswappen betrifft, so kann berichtet werden, daß sämmtliche dazu gehörige Tafeln bereits im Drucke sind und das Manuscript für den Text im Laufe der nächsten Monate erwartet werden kann.

Regierungsrath Zwiedineck hat das Manuscript seiner Monographie: „Die Grafen von Attems in ihrem Wirken in und für Steiermark" bereits vorgelegt. Dasselbe wurde von dem dafür eingesetzten Redactionscomité in Behandlung gezogen und angenommen. Die Arbeit kann voraussichtlich auch noch in diesem Jahre im Druck erscheinen.

Die „Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Steiermark von den ältesten Zeiten bis 1283" wird von Prof. v. Krones der Vollendung entgegengeführt; 17 Druckbogen liegen bereits ausgedruckt vor, der Rest von beiläufig 13 Bogen ist im Manuscript nahezu abgeschlossen.

Das 28. Heft der „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen" wird von Commissionsmitgliedern folgende Arbeiten enthalten: Loserth, „Die steierische Religionspacification 1572 bis 1578". v. Zwiedineck, „Das reichsgräflich Wurmbrand'sche Familienarchiv zu Steyersberg". Diese werden auch in Separatabdrücken unter dem Titel „Veröffentlichungen der Historischen Landescommission für Steiermark" mit fortlaufender Zahl von der Commission ausgegeben werden.

Die beiden Hülfsarbeiter Anton Kapper und Hans Meier, Hörer der philosophischen Facultät, waren im Laufe des Jahres mit der Herstellung von Copien und Regesten von Urkunden und Acten des Steyersberger und Feistritzer Archivs, des steiermärkischen und kärntenischen Landesarchivs, sowie anderer von den Commissionsmitgliedern benützter Handschriften beschäftigt.

Der Unterrichtsausschuß des steiermärkischen Landtags hat dem Landtage über die Thätigkeit der Commission Bericht erstattet (VII. Landtagsperiode, VI. Session, Beil. 84) und dabei namentlich auf die im III. Berichte der Commission abgedruckte Denkschrift hingewiesen, durch welche das hohe k. k. Unterrichtsministerium auf die Wichtigkeit gleichzeitiger Erforschung der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte in den Nachbarländern der Steiermark aufmerksam gemacht wurde.

Im Interesse der Commission wurden Reisen unternommen von: v. Krones nach Wien und Wiener-Neustadt; Loserth nach St. Paul, Klagenfurt und Innsbruck; v. Luschin nach Innsbruck; v. Zwiedineck nach Steyersberg, Feistritz, Steyer und Tachau. Von den Berichten über die Ergebnisse dieser Reisen sind (im Anhang zum Original dieses Berichts) die von Loserth und v. Krones bereits abgedruckt; v. Luschin hat seine Forschungen in Innsbruck noch nicht abgeschlossen, sein und v. Zwiedinecks Detailbericht wird im nächsten Jahre veröffentlicht werden können. Als ein Ergebniß

seiner Erhebungen in Steyersberg, Steyer und Tachau hat der letztere in der am 30. März abgehaltenen allgemeinen Versammlung nachfolgenden Antrag eingebracht:

In einzelnen Archiven steierischer Adelsgeschlechter befinden sich umfassende Materialien, größtentheils Correspondenzen österreichischer Staatsmänner des 17. und 18. Jahrhunderts, die ihrem Inhalt nach weder in der allgemeinen Familiengeschichte, noch in den Monographien einzelner hervorragender Persönlichkeiten verwerthet werden können, weil sie nicht die Privatangelegenheiten derselben, nicht ihre Lebensschicksale oder ihr Wirken in oder für das Land Steiermark betreffen, wohl aber für die Geschichte Oesterreichs und des Deutschen Reiches die werthvollsten Beiträge liefern, ja geradezu die wichtigsten Grundlagen zu einer Geschichte der österreichischen Diplomatie bieten. Die historische Landescommission für Steiermark kann in eigener Wirksamkeit und mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Sammlung und Bearbeitung dieser hoch zu schätzenden historischen Quellen nicht unternehmen, sie hält es aber doch für ihre Pflicht, an geeignetem Orte darauf aufmerksam zu machen, daß sie vorhanden seien und daß ihre Veröffentlichung eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft nach sich ziehen werde. Da das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht eine derartige Veröffentlichung voraussichtlich ebensowohl wegen ihrer wissenschaftlichen als wegen ihrer patriotischen Bedeutung würdigen und fördern dürfte, so sei ein Gesuch um Gewährung einer Subvention zur Sammlung und Herausgabe von „Correspondenzen österreichischer Staatsmänner des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" aus den Familienarchiven steierischer Adelsfamilien durch die historische Landescommission für Steiermark an dasselbe zu richten.

Se. Excellenz Graf Wurmbrand begrüßte diesen Antrag mit Befriedigung, und sprach ebenfalls die Hoffnung aus, daß das Unterrichtsministerium nicht abgeneigt sein werde, diesem Unternehmen seine Unterstützung zuzuwenden. Bei Ueberreichung eines darauf abzielenden Gesuches könne die Commission auch nochmals auf den Inhalt der dem Archivrath unterbreiteten Denkschrift hinweisen, da namentlich die Verwendung von jüngeren Kräften zu Studien und Forschungen in heimischen Archiven mit dem neuen Unternehmen in Zusammenhang zu bringen sei. Es wurde beschlossen, daß der Secretär mit der Ausarbeitung einer Denkschrift über die Herausgabe von Correspondenzen österreichischer Staatsmänner aus den Familienarchiven steierischer Adelsfamilien betraut und daß eine Deputation an den Unterrichtsminister entsendet werde, um ihm diese Denkschrift zu überreichen, seine Unterstützung für das geplante Unternehmen zu erbitten und den Zusammenhang desselben mit den in der ersten Denkschrift gestellten Anträgen darzulegen. Der Vorsitzende der Versammlung, Landeshauptmann Command Graf v. Attems, erklärte sich bereit, die Führung dieser Deputation zu übernehmen.

Auf Anordnung des Commissionsmitgliedes, Se. fürstbischöflichen Gnaden Dr. Leopold Schuster, Bischofs von Seckau, wird seit zwei Jahren an der Ordnung des Seckauer Diöcesanarchives gearbeitet. Auf grund des Systems, das der mit dieser Arbeit betraute Beamte entworfen hat, sind bisher behandelt worden: alle das Bisthum Seckau und das aufgehobene Bisthum Leoben betreffenden Acten und Schriften, dann die Acten der aufgehobenen und noch bestehenden Klöster und Anstalten; außerdem wurde mit der Ordnung jener Acten begonnen, welche die einzelnen Seelsorgestationen betreffen. Gleichzeitig mit der Herstellung der alphabetisch geordneten Fascikel wurden auch Regesten der bereits durchgesehenen Acten angelegt und die einschlägigen Originalurkunden in Cartons gesammelt. Die Sichtung des sehr umfangreichen und werthvollen Materials wird in den nächsten Jahren ununterbrochen fortgesetzt werden.

Hr. Dr. Peisker legte im Verfolge seiner agrargeschichtlichen Forschungen, die leider durch eine längere Erkrankung unterbrochen worden waren, eine Anleitung für die Feststellung der Lagen- und Bulgonamen vor, die in Verbindung mit den Fragebogen und Mustern an sämmtliche Pfarrämter der Diöcesen Seckau und Lavant versendet werden sollen, wozu die Herren Fürstbischöfe bereits ihre Zustimmung gegeben und die Expedition im Amtswege gütigst zugesagt haben. Es wurde beschlossen, sämmtliche diesen Gegenstand betreffende Schriftstücke für die Diöcese Seckau in deutscher, für die Diöcese Lavant in doppelsprachiger (deutscher und slovenischer) Ausgabe zu versenden. (Die einführende Erklärung Dr. Peiskers „Ueber die Wichtigkeit der Lagen- und Bulgonamen" und die Musterblätter für die Zusammenstellung derselben, verfaßt von Sr. Hochwürden Hrn. Dr. Ambros Gasparitz, Stiftscapitular von Rein und Pfarrer von Semriach, finden sich im Anhange zum Original dieses Berichts.)

Die Commission kann auch am Schlusse dieses Berichts nicht unterlassen, allen Förderern ihrer Forschungen, namentlich den Vorständen der benützten öffentlichen Archive und den Besitzern der nunmehr zur Erschließung gelangenden Privatarchive für das ihr entgegengebrachte Vertrauen den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Graz, Mai 1898. Der Secretär: v. Zwiedineck.

* **Preisaufgabe.** Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien hat in ihrer außerordentlichen Sitzung vom 1. Juni 1898 beschlossen, für den A. Frhr. v. Baumgartner'schen Preis folgende neue Aufgabe zu stellen: „Ausdehnung unserer Kenntnisse über das Verhalten der äußersten ultravioletten Strahlung." Der Einsendungstermin der Concurrenzschriften ist der 31. December 1898; die Zuerkennung des Preises von 1000 fl. ö. W. findet eventuell in der feierlichen Sitzung des Jahres 1899 statt.

wms. **Fundberichte aus Bayern.** Bei Tiefgrabungen im Hofe des neuen Infanteriecasernements in den Zwölfmorgen bei Landau (in der Pfalz) wurden die Culturreste einer Wohnstätte der jüngeren Steinzeit bloßgelegt. Von den Knochen (Hirsch, Reh) sind mehrere zu Pfriemen, Schabern rc. verarbeitet und zeigen deutliche Spuren der Benützung, die anderen sind Speiseüberreste. Gebrannte Lehmballen beweisen die Anwesenheit einer Herdstelle. Von 2 bis 3 Gefäßen sind nur die Scherben gehoben, die eine primitive Ornamentik von Fingereindrücken aufweisen, von den 2 erhaltenen kleinen Töpfen ist der eine durch sein Glockenprofil und den Spitzboden bis jetzt einzig in Bayern. Die Funde sollen in die prähistorische Staatssammlung nach München gebracht werden. — In Pasing bei München wurden neben der vorjährigen Fundstelle neuerdings 3 Reihengräber aufgedeckt. Eine eiserne Spatha ging wieder verloren, doch konnte ein vollständiger Schädel für die anthropologische Untersuchung gerettet werden. Desgleichen sollen aus dem Reihengräberfeld bei Niederneuching (B.-A. Ebersberg) fortgesetzt Funde an, unter denen besonders ein Steigbügel hervorzuheben ist.

* Dem „Daily Chronicle" wird von der Advent-Bai auf Spitzbergen gemeldet: „Die Conway-Expedition hat zum erstenmale Spitzbergen durchquert. Eine Woche lang erforschten wir das Gebirge bei Sassendal. Während dessen warteten wir auf neue Schlitten; die alten waren auf der Fahrt von der Advent-Bai nach der Sassen-Bai zerschellt. Von der Sassen-Bai fuhren wir am 11. Juli ab und erreichten nach vier Tagen die Spitze von Sassendal. Die Fahrt ging durch Moore und unzählige angeschwollene Flüsse. Wir fanden ein tiefes, einsames Thal, mit vielen Gletschern. Wir fuhren darauf zu. Der erste Tag bereitete keine Schwierigkeiten. Am zweiten Tage aber stießen wir auf ungeheure Moränen und die Eismassthürmungen eines zurückgetretenen Gletschers. Wir zogen die Schlitten mit der größten Schwierigkeit hinüber. Ein Pony und ein Schlitten stürzten fast einen Eisabhang hinunter. Ganz hinten im Thal war ein langes, weiches Moor. Es war unmöglich, die Ponies hindurchzubekommen. Das Wetter war furchtbar. Heftiger Regen war von heulendem Sturm und dichtem Nebel begleitet. Das Ende des Thales war durch die riesige Wand eines Gletschers versperrt. Sir Martin Conway erklomm sie. Von der Höhe sah er nun der nahen Seite des Gletschers die Agardh-Bai an der Ostküste. Am nächsten Tage überschritten Sir Martin Conway, Dr. Gregory und Mr. Garwood den drei englische Meilen breiten Gletscher. Dann stiegen sie eine ungeheure Eiswand an dem einzig möglichen Punkte hinab. Es war reines Glück, daß wir auf den Punkt stießen. Eine Meile weiter erreichten wir die Marköste am Seegestade. Sir Martin taufte den Paß „Das eisenbeinerne Thor". Die Aussicht von dem Passe aus ist großartig. Der Blick streift über ungeheure Schneefelder am Stor Fjord, die sich bis an das Ende des Landes hinziehen. Am Eingange der Agardh-Bai sahen wir ungeheure Eismassen treiben. Auf derselben Route kehrten wir nach dem Lager zurück. Am nächsten Tage kämpften wir uns durch das Thal und zogen das Sassendal hinab. Mr. Garwood ging mit den Ponies über Land nach der Advent-Bai, während Sir Martin Conway und Dr. Gregory im Boot von der Sassen-Bai nach der Advent-Bai fuhren. Sir Martin und sein Gefährte begaben sich sodann nach der Van Mijen-Bai, wo sie ein großes Thal, welches sich landeinwärts erstreckte, erforschten.

Alle Mitglieder des Zuges befinden sich wohl. Die wissenschaftlichen Ergebnisse desselben sind bedeutend. Die Geologie des Bergdistricts im Innern steht jetzt fest. In den Sammlungen befinden sich die seltensten Fossilien und Pflanzen. Wahrscheinlich wird es unmöglich sein, den Zug nach dem 15. August fortzusetzen." — Eine weitere Depesche lautet: „Während ein Theil des Zuges Spitzbergen durchzog, endeten Mr. Trevor-Battye und Mr. H. Conway in einem offenen Boot nach dem Nore-Fjord und lagerten bei Cap Wijl. Darauf erforschten sie die Westliche Bucht. Sie fanden, daß sich die Gletscher stark verändert hatten, seitdem sie das letztemal dagewesen waren. Der westliche Gletscher überdrückt immer mehr die See und dehnt sich nach Norden aus, so daß die Bai jetzt nur halb so breit ist. Nachdem Mr. Trevor-Battye seinen Freund H. Conway in Cap Wijl zurückgelassen hatte, erforschte er die Dickson-Bai. Die norwegischen Jäger nennen sie die „Todesfalle". Selten hat jemand seinen Fuß in diese Gegend gesetzt. Das nördliche Ende hat wahrscheinlich noch niemand erreicht. Vermessen ist die Bai noch nicht worden. Die Bai ist von Bergen umgeben von seltsamer Form und großem geologischen Interesse. Mr. Trevor-Battye erreichte die Spitze, nachdem ihm das Treibeis viel zu schaffen gemacht hatte, und landete. Vor ihm tauchten hohe Berge und ungeheure Gletscher auf. Dann schritt er über ein langes Moor. Fast wäre er in dem Treibsand versunken. Nachdem er große Moränen passirt, kam er an den Gletscher. Derselbe theilt sich in zwei Arme. Trevor-Battye folgte dem nordöstlichen, wurde aber am weiteren Vormarsch durch Abgründe gehindert. Jeaffreinn, der zwei Wochen im Eisfjord zubrachte, soll sein Boot im Eise verloren haben. Er ist nach Norwegen zurückgekehrt."

* Das Klima von Werchojansk, dem berühmten Ort im Lenathal (Sibirien), der als der kälteste der Erde, als „Kältepol" zu betrachten ist, hat Prof. J. Hann nach den in den Annalen des kais. russischen physikalischen Central-Observatoriums für 1893 gegebenen Daten neuen tabellarisch-statistischen Berechnungen unterworfen. Aus 9- bis 11jährigen Beobachtungen ergab sich, der „Naturw. Wochenschrift" zufolge, für Werchojansk (67° 34° N. Br., 133° 51° E. v. Gr. 107 m Meereshöhe) ein Jahresmittel der Temperatur von — 17.2°. Dabei weicht die Temperatur des Juli gar nicht so sehr von der unserer Sommermonate ab, sie beträgt im Durchschnitt 15.0° und erhob sich in einem Jahre bis auf 18.0°, während die absoluten Wärmeextreme der Sommermonate Juni, Juli und August 31.5°, 30.8° und 30.1° betrugen. Dem kältesten Monat, dem Januar, kommt aber im Mittel eine Temperatur von — 51.2° zu, sein niedrigstes Monatsmittel war sogar in einem Jahre — 57.3°, sein höchstes immer noch — 45.3°. Niemals stieg im Januar das Thermometer auf — 22.7°. Um sich eine Vorstellung von dieser Kälte zu machen, sei daran erinnert, daß eine Temperatur von — 22.7°, wie sie in Werchojansk dem absoluten Wärmeextrem des Januar entspricht, beispielsweise in Berlin seit dem Jahre 1861 nicht mehr beobachtet worden ist. Die tiefste in Werchojansk beobachtete Temperatur betrug im Januar — 67.8°, im Februar gar — 69.8°. Die Amplitude der Temperaturextreme beträgt also nicht weniger als 101.3°. Auch der März hat eine Mitteltemperatur von — 33.8° und weist ein Temperaturextrem von — 69.8° auf. Auch im April (Mittel: — 14,9°) und Mai (Mittel: + 1.4°) kamen noch Kälteextreme von — 41.4°, bezw. — 34.2° vor. Auch im Juni und August sank das Thermometer je einmal bis auf 7° Kälte, und nur der Juli ist bisher ganz von Frost verschont geblieben. Der October weist schon wieder ein Temperaturmittel von — 14.0°, der November ein solches von — 38.9° auf. Die Bewölkung muß natürlich bei solchen klimatischen Verhältnissen sehr gering sein, nur in den Sommer- und Herbstmonaten erreicht sie etwas beträchtlichere Werthe. Der Februar und December weisen in der zehntheiligen Scale Mittelwerthe der Bewölkung von nur 2.8 auf. Es ist dabei zu bedenken, daß Werchojansk in der Mitte des großen sibirischen baeametrischen Wintermaximums liegt, wo in den Thalkesseln der Lena während des Winters stets Windstille und fast wolkenloser Himmel herrschen, ohne die eine so kalorische Ablühlung durch Ausstrahlung ja auch unmöglich wäre. Auch die Niederschläge sind, wie zu erwarten, sehr gering, ihre jährliche Höhe beträgt im siebenjährigen Durchschnitt nur 99 Millimeter, wovon nach dazu $^2/_3$, nämlich 64 Millimeter, allein auf die drei Sommermonate entfallen. Der März hat im Durchschnitt eine Niederschlagsmenge von nur 1 Millimeter aufzuweisen.

* **Stuttgart.** In der ersten Sitzung des Deutschen Geologentages am 10. August wurden folgende wissenschaftliche Vorträge gehalten. Zuerst sprach Dr. Pohlig, Custos am Naturwissenschaftlichen Museum zu Gotha, über Thierfährten im Buntsandstein von Tambach. Dieselben erinnern lebhaft an das bekannte Vorkommen im Buntsandstein des Schwarzwaldes. Sodann sprach Dr. Wülfing von Tübingen über die Meteoriten, wovon die größten Sammlungen zu Wien, London, Paris, Berlin und Tübingen sich vorfinden. Man kennt nun 523 Orte, an denen solche Steine fielen. 180 davon sind Orte, wo reines Meteoreisen fiel; die Steine der anderen Orte haben verschiedene Zusammensetzung. Rennet ist in der Lage, sämmtliche Nachrichten über die interessanten Fälle in einem Werk zusammenzustellen, nachdem er an alle Cabinette, Museen, Zeitschriften u. s. w. Fragebogen u. s. w. ausgesandt hat. Als Dritter sprach Professor Dr. Baltzer von Bern über die Bildungen der Eiszeit in der Schweiz. Jede solche Zeit ist hervorgerufen durch Erniedrigung der Temperatur und Vermehrung der Niederschläge. Der Aargletscher, erstreckte sich zur Diluvialzeit bis zum Chasseral; der heutige Gletscher ist dagegen der reine Zwerg. Ebenso ging der Rhone-Gletscher zur Zeit seiner größten Ausdehnung bis zum Rhein, bis ins Emmenthal und weit in den Jura hinein. In der jüngeren Eiszeit war die Ausdehnung schon kleiner, und in einer größeren Anzahl von Stufen gingen die Gletscher immer weiter zurück. Prof. Dr. C. Fraas sprach über das Exkursionsgebiet des ersten Tages. Es handelt sich um die Profile, die bei Cannstatt zur Zeit aufgeschlossen sind. In Cannstatt bildet der Neckar sein bekanntes Knie; hier sind die großen Kalktuffe, die den Mineralwässern ihre Entstehung verdanken. Die Eisenbahnbauten dort ergaben sehr lehrreiche Profile der Schichten, die zum Theil heute noch offen liegen. Sie enthalten Kies, Mammuthlehm und Kalk, darüber Löß. Diese Kiese hält der Redner keineswegs für Gletscherbildung, sondern für fluviatil. Inspector Regelmann möchte diese Ablagerungen eher für glacial erklären.

* **Elberfeld.** Der Bergische Geschichtsverein beschloß in seiner Generalversammlung am 7. d. M., dem für die Culturgeschichte des bergischen Landes und als Verfasser des ältesten rheinischen Sagenbuches bedeutenden Cistercienser-Abt Cäsarius von Heisterbach († 1240) nur der malerischen Ruine Heisterbach im Siebengebirge ein Denkmal in Form einer Felspyramide mit Gedenktafel zu errichten. Es wurde ein Comité gewählt, an dessen Spitze der Vorsitzende des Bergischen Geschichtsvereins, Gymnasialdirector Professor Scheibe (Elberfeld), steht.

* **Utrecht.** Der außerordentliche Professor an der Universität Amsterdam, Dr. W. H. Julius, ist zum ordentlichen Professor der Experimentalphysik, Meteorologie und physischen Geographie an der hiesigen Universität ernannt. Die Professur für Kirchengeschichte und christliche Archäologie ward dem Prediger Dr. S. D. van Veen in Rotterdam übertragen.

* **St. Petersburg,** 11. Aug. Tel. Nach telegraphischer Meldung konnte die nach dem Amurgebiete zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß entsandte Expedition bei Sonnenlicht Beobachtungen anstellen. Die Expedition hält sich in dem Dorfe Orlowetaje am Amur auf.

* **St. Petersburg.** Im October vorigen Jahres, schreiben die „Pet. Wed.", wurde eine Expedition nach Korea ausgerüstet und unter die Leitung des Capitäns des Generalstabes Sfokowin und des Lieutenants des 7. westsibirischen Schützenbataillons Kusmin gestellt. Gegenwärtig sind die Mitglieder der Expedition, die sich gerade zur Zeit der größten Wirren im Innern Korea's befanden, nach Wladiwostok zurückgekehrt. Unter den verschiedenen Gegenständen, welche die Expedition von Korea mitgebracht hat, verdient eine Karte der Halbinsel und ein seltenes Exemplar einer geographischen Beschreibung Korea's genannt zu werden. Die Karte, welche im Maßstabe von $4^1/_2$ Werst auf den Zoll ausgeführt ist, trägt die Ortsbenennungen in der örtlichen Sprache, ist auf feinem, halb durchsichtigem Papier gedruckt und so genau, daß sie den Mitgliedern der Expedition als zuverlässiger Wegweiser gedient hat. Ein noch größeres Interesse gewährt die überaus seltene geographische Beschreibung Korea's; sie ist in koreanischer Sprache abgefaßt und trägt den Charakter der Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit.

* **Vadsö,** 10. Aug. Tel. Der Dampfer „Garonne" überbrachte Nachrichten aus Spitzbergen, wonach Dr. Andrée in seinem Luftballon vier undichte Stellen entdeckte, durch welche das Gas ausströmt. Dr. Andrée wird wahrscheinlich diesen Sommer nicht aufsteigen.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 12. August. Nummer 186.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Herbstfahrten in Syrien. I. Von Martin Hartmann. — Neue Erzählungen. II. Von Alexander v. Weilen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Herbstfahrten in Syrien.[1])

Von Martin Hartmann.

I.

Am 22. September 1882 war ich mit dem russischen Dampfer aus Beirut in Alexandrette eingetroffen. Die Aufgabe, die ich mir gestellt und zu deren Lösung im einzelnen unser großer Kartograph Heinrich Kiepert die werthvollsten Winke und Hülfsmittel geliefert, war, die Theile Nordsyriens zu durchwandern, welche noch gar nicht von wissenschaftlich beobachtenden Reisenden besucht oder nur ungenügend beschrieben waren. Besonders reizte mich der Hauptrücken des Amanus Mons, des stolzen Gebirgszuges, von welchem die Könige Assyriens Cedern und Cypressen zum Bau ihrer Tempel und Paläste holten, wie das z. B. Salmanassar II. (858—824) ausdrücklich in der Inschrift auf dem schwarzen Obelisken berichtet. Noch immer wissen wir nicht genau, über welchen seiner Pässe der Perserkönig floh, nachdem der junge Griechenheros an dem verhängnißvollen Tage von Issos seiner Macht ein Ende bereitet. Von den Uebergängen, die zwischen der tiefsten Einsenkung bei Beilan, den Portae Syriae der Alten, und dem Nordende, wo der Gebirgszug durch das tiefe Thal des Dschihan, des alten Pyramus, von dem Taurus bei Mar'asch getrennt ist, liegen, ist nur einer, der von Jarpuz, seit längerer Zeit bekannt. Von den übrigen wußte man kaum vom Hörensagen. Was darüber verlautete, zu prüfen und neues, sicheres Material zu schaffen, war das Ziel, das zu verfolgen war.

Ehe diese Hauptaufgabe in Angriff genommen wurde, suchte ich eine kleinere zu lösen, auf welcher ich einen Vorgänger hatte. Im Jahre 1737 hatte der englische Reisende und Orientalist Pococke den Rücken überstiegen, der als südlichster Ausläufer des Amanus mit einer Wendung nach Westen sich zum Meere vorschiebt und in dem von den Seefahrern gefürchteten Vorgebirge Ras 'elchanzir endigt, jener Spitze, die an der Südostecke des Busens von Alexandrette Wacht hält, wie das Qaratasch burnu an seiner nordwestlichen. An dem südlichen Fuße dieses Rückens, welcher auf den Karten oft fälschlich den Namen Alma dagh, oder auch Dschebel Musa führt, in Wirklichkeit Qyzyl dagh oder Dschebel el ahmar heißt und die fruchtbaren Ebenen von Alexandrette und Swedije von einander trennt, waren die Ruinen der alten Seleucia Pieria zu besuchen. Vor allem aber winkte die Besteigung des Dschebel elaqra', der gewaltigen Landmarke, die der Swedije-Ebene gegenüber an dem südlichen Ufer der Orontes-Mündung zu stolzer Höhe (nach meiner Messung 1785 Meter) aufsteigt, und an deren Abhängen ich schon einmal herumgeklettert war, als ich, das Jahr vorher, das Gebirge der Nussairier zum Gegenstande geographischer Durchforschung gemacht hatte.

Dieser Theil der Reise ging vollkommen programmmäßig von statten. Von dem ca. 6 Stunden südwestlich von Alexandrette gelegenen Küstenflecken Arsuz stieg ich den steilen Nordhang zur Paßhöhe mit der schönen Quelle Fattum pynary (Quelle der kleinen Fatma) auf; auf der Südseite senkte sich der Weg mählich auf einem in die Ebene vorgeschobenen Rücken. In Swedije fand ich bei arabischen Christen die beste Aufnahme, und nachdem ich über den Orontes gesetzt, nahm ich den Weg zum Gipfel des Mons Cassius über das kleine Türkendorf Bezga, von wo ich schon um 2 Uhr Morgens am 3. October aufbrach, um den Sonnenaufgang zu genießen, wie einst Kaiser Hadrian, der auf der Spitze dem Jupiter Cassius geopfert. Leider verloren wir durch Abkommen vom Wege eine halbe Stunde, und so war der glänzende Ball bereits über den Horizont emporgestiegen, als wir oben ankamen. Auch so war es ein erhebender Augenblick. So steil fällt der gewaltige Pik zum Meere ab, daß der Obenstehende die Sinnestäuschung erlebt, der Berg sei vornüber geneigt und sein Gipfel schwebe schon über den Fluthen. Und wie vor dem siegenden Sonnenglanz die Nebel sich theilten, bis alles in ein Meer von Licht getaucht war — es war unbeschreiblich schön. Nun ging es schnell hinunter nach Antiochia, wo ich in dem gastlichen Hause des deutschen Consularagenten wohlthuendes Ausruhen und zugleich Gelegenheit zu höchst ersprießlichem Arbeiten fand. Von einem Manne des Volks, der mit dem Lande durch langjähriges Umherwandern vertraut und zugleich durchaus sicher und aufrichtig in seinen Angaben war, erhielt ich sehr werthvolle Mittheilungen, an deren Hand ich die Kartenconstruction einiger von mir selbst nicht besuchter Gegenden wohl wagen durfte. Von Antiochien ging es, mit einem kleinen Umweg über die interessante Ruine von Baghras, das in den Zeilen der Kreuzfahrer eine wichtige Rolle spielte, nach Bailan.

Hier begann meine eigentliche Aufgabe. Ich faßte dieselbe so, daß ich so lange wie möglich mich auf dem Rücken selbst halten und den als besonders der Erforschung werth bezeichneten Paß von der Küste bei Pajas hinüber in das Karasuthal bei Chassa an einem möglichst hoch gelegenen Punkte erreichen wollte. Dem stellte sich das unüberwindbare Hinderniß entgegen, daß etwa halbwegs zwischen dem Paß von Bailan und dem Chassa-Paß, eher näher nach Bailan zu, eine andere Einsenkung sich findet, zu deren Seiten das Gebirge zu schroffen Höhen aufsteigt und von welcher nach Wrsten ein tief eingerissenes Thal die Wasser des Dejirmendereſi zur Küste führt. Am östlichen Abhange des Gebirges einen Weg zu suchen, davon konnte keine Rede sein. Dieser Abhang ist fast durchweg von einer Steilheit, die ein Entlanggehen an ihm in einiger Höhe unmöglich macht — ganz wie im Libanon, wo ja

[1]) Die wissenschaftlichen Resultate der Reise, über welche hier einiges allgemeiner Interessante aus den Tagebüchern mitgetheilt ist, sind in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band 29 (1894), Nr. 2 und 6, begleitet von einer Karte, niedergelegt.

auch die milde, terrassenförmige Abdachung des Westens seltsam mit den wilden Formen des Osthanges contrastirt. Es blieb also nichts übrig, als den Weg zu nehmen, der von der Bergeskante, wenig südlich von dem Dejirmendereſi-Paß, an die Küste führt. So kamen wir nur etwa eine Stunde nördlich von Alexandrette an das Meer und mußten nun an der Küste entlang den Weg nach Pajas nehmen, um von diesem aus den Paß nach Chassa zu gewinnen.

Längst war die Sonne untergegangen, als wir in dem elenden Neste, das eines der verrufensten der ganzen Gegend ist wegen des abscheulichen Klimas und der Verworfenheit seiner Bewohner, ankamen. Da standen wir mit unsern Thieren vor dem Café, dem einzigen Ort, wo ein Unterkommen zu finden sein sollte. Menschen schienen nicht da zu sein. Endlich kam eine Person aus dem Zimmer im Oberstock, und zugleich erschien ein Kopf in dessen fensterloser Oeffnung. Bald unisono, bald jeder allein, schrieen sie aus Leibeskräften: Adschem Oghlu! Adschem Oghlu! Das war nämlich der Name des Cafewirths. Hr. Adschem Oghlu war aber gerade in einer Pajaser Abendgesellschaft und in deren Freuden so vertieft, daß die Schreie, die kräftig durch den ganzen kleinen, stillen Ort schallten, ihm nichts anhatten. Die Rufer zogen sich zurück. Da Adschem Oghlu nicht zu uns kam, so blieb nichts übrig, als zu ihm zu gehen, und der Onbaschi, der mir als Berittener beigegebene Unterofficier, der vier Jahre vorher schon einmal in Pajas gewesen war, wurde ausgeschickt, ihn zu suchen. Geduldig klapperte der kleine, nußknackerartige Mann in seinen Reiterstiefeln über das holperige Pflaster dem Markte zu. Uns wurde die Zeit gewaltig lang, und Jusuf, der nussairische Mukari (Pferdevermiether), der mich von Alexandrette an begleitet hatte, entschloß sich endlich, die baufällige Treppe hinaufzuklettern. Mächtig klopfte er an das Oberzimmer, aus dem ihm eine Fluth von Schimpfwörtern auf türkisch entgegenschallte, die er halb türkisch, halb arabisch so wacker zurückzahlte, daß ich Ruhe gebot. Der Schimpfer stellte sich als ein von böser Krankheit geplagter türkischer Beamter heraus, dessen Wuth über die Ruhestörung sich bald in eine allgemeine über den jämmerlichen Ort verwandelte, dessen Mängel er mit großer Zungenfertigkeit und Derbheit schilderte. Längst war ich selbst nachgeklettert und hatte mir in der einzigen nicht zugigen Ecke des Zimmers das Lager zurecht machen lassen, als endlich Adschem Oghlu erschien, der zwar Futter für die Thiere liefern konnte, aber nichts für uns, so daß wir, die wir seit neun Uhr Morgens nichts Ordentliches genossen hatten, wohl aber immerwährend zu Pferd gewesen waren, an den Resten der Wegzehrung ein wenig befriedigendes Nachtmahl hatten.

Am nächsten Morgen (Sonnabend, den 15. October) hatte ich eine unangenehme Ueberraschung. Der brave Jusuf erklärte mir, er könne mich nicht länger begleiten, er müsse zurück nach Alexandrette wegen der Qur'a (Ziehung zum Militär), und er verließ mich, nachdem ich ihm sein Pferd, das sich so gut bewährt hatte, für 280 Frcs. abgekauft. An seine Stelle trat ein Armenier, mit dem beliebten Namen Garabet, den man in Pajas, sei es aus Mißverständniß, sei es aus Uebelwollen, überall Qarabit, d. i. schwarze Laus, aussprach. Garabet, aus Gürün im Wilajet Siwas gebürtig, wollte seit fünfzehn Jahren das Qatyrdschi- (Mukari-) Handwerk betrieben haben und viel herumgekommen sein, bis nach Jerusalem und Dyarbekr. Irgend eine Versäumniß kann ich ihm nicht vorwerfen. Aber ein Vorurtheil gegen ihn konnte ich nicht loswerden, und in der That habe ich während der kurzen Zeit, die er in meinen Diensten stand, fast nur Unangenehmes erlebt.

Gegen acht Uhr machte ich mich mit dem Onbaschi auf, die Sehenswürdigkeiten von Pajas in Augenschein zu nehmen. Bald gesellte sich ein höchst widerwärtiges Individuum zu uns: ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, doch verlebt aussehend, stets süßlich lächelnd, lispelnd, mit bleichen Wangen, die Haare über den Ohren kokett nach vorn gekämmt. Der Bursche behauptete, ein Neffe Mustuk Paschas, des berüchtigten Räuberhauptmanns und Gouverneurs von Pajas um 1850, zu sein — war es wahr, so war allerdings die wilde Berglersamilie arg herabgekommen; er wollte als Führer dienen. Da er vielleicht über manches Auskunft geben konnte, ließ ich ihn mitgehen. Alle größeren Gebäude liegen an der Tscharschü, der breiten gedeckten Hauptstraße des Marktes. Ein mächtiger Bau war einst der große Chan, der jetzt leider fast ganz in Ruinen liegt. Noch steht der hohe Thoreingang mit einer fünfzeiligen Inschrift in goldenen Lettern auf blauem Grunde in einem Rahmen von höchst kunst- und geschmackvoll verschlungenen Arabesken — den Mittelpunkt bilden auf jeder Seite zwei Rosetten, wie sie sich auch auf den türkischen Münzen jener Zeit finden, in Kreisen. Dank den Bemühungen Wasif Paschas, der um 1860 den fruchtlosen Versuch machte, das Alte zu erhalten und zu beleben und Neues zu schaffen, und welcher auch dieser Inschrift sorgfältige Reinigung zutheil werden ließ, konnte ich die Hauptsachen der in verschlungenem Ta'liq geschriebenen türkischen Verse wohl erkennen. Die Jahreszahl ist 982 (beg. d. 23. April 1574), und das stimmt gut mit dem in dem ersten Verse genannten Sultan Selim ibn Sulaimān, d. i. Selim II., der gerade bis zu diesem Jahre regierte. Gegenüber dem Chan geht von der Hauptstraße ein Gang in rechtem Winkel ab, an welchem der Eingang eines verfallenen Hammams (Bades) ist, und welcher zu der Qal'a, Burg, führt, die jetzt als Zuchthaus benutzt wird. Ihr Besuch wäre mit vielen Umständen verbunden und kaum lohnend gewesen. Doch besuchte ich eine andere kleinere Qal'a in Ruinen, die ca. zehn Minuten nördlich von der Stadt liegt, jetzt etwa 100 Meter entfernt vom Meere, doch wahrscheinlich früher dicht am Wasser. Vielleicht bewachten die beiden Qal's einst einen Hafen, der hier in das Land hineinging. Ueber dem Thor befindet sich rechts und links je ein kleiner Löwe, in Relief (ca. 50 cm lang, 30 cm hoch) mit je einem erhobenen Vorder- und Hinterbein, so wie die Stellung gewöhnlich auf den Münzen der Bachridischen Mamlukensultane ist. Es ist grobe Arbeit. Nach den Mittheilungen meiner Begleiter — es hatte sich noch ein redseliger Krämer herzugefunden — hat das eigentliche Pajas nur dreißig Familien, sämmtlich Muslims, doch wohnen in dem jenseit des Pajas juju gelegenen Quartier Christen, hauptsächlich Rum (griechisch-orthodoxe Christen), wenig Armenier. Alle sollen nur türkisch sprechen; diese Angabe ist mir aber für die Rum verdächtig, wenigstens war die vor achtzig Jahren aus Pajas nach Arsuz ausgewanderte Familie Sajigh sicher arabischen Ursprungs. Sehr schlecht sind die Wasserverhältnisse der Stadt. Der Pajas juju kommt aus einer guten Quelle, wird aber durch das sich in ihn ergießende höchst ungesunde Wasser der Pfütze Gök Göl verdorben. So sind die Bewohner auf das Brunnenwasser angewiesen, das auch nicht gut ist.

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich gehört, daß der Kaimmakam, an den ich mich wenden mußte, um einen neuen Berittenen zur Weiterreise zu erhalten, aus dem Sommerquartier in dem ca. 1½ Stunden entfernten Dezerlü noch nicht in die Stadt zurückgekehrt sei. So machte ich mich nach dem kurzen, eben beschriebenen Umgang auf den Weg. Um 9 Uhr 20 Minuten kamen wir fort. Auf der bekannten großen Straße, die fast genau in nördlicher Richtung nach der nächsten, zum Dschebel Bereket gehörigen Kreisstadt Osmanije führt, ging es lustig in den Morgen hinein. Nach fünf viertel Stunden passirten wir den Nabat Tschai, in dem jetzt kein Tropfen war, der

Digitized by Google

im Winter aber zuweilen zwei bis drei Tage lang unpassirbar sein soll. Hier beginnen die Gärten von Oezerlü, und nach weiteren zehn Minuten waren wir beim Konaq, dem Regierungsgebäude, einem aus Latten dürftig zusammengeschlagenen Bretterhäuschen. Es war eine malerische Scene. Auf dem großen, grünen, freundlichen Platz mit Bäumen, dessen Mitte der Konaq einnahm, befanden sich mehrere Zelte; in einem derselben saßen eine Anzahl würdiger alter Männer, unter ihnen ein höherer Officier in Uniform. Es war ein wichtiger Tag für die Gegend, denn heute war Our'a, Militärziehung, und das Geschick der Burschen des Landes entschied sich für eine Reihe von Jahren — natürlich soweit der Vorsehung nicht mit dem bekannten orientalischen Mittelchen ins Handwerk gepfuscht worden war. Die Männer da bildeten die „Kumisjun", die unter Vorsitz des Kaimmakams das Ziehgeschäft zu leiten hatte. Ich wurde in das Zimmer des Kaimmakams geführt. Seine Ausstattung bestand aus einer hohen Holzpritsche, auf der ein schmutziger Karamanliteppich lag; neben dem Eckplatz, den der Kaimmakam einzunehmen pflegte, die bekannten Schreibrequisiten eines türkischen Beamtenplatzes, daneben ein Haufe wüst über einander liegender Papiere; auf einer anderen rohen Holzbank mehrere Hefte mit Formularen, einige gedruckte Bücher und zwei Stöße beschriebener Blätter. Fußboden — Mutter Erde. In einem anstoßenden Raum, dem Vorzimmer, das von dem des Kaimmakams durch einige schief und krumm stehende Latten abgetrennt war, saßen auf rohen Holzbänken türkische Bauern, die lebhaft geschäftliche Angelegenheiten besprachen. Der Kaimmakam war noch im Harem (um 11 Uhr Vormittags), und ich mußte etwa fünfzehn Minuten warten. Das war mir nicht unangenehm, hatte ich doch Muße, meine Umgebung zu studiren. Endlich erschien der Beamte, ein würdiges Exemplar seiner Classe: verwahrlost im Aeußern, mit schnapsrothem, gedunsenem Gesicht. Ich ersuchte um einen neuen Atly, Berittenen, der mich auf meiner Weiterreise über Tschokmerzimen und den Paß nach Chassa begleiten sollte. Es entspann sich bald ein etwas lebhaftes Gespräch, das der Kaimmakam mit den nach seiner Meinung wahrscheinlich sehr schlauen Worten einleitete: „Mit welchem amtlichen Auftrag reisen Sie?" — Ich: „Mit gar keinem, sondern lediglich zum Vergnügen und zu Studien." Das leuchtete dem Manne nicht ein: „Welche Absicht ich doch hätte, welches Geschäft ich betriebe?" — Ich: „Ich reise, um das Land zu sehen, vor allem, seine Alterthümer kennen zu lernen." Das schien ihn zu beruhigen, doch wünschte er, mein Bujuruldu (Regierungspaß) zu sehen. Ich erklärte, daß ich ein solches nicht besäße und daß ich geglaubt hätte, durch die Regierungsbeamten, die mir von den Kaimmakams von Alexandrette und den weiteren von mir berührten Kreisen mitgegeben worden, genügend legitimirt zu sein. Das nahm der Kaimmakam nicht an. Er habe die strengsten Befehle, ohne besondere höhere Anweisung reisende Europäer nicht zu unterstützen, und er könne meinen Wunsch nur auf Befehl seines Vorgesetzten, des Wali von Adana, erfüllen. Wolle ich die Reise fortsetzen, so werde er mich mit Begleitung nach Adana versehen; wo andershin nicht. Er war besonders stutzig gemacht worden durch meine Absicht, den selten begangenen Paß von Tschokmerzimen zu benutzen. Daß ich ihm dadurch höchst verdächtig werden mußte, wurde mir erst klar, als ich später erfuhr, daß der Minister des Innern in der That ein sehr strenges Circular an die Generalgouverneure der Provinzen gerichtet hatte, auf die gewissen Individuen, die sich auf türkischem Gebiet mit der Absicht herumtrieben, topographische Pläne aufzunehmen, ein wachsames Auge zu haben. Hatte doch unter diesem Erlaß auch der nun verstorbene Königsberger Gelehrte Hirschfeld zu leiden, der ungefähr zu gleicher Zeit wie ich im nördlichen Kleinasien reiste und ebenfalls den Intriguen türkischer Provincialbeamten ausgesetzt war. Ich ging auf die Adana-Reise ein und begab mich in das Quartier, das der armenische Mukari bei dem angesehensten Manne des Orts, dem wohlhabenden Hadschi Abdur Agha, für mich bestellt hatte. Ich sollte die Nacht in dem Gartenhäuschen zubringen, einer Bretterbude, in der bereits ein Bett für mich auf der Erde aufgeschlagen war. Nach einer Weile erschien mein Wirth und wir plauderten, auf einem unter den Bäumen des Gartens aufgestellten Holzgerüst sitzend. Die Umgebung war sehr einnehmend: rings um uns Grün, über uns rauschende Baumwipfel. Peinlich war freilich die Erscheinung meines Wirths, eines alten, offenbar leidenden Mannes, der fast beständig seufzte und stöhnte. Bald sollte ich merken, daß die üppige Natur hier eine gefährliche Gleißnerin war. Nachdem wir eine Weile gesessen, spürte ich deutlich die giftigen Miasmen, welche aus den zahlreichen Gräben, die den Garten durchschnitten, aufstiegen. Daher also das kranke Aussehen meines Wirths, der, wie ich später hörte, einen Monat vorher einen Sohn im Jünglingsalter, der kerngesund nach längerer Abwesenheit heimgekehrt war, binnen wenigen Tagen durch das Fieber verloren hatte. Es war mein gutes Stern, der mich für einige Stunden in eine peinliche Lage brachte, mich aber dadurch vor einer Nacht an dem gefährlichen Ort bewahrte, die mir, des bin ich gewiß, verhängnißvoll geworden wäre. Das kam so. Ich sandte am Nachmittag zum Kaimmakam mit der Nachricht, ich hätte den Adana-Plan aufgegeben und wolle direct nach Marasch reiten. Die Antwort war, ich müsse in jedem Falle nach Alexandrette zurück. Gegen den Willen des Kaimmakams die Reise weiter ins Land hinein fortzusetzen, wäre bei der Geschicklichkeit dieser Leute im Intriguiren Thorheit gewesen. Sofort packte ich meine Sachen zusammen und ritt mit dem Mukari ab, gen Pajas. Nach einer Weile ertönten hinter uns Hufschläge. Mein Zabtije kam nach, doch nicht allein, sondern begleitet von einem Zabtije des Kaimmakams von Pajas, der sich das besondere Vergnügen gemacht hatte, mich gleichsam als „paßloses Individuum" unter Escorte in die nächste Kreisstadt zurückzuschicken. Denn sein Zabtije hatte Auftrag, mich in Alexandrette abzuliefern.

So wenig erfreulich es war, noch einmal eine Nacht in dem widerwärtigen Kaffeehaus von Pajas zuzubringen, zog ich das doch dem Weiterritt nach Alexandrette vor, das ich erst bei tiefer Dunkelheit erreicht hätte; denn es war fünf Uhr, als ich in Pajas ankam. Schon um halb sechs Uhr des nächsten Morgens ritt ich in eiligem Tempo nach Alexandrette ab, das ich in 2½ Stunden erreichte. Ich that schleunigst, was zunächst zu thun war, d. h. telegraphirte an den Consul in Aleppo, mir von dem Wali so schnell als möglich Paß und Empfehlungen zu verschaffen. Schon am Nachmittag des 17. hatte ich die erfreuliche Nachricht, daß die Kaimmakams von Bailan und Killis vom Wali telegraphisch mit Anweisung in Betreff meiner versehen seien und daß ich in Aintab sein Bujuruldu finden werde. Ich bemerke gleich hier, daß ich auch später mehrfach die gütige Fürsorge des vortrefflichen Mannes, der die deutschen Interessen in Aleppo vertritt, des Schweizer Kaufmanns Hrn. Zollinger, habe erfahren dürfen. Eine andere Freude, die ich in Alexandrette hatte, war, daß ich meinen braven Jusuf wiederfand, der freilich, so gern er auch gemocht hätte, mich nicht selbst weiter begleiten konnte, weil die Militärziehung bevorstand, aber seinen Bruder Isi mir empfahl, der denn auch bis Ende in meinen Diensten war.

Von dem Vorhaben, den Amanus von Westen zu nehmen, hatte ich also abstehen müssen. So blieb mir nur,

an seinem östlichen Fuße entlang zu reiten und dabei so viel als möglich zu beobachten. In der Hauptsache war der Weg für die nächsten Wochen festgelegt. Die Hauptstationen sollten Ekbez, Killiz und Aintab bilden; von Wichtigkeit war nächst den Aufnahmen am Amanus die Festlegung der Strecke zwischen Ekbez und Killiz, d. h. die westöstliche Durchschneidung der wenig bekannten Gebirgsgegend zwischen dem Karasuthal und dem Afrinthal. Für den Aufenthalt in Ekbez wurde ich gut vorbereitet durch die Begegnung mit einem deutschen Landsmann, dem Bruder Joseph aus der dortigen Lazaristen-Niederlassung. Er war am 17. October mit einem andern Bruder, der mit dem an diesem Tage fälligen Dampfer nach Beirut abfuhr, angekommen und suchte mich am Vormittag des 18. auf, da er von meiner Absicht gehört hatte. Am Nachmittag desselben Tages machten wir uns zusammen auf den Weg nach Bailan, wo wir die Nacht zubrachten. Die Abendstunden konnte ich recht angenehm verleben: dem scharfen Auge des arabischen Christen Zahi Effendi, den ich schon bei meinem ersten Durchkommen durch Bailan kennen gelernt, war mein Wiedererscheinen nicht entgangen. Er und ein anderer Christ, Elias Effendi aus Aleppo, hatten die Steuer, welche die Thiere für Benutzung der Aleppostraße in Bailan zu entrichten haben, in Pacht. Sie hatten einige Zimmer in der Nähe des Chans inne, in welchem ich abgestiegen war. Zahi Effendi, der mich schon vom Balkon seines Hauses aus begrüßt hatte, erschien alsbald im Chan, um mich einzuladen, und so nahm ich an dem Gastmahl theil, zu welchem die beiden Herren für jenen Abend den Kaimmakam und den im Ort residirenden Redif-Bimbaschi (Reservemajor) eingeladen hatten. Die Unterhaltung drehte sich zu meiner Freude fast nur um die Zustände des Landes; viel war von dem Unglück die Rede, das die Tscherkessen über die Gegenden bringen, in denen sie angesiedelt werden. Der Kaimmakam war ein vielgereister Mann: vor Bailan hatte er die Kazas Sur (Tyrus) und Merdsch Ujun in Syrien, früher das Kaza Elbistan im äußersten Norden des Wilajet Aleppo und das Kaza Ras el'ain in Mesopotamien verwaltet. Besonders interessant waren seine Schilderungen von dem letzteren, wo die Regierung nach dem Krimkriege 17,000 Tschelschenzen unter großen Kosten angesiedelt habe, die jetzt aber bis auf etwa 1000 aufgerieben seien.

Am 19. ging es von Bailan fort. Ein leichter Tagemarsch führte über den Paß und die an dem östlichen Abhang in Windungen, aber doch noch ziemlich steil hinabführende Straße — die sogenannte Chaussee, die im Jahre 1884 eröffnet wurde, macht größere Windungen und ist mählicher abfallend — zu dem am Fuß des Gebirges liegenden Qyrqchan, von welchem aus ich noch Zeit hatte, auf einen in der Nähe gelegenen Hügel zu reiten, der einen guten Punkt für Visuren bot. Am 20. wandte ich mich nach wenigen Schritten von der Aleppostraße ab nach Norden. Fast ganz eben läuft die Straße im Thal des Karasu, meist hart am Fuße der an vielen Stellen tief eingerissenen Steilwand, die dem Osten des Amanus das Gepräge gibt. Der Ritt bot nichts besonders Interessantes. Etwa 1¼ Stunde vor Chassa, das von Qyrqchan in 6 Stunden 20 Minuten erreicht wurde, fielen große Friedhöfe rechts und links des Weges auf, in einem dicht am Weg ein Grab mit zwei offenbar alten Säulenstümpfen, von denen einer mit rohen Zeichen versehen ist; hin und wieder auch ein Bäumchen, an dessen Aeste Kleiderfetzen gebunden sind, weil ihm wie vielen solcher Bäumchen und Heiligengräber der orientalische Volksglaube die Kraft zuschreibt, den Kranken, von welchem diese Lappen herrühren, zu heilen. In Chassa verließ mich der Zabtije, den mir der Kaimmakam von Bailan mitgegeben hatte. Der arme Teufel hatte sich fast den ganzen Weg über sehr unwohl gefühlt und so mochte ich ihm die Erlaubniß, mich vor dem Ende des Tagemarsches zu verlassen, nicht versagen. Ich setzte allein ohne Aufenthalt den Ritt fort. Das elende Nest, dessen weißgetünchte Caserne ich schon lange hatte vor mir liegen sehen, war nicht einladend. Fast alle Häuser des Ortes schienen Ruinenhaufen zu sein. Schon vor Chassa war die Straße etwas gestiegen. In den 1¼ Stunden, die ich noch bis zum Kloster brauchte, stieg sie noch etwa 250 Meter, denn nun ging es in die Berge hinein, auf schlechtem Wege, der nicht selten wie versperrt schien von mächtigen Blöcken, als ob sie von der höheren Bergwand abgebröckelt wären. Einer von ihnen heißt Saghyr Dasch, d. i. lauber Stein, weil das auf der einen Seite von ihm Gesprochene von dem auf der anderen Stehenden nicht gehört wird, obwohl die Entfernung nicht sehr groß ist. Wenige Minuten nach fünf traf ich im Kloster ein.

Der wackre Bruder Joseph war mit seiner Ladung kurz vor mir angekommen, hatte aber noch nicht auf mich vorbereitet. Dennoch wurde ich auf das freundlichste empfangen und zunächst in das Bibliothekzimmer geführt, das zugleich als Salon diente. Später machte man mir das Fremdenzimmer zurecht. Der schlichte, weißgetünchte Raum mit der auf das Nöthigste beschränkten Ausstattung, in einem Seitenflügel zu ebener Erde gelegen, wurde mir bald ein sehr lieber Aufenthalt. Ich fand die Muße zu stillem, ruhigem Arbeiten und war dabei doch jeden Augenblick in der Lage, die belehrende Gesellschaft der trefflichen Männer zu genießen, die hier so segensreich wirken. Ich kann das offene, stets gleich freundliche Verhalten meiner Wirthe nicht genug rühmen, die es gar nicht zu kümmern schien, daß ich ein Ketzer war. Immer, auch bei den Mahlzeiten, war das Gespräch bei den Verhältnissen des Landes und den Angelegenheiten des Klosters — nichts konnte mir ja erwünschter sein. Die Nachrichten, die ich zunächst hörte, machten freilich einen etwas unheimlichen Eindruck und ließen allerlei böse Ahnungen aufsteigen, auch ich werde von einem der Zufälle betroffen werden, denen der Reisende in jenen Gegenden ausgesetzt ist. Als ich am Tage nach meiner Ankunft (21. Oct.) mit meinen Wirthen plaudernd beisammen saß, wurden schlimme Mordgeschichten ausgekramt, Bruder Joseph war, begleitet von zwei Mukern, vor einigen Jahren von drei Tscherkessen angefallen worden und hatte einen davon in der Nothwehr erschießen müssen; die Zabtijes seien ganz unzuverlässig; es bestünden wohlorganisirte Räuber- und Diebsbanden von Türken und Kurden, mit denen die türkischen Behörden im besten Einvernehmen stünden und die Beute theilten; was die Zabtijebegleitung werth sei, gehe daraus hervor, daß vor nicht langer Zeit ein amerikanischer Missionar aus Mar'asch, der mit zwei Zabtijes reiste, auf der großen Straße völlig ausgeplündert worden sei.[1]) Das war alles nicht sehr ermuthigend. Jetzt fühlte ich so recht, wie unbedacht es gewesen war, nicht für einen Firman aus Konstantinopel zu sorgen, dessen Besitz den Behörden des Innern immerhin das Gefühl der Verantwortlichkeit schärft; denn ich befand mich ja hier nicht mehr in dem Verwaltungsgebiete Dschemil Paschas, durch dessen Freundlichkeit jenes Versehen einigermaßen wieder gut gemacht werden sollte; der Wali von Adana war weit und nach den Erfahrungen mit dem Kaimmakam von Pajas

[1]) Leider haben sich die Verhältnisse seitdem eher verschlimmert als gebessert. Nach den Nachrichten, die man Ende März d. J. in den Zeitungen las, waren sowohl die Lazaristen in Ekbez als die im folgenden erwähnten Trappisten bei Schechly drei Tage lang von Kurdenbanden belagert, und nur der mannhaften Haltung dieser Glieder der Ecclesia militans ist es zu danken, daß das Gesindel unverrichteter Sache abziehen mußte.

Digitized by Google

konnte ich auf Schlimmes gefaßt sein. Von Waffen führte ich nichts bei mir, und von dem gutmüthigen Ji war im Fall der Gefahr weder Umsicht, noch thatkräftiger Beistand zu erwarten. Freilich ist es heute lange nicht so schlimm wie vor dem Jahre 1860. Damals wurde das Räuberhandwerk im ganzen Gebirge und in den an seinen Rändern liegenden Ebenen von größeren und kleineren „Herren" offen betrieben. Der mächtigste und schlimmste, Mustuk Bey, den die Pforte, um ihn einigermaßen unter Controle zu haben, zum Gouverneur von Pajas gemacht hatte, ist schon oben erwähnt worden. Wandlung brachte das Jahr 1860. Die Ermordung eines amerikanischen Missionars zwischen Alexandrette und Pajas und die Belästigung französischer Marinesoldaten bei der Jagd in derselben Gegend veranlaßten einen bedeutenden diplomatischen Druck der Vereinigten Staaten und Frankreichs auf die Pforte. Diese schickte den als „Pacificator" berühmten Derwisch Pascha mit genügender Truppenmacht, um das Land zu säubern. Das erste, was Derwisch Pascha zu thun hatte, war, die Räubernester aus- und aufzuheben; was von dem Gesindel nicht beseitigt wurde, wurde in neugegründeten Ortschaften zu wohnen gezwungen; so entstanden die heutigen Besiedelungen von Chassa und Islahije oder, wie man hier sagt, Silahije und anderen Ortschaften in der Nähe der eben genannten beiden, in welchen die Regierung Kaimmakamate mit genügender Militärbesatzung einrichtete, um die wilde Gesellschaft immer unter Augen zu haben. Daß es den Berglern in diesen höchst ungesunden Flecken des Karasuthales und seines westlichen Randes nicht sehr gefällt, ist nicht wunderbar, und so suchen sie denn von Zeit zu Zeit die alten Sitze auf, freilich nur, um bald darnach von der Regierung in die aufgezwungene Heimath zurückgeführt zu werden. Nun erklärten sich mir die zahlreichen Häuserruinen, die mir beim Vorüberziehen in Chassa aufgefallen waren.

Neue Erzählungen.

Von Alexander v. Weilen.

II.

An Feinfühligkeit und zurückhaltender Empfindung Nansen verwandt zeigt sich diesmal John H. Mackay in „Albert Schnells Untergang" (Berlin, Fischer) als Dichter des einsamen Menschen. Der stille Provinzlehrer, der in der „Geschichte ohne Handlung", „Die letzte Pflicht" (Berlin, Fischer 1893) ausgezogen war, seinen verlorenen Freund Carl zu suchen, um ihn als Leiche im Friedhof der Namenlosen zu finden, kehrt wieder in das lockende Babel der Reichshauptstadt, nachdem er seine Lebensgefährtin zu Grabe getragen. Dort gründet er sich, getrennt von seinem einzigen Kinde, ein ärmliches, reizloses Heim, die freudlose Thätigkeit an der Schule, an die er versetzt worden, soll sein Dasein ausfüllen. Immer fürchterlicher drückt ihn die Einsamkeit, „die in ihree wahren Gestalt erst das Alter aufsucht, wenn es verwaist ist." So hat diese schwache Natur in sich nicht die Kraft, die alternde Dirne abzuschütteln, die sich an ihn herandrängt und mit roher Gewalt von seinem Heim Besitz ergreift. Wie der eine Moment des Vergessens, in dem er sich der Freude hingab, wieder eine Menschenstimme neben sich tönen zu hören, zum Fluch seines Lebens wird und das megärenhafte Weib, das er haßt wie die Sünde, sein sittliches Wesen zernichtet, so daß ihm plötzlich seine eigene Gestalt im Zerrbild des untergegangenen Jugendfreundes entgegengrinst, wirkt in der kunstvollen Analyse um so mächtiger, als eine fast unheimliche Ruhe der Darstellung ohne jede persönliche Einmischung des Erzählers selbst über den crassesten Scenen lagert. Eine allzu späte Flucht kann ihn nicht mehr vor ihr und vor sich selbst retten, er endet nach einem mißglückten Selbstmordversuch im Krankenhause. Das Wort Carls: „Das Leben ist das Traurige, nicht der Tod", erfüllt sich auch an ihm, nur daß jener als Sieger geendet, während Albert Schnell erbärmlich am Erbärmlichsten gescheitert. Der Grundzug der Dichtung Mackay's ist ein lyrischer und sein Ziel geht dahin, sich diese seine Stimmung zu erhalten. Darum wirkt auch auf ihn jede Dissonanz um so erregender, deren stärkste in der Schöpfung das Weib anschlägt. Der Traum aus der Vergangenheit wird zum einzig wahren Glücke der Gegenwart. Ich kenne keinen Schriftsteller der Neuzeit, bei dem man mehr das Gefühl hätte, einen wahren Dichter sprechen zu hören.

Immer noch etwas äußerlich und effecthascherisch, doch schon viel gereifter als in seinen früheren Sachen erweist sich Hans Land in seinem Künstlerroman „Um das Weib". Hier ist der Rohstoff selbst interessanter als die Ausführung, eine bei den modernen Dichtern seltene Erscheinung. Schriftsteller Ost, der das Lesepublicum der Familienblätter mit Handwerksarbeit füttert, wird durch eine ganz romantische Liebe zu einer ihm persönlich unbekannten Schauspielerin zu großem Schaffensdrange entflammt und vollendet in leidenschaftlichem Wurfe ein gigantisches Werk, das schon bei der Annahme im Theater das entzückteste Staunen erregt und in der Aufführung von Publicum und Kritik bejubelt wird. Er aber geht unter schwerem Schuldbewußtsein beschämt und erbittert herum, verzweifelnd, daß er den Glauben an seine Begabung nicht theilen kann. Denn er hat den alten Entwurf eines früh verstorbenen Freundes sich angeeignet und nur seine Intentionen durchgeführt. Bald nennt er sich einen Schurken, der eine Krone diebisch entwendet, bald sagt er sich wieder, wer ein Fragment ganz im Geiste des Urhebers vollenden könne, habe ein volles Recht, das Werk sein eigen zu nennen. Dem Sieger und seiner tantiemenreichen Zukunft reicht die unbedeutende, gut rechnende Schauspielerin die Hand, die er bei der ersten Zusammenkunft im Sturm begehrt. Er denkt nicht eines alternden Mädchens, das seit langen Jahren vertrauensvoll auf ihn wartet. Sie ist die Schwester des verstorbenen dichtenden Freundes, an dessen Plan auch in einem anderen Jugendgenossen Erinnerungen aufgestiegen; sie läßt sich, erschüttert durch Osts Verrath, das Concept entwinden, ihre schnelle Reue kommt zu spät, schon hat sich die Nachricht des unerhörten Betrugs überall verbreitet, und die kleine Komödiantin weist dem unbequemen Freier ruhig die Thüre. Verzweifelt über ihre Schuld gegen den Geliebten tödtet sich die verschmähte Liebhaberin. In Ost gährt ein neues Werk, aber er fühlt sich vor dieser Leiche als unreines Gefäß, aus dem kein reiner Tropfen mehr kommen könne. Die Pistole, die er sich an den Kopf setzt, wird ihm entrissen, er will weiter leben für seine gute Mutter, an der Seite eines idealen Socialisten für große humanitäre Ziele kämpfen. Vieles in dem Buche ist reine Theatermache, und die beabsichtigte Künstlertragödie endet als bürgerliches Rührstück. Nicht einmal der Conflict in der Brust des Helden wird genügend durchgeführt. Das wichtigste wäre gewesen, genau zu zeigen, wie die eigentlich kleine Schuld auch ohne jede Enthüllung vor dem Publicum die Keime muthigen selbständigen Schaffens in ihm erstickt und ihm die Mordwaffe unerbittlich in die Hand zwingt.

Neben dieser großen Zahl ausgeführter Romane verschwinden nahezu die wenigen Skizzen und kleinen Bilder, die diesmal die junge Dichterschule gesammelt hat. Auch das ist ein erfreuliches Zeichen, wie der Sinn für die Form sich wieder hebt. Ein Problem, wie es die Moderne liebt, in einigen Strichen angedeutet, wird zum bedeutungslosen Fall.

Digitized by Google

Das gilt vor allem für die oft nur wenige Seiten umfassenden Skizzen Marie Janitschek's: „Vom Weibe“ (Berlin, Fischer). Schade, daß ein Kleinod wie: „Die Lehrerin“, die Geschichte einer alten Jungfer, die einmal physische Liebe wie das Almosen, das ihr ein Vorübergehender zuwirft, genießt, in diesen Sumpf gefallen. Mit der Mehrzahl der brutalen Thatsachen dagegen, die hier ohne schriftstellerische Ausführung mitgetheilt werden, könnte sich eine neue Auflage von Krafft-Ebings Psychopathia oder von Hofmanns Lehrbuch der gerichtlichen Medicin bereichern. Pathologisches Interesse flößt die verschwommene Ehebruchgeschichte „Mili“ ein, wo eine Comtesse einen Bauern geheirathet hat, der ihr auf einmal zu „erdbebenhaft“ vorkommt, so daß sie zum jungen Grafen läuft, der für sie die „Freude am Schönen, Goldenen, Lichten“ bedeutet. Der ganze Phrasenschatz und Bilderluxus der neuesten Literatur wird da aufgeboten. Da heißt es: „Seine Augen glichen dem blauen Schwingenpaare eines Falters, der auf einer glühenden Rose ruht.“ Oder echt Maeterlinck'sche Sätze wie: „Deine Seele stellte sich auf die Zehen und wollte durchaus die meinige sehen.“ .... „Ihre Seele tanzte ihm unter den Händen davon.“ Nichts muß eine aufstrebende Kunst energischer zurückweisen, als die nachdrängenden Copisten, welche die Farben der Originale in den schreiendsten Tönen überbietend Caricaturen ihrer Vorbilder als eigene Schöpfung ausgeben. — Das sei auch für Felix Hollaenders: „Pension Fratelli und Anderes“ (Berlin, Fischer) gesagt. Was er mit dem erstgenannten „kurzen Romane“, einer Ich-Erzählung voll mystisch-spiritistischer Elemente, will, habe ich auch nach zweimaliger Lectüre nicht herausbekommen, das „Andere“ bringt eine jetzt schon genugsam studirte Pathologie des Hungers, oder jene anspruchsvoll erzählten großen Erlebnisse, die in der Begegnung mit einem Wäschermädel gipfeln. — Diese Unklarheit, die in der Unfähigkeit, den Stoff auszugestalten, wurzelt, breitet sich auch theilweise über die aus dem Englischen übersetzten „Dissonanzen“ George Egertons (Berlin, Fischer). Mit einer stereotypen, recht mangelhaften Technik der Ich-Erzählung arbeitend, gelingt dem Verfasser, hinter dem ich fast eine Dame vermuthen möchte, gelegentlich eine hübsche Kleinmalerei, wie „Ihr einziges Glück“, und viele der crassen Scenen sind interessante Bilder des socialen Lebens in England. Ueber größere Stoffe schüttet er aber nur seinen Tiradenvorrath für freie Liebe und gegen den Zwang der Ehe aus. — Aber wie milde lernt man diese Kunstwerke beurtheilen, wenn man in das Tollhaus tritt, das Paul Altenberg mit „Wie ich es sehe“ (Berlin, Fischer) aufgerichtet hat. Der Verfasser ist ein Wiener; man kann es nur tief beklagen, daß aus dieser Metropole des Schönheitssinnes heute die widerwärtigsten Ausschreitungen des politischen wie des literarischen Geistes kommen. Altenberg ist eine Giftpflanze, die in dem „Garten der Erkenntniß“ Andrians aufgegangen ist. In endlosen, abgehackten Reihen ziehen sich die trivialsten Bilder und Vorstellungen, die durch unvermittelte Nebeneinanderstellung, gestammelten oder verschrobenen Ausdruck bedeutsam werden und durch Gedankenstriche Gedanken erwecken sollen, die in ihnen nicht zu finden sind. Die Schablone ist leicht zu durchschauen; ich sage z. B.: „ein Regenschirm — — (zwei Gedankenstriche) graue Wand — — — (drei Gedankenstriche) trauriger Hund.“ Wie ich mir diese drei Dinge combinire, ist meine Sache, und wenn ich sie so recht durcheinander mische, wird eine „Stimmung“ über mich kommen. Die gleichgültigen Objecte, die vorübergleiten, ohne daß man sie betrachtet, werden hier vor das Bewußtsein zu bringen gesucht, in das sie gar nie eingetreten sind. Bald weiß er alles, wenn ein Dachshund vorüberläuft, bald weiß er nichts, wenn ein Kind Ball spielt. Er sieht das Leben im Aufnehmen eines Dienstmädchens, und erkennt die Seele des Weibes, das ihrem Gatten „Tafelspitz mit Paradeis-Sauce“ vorsetzt. Er läßt Instrumente und Kleider reden, ohne zu ahnen, wie sehr er sich damit der verschwommenen Romantik eines Ludwig Tieck begegnet. Nur leiht dieser den leblosen Gegenständen Worte unsrer Sprache, Altenberg kennt nur zwei Stilextreme. Einmal stellt er die Begriffe ohne Verbindung neben einander: in „Straßenecke. Straße. Straßenecke. Straße. Straßenecke. Hausthor. Stiller Hausflur. Stilles Vorzimmer. Stille Stiege. Brim, brim, brim, brim. Stilles Wohnzimmer.“ Oder er tobt sich in wüstem Gefasel aus und häuft Bilder auf Bilder, der beste Beweis, wie unklar ihm selbst seine Vorstellungen bleiben: „Er sah sie an, wie man eine Edeltanne im Hochwald anschaut, das herrliche Schweben des Hühnergeiers auf einem Punkte über dem abendlichen Walde, einen Schwan auf einem See und ein Künstlerantlitz, wenn der Gedanke auf ihm liegt.“ Krankhaft ist sein Cultus der Schönheit, pathologisch geradezu die verzückten Dithyramben auf die halbreifen Mädchenkörper. Es ist schwer zu entscheiden, wo in diesen verrückt gewordenen lyrischen Rhapsodien die wirkliche Verirrung aufhört und die gespielte anfängt; denn ein großer Theil des angeblich Geschauten ist nur construirt. Das Werk selbst würde es nicht verlohnen, sich so lange mit ihm zu beschäftigen. Bedeutsam ist, daß es nicht nur bei einem so strebsamen Verleger erscheinen konnte, sondern auch sogar — freilich sehr vereinzelten — ermunternden Zuruf fand.

Unsre Lungen saugen wieder reinere Luft, wie auf Bergeshöhen, ein, wenn wir zu Mackay zurückkehren. All das Lob, das ihm früher gespendet wurde, läßt sich auch auf die wundervolle Skizze „Da erinnerte er sich plötzlich“ übertragen, welche in dem Bande: „Der kleine Finger und Anderes in Prosa“ (Berlin, Fischer) steht. Wieder ist es ein einsamer Mensch, der einer längst begrabenen Erinnerung, der einzigen echten Liebe seines Lebens, nachreist. Die zauberhaft wehmüthige Stimmung, die hier herrscht, lagert auch über dem kleinen Bildchen „Die Blinden“, während die erschütternde Kindergeschichte „Hans mein Freund“ wieder seine Bedeutung als Dichter des socialen Elends erkennen läßt. Als ein moderner Edgar Allan Poe versteht er auch graufige Geschichten mit unheimlicher Plastik zu erzählen.

Ebenfalls in ein Jenseits, aber in ein sonniges, heiteres, blicken die graciösen Scherze Fanny Grögers, die sie unter dem Titel „Himmelsgeschichten“ vereinigt hat. Wie in der reizenden, im Vorjahre besprochenen Sammlung „Adhimukti“ schlagen auch hier katholische Legenden kühne Purzelbäume und die Kalenderheiligen vergnügen sich in flottem Tanze. Der echteste Humor waltet in „St. Nothburga's Erdenreise“, den Ausflug der würdigen Dienerin Petri zu ihrer Tiroler Wallfahrtskirche schildernd. Gelegentlich aber macht sich, neben den witzigsten Einfällen, doch auch leise ein Ton der forcirten Laune und der manierirten Erfindung bemerkbar, und die Uebertragung irdischer Verhältnisse auf himmlische gemahnt öfter an jene billige Kunst der Travestie, wie sie z. B. Baumbach liebt. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Verfasserin nach so schönen Anfängen bereits ihre „Specialität“ gefunden hätte.

Neben diesen vielen Streitern, welche die Jugend ins Feld geführt, steht aber eine erlleckliche Phalanx, die sich aus dem alten Familienromane recrutirt. Sie erzählt, bald besser, bald schlechter, eine spannende Handlung, in die sie ihre aus colorirten Bilderbogen ausgeschnittenen Gestalten klebt. Nicht nur die Masse ist beachtenswerth, sondern auch das einzelne Individuum, da es dem Aufstrebenden den Platz beim Lesepublicum verräumt. „Die Kinder, sie hören es gerne“, wenn man ihnen die hundertmal erzählte Geschichte zum hundertunderstenmale wiedergibt.

Digitized by Google

Rühmende Erwähnung verdient „Das Sabinergut“ von Eduard Bertz (Berlin, Schall) sowohl durch seine interessante Schilderung einer amerikanischen Colonie, wie auch durch die lebendige Charakteristik des Helden, den das Leben zur Reife erzieht. Hier stecken wirklich hübsche Elemente eines modernen Bildungsromans. Die glatte, saubere Sprache und Darstellung verräth die gute Schule Paul Heyse's. Dagegen darf man wohl ganz summarisch eine Reihe von überlangen Romanen abfertigen, die angeblich das Leben der Zeit darstellen wollen. So die höchst unwahrscheinlichen und mit derben Effecten arbeitenden „Modernen Streber“ Rudolf v. Gottschalls (2 Bände, Jena, Costenoble); einer jener „Altmeister“ der deutschen Dichtung, die so heißen, weil sie alt geworden sind, ohne Meister zu sein. Oder Marie Stahls: „Aus der Gründerzeit“ (Berlin, Janke), eine echte Frauenzimmerarbeit, die ganz dilettantisch an dem Contraste zwischen Berliner Börsenthum und märlischem Gutsadel herumtastet. Jene gewisse Spannung, die ein sensationeller Localbericht erregt, erweckt wenigstens Fedor v. Zobeltitz: „Das zweite Geschlecht“ (3 Bände, Berlin, Janke), das Liebesleute der verschiedensten Stände nach harter Mühe zu Ehepaaren vereinigt, was natürlich nicht ohne die merkwürdigsten Enthüllungen und hübischsten Schurkereien möglich wird. Der Stil ist, wie in den früher genannten Romanen, unglaublich salopp. Ein ganz gewöhnlicher Colportageroman ist Paul Gottschalks: „Gehetztes Wild“ (Berlin, Taendler). Eine jammervolle Travestie des humoristischen Romans in unglaublicher, Wilhelm Raabe travestirender Sprache von unsagbarer Langeweile liefert J. Kieckhäfer mit „Käthe Hochberg“ (Leipzig, Friedrich). Daß die alte Marlitt noch lebt, beweist die beliebte Erzählerin Nataly v. Eschstruth, mit ihrem „Stern des Glücks“ (Leipzig, List), einem Roman in zwei Strümpfen — pardon Bänden. Alle kriegen sich: der prinzliche Doctor führt die Baronesse heim, die ihm zweimal incognito das Leben gerettet — zwar begreift niemand, welche Schwierigkeiten sich diesem Bunde in den Weg stellen, aber dann wäre eben die Strickwolle schon früher ausgegangen; die abgewirthschaftete Theaterdame bekommt trotz ihrer bösen Erlebnisse den braven Förster, dessen männliche Tugend darin besteht, daß er seinen Kindern die Milchflasche wärmt. Die Handlung spielt sich ab in den läppischsten Verwechslungen, die in einem Lustspiele von Benedix schon zu veraltet wären, ergötzliche Stilblüthen würzen die Lectüre. Da heißt z. B. die neuere Kunst: „Der Wolf moderner Sittenlosigkeit im Lammsfell der Muse.“ Und doch steht in diesem wahrhaft kindlichen Producte eine Scene, die von wirklicher Beobachtung zeugt: das Souper der Theatermitglieder, dessen Kühnheit in diesen heiligen Hallen sehr befremdet.

Nur wenige Löffel habe ich aus dem großen Kochtopfe geschöpft, in dem die Abfälle alter Küche brodeln. Die Probe wird genügen. Aber selbst dem schalsten der Producte älterer sowie neuerer Fechsung läßt sich selten ein erheblicher Fehler der Technik nachweisen. Die Beherrschung der äußeren Form, nach der noch das vorige Jahrhundert so mühsam gerungen, wird heute schon mit uns geboren. Ein lange verstecktes Wort Goethe's, das erst vor wenigen Tagen ans Licht getreten, gilt für uns: „Wir sind überhaupt an allem reicher, was sich erben läßt, also an allen Handwerksvortheilen, an der ganzen Masse des Mechanischen.“

Mittheilungen und Nachrichten.

F. K. Archäologische Mittheilungen. In einer Beilage zu Nr. 3 der „Amtlichen Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen“ zu Berlin hat soeben R. Kekule v. Stradonitz zusammengestellt, was seiner Ansicht nach etwa die archäologische Forschung zu bieten vermag, um bei der Ergänzung der Statue der tanzenden Mänade im Berliner Museum den Künstlern den Weg zu weisen oder sie wenigstens vor Abwegen zu warnen. Diese Ergänzung ist ja bekanntlich die Aufgabe, die Se. Majestät der Kaiser nach dem ungünstigen Ergebniß der ersten Concurrenz am 27. Januar ds. J. zum zweiten mal gestellt hat, und es ist zu erwarten, daß an der diesjährigen Concurrenz sich noch mehr Künstler als im vorigen Jahr und auch einige unsrer hervorragendsten Bildhauer betheiligen werden. Trotz „der großen Zahl von Darstellungen tanzender Mänaden, die uns auf antiken Reliefs, auf Vasenbildern und sonst erhalten sind“, ist es nicht leicht, Figuren zu nennen, die so ähnlich wären, daß sie dem Künstler bei der Ergänzung von erheblichem Nutzen sein könnten. Denn erstens ist „bei den antiken Reliefs und Vasenbildern die übliche Darstellung im Profil und das Interesse der Künstler schon dadurch ein wesentlich anderes als bei einer Rundfigur“. Zweitens aber gehören gerade die ausdrucksvollsten Reliefiguren und Vasendarstellungen von Tänzerinnen einer weit älteren Zeit an als die Statue. Immerhin kann wenigstens auf ein pompejanisches Bild hingewiesen werden, auf das schon früher einmal F. Winter aufmerksam gemacht hatte. Von diesem Bilde, wie von der kleinen, leider nicht besser erhaltenen Wiederholung der Statue im Cabinet des médailles in Paris, sind Textabbildungen beigegeben, während die Berliner Statue selbst auf einer Lichtdrucktafel in zwei Ansichten abgebildet ist. — Wir wollen wünschen, daß die kühne Hypothese über Zeit und Bedeutung des Denkmals von Adamklissi, die Herr Professor Furtwängler den in Speyer versammelten Anthropologen vorgetragen hat (s. Allg. Ztg. 2. Abendblatt Nr. 216 vom 6. Aug.), den Erfolg des Augenblicks genossen hat, den das gesprochene Wort so viel eher erringt, als das geschriebene. Denn die Nachwelt wird ihr keine Kränze flechten. Nicht Siege Trajans soll das Denkmal verewigen, sondern den Sieg des Crassus über die Bastaener. Nur mit Widerstreben haben manche Archäologen sich entschlossen, die rohen Sculpturen und die verwilderte Ornamentik des Monuments der Kunst der trajanischen Zeit aufzubürden; viel schwerer würde man sich entschließen, sie der Zeit des Augustus zuzumuthen. Aber das kann freilich nicht entscheidend sein. Die Arbeit ist von zeitloser Abscheulichkeit. Bei dem Denkmal sind die Bruchstücke einer monumentalen Inschrift gefunden worden, die noch den Namen des Trajan erkennen lassen. Aber da die Stelle, die Niemann in der Reconstruction des Aufbaus der Inschrift gegeben hat, nicht ganz ohne Bedenken ist, so könnte vielleicht jemand bezweifeln, daß die Inschrift überhaupt zu dem Denkmal gehört. Doch wenn am Fuß des Hügels, auf dem sich, die ganze Umgegend beherrschend, ein riesiges Trophäon erhebt, eine Stadt liegt, die den Namen Tropaeum Traiani führt, so wird es wohl starker Beweise bedürfen, um das Trophäon dem Trajan abzusprechen. Daß in der Uebereinstimmung der Darstellungen des Denkmals mit der Schilderung, die Dio Cassius (51, 23 f.) von den Kämpfen des Crassus gibt, ein solcher Beweis nicht gefunden werden kann, weiß jeder, der überhaupt die Reliefbilder des Denkmals von Adamklissi gesehen hat. (Vgl. hiezu Beil. Nr. 2 und Nr. 63 d. J.)

* **Stuttgart.** In der zweiten Sitzung des deutschen Geologentages am 11. August sprach Dr. Weinschenk von München über die Färbung der Mineralien. Bekannt ist der Einfluß der Temperatur auf Färbung oder Entfärbung. Ursachen der Färbung sind: eigene Färbung (Zinnober), Einfluß gefärbter Mineralien und endlich Färbung durch chemische Beimischung von färbenden Stoffen (Granat). Diese Färbungen verschwinden oft schon durch den Einfluß des Lichtes (Chrysopras); daher glaubt man, daß hier organische Stoffe die Farbe geben, vielleicht Kohlenwasserstoffe. Das Vorherrschen organischer Färbemittel erklärt sich durch ihre leichte Löslichkeit in neutralen Flüssigkeiten, während unorganische Färbemittel schwer löslich sind. Man fand Kohle bis jetzt im Smaragd (0.09 Proc.), im Flußspat (0.001 bis 0.003 Procent). Der Nachweis von Kohle im Rauchtopas durch Forster wurde ungenau geführt. Der Rauchquarz enthält vielmehr Titansäure, der Bergkrystall aber nicht, ebenso wenig der Rosenquarz. Nun hat aber Titansesquioxyd etwa die Farbe, die der Rauchtopas auch enthält. Auch der Dichroismus oder die Zweifarbigkeit erklärt sich durch Einfluß kleiner Mineraltheile von Titansäure, Zinn- und Zirkonmineralien. Nicht zu verkennen ist der Einfluß des Färbemittels auf die Reichhaltigkeit der Flächen; die Rauchtopale sind flächenreich, die Bergkrystalle wenige. Sodann sprach Prof. Dr. Chelius von Darmstadt über die Entstehung der Felsenmeere. Es ist nicht nur

eine Ursache, die diese Erscheinung hervorruft. Am bekanntesten ist das Felsenmeer am Felsenberg nahe der Bergstraße; dieses entstand durch die auflösende Wirkung der Tagewässer, die Spalten auswaschen und große Blöcke übrig lassen. Eine andere Art kommt bei Lindenfels vor, wo ein Diorit in Blöcke zersetzt wurde und dann den Berg in runden Stücken herabrollte. Eine weitere Art ist die, daß Blöcke, die ursprünglich eckig und scharfkantig in Lehm eingebettet lagen, durch die Wasser bloßgelegt werden. Eine dritte Art befindet sich bei der Ruine des alten Rodensteines im Odenwald; das Thal ist dort durch Querriegel gesperrt, die solche Blöcke enthalten. Wäscht das Wasser diese Querriegel aus, so bleiben die Blöcke als Felsenmeer liegen. Hierauf zeigte Professor Dr. Walther von Jena ein höchst interessantes Modell des Thüringer Waldes vor, das er nach der geologischen Karte herstellte. Es ist dabei die Horstbildung des Gebirgs sehr klar dargestellt. Weiterhin sprach Dr. Salomon aus Padua über die Adamello-Gruppe, wobei er, gleiche Erscheinung im Anschluß an E. Sueß erklärend, durch Aufnahme von Profilen die Lagerung in vielen aufnahmen im stande war. Sodann besprach Prof. Dr. E. Fraas das Gebiet der Excursion des Nachmittags. Nahe bei Degerlach überlagert der unterste Lias den Keuper. Das Rhät ist leider nicht gefunden worden. Beim Abstieg nach Stuttgart zeigen sich: Zanklodonmergel, Stubensandstein mit Belodon, krystallisirter Sandstein (Semionotus), Schilfsandstein (der Baustein Stuttgarts), Gipsmergel. Im Schilfsandstein finden sich Saurier und Pflanzenabdrücke. Zum Schluß sprach Geh. Rath v. Köhen aus Göttingen über den Wealdensandstein, über den neuerdings drei Arbeiten erschienen sind. Man kann aber trotzdem nicht sagen, daß diesen eine Gliederung gelungen wäre. Es ist schwer, die Leitfossilien zu bestimmen. Der Vortragende hofft in kurzem eine Aufklärung über die Schichtung geben zu können.

* **Mainz.** Am 7. ds. Mts. trat hier der Gesammtausschuß des Römisch-germanischen Centralmuseums zu einer gemeinschaftlichen Sitzung zusammen. Bekanntlich ist die Stelle des Directors an diesem Institut seit dem 1892 erfolgten Tode Ludwig Lindenschmitts unbesetzt, und es ist in dem Sohne des Verstorbenen nur ein Conservator bestellt. Man beschloß gestern, die Verwaltung in der seitherigen Weise durch den Localvorstand zu führen und von der Wahl eines Directors abzusehen. Dem Gesammtausschuß des Museums gehören u. a. an: Prof. Virchow, Museumsdirector Voß (Berlin), Stadtrath und Director des Rätischen Museums Friedel (Berlin), Oberstudienrath Fraas (Stuttgart), Museumsdirector Hettner (Trier), Landesconservator Paulus (Stuttgart), Prof. Naale (München), a. Riehl (München), Museumsdirector Wagner (Karlsruhe), Prof. Wattenbach (Berlin), Prof. Weinhold (Berlin) und Oberbibliothekar Zangemeister (Heidelberg). An der Besprechung betheiligte sich besonders eifrig Virchow. Nach der hiesigen Presse bezeichnete er die Thätigkeit, die in Mainz geübt worden, als außerordentlich ergiebig für die Museen und Gelehrten Deutschlands. Er wendete sich sehr scharf und erregt gegen Bestrebungen von classisch-philologischer Seite, welche die Ziele des Museums ohne Nutzen und Grund verändern und, da sie dem Vorstand nicht angehören, auf Hintertreppen bei Reichs- und Staatsbehörden ihren Ansichten Geltung verschaffen möchten. Dem entschiedenen Eintreten Virchows war es denn zuzuschreiben, daß einstimmig beschlossen wurde, zunächst von jeder Aenderung der bisherigen Organisation abzusehen und es bei der seitherigen bewährten Leitung zu lassen.

* **Marburg.** Der ordentliche Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Wilhelm Uhthoff ist in gleicher Eigenschaft in die medicinische Facultät der Universität Breslau versetzt worden.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. med. W. Schoen wurde zum außerordentlichen Professor der Augenheilkunde in der medicinischen Facultät, Privatdocent Dr. phil. Arthur Schneider zum Extraordinarius für Archäologie und Topographie ernannt.

* **Berlin.** Dem Privatdocenten der Physik in der philosophischen Facultät Dr. Wilhelm Wien ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Hamburgerfest,** 11. Aug. Tel. Der Dampfer „Lofoten" kam gestern Morgen hier an und meldete: Dr. Andrée war am 4. d. M. noch nicht aufgestiegen. 30 Meilen südlich von Spitzbergen bekam „Lofoten" am Samstag Südwind; Dr. Andrée ist daher vielleicht am Sonntag aufgestiegen.

* Aus **Ottawa** meldet das Reuter'sche Bureau unterm 12. Aug.: „Die Regierung erhielt von Victoria in Britisch-Columbia folgende Depesche: Der Agent Louis erhielt von zwei zur Zeit weit von einander sich aufhaltenden Indianertrupps glaubwürdige Meldungen, daß Dr. Andrée's Luftballon unter dem 55.15 Grad nördlicher Breite und dem 127.40 Grad westlicher Länge mit fast nördlichem Curse beobachtet worden sei." (Die Nachricht entbehrt der Wahrscheinlichkeit; zum mindesten würde sie voraussetzen, daß Andrée nicht erst am 9. — wie die obige Hammerfester Botschaft annimmt —, sondern schon einige Tage früher aufgestiegen sei. Er müßte dann das arktische Nordamerika überflogen haben; auch so jedoch bliebe die genaue Gradbestimmung durch Indianertrupps befremdend, die Angabe eines „fast nördlichen Curses" unerklärlich. D. Red.)

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 7. bis 11. August folgende Schriften eingegangen:

J. Loserth: Die steierische Religionspacification 1572 bis 1578. Haas v. Zwiedineck: Das Reichsgräflich Wurmbrand'sche Haus- und Familienarchiv zu Steyrsberg. (Veröffentlichungen der Historischen Landescommission für Steiermark I. u. II.) Graz, Selbstverlag 1896. — C. Lange: Periodische Depressionszustände und ihre Pathogenesis auf dem Boden der harnsauren Diathese. Nach der 2. Aufl. übersetzt von Dr. Hans Kurella. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Décor Bache: Handbuch des Deutschen Fortbildungsschulwesens. 1. Th. Wittenberg, A. Herrosé 1896. — Dr. Johannes Unold: Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Lebensanschauung. (Rationale und ideale Sittenlehre.) Leipzig. S. Hirzel 1896. — Soziale Briefe an Schulze und Genossen. Aus dem Englischen des Robert Blatchford übersetzt von Henry Wright. 4.—6. Tausend. Leipzig, Reinhold Werther 1896. — J. A. Kleis: Luthers „heiliges" Leben und „heiliger" Tod. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. Dinf. Mainz, Fr. Kirchheim 1896. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Begründet von Ferdinand v. Wipleben-Wendelstein. 14. Jahrg. 11. Heft. August 1896. Dresden, Friese u. v. Puttkamer. — Photographische Rundschau. 10. Jahrg. 8. Heft. August 1896. Halle a. d. S., Wilh. Knapp. — Volksbote. Gemeinnütziger Volkskalender für das Jahr 1897. 60. illustrirter Jahrg. Oldenburg u. Leipzig, A. Schwartz. — C. A. Thimm: English self-taught oder der englische und amerikanische Sprachmeister. Neubearb. Aufl. Leipzig ꝛc., F. A. Brockhaus. — Leo Carlothus: Armins Weih. Dramatisches Gedicht in 5 Acten. Klagenfurt, Selbstverlag des Verfassers 1896. — Fr. Meistee: Schiff ahoy! Geschichten und Bilder aus allen Meeren. Dresden u. Leipzig, C. Reißner 1896. — General Tscheng-Ki-Tong: China und die Chinesen. Uebersetzt von Adolph Schulze. 2. Aufl. Ebd. 1896. — Dr. G. Rühland: The ruin of the world's agriculture and trade. With a preface by Charles W. Smith. London, Sampson Low, Marston and Comp. 1896. — Statistica degli Scioperi avvenuti nell' industria e nell' agricoltura durante l'anno 1894. Hggb. vom Ministero di agricoltura, industria e commercio. Romn, Fratelli Centenari 1896. — Dr. Frost Baasch: Hamburgs Convoyschiffahrt und Convoywesen. Beitrag zur Geschichte der Schiffahrt und Schiffahrtseinrichtungen im 17. und 18. Jahrhundert. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1896. — A. Riedler: Die Ziele der technischen Hochschulen. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure. Bd. 40.) Berlin, A. W. Schade 1896. — Dr. Emil Daagelmayer: Der Kampf um die Ehre. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1896. — Ersatz und Heranbildung des deutschen Officiercorps. Magdeburg, C. C. Klotz 1896. — W. Jäger: Erinnerungen eines indischen Offiziers. Kiel, H. Schardt 1896. — Georg Spindler: Joseph Kaspar Thürigt, spanischer Oberst, ein berühmter Niederbayer. Augsburg, Haas u. Grabherr 1896. — Oestes Ritter a. Bischuff: Die Orientirung im Freien mit und ohne Benutzung der Karte. Innsbruck, A. Edlinger 1896. — A. Waiteneeger: Algäu, Vorarlberg und Westtirol nebst den angrenzenden Gebieten der Schweiz. 8. Aufl. Mit Karten. Ebd. 1896. — Janus. Archives internationales pour l'histoire de la médecine et la géographie médicale. Directeur: Dr. H. F. A. Peypers. 1. année. 1. livr. Juillet-août 1896. Amsterdam, A. Gunthey. — Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. 3. Aufl. Hggb. von H. W. Singer. 4. Halbband. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 13. August. Nummer 187.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Herbstfahrten in Syrien. II. Von Martin Hartmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Herbstfahrten in Syrien.

Von Martin Hartmann.

II.

Die Lazaristen hatten sich im ganzen über die türkischen Behörden nicht zu beklagen. Bei ihrer Ansiedlung im Jahre 1870 waren ihnen ernstliche Schwierigkeiten nicht gemacht worden; schon nach drei Jahren und ohne größeres Bachschisch kamen sie zu den Besitztiteln der von ihnen gekauften Ländereien (man weiß, welche Schwierigkeiten gerade hierin unsre Landsleute, die Württemberger, in Haifa und Jaffa gehabt haben). Nicht sehr zufrieden waren sie mit dem derzeitigen Wali von Adana, Abidin Pascha, und dem Kaimmakam von Chassa, welche sie als fanatisch und europäerfeindlich bezeichneten; sie können jedoch beständig ihre Besitzungen erweitern und haben mit denselben bereits schöne Erfolge erzielt.

Besonders sympathisch berührte mich der Superior, Pater Antonio Destino, ein feiner Neapolitaner, der längere Zeit Leiter der großen Lazaristenschule in Aintura bei Beirut gewesen und seiner Gesundheit wegen hieher geschickt worden war; sein Vater und zwei Brüder waren Offiziere, ein anderer Bruder Ingenieur, auch er liebte die mathematischen Wissenschaften, trat jedoch schon früh in den Orden ein. Jetzt füllten philosophische und geographische Studien seine Muße, wovon die gewählte kleine Bibliothek ein Zeugniß ablegte; hier in diesem verlassenen Erdenwinkel fand ich Schweinfurths und Stanley's Werke in französischer Uebersetzung, auch die Karte der asiatischen Turkei von Kiepert fehlte nicht. Von den drei fratres coadjutores ist der deutsche Tischler Joseph schon erwähnt. Bruder Lambert, halb Franzose, halb Italiener, zeichnete sich durch ein nimmer ruhendes und etwas lautes Maulwerk aus; de rebus omnibus et quibusdam aliis wußte er immer längere Reden zu halten und immer erschien seine Person dabei im glänzendsten Licht, besonders als Landwirth und Heilkünstler schien er Autorität und erfreute sich ersichtlich bei den Dörflern eines gewissen Vertrauens. Der dritte Bruder, der die Küche zu besorgen hatte, machte sich wenig bemerkbar. Die Stelle des zweiten, den Superior unterstützenden Paters war augenblicklich unbesetzt.

Sonntag, den 22. Oct., nahm ich an der dritten, letzten Messe theil. Etwa eine halbe Stunde vor derselben versammelte sich eine Anzahl Männer und Frauen, von letzteren nicht wenige mit Kindern auf dem Arm, auf dem Platz vor der in einem Seitenflügel des Klosters gelegenen Capelle — der Bau einer größeren Kirche war bereits eingeleitet — die Frauen trugen den hohen, thurmartigen, mit weißem Schleier umwundenen Kopfputz, die Mädchen den rothen Tarbusch (Fez) mit den üblichen Abhängseln von kleinen Metallplättchen und Silbermünzen; fast alle hatten hübsche feine Gesichtchen, nur fiel, wie überall im Orient, das frühe Altern auf. Es war ein buntes und fesselndes Bild, das die Gemeinde bot, als sie andächtig dem Pater Superior lauschte, welcher in der diesen Armeniern allein verständlichen Sprache, der türkischen, die feierliche Handlung vollzog.

Die katholische Gemeinde von Ekbez soll etwa fünfzig Familien stark sein, die Protestanten sollen fünfzehn Familien zählen und daneben soll es noch eine Anzahl schismatischer Armenier geben. Ich bemerke gleich hier, daß Ekbez eigentlich nicht der Name einer Ortschaft ist, sondern der einer Nahije (District); nur per nefas wird der Ort, in dem sich das Kloster der Lazaristen befindet, mit dem Namen Ekbez bezeichnet (so fand ich auch in dem officiellen Catalogue des maisons et du personel de la Congrégation de la Mission pour 1882: Mission d'Akbès, und so ist es auf allen Karten); der eigentliche Name ist Salmanly; die falsche Bezeichnung stammt sicher daher, daß dieses Dorf das bedeutendste unter denen der Nahije ist. Nur hier wohnen Armenier in größerer Anzahl neben moslimischen Türken, vereinzelt finden sich Armenier neben Türken noch in Sary Kurtlu, die übrigen sechs Dörfer der Nahije sind nur von Türken bewohnt. Die Armenier verstehen hier und in der ganzen Gegend nur sehr wenig armenisch. Auch in der von den Lazaristen eingerichteten katholischen Schule wird nur türkisch unterrichtet (türkisches Lesebuch in türkischer und armenischer Schrift, türkische Grammatik in armenischer Schrift); die Eltern der Kinder sind dem Lehrer feindlich, die Erwachsenen können nicht lesen und schreiben, Einrichtung von Abendstunden für dieselben hatte keinen Erfolg. Ueber die Geschichte des Ortes wissen die Einwohner keine Angaben zu machen, sie stellen sich vor, daß Ekbez der älteste an der Gegend haftende Name ist. Sie legen ihn sich so zurecht: die fünfzehn Familien, die sich hier zuerst anbauten, trugen agh bez, d. h. weiße Leinwand; aus dem aghbez wurde später Ekbez. Diese Etymologie ist natürlich falsch. Im Munde der Osmanlis wird Ekbez gewöhnlich zu Etbez. Vor der Unterwerfung des Gebirges durch Derwisch Pascha hatte hier eine seit alten Zeiten ansässige moslimische Familie, Mehemet Bey, die Gewalt in Händen, und die Nachkommen der drei Brüder aus dieser Familie, die von Derwisch Pascha verbannt wurden und die echte Räuber waren, sind noch jetzt die angesehensten Leute des Ortes. Die Christen waren übrigens nicht besser als ihre moslimischen Mitbewohner und der Kaimmakam von Chassa versicherte mir ausdrücklich, der Armenier, der vor ca. 15 Jahren den Protestantismus in Salmanly eingeführt habe, sei vordem das Haupt einer Diebsbande gewesen und noch jetzt sei das Viehstehlen bei allen „Notabeln“ des Oertchens ein beliebter Sport. Wenn ich dazu halte, daß der brave Tschilo, von dem ich gleich zu sprechen haben werde, mir mit dem ehrlichsten Gesicht und mit einem gewissen wilden Leuchten der Augen wie von einer frohen Erinnerung erzählte, er sei in seiner Jugend gar viel herumgekommen auf den Diebszügen, so ist

an der moralischen Qualität der Leute von Salmanly ein Zweifel wohl nicht möglich.

Nach Beendigung der Messe zeigte mir der deutsche Landsmann Bruder Joseph die Merkwürdigkeiten des Ortes. Etwas unterhalb des Klosters, in südlicher Richtung und dicht oberhalb eines größeren Wasserbeckens befindet sich eine Grotte mit drei kleeblattartig geordneten Grabstätten. Hier hatte mein Führer selbst eine alte Lampe und byzantinische Münzen gefunden. Eine Viertelstunde weiteren Weges brachte uns auf den christlichen Friedhof, der bis zum Jahre 1876 von allen Christen gemeinsam benutzt wurde. Da kamen arabisch redende Maroniten aus dem Libanon in den Ort, um Pech zu brennen, wahrscheinlich herbeigezogen durch den Verwalter der Mission, der am Anfang Grundstücke für sie angekauft hatte. Es ist das sehr charakteristisch: nicht bloß in Syrien selbst, sondern auch in den angrenzenden Provinzen der Türkei, ja seit etwa zwei Jahrzehnten an vielen Punkten Nord- und Südamerika's, der Antillen, Australiens stößt man auf Vertreter dieses zähen Bergvolkes, der Maroniten, mit der großen Rührigkeit und dem weiten Gewissen. In Salmanly etablirte sich alsbald eine maronitische Colonie, welcher natürlich auch der schmutzige Abuna (Geistlicher) — der damalige, aus Akkar im nördlichsten Libanon, sollte besonders schmutzig sein — nicht fehlte. Ebenso fanatisch und eigensinnig, wie sie geldgierig sind, wollten die Maroniten nicht mit den „Ketzern" zusammen beerdigt werden und legten sich einen besonderen Friedhof an. Erst durch dieses würdige Beispiel sollen auch die anderen Katholiken zur Schaffung eines besonderen Begräbnißplatzes veranlaßt worden sein. Nun, auf jenem älteren Friedhofe war etwas Besonderes nicht zu sehen, nur Steinhaufen bezeichneten die Gräber; das, was mein Führer mir zeigen wollte, fand er erst nach längerem Suchen. Es war ein dachförmiger Stein, 83 cm lang, 50 cm breit, welcher auf der einen Seite ein stilisirtes griechisches Kreuz, auf der anderen die Jahreszahl 1265 in arabischen Ziffern (d. h. wirklich arabischen) trug. Daß diese Ziffer nicht die des muslimischen Jahres 1265 (beg. den 27. November 1848) war, schien aus dem Kreuz und dem auf ein höheres Alter weisenden Habitus des Ganzen hervorzugehen. Da zur Zeit der Kreuzzüge arabische Sprache und Schrift von den Christen vielfach, selbst auf Münzen, verwandt wurden, so scheint die Setzung des Denkmals in das 13. Jahrhundert nicht allzu bedenklich. Wenige Schritte hievon entfernt lag ein Block, welcher ein Malteserkreuz zeigte. Einige Schritte von dem christlichen Friedhofe liegt der muslimische; hier fiel mir ein als Grabstein benutzter Säulenstumpf auf, welcher den beiden vor Chassa an der Straße bemerkten ganz ähnlich war. Bruder Joseph versicherte, daß solche Säulenstümpfe nicht selten seien; auch in dem Dorfe befinde sich ein offenbar altes, wenn auch ziemlich rohes Säulencapitäl.

Da ich unter den schon oben dargelegten Verhältnissen jetzt und für die nächste Zeit ganz besonders auf die freundliche Haltung der türkischen Behörden angewiesen war, hielt ich es für das Beste, mich möglichst schnell mit dem höchsten Beamten der Gegend, dem Kaimmakam von Chassa, in Beziehung zu setzen, und so benutzte ich den Nachmittag des Sonntags, um zu ihm hinüber zu reiten. Glücklicherweise traf ich Nuri Bey, das war sein Name, in dem Serail an. Ein merkwürdiges Ding, dieses Regierungsgebäude, das ursprünglich als Caserne gedacht war und von der Bevölkerung auch so, Qyschla, genannt wird: ein niedriger, langgestreckter, weißgetünchter Bau, der an allen Ecken und Enden den Verfall zeigt. Kein Wunder! nach Bruder Lambert ist das Gebäude in den letzten zwölf Jahren etwa sechsmal hergestellt worden, und jeder, unter dessen Amtszeit das geschah, mußte doch ein Geschäft dabei machen. Nuri Bey war erst vor etwa zehn Tagen aus der Sommerresidenz in Tejek, ¾ Stunden oberhalb von Chassa im Gebirge, in das gefährliche Nest, das im Sommer wegen des mörderischen Klimas unbewohnbar ist, zurückgekehrt. Ein noch junger, gut aussehender Mann mit hell blickenden Augen, bemühte er sich freundlich zu sein, wenn ihm auch mein Besuch ersichtlich nicht sehr angenehm war und er sich genirt fühlte. Wovon mir zunächst lag, das erhielt ich sofort ohne Umstände: die Versicherung, daß er bereit sei, mir einen Zabtije nach Killiz zu geben. Da die Unterhaltung etwas schläfrig war, so war ich ganz zufrieden, daß der Bey, sich entschuldigend, sehr bald den dürftigen Raum verließ und ich noch eine Weile mit dem Kadi des Kazas, einem würdigen alten Türken, plaudern konnte.

Salmanly ist ein ausgezeichnetes Standquartier für Ausflüge in jener Gegend. So machte ich von der ungezwungenen, von Herzen kommenden Gastfreundschaft der braven Männer des Klosters vom 21. bis 27. October Gebrauch. War es mir durch die Böswilligkeit des Kaimmakams von Pajas unmöglich geworden, das Kloster von der Küste aus über den Paß oberhalb Tscholmerzimen zu erreichen, so wollte ich diesen Paß nun von der Klosterseite aus besteigen. Dieser Ausflug und zwei kleinere füllten den 25. October und die Nachmittage des 23. und 26. October aus. Die Zeit, welche nach Vervollständigung meiner früheren Reisenotizen, Reinschrift der Sattelnotizen der genannten Ausflüge und Fixirung der Nachrichten, Beobachtungen und Eindrücke, die hier fast beständig reichlich und von Bedeutung auf mich eindrangen, übrig blieb, wurde zur eifrigen Arbeit mit einem merkwürdigen Manne verwandt, einem im Innern nicht so gar selten anzutreffenden Exemplar der Classe von Leuten, die schon bei Gelegenheit des Aufenthalts in Antakija geschildert wurden. Von dem braven Tschilo, der stundenlang bei mir saß und sich von mir ausfragen ließ, ist schon oben gesagt worden, daß auch er nach seiner eigenen Angabe in der Jugend das Diebshandwerk betrieben hat; jetzt war der etwa sechzigjährige Alte ein friedlicher Mann, aber noch gut zu Fuß, elastisch, scharfen Auges und offenbar Willens und im Stande, im Fall der Noth sich trotzig zu wehren. Im Kloster war er gern gesehen, und er hatte es mit den neuen Ankömmlingen — er war katholisch geworden — wohl nicht nur um Gottes willen gehalten. In meinen Augen war seine beste Eigenschaft die, daß er zwar viel wußte, aber nicht alles wissen wollte, und daß er, sobald meine Fragen auf ein Gebiet führten, das ihm nicht bekannt war, frei erklärte: hier weiß ich nicht Bescheid. Wo er zu Hause war, waren seine Angaben sicher und bestimmt; daß er sich widersprach, kam kaum vor; wo etwas ihm nicht sicher schien, bemerkte er es ausdrücklich.

Dieser sehr brauchbare Alte begleitete mich auch auf den beiden kürzeren Ausflügen. Der erste derselben, am Nachmittag des 23. October, führte mich zu der Niederlassung der Trappisten-Missionare, zehn Minuten von dem Dörfchen Schechly, das ¾ Stunden Nordnordost von Salmanly entfernt und erheblich niedriger gelegen ist. Der Weg, meist recht gut, führte zum Theil durch jungen Eichwald, nur die letzten zehn Minuten mußte einer jener unangenehmen glatten Abstiege gemacht werden, bei denen die Sicherheit des syrischen Pferdes sich im besten Lichte zeigt. An einer hübschen Quelle fand ich zwei Zelte und mehrere im Bau begriffene Holz- und Laubbaracken. Rings herum war alles grün, das Refectorium war ein grüner Platz unter rauschenden Bäumen, mit ein paar schlichten Tischen und Bänken. Von den drei Patres, die ich sah und welche für diese außergewöhnlichen Zeiten von dem

Digitized by Google

Schweiggelübde enlbunden waren,[1]) war der intelligenteſte Pater Philipp aus Nancy, von deutſchem Vater und Mutter, aber nur franzöſiſch ſprechend. Zahlreich ſind Grolten in der Felswand, an deren Fuß die Trappiſten-niederlaſſung liegt. Waſſer iſt in der ganzen Gegend in großer Menge; beſonders mächtig iſt die ſchöne Quelle Alagöz (Rothquell), welche etwa eine halbe Stunde entfernt und näher der Ebene dem Felſen entſpringt. Auch doet haben die Trappiſten Beſitzungen. In der Ebene iſt das Land ſchon ganz vulcaniſch, an vielen Stellen ſind die Schwefelgaſe, wenn man etwas gräbt, riechbar. Wegen dieſer Eigenſchaft heißt es, wie all ſolches Land, bei den Eingeborenen Letſche. Schnell veerannen die Stunden in der Geſellſchaft der freundlichen Patres.

Der andere kürzere Ausflug, am Nachmittag des 26. October, führte mich zu dem eine Stunde zwanzig Minuten ſüdlich von Salmanly gelegenen Grab des Haskara, einem Bergvorſprung am ſüdlichen Abhang des kegelartigen Uedſch öjren, der ſteil zu der Ebene abfällt, in welcher das nue etwa eine Stunde entfernte Chaſſa liegt. Es iſt ein prächtiger Punkt, und der Muslim Haskara aus Ekbez, von dem der Platz den Namen hat, war wohl beralhen, als er vor etwa ſechzig Jahren hier einen Garten anlegte. Nach beiden Seiten fällt dee ca. 30 m breite Rücken, der etwa einen Kilometer weit von dem Felskegel in die Ebene vorgeſchoben iſt, ziemlich ſteil zu Thälern ab, jenſeit deren andere Maſſen ſich thürmen. Weithin ſchweift der Blick, und eine friſche Briſe weht hier faſt beſtändig. Was der kluge Mann dort geſchaffen, iſt verſchwunden, von den Culturen iſt nichts geblieben, nur ſein Grab, das etwa 500 Schritte von der Spitze entfernt liegt, ſpricht von ihm. Der Verſuch, den Felskegel Uedſch öjren ſelbſt zu erklimmen, den wir etwa 20 Minuten, bevor wir das Grab des Haskara erreichten, machten, mußte aufgegeben werden. Der Weg, der auf die Spitze zu führen ſchien, verloe ſich plötzlich. Inmee ſteilee wurde der Hang, und ſo mußte ein etwas tiefer am Rande des Berges entlang führendee Pfad gewonnen werden, der ziemlich eben durch dichtes Gebüſch zu unſerm Ziele führte. Als wir aus dem Dickicht auf den lichten Bergvorſprung traten, war der Eindruck um ſo ſtärker: in der Ebene, jenſeit deeen ſich das Kürd Daghy, Kurdengebirge, zu Höhen von übee tauſend Meter erhebt, liegen zu beiden Seiten des Karaſu und ſeiner Zuflüſſe, deren ſilberne Streifen dem Auge wohlthätige Anhaltspunkte gewähren, niedrigere Höhen zerſtreut. Ger iſt in dieſer Gegend der gewöhnliche Name füe einen ſolchen unvermittelt aus der Ebene aufſteigenden niedrigen Rücken mit einem oder mehreren Piks. Da liegt vor uns in ſüdlichee Richtung das Köe Oghlunun Geri, genannt nach dem Haupthelden des türkiſchen Märchens, dem Köe Oghlu, der auch bei Griechen und Albaneſen als Kirigli oder Kiriklos (ſo z. B. Hahn, Griechiſche und albaneſiſche Märchen, Nr. 31 und Varianten dazu) lebt. Da iſt jenſeit des Kaeaſu, ſchon am Fuße des Kürd Daghy, das Qarababa Geri; da iſt endlich im Noedoſten, nicht weit von der Quelle Ala Göz und der Trappiſten-Miſſion das Kürd Geri, auf deſſen Spitze ein türkiſches Qullug (Wachtpoſten) liegt, an welchem die Straße nach Islahije und dem durch die erfolgreichen Grabungen unſeee Landsleute v. Luſchan und Koldewey ſo bekannt gewordenen Zindſchirli führt. Dabei iſt die Ebene zu unſern Füßen nicht einförmig: etwa die weſtliche Hälfte iſt Ackerland, die öſtliche zum größeren Theile Wald. Im Nordnordoſten ſtieg in weiterer Ferne der mächtige Pik des Quſchdſchu auf, und weit hinter ihm, etwa in gleicher Richtung, ein beſchneiter Gipfel des Taurus. Im Südweſten zeichnete ſich die Mughyrſpitze, die mir ſchon vordem mehrfach ein Merkzeichen geweſen war, ſcharf vom Himmel ab.

Wurden dieſe beiden Ausflüge durch die zahlreichen Viſuren, die dabei gemacht wurden, wichtig für die ſpätere Conſtruelion der Karte, ſo wurde der Tagesausflug auf den Paß, über welchen ein nur wenig begangeuee Pfad aus der Chaſſagegend in die Küſtenebene von Pajas führt, in dieſer Beziehung weniger ergiebig: faſt nirgends Ausblicke, auch nicht von dem als dee höchſte Punkt des Paſſes betrachteten Tſchardaq. Nach Weſten zum Meere hin war der Blick durch die von rechts und von links ſich vorſchiebenden Bergnaſen verdeckt; nur nach Oſten, nach dem Karaſuthal zu, von wo ich hergekommen, konnte ich von der Spitze eines Hügels einige Viſuren machen. So mußte ich mich begnügen, den Weg und mein Ziel durch forgfältige Sattelnotizen feſtzulegen. Aufſtieg und Abſtieg waren höchſt reizvoll. Bald ging es über ſanft geneigte Ebenen, bald ſteile Abhänge hinan. Nach einem Ritt von anderthalb Stunden hatten wir — ich war von den Armeniern Bido (das iſt Bedros gleich Petee) und Sako (das iſt Serkis gleich Sergius) begleitet — die Quelle Begh Olughu erreicht, die unter vier mächtigeu, dicht neben einander ſtehenden Ahornbäumen dee Erde entſtrömt. Hiee beginnt die Region der Cedee (Camalag) und des Wachholderbaums (Ardydſch). Von dem letzteren finden ſich hier Exemplare von einer Pracht und Größe, wie ſie mie ſonſt nicht vorgekommen. Auch andere Baumarten ſind reichlich vertreten; untee ihnen eine Eiche, welche dee deutſchen Eiche gleicht, die mie ſonſt in Syrien nicht vorgekommen, die Türken nennen ſie öjre und unterſcheiden ſie wohl von dem in Syrien ſehr häufigen Palamut, arabiſch Ballut. Fünf viertel Stunden weiteren Rittes brachten uns von dee Quelle auf den Tſchardaq, einen waſſereeichen Platz, in der Mitte mit hohem Gras beſtanden. Vier Minuten tiefer nach Weſten fand ich Sommerhütten der Leute von Tejek am Tſchardaq-Pynary, dem Tſchardaq-Quell, auf grünem Plan. Es muß ſich gut wohnen hiee oben im Sommer, doch wird es ſchon Anfang October recht friſch, und die Hütten waren bereits verlaſſen.

Schnell, nur zu ſchnell vergingen unter den zahlreichen wechſelnden Eindrücken und in dem Bemühen, den maſſenhaften Stoff, der ſich mir bot, feſtzulegen, die ſchönen Tage bei den guten Lazariſten in Salmanly. Als Tag der Abreiſe wae dee 27. October beſtimmt, der Tag nach dem Ausfluge zum Haskara-Grab. An dieſem hatte ich Bido zum Kaimmakam von Chaſſa geſchickt, um den von ihm verſprochenen Zabtije auf den nächſten Morgen zu beſtellen. Doch bei Reiſen im Orient kommt manches anders, als man denkt, und wer dort reiſen will, der bringe ein gut Theil Geduld und ruhig Blut mit. Als ich vom Haskara-Grab zurück war, fand ich die Nachricht, Bido habe wedee den Kaimmakam noch deſſen Wekil (Veetreter) angetroffen, und der Mülazim, Lieutenant dee Zabtije, habe angeblich von nichts gewußt. So blieb nichts übrig, als ein Schreiben an das Kaimmakamlük (Landrathsamt) oon Chaſſa aufzuſetzen, in welchem ich erklärte, daß ich auf jeden Fall Freitag (den 28. October) abreiſen müſſe, und daß, falls mir auf dem Wege infolge mangelnder Begleitung etwas zuſtoße, die Behörde von Chaſſa verantwortlich ſein werde. Dieſes Schreiben, welches der Lehrer der Lazariſtenſchule recht geſchickt türkiſch redigirte, wurde am Morgen des 27. October nach Chaſſa expedirt. Es hatte ſeine Wirkung: Bido brachte einen Befehl an Mehemet Tſchawuſch, das Haupt der kleinen in Salmanly ſtationirten Polizeimacht, mie Abderrahman Bey mitzugeben. Mehemet Tſchawuſch erklärte jedoch ſo-

[1]) Bekanntlich ſind die Mitglieder der Trappiſten-Congregation zu beſtändigem Schweigen verurtheilt.

fort auf das bestimmteste, Abderrahmann Bey sei unentbehrlich. So blieb nichts übrig, als Bido noch einmal nach Chassa zu schicken. Schließlich wurde festgemacht, Abderrahman Bey solle mich begleiten, jedoch nur bis Bülbül, dessen Mudir mich dann weiter expediren solle.

Am 28. October um 9 Uhr Vormittags ging es fort aus den gastlichen Räumen, denen ich immer ein gutes Andenken bewahren werde. Die Richtung des Marsches war zuerst genau östlich. Nach etwa einer Stunde wurde das Hopunun Tschaiji, ein Zufluß des Karasu, überschritten. Zwischen diesem und dem Karasu selbst, der in einer Stunde vierzig Minuten erreicht wurde, zeigt der Boden eine merkwürdige Erscheinung: er macht den Eindruck eines erstarrten Lavastroms, ist ganz uneben und bildet nicht selten kleine Hügel. Die Türken nennen solches Land Letsche, nach dem arabischen Ledscha, welches als Name der wildesten Gegend des Hauran zwischen dem Drusengebirge und Damaskus auch weiteren Kreisen bekannt ist. Die Letsche zieht streifenförmig und zu Seiten dieser Streifen ist schönes fruchtbares Ackerland. Zur Schützung dieses vor den Fluthen, die zur Regenzeit von den Letscherücken sich über sie ergießen, dient an einer Stelle eine merkwürdige Anlage, das Baghlama, ein etwa zwei Meter hoher Damm, der die Felder schützend umgibt. Nicht der Karasu, sondern ein Feld, etwa 15 Minuten westlich von ihm, genannt das Grab der beiden Brüder, weil einst zwei Brüder Nachts mit ihren Heeren hier sich trafen, sich für Feinde hielten und sich völlig vernichteten, bildet die Grenze der Wilajets Adana und Aleppo, in welches ich nun mit dem Bewußtsein eintrat, unter dem besondern Schutz des Wali zu stehen. Jenseits des Karasu ging es auf das noch wenig bekannte Kürd Daghy, Kurdengebirge los, dessen erste niedrige Vorhöhen in drei viertel Stunden erreicht wurden. Von hier wird zur Paßhöhe (1035 m) in zwei Stunden aufgestiegen; sie ist ausgezeichnet durch die vortreffliche Quelle Schech Ismail Pynary, Quelle des Schech Ismail; etwa 50 m entfernt davon liegt das Grab des Schechs, umgeben von einer kreisförmigen Steinmauer unter schattigen Bäumen. Der hier auf lustiger Höhe Ruhende war wegen seiner guten Curen von Augenkrankheiten berühmt, er starb um 1864. Sein Sohn Ahmed Agha, der für recht wohlhabend gilt, ist Besitzer eines in der Nähe gelegenen Dorfes. Südlich vom Paß steigt der kleine Damryq auf, östlich von ihm — wir gingen an seinem südlichen Fuß herum — der große Damryq. Eine Stunde führte uns vom Paß hinunter zu dem Hauptort der Gegend, dem Izzije oder Azzije der Türken, das jedoch niemand von der Bevölkerung unter diesem Namen kennt, denn alle haben an dem alten Namen Bülbül festgehalten. Wenn irgend etwas, so ist es die Behandlung dieses Gebietes, welche auf die türkische Verwaltung ein grelles Licht wirft. Bis zum Anfang der sechziger Jahre herrschte im ganzen Kurdengebirge fast allmächtig der große Hadschi Oemer Oghlu, ein Rest jener Derebeys, Feudalherren, die weiter hinten in der Türkei als Vasallen der Pforte ein mehr oder minder gewaltthätiges Regiment führten, und mit denen zum größern Theil der aus den Reisebriefen Moltke's wohlbekannte Hafiz Pascha im Jahre 1839 recht energisch aufräumte. Hadschi Oemer Oghlu war nicht einer der Schlimmsten: von seinem festen Hafer, etwa 2½ Stunden nordwestlich von Bülbül gelegen, aus verwaltete er das Land recht und schlecht; um die Regierung kümmerte er sich wenig, von den Soldaten, die er zu stellen hatte, lieferte er nie mehr als etwa ein Drittel, das waren die armen Schlucker, die sich nicht von ihm loskaufen konnten; Abgaben zahlte er nicht. Im übrigen soll er unter seinen Kurden ein ganz gutes Regiment geführt haben, abgesehen etwa davon, daß er, man erzählt noch heute viele Geschichten davon, ein großer Schürzenheld war, und daß er, wo seine Spürangen ein hübsches Wesen, ledig oder nicht, entdeckten, es im guten oder schlechten in seine Gewalt brachte. Es sei gleich hier bemerkt, daß die Frauen des Kurdengebirges, wenigstens die von Bülbül, im schlechtesten Rufe stehen, im Gegensatz gegen die der meisten Gegenden des eigentlichen Kurdistan, von deren würdiger Haltung und hohem Ansehen so sorgfältige und gewissenhafte Beobachter wie Mr. und Mrs. Rich, die um 1820 viel in jenen Gegenden gereist sind, das beste zu berichten wissen. Vielleicht hängt die Unmoralität der Bülbülerinnen mit jenen Neigungen des Hadschi Oemer Oghlu und ihrem schlechten Beispiel, sowie mit der Lage des Ortes an der großen Straße zusammen. Mit der Macht des Herrn von Hafer war's zu Ende, als der schon oben erwähnte Derwisch Pascha, oder wie meine Gewährsmänner ihn nannten, Dewrisch Pascha, nach „Pacificirung" des Küstengebirges auch hier Ordnung zu schaffen kam. Hadschi Oemer Oghlu ging's, wie so vielen anderen vor ihm, er wurde in die Verbannung geschickt und sah sein Haus niemals wieder. Wo und wann er gestorben, weiß man nicht einmal genau; man flüstert nur, er sei in Islahije vergiftet worden. Die Regierung that zunächst das, was das einzig richtige war: sie machte das recht ausgedehnte Gebiet Hadschi Oemer Oghlu's — es zählt etwa 150 ziemlich zerstreut liegende Dörfer — zu einem Kaza (Kreis), dessen Regierung in dem confiscirten Konak des früheren Herrschers installirt wurde. Dieser Konak war ein stattliches Gebäude; Wohnräume, Ställe u. s. w. waren in Menge vorhanden. So war Platz genug für den Verwaltungsapparat. 32 Atlys (Berittene) standen dem Kaimmakam zur Verfügung, nicht zu viel für das ausgedehnte Gebiet. Es ist kaum zu glauben, daß im Jahre 1877 die Regierung das Kaza zu einem Mudirlik (District) degradirte. Wie sieht es jetzt mit dem Konak aus? Er ist eine Ruine, deren frühere Größe man noch aus den Umfassungsmauern erkennt. Die Dächer sind eingestürzt, wie das bei allen solchen Häusern der Fall ist, wenn sie längere Zeit unbewohnt bleiben. Volle drei Zimmer sind in bewohnbarem Zustande: zwei sind Amts- und Wohnzimmer des Mudirs, das dritte ist der Kramladen des Oertchens, den ein Armenier aus der Gegend von Charput hält, der mit dem ersten Kaimmakam hieher kam und der einzige Christ in dem von etwa sechzig kurdischen Familien bewohnten Orte ist. Von den drei Berittenen, welche die ganze Macht des Mudirs bilden, waren zwei mit dem Mudir auf der Reise. Der dritte machte die Honneurs, so gut er konnte. Seine nächste Pflicht, der er sich mit anerkennenswerthem Eifer unterzog, war, Quartier für uns zu schaffen. Nur mit Mühe gelang es ihm, den Schulzen des Dorfes in das Zimmer des Mudirs zu bringen, in welchem ich mich bis auf weiteres eingerichtet hatte. Nach langem Hin und Her entschloß sich der Mann, mich sammt meiner Begleitung aufzunehmen, und ich fand ein verhältnißmäßig gutes Unterkommen. Daß hier kein verfügbarer Berittener war, sah ich ein; Abderrahman Bey aus Salmanly hätte mich zwar wohl weiter begleitet, ich wollte aber mein Versprechen, ihn von Bülbül zurückzuschicken, halten. Der Dorfschulze als Vertreter des Mudirs war bereit, mir einen von seinen Leuten als Begleiter mitzugeben; da ich mich aber in den Ruinen des nächsten Tagemarsches längere Zeit aufhalten wollte und in der Gegend gerade turkmenische Wanderstämme auf dem Zuge sein sollten, so schien mir ein Berittener unerläßlich. Ich redigirte daher sofort ein arabisches Schreiben an den Kaimmakam von Killiz, das am nächsten Morgen mit dem frühesten abgesandt wurde. Es war wohl die Wirkung von Dschemil Pascha's Depesche, daß der Kaimmakam von Killiz auf meinen Brief sofort reagirte. Am Morgen des 29. war

Digitized by Google

mein Bote abgegangen, schon am Abend desselben Tages traf Mehmet Tschawusch mit einem freundlichen Schreiben des Kaimmakams von Killiz ein. Er hatte zu der etwa 35 km langen Strecke nur 4½ Stunde gebraucht, wie er selbst zugab, um nicht zu spät in der Nacht durch die verrufene Gegend reiten zu müssen: alle Kurden seien schlechte Leute, und es treibe sich viel Diebsgesindel in der Gegend umher. Der Tag unfreiwilliger Muße in Bülbül konnte gut angewandt werden. Am Morgen wurden Ausflüge zu den Ruinen Kezare, nordöstlich vom Ort, und Kezabresch, südwestlich davon, gemacht. Ein Türke aus Trapezunt, der die Gegend gut kannte und gesprächig war, gab über vieles erwünschte Nachrichten. Am Abend boten Musikanten aus einem Zigeunerlager in der Nähe des Ortes ihre Dienste an. Zwei Burschen spielten und sangen, ein dritter führte in phantastischem Costüm einen der bekannten obscönen Tänze des Orients auf, begleitet von Spiel und Gesang und dem Klappern seiner Castagnetten. Der Kötschek, so nennt man diese Art Tänzer, hatte einen Frauenrock an, nicht aus einem Stück, sondern aus drei über einander fallenden, mit langen Franzen, das Ganze besetzt mit lauter bunten Lappen. Der Rock war weit unten an den Hüften so umgebunden, daß vorn ein bauschartiger Knoten geschürzt war. Ich habe später nur noch einmal in Damaskus in einem Theater eine ähnliche Vorführung gesehen.

Gegen 9 Uhr am Morgen des 30. October ging es von Bülbül fort unter Führung eines Neffen des Schulzen, des Kurden Ibo (d. i. Ibrahim), eines braven, willigen Burschen, der den russisch-türkischen Krieg mitgemacht hatte und viel herumgekommen war. Er wußte in der Gegend gut Bescheid und kannte namentlich die Punkte, an denen sich Antikas, Alterthümer, befinden. Nach einem Marsch von circa 2½ Stunden gelangten wir zu einigen Inschriftensteinen, wie die meisten in jener Gegend aus spätrömischer Zeit. Die Steine liegen in einem der in den weichen, splitterigen Kreideboden tief eingerissenen Thäler, welche sich zu dem Gomisch Dereh, einem Zufluß des Afrin, vereinigen, nur eine halbe Stunde von dem Dörfchen Jetunek entfernt, wo ich bei dem Schulzen des Ortes freundlichste Aufnahme fand.

Der nächste Tag, der 31. October, brachte uns nur bis zu dem circa 6 km nördlich von Jetunek gelegenen Marsowa auf der östlichen Thalwand des Sabun Sniu, eines dem Gomisch Dereh parallelen Zuflusses des Afrin. Es gab viel zu sehen an diesem Tage, führte uns doch der Weg über das Ruinenfeld des alten Kyrrhos, von welchem der Kyrrhestite genannte Theil des oberen Syrien den Namen hatte, und welches noch heute in dem Titel der Bischöfe von Cürus fortlebt. Dieses Trümmerfeld genauer zu besichtigen, ritt ich am Nachmittag desselben Tages von Marsowa, wo wir schon gegen 1 Uhr 40 Minuten angekommen waren, noch einmal dorthin zurück. Das Haupttrümmerfeld war von einer an einigen Stellen noch 2½ m hohen Steinmauer umgeben, die an jeder der vier Seiten ein hohes Thor hatte; deutlich sind die Reste eines alten Säulenganges erkennbar. Die Stadt liegt am Fuße eines nicht unbedeutenden Hügels, jetzt Gölgawan Tepe geheißen; am Abhang des Hügels treffen wir die Ruinen einer kleinen Burg. Auf seiner Spitze befindet sich das Grab des Helden Gölgawan, der im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen ist, durch keine Capelle geziert, sondern nur von Gebüsch umgeben. Es ist ein guter Aussichtspunkt, und ich machte zahlreiche Visuren. Zwischen dem Ruinenfeld und Marsowa liegt ein großer achteckiger Stein mit Inschrift, wahrscheinlich von jenem hieher verschleppt. Ihn abzuklatschen, verwandte ich den Vormittag des 1. November. Es war eine peinliche Arbeit, denn die Sonne brannte glühend. Noch sei das sehr merkwürdige Gebäude erwähnt, das schon am Morgen, etwa zwanzig Minuten nach dem Abritt aus Jetunek, besucht worden war: das Grab des Hurü Pegamber, des Propheten Urija. Wann im Volksglauben der Jüzbaschi (Hauptmann) des Königs David, der von seinem Fürsten so schnöde verrathen ward, zum Propheten avancirt ist, konnte ich nicht feststellen. In den älteren Prophetenlegenden der Araber habe ich ihn als solchen nicht erwähnt gefunden. Nach dem Volksglauben hat er in dieser Gegend gegen die Ungläubigen gekämpft — als sein bei diesen Kämpfen versteinertes Roß wird ein circa 3 m hohes Stück Mauer, fünf Minuten von Jetunek entfernt, gezeigt — und liegt in dem etwa 5 m hohen unteren Theile eines sechseckigen Baues begraben, dessen oberer Theil eine etwa 6—7 m hohe luftige Halle bildet, die aus den sechs mächtigen Eckpfeilern und dem pyramidenförmigen Dach besteht. Ueberall sind schon gearbeitete Gesimse angebracht, und der Bau würde einen schönen Anblick gewähren, wenn nicht das geschmacklose Dach ihn entstellte. Es scheint unmöglich, daß alles aus einer Zeit ist. Wahrscheinlich ist das, was jetzt dasteht, in verschiedenen Perioden zusammengestückt. Die zuletzt an dem Bau herumgestickt oder wenigstens für das Grab des Ortsheiligen etwas gethan haben, sind zwei Brüder aus Killiz, die ihre That durch eine Inschrift über der Eingangsthür zum untern Raum vom Jahre 1276 der Flucht (1859/60) verewigt haben. Außer dem Grab des Propheten Urija befindet sich in dem unteren Raum noch das seines Dieners und Schülers, ebenfalls in hohem Ansehen stehend. Beide Gräber sind bezeichnet durch dachförmige Holzdeckel, die mit grünen Decken behangen sind. Bei dem des Propheten stehen die Seitenmauern unten etwas vor, und auf diesen Rändern sind Weihgeschenke aufgestellt und eine kleine Scherbe nimmt Gaben auf für den Wächter des Heiligthums. Wer den Ort besucht und nichts opfert, wird von Unheil betroffen: es ist eben in der ganzen Welt dieselbe Geschichte. Wie der Urija gerade hieher gerathen ist, ist schwer auszumachen, vielleicht gibt folgende Combination eine Erklärung. Der alte Stadtname Kyrrhos lebt unzweifelhaft in dem Namen Schech Choros, nach welchem die kleine Burg am Hügel bei der Stadt Schech Choros Kalesi genannt ist. Daneben hat sie auch den Namen Hürü Pegamber Kalesi, und so kann angenommen werden, daß die Gleichstellung des Urija oder Hürü mit dem Choros oder Kyrrhos durch den Gleichklang veranlaßt ist.

Von Marsowa ging's am 1. November Nachmittags fort und nach einem Ritt von 40 Minuten wurde der Afrin erreicht. Das ist die Grenze des Kurdengebiets. Oestlich von hier wohnen Türken; Kurden kommen nur vereinzelt vor. Daneben durchziehen kleine Stämme von Wander-Arabern das Land. Nach weiteren zwei Stunden waren wir bei den Beduinenzelten, die dicht neben dem Städtchen Killiz aufgeschlagen waren. Es war schon dunkel, als wir einritten. Bald war das Haus des armenischen Kaufmanns Hatschir Esendi gefunden, dessen Gastfreundschaft ich vom 2. bis 12. November genoß.

Von Killiz wurde Aintab besucht, der Mittelpunkt der amerikanischen Mission mit dem großartig angelegten Central Turkey College, und nach mehrtägigem Aufenthalt nach dem drei Tagereisen nördlich von Aintab gelegenen Besne aufgebrochen. Die westöstlich zum Euphrat sich ziehenden, nicht sehr hohen, aber unwirthlichen Gebirgszüge Karadagh und Küzüldagh wurden dabei überschritten. Das Bergstädtchen Besne in äußerst romantischer Lage, um einen tiefen Kessel herum, aus dessen Grunde ein steiler, schwer zugänglicher Felsen wie eine Nadel sich erhebt, fesselte mich mehrere Tage, da ich von protestantischen Armeniern ein behag-

Digitized by Google

liches Zimmer eingerichtet bekam, in welchem ich mit gut unterrichteten Leuten der Gegend ungestört arbeiten konnte. Daneben gingen bei herrlichstem Wetter Ausflüge in die Umgegend. Die Versuchung, von hier aus das noch drei Tagereisen weiter nördlich gelegene Malatia zu besuchen, von dessen herrlicher Lage und Fruchtreichthum ich viel gehört, war sehr groß. Doch nicht nach Norden, weiter in den Taurus hinein durfte ich mich in dieser Jahreszeit wagen — ich brachte in Besne die letzten Tage des November zu, und es war bereits oft empfindlich kalt — und so blieb ich dem ursprünglichen Plan, Urfa zu besuchen, treu. Den kürzesten Weg dorthin hätte ich direct über Samsat genommen, aber es reizte mich, zunächst auf einem bisher von den Europäern nicht begangenen Gebirgsweg das Husn Mansur der Kreuzfahrerzeit, heute mit seinem älteren Namen gewöhnlich Adiaman genannt, zu erreichen. Ueber steile Pässe und durch wilde Thäler ging es zu dem Bergnest Tut, wo ich bei einem Armenier nachtete, der mir bis Adiaman ein nützlicher Führer wurde. Acht Tage mußte ich des Wetters wegen in dem am Fuß des Taurus gelegenen Städtchen bleiben, in welchem die Kurden das große Wort sprechen und der türkische Kaimmakam nur Statist ist. Die Menge von gefährlichem Ungeziefer in diesem Ort ist so groß, daß man nur in Räumen schläft, in denen ein Tuch unter der Decke aufgespannt ist, so daß die giftigen Spinnen, Skorpione und Skolopender dort hinein- und nicht dem Schlafenden auf die Nase fallen. Ich befand mich übrigens die Zeit über in dem Zimmerchen, das man mir bei der armenischen Kirche eingeräumt hatte, recht wohl und konnte unter Christen und Muselmanen des Ortes manch eigenartiger Persönlichkeit näher treten. Eine Tagereise brachte mich hinab an den Euphrat, über den ich auf der Fähre von Samsat, dem alten Samosata, dem Geburtsort des argen Spötters Lucian, setzte; durch die Ebene ging es dann nach Urfa, und hier fand ich den liebenswürdigsten und für meine Reisezwecke unschätzbaren Wirth in dem Pfarrer der protestantischen Armenier Hagop Abu Hajatian, der in Deutschland studirt hatte und fließend deutsch sprach. Der brave Mann ist nicht mehr unter den Lebenden; er ist unter den Opfern der Metzelei, die Ende December 1895 in Urfa stattgefunden hat, verübt von Türken im Bunde mit Kurden und Beduinen, die von auswärts herbeigeeilt waren. Ein gut unterrichteter Freund schrieb mir darüber in einem Briefe von Ende Februar dieses Jahres folgendes: „Die gesammte männliche armenische Bevölkerung (über 2000) ist massacrirt worden. Die Capuciner in Urfa melden in einem Briefe, der Anfang Januar in Aleppo eintraf: ‚Von der armenischen Bevölkerung sind nur wenige Verwundete, einige Wittwen und einige Waisen übrig, der Rest ist hingeschlachtet. Da bei der großen Zahl der Leichen eine Beerdigung nicht möglich ist, sucht man sie durch Feuer zu zerstören, und seit drei Tagen ist die Stadt in einen dichten stinkenden Rauch gehüllt; in dem großen Dorfe Germüsch, zwei Stunden von hier, sind 450 armenische Familien hingeschlachtet.‘ Ich hätte nie für möglich gehalten, daß am Ausgang des 19. Jahrhunderts unter den Augen Europa's solche Greuelthaten begangen werden könnten. Diese armenischen Massacres werden ein ewiger Schandfleck für Europa bleiben. Die Haltung vieler europäischer Zeitungen, auch der meisten großen deutschen, ist recht unwürdig, um nicht zu sagen, schmachvoll."

Am 23. December verließ ich Urfa und eilte auf dem geraden Wege über Birediik am Euphrat, das in einigen Jahren mit der Bahn wird erreicht werden können, nach Antab. Der 1. Januar 1883 sah mich auf dem Wege nach Killis. Ueber Aleppo, wo ich in dem gastlichen Haus unsres Consuls, dessen freundwillige Unterstützung ich schon am Anfang zu rühmen hatte, meine Reisenotizen ordnen und durch manch neues, interessantes Material vervollständigen konnte, erreichte ich Alexandrette am 12. Januar. Der russische Dampfer „Odessa" brachte mich bei stürmischem Wetter nach Beirut zurück.

Mittheilungen und Nachrichten.

Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jahrgang VI. Heft 1. Herausgegeben von Karl Kehrbach. (Pestalozzi-Heft.) Berlin, A. Hofmann u. Co. 1896. Wie die Brüder Gefften zur Feier von Immermanns hundertstem Geburtstage unlängst eine Festschrift erscheinen ließen, so hat Karl Kehrbach anknüpfend an Pestalozzi's hundertfünfzigstes Wiegenfest ein Pestalozzifest herausgegeben, welches manches Neue und Interessante über den berühmten Pädagogen und Menschenfreund enthält. Namentlich bemerkenswerth ist ein bisher noch ungedruckter Brief des schweizerischen Erziehungs-Reformators an Karl Victor v. Bonstetten vom 2. December 1801, welcher im November die erst das Jahr zuvor errichtete Anstalt in Burgdorf besucht und sich darüber äußerst günstig ausgesprochen hatte. Der Brief ist in Kehrbachs Hefte aus dem Präsidenten des Pestalozzianums in Zürich, Prof. O. Hunziker, veröffentlicht und drückt gleich im Anfange die Freude des Schreibers aus, da der Berner Patrizier sogleich das Wesen des Ganzen erfaßte, was bisher von wenigen Menschen geschah. Dann spricht er sich über die unfertigen Zustände der Schule aus, die vor der Hand eine äußere Regelmäßigkeit unmöglich machen; er wies in Zukunft das Institut in eine elementare und praktische Abtheilung trennen müssen. In der untren Classe werden nur die Grundkräfte des Geistes der Kinder zur Fassungskraft derselben ausgebildet, während in der zweiten Classe die erlangten Elementarkenntnisse auf jede Wissenschaft angewendet werden. Von do geht der Brief über auf seine Schriften, die nicht bloße Theorien enthielten, sondern eines „mehr oder weniger gut gerathenen Schattenriß seines Thuns selbst", wie es sich in dem 1801 erschienenen Werke „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" klar herausstellt. Gegen den Schluß seines Briefes, in welchem er der Geschichte nur einen sehr bedingten Platz als Bildungsmittel einräumt, gibt er sein System mit den trefflichen Worten kund: „Das große Princip der Selbstbildung ist: entwickeltes Kraftgefühl selbst; das befriedigt, erhebt und spornt den Menschen, ohne irgend einen Keim der Schiefheit in die Seele zu legen, die durch einseitige Nacheiferung so leicht erzeugt wird. Durch dieses reine Kraftgefühl lassen sich dann die gesellschaftlichen Bildungsmittel mit nie gesehener Leichtigkeit organisiren und vervielfachen unabsehbare Reihenfolgen von Wirkungen. Jede Menschenkraft und jede Menschentugend hat sinnliche Fundamente, aus denen sie entkeimt, und meine ganze Methode ist nichts anderes, als Raffinement und Organisirung dieser Fundamente." — Nicht minder charakteristisch für Pestalozzi sind auch die gleichfalls zum erstenmale veröffentlichten und von dem Oberpfarrer zu Liegnitz L. W. Seyffarth mitgetheilten Bemerkungen, die er einem in seinem Besitze befindlichen Manuscripte entnimmt. Die hohen Ziele und Zwecke, welche der schweizer Pädagog mit seiner Methode erreichen will, bestehen in der Bildung des Menschengeschlechts zu einer allgemeinen selbstsuchtslosen Vereinigung im höchsten und edelsten Sinne und jeder soll „die höchste Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte, die er in seinen Lagen und Umständen bedarf und anspricht", erringen. Um die Harmonie des Geistes und Herzens mit der des Könnens herzustellen, dürfen aber die Lehrer keine bloßen Routiniers sein und brauchen deßhalb eine besondere Vorbildung; sie müssen selbst von ihrer heiligen Aufgabe erfüllt und ihrem Berufe gewachsen sein und „Liebe, Ordnung und Ueberwindung seiner selbst höher achten, als jede Auszeichnung des eigentlichen Wissens und Lernens. Dadurch werden auch die Schulen auf ein höheres Niveau gerückt, als ihnen gewöhnlich eingeräumt wird und werden nicht bloß zu Unterrichts-, sondern zu eigentlichen Erziehungsanstalten. Allein auch hier gibt es eine Grenze, die gewöhnlich nicht eingehalten wird. Die Schule kann nicht alles, sie kann keinen Ersatz für die häusliche Erziehung bilden, was unvernünftige Leute so häufig von ihr fordern, sie kann nur als „Zugabe und Lückenbüßer" in der Welt dienen; denn es müssen an ihr nicht bloß die Eltern, sondern es muß die ganze Nation mitarbeiten, wenn sie ihren hohen Zweck erfüllen soll. Dann werden „der Menschheit heilige Bande ja neuem Leben strahlen.

Digitized by Google

Kinder werden ihren Eltern wieder zur Freude, wie sie ihnen lange nicht zur Freude waren. Eltern werden ihren Kindern wieder zum Segen, wie sie ihnen lange nicht zum Segen gewesen." Aus diesen Worten hört man das ganze warmfühlende Herz und die ideale Hoffnung auf die Zukunft heraus, wie wir sie von dem edlen Verfasser von „Lienhard und Gertrud" zu vernehmen gewohnt sind. — Eine weitere Gabe des Pestalozzi-Heftes besteht in der ersten Publication von Aufzeichnungen aus dem Tagebuche Karl Blöchmanns, das uns eine Schilderung der Feier des 67. Geburtstages Pestalozzi's im Jahre 1813 entwirft. Blöchmann war ein Mitarbeiter des Schweizer Pädagogen an dessen Erziehungswerk und wirkte mit ihm und anderen tüchtigen Männern vereint in der Anstalt zu Ifferten, die 1805 gegründet war und damals, als die vorliegende Tagebuchaufzeichnung erfolgte, noch in vollster Blüthe stand. Es ist rührend zu lesen, mit welcher Liebe sowohl Kinder als Lehrer an dem verehrten Greise hingen, und wenn auch das Fest, welches beschrieben wird, vielleicht das Lächeln mancher Leser hervorrufen wird, der an mehr Prunk gewöhnt ist, so ersetzt doch der Ton der innigen Herzlichkeit, der alles durchzieht, weitaus den Mangel an Pracht, welcher dieser naiven Huldigung abgehen mag. Es ist ein biographisches Denkmal, welches hier dem Vater der Armen in anspruchsloser und doch so zum Herzen sprechender Weise gesetzt wird, und wir müssen dem Hrn. Schulrath A. Israel in Zschoppau für diese Publication sehr dankbar sein, für ergänzt das Bild, welches uns durch die Kehrbach'sche Ausgabe dieses Heftes von Pestalozzi entworfen wird. — Hrn. Israel gebührt auch das Verdienst, im Verein mit R. Aron eine bibliographische Arbeit geliefert und Ergänzungen zu seiner eigenen Pestalozzi-Biographie gegeben zu haben. Was dann und über denselben erschien, wurde mit großem Fleiße zusammengetragen und für die Quellenforschung, die sich nicht bloß über das Leben dieses hervorragenden Mannes, sondern über seine ganze Zeit und über die Fortschritte und die Entwicklung der Pädagogik in jenen Tagen erstreckt, sind diese Notizen von unzweifelhaftem Werthe. Kehrbach aber hat eine Pflicht der Pietät erfüllt, daß er in den Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte ein Heft den Manen Pestalozzi's widmete und demselben ein wohlgetroffenes Portrait des berühmten Züricheers beigab.

Karl Werner.

« **Die Officier-Patrouille im Rahmen der strategischen Aufgabe der Cavallerie** von Oberstlieutenant v. Alrist. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin 1895. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. — Die kleine, aber sehr instructive Schrift widmet sich der Anleitung zur wichtigsten kriegerischen Thätigkeit des Cavallerie-Officiers der unteren Chargen, dem Reiten einer Patrouille. So kurze Zeit seit der Ausgabe der vorhergehenden Auflage verstrichen ist, so haben sich doch die Verhältnisse für den Patrouillenofficier seitdem in mehreren Punkten geändert, abgesehen von der Annahme des weittragenden Gewehrs und des rauchschwachen Pulvers, durch die auf grund der Erfahrungen beim Wien-Berliner Distanzritte eingeführte Uebung der Dauerritte. Vor dem Feinde heißt es werden Hirn und Herz des Reiters und die Lunge des Rosses das beste zu leisten haben; soweit die Theorie dazu beitragen kann, das strategische Fühlhorn der Armee auszubilden, hat der Verfasser sie entwickelt. — Von den berühmten „**Studien über Felddienst**", III. Theil der „**Studien über Truppenführung**", des Generals v. Verdy du Vernois ist das zweite Heft: „Kavallerie-Cavallerie; Bereitschaftsstellung der Infanterie-Division" in zweiter Auflage, ferner von dem gleichen Verfasser der „**Studien über den Krieg**" des II. Theiles, „Operationspläne", erstes Heft: „**Operationsentwürfe vom August 1866 bis November 1867**" erschienen. (Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.) Dasselbe wird hohes Interesse hervorrufen, denn es enthält die Entwürfe des Grafen Moltke für die „Erste Aufstellung der Armeen" zu dem von ihm bereits seit 1857 ins Auge gefaßten Kriege gegen Frankreich, wie sie nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Nikolsburg 1866 sich ausbauten und 1867 und 1868 den Verhältnissen entsprechend modificirt worden. Schon 1866 rechnete der Entwurf bereits mit einem Bündnisse Preußens und der süddeutschen Staaten gegen Frankreich und ging somit von einer Voraussetzung aus, die für die Operationen von 1870 schließlich maßgebend geworden ist.

« Von dem hochbedeutsamen Werke des preußischen Großen Generalstabes, Abtheilung für Kriegsgeschichte, „**Die Kriege Friedrichs des Großen**", Berlin 1895. E. S. Mittler u. S., kgl. Hofbuchhandlung, ist der II. Theil „**Der zweite Schlesische Krieg 1744—1745**" mit dem 3. Bande: „**Sohr u. Kesselsdorf**" zum Abschlusse gediehen. Im Sommer 1745 stocken die Ereignisse, erhalten durch den Sieg von Soor eine ganz neue Richtung und führen durch die Erfolge von Kathalisch-Hennersdorf und insbesondere von Kesselsdorf zu einem glänzenden Ende. — „**Der Beresina-Uebergang des Kaisers Napoleon unter besonderer Berücksichtigung der Theilnahme der badischen Truppen**" von v. Lindenau, Berlin 1896, E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung, bildet ein Epos auf die bis zum letzten Athemzuge aushaltende tapfere badische Brigade, an deren Spitze der erst 20 Jahre zählende Markgraf Wilhelm besonders hervortritt.

Regierungsrath P. Gschwandner †. Der am 7. d. M. verstorbene Gymnasialdirector Dr. Sigismund Gschwandner zählte zu den tüchtigsten Schulmännern Oesterreichs und war eines der bekanntesten Mitglieder des in Wien außerordentlich populären Schottenstifts. Gschwandner, 1824 zu Röhrabrunn, einem kleinen niederösterreichischen Dorfe gebürtig, trat 1844 in den Benedictinerorden, wurde nach erlangtem philosophischen Doctorat und abgelegter Profeß 1849 ordinirt und schon 1849, also eben in dem Zeitpunkt, da der gefürchtete Gymnasialunterricht Oesterreichs einer durchgreifenden Reform unterzogen wurde, zum Professor am Schottengymnasium ernannt. Seit dieser Zeit versah er mit kurzer Unterbrechung das Lehramt der Mathematik, Physik und der philosophischen Pädagogik. Sein Schülerkreis umfaßte viele Hunderte von Personen, darunter viele Glieder der Aristokratie und zahlreiche heute in hohen Stellungen befindliche Männer, sowie Namen von bestem Klang auf allen Gebieten menschlichen Wissens. Durch eine Reihe von Jahren hatte er auch die nunmehrige Königin-Regentin von Spanien, Maria Christina und ihre Brüder, die Erzherzoge Friedrich, Karl Stephan und Eugen unterrichtet. 1886 übernahm Gschwandner, nachdem er einige Jahre in der Seelsorge und als Stiftsspiritual zugebracht, die Direction des Gymnasiums und neuerdings das Lehramt der Mathematik und Physik, zwei die Leitung des physikalischen Cabinets. Er war Regierungs- und fürsterzbischöflicher Rath, Besitzer des Ordens der Eisernen Krone und des Franz Joseph-Ordens, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, Bürger von Wien u. s. w. Als Lehrer stand er im Rufe großer Strenge und imponirte dem jungen Volke in gleicher Weise durch seinen lichtvollen Vortrag, wie durch seine klassische Ruhe. Als Director wußte er das altberühmte Schottengymnasium, das auch heute noch seinen Rivalen in Wien zu fürchten hat, auf seiner Höhe zu erhalten. Mit Stolz kann das Benedictinerstift auf der Freiung darauf hinweisen, daß es diese Anstalt 1807 aus eigenen Mitteln gründete und seither ohne staatlichen Zuschuß erhalten hat. Dieses katholische Gymnasium (das einzige in Wien) ist auch nach wie vor von allen Confessionen so hoch geachtet, daß jährlich eine große Anzahl von Aufnahmecandidaten zurückgewiesen werden muß. — Erst 1895 schied Gschwandner, der einige Jahre vorher unter allgemeiner Theilnahme sein 40jähriges Lehrjubiläum begangen hatte, aus Direction und Professur. Nachdem er sich durch Decennien kaum einen Urlaub gegönnt, wollte er nun seiner Erholung leben. Zu Zermatt im Canton Wallis, am Fuße des Matterhorns, war er Anfang August d. J. schon leidend angekommen und erlag hier einer acht verlaufenen Bauchfellentzündung. J. N.

* An sämmtlichen deutschen Universitäten sind im laufenden Sommerhalbjahr 2192 Ausländer immatriculirt, gegen 2287 im vorigen Winter und 2424 im vorjährigen Sommer; es ist die höchste Zahl, die bisher in einem Sommersemester zu verzeichnen war. Von diesen Ausländern sind 595 für Philosophie, Philologie und Geschichte und 444 für Mathematik und Naturwissenschaften eingeschrieben, 488 sind Mediciner, 261 Juristen, 148 evangelische Theologen, 126 Studirende der Landwirthschaft, 74 Cameralisten, je 24 katholische Theologen und Pharmaceuten, endlich 8 Studirende der Zahnheilkunde. Der Heimath nach kommen 1665 aus europäischen und 527 aus außereuropäischen Ländern. Unter den ersteren finden wir 513 Russen, 316 Studirende aus Oesterreich-Ungarn, 283 Schweizer, 139 Engländer, 96 Bulgaren, 56 Franzosen, 44 Niederländer, 34 Italiener, 31 Schweden und Norweger, 28 Luxemburger, 25 Rumänen, 24 Türken, 23 Serben, 21 Griechen, 12 Belgier, 9 Dänen, 5 Spanier, 2 Portugiesen und je 1 Liechtensteiner und Montenegriner. Von den übrigen Ausländern kommen 542 allein aus Amerika, 56 aus Asien, 15 aus Afrika und 4 aus Australien.

* Capitän de Gerlache, Führer der belgischen Südpol-Expedition, hält sich seit einiger Zeit in Norwegen auf, um die Vorbereitungen zur Expedition zu treffen, die erst im nächsten Sommer abgeht. Die Kosten sind auf etwa 275,000 Frcs. berechnet, von denen 100,000 Frcs. durch den Staat beigesteuert und 125,000 Frcs. durch eine Nationalsubscription eingesammelt worden sind. Als Schiff hat de Gerlache das norwegische Robbenfangjahrzeug „Patria" gekauft, das seinen Namen in „Belgica" verwandeln und die Flagge des Antwerpener Yachtclubs führen wird. De Gerlache's Begleiter werden der Geolog Arctowsky, Artillerie-Lieutenant Danco für magnetische und physische Beobachtungen, ferner ein Zoolog, ein Arzt und eine Besatzung von 19 Mann sein. Capitän de Gerloche ist 29 Jahr alt, studirte einige Jahre hindurch Ingenieurwissenschaft an der Universität zu Brüssel und fährt seit 1885 beständig Seereisen aus, seit 1894 als Capitän. Zweck der Expedition ist, dem Südpol möglichst nahe zu kommen und in jenen Gebieten wissenschaftliche Forschungen auszuführen. Für Tieflothungen nimmt die Expedition einen besonders dazu construirten Apparat von über 4000 M. Werth mit.

* **Stuttgart.** Deutscher Geologentag. In der dritten und letzten Sitzung am 12. August ergriff Prof. Dr. E. Fraas das Wort zur Erläuterung des Gebiets der großen Excursion, die am Nachmittag angetreten werden sollte. Auch die schwäbische Alb hat wohl als Grundlage unter sich ein krystallinisches Gebirge; darauf deuten die Auswürflinge der Uracher und der Ries-Vulcane. Zwischen Schwarzwald und Alb muß man ein System von Brüchen und Verwerfungen annehmen, daher ist das Zwischengebiet in einzelne Schollen zerlegt. Die Bruchlinien gehen nicht parallel zum Schwarzwald, sondern von Südosten nach Nordwesten. Die Excursion führt in das Uracher Gebiet, das durch Branca's „Vulcanembryonen" neuestens wieder viel genannt wurde. Von dort wird es dann zum Profil an der Eningen Steige und zum Hamitenloch gehen. Beim Zollern tritt die Excursion in das schönste Gebiet der schwäbischen Alb ein, das auch geologisch höchst interessant ist. In Sigmaringen zeigen sich dann schon glaciale Erscheinungen, darunter das Tertiär in der Nähe der Stadt. Von nach bei Ehingen a. d. D. In Ulm wird sich ein Rundblick über Jura und Tertiär ergeben. Inspector Regelmann sprach sodann über den augenblicklichen Stand der Kartirung Württembergs. Wir nehmen auf in 1:2500, also 10mal genauer als die anderen Landesämter, mit Höhencurven von 10 oder 5 Meter. Das gibt die Grundlage für die Karte. Als weiterer Redner verbreitete sich Dr. Oppenheim (Berlin) über das Gebiet zwischen Pyrenäen und dem französischen Mittelgebirge, das er in der letzten Zeit untersuchte. Es handelt sich dort hauptsächlich um tertiäre Bildungen. Prof. Dr. Baltzer (Bern) besprach den Murgang des Lammbachs bei Schwanden in der Nähe von Brienz, den ein Schüler desselben, H. v. Steiger, näher beschrieben hat. Es war eigentlich kein Schlammstrom, sondern ein Steinstrom, der alles zudeckte. Dr. Wülfing (Tübingen) bespricht hierauf einen neuen Apparat zur Beobachtung der Brechung des Lichtes bei kleinen Krystallen. Nach seinen Angaben hat Zuß diesen Apparat zusammengestellt. Dr. Thürach bespricht Glacialerscheinungen in Süddeutschland, namentlich in der Gegend von Nürnberg, dann im fränkischen Jura. Man erkennt dieselben an der starken Stauchung der Schichten im Sinne von West nach Osten. Dr. Sauer empfiehlt Vorsicht in der Deutung solcher Stauchungen. Jedenfalls müßten Schliffe und Schrammen nachgewiesen werden. Prof. Dr. Walther (Jena) verweist auf die Verwitterungsergebnisse, wie sie z. B. in der Wüste sich zeigen. Leicht könnten diese Bildungen auch als glacial gedeutet werden, was sie aber schlechterdings nicht sind. — Als Ort für die nächste Versammlung übers Jahr wurde Braunschweig gewählt.

* **Dresden.** Der preußische Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspector Paul Schmidt in Weimar ist als ordentlicher Professor für Straßen-, Eisenbahn- und Tunnelbau an die hiesige technische Hochschule berufen worden.

o. **Berlin,** 12. Aug. Die philosophische Facultät der Universität hat beschlossen, den Staats- und Handelsminister Frhrn. v. Berlepsch wegen der großen socialpolitischen Verdienste, die er sich als Regierungspräsident und Minister erworben, zu ihrem Ehrendoctor zu ernennen. Die entscheidenden Worte des Diploms lauten: propter humanitatem foetitudinem sapientiam in turbis metallurgorum secundis comprobato, ad majora officia vocato, summarum rerum strenuo moderatori praesentibus intento futura caventi, legis de operariorum tutela auctori et suasori, viro generoso prudenti munificenti. Professor Dr. Schmaller begibt sich heute im Auftrage der Facultät nach Seebach, dem Gute des Hrn. v. Berlepsch in Thüringen, um ihm im Namen der Facultät das Diplom zu überreichen.

* **Berlin.** Die philosophisch-historische Classe der Akademie der Wissenschaften hat dem Dr. Bruno Gebhardt 600 M. bewilligt zu archäologischen Studien behufs Fortsetzung seines Werkes über Wilhelm v. Humboldt, ferner ihrem Mitgliede Geh. Rath Sachau 100 M. zur Herstellung einer Copie der altaramäischen Bauinschrift des Königs Panammû, endlich einen Subventionsbetrag von 2500 M. dem Verlagsbuchhändler Joh. Ambrosius Barth für die von Dr. C. Pauli besorgte Ausgabe des etruskischen Inschriftenwerkes.

* **Wien.** Die Nachricht, daß der bekannte Flugtechniker Karl Lilienthal bei einem neuen Flugversuch auf dem Rhinower Berge in der Mark Brandenburg durch Sturz den Tod gefunden, ruft die wissenschaftliche Kritik in Erinnerung, die Prof. Boltzmann 1894 der hiesigen Naturforscherversammlung vorgetragen: „He. Lilienthal", sagte Boltzmann, „begann mit einem möglichst kleinen Flugapparat. Er bewaffnete seine Arme mit zwei zunächst fest verbundenen Flügeln von 15 Quadratmeter Fläche, die im wesentlichen denen des Vogels nachgeahmt sind. Selbe stellen eine Aeroplane (dem Luftwiderstand ausgesetzte Fläche) dar, die bei genügender Geschwindigkeit einen Menschen zu tragen vermag. Behufs Erlangung dieser Geschwindigkeit verzichtete Lilienthal anfangs auf jeden Motor; er lief einfach eine Strecke gegen den Wind und sprang dann, sich auf seine Flügel stützend, in die Luft. Natürlich konnte er, da er keine Kraftquelle besaß, nicht beliebig weit und auch nur in höchst beschränktem Maße aufwärts fliegen; aber indem er anfangs ganz kurze, später längere Sprünge machte, sich immer möglichst nahe der Erde haltend, gelang es ihm endlich auf dem Rhinower Berge, 250 Meter weit über einen sonst geneigten Abhang immer ziemlich nahe dem Boden dahinzuschweben. Er überzeugte sich da von der großen Gefahr, von einem Windstoß überschlagen oder schief gerichtet zu werden, aber auch von der Möglichkeit, sich durch jahrelange Uebung volle Sicherheit im Steuern zu erwerben, was er theils durch Neigen des Körpers und Bewegen der Füße, theils durch ein dem Vogelschwanze nachgeahmtes Steuer bewirkt. Lilienthal hat die Absicht, nun einen ganz kleinen Motor mit sich zu tragen; indem er die Kraft desselben steigert, hofft er die Größe der Flügel und die derzeitige Geschicklichkeit im Steuern allmählich den neuen Verhältnissen anpassen zu können, bis die durch den Motor erzielte horizontale Fortbewegung ausreicht, den Fliegenden dauernd über dem Erdboden zu halten. Freilich hätte dieser Flugapparat zunächst noch wenig praktische Bedeutung. Allein das Problem wäre doch theoretisch gelöst, ein zum Ziele führender Weg gefunden, die eigentliche Erfindung des lenkbaren Luftschiffes vollzogen. Noch Lilienthal muß die ganze Aeroplane in zwei Hälften getheilt werden, welche sich wie Vogelflügel beim Flügelschlage bewegen. Dadurch wird allerdings das Gleiten (der sogenannte slip) der Schrauben und auch der Kraftverlust durch Erzeugung von Luftwirbel vermieden und Lilienthal glaubt deshalb an die Luft weniger Arbeit zu verlieren. Allein ich bezweifle selbst dies, da beim Flügelschlage immer viel von der beim Senken geleisteten Arbeit beim Heben wieder verloren geht, während bei der Luftschraube wieder das in aufzubringende Princip der schiefen Ebene bestens ausgewendet werden kann. In der That arbeiten die Luftschrauben Maxims mit sehr geringem slip. Dagegen beeinträchtigt die Theilung der Aeroplane in zwei Flügel sehr die Festigkeit und Einfachheit derselben, der Flügelschlag ist nicht ohne erhebliche Complication und bedeutende Reibung des Mechanismus erzielbar und wirkt weder so continuirlich, noch so scharf regulirbar wie die Luftschraube. Auch ist die Vorherberechnung des Effectes des Flügelschlages weit schwieriger. Es bleibt daher die durch Luftschrauben fortbewegte Aeroplane als der theoretisch aussichtsvollste Mechanismus und als der einzige, welcher sich in kleinen Modellen, sowie in größerer Ausführung bereits thatsächlich in die Luft erhoben hat."

* **St. Gallen.** Am 11. ds. ist hier der Germanist Prof. Ernst Götzinger, Verfasser des Reallexikons der deutschen Alterthümer und Herausgeber der historischen Schriften des schweizerischen Humanisten Joachim Vadianus, im Alter von 59 Jahren gestorben. Er war 1837 in Schaffhausen geboren.

* **Freiburg i. d. Schw.** Die Nachricht, daß Prof. v. Savigny, zur Zeit Rector der hiesigen Universität, an Prof. v. Liltenthals Stelle nach Marburg berufen sei, ist erdichtet.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 14. August. Nummer 188.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896. I. Von Adolph Wagner. — Leonardo's Abendmahl in Mailand. Von Albert Jansen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896.

Von Adolph Wagner.*)

I.

Am 3. August, dem Geburtstag des erlauchten Stifters unsrer Universität, begehen wir alljährlich auch das Geburtsfest unsrer Hochschule. Immer von neuem geht da gern der Blick zurück in jene schwere Zeit unsres Vaterlandes, in welche die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität fällt. Immer wieder gedenken wir da erhebenden Gefühls jenes berühmten Königsworts, das heute vor 85 Jahren der damalige erste Rector, Professor Schmalz, an dieser Stelle aus seiner Audienz bei Friedrich Wilhelm III. mittheilte, das seitdem so oft angeführte Wort: „.. das ist recht, das ist brav", erwiderte der König jener Deputation, welche um Verlegung der Hallenser Universität aus dem abgetretenen Gebiete womöglich nach Berlin gebeten, „der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Ein schönes und glückliches Wort, das wie ein Motto für die leitenden Grundsätze der preußischen Politik in der Periode des Wiederaufbaues des Staates nach Jena und Tilsit lautet.

Es ist eine alte gute Sitte, an solchen Tagen auf den Lebensgang des Geburtstagskindes, auch einer großen Institution wie unsre Universität, zurückzublicken und eine Lebensbilanz zu ziehen. Das mag auch heute geschehen.

Die Errichtung und Entwicklung einer Hochschule bietet der Betrachtung sehr verschiedene Seiten und Gesichtspunkte, wovon mehr als eine der an dieser Stelle gehaltenen Reden Zeugniß ablegt. Ich will einmal eine Seite etwas näher verfolgen, welche gewiß nicht die wichtigste, aber doch auch eine wichtige ist — diejenige der äußeren Entwicklung, auch der finanziellen, eine Seite, welcher gerade in der Zeit der Errichtung der Universität besondere Bedeutung zukommen mußte.

Wer an die gute traditionelle hohenzollernsche und preußische Sparsamkeit, an die persönlichen Eigenschaften des Königs Friedrich Wilhelms III. denkt, muß in der Errichtung der Berliner Universität in der damaligen Zeit furchtbarster Finanznoth auch ein kühnes finanzielles Wagniß sehen, das von hohem moralischen Muth des Königs und seiner Staatsmänner, ja von deren förmlicher Selbstüberwindung, wie andrerseits von stolzem Vertrauen auf die Zukunft des Staates zeugt.

Dieser preußische Staat, auf die Hälfte seines Gebietes und seiner Bevölkerung verkleinert, neben den armen polnischen auch der reicheren linkselbischen Gebiete verlustig gegangen; mit ungeheueren, noch zu regulirenden Ausgaben aus der Kriegszeit überlastet; fast erdrückt durch die französischen Contributionen, deren Schwere im Verhältniß zu dem kleinen und armen Staate und Volke und zum damaligen Geldwerth doch ungleich größer war, als die viel berufenen „5 Milliarden", mit denen wir 1871 das reiche, im Gebiet kaum verkürzte Frankreich seinen neuen frivolen Friedensbruch haben büßen lassen; der französische Sieger noch im Lande, ein ewig drängender, unbarmherziger Gläubiger; dabei die unentbehrlichen Ausgaben für das Heer, für die Civilverwaltung, für die Beamtengehalte, deren Zahlung ins Stocken gerathen war, doch unaufschieblich; die alten Einnahmequellen aber gestört, theilweise versiegend, die Domänen mit verpfändet, da der Personalcredit des Staats fast versagte; die alte Steuerverfassung unhaltbar geworden, ihre Erträge nicht ausreichend, ihre baldige Umbildung geboten, aber, wie leicht vorauszusehen war und sich sofort zeigen sollte, als man an die Reformen ging, unendlich schwierig in solcher Zeit und ohne genügenden Erfolg, wie die Experimente mit neuen directen, mit Luxussteuern, mit der ländlichen Mahlsteuer kurz nachher bewiesen —: wahrlich, wäre es ein Wunder gewesen, wenn in dieser trostlosen Finanzlage das immerhin nach den damaligen Verhältnissen kostspielige Project einer neuen Universität im großen Stil schon aus finanziellen Gründen aufgegeben, mindestens für länger verschoben worden wäre?

Aber das geschah nicht! Im Gegentheil, der kühne Gedanke Wilhelm v. Humboldts, daß man jetzt nicht von dem Grundsatze ausgehen dürfe, nur ebenso viel als sonst oder gar nach Maßgabe der Verringerung der Monarchie weniger für wissenschaftliche Zwecke seitens des Staates aufzuwenden, erlangte ohne zu große Schwierigkeiten die Billigung der übrigen leitenden Staatsmänner und des Königs selbst.

Bei den ersten finanziellen Veranschlagungen wurde auch in finanzieller, wie in administrativer und wissenschaftlicher Hinsicht eine nähere Verbindung von dreierlei Anstalten und Einrichtungen geplant: einmal der schon bestehenden beiden Akademien der Wissenschaften und Künste, sodann der bereits vorhandenen wissenschaftlichen Institute und Sammlungen, medicinischer und sonstiger, anatomisches Museum, botanischer Garten, Sternwarte, Bibliotheken, Kunstkammer u. s. w., endlich der neuen Universität. Auch die finanzielle Grundlage der beiden ersten Gruppen war zum Theil neu zu ordnen. Für diese wissenschaftlichen Gesammtzwecke war eine Jahresdotation von 150,000 Thaler vorgesehen, wovon etwas über zwei Drittel auf die Universität kommen sollten, wenn sie voll ausgebildet war.

Das erscheint nach heutigem Maßstabe freilich beinahe winzig. Was die neue Universität zunächst wirklich kostete, einige 50- bis 60,000 Thaler, war noch geringer, nur zwei Drittel der Summe, welche heute die kleinste, nicht einmal vollständige preußische Hochschule, die Akademie in Münster, erheischt. Aber auch ein solcher, alsbald flüssig zu machender Betrag war damals eine fühlbare neue Belastung des Etats.

*) Rectoratsrede zur Gedächtnißfeier der Stiftung der Universität am 3. August 1896 gehalten in der Aula.

Was dies damals besagte, ergeben einige Vergleichungen. In dem mindestens doppelt so finanzkräftigen alten Staate vor 1806 hatten damals die vier größeren Universitäten, Halle, Frankfurt a. O., Königsberg und Erlangen und die freilich nur noch rudimentären Duisburg und Erfurt doch zusammen auch nur einen Ausgabeetat von etwas über 100,000 Thaler gehabt. In dem verarmten, finanzschwachen Rumpfstaate des Tilsiter Friedens bestanden doch immer noch neben Berlin zwei andere Landesuniversitäten, Königsberg und die neu vereinigte Breslau-Frankfurter in Breslau, welche ebenfalls damals erheblich besser als früher dotirt worden sind. So kosteten die drei Universitäten des Staates um 1812 über 150,000 Thaler, nach voller Entwicklung Berlins über 200,000 Thaler. Wahrlich kein kleiner Aufwand für diese Zwecke, die der Staatsanschauung der Zeit doch immer noch verhältnißmäßig neue waren.

Nach dem freilich immer nur cum grano salis anwendbaren, aber darum doch nicht unbrauchbaren Maßstabe der sogenannten „Kopfquote" ergibt sich Folgendes. Man wird damals, um 1812, den Aufwand für die Universitäten — Berlin als vollständig entwickelt angenommen und einige Institute, welche damals noch nicht, wohl aber jetzt auf dem Universitätsetat stehen, hinzugerechnet — mit etwa 13—14 Pfg. unsres Geldes auf den Kopf der Bevölkerung veranschlagen können, wovon etwas über die Hälfte, etwa 7 Pfg., auf die Berliner Universität kommen. Selbst in dem heutigen, so unendlich viel reicheren Volk und Staat und bei so ungemein gestiegenem Universitätsaufwand kosten die sämmtlichen 10 jetzigen preußischen Universitäten dem Staate an Zuschuß aus seiner Casse nur 8.39 Mill. M., Berlin allein etwa 2.35 bis 2.4 Mill., d. h. auf den Kopf der Bevölkerung gegenwärtig beziehungsweise 26.3 und 7.5 Pfg., also etwa in ersterer Hinsicht das Doppelte, in letzterer nur ebenso viel als schon 1812. Aber sicher wurde damals ein Pfennig schwerer getragen als heute das Vier- oder Fünffache. Auch so betrachtet flößt das finanzielle Opfer, das der Staat mit der Gründung der Universität brachte, Respect ein.

Und über die Höhe dieses Opfers ist damals nicht einmal viel discutirt worden. Mit dem Zweck erkannte man sie als geboten an. W. v. Humboldt hat den Betrag von 150,000 Thaler für die vereinigten Berliner höheren wissenschaftlichen Institute „nach einer zwar nur ungefähren, allein weder zu reichhaltigen, noch allzu sparsamen Berechnung" veranschlagt und diese Jahresdotation ist nach kurzen Verhandlungen in derselben Cabinetsordre vom 16. August 1809, durch welche die Stiftung der Universität noch von Königsberg aus erfolgte, bewilligt worden.

Dagegen hat sich an diese Dotation eine andere Frage von allgemeinerer, auch principieller Bedeutung angeknüpft, welche auch gegenwärtig noch nicht ohne Interesse ist, sowohl als ein Vorfall in der Geschichte unsrer Universität, wie in finanzpolitischer Hinsicht. Schon Rud. Köpke's Schrift über die Gründung der Universität (1860) und die ihr beigefügten archivalischen Urkunden haben in diese Verhältnisse einen genaueren Einblick gestattet. Der Sachverhalt ist in Kürze folgender.

Beachtenswerth genug hatte der Finanzminister v. Altenstein selbst angeregt, die der Universität und den übrigen Instituten zu gewährende Dotation nicht als Jahreszahlung auf die Staatscasse zu nehmen, sondern einen dieser Dotation als Rente entsprechenden Werthbetrag aus dem Staatsvermögen und zwar aus den Domänen auszuscheiden, der Universität u. s. w. als Eigenthum auf ewige Zeiten zu überweisen und ihr auch zur Verwaltung zu übergeben. W. v. Humboldt, in allen diesen Dingen stets das treibende Element, befürwortete diesen Plan lebhaft. Man glaubte dadurch das gemeinsame Interesse des Staates und der neuen Universität besser zu wahren, das Einkommen der letzteren in Kriegsfällen so völkerrechtlich mehr zu sichern, es auch unabhängiger von der Finanzlage des Staates zu machen, und wies auch die sich schon verbreitenden Bedenken gegen öffentliches, von Körperschaften und Behörden verwaltetes Grundeigenthum als nicht durchschlagend ab. In der Cabinetsordre von 1809 wird demgemäß auch die Domänenverleihung an die Universität in Aussicht genommen. Die betheiligten obersten Staatsbehörden sollten alsbald berathen, wie die Sache am besten durchzuführen sei. In der später auszustellenden Urkunde sollten dann bestimmte Domänen der Universität zu Eigenthum übertragen werden. Man ging auch sofort ans Werk. Aus der Zahl der nicht verpfändeten kurmärkischen Domänen, allenfalls mit Hinzufügung passender Forstparzellen, sollte ein Complex, möglichst in der Nähe Berlins liegender Objecte, ausgeschieden werden, im Werthbetrag von 3—4 Millionen Thalern.

Wilhelm v. Humboldt vertrat diesen Plan auch noch energisch, als doch in den Kreisen der Verwaltung mancherlei Bedenken dagegen auftauchten. Er meinte, nicht nur die größere finanzielle Sicherung der wissenschaftlichen Institute in unruhigen Zeiten werde bloß auf diese Weise genügend verbürgt, ein solches wichtiges und großes Institut könne überhaupt nur durch eine Dotation mit Grundeigenthum ordentlich sichergestellt werden: für diese Rechtsform der Dotation macht dieser immer hochdenkende Staatsmann vielmehr auch noch einen wichtigen weiteren, einen politischen Gesichtspunkt geltend: es sei „auch an sich eine vom Staate herrührende, aber von den Gesinnungen der jedesmaligen Regierenden unabhängige Dotation eines wissenschaftlichen Instituts im hohen Grade ersprießlich. Sie gebe ihm mehr Selbständigkeit, mehr innere Würde und mehr Vertrauen beim Ausland".

Das wirksamste Bedenken gegen die Maßregel war zunächst nicht ein principielles, sondern ein formal rechtliches, dem sich das Staatsministerium auch anbequemte. Man überzeugte sich, daß die Ausscheidung von Domänen aus dem Staatsbesitz zu gunsten der Universität in Widerspruch mit den Bestimmungen des erst jüngst erlassenen Edicts und Hausgesetzes vom 6. November 1809 stehe. Hierin war zwar das Verbot der Veräußerung von Domänen von 1713 aufgehoben, aber die Weggabe von solchen an Bedingungen geknüpft worden, welche bei der Dotation der Universität mit Domänen nicht vorlagen.

So glaubte man doch zunächst von der Uebertragung von Domänen zu Eigenthum an die Universität absehen zu müssen. Indessen sollten der letzteren kurmärkische Domänen bis zum Jahresertrage von 150,000 Thlr., die im Staatseigenthum zu bleiben hätten, zur freien Benutzung übergeben werden, wogegen rechtliche Bedenken nicht vorlägen. Die Dotation mit Domäneneigenthum blieb vorbehalten, bis es gelungen sein werde, dem Staate aus zu säcularisirenden geistlichen Gütern vollen Ersatz zu schaffen.

Indessen, die Sache kam weder in der ursprünglich geplanten, noch in dieser modificirten Weise zur Ausführung.

Dies war damals dem Einfluß des neuen Chefs der Abtheilung für Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern, v. Schuckmann, zu verdanken, der sich dabei freilich von ganz anderen Grundsätzen und Motiven als W. v. Humboldt leiten ließ.

Schuckmann befürchtete gerade nachtheilige Folgen davon, wenn „die höchsten wissenschaftlichen Centralinstitute des Staates nicht bloß in ihrem freien wissenschaftlichen Bestreben und Wirken, sondern auch mit ihrer Subsistenz und Dauer vom Oberhaupte des Staates unabhängig, von dieser Seite gegen das Bestehen der jetzigen Verfassung, des Königs und seiner Dynastie in den Zustand der Gleich-

gültigkeit versetzt würden". Mit politischen Momenten, mit dem Hinweis auf die Gefahr der „Schwärmerei in Theorien", des „Sich-Gefallens in Spiel und Wechsel mit solchen", warnte er vor der Gewährung einer zu großen Unabhängigkeit an die wissenschaftlichen Institute und deren Angehörige, wie sie eine solche Dotation mit Domänen-eigenthum seiner Meinung nach leicht mit sich führen würde. „Wie aber," schloß er, „auch die Köpfe exaltirt sein mögen, so behalten doch die Mägen immer ihr Recht gegen sie, die einzigen, die in diesem Zustand geschont werden. Wem die Herrschaft über letztere (die Mägen) bleibt, der wird immer auch mit den ersteren (den Köpfen) fertig und wer die Befriedigung der letzteren an seine Wahl bindet, hat die beste Sicherung, daß die ersteren dafür arbeiten." So beantragte Schuckmann beim Staatskanzler v. Hardenberg und durch diesen beim König, von der Fundation durch Domänen abzusehen, mindestens bezügliche Anträge dilatorisch zu behandeln. Dieser Vorschlag wurde gebilligt und dabei ist es denn auch in der Folge verblieben. Die Universität Berlin ist von Anfang an und bis in die Gegenwart größtentheils auf directe Zuschüsse aus der Staatscasse angewiesen gewesen.

Die Schuckmann'schen Motive sind charakteristisch für den Mann und wohl auch allgemein für Ansichten, welche in gewissen Kreisen der Bureaukratie verbreitet waren, vielleicht hie und da noch heute sich bisweilen finden. Die Gelehrten, die Professoren nicht zu unabhängig werden, sie nicht gefährlichen schwärmerischen Theorien nachhängen lassen, daher die Befriedigung ihrer Mageninteressen unter dem Daumen behalten, meinte Schuckmann. Ein wissenschaftliches Institut, das will eben doch auch hier sagen, seine Angehörigen, bei einer Universität ihre Lehrer, von den Gesinnungen der jedesmal Regierenden möglichst unabhängig machen, ihnen so größere Selbständigkeit, mehr innere Würde geben, meinte in seinem hohen Gedankenfluge W. v. Humboldt. Wer den würdigeren Standpunkt vertrat, steht außer Frage.

Und dennoch: sachlich war die getroffene Entscheidung die richtige! Wie ihre Entwicklung, die Steigerung ihres Bedarfs zeigt, hat sich unsre Universität nicht darüber zu beklagen gehabt, daß die Entscheidung über ihre Dotation so gefallen ist, wie es geschehen.

Humboldts Standpunkt war principiell nach den Motiven, und war auch nach der historischen Entwicklung der älteren Universitäten als selbständigerer Corporationen, nicht unmittelbarer Staatsanstalten, begreiflich, er war aber doch schon um diese Zeit der Gründung unserer Hochschule historisch und praktisch antiquirt.

Seine Ideen in Bezug auf die größere Unabhängigkeit der Universität und ihrer Lehrer ließen sich und lassen sich noch heute auch bei einer Dotation aus der Staatscasse, wenigstens in einem wichtigen Punkte, genügend verwirklichen, wenn man nur für die Besoldungen der Lehrer von dem mannichfach bedenklichen System reiner Individualverträge, wo dann hüben und drüben doch mitunter etwas, und nicht immer schön, gemarktet wird, und von ganz willkürlicher Verwendung von Mitteln aus allgemeinen Dispositionsfonds für Besoldungszuschüsse zu einem festeren Besoldungssystem wie im Staatsdienst übergeht, wobei sich durch einige Abweichungen den Eigenthümlichkeiten der Stellung der akademischen Lehrer schon Rechnung tragen läßt.

Vor allem war die Anweisung der Universität auf eine ein für allemal feste Dotation mit einem ihr eigenthümlich gehörigen Domänenvermögen schon 1810 und wurde sie vollends für die späteren Zeiten unhaltbar, weil sie eine wesentliche Voraussetzung des Gedeihens einer solchen Anstalt, die richtige normale Weiterentwicklung, soweit diese von materiellen Bedingungen, wie Höhe der Einnahmen, abhängt, nicht erfüllt.

Es ist merkwürdig, daß selbst ein W. v. Humboldt das nicht richtig erfaßt hat.

Jener Altenstein-Humboldt'sche Dotationsplan beruht übrigens auf einer Auffassung, welche in der Behandlung öffentlicher und namentlich auch finanzieller Angelegenheiten damals noch allgemein verbreitet und in hohem Grade charakteristisch ist. Man kennt und beachtet eben das Moment der Entwicklung nicht, man stellt sich alles immer wie in einem im wesentlichen festen Beharrungszustand vor; diesen, nicht die Entwicklung sieht man gewissermaßen als das Naturgemäße an, trifft danach seine Einrichtungen, danach für finanzielle Bedürfnisse deren Bedeckung. Die Entwicklung der Dinge als nothwendige Ursache steigenden Finanzbedarfs, die Bereitstellung wachsender Einnahmen wieder als nothwendige materielle Voraussetzung der gebotenen und naturgemäßen Entwicklung, das sind Gedanken, welche der Zeit, selbst den erleuchtetsten Köpfen noch ganz fern liegen. Das zeigen damals und noch lange später auch die leitenden Gesichtspunkte bei allen Finanz-, Steuer-, Staatsschuldenreformen. Da rechnete man niemals genügend, oft gar nicht mit dem wachsenden Finanzbedarf, der Wirkung wirthschaftlicher, socialer, culturlicher, technischer Fortentwicklung und sah noch nicht ein, wie schon dieser Verhältnisse wegen der Staat und seine Institutionen finanziell nicht mehr auf Domänen fundirt werden konnten.

Das Entwicklungsprincip hatte eben wie in der Wissenschaft so in der Staatspraxis noch keinen Platz gefunden. Die nothwendige Entwicklung einer großen modernen Hochschule berücksichtigte auch der Humboldt'sche Dotationsplan noch nicht.

Welche gewaltige Entwicklung hat seit ihrer Gründung vor noch nicht drei Menschenaltern unsre Universität genommen! Für die äußere Entwicklung haben wir genügende deutliche Anhaltspunkte, welche sich statistisch darstellen lassen. Freilich kann die Statistik immer nur quantitativ messen und vergleichen. Die wichtigere qualitative Vergleichung setzt ein ganz anderes, viel schwierigeres, indessen doch auch unsichereres Verfahren voraus, dessen Ergebnisse unvermeidlich zugleich weniger objectiv sind. So behält die quantitative statistische Messung und Vergleichung doch auch hier immer ihren Werth.

Nach der Höhe und Zusammensetzung der studentischen Frequenz, der Zahl der Lehrkräfte aller drei akademischen Rangstufen, nach Zahl, Umfang und Bedeutung der Institute und Sammlungen, nach der Größe der finanziellen Erfordernisse ist die Entwicklung der Berliner Universität gewaltig und bedeutender als diejenige jeder anderen deutschen Hochschule gewesen.

Nach der studentischen Frequenz gemessen ist Berlin — allerdings mit starken Schwankungen — doch schon im zweiten Jahrzehnt seines Lebensalters, seit Mitte der 1820er Jahre an die Spitze aller deutschen Universitäten auf heutigem Reichsgebiete getreten, und neuerdings ist auch vor dem alten Wien, welches uns noch länger in der Frequenz überlegen geblieben war, der Vorsprung errungen worden. Eine um so bedeutsamere Entwicklung, weil auch fast alle anderen deutschen Universitäten in den letzten Jahrzehnten stark in der Frequenz zugenommen haben. Berlins Entwicklung vollzog sich also nicht gerade auf Kosten der übrigen Universitäten, von denen zudem Leipzig zeitweise uns übertroffen hat und neuerdings München uns nahe gekommen ist. Unsre beiden in diesem Punkte jetzt bedeutendsten hochachtbaren Rivalen. Von der Maximalfrequenz von 2000 und einigen Hundert immatriculirten Studenten in den bei uns bekanntlich immer etwas stärker besuchten Wintersemestern und einer höchsten Sommerfrequenz von 2000 in den 1860er Jahren vor dem französischen Kriege und der Wiederaufrichtung des

Deutschen Reichs sind wir seit Mitte der 1880er Jahre regelmäßig auf die doppelte Höhe dieser Ziffern gekommen und, auch wieder mit einigen Schwankungen, darauf geblieben. Eine Winterfrequenz von 5000 und einigen Hundert, eine Sommerfrequenz von weit über 4000 immatriculirten Studenten bilden jetzt fast schon das Normale. Mehrfach sind diese Zahlen bereits erheblich überschritten worden. Die zahlreichen Hospitanten, unter denen wir ja das schöne Geschlecht neuerdings auch bereits in nicht ganz unerheblicher Zahl — und befriedigender Qualität, füge ich hinzu — vertreten sehen, sind hierbei noch gar nicht berücksichtigt.

An dieser Steigerung der Frequenz haben, seit dem Minimum Mitte der 70er Jahre, wieder mit Schwankungen und zum Theil mit relativ bedeutenden, in verschiedenen Perioden alle Facultäten theilgenommen, am nachhaltigsten und stärksten, zumal in neuester Zeit, die juristische. Doch während die drei „oberen" Facultäten in der Frequenz immer noch, auch noch jüngst und jetzt, von denjenigen einzelner anderer Universitäten erreicht, selbst übertroffen werden, wie die juristische und medicinische semesterweise früher von Leipzig, jetzt von München, bleibend und erheblich von Wien, so überragt die Frequenz der philosophischen Facultät fast beständig in Berlin weit diejenige aller anderen Universitäten, jetzt um 800 bis 1000, das, nach dieser Seite betrachtet, charakteristische Gepräge unserer Studentenschaft und unserer Hochschule.

Aber auch in der Zusammensetzung nach Landes- und Staatsangehörigkeit innerhalb des Reichs wie unter Einbeziehung des Auslandes sind in der Berliner Studentenschaft bemerkenswerthe Veränderungen eingetreten. Sie haben unserer Universität immer mehr den Charakter als wahrer deutscher Centralhochschule und zugleich als wahrer Weltuniversität gegeben, wie ihn in ersterer Hinsicht keine andere deutsche, in letzterer keine andere europäische Universität, selbst Paris kaum mehr in höherem Grade, besitzt. Die entlegeneren preußischen Provinzen, dann, besonders und hoch erfreulich auch in politischer und patriotischer Hinsicht, die süddeutschen und mitteldeutschen Staaten, senden uns immer größere Schaaren ihrer studirenden Landeskinder, zumal in den Wintersemestern. Dadurch erhält unsre Studentenschaft ein so stark „gesammtdeutsches" Gepräge, wie kaum eine andere. Der „studentische Austausch" zwischen den deutschen Universitäten ist natürlich ziemlich allgemein unter den neueren Verkehrsverhältnissen reger, weil leichter und wohlfeiler geworden. Aber Berlin bildet neben München wieder einen besonders starken allgemeinen Gravitationspunkt für die deutsche Studentenschaft. Es ist von großem Interesse, dies statistisch näher zu verfolgen, was ich nur hier versagen muß. Ich will mich mit der einen Angabe begnügen, daß die süddeutschen Studenten, vor 25 Jahren ein paar Dutzend, zeitweise kaum ein Dutzend, jetzt 300 bis 400 betragen.

Neben den Studenten aus dem Reich aber nun die wachsende Zahl der Reichsausländer, sowohl — was leider unsere akademische Statistik nicht zu unterscheiden erlaubt, so wichtig es wäre — solcher deutscher Nationalität aus der Schweiz, Oesterreich, Ungarn, Polen, Rußland, den baltischen Provinzen, als auch fremder Nationalität aus fast allen europäischen Ländern und aus anderen Welttheilen, namentlich aus Nordamerika. Auffallend bleibt der zwar auch langsam wachsende, aber immer noch recht schwache Besuch Berlins durch Oesterreicher. Hier zeigt sich die neue politische und vielleicht auch die alte Abtrennung der Geistescultur von einem noch nicht überwundenen Einflusse, während der starke und immer steigende Besuch Berlins aus der Schweiz, der dreimal den aus Deutsch-Oesterreich übertrifft, doch trotz der viel älteren politischen Trennung auf die Macht der alten nationalen und Culturgemeinschaft hinweist. Aus Ungarn studiren ebenso viele oder selbst mehr junge Männer hier, wie aus Deutsch-Oesterreich. Die Europäer nicht-deutscher Nationalität sind natürlich immer nur in kleinen Zahlen vertreten, von Russen und Polen abgesehen. Aber ganz unbedeutend sind doch die Zahlen der Italiener, Briten, Scandinaven, selbst der Franzosen nicht mehr. Dagegen fällt es auf, daß unsre nächsten germanischen Vettern, die Holländer, Belgier (Vlämen) und vollends die Dänen nur spärlich vertreten sind, obgleich jetzt doch auch regelmäßig und in etwas steigender Zahl, besonders die Holländer. Die Entfremdung der Geistescultur der beiden ersten vom deutschen Mutterlande, die politische Verstimmung der Dänen sind hier offenbar noch nicht überwunden. In stärkeren Contingenten erscheinen von den Fremden außer den Russen und Schweizern, von denen aber sicher die ersteren viele, die letzteren meistens Nationaldeutsche umfassen, nur die Nordamerikaner, sowohl angloamerikanischen, wie auch deutschen Ursprungs, von welchen letzteren freilich trotz der deutschen Familiennamen leider die meisten schon die Sprache der Väter verloren haben. Immerhin möchten gegenwärtig die fremdnationalen Elemente unter unsrer Studentenschaft von den circa 700 Reichsausländern an 400 bis 500 betragen, 8—10 Proc. der Winter-, fast 9—11 Proc. der Sommerfrequenz. Für den Weltcharakter unsrer Universität fällt das ins Gewicht.

So hat sich Berlin in der That nach der Größe und Zusammensetzung seiner studentischen Frequenz wirklich zur Weltuniversität entwickelt, wie einzelne mittelalterliche italienische, wie das alte und das moderne Paris. Ob man Berlin in der Gegenwart nach einem schon gefallenen stolzen Worte bereits „die erste Universität der Welt" nennen darf, sind wir Angehörige dieser Hochschule nicht competent zu entscheiden. Darüber kann auch nur dermaleinst von einer höheren historischen Warte aus, wo sich alles objectiver vergleichen läßt, ein Urtheil gefällt werden. Streben wir nur alle, Docenten und Studenten, daß es günstig ausfalle. Die Frequenz ist natürlich auch nur eines der äußeren Kriterien, nicht das wichtigste. Schwerer wiegen die Ausdehnung, Vielseitigkeit, Gediegenheit, Methodik des Unterrichts, die Bedeutung der Lehrer und Forscher, der erzielte Erfolg für die Verbreitung und Vertiefung richtiger Methoden und tüchtiger wissenschaftlicher wie zu den großen Lebensberufen, zu denen der akademische Unterricht vorbereitet, hinführender Fachbildung. Auf das, was auch in dieser Hinsicht äußerlich, statistisch sich erfassen läßt, werde ich alsbald noch einen Blick werfen.

Aber wenigstens an der Frequenz gemessen, darf doch der Rang der prima inter pares für unsre Universität unter den deutschen Schwesteranstalten beansprucht werden. Und um mehr als einen solchen Rang, den man ja kaum einen Vorrang nennen kann, handelt es sich ja glücklicherweise bei der Rivalität der deutschen Universitäten unter einander, welche sich unter sich immer als gleiche betrachten, überhaupt nicht, auch nicht unter den gegenwärtig größten, d. h. besuchtesten, Berlin, Wien, München, Leipzig. Freuen wir uns vielmehr: alle unsre deutschen Universitäten sind die Glieder eines gemeinsamen großen nationalen Ganzen; auch heute noch, und heute erst recht gehören die deutschen Universitäten außerhalb des Reichs ebenfalls dazu, die österreichischen und schweizerischen so gut wie die preußischen, bayerischen u. s. w., und wie früher auch das deutsche Dorpat, bevor es durch unverdiente Degradation zum russischen Jurjew eine grausame capitis deminutio erlitten hatte.

W. v. Humboldts Wunsch in dem Bericht über die Gründung der Universität an den König Friedrich Wilhelm III.,

daß „die hiesige Anstalt durchaus etwas anderes als eine bloße Landesuniversität werden, daß sich danach ihr ganzer Zuschnitt von Anfang an richten müßte und daß alsdann wohl zu hoffen sei, die Anzahl der Studirenden werde hier bedeutend werden", hat sich so freilich weit über alle Erwartung hinaus erfüllt.

Was aber den Weltcharakter unsrer wie allerdings wieder der Gesammtheit der deutschen Universitäten als höchster Art der Unterrichtsanstalten der Culturwelt im 19. Jahrhundert anlangt, so erinnere ich mich gern eines eigenen Erlebnisses und des Urtheils eines Fremden. Ich besuchte vor einigen Jahren auf den Wunsch eines italienischen Fachgenossen einmal in Rom den damaligen greisen Ministerpräsidenten Depretis. Wir kamen auf die deutschen Universitäten, auf Berlin zu sprechen. Mein Begleiter hob hervor, wie viele italienische Universitätslehrer der Nationalökonomie und Statistik in Deutschland, besonders in Berlin, ihre Studien gemacht. „Ja, ja," bemerkte mit der Ruhe des Alters, aber auch mit einer gewissen Wehmuth der greise Staatsmann: „hieß einst es Bononia docet, jetzt heißt es Germania docet." Ein schönes, ein erhebendes Wort aus dem Munde eines urtheilsfähigen Ausländers, ein Wort, das stolz machen kann, aber auch — Pflichten auferlegt, nicht nur gegen unsre Heimath, unsre Nation, nein, gegen die Welt, die Menschheit. —

Leonardo's Abendmahl in Mailand.

Von Albert Jansen.

Aus den Berichten der vier Evangelisten über das letzte Passafest, das Jesus mit seinen Jüngern in Jerusalem feierte, muß ich hier die folgenden Stellen anführen. Matthäus, 26. 14 u. f. w.: „Judas ging hin zu den Hohenpriestern und sagte: Was wollt ihr mir geben, daß ich ihn (Jesus) euch ausliefere? Sie aber wogen ihm dreißig Silberstücke auf. Und von da an suchte er eine gute Gelegenheit, ihn auszuliefern" ... 26. 21 u. f. w.: „Jesus sprach zu den Jüngern: Wahrlich, ich sage euch, einer von euch wird mich verrathen. Und tief bekümmert begannen sie zu ihm zu sagen, einer nach dem andern: Bin doch ich es nicht, Herr? Er aber antwortete: Der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen.... Es antwortete aber Judas, der ihn verrieth: Bin doch ich es nicht, Rabbi? Sagt er zu ihm: Du hast es gesagt."

Marcus, 14. 10: „Judas ... ging hin zu den Hohenpriestern, ihn (Jesus) an dieselben auszuliefern" ... 14, 17 u. f. w.: „Und da es Abend geworden, kam er (Jesus) mit den Zwölfen (zum Passamahl). Und da sie am Essen saßen, sprach Jesus: Wahrlich, ich sage euch, einer von euch, der mit mir isset, wird mich verrathen. Sie fingen an, sich zu betrüben und zu ihm zu sagen, einer nach dem andern: Doch nicht ich? Er aber sagte zu ihnen: Einer von den Zwölf, der mit mir in die Schüssel taucht."

Lucas, 22. 3 u. f. w.: „Es fuhr aber der Satan in den Judas ... und er ging hin und beredete sich mit den Oberpriestern und Officieren, wie er ihn (Jesus) ausliefern wolle." ... 22. 14 u. f. w.: „Und als die Stunde (zum Passamahl) kam, setzte er (Jesus) sich nieder und die Apostel mit ihm." ... 22. 20 u. f. w. „und sprach: Doch siehe, die Hand meines Verräthers ist mit mir auf dem Tisch. .... Und sie fingen an unter sich zu forschen, wer von ihnen es wohl wäre, der das thun sollte."

Johannes, 13. 2: „Und bei einer Mahlzeit, als der Teufel dem Judas ... schon in das Herz gegeben hatte, ihn (Jesus) zu verrathen" ... 13. 21 u. f. w.: „Sprach Jesus): Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: einer von euch wird mich verrathen. Die Jünger sahen einander an, rathlos, wen er meine. Nun lag einer von seinen Jüngern am Busen Jesus', den Jesus lieb hatte. Dem also winkt Simon Petrus und sagt zu ihm: Frage du, wen er meint. Der neigte sich demgemäß gegen die Brust Jesus' und sagte zu ihm: Herr, wer ist es? Da antwortet Jesus: Der ist es, dem ich den Bissen eintauchen und geben werde. Da tauchte er den Bissen ein und gibt ihn dem Judas.... Und nach dem Bissen, hierauf fuhr der Satan in ihn; da spricht Jesus zu ihm: Was du thust, thue bald. Aber keiner von den Tischgenossen verstand, was er damit gesagt. Einige meinten wohl, weil Judas den Beutel hatte, Jesus sage zu ihm: kaufe, was wir auf das Fest nöthig haben, oder er solle es den Armen geben. Da denn jener den Bissen genommen hatte, ging er alsbald hinaus. Es war aber Nacht." (Das Neue Testament übersetzt von Karl Weizsäcker.)

Verschieden, ja widerspruchsvoll unter einander und sogar mit sich selbst lauten die vier mitgetheilten Berichte. Und so entsteht denn die Frage: welchem von ihnen ist Leonardo bei der Darstellung des Abendmahls im Cenacolo des Klosters S. Maria delle Grazie gefolgt, und welchen Moment des Vorganges hat er vergegenwärtigt?

Nach Goethe's Deutung hat Jesus eben den Ausspruch gethan: „Einer ist unter euch, der mich verräth", (den Ausspruch, den alle Evangelien enthalten), und die Jünger sagen nun zu ihm, einer nach dem andern: „Bin doch ich es nicht, Herr?" (wie wir bei Matthäus und Markus lesen). Joseph Strzygowski (Leonardo's Abendmahl und Goethe's Deutung. Goethe-Jahrbuch 1896, S. 138—156) weist diese Ansicht als falsch zurück, obgleich sie schon von Leonardo's Freund Luca Pacioli und dann von Vasari, Lomazzo u. a. gehegt worden und heute allgemein angenommen sei. Nein, behauptet dagegen Strzygowski, der Maler hat den Augenblick gewählt, wo Jesus bereits erklärt hat: „Der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen"; wo alle Jünger begierig sind, zu wissen, wer das thut, und wo „die Rechte (Jesus') bereits mit furchtbarer Ruhe den Verräther citirt, der selbst gar nicht ahnt, was seine Linke thut", bis sie mit der rechten Hand Jesus' zugleich den Rand der Schüssel berühren und der Verräther gefangen sein wird. — Hier wird also ein Vorgang zu Grunde gelegt, den Matthäus und Markus allein erzählen, den Lucas gar nicht kennt und dem Johannes einen ganz anderen entgegenstellt. Aber alle vier Evangelisten stimmen darin überein, daß die Jünger durchaus nicht erfahren, wer der Verräther ist, gegen den sie sonst gewiß empört und entrüstet aufgetreten wären; vielmehr soll Judas der einzige sein, dem der Heer zu wissen thut, daß er nicht nur den Verrath, sondern auch den Verräther kennt. Strzygowski glaubt allerdings den „höchst dramatischen Augenblick" entdeckt zu haben, den Leonardo gewählt hätte. Da jedoch seine Annahme unrichtig ist, werden seine mühseligen Erklärungen der Einzelheiten keinen Kenner und keinen Beschauer des Bildes überzeugen. Obendrein versagt ihm bald genug die Kraft, seine Behauptung zu beweisen, wofür er dann überraschend verwegen den Künstler verantwortlich macht. Er wirft ihm vor, das Ueberbeugen Petrus' nach rechts, sowie die Haltung der Hände Jacobus' des Jüngern, Matthäus' und Thaddäus' „aus compositionellen Rücksichten" oder „Gründen" gemacht zu haben. Bei Petrus und Jakobus dem Jüngern, bei Thomas und Thaddäus, sagt er, „hat Leonardo offenbar Schwierigkeiten gefunden, beide Hände sehen zu lassen; er mußte etwas auf die Nachsicht oder Oberflächlichkeit des Beschauers rechnen; vollkommen klar und nothwendig sind die Handbewegungen der letztgenannten sicher nicht." ... Ueber die Figur Philippus' „mit Sicherheit zu entscheiden",

fühlt sich Strzygowski noch außer Stande, aber unbedenklich bezeichnet er die Gestalten Jakobus' des Jüngern, Thomas' und Thaddäus' als „Lückenbüßer"! Anstatt nun seinen Erörterungen Satz für Satz zu folgen, ziehe ich vor, meine eigene Meinung über das Wandgemälde Leonardo's zu äußern.

„Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert", bemerkt Goethe, „sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verräth." Die unmittelbare Wirkung dieser Worte besteht jedoch nicht darin, daß die Jünger tief bekümmert und betrübt zu ihm sagen: Bin doch ich es nicht, Herr! Vielmehr werden sie alle sammt und sonders sofort, plötzlich, wie auf einen Schlag von Schrecken und Entsetzen erfaßt. Die einen vermögen zuerst durchaus nicht die grauenhafte Kunde zu glauben. Es sind die sechs Jünger, die Leonardo in zwei Gruppen rechts vom Beschauer geordnet hat und die ich einzeln der Reihe nach von links charakterisire. „Es ist ganz undenkbar", sagt Simon; „aber der Meister dort hat es doch ausgesprochen", entgegnet ihm ruhig Thadäus und stürmisch Matthäus. Die folgende Gruppe will den Herrn selbst überzeugen, daß keiner der Zwölf einer so gräßlichen Unthat fähig sei, wobei denn Philippus sein weiches Herz, Thomas seinen skeptischen Verstand und Jakobus (Bruder Johannes') seine heftige Leidenschaft offenbart. Die anderen sechs Jünger, keinen Augenblick im Zweifel, sehen den gottlosen Frevel gleichsam schon vollführt vor ihren Augen. Bartholomäus springt entrüstet auf, Jakobus der Jüngere streckt die linke Hand nach dem Petrus, als ob er sich mit ihm verbinden wollte, und Andreas starrt mit Grausen vor sich hin. Den thatenkühnen Petrus reißt der Gedanke an Rache hin, Judas bebt im Innern, als Verräther von Jesus genannt zu werden, und Johannes, taub selbst gegen den an ihn heandrängenden Petrus, erliegt der Ergebung in das unabwendbare Schicksal. Christus in der Mitte der Tafel, voll göttlicher Hoheit und doch zugleich über sein Loos und über die menschliche Bosheit betrübt, bedeutet die Zweifler zu seiner Linken still mit der Hand, daß es in der That so ist, wie er gesagt hat, während seine Rechte wie schaudernd den Bösen und das Böse doch noch fernhalten möchte.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der **philosophisch-historischen Classe** vom 20. Mai. Der Secretär legt eine Abhandlung des w. M. Hofrathes Dr. Theodor v. Sickel: „Römische Berichte. II." vor, in welcher dieser das in seinen „Römischen Berichten. I." begonnene Referat über die im Vaticanischen Archive befindlichen Acten des Concils von Trient fortsetzt. Der „Römische Bericht. II." gilt, wie der Verfasser schreibt, vornehmlich dem Tom. 55 dieser Acten, einem Registerbande, welcher Briefe P. Pius' IV. und des Cardinalnepoten Borromeo an die gesammten und an die einzelnen Concilllegaten enthält und sich vor allen anderen Bänden mit conciliarer Correspondenz dadurch auszeichnet, daß er im Jahre 1565 von dem damaligen Geheimsecretär, dem Cardinal von Como, durch die eigenhändige Erklärung: concordat cum originalibus minutis beglaubigt worden ist. Allerdings liegt in Tom. 55 nur der Schlußtheil eines amtlichen Generalregisters für die Zeit vom October 1561 bis zum Schlusse des Concils vor. Es gelang jedoch dem Verfasser, ein vorausgehendes, die Correspondenz vom Jänner bis October 1562 umfassendes Fragment desselben Generalregisters in der Abtheilung der Nuntiaturen aufzufinden, ein Fragment, welches, schon vor etwa dreihundert Jahren mit drei anderen Bruchstücken von Registern in dem jetzt Nunziature di Germania 4. benannten Bande vereinigt, bisher allen Forschern nach Concilacten von Pallavicino bis Theiner entgangen ist. Auch jene drei Bruchstücke und ein viertes in Nunziature di Germania 10. eingereihtes erwiesen sich als gleichzeitig im Geheimsecretariat für die Correspondenz mit den Nuntien in Deutschland, Frankreich und Spanien angelegte Register. Liegen somit sechs Fragmente von Registern vor, oder, da je zwei derselben sich aneinander anschließen, vier umfangreiche Fragmente von Registern, welche von denselben Männern geschrieben sind, welche auch die hier gebrachte Correspondenz mit den Concilllegaten und den Nuntien besorgt hatten, so lassen sich mit aller Sicherheit die Kennzeichen der noch unter Pius IV. selbst entstandenen Amtsregister feststellen. Indem nun einige dieser Kennzeichen in einer zweiten Gruppe von unter sich ganz gleichen Registerbänden mit conciliarer Correspondenz, nämlich in den Tom. 49, 50, 51, 54, 57 wiederkehren, jedoch in Verbindung mit entschieden jüngerer Schrift, ist es sehr wahrscheinlich, daß eine zweite Registrirung ebenfalls von Amtswegen stattgefunden hat. Aus Gründen, welche im Excurs IV. dargelegt werden, kann diese frühestens zum Jahre 1578 angesetzt werden; daß damals unter Gregor XIII. das Geheimsecretariat wieder vom Cardinal von Como geleitet wurde, erklärt auch die Verwandtschaft dieser jüngeren Register mit dem aus dem Pontificat Pius' IV. stammenden. Unter jenen bietet Tom. 50 mit einer gleichen Sammlung von Briefen, wie sie in Tom. 55 und in Nunziature di Germania 4. überliefert worden ist, aber aus dem Jahre 1561 Ersatz für den verloren gegangenen ersten Theil des schon 1565 abgeschlossenen Generalregisters, so daß dieses, abgesehen von einem zwischen dem zweiten und dritten Theile ausgefallenen Hefte, vollständig auf uns gekommen ist, wenn auch nicht in ein und derselben Gestalt. An der Hand des älteren Generalregisters werden dann die Regeln entwickelt, nach welchen bei der ersten Registrirung vorgegangen worden ist, woraus sich von selbst die Unterschiede betreffs der Zahl, des Umfanges und der Fassung der Briefe ergeben, welche zwischen den aus den leider verloren gegangenen Originalminuten geflossenen Registercopien und den einst nach denselben Minuten geschriebenen Originalausfertigungen bestehen. Was von letzteren auf uns gekommen ist, ist leider vertheilt auf die Ambrosianische Bibliothek in Mailand und auf das Vaticanische Archiv. Da der Verfasser die dort aufbewahrten Originale aus der Zeit, da der Cardinal von Mantua erster Legat war (März 1561 bis März 1563), noch nicht selbst prüfen konnte, hält er sich vorzüglich an den ihm in Rom zur Verfügung stehenden Vorrath. Bei der Vergleichung dieser mit der Sammlung der Briefe in Nunziature di Germania 4. und in Tom. 55 wurden auch die jüngeren Register des Vaticanischen Archivs insoweit herangezogen, als es sich überhaupt um die Ueberlieferung der Correspondenz in Amtsregistern handelt. Daß im allgemeinen die Briefe Borromeo's in allen Registern besser als die des Papstes überliefert worden sind, erklärt sich daraus, daß erst auf zwanzig jener ein Papstbrief kommt und daß jene sich durch feine Form und correcten Stil auszeichnen, während die Briefe Pius' IV., zumal die autographen, sehr mannichfaltig ausgefallen sind. Mußte deshalb die eine Kategorie von der anderen auseinander gehalten werden, um die Behandlung einer jeden in den Registern darzulegen, so verdiente auch die zweite ungeachtet der Minderzahl eingehende Erörterung. Die Papstbriefe spielen nämlich in dieser Correspondenz insofern eine große Rolle, als sie bekunden, was bisher minder beachtet und betont worden ist, daß Pius IV. persönlich sehr lebhaften Antheil an den Conciliarhandlungen genommen und immer wieder in sie eingegriffen hat. Nachdem der Verfasser den quantitativen und qualitativen Werth des älteren Generalregisters durch Vergleichung desselben mit den anderen Ueberlieferungsformen im großen und ganzen festzustellen versucht hat, führt er die Vergleichung noch an drei Gruppen von Briefen durch, deren jene für sich nur den kurzen Zeitraum von wenigen Tagen umfaßt, welche sich aber alle drei auf dieselbe Angelegenheit, d. h. auf den im Mai, Juni und Juli 1563 erneuerten Präcedenzstreit zwischen Spanien und Frankreich beziehen. Durch dieses Eingehen auf specielle Fälle werden die zuvor gewonnenen Ergebnisse bestätigt und zugleich ergänzt; überdies konnte so auch eine erste Antwort auf die Frage ertheilt werden, welche neue Belehrung für die Geschichte des Concils von systematischer Ausbeutung der im Vatican enthaltenen conciliaren Correspondenz zu erwarten ist. Aus allen diesen Untersuchungen resultirt, daß das ältere Generalregister in der That, wie es der Cardinal von Como erklärt hat, mit den Originalminuten übereinstimmt, und daß die zwischen den Registercopien und den Originalausfertigungen bestehenden Differenzen nur die Minuten zurückgehen. — Das w. M. Hofrath G. Bühler legt Photographien eines gräco-buddhistischen Piedestals des Museums

Digitized by Google

zu Lahore vor und knüpft daran folgende Bemerkungen: Das Piedestal, dessen Photographien ich der Güte des Hrn. Dr. M. A. Stein in Lahore verdanke, gehört zu der Classe der sogenannten gräco-buddhistischen Sculpturen, die während der letzten 30 Jahre auf dem rechten Ufer des Indus in dem Yusufzai-Districte und in Swât, dem alten westlichen Gandhâra, in überaus großer Zahl zum Vorschein gekommen sind. Es ist in dem Schutthügel von Charsada gefunden, der zu dem Complexe der Ruinen der Stadt Puskalâvatî, der Peukelaotis oder Peukelatis der griechischen Schriftsteller, gehört, und befindet sich jetzt im Museum von Lahore, wo es die Nr. 1194 trägt. Die Fronte des anscheinend sechseckigen Steines zeigt in einer Nische oder Vertiefung, welche fast die Breite einnimmt, fünf männliche Figuren, eine sitzende in der Mitte und je zwei stehende rechts und links, in hohem Relief. Die stehenden Figuren geben sich durch die Gewandung, welche den rechten Arm frei läßt, und durch ihre kahlgeschorenen Köpfe leicht als buddhistische Mönche zu erkennen. Drei von ihnen haben die hohlen Hände anbetend zusammengelegt, und alle vier blicken andächtig auf die Mittelfigur. Die letztere, welche mit untergeschlagenen Beinen auf einer Art Thron sitzt, erhebt die rechte Hand, indem sie den gebogenen Zeigefinger an den Daumen legt, wie das auf Bildwerken dieser Classe bei sprechenden oder lehrenden Personen häufig vorkommt. Der Curator des Museums von Lahore, Mr. F. A. Andrews, meint in derselben eine Darstellung des Prinzen Siddhârtha zu erkennen. Ich möchte eher glauben, daß wir einen seine Jünger belehrenden Buddha vor uns haben. Auf der oberen Platte des Steines haften die Füße einer Statue von anscheinend übernatürlicher Größe. Was die Sculptur besonders werthvoll macht, ist, daß sich unter den fünf Figuren eine Inschrift in den linksläufigen Charakteren der Kharoshthî findet. Aus deren mit Sicherheit deutbarem Theile geht zunächst hervor, daß das Piedestal eine Buddhastatue trug. Sodann beweist der Typus der Schriftzüge, daß dieselben der Kushanaperiode, d. h. der drei bekannten Könige Kanishka, Huvishka und Vâsushka oder Vâsudeva angehören. Das Alter der gräco-buddhistischen Sculpturen ist eine Zeitlang strittig gewesen. In den letzten Jahren haben Mr. V. A. Smith und Prof. Grünwedel wesentlich aus stilistischen Gründen die Ansicht aufgestellt und ausführlich begründet, daß diese Bildwerke sämmtlich aus den ersten drei Jahrhunderten unserer Aera stammen. Das einzige schon länger bekannte Stück mit einer Inschrift, das Relief von Hashtnagar, das ganz in der Nähe des eben besprochenen gefunden ist, ergab keine sicheren Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung. Seine Inschrift, die zuerst von M. Senart und später von mir unabhängig genauer erklärt wurde, ist im Jahre 276 oder 286 einer ungenannten Aera datirt, und die Buchstaben derselben sind zufällig solche, die keine charakteristischen paläographischen Merkmale aufweisen. Die neue Inschrift macht es aber unzweifelhaft, daß wir es mit einem Bildwerke des 2. Jahrhunderts p. Chr. zu thun haben. Der aus stilistischen Gründen für die Sculpturen aus Gandhâra gemachte Ansatz wird demnach in diesem Falle durch paläographische Indicien durchaus bestätigt. — Sitzung vom 10. Juni. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. Fritz Pichler: „Die Noreia des Polybios und jene des Castorius“ vor, um deren Aufnahme in die akademischen Schriften der Verfasser ersucht. Dieselbe wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Das w. M. Hofrath Dr. Bühler legt eine Notiz des Dr. L. v. Schröder, Prof. an der Universität in Innsbruck, vor: über ein ihm durch Dr. M. A. Stein in Lahore zugesandtes fragmentarisches Kodex mit Randglossen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Sitzung vom 17. Juni. Der Secretär legt namens der Conciliencommission einen Bericht des Dr. Rudolf Beer unter dem Titel: „Urkundliche Beiträge zu Johannes de Segovia's Geschichte des Basler Concils auf grund von Forschungen in den Archiven und Bibliotheken von Basel, Genf, Lausanne und Avignon im Auftrage der Akademie der Wissenschaften“ vor. Der Verfasser theilt hierüber mit: In die Ausgabe der Historia gentorum generalis synodi Basiliensis des Johannes de Segovia (Monumenta conciliorum generalium seculi decimi quinti Vol. II und III), deren vorletztes (XVIII.) Buch kürzlich ausgegeben wurde, in Bälde zum Abschluß gelangen dürfte, hat der jetzige Herausgabe mit Unterstützung der Akademie behufs Ergänzung des von Ernst v. Birk für die Einleitung gesammelten Materials in den Archiven und Bibliotheken von Basel, Genf, Lausanne und Avignon im Herbst des Jahres 1895 Forschungen unternommen, deren Ergebnisse in dem vorliegenden Aufsatze mitgetheilt werden. Gleichzeitig hat der Verfasser die Principien näher begründet, nach welchen bei der Herausgabe des Textes vorgegangen wurde. Dieselben zielen in erster Linie darauf ab, den Text womöglich so zu geben, wie er aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Feder des Autors geflossen, und von diesem Grundsatze wurde auch dort nicht abgewichen, wo die von Johannes de Segovia benützten Quellenmaterialien in anderer Ueberlieferung vorlagen. Dies wird an einigen aus dem XVIII. Buche herangezogenen Beispielen erläutert. Die aus den genannten Archiven und Bibliotheken geschöpften urkundlichen Zeugnisse bieten neue Daten zur Biographie des Autors und zur Geschichte des Textes. Unter den Documenten letzterer Art beansprucht die dem Basler Staatsarchiv entnommene Correspondenz, welche die wiederholte Copirung der besten (Basler) Handschrift betrifft, besonderes Interesse. Der Bericht wird in die Sitzungsberichte aufgenommen. — Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zwei armenische Inschriften aus Galizien und die Gründungsurkunde der armenischen Kirche in Kamenec-Podolski“ vor. Die beiden Inschriften, von denen die größere zehn, die kleinere zwei Zeilen umfaßt, befinden sich an der früher armenischen, gegenwärtig griechisch-unirten Kirche von Jazlowiec und wurden dem Herausgeber von Dr. J. v. Bolozˇ-Antoniewicz, Professor der Kunstgeschichte an der Lemberger Universität, mitgetheilt. Die größere Inschrift enthält das Datum der Erbauung der Kirche, nämlich das Jahr 1000 der armenischen Zeitrechnung (= 1551), und war ursprünglich in metrischer Form abgefaßt, welche aber verballhornt wurde. Der Herausgeber hat nie metrische Form wieder hergestellt. Die Gründungsurkunde der armenischen Kirche zum heiligen Nicolaus in Kamenec-Podolski besagt, daß Sinan, Sohn Chuthlubej's, dieses Gotteshaus erbauen ließ, das im Jahre 847 der armenischen Zeitrechnung (= 1398) vollendet wurde. — Sitzung vom 1. Juli. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. Victor Wolf Edlen v. Glanvell in Graz: „Die Canones-Sammlung des Cod. Vatican. lat. 1348“ vor, um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Dieselbe wird einer Commission zur Begutachtung überwiesen. — Sitzung vom 8. Juli. Der Secretär überreicht eine Abhandlung des Dr. P. Altmann Altinger, Capitular des Stiftes Kremsmünster: „Die zwei ältesten Nekrologien von Kremsmünster“, um deren Aufnahme in die akademischen Schriften derselbe ersucht. Der Herausgeber bemerkt hierüber: Die zwei ältesten Nekrologien können nebst den nicht zahlreichen Urkunden nur älterer Zeit als älteste Geschichtsquelle unseres Hauses bezeichnet werden, die noch erhalten ist. Necrologium I ist freilich leider nur in einem Fragmente erhalten; doch zeigt auch dieses Bruchstück zur Genüge, daß das erste Todtenbuch in Kremsmünster um die Mitte des 12. Jahrhunderts angelegt und bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts gebraucht wurde. Dann wurde das zweite angelegt, auf Anordnung des Abtes Friedrich von Aich (1273—1325), welches nachweislich bis 1488 im Gebrauche stand. Der Werth dieses jüngeren Nekrologs wird aber wesentlich erhöht durch den Umstand, daß beinahe alle Namen aus dem ältesten Todtenbuche in dieses zweite übertragen wurden, so daß auch dieses weit mehr Namen enthält aus der Zeit vor und um 1300 als nach dieser; er ersetzt also das allerälteste beinahe vollkommen. Die Nekrologien geben auch die Mittel an die Hand, den sogenannten Bernhardus Noricus zu würdigen, da wir ein Document vor uns haben, das er selbst als eine seiner Quellen wiederholt citirt; auch wird die so oft ventilirte Frage, ob Sigmar oder Bernhardus der älteste Geschichtschreiber des Hauses sei, durch diese Aufzeichnungen ins rechte Licht gesetzt. Meine Ansicht hierüber, die von der Loserth's (Archiv LXXXIII, S. 347—445) abweicht, habe ich kurz skizzirt bei Bernhardus Custos (3. Febr. Anm.) und bei Sigmarus nbb. (5. Juli Anm.); eine eingehendere Auseinandersetzung behalte ich einer eigenen Arbeit vor. Nach dem soeben Gesagten scheint daher eine Drucklegung vorliegender Arbeit nicht ganz überflüssig zu sein. Die Arbeit geht an die historische Commission. — Das w. M. Hofrath Dr. A. Mussafia legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zur Kritik und Interpretation romanischer Texte. 15. Beitrag“ vor.

* Das Technikum Mittweida, eine staatlich beaufsichtigte höhere maschinen-technische Fachschule mit elektrotechnischem Institut, zählte im vergangenen 29. Schuljahr 1677 Besucher, die der Abtheilung für Maschineningenieure und Elektrotechniker, bezw. der für Werkmeister und Monteure angehörten. Die Geburtsländer der Besucher vertheilten sich auf alle 5 Erdtheile und die Altersgrenzen bildeten das 17. und das 58. Lebensjahr. Der

Digitized by Google

Unterricht des Wintersemesters beginnt am 15. October, Aufnahmen zu dem am 21. September beginnenden unentgeltlichen Vorunterricht finden von Mitte September c. täglich statt. Nähere Auskunft gibt das auf Verlangen von dem Secretariat des Technikums Mittweida kostenlos abgegebene Programm mit Bericht.

* Als vor Jahren sich die Kunde verbreitete, der altehrwürdige **Wormser Dom** habe im Laufe der Zeiten derart Schaden gelitten, daß er an manchen Stellen klaffende Risse zeige und die Befürchtung eines theilweisen Einsturzes des besonders baufälligen Westchores nahe läge, erregte dies allgemeines Bedauern. Laien und Architekten, Einheimische und Fremde nahmen infolge dessen an der Frage, wie dem Verfall des hehren Bauwerkes Einhalt gethan werden könne, gleichen Antheil, und mit Befriedigung wurde es aufgenommen, daß man in Worms selbst auf Anregung des derzeitigen Dompropstes, Geistlichen Raths Fehr, sich nicht müßig zeigte, die Wiederherstellung des großartigen romanischen Baues, an den sich ein gut Theil deutscher Sage und Geschichte knüpft, in die richtigen Wege zu leiten. Um die Mittel der **Wiederherstellung** zu beschaffen — das gesammte Vermögen des Domes beschränkte sich auf 51,000 M. — wurde, wie die „Köln. Ztg." berichtet, ein größeres Comité gebildet, in welchem die gesammte Wormser Bürgerschaft ohne Unterschied der Bekenntnisse angemessene Vertretung fand. Die Bausumme wurde auf eine Million veranschlagt. Hiezu bewilligten die hessischen Landstände 300,000 M.; der übrige Betrag ließ sich nur durch Lotterien decken. Eine hat bereits stattgefunden, doch drei solcher Lotterien hat man sicher noch nöthig, da noch 500,000 M. in der Baucasse fehlen. Eine weitere Schwierigkeit liegt auf der bautechnischen Seite. Mit der gründlichen Untersuchung der Schäden und ihrer Ursachen, sowie mit geeigneten Vorschlägen für die Wiederherstellung wurden Hofbaudirector v. Egle aus Stuttgart, Regierungsbaumeister Wilhelm Mayer aus Schwartau und Oberbaurath Dr. Müller aus Darmstadt betraut. Mit großer Mühe wurde von diesen die umfangreiche Arbeit vorgenommen und jeder bauliche Defect sorglich vermessen, wie zeichnerisch festgelegt. Die Ursache des vornehmlich baufälligen Zustandes des Westchors glaubten die Sachverständigen hiebei in einer fehlerhaften Anlage der sogenannten großen Rose, eines mächtigen Rundbogenfensters mit prächtiger Glasmalerei, gefunden zu haben, die allmählich eine auseinandertreibende Kraft geäußert hatte. Die Restaurirung erblickte man in einem keilförmigen Abbruch des Westchors. Währenddessen kam die Dombaufrage im Landtag zur Sprache. Der von dem Mitglied der Ersten Kammer, Frhrn. v. Heyl, gestellte Antrag, einen eigenen Kunstrath zu ernennen, der über die Art und Weise der Erhaltung des Wormser Domes zu befinden habe, wurde von Ständen und Regierung angenommen, worauf folgende acht Herren als Mitglieder des Kunstraths berufen wurden: Münsterbaumeister Prof. Dr. v. Beyer in Ulm, Geistlicher Rath Propst Fehr in Worms, Major à l. s. v. Heyl in Darmstadt, Conservator Geh. Rath Persius in Berlin, Prof. Frhr. v. Schmidt in München, Geh. Baurath Prof. Dr. Wagner in Darmstadt, Domcapitular Prälat Dr. Schneider in Mainz und Prof. Seidl in München. Diese traten am 16. August 1892 zu ihrer ersten Sitzung in Worms zusammen und besichtigten den Dom von neuem aufs gründlichste. Eine Bloßlegung des Westchorfundaments und eine geologische Prüfung des Baugrundes ließ den Kunstrath die Ueberzeugung gewinnen, daß mangelhafte Fundamentirung und ungünstige Bodenbeschaffenheit die Hauptschäden seien, die dem Dom im Laufe der Jahrhunderte verderblich geworden. Nach mannichfaltigen Meinungsverschiedenheiten, die besonders in der Sitzung vom 10. Sept. 1895 zum Ausdruck kamen, einigte man sich dahin, es solle von dem Abbruch des Westchors und der Vierungskuppel abgesehen und die Wiederherstellung nach vorausgegangener solider Abstützung der Vierungskuppel und Ausmauerung des Triumphbogens durch Auswechslung vollführt werden. Baurath Hofmann, der besonders für den Abbruch und den Wiederaufbau mit dem alten Steinmaterial sich aussprach, erklärte zu obigem Abschluß seine Zustimmung unter der Voraussetzung, daß die vorbezüge Ausmauerung des Triumphbogens und die Abstützung der Vierung keine neue Schwierigkeiten und Schäden ergäben. Gelängen diese Entlastungsmaßregeln nicht, so müsse weiteres beschlossen werden. Einstweilen wurde der Westchor vollständig äußerst solid eingerüstet. Diesen 15 Stockwerke hohe Gerüst, das bis zur Wölbung der Kuppel führt, erheischte allein 12,000 M. Sehr fleißig ist man inzwischen bereits im nördlichen Seitenschiff gewesen, wo beinahe an sämmtlichen Pfeilern die Auswechslung der Steine stattgefunden hat. Es arbeiten aber auch zur Zeit ständig an der Domrestaurirung 11 Steinmetze, 4 Maurer, 2 Zeichner und ein Werkführer. Verbaut wurden mit Hülfe dieses Personals bisher 92,337 cbm. rother Sandstein mit einem Gelaufwand von 112,297 M. Sehr vom Glück begünstigt war man bei den umfassenden Arbeiten durch Ermittlung genau desselben Sandsteins, mit welchem der ganze Dom ausgeführt zu sein scheint. Man fand dieses ausgezeichnete Material in den Brüchen von Tiefenthal bei Grünstadt im Leininger Thal der nahegelegenen bayerischen Pfalz. Die Wiederherstellung des Wormser Domes ist, wie aus dem Vorausgehenden ersichtlich, wohl im Werke, doch ist seine Wiedervollendung vor Ablauf eines Jahrzehnts kaum zu erwarten.

* **München.** In dem Geh. Rath Prof. Dr. **Philipp Ludwig R. v. Seidel**, der am 13. August nach längerem Leiden im 75. Lebensjahr starb, verlieren Universität und Akademie ein namhaftes Glied aus der Reihe ihrer Senioren. Er war viele Jahre lang Conservator der mathematisch-physikalischen Sammlung des Staats, ordentliches Mitglied der bayerischen Commission für die europäische Gradmessung, sowie der Reichscommission wegen des Venusdurchgangs. Seine Arbeiten umfaßten die Grenzgebiete der Mathematik, Physik und Astronomie und behandelten mit Vorliebe photometrische, dioptrische und andere Fragen der Optik.

* **Tübingen.** Der Professor Dr. v. **Kober** an der katholisch-theologischen Facultät der Universität ward seinem Ansuchen gemäß unter Anerkennung seiner vieljährigen treuen und vorzüglichen Dienste in den Ruhestand versetzt.

* **Leipzig.** Wie das „Tgbl." erfährt, ist die Erwerbung der werthvollen **Bibliothek Heinrich v. Treitschke's** für die **Stadt Leipzig** gesichert.

* **Berlin.** Privatdocent Dr. **Thoms** hat sachen mit Einverständniß und unter Mitwirkung der Professoren Engler, Fischer, Garcke und Warburg einen **Studienplan für Pharmaceuten** der Universität Berlin herausgegeben. — Ein wohl einzig dastehender Fall vollzog sich gestern bei einer **Promotion** in der medicinischen Facultät. Dem Doctorandus **Heemann Hennesberg** aus Magdeburg standen als Opponenten seine drei älteren Brüder gegenüber. Der eine ist Prosector am anatomischen Institut zu Greifswald, der zweite Assistent an der psychiatrischen Klinik in Berlin, der dritte Doctor der Philosophie. Dieser griff bei der dritten These ein, welche lautete: „Der Feuerbestattung gebührt vor der Leichenbeerdigung unbedingt der Vorzug". Die vier jungen Gelehrten sind Söhne eines verstorbenen Magdeburger Arztes. Der heutige Promotus erhielt im Diplom das Prädikat magna cum laude.

* **St. Petersburg.** Das russische Observatorium zu Pulkowo publizirt in der „Nowoje Wremja" ein Telegramm der von ihm zur Beobachtung der **Sonnenfinsterniß** nach dem Amur (Station Orlowskoje) entsendeten Expedition unter Leitung der Astronomen Bjelopolsky und Witram, wonach die Beobachtungen dort vollkommen gelungen sind.

* **Stockholm,** 13. Aug. Tel. Die Zeitung „Dagens Nyheter" erhielt die Mittheilung, daß **Nansen** und Lieutenant **Johannsen** in **Vardö** eingetroffen seien. Sie gingen auf dem Eise seit Herbst 1895, wo sie Nansens Schiff „Fram" verlassen hatten. Der englische Dampfer „Windward", welcher sie nach Norwegen führte, nahm sie in der Nähe des Franz Josefs-Landes auf. Es wird angenommen, der „Fram" werde nach der Ostküste von Grönland treiben. Nansen erreichte den Nordpol nicht, kam aber um viele Grad höher nach Norden als vor ihm irgend jemand. Der „Windword" war auf der Fahrt, um die Expedition Jacksons zu verproviantiren.

* **Vardö,** 13. Aug. Tel. **Nansen** und Lieutenant **Johannsen** verließen das Schiff „Fram" auf dem 84.° nördlicher Breite, um das Meer weiter nordwärts zu untersuchen, als der „Fram" vorgedrungen war. Die Expedition hat ihren Plan ausgeführt und hat sich nordwärts von den neusibirischen Inseln durch das Polarmeer durchgedrängt und das Gebiet bis zum 86.° 14' untersucht. Nördlich vom 82.° wurde kein Land mehr gesehen. Nansen und Johannsen wandten sich darauf südwärts nach dem Kaiser Franz Josefsland, wo sie überwinterten. Bärenfleisch und Walfischspeck war ihre Nahrung. Hier war es auch, wo sie Jacksa und seinen Dampfer „Windword" antrafen. Auf letzterem langten sie heute Nachmittag 4½ Uhr bei heftem Wohlsein in Vardö an. Nansens Schiff „Fram" wird in Vardö oder Bergen alsbald erwartet. Das Schiff hat sich als Eisschiff vortrefflich bewährt. An Bord ist alles wohl.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 17. August. Nummer 189.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896. II. Von Adolph Wagner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896.

Von Adolph Wagner.

II.

Auch die übrigen äußeren Verhältnisse unsrer Universität, die Zahl der Lehrkräfte, der Institute u. s. w. werden durch statistische Daten darüber gut illustrirt. Ich muß gleichwohl hier darauf verzichten, Sie mit vielen Angaben zu überschütten und damit zu ermüden. Weiß ich doch sehr wohl, daß das aufnehmende Sinnesorgan für Statistik nicht das Ohr, sondern das Auge ist. Nur einige größere Züge der erreichten Entwicklung will ich durch einige Zahlen illustriren und so charakterisiren.

Unsre Hochschule begann in ihrem ersten Jahre ihre Laufbahn unter ihren Schwesteranstalten mit einem Lehrkörper von 46 Personen, darunter 25 Ordinarien, 7 Extraordinarien, 14 Privatdocenten. Diese Anzahl war nach 20 Jahren, 1830—31, schon auf beinahe das Dreifache gewachsen, auf 121, nach den drei Kategorien der Lehrer 48—41—32. Von da an ging die Entwicklung einige Jahrzehnte lang, ja an vierzig Jahre bis in die siebziger hinein, verhältnißmäßig langsamer vorwärts, zumal bei den Ordinarien, während die Extraordinarien und vollends die Privatdocenten immerhin sich noch rascher vermehrten. Im Jahre 1870 zählten wir 168 Lehrer, 54 Ordinarien, 53 Extraordinarien, 61 Privatdocenten. Letztere hatten sich seit 1830—31 also fast verdoppelt, die Gesammtzahl der Lehrer aber nur um ½ erhöht. Gegen das erste Jahr der Universität hatte sie sich jedoch fast verdreifacht, indem die Docenten auf das mehr als Vierfache, die Extraordinarien auf mehr als das Siebenfache, die Ordinarien allerdings nur auf etwas über das Doppelte gestiegen waren.

Der gewaltige weitere Aufschwung in der Zahl der Lehrkräfte erfolgte erst seit jenem epochemachenden Jahre unsrer deutschen Geschichte, seit der Gründung des Reichs, ein Zeitpunkt, welcher sich in unsrer Universitätsgeschichte, wie in derjenigen der Stadt Berlin deutlich markirt. In diesem letzten Vierteljahrhundert sind unsre Lehrkräfte auf 345—347 angewachsen, haben sich somit seit 1870—71 mehr als verdoppelt. Die Zahl der Ordinarien stieg von 54 auf 86—88, der Extraordinarien, einschließlich der zahlreicher gewordenen (12) Honorarprofessoren, von 53 auf 92, der Privatdocenten gar von 61 auf 167, allein um das Zweiweidrittelfache. In den 85 Jahren des Bestehens der Universität ist also eine Versieben- bis achtfachung der Lehrkräfte, eine Verdrei- bis vierfachung der Ordinarien, eine Verdreizehnfachung der Extraordinarien, eine Verzwölffachung der Privatdocenten eingetreten.

Welche ungeheure Ausdehnung, Vertiefung, Specialisirung der Lehre wie der Forschung stellt diese Entwicklung dar! Wie viel hat dazu, das sei besonders betont, das Institut der Privatdocentur beigetragen und wie wesentlich sind dadurch, sowie durch die Extraordinariate die fast unvermeidlich vorhanden gebliebenen Lücken im Universitätsunterricht dankenswerth ergänzt worden! Die Vermehrung der Ordinariate, die doch die amtlichen Hauptträger des Unterrichts sind, ist ja eine erfreulich bedeutende, zumal wieder seit 1870, aber längst hätte sie allein für das Lehrbedürfniß nicht mehr ausgereicht.

Mit diesen Zahlen, bei denen ich ein für allemal die Lectoren und Sprachlehrer ausgeschlossen habe, steht Berlin jetzt unter den Universitäten des Reichs und allen übrigen deutschen, außer Wien, bei weitem an der Spitze, was den sich so documentirenden äußeren Umfang des Unterrichts anlangt. Leipzig mit 209 hat nicht zwei Drittel, München mit 172 nur die Hälfte so viel Lehrkräfte. Das Uebergewicht liegt aber hier wie gegen die anderen Universitäten vornehmlich in den Docenturen und Extraordinariaten, welche letztere nur in Leipzig auf nicht viel geringere Anzahl steigen als bei uns. In den Ordinariaten ist der Unterschied selbst gegen die kleineren Universitäten nicht so stark, begreiflicherweise. Doch übertrifft auch hierin Berlin selbst die Universitäten mit den zahlreichsten Ordinariaten, wie München (72), Leipzig und Bonn (67) immer noch um 12—17, die kleinste, Rostock (31), fast um das Dreifache. Nur Wien steht in der Gesammtzahl der Lehrkräfte gegenwärtig Berlin genau gleich (Winter 1895—96 344), übertrifft uns sogar um 10—12 Ordinariate und 19 Docenturen, steht dagegen an Extraordinariaten nicht unerheblich zurück.

Sehr verschieden ist freilich die Entwicklung der einzelnen Facultäten und innerhalb der Gruppen, welche man in der philosophischen Facultät unterscheiden kann. Ich muß mich hier aber vollends mit einigen summarischen Vergleichungen begnügen.

Die zwei ersten Facultäten, die theologische und juristische, stellen, in Hinsicht der Vermehrung des Lehrpersonals betrachtet, das mehr stabile Element gegenüber den beiden anderen, der medicinischen und philosophischen Facultät, dar, welche in dem viel stärkeren Wachsthum ihrer Lehrkörper als das mehr in Entwicklung begriffene, das fortschrittliche Element erscheinen. Darin spiegelt sich der Einfluß bekannter Verhältnisse deutlich ab, der stärkeren wissenschaftlichen Arbeitstheilung und Specialisirung, der Gewinnung neuer Forschungs- und Lehrgebiete, nicht zum wenigsten auch der immer größeren Entwicklung der inductiven Forschung, welche unvermeidlich mehr Arbeiter wie Lehrer bedarf. Vielleicht ist auch der eine oder andere geneigt, darin einen äußeren statistischen, selbst wieder erfahrungsmäßig „inductiven“ Beweis für den „Uebergang vom philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter“ zu finden, welcher sich seit der Gründung unsrer Universität vollzogen haben soll. Und in Einer Hinsicht nicht mit Unrecht. Denn es sind allerdings in den genannten beiden unteren Facultäten eben die theoretischen und praktischen naturwissenschaftlichen Fächer von einer immer größer ge-

wordenen Anzahl Lehrern vertreten. Indessen haben die geisteswissenschaftlichen Disciplinen in der philosophischen Facultät, die philologischen und besonders die historischen Fächer nach der Vermehrung der Lehrkräfte kaum eine geringere Entwicklung aufzuweisen: aus den gleichen Ursachen wie die naturwissenschaftlichen — größere Arbeitstheilung, stärkere Specialisirung, vermehrte und verbesserte inductive Forschung, Erringung neuer Forschungsgebiete auch hier.

Entsprechend der Sachlage war die Zahl der Lehrer in Berlin schon von Anfang an in den beiden „unteren" Facultäten größer als in den beiden anderen. Eine bedeutende relatioe Vermehrung will daher hier noch viel mehr besagen, die absoluten Zahlen sind noch beweiskräftiger.

Faßt man die Zahl der gesammten Lehrkräfte der beiden oberen und der beiden unteren Facultäten zusammen, so hat sich diese seit 1811 bei den ersteren von 8—12 auf 32 bis 1870, auf 45 bis 1896, bei den letzteren von 38 auf 136 und 800 gehoben.

Die Zahl der Ordinariate ist in diesen drei Perioden bei jenen von 6—8 auf 14 und jetzt auf 20, der Extraordinariate von 1 auf 10 und wieder um 10, der Docenturen von 1—2 auf 8 und 11 gestiegen; dagegen bei diesen, den Medicinern und Philosophen, sind die Ordinariate von 19 auf 40 und 68, die Extraordinariate (mit Honorarprofessuren) von 6 auf 43 und ca. 80, die Docenturen von 13 auf 78 und ca. 225 angewachsen. Auf die weiteren Einzelheiten, die sich nur für eine tabellarische Darstellnng eignen, kann ich hier nicht eingehen und will für die vier Facultäten bloß noch die Vermehrung der Ordinariate von 1811 bis 1870 und 1896 angeben. Sie stieg bei den Theologen von 3—4 auf 5 und 9, bei den Juristen von 3—4 auf 9 und 11, bei den Medicinern von 6 auf 13 und 15, bei den Philosophen aber von 13 auf 27 und 53. Von letzteren gehören doch nur 16 den Naturwissenschaften, 37 den Geisteswissenschaften (einschließlich Mathematik mit 4) an.

Erst eine Statistik der Vorlesungen und Uebungen selbst, specialisirt nach den einzelnen Wissenschaftsgebieten, würde einen vollen Einblick darein gewähren, was diese riesige Vermehrung der Lehrkräfte für die quantitative und doch auch mit für die qualitative Entwicklung des Universitätsunterrichts besagen will. Ich muß an diesem Orte verzichten, darauf einzugehen. Jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß eine solche Statistik noch viel erstaunlichere Thatsachen einer großartigen Entwicklung ergibt, als die bisher mitgetheilten Daten.

Dagegen will ich mich jetzt noch zu der finanziellen Seite der Entwicklung und zu den Instituten und Sammlungen wenden. Ausführungen, welche wiederum zeigen werden, wie auch bei einer Universität alles mit von der regelmäßigen Vermehrung der materiellen Hülfsmittel abhängt, feste Dotationen, auch solche, deren Erträge, wie bei Domänen, wohl ebenfalls wachsen, aber nicht mit der erforderlichen Regelmäßigkeit und Stärke, wie nach dem Humboldt'schen Plane, also nicht ausreichen können.

Natürlich ist mit der Vermehrung der Lehrkräfte auch das Erforderniß des persönlichen Aufwands für Besoldungen u. s. w. stark gestiegen. Aber trotz der bedeutenden und dankenswerthen Gehaltsverbesserungen, welche besonders in dem letzten Vierteljahrhundert, freilich nach den individuellen Antheilen in zu ungleichem Maße erfolgt sind, ist der gesammte Besoldungsaufwand nicht so stark gewachsen, als zu erwarten gewesen wäre. Denn die Universität verfügt in den Privatdocenten, von den wenigen Empfängern von Docentenstipendien abgesehen, und leider auch immer noch in der nicht unbedeutenden Zahl unbesoldeter Extraordinarien über ein starkes Contingent ihr unentgeltlich dienender Lehrkräfte.

So ist der Besoldungsetat der ordentlichen und außerordentlichen Professoren von 116,550 M. in 1811 auf 183,650 M. in 1834 und 321,000 M. in 1870, also immerhin fast auf das Dreifache gestiegen. Seitdem bis 1895/96 hat sich diese Summe aber wieder weit mehr als verdoppelt, auf 743,300 M., und mit Inbegriff der Wohnungsgelder sogar auf etwa 865,000 M. erhöht, das Zweidrittelfache von 1870, das mehr als Siebenfache der Summe von 1811, also die gleiche Steigerung wie die Zahl der Lehrkräfte, die doch zu $^4/_7$ unentgeltlich dienen.

Daraus ergibt sich schon, wie bedeutend die Durchschnittserhöhung der Besoldungen gewesen ist. Ich will auch darauf hier nicht weiter eingehen, als indem ich erwähne, daß gegen 1834, wo die Gehalte durchschnittlich etwas kleiner als 1811 gewesen sind, die Besoldungen der Ordinarien sich bis 1870 nicht ganz um ein Drittel erhöht, bis 1896 aber erheblich mehr als verdoppelt, diejenigen der besoldeten Extraordinarien sich bis 1870 um mehr als ein Drittel, bis 1896 aber um fast das Dreifache erhöht haben. Man wird danach, selbst abgesehen von den gleichfalls stark gestiegenen amtlichen Nebeneinnahmen aus Collegienhonoraren und Gebühren, eine sehr erhebliche durchschnittliche Verbesserung der materiellen Stellung der besoldeten akademischen Lehrer dankbar anerkennen müssen. Sie war besonders auch im letzten Vierteljahrhundert wohl wesentlich günstiger, als im höheren Civildienst des Staates.

Allerdings handelt es sich hier nur um die Vergleichung von Durchschnitten. Der mißliche verbliebene Punkt, in welchem keine durchgreifende Verbesserung eingetreten ist, liegt in der großen und wohl vielfach zu großen individuellen Differenzirung der Besoldungen und Bezüge, der zu weit auseinander gehenden Maxima und Minima. Wie bei dem allgemeinen socialökonomischen Problem der „Einkommenvertheilung" braucht auch hier nicht das Princip der Ungleichheit, wohl aber können das Maß der letzteren und die dieses bestimmenden Factoren meines Erachtens mit Recht bemängelt werden. Freilich hängt das mit der ganzen Frage des akademischen Besoldungssystems, des Honorarwesens und mit der einmal historisch entstandenen Verschiedenheit vom Besoldungssystem im sonstigen Staatsdienst zusammen. Erhebliche Mißstände sind da indessen kaum mehr zu leugnen, die Ungleichheiten der ökonomischen Lage unter sonst Gleichstehenden sind zu groß geworden. Passende Reformen, welche nicht nothwendig mit dem historisch Gewordenen brechen, wohl aber es modificiren müssen, werden schwerlich lange mehr ausstehen können und, wie ich glaube, zum Heile der Universitäten wie ihrer Lehrer ausfallen.

Sehr wichtig ist aber noch ein anderer finanzieller Punkt und die darin erfolgte Entwicklung, nämlich das Verhältniß des persönlichen Finanzbedarfs für die Lehrer zu dem Gesammtbedarf und namentlich auch zu dem wesentlich sachlichen Bedarf für die Institute und Sammlungen.

Anfangs kam, wie damals noch allgemein, der größte Theil des Universitätsfinanzbedarfs auf die Besoldungen der Professoren. Die allgemeine Verwaltung kostete wenig, die Institute und Sammlungen ebenfalls nicht viel. Bei Berlin standen letztere allerdings nicht alle auf dem Universitätsetat. Auch sind, wie in den älteren und noch den gegenwärtigen amtlichen Etats, so auch bei allen meinen Daten und Veranschlagungen Posten, welche bei einer ganz rationellen Rechnung eigentlich mit zu berücksichtigen wären, wie namentlich die erheblichen Nutzungswerthe der Amtsgebäude, hier nicht mit einbezogen. Kein unbedeutender Betrag wäre z. B. gleich für unser Universitätsgebäude einzusetzen, den ehemaligen Prinz Heinrich-Bau, den bekanntlich unsre Hochschule gleich bei ihrer Stiftung durch königliche Munificenz als Geschenk überwiesen erhalten hat.

Digitized by Google

Im Jahre 1811/12 kostete die Universität dem Staate 54,147 Thlr., davon die Gehalte der Professoren mit 38,850 Thlr. 71.8 Proc., die auf dem Etat der Universität stehenden Institute und Sammlungen mit 13,098 Thlr. 24.2 Proc. Im Jahre 1834, wo der Etat auf fast 100,000 Thlr., die Gehalte der Professoren auf 64,550 Thlr. gestiegen waren, erforderten die letzteren nur noch 64.6 Proc., die Institute ꝛc. mit 26,148 Thlr. 26.2 Proc., bei meist noch außerordentlich dürftigen Dotationen — bei der Universitätsbibliothek z. B. 500 Thlr.! Später, besonders seit der constitutionellen Zeit, werden die Etats vollständiger und rationeller, die Nebenetats einzelner Institute immer mehr auf den allgemeinen Universitätsetat gebracht. Die Daten sind aber eben deßhalb mit den älteren nicht ganz genau vergleichbar. Doch wird es ziemlich stimmen, wenn man für 1870 die Besoldungen ꝛc. auf 107,000 Thlr., den Aufwand für die Institute schon auf 89,000 Thlr. ansetzt, d. h. jene betrugen vom Gesammtbedarf nur noch 52.8, diese schon 40.1 Proc.

Seitdem ist aber ein gewaltiges Uebergewicht des Ausgabepostens für Institute und Sammlungen eingetreten. Im laufenden Etat (1896/97) betragen die Besoldungen ꝛc. des Lehrkörpers mit ca. 865,000 M. nur noch ca. 30.9 Proc., der unmittelbare specialisirte Aufwand für Institute und Sammlungen aber, zu dem noch manch anderes hinzutritt, beträgt 1,481,000 M. oder ca. 52.9 Proc. der Gesammtausgabe. Würde man gar für die Gebäudeanlagen und Einrichtungen der Institute, welche mit Geldern aus dem Extraordinarium des Staatshaushaltsetats bestritten worden sind, Zins- und Amortisationsbeträge einrechnen, so würde sich der Aufwand für diese Institute noch beträchtlich erhöhen und das erlangte Uebergewicht über den Besoldungsetat noch viel größer erscheinen.

Es ist von großem, nicht nur finanzstatistischem, sondern in der That auch von allgemeinem Interesse für die Kenntniß der Entwicklungsgeschichte unsrer Universitäten, genauer im einzelnen die eingetretenen Umänderungen zu verfolgen. Ganz ähnliche zeigen sich bei allen Universitäten. Es offenbart sich hierin eben auch die Wirkung eines bedeutsamen methodischen Umschwungs in der Pflege der Wissenschaften, in Forschung und Lehre. Doch muß ich, vollends hier im Rahmen dieser Rede, darauf verzichten, auf das Einzelne einzugehen und mich mit einigen Andeutungen begnügen.

Den Löwenantheil an dieser Steigerung des Bedarfs haben die naturwissenschaftlichen und medicinischen Institute und Sammlungen gehabt. Schon von 1834 bis 1870 ist der Staatszuschuß dafür (ohne botanischen Garten) um das 1½fache, seitdem bis 1896 wieder um das 5fache und seit 1834 mindestens um das 14fache, von rund 60,000 auf rund 840,000 Mark gestiegen. Bis 1870 war die Vermehrung stärker bei den naturwissenschaftlichen Instituten und Sammlungen, als bei den klinischen Instituten, seitdem ist es umgekehrt. Neben dieser Steigerung und den erreichten absoluten Beträgen fällt die erfreuliche Erhöhung der Dotation des dem allgemeinsten Universitätsinteresse dienenden Instituts, der Bibliothek, zwar absolut wie relativ schon ins Gewicht. Ihr Etat ist von 1500 M. 1834 bis auf 10,500 in 1870 und auf 56,000 M. jetzt gestiegen. Aber allein z. B. das Museum für Naturkunde erheischt mehr als das Dreifache dieser Summe.

Hoch erfreulich ist sicherlich die Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Seminare und Institute. Der Aufwand dafür, der 1870 kleiner war als schon 1834, hat sich seit 1870 immerhin verdreifacht, die Zahl der Institute ist von 4 auf 16 gestiegen, diese kosten aber jetzt zusammen immer noch nicht 18,000 M., ein Betrag, der fast von jedem einzelnen naturwissenschaftlichen und medicinischen Institut meist weit überschritten wird. Die Dotationen einzelner geisteswissenschaftlicher Institute sind immer noch winzig, diejenigen des theologischen, philologischen und mathematischen Seminars sogar kleiner als schon 1870 und früher. Nur das etwas apart stehende orientalische Seminar, das zugleich praktischen Zwecken dient, hat einen Etat von circa 100,000 M., welcher sich mit demjenigen naturwissenschaftlicher und medicinischer Institute vergleichen läßt.

Die ungeheure Steigerung des Finanzbedarfs dieser Institute ist besonders deßwegen bemerkenswerth, weil sie offenbar großentheils eine Folge des Umschwungs und Fortschritts der Naturwissenschaften aus der speculativen in die exacte inductive Forschungsrichtung ist. Die ganz anderen Anforderungen, auch bezüglich der methodischen Ausbildung der Schüler, hängen damit zusammen. Je mehr andere Wissenschaften sich in ähnlichen Bahnen bewegen, desto mehr wird hier principiell ähnliches geboten sein. Die Entwicklung der geisteswissenschaftlichen Seminare und Institute ist ein Beleg hiefür, aber auch in nationalökonomischer Hinsicht ist diese Entwicklung bemerkenswerth: auch für den Wissenschaftsbetrieb sind nunmehr bedeutendere capitalistische Hülfsmittel, größere stehende Capitalanlagen, mächtigere technische Apparate nothwendig, eine Mitfolge und wieder eine Bedingung des Fortschritts der Wissenschaft. Die „reine" Geistesarbeit reicht hier so wenig mehr aus, als die bloße Handarbeit in der Wirthschaft. Daher denn in den großen naturwissenschaftlichen Instituten ein capitalistisches Seitenstück zu den fabricativen Großbetrieben.

Und nebenbei — ein Beweis, daß der Dichter Unrecht hatte, wenn er seinen Faust sagen läßt:

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Sie hat es sich eben doch mit solchen Mitteln abzwingen lassen und thut es täglich mehr.

Gewiß ist der große steigende Finanzaufwand für naturwissenschaftliche und medicinische Institute durchaus gerechtfertigt. Er ist auch eminent productiv, selbst im eigentlich wirthschaftlichen Sinne, man braucht nur an die Rückwirkung der Fortschritte der wissenschaftlichen Chemie und Physik auf die Industrie, auf das öffentliche Gesundheitswesen zu denken. Unsern Laboratorien verdankt unsre chemische Industrie ihre heutige Weltstellung.

Aber immerhin führt gleichwohl diese Steigerung des Bedarfs auch wieder zu neuen Finanzproblemen hinsichtlich seiner Deckung. Schon in der alten Einrichtung der Collegienhonorare, im bisherigen Gebührenwesen der Universitäten wird in richtiger Weise nach dem finanzwissenschaftlichen Begriff und der Function der „Gebühren" ein nicht unerheblicher Theil des Kostenaufwandes der Einrichtungen den unmittelbaren Nutznießern und Veranlassern zur Tragung zugeschoben — denn auch bei den Honoraren und Gebühren ist die Berechtigung einer Zahlungspflicht ganz außer Frage, fraglich nur etwa das Ob und Wie und Wieviel des privaten Bezugsrechts. — Jetzt entsteht mit Recht bei den so kostspielig gewordenen Instituten die Frage, ob nicht auch hier in erhöhtem Maße oder ganz neu die Studenten in Gebührenform zur Kostendeckung mit herangezogen werden sollten. Ich glaube, im Princip wäre das unbedingt zu bejahen, auch wohl mit dem Unterschied geringerer Belastung der deutschen Reichsangehörigen, stärkerer der Ausländer.

Alsdann würden sich auch wohl leichter Mittel für die geisteswissenschaftlichen Interessen finden. Einstweilen müssen sich die diesen dienenden Institute immer noch mit

den Brosamen begnügen, welche für sie nach Befriedigung der Ansprüche der naturwissenschaftlichen Anstalten abfallen.

Schon länger wird durch die steigenden Einnahmen „aus eigenem Erwerb", d. h. aus Gebühren u. dgl., welche in die Staatscasse fließen, in Berlin wie in den anderen preußischen Universitäten eine erhebliche Quote des Kostenaufwandes gedeckt, gegenwärtig von dem specialisirt im Etat nachgewiesenen Aufwand Berlins ein Sechstel (448,191 M. von 2,647,636), bei allen preußischen Universitäten sogar ein Sechstel bis ein Fünftel (2,124,170 M. von 11,417,345). Es ist billig, daß diese Quote noch wächst.

Aber durch Gebühren kann und darf immer nur ein solcher Theil der Kosten öffentlicher Einrichtungen zur Deckung gebracht werden, welcher nach billiger Abwägung dem Sonderinteresse der unmittelbaren Benutzer entspricht. Bei Anstalten wie Universitäten wird immer das allgemeine öffentliche Interesse an Pflege der Wissenschaft, an Verbreitung wissenschaftlicher Bildung voranstehen. Das hat auch seine wichtigen Consequenzen für die Kostendeckung. Soweit nicht Einnahmen aus eigenem Vermögen, wie in Preußen in bedeutendem Maße ja nur bei Greifswald, oder aus Stiftungs- und Specialfonds, wie bei Göttingen und Halle, zur Verfügung stehen, kann und darf sich der Staat dem nobile officium nicht entziehen, für seine Universitäten erhebliche und nach den Bedürfnissen unvermeidlich stark steigende Mittel aus seinen eigenen Cassen zur Verfügung zu stellen.

Dankbar haben wir beim Rückblick auf die Geschichte unsrer Universität anzuerkennen, daß der preußische Staat diese Pflicht in reichem Maße erfüllt hat. Das Wohlwollen unsres Königshauses und unsrer Staatsmänner ist der Schöpfung König Friedrich Wilhelms III. immer gewahrt geblieben. In den bedrängten ersten Zeiten ist geschehen, was irgend möglich war. Als die Zeiten wieder besser geworden, in der Periode von 1815 bis 1870, ist trotz der im ganzen immer noch knapp bleibenden Finanzlage für die Universität schon immer mehr vom Staate geleistet worden. Und als nach 1870 die Finanzen mit dem ganzen wirthschaftlichen und politischen Leben in eine neue großartigere Entwicklungsperiode von Dauer eintraten, ist das in der immer besseren Dotation auch unsrer Universität zu gute gekommen. Nicht aber etwa auf Kosten unsrer Schwesteranstalten, wie mitunter wohl einmal getlagt worden ist, im Gegentheil, zumal im letzten Vierteljahrhundert, sind auch diese in ähnlich bedeutendem und immer wachsendem Maße durch Staatszuschüsse besser ausgestattet worden. Man kann höchstens, aber nicht einmal ganz allgemein, sagen, daß Berlin relativ noch mehr erhalten hat, obwohl das für die Universität in der Reichshauptstadt sich an sich schon hätte billigen lassen und aus rein ökonomischen Gründen auch der gleiche Personal- und Realbedarf hier höhere Geldsummen zur Deckung braucht.

Ein paar Zahlen wenigstens für Berlin will ich mir zum Belag noch gestatten. Berlin kostete, und zwar fast ganz an Staatszuschuß 1812 in unserm heutigen Gelde 162,626 M., 1820 241,322, 1834 299,538, 1870 nur an Staatszuschuß 641,003 M., im ganzen 665,049 M., eigentlich einige Tausend mehr, die sich aus allgemeinen Fonds nicht genau ausscheiden lassen. Bis 1896 ist dieser Staatszuschuß auf 2,194,666 M., einschließlich der Antheile am allgemeinen Universitätsfonds im Etat wohl auf über 2½ Mill., der ganze Aufwand auf 2,647,636, bezw. auf 2.8 Mill. M. gestiegen. Die Universität kostete dem Staate schon 1870 viermal so viel als anfangs, 1896 aber wieder mehr als viermal, an Staatszuschuß allein dreimal so viel als 1870, über siebzehnmal so viel als 1812. Wo wären wir mit der geplanten Domänendotation hingekommen, auch wenn wir die erfolgte starke Ertragssteigerung der Domänen genossen hätten?

Die anderen preußischen Universitäten sind aber nicht vernachlässigt worden. Das läßt sich statistisch genau nachweisen, namentlich auch für diejenigen der neuen Provinzen. Doch constatire ich das hier nur als unzweifelhafte Thatsache durch die eine Zahlenvergleichung, daß der Staat 1870 für die neun anderen Universitäten circa 2, 1896 dagegen circa 6.04 Mill. M. zuschoß, ebenso wie bei Berlin das Dreifache; fernere Angaben würden zu weit führen.

Ist aber etwa daneben vom Staate das übrige öffentliche Unterrichtswesen weniger bedacht worden? Durchaus nicht! Das zeigt schon die Entwicklung des ganzen Etats des Ministeriums für Cultus und Unterricht, welcher zwar, zumal neuerdings, auch für den Cultus viel größere Summen umfaßt, aber doch vornehmlich den Unterricht betrifft. Er ist von 6 Mill. M. 1820 auf 18.8 Mill. 1870 und 109.7 Mill. 1896 gestiegen, das Sechsfache seit 1870, das mehr als 18fache seit 1820! In der neuesten Zeit ist es namentlich der jetzt zum erheblichen Theile direct vom Staat übernommene Finanzaufwand des Staates selbst für die Grundlage alles Unterrichtswesens, die Volksschule, welcher so ungemein gewachsen ist. Er beträgt jetzt 66 Mill. Mark, fast 8mal so viel als für die Universitäten, gegen nur 3.63 Mill. M. in 1870. Und auch das mittlere Unterrichtswesen, Gymnasien ꝛc., ist wahrlich nicht zu kurz gekommen. Im Staatshaushaltsetat standen dafür 1870 nur 1.71 Mill. M., jetzt 8.34 Mill. M. Das fast Fünffache.

Zeigt das alles das fortgesetzte Interesse unsrer Unterrichtsverwaltung und ihrer unmittelbaren Leiter, so doch auch, daß unsre Finanzverwaltung den Bedürfnissen entgegengekommen ist. Dabei habe ich nicht einmal von den großen Extraordinarien gesprochen.

Aber der beste Wille der Regierung wäre machtlos gewesen, wenn eben die Deckung der Finanzbedürfnisse auf dem Unterrichtsgebiete nicht ermöglicht worden wäre durch eine entsprechende Entwicklung der Finanzmittel des preußischen Staates, des Deutschen Reichs. Diese Entwicklung aber war wieder die Frucht des kolossalen Aufschwungs unsrer deutschen Volkswirthschaft, seit der Friedenszeit von 1815, seit der Gründung des Zollvereins 1834, vor allem aber seit der politischen Machtentwicklung in den Jahren 1866—71 und der Gründung des Reichs. Soweit der Aufschwung unsrer Hochschule von materiellen Factoren mit abhing, ist dieses Zusammenhangs stets vor allem und mit Dank zu gedenken.

Auch heute hört man freilich wohl noch, wenn auf die nunmehr so weit größeren Verwendungen des Staates für ideale Zwecke hingewiesen wird, nicht selten die Gegenbemerkung: recht schön, aber was will das alles sagen gegen die ungeheuren Finanzmittel, welche der „Militarismus" immer noch und beständig auch in Friedenszeit verschlingt? Welche Summen könnten erst der geistigen wie der materiellen Cultur zufließen, wenn man an diesem „unproductiven" Aufwande mehr sparte!

Nun gewiß, noch immer wie seit den Tagen des Großen Kurfürsten und der ersten preußischen Könige ist der Heeresetat, dem jetzt, und glücklicherweise, auch noch ein mächtiger Flottenetat zugesellt ist, der größte Posten für einen staatlichen Einzelzweck im Staats- und Reichsbudget. Trägt endlich davon auch das außerpreußische Deutschland seinen gebührenden Antheil mit, auf Preußen im heutigen Umfange kommen immer noch 60 Procent davon. Aber beim Rückblick auf frühere Zeiten ist der gesammte staatliche Aufwand für die „Civilverwaltung" im weiteren Sinne, den eine verbreitete, freilich viel zu enge

Digitized by Google

Auffassung gern allein als einigermaßen „productiv" gelten läßt, gegenwärtig doch an sich, absolut wie im Verhältniß zum Militäretat, viel bedeutender geworden und nimmt er eine weit größere Quote von der ganzen Nettoausgabe ein, als jemals früher. Die über 89 Mill. M., welche im preußischen Etat jetzt der öffentliche Unterricht, die Pflege der Wissenschaft und Kunst, selbst ohne Einrechnung mancher weiteren Posten in anderen Etatstiteln, kostet, fallen auch als absoluter Betrag dem Militäretat gegenüber ins Gewicht. Diese Summe ist jetzt mehr als ein Viertel des letzteren, 1820 war der ganze staatliche Cultus- und Unterrichtsetat noch nicht ein Elftel der Kosten des Heeres. Die Steigerung jener Ausgabe ist in den letzten Jahrzehnten, seit 1870, relativ erheblich stärker als beim Militäretat gewesen, das 7—8fache, und mit längeren Perioden verglichen, gestaltet sich das noch günstiger. Dem schon erwähnten Wachsthum des Etats unsres Cultusministeriums von 1820—1896 um das 18fache entspricht nur ein Wachsthum des Militäretats (inclusive jetzt des Flottenantheils) in derselben Periode für die preußische Quote um das $4^1/_2$fache im Ordinarium (von 68.4 auf 316.6 Mill. Mark), selbst unter Einrechnung des Extraordinariums (62.8 Mill. M.) nur um das $5^2/_3$fache. Nicht nur absolut, sondern auch vergleichsweise wird also heute viel mehr als vor ein, zwei und drei Menschenaltern vom Staate für die eminentesten Culturzwecke aufgewandt.

Aber wäre selbst diese Entwicklung weniger günstig geblieben, könnten wir leugnen, daß es im Volks- und Staatsleben noch Interessen gibt, welche sogar so hochwichtigen, wie denen des Unterrichtswesens noch vorangehen und für welche daher doch die Finanzmittel des Staates immer in erster Linie und in noch stärkerem Maße in Anspruch genommen werden müssen? Sind die nothwendigen Ausgaben für Sicherheit und Macht und Ehre des Staates und damit des Volkes nicht auch die Voraussetzung für die Entwicklung und Pflege der Volkswirthschaft, der Cultur, der geistigen, der idealen Interessen? Gehören diese Ausgaben nicht gerade auch deßhalb, richtig aufgefaßt, im nothwendigen Umfang wenigstens, zu den allerproductivsten? Wie Sicherheit und Macht des Staates immer das erste Anliegen bleiben, allem anderen vorangehen, hat ein alter „liberaler" Nationalokonom, unser großer Adam Smith, selbst niemals verkannt, dadurch, wie überall seine Epigonen um Haupteslänge überragend. Sein berühmtes Urtheil über die Navigationsacte beweist dies.

Der hohenzollernsche brandenburgisch-preußische Staat hat mit keinem anderen deutschen oder europäischen oder sonstigen den Vergleich hinsichtlich seiner Culturpflege zu scheuen. Wenn er aber seit bald einem Vierteljahrtausend und noch heute doch immer vor allem seine Wehr und Waffen blank, sein Pulver auf der Pfanne trocken hielt und dadurch lange Zeit genöthigt ward, ob des Aufwandes dafür manch Bedürfniß der Culturpflege, des Unterrichts zurücktreten oder nur schwächer befriedigen zu lassen, so glaube ich, dürften wir Angehörige der Berliner Universität die letzten sein, die das beklagen und tadeln, müssen gerade wir die ersten sein, die das rühmen und um so dankbarer anerkennen, was in materieller Hinsicht trotzdem von Anfang an für unsre Hochschule von diesem Staate geschehen ist.

Dieser Staat hat uns eben doch noch viel Werthvolleres gegeben, als nur die erforderliche materielle Unterstützung. Er hat uns ein großes, mächtiges Vaterland wiedergegeben, dem anzugehören Freude und Stolz ist. Damit hat er unsrer Universität die idealen Existenz- und Gedeihensbedingungen gesichert, welche eine solche Anstalt ebenso wenig, ja noch weniger zu ihrer Entwicklung und Blüthe entbehren kann, als die materiellen.

Dieser preußische Staat, seine Dynastie, seine Regierung haben uns in den ersten Jugendjahren unsrer Hochschule, allen anderen deutschen Staaten, Dynastien und Regierungen weit voran, die Befreiung von der Fremdherrschaft gebracht. Sie haben uns im letzten Menschenalter aus der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" emporgeführt, unser deutsches Volk wieder mächtig und gesichert gemacht, mit berechtigtem nationalen und politischen Selbstgefühl erfüllt. Erst dadurch hat unser geistiges, unser wissenschaftliches Leben die richtige Grundlage gesunder Entwicklung erlangt, die es dafür ebenso nothwendig als unser wirthschaftliches Leben braucht. Und nur auf dieser Grundlage konnten auch die für die Pflege der Wissenschaft und ihrer Lehranstalten einmal erforderlichen wirthschaftlichen Hülfsmittel dauernd gesichert werden.

Wie ähnlich in Sinn, Geist und Ziel die zündenden „Reden an die deutsche Nation", welche am Beginn unsres Jahrhunderts, fast an der Wiege unsrer Universität, einst Fichte, und die nicht minder zündenden, welche am Schluß unsres Jahrhunderts, im Zeitpunkt der vollen Entwicklung unsrer Hochschule, unser Heinrich v. Treitschke in seinen öffentlichen Vorlesungen, bei unsern akademischen Festacten hielt, wie noch zum letztenmale unvergeßlich bei jener herrlichen Feier vor Jahr und Tag! Auch auf Treitschke darf man das Urtheil anwenden, das damals selbst ein Gentz über Fichte fällte: „So groß, so tief und stolz hat fast noch niemand von der deutschen Nation gesprochen." Doch wie anders die Grundstimmung des großen idealistischen Philosophen, der in bohrendem patriotischen Schmerze den Muth nicht verloren hatte, begeistert und begeisternd zu seiner Nation zu sprechen, obwohl er auf Jena und Tilsit hinblicken mußte, — und des großen idealistischen Historikers, der in hochgemuthem patriotischen Stolze nicht minder begeistert und begeisternd seine Studenten, sein Volk auf Sedan, Versailles und Frankfurt hinweisen konnte! Da spiegelt sich die Geschichte unsres Staates in den Reden der besten Männer auf unsern Kathedern.

„Der Staat muß an geistigen Kräften ersetzen, was er an physischen verloren." Unter diesem Wahlspruch gründete Friedrich Wilhelm III. unsre Universität. Aber wie im menschlichen Einzelleben, so bedingt sich auch in den menschlichen Institutionen, auch in deren höchster, dem Staate, Physisches und Geistiges gegenseitig. Gottlob, der Staat Friedrich Wilhelms III. hat selbst schon wieder auch an physischen Kräften reichlich gewonnen, was er einst verloren, und der Staat seines großen Sohnes hat den Bau zur Vollendung gebracht. Wie hat das aber wieder mächtig auf die Entwicklung der geistigen Kräfte rückgewirkt! Zeuge deß ist unter vielen auch die großartige Entwicklung und innere Blüthe unsrer alma mater Friderica Guilelma.

Gewiß, die Lehrer der Berliner Universität haben von der Gründung an bis heute ihre Pflicht zu erfüllen, der Erwartung, mit welcher ihr König, seine Staatsmänner, vor allem der edle Wilhelm v. Humboldt, in schwerster Zeit an die Gründung der Universität gingen, Ehre zu machen gesucht. Und der Erfolg war mit ihnen. Das hat die Geschichte unsrer Universität bewiesen.

Aber darüber werden wir uns alle nicht täuschen wollen: unsre Universität wäre niemals das, was sie heute ist, bloß aus eigener Kraft der Lehrer geworden — so wenig als unsre Stadt Berlin sich rein durch sich, durch ihre tüchtige, intelligente und fleißige Bevölkerung, ihre treffliche communale Verwaltung, aus dem slavischen Fischerdorf und dem Landstädtchen noch des Großen Kurfürsten zu ihrer heutigen Größe entwickelt hätte, wäre nicht der Staat der Hohenzollern aus des heiligen römischen Reichs Sandbüchse zu dem mächtigen neuen Deutschen Reiche deutscher Nation emporgewachsen. Dadurch sind für unsre Stadt

Digitized by Google

und unsre Universität erst die Bedingungen geschaffen worden, welche beider Entwicklung zur Weltstadt und zur Weltuniversität möglich gemacht haben.

Dankbar wollen wir deß heute am Stiftungsfeste unsrer Universität, am Geburtstage ihres Gründers, Friedrich Wilhelms III., im ersten Jubiläumsjahre des neuen Deutschen Reiches gedenken.

Aus den Tagen von Jena und Tilsit datirt nach Sturz und Demüthigung des fridericianischen Staats doch auch schon die Wiedererhebung dieses Staates und unter den Mitteln dazu befindet sich die Errichtung unsrer Universität. Nachdem Leipzig und Belle-Alliance diesem Staate seine frühere Stellung gestärkt und verbessert, unter glücklichem Ersatz definitiv verlorenen polnischen durch altes kerndeutsches Gebiet, wiedergegeben, blühte diese Universität bald auf und erringt schon eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle unter den deutschen Schwestern. Als auf den böhmischen und fränkischen Gefilden der preußische Staat die Suprematie in Deutschland, auf den französischen Schlachtfeldern die Vormachtstellung in Mittel- und Westeuropa errungen; als nach dem Worte unsres Leopold Ranke die nothwendig gewordene Fortführung des Krieges auch nach Sedan „gegen Ludwig XIV." das einst geraubte Straßburg in denselben Septembertagen, wo es 189 Jahre zuvor schmählich verloren gegangen, an Deutschland zurückgebracht und Metz, das einst Karl V. „den Tanz versagt", mit der letzten und größten kaiserlich französischen Armee vor Friedrich Karl capitulirt hatte — auch zur Sühne eines schweren Tags preußischer Geschichte, an demselben 24. October, wo 64 Jahre zuvor Napoleon I. durch das Brandenburger Thor triumphirend eingezogen, — als im Versailler Kaiserschloß jenes vierzehnten Ludwig, des Verwüsters der Pfalz, des Zerstörers unsrer Kaisergräber, die deutsche Kaiserproclamation erfolgt war und Preußen dem neuen Deutschen Reich zum Ersatz für die österreichischen ausgeschiedenen Gebiete als Morgengabe die Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, Schleswig-Holstein geschenkt und als neue mit den deutschen Verbündeten gemeinsam erworbene Errungenschaft die alten westlichen Grenzmarken Elsaß und Lothringen zugebracht hatte, — da, nach diesen weltgeschichtlichen Ereignissen, kommt in und mit dem neuen Deutschen Reich auch die neue Aufschwung- und Blüheperiode unsrer Stadt Berlin und unsrer Friedrich Wilhelms-Universität.

Berlin wird Reichshauptstadt, Mittelpunkt deutscher wirthschaftlicher und geistiger Cultur, die größte Industriestadt Deutschlands, ja fast der Welt, wird eine der großen welthistorischen Metropolen, in denen die Völkergeschicke entschieden werden, und darf seinen Namen an Athen und Rom, an Konstantinopel und Petersburg, an Wien, Paris, London und New-York reihen, unter den modernen dieser Städte schon eine führende Stellung einnehmend. Und unsre Universität erringt die Centralstellung unter den deutschen Hochschulen, eine der vordersten Stellen unter den Universitäten aller Zeiten, wird Weltuniversität.

Alles mit die Reflexe der gewaltigen Geschichte des Hohenzollernstaates, der seit jenem furchtbaren Kriege, welcher Deutschlands Untergang zu besiegeln schien, alle jene an Polen, Schweden, Dänen, Franzosen verlorenen Küsten-, Strom- und Grenzgebiete uns in blutigem, sorgsam im Frieden vorbereiteten Völkerringen wiedererworben und durch die leidige, aber nothwendige Trennung von Oesterreich Deutschland sich selbst wiedergegeben hat. Wo so gesundem, nationalem Leben vorgearbeitet, der Acker für die Saat und die friedliche Culturarbeit so vorbereitet wurde, konnte Stadt und Universität wohl gedeihen.

Aus winzigen Anfängen ist unsre Stadt Berlin, aus kleinen unsre Hochschule, aus unbedeutenden auch unser Hohenzollernstaat hervorgegangen. Wenn Stadt, Universität und Staat heute dieser ihrer Anfänge gedenken, auf ihre Geschichte zurückblicken, so sollen sie alle nicht stolz werden ob des Erreichten. Dankbar vielmehr und demüthig und mit den größeren Aufgaben auch ihrer größeren Pflichten bewußt, mögen sie, wie unser edler und bescheidener Kaiser Barbablanca im Augenblick seines höchsten Triumphes am Tage von Sedan, bekennen: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!"

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der mathemntisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 21. Mai. Der Commandant S. M. Schiff „Pola", Linienschiffs-Capitän Paul Edler v. Pott, übersendete aus Suez, dt. 5. Mai, folgenden kurzgefaßten Reise- bezw. Thätigkeitsbericht der wissenschaftlichen Expedition S. M. Schiff „Pola" in das Rothe Meer im Jahe 1895/96. Das S. M. Schiff „Pola" für die Tiefseeforschung ꝛc. zugewiesene Arbeitsgebiet umfaßte den nördlich des Parallels von Djiddah gelegenen Theil des Rothen Meeres, den Golf von Suez und den Golf von Akaboh. Die Reise wurde am 6. Oct um 7½ Uhr Abends von Pola aus angetreten, und führte zunächst über Port Said durch den Suez-Canal am 18. Oct. nach Suez. Nach Beendigung der dortselbst auszuführenden Stationsbeobachtungen und Ergänzung der Lebensmittelvorräthe Suez am 25. Oct. Mittags wieder verlassend, wurde zunächst noch „Brother Island" und Koseir und im weiteren Verlaufe dann zum südlichsten Endpunkt des Arbeitsgebietes Djiddah gesteuert; Ankunft daselbst am 2. Nov. Sowohl auf Brother Island, als wie in Koseir und Djiddah wurden meteorologische Beobachtungsstationen eingerichtet und überdies auf zwei Stationen, und zwar auf der erste und letztgenannten, die Stationsbeobachtungen durchgeführt. Als Beobachter auf den meteorologischen Stationen wurden der Vorstand des Leuchtfeuers Johnson auf Brother Island, der Sanitätsdirector Dr. Fronista in Koseir und der türkische Linienschiffsfähnrich Farut Effendi (letzterer durch Vermittlung des commandirenden türkischen Vice-Admirals Saml Pascha) bestellt. Auf Brother Island sowie in Koseir-Djiddah wurden täglich dreimal die meteorologischen Terminbeobachtungen ausgeführt. Während der Fahrt von Suez nach Djiddah wurde siebenmal gelothet, viermal gedredscht und einmal mit dem Tannernetz gefischt. Am 12. Nov., d. i. nach programmmäßigem zehntägigen Aufenthalt in Djiddah, Beginn der ersten Kreuzung (südlichster Abschnitt des Arbeitsgebietes im Rothen Meer). Dauer 26 Tage — während derselben wurde 17mal gelothet, 10mal gedredscht, 3mal mit dem Tannernetze gefischt und die Landbeobachtungsstationen: Mersa Halaib, Sct. Johns Island, Berenice und Rodegh angelaufen und absolvirt. Am 7. Dec. Ende der Kreuzung und Rückkehr S. M. Schiff nach Djiddah. Am 20. Dec. nach zwölftägigem Aufenthalt im Hafen: Beginn der zweiten Kreuzung (mittlerer Abschnitt des Arbeitsgebietes im Rothen Meere). Dauer 32 Tage — während derselben 15mal gelothet, 9mal gedredscht, 1mal mit dem Tannernetz gefischt und die Landbeobachtungsstationen Djemdn, Scherm Scheich (an der ägyptischen Küste), Hassani, Mersa Dhiba, Ei Wedge, beziehungsweise Scherm Habbon und Koseir angelaufen und absolvirt. Im Vorüberfahren wurde auch die meteorologische Station auf Brother Island inspicirt. Am 21. Jänner Schluß der Kreuzung und Ankunft S. M. Schiff in Suez. Am 3. Februar nach 13tägigem Aufenthalt im Hafenbassin von Port Ibrahim (Suez) Beginn der dritten Kreuzung (nördlicher Theil des Arbeitsgebietes im Rothen Meer). Dauer 21 Tage. Während derselben 11mal gelothet, 7mal gedredscht, 1mal mit dem Tannernetz gefischt und die Beobachtungsstation Roman Island, Safaja Island, beziehungsweise Ras Abu Samer und Shadwan angelaufen und absolvirt. Am 22. Februar Ende der Kreuzung und Rückkehr S. M. Schiff nach Suez. Am 4. März nach 11tägigem Aufenthalt in Suez Beginn der vierten Kreuzung (Golf von Suez). Dauer 16 Tage. Während derselben 6mal gelothet, 2mal gedredscht und die Landbeobachtungsstationen Ras Mattap, beziehungsweise Abu Zemina, Ei Tor, Ras Gharib und Zafarana angelaufen und absolvirt. Am 20. März Ende der Kreuzung und Rückkehr S. M. Schiff nach Suez. Am 31. März nach 11tägigem Aufenthalte in Suez Beginn der fünften Kreuzung (Golf von Akaboh), Dauer 30 Tage. Während derselben 42mal gelothet, 5mal gedredscht und die Land-

Digitized by Google

beobachtungsstationen Dahab, Nawibi, Alabah, Bir il Maichlsa, Scherm Mnjavar, Senafir und Scherm Scheich (an der Südspitze der Sinai-Halbinsel) angelaufen und absolvirt. Am 29. Abends Ende der Kreuzung und Rückkehr S. M. Schiff nach Suez, behufs Vornahme der Schlußbeobachtungen derselbst und nach Beendigung derselben Rückkehr nach Pola. Die Stationsbeobachtungen bestanden in astronomischen Orts- und Zeitbestimmungen, in magnetischen Beobachtungen (Declination, Inclination und Intensität) und in Schwerebestimmungen mittelst Pendelbeobachtungen. Pelagisch wurde, so oft sich hiezu die Gelegenheit ergab, gefischt und wo es die Bodenverhältnisse der Häfen nur gestatteten, auch mit dem Zug- und Stehgarne gearbeitet. Außerdem wurden, wo es angezeigt erschien, Hafenaufnahmen ausgeführt, und zwar wurden die Ankerplätze von Mersa Halaib, Scherm Scheich, Mersa Dhiba, Scherm Habbau, Roman Island, Dahab, Nawibi, Alabah und Scherm Schich mit Scherm el Moja (an der Südspitze der Sinaihalbinsel) aufgenommen. Zurückgelegt wurden im ganzen bis zum 29. April, das ist bis zur Rückkehr S. M. Schiff nach Suez, 6135 Seemeilen; hievon entfallen 1270 Meilen auf die Reise von Pola nach Port Said, 85 Meilen auf den Suezcanal und 4780 Meilen auf das eigentliche Arbeitsgebiet. Die längeren Aufenthalte in den Basisstationen Djeddah und Suez dienten theils zur Vornahme der Stationsbeobachtungen, beziehungsweise Erneuerung der astronomischen Zeitbeobachtungen, theils zur allgemeinen Maschinen- und Kesselreinigung, sowie auch zur Completirung der Maschinenbetriebsmaterialien und der Lebensmittelvorräthe. Die wirklich ausgeführten Routen der einzelnen Kreuzungen zeigen zwar in ihrer Anlage eine Abweichung von der im Arbeitsprogramm vorgezeichneten Anordnung, blieben derselben im Princip jedoch ziemlich getreu, indem dieselben nichtsdestoweniger doch das ganze Arbeitsgebiet in analoger Weise wie früher durchquerten, wodurch, abgesehen von den zwingenden Gründen, welche diese Abänderung nothwendig machten, der große Vortheil erzielt wurde, daß die von S. M. Schiff ausgeführten einzelnen Lothungen, beziehungsweise Dredschungen und physikalischen Beobachtungsstationen jetzt gleichmäßiger über das ganze Arbeitsgebiet vertheilt zu liegen kamen. Dieselben erscheinen jetzt in fast ganz regelmäßig angeordneten drei Reihen (zwei seitwärts und eine in der Mittellage des Meeres) zwischen den schon von früher her vorhandenen Lothlinien eingeschaltet. Die zwei seitwärts gelegenen Reihen bieten ganz neue Positionen, während die in der Mitte eingelegte Linie theils zur Controle, der Hauptsache nach jedoch zum Zwecke der Tiefseeforschung gemacht wurde. In der letztgenannten Linie wurde in der Position $\lambda = 38^0$ 0′ Ost und $\varphi = 22^0$ 7′ Nord die bis jetzt im nördlichen Theile des Rothen Meeres größte Tiefe mit 2190 m gelothet. Maßgebend für diese vorgenannte Abänderung der Kreuzungsrouten waren nicht nur die örtlichen Verhältnisse der Küsten des Arbeitsgebietes, sondern auch die eigenartigen Wind- und Witterungsverhältnisse, welche in demselben vorgefunden wurden, Umstände, welche bezüglich der Arbeitsmöglichkeit überhaupt ausschlaggebend waren und daher voll und ganz berücksichtigt werden mußten. Bezüglich der örtlichen Verhältnisse der beiden Küsten war zu berücksichtigen, daß dieselben fast überall, oft bis weit in See hinausragende gefährliche Korallenriffe vorgelagert sind, welche das Anlaufen der Landbeobachtungsstationen nur zu ganz bestimmten Tagesstunden gestatten, und zwar kann dieses an der ägyptischen Küste nur in den ersten Vormittags- und an der arabischen Küste nur in den mittleren Nachmittagsstunden geschehen, weil dann die Sonne schon oder noch „genügend hoch" und „im Rücken" des Manövrirenden steht, um diese gefahrdrohenden Hindernisse sichtbar zu machen. Die Windverhältnisse des nördlichen Theiles des Rothen Meeres wurden derartig gefunden, daß es zur Regel werden mußte, die Operationen des Lothens und Dredschens womöglich nur in den frühen Morgen- und in den frühen Nachmittagsstunden (circa um 6 Uhr a. m. und um 2 bis 3 Uhr p. m.) vorzunehmen, da der in diesem Meerestheile vorherrschende, meist frisch wehende NNW. um diese Zeit gewöhnlich bedeutend abflaut, oft auch ganz einhallt. Die Witterungsverhältnisse besitzen zwar im allgemeinen und übereinstimmend mit dem Red Sea Pilot eine ziemliche Regelmäßigkeit; immerhin zeigte es sich jedoch, daß gewöhnlich um die Zeit des Mondwechsels (Neumond) eine kleinere oder größere Störung eintrat, welche für die Durchführung der hydrographischen Arbeiten nur zu leicht hinderlich werden konnte, weshalb es rathsam erschien, diese Zeit womöglich in irgend einem Hafen (Landbeobachtungsstation) zuzubringen. Der Golf von Akabah mußte in Anbetracht seiner vollkommenen Unausgeschlossenheit in physikalisch-chemischer, faunistischer und navigatorischer Beziehung, sowie mit Rücksicht auf die dort im allgemeinen herrschenden, sehr ungünstigen (stürmischen) Witterungsverhältnisse, ein eigenes für sich abgeschlossenes Arbeitsgebiet bilden, in welchem deshalb auch eine verhältnißmäßig ganz bedeutend größere Anzahl von hydrographischen Beobachtungsstationen absolvirt werden mußte als wie im Arbeitsgebiete des eigentlichen Rothen Meeres, und zwar im ganzen 37 gegenüber 68 in letzterem. Die größte Tiefe dieses Golfes wurde in $\lambda = 34^0$ 42 · 8′ Ost und $\varphi = 28^0$ 29 · 2′ Nord mit 1287 m gelothet. An der Bügelkurre, beziehungsweise an dem Netze derselben, wurden zwei kleine Veränderungen vorgenommen, welche sich als sehr zweckdienlich erwiesen — es wurde nämlich die bis jetzt übliche doppelte Führungsrolle der Leitleine des Drahttaues durch einen einfachen Schackel ersetzt, wodurch das schädliche Stoppen beim Aufholen der Dredsche, zum Abnehmen der Oliven, vermieden erscheint, und das Netz in seinem inneren unteren Theile (in einer Höhe von circa 30 cm) mit einem Leinenstoff bekleidet, um zu verhindern, daß die im Sacke enthaltene Grundprobe beim Aufholen gänzlich ausgewaschen wird. — Das w. M. Hofrath Prof. J. Wiesner überreicht eine im pflanzenphysiologischen Institut der Wiener Universität von G. Gjotić ausgeführte Arbeit, betitelt: „Zur Anatomie der Frucht und des Samens von Viscum." — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben legt eine Abhandlung von R. Segalle aus dem Czeruwitzer Universitätslaboratorium „Ueber einige Halogensubstitutionsproducte des Resacetophenons und seines Diäthyläthers" vor. — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine im I. Laboratorium der Universität Wien ausgeführte Arbeit von Friedrich Hirsch: „Ueber den Chininsäureester und dessen Ueberführung in p-Oxyhydrazin." — Prof. Dr. J. Latschenberger in Wien überreicht eine Arbeit, betitelt: „Das physiologische Schicksal der Blutkörperchen des Hämoglobinblutes." — Sitzung vom 11. Juni. Das w. M. Hofrath Prof. Claus übersendet eine Abhandlung von Dr. Tad. Garbowski in Wien unter dem Titel: „Hyperienartige Amphipoden des Mittelmeeres." Monographisch bearbeitet auf Grund des während der fünf Expeditionen S. M. Schiff „Pola" gesammelten Materiales (1890—1894). I. Theil. „Die Sciniden." — Das c. M. Prof. Franz Exner übersendet eine in seinem Institut ausgeführte Arbeit von F. Hasenöhrl: „Ueber den Temperaturcoefficienten der Dielektricitätsconstante in Zähflüssigkeiten und die Mosotti-Clausius'sche Formel." — Dr. K. A. Peucke, Privatdocent an der Universität Graz, übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Marine Tertiärfossilien aus Nord-Griechenland und dessen türkischen Grenzländern." — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1) „Die Gravitations-Constante, die Masse und mittlere Dichte der Erde, nach einer neuen experimentellen Bestimmung", von P. Dr. C. Braun, S. J. in Mariaschein (Böhmen). 2) „Ueber die Condensation des Benzolchlorides mit Acetessigester mittelst aromatischer Amine", von Prof. Dr. Br. Lachowicz in Lemberg. 3) „Ueber zwei trigonometrische Reihen für Sonnenflecken, Kometen und Klimaschwankungen". Vorläufige Mittheilungen von J. Unterweger, Landesbürgerschullehrer in Judenburg. — Ferner legt der Secretär ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität von Theodor Scherpflug, k. u. k. Linienschiffs-Fähnrich in Wien, vor, welches die Aufschrift führt: „Eine Methode, das Licht zur Zimmerarbeit bei der Photogrammetrie zu verwenden." — Das w. M. Prof. C. Grobben überreicht eine Arbeit aus dem zoologischen Institut der Universität Wien von Dr. Theodor Adensamer: „Ueber Ascidipteron phylorchinne (nov. gen. nov. spec.) eine eigenthümliche Pupiparinform." — Das w. M. Prof. Friedrich Brauer überreicht eine vorläufige Mittheilung des c. M. Directors Th. Fuchs: Ueber einige Versuche, verschiedene in das Gebiet der Hieroglyphen gehörige problematische Fossilien auf mechanischem Wege herzustellen. Bei den Versuchen wurden der Hauptsache nach zwei verschiedene Methoden in Anwendung gebracht: a. das Blasen aus einer feinen Röhre in weichen Thon; b. das Tropfen und Rinnen einer zähflüssigen Substanz aus einem Trichter mit enger Ausflußöffnung. Durch Blasen in weichen Thon wurde eine Reihe von verschiedenen Bildungen erzeugt, welche mit den unter dem Namen Münsteria, Taonurus und Zoophycus bekannten Hieroglyphen übereinstimmen, sowie eine Reihe anderer Hieroglyphen, welche bisher allgemein für Tunnelbauten gehalten wurden, wie z. B. insbesondere den im Flysch so überaus häufigen Nemertilites Strozzi. Ueberdies gelang es auch, verschiedene Bilobites ähnliche Körper, sowie den Fucoides auricularis Hall,

Digitized by Google

zu erzeugen. Durch Tropfen und Fließen einer zähflüssigen Substanz wurden nicht nur alle sogenannten „Graptogliphen" mit Einschluß von Palaeomaeandron und Palaeodictyum nachgebildet, sondern es wurden auch die mannichfachsten und zierlichsten wurmartigen Körper dargestellt, welche vollkommen mit jenen Hieroglyphen übereinstimmen, welche gegenwärtig zumeist als Phyllochorda und Nereitis beschrieben wurden. Durch das Niedersinken eines derartigen wurmförmigen Körpers in einer anderen zähflüssigen Substanz wurde eine Bildung hergestellt, welche alle wesentlichen Eigenschaften einer Dictyodora zeigte. Sieht man sich nach ähnlichen Vorgängen in der Natur um, so muß man wohl in erster Linie an das Athmen der Cephalopoden, Fische und Solpen, sowie an das Laichen von Fischen und Gastropoden denken. Bei den Athembewegungen der vorgenannten Thiere wird ein einfacher oder paarweiser, schwächerer oder stärkerer, rhythmischer Wasserstrom erzeugt, der ähnliche Wirkungen hervorrufen muß, wie solche durch Blasen erzeugt werden. Die Laiche vieler Fische und Gastropoden bestehen aus langen Gallertschnüren, welche sich beim Niedersinken ganz ähnlich verhalten müssen, wie ein aus einer engen Trichteröffnung rinnender Schleimfaden. Durch das Ausstoßen der Sperma bei den Fischen können ebenfalls verschiedenartige Zeichnungen erzeugt werden. Bei manchen Fischen (Amphioxus) spritzt das Männchen seinen Samen in eine Furche auf den Boden und das Weibchen legt den Laich hinterher in diese Furche. Auf diese Weise können auch complicirte Bildungen entstehen. — Ferner überreicht Prof. Brauer eine Arbeit von Dr. Rudolf Sturany in Wien, betitelt: „Brachiopoden", gesammelt auf den Expeditionen S. M. Schiffes „Pola" 1890—1894. — Das w. M. Herr Prof. Sigm. Exner legt eine Abhandlung von Prof. L. Schenk vor: „Ueber Anomalien an Eiern von Echinodermen nach der Befruchtung." — Hofrath Prof. Dr. v. Lang legt eine Abhandlung von Regierungsrath Dr. J. M. Eder und E. Valenta über „Spectralanalytische Untersuchung des Argons" vor, worin dieselben genaue Wellenlängenbestimmungen der drei verschiedenen Spectren des Argons und von Uebergangsformen derselben geben. — Prof. Dr. Eb. Lippmann überreicht eine im III. chemischen Laboratorium der Universität Wien von Dr. P. Cohn und F. Fleißner ausgeführte Arbeit: „Ueber die Trennung des Palladiums von Platin." — Dr. Ign. Schütz in Göttingen übersendete folgende Mittheilung: „Ueber das Verhältniß des Princips der geradesten Bahn zum Princip der kleinsten Wirkung." Alle Principien der Mechanik haben im Princip der kleinsten Wirkung, welches hier in der Hamilton'schen Form verstanden sein soll, ihren gemeinsamen Ausdruck gefunden. Würde ein neues Princip hingestellt werden können, dessen Aussage noch inhaltsreicher ist, als jene des Princips der kleinsten Wirkung, so würde man von demselben mit Recht erwarten können, daß es zur Grundlegung von neuen physikalischen Erkenntnissen befähigt sein möchte, für welche Hamiltons Gleichungen principiell unzureichend sind. Da in der Literatur bereits hie und da falscherlei Erwartungen hinsichtlich des in der Hertz'schen Mechanik überlieferten Princips der geradesten Bahn laut geworden sind, so erachtet Verfasser es nicht als verfrüht, auf eine Lücke im Ideengange des Hertz'schen Werkes aufmerksam zu machen, aus deren Beseitigung folgende Erkenntniß fließt: daß das Princip der geradesten Bahn auf alle jene und nur auf alle jene physikalischen Systeme anwendbar ist, für welche auch das Princip der kleinsten Wirkung in Anspruch genommen werden kann und daß demnach die Aussagen der beiden Principien nach Umfang und Inhalt einander vollkommen decken, während freilich an durchdringender formaler Kraft das Princip der geradesten Bahn dem Hamilton'schen Princip namentlich überall dort weit überlegen zu sein scheint, wo uns klare mechanische Bilder der physikalischen Erscheinungen zur Verfügung stehen. — Sitzung vom 18. Juni. Der Secretär legt eine Abhandlung von Prof. Dr. J. Blaas in Innsbruck: „Ueber die Lage der Schnittlinie von Terrassenflächen und geologischen Ebenen", vor. — Das c. M. Prof. Franz Exner übersendet zwei für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeiten: 1) „Ueber die ultravioletten Funkenspectra der Elemente", III. Mittheilung von F. Exner und E. Haschek. Dieselbe enthält den Nachtrag zu den Spectren der Elemente Molybdän, Platin, Palladium, Iridium und Rhodium. 2) „Ueber die Abhängigkeit der Polarisation der Platinelektroden von der Temperatur" von F. Erben. — Das w. M. Hofrath Director A. Ritter Kerner v. Marilaun überreicht eine Abhandlung von Prof. Dr. Julius Steiner in Wien, betitelt: „Beitrag zur Flechtenflora Südpersiens." — Das w. M. Prof. L. Boltzmann überreicht eine Abhandlung von Dr. Hans Benndorf in Wien, betitelt: „Weiterführung der Annäherungsrechnung in der Maxwell'schen Theorie der Gase".

* Die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz wird ihre diesjährige, die einundfünfzigste Jahresversammlung am 31. August und 1. September in Sitten abhalten. Vorträge halten Pensionat Imesch in Brieg: „Über die Erwerbung von Monthey und Evion durch Wallis 1536" und Domherr Bourban in St. Maurice: über „Veguer de Couche (Weger aus dem Zehnten Gombe), chanoinee de St.-Maurice, premier précepteur de Joseph II."

* **Straßburg**, 15. Aug. Der Privatdocent Dr. Joseph Heimbeeger in Würzburg ist zum außerordentlichen Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität ernannt worden.

* **Berlin**, 15. Aug. Prof. Edmund Lesser in Bonn ist als Nachfolger des Prof. Georg Lewin als Abtheilungsdirector an die königliche Charité in Berlin berufen worden, nachdem Prof. Neisser in Breslau, der an erster Stelle vorgestanden war, nach längeren Verhandlungen abgelehnt hatte. Gleich seinem Vorgänger tritt Lesser als außerordentlicher Professor in die medicinische Facultät ein.

* **Wien**, 15. Aug. Der Kaiser hat zu wirklichen Mitgliedern der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, und zwar in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe, den ordentlichen Professor der Chemie an der Universität in Graz Zdenko H. Skraup und den ordentlichen Professor der Physik an der Universität in Wien Dr. Franz Exner ernannt. Ferner hat Se. Majestät die Wahl des Professors des Sanskrit an der Universität in Berlin Dr. Albrecht Weber und des Professors der Sprachwissenschaft an der Academia letteraria in Mailand Dr. Graziadio Ascoli zu Ehrenmitgliedern der philosophisch-historischen Classe und des Geheimen Medicinalraths, Professor der Physiologie an der Universität zu Leipzig Dr. Ewald Hering, sowie der Professors der Mathematik an der Universität in Cambridge Dr. G. G. Stokes zu Ehrenmitgliedern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe dieser Akademie im Auslande genehmigt und die weiteren von der Akademie vollzogenen Wahlen von correspondirenden Mitgliedern im In- und Auslande bestätigt, und zwar in der philosophisch-historischen Classe: die Wahl des ordentlichen Professors der Geschichte an der Universität in Graz Dr. Johann Loserth zum correspondirenden Mitgliede im Inlande und die Wahl des Professors der griechischen Sprache an der Universität in Dublin Dr. John P. Mahaffy, des Directors der Universitäts-Bibliothek in Budapest Alex. Szilagyi und des emeritirten Professors der Philologie des Instituto di studii superiori in Florenz Dr. Domenico Comparetti zu correspondirenden Mitgliedern im Auslande; in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe: die Wahl des ordentlichen Professors der Zoologie an der deutschen Universität in Prag Dr. Berthold Hatschek, des außerordentlichen Professors der Astronomie an der Universität in Graz Dr. Joseph v. Hepperger und des ordentlichen Professors der kosmischen Physik an der Universität in Innsbruck Dr. Joseph Pernter zu correspondirenden Mitgliedern im Inlande, endlich die Wahl des Professors der Chemie an der Universität zu Berlin Dr. H. van t'Hoff, sowie des Directors des Geological Survey of India in Calcutta C. L. Griesbach zu correspondirenden Mitgliedern im Auslande.

* **London**, 13. Aug. Der Präsident der Royal Academy, Sir John Millais, ist heute Nachmittag gestorben.

* **Petersburg**, 15. Aug. Für das Pirogow-Denkmal in Moskau hat der Akademiker W. J. Sherwood dieser Tage das Modell der Statue Pirogows vollendet. Der berühmte Chirurg ist in sitzender Pose dargestellt mit einem Schädel in der einen Hand und einer Sonde in der anderen. Das Denkmal soll im Jahre 1897 enthüllt werden. — Aus Tjumen in Ostsibirien wird gemeldet, die während der letzten Sonnenfinsterniß gemachten photographischen Aufnahmen seien bemerkenswerth gut gelungen. Einige Sterne seien deutlich auf ihnen sichtbar.

* **New-York**. Im Staate Pennsylvanio hat man eine wichtige anthropologische Entdeckung gemacht. Arbeiter legten dort zwanzig Grabgewölbe bloß, welche sämmtlich mit einem Steine bedeckt waren. Jedes enthielt ein winziges Skelett. Die Skelette waren zusammengeschlagen, so daß sie nur 18 Zoll Raum einnahmen. Unter jedem Schädel lag eine Schildkröte. In den meisten Gewölben fanden sich Vogelskelette. Die Leichen lagen alle in der Richtung nach Süden.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 18. August. Nummer 190.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Meull in München.

Uebersicht.

Die Krupp'sche Gußstahlfabrik. I. Von T. Kellen. — Ein österreichisches Medaillenwerk. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Krupp'sche Gußstahlfabrik.

Von T. Kellen (Essen/Ruhr).

I.

Die Stadt Essen an der Ruhr, die vor einiger Zeit die Ankunft ihres 100,000. Bürgers verzeichnet hat, verdankt ihre Entwicklung einerseits dem Kohlenbergbau und andrerseits der Krupp'schen Gußstahlfabrik. Ueber letztere sind in Zeitungen und Zeitschriften schon öfters kürzere und längere Artikel veröffentlicht worden, aber es waren meistens nur feuilletonistische Arbeiten, Bilder und Skizzen, die nur einen sehr unvollkommenen Begriff von dem gewaltigen Unternehmen zu geben vermochten. Es ist deßhalb mit Freude zu begrüßen, daß die Leitung der Krupp'schen Fabrik, die die Zeitungsberichterstatter mit der größten Aengstlichkeit fernhält, einmal einem Fachmann gestattet hat, einen Einblick in das Getriebe der Fabrik zu nehmen. Während in älteren kleineren Schriften lediglich die Entwicklung der Fabrik in großen Zügen geschildert wurde, berücksichtigt Prof. Dr. Friedrich C. G. Müller [1]) nur den jetzigen Zustand der Fabrik. Dem Gründer derselben widmet er nur wenige Worte. Vor den Thoren der Stadt begann Alfred Krupp, ein Jüngling noch, auf dem kleinen vom Vater ererbten Stahlschmelzwerk mit kaum einem Dutzend Arbeitern den Kampf ums Dasein, aus dem er erst nach langem schweren Ringen als Sieger hervorgehen sollte. Die Ausführungen des Verfassers wollen wir hier mit einigen Angaben ergänzen.

Der Begründer der Fabrik, Friedrich Krupp, war am 17. Juli 1787 geboren. Er lernte auf der von seiner Großmutter erworbenen Gutehoffnungshütte zu Starkrade den Hüttenbetrieb und zeigte von dort 1808 seine Verheirathung mit Therese Wilhelmi, einer Kaufmannstochter, an. Er faßte den Gedanken, den Gußstahl, dessen Einführung aus England durch die napoleonische Continentalsperre verhindert war, selbst zu erzeugen. Er erwarb 1810 in Altenessen ein kleines, durch Wasser getriebenes Hammerwerk und begann dort das Schmelzen des Stahls in kleinen Tiegeln. Er arbeitete aber nur mit sehr beschränkten Mitteln. Am 8. October 1826 starb er und hinterließ seiner Wittwe und seinem ältesten, erst 14 Jahre alten Sohn Alfred das Geheimniß der Gußstahlbereitung. Alfred Krupp verrichtete nun mit wenigen Hülfskräften die mechanischen Arbeiten seines Betriebes. Es gelang ihm kaum, seine Arbeiter zu bezahlen, aber allmählich brachte er deren Zahl doch auf über 100 (1845 : 122). Er machte bereits Ende der vierziger Jahre Versuche zur Herstellung einer für die Fabrication von Geschützen geeigneten Art Gußstahl. Im Jahre 1851 beschickte er die Londoner Ausstellung bereits mit einem Tiegelstahlguß von 2000 Kilo Gewicht und einem Sechspfünder-Geschütz, das das Staunen der Sachverständigen erregte. Durch sein patentirtes Verfahren, Radbeschläge aus Gußstahl ohne Schweißung herzustellen, gewann er bedeutende Summen, so daß er in Stand gesetzt wurde, seine Versuche zur Herstellung möglichst vollkommener Geschütze fortzusetzen. Die Kanone! Das war ja das Ideal seines Lebens. Ihr widmete er den größten Theil seiner Zeit, seiner Arbeit und seiner Geldmittel. Die Kanone brachte ihm aber auch viele Millionen ein. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 stellte Krupp einen Gußstahlblock von 5000 Kilo und eine zwölfpfündige Granatkanone aus. Er beschäftigte damals bereits 690 Arbeiter und 3 Jahre später 1000. Die erste größere Bestellung auf Geschütze erfolgte von Aegypten, und seither haben die meisten Länder der Welt Kanonen von Krupp bezogen. Bis zu dem 1887 erfolgten Tode Alfred Krupps stellte die Fabrik über 23,000 Geschütze her. Der „Kanonenkönig", wie er jetzt vom Volksmund allgemein genannt wurde, erhielt den Titel eines Geheimen Commercienraths; ihn beehrten Kaiser und Fürsten, die höchsten Officiere, Gelehrte, Techniker u. s. w. mit ihrem Besuche. Aus Marokko, China, Japan u. s. w. kamen zu ihm Abgesandte.

Alfred Krupp hatte sein Werk zu einer gewaltigen Höhe emporgebracht, denn die Zahl seiner bei Essen beschäftigten Arbeiter und Beamten nebst deren Familienmitgliedern betrug bei seinem Tode 45,000; ja, mit Einschluß der zugehörigen auswärtigen Hütten- und Bergwerke umfaßte sein Reich an die 75,000 Seelen. Die Stadt Essen hat ihm ihre Dankbarkeit bezeigt, indem sie am Rathhause seine Statue aufstellen ließ. Die Angehörigen seines Werkes haben ihm ferner ein Denkmal an der Limbecker Chaussee dicht vor der Fabrik errichtet.

Sein Nachfolger war der jetzige Inhaber Friedrich Alfred Krupp, der 1882 Margaretha Freiin v. Eude, die älteste Tochter des vormaligen Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau geheirathet hat und der nicht bloß die Fabrik noch bedeutend erweitert hat, sondern auch der Vervollständigung der Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter sein besonderes Augenmerk zuwendet.

Nach der Beschreibung der Lage und des äußeren Eindrucks der Gußstahlfabrik geht Prof. Müller auf die Erzeugnisse derselben ein. Jedermann weiß, daß in Essen die Geburtsstätte der modernen Kanone ist. Den „Kanonenkönig" hat man Alfred Krupp genannt, denn mit der Gußstahlkanone begründete er seinen Weltruf, mit der Kanone wuchs und gedieh die Fabrik bei Essen. Heute verlassen das Werk neben Hunderten von Feld- und Belagerungsgeschützen Ungethüme, deren Rohrgewicht bis zu 120 Tonnen beträgt, nebst den zugehörigen Stahllafetten, deren sinnreiche Mechanismen und Vorrichtungen es selbst einem Kinde ermöglichen würden, sie in Bewegung zu setzen. Ihre 1000 Kilogramm schweren Stahlgeschosse, die meter-

[1]) Krupps Gußstahlfabrik. Illustrirt von Felix Schmidt und A. Montan. Düsseldorf, August Bagel.

dicke Eisenwände zu durchbohren vermögen, treffen mit nahezu mathematischer Sicherheit auf meilenweite Entfernungen. Mit Recht ruft der Verfasser da aus: Welch' außerordentliche Schmelzwerke müssen es sein, um die erforderlichen Blöcke edlen Stahls zu gießen, was für Hämmer und Schmieden, um diese Blöcke in schlanke 16 Meter lange Schäfte auszurecken, welche Maschinen, um durch diese ein mannsdickes Loch zu bohren, es auszupoliren und mit Zügen zu versehen, so genau, daß es nicht um die Dicke eines Haares von der richtigen Form abweicht! Selbst der Laie, welcher nie eine Kanonenwerkstatt betrat, muß sich sagen, daß es eines ganz ungewöhnlichen Aufwands von Intelligenz, Thatkraft und Kühnheit bedurfte, um die ungefügen Naturkräfte zu solchen Leistungen zu zwingen. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß die zur Fabrication der Stahlgeschütze dienenden metallurgischen Processe und mechanischen Vorrichtungen bei Krupp zuerst ersonnen und in Betrieb gebracht wurden. Lange, trübe Jahre hindurch hat er arbeiten und kämpfen müssen, bevor die Regierungen inne wurden, welche Schutz- und Trutzmacht im Gußstahlgeschütz schlummert. Gegenwärtig ist man freilich auch auf anderen Werken und in anderen Ländern dahingelangt, auf dem Gebiete der Kanonenfabrication anerkennenswerthe Erfolge zu erringen; man sollte aber nicht vergessen, daß vor vier Jahrzehnten auf der kleinen Krupp'schen Hütte in Deutschland die Bahn gebrochen wurde.

Krupps Name ist in der ganzen Welt eigentlich nur durch die Kanonen bekannt geworden. Die Fabrik erzeugt aber auch Granaten und Shrapnels, sowie als besondere Specialität Stahlpanzergranaten, d. h. aus edelstem Stahl geschmiedete und mit der peinlichsten Sorgfalt gehärtete Stahlprojectile, die mächtige Panzerungen glatt durchschlagen, ohne zu zerschellen. In der Geschoßsammlung der Fabrik befindet sich eine 24-Centimeter-Panzergranate von 160 Kilo Gewicht, die auf dem Schießplatz von Meppen einen halben Meter Eisen glatt durchschlagen und erst 2000 Meter hinter der Scheibe den Sand berührt hatte. Diese Granaten werden bis zu einem Gewicht von über 1000 Kilo hergestellt. Seit einigen Jahren erzeugt die Fabrik auch Panzerplatten für Schiffe und Landbefestigungen und zwar aus zähem Flußeisen und einer darüber liegenden Schicht sehr harten Stahls, sowie auch aus bestimmten Legirungen von Eisen und Nickel.

Die Firma Krupp liefert allerdings auch Artikel, die den Zwecken des Friedens dienen, und zwar Formgüsse und Schmiedestücke der äußersten Größe und Masse, insonderheit Anker, Steuerräder, Steven für große Kriegs- und Handelsschiffe, ferner Räder, Wellen und Kurbeln, deren Aufgabe es ist, viele Tausend Pferdestärken zu übertragen. Der Tonnenzahl nach steht im Vordergrund die Production von Eisenbahnmaterial, Schienen, Herzstücken, Radreifen, Achsen, Radsätzen und Federn. Endlich erzeugt die Fabrik noch bedeutende Mengen Edelstahl für Werkzeuge und Instrumente aller Art, sowohl für den eigenen Bedarf als für den Verkauf nach auswärts.

Es ist leicht begreiflich, daß die Fabrik ungeheure Mengen Rohstoffe verbraucht. Für die Kohlenzufuhr befindet sie sich in der besten Lage. Die Firma besitzt im Ruhrkohlengebiet drei Zechen, wovon eine innerhalb des Gebietes der Fabrik selbst. Dieselben decken allerdings den Bedarf noch nicht, da die Gußstahlfabrik mit den Außenwerken täglich 350 Waggonladungen zu 10 Tonnen, im Jahre etwa 1¼ Millionen Tonnen Steinkohlen verbraucht. Ein Theil derselben wird in natürlichem Zustand unter Dampfkesseln und in Flammöfen oder Herdfeuern verbrannt, der übrige Theil kommt in Form von Cokes in den Hochöfen und Umschmelzöfen der Eisengießereien und Bessemerwerke zur Verwendung. Die Firma besitzt 540 Oefen, welche Tag für Tag durchschnittlich 82 Doppelwagen Schmelzcokes liefern. Zur möglichsten Herabsetzung des Aschengehalts besteht neben jeder Cokerei eine große Aufbereitungsanstalt, in der die rohen Steinkohlen zerkleinert und durch ein Schlämmverfahren von eingesprengtem Gestein befreit werden. An Roheisen gebraucht die Fabrik ganz erstaunliche Mengen. Ihr gehören in Deutschland über 500 Eisensteingruben, worunter 13 Tiefbauanlagen. Außerdem hat sie Antheil an großen Erzgruben bei Bilbao in Nordspanien. Von dort transportiren vier eigene Seedampfer die durch ihre vorzügliche Reinheit ausgezeichneten Roth- und Brauneisensteine nach den Rheinhäfen. Drei Krupp'sche Hochofenwerke am Rhein mit je 4 Hochöfen erblasen täglich aus 1800 Tonnen Eisenerz etwa 800 Tonnen Roheisen, welche annähernd den Bedarf der Essener Fabrik decken. Außer den Erzen erfordert der Hüttenbetrieb noch gewisse mineralische Hülfsrohstoffe, unter denen die feuerfesten Materialien Thon, Quarzsand, Graphit, Kalk und Dolomit außerordentlich ins Gewicht fallen. In eigenen Fabriken werden täglich 115 Tonnen feuerfeste Ziegel und bis zu 2500 Stahlschmelztiegel erzeugt. Jeden Tag sind 50 Waggons Asche, Schlacke u. s. w. fortzuschaffen.

Was die Beleuchtung betrifft, so gebrauchen über 30,000 Gasflammen jährlich 13 Millionen Kubikmeter Gas. Außerdem strahlt elektrisches Licht aus 626 Bogen- und 1930 Glühlampen. Die Fabrik besitzt eine eigene Wasserleitung, die täglich etwa 25,000 Kubikmeter liefern muß. Während das Hauptpumpwerk an der Ruhr 6 Kilometer von dem Mittelpunkt der Fabrik entfernt ist, beträgt die Gesammtlänge der Leitungen 200 Kilometer. Zur Vermittlung des Verkehrs in der Fabrik dienen ein normalspuriges Eisenbahnnetz mit 3 Anschlüssen an die Staatsbahnen von 50 Kilometer Länge mit 16 Locomotiven und 577 Wagen, sowie ein schmalspuriges Eisenbahnnetz mit 35 Kilometer Geleise, 17 Locomotiven und 640 Wagen. Ein eigenes Telegraphennetz enthält 80 Kilometer Leitung und 20 Stationen mit 35 Morse-Apparaten, das Fernsprechnetz über 200 Stationen und etwa 200 Kilometer Leitung.

Welch überwältigenden Eindruck ein so gewaltiges Werk machen muß, kann man sich leicht vorstellen. Mehrere öffentliche Straßen führen hindurch, an die die Werkstätten, Hammerwerke und Stahlhütten dicht heraustreten. Eisenbahnbrücken und mächtige Rohrleitungen spannen sich über sie hinweg, und aus den hohen Kaminen, worunter der leuchtthurmartige, 100 Meter hohe „Fritz" besonders auffällt, kommen fortwährend Wolken schwarzen und rothen Qualms, aus denen die Funken herunterfallen und die den Himmel der ganzen Gegend verdüstern. Wie Cyklopen schaffen Tag und Nacht die Arbeiter an den Oefen und in den Werkstätten, und wenn ich Nachts ein Fenster meiner Wohnung am Limbeckerplatz öffne, sehe ich fortwährend die feuerrothe Gluth aus den Kaminen steigen und höre das mächtige Stampfen der Hämmer, das sich wie Kanonendonner fortpflanzt. Die Stadt, die dem Krupp'schen Werk ihr Emporblühen verdankt, muß sich auch den Nachtheil gefallen lassen, daß es das ganze Jahr hindurch die Luft mit Rauch verpestet.

Für die nichtfachmännischen Leser behandelt Prof. Müller in zwei eigenen Capiteln Eisen und Stahl in ihrem physikalischen Verhalten und nach ihrer chemischen Zusammensetzung. Er geht sodann auf das Eisen- und Stahlpuddeln ein. Das Krupp'sche Puddelwerk mit seinen 65 Oefen und 8 mit Präzisions-Dampfmaschinen ausgerüsteten Walzenstraßen wird wohl von keinem ähnlichen Werk erreicht. Der Verfasser entwirft ein anschauliches Bild von der Thätigkeit, die dort herrscht. Drei hohe

luftige Gebäude, in einer Flucht nahe aneinander, bilden eine einzige große Hütte, in welcher man das alte malerische und urwüchsige Handwerk des Eisenreckens in gewaltigem Maßstab übt. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht überrascht den Fremden dort ein Bild voll Leben und magischen Lichtwirkungen. An den Oefen schaffen halbnackte, rußige Gesellen mit Haken und Stangen, grell beleuchtet durch das darinnen glühende Metall. Hier und dort zieht man flammende Eisenklumpen aus den geöffneten Ofenthüren und fährt sie auf kleinen zweirädrigen Karren zu einem der Dampfhämmer. Ganz leicht senkt sich der Hammerbär, die Schlacke quillt unter seinem Druck hervor, rothglühend vom Amboß niederrinnend. Allmählich formt sich ein vierkantiger Block, und unter fortgesetzten kräftigen Schlägen sprühen die glühenden Schlackenfetzen gegen die Schirmwände. Die so entstandenen „Knüppel" werden sofort mittelst langer Zangen zum Walzwerk geschleift. Die Walzen packen und ziehen sie in schneller Folge hinüber und herüber durch immer kleinere Oeffnungen, welche die aufeinander passenden Furchen zwischen ihnen freilassen. Oftmals sieht man gleichzeitig 3 bis 4 Zaine wie glühende Schlangen von verschiedenen Stellen des Walzenzugs hervorschießen. Dies alles und dazu die sausenden Schwungräder, die schwingenden Hebel der Dampfmaschinen, die hin und her eilenden Menschen, das Ganze durch unstäte Strahlen weißen und rothen Lichts phantastisch beleuchtet, ist, wie Prof. Müller sagt, namentlich bei Nachtzeit wohl dazu angethan, selbst einem Maler wie Menzel zu berühmten Gemälden den Vorwurf zu geben.

Der Puddelproceß ist übrigens schon über hundert Jahre alt und bewahrt noch jetzt eine wichtige Stelle in der Metallurgie wegen der guten Schweißbarkeit alles im teigigen Zustand gewonnenen schmiedbaren Eisens. Eine Specialität des Krupp'schen Werkes ist das Stahlpuddeln, das eine ungewöhnliche Schulung, Sorgfalt und Kraftanstrengung erfordert. Die Stahlstangen werden in drei Classen, je nach dem Procent des Kohlenstoffs, sortirt, und nach demselben richtet sich auch der Lohn. Der größte Theil des Puddelstahls verbleibt in der Krupp'schen Fabrik als Rohproduct für die Gußstahlfabrication. Im Schmelzbau wird er in Blöcke für die Kanonenrohre umgegossen.

Das Gußstahlschmelzen bietet eine Reihe technischer Schwierigkeiten, denen man größtentheils nur auf dem Wege des Empirismus beikommen kann, woraus sich die bis auf den heutigen Tag bestehende Heimlichthuerei der Gußstahlfabricanten erklärt. Die Stahlmasse, die Krupp durch das Tiegelschmelzverfahren erzielt, enthält nicht das kleinste Gasbläschen und zeigt in allen Theilen die gleiche, von vornherein genau bestimmte chemische Zusammensetzung. Krupp verwendet nur Tiegelstahl für Kanonen, während man im Ausland Martinstahl gebraucht. Es werden Tiegelstahlblöcke bis zum Gewicht von 85,000 Kilo hergestellt.

Die folgenden Abschnitte sind dem Siemens-Martin-Proceß und dem Bessemer-Proceß gewidmet. Durch beide wird bekanntlich heutzutage ein großer Theil des billigen Massenstahls für Eisenbahnbedarf und Maschinenbau gewonnen. In der Krupp'schen Fabrik bestehen 4 große Martinstahlwerke. Schon in den sechziger Jahren, als der Bessemerproceß für die übrige Welt noch in den Windeln lag, hat Alfred Krupp zwei Werke für eine Jahresproduction von 130,000 Tonnen errichtet. Diese Anlagen gehören noch jetzt zu den größten ihrer Art; sie haben in dreißig Jahren soviel Stahl erzeugt, daß man damit einen Schienenweg rings um die ganze Erde legen könnte.

Auch die Hammerwerke sind sehr bedeutend. Der mit einem Kostenaufwand von 1.8 Millionen errichtete große Hammer „Fritz" hat einen 1000 Centner schweren Bär, während der Amboß eine 1½ Millionen Kilo schwere Gußeisenpyramide bildet. Außer einem jüngeren Bruder „Max" sind noch 30 andere Dampfhämmer in Betrieb. Ferner finden wir in der Fabrik nicht weniger als 22 Walzwerke, von denen wir das Schienenwalzwerk, das Federstahl- und Laschenwalzwerk, das Plattenwalzwerk u. s. w. erwähnen wollen. Letzteres ist erst 1891 in Betrieb gekommen; mit demselben in Verbindung steht der sogenannte Preßbau, in dem die neuen großen Schmiedepressen aufgestellt sind. In dieser neuesten Anlage werden die Schiffspanzerplatten hergestellt.

Die mechanischen Werkstätten bilden ein Labyrinth von zehn durchgehends mehrstöckigen Gebäuden. Da gibt es z. B. 800 Drehbänke, darunter solche für Kanonenrohre, Schiffskurbelwellen u. s. w., zahlreiche Bohrmaschinen, Fräsen u. s. w. Dort geben Tausende von Arbeitern den rohen Gußstahlfabricaten die letzte Vollendung.

Ein österreichisches Medaillenwerk.

g. Seitdem die Kunstsammlungen des österreichischen Kaiserhauses in dem prachtvollen Neubau am Ring in Wien untergebracht sind, scheint ein neuer, thatenfroher Geist in dies Haus eingezogen zu sein. Es wäre nicht das erstemal, daß sich die Wirkung äußerer Verhältnisse auf Arbeitskraft und Arbeitslust von Forschern und Künstlern zur Geltung brächte. Man nehme nur das Jahrbuch der Sammlungen des Kaiserhauses. Wer das Werk nicht kennt, wird sich keine Vorstellung machen von den werthvollen und bedeutenden Beiträgen zur Kunstgeschichte, die sich unter jenem unscheinbaren Titel alljährlich einstellen. In erster Linie zur Würdigung und Bekanntmachung der reichen Schätze der kaiserlichen Sammlungen bestimmt, gestatten sie doch ein Aushalen und Beibringen von kunstgeschichtlichem Stoff aus anderen, entlegeneren Fundgruben. Seit vielen Jahren werden hier in anspruchslaser Form und, in richtiger Erwägung des Standes der österreichischen Kunstgeschichte, zielbewußt eine Fülle von Regesten beigebracht, die zugleich der Kunstforschung Deutschlands zu gute kommen wird und schon zu gute gekommen sind. Das kunsthistorische Hofmuseum in Wien ist in drei Hauptabtheilungen gegliedert; der einen gehören die Münzen, Medaillen und Antiken zu, der zweiten die Waffen und die Gegenstände der Kunstindustrie im engeren Sinne, die dritte Abtheilung wird durch die Gemäldesammlung gebildet. Das Jahrbuch ist bestimmt, ihnen allen gemeinsam und in gleicher Weise zu dienen. Daneben aber hat jede der Abtheilungen seit einer Reihe von Jahren neben den üblichen Katalogen einzelne, höchst werthvolle Bücher geliefert. Da eine Ausschöpfung des ungeheuren Stoffes der einzelnen Abtheilungen nicht zweckentsprechend gewesen wäre, hat man sich dazu entschlossen, jeweilen die kunsthistorisch bedeutendsten Stücke zusammenzufassen und in vortrefflichen Reproductionen bekannt zu machen. Dahin gehört das Album hervorragender Gegenstände aus der kais. Waffensammlung von W. Baeheim, das Album von Objecten aus der Sammlung kunstindustrieller Gegenstände von A. Ilg, das Album auserlesener Gegenstände der Antikensammlung von Rud. v. Schneider. Die Gemäldesammlung wird unter August Schäffers Leitung vom Photographen Löwy aufgenommen, die bedeutende Münzensammlung von Julius v. Schlosser bearbeitet. Diesen werthvollen Gaben ist jetzt eine neue gefolgt, ihr gelten die folgenden Zeilen.[1])

[1]) Portraitmedaillen des Erzhauses Oesterreich von Kaiser Friedrich III. bis Kaiser Franz II. Aus der Medaillensammlung des ah. Kaiserhauses herausgegeben mit Genehmigung des hohen Oberstkämmereramtes Sr. k. u. k. apost. Maj. von Karl Domanig. 50 Taff. in Lichtdruck von Max Jaffé, Wien, Verlag von Gilhofer und Ranschburg, 1896. Fol. 30 M.

Digitized by Google

Medaillen haben seit jeher hoch im Ansehen gestanden. Was sie von den Münzen, wenigstens zumeist, unterschied, war ihr künstlerischer Werth. Für die alten Griechen besteht diese Unterscheidung kaum zu Recht, denn ihre Münzen tragen überwiegend künstlerisches Gepräge und gehören in Geschmack und Erfindung zum Schönsten auf dem Gebiete der Metalltechnik überhaupt. Von den anderen alten Völkern kann man nicht mehr das gleiche behaupten. Zur selben Zeit, da in Jonien und in den griechischen Colonien Süditaliens formvollendetes Geld im Umlauf war, prägten Etrusker und Römer ihr klobiges und unförmliches aes grave. Die spätere bedeutende Entwicklung der künstlerischen Formen in Italien wurde durch die Stürme der Völkerwanderung jäh abgebrochen und zerstört. Das Mittelalter leistete auf diesem Gebiete der Metalltechnik nichts hervorragendes, und erst die Renaissance lenkt mit Anlehnung an die Antike in neue, lichte Bahnen ein. Italien hat schon im 15. Jahrhundert Medailleure ersten Ranges, in Deutschland entsteht, fast unvermittelt, in den Reichsstädten Nürnberg und Augsburg eine merkwürdige Blüthe dieses Zweiges der Kunst. Wir nennen nur Albrecht Dürer, Hans Schwarz, Peter Flötner, Hans Dollinger und Friedrich Hagenauer. Merkwürdig ist diese Blüthe in Deutschland dadurch, daß sie von der italienischen Medaillirkunst zwar angeregt wurde, sich aber dann vollkommen unabhängig und ganz selbständig wie aus sich heraus weiter entwickelt hat. Diese Verschiedenheit ist wohl richtig aus dem verschiedenen Ursprung der Medaillirkunst in beiden Ländergebieten zu erklären. In Italien entsteht sie aus der Goldschmiedearbeit, in Deutschland aus der Bildschnitzerei. Sucht man aber nach einem Landstrich oder einem engeren Bezirk, wo man die Wurzeln dieser eigenartigen deutschen Kunstfertigkeit zu suchen hat, dann scheint alles auf Tirol und das bayerische Hochland hinzuweisen. Dort war die Bildschnitzerei seit alten Zeiten heimisch, und wer Tirol kennt, findet dazu leicht die Erklärung. So wird es auch verständlich, daß gerade Nürnberg und Augsburg unter den Reichsstädten in der Entwicklung vorangehen. Um Aufhellung dieser Anfänge und dieser Beziehungen handelt es sich nun für die Kunstgeschichte. In Tiroler und bayerischen Archiven muß noch, vielleicht versteckt und unbeachtet, reicher Stoff dazu vorhanden sein; ist auch durch die Kriegswirren der napoleonischen Zeit ungeheuer viel für immer vernichtet worden, so braucht man doch die Hoffnung auf Neufunde nicht aufzugeben, die mit einemmale Licht zu verbreiten im Stande sind.

Es läge die Vermuthung nahe, daß die in den österreichischen Ländern sich begegnenden Strömungen aus Deutschland und Italien einen gewissen Niederschlag hinterlassen haben, der uns so eine mittlere Kunstrichtung der Medaillentechnik zu bescheeren im Stande war. Aber wir werden vollkommen enttäuscht, die Befruchtungstheorie kommt hier nicht auf ihre Rechnung. Auch diese Erscheinung muß ihren Grund haben, wie alles, was ist, aber die Erklärung dafür zu finden, dürfte nicht ganz leicht fallen. Vielleicht war die slavische Vormauer im Norden ein Hinderniß gegen die Strömung aus Deutschland; aber anderseits wird man nicht übersehen können, daß die Verschiedenheit der Nationalität das Eindringen des Protestantismus ebendaher im 16. Jahrhundert nicht im mindesten verhütet hat. Vielleicht war auch der Wohlstand in den österreichischen Ländern damals so weit hinter dem der Reichsstädte zurück, daß für die feineren Regungen des Lebens nicht der nöthige Spielraum blieb.

Eine übersichtliche und zahlenmäßige Zusammenstellung der Medaillen nach den Personen, für die sie bestimmt waren, ist unseres Wissens noch nicht gemacht worden. Für die culturhistorische Verwerthung dieses Gesichtspunktes würden natürlich nicht die Medaillen für die Mitglieder regierender Fürstenhäuser in Betracht kommen, denen ja angestammter Reichthum die Erfüllung aller Wünsche leicht macht. Es handelt sich vielmehr um die Vertreter des Herren-, Ritter- und Bürgerstandes. Wessen Bild auf diese Weise festgehalten wurde, mußte durch Besitz, Gelehrsamkeit oder Künstlerschaft eine hervorragende Stellung einnehmen. Zwar werden wahrscheinlich von einer großen Anzahl derer, die auf Medaillen dargestellt sind, auch Gemälde vorhanden gewesen sein. Diese sind aber ihrer ganzen Natur nach weniger widerstandsfähig als Metall, und selbst wenn sie die Jahrhunderte überdauert haben, sind die gemalten Personen in sehr vielen Fällen nicht mehr festzustellen. Die Medaille dagegen erklärt uns durch die Aufschrift deutlich das Portrait, ja sie liefert neben dem Namen sehr oft außerdem noch wichtige biographische Anhaltspunkte, sowohl für den Dargestellten, als für den Künstler. Im Gegensatz zu den Italienern, die in breiter, auffallender Schrift ihre Namen neben die der portraitirten Personen zu setzen pflegten, haben deutsche Künstler sich meist nur durch ein fast unmerkbares Zeichen, eine Chiffre, meist durch die Anfangsbuchstaben ihres Namens, oft ineinander verschlungen und verschmolzen, für die Nachwelt kenntlich gemacht; vielfach fehlt jedes Merkmal, und nur durch die Inschrift der Medaille und ihren Stil, durch das Costüm der dargestellten Personen u. a. läßt sich die Zuweisung an bestimmte Meister versuchen. Wie viel Beobachtungsgabe, Scharfsinn und Urtheilskraft gerade zu dergleichen Arbeiten nöthig ist, aus wie vielerlei Schächten und Quellen das Beweismaterial hervorgezogen werden muß, ist leicht einzusehen. Gerade in dieser Hinsicht sind im Laufe der letzten Jahre, besonders durch Ausnützung archivalischer Behelfe, bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Um nur einen Fall zu erwähnen. Der treffliche Künstler, der mit NF zeichnet (der zweite Buchstabe wächst aus der letzten Hasta des N heraus), der so, als unfaßbares Wesen noch bei Ermann, „Deutsche Medailleure des 16. und 17. Jahrhunderts," Berlin 1884, erscheint, ist in Domanigs Werk schon als Ludwig Neufarer zu finden. Gerade diese für uns oft noch unbekannten Marken auf manchen der besten Stücke bilden einen eigenen Reiz für den Forscher, hinter das Geheimniß zu kommen und es durch eine glückliche Beobachtung, oder durch eine archivalische Notiz zu entschleiern. Was auf diesem Gebiete noch zu thun bleibt, lehrt das neue französische Monogrammwerk von Nis-Paquot[1]): viele wichtige Monogramme fehlen dort überhaupt, eine Fülle anderer erscheint unerklärt.

Eine bedeutende Hülfe bieten der Medaillenkunde jetzt die modernen Reproductionsmethoden. Durch Heliotypie oder Heliogravure lassen sich eben andere Münzbilder erzielen, als durch die alten Stiche, und für die Kenntniß und Kritik kommt es ja auf treue Wiedergabe jeder Einzelheit an. Schon durch die Form der Reproduction zeichnet sich das Werk Domanigs vortheilhaft vor seinen Vorgängern aus. Sallet hat einmal die frühere Art der Wiedergabe von Medaillen knapp und klar als uncharakteristisch und oft auch ungenau bezeichnet. Ist ja doch in derselben Art die ganze antike Kunst vor Winckelmann mit einer französischen Tünche übermalt gewesen. Der reproducirende Künstler sieht in vielen Fällen doch nur mit den Augen seiner Zeit. Zum Beweise dafür gibt es lehrreiche Zusammenstellungen in Lehrbüchern der Kunstgeschichte, welche die Auffassung eines und desselben Kunstwerks in verschiedenen Zeiten darstellen. War so die bildliche Grundlage verfehlt, dann ließ sich ein richtiger Eindruck selbst

[1]) Dictionnaire encyclopédique des marques à monogrammes, chiffres, lettres initiales, signes figuratifs etc. Paris, 4°, 2 Bände.

Digitized by Google

durch den gelehrteſten und weltſchweifigſten Commentar über Leben und Sterben der dargeſtellten Perſönlichkeit nicht mehr gut machen. Wer Domanigs Werk mit Herrgotts Nummothera principum Austriacorum, oder mit Heraeus, Bildniſſe der regierenden Fürſten und berühmter Männer vom 14. bis 18. Jahrhundert, Wien 1828, vergleicht, wird ſich nunmehr über die vollkommene Unzulänglichkeit dieſer Werke nicht mehr täuſchen. Gleich die erſte Medaille, die Kaiſer Friedrichs III., zeigt die ungeheure Verſchiedenheit in der Treue der Wiedergabe. Weder das Detail des Coſtüms, noch die Züge des Antlitzes ſind bei Herrgott getroffen. Reicher iſt er oft nur dadurch, daß er auch die Rückſeite der Medaillen gibt, während Domanig bei ſeiner Richtung auf das Portraitmäßige und in weiſer Raumerſparniß ſie zumeiſt nicht darſtellt, ſondern nur in der Beſchreibung ihren Inhalt berückſichtigt. Haben ſich aber die alten Stecher immerhin noch bemüht, die figuralen Theile der Medaillen zu reinem Ausdruck zu bringen, ſo hatten ſie für die getreue Zeichnung der Schrift keinen Sinn; dieſe iſt durchweg nach einem conventionellen Modell ſtiliſirt und dadurch vollkommen werthlos. Eine rühmliche Ausnahme macht hierin nur der prachtvolle Trésor de numismatique et de glyptique, Paris, 1834 bis 1850, fol., in dem die Treue der Wiedergabe zwar mit allen Mitteln angeſtrebt, aber nicht erreicht iſt. Wie verſchieden iſt z. B. die Geſtalt der ſchönen Medaille auf Kaiſer Maximilian II. von Antonio Abondio in beiden Werken (vgl. Domanig XIV, 102 mit Tréſor Bd. 8, XXIV, 7)! Im Tréſor fehlt nicht nur die Signatur des Künſtlers, was allerdings in einem weniger vollſtändigen Exemplar der Vorlage begründet ſein kann, ſondern auch die Phyſiognomie ſowohl des Kaiſers als der Kaiſerin iſt verfehlt, und wenn man auch die Darſtellung der beiden Halskrauſen im Tréſor vielleicht geſchmackvoller finden wird, als ſie nun in der photographiſchen Wiedergabe bei Domanig erſcheinen, ſo kann man doch nicht leugnen, daß dadurch der Geſammteindruck etwas anders erſcheint. Ein anderes Beiſpiel bietet die Denkmünze auf König Ferdinand I. und ſeine Gemahlin Anna (Taf. XI, 72 verglichen mit Tréſor 8. III. 4): hier eine junge, blühende Frau voll lieblicher Anmuth, iſt ſie dort als ein Weſen gefaßt, das man am beſten mit dem heimiſchen Ausdruck „Zwiderwurzen" charakteriſiren kann. Der Graveur hat aber auch das Datum verleſen, indem er ſtatt MDXXIII, was deutlich auf der Medaille ſteht, MDXXII geſchnitten hat, und der Commentar zeigt keine Spur einer Reviſion oder Feſtſtellung des Thatſächlichen. Alſo auch hier iſt wieder das Charakteriſtiſche in der Darſtellung verfehlt, die Schrift theilweiſe undeutlich und ſogar ein Datumfehler aufgenommen. Herrgotts Nummothera und wohl auch Heraeus ſind heute nicht mehr leicht zu beſchaffen, und der hohe Preis des Tréſor (neu 1200 Fr., antiquariſch beiläufig 480 Fr.) ſteht mit ſeinem inneren Werth doch nicht im richtigen Verhältniß. Unter dieſen Umſtänden muß Domanigs Werk als das weitaus beſte Medaillenwerk für das Habsburgiſche Herrſcherhaus bezeichnet werden. Dazu kommt ferner, daß Herrgott nur bis Ferdinand III., Heraeus nur bis Karl VI. reicht; auch darin hat Domanig ſie weit überflügelt, der uns Medaillen bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts bietet, mit einigen Zugaben aus jüngerer Zeit. Es iſt begreiflich und natürlich, daß er als Beamter des Wiener Münzcabinets, in langjähriger Arbeit mit ſeinen Schätzen vollſtändig vertraut, die ſorgfältigſte Auswahl der Stücke getroffen hat. Wie er das ganze Gebiet überblickt und beherrſcht, iſt allen klar, die ſeine Arbeiten zur Medaillenkunde kennen, vor allem die über die deutſche Privatmedaille (Numismatiſche Zeitſchrift 1893) und die über Alex. Scharff (ebenda 1895). Ein gutes Stück von Kennerſchaft und Befähigung zum Fach ſcheint aber vererbt. Ein Vorfahre des Herausgebers war ein ſehr tüchtiger Medailleur, dem wahrſcheinlich Nr. 259, ſicher aber Nr. 280 und 289 des Werkes angehören. Neben Medaillen findet man auch ſehr intereſſante Modelle in Thon, Wachs, Holz und Kehlheimer-Stein, die unſre Vorſtellungen von der Eigenart der Künſtler zu vertiefen oder zu corrigiren geeignet ſind. Ant. Abondio's Modell einer Medaille auf Rudolf II. (Taf. XVI) läßt dieſen Künſtler etwas einſeitig erſcheinen. Man betrachte die Linke des Kaiſers; ſo ſchafft kein großer Künſtler. Aber für den Portraitdarſteller im allgemeinen liegt die Verſuchung nahe, nur das Geſicht, überhaupt den Kopf voll auszugeſtalten und das andere daraufhin zu vernachläſſigen. Wir kennen ja auch in neuer und neueſter Zeit Maler, die keine Hände zu malen wiſſen.

Domanig hat ſich bemüht, in ſeiner Arbeit eine möglichſt vollſtändige Sammlung von Portraits öſterreichiſcher Regenten und Prinzen zu geben. Abſolute Vollſtändigkeit war nicht zu erreichen, denn von den ganz jung verſtorbenen, oder von manchen, die ihre Tage im Ausland beſchloſſen, exiſtiren überhaupt keine Medaillen. Unter den fünfzehn Kindern Kaiſer Ferdinands I. ſind hier z. B. nur zwei nicht vertreten, und dieſe haben nur ein Alter von ein bis zwei Jahren erreicht. Nebenbei bemerkt iſt die Aehnlichkeit der beiden Töchter des Kaiſers, Maria und Magdalena, eine auffallende; ſogar die Coſtüme ſind bei beiden gleich. Bei dieſem Streben nach Vollſtändigkeit war es dann nicht ganz zu vermeiden, daß neben wahrhaften Kunſtwerken hie und da ein Stück von geringerer Ausführung und geringerem Werth mit in den Kauf genommen werden muß (z. B. Nr. 94). Aber das kommt ſelten genug unter den 359 Medaillen vor. Eine oder die andere hätte etwa wegbleiben können, ohne den Werth des Buches zu ſchmälern. So enthält z. B. eine Medaille auf Leopold I. (Nr. 208) überhaupt kein Portrait. Nr. 134 erſcheint neben 135 und 136 von wenig Bedeutung. Es handelt ſich in dieſen drei Fällen um Bilder der Philippine Welſer, aber die erſte Darſtellung wirft weder für die eine, noch für die andere der beiden ziemlich abweichenden Auffaſſungen ihr Gewicht in die Wagſchale, ja es läßt ſich dafür, daß in jenem unſcheinbaren Jeton ein Philippinen-Bild vorliegt, nichts anderes anführen, als die — Tradition. Domanig ſelbſt wiederholt die übliche Benennung nur vorſichtig, mit Fragezeichen. In künſtleriſcher Hinſicht iſt ja gewiß der Darſtellung von Nr. 135 der Vorzug zu geben, die ein Antlitz von edler Einfachheit und Anmuth bietet. Die ſteil abfallenden Schultern, die ſchielende Stellung des rechten Auges auf der anderen Medaille wirken nicht günſtig. Doch iſt die erſtere in der Nähe des Mundes etwas verletzt, oder es ſcheint wenigſtens ſo nach der Reproduction.

Das Geſammtbild der photographiſchen Arbeit, die hier geleiſtet iſt, muß als ſehr zufriedenſtellend bezeichnet werden. Medaillen, die im Guß gut gekommen ſind oder gar die geprägten Stücke — getrieben iſt unter allen nur eine einzige, die Medaille auf Chriſtian II. von Dänemark (Nr. 29) — erſcheinen auch als Lichtbilder klar und ſcharf. Die Aufnahmen ſind jedenfalls nach Abgüſſen in weißer oder gelblicher Maſſe gemacht. Dieſe Farben wirken aber im vollen Licht durch die Irradiation des Lichts auf glatten Flächen manchmal nicht ganz günſtig. Einige Naſen zeigen daher zu breite helle Streifen (z. B. Nr. 153, 171, 176), andere ſind wieder durch die ſcharfe Wirkung des Schattens beeinträchtigt (z. B. Nr. 21, 167, 203, 204, 250). Hier hätte bei der Aufnahme wohl verſucht werden können, durch geſchickte Spiegelſtellung die einſeitige Beleuchtung des Abguſſes etwas zu dämpfen. Ein ſcharfer Contour

Digitized by Google

ohne reflectirende Lichter wirkt natürlich vortrefflich auf die Platte. Ein Prachtstück in dieser Hinsicht ist Nr. 121, auf Kaiser Rudolf II. Die Erklärung dazu bietet der Commentar: das Portrait ist drehbar in einen Ring eingesetzt. Der Stil der Medaille bringt es mit sich, daß er die Profilstellung durchweg bevorzugt. Domanig hat sich jedoch auch in dieser Hinsicht bestrebt, eine möglichst reichhaltige, mehrere Ansichten bietende Auswahl der Medaillen, besonders auf die Kaiser, zu liefern, obwohl die Anzahl von Halbprofilen oder Enface-Stücken nicht eben groß ist. Sehr geschmackvoll ist die Vertheilung der Medaillen auf dem Raum der einzelnen Blätter; jede der Tafeln bietet einen abgerundeten, schönen Eindruck. Die ganze Anordnung zeugt von einer Meisterhand. So hat der Verfasser z. B. um den Anblick abwechslungsreicher und schöner zu gestalten, die Tafeln durch verschiedene Farbentöne differenzirt, für die Kaiser einen braunen, für die Kinder und die Verschwägerten einen bläulich-grauen Silberton. Einige werthvolle oder merkwürdige Stücke sind auf noch andere Weise farbig hervorgehoben. Auch der Druck der 40 Textseiten ist vortrefflich, nur daß etwa das Monogramm der Medaille Nr. 62 in der Beschreibung nicht ganz zur Geltung gekommen ist. Die eben genannte Beschreibung gibt bei jedem Stück das Datum oder die beiläufige Zeit der Entstehung, die Signatur des Künstlers, das Material, die Art der Herstellung und, da meist nur eine Seite abgebildet ist, eine kurze Angabe über die Darstellung der Rückseite. Der Beschreibung jeder Tafel geht ferner eine knappe genealogische Uebersicht voraus, und um den Zusammenhang österreichischer Fürsten durch Heirath mit anderen Häusern recht klar vor Augen zu führen, sind sehr lehrreiche, praktischer angelegte Stammtafeln, als sie z. B. das genealogische Handbuch von Lorenz bietet, in den Text eingeschaltet. Am Schluß steht dann eine große Tafel, in der ein besonderes Augenmerk auf die im Lauf der Zeit eingetretenen Veränderungen des österreichischen Wappens gelegt ist. Die veränderten Wappenbilder sind jedesmal an den betreffenden Punkten der Stammtafel eingedruckt. In die beiden Indices sind aus der Beschreibung der Medaillen die Devisen und Wahlsprüche der Fürsten nicht, von den Monogrammen und Marken der Künstler nur die noch nicht aufgelösten eingeschaltet, wobei übrigens ein Monogramm übersehen ist (Nr. 67). Bei dem leicht zu überblickenden Ganzen liegt auch nicht viel daran. Ebenso kann man sich leicht selbst eine chronologische Absolge der Künstler zusammenstellen. Es ist schade, daß der vortreffliche Meister, der mit RVT zeichnet (Nr. 155), nicht erkannt ist; seine Behandlung des Details ist musterhaft und Domanig hat wohl recht, demselben Künstler eine andere Medaille (Nr. 62) zuzuweisen; schon die Schrift — man vergleiche das charakteristische S — kann diese Annahme bestärken. Wie schwer es oft ist, auch Meister aus jüngerer Zeit zu benennen, zeigen die Medaillen auf Albert von Sachsen-Teschen und eine auf Großherzog Ferdinand IV. von 1862; die Meister V. G. und V. K. scheinen nicht mehr festzustellen.

Domanig hat die Marke jenes Medailleurs, der eine Medaille auf Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1626 schuf und sich mit den Buchstaben H R zeichnet, nicht aufgelöst. Die zweite Hasta des H bildet zugleich die Hasta des R. Gerade um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist es schwer, die Künstler festzustellen, die für österreichische Herrscher und Prinzen gearbeitet haben. So sind denn auch die Meister jener Stücke, die auf Taf. XXIII bei Domanig abgebildet sind und in die angegebene Zeit fallen, sämmtlich anonym. Vielleicht darf man aber doch für das fragliche Stück eine Benennung wagen. Daß man Medaillen und ähnliche Arbeiten damals noch im Auslande oder von Ausländern arbeiten lassen mußte, ist aus anderweitigen Angaben bekannt. Möglicherweise darf man das angegebene Monogramm auf Hans Rieger, Eisenschneider in Breslau, beziehen, von dem es feststeht, daß er für den österreichischen Hof thätig war. Er erhielt im Jahr 1640 für ein Bildniß des Kaisers 100 Gulden. Abgebildet ist unsres Wissens von diesem Medailleur nur ein Stück auf die Pest in Breslau 1633, bei Spies, Brandenburgische Münzbelustigungen I, 105, aber so wenig charakteristisch und mit so stilisirter Schrift, daß sich über Identität des Künstlers nichts bestimmtes sagen läßt. Nach der „Sammlung berühmter Medailleurs und ihre Zeichen“ (Nr. 321), einem Werke, dessen Verfasser Joh. Ludw. Ammon ist, sind von ihm mehrere Münzen bekannt.

Weniger allgemeine Zustimmung dürfte vielleicht das Verfahren des Verfassers finden, die Legenden der abgebildeten Theile der Medaillen in die Beschreibung nur ausnahmsweise aufzunehmen, um so mehr, als einige davon nicht gerade leicht zu lesen sind (wie etwa die Buchstaben im Bildfeld von Nr. 70 oder Nr. 140, 154 u. a.).

Domanigs Werk wird in mehreren Richtungen von großem Nutzen sein. Was wir kunstgeschichtlich daraus lernen, ist theilweise schon oben berührt worden. Bei Ermann sind für das 16. und 17. Jahrhundert nur drei Chiffern (Monogramme) in Oesterreich ausgewiesen und auch die Träger dieser sind, wie sich zeigen läßt, keine gebürtigen Oesterreicher. Bis tief hinein ins 18. Jahrhundert werden mit Medaillenarbeit für das Herrscherhaus Ausländer betraut. Tirol hat zwar stets hierin eine gewisse Sonderstellung eingenommen und die Münzstätte zu Hall kann auf tüchtige Leistungen hinweisen; sie gehören aber doch mehr dem Münzfach an. Der Kunstforschung wird durch die reichen, in gesicherten Abbildungen vorliegenden Portraits bei Identificirungen unbestimmter Gemälde sowohl im Hinblick auf die dargestellte Person, als im Hinblick auf den Künstler werthvolles Material geboten. Man kann jetzt schon Wechselwirkungen beobachten, und sehr interessant ist in dieser Beziehung der Hinweis auf Leone Leoni, der Nr. 24 nach einem Gemälde Tizians modellirt hat; so reichen sich wie vor unsern Augen zwei Künstler die Hände. Auch sonst hat Domanig auf den Nachweis der Vorlage Gewicht gelegt, wo es möglich war (z. B. bei Nr. 8 u. 27). Aber auch für Historienmaler, Costümforscher und Culturhistoriker sind hier Funde zu machen. Für die Geschichte des Costüms sind u. a. die ungeheuer steil gestellten Halskrausen von Nr. 159 und 160 interessant. Dort ist Erzherzogin Maria Magdalena, die 1608 nach Florenz heirathete, und ihr Gemahl dargestellt. Originell erscheint auch in ihrem Steyrerhut Erzherzogin Marie, Wittwe Karls von Steiermark, „die Ahnfrau aller folgenden Kaiser des Hauses Habsburg“ (Nr. 148). Wir würden das energische Bild für einen Männerkopf halten, wenn uns die Umschrift nicht anders belehrte. Ein Prachtstück, voll Gemüthlichkeit und Reiz, ist auch die Medaille auf Herzog Albrecht V. von Bayern und seine Gemahlin Anna von Oesterreich (Nr. 84). Und so gibt es in dieser Sammlung von österreichischen Fürstenbildern vieles, was über die engen Fachinteressen hinaus Anregung und Belehrung zu bieten vermag. Das Werk wird mit Leichtigkeit seinen Weg machen und alle, die es benutzen, werden dem Herausgeber für seine Mühe dankbar sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Auch in diesen Blättern ist schon die Rede gewesen von der goldenen Tiara des Skythenkönigs Saitapharnes, die, vom Musée du Louvre vor kurzer Zeit um einen hohen Preis gekauft, nun von

Digitized by Google

scheinbar gewichtigen Stimmen für eine Fälschung erklärt wird (s. Beilage Nr. 169). Was könnte es „interessanteres“ geben als ein solcher Scandal? Ein kostbares Object, viele Tausende auf dem Spiel, zudem die liebliche Aussicht, die Alterthumswissenschaft in ihre Hülflosigkeit zu sehen, dupirt nun dem ersten dreist polnischen Juden!

Wo wäre die Museumsverwaltung, die gegen die Künste der Fälscher gefeit wäre! Gibt es eine, so ist sie schlecht. Denn sie kann es nur sein um den Preis, allem Neuen und Einzigen aus dem Weg zu gehen und nichts als Dutzendwaare zu kaufen. Ein Irrthum braucht deßhalb nicht vertuscht zu werden, mag es sich nun um Hunderte oder um Tausende handeln; er darf auch nicht vertuscht werden um der Wissenschaft willen, wenigstens nicht bei einem Stück, das einzig in seiner Art wäre. Aber die Erörterung in den Zeitungen hat keinen Zweck. Trotzdem ist sie in diesem Fall bereits so reichlich süß und wider gepflogen worden, daß auch wir glauben, nicht länger daran vorübergehen zu dürfen. Nicht als ob wir uns ein Urtheil anmaßen wollten. Aber es muß bedauert werden, daß auch von deutschen Gelehrten die Verdächtigung allzu leichtfertig vor die Oeffentlichkeit gezerrt worden ist. Es kann keine Rede davon sein, daß irgend ein auch so gewiegter Kenner mit einem einzigen Blick, einer flüchtigen Betrachtung eine Fälschung durchschauen könnte, die die kundigen und erfahrenen Verwalter des Musée du Louvre getäuscht hätte: so einfach kann die Sache nicht liegen. Ja man darf wohl sagen, daß schwerlich sich ein Grund gegen die Echtheit anführen läßt, den die französischen Gelehrten nicht vor dem Ankauf unter sich erwogen und entkräftet hätten. So wird man sich denn auch nicht wundern, daß der zunächst verantwortliche Beamte des Musée du Louvre, He. A. Héron de Villefosse, in einem Aufsatz des „Journal des Débats“ vom 6. August die Verdächtigung mit guten Gründen zurückweist. Die Frage ist damit nicht aus der Welt geschafft; denn es ist weit leichter, ein Denkmal in Mißcredit zu bringen als seinen Credit wieder herzustellen. Aber es erscheint angemessen, einstweilen von der Vertheidigung Kenntniß zu nehmen.

Es handelt sich um eine Kopfbedeckung von Goldblech, über und über bedeckt mit getriebenen Reliefverzierungen, theils Ornamentstreifen, theils mythologischen Darstellungen aus der Achilleus-Sage, theils Scenen aus dem Leben der Skythen, mit einer Inschrift, die die kostbare „Tiara“ als ein Geschenk des Raths und Volks von Olbia an den Skythenkönig Saitapharnes bezeichnet. Es handelt sich zweitens um einen goldenen Halsschmuck, der mit der Tiara zusammen gekauft wurde, und dazu gehörige Ohrringe. Hr. Héron de Villefosse charakterisirt zunächst die Gediegenheit der Untersuchung, die zu dem Verdammungsurtheil geführt hat und sich auf Tiara und Halsschmuck in gleicher Weise erstreckt. Für den Halsschmuck scheint das Urtheil dann in der That völlig entkräftet zu werden durch die Mittheilung, daß auf eine merkwürdige Einzelheit, die offenbar auch dem Verkäufer unbekannt und den Beamten des Louvre entgangen war, erst der russische Archäologe O. v. Kieseritzky, der als Oberconservator der kaiserlichen Eremitage in Petersburg der größte Kenner südrussischer Goldarbeiten ist, aufmerksam machte als auf eine Eigenthümlichkeit solcher südrussischer Schmucksachen. Es befindet sich nämlich an der Halskette ein Anhängsel in Gestalt eines Widderkopfs und dieser Widderkopf läßt sich aufklappen, weil er zur Aufnahme eines Wohlgeruchs diente, der durch kaum sichtbare Löcher hervordringen sollte. Es ist allerdings unglaublich, daß ein Fälscher, der sich solche Mühe gemacht hätte, versäumt haben würde, darauf aufmerksam zu machen. Für die Echtheit der Tiara aber ist, wie für die der Halsschmucks, die Beistimmung, die ein Kenner wie Kieseritzky dem Urtheil der Beamten des Louvre hat zutheil werden lassen, schon an sich ein Zeugniß von größtem Gewicht, während sie andrerseits durchaus nicht erschüttert werden kann durch die Beobachtung, daß sich die Motive des Ornaments wie der figürlichen Darstellung auf anderen Denkmälern und auf Denkmälern verschiedener Zeiten wiederfinden, da solche Entlehnungen gerade in der Kunst der Zeit, in die man die Tiara setzen wird, überaus häufig sind. — Daß falsche Goldsachen mit der Provenienzangabe Südrußland im Handel sind, war den Beamten des Museums natürlich nicht unbekannt, aber der Vergleich mit solchen schien nur die Echtheit der Tiara zu verbürgen, die durch Verbindungen an kleinem, ganz ohne allen Zweifel antikem Beiwerk, wie Bronzenägeln u. dgl., bestätigt wurde.

Endlich die Inschrift! Der Form der Buchstaben nach erscheint sie den Epigraphikern unanstößig. Die Form des Satzes aber erregte von Anfang an Befremden, denn er lautet: „Der Rath und das Volk der Olbiopoliten den großen und unbesiegten König Saitapharnes“ (statt „dem“, wie man erwarten sollte, da die Tiara doch wohl als Geschenk an den Skythenkönig zu denken ist). Aber man wird zugeben, daß diese sonderbare Fassung mindestens ebenso verwunderlich ist, wenn die Tiara gefälscht, als wenn sie echt ist. Vielleicht darf auch daran erinnert werden, daß die Inschrift an der Ostfront des Parthenon, die vor kurzem ein amerikanischer Archäologe nach den mit Lebensgefahr auf hohem Gerüst genau aufgenommenen Löchern der einstigen Erzbuchstaben wieder hergestellt hat, die gleiche Fassung gehabt zu haben scheint. Denn sie lautet: „Der Rath vom Areopag und der Rath der Sechshundert und das Volk von Athen den großen Kaiser Nero“ u. s. w., indem nur die Namen des Kaisers und die Datirung, kein Verbum folgen, während die Inschrift sich doch unmöglich auf eine Statue beziehen kann, wodurch ihre Fassung sich erklären würde. Daß uns der König Saitapharnes durch eine Inschrift als Feind und Bedränger von Olbia, das ihn durch Tribut besänftigen muß, bekannt ist, dürfte wohl schwerlich Jemand gegen die Echtheit der Tiara anführen, die denn einstweilen noch einmal gerettet sein möge.

* Berlin, 13. Aug. Siebentes Deutsches Mechanikertag zu Berlin am 13., 14. und 15. August. Erster Tag. Kaum ein anderes deutsches Gewerbe hat binnen wenigen Jahrzehnten einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, wie die Feinmechanik in den letzten 30 Jahren. In allen Ausstellungen seit 1879 hatte sich das Gewerbe erste Preise und allbrennt ist, mit wie hoher Anerkennung die Amerikaner über die betreffende deutsche Ausstellung in Chicago urtheilten, wie sie nicht blos die einzelnen Aussteller, sondern auch die „Deutsche Gesellschaft für Feinmechanik und Optik“ durch Preise ehrten. Die eben genannte, seit 1881 bestehende Genossenschaft hat in der That ein großes Verdienst um den Aufschwung der deutschen Feinmechanik, welche sich in diesem Jahre im Berliner Gewerbe-Ausstellungs-Park Stelldichein gibt, wo sie auch — im Chemiegebäude nämlich — ihre besten Leistungen glanzvoll entfaltet hat. Wenn darunter Berlin hervorragend vertreten ist, so ändert dies doch nichts an dem universell deutschen Charakter dieser Sonderausstellung, die gleich der Colonial- und der Fischerei-Ausstellung somit aus dem Rahmen einer localen Gewerbeausstellung heraustritt. Daß die glänzende Stellung des hier vorgeführten Gewerbezweigs indessen noch andere Ursachen hat, als die verständige Zusammenfassung aller Kräfte in einer die gemeinsamen Interessen vertretenden Vereinigung, trat aus den der heutigen ersten Versammlung des siebenten deutschen Mechanikertages vorangehenden Reden und Gegenreden deutlich hervor. Die Sitzung wurde um 10¼ Uhr im Hörsaal des Chemiegebäudes eröffnet. Vorsitzender war der zeitige erste Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Feinmechanik und Optik, Dr. Krüß-Hamburg, dem als Beisitzer der Leiter der Zweiggesellschaft Berlin, Mechaniker Stückrath, und der Assistent an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt Blaschke beigesellt waren. In seiner Begrüßungsrede führte der Vorsitzende das seit 1870 wahrnehmbare stetige Wachsthum der deutschen Feinmechanik im wesentlichen auf ihre Durchdringung und Befruchtung durch die Wissenschaft zurück und betonte in diesem Zusammenhang die Zusammenarbeit mit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt als ein wichtiges Förderungsmittel. Diese Auffassung fand in den Antworten der städtischen Vertreter, Schulrath Bertram und Realgymnasialdirector Schwalbe, herzliche Zustimmung. Auch hob der letztgenannte, um das Bildungswesen der Reichshauptstadt wohlverdiente Herr gebührend hervor, was die Fortbildungs- und Fachschulen und die liebevollere Behandlung des physikalischen Unterrichts in allen Schulen für die Hebung der Feinmechanik gethan und wie die jüngere Generation, ganz anders als sonst durch die Anschauung der mechanischen Hülfsmittel vorbereitet und mit ihnen vertraut, die praktische Lehre antrete, den Lehrmeistern halbe Arbeit lassend. Aus den Kreisen der Praxis wurden durch Commercienrath Kühnemann, welcher die Versammlung im Namen des Arbeitsausschusses begrüßte, diesen Ursachen der thätigen Entwicklung der Feinmechanik volle Wirksamkeit zuerkannt, zugleich aber auf die Tüchtigkeit und den Fleiß der Träger des Gewerbes als auf die wichtigste Ursache des Gedeihens hingewiesen. Im gleichen Sinne nahm später Präsident Kohlrausch eine Gelegenheit wahr, um im Namen der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt zwar den Dank der Versammlung für die werthvolle Unterstützung des Gewerbes durch die gediegenen Leistungen der Reichsanstalt entgegenzunehmen, zugleich aber anzuerkennen, daß auch die Fülle der Anregungen, welche die Reichsanstalt von der Praxis empfange, ein Förderungsmittel für die Thätigkeit der Reichsanstalt sei, dessen sie nicht ent-

Digitized by Google

rathen könne. Unter den Vorträgen des heutigen Tages sind zwei von allgemeinem Interesse, der Bericht von Dr. Brodhun-Charlottenburg über „die optischen Arbeiten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt“ und Mittheilungen von Prof. Dr. Abbe-Jena „über die neueren Fortschritte in der Glasfabrication“. Der erstere Bericht gab eine Darstellung von den feinen Maßbestimmungen, welche die von der Beleuchtungstechnik immer ausgedehnter geforderte Feststellung der Lichtstärken verschiedener Lichtquellen bedingt. Die erste Schwierigkeit liegt in der genauen, Täuschungen ausschließenden Definition der Lichteinheit und deren innerhalb enger Fehlergrenzen bleibenden Herstellung. Die zweite in der Anwendung des gewonnenen sicheren Maßstabes zum Vergleich verschiedener Lichtquellen. Die Photometrie bildet deßhalb eine der wichtigsten Beschäftigungen der optischen Abtheilung der Reichsanstalt, ihre Verfeinerung ist Gegenstand unausgesetzter Prüfungen und Versuche. Mehrere der hiefür ersonnenen Methoden und Instrumente gelangten zu eingehender Erörterung und Beschreibung. Ein zweites, der optischen Abtheilung zustehendes Arbeitsfeld ist die Saccharimetrie, die Prüfung der Zucker duech die Polarisation. Auch hierfür wurden verfeinerte Apparate vorgeführet und erläutert, welche einen hohen Grad der erreichten Genauigkeit erkennen ließen. — Professor Abbe-Jena gilt als der hervorragendste wissenschaftliche Vertreter der Glastechnik. Die Zuhörerschaft war deßhalb von vornherein sehr gespannt auf seine Mittheilungen über neue Fortschritte auf diesem Gebiet; doch übertraf das Gehörte aller Erwartungen. Danach existiren ferner keine Schranken mehr für die technische Herstellung großer Glaslinsen, die man ebenso vollendet aus einem Glashafen von 1000 kg Inhalt, als aus einem von 2000 kg gießen kann. Die bisherigen Schwierigkeiten bestanden in der Unmöglichkeit der Herstellung einer homogenen Masse, welche erstes Bedingniß der Verwendung von Glas zu optischen Zwecken ist. Stets ergab sich die flüssige Glasmasse an den Wänden des Hafens und auf ihrer Oberfläche von abweichender Flüssigkeit im Vergleich zu dem inneren flüssigen Kern. Ja wenn man diese inneren Theile für den Guß gewinnen und die Theile an der Oberfläche und den Wänden zurücklassen könnte! Dieser dringende Wunsch gab den Gedanken, die flüssige Glasmasse überhaupt nicht aus dem Hafen auszugießen, weil dann unfehlbar die nicht homogenen Theile mit ausflossen, sondern vielmehr sie langsam im Hafen erkalten zu lassen. Sie brach dann allerdings durch die Verschiedenheit der Erkaltungswirkung auf Hafen und Glasmasse in mehrere Stücke; aber man gewann damit doch die Möglichkeit, die nicht gewünschten Theile von dem homogenen Kern zu trennen. Diese Methode führte zu der Möglichkeit, erheblich größere Glaslinsen vorzüglichster Beschaffenheit herzustellen, als es bis dahin möglich gewesen war; denn man lernte auch das Zerbrechen der Glasmasse im Hafen in solcher Art regeln, daß man mit Sicherheit ein brauchbares ganzes Kernstück unzerbrochen erhielt. Das Stück schmolz man dann nicht wieder ein, man erwärmte es nur so weit, bis es plastisch und gestaltbar wurde und sich einer Form anpaßte, wie man sie haben wollte, also etwa der Scheibe eines großen Objectivs. Immerhin blieb die Methode noch unzulänglich und gestattete nicht, Linsen von beliebiger Größe anzufertigen. Neuerdings ist es in der That gelungen, die homogene flüssige Masse des Kerns unter Zurücklassung der Wand- und Oberflächenschichten des Hafens allein auszugießen und somit eine Anzahl beliebig großer, angemessen geformter, gänzlich homogener Gläser herzustellen, die zwar nicht alle absolut vollkommen sind, unter denen sich aber stets vollkommene Stücke finden. Seitdem ist der Größe der herzustellenden Linsen kaum mehr eine Grenze gezogen, was um so wichtiger für die Optik ist, als man leider den Gedanken, durch anderweitige chemische Zusammensetzung stärker brechende Gläser zu erzeugen, nach zahlreichen Versuchen hat ganz aufgeben müssen. — Eine zweite Mittheilung Professor Abbe's war kaum minder interessant: In der Ausstellung von Schott u. Genossen, Jena, befinden sich Lampencylinder, die als unzerbrechlich bei Temperaturveränderungen bezeichnet werden und die Probe auf diese Eigenschaft glänzend bestanden haben. Diese Cylinder sind nicht etwa das Ergebniß mehr oder weniger kunstvoller Versuche, sondern ganz ausschließlich dasjenige wissenschaftlicher Combinationen. Sie waren eher auf dem Papier als in Wirklichkeit hergestellt. Die Assistenten Prof. Abbe's, Prof. Winkelmann und Dr. Schott, haben seit längerer Zeit die Beziehungen zwischen den physikalischen Eigenschaften und der chemischen Zusammensetzung der Gläser studirt, wobei sie auch auf die Untersuchung kamen, von welchen Umständen die Widerstandsfähigkeit der Gläser gegen schroffe Temperaturwechsel abhängt. Sie fanden solche Abhängigkeit bedingt durch die Zugfestigkeit des Materials, seine Elasticität, seine Wärmeleitungsfähigkeit und seine Ausdehnungscoefficienten. Planmäßig ausgeforschte Experimente ließen die Beziehungen verschiedener chemischer Zusammensetzung zu jeder dieser physikalischen Eigenschaften klar erkennen. So fand man z. B. den Einfluß des Kalkes auf den Ausdehnungscoefficienten hundertmal so groß, als den der Borsäure, und gelangte endlich dahin, in den Hauptzügen auf dem Papier ein Glas zu construiren, das die denkbar höchste Widerstandskraft gegen Temperaturänderungen haben müsse. Und siehe da, das so hergestellte Glas verleugnete seine scharfsinnigen Erfinder nicht!

* **Riga**, 14. Aug. Heute fanden die ersten wissenschaftlichen Sitzungen des Archäologen-Congresses statt. Allgemeines Interesse erweckte der Vortrag Uspenski's über das russische archäologische Institut in Konstantinopel. Der Congreß zählt jetzt 600 Mitglieder. Heute findet das Fest im Schützengarten statt.

* **Petersburg**, 17. Aug. Tel. Wie aus Irkutsk, dem Sitz des Generalgouverneurs des Küstengebiets im Osten Sibiriens, gemeldet wird, sind die astronomischen Beobachtungen der Sonnenfinsterniß im Dorfe Orlowskoje am Amur erfolgreich gewesen. Das Wetter war während der Verfinsterung schön. Die Astronomen Berlepolsky, Witeam und Ordinly sind nach Chabarowka zurückgekehrt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 16. August folgende Schriften eingegangen:

Zur Knaben- und Jünglingszeit Theodor v. Schöns nach dessen Papieren. Zusammengestellt von seinem Sohne. Mit Lithographie. Berlin, L. Simion 1896. — A. Bayersdorfer: Heitere Jugendzeit. Berlin, N. Eckstein Nfg. — *Raoul Pictet:* Etude critique du matérialisme et du spiritualisme par la physique expérimentale. Genf, Georg u. Co. 1896. — Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Hggb. von Richard Wrede. 3. Jahrg. 1896. Nr. 98. Berlin, „Kritik-Verlag“. — *Revue des Deux Mondes.* Françoin Bnloz, fondateur. 56. année. 4. pér. Tome 136. 4. livr., août 1896. Paris. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. 8. Jahrg. Heft 11. August 1896. Berlin, H. Paetel. — Quellwasser fürs deutsche Haus. Illustrirtes Volks- und Familienblatt. 20. Jahrg. 1895/96. Heft 15. Leipzig, O. Wigand. — Alpenheim. Monatsschrift für ernste Volk. Geleitet von Joseph Striner. 1. Jahrg. 1896. Heft 6. St. Johann i. Pongau, G. A. Bibus. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 258. Wien, A. Hölder. — Illustrirte Bilderschau. Hggb. von F. v. Reber und Ad. Bayersdorfer. 8. Jahrg. Heft 22. München, Fr. Bruckmann 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. N. F. 7. Jahrg. Heft 11. August 1896. Leipzig, E. A. Seemann. — Bismarck-Jahrbuch. Hggb. von Horst Kohl. 3. Bd. 4. Lfg. Berlin, O. Häring 1896. — Dr. J. H. Albers: Die Belagerung von Metz. Ereignisse und Zustände innerhalb der Festung vom 19. August bis 28. October 1870. 2 Vorträge. Nebst Karte. Metz, G. Scriba 1896. — P. M. Laurent: Vollständige Lebensgeschichte des Kaisers Napoleon I. Uebersetzt von J. Sporschil. 2. und 3. Lfg. Basel, Köhler 1896. — Joseph Hansen: Rheinische Acten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582. Bonn, H. Behrendt 1896. — Karl Kiesewetter: Der Occultismus des Alterthums. II. Theil, bearb. von Dr. L. Kuhlenbeck. Leipzig, W. Friedrich. — Dr. L. Kuhlenbeck: Der Occultismus der nordamerikanischen Indianer. (Ergänzungsband zu Kiesewetters Occultismus.) Ebd. — Richard Meerheimb: Eine Nacht auf dem Parket. Epos aus der Salonwelt. Ebd. — Thassilo v. Scheffel: Stufen. Ebd. — Max Breitung: Der Sonnenkaiser. Drama. Ebd. 1896. — Franz Kurz-Elsheim: Für die Liebe. Verse und Reimereien. Ebd. 1896. — Elsa Asenijeff: Ist das die Liebe? Kleine psychologische Erzählungen und Betrachtungen. Ebd. — Dr. Hallervorden: Klinische Psychologie die Vorstufe der Psychohygiene. (Sonderabdr. aus der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift“ 1896.) Leipzig, Georg Thieme. — Die hygienischen Verhältnisse der größeren Garnisonorte der österreichisch-ungarischen Monarchie. XIII. Innsbruck. Mit Umgebungskarte 2c. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1896. — *Giuseppe Pumagalli:* Chi l'ha detto? Tesore di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica. 2. edit. Mailand, U. Hoepli 1896.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 19. August. Nummer 191.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der älteren Hohenzollern. Von Heinrich Witte. — Die Krupp'sche Gußstahlfabrik. II. Von T. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte der älteren Hohenzollern.

Von Heinrich Witte (Hagenau).

Im October wurde in der Beilage [1]) zur Allgemeinen Zeitung die Ansicht entwickelt, daß die Hohenzollern, bevor sie auf dem Zollern ihre weittragende Burg errichteten, auf der Schollsburg bei Balingen ihren Sitz gehabt hätten, und in ähnlicher Weise hatte sich im Frühling desselben Jahres ein ungenannter Verfasser in der Sonntagsbeilage der „Kölnischen Zeitung" verlauten lassen. Damit ist eine Geschichtsaufstellung höchst zweifelhafter Geltung in die weiteste Oeffentlichkeit getragen, und in das geschichtliche Bewußtsein des gebildeten Deutschen, der nicht anders weiß, als daß der Hohenzollern der älteste Stammsitz unsres Kaiserhauses ist, von dem es mit seinen schwäbischen Vettern den Ursprung genommen hat, wird dadurch eine gewisse Beunruhigung hineingetragen. Es wird sich daher verlohnen, diese Ansicht und was in der letzten Zeit nach dieser Richtung sonst verlautet, einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Jener in der Beilage veröffentlichte Aufsatz spricht in der That die Ansicht der württembergischen und hohenzollernschen Localforscher aus, die ihrerseits zunächst durch die Ausführungen von L. Schmid, zuletzt in seinem Buche „Der Urstamm der Hohenzollern", veranlaßt wurden, noch einem früheren Stammsitz der Hohenzollern zu suchen. So unleugbar die Verdienste dieses Gelehrten um die ältere Geschichte der Hohenzollern sind, namentlich in seinen früheren Arbeiten, auf so schwachen Füßen stehen doch viele seiner Behauptungen, zumal in seinem letzten, eben angeführten Werke, und manche derselben sind schlechterdings als Phantasien zu bezeichnen, bei denen die Geschichte aufhört und der Roman beginnt. Ich stimme L. Schmid bei, daß die Zollern jenem Geschlechte beizählen, das man gewöhnlich als das der Burchardinger bezeichnet, deren Vertreter der Markgraf Burchard von Rätien und die Herzoge Burchard I. und II. von Alemannien waren, und demnach wird man auch Burchardinger und nicht Burkhartinger schreiben, wie es jetzt Mode zu sein scheint; denn Burchard ist die gebräuchlichste urkundliche Namensform der damaligen Zeit. Das ist aber nebensächlich; etwas anderes ist es, ob diese Namensbezeichnung, die sich bereits in Schulbüchern vorfindet und deren auch ich mich noch kürzlich in meinem Buche „Die älteren Hohenzollern und ihre Beziehungen zum Elsaß" [2]) bedient habe, überhaupt zutreffend ist für das Geschlecht, auf das man jetzt die Grafen von Zollern zurückführt.

Gewiß verbreitete das tragische Ende des Markgrafen Burchard, als er die Hand nach dem alemannischen Herzogthum ausstreckte, sowie der Tod des tapfern Herzogs Burchard I. in welschem Hinterhalt, als er seinem bedrängten Schwiegersohn, dem Welfen Rudolf von Italien, zu Hülfe eilte, und endlich die einflußreiche Stellung Burchards II., des Mannes der Hedwig auf dem Hohentwiel, am Hofe Otto's des Großen, als dieser seine Nichte, die burgundische Adelheid, heimgeführt hatte, hohen Ruhm über das ganze Geschlecht, dem sie angehörten; aber wenn man nun nach ihnen die Nellenburger und die von den Nellenburgern sich abzweigenden Zollern Burchardinger nennt, so will man damit doch sagen, daß sie von einem dieser Burcharde abstammen. Das ist aber zuverlässig nicht der Fall. Von Markgraf Burchard kennen wir nur zwei Söhne, eben den Herzog Burchard I. und einen Ulrich, auf den ich vermuthungsweise die späteren Grafen des Sülichgau zurückgeführt habe, die sich nach Hurningen-Hirrlingen bei Rotenburg am Neckar benannten. Von Burchard II. und seiner Gattin Reginlinde hat man nur mit Mühe und Noth einen erbberechtigten Sohn in Burchard II. nachweisen können; dabei sehe ich ab von jenem höchst zweifelhaften Adalrich, der als Einsiedler auf der von Klopstock besungenen Ufnau im Züricher See zeitweilig gelebt haben soll. Von Burchard II. weiß man endlich mit völliger Sicherheit, daß er von der gestrengen Frau Hedwig keine Kinder hatte, und von einer früheren ehelichen Verbindung des Herzogs ist nichts bekannt. So kommt also für die Nellenburger und Zollern keiner der drei Burcharde in Betracht; wohl aber ist hier des Markgrafen Burchard Vater Adalbert zu nennen, der in amtlichen Bezeichnungen zuweilen illustris benannt wird und dessen politische Stellung das St. Galler Todtenbuch in bedeutungsvoller Weise zum Ausdruck bringt, wenn es ihn als dux Alamannorum bezeichnet. Er erscheint nun zuerst als Inhaber jenes Gaues auf der Rauhen Alb, in dessen Besitz wir später die Hohenzollern finden, der nach den abenteuerlich gestalteten Felsformen, vor allem im Donauthal von Mühlheim bis Sigmaringen, den Schären, wie sie noch jetzt an der schwedischen Küste heißen, den Namen Scherragau führte. Seine beiden Söhne waren Burchard, der schon erwähnte Markgraf von Rätien, dem König Arnulf auch noch die dem Scherragau benachbarte Bar im Quellgebiet der Donau verliehen hatte, und Adolbert, der dem Vater sowohl im Thurgau als im Scherragau nachfolgte. An diesen Adalbert sind die Zollern anzuknüpfen, allerdings nicht unmittelbar, sondern durch das Zwischenglied der Nellenburger, von denen sich die Zollern im 11. Jahrhundert abzweigten; und insofern nun auch Graf Adalberts des Erlauchten Vater, vielleicht auch sein Großvater denselben Namen führte, könnte man viel eher von einem Geschlecht der Adolbertiner reden. Will man aber einen Namen, der für die beiden Linien des Stammes paßt, so muß man auf den gemeinsamen Ahnherrn zurückgreifen, den Markgrafen oder Herzog Humfrid von Rätien, den Zeitgenossen Karls des Großen und Ludwigs des

[1]) R. Schäfer, Der Urfitz der Hohenzollern. 1895, Nr. 247.
[2]) Vgl. Beilage 1896, Nr. 24.

Frommen, der die Kirche zu Schännis im Gaster (Canton St. Gallen) gründete zur Aufbewahrung jenes hl. Kreuzes mit dem Blut Christi, das man noch jetzt in Reichenau besitzen will, und sie nach ihm als Humfridinger bezeichnen, sowie man ja auch die sächsischen Kaiser nach ihrem ältesten Ahnherrn Liudolfinger benennt.

Damit gelangt man also in recht graue Zeiten hinein, und wenn man nun den Zusammenhang der Hohenzollern mit diesem Geschlecht zunächst als erwiesen annimmt, so kann man sagen, daß kein einziges der regierenden Häuser mit Ausnahme der Etichonen, die jetzt auf dem österreichischen Kaiserthron sitzen,[1]) sich mit dem deutschen Kaiserhause an ehrwürdigem Alter messen kann. Einen directen Beweis für diese Abstammung gibt es nicht. Das muß man dem Kritiker in den märkischen Forschungen[2]) gegen L. Schmid, der viel zu viel beweisen wollte, zugeben; es liegt keinerlei urkundliches Zeugniß in dieser Hinsicht vor, und der Umstand, daß die rätischen Landesfarben ebenso schwarzweiß sind, wie die der Zollern, hätte überhaupt nicht von Schmid angeführt werden dürfen. Indirect kann aber der Beweis für den Zusammenhang der Nellenburger und Zollern mit den Humfridingern fast mit völliger Sicherheit erbracht werden.[3]) Beide Familien erscheinen als Rechtsnachfolger dieses Geschlechts und ihre eigenartigen Besitzverhältnisse finden nur unter dieser Voraussetzung eine befriedigende Erklärung. Schwer fällt natürlich hiebei ins Gewicht, daß der Scherragau wie früher dem Geschlechte Adalberts, so später dem der Zollern zusteht. In dieser Hinsicht leugnen zu wollen, daß der 1113 vorkommende Graf Friedrich dieses Gaues ein Zoller sei, heißt einfach die Augen zumachen. Im rechtsrheinischen Alemannien gibt es um diese Zeit keinen andern Grafen dieses Namens als den Grafen Friedrich von Zollern und seine Nachkommen besitzen den Gau als Grafschaft Hohenberg. Nicht besser steht es mit der Behauptung, daß, da die Gaue vielfach in mehrere Grafschaften zerfielen, man überhaupt nicht den Uebergang des Scherragaues, bezw. der späteren Grafschaft Hohenberg, gerade von den Burchardingern auf die Zollern feststellen könne. Wer über schwäbische Gauverhältnisse urtheilen will, muß sie auch kennen und vor allem das vorzügliche Buch von Ludwig Baumann: „Die schwäbischen Gaue des jetzigen Württemberg" gründlich studirt haben, anstatt sich mit einem bloßen Citat aus diesem Werke zu begnügen. Richtig ist ja, daß in Sachsen und Bayern wiederholt mehrere Grafen für einen Gau vorkommen; allein der Umfang der Gaue war auch erheblich größer, während in Schwaben schon zur Zeit der älteren Karolinger die großen Amtsbezirke in kleinere Gaue zertrümmert worden sind. So deckt sich denn auch in Schwaben für die hier nicht in Betracht kommende Zeit Gau und Grafschaft stets und überall und wenn die königliche Kanzlei auch in Schwaben zur Bestimmung der geographischen Lage eines Ortes die Bezeichnung in pago et in comitatu irgend eines Grafen wählt, so ist diese Anwendung doch rein formelhaft, und man darf aus dem et in keiner Weise folgern, daß der Gau mehrere Grafschaften umfaßt hätte. Ein solcher Fall müßte nachgewiesen werden und ist nicht nachzuweisen. Umgekehrt ist es hingegen sehr oft der Fall, daß mehrere benachbarte Gaue unter einem Grafen stehen. Bei einzelnen Gauen, wie z. B. bei dem Argen- und Linzgau am nördlichen Gestade des Bodensees, ist das geradezu die Ordnung, und so wird es in der Regel auch mit dem Scherragau und den beiden im Norden anliegenden kleinen Gauen, der alten Hattinhuntare und der Grafschaft Hoigerloch, für die ein Gauname nicht mehr besteht, gewesen sein. Man kann daher mit Fug und Recht behaupten, daß der Scherragau sich deckt mit der späteren Grafschaft Hohenberg, der älteren zollern'schen Linie, sowie die Hattinhuntare mit der späteren Grafschaft Zollern der jüngeren Linie der Grafen von Zollern.

Angesichts dieser Thatsache ist es nun allerdings von größter Wichtigkeit, daß, wie die Nellenburger im Zürichgau, so auch die Zollern als die späteren Inhaber der angeführten Grafschaften die charakteristischen Vornamen ihrer früheren Besitzer weiter führen. Gewiß können gleiche Vornamen in Ermangelung von Familiennamen, die ja erst im 11. Jahrhundert vereinzelt auftauchen, leicht zu irrigen Schlüssen führen. Der Name Burchard zunächst kann aber in dieser Hinsicht nicht leicht irreführen, er ist überhaupt nicht alemannisch, sondern fränkisch, und im alemannischen Herzogthum ist es allein das Geschlecht der Humfridinger, das diesen Namen führt, und wiederum sind es später allein die in den Grafschaften der Humfridinger sitzenden Grafen von Nellenburg und Zollern, denen dieser Name eigenthümlich ist. Für das 11. Jahrhundert gibt es keinen anderen alemannischen Grafen dieses Namens, und auch im 12. Jahrhundert kommt der Name Burchard bei irgend einem anderen alemannischen Grafengeschlecht nur höchst vereinzelt vor. Damit gewinnt aber auch der sonst ja häufiger vorkommende Name Adalbert, der bei den Hoigerlocher Zollern in Anwendung ist, an Bedeutung; denn Burchard und Adalbert waren ja die ursprünglichen Familiennamen der Humfridinger. Von den Urahnherrn, auf die wir mit großer Wahrscheinlichkeit die jetzt noch blühenden Fürsten von Fürstenberg zurückführen dürfen, hatten die Humfridinger außerdem den Namen Eberhard übernommen, nachdem Adalbert der Erlauchte Judith, die Tochter des Markgrafen Eberhard von Friaul, heimgeführt hatte, und diesen Namen führten die Nellenburger mit Vorliebe, während der Name Burchard bei ihnen mehr zurücktritt. Dann kann aber, so meint Herr Berner, der 1064 erwähnte Scherragaugraf Rudolf unmöglich dem zollern'schen Hause angehört haben, da er durch seinen Namen ja vollständig aus dem Rahmen dieses Geschlechtes herausfällt. Jedenfalls wendet sich unser Kritiker mit Recht gegen L. Schmid, der in seiner Weise Flickarbeit macht, indem er meint, daß dieser Rudolf dem Geschlechte der Grafen von Achalm angehöre und als Vormund der unmündigen Söhne Burchards und Wezils von Zollern den Scherragau verwaltet habe. Wir wissen weder von mündigen noch unmündigen Söhnen Burchards und Wezils von Zollern; auf alle Fälle kann außerdem nur ein einziger Inhaber des Grafenamtes in Betracht kommen und dieser konnte auch in unmündigem Lebensalter als Graf in der Urkunde geführt werden. Dieser Rudolf wird in einer Königsurkunde der Graf des Scherragaues genannt und ist demnach auch als solcher zu nehmen; daran ist nicht zu deuteln. Dem Geschlechte der Grafen von Achalm gehört er auf keinen Fall an. Jener Graf Rudolf von Achalm, den L. Schmid im Sinn hat, der Gatte der Adelheid von Rümpelgart und Schwager des bekannten Erzbischofs Humfrid von Ravenna, war 1064 schon längst gestorben. Hier wäre demnach die Reihe der Scherragaugrafen zollern'schen Stammes unterbrochen, und somit würde die Erblichkeit des Gaues im Geschlecht der Grafen von Zollern und damit auch ihr Zusammenhang mit den Humfridingern in Frage gestellt. Zwar muß ich nun gestehen, daß auch mich der Name Rudolf anfänglich stutzig gemacht hat, aber auch der Name Wezil ist in dem zollern'schen Geschlechte neu und von dem Groß-

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Zur Abstammung des österreichischen Kaiserhauses" im nächsten Heft der Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

[2]) E. Berner, Die Abstammung und älteste Genealogie der Hohenzollern. Neue Folge. Bd. VI.

[3]) Für die folgenden Ausführungen verweise ich auf mein bereits angeführtes Buch.

dater mütterlicher Seite, dem Grafen Werner-Wezilo von Ortenberg im Elsaß übernommen worden. Der Name Rudolf war dem Geschlechte der Humfridinger wenigstens nicht fremd, und es wäre zu erwägen, ob nicht auch die damalige, von mir nachgewiesene Familienverbindung zwischen den beiden Häusern Habsburg und Zollern in der Person des Grafen Rudolf, des Bruders des Bischofs Werner I. von Straßburg und des Grafen Radeboto, sowie der Kunegunde, vielleicht einer Schwester der beiden ersten Zollern, diesem Stamm neues Leben bei dem zollern'schen Geschlechte verliehen hat. Somit sehe ich nicht ab, warum man nicht auch diesen Rudolf mit demselben Recht wie etwa den ersten Friedrich dem Geschlecht der Grafen von Zollern zuzählen soll.

Die Bedenken, die Herr Berner nach dieser Richtung hin erhoben hat, waren also unbegründet.[1]) Immerhin ist in dieser Hinsicht ein Zuviel besser als ein Zuwenig, und es wäre zu wünschen gewesen, daß die Herren Localforscher in Württemberg und Hohenzollern, welche die Streitfrage über den Stammsitz der Grafen von Zollern aufgebracht haben, sich derselben Zurückhaltung und Vorsicht befleißigt hätten. Unsre ganze Kenntniß über die beiden ersten Vertreter des Geschlechtes der Hohenzollern beschränkt sich auf die kurze Angabe für das Jahr 1061: Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur. Darauf hat L. Schmid ein vollständiges Luftschloß aufgebaut und seine Nachfolger haben es weiter ausgeschmückt: Burkard und Wezil — so meinte L. Schmid — suchten sich über den Scherragau hinaus nach Norden auszubreiten; so bauten sie denn in der angrenzenden Hattinhuntare auf dem Zoller die Burg, nach der sie benannt wurden, und nahmen dort ihren Wohnsitz. Darin erblickte der Graf der Hattinhuntare, Hesso mit Namen, eine Schädigung seiner Machtstellung; es kam zur Fehde, in der sowohl Graf Hesso als auch die beiden Zollern ihr Leben einbüßten — alles ist in dieser Aufstellung willkürlich und ebenso unbeweisbar wie unhaltbar. Zunächst ist die Voraussetzung falsch, daß der Gaugraf seinen Stammsitz nur in seinem Gau haben dürfe und daß also jener Graf Hesso darin eine feindliche Absicht erblicken mußte, als die beiden Zollern in seinem Gau sich eine Burg erbauten und bewohnten. In nächster Nähe hätte Schmid Beweise für das Gegentheil finden können: Schloß Tübingen stand ebenfalls in der Hattinhuntare, und die Grafen und späteren Pfalzgrafen von Tübingen walteten in dem benachbarten Nagoldgau; Schloß Nellenburg erhob sich im Hegau, und die danach benannten Grafen standen dem Zürichgau vor. Demnach sind alle Folgerungen, die an die Lage der Burg in der Hattinhuntare geknüpft sind, von vornhereiu hinfällig. Was Schmid dann über die Erbauung der Burg geschrieben hat, ist vollends aus der Luft gegriffen. Wir wissen überhaupt nicht, wer die Burg Hohenzollern erbaut hat; keinerlei Nachricht liegt darüber vor. Wenn Burkard und Wezil nach dem Zoller genannt werden, so kann das doch in keiner Hinsicht beweisen, daß sie die Burg erbaut haben. Zu dem 11. Jahrhundert kommen für die großen Geschlechter die Familiennamen nach ihrer Hauptburg auf; mit demselben Recht könnte man behaupten, daß der jeweilige Graf oder Herr, der zuerst nach einer Burg benannt wird, dieselbe auch gebaut haben müsse. In den meisten Fällen wird das Gegentheil richtig sein; die Burg stand schon lange, nach der schließlich einer der Besitzer benannt wurde. So mag der weithin ragende Zoller, ähnlich wie der Hohentwiel, schon lange vorher mit einer Burg gekrönt gewesen sein, die ursprünglich den Nellenburgern gehörte, und dann mit der Grafschaft an jenen Zweig des Geschlechtes gelangte, der später sich nach ihr benannte. Das ist aber eine Frage, die gar nicht zur Erörterung gelangen sollte, weil jegliche Unterlage dafür fehlte. Die Burg Zollern und die Grafen von Zollern fallen in ihrer historischen Erscheinung zusammen, und das Jahr 1061 ruft sie ins Leben. Weiteres vermag der Historiker nicht zu sagen, und es ist daher ein müßiges Beginnen, zu fragen, wann und von wem sie erbaut ist.

Nicht besser steht es mit dem Grafen Hesso, dem angeblichen Gegner der beiden Zollern. Es gab um diese Zeit einen Grafen Hesso im benachbarten Sülichgau, und ein Graf Hesso läßt sich auch im Anfang des 11. Jahrhunderts für diesen Gau nachweisen, aber was in aller Welt gab nun Herrn Schmid das Recht, ihn auch zum Grafen der Hattinhuntari zu machen? Es wird dafür nichts weiter beigebracht, als daß in diesem Gau später mehrere Familien sitzen, die den Vornamen Hesso führen, und daß auch dieser Gau den Namen der Huntari des Hatto-Hesso führt. Gewiß ist anzunehmen, daß bei der Auftheilung der großen Bertoldsbar der Mann, der zuerst dieser Huntari vorstand, den Namen Hatto führt; daß aber nun für alle Zeiten der Graf dieser Huntari so geheißen haben soll, müßte wieder erst bewiesen werden, und thatsächlich heißt der einzige Graf, den wir von diesem Gau kennen, bevor die Grafschaft Zollern an seine Stelle tritt, nicht etwa Hesso-Hatto, sondern Berengar, und der kommt in frühester Zeit im Jahre 888 vor. Auch sonst wissen wir nichts von diesem Hesso, was irgendwie die Ansicht Schmids rechtfertigen könnte. Mit Recht hat man jene annalistische Notiz über den Tod der beiden Zollern ergänzt durch einen Eintrag des St. Galler Todtenbuches zum 29. August, zu welchem Tage Degenhart, Ulrich, Graf Burchard und Werner als gefallen verzeichnet sind; denn es war nur natürlich, daß das Kloster ein Interesse nahm an dem Lebensende dieser beiden Männer aus dem Geschlecht Nellenburg-Zollern, von deren Vorfahren es im Guten wie im Bösen viel erfahren hatte, und das zudem in der Nähe in Schafthausen und Hallau ansässig war. Von einem Hesso ist hier nicht die Rede. Wohl verzeichnet das Einsiedler-Todtenbuch das gewaltsame Ende eines Grafen Hesso für den Monat August, aber es fehlt hier jeglicher Anknüpfungspunkt; wir wissen nicht, wer dieser Hesso ist, noch wann und wo er gelebt hat. Und schließlich auch angenommen, es sei der Graf Hesso des Sülichgau hier gemeint, so fehlt doch jegliche Berechtigung, ihn zu einem Gegner der beiden Zollern zu stempeln. Das Gegentheil möchte man viel eher annehmen, insofern das den Zollern stammverwandte Geschlecht der Ulriche von Hurningen diesem Hesso im Grafenamt des Sülichgau folgt und ihn vielleicht beerbt hat.

Damit ist jener Ansicht, die in der Schalksburg den „Urſitz" der Hohenzollern erblicken will, jegliche Unterlage entzogen; aber erfahrungsmäßig sind solche Behauptungen langlebig und führen in provinzialen Geschichtsvereinen oft noch recht lange ihr Dasein weiter fort. In diesem Falle hat jene Meinung nun ja eine mächtige Unterstützung erlangt durch die vielbesprochenen Wandgemälde in der Dorfkirche zu Burgfelden. Ich beabsichtige hier nicht auf die Frage einzugehen, was denn jene Bilder darstellen sollen; es ist genug Druckerschwärze darüber verbraucht, und schließlich würde doch wieder Deutung gegen Deutung und Behauptung gegen Behauptung stehen. Das eine scheint mir aber doch zunächst mit unumstößlicher Sicherheit aus diesem ganzen Streit auseinandergehender Meinungen hervorzugehen, daß nichts dazu zwingt, diesen Bildern eine Deutung auf den Tod der beiden Zollern zu geben.[1]) Es widerspricht auch

[1]) Was Herr Berner über die älteste Genealogie der Hohenzollern bemerkt, erledigt sich durch die kritische Benutzung derselben in meinem angeführten Buche.

[1]) Das Buch von P. Weber, Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb (vgl. die Anzeige in der Beilage Nr. 167), habe ich nicht mehr einsehen können; es scheint, daß der Verfasser in

durchaus der Gewohnheit der Zeit, daß hier ein profanes Ereigniß aus der Geschichte des zollern'schen Hauses dargestellt sein soll. Das letzte Wort in dieser Frage wird doch der Historiker haben und der wird die einfache und nüchterne Frage stellen, was wir denn von der Schalksburg und Burgfelden wissen.

Burgfelden selbst liegt zwar an einer Stätte uralten zollern'schen Besitzes, aber in ihrem Eifer haben die Herren Gelehrten in Württemberg und Hohenzollern gar nicht daran gedacht, daß im Jahr 1061 Dorf und Kirche zu Burgfelden überhaupt nicht mehr dem zollern'schen Geschlechte gehörte. So werth hatten die Zollern diese Kirche gehalten, wo ihre älteste Grabstelle angeblich sein soll, solche Wichtigkeit maßen sie dem Dorfe Burgfelden zu, das den einzigen bequemen Zugang zu der sonst frei aus dem Thal emporragenden Schalksburg beherrscht, daß — nun, daß sie Dorf und Kirche Burgfelden schon längst weggeschenkt hatten, als Burchard und Wezil v. Zollern den Tod und ein Begräbniß fanden. Mit Dodernhausen, Ebingen und Oestmettingen hatte es zur Ausstattung jener schon erwähnten Gräfin Kunegundis gedient, und sie hatte es weitergeschenkt an das von ihr und ihrem Gatten, dem Grafen Rudolf um 1040 errichtete Kloster Ottmarsheim im Oberelsaß. Es ist undenkbar, daß der Vater der Gräfin Kunegundis, vielleicht Graf Burchard IV.[1]) von Nellenburg, dies Dorf mit seiner Kirche aus der Hand gegeben hätte, wenn es von solcher Bedeutung für sein Geschlecht gewesen wäre; es ist ebenso undenkbar, daß späterhin die Grafen von Zollern diese weltentlegene, in fremden Händen befindliche Kirche zu ihrer Familiengrabstelle ausgesucht haben sollten. Daß Knochen dort gefunden worden sind, kann doch unmöglich irgend einen Beweis dafür abgeben, daß die Zollern dort ihre älteste Grabstätte hatten. Die Schalksburg selbst wird überhaupt erst im Jahre 1226 erwähnt; ich selbst habe dann zuerst darauf hingewiesen, daß die Schalksburg schon vor der Trennung des zollern'schen Hauses in die beiden Linien Hohenberg und Zollern eine Burg getragen haben muß. Der Berg war wohl eine prähistorische Befestigungsstätte aus kelto-romanischer Zeit und darauf weist auch der Name Schalksburg hin (Schalk = unfreier Knecht), wie man mit Recht vermuthet hat. Daß hier aber die Hohenzollern ihren ursprünglichen Sitz gehabt haben sollen, dafür fehlt jeglicher Anhalt, und dagegen spricht, daß Burgfelden so frühzeitig aus der Hand gegeben ist. Etwas anderes ist es, wenn später die Grafen von Zollern auf diesem gewaltigen Felsklotz eine Burg errichteten; als Lehnsträger des Klosters Ottmarsheim konnten sie damit keine Schwierigkeiten finden.

Diese ganze Streitfrage läuft schließlich auf einen Kampf mit Windmühlen hinaus. Man glaubte sich nach einem Sitz für die Zollern umsehen müssen, bevor sie ihre Heimstätte auf dem Zoller bezogen, weil man der Ansicht war, daß die Hattinhuntare ihnen nicht zustand, und sie mußten doch auch im Scherragau einen Sitz haben. Diese Sorge war höchst überflüssig. Die Grafschaft Zollern gehörte gerade so gut den Zollern wie die Grafschaft Hohenberg und der Gau Hattinhuntare wie der Scherragau. Gau und Grafschaft decken sich, und was für den Scherragau gilt, das trifft in erhöhtem Maße für die Hattinhuntare zu, die von dem Sitze ihrer Grafen den Namen erhalten hat. Burchard I. von Zollern dürfen wir nach dem Eintrag des St. Galler Todtenbuches als Grafen betrachten; alsdann steht er in demselben Verhältniß wie Graf Friedrich I. von Zollern, den wir als Grafen des Scherragau nachweisen können. Graf Friedrich I. von Zollern war aber auch Graf der Hattinhuntare, die eben die Grafschaft Zollern war; denn seine beiden Söhne theilten das väterliche Erbe in der Weise, daß Friedrich II. als der ältere natürlich den Hauptbesitz, d. h. den Scherragau, die spätere Grafschaft Hohenberg, Burchard II. hingegen die Grafschaft Zollern erhielt; von jenen stammen die Grafen von Hohenberg ab, die die Familiennamen Burchard und Adalbert — Albert weiter führen, von diesem die Grafen von Zollern und Burggrafen von Nürnberg. Somit waren ursprünglich beide Grafschaften in einer Hand, und Burchard I. von Zollern, wenn man ihn als Vater Friedrichs I. ansetzt, war Graf des Scherragau und der Hattinhuntare. Das hindert natürlich nicht, daß das Geschlecht auch im Scherragau einen Sitz hatte. Derselbe kann aber ebensogut überall anderswo gewesen sein wie auf der Schalksburg, und man braucht in dieser Hinsicht überhaupt nicht an einen Sitz auf irgend einer Höhe zu denken.

Wezil von Zollern wird hingegen die Grafschaft Haigerloch besessen haben; wenigstens seine Nachkommen besitzen dieselbe. Für diese Grafschaft gibt es keinen Gaunamen; faßt man ihre Lage ins Auge, so sieht man, wie sie der Hattinhuntare zur Seite gelagert ist und mit ihr im Norden den Scherragau abschließt. So möchte man glauben, daß diese sehr kleine Grafschaft ursprünglich einen Theil der Hattinhuntare bildete und für ein Mitglied des nellenburg-zollern'schen Geschlechtes abgetrennt wurde zu einer Zeit, die nicht mehr schöpferisch genug war, um einen neuen Gaunamen hervorzubringen. In dieser Hinsicht ist ja auch sehr bezeichnend, daß der Name der Hattinhuntare uns nur aus frühester Zeit bekannt ist; im 11. und 12. Jahrhundert kennen wir sie nur noch als Grafschaft Zollern. Und so wird denn um die Mitte des 11. Jahrhunderts die Abtrennung der Grafschaft Haigerloch von der Grafschaft Zollern erfolgt sein. Das kann man nicht beweisen, aber daß es so gewesen ist, liegt in der Natur der Sache und wenigstens ein analoger Fall läßt sich aus nächster Nähe anführen. Da lagen zwei schmale langgestreckte Gaue neben einander, Swiggerstal und Plevenegestal, die späteren Grafschaften Achalm und Urach, die durch ihre bloße Gestaltung sofort die Vermuthung erwecken, daß sie ursprünglich ein Ganzes bildeten. Und thatsächlich war es auch so! Beide Grafschaften waren im Besitz der Unruochinger. Zur Zeit Bernhards IV. treffen wir die Brüder Rudolf von Achalm und Egeno von Urach als Besitzer an; ihr Vater wird also die beiden Gaue vereint in der Hand gehalten haben.

Es war also „viel Lärm um nichts". Ein Bedürfniß nach einem anderen „Urstammsitz" der Hohenzollern liegt überhaupt nicht vor; denn vorher und in früherer Zeit waren sie keine Zollern, sondern Nellenburger, und ihre erste Heimstätte ist an den ursprünglichen Sitzen dieses Geschlechtes, auf der Burg zu Zürich und in Schaffhausen, zu suchen.

---

dem Schlußcapitel über die Beziehungen der Burgfeldener Kirche zu den Zollern die Ergebnisse meines Werkes angezogen hat. Vgl. auch die Besprechung in den Blättern für die schwäbische Alb VIII. Jahrgang, Nr. 8. Bemerken will ich noch, daß der vorhin erwähnte Graf Rudolf nicht Sohn des Ehepaares Rudolf-Kunegunde sein kann, denn dieses war kinderlos.

[1]) Ich folge hier natürlich stets den Ansätzen in den meinem Buche beigegebenen Stammtafeln.

Die Krupp'sche Gußstahlfabrik.

Von L. Kellen (Essen/Ruhr).

II.

Die berühmtesten und gewaltigsten Krupp'schen Fabricate sind die Kanonen. Während Frankreich mit der Einführung der gezogenen Kanone (Vorderlader aus Bronze) in die Feldartillerie voranging, erbaute und erprobte Alfred Krupp dasjenige Geschütz, welches dazu berufen war, die Alleinherrschaft auf artilleristischem Gebiete zu erringen, nämlich das gezogene Hinterladergeschütz aus Gußstahl. Die Gesichtspunkte, die ihn bei der Herstellung des Hinter-

Digitized by Google

laders leiteten, hat er selbst später in einer Denkschrift niedergelegt: „Ich verließ das System der Vorderlader, da ich die Ueberzeugung hatte, daß die Vorderlader nicht die Gewißheit boten, diejenige Treffsicherheit und Leichtigkeit des Ladens zu erreichen, welche einem guten Hinterladungssystem eigen sind. Beim Vorderlader muß zum Laden ein gewisser freier Raum — Spielraum genannt — zwischen dem Geschoß und den Seelenwänden sein, welcher auf die Treffsicherheit schädlich einwirkt. Denn dieser Spielraum gestattet dem Geschoß, in der Seele zu flattern, wodurch natürlich eine schiefe Richtung und Treffsehler erzeugt werden. Ferner muß beim Laden von vorne Zeit verloren gehen, und endlich hat die Gefahr, daß die Bedienungsmannschaft nicht im Stande ist, stets das Innere des Rohres zu revidiren, ob Feuer zurückgeblieben ist, zahlreiche Unglücksfälle verursacht. Alles dieses wird beim Hinterlader vermieden, da, sobald der Verschluß offen ist, die ganze Beschaffenheit der Seele untersucht werden kann." Alfred Krupp wurde der kühnste, zäheste und erfolgreichste Bahnbrecher auf dem Felde des Geschützwesens. Jetzt sind die Kanonenrohre kleinen Kalibers aus einem Seelen- und einem Mantelrohr zusammengesetzt, während die Rohre großen Kalibers außerdem noch eine oder mehrere Lagen Ringe über dem Mantel haben. Die größten 40-Centimeterrohre werden in einer Länge von 14 Meter und im Gewicht von 120 Tonnen gefertigt. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Systeme mit den mannichfachen Lafettenconstructionen anzugeben und Geschoß und Bedienung zu beschreiben. Auf dem Gebiete der Krupp'schen Fabrik befindet sich ein Schießstand, wo der eherne Mund der neu erstandenen Kanonen sein erstes Wort redet. Als Schießstand im artilleristischen Sinne wird aber nur derjenige bei Meppen benutzt. Dieser wurde 1877 erworben und ist über 3 geographische Meilen lang. Es ist ein Artillerieschießplatz für ballistische Versuche jeder Art, dem bis heute kein Staat der Erde, geschweige denn ein Privatetablissement etwas gleiches zur Seite setzen kann, und der durch die von Zeit zu Zeit dort stattfindenden Probeschießen, an denen Fürsten und Officiere europäischer und nichteuropäischer Länder theilnehmen, eine internationale Bedeutung erlangt hat. Prof. Müller berichtet über eine Anzahl dort angestellter Versuche. Er führt dem Leser auch eine Anzahl Geschütze vor, u. a. das 14 Meter lange 42 Centimeter-Geschütz, dessen Rohr 120 Tonnen wiegt — die größte Kanone der Welt. Diese wird mit 410 Kilo prismatischem Pulver geladen, um das 1000 Kilo schwere Panzergeschoß in die Ferne zu schleudern. Auf die Frage, die das große Publicum meistens stellt, wie weit man mit einem solchen Riesengeschütz eigentlich schießen könne, antwortet der Verfasser: Jede Kanone schießt ja weit und weniger weit, je nach dem Abgangswinkel. Beispielsweise trägt die 30.5 Centimeter-Kanone Krupps von 40 Kaliber Länge bei $8\frac{1}{2}^{0}$ Erhöhung eine geographische Meile weit; bei 25° würde das 455 Kilo schwere Geschoß erst in einer Entfernung von zwei geographischen Meilen aufschlagen. Nun sind aber die Lafetten der eigentlichen Kanonen in der Regel nur bis zu Erhöhungen von 25° eingerichtet, während der absolut höchste Werth der Schußweite erst bei 45° erreicht wird. Um jedoch die Maximalschußweite durch einen directen Versuch festzustellen, rüstete Krupp eine 24 Centimeter-Küstenkanone mit einer besonderen Lafettenconstruction für große Elevationen aus. Dieses Geschütz schleuderte im Frühjahr 1892 im Beisein des Deutschen Kaisers auf dem Meppener Schießplatze das 215 Kilo schwere Geschoß mit einer Ladung von 42 Kilo rauchlosem Pulver 20,226 Meter weit. Der Flugbahnbogen würde sich quer über die penninischen Alpen spannen und die Spitze des Montblanc noch um die Höhe des Faulhorns unter sich lassen. Trotzdem dieses die größte bei einem wirklichen Versuche gemessene Schußweite ist, entspricht sie noch nicht der Grenze des schon heute Erreichbaren. Die erwähnte 30.5 Centimeter-Kanone würde bei 45° Erhöhung ihr mächtiges Geschoß 25 Kilometer weit schleudern und könnte vom Brandenburger Thor in Berlin aus Potsdam bombardiren! Mag der nüchterne Artillerist auch den wahrscheinlichen Erfolg eines Kanonenschusses über 5 Kilometer hinaus als nicht im Verhältniß zu dem Aufwand an Munition und Geschützmaterial erklären, so bezeugen uns doch jene erstaunlichen Zahlen die höchsten Triumphe der Metallurgie und Präcisionsmechanik im Bunde mit dem ganzen Aufgebot der exacten Wissenschaften.

Inmitten der gewaltigen Fabrikbauten steht noch jetzt ein niedriges, bescheidenes Häuschen mit kleinen Fenstern; es ist das Krupp'sche Stammhaus, das aus Pietät erhalten wird. Ueber dieses Haus sagt Alfred Krupp in einem Briefe an seine Verwaltung: „Dieses kleine Haus, in der Mitte der Fabrik jetzt, welches wir im Jahr 1822—1823 bezogen, nachdem mein Vater ein ansehnliches Vermögen der Erfindung der Gußstahlfabrication ohne Erfolg und außerdem seine ganze Lebenskraft und Gesundheit geopfert hatte, dieses damalige einzige Wohnhaus der Familie, worin ich mit derselben eine Reihe von Jahren des Elends und Kummers durchlebt habe, von wo aus 1826 am 28. October mein Vater zur Gruft getragen wurde, wo ich in der Dachstube Hunderte von Nächten in Sorge und fieberhafter Angst mit wenig Hoffnung auf die Zukunft durchwacht habe, wo vor und noch mit geringen Erfolgen die erste Hoffnung erwachte, und worin ich die Erfüllung der kühnsten Hoffnung erlebt habe — dieses kleine Haus muß, sobald die Jahreszeit die Arbeit gestattet, um so viel wie nöthig gehoben[1]) und ganz so wieder hergestellt werden, als es ursprünglich war. . . . Ich wünsche, daß dasselbe so lange erhalten bleibe, als die Fabrik bestehen wird, und daß meine Nachfolger so wie ich mit Freuden hinblicken werden auf dieses Denkmal, diesen Ursprung des großen Werkes. Das Haus und seine Geschichte mag dem Zaghaften Muth geben und ihm Beharrlichkeit einflößen, es möge warnen, das Geringste zu verachten und vor Hochmuth bewahren."

Jetzt erhebt sich in der Nähe ein großes vierstöckiges Gebäude, das Verwaltungsgebäude des Königreichs Krupp. Von dort aus leiten neun Directoren, von denen einer als Vorsitzender bestellt und mit Generalvollmacht versehen ist, das großartige Werk.

Alfred Krupp war für das materielle Wohl seiner Arbeiter sehr besorgt; er legte den Grund zu einer Anzahl Wohlfahrtseinrichtungen, die unter seinem Nachfolger noch erweitert wurden. Wir wollen hier nur die bedeutendsten derselben kurz angeben.

Eine Unterstützungscasse besaß die Fabrik schon seit der Mitte der fünfziger Jahre. Dieselbe wurde 1884 aufgehoben und durch zwei getrennte Cassen: die Pensionscasse und die Krankencasse ersetzt, zu welch letzterer 1892 noch die wahlfreie Krankenunterstützungscasse hinzukam. Außerdem besteht eine Arbeiterpensions-, Wittwen- und Waisencasse, welche jedem Arbeiter nach 15- bis 20jähriger Dienstzeit das Recht auf eine Invalidenpension gewährt, die 40 Procent seines letzten Durchschnittslohnes beträgt und mit jedem weiteren Dienstjahr um $1\frac{1}{2}$ Procent bis auf 75 Procent wächst. Der Höchstbetrag des pensionsfähigen Jahresverdienstes ist auf 2000 Mark festgesetzt. Die Firma leistet zu dieser Casse einen Beitrag von ungefähr einer halben Million jährlich. Außerdem hat Krupp

[1]) Es war wahrscheinlich infolge des Bergbaues gesunken.

derselben eine Million zugewandt. Dieselbe besitzt jetzt ein Vermögen von nahezu 5 Millionen und zahlt jährlich über 500,000 Mark an Pensionen. Außerdem bestehen noch kleinere Cassen, so die mit einer Million beschenkte Krupp'sche Arbeiterstiftung, deren vornehmster Zweck ist, das Pensionsstatut zu ergänzen, so daß aus derselben diejenigen Arbeiter, bezw. deren Angehörige unterstützt werden können, die ohne Anrecht auf Pension arbeitsunfähig werden. Ferner besteht seit 1890 eine Pensions-, Wittwen- und Waisencasse für die Beamten der Firma; dieselbe verfügt bereits über ein Vermögen von 2 Millionen. Seit 1877 besteht der Lebensversicherungsverein, dem die Arbeiter und Beamten beitreten können. Auch dem Sparcassenwesen hat die Firma ihre Aufmerksamkeit zugewandt, ohne jedoch eine eigene Sparcasse zu gründen. Um die Lehrlinge zum Sparen zu zwingen, wird ihnen ein Theil ihres Lohnes erst nach beendigter Lehrzeit ausbezahlt. Die Angehörigen der Fabrik dürfen Beträge von mindestens 200 Mark an den Cassen der Firma zum Zinsfuß von 5 Procent anlegen. Unter dem Namen Krupp-Stiftung hat der jetzige Inhaber der Stadt eine halbe Million überwiesen, deren Zinsen dazu dienen sollen, Bestrebungen und Einrichtungen zu fördern, die direct oder indirect auf die materielle und sittliche Hebung der unteren Volksclassen abzielen.

Krupp hat für seine Arbeiter eine Anzahl Colonien gebaut. Kronenberg hat eine Einwohnerschaft von mehr als 8000 Seelen. Zwei andere kleinere Colonien enthalten etwa 1000 Wohnungen. Im ganzen wohnen über 25,000 zur Fabrik gehörige Personen in Krupp'schen Gebäuden. Es sind nur geschlossene Arbeiterstädte angelegt, und die Wohnungen werden nur als Miethswohnungen gewährt. Die Colonien liegen durchschnittlich eine Viertelstunde von der Fabrik, auf gesundem Terrain, sind von zahlreichen breiten Straßen durchschnitten, mit Wasser und Gas versehen u. s. w. Das Kostgängerwesen, das im Ruhrkohlengebiet so viel Unheil anrichtet, wird streng überwacht, so daß 1892 in den sämmtlichen 3700 Arbeiterwohnungen nur 149 Schlafgänger untergebracht waren. Die unverheiratheten Arbeiter mit geringem Verdienst erhalten in einer großen Caserne, „Menage" genannt, Unterkunft und Verpflegung. Dort waren 1874 fast 1800 Arbeiter untergebracht, jetzt aber nur mehr etwa 800. Eine Ergänzung dazu bildet das kürzlich eröffnete Logirhaus für ledige Facharbeiter. Für die Invaliden ist nahe am Ruhrthal dicht an einem Walde die Colonie Altenhof errichtet, die schöne Häuschen mit Gärten enthält.

Zu erwähnen bleiben noch die Consumanstalten, in welchen die Arbeiter ihre sämmtlichen Lebensbedürfnisse befriedigen können. Es sind gegenwärtig offene Kaufmannsgeschäfte, die jedermann zugänglich sind, so daß sie natürlich den Geschäften in der Stadt eine starke Concurrenz bereiten. Der Reingewinn wird aber nur den Arbeitern und Beamten der Fabrik wieder vergütet. In den letzten Jahren wurden über 11,000 Contobücher vorgelegt, und die Inhaber erhielten dann im December 5—6 Procent ihres Contos in Baar zurück. Die Consumanstalten, die 68 Verkaufsstellen in der Stadt und Umgebung besitzen, liefern alles, was zum bürgerlichen Leben und zum Haushalt gehört, Nahrungs- und Genußmittel, Manufactur- und Schuhwaaren, fertig und auf Maß, Möbel u. s. w. Im Jahre 1890 wurden z. B. verkauft: 1,966,517 Kilogramm Brod, 3,622,921 Stück Kleingebäck, 1,424,539 Liter Bier. Es wurden geschlachtet 1335 Rinder, 1343 Kälber, 4907 Schweine und 817 Hammel.

Die Firma Krupp unterhält ferner Restaurationen, ein Hotel ꝛc., ein Lazareth, zwei Epidemielazarethe u. dgl. m. Sie hat auch geräumige Schulhäuser gebaut und den Gemeinden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Sie unterhält auf ihre Kosten eine 16classige Privatvolksschule, in welcher 1100 schulpflichtige Kinder der Arbeitercolonien unentgeltlich unterrichtet werden; sie gründete eine Industrieschule, eine Haushaltungsschule u. s. w. In diesen Anstalten verweilte Prof. Müller offenbar mit besonderer Vorliebe, und er wird nicht müde, immer wieder sein Staunen über all diese Einrichtungen auszudrücken.

Dem Verfasser war es mehrmals gestattet, die ganze Fabrik nebst Annexen zu besuchen. Die Angaben, die sein Werk enthält, sind ihm natürlich von der Leitung der Fabrik mitgetheilt, soweit sie für die Oeffentlichkeit zulässig sind. Der Verfasser spricht an manchen Stellen in geradezu begeisterten Worten seine Bewunderung für das in der Fabrik Gesehene aus; an keiner Stelle ist ein Wort der Kritik zu finden. Als Gast des Geh. Commercienraths Krupp glaubte er sich auch nicht bei den Arbeitern selbst über ihre Lage erkundigen zu sollen. Auch sagt er nichts von den Schwierigkeiten, die Krupp früher mit seinen Arbeitern hatte. Ueberhaupt hat er der Gründung und Entwicklung der Fabrik nur wenige Worte gewidmet, obschon eine solche Darstellung eigentlich in den Rahmen des Werks gehört und das nöthige Material ihm ja zweifelsohne ebenso bereitwillig zur Verfügung gestellt worden wäre, wie dasjenige, das er zu seinem so interessanten und in mancher Hinsicht so anregend geschriebenen Werke benutzt hat. Dieses ist nicht bloß für Fachleute, sondern auch für Laien bestimmt, da es gleichzeitig eine gemeinverständliche Einführung in die Metallurgie des schmiedbaren Eisens bildet. Man könnte sich keinen besseren Führer durch die Krupp'sche Fabrik wünschen, als dieses Buch. Es hat allerdings nicht das Aussehen eines Führers, denn es ist ein schön ausgestatteter Quartband. Die eingeschalteten 6 Heliogravüren nach Gemälden von A. Montan und die zahlreichen kleineren Illustrationen tragen wesentlich zum Verständniß des Textes bei.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. p. Streifzüge an der Riviera. Von Eduard Strasburger. Berlin, Gebr. Paetel 1895. — Je länger der kahle und kalte nordische Winter sich hinzieht, um so stärker regt sich im Herzen des modernen Menschen der Wunsch, den Einzug des Frühlings zu beschleunigen, erwacht in ihm die Sehnsucht nach grünen Fluren und belaubten Bäumen, nach dem Lied der gefiederten Bewohner von Hain und Feld, nach etwas mehr Sonne und Wärme. Die Zuversicht, diese Wünsche an den Gestaden des Mittelmeeres früher befriedigt zu sehen, die Hoffnung, dort manch sonnigen Tag, ja bei einigem Glück eine ganze Reihe solcher Tage zu erleben, führt alljährlich Tausende jener Glücklichen, die Raum und Zeit vermöge des nervus rerum gerendarum zu überwinden und zu beschleunigen vermögen, an die herrliche Riviera, um erst dann wieder die Rückkehr anzutreten, wenn man sicher ist, in der Heimath nunmehr anzutreffen, was man an dem Gestade des Mittelmeers verläßt, oder weil Berufspflichten es erheischen. Oft schon hatte der Verfasser jene Sehnsucht unter dem glücklicheren Himmel Italiens befriedigt; die vorliegenden Schilderungen sind indeß vorwiegend aus Aufenthalten in den Frühjahren von 1891, 1894 und 1895 entstanden. Ihr Charakter ist aber wesentlich verschieden von den sonstigen touristischen Aufzeichnungen; sie bringen uns keine Schilderung von charakteristischen monumentalen Prachtbauten oder indifferenten internationalen Gasthöfen, von mehr oder minder luculliſchen Schmausereien, von pikanten oder auch uninteressanten Erlebnissen, sondern sie haben fast nur die Natur, namentlich die vegetative, zum Gegenstand, sowohl so wie sie ursprünglich ist und wie sie in dem für das Mittelmeergebiet charakteristischen Vegetationstypus, den sogenannten Magnis, sich ausprägt, als auch wie sie sich in großangelegten Gärten und Parken unter der schützenden und pflegenden Hand des Menschen entwickelt hat. Diese Art der Schilderung entspricht dem Berufe des Verfassers, des gelehrten und verdienten Professors der Botanik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Im Frühjahr

1891 nahm er seinen Aufenthalt in Bordighera. Den Mittelpunkt seiner Schilderung bildet hier der wunderbare Garten von La Mortola, dessen glücklicher Besitzer Hr. Hanbury ist. Unter der umsichtigen, kenntnißreichen Leitung deutscher Gärtner werden dort über 3600 Arten und Varietäten von Pflanzen gezogen; das Verzeichniß derselben wurde vor einigen Jahren an alle botanischen Anstalten der Welt versandt, mit der Aufforderung, aus den Schätzen des Gartens für wissenschaftliche Zwecke zu schöpfen. Unter den dort cultivirten Gewächsen befinden sich fast alle jene Tropenpflanzen, welche uns unsre beliebtesten Genuß- und Reizmittel liefern, Kaffeebaum, Theestrauch und Zuckerrohr, die Spender des Sandarak, des Kamphers, des japanischen Lacks, des Asant, des Mate und der Cocablätter, des duftenden Storax und der Myrrhe, des Indigo, der Muscatnuß, des Zimmt, des Ingwer, des Pfeffers u. s. w. Es sind keine trocknen botanischen Nomenclaturen, welche dem Leser hier dargeboten und wodurch er ermüdet würde, diese Schilderungen sind durchdrungen von dem Geiste, welcher sich in Victor Hehns „Culturpflanzen" ꝛc. ausgeprägt hat und mustergültig geworden ist.

Im Frühjahr 1894 ließ sich der Verfasser in Hyères nieder, in der Absicht, seinen Weg in die Berge der Maures fortzusetzen. Dort bildet die Korkeiche ganze Wälder und die Bevölkerung lebt von der Korkgewinnung, über deren Details wir eingehend unterrichtet werden. Der Aufenthalt im „Hotel Continental" zu St. Tropez gibt dem Verfasser ausnahmsweise Gelegenheit zu speciftsch culinarischen Erörterungen und die Hausfrau wird es mit Gunst aufnehmen, wenn sie mit der Herstellung der Bouillabaisse, der Leibspeise der Provençalen, bekannt gemacht wird; diese wurde dort in so vorzüglicher Weise bereitet, daß die französischen Tischgenossen stets in ein wahres Entzücken versetzt wurden. Ein weiterer Aufenthalt zu St. Raphael wurde zu Ausflügen in das Estérel-Gebirge benutzt, es gehört zu den Juwelen der Riviera, und sein malerischer Reiz wird durch die Porphyre bedingt, welche als nackte Felsmassen dem Boden entsteigen. Ein Wunder desselben bildet das Malinfernet, ein „versteinertes Felsenmärchen". Hier sei uns gestattet, Perlen von des Verfassers innigem Naturgefühl und plastischer Darstellung einzuflechten. „Der Weg wendet sich plötzlich nach Westen und ganz unvermittelt stehen wir am Ausgang des Malinfernet. Da ragen sie nun hervor aus dem dunklen Wald, alle die rothen Felsen, hier in der Sonne glühend, dort in den Schatten der Berge getaucht. Sie verschieben sich gegen einander bei jedem Schritt, den wir vorwärts schreiten; die einen schwinden, die anderen treten heraus, fast endlos. Una der klare Bach, der das Thal durchströmt, rauscht entweder stark oder murmelt schwach oder donnert laut in Wasserfällen. Einmal verbirgt er sich ganz im grünen Laub der Bäume, dann tritt er wieder weit sichtbar vor und spiegelt mit hellem Glanz den Himmel. Und erst die Felsen! Hier glaubt man einen spitzen Thurm zu sehen, wie den Thurm eines gothischen Doms, mit steinernen Blumen und Thieren und allerhand Schnörkeln verziert; dort eine Burg mit ihren Schanzen und Zinnen, dort eine Orgel mit riesigen Pfeifen, hier einen schlanken Kegel, dort einen kantigen Krystall, hier wieder ein Standbild auf hohem Postament. Ist das nicht der Gott Osiris, der auf diesen Felsen thront? Er trägt zwei junge Riesen wie Scepter in den Händen. Am Eingang jener Schlucht kauert eine Sphinx und hält aus zum Sprunge. Und dort am fernen Abhang scheint eine wilde Jagd den Berg hinabzurasen. Die phantastischen Thiere ragen hoch aus dem Wald hervor, in letztem Todeskampf zu Stein erstarrt. Da hat die Natur ihrem ungezügelten Gestaltungsdrang freien Lauf gelassen; sie schuf in übermüthiger Laune. Und als bereue sie nachträglich diesen Uebermuth, verbarg sie sorgsam das Thal zwischen hohen Bergen." „Wir wollten das Estérel noch einmal im Glanze der untergehenden Sonne glühen sehen. Es war ein farbenprächtiger Abend, still und mild, einer jener Abende, die das Gefühl des Glücks in der menschlichen Seele erwecken. Kein Lüftzug bewegte die Blätter der Bäume. Im See von Villepey spiegelten sich dunkle, goldumstrahlte Wolken. Durch unser Nahen aufgeschreckte Vögel flogen aus dem Dickicht des Ufers empor. Sie wiegen in die Lüfte und schienen schwarze Furchen zu ziehen am hellen Abendhimmel. Die Wolken im Westen nahmen Purpurfarben an und in ihrem Widerschein rötbete sich auch der See. Er sah jetzt unheimlich aus wie eine Lache von Blut; das dunkle Dickicht aus Rohr umfaßte ihn mit schwarzem Trauerrand. Wir setzten unsern Weg fort zum Strande. Bald stand der Westen in voller Gluth und das Maurengebirge glich einem Riesen in der Feuersbrunst. Die Bäume zeichneten sich schwarz auf hellem Grund, als wäre ihr Umriß mit Kohle gezogen. Allmählich verblaßte der Himmel. Auf den spiegelnden Wellen des Meeres begannen sich die weißen Strahlen der ersten Sterne mit dem rothen Abglanz der letzten Abendlichter zu mischen. Als wir den Strand erreichten, war es bereits so dunkel, daß wir den Umrissen des Meeres nicht mehr folgen konnten. Der Himmel sprühte von Sternen und schien auch ungezählte Lichter im Meere auszusäen. Wir lauschten dem Stöhnen und Rollen der Brandung und fragen uns, warum es ewig klagt und grollt, dieses länderumspülende Meer; ist es der Schmerz über all das Leid, das sich an seinen Ufern zugetragen?"

Bei Gelegenheit der Besteigung des Gipfels von Cap Roux wurde auch der Grotte St. Beaume d'Hanarat ein Besuch abgestattet. Dort soll einst als Einsiedler der heilige Hunaeatus gelebt haben, der um das Jahr 408 auf den Lerinischen Inseln ein berühmt gewordenes Kloster gründete. Sein Beispiel regte zur Nachahmung an. Es folgte ihm der heilige Eucharius, ein provençalischer Edelmann, Seigneur de Théus et de Mirabelieu. „Schwer fällt es heute," bemerkt der Verfasser, „sich in den Geist jener begeisterten Asketen zu versetzen, denen als Ideal der Vollkommenheit nicht die Erfüllung der sittlichen Pflichten des Lebens, sondern die Ertödtung aller sinnlichen Gelüste vorschwebte. Doch damals waren die Zeiten anders und es sah so traurig aus in der Welt, daß mancher an ihr verzweifeln konnte. Manch edel angelegter Mensch mochte glauben, daß sein ethisches Ideal innerhalb einer solchen Welt nicht zu verwirklichen sei, und suchte es darum in der Weltentsagung. Solches ideale Streben, das mit dem Opfer der eigenen Person verbunden ist, zwingt uns Bewunderung ab." Ein Besuch in Grasse weiht uns in die Geheimnisse der modernen Parfümeriefabrication ein; ein Capitel, das ebenso interessant als belehrend und für welches besonders die Frauen dem Verfasser sich zum Dank verpflichtet fühlen werden.

Das Frühjahr 1895 findet den Verfasser in Cannes, er wohnt im „Hotel Californien", über dessen Garten hinweg die Blicke auf die Croisette, jene schmale Landzunge, welche den Golf de la Napoule vom Golf Jouan scheidet, und auf die Inseln Ste. Marguerite und St. Honorat schweifen. Ein Besuch der ersteren gibt dem Verfasser Veranlassung, das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske zu beleuchten. Als ihren Träger sieht er mit anderen Matthioli, den Senator von Mantua, an, welcher Ludwig XIV. getäuscht hatte und deßhalb von diesem über die Grenzen gelockt, überfallen und zunächst im Pinerole, dann auf der Festung von Ste. Marguerite gefangen gehalten und schließlich nach der Bastille gebracht wurde, wo er am 19. November 1703 starb. Auch die Felseninsel St. Féréol wird besucht, und da dort das Grab des Paganini sich befunden haben soll, so werden daran einige Daten aus dem Leben des gespensterhaft mageren Virtuosen geknüpft, auf dessen blasses Gesicht nach Heine Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüstlichen Zeichen eingegraben hatten. Leider sind für Cannes die idyllischen Zeiten vorüber, welche der bekannte Professor Heinr. Schubert noch angetroffen, als er, „die gute Hausfrau" zur Seite, im Jahre 1822 dort seinen Besuch abstattete; niemand wird heute mehr in Versuchung kommen, in Cannes ein Loblied auf gutmüthige, billige Wirthsleute anzustimmen; es ist ein Cur- und Vergnügungsort für die zwar nicht immer allerfeinste, wohl aber über ergiebige Geldquellen verfügende moderne Welt geworden. Wer nur über bescheidene Mittel verfügt, muß andere Plätze aufsuchen oder zu Hause bleiben. Damit nehmen wir Abschied von dem schönen Werke, in dem sich ein inniges Naturgefühl, verbunden mit einer sehr respectablen Gelehrsamkeit und bestem stilistischen Geschmack, ausspricht.

* **Berlin**, 14. Aug. **Siebenter Deutscher Mechanikertag zu Berlin** am 13., 14. und 15. August. Zweiter Tag. Die heutige Versammlung gebörte in ihrem ersten Theil der Berichterstattung über die Fachschule für Mechaniker und die Tagesclasse für Elektrotechnik an der 1. Handwerkerschule zu Berlin, sowie über den an der Fachschule für Mechaniker ertheilten Zeichenunterricht. Der ungeheuer anwachsende Lernstoff hat es nothwendig erscheinen lassen, den Cursus, welcher sonst halbjährig war, auf ein ganzes Jahr zu erstrecken. Seit dem 1. October v. J. ist damit der Anfang gemacht worden und die zuerst gehegte Befürchtung, der Besuch der Schule werde unter der Aenderung leiden, ist nicht nur nicht eingetroffen, sondern der Erfolg hat es nothwendig erscheinen lassen, den Cursus, welcher sonst halbjährig war, auf ein ganzes Jahr zu erstrecken. Seit dem 1. October v. J. ist damit der Anfang gemacht worden und die zuerst gehegte Befürchtung, der Besuch der Schule werde unter der Aenderung leiden, ist nicht nur nicht eingetroffen, sondern der Erfolg hat denen Recht gegeben, welche sich vom Gegentheil, vermehrte Frequenz, versprachen. Es hat sich gezeigt, daß Eltern und Lehrherren Verständniß dafür besitzen, daß es sich mehr empfiehlt, den Schülern gründliches Wissen

in verlängerter Schulzeit beizubringen, als ein Halbwissen in kürzer bemessener Zeit. Das ist ein sehr erfreuliches Zeichen, welches, soweit es als ein Beweis der zunehmenden Werthschätzung der Fachschule bei Eltern und Erziehern gedeutet wird, dadurch allerdings eine Abschwächung erfährt, daß die mit dem Zeugniß für den einjährigen Besuch versehenen Schüler vorzugsweise gern in Werkstätten und Fabriken angenommen werden. Hierzu trägt auch die vermehrte Schulung im Zeichnen, dem 14 Stunden wöchentlich gehören, das Ihrige bei. Dieser Unterricht leistet Ueberraschendes, anscheinend infolge Annahme einer Methode, die ganz von dem anfänglichen Abzeichnen von Vorlageblättern absieht, den Schüler vielmehr alsbald nach Körpern zeichnen läßt und ihn direct in das perspectivische Zeichnen einführt, auf die Gefahr hin, daß seine mathematische Schulung im Beginn noch nicht vollständig zum Verständniß der Projection ausreicht. „Fürs Leben lernen" ist der Wahlspruch dieses Systems des wissenschaftlichen und technischen Unterrichts. Man hütet sich überall vor Ueberladung mit Lernstoff, aber auch vor Oberflächlichkeit der Unterweisung und hält sich allzeit gegenwärtig, welche Anforderungen die Praxis in naher oder ferner Zukunft an die Schüler stellen wird. Ein Ausfluß dieses Systems ist auch die Sorgfalt, mit der gründlich ausgebildete Lehrer gewählt werden. Unter 12 Zeichenlehrern an der Ersten Berliner Handwerkerschule haben 11 kürzere oder längere Zeit praktisch in mechanischen Werkstätten gearbeitet. — Unter den Vorträgen dieses Tages gefielen besonders zwei: Dr. Heckers-Potsdam Bericht „über das Horizontalpendel von Stückrath und seine Anwendung" und des Astronomen F. S. Archenholds Vorschläge „zur Einrichtung eines Museums für Instrumentenkunde". Das Hoelzontalpendel hat im Gegensatz zu dem Vertikalpendel, das ein Instrument zur Messung der Schwerkraft ist, die Bestimmung, jede kleinste Richtungsveränderung der Schwerkraft zu messen. Das vorgeführte, aus einer hochangesehenen Berliner Werkstatt hervorgegangene Instrument enthält in einem cylindrischen kupfernen Gefäß zwei solcher Horizontalpendel, die gegeneinander um 90° versetzt sind und deren jedes ein durchbrochenes spitzwinkliges Aluminiumdreieck darstellt, das um die vertikal gestellte Basis als Achse schwingt. Die Unterstützung an den beiden Endpunkten der Basis ist sehr sinnreich so getroffen, daß der obere Zapfen vertikal, der untere horizontal gelagert ist. Hierdurch und durch andere Mittel ist dem Pendel eine außerordentlich sichere Führung und eine Empfindlichkeit gegeben, welche es z. B. bei Mondaufgang durch die in diesem Moment in der horizontalen wirksame Anziehung des Mondes um $^{35}/_{1000}$ Bogensecunden nach Osten ausschlagen macht, bei Sonnenaufgang um $^{17}/_{1000}$ Bogensecunden. Solche geringe Beträge vermag das Instrument nicht nur zu messen, sondern auch sorgfältig und selbstthätig zu registriren, in es verzeichnet noch die tausendstel Bogensecunde. Von der unendlichen Kleinheit dieses Maßes kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich darstellt, daß der einer tausendstel Bogensecunde entsprechende Ausschlag eines Pendels von 2000 Kilometer Länge erst einen Centimeter betragen würde. Das so beschaffene Instrument ist in hohem Grade geeignet und dafür bestimmt, Rechenschaft über die geringsten Bewegungen des Erdbodens zu geben und somit unsre Kenntniß der Erdbebn, ihrer Verbreitung und Fernwirkung, der Stärke und Richtung der Stöße zu fördern, sowie uns Auskunft über die Natur gewisser häufiger, ja fast ununterbrochener Wellenbewegungen des Erdbodens zu geben, deren Existenz erst durch die Empfindlichkeit solcher Instrumente bekannt geworden ist. Hiezu gehören die mit dem Namen „Pulsationen" benannten Wellenbewegungen, welche bei einer Wellenlänge von etwa 500 Kilometer nur eine Wellenhöhe von 16 Millimeter zeigen und höchst wahrscheinlich mit dem Wechsel des Luftdrucks in Zusammenhang stehen. Daß der Luftdruck solche Wirkungen auf den Erdboden haben kann, wird verständlich, wenn man erwägt, daß die Erhöhung des Barometerstandes um 20 mm einer Mehrbelastung des Quadratkilometers von 2 Milliarden kg gleichkommt. — Die Vorschläge des Hrn. Archenhold wegen Einrichtung eines Museums der Instrumentenkunde bezwecken eine ähnliche Institution, wie sie in England in den Sammlungen des Kensington-Museums, in Frankreich in denen des Conservatoire des arts et des métiers bestehen. Beide haben nicht bloß historischen und Pietäts-, sondern vor allem hervorragend praktischen Werth, weil sie in der umfassendsten Weise über den jeweiligen Entwicklungsstand bestimmter Gattungen von Instrumenten orientiren. Hr. Archenhold denkt sich ein solches von Fachleuten geleitetes Museum zugleich als eine Berathungs- und Auskunftsstelle für Mechaniker. In der sich anknüpfenden Debatte wurde dem Vorschlag allseitig viel Sympathie entgegengebracht. Von einer Seite wurde zur Erwägung gestellt, ob ein solches Museum nicht angemessener der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt anzugliedern sei, in welcher die deutsche Feinmechanik immer mehr ihren wissenschaftlichen Mittelpunkt sehe. Schließlich wurde Hr. Archenhold aufgefordert, seine Gedanken noch eindringlicher auf die Möglichkeit ihrer praktischen Verwirklichung zu prüfen und sie zu bestimmteren Vorschlägen auszugestalten. Bei Gelegenheit kam auch zur Sprache, daß Deutschland zu einer „historische" Instrumentensammlung keineswegs entbehre, vielmehr eine solche von großer Reichhaltigkeit im Germanischen Museum zu Nürnberg besitze. — Noch sei der gestrigen Verhandlungen über die Fraunhofer-Stiftung gedacht, deren Zinsen (von gegenwärtig 15,000 Mark) satzungsgemäß jungen strebsamen Mechanikern als Beihilfe zur theoretischen oder praktischen Ausbildung in ihrem Berufe gewährt werden sollen. In diesem Jahre wurde sie unter dem Eindruck der in Berlin so gediegen entfalteten deutschen Ausstellung für Optik und Feinmechanik zu Stipendien für den Besuch der Berliner Gewerbeausstellung verwilligt.

* **Berlin**, 18. Aug. Der bisherige außerordentliche Professor an der Akademie zu Münster Dr. Hermann Winnefeld und Dr. Friedrich Müller sind zu Directorial-Assistenten bei den kgl. Museen in Berlin ernannt worden.

Hd. **Frankfurt a. M.**, 18. Aug. Tel. Es verlautet, der geschäftsführende Ausschuß der im September hier tagenden Naturforscher- und Aerzte-Versammlung habe beschlossen, Fridtjof Nansen zur Betheiligung an der Versammlung einzuladen.

* **Wien**, 18. Aug. Der Kaiser hat den ordentlichen Professor des römischen Rechts an der Universität in Czernowitz Dr. Ernst Hruza zum ordentlichen Professor desselben Fachs an der Universität in Innsbruck, ferner den außerordentlichen Professor an der tschechischen Universität in Prag Dr. Andreas Obrzut zum ordentlichen Professor der pathologischen Anatomie, den außerordentlichen Professor an der Universität in Lemberg Dr. Ladislaus Niemilowitsch zum ordentlichen Professor der medicinischen Chemie und den Privatdocenten an der Universität in Marburg Dr. Wenzel v. Sobieranski zum ordentlichen Professor der Pharmakologie und Pharmakognosie, sämmtliche an der Universität in Lemberg, ernannt. — Der Unterrichtsminister hat die Beschlüsse der betreffenden Prüfungscommissionen auf Zulassung des provisorischen Gymnasiallehrers Ernst Kalinka in Wien als Privatdocenten für klassische Philologie an der philosophischen Facultät der Universität in Wien, des Dr. Rudolf Kolisch als Privatdocenten für interne Medicin an der medicinischen Facultät der Universität in Wien und des Assistenten an der Universitätsbibliothek in Czernowitz Dr. Rudolf Wolkan als Privatdocenten für neuere deutsche Literaturgeschichte an der philosophischen Facultät der Universität in Czernowitz bestätigt.

* **Innsbruck**, 18. Aug. Tel. Gestern traf hier die Conway-Expedition ein, welche die Inselgruppe von Spitzbergen untersuchte. — Die Sonnenfinsterniß war bei klarstem Sonnenschein in Kautaleino (Provinz Finmarken) vom Engländer Butler beobachtet worden. — Die Yacht „Otario" ist von Nowaja Semlja eingetroffen, wo fünf englische Astronomen die Sonnenfinsterniß in voller Pracht der Corona beobachtet und ausgezeichnete Photographien aufgenommen hatten. Auch die Aufnahme des Sonnenspectrums gelang vorzüglich. Der russische Astronom Backlund war ebenfalls dort stationirt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 16. bis 18. August folgende Schriften eingegangen:

Dott. Giuseppe Mantovani: Psicologia fisiologica. Mailand, U. Hoepli 1896. — *Dr. G. A. Scartazzini:* Enciclopedia Dantesca. Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri. Vol. 1. A—L. Ebd. 1896. — Dr. Hans Loetscher: Die Curorte und Heilquellen der Schweiz. Mit Ansichten, Panoramen und Karten. 12. Aufl. Zürich, Th. Schröter 1896. — Dr. Karl Done: Südwest-Afrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Colonie. 2. Aufl. Berlin, Allgem. Verlag für deutsche Literatur 1896. — A. W. Z.: Streiflichter über die k. u. k. Feldartillerie. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1896. — Rene Faust: Jugendmalerei. (Kleine Studien. Hggb. von A. Schupp. Heft 23.) Leipzig, A. Schupp 1896. — Gustav Friedrich: Die Höheren Schulen und die Gegenwart. Leipzig, Ernst Hoppe 1896. — Reinhard Kekule von Stradonitz: Ernst Curtius. Gedächtnißrede. Berlin, W. Spemann 1896. — Anna Croissant-Rust: Der standhafte Zinnsoldat. Drama. Berlin, Schuster u. Löffler 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 20. August. Nummer 192.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Schulen und Schulleben in London. — „Zwischen zwei Nächten." Von A. K. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Schulen und Schulleben in London.

1. „Wir empfangen drei Arten von Erziehung," — so sagt Montesquieu — „die Erziehung unsrer Eltern, die Erziehung unsrer Lehrer und die Erziehung der Welt." Diese drei oft entgegengesetzten Erziehungselemente in gegenseitige Uebereinstimmung zu bringen, ist eine der Hauptaufgaben jeder Erziehung. Der Engländer sieht bei der Erziehung seiner heranwachsenden Söhne eine Erleichterung seiner pädagogischen Aufgabe in einer möglichst frühen Selbständigkeit des Kindes. Das ängstliche Behüten und Beaufsichtigen des aufwachsenden Geschlechts, wie es bei uns in Deutschland üblich, gehört in England und ganz besonders in London zu den allerseltensten Ausnahmen. Ein Engländer würde in einer solchen Abschließung nicht nur der Söhne, sondern auch der Töchter von den Gefahren des Lebens weniger etterliche Sorgfalt, als Mangel an Vertrauen in den eigenen Nachwuchs erblicken. Während der Schuljahre gibt man der Erziehung in Pensionaten oder in Schulen, mit denen Alumnate verbunden, den Vorzug vor jeder Elternhauserziehung. Die Engländer schätzen den steten Umgang mit gleichaltrigen Jugendgenossen außerordentlich hoch: viel höher als den Umgang mit Eltern und Geschwistern. So kommt es, daß bei der freien Bewegung der Zöglinge im College, wie hier die Alumnate genannt werden, der junge Mann nach vollendeter Erziehung den Seinen als eine sehr selbständige, in sich geschlossene Persönlichkeit entgegentritt. Die übrigen Familienmitglieder, Geschwister wie Eltern, legen dann auch seiner Selbständigkeit in keiner Weise etwas in den Weg. Er hält, wie jedes andere Familienglied, die Ordnung des Hauses inne, das heißt: kommt rechtzeitig zum Frühstück und zum Dinner; im übrigen aber ist er sein eigener freier Herr. Niemals würde es der Mutter oder dem Vater einfallen, einen heranwachsenden Sohn oder selbst eine heranwachsende Tochter zu fragen: „was thust du heute?" oder: „wo gehst du hin?" Aeußerlich zeigt dieses Verhältniß sich auch darin, daß Eltern niemals zu Fremden sagen werden: „Mein Sohn" thut das, ist zu Hause; oder: „meine Tochter ist ausgegangen"; sondern stets: „Herr X thut das" oder: „Fraulein X ist ausgegangen". Die Familie sieht es gern, auch in wohlhabenden, ja sogar in reichen Ständen, daß der Sohn möglichst schnell Geld verdient, und der Sohn selbst strebt darnach — abgesehen von den Abkömmlingen des alten Adels. Für alle Fälle setzt der Vater, wenn er nur irgendwie dazu in der Lage, dem aus der Schule heimkehrenden Sohn ein recht reichliches Taschengeld in Form einer Jahresrente aus. Ohne daß er es auch nur mit einer Silbe erwähnt, rechnet der Vater darauf, daß der Sohn die ihm ausgesetzte Summe nicht geradewegs nur verbraucht, sondern auch dazu verwendet, um in einer dem Rentenempfänger genehmen, ihm durchaus überlassenen und selbstverständlich anständigen Art auf eigene Hand Geld zu verdienen. Vor allem soll der Sohn sich als Gentleman zeigen; darauf wird schon in den Schulen hingearbeitet.

Die Erziehung in den Alumnaten legt das Hauptgewicht auf körperliche Ausbildung; die Wissenschaft kommt erst in zweiter Linie. Die meisten Colleges befinden sich auf dem Lande, gewöhnlich in der Nähe großer Städte. Sie sind mit Gärten und großen Spielplätzen für Tennis und Criquet umgeben. Besonders auf das letztgenannte Spiel wird ein ungeheurer Werth gelegt. Das erste Geschenk, welches der heranwachsende Knabe erhält, ist sicher ein Ballschläger und ein Ball zum Criquetspiel mit den dazu gehörigen Utensilien, wie lederne Beinschienen, Criquetschuhe u. s. w. Das Criquetspiel ist bekanntlich das verbreitetste Spiel der Erde; in England ist es das eigentliche Nationalspiel; jedes Lebensalter vom sechsjährigen Knaben bis zum Greis hinauf nimmt an den großen Criquetturnieren theil, in denen sich die verschiedenen Criquetclubs und die dazu besonders erwählten Abgeordneten der verschiedenen englischen Provinzen miteinander messen. Das Spiel fordert ein scharfes Auge und einen schnellen Entschluß, es wird deßhalb auch als Erziehungsmittel bei weitem höher geschätzt als das Fußballspiel. Letzteres besteht wesentlich darin, daß ein ziemlich großer Lederball mit der Fußspitze in die Luft geschleudert und beim Niedersall von der Gegenpartei in gleicher Weise zurückgeschleudert wird; mit Recht halten die Engländer die Jahrhunderte lange Uebung dieses Spieles für die Ursache ihrer außergewöhnlichen Schenkelkraft. Im übrigen ist rein äußerlich genommen der Lehrplan der meisten Colleges unsern Gymnasien und Realschulen ähnlich. Man lehrt dort französisch, deutsch, lateinisch und wohl auch griechisch neben den realen Wissenschaften; doch die Methode des Lehrens ist meistentheils noch so, wie sie vor dreihundert Jahren gewesen, also eine rein mittelalterliche. Das Lateinische wird in derselben Weise, wie das Englische ausgesprochen; beispielsweise sagt der Engländer nicht etiam, sondern: ätiém; nicht pater, sondern pēter u. s. w. Dazu werden in den Colleges lateinische, ja sogar griechische Verse von den Schülern verlangt; aber wenige unter ihnen besitzen die Fähigkeit, auch nur eine mäßig schwierige Stelle des Xenophon oder Homer, des Cicero, Horaz oder selbst des Cäsar, ohne besondere Vorbereitung einigermaßen fließend in ihre Muttersprache zu übersetzen. Wie unter solchen Umständen die lateinischen und griechischen Verse beschaffen sein müssen, wird man sich selbst sagen können. Theilweise hängt das wohl damit zusammen, daß die überwiegende Zahl aller Colleges reine Privatunternehmungen sind. Jeder kann in England ein solches College eröffnen, sobald ihm die Geldmittel zu Gebote stehen. Obgleich selbstverständlich die meisten Collegedirectoren die eine oder andere Art von Prüfung bestanden haben, bevor sie die Leitung ihrer Anstalt übernehmen, so ist doch gesetzlich der Nachweis einer besonderen wissenschaftlichen oder pädagogischen Vorbildung

Digitized by Google

für Eröffnung und Leitung von Privatschulen nicht geradezu gefordert; meistentheils haben die Anstaltsleiter der Alumnate den Grad eines Baccalaureus Artium von der Universität Oxford oder Cambridge, ein Titel, der etwa dem Titel eines Doctor philosophiae bei uns entspricht. Freilich ist ein großer Unterschied zwischen der Doctorprüfung an einer deutschen Universität und dem Baccalaureus-Examen an einer englischen Universität! Die englischen Universitäten sind zum großen Theil trotz ihrer oft ausgezeichneten akademischen Lehrer, von denen Einzelne, wie unser Landsmann Max Müller in Oxford, einen Weltruf genießen, in den Schuhen des Mittelalters stecken geblieben. Ihr Cursus setzt sich zum Theil aus den Fächern zusammen, welche bei uns in den beiden oberen Classen der Gymnasien gelehrt werden. Eine besondere Vorbildung zum Eintritt in die Universität wird nicht verlangt; obgleich dem herrschenden Reglement nach der angehende Student eine sogenannte „public school" durchgemacht haben soll, kommen doch die meisten jungen Leute ohne das Abgangszeugniß von der ersten Classe einer solchen „public school" nach Cambridge und Oxford; Schwierigkeiten bei ihrer Aufnahme werden ihnen deßhalb nicht bereitet. Die englischen Universitäten sind eben weniger wissenschaftliche Studienanstalten, als Orte für die weitere Vervollkommnung der auf den Schulen erhaltenen allgemeinen Bildung. Nur die Londoner Universität macht eine Ausnahme davon; sie steht unsern deutschen Universitäten durch die von ihr geltend gemachten wissenschaftlichen Anforderungen am allernächsten; freilich ist sie bis jetzt kaum mehr als eine Centralstelle für wissenschaftliche Prüfungen. Dennoch ist in Folge der allseitigen Bemühungen in Presse, Parlament und Gesellschaft zu erwarten, daß Großbritannien in seiner Londoner Universität binnen kurzem seine erste wirklich wissenschaftliche Hochschule im modernen Sinne begrüßen wird. Was zwischen Universität und Volksschule liegt, besteht aus sehr schwankenden Lehrgebilden. Die großen Londoner Colleges beruhen meistentheils auf privaten, oft sehr alten Stiftungen großer und reicher Herren; man treibt dort, was man für gut hält. Ein weitergehender Einfluß auf diese Schulen von Seiten der Regierung wird nicht geübt; sie sind verpflichtet, gewisse Fächer, wie Lateinisch, Naturwissenschaften, Mathematik und Landesgeschichte nebst Geographie zu lehren; wie sie das thun, bleibt vollkommen den Anstaltslehrern überlassen. Einzelne der Londoner Colleges zeichnen sich durch recht absonderliche Gebräuche aus; so ist beispielsweise den Schülern des Christe Hospitals im westlichen Centrum Londons verboten, jemals eine Kopfbedeckung zu tragen, woher es denn kommt, daß diese jungen Leute in ihrer langen, an den Rock eines italienischen Geistlichen erinnernden Kleidung, besonders bei Regenwetter, in den Straßen eine ganz wunderliche Figur machen. Mit den Mädchenschulen ist es nicht um ein Haar besser bestellt, obgleich, wie ich schon früher erwähnte, die Frauenwelt hier den Männern an gediegener wissenschaftlicher Bildung im allgemeinen weit überlegen ist. Meistentheils schicken wohlhabendere Familien ihre heranwachsenden Töchter auf mehrere Jahre ins Ausland, um Deutsch und Französisch zu lernen. Ja, vor nicht allzu langer Zeit hat das schönere Geschlecht seinen Zutritt zu den englischen Universitäten durchgesetzt. Die jungen Damen gehen nach Cambridge oder Oxford, wo sie, je nach Neigung, Vorlesungen jeder Art hören; sie sind die eifrigsten Studentinnen in Oxford, und oft genug soll es vorkommen, daß von einem Geschwisterpaar, welches die Universität besucht, die Schwester ein bei weitem reicheres Wissen nach Hause bringt, als der in allerlei Sportvergnügen ganz aufgehende Herr Bruder. Auch zu Prüfungen an den Universitäten werden die jungen Damen zugelassen; sie machen von diesem Rechte den ausgiebigsten Gebrauch. Von der Universität Oxford durch ein Prüfungsdiplom ausgezeichnete Damen findet man denn auch in der guten Londoner Gesellschaft ziemlich häufig. Uebrigens sei hier zur Ehre dieser Jüngerinnen der Wissenschaft hinzugefügt, daß, was wir „Blaustrümpfe" nennen, unter ihnen sehr selten zu finden ist; ich darf sagen: trotz meines regen gesellschaftlichen Verkehrs in englischen Kreisen ist mir noch nicht eine einzige solcher weiblicher verkrüppelten Existenzen begegnet.

In den Schulen geringeren Grades — nicht nur in den Volksschulen — werden häufig Knaben und Mädchen zusammen unterrichtet. Auch an den lateinischen Unterrichtsstunden nehmen die jungen Mädchen hier theil, wie denn die Kenntniß des Lateinischen bei der weiblichen englischen Jugend außerordentlich verbreitet ist.

Trotzdem scheint, wie gesagt, der Staat dieses ganze höhere Schulwesen als eine Art geistigen Luxus anzusehen; besitzt doch Großbritannien nicht einmal ein besonderes Unterrichtsministerium! Denn das „Departement for public instruction" (Abtheilung für öffentlichen Unterricht) ist nur eine Abtheilung im Geheimen Staatsrath der Königin. Diese Behörde concentrirt ihre ganze Thätigkeit auf das Volksschulwesen. Aber auch die staatliche Ordnung des englischen Volksschulwesens ist von verhältnißmäßig sehr jungem Alter. Sie geht auf das Forster'sche Unterrichtsgesetz zurück, welches erst 1870 erschien und den ersten Schritt zu einer gesetzlich staatlichen Ordnung des Unterrichtswesens überhaupt bedeutete. Wie schlimm es vor diesem Gesetz mit dem öffentlichen Unterrichtswesen aussah, geht am besten daraus hervor, daß noch im Jahre 1861 nur neun Procent aller schulfähigen englischen Kinder als ausreichend unterrichtet bezeichnet wurden (nach dem officiellen englischen Regierungsbericht). Im Jahre 1870 waren nach derselben Quelle 700,000 Kinder in den Volksschulen genügend vorgebildet; dagegen war für den Elementarunterricht einer vollen Million von Kindern immer noch keine genügende Abhülfe geschaffen und fünfmalhunderttausend dieser armen Wesen wuchsen ohne jedweden Unterricht auf; also ohne auch nur buchstabiren zu können!

Diesen schmählichen Zuständen ein Ende zu machen, wurde die sogenannte „Board-School" geschaffen.

Die „Board-School" entspricht etwa unsrer Gemeindeschule. Sie steht unter der Aufsicht eines örtlichen Schulausschusses, welcher von den Mitgliedern der Gemeinde, beziehentlich von den Bewohnern der Provinz frei und selbständig aus den männlichen und weiblichen Insassen der Provinz gewählt wird. Ja, die Frauen haben einen ganz außerordentlich großen Einfluß in diesen Ausschüssen; die Männer, weit entfernt davon, sie als Eindringlinge anzusehen, wünschen die Theilnahme des schöneren Geschlechts an diesen Dingen. In einer unlängst an das englische Unterhaus vertheilten Denkschrift über das Unterrichtswesen findet sich ein sehr beredtes Beispiel dafür: der Unterrichtsrath der Provinz hatte die Wahl eines Fräulein Eva in den Erziehungsausschuß nicht bestätigt mit der Begründung, daß Miß Eva zwar eine sehr würdige Dame sei, der Behörde aber dennoch für das Amt nicht ganz geeignet erscheine, weil die Frauen in dem fraglichen Bezirk bereits genügenden Einfluß auf die Schule besäßen; allein der örtliche Ausschuß erhob Widerspruch gegen diese Entscheidung der Provinzialbehörde bei dem Geheimen Rath der Königin in London und hat, soviel aus den Parlamentsacten zu ersehen ist, seinen Willen durchgesetzt.

Die Board-Schools werden von den Gemeinden und der Regierung gemeinschaftlich unterhalten. Die Londoner Boardschulen hatten ihre letzte Rechnung mit einem Fehlbetrag von über neunzehn Millionen Mark abgeschlossen. Trotz solchen ungeheuren Aufwandes ist aber noch nicht

einmal die Hälfte aller schulbedürftigen Kinder in den staatlicher Controle unterstehenden Gemeindeschulen untergebracht. Im Jahre 1894 betrug die Gesammtzahl aller unterrichtsbedürftigen Kinder in England über fünf Millionen; allein noch nicht einmal die Hälfte dieser Kinder besuchte die unter staatlicher Controle stehende Gemeindeschule. Drei Millionen dieses heranwachsenden Geschlechtes blieben den wenig zuverlässigen „Voluntary-Schools“ (Privatschulen) anvertraut. Wohl macht sich das Verlangen geltend, auch diese Privatschulen in staatlich controlirte Gemeindeschulen, das heißt eben Boardschulen umzuwandeln; dazu ist jedoch die Vorerfüllung verschiedener Bedingungen nöthig; die hauptsächlichsten unter ihnen sind: die Zustimmung von zwei Drittel der Gemeindemitglieder, welche Beiträge für die Erhaltung der Schulen leisten; ebenso die Zustimmung der obersten Schulbehörde. Seit Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch das Forster'sche Gesetz vom Jahre 1870 hat sich nun unter dem Namen „Nationalschule“ durch den Einfluß der Geistlichkeit eine dritte Art von Volksschule — man möchte beinahe sagen — ganz heimlich und jedenfalls allzuwenig beachtet, herausgebildet. Diese Nationalschule ist der erbittertste Gegner der confessionslosen Volksschule. Sie konnte nur dadurch entstehen, daß die Kirche, oder eigentlich die Geistlichkeit, durch namhafte Beiträge zur Erhaltung der Volksschule einen überwiegenden Einfluß auf diese Lehranstalten gewann.

Der hauptsächlichste Lehrgegenstand in den „Nationalschulen“ ist nicht etwa die englische Geschichte und nationale Entwicklung des engtischen Volles, sondern das Dogma, die Liturgie und der Katechismus der anglikanischen Kirche. Der Geistliche des Ortes ist gewöhnlich die einflußreichste, oft sogar die einzige Aufsichtsbehörde für die Nationalschule. Auch die übrigen Mitglieder des Schulausschusses müssen ohne Ausnahme Mitglieder der anglikanischen (englischen) Staatskirche sein. Der Geistliche wählt und ernennt die Lehrer, die selbstverständlich gleichfalls anglikanischen Glaubens sein müssen. Trotz dieser besonderen Vorrechte der Geistlichkeit werden nun die Schulgebäude auf Staats- und Gemeindekosten unterhalten. Ganz anders die Boardschulen. Für sie gilt ausdrücklich die Bestimmung, daß ein besonderer kirchlicher Katechismus in ihnen nicht gelehrt werden dürfe; außerdem werden, wie bereits oben erwähnt, Lehrer und Schulausschuß frei gewählt, nicht aber ernannt. Geistlichkeit und Kirche haben also gerade so viel Einfluß auf das Leben der Boardschulen, wie ihnen die Gemeindemitglieder durch Wahlen in den Schulausschuß einräumen wollen. Früher lag wohl das Schwergewicht für die Führung dieser Gemeindeschulen bei der Regierung; in letzter Zeit hat die Regierung selbst die Concentrirung des Schulwesens an der obersten Stelle in London aufgegeben; sie war dabei von der Einsicht geleitet, daß die Bedürfnisse der einzelnen Bezirke eine möglichst weitgehende Selbstverwaltung des Schulwesens verlangten.

Hier nun setzte der neue, im letzten Augenblick vom Minister Balfour zurückgezogene Volksschulgesetzentwurf ein: er suchte an Stelle des aufgegebenen Einflusses der obersten Schulbehörde, also der Regierung selbst, den Einfluß der Geistlichkeit und der Kirche zu setzen. Wohl sollten die Boardschulen dem Namen nach bestehen bleiben, in Wahrheit hätte die in dem Entwurf den Bischöfen eingeräumte Stellung die Selbstverwaltung der Gemeindeschulausschüsse illusorisch gemacht und die Boardschulen in allem Wesentlichen zu „Nationalschulen“, das heißt zu confessionellen Volksschulen umgewandelt, in denen Dogma und Katechismus die hauptsächlichsten Lehrgegenstände sein würden. Die englische Volksschule ist aber schon ohnedies biblisch genug. Sie richtet an ihre Zöglinge gar wunderbare Fragen. Einzelnes möge hier — nach dem letzten officiellen Regierungsbericht über das Volksschulwesen — mitgetheilt werden. So lautete beispielsweise eine in der Boardschule gestellte Aufgabe folgendermaßen: „Wie heißt der König, von dem geschrieben steht: er machte Israel sündigen, und warum ist er nicht beim Namen genannt?“

Eine andere Aufgabe verlangt die Beschreibung des Wiedererwachens der Tochter des Jairus.

Ich denke, diese beiden Themen, über deren Ausarbeitung durch die Schüler in dem für das Parlament bestimmten Bericht ausführlich Rechenschaft gegeben wird, zeigt am besten, wie sehr selbst der reformirten, confessionslosen englischen Volksschule noch die Eierschalen der mittelalterlichen Klosterschule anhaften.

„Zwischen zwei Nächten.“

Von A. L. T. Tielo (Berlin).

Der Hamburger Lyriker Gustav Falke hat uns in seinen neuen Gedichten „Zwischen zwei Nächten“ (Stuttgart 1894, J. G. Cotta Nachfolger) wiederum eine schöne Gabe dargeboten. In diesen Blättern vereinigt sich noch mehr als in den vorangehenden Gedichtsammlungen „Mynheer der Tod“ (1891) und „Tanz und Andacht“ (1893) eine bemerkenswerthe poetisch schöpferische Kraft mit einem großangelegten Charakter. Da ist nirgends überschäumende Leidenschaft, fast überall imposante, achtunggebietende Eigenherrlichkeit. Manchmal spiegelt sich in den Zügen dieses Dichters der freundliche Humor des Philosophen, öfter die feine Ironie des Weltmanns. Selten wirft er sich einmal der Freude rückhaltlos an die Brust; er kennt die Vergänglichkeit alles Bestehenden, den ewigen Tod im ewigen Leben — und klagt darüber nicht. Frei von aller weichlichen Verzagtheit, schmeichelt er sich auch niemals mit verführerischen Hoffnungen. Er flieht den betäubenden Lärm der Heerstraße; daheim in der Stille des engen Familienkreises fühlt er sich wohl. Nur dann und wann träumt er sich hinaus in eine fremde, ferne, schönere Welt. Sein Grundton ist immer eine abgeklärte, sinnige Beschaulichkeit; daraus hervor quillt eine Fülle anmuthiger und vollausgereifter Gedanken und Empfindungen. Das Goethe'sche Wort „Bilde, Künstler, rede nicht“, findet man von ihm überall beherzigt: er will weder belehren noch moralisiren; er producirt, was er erlebt und ersonnen hat, und absichtlich überläßt er alle Consequenzen und epilogischen Betrachtungen dem hochverehrten Publicum. Der eigentlichen Gedankenlyrik geht er aus dem Wege, und wo er in die Lage kommt, mit Begriffen zu wirthschaften, da weiß er diese unstäten Seelen mit einem festen Körper zu bekleiden, so daß sie uns Rede und Antwort stehen müssen. Doch nicht genug! Die ganze Natur vermenschlicht und belebt er; alles gewinnt unter seinen Händen Athem, Gestalt, Sprache und Bewegung. Er schwelgt förmlich in Personificationen. Die Leidenschaften, Lust und Leid, Tag und Nacht, Licht und Schall, Wind und Welle, selbst die Stille schalten und walten als selbständige und eigenmächtige Creaturen.

Aus diesem Umstande resultirt einerseits eine oft erstaunliche Plastik und Farbendeutlichkeit, andererseits bei allem Glanze der Beleuchtung hin und wieder eine gewisse Unklarheit über das Wesen der auftretenden Gestalten. Man sieht manchmal in eine Welt des Geheimnißvollen und Unbestimmten und kann nur über den Sinn der räthselhaften Dinge muthmaßen, ohne sie doch voll zu verstehen. Ein flüchtiger Hinweis soll genügen, um eine schwache Spur im Zwielicht aufzuhellen. Kein Wunder, wenn sich darüber der graue Nebel der Mystik senkt und das Räthsel ungelöst bleibt. Daneben sucht Falke wie

C. F. Meyer in seinen Novellen durch die Symbolik der Farben zu wirken. So deutet rother Mohn den Hauch des Schlummers, den Dämmer des Traumes, der Ruhe des Todes an; Grün drückt etwas Unheimliches, dämonisch Grauenhaftes aus.

Im übrigen bewegt sich unser Dichter in der Technik der Modernen. Durch Isolirung der sinnfälligsten Gedankencomplexe, zumal in einleitenden Versen, und durch Zusammensetzung neuer Wortgefüge flößt er seinen Schöpfungen einen intensiveren und höheren Lebensgehalt ein. Zudem beherrscht er seine Sprache mit souveräner Sicherheit. Zwar kein Vers- und Reimvirtuos à la Platen und Rückert, gefällt er sich doch gelegentlich in dem kunstvollen Strophenbau der Ottave und Siziliane. Den unruhigen freien Rhythmen, die sich bei manchen Modernen kaum von willkürlich abgetheilter Prosa unterscheiden, ist er dagegen ebenso abhold wie den verschnörkelten Metren Pindars und Horaz'. Diese würden nur wenig seinen Sujets entsprechen, und daher beschränkt sich Falke lieber auf einfachere Formen: darin aber producirt er Vollendetes und Ganzes.

Das stoffliche Gebiet hat der Dichter selbst nicht abgegrenzt. Doch könnte man es zwanglos in 6 Abschnitte zerlegen: „Liebe und Familie"; „Künstlerstreben- und leben"; „Friede und Tod"; „Naturbetrachtung", „Hellenisches" und „Balladen". In der ersten Abtheilung contrastiren die humorvolle „optische Täuschung" und „Adolfine" wie Sommertag und Sommernacht. Hier fragt er sich unentschieden:

„Schwankt dort in der Ferne nicht
Leis im Wind ein rother Mohn —
Oder täuscht mich mein Gesicht?"

und wirklich, keine Blume bewegt sich auf ihn zu, keine „bauernrosenriesige Blüthe", sondern seine Kleine mit rothem Sommerhut und rothem Sonnenschirm.

„Wär' ein Stier ich in Saillu,
Ich geriet' in große Wuth
Vor dem Sonnenschirm, dem rothen",

bekennt er höchst ergötzlich. Ihre „kalten, scharfen Blicke" halten ihn jedoch zurück, er macht schweigend Platz, und allmählich entschwindet sie wieder, bis er wieder in der Ferne einen Mohn zu sehen vermeint,

„Einen Mohn im Sommerweh'n." —

Dort verklungene Geigen — in verschwiegener Nacht Arm in Arm — der erste Kuß. Und auch da schaut der Humor mit freundlichen Augen drein:

„Und haben uns zum erstenmal
Geküßt in stiller Ecke,
Und küßten uns zum zehntenmal
Nach einer kurzen Strecke."

Eine hervorragende Stelle, allerdings mehr in räumlicher Hinsicht, nehmen die Gedichte ein, welche sich mit „Dichterstreben und -leben" beschäftigen. In der Poesie liegt seine eigentliche Heimath; sie ist sein Frohsinn und seine Erbauung. Er fühlt sich gleichsam als ihr Hohepriester, und mit Verachtung wendet er sich von den saft- und kraftlosen Plebejern des Geistes ab. Mit ihnen steht er beständig bald in geheimem, bald in offenem Kampfe; doch faßt er sein Poetenlos gar zu pessimistisch auf:

„Das ist mein Leben: hoher Gang,
Wie Könige im Krönungskleide,
Doch statt der Krone Darmenstrang
Und hanf'nen Strick statt Gurtgeschmeide."

Nach Falk's Ansicht wird überhaupt ein Genie zumeist verkannt und ungeehrt dahingehen, wie in „Deutschland, Deutschland über alles". Auch den darin geschilderten Poeten

„Hatte das deutsche Philistergelichter
Langsam um seinen Verstand gebracht
Und sich nichts Böses dabei gedacht."

Trefflich werden die vier Typen dieses Gelichters charakterisirt, und die Rede des Hrn. Doctors Platt am Stammtisch zu Ehren der deutschen Kunst, wobei die ganze Nichtigkeit dieses Gelehrten und seiner würdigen Genossen aufgedeckt wird, kann als ein Muster ironischer Darstellung angesehen werden:

„Nirgends, meine Herren, blüht
Die Poesie wie in deutschen Landen.
Wir sind — hier hat er das Seidel geschwenkt —
Sozusagen mit Poesie durchtränkt."

Wer aber trägt mit Schuld daran, daß dem großen Geiste der Zoll freudiger Anerkennung geschmälert oder sogar vorenthalten wird? Nicht zum geringen Theil die absprechenden kleineren Collegen, die halben Talente, die Nachempfinder, die Dichterlinge und die Reimschmiede. Mit gerechtem Hohn weist er diesen Haufen von sich; darum gibt er in dem kleinen Dialog „Probatum est" einem Versifex ganz köstliche Winke. Man höre Frage und Antwort:

„Mir wird das Dichten verteufelt schwer,
Wo nehmen Sie bloß die Gedanken her?
Von den Wänden, mein Lieber, aus Winkeln und Ecken,
Die alle voller Gedanken stecken.
Seh'n Sie nur immer stramm auf die Wand,
Wem dann nicht zum gelobten Land
Die Muse öffnet Thür und Thor,
Mit dem hat Gott was andres vor."

Falke spottet, und er hat dazu ein gutes Recht. Viele Jünger in Apoll „machen" eben ihre Verse nur; nur, um sich damit brüsten zu können: für ihn erhält das Leben erst durch die Poesie „Werth und Güte, Halt und Inhalt". Dennoch ist sie der Güter Höchstes nicht. Sie ist nur ein Mittel zum Zweck, die Brücke, welche ihn in die heiteren Gefilde des Friedens hinüberleitet. In dem herrlichen Traumgebilde „Am Himmelsthor" begehrt er von Sanct Peter „nach Erdennoth ruhiges Quartier,

Ein Flügelpaar und himmlisches Gewand,
Ein Tröpfchen Thau aus Gottes hohler Hand."

Ob er ein getreuer Knecht gewesen?

„Ich war Poet. ‚Und kamst zu Fuß hier an?
Wo hast du deine Flügel hingethan?'
Ich schämte mich, weil sie so sehr beschmutzt,
Und ihre schönsten Federn arg gestutzt,
Weil durch das Fliegen nach dem Flitterkranz
Des Menschenruhmes dunkel ward ihr Glanz.
‚Und deinen Kranz.' Ich hab' ihn abgelegt,
Daß man mit andern ihn zum Kehricht legt,
Und komm' nun nackt und ohne Glorienschein.
Da sprach der Pförtner gütig: ‚Komm, tritt ein'."

Auch in „Gefunden" regt sich seine Sehnsucht nach erlösendem, geläutertem Frieden. Nächtlich hat er, „in Streit und Widerstreit auf heißen Kissen gelegen", und erst morgens in freier Flur findet er in einem frischen Dirnlein alles, was er bisher mit Schmerzen gesucht. Sonst neigt sich zu ihm herab die Nacht als eine milde, versöhnende Freundin, und in ihrem Schutze beschwichtigt sich seine empörte Seele. Gern malt er sich daher die letzte, die ewige Ruhe aus, die ihn über alles Hangen und Bangen gnadenvoll hinaushebt. „In abendlichen Rosen über Grat und Kluft" stehend, schwimmt dereinst, so träumt er, eine Barke heran und nimmt

„Sanft schaukelnd ihn hinüber."

Der Steuermann des Schiffleins, Master Tod, ähnelt seinem Urbild im Volkslied und in volksthümlichen Kunstdichtungen

nur in verſchwindend wenigen Zügen. Er erſcheint ihm nicht als ein unerbittlicher Senſenmann, als „ein Gerippe mit Stundenglas und Hippe“ oder als ein raſcher Reiter, der „Morgenroth und Blitze überreitet“, ſondern als ein tröſtlicher Kumpan:

„Ein mildes Auge, ein' kühle Hand,
Ein gütiger Mund mit einem leiſen Zug
Von Schelmerei. Er war's, der war mir ſtand,
Den ich von je als Freund im Herzen trug.“

Nicht minder beſoeist Falke in der Naturbetrachtung unverfälſchte Eigenart. Eine wahre Perle in ihrer Art, hat er „Das Mohnfeld“ vor unſer Auge gezaubert. „Es war einmal“ wird die wundervoll einheitliche Erinnerung gleich einem alten Mährlein eingeleitet.

„Es war einmal, ich weiß nicht wann
Und weiß nicht wo. Vielleicht ein Traum.
Ich trat aus einem ſchwarzen Tann
An einen ſtillen Wieſenſaum.“

Wie treffend bezeichnen in dieſem Eingang kurz abgeriſſene Sätze den Zuſtand allmählich aufdämmernder Reflexion! Weiter. Mit dem dreimaligen Vortritt der Interjection „und“, mit der Inverſion „Und war bis an den fernſten Rand“, beſonders durch Perſonification des ſchönen Sommertages, der unter den rothen Blüthen eingeſchlummert iſt, ſpinnt der Träumer ſtets lebhafter und farbenſatter ſeine Phantaſien aus; die bedeutſamſten Worte am Schluſſe der 1. und 2. Strophe, in der nächſtfolgenden wiederholt, verſtärken einander noch:

„Und auf der ſtillen Wieſe ſtand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
Und war bis an den fernſten Rand
Der rothe Teppich hingelegt.
Und auf dem rothen Teppich lag,
Von tauſend Blumen angeblickt,
Ein ſchöner müder Sommertag,
Im erſten Schlummer eingenickt.“

Gleichſam ein rother Schleier hüllt das ganze Stillleben ein, und unter dieſem rothen Schleier athmet eine tiefe Stille, noch erheblich erhöht durch die ſchuchternen Bewegungen eines überraſchten Thierleins und eines vereinzelten Vogels.

„Ein Haſe kam im Sprung. Erſchreckt
Hat er ſich tief in's Kraut gedrückt,
Bis an die Löffel zugedeckt,
Nur einer hat herausgeguckt.
Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich ſah kaum, wie der Flügel ſchlug,
Ein ſchwarzer Strich im Dämmerduft.“

Dieſe Märchenſtimmung gipfelt in dem rückgreifenden und zuſammenfaſſenden Ausklang:

„Es war einmal, ich weiß nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang iſt es her.
Ich ſeh' nur noch, und immer ſo,
Das ſtille, rothe Blumenmeer.“

Dieſelbe Meiſterſchaft, mit der Falke das Anmuthende und Anheimelnde des Zwielichts verdeutlicht, feſſelt uns, wenn er ſich in den Spuk und die Schauer dunkelnder Nacht verſenkt. Den Höhepunkt auf dieſem Felde hat er unſtreitig in der „unheimlichen Stunde“ erreicht. Schon in techniſcher Beziehung; ein jeglich Wort iſt anpaſſend gewählt, ein jeder Reim auf ſeinen Klang, entſprechend dem dumpfen Grundton des Ganzen, ſorgſam geſtimmt. In gebundener Rede hätte nur etwa ein Chamiſſo, in Proſa ein E. T. A. Hoffmann einen ſo nachdrucksvoll geſteigerten Abſchluß erſinnen können:

„Ein grüner Stern ſteht grad über'm Haus,
Sieht wie ein böſes Auge aus,
Und da hinten der Himmel brennt ſo roth
Und horch, was war das? Die Uhr blieb ſteh'n.
Wollen wir nicht lieber beten geh'n?
Wir haben alle das Beten noth.“

Der „Tod im Herbſte“ führt uns zu einer Gruppe von Gedichten hinüber, die man mit der Ueberſchrift „Helleniſches“ verſehen könnte. Man darf nämlich unſern poeta laureatus ſchlankweg als einen Hellenen bezeichnen, wenn man mit dieſer Bezeichnung nicht den Begriff „eines beſtimmten Volkes, ſondern eine ſowohl angeborene als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe“ verbindet. Hellenen ſind nach Heine „Menſchen mit lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen“, und wenn bei Falke allerdings ſelten die Lebensfreude zu vollen Accorden anſchwillt, ſo paart ſich dafür in ſeinen Gedichten ſehr oft echte Anmuth mit feierlicher Würde. Alſo jene Vorzüge, die an Homer und den griechiſchen Tragikern gerühmt werden.

Gewiſſe Ideen und Stoffe hat Falke auch direct dem Alterthum entnommen und in eigenartiger Umgeſtaltung ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht. Die griechiſche Mythologie bekommt dabei unmerklich ein neues Gepräge. Den ſchon vorhin citirten „Tod im Herbſte“ veranſchaulicht er ſich in der greiſen Parze Atropos. Strenge ſchaut ſie auf den rothverfärbten Wald, ſtrenge erhebt ſie die ſcharfe Scheere, ein Schnitt — und was die jüngere Schweſter geſponnen hat, zerflattert im Winde. — „Die Stunden“ läßt der Dichter Revue paſſiren wie Odyſſeus die unterweltlichen Schatten:

„Leiſe Schritte und die Schleier weh'n
Stiller Zug vermummter Traumgeſtalten.“

Oder ſie wallen vorüber als „ein ſanfter Reigen“, vergleichbar dem Chor einer antiken Tragödie. Einmal verſetzt er ſich auch hinein in jenes alte homeriſche Reich Pluto's und Proſerpinens. Und wen bannt der moderne Tireſias vor ſein Angeſicht? Die müde Danaide, die vergeblich Eimer auf Eimer in ihr ewig-rinnendes Sieb ſchöpft. Im „letzten Opfer“ bringt er in die Marmorpracht eines ſäulenhohen Tempels ein; da bringen junge holde Mädchen der Venus Roſen zum Opfer und flehen um Liebe und Liebesgenuß. „Eine nur ſteht abſeits“.

„Keine
Blumen blüh'n der Armen mehr,
Lenz um Lenz iſt ſie gekommen
Und ihr Garten ſteht nun leer.“

Mithin auch eine Danaide, aber eine, deren Leid ſich nicht in Ewigkeit fortſetzt.

„Ein Schatten
Gleitet durch den Sonnenſchein,
Eine bleiche Stirne ſenkt ſich,
Und aus einer müden Hand
Fällt entblätternd eine welke
Blaſſe Roſe in den Sand.“

Als ein Seitenſtück zum „letzten Opfer“ kann „Die Liebesinſel“ gedacht werden, ein zweites Cypern der Venus Amathuſia. Am Strande, in den mondſchein- und dufterfüllten Lauben eines Inſelhains geben ſich junge Mädchen und Männer manche Nacht dem Wonnerauſch der Liebe hin. Es iſt verbotene Liebesfreude.

„Mancher Mutter, die auf Zucht gehalten,
Iſt durch Wunder nächtlicher Gewalten
Schon ein Enkelkind ins Haus geſchneit.“

Die Strafe aber bleibt nicht aus; vom Sturm unerwartet aufgeſchreckt, flüchtet die Schaar der Liebenden in die Boote zurück. Sie ſind dem Hades verfallen wie Hero und Leander; die grollende Woge zerbricht die ſchwachen Ruder,

Digitized by Google

„Und die Leben sich aus Leben tranken,
Tranken aus empörtem Meer den Tod."

In eine andere Sphäre lenkt uns „der Triumphator", wie eine Marmorstatue zu gewaltiger Plastik herausgearbeitet.

„Tücher, Zweige, Triumphator,
Und des Stolzen Schläfe brennt",

denn um ihn hallt laut sein Lob und leise seine Schande. Der Vielumworbene aber

„Das Getuschel
Das Gelärm, er achtet beides
Gleich dem Wind am Saum des Kleides."

Wie in der „Liebesinsel" kein Zeitcolorit, nichts von den Siegen des stolzen Imperators, selbst sein Name wird uns verschwiegen. Falke will eben nur einen Alexander, einen Cäsar, nicht Alexander den Großen oder Cäsar den Römerfeldherrn, darstellen. Ihn interessirt, wie den greisen Verfasser des „Faust, der Tragödie zweiter Theil", das Typische, das Fortdauernde, das Reinmenschliche. Eigentliche Balladen, zumal historische Balladen, dürfen wir daher von ihm nicht verlangen, obgleich in einigen, vorher erwähnten Gedichten unverkennbar balladeske Elemente vorhanden sind. Die Siziliane „Le roi est mort, vive le roi", an sich ein Muster knapp concentrirter Erzählung, gleich den ancient ballads von Thomas Percy in verschleierter und doch erschöpfender Sprache — bestätigt nur unsre Wahrnehmung.

„Vom Felsenufer lodern rothe Feuer.
Grau wollt das Meer, der Sturm ist eingeschlafen.
Und Friede herrscht nach Schlacht und Abenteuer.
Der Wilinzlönig kehrt zum Heimathhafen,
Zerschellt die Steine, todt der Tadausstreuer.
Die Botschaft bringt der jüngste seiner Grafen
Der Königin. Die steht wie Stein. Ein scheuer
Verhüllter Blitz, als sich vier Augen trafen."

„Seine Geige hat nicht viele Saiten, aber er spielt sie meisterhaft", urtheilt Karl Busse in der Einleitung seiner „neueren deutschen Lyrik", und dem können wir, nunmehr rückblickend, ohne Vorbehalt beipflichten. Falke hat keine tiefere Erotik aufzuweisen, er hat keine historische Persönlichkeit aus der Vergangenheit emporgerufen. Er mischt sich auch niemals unter das arbeitende Volk des Werkeltages, um es in seinen Freuden und Leiden zu belauschen. Kurzum, Falke ist etwas einseitig, wenn auch in dieser Einseitigkeit erstaunlich vielseitig. Ohne daher mit Undank lohnen zu wollen, wird sich doch mancher denkende Leser insgeheim gestehen, daß der Autor bei seinem Talent noch weit reichere Ernten einbringen könnte. Er müßte nur einmal wagend und wägend aus seinem wohlbebauten, aber engumzirkten Revier heraustreten und sich eine breitere und freiere Umschau vergönnen.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. David Hume's Tractat über die menschliche Natur (Treatise on human nature). I. Theil. Ueber den Verstand. Uebersetzt von C. Köttgen. Die Uebersetzung überarbeitet und mit Anmerkungen und einem Register versehen von Theodor Lipps, Professor der Philosophie in München. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1895. — Eine gute, den Ansforderungen der modernen Wissenschaft voll genügende Uebersetzung des Hume'schen Hauptwerkes war bislang ein tief empfundenes Bedürfniß. Was in dem Essai „Inquiry on human understanding" nur vorübergehend gestreift wird, erfährt in dem größeren älteren Werke eine gründliche, streng in sich geschlossene Untersuchung. Außerdem weicht der „Treatise" in manchen Punkten von den Ausführungen des „Inquiry" ab; vor allem wird hier der Begriff der Substanz, ferner der Seelenbegriff genau analysirt. Die Art und Weise, wie Hume das complicirte Gewebe der menschlichen Erkenntniß in einfache Factoren aufzulösen versteht, seine überaus scharfe Beobachtungsgabe dessen, was in uns bei der Bildung unsrer Grundbegriffe vorgeht, was dabei gedacht wird und demgemäß zu denken ist, kann nicht genug bewundert werden. Unübertrefflich ist die Klarheit, die Hume's Ausführungen auch bei den schwierigsten Problemen auszeichnet. Mit Recht sagt Lipps im Vorwort: „Hume ist klar auch in seinen Irrthümern. Er ist zugleich der lebendige Beweis dafür, daß wahre Tiefe mit Klarheit und Einfachheit nicht unverträglich ist. Hume führt überall in die Tiefe; aber er meidet den bloßen Schein der Tiefe." Diese Klarheit, die leider den meisten Philosophen neuerer Zeit abgeht, besteht vor allem in dem steten Ausgehen von Erlebnissen, in dem Umstande, daß Hume's Erkenntnißtheil auf dem Boden psychologischer Erfahrung sich erhebt. Es wird nicht mit abstracten Begriffen wie mit Rechenpfennigen operirt, alles wird erst definirt, erklärt, vor uns entwickelt, so daß wir in jedem Augenblick im Stande sind, nachzuprüfen, ob die Gedankenkette lückenlos ist oder ob sie etwa die gerade Linie verlassen hat. Wir stehen nicht an, Hume's Methode, überall nach dem einem abstracten Begriff zu Grunde liegenden „Eindruck" zu suchen, d. h. nach der ursprünglichen Erfahrung, aus der der Begriff hervorgegangen ist, für die einzig fruchtbare auf dem Gebiete der Erkenntnißlehre zu betrachten. Zum mindesten ist ein solches Verfahren die unumgängliche Vorbedingung alles Philosophirens. Hume ist oft mit Kant verglichen worden, und auch Lipps stellt beide zusammen, wobei er Hume über Kant zu stellen scheint. Mag auch bei Kant manches tiefer und gründlicher untersucht worden sein als bei Hume, mag auch in mancher Beziehung der Standpunkt des Ersteren den des Letzteren überragen, eins dürfte unbedingt feststehen, daß nämlich die Richtung des modernen Philosophirens mit Hume mehr Berührung hat, als meist geglaubt wird. Denn nur auf Basis der Psychologie — dieser Gedanke dringt immer mehr durch — kann eine Erkenntnißlehre sich fruchtbar erweisen. Und die Psychologie ist es, die bei Kant viel zu kurz wegkommt. Die von Lipps revidirte Uebersetzung (nach der Ausgabe von Green and Grose; eine ältere Uebertragung rührt von L. H. Jacob, 1790—91, her), will nicht eine sich an den Buchstaben klammernde, hölzerne Verdeutschung sein, sondern bei aller möglichen Treue im Ausdruck — die besonders durch die von Lipps besorgte Ausgabe der englischen Originalworte gewinnt — den Sinn wiedergeben. Auf diese Weise erwarben wir Lipps eine wirklich lesbare und auch wissenschaftlich benutzbare deutsche Ausgabe des Hume'schen Tractats, dessen Lectüre auch weiteren Kreisen nicht genug empfohlen werden kann. Das trefflich ausgearbeitete Register, sowie die kurzen, aber sehr nützlichen Anmerkungen erhöhen den Werth des Buches in nicht geringem Maße.

Der Narr von Nürnberg. Ein Lied aus deutschem Mittelalter. Von Ferdinand Wirtenbauer. Wien, Konegen 1896. Die Reihe der poetischen Erzählungen, der episch-lyrischen Dichtungen, welche die deutsche Literatur der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts von Redwitz' „Amaranth" bis zum „Trompeter" Scheffels und zu denen seiner mehr oder weniger ebenbürtigen Nachfolger auf den Wegen zum Poenaß aufweist, wird durch den „Narrn von Nürnberg" in bemerkens- und ermähnenswerther Weise vermehrt. Dieses Lied aus dem deutschen Mittelalter handelt im Jahre 1493 und erzählt das tragische Schicksal des Schulmeisters Jürgen von Nüenberg, dem, weil er Dinge lehrt, die nach dem Urtheile von Rath und Bürgermeister die Jugend nicht zu wissen und zu erfahren braucht, Kerker oder Irrenhaus bevorsteht; er entflieht der undankbaren Stadt, findet in dem Zigeunermädchen Imre ein herzlich Liebchen und treibt sich mit fahrendem Volk und Landsknechten umher. Er ist edlen Stammes, doch nur ein Kind der Liebe; der blinde Ermüdler, der ihn und seine Imre in seiner Klause aufnimmt und die Liebenden traut, ist sein Vater und Ehetraut, die würdige Burgfrau auf Schloß Hohenstein, seine Mutter; unerkannt kommt er in die Burg seiner Halbbrüder, der Ritter von Hüttenbeck, wo Ehetraut noch lebt; dort aber ereilt ihn das Verhängniß; Imre wird beschuldigt, Ehetraut durch Giftkräuter getödtet zu haben, und nach Nüenberg vors Gericht gebracht. Heini v. Hüttenbeck, in heißer Liebe für sie entbrannt, rettet sie, sie entflührend vor schmählichem Tode; Jürgen, der Narr von Nüenberg, dessen sich der Rath der Stadt bemächtigt, entgeht der Folter und der Hinrichtung durch Selbstmord im Kerker. Nur ein Freund war ihm stets treu geblieben, sein Rabe Lexel, der ihn allüberallhin begleitet hatte. Gut erfunden ist der Stoff, wenn auch tief tragisch, nicht selten grausenhaft; das Milieu ist richtig getroffen, die Charaktere der bedeutenderen in der Erzählung auftretenden Personen

Digitized by Google

sind entsprechend gezeichnet — es steckt ein schönes Stück poetischer Kraft und gelungener Gestaltung in der Dichtung. Die vierfüßigen Trochäen, in denen das Werk gedichtet, sind fast durchaus tadellos gebaut, die hie und da eingestreuten Lieder wahr und tief gedacht und in wohllingende Verse gebracht. Wer und was der Dichter ist, ist dem Kunstwerk gegenüber eigentlich irrelevant, es soll durch uns für sich allein wirken; dennoch möge zum Schlusse bemerkt werden, daß es kein stürmischer Jüngling ist, der den „Narrn von Rüdenberg" gedichtet; es ist ein reifer Mann, der bisher auf dem Gebiete strenger Wissenschaft, das weitab von der holden Muse der Dichtkunst liegt, gewirkt hat und seit Jahren auf dem Katheder einer Hochschule lehrt. Ferdinand Wittenbauer ist Professor der Mechanik und Maschinenlehre am Polytechnikum zu Prag und neben seinen mehrfachen wissenschaftlichen Forschungen und Leistungen hat er nun auch die deutsche Dichtung durch eine beachtenswerthe Gabe bereichert.

Graz. Franz Ilwof.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der **mathematisch-naturwissenschaftlichen** Classe vom 2. Juli. Das c. M. Prof. Franz Exner übersendet eine in seinem Institut ausgeführte Arbeit des Dr. A. Lampa: „Ueber die Brechungsexponenten einiger Substanzen für sehr kurze elektrische Wellen". — Ferner übersendet Prof. Exner eine gleichfalls in seinem Institut ausgeführte Arbeit von A. Hauke: „Ueber die Refraktionsäquivalente der Elemente". — Das c. M. Prof. H. Molisch in Prag übersendet eine Abhandlung von Dr. J. Stoklasa: „Ueber die Verbreitung und physiologische Bedeutung des Lecithins in die Pflanze". — Das c. M. Prof. W. Wirtinger in Innsbruck übersendet eine Abhandlung: „Ueber eine Eigenschaft des Potentials bei Annahme eines Green'schen Wirkungsgesetzes". — Das w. M. Hofrath Prof. Wiesner überreicht eine unter Mitwirkung von Dr. Figdor, Dr. Krasser und Dr. Lindbauer ausgeführte Untersuchung über das photochemische Klima von Wien, Buitenzorg und Cairo. — Das w. M. Prm. Friedr. Brauer macht die Mittheilung, daß es ihm im Vereine mit Hrn. Assistenten Anton Handlirsch durch die freundliche Mitwirkung des Hrn. Alois Krnus, Jaspector der kaiserl. Menagerie zu Schönbrunn, gelungen ist, den bisher nur im Larvenzustande bekannten Oestriden des indischen Elephanten (Cobboldia elephantis Cob.) zur Verwandlung zu bringen. — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht drei Arbeiten aus dem I. chemischen Laboratorium der Universität Wien: 1) „Studien über die Phtaleine" von J. Herzig und H. Meyer. 2) „Ueber das γ-Acetacetylchinolin" von H. Weidel. 3) „Ueber das α-Acetacetylpyridyl" von C. Micko. — Der Vorsitzende legte das erste aus sechs Tafeln und einem begleitenden Text bestehende Heft des photographischen Atlas des Mondes vor, dessen Herausgabe die Pariser Sternwarte unternommen hat. Große Schwierigkeiten hatten die Verfasser, der Sousdirecteur de l'Observatoire, unser ausw. Mitglied M. Loewy, und der Astronom Adjunct P. Puiseux zu überwinden, bevor sie an die Veröffentlichung dieses für die Kenntniß des Mondes Epoche machenden Werkes schreiten konnten. Der Vorstand der Sternwarte, Tisserand, unterstützte die Beschaffung der Mittel; Le Morvan nahm theil an den nächtlichen Arbeiten; die vorliegenden großen Heliogravuren sind nach vielerlei Versuchen von Fillon ausgeführt. Die Verfasser schildern unter Anerkennung der Arbeiten ihrer Vorgänger, wie der Lick-Sternwarte und des Prof. Weinek in Prag, die verschiedenen Schwierigkeiten. Eblorgelatine erwies sich wegen des feinen Kornes günstiger für die Vergrößerung, dennoch mußte, um das Schwanken des Bildes thunlichst zu vermeiden, die empfindlichere Bromgelatine gewählt werden. Es gelang nicht, dem großen Equatorial coudé eine solche Führung zu geben, daß große Aufnahmen direct erzeugt werden konnten, und die vorliegenden sind daher nachträgliche Vergrößerungen. Nur das Vorlegeblatt gibt ein allerdings durch seine Schärfe im höchsten Grade ausgezeichnetes Beispiel der Originalaufnahme ohne nachträgliche Vergrößerung von der ganzen Mondscheibe im ersten Viertel. Der Vortragende bespricht hierauf die einzelnen Blätter des Atlas und schließt mit folgenden Bemerkungen: Ueber eine Reihe wichtiger Erscheinungen auf dem Monde scheint jetzt Uebereinstimmung der Ansichten zu herrschen. Man sieht, daß große Schladenfelder zerborsten und die Schollen gegeneinander verschoben worden sind, wodurch z. B. das Thal der Alpen gebildet worden ist. Auf Klüften sind Explosionen eingetreten und diese werden übereinstimmend als ein Zeichen dafür angesehen, daß, wenn auch heute auf der Oberfläche des Satelliten kein Wasser sichtbar ist, noch auch irgend deutliche Spuren von Erosion durch Wasser, dennoch einstens eine, wenn auch vielleicht geringe Wassermenge auf dem Monde vorhanden war. Die weißen Flecken auf dem Monde sind nach Loewy und Puiseux Asche, ebenso die großen lichten Strahlen, welche z. B. von Tycho ausgehen. Es könnte wohl die Frage offen bleiben, ob nicht ein Theil derselben von Solfataren gebildet sei. Am weitesten gehen die Meinungen in Bezug auf die Bildung der großen Ringgebirge und der sogenannten Meere auseinander, aber auch hier besteht kaum eine Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die Thatsachen. Gewiß zeigen die lichten Flecken und Strahlen an einzelnen Ringgebirgen an sich schon vulcanische Thätigkeit an; gewiß ergießen sich Laven über die Meere und haben, wie Loewy und Puiseux überzeugend nachweisen, diese Laven einzelne Ringgebirge fast ganz überfluthet, oder sich in die Tiefen derselben ergossen. Gewiß sind auch peripherische Sprünge vorhanden, welche Senkung andeuten, und nach diesem Atlas wäre der Apennin ein Horst. Es sind also Senkungserscheinungen und auch vulcanische Phänomene vorhanden, so wie bei irdischen Vulcanen Nachsinkung beobachtet ist. Der Meinung, daß der Umriß der Meere nur durch Einbruch hergestellt sei, steht die Regelmäßigkeit des Umrisses, z. B. im Mare Crisium, sowie die Beschaffenheit der Wälle entgegen. Das beste Abbild geben auch heute noch sprazende Metalle, namentlich Silber. Die Silberscheibe von Przibram, welche vor Jahren an der Wiener Ausstellung prangte, war hiefür ein Beispiel, und eine ähnliche Silberscheibe von einer Pariser Ausstellung hat Bombicci (Mem. Accad. Bologna, ser. IV, tom. X. 1890) abgebildet. Was aber die Zusammensetzung der Oberfläche unseres Satelliten betrifft, so scheinen mir die Thatsachen (geringe Schwere des ganzen Himmelskörpers, weiße Farbe der Emanationen rc.) mehr und mehr dahin zu führen, daß Gläser und kieselreiche Schlacken in derselben eine hervorragende Rolle spielen. Das Werk der Pariser Sternwarte ist nicht nur für den Astronomen, sondern auch für den Geologen von dem größten Interesse, denn es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß die Structur des Mondes geeignet ist, auf die Beschaffenheit und die früheste Geschichte des von mächtigen Sedimenten und vom Wasser zu so großem Theile überdeckten Erdkörpers viel neues Licht zu werfen. Die erfolgreiche Fortsetzung dieser, den Verfassern, wie der Pariser Sternwarte zur höchsten Ehre gereichenden Publication muß daher mit Spannung erwartet werden.

Römische Ausgrabungen. Die „Bosnische Post" berichtet: In den letzten Tagen begann Dr. Karl Patsch, Custos am bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum, mit den Ausgrabungsarbeiten in Skelani, Bezirk Srebrenica, an jener Stelle, wo im August 1895 Inschriften zweier Duumviri emsintirt und schon früher zahlreiche interessante Architekturstücke gefunden wurden, welche den Nachweis liefern, daß dort eine bedeutende römische Ansiedlung gestanden. Die bisherigen Arbeiten haben bereits ein günstiges Resultat geliefert, denn es wurden neben zahlreichen Architekturstücken von gewaltigen Dimensionen und sauber gearbeiteten Reliefs mehrere Kaiser-, Ehren- und Militär-Inschriften gehoben. Die letzteren nennen Soldaten der Legionen I adiutrix, X gemina und XI Claudia pia fidelis. — In der nächsten Nähe der Privilica-Quelle bei Bihać, wo im vorigen Jahre gelegentlich einer Straßenarbeit wichtige Inschriften gefunden wurden, in welchen des illyrischen Volksstammes der Japoden Erwähnung geschieht, hat das Landesmuseum durch Dr. Patsch seit dem 26. Juni d. J. systematische Ausgrabungen ausführen lassen, welche gleichfalls ein sehr belangreiches Material lieferten. Es wurden Fragmente von sechs Aren gefunden, von denen zwei besonderes Interesse haben, weil die eine einen Statthalter nennt, die andere aber Kunde davon gibt, daß in Golubić (Kneginium?) eine von der Legion I adiutrix beschickte Beneficiarii-Station war. Das dort gestandene Heiligthum muß ein sehr angesehenes gewesen sein und zumindest durch zwei Jahrhunderte bestanden haben. Eine elementare Katastrophe, eine Bergabrutschung, hat es verschüttet.

* Die **Professoren der Universität Bonn** haben eine Immediateingabe an den Kaiser gerichtet zu Gunsten der **Erhaltung der Reste des römischen Nordthores**, der sogenannten porta Paphia in Köln, welche vor etwa 2 Jahren an der Westseite des Domes aufgefunden worden sind. Diese Reste sind die ältesten römischen Architekturstücke nördlich der Alpen. Bereits früher hatte sich der Architekten- und Ingenieurverein für Niederrhein und Westfalen in der gleichen Angelegenheit an den Kaiser gewandt und in der Eingabe auf die große Bedeutung, welche die historischen Römerreste für die Stadt Köln haben, sowie

darauf, daß ein Wiederaufbau an anderer Stelle — falls der Abbruch der Reste erfolgen sollte — eine völlige Zerstörung der geschichtlichen Urkunde sein würde, hingewiesen. Da das Staatsministerium in dieser Frage getheilter Ansicht ist, liegt die Entscheidung beim Kaiser.

* Eine Reihe der hervorragendsten Geographen, Astronomen und Geologen aller Länder — Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Nordamerika's, Rußlands und Japans — wenden sich soeben an alle Freunde und Vertreter der geographischen Wissenschaft im weitesten Sinne, sowie besonders an die Leiter wissenschaftlicher Observatorien mit der Bitte, die von ihnen geplante Gründung eines internationalen Netzes von Erdbebenstationen zu unterstützen, dessen Aufgabe es sein soll, die Ausbreitung der von den großen Erdbebencentren ausgehenden Bewegungen auf der Erdoberfläche und durch den Erdkörper in systematischer Weise zu beobachten. Für den ersten Anfang sollen, von Japan ausgehend, welches nicht nur eines der wichtigsten Erdbebenländer ist, sondern auch die beste Organisation der Erdbebenbeobachtungen besitzt, etwa zehn Stationen derart ausgewählt werden, daß sie nach ihrem sphärischen Abstand vom Ausgangspunkt geordnet, sich etwa gleichmäßig über einen den letzteren mit seinem Antipodenpunkte verbindenden Halbkreis vertheilen. Zugleich ist als nothwendige Ergänzung des vorgeschlagenen Beobachtungssystems die Begründung einer Centralstelle für die Sammlung und Publication von Erdbebennachrichten aus der ganzen Welt in Aussicht genommen. Es soll in regelmäßigen Zwischenräumen, welche nach der Menge der einlaufenden Nachrichten sich richten werden, in Deutschland eine Publication internationalen Charakters herausgegeben werden, welche Nachrichten aller Art über alle größeren Erdbeben, von denen sich vermuthen läßt, daß sie auf weitere Entfernung hin wahrnehmbar waren, sowie alle Beobachtungen fühlbarer oder unfühlbarer Erderschütterungen enthalten soll. Den wichtigsten Theil des zu sammelnden Beobachtungsmaterials würden die Beobachtungen der projectirten Erdbebenstationen bilden.

* Ueber eine abermals neue Wirkung der Röntgen-Strahlen wird berichtet: Es ist schon mehrfach gemeldet worden, daß die Röntgen-Strahlen zur Abschwächung der Virulenz pathogener Bakterien benutzt wurden. Nachdem bisher solche Versuche nur im Laboratorium und an Thieren mit günstigem Erfolg ausgeführt worden waren, geht man jetzt daran, die gewonnenen Resultate am Menschen zu verwerthen. So hat der französische Arzt Dr. Despeignes aus Lyon, gestützt auf die jetzt herrschende Ansicht, daß die Krebsgeschwulst auf parasitärer Grundlage beruhe, bei einem Patienten mit einem weit vorgeschrittenen Magenleeds die Beleuchtung der erkrankten Partie mit Röntgen-Strahlen angewendet. Der 50jährige Kranke war durch starke Schmerzen, gegen welche Narkotica gegeben werden mußten, und vor allem durch die verhinderte Nahrungsaufnahme sehr heruntergekommen, so daß in kurzer Zeit aus reiner Erschöpfung das Ableben zu gewärtigen war. Die Geschwulst hatte die vordere Magenwand in eine starre, gut durchfühlbare Masse verwandelt. Zu dieser Zeit — es war am 4. Juli — kam der Patient in die Behandlung von Dr. Despeignes. Es wurden täglich zwei Sitzungen von je halbstündiger Dauer veranstaltet, in denen die Geschwulst den Strahlen ausgesetzt wurde. Nach acht Tagen wurde eine erhebliche Besserung festgestellt. Die Schmerzen hatten bedeutend nachgelassen, das Körpergewicht war stehen geblieben, und was das wesentlichste ist: die Geschwulst war auffallend kleiner geworden. Die Behandlung soll weiter fortgesetzt werden. Es wäre zu wünschen, daß diese Erfolge auch noch von anderen Seiten bestätigt würden. Sollten sich die Röntgen-Strahlen bei derartig mörderischen Krankheiten als heilkräftig erweisen, so wäre ihre Anwendung in der That eine unbegrenzte.

* In Hinblick auf die Bemerkungen Nansens und Jacksons, ersterer habe in Folge gewisser Unrichtigkeiten der Payer'schen Karte und wegen Stillstandes seiner Chronometer die Orientirung verloren, hat sich die „N. Fr. Pr." an Payer gewandt mit dem Ersuchen, sich hierüber zu äußern. Zunächst lief folgendes Telegramm ein: „Nansens Reise ist ein Erfolg, der alles Bisherige in den Schatten stellt." Sodann erhielt die „N. Fr. Pr." aus Bozen unterm 17. August folgende briefliche Erwiderung: „Ohne weitere Kenntniß der Reisen von Jackson und Nansen greife ich aus den telegraphischen Mittheilungen nur das Eine heraus, daß Jackson in der Lage war, Unrichtigkeiten in der von mir bewerkstelligten Aufnahme des Franz-Josephslandes zu beseitigen. Ich freue mich, ein Werk dadurch verbessert zu sehen, an dem mir einst an Ort und Stelle nur kurze Zeit und in der anzulänglichsten Weise zu arbeiten vergönnt war. Franz-Josephsland, in Inseln zersplittert, mag etwa die Größe von Böhmen haben. Ist dem Aufnehmenden keine andere Reiselinie gestattet, als das einmalige Durchziehen des Landes von Süd nach Nord, so wird es nur eine verhältnißmäßig genaue Routenkarte liefern können. Begehrt er mehr, so gibt es nur ein Auskunftsmittel: Die Besteigung etlicher Berge entlang der nächst der Maschlinie. Von diesen Bergen aus wird er eine mehr oder minder ausgedehnte Fläche erblicken, Etliches wird er als unzweifelhafte Beobachtung in die Karte eintragen, Anderes, Entlegeneres als Combination hinzufügen. Dieses Entlegene bildet nach immer einen Theil des factisch Beobachteten und es gänzlich wegzulassen, heißt eine, wenn auch naklare oder ungenaue Wahrnehmung beseitigen. Die Karte eines arktischen Landes ist niemals richtig aus der Hand des ersten Beobachters hervorgegangen und stets war es Sache der Nachfolgenden, Verbesserungen zu machen, die dann wieder von späteren Reisenden corrigirt wurden, bis endlich das richtige Bild des Landes zum Vorschein kam. Die Unzulänglichkeit meiner Aufnahme in Folge der unvermeidlichen Combinationen erkennend, habe ich dieselbe in meinem Reisewerke über die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition ausdrücklich als oberflächlich bezeichnet. Durchaus nicht oberflächlich, sondern verläßlich sind dagegen die Original-Aufnahmsblätter (Franz Josephs-Land und Nordost-Grönland, zusammen 25 große Blätter), welche ich vor einigen Monaten der Geographischen Gesellschaft in London persönlich übergeben habe, und zwar mit der Bitte, dieselben mit den Arbeiten des Hrn. Jackson zu vergleichen. Dieselben enthalten alle Breiten- und Längenbestimmungen ꝛc. und das Landschaftsbild jedes Beobachtungsstandes, alle Winkelmessungen, Schätzungen von Entfernungen und Höhen. Auf diesen Blättern ist jede unsichere Beobachtung als solche deutlich bemerkt. Nach diesen Blättern hat der Zeichner Pištěj des Militärgeographischen Instituts einst die Karte entworfen, und jederzeit kann sie nach derselben hergestellt werden. Irrthümer waren natürlich unvermeidlich, namentlich dort, wo als unklar bezeichnete Beobachtungen zu Combinationen führen mußten, und wäre auch dann nicht zu vermeiden gewesen, hätte ich die Zeit gehabt, die Karte selbst zu verfassen. Erst die kritische Prüfung des gesammten alten und neuen Aufnahmsmaterials wird das Richtige erkennen lassen. Julius v. Payer."

* Leipzig, 18. Aug. Nachdem sich die Mittheilung von der Berufung des Hrn. Privatdocenten Dr. Küster von hier nach Leyden als irrig erwiesen, hat sich jetzt herausgestellt, daß eine Verwechslung vorlag: ein junger Holländer, Dr. Koster aus Haag, hat diesen Ruf erhalten, der sich bereits durch eine große Anzahl höchst werthvoller Arbeiten auf ophthalmologischem Gebiet hervorgethan hat.

§ Jena, 16. Aug. Die seit einigen Jahren an unsere Universität eingerichteten Ferienkurse erfreuen sich immer mehr des lebhaftesten Beifalls weitester Kreise im In- und Ausland. Der gegenwärtige Cursus, der theils naturwissenschaftliche, theils philosophische und pädagogische, theils literarische und geschichtliche Vorlesungen enthielt, war von 108 Theilnehmern, unter denen sich auch 37 Damen befanden, besucht. Deutschland war mit 48 Cursisten vertreten. Von außerdeutschen Ländern waren Theilnehmer erschienen aus Amerika, Belgien, Dänemark, England, Finland, Frankreich, Holland, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden und Serbien.

* Greifswald, 19. Aug. Der ordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Bernhard Minnigerode ist auf einer Erholungsreise nach dem Riesengebirge in Folge eines Schlagflusses verstorben.

* Wien, 19. Aug. Der Privatdocent und Assistent an der technischen Hochschule in Wien Dr. Georg Bortmann wurde zum außerordentlichen Professor der analytischen Chemie an dieser Hochschule ernannt und dem Privatdocenten und Adjuncten an der technischen Hochschule in Wien Dr. Max Bamberger der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen.

Hd. Hammerfest, 20. Aug. Tel. Bei dem seitens der Behörden im Rathhause veranstalteten Fest toastete Nansen auch auf Deutschland in deutscher Sprache und nannte Deutschland das Land der Wissenschaft, das so viel für die Polarforschung gethan habe. Er besuche in Deutschland so viele Freunde, daß er sich freuen werde, bald dorthin zu kommen. Nansen fährt heute nach Tromsö.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 21. August. Nummer 193.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Zehe. v. Mentl in München.

Uebersicht.

Gluck, sein Leben und Schaffen. I. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

I.

Wenn es wahr ist, daß zur richtigen Beurtheilung eines Künstlers die Kenntniß der hauptsächlichsten Factoren gehört, welche auf seine Jugend eingewirkt haben, so trifft dies ganz besonders zu bei Christoph Willibald Ritter v. Gluck. Große Hemmnisse, welchen der mittelmäßig Begabte erliegen muß, weiß das Genie zu durchbrechen; doch werden Mängel und Lücken der Erziehung auch bei diesen ihre nie ganz vertilgbaren Folgen haben. Gluck hat ungeachtet einer rudimentären Bildung der Musikgeschichte ein größeres Resultat geliefert als hundert vollendete Harmoniker und Contrapunktisten zusammen: die Reform der Oper. Gleichwohl darf der objective Beurtheiler nicht die Thatsache leugnen, daß seine Musik, nach rein technischer Seite, nicht unbedingt wie diejenige eines Bach oder Händel tadellos und für Lernende mustergültig ist, sondern der akademischen Fachkritik manche Blöße bietet. Bach und Händel verdankten aber auch ihre erste Kunstbildung jener Organistenerziehung, welche damals im protestantischen Norddeutschland alle Gelehrsamkeit des Contrapunkts und des polyphonen Satzes für sich in Beschlag nahm. Hiedurch wurden sie Musiker in des Wortes innerstem Sinne, absolute Musiker. Auch Gluck war ein geborener, ein Vollblut-Musiker; dies beweist seine eindringliche, kerngesunde, rhythmisch-packende Melodik. Aber was er in ärmlichster Jugend zuerst lernen durfte, war ein bischen Gesang und Saitenspiel (Violine und Violoncell), also einstimmige Musik, welche zwar durch ihren individuellen Charakter in seiner jugendlichen Seele unvermerkt bereits das Keimen des dramatischen Triebes begünstigen, dagegen den absolut musikalischen, für den die sichere Grundlage der Harmonie noch fehlte, nur kärglich entwickeln mochte. Diesen dramatischen Trieb vor allen anderen zu entfalten, trug nun gerade auch seine harte Jugend, der kein freundlicher Himmel lächeln wollte, am meisten bei, indem sie ihn durch Entbehrung stählte und frühzeitig ihm den Kampf ums Dasein aufdrang, den er auch mit bewundernswerther Selbständigkeit führte, ein dramatischer Held in Kinderschuhen; zwang ihn doch die Mittellosigkeit des Vaters, seine primitivsten Musikkenntnisse sofort praktisch durch Lectionengeben zu verwerthen. Rührend ist es zu lesen, wie der nachmalige gefeierte Meister als Prager Studentlein in der Ferienzeit den Bewohnern böhmischer Dörfer gegen Naturalleistungen in Eiern und Brod vorsang und -spielte. Bald sehen wir den rührigen Musiker und Sänger in Wien, dann wieder ein paar Jahre darauf in Mailand, wo er von Giov. Battista Sammartini die damalige Operncomposition in vier Jahren so weit erlernt, daß er, was wohl selten einem Componisten glückte, eine Erstlingsoper („Artaserse" von Metastasio) mit großem Erfolg zur Aufführung bringen kann. Unter diesen Umständen gab es für Gluck weder Zeit, das in der Jugend versäumte Studium der absoluten Musik und ihrer strengen Regeln nachzuholen, noch konnte er, da sein Sinn schon damals in erster Linie auf die poetische Verwerthung der Musik im Dienste des Dramas gerichtet war, ein starkes Bedürfniß darnach fühlen. Ja, gerade dieser Mangel war vielleicht der Hebel seiner großen geschichtlichen Mission. Mit Scrupeln über technische Unebenheiten behaftet, welche im Musikdrama übrigens nur dem Fachmusiker, nicht leicht dem Laien fühlbar werden, würde Gluck wohl kaum der große, kühne Reformator geworden sein, als welchen wir ihn bewundern und verehren. Er war es, der die italienische Oper von den Fesseln der Unnatur und des Ungeschmackes befreite, welche Händel, der absolute Musiker, noch als nothwendige Anhängsel derselben nicht nach Gebühr zu perhoresciren vermochte. Wenn dagegen dieser beim Auftreten Glucks in London wirklich (was nicht verbürgt ist) geäußert haben soll, Gluck verstehe vom Contrapunkt so viel wie sein (Händels) Koch, so ist zur Rechtfertigung dieses Urtheils in Betracht zu ziehen, daß das Verständniß für einen so spärlichen Gebrauch des eigentlichen Contrapunktes, wie ihn Glucks Bühnenmusik aufweist, erst einer späteren Zeit angehört, und daß ohne Zweifel jene Nachlässigkeiten der Stimmführung im Orchester, von denen selbst seine reifsten Opern, die beiden Iphigenien, noch einige Beispiele liefern, in jener frühen Epoche Glucks weit häufiger waren und darum das Gefühl eines der größten Vertreter des reinen Satzes verletzen mußten. Später hingen sich verknöcherte Musikgelehrte, wie Agricola, Forkel u. a., auch eine hohe deutsche Prinzessin, an diese nicht schlackenfreie Außenseite, um Gluck geradehin als einen schlechten Musiker zu bezeichnen. Noch heutzutage vermögen manche Herren, welche zwar nicht gelehrte, aber doch „Fachmusiker" sind, an Gluck nichts interessantes zu finden, — weil sie eben, ausschließlich am Clavier erzogen, in seinen Partituren nur Noten, nicht deren engste Beziehung zu der Dichtung sehen. Und gerade dadurch, daß Gluck seine Kunst den Forderungen des Musikdramas unterstellte, hat er ihr selbst den größten Dienst geleistet, indem er ihre praktische Ausdrucksfähigkeit in einem bis zu ihm unerreichten Maße erweiterte. Er ist nicht nur der Gründer des durch seine Naturwahrheit für alle Zeiten mustergültigen Musikdramas, sondern auch der große dramatische Musiker geworden, an dessen Grundsätze ein Salieri, ein Mozart, Méhul, Cherubini, Spontini ꝛc. sich halten konnten. Und als durch Mangel an genialen Componisten und durch Geschmacksverflachung die Oper in Stagnation gerieth, waren es wieder diese Gluck'schen Maxime, von denen Richard Wagner ausging, um das Musikdrama im specifisch deutsch-romantischen Sinne aufs neue zu reformiren.

Ueber den äußeren Lebensgang Glucks sind, soweit es seine Jugend betrifft, nur einige dürftige Notizen erhalten.

Anton Schmid [1]) beklagt es, daß sowohl er als der preußische Tonsetzer Joh. Fr. Reichardt, welcher ebenfalls ein „Leben Glucks“ schreiben wollte, nähere Nachrichten aus des Künstlers Jugendjahren von dessen Freunden und Verwandten trotz gegebener Versprechen nie erhalten konnten. Aber auch eine Sammlung von Schriften der Freunde und Gegner Glucks in Paris, welche Reichardt dort an sich gerafft, ist durch einen dritten Verehrer des Meisters, den Professor C. Fr. Cramer in Kiel, verloren gegangen. Dadurch sind wir um die Darstellung von Seite eines Musikers gebracht, welche in ästhetischer Beziehung jedenfalls interessanter geworden wäre, als dem von fast bedingungsloser Verehrung erfüllten, im übrigen aber den gegebenen Verhältnissen gemäß gut und jedenfalls gewissenhaft gearbeiteten Werke Schmids nachzurühmen ist. Vor dem Erscheinen dieses Buches stritten sich zwei bayerische Ortschaften, beide in der oberen Pfalz gelegen, um die Ehre, die Geburtsstätte des berühmten Tonsetzers zu sein: Neustadt an der Waldnab und Weidenwang bei Neumarkt. Glucks Trauschein, welchen A. Schmid im Pfarramt St. Ulrich zu Wien fand, entschied unabweislich für den letztgenannten Ort. Christoph Willibald ist in demselben am 2. Juli 1714 als ältester Sohn des fürstlich Lobkowitz'schen Försters Alexander Gluck und seiner Ehefrau Walburga geboren. Wollen wir an dieser Stelle des Glückwunsches nicht vergessen, welchen der österreichische Biograph dem Geburtslande des Tondichters zuruft: „Mag auch Böhmen darauf stolz sein, diesen Heroen der dramatischen Tonkunst erzogen und gebildet zu haben, mag auch Oesterreichs Hauptstadt sich hoch erfreuen, in ihm einen der ausgezeichnetsten Bürger durch fast 40 Jahre besessen und verehrt zu haben: so wird Gluck — hört es, edle bayerische Nachbarn! — stets ein geborner Oberpfälzer sein und somit die Zierde Eures echt deutschen Königreiches bleiben, wo ein kunstsinniger Monarch nicht nur der Wissenschaft und Kunst Tempel baute, sondern auch unsrem Gluck auf dem Promenadeplatze seiner Residenz neben Orlando di Lasso ein herrliches und sinniges Denkmal errichtet hat. Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt! —“ Glucks Verbleiben in seinem Vaterlande sollte indeß nicht lange währen; schon in seinem dritten Lebensjahre nahm ihn sein Vater mit nach Böhmisch-Kamnitz, dann nach Eisenberg; an beiden Orten erhielt er einen zwar nicht glänzenden, aber doch auch nicht ganz ungenügenden Schulunterricht. Verhältschell wurde er in diesem zarten Alter nicht; mußte er doch, wie er oftmals seinen Freunden launig erzählte, mit seinem noch jüngeren Brüderchen Anton dem in den Forst reitenden Vater im strengsten Winter, um der Abhärtung willen, nicht selten barfüßig verschiedene Jagd- und Meßinstrumente nachtragen. Als Gluck für die Gymnasialstudien herangereift war, schickte ihn der Vater in das Jesuitenseminar zu Kommotau, wo er auf dem Musikchor von St. Ignaz eine bereits erworbene Gesangs- und Spielfertigkeit thätig ausübte, auch zum erstenmal einigen Klavier- und Orgelunterricht erhielt. Von da begab er sich nach Prag, um dort sowohl der Tonkunst noch ferner zu huldigen, als auch die höheren philosophischen Lehrgegenstände zu hören. Da jedoch die Unterstützung seines Vaters, der bereits für eine größere Familie zu sorgen hatte, immer spärlicher wurde, sah er sich bald in der trüben Lage, seinen Unterhalt in der Tonkunst allein zu suchen und sich ausschließlich auf dieselbe zu verlegen. Er ertheilte Unterricht im Gesang und auf dem Violoncell und sang und spielte in verschiedenen Kirchen der Hauptstadt, besonders in der Teinkirche. Im Jahre 1736 begab er sich nach der Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs, wo er beim Fürsten v. Lobkowitz, dem Brodherrn seines Vaters, gastliche Aufnahme und Gelegenheit fand, die ersten Grundsätze des Tonsatzes (ein Lehrer wird nicht genannt) etwas gründlicher kennen zu lernen — also erst im 22. Jahre! Durch des Fürsten Vermittlung lernte er hier den lombardischen Fürsten von Metzi kennen, und dieser fand an seinem Gesang und Spiel solches Wohlgefallen, daß er ihn zu seinem Kammermusiker ernannte, mit nach Mailand nahm und zu weiterer Ausbildung jenem Sammartini übergab. Hiemit beginnt Glucks erste Künstlerperiode, in welcher er für Mailand außer dem Artaserse (1741) den Demofoonte (1742), den Sifface (1743) und die Fedra (1744), für Venedig aber zwei Opern schrieb, welche den Ruhm des jungen Künstlers „allo stelle“ hoben: Demetrio und Ipermnestra, beide im Jahre 1742. Außerdem erschien 1743 seine Oper Artamene zu Cremona auf der Bühne, und sein Alessandro nell' Indie ergötzte im Jahre 1745 die Bewohner Turins. So hat er also im Zeitraum von 5 Jahren 8 Opern componirt — ein rapider Anfang. Alle haben sie den Italienern gefallen und dem Tondichter Ehre und Geld eingetragen. Die für Mailand geschriebenen wurden von den Flammen verzehrt, die Partituren der übrigen scheinen verschollen zu sein. An die erste Aufführung des Artaserse in Mailand knüpft sich eine Erzählung, welche sowohl für die von Gluck damals schon eingeschlagene Richtung, als für seinen Künstlercharakter zu bezeichnend ist, als daß sie hier nicht Platz finden sollte. Aus Sammartini's Schüler bald dessen Freund geworden, hatte Gluck die ganze Oper mit Ausnahme einer einzigen Arie, die noch einer anderen Textunterlage bedurfte, vollendet. Die erste Probe wurde vor einer großen Menschenmenge abgehalten, die aber, an Glucks neue Weise noch nicht gewöhnt, des deutschen Künstlers mit Schadenfreude spottete. Gluck merkte es und schwieg, schrieb aber die noch ungesetzte Arie in dem gewöhnlichen italienischen, nur den Sinnen schmeichelnden Stil, ohne dabei auf den Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Werkes Rücksicht zu nehmen. In der Hauptprobe, welche eine noch größere Menschenzahl herbeigezogen hatte, brach man, als man das liebliche Gesangsstück vernahm, in lautesten Beifall aus und flüsterte sich ins Ohr, die Arie sei von Sammartini. Gluck sah und hörte wieder alles schweigend an. In der ersten Vorstellung war der Erfolg der Musik ein vollständiger; nur die von den übrigen Tonstücken so verschiedene Arie ward als flach und zum ganzen so unpassend gefunden, daß man allgemein sagte, sie entstelle die ganze Oper.

Zu dieser Periode ist auch noch Glucks Reise nach London zu rechnen, wohin er 1745 in Gesellschaft seines Gönners, des Fürsten von Lobkowitz, von Turin aus fuhr, und wo er seine zu Ehren des Herzogs von Cumberland geschriebene Oper „La Caduta de' Giganti“, dann die bereits zu Cremona in Scene gegangene Oper Artamene, endlich ein aus früheren Opernstücken zusammengestelltes „Pasticcio“ mit dem Titel „Piramo o Tisbe“ zur Aufführung brachte. La Caduta de' Giganti, welche im Haymarket-Theater zum erstenmal am 7. Januar 1746 in Scene ging, erlebte nur vier Wiederholungen, zunächst aus dem äußeren Grunde, weil, nach Burney's Bericht, die Sänger zum Theil nicht genügten, wohl aber auch infolge der künstlerischen Unreife des Werkes in mancher Beziehung. Wie Reichardt später in London selbst gehört hat, ging Gluck, über den spärlichen Beifall unzufrieden, zu Händel und beklagte sich bei diesem darüber, indem er ihm die Partitur mittheilte. Händel soll ihm erwidert haben: „Ihr habt Euch mit der Oper nur zu viele Mühe gegeben; das ist aber hier nicht wohl angebracht, für die Engländer müßt Ihr auf etwas schlagendes und so recht auf das

[1]) Christoph Willibald Ritter v. Gluck. Dessen Leben und künstlerisches Wirken. Von Anton Schmid, Custos der k. k. Bibliothek in Wien. Leipzig, Friedrich Fleischer 1854.

Digitized by Google

Trommelfell wirkendes sinnen." Die Anekdote wäre nun geeignet, das Histörchen vom contrapunktischen Koch zu paralysiren, wenn man nicht wüßte, daß auch große Männer nicht selten die Schwäche haben, bei persönlichem Gegenüber die Politesse der Wahrheit vorzuziehen, dafür aber in scheinbar neutraler Umgebung der verhaltenen Aufrichtigkeit in geflügelten Worten Luft zu machen, die dann in der Regel ihre richtige Adresse erreichen.

Diesem Aufenthalt Glucks in London, sowie dem vorausgegangenen in Paris, das er auf der Reise berühren mußte, wurde von einigen eine große Einwirkung auf seine künstlerischen Anschauungen, wenn nicht eine völlige Umgestaltung derselben zugeschrieben. Wohl mag er Händels großartigen, vornehmen Stil bewundert haben (was er von ihm zu hören bekam, weiß man übrigens nicht); wohl mochte er in Paris durch die tragische Declamation Rameau's sich besonders angeregt fühlen: doch sind diese Eindrücke bei einer so selbständigen und eigenartigen Künstlernatur, wie Gluck, auch nicht zu überschätzen; sie dürften im ganzen weniger bestimmend als bestätigend auf seine Grundsätze gewirkt haben. Schon in seiner ersten Oper „Artaserse" hatte er es sich zum Gesetze gemacht, den Charakter seiner Gesänge, soweit es mit dem Geschmacke der Italiener vereinbar war, nach dem Inhalte der Dichtung einzurichten, und man braucht die eigenthümliche Entwicklung seiner erst später zur vollkommenen Reife gelangten großen Ideen und die Grundlage zu seinem künftigen musikalisch-declamatorischen Systeme nicht nothwendig gerade auf die Einwirkung dieser Londoner Epoche zurückzuführen. Der eigentliche Künstler wächst, wenn auch nicht ganz ohne äußere Zucht, vorzugsweise durch sich und aus sich heraus, namentlich wenn er, wie Gluck, nicht nur Künstler, sondern auch Denker ist. Es ist daher das Raisonnement, welches M. Suard, der nachmalige eifrigste Vertheidiger Glucks während der Pariser Kampfepoche, über die Begebenheit mit dem oben erwähnten Pasticcio zum Besten gibt, mit Vorsicht hinzunehmen, obwohl der Verfasser sich auf die Erzählung des Tondichters selbst beruft. Gluck wurde aufgefordert, ein sogenanntes Pasticcio, d. i. eine Gattung lyrisch-dramatischer Gedichte, welchen die ausgesuchtesten Musikstücke aus anderen Opern angepaßt wurden, zusammenzusetzen. Er that es, wählte aus seinen bisherigen Werken diejenigen Stücke heraus, welche immer am besten gefallen hatten, und paßte sie mit dem möglichsten Kunstsinn den gegebenen Worten eines Libretto an, das den Titel: „Piramo e Tisbe" führte: allein schon bei der ersten Darstellung dieser musikalischen Pastete nahm Gluck „mit Staunen" wahr, daß dieselben Gesänge, welche in den Opern, für die sie geschrieben waren, die größte Wirkung hervorgebracht hatten, hier ganz wirkungslos blieben, wo sie zu anderen Worten gesetzt, einer ganz anderen Handlung angeschmiegt und von einem anderen Geberdenspiel begleitet wurden. Diese Thatsache „zwang ihn zu dem richtigen Schlusse, daß jedem wohlgelungenen Tonstücke ein den Umständen entsprechender Charakter innewohne, für den es allein geschaffen wurde, und daß nur in diesem Charakter der Grund einer höheren Wirkung liege, als in dem flüchtigen Vergnügen, das unser Ohr bei der Zusammenstellung wohlklingender Töne ohne Bedeutung empfindet ꝛc. ꝛc." Dies und ähnliches, was der Franzose mit gewandter Dialektik, zum Zwecke seiner Beweisführung, den Lesern einer Pariser Zeitung erzählt, soll Gluck vor dem ihm abgezwungenen Experiment nicht gefühlt und gewußt haben, er, der lange vorher ganz dasselbe bei der ersten Aufführung seiner ersten Oper, durch Gegenüberstellung einer charakteristischen, der Dichtung angepaßten Musik und einer bloß den Sinnen schmeichelnden, aber inhaltslosen Arie à la Saummartini dem Mailänder Publicum ad oculos demonstrirte?! „Dies war also der Zeitpunkt," abstrahirt Schmid aus Suards Darstellung, „der in Glucks Seele den ersten Lichtfunken zu dem großen Entschlusse hervorrief, die damals herrschende italische Setzweise, der man den gerechten Vorwurf machte, daß sie, wie Arnaud sagte, die Oper zum Concert umgestalte, dem das Drama nur zum Vorwand diene, nach und nach zu verlassen und das für die Tonkunst empfänglichere Volk auf naturgetreuere Pfade zu leiten. Man kann daher diesen Zeitpunkt auch den Wendepunkt seines Geistes nennen." Der etwas naiven Annahme, daß ein zufälliges Absurdum, wie diese Pasticcio-Affaire, nöthig war, um Gluck auf seine reformatorische Bahn zu leiten, den „ersten Lichtfunken" in seine Seele zu werfen, steht, wenn anders der „Artaserse" den Mailändern den oben berichteten Eindruck gemacht haben soll, die Thatsache gegenüber, daß Gluck in dieser ersten Oper die Schreibweise der Italiener, wie er sie durch sein Studium bei Sammartini kennen gelernt, wenigstens in einzelnen Zügen bereits verlassen und seinen neuernden Anschauungen, wenn auch noch nicht mit der späteren Consequenz, Raum zu geben den ersten kühnen Schritt gethan hat. —

Im Jahre 1748 sehen wir ihn bereits wieder in der Kaiserstadt Wien, wo seines Bleibens, einige Reisen nach italischen Städten und Paris ausgenommen, bis zu seinem Ende sein sollte. Hier ward schon am 14. Mai, zur Geburtsfeier der Kaiserin Maria Theresia, seine dreiactige Oper „La Semiramide riconnosciuta" (Text von Metastasio) mit glänzendem Beifall aufgeführt. Sowohl durch den Ruhm, der ihm aus der Fremde vorausgegangen, als durch seine geselligen Gaben empfohlen, fand Gluck bald Eingang in Wiens besten Häuseen, namentlich überall da, wo man der Tonkunst huldigte. Im Jahre 1749, dem „glücklichsten und zugleich unglücklichsten seines Lebens", wie er es öfters nannte, ward er im Hause des reichen Großhändlers Joseph Pergin heimisch und leente in dessen Tochter Marianna seine nachmalige Lebensgefährtin kennen. Vorher hatte er jedoch eine schmerzliche Prüfung zu bestehen. Als er nach einiger Zeit beim Vater um Mariannens Hand ward, erhielt er wider Erwarten von dem geldstolzen Manne eine abschlägige Antwort, weil Gluck, wie er meinte, nichts weiter als ein Musiker wäre, dessen Lebensstellung zur anständigen Versorgung eines Fräuleins keine genügende Bürgschaft biete. Dessenungeachtet schworen sich die Liebenden ewige Treue und vertrauten ihr Schicksal einer alles vermittelnden Zukunft. Gluck zerstreute sich vorläufig mit einer Reise nach Rom, wohin er einen Ruf erhalten, um für das Theater Argentina eine Oper „Telemacco" zu schreiben. Ob er diese Kunstfahrt, wie erzählt wird, aus Sparsamkeit in der Hülle einer Capucinerkutte gemacht hat, mag dahingestellt bleiben. Schon das nächste Jahr erfüllte, da der Kaufherr Pergin im Anfange desselben starb, die Hoffnung der Liebenden. Gluck war nach Wien zurückgekehrt und feierte am 15. September das Fest des ewigen Bundes mit jener Freundin, welche ihm bis an sein ruhmgekröntes Lebensende mit der liebevollsten Sorgfalt zur Seite stand. Mit diesem Bunde war aber zugleich das materielle Glück des Künstlers besiegelt; er war der drückenden Nahrungssorgen, unter welchen so mancher seiner Collegen vor und nach ihm rang und seufzte, ein für allemal enthoben, wenn sich zur Wohlhabenheit ein haushälterischer Sinn gesellte. Dieser war ihm angeboren und — durch Entbehrung in der Jugend und praktische Erfahrungen im Beginn des Mannesalters anerzogen. So hatte er die Hand frei zu jeder künstlerischen Unternehmung, hatte keine andere Sorge, als diese durchzuführen, zu seinem Ruhm und zum Gedeihen seiner Kunst, für die er in ungestörter Begeisterung erglühen durfte. War er bisher durch die Nothwendigkeit des Erwerbes genöthigt, überall

Digitized by Google

auf den Geschmack des Publicums, so weit es sich nur immer mit seinen besseren Kunstprincipien vertrug, Rücksicht zu nehmen, so erleichterte ihm jetzt die Unabhängigkeit seiner Lage wesentlich die Verfolgung seiner Pläne, wenn sich nur die Gelegenheit dazu bot und vor allem ein ebenbürtiger, gleichgesinnter Dichter ihm an die Hand ging. Damit hatte es aber noch gute Weile. Sowohl die Oper „La clemenza di Tito", mit welcher Gluck schon im folgenden Jahre (1751) in Neapel außerordentliche Triumphe erntete, als die für Rom geschriebenen Opern „Il trionfo di Camillo" und „Antigone" (1754), wofür ihn der Papst zum Cavaliere dello Sperone d'oro ernannte, erhoben sich in Anlage und Ausführung der Texte so wenig über den Zuschnitt der damaligen Opera seria, von welcher schablonemäßig eine der andern glich, daß Glucks musikalische Ausdrucksweise, die so sehr von der Dichtung abhing, merkliche Fortschritte unmöglich machen konnte. Doch blitzte sein Genie gewaltig auf in einer Arie der erstgenannten Oper: „Se mai senti spirarti sul volto", gegen welche, da sie noch dazu sensationelles Glück machte, alle damals zu Neapel lebenden Tonsetzer sich verbündeten, indem sie behaupteten, daß die Stelle, wo unter dem ausgehaltenen g der Singstimme (Casarelli sang die Arie und scheint sie sehr zur Geltung gebracht zu haben) das Orchester seinen eigenen Weg geht, gegen die Regeln des Satzes verstoße. Durante, als Orakel befragt, wollte nicht entscheiden, ob die Stelle den Regeln so ganz gemäß sei, meinte aber, daß er und die Frager sich sehr rühmen dürften, eine solche Stelle gedacht oder geschrieben zu haben. Es ist dies jene Arie, deren Musik Gluck später in der „Iphigenia auf Tauris" wieder verwenden konnte, worauf wir zurückkommen werden.

Im Juni des Jahres 1754 übergab Maria Theresia dem Grafen Jakob von Durazzo die Leitung des Hoftheaters und stellte Gluck als Capellmeister mit 2000 fl. Gehalt an. In dieser Eigenschaft verblieb er bis zum Jahre 1764. Während dieses Zeitraums schrieb er außer einer Masse von Melodramen und Symphonien (auf welch letztere er aus naheliegenden Gründen selber nicht viel hielt) eine bedeutende Anzahl sogenannter „Airs nouveaux", leichter und gefälliger Arietten mit ungemein einfacher Begleitung, welche in einer Reihe von französischen Singspielen, die sich der Graf von Durazzo von Favart aus Paris schicken ließ, verwendet wurden. Unter diesen scheinen „l'Arbre enchanté" und „le Cadi dupé" besonders gefallen zu haben. Dieses Singspiel in 2 Acten wurde von André ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel „Der betrogene Cadi" in Berlin 1783 oft zur Aufführung gebracht. Selbst in unsern Tagen erlebte es an der Münchener Hofbühne noch einen freundlichen Erfolg. Die Melodien dieser Arietten sind, wie die Sammlung zu „l'Arbre enchanté" zeigt, überaus naiv und anspruchslos, ohne dabei der durch den Text bedingten Charakteristik zu entbehren. Wichtiger als diese für einen Gluck immerhin nicht bedeutenden Arbeiten war die Thätigkeit, welche er in diesem Zeitraum dem Ausfüllen der Lücken in seiner wissenschaftlichen Bildung widmete. Der Mängel seiner Jugenderziehung wohl bewußt und von Natur aus mit einer gleich großen Liebe zur Literatur als zur Musik begabt, verlegte er sich, wenn gleich etwas spät, auf die gründlichere Erlernung der lateinischen und französischen Sprache und auf das Studium der Poesie. Durch Vermittlung einer auf diesem Wege allmählich erreichten höheren Bildung ward es ihm möglich, den Ideen, welche längst in seiner Seele Wurzel geschlagen hatten, jenen noch unklaren Ideen nämlich, welche sich um das Verhältniß der Ton- zur Dichtkunst drehten, allmählich greifbare Gestalt zu geben, — eine Aufgabe, welche damals so zu sagen in der Luft gelegen sein mag, von ihm aber mit aller Kraft des Denkers und Poeten erfaßt und schließlich ruhmreich durchgeführt worden ist.

Nachdem er 1760 für ein kaiserliches Hoffest eine dramatische Serenata „Tetide" (Text von Metastasio) und 1761 sein berühmtes Ballet „Don Juan" geschrieben (welch letzteres, wie wir uns überzeugt haben, ohne Bühnendarstellung völlig unverständlich bleibt), legte er die schaffende Hand zum letztenmal vor dem großen Ereigniß, auf das wir nun kommen werden, an eine Oper nach altem italienischen Schnitte „Il Trionfo di Clelia" (ebenfalls von Metastasio), zu deren Composition er 1762 nach Bologna berufen ward. Daß sie außerordentlich gefiel, zeugt für Glucks melodisches Talent und seine praktische Kunst, den Sängern ihre Partien auf den Leib zu schreiben; einen Anspruch auf ein dramatisches Kunstwerk von innigem geistigen Zusammenhange konnte die Oper ihrer conventionellen Art gemäß nicht erheben. Gluck hatte bereits Anderes im Kopfe.

Schon zwei Jahre vor der Composition dieser Oper hatte er Gelegenheit gehabt, seine Gedanken über die Anbahnung eines richtigeren gegenseitigen Verhältnisses zwischen Dichtung und Musik, als bisher in der italienischen Oper waltete, einem damals in Wien lebenden, begabten Dichter mitzutheilen, welcher nicht nur Geist und Kenntnisse, auf seine Ideen einzugehen, sondern auch die Entschlossenheit und Gewandtheit besaß, sie seinerseits in voller Uebereinstimmung mit dem Musiker durchzuführen. Es war dies Raniero v. Calzabigi aus Livorno, damals k. k. Rath bei der niederländischen Rechnungskammer, der durch seine in Frankreich unternommene neue Ausgabe der dramatischen Werke des Abbate Metastasio und durch seine anziehende Einleitung zu denselben der gelehrten Welt rühmlich bekannt geworden war. Ob auch er die Unvollkommenheiten der italienischen Oper einsah, wie Schmid meint, und deßwegen das Bündniß mit Gluck begrüßte, oder ob, wie Marx richtiger zu calculiren scheint, diesem allein die Initiative der Reform zufällt, ist für den Erfolg gleichgültig. Der Dichter und der Musiker reichten sich die Hand zum Bunde, und der Tag, an welchem dieser Bund geschlossen wurde, ist für uns der Geburtstag des musikalischen Dramas, welches wir den Grundzügen nach noch heute als das allein richtige und wahre erkennen. Ueber die näheren Verabredungen der beiden Männer fehlt jede Kunde. Glucks Einfluß war ohne Zweifel in drei Hauptdingen, wodurch sich das neue Musikdrama von der italienischen Oper unterschied, bestimmend: in der Einführung des Chors, und zwar nicht in der Rolle des reflectirenden Zuschauers, sondern eines in die Handlung activ eingreifenden Factors; in der völlig neuen Behandlung des Recitativs, wobei die Scheidung zwischen Secco- und dem begleitenden Recitativ aufgehoben und das letztere ausschließlich eingeführt wurde; endlich in der Betonung und Ausdeutung des lyrischen und dramatischen Elements der Arien, unter principiellem Ausschluß der contemplativen und belehrenden Sentenzen. Mochte namentlich letztere Neuerung, weil durch sie der reichste Schmuck der bisherigen italienischen Operndichtung in Wegfall kam, Calzabigi selbst nicht so recht sympathisch sein, so führte er sie doch selbstlos durch und gab seiner inneren Besorgniß nur dadurch Ausdruck, daß er jenen Mann, dem durch die Neuerung zumeist der Krieg erklärt war, ersuchte, er möchte sich öffentlich nur nicht gegen dieselbe erklären, — den k. k. Hofdichter Abbate Metastasio. Die erste Oper des neuen Stils, für deren Schicksal Calzabigi also zitterte, wenn Metastasio sich feindlich gegen sie stellte, war „Orfeo ed Euridice". Schon in der Wahl dieses Stoffes liegt ein Fingerzeig, daß im Rathe der beiden Reformatoren die Präponderanz dem Musiker zukommt. Der vorher schon von vielen, z. B. Angelo Politiano, Peri, Caccini und Monteverde, behandelte Stoff ist weniger ein

tadellos dramatischer, als ein specifisch musikalischer; denn abgesehen davon, daß die Lösung durch die Macht des Gesanges herbeigeführt wird (was gerade die verwundbare Seite des Stoffes ist), eignen sich die drei typischen Figuren, der heldenhafte Sänger, die leidenschaftlich liebende Gattin und der Liebesgott selbst überhaupt nur zu musikalischer Behandlung, man kann sich dieselben kaum anders als singend vorstellen. Zudem sind die menschlichen Regungen hoher Liebe und Opferfähigkeit in das ideale Gewand der Sage gehüllt, in die Ferne der heroischen Urzeit gerückt; auch dieses Moment begünstigt und verlangt die Musik, welche sich gegen die Vereinigung mit der realen Wirklichkeit sträubt. Geschichtliche Personen, wie römische Kaiser und ähnliche, gehören dem recitirten, sagenhafte aus der antiken Heroenzeit oder der späteren Romantik dagegen dem gesungenen, musicirten Drama. In dieser Erkenntniß, welche den bisherigen Componisten und Dichtern verschlossen war, von nun an aber die Wahl der Stoffe bestimmen half, lag, neben dem Streben, die Musik zur Zeichnerin großer Leidenschaften und Seelenconflicte zu machen, Glucks wesentlichste Neuerung. Daß diese streitbare, siegreiche Macht selbst nicht von einem Metastasio als solche erkannt wurde, geht aus seiner gleichgültigen Aeußerung hervor: die neue Oper werde sich selbst das Urtheil sprechen. Als sie am 5. October des Jahres 1762 im Theater nächst der Hofburg zum erstenmal aufgeführt wurde, sprach sie sich allerdings das Urtheil, aber in einer nicht nur von Metastasio, sondern wahrscheinlich von Glucks eigenen Freunden und Verehrern unerwarteten Weise. „Die erste Vorstellung erregte," wie Schmid berichtet, „wenn auch nicht ein ganz reines Vergnügen, so doch Ueberraschung und Erstaunen: denn die Ohren der an den alten Sauerteig der (Secco-?) Recitative und an den bisherigen Zuschnitt der italienischen Arien gewöhnten Zuhörer wurden von der neuen Art dramatischer Tondichtung ganz in Verwirrung gesetzt!" Diese Wirkung läßt sich zum Theil schon erklären, wenn man nur den formellen Unterschied ins Auge faßt, welcher zwischen dem neuen Musikdrama und der alten Opera seria waltete. Statt einer Reihe von 50 oder noch mehr langathmigen und gleichgeformten Arien, welche kaum einem Paar Duetten und ausnahmsweise einmal einem Terzett Raum gestatteten, zum erstenmal eine mehr den Gesetzen des Schauspiels folgende Anordnung der Scenen, einen immer aufs neue anregenden Wechsel von Soli und Chören vor sich gehen und dazu einen tiefergreifenden Inhalt in einer Kürze behandelt zu sehen, welche im Gegensatz zur gewohnten Breite und Langweiligkeit fast einer Ueberstürzung gleichen mußte, dies alles mag wohl eine Mischung der Empfindungen hervorgebracht haben, in welcher man anfanglich nicht zu sich selbst kommen konnte. Und wie mag auf das Publicum jener Opernconcerte, bei welchen es fast nur auf einen oberflächlichen Ohrenkitzel und ein Brilliren der Gesangskünstler abgesehen war, die schlagende Uebereinstimmung von Wort und Ton, wie die Entfesselung so großer Leidenschaft gewirkt haben, wie sie zum erstenmal in diesem „Orpheus" erreicht ist! Wie viel Empfänglichkeit wird in der ersten Aufführung noch für den zweiten Act geblieben sein (welcher nach der in Wien noch erhaltenen Directionspartitur mit dem Recitativ des Orpheus „Che puro ciel, che chiaro sol!" begann), nachdem der erste Act mit der rührenden Todtenklage des edlen Sängers und den Schreckensscenen in der Unterwelt vor den erstaunten Hörern vorübergerauscht war! Wie befremdend mögen die gewaltigen Furienchöre mit dem von den Figuren der Contrabässe nachgeahmten Bellen des Cerberus, wie ängstigend das den göttlichen Gesang des Orpheus durchbrechende „no!" der Dämonen gewirkt haben! Man mußte dies Alles erst öfter gehört und — ertragen gelernt haben, denn solche Angriffe auf Gemüth und Nerven, und in solcher Häufung, hatte bisher kein Opernconponist gewagt; Glucks Musik war die großartige Interpretin furchtbarer Vorgänge. Die Versöhnung, welche der zweite Act bringt, um neuen Seelenkämpfen Platz zu machen, konnte bei den ersten Aufführungen unmöglich ganz genossen werden. Erst mit der fünften Vorstellung war darum auch der Sieg des „Orpheus" und seiner Verfasser vollständig entschieden, jeder Zweifel an der Berechtigung der neuen Richtung geschwunden und jeder Einwurf, welcher anfänglich von den Italienern, von Sängern und Sängerinnen und einem Troß denkfauler, aus ihrer Bequemlichkeit unlieb gerüttelter Musiker erhoben worden war, für immer vernichtet. Mit jeder weiteren Wiederholung, deren „unzählige" stattgefunden haben sollen, wuchs das Verständniß des Publicums für die vielen edlen Schönheiten des Werkes, das so glorreich des Meisters classische Epoche inaugurirte!

Eine solche Anspannung aller Geisteskräfte, wie sie diese erste denkwürdige Großthat des Meisters erfordern mußte, verlangt in der Regel auch eine Ausspannung, eine längere Ruhe im geistigen Schaffen. In der Composition der Oper „Ezio" von Metastasio (im December 1763 aufgeführt), womit der Tondichter dem einflußreichen Poeten vielleicht einen Höflichkeitszoll nicht ungern entrichtete, scheint er, da sie ohne weitere Folgen blieb, sich diese Erholung gegönnt zu haben, obwohl ein Kritiker des Wiener Diariums auch in diesem Werk eine echt Gluck'sche Arbeit in dem oben beschriebenen Sinne sieht. In dem komischen Singspiel „La rencontre imprévue", welches einen französischen Dichterling und ehemaligen Arlequin zu Berlin Namens Dancourt, zum Verfasser hat und im Januar 1764 zur Aufführung kam, zeigte sich Glucks Genius auch nach Seite des Humors und der Komik frisch und bedeutend, insbesondere sind die Arien „Schönste, Dein Reiz" — „Einen Bach, der fließet" und „Unser dummer Pöbel meint" (eine deutsche Uebersetzung mit dem Titel „Die Pilgrime von Mecca", scheint bald besorgt worden zu sein) sehr populär geworden, wofür auch Mozarts Variationen über das Thema der letztgenannten Zeugniß geben. Der schlechte Text verursachte aber, daß das Werk sich nicht zu halten vermochte, und ein Versuch des Wiener Hoftheaters 1807, es wieder dem Repertoire einzuverleiben, schlug fehl. Der Musik fehlt es nicht an sprechender Charakteristik; insbesondere tritt das moslemitische Element entschieden hervor, und schon die Ouverture, ein vehementes Allegro, A-dur $^2/_4$ Takt, braust einher als liefen die Janitscharen Sturm gegen Wien, so daß für Mozarts Ouverture zur „Entführung" kein Ruhm mehr bliebe, wenn nicht durch die Hand des Alles Veredelnden auch diese Charakter-Urwüchsigkeit dem ästhetischen Genusse näher gerückt worden wäre. Daß sich Gluck mit solchen Aufgaben, die seine Entwicklung durchkreuzten, ohne eigene Wahl befaßte, ist nur aus seiner Stellung als Hofcapellmeister zu seinem Vorgesetzten, dem Grafen Durazzo, zu erklären, der nun einmal für Alles, was aus Paris kam, schwärmte. Dienstliche Obedienz hatte Gluck vom Vater ererbt, und dieser Zug, der einen merkwürdigen Gegensatz zu den sonstigen, so freien Anschauungen des Künstlers bildete, bestimmte manche seiner Handlungen und verließ ihn bis zu seinem Ende nicht.

Die Musik einer älteren Oper „Telemacco, ossia l'Isóla di Circe", welche Gluck um diese Zeit im Theater an der Hofburg, auch in Schönbrunn zur Wiederaufführung brachte, muß manches Bedeutende enthalten haben: ein Arioso „Ah chi di voi m'addita" verwendete er später zum Eingang der Ouverture zu „Iphigenia in Aulis" und zur ersten Scene (des Agamemnon) der gleichnamigen Oper; eine Arie (der Circe) aus der nämlichen Oper paßte er mit geringen Veränderungen der Iphigenie selbst an. Dieses

Transferiren einzelner vorzüglicher Nummern aus früheren Werken in spätere und reifere hat Gluck mit Händel gemein. Wie bei jenem ist auch bei ihm dies Verfahren nicht auf Bequemlichkeit, sondern auf das sehr vernünftige Streben zurückzuführen, gute Jugendgedanken nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen und glücklicher zu verwerthen.

Mittheilungen und Nachrichten.

α Das Kriegs-Etappenwesen des Deutschen Reichs nebst den Nebenfactoren: militärisches Eisenbahnwesen, Feldtelegraphie, Feldpost und der Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege, dargestellt von Adalf Ott, Oberstlieutenant z. D., im Kriege 1870/71 Adjutant der kgl. bayerischen General-Etappeninspection. Nebst zwei Anhängen über das Kriegs-Etappenwesen in Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Rußland und der Schweiz, sowie über Völkerrecht, Kriegsrecht und die Genfer Convention. München, 1896. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. — Wie aus dem Titel ersichtlich ist, war der Verfasser bereits im Kriege 1870/71 bei einer Centralstelle des Etappenwesens thätig, hat dadurch einen tiefen Einblick in die Verhältnisse gewonnen und bald nach dem Kriege „Studien über das Etappenwesen" erscheinen lassen. In der Zeit, in welcher nur mehr wenige aus dem Selbsterlebten schöpfen können und bei einer etwaigen Mobilmachung im Etappendienste wohl nur theoretisch Geschulte Verwendung finden dürften, legitimiren die eigenen Erfahrungen den Verfasser am besten dazu, auf Grund derselben das vorliegende Compendium des gesammten Etappenwesens und aller damit zusammenhängenden Sparten zu veröffentlichen. Es gewährt einen vollständigen Ueberblick über sämmtliche einschlägige Dinge, die man sonst in verschiedenen Reglements, militärischen Schriften u. s. w. mühsam zusammensuchen muß, von der geschichtlichen Einleitung an, die mit der Organisation des Nachschubdienstes bei den Römern beginnt, bis zur Schilderung des Etappenwesens jener Staaten, die entweder uns zur Seite fochten oder mit uns die Waffen kreuzen werden. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Etappenwesens für das kriegführende Heer, welche für dasselbe das nämliche bedeutet, wie das Nervensystem für den menschlichen Körper, wird das instructive Werkchen nicht bloß den Soldaten, sondern auch allen Civilbehörden und Beamten willkommen sein, die im Kriegsfalle bei den oder für die Etappen zu wirken berufen sind.

α Militärische Sprichwörter und Redensarten von Gotthold Krebs, k. u. k. Hauptmann und Lehrer an der Militär-Unterrealschule in Kuschan (Wien, Verlag von L. W. Seidel u. S., k. u. k. Hofbuchhändler) erscheinen als neue Folge der 1892 veröffentlichten „Militärischen Redensarten und Kunstausdrücke". — Durch zwanzigjährige fleißige Sammlung des im deutschen und im österreichisch-ungarischen Heere umlaufenden „geflügelten Worte" hat der Verfasser sich den vollberechtigten Anspruch erworben, als ein militärischer „Büchmann" benannt und beachtet zu werden; denn die beiden Schriften besitzen sprachlichen, geschichtlichen und culturgeschichtlichen Werth und seien daher wegen derselben dem Soldaten, wie dem Civilmenschen empfohlen. Auch der Folklorist wird manches Anziehende darin finden.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Von 1889 bis 1895 haben Ausgrabungen auf dem Gebiete des römischen Poetovia, gegenüber von Pettau, am rechten Ufer der Drau, stattgefunden, über deren Ergebnisse W. Gaelitt jetzt in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission mit dem endlosen Titel (XXII. Heft 3) kurz berichtet. Der Hauptzweck der Ausgrabungen war die Erforschung des Gräberfeldes, auf das zuerst F. Fest im Zusammenhang mit Studien über die Richtung der römischen Straßen zwischen Celeia (Cilli) und Poetovio (Pettau) aufmerksam geworden war. Im Laufe des Jahres wurden nicht weniger als 1789 Gräber aufgedeckt, davon 1716 Brandgräber, 73 Skelettgräber. „Monumentale Grabbauten sind selten; es konnten bisher nur zwei sichere constatirt werden. Dagegen wurden in gerader Linie, parallel zur Straße angeordnet, Reihen von Steinen gefunden, die als Sockel zur Aufnahme von Inschriftplatten dienten, und wurde auch die Eintheilung des Begräbnißplatzes durch schmale, senkrecht auf die Straßenrichtung angelegte Gassen beobachtet." Die Münzen, die in den Gräbern gefunden wurden und ihre chronologische Bestimmung erleichtern, stammen größtentheils aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., von der Zeit Mark Aurels an werden sie seltn. Münzen, die jünger sind als das zweite Jahrhundert, fanden sich nur in Skelettgräbern. Außer dem Gräberfeld wurden aber auch, besonders bei den Ausgrabungen, die der Conservator Hr. S. Jenny veranstaltete, einige Häuser aufgedeckt, in denen man mehrere ansehnliche Mosaikfußböden, wohlerhaltene Heizanlagen u. a. fand. Ueber diese seine Ausgrabungen berichtet Hr. Jenny ausführlich in einer eigenen Schrift (Poetovia), deren Bogen, von vielen Tafeln und Abbildungen begleitet, allmählich den Heften der Mittheilungen der Centralcommission beigegeben werden. Endlich wurde in Dorfe Unter-Haidin ein Heiligthum der Nutrices Augustae, sowie vermuthlich der Lares Augusti mit zahlreichen Weihesteinen und Inschriften ausgegraben. Der ganze Fund ist, wie Gurlitt hervorhebt, nicht nur an und für sich höchst interessant, sondern hat besonders dadurch Bedeutung, daß er einen festen Anhaltspunkt für die Bestimmung der Lage des römischen Poetovio gewährt, das man früher geneigt war, auf das andere Ufer des Flusses zu verlegen, auf dem jetzt Pettau liegt. — Ein Helm aus St. Margarethen in Krain, den F. v. Hochstetter bereits 1883 in den Denkschriften der Wiener Akademie veröffentlicht hatte, dessen auffallende Verwandtschaft mit Helmen der „mykenischen" Periode aber bisher den Forschern entgangen war, gibt Salomon Reinach Veranlassung, in einem höchst anregenden Aufsatz der Zeitschrift „L'Anthropologie" (VII, 1896. S. 270 f.) den Analogien nachzugehen, die Funde außerhalb Griechenlands zu den „mykenischen" Denkmälern bieten, Analogien, die um so merkwürdiger sind, als Denkmäler wie der Helm von St. Margarethen, die Stelen von Bologna und Watsch, die Stelen von Bologna, die Kuppelgräber des Krim mit ihren Goldmasken von der Zeit der „mykenischen" Cultur durch vier oder fünf Jahrhunderte getrennt sind, wenn wir diese Zeit bisher richtig angesetzt haben. Und Reinach ist nicht der Ansicht, daß wie diese Datirung der mykenischen Alterthümer aufgeben oder die Stelen von Bologna um einige Jahrhunderte hinaufdatiren sollen, sondern er glaubt, daß wir noch hoffen dürfen in den noch so wenig durchforschten nördlichen Gebieten der Balkanhalbinsel die Bindeglieder zu finden, und weist auf sagenhafte Ueberlieferungen der Griechen hin, die eine Bewegung in der Richtung des adriatischen Meeres für die letzte Zeit der Heldenperiode zu verbürgen scheinen: „les traditions grecques nous montrent, à l'époque de la dissolution de la civilisation mycénienne, c'est à dire après la guerre de Troie, un mouvement de chefs et de tribus de la Grèce orientale vers l'Adriatique". — Derselbe Gelehrte soll den Denkmälervorrath der „mykenischen Zeit" in erwünschter Weise bereichert haben durch den in der Sitzung der Académie des inscriptions vom 17. Juli geführten Nachweis, daß ein kleiner Hirsch aus Gold, der schon im Besitz des Grafen Caylus war, nicht, wie man früher meinte, der persischen Kunst, sondern vielmehr der „mykenischen" angehört, wozu sein Fundort, nicht allzuweit von dem der herrlichen Goldbecher, aufs beste stimmt.

* Zur Rückkehr Nansens. Der im „Verdens Gang" veröffentlichte erste ausführliche Bericht aus der Feder Nansens über seine Nordpolexpedition lautet nach der Uebersetzung der „N. Z." wie folgt: „Der „Fram" verließ in der Nacht zum 4. August 1893 die Jugorsche Straße und mußte sich seinen Weg an der Küste Sibiriens durch viel Eis bahnen. Im Karischen Meer wurde eine Insel und längs der Küste zum Cap Tscheljuskin viele andere Inseln entdeckt. Am 15. September befanden wir uns vor dem Delonk, es war aber zu spät zum Landen, um die dort bereit gehaltenen Hunde an Bord zu nehmen; dies hätte eine Verzögerung von einem Jahre herbeiführen können. An den Neusibirischen Inseln vorbei drangen wir nun ins offene Meer bis 78 Gr. 50 Min. nördlicher Breite und 133 Gr. 37 Min. östlicher Länge. Hier machten wir am 22. September 1893 das Schiff an einem Eisfelde fest und ließen uns vom Eise einschließen. In der Trift mit dem Eise ging es nun langsam in nördlicher und nordwestlicher Richtung, wie der Plan der Expedition es voraussetzte. Wir hatten gewaltige Schraubungen des Eises, aber der „Fram" war jedem Schrauben gewachsen. Die Temperatur fiel schnell und hielt sich den ganzen Winter hindurch niedrig. Wochenlang war das Quecksilber gefroren; die niedrigste Temperatur war — 52.6 Gr. Alle Mitglieder der Expedition waren während der ganzen Reise bei bester Gesundheit. Das elektrische Licht wurde durch die an Bord des Schiffes befindliche Windmühle in Betrieb gesetzt und entsprach den Erwartungen. Die Zeit verlief angenehm unter den besten Verhältnissen. Jeder that freudig seine Pflicht. Bessere Männer für eine Expedition konnten schwerlich gefunden werden. Südlich vom 79. Grad fanden wir 90 Faden Tiefe, nördlich hatte

das Meer überall zwischen 1600 und 1900 Faden Tiefe, was die Theorie von einem seichten Polarmeer umwirft. Der Meeresboden zeigte einen merkwürdigen Mangel an organischem Leben. Während der Fahrt konnten Beobachtungen von Bedeutung gemacht werden. Hansen und Johansen führten eine Reihe von meteorologischen, magnetischen und astronomischen Beobachtungen aus. Blessing unternahm Nordlichtbeobachtungen. Außerdem wurden botanische und zoologische Beobachtungen und Sammlungen, Tiefseelothungen, Untersuchungen der Temperatur des Wassers und des Salzgehaltes des Seewassers, der Bildung und Bewegung des Eises u. s. w. ausgeführt. Die Forschungen werden die allgemeinen Anschauungen über das Polarmeer wesentlich verändern. Unter dem kalten Eiswasser, die Oberfläche des Polarmeeres deckend, fand sich bald wärmeres und salzigeres Golfstromwasser bis zu $\frac{1}{2}$ Gr. Wärme. Wie erwartet, war unsre nordwestliche Trift am stärksten im Winter und Frühling, während uns im Sommer nördliche Winde aufhielten. Am 18. Juni 1894 waren wir auf 81 Gr. 52 Min. nördlicher Breite, trieben aber wieder südwärts. Erst am 21. October passirten wir den 82. Gr. nördlicher Breite. Am Weihnachts-Heiligabend waren 83 Gr. erreicht, einige Tage später 83 Gr. 24 Min., die nördlichste bis dahin erreichte Breite. Am 4. und 5. Januar 1895 war der „Fram" den stärksten Schraubungen, die wir erlebten, ausgesetzt. Er war damals im Eise von mehr als 30 Fuß Dicke eingefroren, über das sich noch weitere schwere Eismassen schoben, unwiderstehlich gegen die Backbordseite des Schiffes drängten und es zu begraben und zu zertrümmern drohten. Der nothwendige Proviant, Segeltuchkajaks und die übrige Ausrüstung war aufs Eis gebracht worden und alle Mann waren bereit, das Schiff zu verlassen, sobald dies erforderlich sein sollte. Wir waren dann darauf vorbereitet, die Reise auf einem Eisfelde treibend fortzusetzen. Der „Fram" übertraf jedoch alle Erwartungen. Als das Schrauben des Eises den höchsten Grad erreichte und das Eis sich hoch über die Schiffswände thürmte, wurde das Fahrzeug von dem Eise, in dem es eingefroren war, losgerissen und langsam in die Höhe gehoben. Nicht ein bischen war es beschädigt. Nach dieser Erfahrung betrachte ich den „Fram" so gut wie unbesiegbar vom Eise. Seitdem hatten wir keine Schraubung mehr. Die Trift ging schnell nordwärts weiter. Da ich nun voraussah, daß der „Fram" bald nördlich von Franz Josephs-Land seine höchste Breite erreicht haben müsse, entschloß ich mich, das Schiff zu verlassen, um das Meer nördlich von dessen Route zu durchforschen. Johansen war bereit, mir zu folgen, und ich hätte einen geeigneteren Kameraden nicht finden können. Die Leitung der Expedition auf dem „Fram" übergab ich an Capitän Sverdrup. Ich habe solches Vertrauen zu seiner Tüchtigkeit als Leiter und seiner Fähigkeit, Schwierigkeiten zu überwinden, daß ich nicht daran zweifle, er werde alle Mann unversehrt heimführen, selbst wenn das Schlimmste geschehen und der „Fram" verloren gehen sollte, was ich für unwahrscheinlich halte. Am 3. März erreichten wir 84 Gr. 4 Min. nördlicher Breite. Am 14. März 1895 verließen Johansen und ich den „Fram" auf 83 Gr. 59 Min. nördl. Breite und 102 Gr. 27 Min. östl. Länge. Unser Ziel war, das Meer nordwärts zu durchforschen, die höchstmögliche Breite zu erreichen und über Franz Josephs-Land nach Spitzbergen zu gehen, wo wir sicher sein konnten, ein Fahrzeug anzutreffen. Wir hatten 28 Hunde, 3 Schlitten und 2 Segeltuchkajaks (die Kajaks der Eskimos bestehen aus Fellen), letztere für den Fall, daß offenes Wasser angetroffen würde. Der Hunde-Proviant war für 30 Tage berechnet, unser eigener Proviant für 100 Tage. Wir machten anfangs Tagemärsche und das Eis schien nicht sehr zu treiben. Wir waren schon am 22. März auf 85 Gr. 10 Min. nördl. Breite; aber das Eis wurde unebener und wir erhielten südliche Trift. Am 29. März hatten wir nur 85 Gr. 30 Min. erreicht. Es war klar, daß wir ziemlich schnell südwärts getrieben wurden. Das Eis war in Bewegung; in allen Richtungen schraubte es sich auf. Ununterbrochen mußten wir uns abmühen, einen Weg zu bahnen, und die beladenen Schlitten über die hochgethürmten Eisrücken hinwegzubringen. Am 4. April waren wir auf 86 Gr. 3 Min. nördlicher Breite; wir hofften auf besseres Eis, aber es wurde stets schlechter und am 7. April war es so holperig, daß ich es nicht für gerathen fand, noch weiter nordwärts vorzudringen. Unsre Breite war hier 86 Gr. 14 Min. Wir machten nach eine Schneeschuhtour nordwärts, entdeckten aber, daß ein Vorwärtskommen unmöglich war. Ueberall bis zum Horizont lag Eis aufgethürmt, wie eine zu Eis erstarrte Brandung. Die Temperatur hielt sich die ganze Zeit hindurch niedrig, während drei Wochen ungefähr auf — 40 Gr. Für unsre gute, aber zu leichte Wollkleidung war dies oft eine bittere Kälte. Unsre Pelze hatten wir, um Gewicht zu sparen, zurückgelassen. Im März betrug das Minimum 45 Grad, das Maximum 24 Gr., Minimum im April 38 Gr., Maximum 20 Gr. Kälte. Von Land wurde keine Spur gesehen. Am 8. April folgten wir dem Curs auf Franz Josephs-Land. Am 12. April staaden die Chronometer still und wir waren unsicher hinsichtlich unsrer Längengrade. Südwärts nahmen die Eisspalten zu und erschwerten unser Vorwärtskommen, während der Proviant abnahm; von den Hunden mußte einer nach dem andern geschlachtet werden, um als Futter für die Ueberlebenden zu dienen. Die Hunderationen wurden auf das Mindeste beschränkt und die Hunde selbst waren bald in trauriger Weise abgemattet. Im Juni wurden die Eisspalten schlimmer, dazu der Schlittenweg elend. Hunde, Schneeschuhe und die Schlittenkufen gruben sich tief in den Schnee, beständig nahm die Zahl der Hunde ab, ein Vorwärtskommen war fast unmöglich. Aber wir hatten keine Wahl und quälten uns vorwärts, während Menschen- und Hunderationen auf ein Minimum herabgesetzt wurden. Wir hofften ständig Land in Sicht zu bekommen, aber vergebens. Am 31. Mai waren wir auf 82 Grad 21 Min. nördlicher Breite, am 4. Juni auf 82 Grad 18 Min., am 15. Juni waren wir nordwest auf 82 Grad 26 Min. getrieben; aber auf dem Längengrad von Cap Fligely sahen wir nach ferner kein Land, was immer räthselhafter wurde, und der Weg wurde schlimmer. Am 22. Juni schossen wir endlich eine Robbe, und wir beschlossen zu warten, bis der Schnee geschmolzen war, wir wollten von Robbenfleisch leben. Wir schossen auch drei Bären. Die zwei Hunde, die wir noch hatten, wurden gut gefüttert. Am 23. Juli zogen wir weiter und bekamen am 24. Juli endlich unbekanntes Land in Sicht. Wir waren auf ungefähr 83 Gr. nördlicher Breite. Das Eis war überall in kleine Felder aufgebrochen. Die Spalten dazwischen waren mit Eisklumpen und Eisschlamm gefüllt, so daß ein Vorwärtskommen darin mit Kajaks nicht möglich war. Wir mußten uns mit größter Anstrengung von einem Eisklumpen zum anderen balanciren. Land erreichten wir erst am 6. August auf 81 Grad 38 Min. nördlicher Breite und ungefähr 83 Grad östlicher Länge und fanden hier drei Inseln, die ich Hvitenland nannte. Wir hielten westwärts im offenen Wasser längs dieser Inseln und entdeckten am 12. August ein ausgedehntes Land von Südost bis Nordost. Wir verstanden dies nicht und glaubten auf der Länge des Austrialands zu sein, fanden aber keine Uebereinstimmung mit Payers Karte, nahmen deßhalb an, daß unsre Länge vollständig falsch sei und daß wir an die unbekannte Westküste von Franz Josephs-Land gekommen seien. Wir gingen nun durch einen Sund auf 81 Gr. 30 Min., bogen südwestlich längs der Westküste des Landes und hofften bald den Curs auf Spitzbergen halten zu können. Im Westen sahen wir kein Land. Am 18. August wurden wir eine Woche hindurch vom Eise eingesperrt und am 26. August erreichten wir ein Land auf 81 Gr. 12 Min. nördlicher Breite und 56 Gr. östlicher Länge, das für eine Ueberwinterung geeignet schien. Wir hielten es nun für das beste, hier zu bleiben und uns für den Winter vorzubereiten, da es für die lange Reise nach Spitzbergen zu spät war. Wir schossen Bären zur Nahrung, Walrosse für Brennmaterial, bauten eine Hütte aus Steinen, Erde und Moos und deckten als Dach Walrosfelle darüber. Den Speck benutzten wir zum Kochen, zur Beleuchtung und zum Heizen, Bärenfleisch und Speck war unsre einzige Nahrung, Bärenfell unser Bett. Der Winter verlief gut und unsre Gesundheit war ausgezeichnet. Endlich kam der Frühling mit Sonnenschein und offenem Wasser im Westen und Südwesten. Wir hofften auf eine schnelle Reise nach Spitzbergen auf dem Treibeise. Wir nähten uns Kleidung, Schlafsäcke u. s. w. Proviant war rohes Bärenfleisch und Speck. Unterwegs hofften wir hinreichende Jagdbeute zu finden. Am 19. Mai waren wir reisefertig und am 23. Mai trafen wir auf 81 Gr. 5 Min. nördlicher Breite offenes Wasser, wurden aber durch Sturm bis zum 3. Juni aufgehalten. Auf 81 Grad nördlicher Breite sahen wir im Westen ein großes Land und das offene Wasser erstreckte sich im Westen der Nordseite dieses Landes. Wir zogen deßhalb nur, südwärts über das Eis durch einen breiten unbekannten Sund zu gehen und kamen am 1. Juni zur Südseite des Landes, wo wir offenes Fahrwasser fanden, das sich westwärts erstreckt. Wir ruderten in dieser Richtung, um aus der westlichen Spitze gegen Spitzbergen zu fahren, trafen aber am 18. Juni die Jackson'sche Expedition — ein unerwartetes, freudiges Zusammentreffen, und in Jacksons Hause fanden wir eine gastfreie

Digitized by Google

Aufnahme. Wir entdeckten nun, daß wir zum Cap Flora gekommen waren und daß wir gerade im Westen vor dem Austria-Sund durch einen Sund gefahren waren, der größer als jener war. Payers Karte hatte sich als unrichtig und mißleitend erwiesen. Wir verließen Franz Josephs-Land am 7. August mit dem „Windward". Bis Vardö hatten wir eine gute und kurze Reise, dank der Tüchtigkeit, mit der Capitän Brown sein Schiff durch das Eis führte."

Ueber die Expedition Jacksons nach Franz Josephs-Land heißt es in dessen Telegramm an den finanziellen Leiter der Expedition, den Engländer Harmsworth: „Mein Programm war, sorgfältig und möglichst vollständig das ganze Franz Josephs-Land und die umgebenden Gebiete zu erforschen. Auf einen Vorstoß nach gut Glück nach Norden kam es weniger an. Demgemäß habe ich mich während des vergangenen Jahres vorzugsweise der Erforschung der westlichen Theile dieses wenig bekannten Landes gewidmet und von ansehnlichen Theilen desselben, sowie auch von neuentdeckten Gegenden Karten angelegt. Man wird sich erinnern, daß, nachdem das Schiff uns 1895 verlassen hatte, wir in dem kleinen Boot, der „Mary Harmsworth", fortgingen, um eine Forschungstour nach Nordwesten zu machen. Diese mehr als einen Monat dauernde Reise ergab die Entdeckung eines beträchtlichen Streifens Land westlich von den bisher bekannten Grenzen und besonders die Entdeckung eines prächtigen Vorgebirges, mit Eis vom Gipfel bis zum Fuß bedeckt, dessen Basis ein ungeheuer Eiswall bedeckte. Dieses Vorgebirge nannten wir „Cap Mary Harmsworth". Nur mit der größten Schwierigkeit erreichten wir seinen Fuß; die Eismassen waren zu kolossal und außerdem wehten heftige Stürme, welche Nebel und Schnee mit sich brachten. Manchmal schien es geradezu, als sollten wir von den rings sich ontthürmenden Eismassen erdrückt werden. Als wir die Küste entlang vordrangen, landeten wir, wo es eben möglich war, wir bestiegen die höchsten Punkte und machten zahlreiche geologische und botanische Sammlungen. Weit oberhalb Cambridge-Bai entdeckten wir ein anderes hohes Vorgebirge, das diesen schönen Fjord beherrscht; ich nannte es „Fridtjoff Nansen". Auch dieses Cap war vom Fuß bis zum Gipfel mit einer einzigen Eismasse bedeckt. Bald darauf verloren wir beinahe die „Mary Harmsworth", weil uns der Seeanker durch einen Eisblock weggerissen wurde und dieses Eis verschiedene Planken eindrückte. Es gelang uns jedoch, den Leck zu stopfen und einen anderen Anker einzusetzen. Im ganzen war die Reise sehr aufregend, aber wir wurden durch unsre Entdeckungen und wissenschaftlichen Sammlungen im höchsten Maße belohnt. Ich füge hinzu, daß astronomische Messungen zur genauen Ortsbestimmung überall gemacht wurden, wo wir landeten. — Dieser Frühling war außerordentlich milde. Nachdem wir eine beträchtliche Strecke nordwärts gewandert waren, wobei wir 16 Hunde und ein Pony mitnahmen, trafen wir nach vierzehntägigem Marsch ein großes offenes Wasser, das von einem riesigen Gletscher im Osten bis zu dem jähen Abstarz eines anderen riesigen Gletschers im Westen reichte. Dadnech war unser weiteres Vordringen mit Schlitten nach Norden ganz abgeschnitten. Ich schlug dann eine südwestliche Richtung entlang dem Markham Sund ein und vermehrte erheblich die Entdeckungen vom vorigen Jahr, wurde aber am 2. April wiederum durch offenes Wasser rings im ganzen Sund aufgehalten. Dann wandte ich mich westwärts und es gelang mir, nach andauerndem Hin- und Hermarschiren die ganze westliche Küstenlinie festzulegen. Wir haben somit nicht allein mehr Küstenland bis zum äußersten Westen erforscht, sondern wir haben auch den ganzen Norden dieser Region endgültig aufgenommen und in Karten aufgezeichnet. Im April erlebten wir die schrecklichsten Schneestürme, auch gelegentlich eine starke Wärmezunahme, die das Eis aufbrach und erfolgreiche Märsche verhinderte. Aber wenn die Schneestürme aufhörten und die Sonne gelegentlich schien, waren wir im Stande, eine große Anzahl photographischer Aufnahmen zu machen, die von der schrecklichen Natur dieses eisstarrenden Landes ein gutes Bild geben."

Von Nansens Schiff „Fram", dessen Rückkehr soeben der Telegraph gemeldet, gibt die „N. A. Z." folgende Beschreibung: Für eine Expedition, deren Plan es war, entgegen allen bisherigen Polarunternehmungen mit ihrem Schiff ins Packeis zu gehen und sich inmitten desselben von der vermutheten Meeresströmung durch das Polargebiet schieben zu lassen, war die Schiffsfrage geradezu eine Lebensfrage. Kein Schiff üblicher Bauart ist im Stande, dem furchtbaren Druck, den das schraubende Eis ausübt, zu widerstehen. Nansen hat diese Frage in trefflicher Weise gelöst, indem er dem Schiffsrumpf eine runde Form gab und eckige Flächen vermied, um dem anpressenden Eise keinen Halt zu bieten. Der „Fram" hat so die Fahrt inmitten schwersten Eises, der seinerzeit die „Jeanette" zum Opfer fiel, als sie durch die Beringsstraße ging, um Nordenskiöld aufzusuchen, glänzend überstanden. Schön sieht Nansens Schiff freilich nicht aus. Es hat eine ungemein gedrungene Form. Bei einer Länge von 39 Meter auf Deck hat es eine größte Breite von 11 Meter. Eine große Länge hat sich aber von jeher im Eise verhängnißvoll erwiesen. Vorn und hinten hat es einen spitzen Steven. Der Boden ist verhältnißmäßig flach und der Kiel, aus zwei Bolken bestehend, die auf jeder Seite 27 Centimeter messen, tritt wenig hervor und ist abgerundet. Das Gerippe besteht aus italienischem Eichenholz, das ursprünglich zum Bau von Kriegsschiffen bestimmt war und 30 Jahre hindurch auf der Kriegswerft zu Karten gelagert hat. Mit der zolldicken Eishaut aus Greenheart, mit der das ganze Schiff überzogen ist, haben die Wände 70 bis 80 Centimeter Dicke. Außerdem ist aber das ganze Fahrzeug innen derartig mit Stützen und Balken versteift, daß sein Baumeister meinte, es gleiche im Innern einem Spinngewebe. Die Dampfmaschine entwickelt 169 Pferdekraft und gibt dem Schiffe eine Geschwindigkeit von etwa 6 Knoten. Ebenso ist das Schiff natürlich zum Segeln eingerichtet, da der „Fram" für eine solche Zeit nicht mit Kohlen versehen werden kann. Im Innern wie er sehr wohnlich eingerichtet. Im „Salon", der bei großer Kälte als gemeinsamer Schlafraum dienen sollte, stand ein Harmonium, so daß es selbst in der Nähe des Nordpols nicht an musikalischen Genüssen gefehlt hat. Während der ununterbrochenen langen Polarnacht strahlte an Bord elektrisches Licht, das hier zum erstenmale auf einer Nordpol-Expedition Anwendung gefunden hat. Dies schöne Licht sollte dem ungünstigen Einfluß begegnen, den sonst die Polarnacht auf den Menschen äußert, indem sie Blutarmuth bewirkt. Der Dynamo war gleichzeitig für Handbetrieb eingerichtet, um der Expedition Gelegenheit zu körperlicher Bewegung zu geben, die ein vorzügliches Mittel gegen Scorbut ist.

Betreffs der Kosten der Nansen'schen Expedition werden folgende Einzelheiten gemeldet: Die Kosten der Expedition waren im Voraus auf 300,000 Kronen berechnet, von denen das Storthing 200,000 Kronen bewilligt hatte und der Rest von Privatleuten aufgebracht werden sollte. Von diesen war es vor Allem der König Oscar, der 20,000 Kronen zeichnete, ferner gab Consul Nat. Chr. Houen 20,000 Kronen und 10 andere norwegische Finanzleute zusammen 65,000 Kronen. Die geographische Gesellschaft in London spendete 5600 Kronen. Erwähnenswerth ist auch, daß Freiherr Dickson der Expedition die volle Ausrüstung für die elektrische Beleuchtung zum Geschenke machte. Das gesammte Capital ist aufgebraucht worden und sicherem Vernehmen nach dürfte sogar die bewilligte Summe um einige tausend Kronen überschritten worden sein, deren Begleichung jedoch in Betracht der wissenschaftlichen Resultate, die Nansen erzielt hat, nicht in Frage kommen kann.

* **Freiburg i. B.**, 20. Aug. Der Privatdocent der Kirchengeschichte an hiesiger Universität Dr. Karl Müstle ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Zürich**, 18. Aug. Der ordentliche Professor der Philosophie an der Universität Zürich Dr. Richard Avenarius ist heute im Alter von 52 Jahren gestorben. Er war Mitherausgeber der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie".

* **Bern**, 19. Aug. Der bernische Regierungsrath wählte zum ordentlichen Professor für Schweizergeschichte an Stelle des wegen Alters abtretenden Hrn. Hidber Hrn. Dr. Gust. Tobler in Bern und zum außerordentlichen Professor Dr. v. Mülinen. Dem Hrn. Professor Lesser, der einem Rufe nach Berlin Folge leistet, wird die nachgesuchte Entlassung unter Verdankung seiner Dienste ertheilt.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Viertes Heft.

Inhalt: Erinnerungen aus der Ministerzeit Bismarck-Camphausen. — Homer als Jugendbildner. (II.) — Zur Regel St. Benedikts. — Wider den Quietismus. — Zeitläufe. Das russische Trugspiel und die europäische Schande in der Türkei. — Die katholischen Orden und Congregationen. (11534)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 22. August. Nummer 194.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menst in München.

Uebersicht.

Heinrich Kruse's neueste Dramen. — Glück, sein Leben und Schaffen. II. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Heinrich Kruse's neueste Dramen.

Unser Altmeister dramatischer Dichtung in Deutschland, Heinrich Kruse, hat unter dem Titel „Sieben kleine Dramen“ (Leipzig, S. Hirzel) durch glückliche Erfindung und frische Behandlung sich auszeichnende Stücke meist heiteren Inhalts gesammelt, von denen mehrere schon den Sprung über die Lampen nicht ungeschickt gewagt. Es sind „Die Frauen von Helgoland“ und „Johann“ mit gutem, „Frau Christine“ ist sogar mit glänzendem Erfolg wiederholt aufgeführt worden. Wohl den größten Beifall gewann auf den Bühnen „Standhafte Liebe“, ein köstliches Lustspiel in flotten Versen (abgedruckt in Kruse's „Fastnachtsspielen“ und wie alle seine dramatischen Schöpfungen bei Hirzel erschienen), das schon auf beinahe dreißig Theatern mit immer gleichem, siegreichem Glück gegeben wurde, und zwar ohne daß eine Zeile ausgelassen oder hinzugefügt zu werden brauchte. Diese Thatsache, die seltene Uebereinstimmung sowohl der Leitungen von Hoftheatern als auch der Directionen von Stadt- und Provincialtheatern, scheint denn doch darauf hinzudeuten, daß dem Dichter die Erfordernisse der Bühne besser bekannt sind, als seine Gegner es Wort haben wollen.

Es ist erfreulich zu sehen, wie die Literaturgeschichte mehr und mehr dem Dramatiker Kruse Gerechtigkeit widerfahren läßt. Zum Beispiel bemerkt Leimbach, der Herausgeber des gediegenen Werkes „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart“, in dieser Hinsicht: „Allerdings sind manche Dramen von reichlich großem Umfange, aber darin liegt auch das einzige Bedenken gegen die Aufführung; nicht Scenenwechsel können ein Hinderniß abgeben, noch sonstige bühnentechnische Schwierigkeiten. Dagegen werden die dichterische Reife, die dramatische Kraft und der sonstige sittliche oder nationale Werth dieser Dramen auch dann noch und vielleicht in erhöhtem Maße anerkannt werden, wenn man den ephemeren Charakter manches modernen Dramas erkannt und die jetzigen Zugstücke längst vergessen haben wird. In der Originalität ist der Dichter ebenso wenig von zeitgenössischen Dramatikern übertroffen worden, wie in der Gründlichkeit der Geschichts- und Culturstudien.“

Diese Kritik findet bei den Kennern und aufmerksamen Lesern der Kruse'schen Tragödien und Komödien wohl durchweg Zustimmung.

Der greise Poet hat kürzlich zu seinem 80. Geburtstag eine neue literarische Gabe seiner stillen, aber weit verbreiteten Gemeinde dargeboten: „Nero“, sein fünfzehntes und vermuthlich letztes Trauerspiel. Wenn man sonst diese Arbeit tadeln will, so muß man wenigstens die oben erwähnte Gründlichkeit der Geschichtsstudien anerkennen. Kruse veröffentlichte einmal einen Aufsatz über das historische Drama, worin er die leichtsinnige Weise rügt, mit der in sogenannten historischen Dramen mit der Geschichte umgesprungen wird. Sie haben mit der Geschichte häufig fast nichts gemein als einige Namen. Kruse hält sich stricte an Lessings Regel, daß der Dramatiker zwar genöthigt sein könnte, die äußeren Umstände etwas zu ändern, aber vor allen Dingen die Charaktere treu bewahren müsse. Er strebt darnach, wo möglich die innerste Wahrheit der Ereignisse darzulegen. So ist z. B. die Geschichte Peters des Großen und seines unglücklichen Sohnes in seinem „Alexei“ vielleicht wahrer dargestellt, als in manchen, auf wissenschaftliche Quellenforschung Anspruch machenden Geschichtsbüchern. Hebbel bemerkt, wenn man Nero dramatisch behandeln wolle, komme es darauf an, ihn uns menschlich näher zu bringen. Das hat der Verfasser versucht, nicht durch eine Beschönigung seiner Frevel, sondern streng historisch.

Nero hat das Schicksal gehabt, daß uns sein Leben und seine Thaten nur durch seine Feinde überliefert wurden. Kein Wunder, daß seine Person in unseren Geschichtswerken kaum mehr als eine Caricatur ist. Er war populär bis zu seinem Tode, ja über den Tod hinaus. Das römische Volk pflanzte Blumen auf sein Grab; und einer seiner Nachfolger wußte sich nicht besser zu empfehlen, als indem er öffentlich verhieß, wie Nero zu regieren. Nero hat sich die größten Verdienste um Rom erworben; kein Herrscher hat alle Künste so warm geliebt und zum Theil auch geübt, wie er. Sein Unglück war, daß er nicht als Künstler, sondern als Kaiser geboren wurde.

In der Unparteilichkeit geht Kruse vielleicht zu weit, wenn er das Schlimmste, was man Nero nachsagt, die Ermordung seines Halbbruders Britannicus, als erwiesen annimmt. Es steht fest, daß Nero aus demselben Pocal getrunken hat, durch den Britannicus vergiftet worden sein soll. Die Erzählung, wie trotzdem eine Vergiftung stattgefunden habe, ist fast zu künstlich, um für wahrscheinlich gelten zu können. Dafür spricht beinahe nichts als die Plötzlichkeit seines Todes. Unzählige Leute, junge wie alte, sterben plötzlich am Herzschlag u. s. w., und Britannicus war ein hochaufgeschossener, kränklicher Mensch. Nero erklärte, Britannicus habe von Jugend auf an der Fallsucht gelitten; und es muß wahr sein, denn sonst würden Nero's Feinde es bestritten haben. Genug, die Sache ist zweifelhaft.

Seit Gutzkow haben nun schon sechs deutsche Dramatiker einen „Nero“ geschrieben. Das beweist die Anziehungskraft, die diese merkwürdige Persönlichkeit für die Bühnendichter hat. Man würde entschieden über das Ziel hinausschießen, wenn man Nero wegen seiner Verbrechen für ungeeignet hielte, ein tragischer Held zu sein. Hamlet hat noch andere Untugenden, als seine klägliche Unentschlossenheit. Er war ein Phantast wie Nero, jedoch ohne dessen großartige Leistungen; wer will aber deßhalb sagen, „Hamlet“ sei kein Trauerspiel?

Unter den sechs Neros, die unsre dramatische Dichtkunst besitzt, dürfte der Kruse'sche das meiste geschichtliche Blut in sich haben. Als ein Kriegstribun äußert, Nero sei nur ein Tyrann gewesen, antwortet Phaon, der treue Freund:

Digitized by Google

„Ich wollte,
Daß ich die widersprechen könnte, Mann.
Doch hat er manches Löbliche gethan,
Hat vierzehn Jahre lang in Glück und Frieden
Geherrscht vom Aufgang bis zum Niedergang,
Und wenn er frevelte, so hatt' er viele
Mitschuldige: die ganze römische Welt."

Gegen diese — unseres Bedünkens sehr charakteristische — Grabschrift wird sich wenig einwenden lassen.

Daß Heinrich Kruse, der bald sein 81. Lebensjahr beendet, mit „Nero" seine dramatischen Schöpfungen beschließt, sprachen wir oben als Vermuthung aus; jedenfalls wäre das ein würdiger, durchaus gelungener Abschluß. Seine Muse wird indeß nicht schlafen. Längst schon wünscht man einen dritten Band seiner unübertrefflichen „Seegeschichten", jener Miniaturgemälde des Lebens am Strande und auf dem Meere, der Schiffer und Fischer, voller Frische und Laune. Eine besondere und besonders ehrenvolle Rubrik in unsrer Literatur füllt Kruse durch die Novelletten und Humoresken in Hexametern, aus der Heimath und dem Horizont der „Waterkant"-Bewohner aus. Hier fehlt ihm nur ein Element, das ihn auf dem dramatischen Parnaß stets begleitet hat: Gegnerschaft. Und da solche nicht gerade zur Annehmlichkeit des Greisenalters beiträgt, so wünschen wir desto aufrichtiger dem verehrten Mann und Meister wachsende Schaffenslust auf diesem seinem mit neidloser Bewunderung anerkannten Sondergebiete.

K. Th. G.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

II.

Ein Werk, welches an musikalisch-dramatischer Vertiefung jedenfalls alle seit dem „Orpheus" von Gluck geschaffenen weit überragte, war die „Alceste", wieder eine Operndichtung von seinem Dichterfreunde Calzabigi, diesmal nach dem Vorbilde von Euripides. Steht der Text dieser Oper an edler Tragik vielleicht noch über dem des Orpheus, so bleibt er hinter diesem darin zurück, daß dem Moment der Abwechslung der Gefühle und Stimmungen, wie ihn nun einmal jedes Publicum verlangt, doch allzu wenig Rechnung getragen ist. Die Nuance bewegt sich, mit einziger Ausnahme einer erzwungenen Festesfreude, deren Scheinbarkeit voraussichtlich ist, bis zur endlichen Lösung durch den Deus ex machina in schwarz und dunkelgrau, so daß selbst ein Leopold Mozart, dem Urtheil vieler Anderer sich anschließend, die Oper ein „De profundis" nennen konnte. Als musikalische That steht die „Alceste" mit dem „Orpheus" auf gleicher Höhe der historischen Bedeutung. War dieser der kühne Anfang der Reform, so brachte jene durch ihren gleich großen Erfolg, wie er sich wenigstens bald nach den ersten Aufführungen gestaltete, die für Glucks Bewußtsein vielleicht selbst nothwendige Besiegelung seiner Reform als einer epochemachenden. Zwar beweist die Zueignungsschrift an den Großherzog von Toscana, welche Gluck in der 1769 gedruckten Partitur der Oper voranschickt, daß durch die Feuerprobe des „Orpheus" der Muth des Reformators bereits hinlänglich gestärkt war, wenn nicht das Schicksal unnachsichtlich gegen ihn entschied. Was aber in diesem immerhin denkbaren Falle geschehen wäre, ist unabsehbar. Bei seiner unverbrüchlichen Obedienz gegen hohe Gönner ist es nicht ausgeschlossen, daß er im Falle einer Baisse im großen Spiele sich mit einem kleineren begnügte, daß er seine kostbare Zeit, wie seit dem „Orpheus" ja geschah, mit gehorsamster Besorgung von Hofaufträgen vertrödelte, die ihm, wenn auch nichts davon auf die Nachwelt kam, nicht die unvermeidliche Aufregung der großen Würfe verursachten, dafür aber Säcke voll Dukaten eintrugen. Jene Zueignungsschrift lautet:

„Als ich es unternahm, die Oper „Alceste" in Musik zu setzen, war es meine Absicht, alle Mißbräuche, welche die falsch angebrachte Eitelkeit der Sänger und die allzu große Gefälligkeit der Componisten in die italische Oper eingeführt hatten, sorgfältig zu vermeiden.... Ich suchte daher die Musik zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen, das ist: die Dichtung zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situationen zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder durch unnütze Verzierungen zu entstellen. Ich glaubte, die Musik müsse für die Dichtung das sein, was die Lebhaftigkeit der Farben und eine glückliche Mischung von Schatten und Licht für eine fehlerfreie Zeichnung sind, welche nur dazu dienen, die Figuren zu beleben, ohne die Umrisse zu zerstören. Ich habe mich demnach gehütet, den Schauspieler im Feuer des Dialogs zu unterbrechen und ihn ein langweiliges Ritornell abwarten zu lassen oder plötzlich mitten in einer Phrase bei einem günstigen Vocale aufzuhalten, damit er entweder in einer langen Passage die Beweglichkeit seiner Stimme zeigen könne, oder abzuwarten, bis das Orchester ihm Zeit lasse, Luft zu einer langen Fermate zu schöpfen. Auch glaubte ich nicht über die zweite Hälfte einer Arie rasch hinweggehen zu dürfen, wenn gerade diese vielleicht die leidenschaftlichste und wichtigste ist, nur um regelmäßig viermal die Worte der Arie wiederholen zu können; ebenso wenig erlaubte ich mir die Arie dort zu schließen, wo der Sinn nicht schließt, nur um dem Sänger Gelegenheit im Variiren einer Stelle zu geben. Genug, ich wollte alle jene Mißbräuche verbannen, gegen welche der gesunde Verstand und der wahre Geschmack schon so lange vergebens kämpfen.

„Ich bin der Meinung, daß die Ouverture den Zuhörer auf den Charakter der Handlung, die man darzustellen gedenkt, vorbereiten und ihm den Inhalt derselben andeuten solle.... Ferner glaubte ich einen großen Theil meiner Bemühungen auf die Erzielung einer edlen Einfachheit verwenden zu müssen; daher vermied ich es auch, auf Kosten der Klarheit mit Schwierigkeiten zu prunken; ich habe niemals auf die Erfindung eines neuen Gedankens irgend einen Werth gelegt, wenn er nicht von der Situation selbst herbeigeführt und dem Ausdruck angemessen war. Endlich glaubte ich zu Gunsten des Effects selbst die Regel opfern zu müssen....

„Als der berühmte Verfasser der „Alceste", Hr. v. Calzabigi, meinen Plan eines lyrischen Drama's durchführte, hat er alle blühenden Schilderungen, alle unnützen Bilder, alle kalten und wortreichen Sittensprüche durch kräftige Leidenschaften und anziehende Situationen, durch die Sprache des Herzens und eine stets abwechselnde Handlung ersetzt. Der Erfolg rechtfertigte meine Ansichten, und der allgemeine Beifall einer Stadt wie Wien führte mich zu der Ueberzeugung, daß Einfalt und Wahrheit die einzigen Grundlagen des Schönen in den Werken der Künste sind...."

Ob Gluck sowohl dieses Schreiben als ein späteres, an den Herzog von Braganza gerichtetes (welches die Oper „Paride ed Elena" zum Gegenstand hat) wirklich selber, und zwar allein verfaßt hat, ist zum mindesten nicht sicher, weil Briefe von seiner Handschrift an Klopstock und andere ihn nicht auf dieser Höhe der Stilistik stehend erscheinen lassen. Er hat sie aber erlassen und ist daher für den Inhalt verantwortlich, wenn auch nicht dafür, daß insbesondere dieser erste Brief zur verhängnißvollen Quelle späterer musikliterarischer Kämpfe geworden ist. Die Schrift fordert unwillkürlich jeden Denkenden auf, zwischen den Worten, die sie enthält, und den Thaten dessen, der sie ausspricht, behutsam zu unterscheiden. Nach der negativen

Digitized by Google

Seite, d. h. in Richtung der abzuschaffenden Mißbräuche, decken sich That und Wort ja vollkommen. Wie wir aber zu bemerken schon Gelegenheit hatten, besteht Glucks Reform in der Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen Dichtkunst und Musik, wobei letztere eine selbständige Kunst bleibt, ja sogar durch Erweiterung ihrer Ausdrucksmittel als solche gewinnt. Daß Gluck seine Musik selbst als eine rein declamatorische, reflectirende bezeichnet, während sie uns doch als unmittelbare Emanation seiner großen Künstlerseele fesselt und ergreift, hat er ohne Zweifel ästhetischen Schlagwörtern zu danken, die schon damals wie jetzt en vogue waren. Wohl konnte Gluck als Denker die Form, die Außenseite seines Schaffens bemessen und beschreiben; den Kern seiner schöpferischen Kraft zu ergründen, war ihm, wie jedem Künstler, versagt. So ist es ja wahr: die Musik der „Alceste" (wie auch ebenso bereits die des „Orpheus", deren er in dieser Schrift vielleicht nur zufällig, vielleicht aus einem besonderen Grund nicht erwähnt) unterstützt wirklich die Dichtung im höchsten Sinn, „um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situationen zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen oder durch unnütze Verzierungen zu entstellen". Und wirklich sehen wir auch „die langweiligen Ritornelle", das sinnwidrige Aushalten der Töne „auf günstigen Vocalen", die langen Passagen ꝛc., kurz „alle jene Mißbräuche, gegen welche der gesunde Verstand und der wahre Geschmack schon lange vergebens kämpfen", mit Consequenz vermieden und verbannt. Wir sehen aber auch die Musik der „Alceste", diese herrliche, tief leidenschaftliche und gewaltige Musik eine ganz andere, himmelweit bedeutendere Stellung gegenüber der Dichtung einnehmen, als der Componist ihr mit rhetorischer Nüchternheit und großer Selbstunterschätzung zuzuweisen scheint. Sollte er das Schicksal der meisten Reformatoren getheilt haben, im Drange der Verbesserung das gesteckte Ziel zu überschreiten, um sich dadurch selbst zu verkleinern? Wir brauchen das nicht weiter zu untersuchen, denn wir haben es hier einfach mit einem Vergleich zu thun, und nach alter Erfahrung hinken alle Vergleiche. Da uns Gluck aber nun einmal auf das Gebiet der Malerei führt, sehen wir uns um, wie hier sich Zeichnung und Farbe zu einander verhalten. Von altersher stehen sich auch in der Malkunst zwei Richtungen gegenüber, eine ideelle, welche der Composition, der Zeichnung, und eine realistische, welche der Farbe das Uebergewicht gibt. Der Kampf beider Richtungen hat in der Kunststadt München Decennien lang getobt, ohne für Kunstverständige die alte Wahrheit umzustoßen, daß nur das ebenmäßige Zusammenwirken der Zeichnung und der Farbe das Mustergültige zustande bringt. In ähnlicher Weise müssen auch im Musikdrama Dichtung und Musik in einander aufgehen, sich gegenseitig durchdringen, indem jede der beiden Künste sich nur so weit geltend macht, als es die andere nicht nur nicht stört, sondern sie stützt und hebt. Diese gegenseitige Unterstützung ist aber — und das ist für uns die Hauptsache — in Glucks und Calzabigi's Reform thatsächlich vollzogen. Und wenn Gluck, in gerechter Entrüstung über die bisherige Tyrannei, welche die Musiker über die Dichter ausübten, theoretisch in der Courtoisie gegen diese etwas zu weit ging, indem er seine Thätigkeit als Tondichter mit einer bloßen Illustration einer fertigen Zeichnung verglich, so wissen wir, daß er sich praktisch der Dichtung gegenüber ganz anders, jedenfalls ebenbürtig fühlte. Richard Wagner ist in seinem Gleichniß vom Mann (der Dichtkunst) und Weib (der Musik) der Sache viel näher gekommen. Denn ob man auch versucht sein mag, in der Musik umgekehrt das zeugende und in der Dichtung das receptive Element zu sehen — um diese Frage drehte sich ja zum Theil der große Wagnerstreit — so ist die Entscheidung, wer hier zeugt und wer empfängt, im Grunde ziemlich gleichgültig, wenn nur die Folge des Ehebündnisses ein gesundes Erzeugniß ist. Der zweite bedenkliche, ja etwas gefährliche Ausspruch in Glucks Auseinandersetzung ist: „Endlich glaubte ich zu Gunsten des Effectes selbst die Regel opfern zu müssen", — gefährlich, weil dieses Geständniß, je nachdem die lernende Jugend zu ihm Stellung nimmt, den Werth der Regel herabsetzen und dem Dilettantismus Vorschub leisten kann. Was versteht aber hier Gluck unter der „Regel"? Von den Elementargesetzen des Tonsatzes kann nicht die Rede sein; denn eine richtige harmonische Fortschreitung (statt einer falschen) kann unmöglich der Wahrheit des dramatischen Ausdrucks oder — dem „Effect" hinderlich sein. Gluck wird wohl an einen Kram von damaligen Compositionsregeln über Form und Ausdehnung der Arien und sonstigen zopfigen Ballast gedacht haben, deren ängstliche Befolgung allerdings geeignet gewesen wäre, „den Gang und das Feuer der Scene am unrechten Ort zu stören". Was endlich den „Effect" betrifft, so ist dieses Wort in der deutschen Uebersetzung, dem italienischen „effetto" entsprechend, stehen geblieben. Das deutsche Wort „Wirkung" läßt den Gedanken an eine unkünstlerische Absicht Glucks nicht aufkommen.

Bezeichnet nun die Dichtung der beiden Opern „Orpheus" und „Alceste" im Vergleich mit der bisherigen Operndichtung einen großen Fortschritt, insofern mit Verzicht auf allen unnöthigen rhetorischen Schmuck das Hauptgewicht auf das Moment der Leidenschaft gelegt ist, so ist doch die Gleichheit der in beiden dem Componisten gestellten Aufgabe zu auffällig, als daß sie nicht wieder einen naheliegenden Fortschritt hätte fordern sollen. Orpheus und Alceste ringen, beide siegreich, zur Wiedererlangung des dem Tode verfallenen geliebten Gegenstandes mit dem Tode. In beiden Opern beruht hierauf die ganze Handlung, und die Titelträger sind zugleich die einzigen handelnden Personen. Zudem kämpfen beide mit einem außer dem Bereich der menschlichen Machtsphäre liegenden Geschick; die Gegenüberstellung anderer Charaktere und der Kampf mit ihnen, also das eigentliche dramatische Element, fehlt noch gänzlich. Es ist begreiflich, daß Dichter und Componist aus diesem engen Kreise sich heraussehnten und ein Ringen von Mensch gegen Menschen suchten. Dieses Streben mochte zur Oper „Paride ed Elena" geführt haben. Sie ist die dritte der von Calzabigi für Gluck gedichteten, obwohl diesmal der Dichter hinter der Coulisse blieb, indem er in der Partitur gar nicht genannt ist. Später (1773) bezeichnete ihn Gluck selbst im „Mercur de France" als den Dichter, und da ihn auch Salieri als solchen nennt, ist kein Grund, an seiner Autorschaft zu zweifeln. Die gesuchte Charakterverschiedenheit lag im Stoffe in doppelter Beziehung vor. Auf Grund zweier durchaus verschiedener Völkernaturen konnten die sie vertretenden Hauptfiguren, Paris und Helena, leicht als scharf contrastirende gezeichnet werden. Diese neue Errungenschaft, welche leider die einzige war, mag dem Denker Gluck den sonst so hellen Blick getrübt haben; er hätte sonst die großen Schwächen, welche von vornherein einen dauernden Erfolg unmöglich machten, sehen, die Arbeit als eine vergebliche beiseite lassen müssen. Aus Besorgniß der Anstößigkeit verwandelte der Dichter das eheliche Verhältniß der Helena in ein bräutliches (der Bräutigam Menelaos kommt nicht vor und steht nur im Hintergrund der Handlung). Mit dieser Veränderung fällt die ganze Tragik des Stoffes; Paris und Helena thun durch ihre Vereinigung eigentlich nichts Unrechtes, und die Drohung der Pallas Athene mit dem Krieg um Troja und dem Untergang der Stadt, das einzige Motiv, welches im 5. Act einen wirklichen Seelenconflict der Liebenden herbeiführt, entbehrt aller Begründung. Man segelt auch fröhlich ab, und kein Zuschauer glaubt

beim Fallen des Vorhangs an den trojanischen Krieg. Statt irgend einer Handlung reden die beiden Hauptfiguren fünf Acte lang in verschiedenen Stimmungsvarianten von der Liebe. Paris geht ganz in dieser auf und muß zur Bezeichnung seiner asiatischen Weichlichkeit sogar in Ohnmacht fallen; dabei singt er, man sollte es nicht glauben, — Sopran; die spröd thuende Helena ist als Spartanerin etwas grobkörniger gehalten, nur die Nachricht, daß der schöne Schäferprinz abzusegeln entschlossen sei, rührt ihr Innerstes auf und zwingt sie, sich zu ergeben. Zwischenträger ist Amor unter dem Namen Eraſt, welcher unter einem Kriegerhelm und krausem Spartanerbart hervor — man denke sich den Eindruck — den dritten Sopran singt. Was Gluck dieser total mißlungenen Dichtung theils an ungemein kräftiger, theils süßmelodischer und tief leidenschaftlicher Musik abgewonnen hat, ist eine wahre Wunderthat; man sieht, wie er sich mit der ganzen Freudigkeit des schaffenden Künstlers der neuen Aufgabe der nationalen und persönlichen Charakterzeichnung widmete, nur hat er, davon überwältigt, diesmal ganz vergessen, sein Werk „im Parterre sitzend" mit den Augen des Unbetheiligten zu betrachten, — zu seinem Nachtheil und zur Warnung für alle Componisten, welche vor der Wahl eines Librettos stehen!

Ueber den Erfolg der Oper bei ihrer ersten Aufführung in Wien (1769) weiß Schmid nichts zu sagen, als daß sie „keinen so mächtigen Eindruck in den Gemüthern der Zuschauer hinterließ, auch wegen der Natur des Gegenstandes (?) nicht hinterlassen konnte", wie die Alceste. Es scheint, daß ein Kampf nicht stattgefunden hat, aber auch kein Sieg erreicht wurde. Gluck selbst gesteht in seinem Widmungsschreiben an den Herzog von Braganza, daß der „Paris" „der Einbildungskraft des Tonsetzers jene starken Leidenschaften, jene großartigen Gemälde, jene tragischen Situationen nicht darbietet, welche in der „Alceste" die Gemüther der Zuschauer erschüttern und zu ernsten Affecten Gelegenheit bieten". Und indem er im weiteren Verlaufe die geringere Kraft und Stärke in der Musik des „Paris" mit dem weit lichtvoller zu behandelnden Vorwurf entschuldigt, kommt er sogar zu dem bedenklichen Schlusse, daß man es ihm nicht zum Fehler anrechnen dürfe, wenn er sich, um den rauhen spartanischen Charakter in der Musik festzuhalten, „je zuweilen bis zum Trivialen herabgelassen habe". So groß war also seine Sorge, als „Maler" oder „Illustrator" dem „Zeichner" zu genügen, daß sie ihn bis an die Grenze der künstlerischen Würde trieb. Welche Bedingungen eine Zeichnung zu erfüllen habe, um seiner Malerei erst vollkommen werth zu sein, darüber mußte ihn erst eine spätere Zeit Schritt für Schritt, mit jedem weiteren seiner letzten und reinsten Kunstwerke, belehren.

Noch während dieser Arbeit, welche bei aller dramatischen Unzulänglichkeit das Lob des ernsten und strengen Ringens nach Wahrheit verdient, erhielt Gluck den Auftrag, die zur Vermählung des Infanten Joseph von Parma mit der österreichischen Erzherzogin Amalie nothwendig befundenen Festmusiken zu besorgen. Dieselben bestanden aus einem „Prologo delle Feste d'Apollo", einem „Atto di Bauci e Filemone" und einem „Atto d'Aristeo"; als viertes Festspiel wußte Gluck seinen „Orfeo", welcher in einen Act zusammengezogen wurde, durchzusetzen, — die künstlerische Befriedigung, welche ihm Composition und Aufführung der drei vorausgegangenen gewährte, mag, da sie nur eine Wiederholung von ihm längst und oft geleisteter Hoffrohne waren, auch eine gar zu geringe gewesen sein. In ihnen verfehlte nach damaligem Geschmack die Mythologie nicht ihres gewohnten Berufes, ein zu feierndes prinzliches Paar in Götterſphären zu erheben, wobei Bravourarien eines glückverkündenden Priesters, Prachtaufzüge und sonstiges Zubehör das Ihrige thaten. Die Feierlichkeiten, welche am 27. Juni 1769 in Wien begannen, schlossen nach einer „Triumphreise des Paares" am 24. August in Parma.

Um dieselbe Zeit führte Gluck den ihm in voller Verehrung ergebenen, erst 20 Jahre alten Antonio Salieri, welcher bisher Schüler des Capellmeisters Gaßmann gewesen, der öffentlichen Laufbahn zu, indem er seine Oper „Le donne letterate", deren Text ein gewisser Bocherini, Tänzer an der Wiener Oper und Liebhaber der Poesie, auf Calzabigi's Rath ihm anvertraut hatte, dem Impresario mit der gewichtigen Versicherung empfahl, „sie enthalte, was hinreicht, dem Publicum Vergnügen zu machen". Die Oper wurde angenommen, fand Beifall, und beide Componisten wurden lebenslängliche Freunde; Salieri aber zog von nun an Gluck bei jeder Arbeit zu Rath.

Während einer längeren Zurückgezogenheit von der geräuschvollen Bühnenwelt, die jetzt eintrat, beschäftigte sich Gluck eifrig mit jenem deutschen Dichter, welcher durch seine gewaltige Erhebung damals die gebildete und bildungsfähige Welt entflammte: Friedr. Gottlieb Klopstock. „Daß Klopstock," sagt Marx, „Glucks verwandte Seele zu schöpferischem Anschluß entzündete, ist leicht begreiflich." Aber die erste Schöpfung, welche dieser Neigung Glucks entsprang, eine Reihe von Klopstock'schen Oden und Liedern (am Clavier zu singen) war der beiden Männer nicht vollkommen würdig. Gluck hielt sich, statt den Gedichten gesanglich beizukommen und sie mit dem Hauch der Seele zu durchwärmen, viel zu ängstlich an die bloße Declamation, und wenn er irgendwo seine Theorie von der Unterwerfung der Musik unter die Dichtkunst bethätigte, so that er es in diesen Liedern. Sie beweisen aber auch durch ihre Nüchternheit, wie wenig beide Künste dabei prosperiren. Mit viel größerem Glück scheint er sich der „Hermannsschlacht" bemächtigt zu haben; wenigstens waren der Dichter selbst, welchem Gluck im Jahre 1775, sowie der Capellmeister Reichardt, dem er 1783 einige Sätze persönlich vortrug, von der Composition entzückt. Nach seiner Art, größere Werke, auch ganze Opern, lange Zeit im Kopfe auszuarbeiten und nicht eher niederzuschreiben, als bis sie nach seinem Befunde fertig und vollkommen waren, unterließ er — gewiß zum großen Verluste für die lyrische Tonkunst — das interessante Werk aufs Papier zu bringen, vielleicht vorzüglich aus dem ebenfalls interessanten Grunde, weil er immer noch neue Instrumente, die ihm zur Charakteristik nöthig schienen, zu erfinden gedachte. So blieb das Werk der Nachwelt vorenthalten.

Noch ein anderer, für Glucks ganzen Ideengang sehr bezeichnender Plan sollte völlig mißlingen. In Wien kam damals Händels „Alexanderfest", gedichtet von Dryden, in einer ganz sinnlosen italienischen Uebersetzung zur Aufführung. Obwohl durch diese dem Werk wesentlicher Abbruch gethan war, fühlte sich Gluck von dem Stoffe zu neuer Behandlung desselben angeregt. Ein ungenannter Dichter gab Glucks Auffassung Gestalt, und die so zu Stande gekommene Cantate brachte in einer, wie es scheint, öffentlichen Vorlesung gute Wirkung hervor. Nur Gluck war, wie Burney, der damals in Wien anwesend war, erzählt, nicht befriedigt; er vermißte Handlung und scenisches Spiel und wünschte wiederholt, ein Dichter möchte diesen Stoff zum Vorwurf einer Oper wählen. Zum Glück wurde nichts daraus; doch gibt der Fall allerhand zu denken, erstens über die Erscheinung, daß auf Gluck nicht Händels Musik, sondern das Dryden'sche Gedicht wirkte, zweitens über die noch seltsamere, daß Gluck in einem lyrischen Gedicht, in welchem die Gewalt der Musik gefeiert wird, einen dramatischen Kern zu finden oder zu glauben vermochte, daß ihm ein solcher eingesetzt werden könne.

Wie später Paris, war damals auch Wien schon in zwei Parteien gespalten, an deren Spitze auf der einen

Digitized by Google

Seite Gluck und Calzabigi, auf der anderen Hasse und Metastasio standen. Hasse war völlig Italiener geworden und betrachtete als solcher den Gesang als den hauptsächlichsten Gegenstand der Aufmerksamkeit auf der Bühne. Er und Metastasio verwarfen schlechtweg alle Neuerungen, wiesen dem Dichter das Recitativ mit seinem erzählenden und erklärenden Inhalt, dem Musiker die Arien, Duette und Chöre als Antheil am Ganzen zu und wollten jeden in seinem Bezirke, aber nicht darüber hinaus, respectirt wissen. Ihnen standen jene Kunstfreunde gegenüber, welche in Glucks Musikdramen eine ernste und zeitgemäße Erhebung zum Ideal erblickten. Ohne sonderlichen Antheil an dem um ihn entsponnenen Kampf lebte Gluck damals zurückgezogen mit seiner Gattin und der von ihm adoptirten Nichte Marianne Gluck, einem Mädchen voll Talent und Poesie, in seinem eigenen, sehr geräumigen und geschmackvoll eingerichteten Wohnhause am Rennwege. Wie die meisten fremden Koryphäen, welche nach Wien kamen, suchte auch Dr. Burney Glucks Bekanntschaft zu machen. Durch die Gräfin Thun, eine Freundin Glucks, eingeführt, besuchte er ihn in Begleitung dieser Dame und des englischen Gesandten Lord Stormont. Gluck, der bei solchen Gelegenheiten die Honneurs des Hauses gern mit einer gewissen Förmlichkeit machte, ging dem Besuche mit Frau und Nichte feierlich entgegen. Burney fand Glucks Züge und Blick ziemlich widrig. Aber bald milderte sich der Ausdruck, und Gluck, der, wenn er wollte, ein „wahrer Dragoner" sein konnte (Burney's Worte), zeigte sich artig und gefällig. Nachdem man natürlich gleich auf Musik gekommen war, ließ Gluck von seiner Nichte zwei der besten Scenen aus „Alceste" singen, indem er sie begleitete. Das erst dreizehnjährige Mädchen, eine Schülerin Glucks und später des Castraten Millico, sang mit starker, wohltönender Stimme und, nach Burney's Urtheil, der die besten Sänger der Zeit kannte, „mit unendlichem Geschmack, Empfindung und Ausdruck". Schon damals fürchtete Burney, daß das schmächtige Mädchen, welches bei schwacher Organisation alles, was sie singe, so tief empfinde, an ihrer Gesundheit leiden möchte, „wenn sie Profession vom Singen machen wollte". Nur allzu bald wurde das süße Kind, in welchem Gluck einen Ersatz für den Mangel eigener Nachkommenschaft gefunden, vom Tode dahingerafft. Damals, als Burney sie hörte, war Gluck froh; er zeigte sich, wie die Gräfin bemerkte, gesprächiger und gefälliger denn je. Marianne mußte noch Verschiedenes von andern Meistern, namentlich von Traëtta vortragen. Dann sang Gluck selbst mehrere der besten Scenen aus seinen Opern, besonders Stellen aus „Paris und Helena" und aus seiner neuen Oper „Iphigenia in Aulis", von der er erst wenig Nummern niedergeschrieben hatte — „mit so wenig Stimme als möglich", sagt Burney, „aber mit so treffendem Ausdruck, daß man den Mangel an Stimme" (er stand im 58. Lebensjahre) „bald vergaß". Burney's Urtheil über den Componisten Gluck lautet aber: „An Erfindung, zumal in der dramatischen Malerei und theatralischen Wirkung kommt ihm kein lebender noch verstorbener Tonsetzer gleich. Er studirt sein Gedicht zuerst lange, bis er zum Tonsatze schreitet; erwägt genau die Verhältnisse der Theile zu einander, wie auch die Grundlage eines jeden Charakters, und strebt, mehr dem Gefühl und Verstande zu genügen, als dem Ohre zu schmeicheln. Darum ist Gluck nicht nur ein Freund der Dichtkunst, sondern er ist selbst ein Dichter. Stände ihm für den Ausdruck seiner Gedanken eine ausreichendere Sprache, als die der Töne, zu Gebote, er würde ein ebenso großer Dichter geworden sein; und doch wird diese Sprache der Töne, so wie sie ist, unter seiner Bearbeitung eine überaus reiche, körnige, zierliche und nachdrucksvolle. Selten kann man eine Arie aus ihrer Stelle nehmen und vereinzelt mit großer Wirkung vortragen; denn das ganze bildet eine Kette, wovon ein abgelöstes Glied seine wahre Bedeutung verliert." Dieses Urtheil des objectiv denkenden Briten hört sich ganz anders an und wird Glucks Schöpferkraft und Ausdrucksweise viel gerechter als sein eigenes Theoretisiren über sich selbst, indem es die Außenseite seiner Reform, so wie er sie selbst beschreibt, anerkennt, dabei aber das bei weitem wesentlichere, daß er in seiner musikalischen Sprache selbst Schöpfer, „Dichter" ist, ins gehörige Licht setzt. Speciell über Iphigenie urtheilt Burney: „Wenn es den Verfechtern der alten französischen Musik möglich ist, irgend eine andere Musik, als die Lully's und Rameau's mit Vergnügen zu hören, so muß es diese „Iphigenie" sein, in der sich Gluck dem Nationalgeschmacke der Franzosen, ihrem Stil und ihrer Sprache so weit angeschmiegt hat, daß er den einen oft nachahmt, den andern in sich aufgenommen zu haben scheint." Sehen wir, ob und in welchem Umfange diese Weissagung Burney's in Erfüllung gehen sollte.

Trotz der Erfolge, welche die Bethätigung von Glucks Reformideen in „Orpheus" und „Alceste" bei den ernsteren Musikfreunden und Kennern Wiens errungen hatte, konnte sich der Meister doch dem Zweifel nicht verschließen, ob diese Reform in Wien für die Dauer Platz greifen, ob die schöne Kaiserstadt und überhaupt Deutschland, bei der ausnahmslosen Vorliebe der deutschen Höfe für die italienische Oper und italienisches Wesen, je sein Boden sein und bleiben könne. In Frankreich stunden die Dinge ganz anders. Paris hatte, was Gluck bekannt war, bereits eine große Oper, deren Dichtung sich dem Geiste des antiken Dramas zu nähern strebte, in deren musikalischer Behandlung das declamatorische Element überwog und die „Mißbräuche" der Italiener, welche Gluck bekämpfte, bis zur äußersten Nüchternheit verbannt waren. Lully, der schlaue Italiener, war damit, seine Nationalität verleugnend, vorangegangen. Während seine Musik an reinem Kunstgehalt hinter der gleichzeitigen italienischen zurückblieb, sich beispielsweise mit der eines Cavalli, Carissimi oder gar Alessandro Scarlatti nicht messen konnte, befriedigte sie gerade dadurch, daß ihr Schwerpunkt in der Declamation und Rhetorik, unter genauer Beobachtung der französischen Spracheigenthümlichkeiten, lag, die Bedürfnisse der französischen Nation. Diese beherrschte Lully dadurch nicht nur unumschränkt, sondern er wurde auch für die französische Oper epochemachend und gewann, als Ausländer, nationale Bedeutung, weit über die Grenzen seines Lebens hinaus. Etwa 50 Jahre später mußte sich Jean Philippe Rameau, der Bourgogner, seine Stellung neben ihm mit gleichen Mitteln erkämpfen, um dann, wie er, in den Himmel gehoben zu werden. Paris erschien also als das Terrain, auf welchem Gluck seine Reformpläne mit nachhaltigem Glück zu verwirklichen hoffen konnte, wenn es ihm gelang, die Pariser durch Bearbeitung wirksamer, antiker Stoffe von seiner jenen beiden Musiktheroen überlegenen Größe zu überzeugen. Zugleich wurden seine dramatischen Grundsätze durch Erkenntniß von Fehlern, welche er in den bisherigen reformatorischen Hauptwerken noch begangen, einer Läuterung zugeführt. Ein Beispiel dafür ist, daß er, durch den Nichterfolg von „Paris und Helena" belehrt, aussprach: nach seiner Ueberzeugung sei die Verwendung von Castraten in der Oper mit dramatischer Wahrheit und scenischer Wirksamkeit unvereinbar. In jener Oper war aber noch dem weiblichen Sopran der Helena ein Castratensopran in der Rolle des Paris gegenübergestellt. Während Italien und Deutschland sich an Castratengesang ergötzten, machten die Franzosen davon eine rühmliche Ausnahme.

All diesen Beweggründen und der daraus entspringenden Absicht, den Schauplatz der Thätigkeit nach Paris zu ver-

legen, gab zu rechter Zeit ein Mann bestimmenden Nachdruck, welcher die drei Reform-Opern Glucks bereits kannte und von seinen Ideen ganz eingenommen war: du Rollet, Bailli des Malteser-Ordens, nach Reichardt „ein Mann von feinstem Kunstsinn und Geschmack", den Gluck seinerzeit in Rom kennen gelernt hatte und der sich gerade in Wien als Attaché der französischen Gesandtschaft aufhielt. Ueber Glucks Begabung und Streben ebenso wie über die Pariser Verhältnisse im Reinen, begriff du Rollet, was Paris für Gluck und Gluck für Paris werden könne. Welcher von beiden Männern auf den Gedanken kam, Racine's Tragödie „Iphigenie in Aulis" zur Oper umzugestalten, ist nicht gewiß; genug, du Rollet verfaßte den Text, und Gluck ging nach seiner Art mit Eifer daran, sich das Gedicht zu eigen zu machen. Bald war die Musik im Kopfe fertig, und einige bereits notirte Partien daraus wurden in des Dichters Gegenwart dem Wiener Hofe mit großem Beifall vorgetragen. In seinem Entzücken über das Gehörte schrieb du Rollet unverzüglich an die Direction der Académie Royale de musique einen von Begeisterung überströmenden Brief behufs Annahme der Oper, in welchem er zugleich mit größtem Talent in den Vordergrund stellt, daß „der große, in ganz Europa berühmte Gluck" die französische Sprache für tauglicher zur Operncomposition halte, als die italienische, und ihr so dem beleidigenden Urtheil französischer Schriftsteller gegenüber zu ihrem Rechte verhelfe. Nachdem jedoch dieser Kitzel nichts weiter verfangen hatte, als daß der Brief dem „Mercure de France" zum Abdruck übergeben wurde, benutzte hinwiederum Gluck diesen geringen Erfolg, um seinerseits durch eine Erwiderung auf den Brief du Rollets die Angelegenheit scheinbar selbst in die Hand zu nehmen. Doch weist die diplomatische Haltung auch dieses Briefes mindestens auf die intellectuelle Urheberschaft du Rollets hin. Diesmal ließ sich die Akademie fangen, obgleich sie von Glucks Künstlerthum selbst noch keine genügende Vorstellung hatte; der Director d'Auvergne trat mit du Rollet in Briefwechsel, forderte aber, nachdem er den 1. Act der Iphigenie von diesem empfangen, als Bedingung der Aufführung, daß Gluck sich verpflichte, der Pariser Akademie sechs Opern dieser Art zu liefern — denn „die vorliegende schlüge alle bisherigen französischen Opern nieder". Auf einen solchen Contract wagte Gluck in seinem bereits vorgeschrittenen Alter nicht einzugehen, und die Sache wäre aussichtslos gewesen, wenn nicht von mächtiger Seite Hülfe gekommen wäre.

Mittheilungen und Nachrichten.

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke von Karl Vogt. Stuttgart, Erwin Nägele, 1896. — Es sind wirkliche Erinnerungen, die uns der berühmte, inzwischen verstorbene Zoologe darbietet, eine Darstellung von Begebenheiten und Menschen, wie sie in seinem Gedächtniß haften geblieben sind, ohne Zugrundelegung von Tagebüchern, zu deren Führung er niemals Zeit gefunden hatte. Das glückliche Talent Vogts, Dinge und Menschen so zu schildern, wie er sie sah und wie sie wohl auch in den meisten Fällen wirklich waren, bethätigt sich auch hier im vollsten Maße. In der Schilderung seiner Stammesgeschichte und der damaligen Zustände und Persönlichkeiten in der Stadt und an der Universität Gießen entfaltet Vogt einen Humor, der höchst ergötzlich wirkt, eine Aufrichtigkeit und einen Sarkasmus, die nichts verschweigt und der nichts verschont, am allerwenigsten sich selbst. Die Vogts entstammten einer Metzgerfamilie eines kleinen Städtchens in Oberhessen, drei Stunden von Gießen. Die meisten Sprosse der collateralen Zweige blieben dem Handwerke treu, der Vater Vogt und dem Sohne aber hatte sich das Schlachtmesser der Ahnen zum Bistouri und Scalpell veredelt. Die Erinnerungen umfassen die Knaben- und Gymnasialzeit, die Universitätsstudien in Gießen und Bern und sein Zusammenleben und Arbeiten mit Agassiz und Desor in Neuchâtel. In Gießen widmete sich Vogt unter Liebig, der ihn sehr lieb gewann und ihm zeitlebens ein theilnehmender Freund blieb, der Chemie. In politische Händel der damaligen Zeit verwickelt, mußte er von dort fliehen und gelangte nach vielen Fährlichkeiten über Straßburg nach Bern, wohin der Vater bei Gründung der Universität 1835 als Kliniker berufen worden war. Für chemische Studien, namentlich wenn man Liebigs Unterricht genossen hatte, war es aber in Bern damals höchst übel bestellt und außerdem verstand es der dortige Professor, Vogt dieses Studium gründlich zu verleiden. Zum Glück wurde Valentin als Physiologe dorthin berufen. Da dieser die physiologische und anatomische Sammlung in einem entsetzlich verwahrlosten Zustande vorfand, so unterrichtete er Vogt in der mikroscopischen Technik; er lehrte ihn, Insecten und andere Kleinthiere unter Wasser zu präpariren, und als er sah, daß er sich nicht ungeschickt benahm und alle damaligen Uebungen der Technik sich rasch aneignete, so flößte er ihm den Gedanken ein, im nächsten Winter ihm bei Anfertigung der Präparate zum Zweck der Demonstration in den Vorlesungen an die Hand zu gehen. Vogt berieth sich mit seinem Vater über diesen Studienwechsel. „Deine Studien in der Chemie" — sagte dieser — „werden Dir immer nützlich sein und Dir einen Vorsprung vor Deinen Studiengenossen verschaffen. Wenn Du zur Anatomie und Physiologie übergehen willst, habe ich nichts dagegen. Aber Du mußt auch menschliche Anatomie treiben, worin Deine Kenntnisse mehr als lückenhaft sind, und dies im Hinblick auf die Vollendung Deiner medicinischen Studien. Zwei Sättel sind besser als einer: wenn die anderen Stränge reißen, kann man sich an den Doctor der Medicin halten, für welchen sich in der ganzen Welt Beschäftigung findet." Die anatomischen und physiologischen Arbeiten zogen Vogt mächtig an; er widmete ihnen volle zwei Jahre und da die ersteren großentheils dem Gebiet der vergleichenden Anatomie angehörten, so hatten sie auch den Vortheil, daß er praktisch in das Gesammtgebiet der Zoologie eingeführt wurde. Auf diese Weise wurde Vogt für das Fach gewonnen, in welchem er später so Hervorragendes leistete. Erst nach Verfluß dieser Zeit wandte er sich den eigentlichen medicinischen Studien zu, von welchen ihn am meisten die Chirurgie, die sich in den Händen von Professor Demme befand, anzog. „Wären meine Studien" — erzählt Vogt — „in die gegenwärtige Zeit gefallen, so hätte ich wahrscheinlich mich ausschließlich der Chirurgie gewidmet, trotz der Entsetzlichkeit mancher Operationen, die an schmerzfühlenden Menschen ausgeführt werden mußten, welchen man sogar antrieth, zu schreien, um sich einigermaßen zu erleichtern. Aber die Nachbehandlungen! Diese entsetzlichen Eiterungen mit ihrem ganzen Gefolge erleeeegender Manipulationen! Ich habe den Professor Demme sein Messer im Zorn zu Boden schleudern sehen mit dem Ausruf: Man sollte glauben, die Messer seien vergiftet! Sie waren es wirklich, wie wir jetzt wissen, aber damals kannte man weder die antiseptischen Mittel, noch die antiseptische Methode, noch die Unterbindung der ganzen Gliedmaßen, welche die Operationen an diesen Theilen vollkommen blutlos macht. Ich zähle die Erfinder dieser Methoden den größten Wohlthätern der Menschheit zu — aber damals waren diese Erfindungen, welche die ganze Chirurgie von Grund aus umgestaltet haben, noch nicht gemacht und ich kannte den Widerwillen gegen die Folgen der Operationen nicht überwinden." Im Sommer 1839 machte Vogt bei der medicinischen Facultät sein Doctorexamen und zu gleicher Zeit die Staatsprüfung, welche allein das Recht zur Praxis verlieh, vor einer Commission, welche großentheils aus praktischen Aerzten bestand, die wohl in ihrem Fache ganz tüchtig sein mochten, aber doch in den anatomischen und physiologischen Disciplinen nicht sehr sattelfest waren. Hiebei ereignete sich ein höchst komischer Zwischenfall, den man aber besser an Ort und Stelle nachliest.

Agassiz, der sich damals in Neuchâtel befand, lernte bei einer Durchreise den jungen Dr. med. Vogt kennen und beredete ihn und Desor, der, aus der französischen Colonie gebürtig, in Gießen studirt und in Folge des Hambacher Festes von dort hatte flüchten müssen, mit ihm nach Neuchâtel zu gehen und sich an seinen Untersuchungen zu betheiligen. Die drei Männer blieben fünf Jahre vereint und aus ihrer Verbindung gingen zahlreiche wichtige Werke hervor: die Beschreibung der fossilen Fische, die Reduction der Bücher über die Gletscher, die Monographien über die Stachelhäuter, die fossilen Muscheln u. s. w. Die Vereinigung war auf einer ziemlich losen Basis geschlossen worden: Agassiz zahlte das Logis, lieferte das Essen und gab auch das nöthige Kleingeld, wenn er es hatte, was aber nicht immer der Fall war. Ueber ihn berichtet Vogt: „Agassiz war der liebenswürdigste Ge-

Digitized by Google

fellschafter, den man finden konnte, heiter, meist wohl gelaunt, in jedes Wechselspiel der Stimmungen leicht eingehend, eine durchaus sympathische Natur. Er erfaßte die größten Aufgaben mit spielender Leichtigkeit, überwand die größten Schwierigkeiten ohne Anstrengung und entwickelte eine unglaubliche Energie, wenn es galt, eine Kugel ins Rollen zu bringen. Ich bin nie einem Menschen begegnet, der ein so hervorragendes Talent auf zoologischem Gebiet gewesen wäre. Nach Jahren erinnerte er sich bei dem flüchtigen Durchgehen einer Sammlung, daß er da oder dort ein ähnliches Stück gesehen habe. In der Herbeischaffung von Material war er findig, wie keiner; wenn es aber zusammengebracht, flüchtig überschaut, noch dem ersten Ueberblick geordnet war und es nun an die methodische Verarbeitung gehen sollte, dann fiel er zusammen wie ein Taschenmesser und war nur mit größter Mühe festzuhalten. Ich kann mit vollkommener Wahrheit sagen, daß von all den großen und bedeutenden Werken, die während unsres fünfjährigen Zusammenseins hergestellt wurden, Agassiz höchstens fünf Druckbogen geschrieben hat."

Indeß hatte Agassiz seine materiellen Hülfsmittel beträchtlich überschätzt, er entwarf stets neue großartige Pläne zu wissenschaftlichen Unternehmungen, die jahrelange Arbeit und Hunderttausende von Franken zur Ausführung benöthigt hätten; er gerieth in schwere finanzielle Bedrängnisse, zu welchen sich noch häusliche Zerwürfnisse mit seiner Familie gesellten. Eine willkommene Lösung aus solchen Zuständen, die völlig unerträglich zu werden drohten, gab ein Ruf, den Agassiz nach Nordamerika erhielt, welcher auch für Vogt, weil in Agassiz mehr und mehr das Streben hervortrat, seine eigene Arbeitslosigkeit mit der Arbeit seiner Genossen zu decken, sich selbst aber alles und jedes wissenschaftliche Verdienst anzueignen. Obwohl er Vogt unter Thränen beschwor, mit nach Nordamerika zu gehen, so lehnte dieser doch ab, er hatte die Ausdeutung satt und wollte auf eigenen Füßen stehen. Nach Beendigung aller Arbeiten ging er nach Paris, wo er mit hundert geliehenen Franken in der Tasche ankam. Mit diesem Capitel schließen die Erinnerungen, deren Lectüre in den ersten Abschnitten mitunter in die größte Heiterkeit versetzt, in den letzten von hohem wissenschaftlichen Interesse ist. Leider hat der Tod dem allezeit schaffensfreudigen Forscher die Feder vor der Zeit aus der Hand genommen und seine Absicht, den Aufenthalt in Paris, welchen er wegen des Zusammentreffens mit hervorragenden Vertretern der Kunst und Wissenschaft als den interessantesten Theil seines Lebens bezeichnete, die Berufung als Professor der Zoologie nach Gießen, die Theilnahme an der Bewegung des Jahres 1848 und die Flüchtlingszeit in Nizza zu schildern, vereitelt. Besonderen Dank sollen wir noch der Verlagsbuchhandlung für das beigegebene treffliche Bildniß, mit Vergnügen weilen die Blicke auf den kräftigen und doch so wohlwollenden Zügen des trefflichen Forschers und Menschen. Albrecht Rau.

F. K. **Aus den Berliner Museen.** Zwei griechische Grabreliefs hat die Sammlung der antiken Sculpturen in neuester Zeit erworben: das eine unscheinbar an Umfang, kein Kunstwerk hohen Ranges, aber mit dem vollen Reiz, den eine kunstbegnadete Zeit auch den Werken schlichter Handwerker verlieh, dazu das vor kurzem offenbar aus der Erde sorgfältig behütet, frisch, wie vom letzten Meißelschlag erst eben kommend, das andere seit langer Zeit bekannt und anerkannt, von der Zeit nicht verschont, aber von der Schönheit, der die Zeit nichts anhaben kann, die zuweilen nur noch gehoben erscheint durch die Verwitterung, die wie ein zarter Schleier sich darüberlegt und die Spuren der mühseligen Arbeit des Meißels verhüllt; schon seiner Größe nach, mehr noch durch seinen künstlerischen Reiz, gehört dieses Grabstein zu den ersten unter den Tausenden, die wir besitzen. Und seine Geschichte ist ein Stückchen Geschichte unsrer Wissenschaft. Was uns heute von einem solchen Werk als die Hauptsache erscheint, ist das eigentlich Künstlerische. Daneben haben wir nicht ganz verlernt, den stillen Zauber zu empfinden, den griechisches Gemüth in diese einfachen Familienbilder gelegt hat, den Zauber, dem Goethe einst von den Grabsteinen in Verona so eindrucksvolle Worte lieh. Aber wir fragen nicht, auf wessen Grab dies Denkmal gestanden hat, wir fragen kaum, ob es der Krieger ist, die die Gattin verläßt und das kleine Kind, das, auf dem Boden kriechend, sich hinter der Mutter zu verstecken scheint, ob er dargestellt ist, wie er auszieht in den Kampf, angethan mit Panzer und Beinschienen, den Helm auf dem Haupt, in der Linken die Lanze, das Schwert an der Seite — in den Kampf, aus dem er nicht heimkehren sollte, oder ob der Frau das Denkmal gilt, die als die Hauptperson erscheint, wie sie so stattlich dasitzt auf ihrem Lehnstuhl, unter dem ein harmloser Nachbar des Kindes auf dem Boden, ein Hündchen, schlummert; unter den Füßen hat die Frau einen Schemel, neben sich die Dienerin, die, wie sonst so oft, der Herrin das Schmuckkästchen zu reichen bereit ist. Aber nicht immer war man geneigt, solche Fragen zurücktreten zu lassen gegen die Freude an dem Kunstwerk. Ja nicht nur zu der Zeit, als Battista Franco im 16. Jahrhundert die erste Abbildung unsres Reliefs in Kupfer stach, sondern noch fast zwei Jahrhunderte später mochte man sich nicht entschließen, in diesen Gestalten einfache Bürger zu sehen, deren Namen uns vermuthlich auch dann unbekannt wären, wenn sie mit der Umrahmung des Reliefs erhalten geblieben wären. Kein Name schien zu vornehm. Als die italienischen Gelehrten ihre Deutungen noch aus der römischen Geschichte und Sage zu nehmen liebten, dachte man an Mars und Rhea Silvia, dann an Hektor und Andromache; und immer noch besser war diese zweite Deutung als die dritte des Grafen Caylus, der Achill und Deidamia erkennen wollte. Aber schon der Grafen italienischer Freund Paciandi verwarf mit gesundem Sinn alle diese Deutungen und meinte, daß das Relief in sepulcralium potius murmorum classem gehöre. Damals befand es sich im Museo Nani in Venedig und Paciandi hatte nicht unrecht, wenn er es elaborationis musivum Musei Nanii cimelium nannte, aber er irrte, als er dem Stich in seinen Monumenta Peloponnesia die Unterschrift gab: E Graecia 1759; denn der Stich des Battista Franco beweist, daß das Relief schon zwei Jahrhunderte zuvor in Italien war; er irrte auch, wenn er das Relief für peloponnesisch hielt, da es ohne allen Zweifel aus Attika stammt. Mit anderen Schätzen der Sammlung Nani kam es später zu dem Kunsthändler Trepola und rückte von hier schon vor mehr als sechzig Jahren einmal in den Gesichtskreis unsrer Museen, die damals noch viel mehr als heute hätten froh sein sollen, in ihm ein echtes Werk griechischen Meißels zu erwerben. Aber mochte der Verdacht moderner Ueberarbeitung, der den Grabstein später in der großen Sammlung der „Attischen Grabreliefs" um den Platz gebracht hat, den er verdient hätte, schon damals aufgekommen sein, oder kam dem Museum nur ein andrer Käufer zuvor: das Bildwerk ging zunächst in den Besitz eines Conte Pagani in Legnaro bei Piove über, bis die Erwerbung durch unsre Museen es der Verborgenheit entriß und zugleich von dem Makel befreite, den das Wort „überarbeitet" den Werken des Alterthums anheftet, nur zu oft mit Recht, hier ganz zu Unrecht, wie Jeden heute der Augenschein lehrt. Was ihm Uebles geschehen ist, hat Wind und Wetter, hat die zehrende Seeluft Attika's im Alterthum, Venedigs in der Neuzeit gethan. Hätte die Zeit mit diesen ihren Gehülfen den beiden trauernden Mädchen aus der einstigen Sammlung Sabouroff, die sich neben dem Grabstein gar bäurisch ausnehmen, ja übel mitgespielt, man würde sie kaum noch ansehen mögen; aber wer liebt bei den Bildwerken des Parthenon den Genuß des Sehens durch die Zerstörung sich rauben, fast möchte man sagen: auch nur mindern? Das ist der Meißelschlag des Meisters, der tiefer dringt, als daß seine Spur die Verwitterung ganz verlöschen könnte. Dies Grabrelief gehört zu den wenigen, die wir einem Künstler zutrauen möchten, dessen Name auch heute noch genannt wird. Aber wie werden ihn schwerlich jemals wiedererkennen. Daß er ein Meister war, sehen wir noch; aber das Persönliche, die Handschrift so zu sagen, soweit dem Künstler die in fester Tradition stehende Aufgabe, die von ihm eine uns oft rührende Bescheidenheit forderte, überhaupt Raum gewährte — das Persönliche hat die Zeit hinweggenommen. — Gar unscheinbar nimmt sich neben diesem Prachtstück der andere Grabstein aus: fast in Lebensgröße erscheinen dort die Figuren, hier mißt der ganze Stein mit der Bekrönung kaum 70 Centimeter. Wiederum eine sitzende Frau; hinter ihr stehend ein Knabe und ein anderes Kind vor ihren Knieen, zu ihrem Schoß heraufragend; die Frau hat die Linke hoch erhoben, als ob sie ein Scepter hielte, wie eine Göttin. Das Scepter ist freilich, plastisch wenigstens, nicht dargestellt, aber es scheint wirklich, als ob der bessere Steinmetz sich irgend ein Bild einer Göttin zum Vorbild genommen hätte, als ihm der Auftrag zutheil wurde, den Grabstein zu meißeln. Das war nicht sehr geschickt und nicht sehr geschickt ist auch vielfach die Führung des Meißels, die vielleicht eben deßhalb alterthümlicher erscheint. Aber Niemand wird das Werk deßhalb gering achten. Die Höhe der Kunst, wie alles Könnens einer Zeit beweisen zu nicht so sehr die Leistungen einiger weniger Meister, die über die Menge hervorragen mögen, wie einzelne Tannen das Unterholz überragen, als vielmehr die Leistungen der großen Masse der Künstler und der einfachen Handwerker, beweist am besten das

Digitized by Google

Verschwinden der Kluft zwischen Handwerk und Kunst. Wer sich ausschließlich dem Reiz großer Persönlichkeiten hingeben wollte, der würde gerade der antiken Kunst am wenigsten gerecht werden.

* Nansens Anschauung über den Scorbut ist, daß dieser auf Vergiftung durch alten schlechten Proviant beruhe. Er traf daher von vornherein seine Maßregeln gegen diese Krankheit und führt es hierauf zurück, daß er und die übrigen Mitglieder der Expedition von derselben verschont geblieben sind. Der Proviant des „Fram" reichte nach den Erklärungen Nansens auf jeden Fall für 8 Jahre, so daß das Schiff, wenn es etwa noch verschiedene Jahre hätte treiben müssen, in dieser Hinsicht ausreichend versorgt gewesen wäre. Auch über die Art des Reisens in Polargebieten hat Nansen neue Ansichten bekommen. Mit Hunden bespannte Schlitten, Kajaks, sowie Selbstverproviantirung (durch Jagd ꝛc.) und eine der der Eskimos thunlichst ähnliche Lebensweise ermöglichen nach seinem Dafürhalten am ehesten Reisen gegen den Pol über das Polareis.

* In dem Versuchsgarten auf dem Brocken sind nach einer Mittheilung von Prof. Peter in Göttingen im vorigen Jahre 700 Exemplare hauptsächlich nordamerikanischer Coniferen angepflanzt; ein neues großes Alpenpflanzenbeet ist angelegt worden, ebenso ein solches für Karpathenpflanzen. Die Culturen im Rasen und auf den Steinhügeln wurden erweitert, die Versuche mit Kartoffeln und anderen Nutzpflanzen in größerem Umfange fortgesetzt. An den älteren Versuchen mit Nadelhölzern und alpinen Gewächsen treten jetzt die erwarteten Resultate bereits deutlich hervor und das Gedeihen der zur Weitercultur bestimmten Arten ist als vortrefflich zu bezeichnen.

* **Heidelberg**, 21. Aug. Der Senior der medicinischen Facultät hiesiger Universität Geh. Rath Prof. Dr. Karl Gegenbaur feiert heute seinen 70. Geburtstag.

* **Berlin**, 21. Aug. Der geplante Umbau der Charité, der größten medicinischen Lehr- und Heilanstalt Deutschlands, wird in der ärztlichen Welt wie auch in weiteren Kreisen mit lebhaftem Interesse verfolgt. Neuerdings haben diese Pläne, wie die „National-Zeitung" erfährt, bei der speciellen Bearbeitung des Baupragramms mancherlei Abänderungen erfahren. In erster Reihe betreffen diese die Klinik für Geistes- und Nervenkrankheiten, welche ursprünglich als eine gesonderte selbständige Anstalt auf dem Terrain des alten Charitékirchhofes an der Ecke der Hannover'schen und Hessischen Straße errichtet werden sollte. Hiergegen wurde aber das Bedenken erhoben, daß die Umgebung dieses Platzes zahlreiche Fabriken aufweist und sehr geräuschvoll ist, wodurch die den Kranken der gedachten Art besonders nothwendige Ruhe beträchtlich gestört werden würde. Man entschloß sich daher, die psychiatrische Klinik wieder nach der Charité zurückzuverlegen, und zwar auf ihren bisherigen Platz in der sogenannten Neuen Charité, die sich durch ihre Ruhe und Abgeschiedenheit vom Straßenverkehr hierfür besonders eignet. Hierdurch ist aber eine Reihe von Abänderungen in der bereits festgesetzten Anlage der Gebäude erforderlich geworden, über die eine in den letzten Tagen stattgehabte Conferenz der Charitébau-Commission definitive Beschlüsse gefaßt hat. Der hierdurch veränderte Situationsplan der künftigen Charité gestaltet sich nunmehr wie folgt: Die nördlich von der Schumannstraße belegenen Theile der Unter den Linden- und Charitéstraße werden als öffentliche Straßen cassirt und in das Terrain der Charité einbezogen, das dadurch eine zusammenhängende Grundfläche von 13.3 Hektar erhält. Während die in den dreißiger Jahren erbaute „Neue Charité" erhalten bleibt und nur einige Umbauten erfahren wird, wird die über hundert Jahre alte „Alte Charité" vollständig niedergerissen werden. Das Verwaltungsgebäude wird nicht, wie zuerst beabsichtigt, in dem Vorgarten hinter dem Gräfe-Denkmal errichtet werden, sondern an der Luisenstraße neben dem Beamtenwohnhaus. Hinter dem Gräfe-Denkmal wird dafür die Frauenklinik neu erbaut werden, deren bisheriges Heim an der Invalidenstraße erweitert und der Klinik für Haut- ꝛc. Krankheiten überwiesen werden soll. In der Mitte des ganzen Terrains werden mit einer Front von ca. 140 Meter und in nordwestlicher Längsrichtung die große chirurgische und die erste medicinische Klinik erbaut werden, jede mit einer Poliklinik verbunden und von ausgedehnten Gartenanlagen umgeben. Das gegenwärtig der chirurgischen Klinik dienende Gebäude wird, durch mehrere Flügelanbauten erweitert, die zweite medicinische Klinik aufnehmen. Hinter diesem, in der Nordostecke des Terrains, werden die Küchen- und Maschinengebäude ausgeführt werden, mit deren Bau im nächsten Frühjahr zuerst begonnen werden soll. Zwischen den erwähnten Gebäuden und der Neuen Charité, welche außer der psychiatrischen und Nervenklinik in den Seitenflügeln die Augen-, sowie die Hals- und Ohrenklinik aufnehmen soll, ist eine große Gartenanlage freigelassen, in deren Mitte eine Capelle für gottesdienstliche Zwecke aufgeführt wird. Westlich davon, am Alexanderufer, hat man bereits mit dem umfangreichen Neubau für das pathologische Institut und das pathologische Museum begonnen, dessen Kosten für dieses Jahr schon vom Landtag bewilligt worden sind. Die erst vor fünf Jahren zwischen der alten Charité und der Stadtbahn erbauten Baracken der Koch'schen Krankenabtheilung bleiben bestehen und werden noch durch neue Baracken erweitert werden. Die südliche Hälfte derselben wird der Kinderklinik zugewiesen werden, die nördliche Hälfte ist zur Aufnahme der eine Absonderung von anderen Patienten erfordernden Infectionskranken der medicinischen und chirurgischen Klinilen bestimmt. Das Verwaltungsgebäude der Koch'schen Abtheilung wird zur Poliklinik für Hals- und Nasenkrankheiten umgewandelt und östlich davon ein weiteres poliklinisches Gebäude errichtet werden. Das Institut für Infectionskrankheiten wird aus dem Verbande der Charité gelöst und, wie bekannt, dem von der Stadt Berlin an der Seestraße zu erbauenden allgemeinen Krankenhause angegliedert werden. Auch das hygienische Institut der Universität, welches sich jetzt in der Klosterstraße befindet und für welches ursprünglich ein Neubau auf dem Gebiet der Charité in Aussicht genommen war, wird nicht dort, sondern auf dem alten Charitékirchhof an der Hannover'schen Straße errichtet werden. Sämmtliche Bauten der Charité werden natürlich nach den neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete des Krankenhausbaues und der Hygiene ausgeführt, ebenso die Einrichtungen für Ventilation, Heizung und Desinfection mit besonderer Sorgfalt getroffen werden. Alle zur Krankenaufnahme dienenden Gebäude werden im Pavillonsystem nicht über zwei Etagen hoch erbaut werden. Die Baupläne sollen bis zum Herbst definitiv abgeschlossen und dem Staatsministerium vorgelegt werden, nach dessen Genehmigung sie alsdann — etwa im November — dem Landtage zugleich mit einem Gesetzentwurf über eine die Kosten des Charité-Umbaues deckende Anleihe zugehen werden. Die Gesammtkosten sind auf rund zehn Millionen, die Dauer des im nächsten Frühjahr beginnenden und nur stückweise vorzunehmenden Umbaues auf fünf bis sechs Jahre veranschlagt.

* **Schleswig**, 19. Aug. Der Wirkl. Geh. Rath Stiftspropst Frhr. Rochus v. Liliencron beging am 17. d. M. sein fünfzigjähriges Jubiläum als Doctor der Philosophie. Die Universität Kiel, bei der Liliencron einst promovirte, erneuerte ihm unter den üblichen Glückwünschen den Doctorbrief.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 20. August folgende Schriften eingegangen:

Ernst Altkirch: Ich, der Tränaer. Mit Vorwort von Detlev Frhr. v. Liliencron. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — K. E. Nicolai: Opfer. Roman. Leipzig, Rob. Friese 1896. — Philipp Langmann: Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen. Ebd. — Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten für 1897. Lahr, J. H. Geiger. — 24. Jahresbericht der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg. Veröffentlicht von der Direction am Schlusse des Schuljahres 1895/96. Verlag der k. k. Oberrealschule. — C. W. Allers u. Haas Krämer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 23 u. 24. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Hrsgb. von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Heft 34—36. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 1895. — August Endell: Um die Schönheit. Paraphrase über die Münchener Kunstausstellungen 1896. München, Emil Franke 1896. — Johannes Eo. Habert: Miniaturen. 4 characteristische Tanzstücke für Pianoforte. Op. 38. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. — Museum Francisceum. Annales 1895. Brünn, Museum Francisceum 1896. — Festschrift des deutschen Apothekervereins zur 25. Hauptversammlung. Berlin, Selbstverlag des deutschen Apothekervereins 1896. — Dr. F. Knabe: Das Varuslager im Habichtswalde bei Stift Leeden. Mit 2 Tafeln. Berlin, R. Gärtner 1896. — Lehmann-Hohenberg: Volkserziehung nach den entwicklungsgeschichtlichen Grundsätzen als Staatskunst der Zukunft. 6. Tausend. Kiel u. Leipzig, Lipsius und Tischer. — A. M. Baran Löttwitz: Das Hemd des Glücklichen. Bunte Bilder aus dem Leben eines Convertiten. 3. Aufl. Trier, Paulinus-Druckerei 1896.

Jahrgang 1896. München, Montag, 24. August. Nummer 195.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Ueberſicht.

Idealismus und Realismus. Von Dr. Rudolf Eisler. — Gluck, sein Leben und Schaffen. III. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Idealismus und Realismus.

Von Dr. Rudolf Eisler.

Zwei polar entgegengesetzte Strömungen durchfluthen theils abwechselnd, theils gleichzeitig das Geistesleben der Menschheit. Daß sie nicht zufälliger, wandelbarer Natur sind, bezeugt die Thatsache, daß sie in den verschiedensten Gebieten menschlichen Strebens und Schaffens zu finden sind. Man bezeichnet sie mit den Collectivnamen „Idealismus" und „Realismus", um die Hauptgegensätze zwischen ihnen anzudeuten. Eine Klarheit darüber, was unter diesen Begriffen wahrhaft zu verstehen ist, ist jetzt erst im allmählichen Werden begriffen. Das darf nicht wundernehmen, denn wir leben in einer Zeit des Uebergangs, wo alles einer festen Gestaltung zudrängt, nach Form und Ordnung verlangt. Naturgemäß sind es Kunst und Philosophie, die den Haupttummelplatz für das Ausfechten der Meinungen hergeben müssen, wenn auch schon das gewöhnliche Leben, nicht minder Recht und Moral, dabei stark betheiligt sind. Unser Hauptaugenmerk soll sich auf die Philosophie richten, aber die Kunst soll in der Betrachtung mit herangezogen werden, weil die Sichtbarwerdung des Gemeinsamen in verschiedenen Gebieten um so schärfer herausheben wird, in welcher Beziehung Idealismus und Realismus zu einander stehen.

In Bezug auf die Kunst wollen wir uns an Bemerkungen eines vor kurzem im Buchhandel erschienenen, interessanten Buches halten, betitelt „Kritische Studien zur Psychologie der Literatur", dessen Verfasser der bekannte Dichter und Kritiker Rudolf Lothar ist.[1]) Es werden darin eine Anzahl von zeitgenössischen Werken der Roman- und dramatischen Literatur besprochen, ferner in einigen flott geschriebenen Essays gegeben: eine kurze „Geschichte der Kritik in Frankreich", eine Uebersicht der „Neuen Literaturströmungen in Frankreich", ein Aufsatz über den „Deutschen Humor" und einer über „Das Geheimniß des dramatischen Schaffens" u. a. m. Unsre Aufgabe wird nicht darin bestehen, daß wir Lothar auf dem Wege feinster psychologischer Zergliederung von Kunstwerken und Künstlerseelen folgen, sondern wir wollen ihn nur da anhören, wo er seiner Ansicht über die Stellung von Idealismus und Realismus und dessen extremster Vollendung, dem Naturalismus, Ausdruck verleiht.

Die Kunstrichtung, die man als Naturalismus bezeichnet, ist das Product einer Zeit, in der mit dem Eilschritte, den die Entwicklung der exacten Wissenschaften nimmt, der Sinn für die Wirklichkeit eine gewisse Verengung zeigt, ein Kleben an dem Einzelnen, an nackten „Thatsachen". Analysirend ist diese Zeit durch und durch. Man vergegenwärtige sich nur den Charakter der naturalistischen Romane mit ihrer bis ins kleinste und feinste gehenden Detailmalerei, mit ihrer Sucht, nichts vor den Augen des Lesers verborgen zu halten, auch nicht das Häßliche und Gemeine. Diese Richtung glaubt das Wesen des künstlerischen Schaffens erschöpft zu haben, wenn sie es als möglichst getreue Nachbildung der „Natur" bestimmt. Von diesem Standpunkt wird sich nicht bloß der extreme, sondern auch der gemäßigte Idealismus als ein „Uebertreiben", ja ein „Fälschen" des Wirklichen, als eine „Spielerei" mit erträumten Gebilden darstellen. Gegen den Naturalismus nun läßt sich ein schwerwiegender Vorwurf erheben, nämlich der, daß er die Grenzen des ästhetisch Wirksamen überschreitet, und das vor allem im Drama. Lothar kleidet diesen Vorwurf in diese Form: „Der Naturalismus auf der Bühne knechtet mit seinen tausend Details die Einbildungskraft, drückt sie damit zu Boden, zersplittert sie, wenn sie sich zum Schwung ins Weite aufraffen will. Wir werden nicht erhoben, eine gepreßte Stimmung bemächtigt sich unser. Der Naturalismus will uns zwingen, mit unserm Verstande die ungezählten Fäden und Fädchen, deren Verknüpfung die Handlung ergibt, im Auge zu behalten. Und das ermüdet uns — und Ermüdung ist der Erbfeind des ästhetischen Genießens." Ganz ähnlich hat sich erst kürzlich Johannes Volkelt in seinem Buche „Aesthetische Zeitfragen" ausgesprochen. Mit vielem Rechte. Denn gewiß wird es niemand verwehren können, wenn der Künstler uns die Wirklichkeit nach möglichst vielen Richtungen hin lebendig vorführt, ja wir werden es manchen hyperphantastischen Leistungen gegenüber geradezu fordern dürfen, daß das Kunstwerk einen durch und durch wahren Gegenstand enthalte. Dabei kann auch schon die „innere Wahrheit", der Schein des Wirklichen, der daraus entsteht, daß das künstlerisch Dargestellte wenigstens im Bereiche des möglichen Seins liegt, uns zufriedenstellen. Den Fehler aber begeht ein großer Theil der Naturalisten, die getreue Nachbildung des Wirklichen zum Zwecke zu machen, während sie doch nur das Mittel zum Zwecke ist. Und dieser Zweck der Kunst liegt tiefer. Daß für die Dauer der Naturalismus nicht zu befriedigen vermag, zeigt klipp und klar die auf ihn folgende Reaction in Gestalt des Mysticismus und Symbolismus. Die nicht befriedigte Phantasie verlangt nach ihrem Rechte, sie bricht die Schranken und stürmt naturgemäß weit über sie hinaus, wie es um jede Reaction bestellt ist. In das Unergründliche, Geheimnißvolle, in das Dunkle und Schauerliche versenkt sich der Symbolist; es sei nur an Maeterlinck erinnert („L'intruse"). In diesem Symbolismus steckt ein gesunder Kern, das betont Lothar des öftern. „Wir haben gefunden, daß das Programm der Symbolisten, der vielverhöhnten, vielverlachten, wohl unsrer Zeit entspricht, sich mit ihren Wünschen deckt. Es gilt eine Rückkehr zum Naiven, Volksthümlichen; es gilt, neue Gebiete der Phantasie zu erschließen". Die modernste Kunstrichtung leitet den Uebergang zu einer ae-

[1]) Kritische Studien zur Psychologie der Literatur. Von Rudolf Lothar. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

läuterten idealistischen Auffassung der Dinge ein, dadurch vor allem, daß sie nach Lothar „im Kleinen und Irdischen das Siegel des Großen und Ewigen sieht". Mit anderen Worten: das Einzelne wird nicht mehr rein um seiner selbst willen dargestellt, sondern als der Repräsentant eines allgemeinen Gesetzes, eines Typus, einer Idee, die aber freilich um so schärfer beleuchtet wird, je liebevoller der einzelne Fall festgehalten wird. Der Dichter muß gewisse Züge hervortreten lassen, die besonders auf das Allgemeine hinweisen, er muß, wie Volkelt bemerkt, componiren. Und ebenso Lothar: „Die Bühne ist ein Mikrokosmos, in dem sich der Makrokosmos spiegelt, ist ein Bild der Welt, aber keine Nachbildung. — Ihre Figuren dürfen keine Curiositäten und klinischen Fälle sein, sondern Typen. Immer wird es die Aufgabe des Dramatikers bleiben, den Typus im Kampfe mit der Zeit und dem Milieu zu schildern." Und wiederum stimmt Lothar mit Volkelt überein, wenn er weiter verlangt: „Die Bühne soll die Phantasie des Hörers lösen und anregen, ihr eine Bahn anweisen, ihr Flügel leihen." Was von der Dichtung gilt, hat natürlich auch in bestimmtem Maße auf die anderen Künste Anwendung. Die Kunst soll uns über die Wirklichkeit erheben, nicht dadurch, daß sie uns in Märchenländer versetzt, sondern dadurch, daß sie uns auf einen höheren Standpunkt des Anschauens stellt, von dem aus in all dem heiteren und traurigen Getriebe der Welt der Sinn und Zweck des Ganzen sichtbar wird; ein rein theoretisches, ästhetisches Verhalten soll die unmittelbare Folge sein, und doch kann der Einfluß auf das Sittlich-Praktische, ja auf das Sociale, mit der Dauer nicht ausbleiben. In einem Aufsatze „Philosophie und Kunst" (Beilage 1895, Nr. 263) habe ich die weitere und höchste Aufgabe der Kunst in diesem Sinne bestimmt; später habe ich bei Volkelt ähnliche Ausführungen gefunden. Auch Lothar ist tief überzeugt, daß der Künstler durch sein unmittelbares Schaffen — nicht mit absichtlicher, sich störend in den Vordergrund drängender Tendenz — eine, ich möchte sagen, culturelle Bestimmung hat. „Der Dichter schreite mit hocherhobener Fackel seinem Volke voran, er sei ein Heerführer mit priesterlicher Würde. Sein Amt ist auch die Mission des Tröstens und Versöhnens. Versöhnen soll der Gedanke, der den geheimen Sinn im Weltgetriebe ahnt, den tiefen Zug nach der Höhe und zum Lichte überall zu finden weiß. Die Kunst soll uns mit dem Niedrigen und Elenden versöhnen, nicht indem sie es vertuscht, übertüncht und verfälscht, sondern indem sie auch im Geringen, Häßlichen und Schlechten den gewaltigen Ernst des Weltgesetzes zeigt. Und die Kunst wird das nur vermögen, wenn sie ins Innere dringt, nicht am Aeußerlichen haften bleibt." Die psychologische Analyse, die sich neuerdings im Roman wie im Drama stark bemerkbar macht, ist gewiß recht geeignet, vom Schein zum Sein, von der Oberfläche der Dinge zu ihrem innersten Wirken zu führen, zunächst beim Menschen zu zeigen, daß dieses innere Treiben ein seelisches ist, eine Summe von Ideen. Auch das wird von Lothar richtig erkannt: „Es gibt immer und überall Ideen, die im Allgemeinbewußtsein schlummern, die von Jedem unklar geahnt oder empfunden werden. Im Dichter bringt die Zeit diese ihre Frucht zur Reife. Von der Leidenschaft potenzirt, von der Phantasie mit plastischer Gestalt begabt, werden sie zu Idealen. Der Glaube an sie, der Kampf um sie wird zum Idealismus."

Wir resumiren: Idealismus und Realismus sind und sollen wahrhaft sein nicht schroffe Gegensätze, sondern in harmonischer Verbindung einen Ideal-Realismus in der Kunst zeitigen, dessen Wesen es ist, das Wirkliche wahrhaft aufzufassen und darzustellen, nämlich so, wie es seinem innersten Sinn nach ist, als psychische Kraft. Ideal-Realismus, weil das Materielle die Außenseite des Psychischen ist, das Allgemeine, die Idee nur in dem Einzelnen sich darstellt. Der Idealismus ist berechtigt, nur insoweit er den Realismus organisch in sich aufgenommen hat, mit ihm zu einer unlösbaren Einheit verschmilzt. Der Name Ideal-Realismus besagt schon, daß der von ihm gedachte Begriff die Gegensätze in sich befaßt, über ihnen, als unhaltbaren Einseitigkeiten, steht.

In der Philosophie nun ist es nicht anders. Nehmen wir gleich die Extreme, den Materialismus und den Idealismus der „romantischen" Philosophie, der Zeit Fichte's, Schellings, Hegels. Was behauptet der Materialismus? Alles ist stofflich, die Dinge außer uns existiren völlig unabhängig vom Bewußtsein, das selbst nur ein physischer Vorgang unter Körpern ist. Dennoch enthält selbst der gröbste Materialismus wider sein Wollen schon „idealistische" Elemente. Nämlich die Wissenschaft, Physik, Physiologie, Psychologie und Erkenntnißtheorie, hat den Nachweis geliefert, daß die „Eigenschaften" der Dinge: Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Härte, Wärme als solche nichts weiter sind als „Empfindungen", d. h. Bestandtheile des Erkennens. In Wirklichkeit, d. h. unabhängig vom Wahrnehmen, existirt nach der Ansicht der Wissenschaft und des Materialismus nichts als Bewegung von Atomen. Dies ist zur genüge bekannt. Also das einzelne Sein der Wahrnehmung ist nicht das „wahre" Sein, das, was „an sich" besteht, sondern ein Allgemeines, nämlich die nur der Form und Intensität nach verschiedene Bewegung, die sich dem Sinn bald als Schall, bald als Licht u. s. w. kund gibt, erscheint. Und nun der Idealist. Nach ihm ist gleichfalls das Sein der Wahrnehmung ein „Bewußt-Sein", die Bewegung und Ausdehnung mit inbegriffen. Die Frage: was bleibt dann als das „Wirkliche" zurück, wird van dem einen (Fichte) dahin beantwortet: die absolute, unendliche Thätigkeit, die erst dem individuellen Ich das Object, eben die Welt der Vorstellung, gegenüberstellt; von dem andern (Schelling): das „Absolute", das unbeschreibbare Ursein, das sich in Subject und Object, Geist und Natur, differenzirt; von dem dritten (Hegel): die Idee, die unendliche Vernunft, die sich dialektisch in einem System von Begriffen entwickelt, deren Außenseite die Dinge sind. Endlich Schopenhauer: die Welt ist für mich wie für jedes Erkennen „Vorstellung"; an sich, als Wirklichkeit, ist sie „Wille". Die Dinge sind sichtbar gewordener Wille zum Leben. Wir sehen: der Idealismus unterscheidet sich zunächst dadurch vom Materialismus, daß er die „Wirklichkeit" tiefer in die Dinge verlegt, so sehr, daß er zu einem Sein „jenseits" und „hinter" den Dingen gelangt, zu einem Transcendenten. Der gemäßigtere Idealismus bleibt bei dem Psychischen stehen und erklärt dieses als das „an sich", als das wirklich Existirende.

In gewisser Beziehung schießt der Materialismus sogar über den extremsten Idealismus hinaus, sofern er nämlich die Vorstellungen, die wir von den Dingen haben, in unsern Kopf verlegt. Damit haben wir den Angelpunkt des Problems, die Frage: wie verhalten sich „Vorstellungen" (Wahrnehmungen und ihre Erinnerungsbilder) zu den Dingen? Mit ihrer Beantwortung wird es sich zeigen, daß beide Parteien, extremer Realismus und Idealismus, einseitig verfahren.

Es ist nur die Frucht einer langen Reihe erkenntnißtheoretischer Untersuchungen, wenn man heute klar einsieht, daß wir nicht Vorstellungen von den Dingen haben. Vielmehr, was man gewöhnlich als „Dinge" bezeichnet, ist selbst ein Complex von Empfindungen, eine Vorstellung; nur daß man im gewöhnlichen Leben von der Beziehung zum Erkennen mit Recht völlig absieht. Also: „Dinge" und Vorstellungen sind identisch; der Idealismus hat Recht, wenn er (im Einklang z. Th. mit dem Realismus) be-

Digitized by Google

hauptet: die Welt ist meine Vorstellung, d. h. alles „Sein“ ist „Bewußt-Sein“. Dieses Sein ist aber nicht in „mir“ oder in meinem Kopfe, sondern da „ist“ es, wo es eben ist. Ursprünglich gibt es sich ganz und ungetheilt; allmählich, sowohl in der Entwicklung des Individuums wie der Wissenschaft, trennt es sich für uns in zwei Factoren, den subjectiven (Ich) und den objectiven. Es ist daher ganz verfehlt, wenn man, wie dies noch heute meist geschieht, die Vorstellungen als „subjective“ Gebilde bezeichnet und demgemäß dem Sein als Vorstellung jede Realität abspricht. Subjectiv ist nur die Summe der Gefühle und Willenstendenzen, und diese, die das innere Sein des Menschen ausmachen, sind mit seinen Vorstellungen einheitlich verknüpft. Diese Vorstellungen sind das gemeinsame Product von Subject und Object (das natürlich für sich selbst Subject ist), sie werden von beiden getragen, bilden gleichsam die Grenze zwischen beiden Wirklichkeiten. Wirklichkeit, d. h. Wirkendes in mir wie in allem ist aber nur das Streben (Wollen); die Bewegung ist nicht eine zweite Wirklichkeit, sondern das Bild der ersten, das objectivirte, sichtbar gewordene Streben, also auch nicht bloßer Schein. Sie folgt nicht, wie es den Anschein hat, meinem Wollen, sondern geht ihm parallel: nur so lang ich wirklich will, bewegt sich auch mein Arm, also gleichzeitig. Mein „Streben“ wird nun vorstellend, indem ein anderes Streben, als „Reiz“ (Bewegung) wahrnehmbar, in Wirksamkeit tretend dasselbe mit erregt. Die „Wirklichkeit“ setzt sich so in das „Sein“ um, stellt dieses vor sich hin als Bewußt-Sein, Vorstellung. Die Dinge sind also wahrhaft das, als was sie sich geben, der Realismus hat Recht, die Dinge = Vorstellungen haben volle Realität. Aber sie sind kein Absolutes, unabhängig Existirendes, ebenso wenig wie das Ich, dieses bestimmte Fühlen und Wollen. Subject und Object, Wollen und Vorstellen, Wirklichkeit und Sein bilden ein einheitliches Ganzes. Die Dinge haben Realität, wahres Sein — das Wirkliche sind sie nicht, denn Vorstellungen als solche wirken nicht, aber sie enthalten das Wirkliche, sie haben Wirklichkeit. Mit anderen Worten: was sich als Vorstellung gibt, ist für sich Kraft, die des Näheren sich als ein Psychisches, als Streben, Wollen darstellt, als welches wir es in uns unmittelbar erkennen. So hat die Schopenhauer'sche Willensmetaphysik einen haltbaren Kern, so sehr sie auch von halb mystischen Zuthaten und von Fehlern angefüllt ist. Alles was ist, ist Vorstellung, das Wirken, Geschehen aber ist an sich nicht Vorstellung, sondern Vorstellung erzeugendes Streben. Aus der gegenseitigen Beeinflussung einer Vielheit von Willenseinheiten niederer und höherer Zusammengesetztheit baut sich das Seiende, die Welt der Vorstellung auf.

Auch hier, wie in der Kunst, stehen wir vor dem Ideal-Realismus als dem einzig möglichen Standpunkt, der uns in die Lage versetzt, die Welt ihrem Wesen nach zu begreifen. Realismus ist diese Ansicht, weil für sie die Welt nicht „Gehirnphänomen“, „Schein“, „Product der Seele“ u. dgl. ist, sondern wahrhaft außer dem erkennenden Individuum existirt. Idealismus, weil dieses Sein nun weiter seinem Wirklichkeitscharakter nach als ein psychisches bestimmt wird, dessen Aeußerung, Objectivation die Bewegung ist. Manche der modernen Richtungen, die sich gegen allen Idealismus wenden, bemerken nicht, daß sie von diesem Ideal-Realismus, der dem Keim nach schon in den älteren idealistischen Systemen steckt und nichts weiter ist als das entwickelte Product derselben, nicht allzu weit entfernt sind.

Dieser Ideal-Realismus entspringt nicht einem „reinen Denken“, sondern einer unbefangenen Analyse des Gegebenen und einer erneuerten Synthese des begrifflich Getrennten zur harmonischen Einheit, wie es die Methode der Philosophie mit sich bringt. Wenn es sich nun herausgestellt hat, daß die Welt der Vorstellung ein treues Bild der Ordnung und Verhältnisse ihrer Wirklichkeit, des in ihr herrschenden Wollens ist, dann wird die nothwendige Consequenz die sein, daß das Leben im weitesten Sinn weder ein blinder Mechanismus ist, noch von außerhalb seiner liegenden Kräften getrieben wird, sondern daß der Mechanismus des Geschehens, der strenge Causalzusammenhang selbst seinem Innern nach ein harmonisches Ganzes von Zwecken ist, ein vernünftiges Ganzes. Der Einfluß einer solchen, innerlich festgewordenen Anschauung auf die Lebensführung wird gewiß nicht zu unterschätzen sein. Einem Ideal-Realismus auch in praktischer Beziehung, wurzelnd in dem Streben, sich in das vernünftige, lebendige Ganze als ein möglichst werthvolles Glied einzuordnen, wie Goethe verlangt, im Einzelthun das Allgemeine zu berücksichtigen, ihm drängt sich unsre Zeit mit Riesenschritten zu, trotz allem noch sich breit machenden Egoismus. Das Reich des Geistes, das Lessing prophezeit hat, es muß und wird kommen.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

III.

Marie Antoinette, welche noch vor kurzem Glucks Gesangschülerin in Wien gewesen, hatte am 8. Juni 1772 als Gemahlin des Dauphin, des nachmaligen Ludwig XVI., ihren prunkvollen Einzug in Paris gehalten. Das lange schon gequälte Volk vergaß bei ihrem Anblick, gutmüthig und anhänglich, wie es bis zur äußersten Möglichkeit war, seine Noth, und ein Höfling konnte der auf dem Balcon der Tuillerien sich zeigenden Dauphine in Wahrheit sagen: „Sehen Sie hier hunderttausend Anbeter zu Ihren Füßen.“ Die junge Oesterreicherin, als solche noch nicht verhaßt, hatte allen gefallen; ihre einnehmenden, wenn auch nicht tadellos schönen Züge zeigten ja noch keine Spur des Grams, den die Schicksalsgöttin für sie in Bereitschaft hielt. An sie wandte sich Gluck, und Maria Theresia und Joseph, der römische König, befürworteten seine Bitte. Die Dauphine erwirkte den Befehl Ludwigs XV. an die Directoren der Opernakademie, Glucks Werk zur Aufführung zu bringen. Er selbst wurde eingeladen, nach Paris zu kommen und die Oper persönlich einzustudiren und in Scene zu setzen.

Wer die damaligen Pariser Theaterverhältnisse hätte mit heutigen Augen überschauen können, würde Gluck bei seiner Ankunft einen baldigen unzweifelhaften Sieg in Aussicht gestellt haben; denn die Verhältnisse waren in der That seinem kühnen Unternehmen, alles in allem, günstig. Dies war aber für ihn und seine Freunde eine keineswegs ausgemachte Sache. Contrastirende Elemente waren in einem so wirren Kampfe mit einander begriffen, daß es schwer zu sagen war, zu wessen Gunsten sich das Schicksal neigen werde. Duobus litigantibus tertius gaudet. Ja wenn nur zwei Parteien um den Vorrang gestritten hätten, so wäre es für Gluck als den Dritten gut gewesen. Noch war aber der Streit der Buffonisten und Antibuffonisten, dessen Beginn auf das Jahr 1752 zurückdatirte, nicht ausgekämpft, als innerhalb der Großen Oper selbst (dem Terrain der Antibuffonisten) ein neuer Antagonismus zwischen den Anhängern der alten von Lully und Rameau inaugurirten Nationaloper und denen der, hauptsächlich von Sacchini vertretenen, italienischen Opera seria ausbrach und mitunter in heftigen Debatten sich kundgab. Die Truppe italienischer Buffonisten, welche im genannten Jahre nach Paris kam, erzielte mit Pergolese's Intermezzo „La serva padrona“ einen so außerordentlichen Erfolg, daß

Vgl. Nr. 195.

Digitized by Google

nicht etwa nur die urtheilslose Menge hingerissen wurde, sondern Männer wie Diderot und Rousseau sich ganz auf Seite der Italiener stellten. Letzterer behauptete sogar in seiner „Lettre sur la Musique française“ 1753, daß die französische Sprache — darauf spielte ja du Rollet in jenem Briefe an die Opernakademie zu gunsten Glucks an — für Musik gar nicht geeignet, mithin eigentlich gar keine französische Gesangsmusik und Oper möglich sei. Daß dieser durch sein Ansehen wichtige Mann aus einem Saulus ein Paulus werden und daß sich seine Bekehrung, wenn auch später, der für die italienische Musik nicht minder eingenommene Grimm anschließen sollte, war nicht vorauszusehen. Vorderhand mußten Grimm, Diderot, Rousseau, Favart, Sedaine, Marmontel u. a. als eine schwer zu bekämpfende Phalanx des Italianismus erscheinen. Die drei letzteren hatten zwar der französischen Operette mit Dialog zu ihrer Emancipation von der durchaus gesungenen italienischen Opera buffa verholfen, indem sie ihr Texte besorgten, welche sich von den bis auf Piccini ziemlich rohen Burlesken der Italiener durch feine Behandlung der Stoffe vortheilhaft unterschieden. Die musikalische Grundlage dieser neuen französischen Operette, deren Vorgänge, im Anschluß an das bürgerliche Drama eines Beaumarchais und Diderot, dem ländlichen und Naturleben oder auch der näher liegenden Geschichte entnommen wurden, war und blieb, obwohl Franzosen, wie Gossec, Philidor und Monsigny sich an ihrer Entwicklung betheiligten, die italienische Melodik; ja sie wurde, nachdem sie naturgemäß französische Elemente hatte in sich aufnehmen müssen, aufs neue italienisirt, indem ihr der Belgier André Ernest Modeste Gretry, der seine Ausbildung in Rom bei Pergolese erhalten, ihre von nun an ziemlich stabile Gestaltung gab. Nur in Bezug auf Declamation accomodirte sich Gretry, gleich Lully, den sprachlichen Forderungen der Franzosen, — daher seine baldige Popularität. In allem übrigen aber blieb er, wie seine späteren Aeußerungen über Gluck bezeugen, von Herzen der italienischen Schule zugethan. Auch sein Ansehen konnte, nachdem seine dritte Oper „Zemire und Azor“ eben zwei Jahre vor Glucks Erscheinen in Paris mit glänzendem Erfolg in Scene gegangen war, zum Nachtheil des letzteren ausgebeutet werden. Auf der entgegengesetzten Seite stand nun die noch immer starke Partei der großen französischen Nationaloper, deren Repertoire noch wesentlich mit Lully und Rameau bestellt war. Auf sie hatten Gluck und du Rollet gerechnet. Wir wissen heutzutage freilich, aus welchen tiefliegenden Gründen diese Rechnung schließlich als die richtige sich erweisen mußte. Glucks Reform verhielt sich innerlich zur französischen Nationaloper zugleich bestätigend und zugleich erlösend, ähnlich wie das neue zum alten Testament. Wie sich aber der Kampf unter Einmengung der dritten Gewalt gestalten sollte, war keineswegs mit Bestimmtheit vorauszusehen. Ludwig XV. lebte noch. Er und seine Freundin Dubarry standen auf Seite des Genusses, nicht des Ideals, also auf italienischer Seite. Das war für Gluck kein gutes Omen.

Als er im Spätsommer 1773 mit Gattin und Nichte nach Paris kam, galt es für ihn, erstens das neue Werk tadellos und völlig in seinem Sinne zur Aufführung zu bringen; dazu bedurfte er zweitens, wie es sich bald zeigen sollte, der Unterstützung des Hofes, welche möglicherweise ausbleiben konnte; drittens mußte das Publicum auf geschickte Weise zur Aufnahme des theatralischen Ereignisses vorbereitet, für den Componisten eingenommen werden.

Der erste Punkt brachte für Gluck eine Reihe von Kämpfen, in welchen er, bei aller persönlichen Energie, Geschicklichkeit und Schlagfertigkeit in den Proben, womit er Bewunderung erregte, schließlich doch erlegen wäre, wenn nicht seine Beschützerin, die Dauphine, bei Hofe das Uebergewicht nicht nur über Großschwiegerpapa Ludwig XV., sondern über den Dauphin selbst gewonnen hätte — welch letzterer ebenfalls ein Verehrer der italienischen Musik war, soweit nämlich seine Anlagen überhaupt eine Kunstverehrung zuließen. Ob Marie Antoinette selbst ein wirkliches Verständniß für Glucks Ideen und Bedeutung hatte, läßt sich kaum sagen. Sie wird als seine frühere Gesangschülerin mehr von Eigenart und Werth seiner Musik, mehr von seinen neuernden Entwürfen begreifen gelernt haben, als dies von ihrer damaligen Umgebung zu verlangen war. Aber sie war gewiß voll des guten Willens, ihrem verehrten Lehrer und Landsmann im Kampfe mit allen Widerlichkeiten, die seiner auf fremdem Boden warteten, bis zum äußersten beizustehen. Und diesen weitgehenden Schutz hatte Gluck vonnöthen. Als er das seinen Anforderungen anfänglich kaum halb gewachsen scheinende Künstlerpersonal sammt Chor und Orchester mit unsäglicher Mühe und unverdrossener Arbeit endlich so weit gebracht hatte, daß er einer ihn selbst zufriedenstellenden Aufführung entgegensehen konnte, sollte diese in letzter Stunde noch durch die Prätension des Balletmeisters Vestris, den „Dieu de la danse“, welcher sich nicht genug Tänze sehen konnte und besonders noch die Einlage einer Chaconne verlangte, in Frage gestellt werden. Schon hatte Gluck seine Partitur zurückgezogen und mit sofortiger Abreise aus Paris gedroht, da kam durch Marie Antoinette ein Vergleich zustande, in dem aber Gluck freilich den kürzeren zog. Er mußte weit mehr Tänze, als ihm lieb war und schicklich schien, insbesondere die verlangte Chaconne, der Partitur einverleiben. Dafür entging er aber der von ihm heraufbeschworenen Gefahr, daß die Direction auf seine Drohung eingehe; sie bewog ihn nunmehr mit „lebhaften Vorstellungen“ zur Zurückgabe der Partitur. Daß dies nur auf höheren Wink geschah, läßt der nächste Versuch der Direction, Gluck ein Bein zu stellen, als ziemlich nahe liegend erscheinen. Mit Genehmigung des Hofes sollte Iphigenie am 13. Februar 1774 aufgeführt werden, — da meldete sich Legros, der erste Tenor, krank, und die Direction wollte ihn sofort durch einen Sänger zweiten Ranges ersetzen. Gluck war keinen Augenblick im Zweifel, daß in diesem Falle die Oper, abgesehen von dem künstlerischen Nachtheil, in den Augen des Publicums gerichtet sei. Auf seine Forderung, die Premiere zu verschieben, erwiderte die Direction, daß dies ohne Beispiel und, des Hofes wegen, unmöglich sei. Diesmal aber siegte Glucks Unerschütterlichkeit. Er erklärte, die Oper eher ins Feuer zu werfen als zu einer schlechten Aufführung herzugeben: die Sache mußte nach Hofe berichtet werden und die Vorstellung ward verschoben.

Der 19. April, der Tag der großen Entscheidung, war herangekommen. Der Erfolg war der jeder innerlich großen, aber der Idee nach neuen Schöpfung. Einzelnes packte das zahlreiche Publicum sofort. Bei der Arie des Achill „Calcas d'un trait mortel percé“, die für uns gerade nicht zum Bedeutendsten gehört, sollen die Officiere ihre Säbel aus der Scheide gerissen haben. Aber das ganze blieb von den meisten unerfaßt, man empfing es mehr achtungs-, als theilnahmsvoll — einzelne Mängel der Aufführung mochten dies zum Theil verschuldet haben. Allein schon von der zweiten Aufführung an war der Sieg entschieden, und mit jeder weiteren ging das immer zahlreicher zuströmende Publicum auf die einzelnen Schönheiten wie auf das ganze mit mehr Verständniß und Wärme ein.

Es war aber auch nicht versäumt worden, die Pariser mit größter Geschicklichkeit auf „die neue Art von Oper, welche Gluck zu begründen unternommen“, durch die Tagespresse vorzubereiten und dafür zu gewinnen. Gerade die Verzögerung der ersten Aufführung durch die Absage des Tenoristen Legros gab der „Gazette de Politique et de

Digitized by Google

Littérature“ Anlaß zu einem äußerst freundlichen Artikel, in welchem nach sorgfältiger Aufzählung der bisherigen Erfolge Glucks mit dem Orpheus und der Alceste besonders hervorgehoben wurde, daß „Gluck wohl erkannt habe, Form und Ausstattung der französischen Oper seien für seine Pläne vortheilhaft und geeignet, große Wirkungen zu erzielen; er sei auch keineswegs der Meinung, daß die französische Sprache unverträglich sei mit der reichsten und ausdrucksvollsten Musik, oder die französischen Ohren unfähig, sie aufzufassen“. Wenn trotzdem nicht alle Stimmen über die Vortrefflichkeit der neuen Oper und ihrer Richtung einig waren, wenn im Gegentheil die Pariser Intelligenz von neuem sich darüber in zwei Parteien spaltete, so lag dies in der Neuheit und zugleich in der Bedeutung der Sache für die Entwicklung des Musikdramas. Mit Befriedigung ist aber wahrzunehmen, daß, mit einziger Ausnahme der Italianissimi, welche noch im Jahre 1775 (in dem die Iphigenie neuerdings in Scene gesetzt wurde) in der Oper nichts als Spectakel ohne Geschmack und Genie, nebenbei auch Pastoral- und — Kneipenstil finden, die sich bekämpfenden Stimmen mit seinem Anstand und sichtlichem Respect vor dem deutschen Meister geführt werden, ja daß sogar mit Verleugnung der nationalen Eitelkeit rückhaltslos von Mängeln der Aufführung gesprochen wird, ohne welche die Wirkung eine noch intensivere gewesen wäre. Der Bericht Grimms ist für die ganze Art der Bewegung von hervorragender Bedeutung. Er schreibt in der „Correspondance littéraire (Grimm et Diderot)“: „Seit vierzehn Tagen denkt, träumt Paris nichts als Musik. Musik ist der Gegenstand all unsrer Erörterungen, aller Unterhaltung, sie ist die Seele unsrer Soupers; es würde lächerlich erscheinen, an etwas andrem theilzunehmen. . . . Versuchen Sie, für Racine, für Voltaire Sympathie zu wecken, und man erinnert Sie an die Einwirkung des Orchesters in dem schönen Recitativ des Agamemnon. — Muß ich erst sagen, daß es Glucks Iphigenie ist, die diese ungeheure Gährung angeregt hat? — um so gewaltiger, je mehr die Ansichten getheilt und alle Parteien von gleicher Wuth erfüllt sind. Diese schwört, keine anderen Götter anzuerkennen, als Lully und Rameau; jene kann nur an die Melodien der Jomelli, Piccini, Sacchini glauben, während dort einzig auf Gluck geschworen wird, der die alleinige dramatische Musik gefunden, . . . eine Musik, die keinem Lande zugehört, die er aber genial unsrer Sprache angeeignet hat.“ Und nun kommt Grimm auf den Punkt, welcher für Glucks Anerkennung von größter Tragweite war, indem er sagt: „Schon ist dieser Partei die wunderbarste Bekehrung gelungen: J. J. Rousseau ist der eifrigste Kämpfer für das neue System geworden. Mit unerhörter Selbstverleugnung erklärt er, Glucks Oper habe alle seine Meinungen umgestürzt, er sei nun vollkommen überzeugt, daß die französische Sprache so befähigt wie jede andere sei, eine starke, rührende, gefühlvolle Musik zu tragen.“ Diese Erklärung von ungläubiger Seite konnte nicht verfehlen, Gluck in den Augen der Franzosen als Kenner, Freund und Retter ihrer Sprache im Musikdrama in den höchsten Respect zu setzen, ihm als Musiker das französische Indigenat zu erwerben. Dieses besondere Verdienst nur nebenbei streifend, sucht Abbé Arnaud in einem langen Briefe, welchen Laharpe, der Redacteur der „Gazette de Littérature“ mittheilt, dem inneren Kunstwerth des Werkes, seiner musikalisch-dramatischen Bedeutung auf den Grund zu kommen. Das Schreiben deutet zwar auf ziemlich unklare ästhetische Vorstellungen, und man hat Mühe, durch einen Wust von Phrasen und Schlagwörtern zum Kern zu dringen. Doch geht aus dem ganzen neben unbedingter Bewunderung die richtige Erkenntniß hervor, daß mit der Iphigenie für die französische Bühne zum erstenmal ein „musikalisches Gesammtkunstwerk“ geschaffen sei, in welchem sich, wie in einer wohlgeordneten Tragödie, ein einheitlicher Plan, entsprechende Entwicklung und Steigerung des Interesses wahrnehmen lasse; daß ferner die einzelnen Charaktere schärfer, als je bisher, gezeichnet sind, und daß endlich die musikalische Schilderung der Leidenschaften und der sich bekämpfenden Seelenregungen an Intensität alles Dagewesene weit hinter sich läßt. Als Beispiele hiefür werden selbstverständlich die mächtig ergreifenden Monologe des Agamemnon im ersten und zweiten Act und der der Klytämnestra im dritten Act in den Vordergrund gestellt. Dabei erhält seine gebührende Würdigung der ungeheuer gesteigerte Antheil, welcher dem Orchester an der Personencharakteristik und an der Schilderung der Seelenconflicte durch fortwährendes Eingreifen, wo es angezeigt ist, zukommt.

Blickt man in die Partituren Rameau's oder des noch einfacheren Lully, auch der Italiener und des Belgiers Gretry, deren Orchesterbegleitung mit kargen Ausnahmen fast nur allgemein musikalisch den Gesang zu unterstützen und zu heben bezweckt, so kann man sich leicht vorstellen, welch eine verblüffend großartige, im Anfang wohl auch verwirrende Wirkung das Gluck'sche Orchester auf die Franzosen gemacht haben mag.' Im Gegensatze zu Arnauds Begeisterung wußte derselbe Laharpe, der diesen in seiner Zeitung so ausgiebig zu Wort kommen ließ, als unschicklich zu bemängeln, daß im Duett Achills und Agamemnons die beiden Helden gleichzeitig reden, worauf ihm Suard, der Anonymus von Vaugirard, sofort heimgab, daß die Helden im Musikdrama überhaupt nicht redeten, sondern sängen.

Im ganzen ist es bemerkenswerth, daß bei aller Verworrenheit der Begriffe die musikalischen Schöngeister, d. i. die gebildeten Musikdilettanten, das Wesen von Glucks Reform und das Verhältniß des neuen Musikdramas zur bekämpften italienischen Oper weit richtiger erkannten, als Fachmusiker ersten Ranges, zu welchen, soweit es die Oper anging, vor allen Gretry gehörte. Dieser hält — noch nach Gluck's Tode — die italienische Schule für die beste, sowohl in Composition als Gesang. „Ich möchte nicht,“ schreibt er in seinen Memoiren, „daß die Italiener Glucks Tragödie in ihrer ganzen Strenge annähmen, weil ihre Sänger geschickte Leute sind und man, ohne der Theilnahme zu schaden, weniger dringlich (moins pressé), weniger declamatorisch, weniger dramatisch sein kann. Wird die Melodie kunstgemäß und mit Gefühl vorgetragen, so erlaubt sie nicht bloß diese leichten Zögerungen im Gange des Dramas, sondern fügt einen Reiz mehr hinzu, indem sie die Grausamkeiten der Tragödie mehr auseinanderhält und sich als lindernder Balsam über sie legt.“ Da ihm dies unumstößlich ist, nimmt er von Gluck an, er sei, als er nach Frankreich kam, nur deßwegen nicht ebenso verfahren, weil er eben für Frankreich und nicht für Italien componirt habe. Dabei vergißt erstens Gretry, daß die der „Iphigenie“ vorausgegangenen Opern „Orpheus“ und „Alceste“ in italienischer Sprache für italienische Sänger, und doch bereits genau nach dem in der „Iphigenie“ zu Tage tretenden Systeme geschrieben waren. Dann fehlte ihm die Einsicht, daß der Gesang, wenn er den Forderungen des Dramas gerecht werden soll, gerade jenes selbstgefälligen Schmuckes, jener „leichten Zögerungen im Drama“ sich entkleiden muß, und daß „man“ (nämlich der Componist) von dem „Dringlichen, Declamatorischen und Dramatischen“ nichts der ausführenden Kunst des Sängers überlassen darf, sondern Alles mit den Mitteln der musikalischen Zeichnung aufs bestimmteste, wie Gluck gethan, selbst zu besorgen hat. Er, der selbst schon durch eine feinere Detailzeichnung die Sänger etwas mehr, als es die Italiener gethan, in Schranken hielt, weil es die französische Operette ja unbedingt forderte, mochte damit

wohl die Grenze des Schönen erreicht zu haben glauben. Wenn im übrigen seine Sympathien für Glucks heroisches Musikdrama, das ihm zunächst als Weiterung des Lully-Rameau'schen erscheinen mußte, nicht allzu groß waren, so ist dies dem Begründer der französischen komischen Oper zu verzeihen. Sein Raisonnement ist auch gewiß nicht aus verbissener Gegnerschaft, sondern aus naiver Ueberzeugung hervorgegangen, und wenn er von Méhul und Cherubini, den Nachfolgern Glucks, welche dem Gesang mehr Schmuck gelassen, sagt, daß sie „den Erfinder überboten" hätten, so liest sich dies wie eine rührende Ahnung von etwas noch Vollkommenerem, das kommen sollte: Mozart, den er noch nicht kannte, dürfte „den lindernden Balsam" über die Musiktragödie ausgegossen haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Th. E. **Die Bücherliebhaberei am Ende des 19. Jahrhunderts.** Für den Sport der Bücherliebhaberei hat das große Publicum vielleicht noch weniger Verständniß, als für die Nothwendigkeit einer Hausbibliothek. Nach allgemeiner Ansicht ist ja jedes Geld, das an die Beschaffung eines guten Buches gewandt wird, abehin eine unnütze Ausgabe, und wenn man in Betracht zieht, wie rasch die werthvollsten Bücher im Werthe sinken, so kann man diese ketzerische Ansicht nicht so ohne weiteres verdammen. Andererseits leidet zu unser Buchhandel, namentlich der deutsche, an einer geradezu erschreckenden Ueberproduction, die in einem eigenartigen Contrast zu der Thatsache steht, daß der moderne Mensch im Hasten und Treiben des Alltagslebens für ein Buch und seine Lectüre kaum einmal Zeit hat, zumal er ja so ziemlich alles, was seiner Bildung Nahrung und Nothdurft erheischt, aus Zeitungen und Zeitschriften erfährt. Wahrhaftig da war trotz allem und allem die gute alte Zeit doch besser daran, und wenn der Besitz von „Büchern" auch damals noch mehr denn heute das Privilegium einer besonderen Classe von Leuten war, das eine hatte man damals vor der Gegenwart voraus: man las die Bücher, die man sich erwarb. Seitdem die Buchdruckerkunst erfunden, hat es nun Leute gegeben, in Deutschland, in England und Frankreich namentlich, die es aus wissenschaftlichem oder künstlerischem Interesse als einen Sport betrieben, Bücher, die entweder vermöge ihres Inhalts oder wegen ihres Druckes besondere Aufmerksamkeit beanspruchten, zu erwerben, und im Laufe der Jahrhunderte hat die „Bücherliebhaberei" einen Umfang angenommen, der sie zu einem besonderen und durchaus nicht unprofitablen Zweige des Buchhandels machte. In der literarischen Oeffentlichkeit erfährt man freilich von der Thätigkeit ihrer Vertreter nicht viel; dann und wann liest man in den Zeitungen von irgend einem seltenen Buche mit hohem Kaufpreis; im großen Ganzen aber zieht es der Bücherliebhaber als Käufer und Verkäufer vor, seine Geschäfte unter der Hand und im Stillen abzumachen, und es ist ihm nichts weniger als angenehm, wenn seine „stille Liebe" zu allerlei Erörterungen verwendet wird. Ueber die Entstehung dieses „Geschäftes" nun, wie über das Gebiet, welches dasselbe im Laufe seiner Entwicklung für sich erobert, ist unsres Wissens noch keine zusammenfassende Darstellung im Deutschen erschienen und es ist höchst dankenswerth, daß sich ein Mann der Praxis, **Otto Mühlbrecht**, Theilhaber einer unserer bekanntesten deutschen Antiquariatsfirmen und längst bekannt als eifriger und opferwilliger Forscher auf diesem Gebiet, die Mühe genommen hat, „**Die Bücherliebhaberei (Bibliophilie, Bibliomanie) am Ende des 19. Jahrhunderts**" (Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht) einer eingehenden Darstellung zu unterziehen. Dem Fachmann wird die Schrift, die sich wesentlich an ein englisches und ein französisches Werk anlehnt: W. Roberts, „Rare books and their prices", London 1895, und G. Brunet, „Du prix des livres rares", Bordeaux 1895, nichts oder wenigstens nicht viel Neues bieten, es müßte denn der Anhang sein, die mit vielem Fleiß und erschöpfender Gründlichkeit zusammengestellte „Bibliographie für Bücherliebhaber", die so ziemlich Alles umfaßt, was der Bibliophile in seiner literarischen Rüstkammer nöthig hat. Die Börsenvereins-Bibliothek in Leipzig hat dem Verfasser hauptsächlich als Quelle gedient; er beklagt es, daß in der ganzen deutschen Literatur sich noch kein Buch finde, wie die Engländer und Franzosen deren verschiedene über Bücherliebhaberei besitzen. Ihm ist hauptsächlich daran gelegen, zu zeigen, in welcher Weise die Bücherliebhaberei in England und Frankreich getrieben wird, und zu einer ähnlichen Pflege bei uns eine Anregung zu geben. Die Art und Weise, wie der Verfasser dabei zu Werke geht, ist eine planmäßige und wohldurchdachte. Nach einem Ueberblick über die allgemeine Bücherliebhaberei sucht er auf den geschichtlichen Grundlagen derselben und namentlich in Anknüpfung an das Leben und die Arbeit Gutenbergs, die er lediglich nach den geschichtlichen Thatsachen feststellt, nachzuweisen, wie sich gerade von Gutenbergs Auftreten an die Bücherliebhaberei systematisch entwickelte. Nach Erwähnung einer Reihe von Buchdruckern aus jener Zeit wendet der Autor namentlich der Familie **Elzevir** eine ausführliche Darstellung, deren Bücher heute noch einer der gesuchtesten Artikel sind, erwähnt insbesondere den Bibeldrucker Hans Luft (1495 bis 1584) und kommt dann auf die französische Buchdruckerfamilie Didot zu sprechen, die sich hauptsächlich durch die von einem ihrer Mitglieder erfundene Buchdruckerpresse mit einem Zug einen Namen machte. In Italien war es Giambattiste Bodoni (1740 bis 1813), der die Buchdruckerkunst zu einer ungeahnten Höhe erhob, in England arbeitete um diese Zeit John Baskerville, der namentlich kräftige Unterstützung durch die Universität Cambridge fand, und Deutschland weist in der Berliner Buchdruckerfamilie **Decker** ein Geschlecht auf, dessen epochemachende Thätigkeit gleichfalls in jene Periode fällt und bis zum heutigen Tage der Firma ihren Weltruf erhalten hat. Mühlbrecht hat bei Darstellung dieser geschichtlichen Grundlage sich sehr kurz gefaßt und verweilt dann um so länger bei dem Capitel „Specielle Bücherliebhaberei", bei dessen Ausführung er alle möglichen interessanten Daten mitzutheilen weiß. Die Zahl der sogenannten Incunabeln beträgt nach seiner Schätzung etwa 25,000—30,000 und zeitlich reichen dieselben nach Hains Repertorium bis ins Jahr 1500 zurück. Unter ihnen nehmen die Bibeln, deren genaue Beschreibung von Copinger unternommen wurde, den ersten Rang ein; neben ihnen stehen die sogenannten Editiones principes, die namentlich für den Gelehrten, der eine gute Textausgabe eines alten Autors veranstalten will, eine unentbehrliche Hülfe sind. Für das von Fust und Schöffer gedruckte Psalterium aus dem Jahre 1459 zahlte Quaritch in London im Jahre 1884 die bis dahin unerhörte Summe von 99,000 M. Die erste Ausgabe des Psalteriums vom Jahre 1457, des ersten überhaupt datirten Druckwerks der Welt, ist nur noch in sechs Exemplaren vorhanden. Unter den ersten Ausgaben der Incunabeln nimmt auch der Waldorfer Boccaccio vom Jahre 1471 eine hervorragende Stelle ein. Von ihm ist nur ein vollständiges Exemplar bekannt. Neben diesen Incunabeln registrirt der Autor sodann eine ganze Reihe von anderen merkwürdigen Büchern; verschwundene Bücher, die sogen. Unica, verstümmelte Bücher oder solche mit sonderbarem Inhalt, namentlich Dichtee des Mittelalters und der Renaissance, Ritterromane, die französischen Novellisten des 15. und 16. Jahrhunderts, altdeutsche Schwänke, sonderbare Dissertationen, Satiren, Flugblätter und Pamphlete, besonders aber auch die Luxusausgaben in ihren mannichfachsten Formen. Dann kommen die Classicerausgaben in Collectionen von bedeutendem Umfang, Privatdrucke und Bücher, bei denen der Einband besonders bemerkenswerth. Da ist namentlich Frankreich mit dem Namen von Jean Grolier Vicomte d'Aguisy, dem Schatzmeister Franz' I., vertreten, der einen Aufenthalt in Italien benutzte, um von dortigen Meistern eine große Anzahl griechischer und lateinischer Autoren nach eigenen Zeichnungen einbinden zu lassen. Frankreich hat auf dem Gebiet der Buchbinderei allen anderen Ländern den Rang abgelaufen, während in Deutschland namentlich durch die Folgen des 30jährigen Krieges die Buchbinderei sich nur kümmerlich entwickelte. Eine besondere Species von Bücherliebhaberei vertritt nach Mühlbrecht der **Bibliomane**, den er nicht ohne Humor in die Rubriken des Schätzesammlers, des eitlen Bibliomanen, des neidischen und des exclusiven Bibliomanen theilt. Diese Bibliomanie ist freilich, im Grund genommen, nur eine besondere Sorte von Narrheit, welche die merkwürdigsten Formen zeigt und nicht selten zum Verbrechen ausartet. Wan die Bücherliebhaberei der verschiedenen Länder anbelangt, so ist **England** das Dorado der Bibliophilen und Bibliomanen; zwei deutsche Namen sind es hier, die uns in erster Linie entgegentreten: **Teubner** und **Quaritch**, die namentlich auch das Gebiet der sogenannten Americana pflegen, während der sogenannte Roxburgh-Club, der berühmteste aller bibliophilen Vereine, eine in seiner Art wohl einzig dastehende Erscheinung ist. Derselbe wurde im Jahre 1813 gegründet hat aber seine Drucke niemals in den

Digitized by Google

Handel gebracht. In Frankreich finden sich wohl die meisten tüchtigen Bücherkenner und Sammler, die jetzt namentlich die illustrirten Werke des achtzehnten Jahrhunderts zu erwerben suchen. Daneben behauptet sich eine Vorliebe für die ersten Ausgaben der französischen Classiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, unter ihnen namentlich Molière, für dessen erste Ausgaben seiner Komödien bis zu 1500 Frcs. bezahlt werden. Als ein Beispiel verirrter Geschmacksrichtung darf wohl ein Buch erwähnt werden, das indessen den Ruf eines Unicums allerersten Ranges erlangt hat. Es sind dies die nur in einem einzigen Exemplar gedruckten Tableaux des mœurs du temps, hergestellt von dem bekannten Verleger de la Popelinière, die nach mannichfachen Wanderungen im Jahre 1894 um den Preis von 25,000 Frcs. versteigert wurden. Durch Eigenschaften ganz entgegengesetzter Art wurde das Buch Office de la Semaine Sainte, par l'Abbé du Beliegarde 1772, bekannt, das in der Auction Lignerolle's für 30,000 Frcs. fortging. Ein drittes seltenes Illustrationswerk aus jener Zeit ist durch seine Schicksale in neuerer Zeit bekannt geworden, sein Titel lautet: „Monnument du Costume. Suite d'estampes pour servir à l'histoire des mœurs et du costume des Français", 1775—1783, das schönste Werk zur Costümkunde des 18. Jahrhunderts, ein Meisterwerk von Moreau dem Jüngeren. Das jüngst vorgekommene Exemplar enthält eine Folge von 12 Kupferstichen von Freudenberg in doppelter Anzahl und die im Original aufgefundenen 24 Figurentafeln von Moreau als Federzeichnung in Sepia ausgeführt. Auf einer Versteigerung in Berlin im Mai 1891 hat das Werk zusammen mit vier anderen Zeichnungen von Freudenberg 109,500 M. eingebracht und ging in den Besitz des Barons Edmond de Rothschild über. Zu einem Schlußwort erwähnt Mühlbrecht sodann noch Holland, wo namentlich noch altfranzösische und altspanische Literatur zu finden ist. Aber ein Capitel „Bücherliebhaberei in Deutschland" existirt in dem verdienstvollen Buche nicht. Der Autor selbst entschuldigt sich damit, daß es bei uns vollständig an Vereinigungen fehle, welche sich die Förderung dieser Liebhaberei planmäßig zur Aufgabe machen. Wir bedauern lebhaft, daß sich Mühlbrecht hierdurch abhalten ließ, seinem Buch ein Capitel über Deutschland anzufügen. An Stoff dazu würde es ihm nicht fehlen. Mühlbrechts Arbeit ist, wie schon betont, fleißig und sehr anerkennenswerth, das von ihm gesammelte Material umfangreich und seine Darstellung gewandt und flüssig. Aber durch das Fehlen einer Darstellung deutscher Bücherliebhaberei wird es unsres Erachtens doch in seinem praktischen Werthe wesentlich beeinträchtigt und vielleicht entschließt sich der Autor noch in einer neuen Auflage, diesen Mangel gut zu machen.

α In „Kriegführung, kurze Lehre ihrer wichtigsten Grundsätze und Formen" (Berlin 1895. R. v. Deckers Verlag. G. Schenck, kgl. Hofbuchhändler) gibt Colmar Frhr. v. d. Goltz, kgl. preuß. Generallieutenant z. D., kais. ottomanischer Marschall und Generaladjutant, ein kurzes übersichtliches Compendium der Gesetze der Kriegführung, wobei die Formen der Truppenverwendung, die Thätigkeit der entwickelten Heeresmassen gegenüber der Mobilmachung und dem strategischen Aufmarsch der Heere eine Bevorzugung erfahren; es entspricht in trefflicher Weise dem Zwecke eines Leitfadens, um auf leichte Weise den Anfänger in ein gründliches Studium der Kriegskunst einzuführen. — Im nämlichen Verlag erschienen in vierter, vermehrter und verbesserter Auflage des Obersten v. Lettow-Vorbeck „Kriegsgeschichtliche Beispiele", ein Lehrbuch der angewandten Taktik, für dessen Vortrefflichkeit die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen zeugt. — Von vielen ähnlichen Schriften scheint uns manche Vorzüge zu besitzen: „Der Einjährig-Freiwillige und Officier des Beurlaubtenstandes der Infanterie. Ein Lehr- und Lernbuch für Einjährige, Reserve- und Landwehr-Officiere, für jüngere Linien-Officiere, sowie für Aspiranten und Fähnriche." Herausgegeben von Max Menzel, Hauptmann. Nach den neuesten Vorschriften behandelt. Berlin 1895. Verlag von R. Eisenschmidt. Verlagshandlung für Militärwissenschaft. Das Buch hält, was der Titel verheißt.

* Die Ausgrabungen auf dem Platze des Römerlagers bei Geimlinghausen haben in diesem Jahre ein besonders interessantes Ergebniß gehabt, welches vor allem der bewährten Leitung des Hrn. Konst. Koenen verdankt wird. Die Arbeiten werden dadurch besonders erschwert, daß es sich um drei zeitlich aufeinanderfolgende Niederlassungen handelt. Die Folge ist, daß die Grundmauern der aufgedeckten Gebäulichkeiten oft kreuz und quer laufen und den Scharfsinn des Forschers herausfordern. Die umfangreichste und wichtigste Niederlassung liegt der Zeit nach in der Mitte; sie wurde im Jahre 70 n. Chr. angelegt und bestand etwa bis zum Jahre 120. Das spätere, weit kleinere Lager dauerte fort bis zur Zeit Konstantins des Großen, der dazu überging, die Besatzungen aus den Kriegslagern in die Städte selbst zu verlegen; in unserm Falle kam die Truppe in das nahe Neuß, Novaesium. Jenes größere Lager hatte durchaus den Charakter einer regelrechten Festung. Die Casernen, Feldherren- und sonstigen Gebäude wurden von starken Mauern mit Thorburgen und Thürmen umgeben, und zwar — ganz in der Art des römischen Lagers — in einem Rechteck, dessen Längsseiten 572 Meter zählten. Die via principalis („Hauptstraße") lag ungefähr unter der jetzigen Köln-Neußer Chaussee; von jener aus führte die via praetoria durch das gleichnamige Thor zum Rheine hin. Die Besatzung bestand aus einer Legion (der sechsten) und der zugehörigen Reiterei. Die diesjährigen Ausgrabungen förderten u. a. die Grundrisse eines ausgedehnten Gebäudes an der via praetoria zu Tage. Hr. Koenen vermuthete in demselben ein großes Getreide-Magazin (horreum), und diese Vermuthung bestätigte sich durch den Fund einer großen Anzahl verbrannter Erbsen und Weizenkörner. Andere verkohlte Ueberreste bezeugten, daß jenes Gebäude einer Feuersbrunst zum Opfer fiel; auch die Grundmauern des zum Ersatz aufgeführten Magazins zeigten sich, aber in verändertem Grundriß. Auch Bade-Anlagen sind zum Vorschein gekommen; einige Wassercanäle sind trefflich erhalten, ebenso sind die Heizvorrichtungen erkennbar. Die bloßgelegten Stellen werden, wie auch in früheren Jahren, wieder zugeschüttet werden, und zwar in allernächster Frist. Das Gelände muß nämlich seinen landwirthschaftlichen Zwecken wiedergegeben werden. Dem Vernehmen nach werden die Ausgrabungsarbeiten in ein bis zwei Jahren vollendet sein. Die Ergebnisse sollen in einem Buche über Novaesium zusammengefaßt werden.

* Zu der am 20. ds. Mts. erfolgten glücklichen Heimkehr des dänischen Kreuzers „Ingolf" aus den isländischen Gewässern noch Kopenhagen läßt sich die „R. A. Z." von dort des Näheren berichten: Die „Ingolf"-Expedition ist Donnerstag, 20. August, nach vollendeter Fahrt nach Kopenhagen zurückgekehrt, nachdem sie während des letzten Theils ihres Zuges vornehmlich die Aufgabe gehabt hat, im Meere um und nördlich von Island verschiedene Untersuchungen anzustellen. Der Kreuzer segelte am 30. April 1896 von Kopenhagen ab, unter dem Befehl des Capitäns zur See Wandel; das Officiercorps bestand aus dem ersten Officier, dem Hauptmann Coers, den Lieutenants Kjar und Bloch, Dr. Thalstrup, dem Maschinenmeister Olsen. Außerdem nahmen die Zoologen Dr. Jungersen, Cand. Wesenberg-Lund und Cand. Lundbeck, der Hydrograph Cand. Knudsen und der Botaniker Cand. Ostenfeldt-Hansen an der Expedition theil. Zuerst wurde der Curs gegen die Färöerinseln gerichtet, darauf wurden westlich von den Färöerinseln und südlich Islands Untersuchungen der Meerestiefe angestellt. Das Pfingstfest wurde in Eskifjörd verbracht. Darauf wurden die Untersuchungen südlich von Island bei sehr hartem Wetter fortgesetzt. Während dieses Theils der Reise wurden die von der vorigen Expedition nicht zu Ende geführten Arbeiten in dem südlichen Theil der Davis-Straße, wo ein sehr interessanter unterseeischer Gebirgsrücken constatirt wurde, vollendet. Hierauf wurde in dem mittleren Theil der Davis-Straße gearbeitet und nach einem Aufenthalt in Dyrafjörd ging die Expedition im Juli nördlich um Island herum. Das Polareis lag damals noch so dicht bei Cap Nord, daß man es aufgeben mußte, die beabsichtigten Linien auszulegen; statt dessen wurden die Arbeiten östlich von Island fortgesetzt, so daß man wieder nach Dyrafjörd zurückging, um Kohlen einzuladen. Darauf ging die Expedition nach Jan Mayen, wo sie am 22. Juli ankam. Es gelang, auf der Insel zu landen, und es wurde constatirt, daß das Meer in dieser Gegend vollständig frei sei. Von Jan Mayen ging es gegen Ostfjörd im nördlichen Island; am Cap Nord erschien aber wieder das Eis, so daß die Linien nordwestlich von Cap Nord aufgegeben werden mußten. Das Polareis trieb in der Dänemarks-Straße sogar 15 Quadratmeilen westlich von Dyrafjörd. Nachdem man sich in Dyrafjördr aufs neue mit Kohlen versehen hatte, wurde die Arbeit bei fortwährender Anlegung von Stationen fortgesetzt, bis man am 12. August in Eldefund auf den Färöerinseln ankam, wo ein eisiges Kaltwetter an Bord gebracht wurde. Die Rückreise wurde darauf schnell und bei schönem Wetter fortgesetzt. Der Gesundheitszustand der Theilnehmer ist während der ganzen Reise befriedigend gewesen. — Der wissenschaftliche Erfolg der Expedition muß als ganz vorzüglich bezeichnet werden. Mehrere neue Thier-

Digitized by Google

arten sind entdeckt worden, sowie Exemplare von Arten, die früher nur einzeln vorhanden waren, so daß das Zoologische Museum eine reiche Ernte macht und großes Material für weitere Bearbeitungen vorliegt. Mehrere interessante hydrographische Ergebnisse sind erzielt worden, namentlich bei den zum erstenmal an Ort und Stelle unternommenen Analysen von Wasserproben. Dr. Thoulstrup bringt von der Reise eine bedeutende und interessante Sammlung von Photographien mit.

* Zur Rückkehr Nansens. Am 21. d. M. hat Nansen den „Fram", den er am 13. März vorigen Jahres verlassen hatte, wieder betreten, von seiner Mannschaft mit jubelnder Freude begrüßt. Capitän Sverdrup des „Fram" hatte ursprünglich vorgehabt, gleich nach dem Anlaufen des Hafens von Hjerrö nach Tromsö weiterzusahren. Im Hafen erfuhr er jedoch zu seiner grenzenlosen Ueberraschung, daß Nansen und Johansen bereits seit mehreren Tagen zurück seien. Sverdrup sandte Depeschen an Se. Majestät den König Oskar und an Nansen, sowie an das norwegische Ministerium und an die Bürgermeister von Tromsö und Christiania, in denen er diese von der glücklichen Heimkehr verständigte. Nicht ganz 1½ Stunden darauf hatte er bereits Nansens Antwort-Telegramm in Händen; bald darauf kam eine zweite Depesche von Nansen, der anzeigte, daß er zur Mittagsstunde Hammerfest verlassen werde, um dem „Fram" entgegenzueilen. Die beiden Schiffe, die Vergnügungsyacht „Odaria", auf welcher Nansen fuhr, und der „Fram" begegneten sich auf halbem Wege. Das Wiedersehen zwischen Nansen und seiner Mannschaft war über alle Maßen ergreifend. Die Leute umdrängten mit Thränen in den Augen ihren Führer und wollten seine Hände gar nicht loslassen. Jedem dankte Nansen für seinen Theil an dem Erfolge; den Capitän umarmte und küßte er immer und immer wieder. Sverdrup hatte seine Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen und sich als selbständiger Führer einer so schwierigen Expedition auf das glänzendste bewährt. Gegen 8 Uhr Abends langte der „Fram", der sich inzwischen wieder südwärts gewendet hatte, in Tromsö an. Die Stadt war beflaggt, die ganze Bevölkerung wartete am Ufer und brach in Jubelrufe aus. — Aus Hjerrö am 21. August telegraphiert Sverdrup Folgendes nach Christiania: „Der „Fram" legte heute hier in Ordnung und in gutem Zustande an, nachdem er sich planmäßig bei den neusibirischen Inseln vorbei an der nördlichsten Spitze von Franz Josephs-Land bewegt hatte, wo die höchste Breite während der Reise erreicht ward, nämlich 85 Grad 57 Minuten. Von diesem Punkte bewegte sich das Schiff rasch zu ungefähr 84 Grad 9 Minuten n. Br. und 15 Grad östlicher Länge, wo es dann ungefähr vier Monate, von Ende Februar bis Mitte Juli, gehalten wurde. Von hier wurde der „Fram" durch seine Dampfkraft aus dem Eise herausgearbeitet, eine Aufgabe, welche die Zeit zwischen dem 19. Juli und 12. August beanspruchte. Am letztgenannten Tage um 4 Uhr früh wurden die letzten Eisbeere passiert und das Schiff dampfte ins offene Gewässer nördlich von Spitzbergen hinaus. Die niedrigste Temperatur während der Reise war 52 Grad Celsius unter Null, die höchste 3 Grad über Null, die Seetiefe auf der Route zwischen 3400 und 4000 Meter. Man sah die ganze Zeit weder Land noch Eisberge. Das Aussehen des Eises wies während des Weges keine Verschiedenheiten auf, es war gebrochenes, holpereiges Eis, abwechselnd mit großen, ziemlich ebenen Flößen. Während zweier Jahre erreichte das Eis eine Dicke von ungefähr 4 Meter. Man sah keinerlei der Rede werthe Striche offenen Wassers. Sämmtliche Mitglieder der Expedition sind bei guter Gesundheit. Otto Sverdrup, Commandant der Expedition nach Dr. Nansens Abgang." — Ueber die künftigen Pläne Nansens verlautet nach einem Telegramm aus Christiania vom 23. d. M., daß derselbe zunächst beabsichtige, eine Expedition zur Kartenlegung der Südpolar-Region mit 2 Schiffen und vielen Hunden für Schlittenreisen nach dem Südpol zu unternehmen.

* Betreffs der literarischen Laufbahn des verstorbenen Professors der Philosophie Richard Avenarius gibt die „Neue Zür. Ztg." nachstehende Daten: Avenarius eröffnete seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Dissertation „Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozistischen Pantheismus und das Verhältniß der zweiten zur dritten Phase. Nebst einem Anhang: Ueber Reihenfolge und Abfassungszeit der älteren Schriften Spinoza's." Erst acht Jahre später trat er wieder mit einer größeren Schrift vor die Oeffentlichkeit, wobei er gewissermaßen ein Programm seiner künftigen Forschungen zu bieten gedachte: „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Princip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung." Leipzig 1876 (Habilitationsschrift). Dann nahm ihn die Redaction der von ihm gegründeten und unter Mitwirkung von Göring, Heinze und Wundt herausgegebenen „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" in Anspruch, einer Zeitschrift, die jetzt in ihrem 20. Jahrgang steht und großes Ansehen genießt. Mögen die Ansichten des Verstorbenen im Laufe der Jahre manche Aenderung erfahren haben, so gewähren doch auch heute noch seine ersten Beiträge zur „Vierteljahrsschrift" („Zur Einführung" und die drei polemischen Artikel „In Sachen der wissenschaftlichen Philosophie", Vierteljahrsschrift Bd. 1, 2 und 3) einen klaren Einblick in die Grundlagen seiner philosophischen Richtung. Das Haupt- und Lebenswerk, welches Professor Avenarius erst nach zwölfjähriger, nachgestrengtester Geistesarbeit ans Licht treten ließ, war seine „Kritik der reinen Erfahrung", 2 Bde., Leipzig 1888 und 1890, in welcher er sein System in abgeschlossener Form darbot, freilich in nuce und in der Terminologie so selbständig, daß auch der philosophisch Gebildete kaum unmittelbar an dieses großartige Denkmal herantreten kann. Eine Einführung bietet Fr. Carstanjen in der Schrift „Richard Avenarius' Biomechanische Grundlegung der neuen Allgemeinen Erkenntnißtheorie." München 1894. Theilweise als Ergänzung zur Kritik der reinen Erfahrung (jedoch auch als unabhängige Schrift wohlverständlich) darf man die Avenariussche Arbeit des Jahres 1891 betrachten: „Der menschliche Weltbegriff". Leipzig. In seiner Zeitschrift ist der Verstorbene zum letztenmale mit „Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie" (1894 und 1895) schriftstellerisch aufgetreten. An den Recensionen in der Vierteljahresschrift betheiligte sich Avenarius nicht. — Avenarius ist 1843 in Paris geboren, studirte in Zürich, Berlin und Leipzig hauptsächlich Philosophie, promovirte 1868 in Leipzig, habilitirte sich ebenda 1876 und folgte 1877 einem Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Zürich. In den letzten Tagen seines Lebens hatte er einen ehrenvollen Ruf an die Universität zu Freiburg i. B. erhalten.

* **München**, 24. Aug. Die Unterhandlungen, in welche Prof. Dr. H. Maye von der staatswissenschaftlichen Facultät hiesiger Universität infolge eines Rufes seitens der Schweiz behufs Uebernahme der ersten Professur für Forstwissenschaft am Polytechnikum in Zürich eingetreten war, haben damit geendet, daß Prof. Mayr in München verbleiben wird.

* **Straßburg i. E.**, 22. Aug. Der Privatdocent Dr. Emil Erlenmeyer in Straßburg ist zum außerordentlichen Professor in der mathematischen und naturwissenschaftlichen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität ernannt worden.

* **Paris**, 18. Aug. Der Chemiker Berthelot machte gestern in der Akademie der Wissenschaften eine interessante Mittheilung über die Metallurgie in den weitest zurückliegenden Epochen der Menschheit. Er legte dar, daß aus den neuesten Forschungen Hrn. v. Morgans hervorgehe, daß im Sinai-Gebirge Kupferminen existirten, die noch vor 3000 Jahren im Betrieb waren, nachdem sie während einer Periode von 4000 Jahren Mineral zur Verarbeitung geliefert hatten. Danach müssen dieselben gewiß als die ältesten Bergwerke der Welt angesehen werden. Recht bemerkenswerth ist, daß Hr. Berthelot nach den von Hrn. v. Morgan gelieferten Erzproben festzustellen vermochte, daß die Hüttenvorgänge, die zu jener Epoche zur Anwendung gelangten, um die Metalle zu scheiden und herauszuziehen, den heutigen völlig analog waren. Bei den Sinai-Erzen war übrigens ein sehr vervollkommnetes Verfahren erforderlich, da ihr Kupfergehalt ein sehr geringer war. Nur die Billigkeit der Arbeitskräfte, die von gefangenen Sklaven geliefert wurden, deren Leben nicht weiter in Betracht gezogen wurde, machte es möglich, Lager von so geringem Kupfergehalt, wie die im Sinai-Gebirge, nutzbringend auszubeuten. Das aus diesen alten Bergwerken stammende Kupfer ist mit einem Bruchtheil Zinn und Antimonium vermischt, so daß es also eine richtige Bronze bildete. („Frkf. Ztg.")

* In dem Aufsatze Zur Geschichte der älteren Hohenzollern von Heinrich Witte (Beilage Nr. 191) wollen nachstehende Druckfehler corrigirt werden: Seite 2 erste Spalte Zeile 12 von unten muß es heißen: für die hier in Betracht kommende Zeit, oder allenfalls: für die hier noch in Betracht kommende Zeit; ebenda Zeile 8 comitatu für comitate; Seite 4 zweite Spalte Zeile 10 vom Schluß aufwärts ist Bernhard IV. für Burchard IV. gedruckt; kurz vorher muß es Pleonungestal, nicht Pleonegestal heißen; Seite 1 zweite Spalte Z. 20 ist Burchard I. zu lesen.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 25. August. Nummer 196.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Reull in München.

Uebersicht.

Auf dem Polenschlachtfelde von Tannenberg. Von H. Singer. — Glück, sein Leben und Schaffen. IV. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Auf dem Polenschlachtfelde von Tannenberg.

(15. Juli 1410.)

„Die Oertlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit. Sie ist sehr oft der fossile Knochenrest, aus dem das Gerippe der Begebenheiten sich feststellen läßt, und das Bild, welches die Geschichte in halb verwischten Zügen überliefert, tritt durch sie in klarer Anschauung hervor“ — diese Worte unsres großen Moltke („Röm. Wanderbuch“) leiteten mich, als ich, vor etwa zwei Jahren auf einer Wanderung im südlichen Ostpreußen begriffen, auch dem Schlachtfelde von Tannenberg einen Besuch abstattete und dabei die geheime Hoffnung hegte, es möchten sich für mich aus diesem Besuch der historisch denkwürdigen Oertlichkeit auch einige historisch bedeutsame Resultate ergeben. Ich schicke gleich voraus, daß sich diese Erwartung nur in sehr geringem Maße erfüllt hat; immerhin aber werden die folgenden Bemerkungen über den Schauplatz jener Schlacht und über diese selber, einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte des Ordenslandes, wie des deutschen Ostens überhaupt, gerade in einer Zeit von Interesse sein, da man sich lebhafter als je mit den Zuständen beschäftigt, die in Westpreußen und Posen durch das Wiedervordringen des Polenthums im Lauf der letzten Jahrhunderte sich allmählich herausgebildet haben.

Wer mit der Bedeutung vertraut ist, die seinerzeit der Orden für die Germanisirung der heutigen Ostprovinzen gehabt hat, wird wissen, daß man in der Regel die Schlacht bei Tannenberg, die die Ritter gegen die vereinigten Polen und Litauer verloren, als das verhängnißvolle Ereigniß betrachtet, von dem ab der unaufhaltsame Niedergang des Ordens datirt. Von verschiedenen Seiten freilich wird diese Anschauung bestritten; ich komme weiter unten noch darauf zurück. Hier sei fürs erste nur daran erinnert, daß die Schlacht den ersten Theil jenes „Großen Krieges“ abschließt, der im Jahre 1409 nach vielen kleinen Reibungen zwischen dem Ordensstaate und Polen sozusagen mit Naturnothwendigkeit ausbrach, der dann nach rühmlicher Vertheidigung der Marienburg durch Heinrich von Plauen im Jahr 1411 mit dem Thorner Frieden einen scheinbar noch ziemlich glimpflichen Ausgang für den Orden hatte.

Zunächst einige Bemerkungen über das Schlachtfeld selber, das im südwestlichsten Winkel Ostpreußens und nahe der heutigen Grenze von Westpreußen zu suchen ist.

Oestlich und südlich von Frögenau, einem an der Chaussee Osterode-Gilgenburg liegenden Dorfe, dehnt sich eine etwa 20 qkm große, ebene Bodensenkung aus, die durchschnittlich 180 m hoch, heute von üppigen Getreidefeldern und Wiesen eingenommen wird und nur noch einige unbedeutende Moorflächen aufweist, die Reste der einst sich hier überall ausbreitenden unwegsamen Sümpfe und Brüche. Diese Ebene wird im Süden durch ein ziemlich unvermittelt ansteigendes Plateau von 230 bis 235 m Höhe überragt. Auch sein Abfall nach Westen zum Gilgenburger Dameransee und nach Süden ist auffällig genug, und die Bezeichnung dieser gegen 150 qkm einnehmenden Erhebung als Plateau insofern voll berechtigt, als sie einen sanftwelligen, im mittleren Theil, etwa um Ludwigsdorf, sogar vollkommen ebenen Charakter hat. Dem Nordabhang des Plateaus entlang verläuft die alte Landstraße von Gilgenburg nach Hohenstein, hier durch die Ortschaften Seemen, Grünfelde, Tannenberg und Mühlen bezeichnet. Wenig nördlich dieser Straße, zwischen ihr und Ludwigsdorf im Süden, auf der Höhe des Plateaus und hart am Rande desselben liegt, wie man mit Sicherheit annehmen kann, das nach dem nahen Kirchdorfe Tannenberg benannte blutgetränkte Schlachtfeld, wo am 15. Juli 1410 der Orden jene furchtbare Niederlage gegen die vereinigten Polen und Litauer erlitt.

Im allgemeinen kann die Lage des Schlachtfeldes nicht zweifelhaft sein — wir kommen weiter unten noch darauf zurück —, wir haben in dem Dreieck Tannenberg-Grünfelde-Ludwigsdorf wenigstens den wichtigsten Theil desselben vor uns. Friedlich liegt die Stätte heute da: ein freundliches Landschaftsbild; nichts erinnert an den heißen Kampf, der einst stundenlang hier tobte. Der Boden ist an der Nordseite des Plateaus ein wenig hügelig — eine 230 m hohe Stelle liegt am Wege Grünfelde-Ludwigsdorf — und besteht aus schwerem Lehm; er ist stark mit Steinen durchsetzt, die überall in den Feldern oder auch auf eigens dazu brachgelassenen Stellen zu umfangreichen Haufen und Wällen aufgeschichtet liegen, besonders auf der breiten mit Wachholdergestrüpp bewachsenen ostwestlich gehenden Flurgrenze der vorhin genannten beiden Dörfer. Die ganze Gegend hat in Folge dessen eine frappante Aehnlichkeit mit einem Ruinenfelde, und ich gestehe, daß ich hierdurch in meinem Suchen nach den Ueberresten der Hochmeistercapelle eine Zeitlang irre geführt wurde, um so mehr, da sie nach einer Beschreibung von Wachholdergebüsch, nach einer anderen von Brombergesträuch (!) überwuchert sein sollte.[1]) Letzteres ist indeß keineswegs der Fall. Die Ruine liegt einen halben Kilometer westlich vom Wege Tannenberg-Ludwigsdorf, an einer Stelle, die ebensowenig, wie der vorhin genannte Hügel im Westen, einen vollständigen Ueberblick über das ganze Feld gewährt, einen um so weiteren freilich über die Ebene zwischen Frögenau und Mühlen, auf Tannenberg, die Waldstreifen, die im Nordosten das tief eingeschnittene obere Drewenzthal begleiten und auf die Kernsdorfer Berge und Forsten im Nordwesten. Von den Waldungen, unter deren Schutz sich damals der Aufmarsch der Polen und Litauer vollzog, ist heute wenig mehr vorhanden, nur im

[1]) Altpreuß. Monatsschrift: 1868, S. 545; 1870, S. 42 (Strehlke: Ein Kloster auf dem Tannenberger Schlachtfelde); 1885, S. 637 und 1886, S. 142 (Horn: Tannenberg, mit Plan). Sonstige Literatur weiter unten.

Digitized by Google

Südwesten liegt in geringer Entfernung eine etwa 2 qkm umfassende Waldfläche und im Südosten bei Ludwigsdorf eine halb so große; die Wälder im Osten sind bis an den fernen Horizont gerückt, dagegen ist der Westen bei Seemen noch ziemlich waldreich. — Die Ueberreste der Capelle bestehen heute nur noch in den halbzerstörten Fundamenten, die von Erde und Gras bedeckt eine schwache Einsenkung umrahmen und so den Eindruck eines kleinen Ringwalles machen. Einzelheiten sind nicht mehr wahrzunehmen, es läßt sich nur die Richtung, Ost-West, und ungefähre Ausdehnung, 8 : 30 m, erkennen.

Die Geschichte der Capelle ist mit wenig Worten erzählt. Den ersten Plan zur Erbauung einer Gedenk-, freilich einer Siegescapelle, faßte gleich nach der Schlacht König Wladislaus Jagiello, der diese seine Absicht in einem Briefe an den Bischof von Pomesanien vom 16. September 1410 kundgibt. Das hatte allerdings zur Voraussetzung, daß er im Besitze der eroberten Landschaften blieb; da aber in Folge des weiteren Verlaufs der kriegerischen Ereignisse und der Bestimmungen des Thorner Friedens diese Voraussetzung nicht zutraf, mußte der König den stolzen Plan einer Sieges- und Dankcapelle auf dem Schlachtfelde selber auf sich beruhen lassen. Statt dessen errichtete der Hochmeister Heinrich von Plauen im Jahre 1413 an der Stelle, wo sein Vorgänger Ulrich von Jungingen im letzten Verzweiflungskampf mit den meisten seiner Gebietiger gefallen war, eine Mariencapelle verbunden mit einem Kloster — den Platz wird man drei Jahre nach der Schlacht sicher noch genau gekannt haben. Die Mittel zum Bau im Betrage von 5000 „Mark" (à 4½ Mk.) mußten jedoch — charakteristisch genug — durch eine Sammlung unter den Freunden und Verwandten der Gebliebenen aufgebracht werden. Der Hochmeister seinerseits stattete das Kloster mit hinlänglichen Einkünften aus zum Unterhalt für einen Ordenspriester, sechs Weltpriester und zwei niedere Geistliche, die die Verpflichtung hatten, regelmäßig bei Tag und Nacht für das Seelenheil der dort gefallenen Christen zu beten. Papst Johann XXIII. verlieh zu ihren Gunsten am 6. October 1412 einen für zehn Jahre geltenden Ablaß. Am ersten Fastensonntag des Jahres 1413 wurde die Capelle geweiht, und es geschahen hiebei große Zeichen und wunderbare Heilungen. Im darauffolgenden Jahre schon wurde die Capelle gelegentlich eines neuen Einfalls der Polen zerstört, 1416 aber wieder aufgebaut. Ueber ihre späteren Schicksale ist nichts bekannt, wahrscheinlich ging sie während des dreizehnjährigen Krieges (1454—66) zu Grunde, und man dachte in den schweren Zeiten, die nun folgten, wohl nicht mehr an eine Reconstruction; Heunenberger (1595) sagt, nachdem er der Tannenberger Schlacht in seiner „Erclerung der preussischen grössern Landtaffel" gedacht, ausdrücklich, daß das Capellenkloster zu seiner Zeit nur noch ein Trümmerhaufen sei.

Ein nach Süden offener ringförmiger Wall, der fast dieselbe Gestalt und Größe wie das Capellenfundament hat, doch im Gegensatz zu diesem nur aus Erde besteht, liegt etwa 200 Meter weiter östlich. Es ist möglich, daß wir darin die äußeren Ueberreste eines Massengrabes zu erblicken haben, in dem nach der Schlacht Freund und Feind — auch viele von den Litauern waren ja angeblich schon Christen — seine Ruhestätte fand. Ob man, wie es fast den Anschein hat, an dieser Stelle oder sonst in der Nähe jemals Nachgrabungen angestellt hat, ist mir nicht bekannt. — Einige runde Löcher von geringerem Umfange, in die man heute die vom Acker aufgelesenen Steine wirft, liegen hier und da in der Nähe, man hält sie ebenfalls für eingesunkene Gräber der Erschlagenen, an Ort und Stelle wohl auch für ehemalige Brunnen. — Eine rundliche flache Einsenkung wenig südlich der Ruine endlich deutet den Platz an, wo sich ehemals ein sehr besuchter wunderkräftiger Teich befand; namentlich Krüppel sollen dort Heilung gefunden haben, bis durch das Baden eines kranken Hundes — bekanntlich die überall wiederkehrende Erklärung für das Versiegen wunderthätiger Quellen ꝛc. — das Wasser entweiht und unwirksam wurde. Nichtsdestoweniger soll der Teich auch später noch viel Zulauf gehabt haben, und es sind, wie verbürgt ist, noch bis in die Mitte unsres Jahrhunderts dort vielfach Hemden und Kleidungsstücke gefunden worden, die, als den Krankheitsstoff enthaltend, von den Heilungsuchenden am Rande des Wassers zurückgelassen worden waren.

Was von Reliquien, Waffen ꝛc. aus der Schlacht sich bis auf unsre Zeit erhalten hat, ist wenig und recht zweifelhafter Natur. Ein Helm, den man in der neuen Kirche von Mühlen aufbewahrt, ist kaum so hohen Alters; dasselbe gilt noch mehr von einer Harnischplatte, einer Streitaxt und einem Paar Stiefeln, die sich in der Tannenberger Kirche befinden, wohl aber mögen einige Steinkugeln, die man ebendort zeigt, aus der Schlacht herrühren, in der ja auch die Artillerie des Ordens zu einiger, wenn auch recht schwacher und nutzloser Verwendung kam.

Das Andenken an die Schlacht ist heute unter der dortigen Bevölkerung wohl verbreitet, es ist jedoch der Gedanke völlig ausgeschlossen, daß auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht die gewaltige Kunde bis auf die jetzige Generation sich fortgepflanzt habe; dafür spricht auch der Mangel jeglicher Sagenbildung, die doch sonst an solche Ereignisse anzuknüpfen pflegt. Der sich lange behauptende Glaube an die Wunderwirkungen des erwähnten Gewässers hat eine andere Ursache: er ist nicht von dem Gedanken an das blutige Schlachtfeld, sondern von der Erinnerung an die Existenz einer mit reichen Gnadenmitteln ausgestatteten Capelle ausgegangen und hat sich auf dieser Grundlage weiter entwickelt. Was heute die Umwohner über die Bedeutung der Oertlichkeit wissen — es ist natürlich wenig genug — verdanken sie nur der Schule, die hier die Kinder sicher etwas eingehender, als es anderswo sein kann, mit diesem Theil der vaterländischen Geschichte bekannt macht.

Hieran mögen sich nun einige Bemerkungen über die Schlacht selbst knüpfen.

Die Frage nach ihrem Verlauf ist des öfteren Gegenstand von Untersuchungen gewesen, und wir besitzen seit Voigt eine Reihe von mehr oder minder von einander abweichenden Darstellungen der Schlacht. Voigt gibt in seiner bekannten Art, d. h. ohne ängstliche Kritik des ihm übrigens noch unvollständig vorliegenden Quellenmaterials, in seiner „Geschichte Preußens" Bd. VII (1836) S. 82 bis 99 eine von einem Plan begleitete ausführliche und etwas poetisch gehaltene Darstellung der Schlacht, wie sie nach seiner Ansicht verlaufen ist. — Caro, Geschichte Polens Bd. III (1869) S. 321—332, ist der erste, der kritisch zu Werke geht und deßhalb mit Benutzung noch anderer seitdem aufgefundener Quellen (u. a. der Cronica conflictus — abgedruckt in Scriptores rerum Prussicarum Bd. III) zu wesentlich anderen Resultaten im einzelnen gelangt. Von neueren Darstellungen wären noch drei erwähnenswerth. Horn, gestützt auf persönliche Anschauung der Oertlichkeit, verbreitet sich in der „Altpreuß. Monatsschrift" 1885, S. 637—648, ausführlich über die Frage, namentlich auch über die nach den Ordensstreitkräften, noch eingehender aber Köhler im II. Bande seiner „Entwicklung des Kriegswesens" (1886) S. 656—740. Horn bietet, abgesehen von einer Kartenskizze des Schlachtfeldes, wenig Neues zur Sache selbst, sehr bestechend und einleuchtend dagegen erscheint auf den ersten Blick die gänzlich neue Gesichtspunkte entwickelnde Darstellung Köhlers, und seine

Digitized by Google

Autorität wiegt schwer, weil er, selbst Militär (Generalmajor z. D.), über die Kriegführung und Kampfesart jener Zeit eingehende Studien gemacht hat und zu werthvollen Resultaten gelangt ist. Allein man wird doch das von ihm entrollte Bild der Schlacht als Ganzes nicht acceptiren können, namentlich deßhalb nicht, weil die hierbei dem Hochmeister und den Ordensfeldherren zugeschriebene Unfähigkeit und Unentschlossenheit zu unwahrscheinlich, ja ganz undenkbar ist. Auch bei der Benutzung der Quellen irrt Köhler, wenn er der Cronica conflictus einen so hohen Werth beilegt, in der übrigens über die Rolle der Litauer beim Beginn der Schlacht etwas ganz anderes steht, als der Verfasser daraus zur Stütze seiner Darlegung citirt. Was das Verhältniß der neben Posilges Ordenschronik wichtigsten Quellen von Dlugoß (Historia Polonine) und der genannten Cronica unter einander betrifft, so verbreitet sich darüber im Anschluß an eine sehr hübsche kritische Geschichte des Feldzugs und der Schlacht Thunert (Zeitschr. d. westpreuß. Gesch.-Vereins, Heft XVI, 1886). Wir ersehen daraus, daß jene Cronica conflictus nicht, wie bisher angenommen, eine originale Beschreibung der Tannenberger Schlacht ist, sondern in oft recht falscher Auffassung sich ebenso wie Dlugoß auf einen unbekannten Bericht stützt. „Wo sich Abweichungen in der Chronik und bei Dlugoß finden, hat der letztere die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Immerhin aber ist auch bei der Benutzung des Dlugoß (weil sein Bericht tendenziös) die größte Vorsicht geboten."

Eine eingehendere Würdigung jener wichtigsten neuen Darstellungen der Schlacht muß hier unterbleiben. Jedenfalls steht so viel fest, daß die Hoffnung, auf Grund der uns bekannten Quellen ein richtiges Bild der Tannenberger Schlacht zu erlangen, aufgegeben werden muß; es wäre daher zwecklos, hier einen neuen Versuch zu wagen. Nur einige in Betracht kommende Fragen sollen im Folgenden kurz berührt und die bei ihrer Beantwortung entstehenden Schwierigkeiten gewürdigt werden.

Obwohl die Berichte über die Schlacht, auch was die genaue Angabe der Oertlichkeit anlangt, viel zu wünschen übrig lassen und der Deutung und Erklärung im einzelnen weiten Spielraum gewähren, so wird unser Suchen unzweifelhaft auf die richtige Spur durch die Ueberreste jener Capelle gelenkt, die, wie wir wissen, einst an der Stelle errichtet worden ist, wo der letzte Kampf um den Hochmeister stattfand, wo dieser endlich selber fiel, nicht in der ursprünglichen Schlachtaufstellung der Ritter, die weiter südlich zu suchen ist, sondern hart am Rande des Plateaus, an den sie schließlich zurückgedrängt worden waren. Zur Zeit der Schlacht existirten bereits, wie aus den Berichten hervorgeht, die heute für die Umgrenzung des Schlachtfeldes in Betracht kommenden drei Dörfer Tannenberg, Grünfelde und Ludwigsdorf. Die beiderseitige ursprüngliche Aufstellung, so nehmen übereinstimmend die älteren und neueren Darstellungen an, lief der heutigen Landstraße zwischen Grünfelde und Tannenberg parallel, und der Zusammenstoß erfolgte in der Nähe und nördlich von Ludwigsdorf, wo eine flache, nunmehr durch die lange Bearbeitung fast ganz verwischte Senke das Terrain durchzieht. Es drängt sich beim Durchwandern desselben dem Beobachter unwillkürlich der Gedanke auf, daß wohl nur dem Drange der Verhältnisse nachgebend, der Hochmeister hier die Schlacht geschlagen hat; denn der Nachtheil der Ordensaufstellung gegenüber der der Verbündeten ist zu auffallend. Erstere hatte nämlich bereits in geringer Entfernung im Rücken — abgesehen von der Wagenburg — die Abdachung des Plateaus und die dahinter im Norden sich ausdehnenden Sümpfe und Brüche: eine Rückzugslinie, die unter Umständen verderblich werden konnte und es ja auch geworden ist; denn dort versanken viele der Fliehenden, Mann und Roß. Um so mehr muß uns dieser Aufmarsch befremden, als der Hochmeister die Möglichkeit einer Niederlage offenbar in Betracht gezogen zu haben scheint. Eine Erklärung gibt wohl nur die Annahme, daß das Heer im Gegensatz zur Ansicht des Hochmeisters die Schlacht unter allen Umständen wünschte, sowie die Thatsache, daß eine bessere Wahl des Kampfplatzes wie der Aufstellung in der Nähe nicht mehr möglich war, nachdem man mit dem ostwärts die Drewenzquelle umziehenden Feinde von Norden her Fühlung genommen hatte.

Dies führt uns auf die Frage, welchen Umständen im letzten Grunde der für den Orden so traurige Ausgang der Schlacht zuzuschreiben ist. Von den Chronisten berührt diese Frage der vertrauenswürdigste, der an dieser Stelle leider äußerst knapp und dunkel sich ausdrückende Posilge („Lindenblatt") oder vielmehr sein Fortsetzer; er weist einmal darauf hin, daß das Zögern mit dem Angriff seitens des Ordens, der in schlecht angebrachter ritterlicher Gesinnung dem Feinde Zeit zur Entwicklung habe geben wollen (!), den Vortheil einer Ueberrumpelung der überraschten Polen und Litauer aus der Hand ließ. Diesen Grund für die Unthätigkeit der Ritter, die drei Stunden lang dem Aufmarsch des Feindes zusahen, haben zwei der neueren Forscher, Köhler und Thunert, zweifellos mit Recht vollständig außer Acht gelassen. Es mag vielleicht richtig sein, daß der passende Moment für den Angriff verloren ging, doch handelte der Meister offenbar so in der richtigen Erkenntniß, daß es wenig nütze, die vereinzelt auftauchenden Abtheilungen der Polen und Litauer über den Haufen zu werfen und die Kraft zu verzetteln; daß ein entscheidender Vortheil nur durch einen Sieg über das Hauptheer und den Kern desselben zu erreichen sei. Auch die Ermüdung der Ritter, die die ganze vorhergehende Nacht unter sehr ungünstigen Witterungsverhältnissen marschirt waren, gebot eine kurze Erholung; daß diese nur in schlagfertig formirter Schlachtordnung angesichts eines an Zahl überlegenen Feindes stattfinden konnte, ist selbstverständlich, wenn natürlich auch wenig zweckentsprechend. Köhler schiebt dieses Verhalten des Hochmeisters seiner Unentschlossenheit und Furcht vor der Entscheidung zu! Der Meister wollte keineswegs unter den nun einmal vorliegenden Verhältnissen die Schlacht vermeiden, sondern nur den richtigen Zeitpunkt zum Losschlagen abwarten. — Dieses wohlbedachte Zögern mit dem Angriff, der dann gegen den Willen Ulrichs von Jungingen trotzdem zu früh begann — nicht erst in glühender Sonnenhitze, wie Horn meint, um Mittag, sondern schon etwa um 9 Uhr Morgens, während es gar noch regnete —, scheint aber für den Ausgang der Schlacht bedeutungslos gewesen zu sein, denn schon nach kurzem Ringen — die Artillerie kam wenig zur Geltung und schwieg bald — siegten die Ritter auf der ganzen Linie: ihr linker Flügel trieb die Litauer vor sich her, die für den weiteren Verlauf der Schlacht zum größten Theil nicht mehr in Betracht kamen, ihr rechter brachte die erste Schlachtreihe der Polen ins Wanken, deren großes Reichsbanner in Gefahr gerieth. — Was nun weiter erfolgt ist und die Wendung der Dinge herbeigeführt hat, bleibt dunkel und zweifelhaft. Was Dugloß erzählt, ist nicht vertrauenerweckend, die Cronica und Posilge sind hier höchst unklar. Die Niederlage nur der Uebermacht der Polen zuzuschreiben, ist doch wohl nicht angängig; denn die Truppen, die diese Uebermacht bildeten, waren recht fragwürdiger Natur, während Bewaffnung und Durchbildung der allerdings auch recht bunt zusammengesetzten, doch an gemeinschaftliches Wirken gewöhnten Ordensschaaren durchschnittlich auf erheblich höherer Stufe stand. Ein schwaches Licht über diesen Punkt zu verbreiten sind nur zwei Momente

Digitized by Google

geeignet. Einmal die Notiz in der Ordensdenkschrift über den Krieg für das Concil zu Kostnitz, aus der hervorgeht, daß der Meister gegen seinen Willen durch den Ordensmarschall und die zur Entscheidung drängende Kriegspartei zum Angriff gezwungen wurde, sodann die Thatsache, daß einige Schlachthaufen, die Kulmer unter Nic. v. Renys und andere Landesritter ihre Banner „unterdrückten", d. h. in verrätherischer Weise sich aus dem Staube machten, als der Hochmeister mit seinen noch frischen Reservetruppen zur Unterstützung der Kämpfenden — in welcher Weise, wissen wir nicht — eingreifen und damit jedenfalls die Entscheidung herbeiführen wollte. Daraus geht hervor, daß im Ordensheere wohl nicht alles so war, wie es angesichts der drohenden Gefahr hätte sein sollen, daß nicht nur Zwiespalt unter den obersten Führern, sondern offener Ungehorsam gegen den Meister herrschte, daß ferner nicht alle Theile des keineswegs einheitlich zusammengesetzten preußischen Heeres den Krieg wie die Schlacht wünschten, daß die meisten der Landesritter widerwillig und lau ihre Pflicht thaten und höchst ungern gegen die Polen Heeresfolge leisteten. Dasselbe wird nicht minder von den Contingenten der Städte gelten. Diese Elemente werden zum Theil auch schon vorher die Sache des Ordens verrathen und sich in Sicherheit gebracht haben. Es ist daher möglicherweise nur verrätherischen Vorgängen, die sich im einzelnen unsrer Kenntniß entziehen, der Verlust der Schlacht zuzuschreiben. — Um 5 Uhr Nachmittags etwa, nachdem der Hochmeister gefallen, wurde die Flucht allgemein; ein Theil der Fliehenden warf sich in die Wagenburg und wurde bei deren Erstürmung nach verzweifelter Gegenwehr und unter ungeheuren Verlusten auch der Polen von diesen niedergemacht — es fehlte hier den Ordenstruppen leider die einheitliche Führung, denn Niemand von den Beamten war übrig geblieben, um sie zu übernehmen.

83,000 Mann soll nach den älteren Angaben das Ordensheer, 163,000 Mann das der Verbündeten gezählt haben. Die ältesten Schlachtberichte sagen darüber aber nichts, wir wissen nur, daß beide Parteien an Streitkräften aufgeboten hatten, was nur zu erlangen war. Man hat nun neuerdings jene Zahlen, die Voigt nach Henneuberger acceptirt hat, für arg übertrieben erklärt, hat einen ungefähren Ueberschlag über die beiderseits zur Verfügung stehenden Mittel gemacht und ist in das andere Extrem gefallen, indem man das Fußvolk garnicht, sondern nur wenige tausend Ritter an der Schlacht theilnehmen läßt, die ihren sagenhaften Nimbus vollständig verliert und als ein geringfügiges Gefecht erscheint, das nur deßhalb einige Beachtung verdiene, weil dort zufällig der Hochmeister und die meisten Gebietiger gefallen sind; ebensowenig habe der Verlust der Schlacht irgend welche besonders nachtheiligen Folgen für den Orden gehabt, dessen Niedergang seit diesem Tage sei ganz anderen Verhältnissen zuzuschreiben. — Wie kommt man nur zu einer solchen Geringschätzung der Schlacht und ihrer Folgen, über die doch schon die Zeitgenossen erheblich anders dachten? Die Zahlenangaben mögen allerdings übertrieben sein, vor allem die über das Heer des Ordens, da man in der That nicht weiß, wie dieser 83,000 Mann hätte aufbringen können. Was dagegen das Heer der Polen, Litauer und Tataren angeht, so möge man sich erinnern, daß ähnliche und noch größere Schaaren sich öfters ehemals von Osten her, einer Völkerwanderung gleich, auf die westliche Cultur geworfen haben; sie hatten einen gewissen Kern, der für die eigentliche Schlacht in Betracht kam, ihm aber folgten ungezählte Schwärme roher, wilder Räuber. So jedenfalls auch hier. Daß diese leichten, wenig disciplinirten Truppen gegen die deutschen Ritter mit irgend welchem Erfolg überhaupt nicht zu verwenden waren und auch nicht verwendet worden sind, mag zugestanden werden. Der Orden aber umgab sich nicht mit solchen Elementen — wo hätte er sie auch hernehmen sollen? Was er an Truppen besaß, war auch für den Kampf bestimmt und ist zweifellos im Drange der Noth bis auf den letzten Mann in der Tannenberger Schlacht verwendet worden, wenn auch die Hauptstärke des Heeres zu jener Zeit noch in den schwergepanzerten Rittern lag. Aus dieser Betrachtung geht hervor, daß die beiden Heere in ihrer Kampfesstärke keineswegs so ungeheuer von einander verschieden waren, daß man dieser Ungleichheit einzig und allein den Ausgang der Schlacht zuschreibt. Was dem Orden numerisch abging, ersetzte er reichlich durch seine überlegene Führung und Disciplin, oder hätte es vielmehr ersetzen können. Die Schlacht ging aber dennoch verloren und zwar unter ungeheuern Verlusten beiderseits. Daß gar der Hochmeister und die obersten Beamten am Schluß der Schlacht ihr Leben unkluger Weise preisgaben, muß als ein Beweis für die Verzweiflung und Erbitterung gelten, die sich des Ordensheeres bemächtigt hatte, sie hat nicht nur ihm selber, sondern auch den Siegern gewaltige Verluste gebracht, wenn auch nicht in der Höhe von 100,000 Mann, die in der Schlacht und bei der Erstürmung des Lagers bei Grünfelde, sowie auf der Flucht im ganzen geblieben sein sollen. Die Ordensdenkschrift spricht von ultra decem et octo milia cristifidelium corpora. Diese von Voigt als zu klein vernachlässigte Zahl zu bezweifeln, liegt kein Grund vor; sie bezieht sich nur auf den Verlust des Ordens, der ihn sicherlich genauer anzugeben in der Lage war, als der gleichfalls „christliche" Polenkönig. Dieser mag jener Zahl und den Umständen entsprechend ca. 25—30,000 Mann verloren haben.

Die Schlacht ist also bedeutungsvoll und blutig genug. Und ihre Folgen? Es ist ja richtig, daß, abgesehen von der Verwüstung gewisser Landstriche durch den Krieg, der Orden dank seinem Retter Heinrich von Plauen im Thorner Frieden keine Einbuße an Land und Leuten erlitt. Um so mehr aber nahm seine Schwäche den aufsässigen Städten und Rittern gegenüber zu, infolge des Eindrucks der Tannenberger Niederlage. Bis dahin hatte man den Orden zum wenigsten gefürchtet, so widerwillig man auch seine Herrschaft schon seit geraumer Zeit ertrug; nun war der Glaube an seine Unüberwindlichkeit dahin, er hatte zum ersten mal, wenn auch mit Ehren, im blutigen Würfelspiel verloren und wie verloren! Das ermunterte zu versteckten und offenem Ungehorsam; dieser trat ja schon in der Schlacht selbst zu Tage und dann in dem eifrigen Entgegenkommen dem siegreichen Jagiello gegenüber, dem feigen Verrath an der Landesherrschaft seitens des eingesessenen Adels. — Kann man somit auch nicht behaupten, daß der Tag von Tannenberg den Orden von der Höhe seiner Macht gestürzt hat — diese Höhe hatte er schon seit einem Menschenalter überschritten — so wurde doch der Auflösungsproceß desselben durch den Verlust dieses Waffenganges mit Polen in einem Grade beschleunigt, wie es entgegengesetzten Falls ganz undenkbar gewesen wäre. Unzweifelhaft bildet daher die Schlacht von Tannenberg einen verhängnißvollen Wendepunkt in der Geschichte des Deutschen Ordens und des deutschen Ostens.

H. Singer.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

IV.

Nach der Kunde von Glucks großem Erfolge ernannte die Kaiserin Maria Theresia ihn zu ihrem Kammercomponisteur. Von größerem Belang war für ihn außer dem künstlerischen der materielle Erfolg in Frankreich. Er erhielt für die Iphigenie ein Honorar von 20,000 Livres; die gleiche

Digitized by Google

Summe wurde ihm für jede folgende Oper zugesagt, außerdem hatte er eine lebenslängliche Pension von 1000 L. zu erwarten, die bei der vierten um 500, bei der sechsten um 1000 L. stieg. Reichardt, der dies, nachdem er 1785 und 1787 in Paris gewesen, in seiner Schrift „An das musikalische Publicum" erzählt, schreibt begeistert: „Ich lernte an Glucks Opern eine Gattung kennen, die an Großheit und echtem Kunstwerth Alles, was man in Italien und Deutschland und England sieht und hört und denkt, so unendlich weit übersteht, daß man nur durch die unbeschreiblich große und ganze Pariser Vorstellung einer solchen Oper selbst eine Idee von der einzig wahren großen Oper bekommen kann." Diese enthusiastische Aeußerung gerade über die Pariser Aufführungen hätte nicht aus der besonnenen Feder des gewiegten Kenners fließen können, wenn nicht Gluck es gewesen wäre, welcher in den Proben mit brennendem Eifer und nie versiegender Geduld, sein Werk ins Leben zu rufen, die Ausführenden so zu sagen umgeschaffen und aus Mechanikern zu Künstlern gemacht hätte, welche fähig waren, seine Helden und hohen Frauengestalten darzustellen. Nachdem schon zu den Proben der Iphigenie sich Zutritt verschafft hatte, wer nur immer konnte, machte man später die Generalproben zu Orpheus und Alceste dem Publicum officiell zugänglich, und der Zudrang zu ihnen stieg bald so hoch, daß man Tausende abweisen mußte. Die splendide Ablohnung aber, welche Gluck zu theil wurde, gewinnt an Bedeutung durch die Thatsache, daß Sacchini, welcher für jede Oper nur 10,000 Livres erhielt, unter Berufung auf Gluck ebenfalls Anspruch auf lebenslängliche Pension machte und, wie Reichardt von ihm selbst gehört zu haben scheint, mit der Antwort abgewiesen wurde: „Gluck, den großen Reformator, sehe man in Allem als eine Ausnahme an."

Indeß war der große Reformator auch nicht unempfänglich gegen die Verlockungen des Mammon; sie stärkten sein schon früher gelegentlich hervorgetretenes Talent zum Geschäftsmann bis zu einer dem Künstler nicht gerade förderlichen Höhe. In der Absicht, die sechs Opern, welche ihm so große Honorare nebst hoher Pension einbringen sollten, in möglichster Eile zu liefern, dachte er zuerst an seinen Orpheus. Wollte er dieses Werk für die Pariser Bühnenverhältnisse einrichten, so konnte es nicht ohne empfindliche künstlerische Einbuße, nicht ohne directe Verballhornung geschehen, — und er schreckte nicht davor zurück. Da weder das Pariser Theater einen Castraten hatte, noch gegenüber dem Pariser Witze zu wagen gewesen wäre, einen solchen zu engagiren, mußte die für Contra-Alt geschriebene Rolle des Orpheus für hohen Tenor (Haute contre) umgesetzt werden, was ein bedauerliches Transponiren richtig und sein gewählter Tonarten bei den Nummern der Rolle und zugleich ein völliges Corrumpiren des ursprünglichen durchdachten Tonartenverhältnisses der ganzen Oper zur Folge hatte. Außerdem verlangte der Tenorist Legros, für den der Orpheus umgesetzt wurde, Concessionen, welche Glucks dramatischen Maximen geradezu Hohn sprachen — und Gluck gewährte sie. Der Orpheus wurde in seiner Umgestaltung am 2. August 1774 zum erstenmal aufgeführt und gefiel trotz derselben ganz außerordentlich, fast nicht weniger als die Iphigenie. In beiden Opern sahen die einsichtigeren Franzosen ihren bisherigen nationalen Stil gleichsam verklärt, beide machten Glucks Ansehen, dessen Genius selbst Voltaire sich beugte, zu einem überwiegenden in Frankreich.

Mit diesem Erfolge konnte er beruhigt in seine Heimath zurückkehren, um daselbst neuen „Lieferungen" für Paris obzuliegen, mochte dies vorläufig auch nur durch Fortsetzung der am Orpheus mit so großem äußeren Glück begonnenen Umarbeitungen geschehen. Zuerst kam das schon 1759 componirte Singspiel „Cythère assiégée" von Favart, ein mythologisches Schäferspiel, welches schon damals als das erscheinen mußte, was wir jetzt verzopft nennen, an die Reihe. Es wurde als „Opern-Ballet" in 3 Acten für Paris eiligst zugerichtet. Dem durchaus hohlen Inhalt des Sujets und seiner nicht minder faden Gestaltung entsprach — das war hier die einzige eines Gluck würdige Consequenz — eine merklich inferiore, eben seiner nicht würdige Musik, welche zu alldem noch mit Tänzen eines galanten Pariser Componisten Namens Berton vermengt war. Die Oper kam am 11. August 1775 zu Paris in des Componisten Abwesenheit zur Aufführung und — gefiel nicht. Gluck selbst hatte die Franzosen ja zwischen einem ernsten, erhabenen Musikdrama und einer werthlosen Alltagserscheinung unterscheiden gelehrt. Ein Glück für ihn war das gut erfundene Bonmot des Arnaud: „Herkules versteht nun einmal besser mit der Keule, als mit dem Spinnrocken der Omphale umzugehen; darum bleibt er doch, auch im Garne der perfiden Schönen, Herkules." Das Bonmot sprach sich herum, und Gluck war und blieb „toujours Hercule". Daß die Franzosen zu ihrer eigenen Ehre die Cythère ablehnten, war zugleich die schönste Anerkennung für den „Hercule".

Nun ging es an würdigere, an würdigste Aufgaben, welche auch Aufträgen der Pariser Operndirection entsprachen: an die Bearbeitung der Alceste und die Composition zweier neuer Opern nach alten Texten des Quinault: Roland und Armida. Die bereits begonnene Arbeit an ersterer wurde plötzlich unterbrochen und für immer eingestellt durch eine Nachricht von großer Tragweite, welche Gluck aus Paris von seinem rührigsten Freunde, dem Bailli du Rollet, empfing. Der Dubarry, welche schon zu Lebzeiten Ludwigs XV. den damals berühmtesten italienischen Operncomponisten Nicola Piccini zum Gegner Glucks ausersehen hatte, war es durch ihren auch nach dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. noch immer mächtigen Einfluß gelungen, für Piccini, gleichzeitig mit Gluck, den Auftrag zur Composition des Roland von Seite der Opernakademie zu erwirken, wobei jedoch zum Vortheil des Componisten vorgesehen war, daß Marmontel den alten Text bearbeite. Ueber diesen Treubruch, welcher sein Unternehmen ernstlich gefährden konnte, aus Rand und Band gerathen, warf Gluck nicht nur alles, was vom Roland bereits fertig war, ins Feuer, sondern schrieb auch an du Rollet jenen denkwürdigen, von beleidigtem Stolz und starkem Selbstgefühl zeugenden Brief, welcher, da er (wahrscheinlich durch Veranlassung du Rollets selbst) mit allen Ausfällen auf Marmontel und die Freunde der Dubarry in der „Année littéraire" vom Jahre 1776 zum Abdruck kam, den äußeren Anstoß zum berühmten Streit der Gluckisten und Piccinisten gab, der die Musikfreunde der Seinestadt nunmehr aufs neue in zwei erbitterte Heerlager trennen sollte. Für Glucks Art zu schaffen ist übrigens eine Stelle in jenem Schreiben von Bedeutung, aus welcher man erfährt, daß er gleichzeitig mit der Arbeit an Roland auch schon mit der an der Armida begonnen hatte, ja sogar dieselbe, als du Rollets Brief ankam, wenigstens nach seiner Gepflogenheit „im Kopfe", nahezu vollendet haben mußte. Indem er seinem Freunde die Bedingungen nennt, unter welchen er der Direction (Hébert) die Armida zur Aufführung überlassen wolle, schreibt er für den Fall, daß man vorläufig nicht darauf eingehen sollte: „Ich habe die Musik schon danach eingerichtet, daß sie nicht so leicht veralten wird."

Indeß galt es vorerst, die umgearbeitete Alceste in Paris zur Aufführung zu bringen, und Gluck kehrte mit derselben im Februar 1776 dorthin zurück. Da die französische Partitur den Verfasser der textlichen Bearbeitung nicht nennt, ist die Autorschaft nicht mit voller Sicherheit

Digitized by Google

festgestellt. Doch spricht, gegenüber den Raisonnements von Winterfeld und Chrysander, welche als Umarbeiter Guillard bezeichnen, alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Bailli du Rollet es war, welcher an dem italienischen Original des Calzabigi — sich versündigte. Seine Umarbeitung des Poëms der Alceste hat dieser Oper sicher ebenso zum Nachtheil gereicht, wie die musikalische dem Orpheus. Ob es aber diesem Umstand zuzuschreiben ist, daß die Alceste bei ihrer ersten Aufführung (am 23. April 1776) vollkommen durchfiel, ist schwer zu sagen; wahrscheinlich hätte das „De profundis" auch im Original des Calzabigi den Parisern nicht besser zugesagt. Die beiden im Stoff selbst liegenden Grundfehler, der Mangel an Handlung und die deprimirend passive Rolle des Admet, waren nun einmal nicht zu ändern, mochte auch die französische Bearbeitung durch Zuhilfenahme des Hercules — die übrigens den Admet erst vollends bloßstellt — einen unbedeutenden Zuwachs zur dürftigen Handlung gefunden haben. Daß diese Dürftigkeit in Paris noch mehr als in Wien empfunden wurde, hatte vielleicht seinen Grund in dem Umstande, daß man sich in Paris noch an Quinaults Drama „Alceste, ou le triomphe d'Alcide" (mit Musik von Lully) erinnerte, in welchem — zur Unterhaltung und zugleich Verherrlichung Louis-Apollo's XIV. — alles Erdenkliche oder vernünftig Undenkliche an Spectakel und „plaisirs" zusammengesucht war. Selbst Grimm, der in Hinsicht der Textfrage den französischen Standpunkt nicht verlassen kann und noch auf Quinault zu schwören scheint, spottet über die neue Alceste: „So lang die Oper ist, so kurz ist der Inhalt, und diese außerordentliche Einfalt ist ohne Zweifel ein ganz neues Verdienst auf einer Bühne, auf der man bisher nur durch fortreißende Folge der merkwürdigsten und mannichfaltigsten Situationen glaubte gefallen zu können. Dieses Gedicht ist mit solcher Geschicklichkeit angelegt, daß die Theilnahme in bewunderungswürdiger Stufenfolge vom ersten Auftritt bis zum letzten abnimmt. Admet ist im zweiten Aufzuge so flach, so lächerlich, daß man sich den Antheil nicht verzeihen kann, den man ihm im ersten geschenkt; der ganze dritte Act ist nichts als eine frostige Wiederholung des ersten. Welch ein Unterschied zwischen diesem Gedicht und dem Quinaults!" Von gleichen Empfindungen niedergedrückt, soll man auch während der Proben, wie Gretry in seinen Memoiren erzählt, daran gedacht haben, ein Comité zu bilden, welches erwägen solle, ob man das Werk dem Publicum vorführen dürfe. Der Erfolg sollte leider für die Berechtigung einer solchen Befürchtung sprechen, — die Oper wurde förmlich ausgezischt. Der Stoff war, von den unleugbaren Schwächen der Gestaltung abgesehen, für die Franzosen zu einfach, — das hatte Gluck nicht bedacht. Er hatte der Aufführung hinter den Coulissen beigewohnt und stürmte, außer sich über die unerwartete Kränkung, aus dem Opernhause. Doch wurde der erste Schlag alsbald gelindert; das Verständniß für die Schönheiten auch dieses Werkes wuchs mit jeder folgenden Aufführung, nur konnte es die Popularität der Iphigenie und des Orpheus nicht erringen, es lag den theatralischen Begriffen der Franzosen zu fern.

Vorläufig aber hatte sich Glucks Situation trüb genug gestaltet. Das Vertrauen, in welches er sich beim Pariser Publicum durch die Iphigenie und Orpheus gesetzt hatte, schien nun durch zwei aufeinanderfolgende Mißerfolge erschüttert, und wie selten ein Unglück allein kommt, traf bald von Wien die Nachricht ein, daß unterdessen Marianne, gerade einen Tag vor dem verhängnißvollen 23. April, den Blattern erlegen sei. Die Mutter eilte in die Arme des tiefgebeugten Gatten, um mit ihm zu weinen. Seine Klage, die er überall hinsandte, wo er Theilnahme finden konnte, erhält eine Bestätigung in einem ergreifenden Beileidsschreiben, welches ihm Wieland unterm 13. Juli 1776 aus Weimar sandte. In demselben erfahren wir, daß Goethe ein begeistertes Gedicht auf die entschlafene Sängerin im Herzen trage, aber momentan durch seine ihn über Gebühr in Anspruch nehmende Stellung (im geheimen Conseil des Herzogs Carl August) an der Ausarbeitung gehindert sei. Interessant ist in diesem Schreiben auch der Wunsch Wielands, für Gluck ein Opernpoëm verfassen zu können, wie überhaupt die Verehrung, welche der Weimarer Dichterkreis dem zeitgenössischen Tondichter zollte, für dessen Bedeutung schwer in die Wagschale fällt. Vermuthlich waren die persönlichen Beziehungen durch Klopstock vermittelt worden, welchem Gluck seine Nichte in Straßburg vorgestellt hatte, wobei sie den Dichter durch ihren Gesang und ihr einnehmendes Wesen bezauberte.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. R. Hamlet als Rearosthenier. Von Dr. Fr. Robinstein. Leipzig 1896. Hermann Haacke. Wie empfehlen die ausgezeichnete Schrift allen guten, wirklich human gesinnten Menschen, insbesondere aber denen, welchen die sogenannte moderne Psychologie mit ihren z. Th. überspannten Prätensionen schweres Alpdrücken verursacht. Mit wahlthuender Wärme und überlegenem Geiste bekämpft der hochgesinnte und hochgebildete Verfasser, ein Berliner Arzt, der durchaus auf dem Boden unsrer heutigen exacten Naturauffassung steht und nicht ein Titelchen von dem Rechte der unbeschränkten freien Forschung preisgibt, jenen falschen Realismus, der im Wirklichen nur das Niedrige, Entartete, Krankhafte sieht und darstellt und überall Krankheiten wittert, der nunmehr daran geht, auch die classischen Meister des Dramas sich unterthan zu machen, indem er den Nachweis versucht, daß auch sie bereits absichtlich und bewußt Krankheitsdarstellungen eben nur um der Krankheiten willen auf die Bühne gebracht haben. Nach Rubinsteins erleuchteter Auffassung ist Shakespeare keineswegs ein Monograph oder Photograph menschlicher Leidenschaften, er schildert in seinen Helden nicht die typischen Eigenschaften der Eifersucht, der Herrschgier, der Willensschwäche u. s. w., sondern er stellt Menschen dar von energischem Empfindungsleben oder auch von feinfühligee Sinnlichkeit, welche, in den Verwicklungen des Daseins stehend, damit gemäß dem ihnen eigenen Gesammtcharakter ringen, kämpfen oder darauf reagiren und so ihr innerstes geistiges Leben in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen offenbaren; er schildert hochangelegte, trostvolle oder höchst sensible Menschen, welche je nach ihrer Natur und entsprechend ihren Daseinsbedingungen so handeln und enden mußten, wie der große Dichter es darstellt: „Seine Werke sind ein Spiel von Lebens, keine Krankenjournale." Rubinsteins Ausführungen eichten sich ganz besonders gegen Karl Rohners „Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie." Berlin u. Prag 1895. Dieses Schriftchen stellte ursprünglich einen Vortrag vor, der in der Gesellschaft für psychologische Forschung gehalten wurde, einer jener ganz modernen Vereinigungen von nützu strebsamen Fachmännern und raisonirenden Dilettanten, aus deren Schoße in der jüngsten Zeit schon so manche Fehlgeburt hervorgegangen ist. Wir wollen nicht näher auf Rubinsteins treffliche Schrift eingehen: ihr Umfang ist klein, ihr Inhalt klar und fesselnd, ihre Tendenz unüberechtigt, ihre Motive rein sittlicher Art; sie kann von jedem verstanden und nach ihrem vollen Werthe gewürdigt werden, der nicht mit erheblichen Defecten in der einen oder anderen Richtung behaftet ist. Nur die Schlußworte sieher zu setzen sei uns gestattet; sie lauten: „Das Schicksal des Polen in der Welt, das ist das trübe Problem. Edelsinn, Feinheit und Gewissenhaftigkeit finden in der Welt kein Verständniß. Gewaltmenschen, brutale Darwinstagsgänger sind die Günstlinge des Glücks und die Helden des Haufens. Auch die Wissenschaft ist teilgeisch und dient gelegentlich der Zeit, die in ihrer „demokratischen Tendenz" überragende Personen nicht leiden kann und sie am liebsten ins Tollhaus sperren möchte: die dichterischen, großen Gestalten „ja effigie", d. h. in Reden und Büchern. Der Rest ist Schweigen!"

A. R. Das Wesen des Denkens. Beiträge zu einer Grundlegung der Logik. Von Dr. A. Mezecionko. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1896. — Dieses, wenn auch nur in negativer Hinsicht, um nicht geradezu zu sagen als pathologische Leistung ganz interessante Schriftchen schließt mit den Worten: „Das Denken ist, wenn man es in sich auffaßt, ein Widerspruch

Digitized by Google

in sich selbst. Es ist aber vom Standpunkt der Wirklichkeit aufzufassen. Das Denken ist vernünftig, weil es wirklich ist." Dem muß dem Verfasser zugestimmt werden, den Beweis, daß das Denken ein Widerspruch in sich selbst ist, für seine Person vollgültig geliefert zu haben. Jeder weitere Anspruch aber, namentlich etwa der, über die Natur des Denkens irgend etwas Klares, Fruchtbares gesagt zu haben, muß ebenso entschieden abgewiesen werden.

A. R. **Wirklichkeitsstandpunkt. Eine erkenntnißtheoretische Skizze** von Dr. Rudolf Weinmann. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Der Verfasser mocht den an sich sehr berechtigten Versuch, den Idealismus Kants zu überwinden und den Standpunkt für eine Philosophie der Wirklichkeit zu gewinnen. Daß eine solche Aufgabe in einer „Skizze" von 87 Seiten befriedigend gelöst werden könne, wird niemand erwarten, der nur einigermaßen mit der Kant'schen Philosophie vertraut ist. Dazu kommt aber noch, daß unser Verfasser kaum die Anfangsgründe davon kennen gelernt hat; er beweist dies selbst, indem er S. 20 ganz naiv behauptet, es sei absolut nicht einzusehen, „warum sich die Philosophie so nicht auf die Behauptung zu gute thue, daß die Aussagen unsres Bewußtseins den Objecten ganz und gar nicht entsprechen". Hätte er nur die Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft von 1787 oder die ersten zwölf Seiten der Prolegomena studirt, so hätte er eine solche Behauptung nicht aufstellen können. Seine eigenen Ausführungen sind in hohem Grade naiv und beweisen, daß er mit Grundlage und Aufbau des Idealismus überhaupt, ganz abgesehen also von Kant, völlig unbekannt ist. Eine so platte Lehre ist dieser denn doch nicht, um solchen Angriffen zu erliegen.

* **Organisation der 68. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M., 21. bis 26. September 1896.** — 1. **Geschäftsführung.** Geh. San.-Roth Prof. Dr. med. M. Schmidt, I. Geschäftsführer. Prof. Dr. phil. W. König, II. Geschäftsführer. Dr. med. A. Knoblauch, Schriftführer. Hugo Metzler, Cassenführer. II. **Ausschüsse.** a) Geschäfts-Ausschuß. Derselbe besteht aus den Geschäftsführern, dem Schriftführer und Cassenführer, sowie den HH. Prof. Dr. med. L. Edinger, Stadtverordneter L. Sonnemann und Stadtarzt Geh. San.-Rath Dr. med. A. Spieß. b) Orts-Ausschuß. Derselbe besteht aus den Mitgliedern des Geschäfts-Ausschusses, ferner den Vorsitzenden sämmtlicher Ausschüsse nebst den Redacteuren des Tageblattes und der Verhandlungen u. a. c) Ausstellungs-Ausschuß. Vorsitzender: C. Hartmann; d) Wohnungs-Ausschuß. Vorsitzender: Dr. phil. Th. v. Fritzsche; e) Fest- und Vergnügungs-Ausschuß. Vorsitzender: Dr. med. L. Luquer; f) Ausflugs-Ausschuß. Vorsitzender: Dr. phil. J. Epstein; g) Damen-Ausschuß. Vorsitzender: Dr. med. E. Roedinger; h) Redaction des „Tageblattes". Vorsitzender: Dr. med. H. Schlesinger: Druckrei: Mahlau u. Waldschmidt; i) Redaction der „Verhandlungen". Oberlehrer J. Blum, Obersstabsarzt I. Cl. a. D. Dr. med. C. Kuthe; k) Redaction des „Medicinischen und naturwissenschaftlichen Führers durch Frankfurt a. M." Geh. San.-Rath Dr. med. A. Spieß. Das Bureau der Geschäftsführung befindet sich am Salzhaus 3, I. — **Allgemeine Tagesordnung.** Sonntag, den 20. September: Morgens 10 Uhr: Sitzung des Vorstandes der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte im großen Conferenzzimmer des Hauptpersonenbahnhofs (Nordflügel). Morgens 11 Uhr: Grundsteinlegung des Denkmals Samuel Thomas v. Soemmerrings. Mittags 12 Uhr: Sitzung des wissenschaftlichen Ausschusses im großen Conferenzzimmer des Hauptpersonenbahnhofs (Nordflügel). Abends 8 Uhr: Begrüßung im Saalbau (mit Damen): Liedervorträge des Sängerchors des Frankfurter Lehrervereins. Montag, den 21. September: Morgens 9 Uhr: I. Allgemeine Sitzung im großen Saale des Saalbaues. 1. Eröffnung durch den ersten Geschäftsführer der Versammlung, Hrn. Geh. San.-Rath Prof. Dr. med. Moritz Schmidt. 2. Begrüßungsansprachen. 3. Mittheilungen des Vorsitzenden der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, Hrn. Geh.-Rath Prof. Dr. med. Hugo v. Ziemssen (München). 4. Vortrag des Hrn. Prof. Dr. med. Hans Buchner (München): Biologie und Gesundheitslehre. 5. Vortrag des Hrn. Geh. Hofrath Prof. Dr. phil. Richard Lepsius (Darmstadt): Cultur und Eiszeit. Nachmittags 3 Uhr: Bildung und Eröffnung der Abtheilungen. Wahl der Wahlmänner für den wissenschaftlichen Ausschuß. Abends 7 Uhr: Festvorstellung im Opernhause; Vorstellung im Schauspielhause. Nach denselben zwanglose gesellige Vereinigung. Dienstag, den 22. September: Morgens 9 Uhr: Sitzungen der Abtheilungen. Wahl der Wahlmänner für den wissenschaftlichen Ausschuß (sofern nicht am 21. September Nachmittags vollzogen). Nachmittags: Sitzungen der Abtheilungen. Abends 6½ Uhr: Festessen im Zoologischen Garten (mit Damen), nach demselben zwanglose gesellige Vereinigung daselbst. Mittwoch, den 23. Sept.: Morgens 9 Uhr: Wahl des wissenschaftlichen Ausschusses durch die Wahlmänner im großen Saal des Saalbaues. Abtheilungssitzungen, bezw. gemeinsame Sitzungen verschiedener Abtheilungen. Gemeinsame Sitzung der Abtheilungen der medicinischen Hauptgruppe im großen Saale des Saalbaues, Morgens 9½ Uhr. Vorsitzender: Hr. Geh. Medicinalrath Prof. Dr. med. Wilhelm His (Leipzig). Zur Verhandlung kommen: „Die Ergebnisse der neueren Gehirnforschung." Es haben Referate übernommen: He. Geh. Medicinalrath Prof. Dr. med. Paul Flechsig (Leipzig): Die Localisation der geistigen Vorgänge. Hr. Prof. Dr. med. Ludwig Edinger (Frankfurt a. M.): Die Entwicklung der Gehirnbahnen in der Thierreihe. Hr. Geh.-Roth Prof. Dr. med. Ernst v. Bergmann (Berlin): Ueber Gehirngeschwülste. Discussion. Die Uebertragung von Vorträgen, die für Abtheilungssitzungen angemeldet sind, auf diese gemeinsame Sitzung bleibt späterer Verständigung vorbehalten. Nachmittags: Abtheilungssitzungen, bezw. gemeinsame Sitzungen verschiedener Abtheilungen. Abends 8½ Uhr: Fest-Commers (mit Damen) in der Landwirthschaftlichen Halle, gegeben von der Stadt Frankfurt a. M. Donnerstag, den 24. September: Sitzungen der Abtheilungen. Abends 8 Uhr: Festball im Palmengarten. Freitag, den 25. September: Morgens 9 Uhr: Geschäftssitzung der Gesellschaft im großen Saale des Saalbaues. Morgens 9½ Uhr: II. Allgemeine Sitzung daselbst. 1. Vortrag des Hrn. Professor Dr. med. Max Verworn (Jena): Erregung und Lähmung. 2. Vortrag des Hrn. Dr. med. Ernst Below (Berlin): Die praktischen Ziele der Tropenhygiene. 3. Vortrag des Hrn. Geh. San.-Rath Prof. Dr. med. Karl Weigert (Frankfurt a. M.): Neue Fragestellungen in der pathologischen Anatomie. Nachmittags: Ausflüge 1. nach Darmstadt zum Besuch der Technischen Hochschule (Besichtigung der neuen Institute) und der Landwirthschaftlichen Versuchsstation; 2. nach der Lungenheilanstalt Falkenstein, der Volksheilstätte Ruppertshain und Königstein i. T.; 3. nach den Höchster Farbwerken zur Besichtigung der Serumabtheilung; 4. nach Bad Sodren a. T.; 5. nach Bad Nauheim. Abends: 1. Zwanglose gesellige Vereinigung im Saalbau in Darmstadt; 2. Gesellige Vereinigung im Garten des Hotel Pfaff in Königstein i. T.; Concert und Beleuchtung der Burgruine; 3. Gesellige Vereinigung auf der Curhausterrasse in Bad Soden a. T., Concert und bengalische Beleuchtung des Curparks; 4. Gesellige Vereinigung auf der Curhausterrasse in Bad Nauheim, Concert und Beleuchtung des großen Sprudels; 5. Festconcert des Museumsgesellschaft im großen Saale des Saalbaues in Frankfurt a. M. Sonnabend, den 26. September: 1. Tagesausflug nach Homburg v. d. H. Besichtigung des Curlungebietes, Badehauses und Saalburgmuseums. Gemeinsames Frühstück auf der Terrasse, gegeben von der Stadt Homburg. Fahrt nach der Saalburg, Besichtigung derselben unter sachmännischer Führung. Rückkehr nach Homburg. Mahl im Curhause, Gartenfest und Brillantfeuerwerk im Curpark. 2. Tagesausflug nach Marburg i. H. Führung zur Besichtigung der Institute der Universität und der Sehenswürdigkeiten der Stadt. Musikfrühschoppen auf Bopp-Lederers Terrasse, gegeben von der Stadt Marburg. Gemeinschaftliches Mittagessen im Local der Museumsgesellschaft, Garten- oder Waldfest. Abends event. Beleuchtung des Schlosses. 3. Vormittagsausflug nach Gießen (event. mit dem Ausflug nach Marburg zu verbinden). Besichtigung der medicinischen Universitätsinstitute, sodann Frühstück in der Actienbrauerei, gegeben von der Stadt Gießen. — **Erläuterungen zur Tagesordnung. Anmeldungen zur Mitgliedschaft** erfolgen schriftlich beim Schatzmeister der Gesellschaft, Hrn. Dr. Karl Lampe-Vischer, Leipzig, an der Bürgerschule 2, vom 20. Sept. an auch persönlich in der Geschäftsstelle der 68. Versammlung, in der Turnhalle des städtischen Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Junghofstraße 16. Theilnehmer an der Versammlung kann jeder werden, welcher sich für Naturwissenschaften und Medicin interessirt. Die Theilnehmerkarte ist von jetzt ab gegen Einsendung von 15 M. an den Cassirer der Geschäftsführung der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, Hrn. Hugo Metzler in Frankfurt a. M., am Salzhaus 3, zu erhalten. Sie berechtigt zum Bezug des Festabzeichens, des Tageblattes, der Festgabe und sonstiger für die Theilnehmer bestimmter Drucksachen, sowie zur Theilnahme an den Sitzungen und Festlichkeiten und ferner zur

Digitized by Google

Entnahme von Damenkarten zum Preise von 6 M. Die später erscheinenden „Verhandlungen“ werden den Mitgliedern der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, soweit sie auf dieselben abonnirt oder an der Versammlung theilgenommen haben, zugestellt. Für Mitglieder, welche den Betrag für Bezug der Verhandlungen bereits an den Schatzmeister eingezahlt haben, ermäßigt sich der Preis der Theilnehmerkarte um 6 M. Bei Lösung derselben ist die Quittung des Schatzmeisters vorzulegen. Theilnehmer, welche nicht Mitglieder der Gesellschaft sind, erhalten die „Verhandlungen“ zum Preise von 6 M., wenn sie sich in eine in der Geschäftsstelle ausliegende Liste einzeichnen.

* Die Versammlung der Vorstände der deutschen Impfstussgewinnungs-Anstalten wird gelegentlich der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am Sonntag, dem 20. September, Vormittags zu Frankfurt a. M. in einem noch näher zu bezeichnenden Locale stattfinden. Anschluß an die Abtheilung 25, Hygiene, einschließlich Nahrungsmitteluntersuchung. Eine zweite Zusammenkunft ist für Montag, den 21. September, Abends in Aussicht genommen. Tagesordnung: Vaccinale Protozoen und Mikrobren (Referent Pfeiffer-Weimar). Keimfreie Lymphe (Referent Neidhart-Darmstadt). Wirksamkeit der centrifugirten Lymphe (Referent Voigt-Hamburg). Variolavaccine. Thierpocken. Impfgegner, Scheinimpfungen, Aufdeckung des Thatbestandes bei Verdächtigungen der Impfung. Wirksame Organisation der Zusammenkünfte der Impfherren. Für die Abtheilungssitzungen sind bezügliche Vorträge in Aussicht genommen, z. B. von Oberimpfarzt Dr. med. L. Voigt in Hamburg: Ueber vaccinale Serumtherapie. Nach der Sonntags-Vormittagssitzung wird ein gemeinsames Mittagessen stattfinden. Als Theil der wissenschaftlichen Ausstellung der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in der städtischen gewerblichen Fortbildungsschule in Frankfurt a. M. ist gleichzeitig eine Jenner-Centenar-Ausstellung beabsichtigt.

* Die I. Jahresversammlung des Vereins abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes wird im Anschluß an die am 18. und 19. September in Heidelberg tagende Versammlung des Vereins der deutschen Irrenärzte und unmittelbar vor Beginn der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am Sonntag, dem 20. September, Nachmittags 5 Uhr, im Bankettsaale des Saalbaues zu Frankfurt a. M. stattfinden. Vorsitzender: Dr. Smith; Schriftführer: Dr. Fürer. Tagesordnung: 1. Professor Dr. med. A. Forel in Zürich: Ueber Ziele und Aufgaben des Vereins abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes. 2. Dr. med. A. Smith in Schloß Machach: Der Alkoholismus und seine wissenschaftliche Bekämpfung. 3. Dr. med. Fürer in Eberbach: Aus der Vereinscorrespondenz. Weitere Vorträge sind in Aussicht genommen. Am Abend des 20. September wird ein Festessen mit Ausstellung und Proben der bis jetzt bewährten alkoholfreien Erfrischungsgetränke stattfinden. Als Theil der wissenschaftlichen Ausstellung der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in der städtischen gewerblichen Fortbildungsschule in Frankfurt a. M. ist gleichzeitig eine Ausstellung alkoholfreier Erfrischungsgetränke beabsichtigt. Alle Theilnehmer der Versammlung sind zu den Verhandlungen des Vereins freundlichst eingeladen.

F. K. Archäologische Mittheilungen. In der Hafenstadt von Athen ist, wie wir in der Athenischen Zeitung „Asty“ lesen, eine ansehnliche Badeanlage ausgegraben worden, in der man das von einigen alten Schriftstellern erwähnte Bad des Seeungeln erkennt: ein Bassin von beträchtlichem Umfang und daneben ein kleinerer Raum von kreisförmigem Grundriß, beide in den Fels gehauen, der zweite Raum mit Nischen ringsum ausgefüttet, die zur Aufbewahrung der Kleider und des Badegeräths gedient haben werden. Das Bassin steht mit dem Meer in Verbindung. Der Boden ist mit Mosaiken bedeckt, die figürliche Darstellungen — eine Frau mit Hunden neben sich, vermuthlich die Göttin des benachbarten Heiligthums von Munychio, ein Viergespann — aufweisen. Bruchstücke von Votivreliefs wurden gefunden, die dem Zeus Meilichios geweiht waren. In dem Heraogelon befand sich nach Photios ein Heroon seines Begründers, des sonst unbekannten Serunges; man darf hoffen, bei Fortsetzung der Ausgrabungen die Benennung der Anlage durch die Auffindung von Weihgaben für diesen Serangos bestätigt zu sehen. — Die Ausgrabungen des Frhrn. Hillee v. Gaertringen auf der Insel Thera (Santorin) sind andauernd vom Erfolg begünstigt gewesen. Die Ausgrabungen in der Nekropole haben zahlreiche große und kleine wohlerhaltene Thongefäße mit „geometrischer“ Ornamentik zu Tage gefördert, sowohl solche von einheimischer Fabrication als auch Import aus Werkstätten des Festlandes. Auf dem anderen Ausgrabungsfeld bei dem Nymphaion, das sich durch die Mannichfaltigkeit der Weihinschriften als eine Art Pantheon erwies, wurden viele Inschriften gefunden, in der Nähe ein Altar des Apollon Maleatas, ein Heiligthum der Ge und Anderes.

* Ueber eine neue Entdeckung auf dem Planeten Mars, die auf der amerikanischen Bergsternwarte in Arizona Mr. Percival Lowell am 16. August gelungen ist, hat soeben das Kabel aus Boston Kunde gebracht. Es handelt sich um die ringetretene Verdoppelung des Ganges, eines der berühmten Marscanäle. Der Ganges ist einer der Canäle von mittlerer Größe, er verbindet den Lacus Lunae mit dem Sinus Aurorae und erstreckt sich über ein Gebiet von 17 Grad nördlicher bis 6 Grad südlicher Breite und 64 Grad bis 56 Grad Länge; er gehört also dem Aequatorialgürtel des Planeten an. Der Canal war bei der kartographischen Aufnahme des Planeten von Schiaparelli 1877 (und 1888) eine einfache Verbindungsstraße der beiden genannten großen Wasserbecken und wurde von den beiden größeren, ebenfalls in den Lacus Lunae mündenden Canälen Hydraotes und Chrysorrhoas flankirt. Später hatte schon Schiaparelli eine Verdoppelung sowohl des Ganges, wie auch des Hydraotes beobachtet und auf seinen Marskarten festgelegt. Die Kabelmeldung von der um 16. August wieder beobachteten Verdoppelung des Ganges berechtigt nun um so mehr zu der Annahme, daß wir am Vorabende weiterer neuer Entdeckungen über die berühmten Marscanäle stehen, als die fragliche Beobachtung zu einer Zeit gelungen ist, in der sich der Planet noch recht weit von der Erde befindet, und da seine Sichtbarkeit bis zu seiner Anfang December eintretenden Erdnähe eine immer günstigere wird. Dazu kommt, daß der Planet in seiner diesjährigen günstigen Beobachtungszeit eine sehr große Höhe am Himmel erreicht, so daß diesmal auch die nördlicher gelegenen Sternwarten in der günstigen Lage sind, erfolgreich an der weiteren Erforschung der räthselhaften Erscheinungen an der Marsoberfläche theilzunehmen.

* München, 25. Aug. Heute früh verstarb in Tutzing der Professor der Anatomie Dr. med. Nikolaus Rüdinger. Er war geboren 25. März 1832 zu Büdesheim in Rheinhessen, studirte in Heidelberg und Gießen und wurde 1855 Prosector am anatomischen Institut zu München. 1862 wurde er Adjunct, 1870 außerordentlicher und 1880 ordentlicher Professor der Anatomie, sowie zweiter Conservator der anatomischen Anstalt und Sammlung. Er bemühte sich, die Photographie in großem Maßstabe als wichtiges Illustrationsmittel für anatomische Zwecke zu verwerthen. Auch hat sich eine von ihm erfundene neue Conservirungsmethode menschlicher Leichen für anatomische wie chirurgisch-operative Unterrichtszwecke als sehr brauchbar erwiesen. Außer zahlreichen kleineren Arbeiten veröffentlichte er u. a.: „Die Anatomie des peripherischen Nervensystems des menschlichen Körpers“ (2 Bde. mit 37 Tafeln, Stuttgart 1870), „Atlas des peripherischen Nervensystems des menschlichen Körpers“ (2. Aufl., ebd. 1872), „Atlas des menschlichen Gehörorgans“ (München 1868—75), „Beiträge zur Histologie des Gehörorgans“ (ebd. 1870), „Beiträge zur vergleichenden Anatomie und Histologie der Ohrtrompete“ (ebd. 1870), „Topogr.-chirurg. Anatomie des Menschen“ (4 Abtheilungen und Supplement mit 48 Tafeln, Stuttgart 1870—78), „Beiträge zur Anatomie des Gehörorgans, der venösen Blutbahnen der Schädelhöhle, sowie der überzähligen Finger“ (München 1876), „Ueber die willkürlichen Verunstaltungen des menschlichen Körpers“ (Berlin 1875), „Beiträge zur Morphologie des Gaumensegels und des Verdauungsapparates“ (mit Atlas, Stuttgart 1879), „Beitrag zur Anatomie der Affenspalte und der Interparietalfurche beim Menschen“ (Bonn 1882), „Beitrag zur Anatomie des Sprachcentrums“ (Stuttgart 1882), „Zur Anatomie der Prostata“ (München 1883).

* Leipzig, 24. Aug. Der außerordentliche Professor der Universität, Dr. Dr. med. Karl Heß, erster Assistenzarzt des Instituts für Augenheilkunde, erhielt nach dem „Tagbl.“ einen Ruf als ordentlicher Professor der Augenheilkunde an die Universität Marburg.

* Zürich, 25. Aug. Tel. Gestern starb hier im Alter von 73 Jahren Professor Dr. Egli, bekannt als Herausgeber des Werkes „Nomina geographica“.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 26. August. Nummer 197.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menst in München.

Uebersicht.

Henry David Thoreau. Von A. v. Ende. — Glück, sein Leben und Schaffen. V. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Henry David Thoreau.

Von A. v. Ende (Chicago).

Amerika ist merkwürdig arm an genialen Sonderlingen. Das hastige Hetzen und Jagen des hiesigen Lebens scheint der Entwicklung individueller Charakterzüge und Gepflogenheiten nicht günstig zu sein. Die Menschen schleifen sich an einander ab wie Kiesel. So selbständig und unabhängig sie auch nach außen hin scheinen, unter sich haben die Amerikaner nicht den Muth, ihre Eigenarten zu vertheidigen. Sie müssen immer mit der Masse gehen, sie müssen sich einer Schablone anpassen. Individualisten in Theorie und Praxis sind sehr selten. In der amerikanischen Literatur gibt es vielleicht nur zwei solche: der eine ist der Dichter Walt Whitman, der andere ist Henry David Thoreau, der Mann, welcher die Natur besser kannte, als irgend einer der Professoren, die damals an den Universitäten dieses Landes Lehrstühle der Botanik, Zoologie oder Geologie bekleideten, und doch keine wissenschaftliche Carriere machte, keine machen wollte; der Mann, welcher jahrelang in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebte und für die politischen Ereignisse seiner Zeit einen schärferen Blick und ein gesünderes Urtheil hatte, als diejenigen, welche mitten im Parteigetriebe standen; der Mann, der die amerikanische Literatur nur um wenige Bände bereicherte, diese aber von solcher Eigenart, daß man nicht weiß, unter welche Rubrik man sie einreihen soll. Man rechnet ihn zu der sogenannten Concordschule, aber er war consequenter als irgend einer der Transscendentalisten. Er nahm selbst unter ihnen eine isolirte Stellung ein. John Burroughs, auch ein Mensch, der im Buche der Natur zu lesen verstand, nennt Thoreau „ein extremes Product der Civilisation und modernen Cultur, jedoch so wenig berührt von dem weltlichen Handelsgeist dieser Zeit und dieses Landes, wie irgend eine Rothhaut, die einst an den Ufern ihres heimathlichen Flusses gelebt hat". Das ist in wenigen Worten eine vortreffliche Charakteristik des eigenthümlichen Mannes, der durch sein „Walden" ein Classiker der amerikanischen Litteratur wurde.

Thoreau war der letzte männliche Sproß eines französischen Emigranten, der von der Insel Guernsey nach Amerika gekommen war. In Concord am 12. Juli 1817 geboren, wuchs er in der Universitätsatmosphäre von Harward auf und graduirte auch daselbst in seinem 20. Lebensjahre, ohne sich jedoch irgendwie auszuzeichnen. Eine Zeit lang unterrichtete er mit seinem Bruder in einer Privatschule, aber der Schulstaub war ihm zu unangenehm. Sein Vater war Fabricant von Bleistiften, und diesem Gewerbe wandte sich Thoreau zu. Es gelang ihm, eine Waare herzustellen, die mit den besten Londoner Fabricaten concurriren konnte. Seine Freunde glaubten, nun stände ihm der Weg zum finanziellen Erfolg offen, und beglückwünschten ihn. Zu ihrem Staunen erklärte er, keinen Bleistift mehr anfertigen zu wollen — was er einmal erreicht habe, wolle er nicht wiederholen. Zu einer Zeit, da alle seine Alters- und Studiengenossen sich einen Beruf wählten, zog Thoreau es vor, anscheinend müßig in der Umgegend umherzuschlendern und sich seine Unabhängigkeit zu wahren — anscheinend müßig, denn in Wirklichkeit eignete er sich auf diese Weise seine seltenen Naturkenntnisse an. Er konnte sich nicht entschließen, sich auf die engen Grenzen eines Berufs zu beschränken, und doch gab es keinen fleißigeren, keinen thätigeren Menschen als er war. Wenn es galt, sich zu irgend einem Zwecke Geld zu erwerben, dann scheute er sich vor keiner Arbeit, dann baute er ein Boot oder einen Zaun, oder beschäftigte sich mit Pflanzen, Pfropfen, Landvermessen, so lange ihm nur keine dauernde Verpflichtung auferlegt war. Seine mathematischen Kenntnisse, sein vortreffliches Augenmaß, sowie seine Vertrautheit mit Concords Umgebung ließen es ihm nie an Arbeit auf diesem Gebiete fehlen. Leicht konnte er mit seinem Auge die Höhe eines Baumes, das Gewicht irgend eines Gegenstandes schätzen. Entfernungen maß er mit seinen Schritten besser ab, als andere mit ihren Instrumenten. Dies war auch die einzige Thätigkeit, die ihm ganz zusagte, da sie ihn nicht an das Haus fesselte und in neue, unbekannte Gegenden führte.

Thoreau war kein Hypochonder, aber er mied die Gesellschaft. Die Manieren und das Gespräch sogenannter gebildeter Leute machten auf ihn keinen Eindruck. Er zog den Verkehr mit den Indianern vor. Er war die personificirte Reaction gegen die Halb- und Ueberbildung der höheren Stände. Er beschränkte seinen Umgang auf wenige auserlesene Freunde, unter ihnen Alcott und Channing, und nur in Emersons Hause hielt er sich manchmal mehrere Wochen auf. Mit der Jugend verkehrte er gern und ergötzte sie durch die Schilderung seiner Erlebnisse in Wald und Feld. Er war stets bereit, mit Kindern auf die Suche nach Beeren, Nüssen oder Kastanien zu gehen. Wurde er hingegen von ihm unsympathischen Fremden gefragt, ob sie sich auf seinen Wanderungen zu ihm gesellen dürften, so antwortete er trocken: er wüßte nicht. Nichts sei ihm wichtiger als seine Spaziergänge; er habe keine Zeit der Gesellschaft zu opfern. Er war ein Mensch, der die Rückkehr zur Natur nicht nur predigte, sondern zur That machte. Die moderne Arbeitstheilung flößte ihm ein Grauen ein. „Ich habe noch nie auf meinen Wanderungen einen Menschen bei der einfachen und natürlichen Beschäftigung, sein eignes Haus zu bauen, angetroffen. . . . Wo soll diese Arbeitstheilung enden? Was für einen Zweck hat sie schließlich? Unzweifelhaft kann auch ein anderer für mich denken; aber es ist doch nicht wünschenswerth, daß dies mein eigenes Denken ausschließt. . . . Sollen wir das Vergnügen des Bauens für immer dem Zimmermann überlassen?" Und er beschloß, sich dieses Vergnügen nicht entgehen zu lassen. Im März 1845 ging

er in den Wald, nahe Walden Pond bei Concord, und begann Weißtannen für sein Haus zu fällen, und sobald es das Wetter erlaubte, den Boden für seinen Garten zu bestellen. Im Mai war die Hütte fertig. Alcott, George William Curtis und ein Farmer halfen sie richten. Am 4. Juli zog Thoreau ein. Hier war es, wo er zwei Jahre lang nur seinen Studien und seinen Arbeiten lebte. Sommer und Winter, bei Tag und bei Nacht machte er lange Spaziergänge. Aber es war nicht bloß die Wanderlust des Dichters und des Naturfreundes, die ihn in das Freie lockte zu jeder Tages-, zu jeder Jahreszeit. Es war auch der Sammeleifer des Naturforschers. Er selbst suchte ja nur Eindrücke, Erfahrungen; für sich sammelte er höchstens Indianerreliquien. Nichts entging ihm. Eines Tages fragte ihn ein Fremder, wo man Indianerpfeilspitzen finden könne. Ueberall, antwortete Thoreau, bückte sich und hob eine auf. Agassiz, der sich damals mit dem Studium amerikanischer Fische beschäftigte, bekam von ihm manche Sendung Fische und Schildkröten, die ihn geradezu entzückte. „Es war ein Genuß, mit ihm zu wandern", sagte Emerson. „Er kannte das Land wie ein Fuchs oder ein Vogel und durchschritt es auf eigenen Pfaden. Er kannte jeden Fußstapfen im Schnee oder auf dem Boden und wußte, welches Geschöpf vor ihm den Weg gegangen war. . . . Unter dem Arme trug er stets ein altes Notenbuch zum Aufbewahren von Pflanzen; in seinen Taschen Tagebuch und Bleistift, Fernglas, Mikroskop, Messer und Bindfaden. Er trug einen Strohhut, starke Schuhe und derbe, graue Beinkleider, die dem Eichengestrüpp und den Schlingpflanzen widerstanden und es ihm ermöglichten, Bäume zu erklettern und sich die Nester der Habichte und Eichhörnchen anzusehen. Er watete in den Sumpf nach Wasserpflanzen. In seinem Tagebuche waren alle Pflanzen verzeichnet, die an dem Tage blühen sollten. Er führt so genau Buch darüber, wie ein Bankier über fällige Noten."

Thoreau besaß eine dem Naturforscher unerläßliche Eigenschaft — Geduld. War ihm ein Schmetterling, ein Vogel, ein Fisch, eine Eidechse, ein Eichhörnchen entschwunden, so wartete er, bis die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln herauskamen, durch seine Unbeweglichkeit ermuntert, sich ihm näherten, ihn neugierig betrachteten. So erwarb er sich ihre Zutraulichkeit. Fische schwammen auf ihn zu und ließen sich aus dem Wasser nehmen. Vögel setzten sich auf seine Schultern. Schlangen wanden sich um seine Beine. Er war ein Wächter der Natur in und um Concord. Der erste Frosch, der erste Käfer, das erste Frühlingsblümchen waren ihm viel wichtiger als die neuesten Nachrichten aus Paris und London. Alles Wilde, Ursprüngliche übte auf ihn einen mächtigen Zauber. Mehreremal machte er Ausflüge nach Maine, lediglich um seine lieben Indianer zu besuchen. So undankbar auch die Aufgabe ist, Indianer auszufragen — Emerson meinte, man könnte ebensogut einen Biber oder einen Hasen ins Verhör nehmen —, Thoreau erfuhr von ihnen vieles, was sie anderen verschwiegen. Die Natur und die Naturvölker hatten für ihn mehr Reiz als die Cultur und die Culturmenschheit. Er freute sich, wenn er auf seinen Wanderungen niemand begegnete. Er liebte es, im Sturm draußen zu sein, gründlich durchnäßt zu werden. „Man kann keine bessere Mauer zwischen sich und dem Dorfe aufrichten," sagt er, „als einen Sturm, in dem die Dorfbewohner sich nicht herauswagen." Demnach war er das Orakel der Farmer in der Umgegend von Walden. Zu ihm kamen sie, wenn sie eine Scheune bauen, einen Brunnen bohren, einen Fluß überbrücken, einen Zaun errichten, einen Keller anlegen wollten; bei ihm holten sie sich Rath, wenn die Getreidewanze auftrat, wenn die Dürre die Ernte gefährdete, wenn sie über das bevorstehende Wetter Auskunft haben wollten. Er war ein durchaus praktischer Mensch, dieser Träumer, dieser Schwärmer, der sich selbst einen Mystiker nannte. Er war ein geborener Arbeiter, ein Arbeiter mit Hirn und Hand, aber er war nicht der Sklave seiner Arbeit. Er war der Herr; er stand allzeit über ihr. Darum war dem berufslosen Einsiedler von Walden die Arbeit ein Genuß. Hatte er sich aber genug erarbeitet, um für längere Zeit mit Geld versehen zu sein, dann hörte er auf und kehrte wieder in seinen Wald, zu seinen Liebhabereien zurück. Nichts störte ihn. Das nächste Haus war eine Meile entfernt. Die Eichhörnchen aber kletterten auf sein Dach, Hasen liefen über seine Schwelle, des Morgens weckte ihn der Vögel Sang und des Abends lauschte er dem Schrei des Käuzchens. Emerson, Channing und Alcott kamen oft hinaus. „Dann", schreibt er, „ließen wir das kleine Haus wiederhallen von lautem Jubel, und von dem Gemurmel ernster Gespräche, daß das Thal von Walden für seine lange Periode des Schweigens entschädigt wurde. . . . Bei einem Napfe Grütze bauten wir manche nagelneue Theorien."

Mit der Natur, der Welt, die er sich selbst gewählt, befand er sich immer im Einklang — in der Welt, der er durch seine Geburt angehörte, befand er sich stets auf Seite der Opposition. Emerson nennt Thoreau einen geborenen Protestanten. Er protestirte gegen alles Herkömmliche. Er wählte keinen Beruf; er heirathete nicht; er stimmte nicht. Er und Alcott hatten wenig Sympathie mit der damaligen Regierung. Sie waren der Meinung, die beste Regierung sei die, „welche am wenigsten regiert". Sie verweigerten die Steuern, weil sie mit der Art, wie die öffentlichen Gelder verwaltet wurden, nicht einverstanden waren. Thoreau ließ es in seinem Widerstande gegen die Steuererhebung bis zur Gefangennahme kommen. Ein Freund bezahlte für ihn und erwirkte seine Freilassung. Als sich dies im nächsten Jahre wiederholte, da erst gab er seinen Widerstand auf. Er war ein Idealist, dessen Ansichten denen der Mehrheit stets widersprachen. Eine That, die in der Geschichte der Vereinigten Staaten mit goldenen Lettern verzeichnet stehen sollte, ist seine Parteinahme für John Brown. Es war im October 1859, unmittelbar nach Browns Verhaftung, zu einer Zeit, da niemand im Osten wagte, dessen Handlungsweise zu rechtfertigen, als Thoreau in Concord Anzeigen herumschickte, daß er am folgenden Montag in einer öffentlichen Halle über John Brown reden würde, und das Volk einlud, zu erscheinen. Das republicanische Comité, das Comité der Abolitionisten, warnte ihn, nannte es einen verfrühten, nicht rathsamen Schritt. Er erwiderte: „Ich sandte zu Ihnen nicht um Rath, sondern um anzuzeigen, daß ich reden würde." Am 30. October fand die denkwürdige Versammlung statt. Der Saal war schon zu früher Stunde von Leuten aller Parteischattirungen gefüllt, die in athemloser Spannung den begeisterten Worten lauschten. „Denken Sie an ihn," sagte er, „an seine seltenen Eigenschaften! Es bedurfte ganzer Zeitalter, solchen Mann zu schaffen, ganzer Zeitalter, ihn zu verstehen. Er war kein Scheinheld, kein Vertreter irgend einer Partei, ein Mann, wie ihn die Sonne in diesem gesegneten Lande vielleicht nicht wieder bescheinen wird; ein Mann, gesandt, die Unterdrückten zu befreien — und Sie wissen nichts besseres mit ihm anzufangen, als ihn an einem Strick aufzuknüpfen! — Ehren Sie sich selber, wenn Sie diesen Mann anerkennen; er braucht nichts von Ihrer Achtung." Nur ein Mann von so unerschütterlichem Muth wie Thoreau konnte einer feigen, vor den Consequenzen eines in der Theorie anerkannten Grundsatzes sich scheuenden Menge solche moralischen Keulenschläge austheilen. Es fand sich lange niemand, der in seine Fußstapfen trat. Er hatte das Zeug dazu, ein Fanatiker, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung zu werden.

Digitized by Google

Wie er in der Politik auf Seiten der Minderheit stand, so auch in wissenschaftlichen Fragen. Er war ein geborener Ketzer.

In Thoreau steckte die Seele eines Diogenes. Auch er war ein Philosoph der Genügsamkeit. „Meine größte Errungenschaft", sagte er, „ist, daß ich wenig beanspruche." Er hätte der Wissenschaft durch Reisen in fremden Ländern große Dienste leisten können; aber das Nächstliegende hatte für ihn mehr Reiz. Er beschränkte sich auf seine engere Heimath, ja er lernte nicht einmal sein Vaterland ganz kennen. Der alte, stoische Grundsatz, daß einem weisen Manne alle Orte gleich sind, und daß der beste Platz für jeden der sei, auf dem er stehe, war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er verstand es, das Große im Kleinen zu sehen, das Ferne im Nahen. Als man ihn einmal bei Tische fragte, was für eine Schüssel man ihm reichen sollte, antwortete er: „Die nächste!" Für ihn gab es keinen Ort, der ihm bessere Gelegenheit zur Erforschung der Natur gegeben hätte, als Concord. Er behauptete, daß die wichtigsten Pflanzen der amerikanischen Flora in Massachusetts zu finden seien, und nachdem er Kane's Polarfahrten gelesen hatte, sprach er die Ueberzeugung aus, daß die meisten arktischen Naturerscheinungen in Concord beobachtet werden könnten. In der That fand er daselbst rothen Schnee und zwei in Labrador heimische Pflanzen. Mit Geringschätzung sprach er von dem, was man gemeinhin die Annehmlichkeiten des Lebens zu nennen pflegt. „Meistens", sagt er in „Walden", diesem seltsamen Buche voll wunderbarer Naturschilderungen, tiefsinniger Betrachtungen und praktischer Lebensphilosophie, „ist der Luxus, sind die sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens nicht nur nicht unentbehrlich, sondern geradezu hinderlich für den Aufschwung der Menschheit. Die alten Philosophen, Chinesen, Hindus, Perser und Griechen waren eine Classe Menschen, wie es an äußerem Reichthum keine ärmeren, an innerem keine reicheren gegeben hat. Dasselbe gilt von den modernen Reformatoren und Wohlthätern des Geschlechts."

Sein Verhältniß zu seiner Familie und zu seinen Freunden war ein eigenthümliches. Für das, was die Welt Liebe, Freundschaft nennt, schien er keinen Ausdruck zu finden. Selten durchbrach das Gefühl die kühle Denkungsart des Philosophen, die sich wie eine rauhe Rinde um sein Wesen gelegt hatte. War es aber der Fall, dann ergoß es sich wie ein Feuerstrom in die Herzen seiner Freunde. In einem solchen Augenblick schrieb er in sein Tagebuch: „Worte sollten von Freund zu Freund übergehen, wie der Blitz von Wolke zu Wolke." Wer diesem Manne näher trat und sein großes Herz kennen lernte, der vergötterte ihn. Selten aber schloß sich Thoreau an einen Menschen an. Selber die Aufrichtigkeit, die Reinheit in Person, verlangte er dasselbe von andern, legte er einen zu hohen Maßstab an alle. Das Bewußtsein, daß er mit seinem moralischen Scharfblick jeden Mangel gleich erspähen würde, hielt viele von ihm fern. Seine Satire war vernichtend. Sogar seine Bewunderer nannten ihn den schrecklichen Thoreau, weil er ihnen mit solcher harten Offenheit ihre Fehler wies. Sein Aeußeres entsprach seinem Wesen. Er war mittelgroß, kräftig gebaut, von heller Hautfarbe. Sein Gesicht hatte nichts Auffälliges, nichts besonders Fesselndes als ein paar scharfe, große, blaue Augen. Wenn er einen Menschen ansah, dann war es, als ob er dessen geistiges und sittliches Inventar aufnehme.

Thoreau verstand die Kunst zu leben und die Philosophie des Lebens. Er ließ sich durch nichts aus der Fassung bringen. Der buchhändlerische Mißerfolg seines Erstlingswerkes „A week on the Concord and Merrimac" entmuthigte ihn nicht. Mit köstlichem Humor schildert er in seinem Tagebuche, wie ihm nach einigen Jahren von einer Auflage von tausend Exemplaren die siebenhundert unverkauften in seine Wohnung spedirt wurden: „Ist es nicht angemessen, daß der Autor die Früchte seiner Arbeit zu sehen bekomme? Meine Werke sind in meinem Zimmer aufgehäuft, halb so hoch wie mein Kopf, meine opera omnia. Das ist Schriftstellerthum. . . . In der That, ich glaube, daß dieses Resultat erhebender und besser ist, als wenn Tausend meine Sachen gekauft hätten." Wie er als Philosoph lebte, so starb er auch als Philosoph. „Sterben die Blumen nicht jeden Herbst?" hatte er gelegentlich eines Todesfalles in seinem Bekanntenkreise geäußert. Als sein Ende nahte und jemand ihn mit der Bemerkung trösten wollte, wir müßten ja alle einmal sterben, meinte er: „Als ich ein Kind war, erfuhr ich, daß ich sterben müsse; so bin ich darauf vorbereitet. Der Tod ist Ihnen so nahe wie mir." Befragt, ob er seinen Frieden mit Gott geschlossen habe, sagte er, er habe sich nie mit ihm gezankt, und als man ihn in ein Gespräch über das Jenseits verwickeln wollte, schnitt er es mit der Bemerkung ab: „Eine Welt zur Zeit!" Thoreau sagte einmal, er sei sich keiner ernsten Mission bewußt, die er unter den Menschen zu erfüllen hätte: „Ich möchte ihnen den Reichthum meines Lebens mittheilen . . . ich möchte mit der Muschel Perlen ausscheiden, mit den Bienen Honig sammeln für sie. Ich möchte die Sonnenstrahlen für das öffentliche Wohl auffangen. Ich kenne keine Schätze, die ich meinen Mitmenschen vorenthalten möchte." Der Einsiedler von Walden Pond hatte eine Mission unter den Menschen, und er hat sie erfüllt. Schärfer als er es in „Walden" gethan, hat kein amerikanischer Schriftsteller die unsinnige, wahnwitzige Jagd nach dem allmächtigen Dollar gegeißelt. Wärmer, lebendiger als er hat keiner die Natur geschildert. Eine edlere, vernünftigere Lebensanschauung hat keiner gepredigt. Aus den Blättern seiner Bücher weht es einem entgegen wie der Duft des Prairiegrases, wenn der Lenzwind darüber streicht. Sie enthalten Ozon für die Seele. Nicht Franzosen- sondern Normannenblut mußte es sein, das seine Vorfahren aus Guernsey mitbrachten, denn es war etwas von einem Nordlandsrecken in diesem Yankee. In Thoreau starb die originellste Persönlichkeit, die edelste und kraftvollste Individualität, welche die amerikanische Schriftstellerwelt bisher hervorgebracht hat.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

V.

Bei Hofe hatte sich Glucks Verhältniß unterdessen wenig geändert. An Stelle Ludwigs XV. war als Anhänger der italienischen Musik Ludwig XVI. getreten. Als Piccini, auf Veranlassung Laborde's (früheren Kammerdieners Ludwigs XV.) und der noch immer gleich mächtigen Dubarry eingeladen, endlich gegen Ende December 1776 mit seiner Frau, seiner Tochter und einem jungen Engländer, seinem Schüler, in Paris ankam, ward ihm von der Partei, an deren Spitze sich der neapolitanische Gesandte am französischen Hofe stellte, ein glänzender Empfang bereitet. Der Maestro war damals bereits ein Mann von über 100 Opern — bei seinem Tode beliefen sie sich auf 139. Wiewohl die überwiegende Zahl darunter der opera seria gehörte, verdankte er seinen großen Ruf, der in der That ein europäischer war, doch hauptsächlich seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der komischen Oper. Hier kommen ihm unbestreitbare Verdienste zu, indem er die Gattung veredelte und ihre Formen mehr entwickelte. Namentlich gab er dem zu seiner Zeit noch sehr einförmigen, aus

Digitized by Google

einem Haupttheme aufgebauten und einsätzigen Finale (wie es Logroscino, der für das Florentiner Theater arbeitete, zuerst eingeführt haben soll) mehr Mannichfaltigkeit und dramatisches Leben, indem er es als eine Gruppe von verschiedenen Sätzen mit wechselndem Takte gestaltete. Den größten Erfolg, der sich alsbald über alle Bühnen Europa's verbreitete, hatte die 1761 für das Theater d'Aliberti zu Rom geschriebene „Cecchina ossia Buona figliuola", durch deren Aufführung in Paris man besonders auf ihn aufmerksam geworden war. Als ein ganz geringfügiger Gegner Glucks ist er also jedenfalls nicht zu betrachten, wenn ihm auch die große dramatische Kraft, mit welcher dieser das Feld behaupten mußte, nicht gegeben war.

Die Lage, welche er nun in Paris anfänglich durchzukosten hatte, mochte dem ruhmgewohnten, ganz verhätschelten Mann verdrießlich genug vorkommen. Er hatte das Kunststück, eine Oper in einer Sprache zu schreiben, der er nicht mächtig war, unterschätzt. Marmontel, der für ihn den Roland des Quinault bearbeitete und veefificirte, mußte ihm Tag für Tag eine Scene vorlesen, Satz für Satz nach Versmaß, Accent und Aussprache erklären. Dann ging Piccini an die Composition, legte sie des andern Tages dem Dichter und Instructor zur Kritik in Bezug auf das Sprachliche vor, und endlich ward die Scene festgestellt. Auf diese Weise nahm die Arbeit an der Oper ein volles Jahr in Anspruch.

Was das Verhältniß der beiden Meister zu einandee betrifft, so müßte Gluck nicht der erfahrene Künstler gewesen sein, wenn er seinen Gegner nicht als Meister des Gesanges und Melodiker nach Gebühr zu schätzen gewußt hätte. Beneiden konnte er ihn nicht, weil er sich bewußt war, wie hoch er als Dramatiker über ihm stand. Piccini dagegen hatte kein Verständniß für Glucks Bedeutung; er sah in seinem dramatischen Ausdruck nur kunstwidrige Härte. Als später einmal ein deutscher Künstler die Gesellschaft bei Marmontel verließ, um Glucks Armida zu hören und Piccini fragte, ob er nicht auch dahin gehen wolle, entfuhr diesem die Aeußerung: „Bewahre mich Gott und alle Heiligen, daß ich mir je durch Gluck'sche Musik die Ohren verderben lasse!"

Gluck war anders, ja er würdigte die Rivalen der vornehmsten und werkthätigsten Collegialität gerade im Moment, wo sie seinee am meisten bedursten. Als es in einer der letzten Proben zu Roland, die überhaupt zu den stürmischsten gehörten, welche in Paris je erlebt wurden, darüber und darunter ging, hatte sich Piccini verzweiflungsvoll in die Ecke gedrückt und rief Marmontel, der ihn vergebens aufzurichten suchte, wohl zehnmal zu: „Ah! tutto va male, tutto!" Da nahm Gluck, wie Piccini's eifrigster Freund, Ginguené, erzählt, die Zügel in die Hand und betoirlte durch seine staunenswerthe Energie und Geschicklichkeit, daß das Werl des Nebenbuhlers zu gelungener Darstellung gebracht werden konnte. Der Roland wurde mit großem Beifall aufgenommen. Die italienische Partei feierte einen Sieg, und die Oper hielt sich auch lange auf dem Repertoir; doch urtheilten die Gluckisten, sie sei schöne Concertmusik, aber ohne Erhabenheit, ohne dramatisches Feuer. Daß dieses Urtheil richtig gewesen sei, glauben wir aus der Musik zu Piccini's „Iphigenie auf Tauris", die uns in Partitur vorliegt, schließen zu können, wiewohl diese schon hier und dort Gluck'schen Einfluß, sei es auch wider Willen des Componisten, aufzuweisen scheint. Auch die nächste Oper nach dem Roland, „Le finte Gemelle", hatte guten Erfolg. Weniger seine Iphigenie nach riner Dichtung von Dubreuil, welche am 28. Januar 1781, nicht ganz zwei Jahre nach der Gluck'schen, zum ersteumal aufgeführt wurde. Daß Piccini übeehaupt sich nach Gluck mit diesem Sujet, sei es in gleicher oder anderer Bearbeitung, noch hervorwagen konnte, beweist, daß er von Glucks hoher Idee und der Kraft ihrer Durchführung keinen Begriff hatte. Marmontel selbst gesteht, daß die Iphigenie des Piccini sich „trotz vieles Lobenswerthen" neben der Gluck'schen (welche kaum ein Jahe darauf, am 2. April 1782, zum 151mal aufgeführt wurde) nicht habe halten können. Von der Geriebenheit aber, womit Mr. Berton, der nunmehrige Director der Opern-Akademie, die beiden Rivalen aueinanderzuhetzen und, um volle Häuser zu erzielen, auszunützen tonßte, gibt eben die Vorgeschichte der beiden Iphigenien Zeugniß. Berton läßt Piccini rufen und sagt ihm, er leide schon lange unter den Ungerechtigkeiten, die ihm, Piccini, widerführen, und er wolle ihm endlich eine glänzende Gelegenheit bieten, sich auf das vortheilhafteste zu zeigen. Hier, fügte er hinzu, nehmen Sie dies treffliche Gedicht, Iphigenie in Tauris; ich schlage Ihnen vor, es in Musik zu setzen. Dee Herr Gluck componirt eine andere Iphigenie, und nun wird ja das unparteiische Publicum Gelegenheit haben, zwischen Ihnen beiden zu entscheiden. „Aber mein Herr, dazu müßte es dasselbe Gedicht sein." Es ist nicht gänzlich dasselbe Gedicht, aber derselbe Stoff und derselbe Plan (letzteres freilich erlogen); Sie können sich wegen der Wahl, die ich für Sie getroffen, auf mich verlassen. Und nun gibt er ihm das Wort, daß sein, Piccini's, Werl vor dem Gluck'schen in Scene gehen soll, wogegen Piccini sich verpflichten muß, von alledem mit niemand reden zu wollen. Er hatte kaum zwei Acte der mit tiefstem Geheimniß componirten Oper fertig, als er erfährt, daß Glucks Iphigenie unverzüglich gegeben werden soll. Berton sagt ihm, er sei gezwungen, er habe Befehl von der Königin. Aus dieser Geschichte, welche ebenfalls Piccini's Freund Ginguené erzählt, geht die sehr verschiedene Auffassung beider Componisten in Bezug auf den Wettkampf hervor. Während Gluck ihn mit vornehmer Entrustung ausschlägt, geht Piccini lüstern darauf ein, nur soll das Gedicht das gleiche sein, damit er der Welt um so sicherer seine Ueberlegenheit zeigen könne. Der Erfolg zeigte, wie sehr er den Gegner unterschätzt hatte.

Gegen Ende Juni 1777 ward Gluck mit der Composition seiner Armida fertig. Auf die Frage der Königin, wie es mit der Arbeit stehe und ob Gluck mit derselben zufrieden sei, soll er hochanfgerichtet geantwortet haben: „Madame, il est bientôt fini, et vraiment ce sera superbe." Die Empfindung der anwesenden Hofdamen und Herren, daß dies nicht sehr bescheiden sei, soll allein die Königin nicht getheilt haben. Die von Gluck mit gewohnter Zähigkeit geleiteten Proben dieser neuen Oper nahmen die ungewöhnlich lange Zeit von $2^2/_3$ Monaten in Anspruch. Diesmal hatte er, vielleicht durch das harte Urtheil Grimms über die Aleeste, vielleicht auch zum Theil durch innere Gründe veranlaßt, den von Quinault für Lully geschriebenen Text unverändert beibehalten und damit der französischen Eitelkeit ein Opfer gebracht, sich aber damit Arbeiten aufgehalst, welche seinem Princip widersprachen. Gewohnt, in seinen Dramen stets den Kern im Auge zu behalten und die Einfachheit zu wahren, mußte er jetzt seine musikalische Erfindung, welche stets nur von dem Bedeutenden entfacht wurde, auf eine Anzahl unnöthiger Personen und Episoden ausdehnen. Daher die Ungleichwerthigkeit der musikalischen Gruppen, über die wir uns heute nicht täuschen. War diese daran schuld, daß auch die Armida bei der ersten Aufführung (am 23. September) ziemlich gleichgültig aufgenommen wurde und selbst bei den nächsten Wiederholungen nicht recht ziehen wollte? Gewiß nicht. Im Gegentheil kamen die minderwerthigen Musikstücke der Gesammtwirkung als Ruhepunkte zu gute. Denn trotz derselben war noch immee das

Digitized by Google

Verhältniß, in welches Glucks tiefere und mächtigere Musik sich zu dem Texte des Quinault stellte, ein ganz anderes, als das der Lully'schen Musik zu demselben Gedichte. Während letztere in ihrer Naivetät und Harmlosigkeit sich gar nicht vermaß, die Aufmerksamkeit des Publicums von den Zaubereien, welche der Dichter zu dessen Unterhaltung in Fülle losgelassen hatte, abzulenken, ward jetzt der Genuß des Auges durch die Inanspruchnahme des Ohres behindert, während hinwiederum die größten Schönheiten der hochdramatischen Musik, wenigstens in den ersten Vorstellungen, wirkungslos verpufften, weil die gepriesene Abwechslung (die der Alceste fehlte) die Zuhörer zu sehr verwirrte. Es gab zu viel auf einmal zu sehen und zu hören, und die Musik konnte nur langsam sich geltend machen. Bei jeder Vorstellung fand sie mehr und mehr Anhänger, und von Paris aus verbreitete sich der Ruf der Armida überall hin.

In die Zeit von ihrem Erscheinen auf den weltbedeutenden Brettern bis zu Glucks erhabenstem Werke, der „Iphigenie auf Tauris", fiel das Toben jenes berühmten Federkriegs zwischen den Gluckisten und Piccinisten in seiner letzten gesteigerten Phase. Er warf im ganzen mehr unnöthigen Staub auf, als er zur Lösung der in Rede stehenden Kunstfrage beitrug. Auf Seite Piccini's traten als ausharrende Kämpen La Harpe und Marmontel, auf Seite Glucks der Abbé Arnaud und — zuletzt mit entschieden siegreichem Erfolge — Suard, l'Anonyme de Vaugirard, aus den weniger belangreichen Stimmen hervor. Daß Gluck auf Zeitungsangriffe seiner Gegner zuweilen selbst erbittert und nicht immer seiner würdig reagirte, wäre nun so weniger nöthig gewesen, als die einzig wahre, endgültige Lösung der Frage in seiner That lag, wie sein Bewußtsein ihm sagen mußte. Genau betrachtet, ist der ganze Richtungsstreit nicht von der großen Tragweite für die Tonkunst, wie derjenige, den unsre Zeit auszutämpfen hat. Denn es handelte sich immerhin nur um zwei verschiedene Strömungen im Rahmen des musikalischen Drama's. Gluck und Piccini dachten nicht entfernt daran, ihre Maxime auf anderen Gebieten als in der Oper durchgeführt zu sehen. Das Wagner'sche Leitmotiv will durch die Wagner-Capellmeistermusik bereits zum gestaltenden Princip auf allen Tongebieten proclamirt werden. Darum ist für den denkenden Musiker „Sein oder Nichtsein" wirklich jetzt die Frage. Daher auch das natürliche und nothwendige Frontmachen von conservativer Seite. So weit war man aber damals in Paris nicht. Und doch ist der Streit kaum mit geringerer Erbitterung der Parteien, kaum mit weniger leidenschaftlicher Antheilnahme des Publicums geführt worden, als unser Wagnerkampf, der dafür leider eine viel längere Zeit in Anspruch nahm und nicht nur eine Stadt, sondern zwei Welttheile in Aufruhr versetzte. „Die Menschen", so schildert Schmid die Pariser Situation (nachdem Suard so schön wie deutbar gegen den Parteigeist plaidirt hatte), „die einander einst am eifrigsten gesucht hatten, flohen sich nun; selbst die Tischgesellschaften, die alle Classen von Geistern und Charakteren vereint hatten, waren jetzt in die Fesseln des Zwangs und des Mißtrauens (tout comme chez nous!) geschlagen, und die glänzendsten Versammlungsorte für den Geist, sonst so zahlreich besucht, waren nun zur Hälfte verlassen. Man fragte nicht mehr: Ist er ein Jansenist, ein Molinist, ein Philosoph, ein Frömmler? — man fragte: Ist er ein Gluckist, ein Picciniste? und die Antwort auf diese Frage entschied alle anderen."

Das Resultat des Kampfes und der Ereignisse war schließlich, daß Gluck auf dem Gebiete, auf welchem er den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, als Sieger für immer hervorging. Eine französische Nationaloper von dem abgeschlossen eigenartigen Stil des Lully und Rameau gab es nach Gluck nicht mehr. Glucks Reichthum hatte ihre Unzulänglichkeit aufgedeckt, und sein viel größeres Verständniß für die antike Tragik hat das, was sie leisten wollte, geleistet. Das ist und bleibt ein Triumph für die deutsche Tonkunst, umsomehr, als Componisten von hervorragender Bedeutung, unter ihnen drei Italiener, Salieri, Cherubini und Spontini, und ein Franzose, Méhul, sich Glucks Reform anschlossen und mit Entschiedenheit für sie eintraten. Unter den Deutschen war es, außer Mozart (mit seinem Idomeneo), zunächst der mit diesem im selben Jahre geborene Johann Christoph Vogel aus Nürnberg, welcher in Glucks Fußstapfen trat und von diesem wegen seiner dramatischen Begabung brieflich beglückwünscht worden sein soll. Er brachte 1786 „La Toison d'or (Medée à Colchis)" mit großem Erfolg auf die Pariser Bühne. Sein Hauptwerk „Démophon" wurde erst ein Jahr nach seinem leider frühen Tode gegeben und erlebte zahlreiche Aufführungen.

Ganz unangetastet blieb aber neben Glucks und seiner Nachfolger Opern die italienische Oper, nach Piccini's Weggang zunächst unter Sacchini's Aegide. Sie wirthschaftete in Frankreich und Deutschland fröhlich fort, bis sie ihren weit gefährlicheren Gegner in Mozart fand, der sie nicht, wie Gluck, reformiren wollte, sondern zu seiner eigenen, zur Mozart'schen Oper machte, indem er ihren verblaßten Schematismus mit den Wundergaben seines Genies erfüllte, wodurch sie von selbst sich neu gestaltete.

Ehe Gluck sich zum zweitenmal von Paris nach Wien zurückzog, um die Composition der Iphigenia auf Tauris zu vollenden, erlebte er noch die Ehre, daß seine Colossalbüste in Marmor, welche seine Verehrer von dem berühmten Bildhauer Houdon auf Subscription hatten anfertigen lassen, im Operuhause neben den Büsten von Quinault, Lully und Rameau, zur Seite des Letzteren, mit Genehmigung Ludwigs XVI. aufgestellt wurde. Es war am 14. März 1778. Unter der Büste stand: Musas praepouit sirenis.

Die Arbeit an der neuen Oper war im Verhältniß zu ihrem Gehalte schnell von statten gegangen. Schon am 30. November kam Gluck mit der fertigen Partitur zurück und widmete sich unverzüglich und mit dem gewohnten Eifer dem Einstudiren des Werkes. Dieses nahm wieder beinahe vier Monate in Anspruch, denn die erste Aufführung erfolgte erst am 29. März 1779.

Der Erfolg der Iphigenie auf Tauris war schon bei der ersten Vorstellung entschieden; das Werk packte die Zuhörer wie keine andere der vorausgegangenen Gluck'schen Opern mit unwiderstehlicher Gewalt. Grimm, der ehrliche aber vornehme Parteigänger der Italiener, sagt unumwunden: „Ich weiß nicht, ob das, was wir gehört, Gesang ist. Vielleicht ist es etwas noch weit Besseres; ich vergesse die Oper und finde mich in einer griechischen Tragödie." Mit diesem Ausspruch ist der Nagel auf den Kopf getroffen. Wie der Text, den ein Anfänger, Nameus Quillard für Gluck verfaßte, dem Geiste der Antike näher kommt als alle Operndichtungen des Quinault, Marmontel, du Rollet ꝛc. ꝛc., so offenbart sich auch musikalisch in diesem Meisterwerke jener edle und ruhig erhabene Geist des hellenischen Alterthums reiner als in jeder vorausgegangenen Oper Glucks, des Aeschylos unter den Musikern. Sowohl die edle Haltung, als die Einheitlichkeit des Werkes förderte der Dichter durch Vermeidung jener Erbsünde der Italiener, welche von den Franzosen, selbst von den weisen Encyklopädisten, gar nicht als solche erkannt wurde, die nämlich darin bestand, daß durch mindestens eine Liebesgeschichte die Haupthandlung gekreuzt und das Interesse gespalten werden mußte. Zu diesem Zweck war in den Operndichtungen für Traëtta und Piccini die jungfräuliche Gestalt der Iphigenie durch den Gedanken einer Verbindung mit dem

Digitized by Google

wilden König Thoas verunglimpft worden. Ob Goethe diese Schwäche in seinem sonst so herrlichen Drama nicht fühlte? Er hat sie durch die überaus edle Zeichnung des Thoas, der dadurch in Iphigeniens Geistessphäre emporrückte, gut gemacht. Guillard hat, mit Weglassung des nicht antiken Heirathsplans, jedenfalls das Bessere getroffen, und Gluck war der Unannehmlichkeit, einen liebegirrenden Raufbold zum zweitenmal —— nicht zeichnen zu können, glücklich enthoben. So wirkte das Werk durch Gedrungenheit und Einheitlichkeit, so konnte Gluck durchaus „Hercule“ bleiben. In keinem seiner vorangegangenen Musikdramen steht er auf so gleichmäßiger Höhe antiker Charakterzeichnung. In dieser unterstützt ihn zugleich auch das klug berechnete Zurücktreten, die mehr contemplative Rolle des Chors der Priesterinnen. All diese Factoren mochten, ohne daß das Publicum sich dessen bewußt wurde, zusammengewirkt haben, um den Erfolg des Werkes gleich bei der ersten Vorstellung unbestreitbar zu machen. Hätte Gluck mit diesem sein Tagewerk hienieden beschlossen! — Aber noch einmal sollte die zweite Seite seines Charakters, die rein geschäftliche nämlich, hervortreten, indem er sich herbeiließ, ein Operngedicht „Echo et Narcisse“, das ihm ein Baron v. Tschudi anbot, in Musik zu setzen. Es war eine zweite „Cythère assiégée“, ein Poem, in Vorwurf und Gestaltung so zopfig wie diese, und fand auch bei der ersten Aufführung am 21. September 1779 ebensowenig Beifall. Gluck konnte nun einmal nur eine wirksame Musik machen, wenn er einen wirksamen Text hatte; zudem ist das Heroenthum mit seinen großen Leidenschaften und Seelenconflicten die ihm von der Natur zugewiesene ausschließliche Sphäre. Sie noch einmal zu verlassen, spielte ihm offenbar der Hang zum Erwerb den bedauerlichen Possen. Jetzt war er nicht der Hofcapellmeister, für den es galt, liebenswürdige Prinzessinnen mit conventionellen mythologischen Spielereien, geschützt vor der schärfer urtheilenden Oeffentlichkeit, officiell zu unterhalten. Er hatte ein aufgewecktes Volk gelehrt, Geisteskundgebungen, die der Drang nach Wahrheit in ihm zur Reife gebracht, zu erfassen und zu verehren. Dieses Volk, das auch nicht mehr dasjenige Ludwigs XIV. war und darum mit den mythologischen Festen bereits auf gespanntem Fuße stand, mußte nun den Anachronismus — wie es ja schon einmal gethan, als solchen erkennen und sich von ihm abwenden. Mag man über die Urtheilsfähigkeit der Franzosen denken und reden, wie man will, in diesen beiden Fällen ist ihnen die Musikgeschichte zu Dank verpflichtet. Indeß hatte Gluck genug gethan. Zeugniß davon geben fünf unsterbliche Werke, von denen eines genügte, ihn zum großen Mann zu machen.

Von Paris zum letztenmal nach Wien zurückgekehrt, mag sich Gluck anfänglich noch mit weiteren Operplänen getragen haben; doch sind die Angaben über die Bestellung der Oper „Hypermnestra“ von Seite der Pariser Direction widersprechend, Schmids chronologisches Verzeichniß schließt mit „Echo et Narcisse“. Vermuthlich ist der Titel „Les Danaides“ jener Oper, deren Composition von der Akademie auf Glucks Empfehlung Salieri übertragen wurde, eine Umtaufung von „Hypermnestra“.

Im ganzen widmete Gluck die Zeit seit dieser letzten Rückkehr in sein Heim, welches sich jetzt zu Berchtoldsdorf unweit Wien am Gebirge befand, im Segen des Wohlstandes und unter Obhut seiner treuen Gattin der behaglichen Ruhe und der Erinnerung an die Pariser Stürme und die Tage des Ruhmes. Sein Vermögen belief sich auf die damals ansehnliche Höhe von 600,000 Frcs. (wie Fétis angibt); nichts fehlte zu seinem vollen Glücke, als die frühere Zierde des Hauses, Marianne, die liebliche Sängerin. Mit Ausnahme der Hermannschlacht ruhten alle musikalischen Dinge. Diese recapitulirte Gluck noch oft, indem er sie mit seiner rauhen Greisenstimme sich und Gästen vorsang. Bei den Worten

„Wodan, unbeleidigt von uns,
Fielen sie bei Deinen Altären uns an!“

sollen jedesmal die hellen Thränen ihm über die Wangen geflossen sein. Doch kam es nicht zum Niederschreiben, denn Gluck hatte noch immer die ganz besonderen Hörner, die er brauchte, nicht erfunden. So erzählt Reichardt, der im Sommer 1783 den Tondichter besuchte und von ihm überaus gastlich aufgenommen ward. Eine noch größere Theilnahme scheint er Mozart zugewendet zu haben, nachdem dessen „Entführung aus dem Serail“ in Wien großes Glück gemacht hatte. Gluck wünschte die Oper zu hören, und sie ward, wie Mozart am 7. August 1782 meldet, sogleich wieder aufgeführt, obwohl sie erst wenige Tage vorher gegeben worden war. Auch das Concert, welches Mozart am 11. März 1783 gab, besuchte Gluck und „konnte (nach Mozarts Bericht) die Symphonie und die Arie „Se il padre perdei“ (aus Idomeneo) nicht genug loben, und lud uns auf künftigen Sonntag alle zum Speisen ein“. Wer die Unterhaltung der beiden Heroen, die sich wenigstens zum Theil um Musik- und Operninteressen drehen mußte, gehört hätte! —

Im folgenden Jahre, 1784, ward Gluck zweimal vom Schlage gerührt, wovon er sich langsam und nur leidlich erholte. Im Frühjahr 1786 regte ihn Salieri's Abschiedsbesuch dermaßen auf, daß er in eine momentane Sprachvermengung verfiel, indem er mühsam hervorstotterte: „Ainsi mon cher ami.... Lei parte domani per Parigi.... Je vous souhaite.... di cuore un bon.. voyage... Sie gehen in eine Stadt, wo man die fremden Künstler schätzt.... e lei si farà onore.... ich zweifle nicht — ci scriva, mais bien souvent.“ — Doch ward er wieder ruhiger und kräftiger, und es schien eine Hoffnung auf eine längere Lebensfrist nicht ausgeschlossen. Da traf ihn am 15. November 1787 der dritte Schlaganfall, der ihm die Besinnung raubte und den Tod herbeiführte. Er hatte nach der Mahlzeit, als seine stets wachsame Gattin eben das Zimmer verlassen, um den Wagen zur täglich verordneten Spazierfahrt zu bestellen, ein Glas Liqueur, das ein Tischgast abgelehnt hatte, auf einen Zug gekehrt. Dieser kühne Betrug, dessen der alte Herr sich noch kindisch freute, soll die Katastrophe herbeigeführt haben; der in einer halben Stunde erwartete Wagen brachte ihn in einer Viertelstunde bewußtlos zurück und nach wenig Stunden war es mit ihm vorbei. Fünf Tage zuvor hatte ihn Salieri, welcher eben an einer Cantate „Das letzte Gericht“ arbeitete, gefragt, ob er Christus im hohen Tenor singen lassen solle. Darauf soll Gluck halb ernsthaft, halb im Scherze erwidert haben: „In kurzer Zeit werde ich Ihnen aus der anderen Welt mit Sicherheit mittheilen können, in welchem Schlüssel der Heiland spricht.“

Genug, er war hinübergegangen, mit ihm eine hohe, kunsterlösende Kraft. Und der Zeitpunkt, in welchem es geschah, war für ihn günstig. Er erlebte nicht mehr das schreckliche Schicksal seiner verehrten hohen Gönnerin auf Frankreichs unterhöhltem Throne. Ihrem treuen Schutze hatte er nächst seiner eigenen Kraft den Sieg seiner Kunst im fremden Lande zu danken. Sie hatte ihn mit der Mannhaftigkeit vertheidigt, mit welcher sie später das Unheil von ihrem unseligen Gatten, ihrem Hause abzuwenden suchte.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zur Rückkehr Nansens.** Ein vorläufiges kurzes Gesammturtheil über die wissenschaftlichen Erfolge der Expedition Nansens gibt Prof. Dr. Supan in der jüngsten Nummer von „Petermanns geograph. Mittheilungen“: „Nansen hat seine Reise selbst als eine erfolgreiche bezeichnet und das war sie auch im höchsten Grade. Daß der mathematische Pol nicht erreicht wurde, darauf kommt es wenig an; die Aufgabe, ein bisher

gänzlich unbekanntes Gebiet der arktischen Calotte aufzuhellen, ist ganz gelöst. Wenn man nach den bisherigen Erfahrungen das Polarmeere für ein seichtes, landreiches Becken hielt und halten durfte, so hat die Nansen'sche Expedition diese Ansicht gründlich berichtigt. Nur im Süden, in der Nähe der Küste, wurden einige Inseln entdeckt, das ganze übrige Gebiet scheint landlos zu sein. Dafür maß aber Nansen während seiner Nordtrift Tiefen von 3000 bis 3500 Meter und mit dem Charakter einer Tiefsee stimmt auch überein, daß die asiatische Continentalstufe nördlich vom 79. Parallel steil abstürzt. Wichtige Beiträge dürfen wir auch zur Topographie des Franz Josephs-Landes erwarten. Als das Wichtigste erachten wir aber, daß volle drei Jahre hindurch in einem bisher gänzlich unbekannten Theil der Erde ständig erdphysikalische Beobachtungen, namentlich meteorologische Beobachtungen gemacht wurden. Es läßt sich zur Stunde noch nicht im entferntesten ermessen, welche Förderung unsre Wissenschaft durch Nansens jüngste That erfahren hat, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie eine mächtige sein wird. Vor allem aber dürfen wir hoffen, daß die Polarforschung, die arktische wie die antarktische, nun in ein lebhafteres Fahrwasser gelangen wird. Ein großer Erfolg ist der beste Agitator für eine Idee, und hier haben wir einen großen Erfolg."

Die Ausbeute der Expedition für die einzelnen Zweige der Wissenschaft beurtheilt Prof. Henrik Mohn, Director des meteorologischen Instituts in Christiania, der den Forscher in Vardö aufgesucht hatte, nach einem durch die Presse gehenden Bericht, wie folgt: „Nach Nansens mündlichen Berichten an mich in Vardö habe ich die bisher zugänglichen wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise kurz folgendermaßen zusammenfassen können: Auf dem Gebiete der Geographie: Entdeckung einer neuen Insel im nördlichen Kara-Meere, sowie mehrerer Inseln an der Küste Sibiriens, die, von sehr seichtem Wasser umgeben, jenseit Olenek gelegen sind. Payers Karte vom nördlichen Franz-Josephsland bedarf einer gründlichen Revision. Geologie: An der sibirischen Küste hat Nansen Grundmoränen und erratische Blöcke gefunden. Der Fels zeigte über dem Wasser, wo die Verwitterung stark war, keine Glacialschrammen, wohl aber fand man solche unter dem Wasser. Diese Entdeckung stößt die bisherige Annahme um, daß die sibirische Ebene nicht vergletschert gewesen sei. Als werthvolles biologisches Ergebniß muß das häufige Finden von Organismen in den Tümpeln auf dem Eise betrachtet werden. Auf der Trift begegneten der Expedition Eisbären und Seehunde, während Walrosse nur an den Küsten gesehen wurden. In den höchsten Breitegraden fehlten jedwede größeren Thiere und Zugvögel wurden nicht gesehen. In großen Meerestiefen wurden keine Organismen gefunden, dadurch entfällt die Theorie des polaren Ursprungs der thierischen (?) Organismen. Astronomie und Nautik: Es wurden fortdauernd Ortsbestimmungen mit einem von Olsen in Christiania construirten Universalinstrumente gemacht, das sich namentlich in der Dämmerungszeit unentbehrlich zeigte, wo weder Sonne noch Sterne dem bloßen Auge sichtbar waren. Sterne wurden in verschiedenen Himmelsrichtungen beobachtet. Die Längenbestimmungen mittelst Chronometer wurden durch Beobachtungen von Verfinsterungen der Jupiter-Trabanten controlirt. Nansen benutzte auf seiner Schlittenreise denselben Taschen-Sextanten und dieselben Uhren, die ihm schon bei seiner Durchquerung Grönlands gute Dienste geleistet hatten. Am meisten arbeitete er mit einem kleinen Olsen'schen Universal-Instrument. Zur Erweiterung der Kenntnisse vom Erdmagnetismus wurden während der Reise und der Trift des „Fram" zahlreiche und fortwährende Beobachtungen aller Elemente gemacht. Die hiebei zur Anwendung gekommenen Instrumente, die sich vorzüglich bewährt haben, sind nach Angabe des Wirklichen Geheimen Raths Neumayer, des Directors der Deutschen Seewarte in Hamburg, construirt worden. Oceanographie: Im Nordwesten der Neusibirischen Inseln dehnt sich ein Tiefmeer aus, in dem Tiefen bis zu 3800 Meter gemessen wurden. Das Merkwürdige bei diesem bisher fast unbekannten Meere ist, daß die oberste Wasserschicht von ca. 200 Meter eiskaltes Wasser bis zu — 1½ C. hat, während unterhalb dieser Schicht bis zum Boden Wasser mit Wärmegraden gefunden wurde. Als Maximaltemperatur dieses Wassers stellte Nansen + ½° C. fest. Aus dieser Beobachtung kann geschlossen werden, daß das europäische Nordmeer sich nördlich von Spitzbergen als ein wahres Tiefmeer nach Osten hin fortsetzt. Wie jedoch das warme Bodenwasser in die Tiefen des Circumpolarmeers hineindringt, wird der Gegenstand eines hochinteressanten Studiums werden; vielleicht werden die fortgesetzten Beobachtungen, die der „Fram" auf seiner weiteren Reise machen wird, die Antwort auf diese Frage geben. (Aus den bisherigen Reiseberichten des inzwischen heimgekehrten „Fram" geht hierüber nichts Bestimmtes hervor. — D. Herausg.) Der Meeresstrom im eisbedeckten Circumpolarmeer wurde ganz nach Nansens Theorie befunden. Die Trift war je nach den Winden, am meisten nach Norden oder Nordwesten, zumal im Winter, gerichtet, bisweilen in der entgegengesetzten Richtung und dieses meistens im Sommer. Als Nansen den „Fram" verließ, war das Schiff auf dem 84. Breitegrad in guter Trift in der gewünschten Richtung gegen die Oeffnung zwischen Grönland und Spitzbergen. Meteorologische Beobachtungen wurden während der ganzen Reise täglich gemacht. Nansen benutzte hiezu die gewöhnlichen Instrumente, so wurden Luftdruck und Temperatur stetig mit Richard'schen Apparaten registrirt und die Luftfeuchtigkeit mit Hülfe eines Psychrometers festgestellt, auch konnte zur gleichen Beobachtung das Haarhygrometer benutzt werden, da die Kälte dieses Instruments in der trockenen Kälte nicht trotzten. Der „Fram" lag so ruhig im Eise, daß das Kew-Station-Barometer benutzt werden konnte, dessen Angabe wiederum wöchentlich einmal von einem Wild-Fuess-Control-Barometer bestätigt wurde. Das für die Kälte berechnete Toluol-Thermometer erwies sich als vortrefflich, es registrirte den höchsten Kältegrad mit — 52° C. Zahlreiche Nordlicht-Beobachtungen wurden gemacht, fast immer in der Dunkelheit, jedoch niemals in den tieferen atmosphärischen Schichten. Die gleichzeitigen Beobachtungen Nansens, der Besatzung des „Fram", des englischen Polarreisenden Jackson auf Franz Josephs-Land und des norwegischen Seemanns Ekroll auf Ost-Spitzbergen im letzten Winter werden schöne tägliche Wetterdaten ergeben. Hygiene: „Fram" bewährte sich als guter Aufenthaltsort, auf dem man nicht gefroren hat. An Bord war keine Krankheit auch während der Ueberwinterung, trotz der geringen Körperbewegung der Mitglieder der Expedition. Das elektrische Licht in den Cabinen, das mittelst vom Winde getriebener Accumulatoren-Batterien erzeugt wurde, bewährte sich. Nansen hat neue Ansichten über den Scorbut gewonnen. Die Art und Weise, mit der Nansen, auf Hundeschlitten und Kajaks über das Polareis reisend, den höchsten Breitegrad erreichte und daselbst, auf Selbstverproviantirung angewiesen, überwinterte, hat der Polarforschung eine neue Basis gegeben."

* Ueber die neugegründete chinesisch-japanische Setzerei der Reichsdruckerei in Berlin macht Betriebsinspector Täschner im Archiv für Post und Telegraphie nachstehend Mittheilungen: Mancher Leser hat schon in einer Buchdruckerei die Arbeit des Setzers beobachtet, der aus dem vor ihm stehenden Setzkasten mit flinker Hand Buchstaben auf Buchstaben herausholt, um sie zu Zeilen zusammenzufügen. Solch ein Kasten zur Herstellung von Satz mit deutschen Lettern hat etwa 100 Fächer, in welchen das große und das kleine Alphabet, Ziffern, Ausschluß ꝛc. untergebracht sind. Viele Uebung und große Aufmerksamkeit sind nöthig, um Fehler zu vermeiden und den Satz allen Anforderungen entsprechend zu vollenden. Und doch, wie einfach erscheint die Arbeit eines deutschen Setzers gegenüber der seiner Collegen in Japan und China. Bekanntlich ist die chinesische Schrift eine einsilbige Wortschrift; jedes Zeichen stellt einen Begriff dar. Wenn auch von den 50,000 vorhandenen verschiedenen Zeichen viele veraltet sind und nur der Vollständigkeit halber in den Wörterbüchern weitergeführt werden, so sind doch z. B. zum Satz der Bibel in chinesischer Schrift etwa 4500 verschiedene Zeichen nöthig, welche von einem chinesischen Setzer gekannt und gelesen werden müssen. Die japanische Schrift ist aus der chinesischen entstanden. Im dritten Jahrhundert n. Chr. traten die Japaner mit den Chinesen in Verbindung. Chinesische Literatur drang in Japan ein und mit ihr die chinesische Schrift. Da diese Schrift auf die mehrsilbige japanische Sprache nicht überall anwendbar war, so wurde die Schaffung einer eigenen Schrift nöthig und man verwendet jetzt im Japanischen außer einem großen Theil der chinesischen Zeichen eine Silbenschrift (Hiragana und Katakana), die im allgemeinen zur Wiedergabe von Partikeln, sowie von Endungen der Zeit- und Eigenschaftswörter gebraucht wird. Die Hiragana ist aus der chinesischen Cursivschrift, die Katakana aus der chinesischen Quadratschrift entstanden. Hiragana und Katakana enthalten je 72 Silben, also ebenso viele Zeichen; die erstere umfaßt außerdem eine große Anzahl Varianten. Bei wissenschaftlichen Arbeiten und Druckſachen wird meist Katakana angewandt, bei allen anderen dagegen Hiragana. Im Japanischen läßt sich die Aussprache jedes chinesischen Zeichens

Digitized by Google

in Hiragana und Katakana wiedergeben. Von dem japanischen Setzer muß außer der Kenntniß der japanischen Schrift das Beherrschen von etwa 5000 der häufigsten chinesischen Zeichen gefordert werden. Japanisch und Chinesisch wird von oben nach unten gelesen, die Zeilen reihen sich von rechts nach links aneinander. Zur Bewältigung seiner schwierigen Aufgabe werden dem chinesischen oder japanischen Setzer mehrere Unterseher beigegeben, welche die einzelnen Zeichen herbeiholen müssen, während er selbst mit dem Aneinanderreihen der Zeichen zu Zeilen beschäftigt ist. Das Manuscript wird in schmale Streifen zerschnitten und an die Unterseher vertheilt. Diese suchen aus großen offenen Schränken die Zeichen heraus, wobei sie den Namen des Schriftzeichens fortwährend laut aussprechen, denn sie können das Zeichen nicht herausfinden, wenn sie nicht dessen Laut hören. In neuerer Zeit trat auch an die Reichsdruckerei die Nothwendigkeit heran, sich zur Ausführung von größeren Drucksachen in chinesischer und japanischer Sprache mit dem erforderlichen Schriftmaterial zu versehen, bezw. neue japanische Typen zu beschaffen und den vorhandenen Vorrath an chinesischen Typen entsprechend zu vervollständigen. Es konnte des Deutschen Reiches unwürdig erscheinen, daß seine Gelehrten oder das Seminar für orientalische Sprachen bei der Herausgabe größerer wissenschaftlicher Werke in den genannten Sprachen oder Industrielle behufs Verbreitung geschäftlicher Nachrichten in Ostasien auf Druckereien in Paris oder Wien angewiesen waren, weil Niemand innerhalb Deutschlands die Drucklegung zu übernehmen vermochte. Die Reichsdruckerei erkannte es als ihre Aufgabe, hier helfend einzutreten. Im Einvernehmen mit dem orientalischen Seminar gab sie die japanischen Typen bei der Tokio Tsukiji Type Foundry in Tokio, die chinesischen bei der Presbyterian Mission Press zu Shanghai in Auftrag und benutzte die Zeit bis zum Eintreffen der Typen in Berlin dazu, drei befähigte junge Leute aus ihrem Setzerpersonal am Seminar für orientalische Sprachen so weit ausbilden zu lassen, daß sie im Stande sind, japanischen und chinesischen Satz auszuführen. Um die gelieferten Typen, rund 100,000 an der Zahl, zweckentsprechend unterzubringen, bedurfte es erheblich mehr Raumes, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist, haben sie doch aneinander gereiht eine Länge von nicht weniger als 500 laufende Meter. In der Mitte befinden sich auf zwei Pulten die Kästen mit japanischen Typen, im Hintergrunde am Fenster die Arbeitsplätze von zwei Setzern. Rund herum, rechts beginnend, sind zwischen Leisten die chinesischen Typen neben einander aufgereiht. Zwei Setzer hatten sechs Wochen lang angestrengt zu arbeiten, um die Typen zu ordnen und aufzustellen. Es sind in der Reichsdruckerei etwa 10,000 verschiedene Zeichen vorhanden, trotzdem ergeben sich beim Setzen fast täglich neue nicht vorhandene Zeichen, welche dann in der Gravirabtheilung der Reichsdruckerei geschnitten werden müssen.

* **Wien**, 24. Aug. In Angelegenheit der geplanten **Aufhebung des Collegiengeldes** haben **Professoren der Wiener juridischen Facultät** im Vereine mit den **Senior Universitätsprofessoren** derselben Facultät dem Unterrichtsministerium eine **Denkschrift** überreicht, die sich mit aller Entschiedenheit **gegen** die Aufhebung des Collegiengeldes ausspricht. Im Vorworte dieser Eingabe wird zunächst an die Regierungsvorlage vom 26. März 1896, betreffend die Regelung der Activitätsbezüge der Professoren an Universitäten, angeknüpft und darauf hingewiesen, daß durch die Bestimmung der Vorlage, den ordentlichen Professoren den Anspruch auf die mit ihrer Rangclasse verbundenen systemmäßigen Bezüge zu ertheilen, einem langjährigen, oft geäußerten Wunsche der Universitätsprofessoren entsprochen werde. Andererseits könne aber nicht übersehen werden, daß der Regierungsentwurf mit diesem Zugeständnisse andere Reformpläne verknüpfe, welche schwere Gefahren für die Zukunft der österreichischen Universitäten und insbesondere der österreichischen rechts- und staatswissenschaftlichen Facultäten mit sich brächten. Unter diesen Reformen sei wohl die tiefeingreifendste die im § 13 der Regierungsvorlage vorgeschlagene Verstaatlichung des Collegiengeldes der ordentlichen und der besoldeten außerordentlichen Universitätsprofessoren. Diese Bestimmung sei geeignet, eine vollkommene Umwälzung der gegenwärtigen Universitätsverhältnisse herbeizuführen. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 27. Jan. 1870 brachten schon, so wie in der Denkschrift ausgeführt, die Abgeordneten Dr. Kopp und Genossen einen Resolutionsantrag betreffs der Aufhebung des Collegiengeldes ein. Das veranlaßte Lorenz v. Stein, in einer geistvollen Schrift („Lehrfreiheit, Wissenschaft und Collegiengeld") für die Beibehaltung der Collegiengelder einzutreten. In der Debatte über das Meritum des Antrages ergriff von der Ministerbank aus Unger das Wort und unter dem Eindrucke dieser Rede hat das Haus die vom Ausschusse beantragte Aufhebung der Collegiengelder abgelehnt. Die Denkschrift kehrt sich hiernach gegen die Begründung der Vorlage durch den Hinweis auf Deutschland, wo das Collegiengeld thatsächlich den Regulator für den geistigen Wettbewerb der einzelnen Docenten bilde, während in Oesterreich diese Verhältnisse durch bestimmte staatliche Einrichtungen, insbesondere die Obligatcollegien, wesentlich alterirt seien. Wenn schon, so entgegnet die Denkschrift auf diese Argumentationen, die jetzt bestehenden, im großen und ganzen bewährten Einrichtungen geändert werden sollen, dann liege sich gewiß eher die Frage aufwerfen, ob nicht unser System der Obligatcollegien einer ernsten Prüfung zu unterziehen wäre. Dann wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß in der Zukunft so mancher Professor ein Nebenamt — und zwar nicht nur ein seine wissenschaftliche und Lehrthätigkeit förderndes Nebenamt — anstrebe werde. Eine Aenderung des gegenwärtigen Collegiengeldsystems wäre nur dann in Erwägung zu ziehen, wenn der gleiche Schritt auch in Deutschland geschehe, woran man aber dort nicht denke. Dann werden die Nachtheile der geplanten Reform besonders für die größeren juridischen Facultäten erörtert. Diese Nachtheile (als Folge der Gleichstellung aller Universitäten) würden sich natürlich im größten Umfange bei der größten Universität des Reiches, nämlich in **Wien**, geltend machen. Mit Rücksicht auf die große Theuerung und die Nebenkosten würde unter normalen Umständen ein Professor von einer anderen österreichischen Universität auch Wien sich kaum berufen lassen. Ja umgekehrt, es würde, da nach der Regierungs-Vorlage die **Wiener** Professoren weitaus am ungünstigsten gestellt seien, eine Art Flucht der Lehrkräfte von Wien eintreten müssen. Die Denkschrift gelangt zu folgendem Schlusse: „Müssen demgemäß die Gefertigten das Collegiengeld bezeichnen als ein im Principe gerechtes Aequivalent der wissenschaftlichen Leistung, als eine besondere Nebengebühr, welche neben dem die einzelne Lehrthätigkeit vergütenten rangclassenmäßigen Gehalt die specielle wissenschaftliche Arbeit entschädigt und ermöglicht, ja erscheint ihnen die Consequenz nothgeschlossen, daß die Herstellung des vollen Gehaltsbezuges eine Aufhebung der Collegiengelder zur Folge haben sollte. Dementsprechend lassen sich die in dieser Denkschrift gepflogenen Erwägungen in folgenden Wünschen und Vorschlägen zusammenfassen: 1. Das Recht der ordentlichen und außerordentlichen Universitätsprofessoren auf den Bezug des Collegiengeldes ist auch für die Zukunft aufrechtzuerhalten. 2. Den ordentlichen und außerordentlichen Universitätsprofessoren möge in Hinkunft der volle rangclassenmäßige Gehalt der 6., beziehungsweise 7. Rangclasse zugestanden werden." Die vom Juli 1896 in Wien und Graz datirte Denkschrift ist von folgenden Professoren unterschrieben: Sigmund Adler, A. Anders, Benatzik, Bischoff, v. Canstein, Geoß, Hanausek, Hitzebrand, v. Hussarek, Lammasch, v. Luschin, Menzel, Mischler, Mitteis, L. Pfaff, A. Philippovich, v. Schey, v. Schrutka, Schütze, Seidler, Tezner, Thonet, Vorgha und Zallinger.

* **Prag**, 24. Aug. Der Zweite internationale **pharmaceutische Congreß** wurde heute hier in Anwesenheit zahlreicher Theilnehmer, darunter hervorragender Vertreter aus Wien, Berlin, Petersburg, Moskau, Stockholm, Nord- und Südamerika, unter dem Vorsitze des Apothekers Hermann **Rüdiger** eröffnet, welcher seine Ansprache in ein begeistert aufgenommenes Hoch auf den Kaiser und auf den Erzherzog Rainer ausklingen ließ. Unmittelbar nach der Eröffnungsfeier begann die Abhaltung der wissenschaftlichen Vorträge.

* **Brüssel**, 24. Aug. In **Bonn**, wo er Heilung eines beginnenden Herzleidens gesucht hatte, **starb** am 14. d. M., 65 Jahre alt, der Professor der philosophischen Facultät der Staatenuniversität Lüttich Joseph **Delboeuf**, einer der bedeutendsten und vielseitigsten Gelehrten Belgiens, Mitglied der belgischen Akademie der Wissenschaften. Die von ihm verfaßten Schriften sind theils mathematisch-physikalischen, theils philosophischen Inhalts. Besonders bekannt geworden ist er durch seine Studien über den Hypnotismus, die er in der „Revue de l'Hypnotisme" und in der „Revue Scientifique" veröffentlichte.

* **Aus New-York** kommt die Nachricht, daß der berühmte Philologe Professor William Dwight **Whitney gestorben** ist. Er war geboren am 9. Febr. 1827 in Northampton, Massachusetts, und hatte in Europa zu Tübingen, Berlin, Paris, Oxford und London studirt. Sanskrit und vergleichende Philologie waren die Hauptgebiete seines Studiums, dem mehrere ausgezeichnete Werke entflossen sind.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 27. August. Nummer 198.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menzl in München.

Uebersicht.

Die Molukkeninsel Halmahera. Von Dr. A. Oppel. — Eine Bereicherung der Fortunatus-Literatur. Von Wilhelm Asmus. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Molukkeninsel Halmahera.

Von Dr. A. Oppel.

Unter den in diesem Jahre erschienenen Reisewerken nimmt Prof. W. Kükenthals „Forschungsreise im Malayischen Archipel, ausgeführt im Auftrage der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M." (Frankfurt a. M., in Commission bei M. Diesterweg, 1896, 50 M.) ohne Zweifel eine der ersten Stellen ein und reiht sich, was Annehmlichkeit der Darstellungsweise, Mannichfaltigkeit und Bedeutung des Inhalts, sowie Reichthum an Bildern und Karten anbetrifft, den älteren berühmten Werken über dieses Gebiet, also eines Junghuhn, Wallace, Bickmore u. a. in würdigster Weise an. Der Forscher, der die Reise in den Jahren 1893—1894 im Auftrage und auf Kosten der genannten Gesellschaft ausführte, verfolgte zwar in erster Linie zoologische Zwecke, aber er achtete auch auf andere Erscheinungen des Natur- wie des Völkerlebens und lieferte dadurch beachtenswerthe Beiträge zur Geographie und Völkerkunde. Da sich Professor Kükenthal verhältnißmäßig am längsten in Ternate aufhielt, so nahm er mehrfach Gelegenheit, die benachbarte Insel Halmahera aufzusuchen, deren Erforschung in vielen Beziehungen noch recht mangelhaft ist. Unter Verwendung der vorzugsweise niederländischen Literatur und seiner eigenen Beobachtungen gelang es ihm, ein Bild der Insel zu entwerfen, das aller Beachtung werth erscheint und aus dem wir im Folgenden die Hauptzüge entlehnen wollen.

Die Insel Halmahera wird in Büchern und auf Karten häufig auch als Gilolo oder Djilolo bezeichnet. Dieser Name ist aber in doppelter Beziehung unrichtig. Einmal gibt es im Lande nur ein Wort „Djailolo", nicht Djilolo, sodann bedeutet dieses nicht die ganze Insel, sondern nur einen Theil an der Nordwestküste, der früher als ein einheimisches Reich eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Daher mag es wohl gekommen sein, daß der Name auf die ganze Insel ausgedehnt wurde. Das genannte Reich Djailolo war im Mittelalter anfangs ein kleiner Staat, von dem aus während des 13. Jahrhunderts Ternate und andere Inseln besiedelt wurden. Wie in ihrem Mutterlande, so wählten auch in den neuen Wohnplätzen die Auswanderer einen Oberhäuptling, den „Kolano". Bald gelangten die Colonien Ternate, Tidore, Batjon und Obi zu einer gewissen Blüthe und fingen an, Krieg mit dem Mutterlande zu führen, bis im Jahre 1332 ein allgemeiner Friede geschlossen und dem Kolano von Djailolo der Vorrang vor allen anderen Königen zuerkannt wurde. Als Ternate's Macht stieg, besonders durch den Gewürzhandel nach Java, sank in demselben Maße das Ansehen des Kolano von Djailolo, der im Jahre 1530 seinen Vorrang an den von Ternate abtreten mußte. Einer seiner Nachfolger nahm um die Mitte des 15. Jahrhunderts den Islam an, und seitdem gelangte diese Religion auch nach Halmahera. Als die Portugiesen sich im Jahre 1512 auf Ternate, die Spanier 1521 auf Tidore festsetzten und gegenseitig bekämpften, stand Djailolo auf Seiten der letzteren. Das Bestreben, die Fremdlinge zu vertreiben, war erfolglos und das Reich ging allmählich zu grunde. Im Jahre 1547 wurde der Kolano Calabruno von den Portugiesen besiegt und endete durch Selbstmord. Sein Sohn war bereits kein unabhängiger Fürst mehr, sondern ein Vasalle Ternate's. Damit war das Schicksal Djailolo's besiegelt, und die Geschichte weiß darüber kaum noch etwas von Bedeutung zu melden. Der letzte Kolano soll, wegen Mißbrauchs seiner Gewalt von seinen eigenen Leuten vertrieben, im Jahre 1815 zu Ternate gestorben sein. Seitdem gehört Halmahera zum größeren Theile dem Sultan von Ternate, nur der Centraltheil, der obere Theil der südlichen Halbinsel, sowie die östlichen Halbinseln sind tidoresisches Gebiet.

Unsre Kenntnisse der Insel stützten sich bisher fast ausschließlich auf die Berichte niederländischer Reisender. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, mag bemerkt sein, daß die Erforschung in rein geographischer Beziehung bislang noch sehr mangelhaft war, insofern außer den Küsten wenig genau untersucht und kartographisch festgelegt ist; namentlich harrt das Innere des Landes, das etwa so groß wie das Königreich Württemberg ist, noch größtentheils der Erschließung. Verhältnißmäßig am meisten war für die Völkerkunde geleistet. In geologischer Hinsicht dagegen ist Halmahera vollkommen unerforscht, in zoologischer war nur den Classen der Vögel und Insecten eingehendere Sorgfalt gewidmet worden, und auch bezüglich der Botanik blieb noch fast alles zu thun. Durch Kükenthals Arbeiten ist nun die Fauna der Insel, namentlich in den bisher vernachlässigten Thierclassen, festgelegt und auch für die anderen Wissenschaften ist mancher ansehnliche Beitrag abgefallen.

Halmahera liegt zu beiden Seiten des Aequators, jedoch so, daß reichlich drei Viertel der 352 km betragenden nordsüdlichen Erstreckung auf die südliche Seite desselben fallen. Es besteht aus einem centralen Theile, von dem vier meist schmale und lange Halbinseln nach Norden, Nordosten, Südosten und Süden soweit ausstrahlen, daß die größte ostwestliche Ausdehnung 167 km ausmacht. Gegenüber dieser großen Linearbewegung ist der Flächenraum mit 16,215 qkm verhältnißmäßig gering; dies kommt daher, daß ähnlich wie bei Celebes breite und tiefe Meereseinschnitte, wie die Buchten von Kau, Buli (Bitzoli) und Weda die Landmasse durchsetzen; namentlich die nördliche Halbinsel steht nur durch einen schmalen Isthmus mit der übrigen Insel in Verbindung. Die vier Halbinseln sind der Länge nach von Gebirgen durchzogen, welche bis zur Höhe von reichlich 1300 m ansteigen. Die nördliche Halbinsel enthält außerdem an ihrer Westseite noch einige Vulcankegel, so den Gunung damar oder Sallo (3230 m), den Gamkonorah (1660 m), welcher die höchste Erhebung

des Landes darstellt, noch thätig ist und seinen letzten Ausbruch im Jahre 1673 hatte, u. a. Auch an der Ostküste befinden sich deutliche, aber ausgebrannte Vulcane. Den übrigen Halbinseln fehlt jede Spur von Vulcanen. Die auf den Karten gezeichneten Bergzüge im centralen Theile sind nicht vorhanden. Dagegen breiten sich an einigen Stellen bemerkenswerthe Ebenen aus, so die 660 qkm große Ebene von Kau, ferner die Ebene von Kobee, welche die Bergketten der beiden östlichen Halbinseln von einander trennt u. a. Daß auf so schmalen und gebirgigen Landzungen größere Flüsse nicht entstehen können, liegt auf der Hand; als die ansehnlichste Wasserader sei der Kausluß genannt, der ein gutes Stück aufwärts befahren werden kann. Einige größere Binnenseen sind vorhanden. Bezüglich des geologischen Aufbaues scheinen die vulcanischen Gesteine vorzuherrschen, neben denen sich noch ein krystallinischer Kalkstein vorfindet, höchst wahrscheinlich ist es Korallenkalk, der bis zu sehr ansehnlicher Höhe hinaufgeht. An vielen Orten findet man deutliche Korallenblöcke oft tief im Lande, und selbst auf Hügelrücken liegen schwere Tridacnaschalen, die weder durch Menschen, noch durch Thiere dahin verschleppt sein können. Eine negative Strandverschiebung ist daher als sicher anzunehmen. Ueber das Klima fehlen genauere Angaben, doch kann man sagen, daß die Wärme wie die Niederschlagsmenge im niederen Berglande von Halmahera etwas geringer ist als auf Ternate. Im Gebirge dagegen treten die Niederschläge häufiger und mit außerordentlicher Gewalt auf. Sie wirken hier als ein geologischer Factor, indem die plötzlich anschwellenden Wassermassen sich tiefe Schluchten durch den theilweise zerstörten Wald graben und mächtige Felsblöcke zu Thal rollen. Elektrische Entladungen sind nicht häufig und nicht stark.

Ganz Halmahera ist mit Wald bedeckt; nur da, wo sich größere Niederlassungen befinden, wie bei Saure, Galda und Tobelo, sind größere Flächen von Wald entblößt und theils angebaut, theils wieder mit wucherndem Kussu-Kussugrase bedeckt. Infolge des dichten Waldkleides kommen auf der Insel kühnere Contouren im allgemeinen nicht zum Ausdruck. Nur die Nordwestküste macht eine Ausnahme, da hier die aus vulcanischem Gestein bestehenden Felswände meiß unmittelbar ins Meer abstürzen. Betrachtet man die Vertheilung des Pflanzenwuchses etwas näher, so zeigt sich die Küste vielfach mit Mangroven umgürtet, während in der Nähe der menschlichen Ansiedelungen eine Zone von Cocospalmen auftritt, die besonders die Ufer der Lagunen umsäumt. Darauf folgt in der Niederung eine Region des Buschwaldes, der allmählich in den die Berge bedeckenden Urwald übergeht. Da, wo größere Niederlassungen auftreten, erscheint nicht selten eine Art Parklandschaft. Vereinzelte Baumgruppen oder kleine Haine wechseln dann mit angebauten Strecken oder weiten Grasflächen ab, einzelne Hütten sind mit breitblättrigem, saftig grünem Pisang umgeben, und ein freier Ausblick öffnet sich nach allen Seiten bis zum Gebirge hin. Wo die Grasflächen überwiegen, da verwandelt sich das heitere Bild in ein monotones, besonders wenn durch andauernde Hitze die Blätter des schilfartigen Grases verbrannt sind. Alsdann überwiegt eine braungelbe Färbung der Landschaft, und das Auge schweift ruhelos über die gleichmäßig sich ausbreitende, öde Fläche. Nur an wenigen Stellen tritt in sumpfigen Niederungen die Sagopalme in solcher Ausdehnung auf, daß sie der Landschaft einen eigenen Charakter verleiht.

Von einer eigentlichen Culturvegetation ist kaum zu sprechen. In der Nähe der Dörfer stehen in der Regel einige Fruchtbäume, wie Manggas, Brodfruchtbäume, Pisang, gelegentlich auch hübsch blühende Sträucher, und nur vereinzelt finden sich größere trockene Reisfelder vor, untermischt mit in Reihen gepflanztem Mais, ebenso treten Tabakfelder, Anpflanzungen von Zuckerrohr oder von Erdfrüchten nur gelegentlich auf. Die Thierwelt macht sich nur in der Classe der Vögel bemerklicher, während die Säugethiere stark zurücktreten. Hirsche und Wildschweine bevölkern die Wälder, außerdem begegnet man baumkletternden Beutelthieren in zwei Arten, sowie einem seltenen kleinen fliegenden Beuteleichhorn. Von den Fledermäusen fallen die großen Kalongs am meisten auf; an unbewohnten waldigen Stellen der Küste hängen sie oft tagsüber zu Tausenden in den Aesten der Bäume.

Die Bevölkerung, welche auf etwa 60,000 geschätzt werden kann, zerfällt, abgesehen von den wenig zahlreichen Fremden (wie Ternatanen, Tidoresen, arabischen und chinesischen Händlern, einem europäischen Missionar und zwei niederländischen Beamten, „Posthondern"), in zwei ganz verschiedene Völkerschaften, die auch örtlich ziemlich scharf getrennt auftreten. Die einen, „Orangslam" (Anhänger des Islam) genannt, sind ohne Zweifel Malayen und wohnen vorzugsweise auf den Küsten, die anderen, die „Alfuren", leben hauptsächlich in den Ebenen des Innern, besonders dicht an den größeren Wasserläufen und Binnenseen. Seßhaft sind sie aber nur auf der nördlichen Halbinsel, von der aus sie das Land durchschwärmen, um zu jagen oder Walderzeugnisse zu suchen. Die gebirgigen Theile des Innern sind fast vollständig unbewohnt. Um die Kenntniß der Alfuren Halmahera's, welche wohl als die Ureinwohner anzusehen sind, haben sich vor Kükenthal namentlich die drei Holländer Willer, Campen und de Clercq verdient gemacht.

Die Alfuren,[1]) mit denen wir uns noch etwas näher beschäftigen wollen, zerfallen in eine ziemlich große Zahl von Stämmen, welche trotz vieler gemeinsamer anthropologischer und ethnographischer Züge manches Abweichende haben. So sind z. B. die Sprachen derselben so von einander verschieden, daß die Bewohner der Ostküste ihre Landsleute von der Westküste nicht verstehen und sich zum Zwecke gegenseitiger Verständigung der ternatanischen Sprache bedienen müssen. Im allgemeinen besitzen die Alfuren Halmahera's einen großen und kräftigen Körper und ebenmäßige Glieder. Ihre Hautfarbe bewegt sich in Abstufungen von licht- bis dunkelbraun, ihr Haar, schwarz bis kastanienbraun, selten nach blond hinüberspielend, ist bald schlicht, bald ausgesprochen wellig und wird mit großer Sorgfalt gepflegt, von den Männern lang getragen und zu einem Knoten aufgebunden. Der Bartwuchs ist zwar nicht stark, aber doch kräftiger entwickelt als bei den Malayen, auch beschränkt er sich nicht, wie bei diesen, auf das Kinn und einige spärliche Borsten der Oberlippe. Der Kopf der Alfuren ist rundlich und verhältnißmäßig klein, das Gesicht breit mit etwas zurücktretendem Kinn, aber ohne stark vorspringende Backenknochen, die dunkelfarbigen Augen sind breit geschlitzt und besonders bei den Männern von starken Augenbrauen überwölbt, die Nase zeigt einen breiten Ansatz der Flügel, der Rücken derselben dagegen erscheint bei manchen breit und flach, bei anderen schärfer modellirt. Die Lippen, mitunter fein geschwungen, sind lange nicht so wulstig wie bei den Malayen. Zahnfeilung wird zwar ausgeübt, beschränkt sich aber auf das Gleichfeilen der Schneidezähne des Ober- und Unterkiefers mit den anderen Zähnen, sowie auf das Einfeilen einer flachen Rinne in die Oberseite eines jeden Schneidezahnes. Durchbohrung der Ohrläppchen und Tätowirung hat Prof. Kükenthal im Gegensatze zu einigen anderen Gewährsleuten nicht beobachtet. Der Alfure ist ein ausgezeichneter Fußgänger und tüchtiger Ruderer; auch liebt er zu baden, dies aber mehr, um sich

[1]) Nach A. B. Meyer kommt der Name Alfure von dem im nordwestlichen Neuguinea wohnenden Papuastamme der Arfu her.

abzukühlen, als um sich zu reinigen; jedenfalls wird dadurch der starke Körpergeruch etwas beseitigt, der nicht sowohl vom Schweiße und der Ausdünstung, als vielmehr von dem ranzigen Cocosnußöl herrührt, mit dem er sich einreibt. Die meisten Alfuren leben in kleineren oder größeren Dörfern; die übrigen durchwandern den Süden, die östlichen Halbinseln, sowie die benachbarten Inseln, siedeln sich aber auch mitunter für einige Zeit irgendwo an und errichten dann einfache Hütten, auf vier in die Erde gerammten Pfählen ruhend, welche ein schräges Dach aus Fächerpalmenblättern oder anderem pflanzlichen Materiole tragen. Die in Dörfern lebenden Alfuren haben entweder die Bauart der Malayen angenommen oder sie haben Gebäude von besonderem Stile. Letztere haben einen achteckigen Grundriß, der dadurch entsteht, daß sich um einen quadratischen Mittelbau vier niedrige Vorbauten mit abgestutzten Ecken gruppiren. An den Zwischenwänden befinden sich die Zugänge zum Innern. Die niedrigen Außenwände, aus Bambus oder gaba-gaba gefertigt, gehen bis unter das vorspringende Dach und schließen das Haus nach außen vollständig ab. Das Licht kann nur durch die offenstehenden Thüren eindringen. Das Doch besteht aus einem mittleren, sehr steilen Doppeldach und den sanfter abfallenden Dächern der Vorbauten; hergestellt wird die Bedeckung derselben aus Lagen von aneinandergereihten und an einer Querstange festgenähten Blättern der Sagopalme. Im Innern solcher Häuser bemerkt man zunächst die vier Grundpfeiler des Mitteldaches, zwischen denen auf Erhöhungen mehrere Ruhebänke aufgestellt sind. Von originalem Hausgeräth ist nicht viel zu sehen, abgesehen von interessanten Lampen, welche aus Rohren bestehen, die mit gestoßenem Dammarharz gefüllt sind. Diese Lampen stehen auf hübsch geschnitzten Ständern; einer derselben, den Kükenthal abbildet, hat die Gestalt eines Vogels, der in seinen ausgebreiteten Flügeln die Löcher zur Aufnahme der Fackeln enthält. Ferner findet man Matten eigener Art und theilweise von kunstvollen Mustern, sowie zierliche Fächer aus Flechtwerk. Die beste technische Leistung der Alfuren aber stellen ihre Rindenkleider (von Broussonetia) dar, welche sich durch mannichfaltige und geschmackvolle Zeichnungen hervorthun. Diese Rindenzeuge, welche aber vielfach durch billige Baumwollfabricate verdrängt sind, bilden lange, etwa 1 m breite Lendenschürzen, die mehrfach um den Körper gewickelt und derart zwischen den Beinen hindurch gezogen werden, daß ein breites, bunt bemaltes Ende vorn, ein langes, schmales Ende aber hinten herabfällt. Auf dem Kopfe trägt der Mann ein eigenthümlich gefaltetes, hohes Tuch von meist ziegelrother, seltener blauer Farbe. Schmuck ist wenig vorhanden; er beschränkt sich in der Hauptsache auf einfache Bänder an Handgelenk und Oberarm.

Die Nahrung der Alfuren besteht im wesentlichen aus Sago, den sie entweder als Brei oder in Form von viereckigen, dachziegelartigen Broden genießen, wozu auch gern getrocknete und angeräucherte Fische, sowie Fleisch genommen werden. Letzteres gewinnt man hauptsächlich von Wildschweinen und Hirschen, denen eifrig nachgestellt wird. Die Vorliebe für Schweinefleisch bildet wohl auch den Hauptgrund dafür, daß die Alfuren bis jetzt dem Islam ferngeblieben sind. Tabakrauchen und -kauen ist allgemein verbreitet, ebenso der Genuß des Palmweines, des „Sagmoers". Man gewinnt ihn dadurch, daß man Einschnitte in den Blüthenstand der Palmen macht und die austräufelnde Flüssigkeit in langen Bambusrohren auffängt. Um eine schnelle Gährung herbeizuführen, benutzt man schon ältere zu gleichem Zwecke gebrauchte Rohre, in denen sich noch ein Rest alten Sagmoers vorfindet.

In dem gesellschaftlichen Leben der Alfuren bildet höchst auffälligerweise den hervorstechendsten Charakterzug das Vorhandensein der Monogamie unter strenger Reinhaltung der Ehe. Ehebruch, besonders von Seiten der Frau, ist sehr selten und wird, wenn vorkommend, mit dem Tode bestraft. Auch Scheidungen und Verstoßungen sind selten. In Gegenwart von Frauen gebraucht man nie zweideutige Ausdrücke oder geschlechtliche Anspielungen. Merkwürdig ist hierbei der Umstand, daß sich sowohl die Monogomie, als auch eine gewisse Feinfühligkeit den Frauen gegenüber auch bei dem im übrigen so niedrigstehenden Weddastomme auf Ceylon findet. Gehört für Verheirathete ein Verstoß gegen die Sittlichkeit zu den größten Seltenheiten, so trifft das für junge Mädchen durchaus nicht zu, und die Freiheit, welche sie genießen, so lange sie unverheirathet sind, nützen viele stark aus. Besonders bei dem beliebten Wella-Wella-Spiele, wobei zwei Parteien, auf der einen Seite die jungen Mädchen, auf der andern junge Männer, an einem Rotangseile ziehen, soll es höchst ungebunden zugehen. Die Aufgabe der Ehefrau, die von ihrem Manne gut behandelt wird, besteht in der Führung des Haushaltes, im Verfertigen von Matten, Kleidern und Hüten, in leichterer Feldarbeit, sowie in der Erziehung der Kinder, welche sich im allgemeinen recht artig zu benehmen pflegen.

Wie die ganze Lebensweise, so ist auch die sociale Organisation von den Malayen und anderen fremdbürtigen Bewohnern der Insel mehr oder weniger beeinflußt worden, und nur im Innern findet man noch ursprüngliche und eigenartige Formen. Kommt man in ein entlegenes Dorf, so sind die Häuser stets im Kreise oder im Viereck um einen freien Platz errichtet. In der Mitte desselben steht ein größeres Haus, entweder allseitig offen oder an ein paar Seiten mit Wänden versehen; es ist das Gemeindehaus, die „subua". In dieser liegen große Kähne („Prauen"); hier sind auch lange, massive Tische aufgestellt und die Mahlzeiten werden hier von den Männern gemeinsam eingenommen. Prof. Kükenthal glaubt nun, die Glieder einer solchen Niederlassung als Familienverbände, unter einem Familienoberhaupt stehend, auffassen zu sollen, und von diesem Gesichtspunkte aus, meint er, läßt sich der Communismus begreifen, der sich in mancherlei ausspricht: „So sind die gemeinsamen Mahlzeiten sicherlich Zeichen einer Art primitiven Communismus, der vielleicht früher noch allgemeiner verbreitet war, mit der Erwerbung persönlichen Eigenthums aber eingeschränkt wurde. Reste dieses Communismus könnte man noch darin erblicken, daß das umliegende Land mit seinen Producten und seinem Wild noch vielfach Gemeingut ist." Der Ackerbau, soweit die Alfuren ihn treiben, ist sicherlich nicht ihre ursprüngliche Beschäftigung gewesen. Viel mehr war dies die Jagd. Noch heute streifen viele im Innern des Landes umher, mit dem Erlegen von Hirschen und Wildschweinen beschäftigt, und auch die seßhaften Alfuren sind Jäger. „Vielleicht haben wir in ihnen ein ehemaliges Fischer- und Jägervolk vor uns, welches erst, durch die jedenfalls sehr alte Entdeckung des Sagos als Nahrungsmittels, eine seßhaftere Lebensweise annahm."

Im gegenseitigen Verkehre sind die Alfuren stets höflich, und es besteht unter ihnen eine gewisse Etiquette, der nachzukommen ein jeder nach Möglichkeit bestrebt ist. Sie begrüßen einander bei Begegnungen, und wenn sie Abschied von einander nehmen, so gibt es bei Frauen und Kindern viele Thränen. Tapferkeit ist eine allgemein anerkannte Eigenschaft von ihnen; daher wurden sie früher gelegentlich von der niederländischen Regierung, wie vom Sultan von Ternate bei Aufständen auf anderen Inseln verwendet und auch unter sich haben sie manchen Kampf ausgefochten. Das Kopfabschneiden, worin bekanntlich die Dayaken auf Borneo Meister sind, wurde früher ohne Zweifel auch auf Halmahera ausgeführt, hat aber in den letzten Jahrzehnten vollkommen aufgehört. Auch dem Seeraub liegen die Alfuren

nicht mehr ob, nachdem im Jahre 1878 das Seeräubernest Tobelo von der niederländischen Regierung in empfindlicher Weise gezüchtigt worden ist.

Kommen wir endlich zu dem Charakter des Völkchens, so stellt Prof. Kükenthal als dessen Grundzug eine gewisse kindliche Heiterkeit auf, die sich zunächst in zufriedenem Wesen kundgibt und die auch den Verkehr mit den Leuten sehr angenehm macht. Scheu vor Fremden zeigt sich nur noch in Spuren in den entlegensten Bezirken. Stark ausgebildet ist der Eigenthumssinn; daher wird Diebstahl mit dem Tode bestraft. Neben Ehrlichkeit ist auch Wahrhaftigkeit vorhanden, die die Alfuren sehr vortheilhaft von den Orangslam unterscheidet. Gastfreundschaft wird gern und auch gegen Unbekannte ausgeübt, ebenso Dankbarkeit, die den Orangslam vollständig zu fehlen scheint. Als Schattenseiten treten eine gewisse Neigung zu Grausamkeit und jähzorniges Wesen hervor.

So erschien dem deutschen Forscher der Charakter des einfachen Naturvolkes der Alfuren in jeder Hinsicht vortheilhafter als der der Malayen und er meint, daß sie viel entwicklungsfähiger seien als die degenerirten Orangslam. Daß unter ihnen ein Missionar thätig ist, wurde früher angedeutet. Ob aber das Christenthum unter ihnen Fortschritte machen wird, ist schwer zu sagen. Erwachsene Leute nehmen es nicht an, und nur durch Aufziehen von Kindern ist es möglich geworden, einen Stamm von Christen-Alfuren zu schaffen.

Eine Bereicherung der Fortunatus-Literatur.

Von Wilhelm Asmus.

Der von reicher Einbildungskraft getragene Märchenstoff, welcher in den Volksbühnen uns vom Fortunat und seinen Söhnen und deren Wunschsäckel und Glückshütlein so wundersame Abenteuer erzählt, hat von jeher auch auf ernstere Dichter Anziehungskraft ausgeübt. Alle dichterischen Productionen, die darauf abzielten: in neuen Formen diese in ihrem Verlauf an unerwarteten Ueberraschungen wahrlich nicht arme und in ihren Peripetien echt dramatische Erzählung umzuschmelzen, haben um so mehr das besondere Interesse aller Literaturfreunde in Anspruch nehmen dürfen, als es sich dabei um einen urdeutschen Stoff handelte. In der That ist die Sage vom Fortunat und seinen Söhnen zuerst in Deutschland aufgetaucht, und zwar bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts; des Volksbuches erster Augsburger Druck stammt aus dem Jahr 1509. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, welche Umwandlungen das Märchen in den literarischen Nachbildungen anderer Völker erfahren hat; wir wollen nur kurz daran erinnern, daß dasselbe in Deutschland durch zwei Dichter wie Hans Sachs (Tragedia des Fortunatus mit dem Wunschseckel 1509) und Ludwig Tieck (1816) dramatisirt und außerdem von Ludwig Uhland als Epos behandelt ist. Von letzterem besitzen wir nur ein Fragment, und zwar in Stanzen. Ganz neuerdings hat sich den beiden Dramatisirungen auch eine dritte zugesellt: eine Jugendarbeit Chamisso's, welche 1806 auf Anregung Fouqué's in Angriff genommen wurde. Der junge Romantiker folgt dabei ganz und gar dem Vorbilde, das der Großmeister dieser literarischen Richtung in seinem „Octavian" der jüngeren Generation aufgestellt hatte. Leider ist die Arbeit Chamisso's unvollendet geblieben; wir besitzen nur 21 Scenen des Stücks, von denen vier auf das Vorspiel entfallen. Das „Spiel", das früher schon in diesem Blatte eine eingehende Besprechung gefunden[1]) und das E. F. Koßmann aus der Handschrift des Dichters zum erstenmal herausgegeben, gewährt insofern einen tiefen Einblick in die Weltanschauung des Letzteren, als diese sichtbarlich nicht ohne Absicht in der Lebensphilosophie des Eremiten zum Ausdruck gelangt. Im übrigen hat dem Plan des Ganzen die innere Einheitlichkeit gemangelt; erst während der Arbeit kam der Poet, welcher anfänglich just durch die Mischung von Humor und Tragik einen besonderen Reiz ausüben wollte, zu der Meinung, daß dieser Vorwurf einen tragischen Ausgang erfordere. Demgemäß sollte, wie Koßmann vermuthete, das Stück mit dem Untergang sämmtlicher Acteurs und Actricen enden.

Während hier eine echt romantische Behandlung des Stoffes vorliegt, stellt sich in einer allerneuesten Dramatisirung desselben ein anderer Dichter auf völlig modernen Standpunkt. Er bietet außerdem ein ganzes, völlig abgeschlossenes und in streng theatralischer Conception abgefaßtes Product.[1]) Während Chamisso sein Stück nach dem Tode des Fortunat beginnt und die ganze Handlung zwischen dessen beiden Söhnen Andolosia und Ampedo zum Ausdruck kommen läßt, läßt Julius Grosse diese letzteren gänzlich aus dem Spiel und macht Fortunatus zum Haupthelden der Action. Das war von vornherein eine glückliche Anordnung der Handlung, denn durch diese gewann der Autor mit eins die stoffliche Vereinfachung und zwängte die Riesengestalt des Märchens in das Prokrustesbett einer Theaterabendlänge ein. Während Ludwig Tieck mit seinen zehn Acten und dreiundachtzig Verwandlungen von vornherein auf eine Bühnenaufführung verzichten mußte, liegt in dem Grosse'schen Werk nunmehr die erste dramatisirte Behandlung des alten Volksbuches vor, die die Theaterlenker im Ernste beschäftigen kann. Die Bezeichnung: „ein Volksschauspiel" stellt das Drama in eine ästhetische Kategorie, welcher man ohnehin von der regulären Schaubühne wie auch aus breiteren Dilettantenkreisen in der letzten Zeit ein immer noch wachsendes Interesse entgegenbringt. Daß ein auf ein uraltes Volksbuch sich stützendes Volksschauspiel insbesondere auch die Volksbühne requiriren darf, um zu dramatischem Leben zu gelangen, liegt nahe genug. Freilich wird mit Grosse's „Fortunat" dem zeitherigen Spielplan dieses Instituts, welches in erster Linie das religiöse und das patriotische Empfinden bei besonders weihevollen Anlässen (Luther-, Gustav Adolf-Spiele) wecken und stärken wollte, ein neues Genre zugefügt; dem an die Vorbilder unsrer Classiker, insbesondere Schillers, sich anschließenden Ideen-Drama folgt hier das in sich selbständige, moderne Problem-Drama! Freilich wird die Volksbühne, welche für dessen Reproduction in Betracht käme, große darstellerische Ansprüche zu erfüllen haben, welchen sie nur gerecht werden kann, wenn sie sich einer gewissen Stabilität erfreut. Uebrigens hat der Dichter selbst hinsichtlich der Aufführung seines Dramas wohl zunächst an das Berufstheater gedacht. Indem er in diesem modernen Problemdrama die Richtung Raimunds weiter zu entwickeln sucht, wendet er sich naturgemäß der Bühne zu, welche in Wien erstand, um derartige Bestrebungen zu unterstützen. Obzwar Grosse diese Weiterentwicklung der Tendenzen des gemüthreichen Oesterreichers, der die dramatische Märchenpoesie aus den Banden banalen Possenwitzes erlöst hatte, in selbständiger Weise und in directem Anschluß an die Kunstprincipien der „Modernen" vollzieht, hat er doch in seinem Schauspiel gerade in Bezug auf den wohlthuenden Wechsel von Komik und Tragik dieselbe wirkungsvolle Nebeneinanderstellung beliebt wie Raimund, während er die Geister- und Feenwelt nicht mit der sentimentalen Naivetät und Ernsthaftigkeit wie dieser behandelt, sondern deren Gestalten gegenüber mehr in dem satirisch-parodistischen Ton eines Nestroy sich

[1]) Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 60 vom 12. März 1896.

[1]) „Fortunat", ein Volksschauspiel in 5 Aufzügen und einem Vorspiel von Julius Grosse. Wien 1896. Verlag des „Deutschen Dichterheim".

Digitized by Google

gefällt. Während aber der letztere damit den ihm verhaßten idealen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen suchte und das von Raimund in der That veredelte Märchendrama auf das alte Niveau zurückversetzt hat, ist es unserm Dichter bei seinen Parodien und Satiren hauptsächlich darum zu thun, diese Geister- und Feenwelt in das Milieu der übrigen Handlung hinaufzurücken.

Wie uns der Dichter im Nachwort berichtet, fällt der erste Entwurf des vorliegenden Volksdramas schon in den Sommer 1855; die Tendenz, an Raimund anzuknüpfen, mag damals lebhafter in ihm gewesen sein als jetzt, wo er nach vierzig Jahren den Stoff abermals aufgreift, nun denselben „unter den Auspicien des inzwischen neuaufgekommenen Symbolismus, wie des erstarkten Interesses für die Probleme des Occultismus" weiter auszubauen und zu vollenden, doch tritt auch in dieser neuen Bearbeitung die Aehnlichkeit mit Raimund'scher Technik noch recht lebhaft zu Tage, während andrerseits die Romantik des Stofflichen sich zu der modernen Behandlung eines ethischen Problems in keinerlei Gegensatz stellen konnte, da der Autor den Abenteuern, Intriguen und phantastischen Schilderungen des Volksbuches auch nicht einmal mehr in den Hauptzügen folgte, sondern sich zu seinem Zweck eine eigene Action frei ersonnen hat. Die dramatische Einheit gebot ohnehin die Ausscheidung der buntwechselnden Scenen, welche die alte Erzählung mit oft ganz rapidem Wechsel von Zeit und Ort eilfertig aneinander reiht. So wurde denn auf allen Dualismus von vornherein mit gutem Grund verzichtet und zwar sowohl im Hinblick auf die Figuren wie die Zauberattribute, das heißt das Wunschhütlein ward eliminirt, um einzig und allein mit dem Glückssäckel zu operiren, und ebenso wurde die Fabel nicht durch zwei Generationen ausgesponnen, sondern die Söhne des Fortunat blieben außer Spiel. Das Wunschhütlein konnte ohnehin schon etwas bedenklich erscheinen, wenn der Dichter die Provenienz desselben getreu nach dem Volksbuch sich gestattet hätte; dort wird der Hut frank und frei von Fortunats Sohn dem Sultan von Aethiopien gestohlen. Es ist klar, daß damit ein Moment in die Handlung getreten wäre, welches die Lösung des geistigen Problems, welches Grosse in den Mittelpunkt gestellt, nahezu unmöglich gemacht hätte. Das Problem selbst, das sich aus der Inhaltsskizze ergibt, die wir nun folgen lassen, ist, wie ein Vergleich mit dem Originalstoff ergibt, ein wesentlich anderes geworden.

Mit dramatischer Prägnanz stellt der Dichter das Hauptproblem seines Dramas: die Trennung des Ich in zwei Personen, sofort im Vorspiel vor das Auge seiner Zuschauer. Während nun aber im „Faust" (bei ähnlicher Zerlegung des Ichs) als persona agens der Idealist und Optimist Faust verbleibt, wird im „Fortunat" Grosse's dieses bessere Ich in die jenseitige Welt eines „Hörselbergs" entrückt, wo dasselbe der Loreley als „Amoroso" dient. Nicht die Fortuna ist die Spenderin des Glückssäckels, die im Volksbuch ohne Verdienst aus blinder Laune dem Fortunat denselben schenkt; hier verkauft sich Fortunat dieser und gibt dafür seine Seele hin an die Loreley! Das schlechtere Ich aber, der zwischen dem Vorspiel und dem ersten Act in tollstem Lebensgenuß verbrauchte, gänzlich haltlose Weltumsegler und Weltschmerzler Fortunat (der eigentlich sein eigener Mephisto ist) bleibt vor der Rampe und Mittelpunkt der ganzen fünfactigen Handlung. Es ist begreiflich, daß ein solcher Charakter eigentlich nicht sonderlich dazu angethan war, das Interesse der Zuschauer (oder Leser) des Dramas bis zum Schluß zu fesseln, allein die Einbildungskraft des Autors hat durch abwechslungsreiche Handlung und durch theils dichterisch blühende, theils philosophisch tiefe Diction diesen seltsamen „Narren des Glücks" gleichwohl zu einem Bühnengebilde geformt, das in seiner eigenartigen Charakteristik auf dem Theater eine tiefe und nachhaltige Wirkung erzielen mußte. Außerdem aber gewinnt diese nicht selten durch ihren lauslischen Witz und ihre herbe Satire frappirende Gestalt dadurch immer wieder unsre Sympathie, daß ihr als durchleuchtende Folie die tiefe, unauslöschliche Sehnsucht nach den verlorenen Jugendidealen untergebreitet ist und daß Fortunat infolge dessen einen brennenden Wunsch empfindet, seine Mitwelt glücklich zu machen, da ihm selbst das Glück nichts mehr bieten kann. Zu dieser Resignation auf eigenes Glück stellt sich im Verlauf der Dichtung noch ein Pendant: die rührende Figur der Elsbeth, einer Jugendliebe des Fortunat, die aber von diesem verlassen wurde, da der weltfremde, blasirte Pessimist nicht im Stande war, den Werth solcher Liebe zu schätzen. Elsbeth hält trotzdem an dieser ersten Liebe tief innerlich fest.

„Gern geh' ich öden Tagen nun entgegen.
Wenn er nur glücklich wird, mag meine Zukunft
Dem dunklen See, der düstern Wildniß gleichen.
Ich fühl' mich glücklich, weil er hier geathmet,
Ist's doch, als hauche seine liebe Stimme,
Aus diesen Felsen, die sein Fuß bestiegen,
Aus diesen Wipfeln, die ihn wachsen sah'n.
Ihr gütigen Geister, wenn euch Macht zu eigen,
Erhöret mein Gebet, wie meine Thräne.
Rauscht ihm, ihr Bäche, singt ihm, Nachtigallen,
Er mag hinfort des Glückes Pfade wallen."

Keuschheit und Lauterkeit dieses anmuthigen Mädchencharakters sind meisterhaft gezeichnet und müssen von der Bühne eine bedeutende Wirkung ausüben. Um so mehr, als der Autor daneben in der seelenlosen Loreley, die das Göttliche in sich nur in unbegrenzter Befriedigung des Sinnenkitzels empfindet, wie in der intriganten Herzogstochter Walheide, welche (ähnlich wie die englische Königstochter Agrippina im Volksbuch) dem Fortunat den Glückssäckel abzulisten weiß, zwei Musterbilder rücksichtsloser Selbstsucht aufgestellt hat. Mit dem Eintritt der Letzteren in die Handlung beginnt für den Helden des Stückes eine seltsame innere Wandlung. Die Begegnung mit der verführerischen Prinzessin jagt den Helden in einen Wirbelwind der Leidenschaften, dessen Intensität die Erinnerung an den geheimnißvollen Erwerb des Säckels, wie auch an den Verlust des besseren Selbst wesentlich erhöht. Diese Entwicklung ist vom Dichter rein symbolisch gemeint, denn mit dem Erwerb unerschöpflicher Schätze ist jener Fluch des Goldes verbunden, den alle plötzlich zu unverdientem Reichthum Gelangten empfinden. Mit vielem dramatischen Effect spielt der Autor in diese Entwicklung alle Conflicte des Streberthums in der Märchensphäre des Hofes vom König Kilian hinein. Die reich gegliederte Handlung steigt nun im dritten Act zu ihrem Gipfel empor, in welchem Fortunat durch Walheide's List seinen Reichthum verliert. Auch das ist nur symbolisch; die wahre Ursache des Verlustes ruht in der Brust des Verlierenden — in dessen wilden Leidenschaften. Da folgt nach dem dramatischen Gesetz die Peripetie. Der Held des Dramas erstrebt den Wiederbesitz des Verlorenen und gelangt zur zweiten Höhe seiner Macht. Hier spielt ein Motiv aus dem Volksbuch sehr glücklich in das dramatische Getriebe hinein: der Wunderbaum mit den Früchten, welche Bockshörner aus der Stirn des davon Essenden treiben und dessen Gegenstück mit den diese unwillkommene Hauptzier wiederum vertreibenden Früchten. Auch hier hat eben der Dichter die Realitäten der Volksbucherzählung mit einem geistigen Nimbus verklärt; der Wunderbaum wird bei ihm zum Paradiesbaum der Erkenntniß, der wiederum identisch ist mit dem Kreuzesstamm. Grosse kann sich mit Recht bei diesem Umtausch auf uralte Legenden der frühesten Mönchspoesie berufen. Gegen Wal-

Digitized by Google

heide's List tritt Fortunat, wie gesagt, erfolgreich mit Contremineu auf; den plumpen Verkleidungskunsten des Volksbuches stellt unser Dramatiker sein ersonnene Metamorphosen seines Helden gegenüber, mit deren Hülfe er seine Rache an der fürstlichen Diebin vollzieht und so in den Vollbesitz all seiner Güter zurückgelangt. Damit bereitet sich nun die zweite Peripetie des Stückes vor und zwar durch die unerschütterliche Treue der Jugendliebe und sodann durch die Entsagung und Aufopferung der Reichthümer Fortunats. Damit schwindet nun aber auch sein Schutz und er fällt der Buße anheim, d. h. den Verfolgern, die ihn verklagen. Dieser Untergang führt zur Wiedervereinigung des gespaltenen Ichs, zum Bündniß mit der Jugendliebe und zur Entsagung auf alles äußere Glück, womit das geläuterte Ich des Helden zugleich eine Charakterprobe ablegt, die den Zuschauer beruhigt entläßt.

Die optimistische Lösung, die Grosse dem Problem seiner Dichtung zutheil werden läßt, wird nach unsrer Ansicht dieser Neugestaltung der Fortunat-Sage die Sympathie der Leser wie der Zuschauer erwerben. Ganz besondere Anerkennung verdient er dafür, daß er mit seinem Verständniß für das scenisch Wirksame doch niemals auf das äußerlich Effectvolle hinarbeitet und daß er gerade da seine stärkste dramatische Kraft einsetzt, wo das Symbolische in den Vordergrund tritt.

Die Diction steht in diesem neuesten Werk des Autors ganz auf der Höhe des Volksmärchenliedes und seiner anderen Dichtungen. Von dem Bestreben geleitet, daß Inhalt und Form sich decken müssen, hat Julius Grosse im „Fortunat" die verschiedensten Versformen herangezogen und mit meisterhafter Beherrschung verwendet, Chamisso's „Versfeuerwerk" dabei aber geschmackvollerweise vermieden.

Bezüglich der Aufführung scheint der Verfasser in seinem Nachwort unnöthige Besorgnisse zu hegen; die moderne Bühnentechnik wird in seinem Werk, so große und vielfache Ansprüche es auch immerhin an diese stellen mag, keine unüberwindbaren Schwierigkeiten finden.

Mittheilungen und Nachrichten.

A.R. **Die Bildung der Gegenwart und die Philosophie.** Von Dr. Johannes Rehmke, n. ö. Professor der Philosophie an der Universität Greifswald. Heilbronn, Eugen Salzer, 1896. — Die speculative Philosophie befindet sich dermalen in großen Bedrängnissen: sie, die ehemalige „Königin der Wissenschaften", läuft Gefahr, selbst aus der Rangliste der anerkannten Wissenschaften gestrichen zu werden. Dies lehrt nicht nur die Thatsache, daß sie keine Autoritäten mehr beizubringen, die eine über den Bereich ihres Katheders hinaus reichende Wirksamkeit entfalten, sondern mehr noch die Geständnisse und Klagen, welche von Zeit zu Zeit aus den Reihen ihrer Vertreter ertönen. So begann Dr. Falckenberg, seine akademische Antrittsrede „Ueber die gegenwärtige Lage der deutschen Philosophie" (Leipzig 1890) mit dem „rückhaltlosen Geständniß", daß die gegenwärtige Lage der Philosophie zu dem Gefühle befriedigenden Stolzes wenig Anlaß gebe. Dem rückblickenden Auge des künftigen Historikers werde sie schwerlich im Lichte einer Glanzperiode erscheinen. Zwar fehle es weder an hervorragenden Köpfen, die sich in den Dienst der philosophischen Forschung stellen, noch an schätzbaren Früchten eindringenden Scharfsinnes und ausdauernden Fleißes, wohl aber fehle es an wahrhaft schöpferischen Geistern und an weithin wirkenden Leistungen. Es mangele endlich auch nicht an gemeinsamen Arbeitsfeldern, aber an Einheit der grundlegenden Ueberzeugungen. Heute besitze die Philosophie das Ohr des Volkes nicht u. s. w.

Nach ähnlichen Zugeständnissen und Klagen begegnen wir in der obigen Schrift; es heißt dort: „Selbst in gebildeten Kreisen der Gegenwart hat sich Mißachtung philosophischer Arbeit und Forschung geltend gemacht, man mag die Hand nicht mehr ausstrecken nach dem, was die Philosophie darbietet; Wozu sich mit unnützem Ballast beschweren!" Zur Mißachtung geselle sich das Mißtrauen gegen die Philosophie in denjenigen Kreisen, die aus der Geschichte und aus eigener Erfahrung meinen feststellen zu können, daß jene nicht gehalten habe, was sie früheren Zeiten und auch ihnen selber nach versprochen. Dazu komme noch die Mißstimmung der allzu Enttäuschten, die sich um Arbeitskraft und Arbeitszeit durch die Lockungen der Philosophie gebracht sehen und nun mit Eifer ihrem Mißmuth durch absprechende Urtheile gegen Philosophie und ihre Forschungen Luft machen. Weiterhin wird festgestellt, daß um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Wort „Philosophie" die Bedeutung „Wissenschaft überhaupt" endgültig in Deutschland verloren habe und jetzt nur noch den Titel einer besonderen Wissenschaft bedeute. Dem gegenüber sucht man der Verfasser den Nachweis zu führen, daß die Philosophie nichtsdestoweniger die Grundwissenschaft bilde, auf die alle besondere Bildung und fachwissenschaftliche Arbeit den Menschen mit Nothwendigkeit hindränge. Dieser Nachweis ist ihm aber nach unserm Dafürhalten durchaus nicht gelungen. Gleichwohl aber halten wir die Lage der Philosophie keineswegs für hoffnungslos, vorausgesetzt natürlich in erster Linie, daß sie das speculative Bemühen nicht lasse und sich nicht philosophisch schlechtweg bekenne. Zu diesem Zweck aber ist es durchaus nothwendig, daß man eine Umkehrung in der Anordnung der Wissenschaften vornimmt, in der Weise, daß man die Philosophie nicht als Grund-, sondern als Endwissenschaft auffaßt und bestimmt, nicht als Basis, auf welcher sich die sogenannten exacten Wissenschaften aufzubauen haben, sondern als Schlußstein oder Spitze, worin diese sich vereinigen und zusammenfassen. Das Bild ist ja nicht neu; schon in früheren Zeiten hat man die Philosophie als das Haupt der Wissenschaften hingestellt. Aber eine zutreffende Anwendung von dem Bilde hat man nicht gemacht: denn wo in der Welt kommt es denn vor, daß man auf dem Kopfe steht und die Extremitäten gegen den Himmel reckt, daß die Pyramide auf der Spitze balancirt, während ihre Basis nach oben gekehrt ist? Oder, wenn man das Bild von der Königin beibehalten will, wo hat man beobachtet, daß der König der Grund des Volkes ist? Immer nur ist er der Ausdruck seiner staatlichen oder socialen Einheit. Und in demselben Sinne kann auch die Philosophie nur der Ausdruck der logischen Einheit der gesammten Wissenschaft sein, deren Methode sich dort in abgekürzten, zusammengedrängten Formen wiederholt. Es wäre daher, um die Philosophie zu retten, noch unsere Ueberzeugung nur nothwendig, daß man die natürliche Aufeinanderfolge in den Wissenschaften herstellt; bestimmter ausgedrückt: die exacten Wissenschaften müssen die Basis des wissenschaftlichen Aufbaues bilden; aus ihnen, die eine allgemein verbindliche Methode besitzen, durch welche sie zu allgemein anerkannten wissenschaftlichen Wahrheiten gelangen, müssen die Elemente des exacten, reellen Philosophirens abstrahirt werden. Eine solche Philosophie ist dann allerdings keine besondere Wissenschaft mehr, aber sie ist das Haupt der Wissenschaften, weil sie die Theorie der praktischen und wissenschaftlichen Erkenntniß bildet. Daß eine solche Umkehrung denkbar, daß damit der Streit zwischen Philosophie und den anderen Wissenschaften sein Ende erreiche und die sich ergebende Aussicht zweifellos einladend sei, ist dem Verfasser nicht ganz entgangen. Er sagt: „Soll der Philosoph die von den Einzelwissenschaften klar gemachten und so ihm in die Werkstatt abgelieferten Stücke der Welt nun etwa seinerseits zu einem geordneten Ganzen, einem klaren Weltbilde zusammensetzen? Es wäre gewiß eine Arbeit, die auch jedem Fachwissenschaftler von Interesse nun nützlich sein könnte, da sie ihm zeigte, wie sich seine besondere Arbeit mit den anderen verknüpft und sich in dem Weltbilde darstellt." Merkwürdigerweise sind es aber intellectuelle Bedenken, welche es gegen die Möglichkeit der Durchführung eines solchen Unternehmens vorbringt: Der Philosophie, die immer so groß thut in Worten, bangt vor der That, sie verschmäht die redliche Arbeit! „Ich meine aber — sagt Hr. Rehmke —, daß eine Philosophenarbeit dieser Art schon deshalb unmöglich sei, weil die Kraft eines einzelnen Menschen nicht ausreicht, um sie zu vollbringen. Denn nur der könnte solch ein systematisches, klares Bild der Gesammtheit geben, der sich eine gründliche Einsicht in alle besonderen Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften verschafft hätte; wem jedoch sollte dies möglich sein!" Darauf ist zu antworten: Die Kraft wird sich finden, wenn der feste Wille und die klare Einsicht vorhanden ist, daß solche Arbeit geschehen muß. Daß aber der Herr Verfasser der Mann nicht ist, diese Arbeit in Angriff zu nehmen, beweist er sofort dadurch, daß er sie verächtlich als Registraturarbeit bezeichnet — welch' unlogische Bezeichnung für eine Aufgabe, von der man wenige Zeilen vorher zugegeben hat, daß sie eines Menschen Kräfte übersteige! — und zurückflüchtet in die Arme seiner Metaphysik.

Digitized by Google

Diese hat es allerdings verstanden sich als „Grundwissenschaft" zu constituiren, freilich, ohne Ahnung davon zu haben, wie wirkliche Wissenschaft entsteht, ohne Kenntniß des Wegs und auch ohne Kenntniß eines erreichbaren Ziels. Die Resultate liegen heute offen zu Tage: Anarchie und Muthlosigkeit in den eigenen Reihen, Unfähigkeit, Frachtbringendes zu leisten, Mißtrauen, ja selbst Geringschätzung von seiten der Außenstehenden. Dies bekannt und dargelegt zu haben, ist das Verdienst unsres Schrift. Und wenn Selbsterkenntniß die erste Stufe der Besserung ist, dann könnte jetzt wenigstens eine Wendung zum Besseren eintreten.

*Die Benutheilung des Wetters auf mehrere Tage voraus. Von Dr. W. J. van Bebber, Abtheilungsvorstand der Deutschen Seewarte. Stuttgart 1896. Verlag von Ferdinand Enke. 52 S. 8°. — In diesem Blatte haben wir vor fünf Jahren die „Wettervorhersage" Prof. van Bebbers besprochen, ein Buch, worin der auf diesem Gebiete wohl an Erfahrungen reichste Mann Deutschlands die Grundsätze darlegte, nach welchen die Tagesprognose zu erfolgen hat, die einzige, welche zur Zeit mit einer gewissen Hoffnung auf Erfolg gestellt werden kann, wenn alle Vorbedingungen dazu gegeben sind. Nun hat aber der Genannte unlängst einen Vortrag anläßlich der Gewerbeausstellung in Berlin gehalten, in welchem er, einen Schritt weitergehend, auch die Möglichkeit einer Vorausbestimmung der Witterung auf etwas längere Sicht erörterte, und es ist sehr erfreulich, daß dieser Vortrag durch gegenwärtiges Schriftchen auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde. Der Titel ist nicht etwa so zu verstehen, als beabsichtige der Autor unsre übliche, sehr vorsichtige Prognostik durch eine kühnere zu verdrängen; im Gegentheile setzen auf seine auf vollster Kenntniß der Thatsachen beruhenden Darlegungen in den Stand, mit voller Nüchternheit über die der praktischen Meteorologie von heute zu Gebote stehenden Mittel zu urtheilen, und indem wir so urtheilen, sichern wir uns am besten vor allen Utopien, wie wir ihnen leider noch bei Gebildeten nur allzu häufig noch begegnen. — Natürlich wird die Betrachtung der Wetterkarte auch hier an die Spitze gestellt, und daran schließt sich, gleichfalls durch sehr übersichtliche Kärtchen erläutert, die Lehre von den Zugstraßen der barometrischen Minima, eine Theorie, welche wesentlich durch van Bebbers Untersuchungen begründet worden ist und durch welche eben die Fülle der möglichen Fälle, welche durch das Wechselspiel der atmosphärischen Factoren bedingt erscheinen, erheblich einzuschränken ist. Jene vom Atlantischen Ocean zu uns heranziehenden Depressionen, in denen wir sozusagen die normalmäßigen Wettermache zu erblicken haben, bevorzugen gewisse, nach den einzelnen Jahreszeiten verschiedene Bahnen, und wenn ein solches Wirbelcentrum somit an die europäische Küste gelangt, so läßt sich sehr häufig beurtheilen, welchen Weg es einschlagen werde. Auch wenn man dies ermittelt hat, wäre doch noch nicht viel gewonnen, wenn man sich nicht auch empirisch davon vergewissert hätte, wie sich das Wetter auf der Vorder- oder Rückseite, auf der linken und rechten Seite einer Cyklone zu gestalten pflegt, und auch darüber wird der nöthige Aufschluß ertheilt. Der Verfasser studirt sodann die charakteristische Vertheilung des Luftdrucks über Europa und dem Weltmeere in den einzelnen Theilen des Jahres und findet, daß sich gewisse charakteristische Anordnungen der Stellen höchsten Luftdrucks herausbilden, von welchen direct die Bewegung der Minima, indirect also auch unsre Wetterlage abhängig ist. Es lassen sich fünf derartige Anordnungen unterscheiden und in Consequenz davon auch fünf „Wettertypen", deren Besonderheiten man gegenwärtig — van Bebber und Teisserenc de Bort haben sich am meisten dieser Studien angenommen — schon bis zu einem gewissen Grade kennen gelernt hat. Es leuchtet ein, daß, wenn die Lage des beherrschenden Maximums bekannt ist, ein gewisser Schluß auf den Witterungscharakter nicht undenkbar sein wird, und wenn im Wechsel der Wettertypen, wie man jetzt zu vermuthen berechtigt ist, eine gewisse Periodicität obwaltet, so hat sich die Wahrscheinlichkeit namhaft verstärkt, daß man sich für einen etwas längeren Zeitraum — zwar nicht hinsichtlich des Details, wohl aber — hinsichtlich gewisser maßgebender Züge über die bevorstehenden Witterungsverhältnisse ein Urtheil werde bilden können. Im Sinne dieser gedrängten Inhaltsanalyse giebt der Verfasser über den augenblicklichen Stand des alten, vielumstrittenen Problems und über die Hoffnungen Aufklärung, mit welchen an weitere Lösungsversuche herangetreten werden kann.

S. Günther.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Das soeben ausgegebne Heft der Römischen Mittheilungen des Archäologischen Instituts wird eröffnet durch die schon in Nr. 181 der Beilage erwähnten Arbeiten von A. Erman und Chr. Hülsen über den Obelisken und das Grab des Antinous. Außerdem enthält es drei auf Pompeji bezügliche Aufsätze von A. Mau und einen reichhaltigen Fundbericht von E. Petersen. Im ersten Aufsatz berichtet Mau über die Fortsetzung der Ausgrabungen in der durch den Silberschatz berühmt gewordenen Villa von Boscoreale. Wir lernen aufs genaueste den Keltervorraum der Villa kennen, wir erfahren, daß ein cisternenartiger Behälter, in den die geringere Sorte des Mosts geleitet zu werden pflegte, während man die bessere in besondere Gefäße laufen ließ, der Fundort des Silberschatzes gewesen ist. Wohl nicht sich selbst, aber seinen Schatz hatte der Besitzer hierher retten wollen, als der Aschenregen ihn begrub und so den Ueberlebenden die Kunde vorenthielt, wo die Kostbarkeiten zu finden waren, da sie sonst gewiß, wie anderwärts oft, durch Ausgrabung sich ihrer bemächtigt haben würden. Aus dem Kellerraum wurde der Most in die großen Dolien geleitet, die im Hof reihenweise in den Boden eingegraben sind. Einige von diesen 80 „Fässern" dienten allerdings auch zur Aufbewahrung anderer Vorräthe — eines enthielt Hirse, ein anderes Weizen; aber die große Mehrzahl war gewiß mit Wein gefüllt; denn die Weinbereitung erscheint durchaus als die Hauptsache in der Villa, neben der z. B. die Oelbereitung, deren Vorrichtungen gleichfalls noch erhalten sind, eine verhältnißmäßig nur untergeordnete Rolle gespielt hat. Und nach dem Schatz zu urtheilen, der der Weincisterne anvertraut worden sollte, muß ja das Geschäft geblüht haben. — In dem zweiten Aufsatz sucht Mau nachzuweisen, daß der große Tempel auf dem Forum von Pompeji das „Capitolium", d. h. das Heiligthum der drei römischen Hauptgöttter Jupiter, Juno, Minerva gewesen sei, deren Cult, wenn auch nicht erst mit der römischen Colonie, so doch zur Zeit des überwiegenden Einflusses von Rom in die stark hellenisirte Oskerstadt eingedrungen war. — In dem dritten Aufsatz sollen die Inhaber der zahlreichen und zum Theil kolossalen Statuenbasen auf dem Forum bestimmt werden. — Petersens Fundbericht beschäftigt sich zunächst eingehend mit dem Tempel von Canca, von dem in Nr. 171 der Beilage die Rede war. Nach diesen Darlegungen erscheint die Baugeschichte des Heiligthums einfacher, als man bisher annahm; aber auch so bleibt die Ausgrabung „im höchsten Grade lehrreich für das Eindringen griechischer Cultur in Italien". Von dem sonstigen Inhalt des Berichts möge noch die Beschreibung einer ansehnlichen, im Grundriß wie in der Art der Beisetzung mit etruskischen Gräbern übereinstimmenden Grabanlage in Neapel erwähnt werden, die freilich schon vor mehreren Jahren ausgegraben, doch erst jetzt durch die Publikation allgemeiner bekannt wird. Endlich wollen wir noch des viel besprochenen Schiffs im Remisee gedenken, in dem man mit immer größerer Sicherheit eine vom Wasser getragene, aber fest verankerte Villenanlage erkannt, wie sie hier die Laune eines Kaisers wohl hervorzaubern mochte, dem der Spielraum eines beweglichen Prachtschiffs auf dem beschränkten Spiegel des kleinen Kratersees schmeichelnd nicht genügt haben würde.

* Zur Rückkehr Nansens. Im Verlage von Karl Flemming in Glogau ist soeben erschienen: „Neueste Handkarte der Gebiete um den Nordpol mit Nansens Route und den übrigen wichtigsten Nordpolarexpeditionen, nach den zuverlässigsten Quellen im Breitenmaßstabe von 1:20,000,000, bearbeitet von A. Heerlich." Die fünffarbig ausgestattete Karte, welche sich neben rühmenswerther Uebersichtlichkeit durch eine Fülle von Einzelheiten auszeichnet und außer Nansens Route und dem Curs seines „Fram" die bedeutendsten früheren Nordpolarreisen veranschaulicht, ist zu dem billigen Preise von 50 Pf. für das einzelne Exemplar durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Der Brüsseler „Indépendance belge" zufolge soll Nansen die geplante nächstjährige Südpolexpedition in Begleitung des belgischen Officiers de Gerlache unternehmen, welchem bereits 200,000 Fr. zur Verfügung stehen. Die belgische Regierung werde, falls Nansen die Führung des Südpolzuges übernimmt, alle weiteren Kosten tragen.

* Berlin, 26. Aug. An der Technischen Hochschule in Charlottenburg mußte in Folge des Rücktritts des Professors Franz Reuleaux und des Todes des Professors Consentius der gesammte Unterrichtsplan in der Abtheilung für das Maschinen-Ingenieurwesen eine Aenderung erfahren. Der von Darmstadt neuberufene Prof. Reichel übernimmt die Vorträge über Maschinenelemente und Wasserkraftmaschinen; der zum Professor ernannte bisherige Docent Emil Jasse im Vereine mit dem aus Chicago berufenen Ingenieur Prof. Johann Stumpf jene über Dampfmaschinenbau und endlich Prof. Otto Kammerer, bisher

Digitized by Google

Ober-Ingenieur in Hamburg-Uhlenhorst, jene über Maschinenlehre, Maschinenzeichnen, Hebemaschinen, Kesseltheilung und Dampfkessel. — Auch an der Berliner Thierärztlichen Hochschule ist in Folge des Rücktritts des Professors Möller eine neue Vertheilung einzelner Lehraufträge nothwendig geworden. Prof. Schmaltz übernimmt in Zukunft den gesammten anatomischen Unterricht, den er bisher mit Prof. Müller gemeinsam geleitet hat. Ein Theil des Lehrauftrages des Professors Ostertag, welcher sich bisher auf die Poliklinik, die Hautkrankheiten, Fleischbeschau und die Lehre von den thierischen Parasiten erstreckte, soll demselben abgenommen und für die Leitung der Poliklinik für größere Hausthiere eine neue Kraft berufen werden.

* **Berlin**, 26. Aug. Dem Director der Sammlung antiker Sculpturen und Gypsabgüsse, Geheimen Regierungsrath Professor Dr. Kekule v. Stradonitz in Berlin, ist neben seinem bisherigen Amt die commissorische Leitung des Antiquariums der königlichen Museen übertragen worden. Der ordentliche Professor, Geheime Regierungsrath Dr. Wilhelm Fleischmann zu Königsberg i. Pr. ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Facultät der Universität zu Göttingen und der ordentliche Professor Dr. Max Sdeolek zu Münster i. W. in gleicher Eigenschaft in die katholisch-theologische Facultät der Universität zu Breslau versetzt worden.

* **Wien**, 26. Aug. Wie dem „Fr.-Bl." aus Graz telegraphirt wird, hat sich auch die dortige medicinische Facultät in einer Denkschrift gegen Aufhebung der Collegiengelder ausgesprochen.

* **In Kopenhagen** ist am 21. August Professor Julius Lange im Alter von nur 58 Jahren gestorben. Er war Dänemarks hervorragendster Kunsthistoriker, hochgeschätzt und allgemein anerkannt auch im Auslande. Lange hatte ursprünglich Architekt werden wollen, studirte indessen später Philosophie und Kunstgeschichte und widmete sich nach einem längeren, für seine Entwicklung äußerst fruchtbringenden Aufenthalt in Italien ausschließlich der letzteren. Im Kriege 1864 nahm er als Freiwilliger theil, ward 1866 Magister und 1868 nach einer zweijährigen Reise in England, Frankreich und Italien Docent an der Kopenhagener Kunstakademie, später auch Lehrer an der Universität. Sein Interesse für moderne Kunst ward durch seine warme Vorliebe für die Kunst der Alten und durch gründliche Kenntniß derselben überschattet und der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit lag stets auf dem Feld der großen weltgeschichtlichen Kunst. Die Plastik der Hellenen war sein Lieblingsstudium und von der frühesten Zeit an ist das Studium der Menschendarstellung in der Kunst der rothe Faden, der durch alle seine Untersuchungen geht. Eine zahlreiche Menge von Abhandlungen über Michel Angelo, Leonardo, Correggio, Velasquez u. s. w. stützen sich wesentlich auf Beobachtungen, die er in seinem Hauptwerke „Die Darstellung der Menschengestalt in der bildlichen Kunst" 1892 erschöpfend darlegt. Dieser erste Theil des nicht vollendeten Werkes behandelt die Zeit bis zum Höhepunkt der griechischen Kunst und das „Gesetz der Frontalität", das er hier als für die statuarische Menschendarstellung aller primitiven Kunst geltend aufstellt, ist sowohl in Deutschland wie in Frankreich als eine Entdeckung von bedeutender Tragweite anerkannt worden. In all seinen Untersuchungen drang er, ohne sich durch Einzelheiten und Aeußerlichkeiten aufhalten zu lassen, bis auf die menschlichen Grundinteressen durch, die alle echte Kunst tragen. Technik und Virtuosität berührten ihn verhältnißmäßig weniger. Mit Lange hat Dänemark einen seiner bedeutendsten Söhne, die dänische Kunstgeschichte den größten ihrer Meister verloren.

* **Riga**, 25. Aug. Der hier tagende Archäologencongreß wird am 27. ds. Mts. geschlossen. Tags darauf werden etwa hundert Mitglieder des Congresses eine Excursion nach Königsberg, Marienburg, Danzig und Memel antreten.

* **Stockholm**, 18. Aug. Von dem seit einigen Jahren Centralasien bereisenden Forscher Dr. Swen Hedin sind nach langer Zeit wieder einige Mittheilungen eingetroffen, die von der „Voss. Ztg." wiedergegeben werden. Danach traf Hedin nach seiner fünf Monate langen Expedition von Khotan durch die Gobiwüste über den Fluß Tarim zur Stadt Korla, über den Lob-Nor, Charchalik, Cherchen, Kopa, Sengal und Kerija am 27. Mai wieder in Khotan ein, wo er sich für die Reise durch Tibet nach Peking ausrüstete. Den 15. Mai brachte er in Kara-Sai am nördlichen Fuße des Kuen-Lun-Gebirges zu. Bei der Rückkehr nach Khotan wurde Hedin dadurch sehr angenehm überrascht, daß er einen großen Theil der Ausrüstung wieder erhielt, die er gelegentlich seiner unglücklich verlaufenen Reise durch die Wüste Takla-Makan im Mai vorigen Jahres verlor. Es befanden sich hierunter Photographieapparate mit Platten und Stativ, die Apotheke, Thermometer, Bücher u. s. w. Dies verdankt er den Bemühungen der russischen und chinesischen Behörden. Hedin hat die Spuren von zwei uralten Städten entdeckt, den See Lob-Nor gefunden, gründlich studirt, beschrieben und kartographisch aufgenommen, sowie außerdem 120 Karten über seine Reise von Kaschgar über Khotan zum Lob-Nor und zurück bis Khotan angefertigt. An Professor Frhrn. v. Richthofen in Berlin schrieb er eine größere wissenschaftliche Abhandlung über den Lob-Nor, von Karten begleitet. Hedin hatte die Absicht, eine Zeit lang in Tibet zu bleiben, dann über Sa-tschou nach Peking zu gehen und schließlich, wenn alles in der bisherigen glücklichen Weise weitergegangen ist, die Heimreise durch Sibirien anzutreten. Er glaubt, Peking in sechs bis sieben Monaten erreichen zu können, in welcher Zeit dann keine Nachrichten von ihm zu erwarten sind. Am 29. Juni schreibt Hedin aus Sampula, daß er mit der größten Karawane, die er bisher besaß, die Reise nach Peking angetreten habe. Er hat fünf feste Diener, 15 Pferde und 11 Esel. Seine Gesundheit und seine Augen, an denen Hedin öfter litt, sind in bester Ordnung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 26. August folgende Schriften eingegangen:

Archiv für Strafrecht. Begründet durch Dr. Goltdammer, fortgesetzt von Dr. Meves ꝛc. 24. Jahrg. 1. Heft. Berlin, R. v. Decker 1896. — Emil Huhle: Das neue Reichstagswahlrecht. Leipzig, O. Gracklauer 1896. — *Bulletin de l'Institut International de Statistique.* Tome 8—9. 2. livr. Rom, Imprimerie Nationale 1896. — Kalender und Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen nebst Marktverzeichnissen für Sachsen und Nachbarstaaten für 1897. Hggb. vom Statistischen Bureau des k. sächsischen Ministeriums des Innern. Dresden, C. Heinrich 1896. — Dr. C. Eberle: Grundeigenthum und Bauerschaft. Volkswirthschaftliche Rechtsstudie zur Lösung der Agrarfrage. 1. Theil. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Karl Frhr. v. Manteuffel: Socialaristokratische Ideen. Berlin, O. Liebmann 1896. — *Ernest Edwin Williams:* „Made in Germany." 3. ed. London, William Heinemann 1896. — Deutsche Rechtspartei: Correspondenzblatt für Gesammt-Deutschland. 5. Jahrg. Nr. 2. August 1896. Meisungen, W. Hopf 1896. — Die Königreiche Croatien und Slavonien auf der Millenniums-Landesausstellung des Königreichs Ungarn in Budapest 1896. Agram, Königl. Landesdruckerei 1896. — Dr. Kuno Francke: Social Forces in German Litterature. Study in the History of Civilization. New-York, Henry Holt u. Comp. 1896. — Dr. Friedrich Vogel: Lehrbuch für den ersten Unterricht in der deutschen Geschichte. Für bayerische Mittelschulen. I. Das Mittelalter. Bamberg, C. C. Buchner 1894. — Hermann Raeke: Großherzog Friedrich von Baden und die nationale Einigung Deutschlands. Festgruß zum 70. Geburtstag. Mit 2 Bildern. Hannover, Carl Meyer 1896. — Lic. Rücke: Anti-Jansen. Kritische Erledigung der Jesuitenfrage durch die Wissenschaft. Erster Band: Vorhalle. 5. Lieferung. 1. bis 3. Auflage. Berlin-Schöneberg, E. Runge 1896. — Dr. Ludwig Ernst: Kein Judenstaat, sondern Gewissensfreiheit. Entgegnung auf Dr. Th. Herzls „Der Judenstaat". 2. Aufl. Leipzig und Wien, August Schulze 1896. — Dr. Joesten: Geschichte und System der Eisenbahnbenutzung im Kriege. Eisenbahntechnisches und militärisches Hülfsbuch. Leipzig, Verlag der Deutschen Verkehrsblätter. — Akademische Rundschau. Blätter für Reform des akademischen Lebens. 1. Jahrg. Nr. 9. August 1896. Leipzig, Freund u. Möschke. — Schweizerische Rundschau. Begründet von J. J. v. Ah ꝛc. Herausgeber und Verleger: Albert Müller in Zürich. 6. Jahrg. Nr. 8. August 1896. — Bayerisches Frauenverein vom Rothen Kreuz. Protokoll der Delegirten-Versammlung vom 26. Mai 1896 und Jahresbericht für 1895. München, J. Gotteswinter 1896. — Otto Ernst: Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben. 1. Bd.: Literatur. Hamburg, Konrad Kloß 1896. — Dr. Arthur Speeking: Medicinische Streiflichter. 8.—10. Tausend. Berlin, Schall and Grund. — Dr. Karl Ruß: Vogelzuchtbuch (Stubenvogelzüchtung zum Vergnügen, zum Erwerb und für wissenschaftliche Zwecke). Mit Tafeln u. Abbildungen. 2. Aufl. Magdeburg, A. u. M. Kretschmann 1896. — Johannes Böttner: Unsere besten Obstsorten. Anleitung bei der Auswahl von Aepfeln, Birnen ꝛc. Mit Abbildungen von J. Mengelberg. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 28. August. Nummer 199.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menst in München.

Uebersicht.

Veränderungen auf der Mondoberfläche. Von Adolf Hnatek. — Gluck, sein Leben und Schaffen. VI. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Veränderungen auf der Mondoberfläche.

Von Adolf Hnatek.

Auf schwierige und heikle Fragen eine rasche Antwort ertheilen muß gerade nicht immer ein Zeichen von weitgehender Genialität sein, vollends aber dann, wenn es sich um minutiöse Untersuchungen handelt, kann man getrost die sicherste Behauptung in den Kreis bloßer Vermuthungen zurückdrängen, ohne Gefahr zu laufen, als ungläubig zu gelten. So mußte man denn auch lange unschlüssig bleiben, ob man zugeben solle, daß auf unserm Monde auch jetzt noch Veränderungen seiner Oberflächengestalt vor sich gehen oder nicht. Für so genaue und schwierige Untersuchungen blieb die Vergrößerungskraft der zu Gebote stehenden Fernrohre lange Zeit noch viel zu unzureichend. Als uns dann die Neuzeit ihre Riesenfernrohre und Riesenrefractoren schenkte und immer neue und größere Anforderungen an uns stellte, da boten sich wieder neue Schwierigkeiten dar, welche eine baldige, sichere Beantwortung der so interessanten Frage verhindern mußten, denn mit der immer größer werdenden optischen Kraft der Instrumente wurde auch das durch dieselben wahrnehmbare und erkennbare Detail immer reichhaltiger: Tausende von neuen, kleinen und kleinsten Kratern und Kraterchen zeigten sich dem erstaunten Forscherblick der Sternkundigen, welliges Hügelland erhob sich nun dort, wo man früher glatte Ebenen vermuthet hatte, ausgedehnte Höhenzüge, unterbrochen von tiefen Thälern und Schluchten, wie auch von gähnenden Felsspalten, füllten die bisher leer gebliebenen Stellen.

So war also eine genaue Ueberwachung der unzähligen feinen Objecte, die nach und nach für unser Auge sichtbar wurden, schwieriger denn je geworden, und es mußte daher lange Zeit unentschieden bleiben, ob man die interessante Frage nach Veränderungen auf der Mondoberfläche in bejahendem oder verneinendem Sinne beantworten solle. Während berühmte Gelehrte mit der ganzen Autorität ihres klangvollen Namens behaupteten, daß solche Veränderungen stattfinden müßten, leugneten wieder andere, deren die Geschichte der Himmelskunde mit nicht geringerem Stolze gedenkt, die Existenz irgend welcher Revolutionen ebenso sicher und unbedingt ab.

Zum Theil wurde der Streit durch Lord Rosse, der die Temperaturverhältnisse auf unserm Trabanten genauen Studien unterworfen hatte und dabei zu sehr bemerkenswerthen Schlüssen gelangt war, zu Gunsten der ersteren entschieden. Während der intensiven, alle unsre Begriffe von tropischer Gluthhitze weitaus übersteigenden Erwärmung der Mondoberfläche im Laufe des dort fast vierzehntägigen Tages und der unmittelbar darauffolgenden ebenso intensiven Abkühlung derselben während der ebenso lange dauernden Nacht müssen natürlich auch außerordentlich weit schwankende Ausdehnungen und Zusammenziehungen der Mondfelsengebirge stattfinden und so nach und nach zu Rissen in der Oberfläche führen und die einmal entstandenen Spalten vergrößern. So bereitet sich dort also von selbst eine Zertrümmerung und Zerbröckelung der Felsmassen vor. Felsstürze und Abrutschungen, durch welche mancher Krater entweder ganz oder theilweise ausgefüllt oder doch mindestens in seiner Form verändert werden kann, mögen bei solchen extremen Temperaturverhältnissen also gar nicht zu den Seltenheiten gehören, und die erwähnten Vorgänge müssen so lange stattfinden, als jene klimatologischen Bedingungen vorhanden sind und die Unregelmäßigkeiten der Mondoberfläche noch nicht größtentheils ausgeglichen und verschwunden sind.

Aber von physikalischen Veränderungen im eigentlichen Sinne kann man bei solchen Ereignissen denn doch nicht recht sprechen. Solche Erscheinungen lassen uns darüber, ob wir dem Monde noch vulcanische Thätigkeiten zuschreiben können, vollkommen im Unklaren. Solche Felsstürze können ebenso auf noch lebenden wie auch auf schon erstorbenen Weltkörpern stattfinden, sofern nur die entsprechenden erwähnten Temperaturbedingungen vorhanden sind. So sind wir also eigentlich nur berechtigt, jene Beobachtungen in den Gesichtskreis unsrer Betrachtungen zu ziehen, welche beispielsweise für eine vulcanische Thätigkeit zu sprechen scheinen, wo sich also eine beobachtete, sicher festgestellte Veränderung eines Theiles der Mondoberfläche am leichtesten einer Erklärung durch einen vulcanischen Proceß anschließt. So werden wir uns daher hauptsächlich mit den Neubildungen zu befassen haben. Umbildungen können nur insofern für unser Thema in Betracht kommen, als sie vulcanischer Natur zu sein scheinen. Da wir jedoch ganz allgemein über die Veränderungen auf der Mondoberfläche sprechen wollen und die Zahl darauf bezüglicher Thatsachen ohnedies nicht allzu groß ist, so soll auch ihrer Erwähnung gethan werden.

Wir wollen zuerst mit einer Beobachtung Eyeuhards, eines Schülers Lamberts, beginnen, die von den meisten Mondforschern, vielleicht wegen ihrer Abnormität, übergangen wurde und auch jetzt nicht in allzu weiten Kreisen bekannt sein dürfte. Dr. Sarling führt sie in einem recht interessanten Aufsatze in der Monatsschrift „Sirius“ wieder ins Gedächtniß zurück.

Im vorigen Jahrhundert, am 25. Juli des Jahres 1774, beobachtete der genannte Astronom bei abnehmendem Monde und mitten durch das „mare Crisium“ hindurchgehender Lichtgrenze in dem letzteren eine äußerst sonderbare Erscheinung. Zunächst bemerkte er auf demselben einige helle Flecke, deren Vorhandensein er sich durchaus nicht erklären konnte. Zwar gelang es später Schröter, nachzuweisen, daß dieselben gleiche Position mit einigen Ringgebirgen, darunter Picard und Picard A, gehabt hatten und mit denselben identisch waren; trotzdem aber bleibt deren Erscheinen zu einer für ihre Lage so ungünstigen Zeit, wie die der Beobachtung es war, äußerst merkwürdig.

Digitized by Google

Aber diese eine Absonderlichkeit war nicht genug, das ganze Stück der Schattenlinie, welche durch das „mare Crisium“ hindurchging, zeigte noch eine wellenförmige Bewegung. Wäre diese Erscheinung über den ganzen Mondrand ausgedehnt gewesen, so hätte sie sich einfach aus einer Unruhe der Atmosphäre unsrer Erde erklärt. Bei der streng localen Beschränkung aber auf das „mare Crisium“ konnte wohl ihre Ursache nur auf dem Monde selbst zu suchen sein. Um ja sicher zu gehen, versuchte Eysenhard verschiedene Fernrohre, sowie verschiedene Vergrößerungen, aber die Erscheinung blieb dieselbe. So drängte sich denn auch die Nothwendigkeit auf, für diese in ihrer Realität bewiesene Beobachtung eine Erklärung zu finden. Aber wahrscheinlich mußte diese Wahrnehmung den Zeitgenossen nicht allzu glaubwürdig erschienen sein, denn sie sank bald in gänzliche Vergessenheit und nur Schröter, der bekannte Mondforscher, suchte sich dieselbe näher zu bringen, indem er sie durch eine nordlichtartige Erscheinung zu erklären versuchte.

Sarling, der Eysenhards Beobachtung im „Sirius“ einer Besprechung unterzogen hat, denkt dabei an einen vulcanischen Vorgang, also an eine Eruption, die in der Nähe des Alhazen stattgefunden habe. Durch dieselbe seien in regelmäßigen Intervallen Dampfwolken nach Osten getrieben worden, welche dann im Sonnenlichte sichtbar wurden und das Vor- und Rückgehen des beleuchteten Mondrandes an dieser Stelle verursachten. Der Wasserdampf konnte bei einem großen Ausbruche leicht aus seinem gebundenen Zustande gestört werden, um dann zur Bildung der Dampfwolken zu dienen. So viel über Eysenhards Beobachtung.

Den genauen Mondkarten von Beer und Mädler, wie auch von Lohrmann haben wir es zu verdanken, daß man im Jahre 1866 wieder auf dieses Capitel der Mondforschung aufmerksam wurde. Im October 1866 verkündete Schmidt, daß der Mondkrater Linné, den er selber wiederholt deutlich gesehen habe, plötzlich verschwunden sei und sich an dessen Stelle nur mehr ein lichter Fleck vorfinde. Linné wurde zuerst von Riccioli als kleiner Krater von ungefähr 4½ Meilen Durchmesser beschrieben, der sehr tief und bei jeder Beleuchtung sichtbar sei. Später bestimmte Mädler seinen Durchmesser zu 6.4 Meilen und Schmidt selbst zu 7 Meilen bei einer Tiefe von ungefähr tausend Fuß.

Bald traten Schmidts Ankündigung von dem vollständigen Verschwinden Linné's andere Beobachter, wie z. B. Browning, entgegen, welche darauf aufmerksam machten, daß dieser eigenthümliche Krater mit wechselnder Beleuchtung sein Aussehen sehr rasch ändere und auch jetzt noch während einer kurzen Zeit als Krater recht gut sichtbar sei. 1867 wurden natürlich sehr viele Beobachtungen gemacht und Linné einem eingehenden Studium unterworfen. Zunächst entdeckte man da einen weißen Fleck, ungefähr so groß wie Lohrmanns und Mädlers Linné, und nicht allzulange darnach fand Schmidt auf demselben einen kleinen Centralberg. Bald darauf entdeckten Knott, Buckingham, Key und andere wieder eine kleine Einsenkung von sehr geringer Tiefe und etwa sechs Meilen Durchmesser, die nur schwer sichtbar war, und Secchi, der berühmte italienische Astronom, fand eine kleine Kraterhöhle, deren Durchmesser von Buckingham, Dawes, D'Arrest und Schjellerup zu ungefähr 1½ Meilen geschätzt und später von Huggins mit 2 Meilen durch Messung bestimmt wurde. Die schwache Vertiefung, in der sich die Kraterhöhle befand, wurde sehr oft wahrgenommen, wenn der Krater nahe der Lichtgrenze stand.

Im Jahre 1868 war die Gestalt die gleiche geblieben, die Tiefe des Kraters betrug ungefähr 500 Fuß mit einer kleinen centralen Oeffnung von fast ½ Meile Durchmesser. Kurze Zeit nach Sonnenaufgang schon erschien er nur mehr als grauer Fleck, was durch seine geringe Tiefe und seine niedrigen Wälle verständlich wird.

Nach Lohrmann und Mädler war Linné schon mit nach unsern heutigen Begriffen mittelmäßigen Fernrohren sichtbar, wie z. B. bei Mädler mit einem Refractor von nur 3⅜ Zoll Oeffnung. Angenommen nun, er sei noch immer das, was er früher war, so konnten Mädler wie auch Lohrmann nur sehr stark übertrieben haben, wenn sie sagten, er sei ein gut sichtbares Object. Gegen eine Veränderung sprechen aber wieder zwei Handzeichnungen Schröters derselben Gegend, auf deren einer er den fraglichen Krater gar nicht zeichnet, während auf der anderen an Stelle desselben drei Flecken vermerkt sind. Beide Zeichnungen rühren aus dem Jahre 1788 her. Wenn auch beide Aufnahmen erwiesenermaßen gerade in der Umgebung Linné's sehr ungenau sind, so sind sie dennoch geeignet, Zweifel gegen eine Veränderung rege zu machen.

Die ganze Erscheinung könnte möglicherweise vulcanischen Ursprungs sein; entweder hat sich der Krater anläßlich eines Ausbruches zeitweise mit Lava und Schuttmassen ausgefüllt, oder es haben sich Wolken darüber gelagert, welche ihn momentan den Blicken entzogen. Keine dieser Annahmen entspricht recht der Wirklichkeit. Man könnte auch annehmen, daß die von Lohrmann und Mädler als sehr hoch und steil angegebenen Kraterwände nach innen abgestürzt seien und so ihn ausfüllend die beobachtete Veränderung hervorgerufen hätten. Ein ähnliches Beispiel bietet ja der Nordwestwall des Gassendi, der jetzt an der äußeren Ebene zusammengestürzt erscheint. Was den jetzt in Linné sichtbaren Kraterkegel betrifft, so kann derselbe schon vorhanden gewesen und nur der Aufmerksamkeit entgangen sein. Seine spätere Auffindung wäre ja durch die gespanntere Aufmerksamkeit, welche durch die Vorgänge angeregt worden war, nur zu leicht erklärlich.

In neuester Zeit, im Jahre 1894, hat wieder Leo Brenner, welcher auf der Manorasternwarte auf Lussin Piccolo arbeitet, seine diesbezüglichen Beobachtungen in eine Tabelle gebracht und gefunden, daß bei niederem Sonnenstande das Innere des Kraters sehr breit, sonst aber äußerst fein erscheint. Er zieht daraus den Schluß, daß die innere Höhlung trichterförmig, und zwar von einer beträchtlichen Tiefe, sei. Er hofft, daß seine weiteren Beobachtungen bald entscheiden werden, ob Linné ein hoher Krater ist, oder ob andere Umstände seinen Schatten bei niederem Sonnenstande so lang erscheinen lassen. In den Jahren 1883 und 1884 sind Klein ähnliche Beobachtungen gelungen, welche also durch Brenners Tabelle ihre Bestätigung finden. So werden wir also wahrscheinlich bei Linné von der ursprünglichen Angabe einer Veränderung zurückgehen und für die scheinbare Gestaltveränderung die wechselnden Beleuchtungsverhältnisse verantwortlich machen müssen.

Ein Vergleich der alten Mondzeichnungen mit den jüngeren läßt wieder bei zwei anderen Gebilden eine Veränderung vermuthen, welche im Falle ihrer Realität um so merkwürdiger ist, als da beide Krater eine langsam fortschreitende Vergrößerung, resp. Verkleinerung aufweisen würden. Schröter, der bereits öfter erwähnte Mondforscher, zeichnet die beiden Krater, welche die Formation des Messier ausmachen, von runder Gestalt und den jetzigen Wahrnehmungen entgegengesetzt, den jetzt kleineren Krater viel größer als den anderen. Ist diese auffallende Thatsache schon an sich genügend, eine Veränderung vermuthen zu lassen, so wird eine solche vollkommen außer Frage gestellt durch die Zeichnungen Mädlers, der die beiden Krater als von genau gleicher Größe angibt, so daß sich die in den verschiedenen Zeiten angefertigten Bilder der Annahme einer langsamen Veränderung des Gebildes, also

Digitized by Google

einer stetigen Vergrößerung des einen und Verkleinerung des anderen Kraters anschließen. Es ist um so mehr mit Gewißheit anzunehmen, daß hier eine Aenderung der Dimensionen stattgefunden habe, als Beer und Mädler ausdrücklich hervorheben, daß sie den beiden Kratern ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt hatten, und beide gewiegte Beobachter für die Uebereinstimmung derselben in der Größe mit aller Bestimmtheit eintreten. Während, wie oben hervorgehoben, Schröter die beiden Krater von runder Gestalt zeichnet, sind nun beide von unregelmäßigerer Gestalt: der eine ist ausgesprochen elliptisch, der andere sogar rechteckig mit abgestumpften Ecken. So mußte also nicht nur eine Aenderung der Größe, sondern auch der Form eingetreten sein, was in dem Falle, als man die ganze Erscheinung durch Vulkanismus erklären wollte, auch nicht allzu schwer verständlich wäre. Jedenfalls wird die Zukunft an Messier noch recht interessante Beobachtungen anstellen lassen.

In den bis jetzt besprochenen Fällen haben wir es immer nur mit Umbildungen von bereits vorhandenen Kratergebilden und Mondgebirgen zu thun gehabt, deren eine, den Krater Linné betreffend, sich überdies noch wahrscheinlich als nur auf Täuschung durch die veränderten Beleuchtungsverhältnisse beruhend enthüllen wird. Was Messier betrifft, so steht da eine thatsächliche Umbildung so ziemlich außer Zweifel, es müßte denn sein, daß man Beer und Mädler und ebenso Schröter Ungenauigkeiten in ihren Beobachtungen vorwerfen wollte. Mögen diese angeführten Beispiele aber noch so unsicher sein, so wird die Möglichkeit von Veränderungen auf der Oberfläche unsres Trabanten vollständig außer Zweifel gesetzt durch eine Beobachtung H. J. Kleins, der im Jahre 1877 in der Nähe von Hyginus eine Rille und einen kleinen Krater entdeckte, welche früher dort absolut nicht vorhanden waren, so daß also hier die Thatsache einer Neubildung zweier auffälliger Objecte vollkommen gesichert erscheint.

Beide Gebilde, sowohl die im Westen von Hyginus sich erstreckende Rille, wie auch der im Nordwesten entstandene Krater, sind jetzt so auffällige Objecte, daß sie früheren Selenographen unmöglich hätten entgehen können. Durch mehrere Specialaufnahmen Mädlers und Verbesserungen derselben durch den bekannten englischen Mondforscher Neison war die Gegend um Hyginus, einen kleinen weißgrauen Krater von nicht ganz 4 Meilen Durchmesser, sehr gut bekannt. Nun kann dort seit 19. Mai 1877 ein neuer Krater in der schon oben erwähnten Lage gegen Hyginus beobachtet werden, der bei einem Durchmesser von ungefähr 3 Meilen sich nahe der Phase als eine schattige, schwarze, kreisförmige Fläche darstellt, wo er dann beinahe ebenso auffällig wie selbst Hyginus ist. Ein sich über die äußere Mondoberfläche merklich erhebender Wall scheint ihm zu fehlen. Südlich von dem neuen Krater dehnt sich eine kleine längliche Einsenkung aus, an deren anderem Endpunkt sich ein zweites kleines und wahrscheinlich sehr tiefes kraterförmiges Gebilde befindet.

Als am 9. April 1878 der Zustand unserer Lufthülle außergewöhnlich günstig war, konnte Klein zwischen dem Krater und einigen welligen Hügelketten, welche das Land westlich von ihm durchziehen, zwei äußerst feine Rillen wahrnehmen, die beide sehr tief zu sein schienen und deren eine sich bis zu einem von Mädler treffend „Schneckenberg" genannten, nördlich von Hyginus liegenden Gebilde hinzieht.

Ein breites deutliches Thal südlich von dem genannten Schneckenberg wird ebenfalls in keiner Mondkarte angezeigt, obgleich es, wie Klein bemerkt, beispielsweise viel leichter sichtbar ist, als das Detail des genannten schneckenförmigen Gebildes, das von allen Selenographen beschrieben wird. Das genannte breite Thal gleicht an Größe und Ansehen der bekannten großen Hyginusrille, welche östlich von ihm gegen Süden zieht, so sehr, daß ein minder guter und gewiegter Beobachter es leicht mit derselben verwechseln kann, da es noch überdies bei hoher Beleuchtung fast ebenso hell und glänzend erscheint wie diese. Wieso Beobachter, wie Schröter, Lohrmann, Mädler und Schmidt, wie auch Neison dieses so deutliche Object haben übersehen können, findet Klein mit Recht unbegreiflich, und der Umstand, daß J. Schmidt es nach erhaltener Benachrichtigung sofort sah, scheint auch stark dafür zu sprechen, daß wir es auch hier mit einem neuen Gebilde zu thun haben.

Zur Erklärung dieser Vorgänge will Klein nur gewaltige vulkanische Processe annehmen, welche diejenigen unserer Erde an Großartigkeit und Stärke weitaus übertreffen. Er erwähnt dabei einen andern kleinen Krater im „Mare Nectaris", der von einem Ringe dunkler Materie umgeben und sicher vulkanischen Ursprungs sei. Auch dieser ward zu Mädlers und Lohrmanns Zeiten nicht sichtbar. Da auch diese Gegend von den beiden Astronomen genau beobachtet und trotzdem der erwähnte Krater von ihnen nicht verzeichnet worden war, obwohl sie viel kleinere schwächere Hügel und Höhenzüge beobachtet hatten, die sich an demselben Orte, wo sich später, ungefähr 1851, der neue, merkwürdige Krater erhoben hatte, erstrecken, so haben wir es auch hier mit einem neuen Object zu thun, das erst im Lauf der Zeit gebildet wurde. Daß die von Lohrmann und Mädler bestimmten Hügelketten auch noch heute in den Positionen sichtbar sind, die sie ihnen angewiesen hatten, unterstützt nur die Ansicht, daß wir ein neues Object vor uns haben, um so mehr, als der Krater heute ein so sehr in die Augen fallendes Object ist, daß die unscheinbaren Mädler'schen und Lohrmann'schen Hügel für die Aufmerksamkeit des Beobachters durch dasselbe fast vollständig verschwinden gemacht werden.

Aus diesen kurzen Darstellungen wird man wohl haben entnehmen können, wie ungeheuer schwierig solche Thatsachen zu constatiren sind und bis zu welcher minutiösen Genauigkeit da die Beobachtungen getrieben werden müssen, um solche für uns ganz unscheinbare Veränderungen erkennen zu lassen. Und wenn wir ferner bedenken, wie ungeheuer reich das Detail der in einem großen Fernrohr sichtbaren Mondformationen ist, so darf es uns durchaus nicht wundernehmen, wie die Thatsachen von wirklich sicher feststehenden Veränderungen in der Form derselben, wie auch von Neubildungen kraterförmiger Objecte so vereinzelt dastehen können.

Wie schwierig dergleichen Veränderungen festzustellen sind, mag an einer Irrung ersichtlich gemacht werden, der ein bekannter Astronom, Professor Weineck, verfiel. Weineck hatte Lickphotographien des Jahres 1888 untersucht und auf denselben in der Nähe von Chladni ein Gebilde entdeckt, das einem Krater ähnlich schien, und da es auf den genauen Mondkarten nicht verzeichnet war, so kündigte er in Nr. 3055 der „Astronomischen Nachrichten" die Entdeckung dieses „neuen Kraters" an.

Bald nachher unternahm W. Prinz eine Untersuchung der ganzen Verhältnisse und kam zu dem bemerkenswerthen Schluß, daß der neue „Weineck'sche Krater" gar nicht der Mondoberfläche angehöre, sondern nur in einer Unregelmäßigkeit der photographischen Platte zu suchen sei. Zwar heißt es in den „Astronomischen Nachrichten", daß der neue Krater auch auf einer zu Melbourne im September 1873 aufgenommenen Photographie enthalten sei, aber sonderbar erscheint es, warum dann diese so sehr zu Gunsten der neuen Entdeckung sprechende Thatsache nicht auch in den Annalen der Prager Sternwarte hervorgehoben wird, warum dort gerade im Gegentheil behauptet wird, er sei auf dieser Aufnahme nicht vorhanden!

Digitized by Google

Prinz hat die neuen vorzüglichen Pariser Bilder — deren Güte wir bereits einmal (23. Mai 1896) in den Spalten dieses Blattes hervorzuheben Gelegenheit hatten — mit in Rechnung gezogen und auch dort Weinecks „neuen Krater“ nicht auffinden können. Wenn irgend welche Aufnahmen zu einer solchen Untersuchung geeignet waren, so mußten es diese sein, da dieselben bei weitem kleinere Objecte noch deutlich zeigen und überhaupt bis jetzt unübertroffen dastehen. Zum großen Ueberfluß, um ja den Irrthum Weinecks recht erkennen zu lassen, sind auch noch die neuen Pariser Photogramme fast ganz unter denselben Licht- und Librationsverhältnissen ausgeführt, wie die fragliche Photographie, auf der Weineck seine „Entdeckung“ gemacht hat.

Wie bei allen astronomischen Arbeiten heißt es eben auch hier, und gerade hier vielleicht mehr als anderswo, Vorsicht und Ruhe bewahren. Nichts kann die Wissenschaft mehr discreditiren, als wenn solche Irrthümer öfter unterlaufen. Aber lehrreich bleiben solche Fehlschlüsse immerhin. Sie halten wenigstens andere zurück, voreilig Entdeckungen als solche zu verkündigen, die noch nicht ganz sicher sind, und dann vielleicht, durch spätere Beobachtungen nicht bestätigt, widerrufen werden müssen.

Sehen wir von dem zuletzt besprochenen Fall ab, so haben wir aber dennoch eine befriedigende Antwort auf unsre Frage, ob eine Veränderung auf der Mondoberfläche auch jetzt noch stattfinden könne, gefunden. Der neu entstandene Krater in der Nähe von Hyginus läßt uns auf gewaltige Vorgänge schließen, wie sie auf unsrer Erde nur selten stattfinden.

Wir dürfen auch jetzt noch nicht den Mond als eine vollkommen erstarrte Masse nehmen, und es waren auch zu allen Zeiten die hervorragendsten Männer weit davon entfernt, eine solche vorschnelle Behauptung auszusprechen. Wenn auch die Mondkruste erstorben erscheint, im Innern können doch noch jene Kräfte wirksam sein, welche auch auf unsrer Erde so zerstörend wirken können. Und was die für solche Processe nöthige Luft und Gasmenge betrifft, so war man auch da weit entfernt, zu behaupten, daß der Mond gar keine Lufthülle mehr besitze. Wenn wir sagen, der Mond sei ohne Atmosphäre und es sei daher unmöglich, daß sich auf ihm Leben vorfinde, so wollen wir nur sagen, daß es uns bis heute selbst mit unsern genauen Instrumenten nicht gelungen ist, eine Lufthülle nachzuweisen, und daß die dort also möglicherweise vorhandenen Luftmassen viel zu gering seien, um ein Leben in unserm Sinne zu unterhalten. Auch ist es ja immerhin möglich, daß — wie Sarling meint — die gewaltigen vor sich gehenden Processe erst die Dampf- und Gasmassen wieder frei machen und so den vielleicht an manchen Stellen noch vorhandenen inneren Gluthmassen ihre Nahrung zuführen. Jedenfalls aber wird man, so lange man für die Entstehung des neuen Kraters bei Hyginus und die dort ebenfalls neu gebildete Rille keine andere Erklärung gefunden hat, mit der Annahme eines vulcanischen Vorganges vorliebnehmen müssen, der den Krater aus der früher glatten Ebene emporhob und den Boden zu der neuen Rille spaltete.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

VI.[1])

Indem wir uns nun anschicken, die künstlerische Verlassenschaft des Meisters näher zu besehen, möchten wir gern wenigstens die fünf Hauptwerke, Orpheus, Alceste, die Iphigenien in Aulis und Tauris und Armida, einer flüchtigen Analyse unterziehen; doch müssen wir nach peinlicher Wahl, zu der uns auch die Berücksichtigung des Raumes zwingt, auf Alceste und Armida, soweit nicht allgemeine Bemerkungen darüber Platz finden können, verzichten, weil diese Werke gegenwärtig an den meisten Bühnen, schon wegen Mangels einer genügenden Besetzung der Titelrollen, nicht gegeben werden und die Beschreibung von musikalischen Schönheiten, die man nicht zu hören bekommt, in der Regel ein unfruchtbares Ding ist. Bevor wir uns aber den Einzelheiten des Orpheus und der beiden Iphigenien zuwenden, müssen wir noch eines besonderen generellen Momentes gedenken, wodurch sich Gluck als dramatischer Musiker hoch über viele seinesgleichen, selbst über Mozart, erhebt. Es ist die ihm (in seiner Zeit vielleicht allein) eigene erhabene Anschauung der Liebe; er kann sie nur vertonen, wenn sie mit höheren Interessen sich verbindet, von höheren Zwecken geadelt wird. Hier ist er des großen Beethoven nicht geringerer Vorgänger. Orpheus, der Sänger, und Alceste, die Königin, lieben ihre Gatten mit jener Liebe, die muthig den Tod bekämpft. Armida, die Zauberin, ruft den Dämon des Hasses herbei, um den Zauber, den Rinald auf sie geübt, zu bannen. Ihre Geschichte ist keine gewöhnliche Liebesgeschichte; auch nicht die Liebe, sondern der Zwiespalt, den diese in ihrer stolzen Seele entfacht, ist der Gegenstand von einem der prächtigsten Tongemälde, die Gluck je gelungen. Und zu welch reiner Hoheit erhebt sich der Charakter der jungen Iphigenie, indem sie ihre innige Liebe und sich selbst dem Vaterlande, dem Vater und den Göttern opfert! In der Iphigenie auf Tauris ist die Liebe ihres sexuellen Zuges ganz entkleidet, es lieben nur Bruder und Schwester und der Freund den Freund. Nur der Held Achilles thut das Gegentheil von dem, was seine angebetete Iphigenie thut; er möchte am liebsten das ganze griechische Vaterland seiner Heirath opfern. Gluck hat aber auch diese Liebe mit einer so wenig hervorragenden Musik illustrirt, daß man ihn dafür — küssen möchte.

Nun zu einigen Einzelheiten des Orpheus. Wenn Gluck in jenem Geleitsbriefe zur Partitur der Alceste sagt: „Ich bin der Meinung, daß die Ouverture den Zuhörer auf den Charakter der Handlung vorbereiten und ihm den Inhalt andeuten solle“, so scheint er diesem Grundsatz, der vielleicht erst später, gerade zur Zeit der Alceste, gezeitigt wurde, in der Ouverture zu Orpheus gerade nicht mit allzu scrupulöser Sorgfalt Folge geleistet zu haben. Mit ihren italienischen Vorläuferinnen verglichen, mag die Ouverture immerhin einen Fortschritt in Ausdruck und Charakteristik bezeichnen, von dem aber, was das Aufziehen des Vorhangs bringt, und von all den Schrecken der Unterwelt, die einen so hervortretenden Bestandtheil des Werkes bilden, finden wir keine Andeutung. Und doch liegt etwas unsagbar Bedeutendes in dieser weder durch starke thematische Erfindung, noch feine formelle Ausarbeitung hervorragenden — Bühnenmusik. In dieser Benennung glauben wir die Erklärung des sonst undefinirbaren Zaubers gefunden zu haben, welcher uns schon vor geschlossenem Vorhang einnimmt und so gewissermaßen, wenn auch nicht auf Concretes, doch auf irgend etwas Großes, Außergewöhnliches „vorbereitet“. In dem wirksamen Rasseln der Geigen, die meist zum kräftigen Unisono vereinigt sind, weht uns die echte Theaterluft entgegen, auf die sich kein Componist besser verstand als Gluck. Aber wie groß ist der Schritt von dieser Allgemeinwirkung zum ersten Chor „Ah! se intorno a quest' urna funesta Euridice, ombra bella!“ Schon das Ritornell führt uns, ernst und mächtig klagend, in die volle Tragik der Scene ein, welche uns den edlen Sänger am Grabeshügel der dahingeschiedenen Gattin zeigt. Der quellende Schmerz steigt auf und fällt zurück in edler Schönheitslinie, so wie nur der zu zeichnen vermag, der die Antike durchaus verstanden

[1]) Vergl. Beilage Nr. 197.

und in sich aufgenommen hat. Dieser Eindruck des Erhabenen wird durch den Chorklang selbstverständlich noch erhöht, und ungemein ergreifend sind die Zwischenrufe des Orpheus: „Euridice!“ Von nicht geringerer melodischer Bedeutung ist die Pantomime, welche nun einem kurzen ausdrucksvollen Recitativ des Orpheus folgt, und es ist ganz merkwürdig, wie derselbe Componist, den wir in der Ouverture soeben nach recht naiven Flickfätzchen greifen sahen, zum Melodiebildner allerersten Ranges wird, sobald es sich, wie hier, um ernstes Pathos, um einen tragischen Vorgang handelt, mag die Darstellung auch dem Ballet überwiesen sein. Auch hier sehen wir den höchsten Schmerz sich spannen und winden, aber das Schönheitsgefühl läßt keine Maßüberschreitung zu. Die nun folgende rührende Klagescene des Orpheus, dessen Schmerzensrufe von dem gleichsam mitfühlenden Echo wiedergegeben werden, besteht aus drei gleichcomponirten Arienstrophen, auf deren jede ein Recitativ mit gesteigertem Affect folgt. Die Arie (3/8-Tact, F-dur) bietet neben ihrer großen, eindringlichen Wirkung durch edle Einfalt das besondere Interesse, daß sie, mit Ausnahme des Auftactes, durchaus im dreitactigen Rhythmus geschrieben ist. Die Neuheit der melodischen Erfindung, welche sie ihrerzeit repräsentiren mußte, läßt die dreimalige Wiederholung vom praktischen Standpunkt gerechtfertigt erscheinen — vom poetischen ist sie es ohnedies, da die drei Textstrophen, jede mit anderen Worten, doch nur dieselbe Trauer ausdrucken. Daß Gluck durch die Worte der zweiten Strophe „l'Eco risponde“ sich veranlaßt fühlte, das Antworten des Echos gleich von vornhereiu als poetisches Material zu verwerthen, beweist wieder, daß er als Musiker zugleich Dichter war. Nach der dritten Strophe schweigt das Echo, und das Recitatio, zuvor schon auf hohem Cothurn, erhebt sich nun zu noch höherem Fluge gewaltiger Leidenschaft. Im Moment, wo Orpheus den Entschluß faßt, Euridice den Numi tiranni zu entreißen, erscheint Amor, und die Aufregung des Orchesters weicht einer einfachen Harmonieunterlage, wie der eben vielgebrauchte verminderte Septimaccord ruhigeren Harmonien. Nachdem der Liebesgott dem Sänger das Mittel mitgetheilt, wie er die Gattin lebend aus dem Orkus zurückbringen könne, verabschiedet er sich mit den Worten „Pensaci addio!“, bleibt aber trotzdem eine Weile da, um dem Orpheus gute Lehren in einer Betrachtungsarie zu geben. Mit allen conventionellen Widersprüchen auf einmal aufzuräumen, war eben doch nicht möglich. Auch das aufgeklärte Publicum unsrer Zeit möchte die reizend wirkende Arie wahrscheinlich dem Amor, besonders wenn sie von einer Lieblingssängerin gesungen wird, nicht genommen wissen. Die beiden rhythmisch ähnlichen Motive, welche sich in derselben gegenüberstehen, sind nicht nur deutsch-national, sondern weisen unwiderleglich auf Glucks Heimath, die an naivsten Volksliedern und Tanzmelodien reiche bayerische Oberpfalz hin. Daß Gluck diese einfachen keuschen Weisen, die einst in Feld und Wald sein Kinderohr entzückten, nicht für zu gering hielt, sie dem Liebesgott in den Mund zu legen, ist ein Beweis für sein Gemüth, wie für seine reine, keusche Auffassung der weltbewegenden Gewalt des Eros. Der rapid kurze Schluß des Actes zeigt uns den Dichter und den Componisten auf der Höhe ihres Reformwerkes. Der einmal unwiderrufliche Entschluß des Helden, in die Unterwelt zu steigen, leidet keine lyrische Verzögerung mehr; ein brausendes Orchesterstück von nur 12 Tacten zeichnet mächtig seinen Schreckenspfad zu Styx und Acheron. Durch welche nicht künstlerisch zu nennende Gründe Gluck in Paris sich bestimmen ließ, diesen herrlich dramatischen Schluß durch Einlage einer Bravourarie (von nicht einmal eigener Composition), sowie den ganzen Tonartengang und noch manches andere, seinen Principien ungetreu, zu verderben, ist oben erwähnt worden.

Wir sind nun beim (jetzigen) zweiten Act des Orpheus angekommen, — jenem tief ursprünglichen und gewaltigen Kunsterzeugniß, welches von keiner späteren Leistung Glucks überboten wurde, seinen Weltruf gegründet und ihm eine unvergängliche Popularität gesichert hat. Eine Darstellung des Schrecklichen, wie der Furienchor C-moll 3/4-Tact: „Wer ist der Sterbliche ꝛc.“ und der darauffolgende flehende Gesang des Orpheus „Ach erbarmt, erbarmt euch mein“ mit dem dazwischen geworfenen furchtbaren „Nein!“ der Furien war bis jetzt neu und dürfte noch jetzt in der gesammten Musikliteratur, soweit in derselben antike Stoffe behandelt sind, ihres Gleichen nicht finden. Dieses erschütternde „No“, durch Posaunen- und Cornetenschall im Orchester noch grauenhafter gemacht, bringt auch eine musikalische Merkwürdigkeit, indem es im Chor mit h, im Orchesterbaß aber mit ces notirt ist. Auch in der Pariser Partitur, wo das Stück aus der Originaltonart Es-dur für den Tenor nach B-dur transponirt ist, steht im Chor fis, im Orchester ges. Daß die Chornoten harmonisch falsch sind, sieht jeder Musiker aus der Lösung; Gluck hat nur seinen Choristen in Wien und Paris das Verständniß der richtigen Noten nicht zugetraut. In Paris opferte er seinen guten Geschmack dem Tenoristen mit Verlängerung zweier Cadenzen. Aus der zweiten, der einfach edlen Schlußcadenz, ist eine gar arge, lächerliche Kräherei geworden. Merkwürdigerweise fanden diese und viele andere Pariser Verballhornungen des italienischen (Wiener) Originals Eingang in die deutschen Clavierauszüge von Brißler, Horn, Stern und Ulrich. Die Laienwelt wird dadurch in die Irre geführt, indem sie erstens nicht erfährt, daß es sich überhaupt um zwei Bearbeitungen der Oper handelt, zweitens die Partie des Orpheus in einer Gestalt kennen lernt, in welcher sie nie geschrieben war und nie gesungen wurde. Denn entweder muß der Clavierauszug sich an die italienische Partitur halten, dann muß die Arie am Schluß des 1. Actes, sowie manche Aenderung, z. B. im Duett zwischen Orpheus und Euridice im 3. Act, wegbleiben; oder er hält sich an die französische Partitur, dann müssen auch die Partie des Orpheus und alle Stücke, in welchen er zu thun hat, in den von Gluck für den Tenor gewählten Tonarten (meistens eine Quart tiefer) stehen. Mag es den Denkenden überraschen, daß Orpheus mit seinem Gesang die Wildheit der Furien bändigt, und mag dies die bedenkliche Seite des Dramas sein — denn wo die Rede selbst zum Gesang geworden ist, gibt es ja eigentlich keinen Gesang —, so ist doch die dreimalige, immer leidenschaftlichere Steigerung der Bitte des Orpheus ein unerreichtes Meisterstück, und hinwiederum jetzt die entsprechend allmähliche Beilegung der Wuth auf Seite des Chores, dem auch das unverhohlene Gefuhl der Bewunderung beigemischt ist, der mit dieser Scene vollbrachten musikalisch-dramatischen Großthat noch die Krone auf. In der französischen Bearbeitung folgt nun, durch das größere Tanzbedürfniß der Franzosen hervorgerufen, ein Furientanz (D-moll, 3/4-Tact, vivace), welcher mit dem vorausgegangenen „Geh' denn zur Unterwelt ꝛc.“ im crassesten Widerspruche steht, an sich aber vielleicht das großartigste Orchesterstück ist, welches Gluck überhaupt geschrieben hat. Er zeigt sich hier so recht als der große Specialist antiker Teufelei. Wer heutzutage mit den Gewalten des Hades zu thun hätte, könnte nur von ihm lernen. Oder auch von Mozart? — Nein, der Geist in Don Giovanni kommt aus der christlichen Ewigkeit herüber, und es ist der größte Triumph der Tonkunst, daß nur durch sie dieser Charakterunterschied entlegener Sphären so Herz und Sinn erschütternd dargestellt werden konnte.

Auch auf den Gefilden der seligen Geister, welche wir jetzt betreten, veranlaßte die Pariser Balletkunst zwei neue Tanzstücke. Das eine, ein Lento (D-moll, 3/4-Tact) von

Digitized by Google

unendlicher Zartheit, in welchem eine Soloflöte die Melodie führt, erscheint in dem reizenden Lento dolcissimo in F-dur der italienischen Partitur als Alternativo. Vorausgesetzt, daß eine sinnvolle und graziöse choreographische Ausführung dazukäme, würde sich die Aufnahme des ungemein stimmungsvollen Musikstückes empfehlen, um so mehr als man mit richtigem Gefühl die nicht sehr bedeutende Arie der Euridice, welche Reflexionen über ihr Glück als seliger Schatten anstellt, ausfallen läßt. Wirksam und dramatisch richtig ist es auch, die Euridice, wie heutzutage allgemein eingeführt ist, erst im letzten Moment des Actes, unter den himmlischen Klängen des Chores „Torna, o bella, al tuo consorte", auftreten und schweigend von Orpheus (in der von Amor bedungenen Weise, mit abgewandtem Gesicht) entführen zu lassen. Von ganz besonderem musikalischen Werth ist in diesem Acte noch das große pathetische Recitativ des Orpheus bei seinem Eintritte in die Gefilde der Seligen „Che puro ciel, che chiaro sol!" Läßt uns der Eindruck des ganz einzigen Tonstückes Gluck als sinnigsten Beobachter der Natur bewundern, so sehen wir andrerseits mit Staunen, wie der sonst mit so einfachen Mitteln arbeitende Meister nicht weniger als vier grundverschiedene Motive mit ebensoviel Combinationskunst als instrumentalem Klangsinn zu einem leichten, feenhaften Tongewebe vereinigt, in dessen duftigem Halbdunkel Blätterrauschen, Quellengemurmel und Vogelgesang ineinanderfließen, während die Oboe als Deuterin menschlichen Sehnens melodisch darüberschwebt. Ursprünglich begann, wie schon erwähnt, mit dieser Scene der zweite (und mithin letzte) Act, und man kann sich vorstellen, daß sie in dieser Anordnung für sich eine überraschende Wirkung machte. Aber zum Vortheil des Ganzen überwog später die Dreitheiligkeit: Oberwelt, Unterwelt und wieder Oberwelt. Zu bedauern ist nur, daß der dritte Act gegen die beiden vorausgegangenen ebensowohl an dramatischer wie musikalischer Erfindung erlahmt und — unleugbar abfällt. Namentlich ist Glucks Arbeit mit dem pathetischen Duett der beiden Liebenden, das noch großer Momente voll ist, eigentlich gethan. Ein zweites, worin er die Leidenschaft noch etwas zu steigern sucht, ist eine scenische Wiederholung und darum wirkungslos. Die viel gesungene Arie „Ach, ich habe sie verloren" ist ein Rückfall in den von Gluck bekämpften Italianismus; es gehört eine große pathetische Kraft von Seite der Darstellerin dazu, um den der Situation angemessenen Ausdruck namenlosen Schmerzes zu finden, welcher in der Melodie nun einmal nicht liegt. Die Recitative stumpfen sich, selbst bei meisterhafter Ausführung, durch ihre Länge ab. Den Franzosen mögen die massenhaften Ballete, welche durch Glucks Nachgiebigkeit zu einem großen Divertissement angewachsen waren, den Mangel einer dramatisch-musikalischen Culmination (die das Schlußtableau gewiß nicht bietet) ersetzt haben; wir haben die Oper eigentlich gehört, nachdem der Vorhang zum zweitenmal gefallen ist. Die beiden ersten Acte bergen aber Schätze, welche allein schon das Werk zu einem unsterblichen machen. Hätte die Kraft bis zum Schlusse gereicht, so stünde der Orpheus überhaupt unter Glucks Opern obenan.

Mittheilungen und Nachrichten.

Altheimland. Ein Bayernbuch von Joseph Schlicht. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, Rudolf Koch 1895. — Wer das altbayerische Volk kennen lernen will, wie es leibt und lebt, glaubt und liebt, freit und stirbt, der nehme dies unverfälschte Buch zur Hand und lese wohlbedacht es durch, Blatt für Blatt, mit möglichst geringer Unterbrechung, damit er einen vollen, ungetrübten Eindruck gewinnt. Er wird so viel Genuß als Gewinn davon haben, denn die Fülle des dargebotenen Stoffes ist ebenso reich, als die Darstellung mannichfaltig, dabei gedrungen und knapp, wie es dem Wesen des Gegenstandes entspricht, sowie auch dem Sinne und der Denkart des in vollem Bedeutung des Wortes berufenen Verfassers. Nun seinem Schöpfer vertrauen, die Stammesart seiner Volksgenossen darzustellen! Damit ist auch schon gesagt, in welch' vollkommener Weise derselbe diese hohe Aufgabe gelöst hat. Er wird in der That unerreicht bleiben für und für. Was sein unsterblicher Landsmann Aventin auf dem Gebiet der bayerischen Geschichte ist und für alle Zeiten bleibt, das wird Joseph Schlicht auf dem der bayerischen Volkskunde sein und bleiben. Wie sinnbildlich aber mutet uns dabei sein Name an! Schlicht heißt er und schlicht sind seine Bayern; wer aber schlicht und dabei gehaltvoll ist, der ist auch liebenswerth und diese Eigenschaft theilt er mit seinem Volke, das bei all seiner urwüchsigen Derbheit doch überaus herzensgut und warmempfindend ist, wie es auch von den anderen edlen deutschen Stämmen keiner ihm zuvorthut in dem, was gesundes und klares Denken anlangt, das natürlich sich nur auf einen bestimmten Vorstellungskreis beziehen und daher auch nicht frei von einzelnen Schwächen und Vorurtheilen sein kann. Und dazu kommt seine Sprache im Mutterlaut, die eine so eigenständige und selbstherrliche ist, daß sie innerhalb der allgemeinen deutschen Sprache wie eine fremdartige dasteht, aber nur für denjenigen, der sie nicht in ihren Wurzeln kennt und der das Idiom nur seiner Aussprache nach, aber nicht in seiner besonderen inneren Eigenthümlichkeit erfaßt hat. Wie aber diese Verschiedenheit eine nur scheinbare und die aus ihr gezogenen Folgerungen, welche sogar den tellischen Ursprung des bayerischen Dialekt beilegen wollen, falsch und irrig sind, beweist schon die Geltung, welche Christian Schmellers Forschungen und insbesondere sein von dem Altmeister der deutschen Sprachkunde so bewundertes „Bayerisches Wörterbuch" in den Kreisen deutscher Sprachgelehrsamkeit genießen. Aber ebenso deutlich sind viele der in diesen so lange in sich abgeschlossenen Gauen noch immer erhaltenen Sitten und Gebräuche, die dabei wohl zum Theil noch heidnischen Ursprungs sein mögen, aber infolge weiser Anpassung durch die milden und weitblickenden Beherrscher ihres heidnischen Ansehens entkleidet und mit den poesievollen katholischen Cultushandlungen, den christlichen Jahresfeiern in wunderinniger Uebereinstimmung begleitend, unzertrennlich und fast nicht mehr in ihrer Abstimmung erkennbar, verbunden sind. Daß aber auch schon an sich die Geheimnisse einer tiefsinnigen Naturreligion mit den Wahrheiten der durch Gott später geoffenbarten Lehre nicht durchweg in Widerspruch stehen und daher eine Uebernahme einzelner Reste des alten Glaubens zumal in die mehr äußerliche Religion des neuen ohne Gefahr einer Verwirrung gewagt werden konnte, liegt auf der Hand, indem auch schon in die Nacht des Heidenthums die Vorahnung von dem, was die Erlösung erst brachte, vereinzelt gedrungen war. Dazu kommt zum alles, was das Christenthum aus den Evangelien, der Apostel- und und späterhin der Heiligengeschichte und -Legende an Gleichnissen und Verdeutungen dem Schatze seiner Symbole und Gnadenspenden einverleibt hat. Diesen seinen geistigen Besitz hat das bayrische Volk in seiner größten Zeit sich voll erhalten und er macht den Hauptbestandtheil seines inneren Lebens aus. „Glauben und Landsitte allzeit schön und reich blumig in einander verschlungen. Daraus bildet und gestaltet sich altbayerisches Stammesleben." Diese Wort entnehmen wir nicht dem vorliegenden Bayernbuch, sondern dem 1887 unter dem Titel „Altbayernland und Altbayernvolk" im erloschenen Hutter'schen Verlag zu Augsburg in zweiter Auflage bereits erschienenen und wir können nicht umhin, auch über diesen Vorläufer Einiges zu sagen. Er hat den Ruhm seines Hervorbringers begründet, und zwar mit so entschiedenem Glück, daß uns das äußere Schicksal dieses herrlichen Buches wahrhafte Bekümmerniß einflößt. Ist es möglich, daß ein solches Zeugniß für die Bedeutung und Ehrenhaftigkeit eines so beträchtlichen Bruchtheiles des deutschen Volks durch äußere Umstände beseitigt oder doch unauffindbar werden kann? Wie hatten dieses Schicksal für ein zu absonderliches, als daß wir an dessen Endgültigkeit glauben können. Hier muß die bayrische Buchhandlergilde einspringen, wie es der Inhaber des neuaufleben C. C. Buchner'schen Verlags, Rudolf Koch, bereits durch Herausgabe dieser neuen Folge ihr vorgethan hat. Jenes Buch umschließt, wie schon angedeutet, seinem Inhalte nach zunächst das mit dem Fühlen und Denken des bezeichnen Volkes auf das innigste verwachsene Kirchenjahr mit seinen drei Hochfesten nach den diese einleitenden und aus ihnen münenden Kirchenzeiten, sowie den in diese selbst fallenden kleineren Festen und Halbfeiertagen, aber nicht dogmatisch, sondern ethnographisch dargestellt, dagegen völlig vom Glauben der persönlichen Ueberzeugung durchdrungen, insofern also auch mit durchaus religiöser Färbung und moralischem Gepräge. „Ein nackt und öd heidnisch Volksleben

allein, das behagte dem katholischen Altbayernstamme nun einmal nicht; er will und liebt es vielmehr, daß die heiligen Kirchenzeiten ihm das stets wechselnde Freud und Leid, welches durch seine Erdentage hinzieht, anmuthig würzen und lindern" .... „Eine kostbare Heilquelle, welche auch niemals versiegt und versanget, wohl aber, sprudelnd von innen nach außen, zwei Guldinge spendet: frohe, glückliche Seelen und dergnügtes gesundes Leibthum." Aber der weltliche Chronikler, der dennoch, wie die Aufgabe dies erfordert, alle Schilderungen durchdringt, wird uns mit gleich entschiedener Offenheit dargethan: „Sein muß nach das neue Buch sanft nichts wie der neue helle Altbayernspiegel, aus welchem das derndeutsche Altvolk mit der weißblauen Sturmfahne hervorlugt, so gestaltwahr, wie Jemand leibt und lebt: dunkel und licht, schlimm und fromm, die schöne Faebe jedoch bei weitem vorwiegend." Und diese Absicht hat den Verfasser auch, und hier noch bemerkenswerther, bei Herausgabe seines andern Bayernbuches „Altheimland" geleitet, was die ihm zu Grund gelegte Eintheilung allein schon beweist. Es sind, um mit seinen vielsagenden, kernigen Worten selbst zu reden, „neue Funde und frische Pflücken des süd- und nordbayerischen Volkslebens. Im Bilderkreis des menschlichen Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters; die vier Buchcapitel eingelegt in den Schmuckkasten wie folgt: 1. 's Buzel, 2. Bua, Diandl, 3. Mo, Wei. 4. Oedl, Adi." Der Leser ahnt die Lieblichkeit und Kraft der Darstellung schon aus diesen wenigen Worten. Die redend eingeführten Personen, deren es so viele fast als Beispiele, daher ungezählte sind, sprechen natürlich wie in der Wirklichkeit, also in der Volkssprache, welche wegen ihrer Zutraulichkeiten jeden Deutschen anheimeln und ihn die geringen Schwierigkeiten vergessen lassen muß, die das Eindringen in dieselben dem außerhalb dieses Sprachgebietes Geborenen bereitet, die er aber an der Hand der ihm am Eingang und am Schluß des Buches anleitungsweise gebotenen Proben leicht überwindet. Dafür tauscht er aber eine Menge bewahrenswerther Früchte sinnreichster Sprachwahrheit ein. „Der Bauer im Altheimlande kann nun mit dem Schriftmunde nicht gut umgehen, da stellt er sich wie eine Kuh im Königsschlitten oder ein Tanzbär auf dem Hofballe ja ungewohnt und läppig; aber mit seinem Vollmunde ist er wigreicher und schlagfertiger als die ersten Sprechmeister im Land- und Reichstage." Wen aber der Verfasser unter dem Namen Volk zunächst begreift, das sagt er uns ebenso offenherzig am Schlusse seines Bayernbuches: „Schöpft man vom Staatsgebilde den vornehmen Rahm ab, das Geldfürstenthum, die Hochschule, den Lebadel, so verbleibt noch der breitriefe Mollenstock, zwar säuerlich schmeckend, jedoch eiweiß- und nährwerthreich und frisches gesundes Backenroth spendend." — „Ohne dieses beständige Volk könnten ja die Reichsstratenstände nicht einmal aufrecht stehen im Sturmwinde der Jahrhunderte und Völkerzeiten, geschweige Saft ziehen und am wenigsten mit Blatt- und Fruchtreichthum die Welt ausprunken" — deshalb ist das Buch „Altheimland" dem Volke gewidmet mit Umgehung der Adelsburgen und Bürgerpaläste, aus dem Grund schon, weil ja in Burg und Palast vom Volke nichts zu finden ist, weder „Buzel, Bua, Ma und Oedl" noch „Diandl, Wei und Adi," sondern viel zu feine vornehme Namen. Daß aber der verehrungswürdige Verfasser „Gröthärr" (Cooperatur, eigentlich Gesellbeer) sich mit Stolz zum Volke zählt, versteht sich nach dem Gesagten zu seinem Ruhm von selbst. Martin Greif.

* Ueber den Einfluß von Kathodenstrahlen auf die Haut schreibt Dr. Paul Fuchs in Charlottenburg der „D. med. Wochenschr.": „Mit der Prüfung der von verschiedenen Orten bestimmenden Röhren zur Erzeugung von X-Strahlen, sowie dabei sich anschließenden Untersuchungen beschäftigt, kann ich von einer durchgreifenden und merkwürdigen Structurveränderung der den X-Strahlen ausgesetzten Hautstellen berichten, welche insofern interessant ist, als die Reaction der Strahlen erst nach längerer Zeit, dann aber in intensivster Weise sich bemerkbar machte. Der zu den Versuchen benutzte Inductionsstrom betrug dem Funken nach gemessen 16 Ctm. Länge; in der primären Leitung war eine Intensität von 20 Ampere und eine Spannung von 12 Volt vorhanden. Vermittelst dieser Versuchsbedingungen wurden in dem betreffenden Rohre sehr viele X-Strahlen frei. Als Versuchsobject diente die linke Hand, deren Haut gegen gewisse, z. B. chemische Reactionen, sich ziemlich indifferent verhielt und im normalen Zustande war. Die Innenfläche der Hand war dem Fluorescenzschirm zugewandt. Nach einer in Intervallen stattfindenden Bestrahlung von etwa einer Stunde wurde ein stechender Schmerz, namentlich in den Fingergelenken, bemerkbar, der späterhin unerträglich wurde, so daß das Versuchsobject aus dem Strahlenfelde genommen werden mußte. Folgende Veränderungen waren nun bemerkbar: 1) Die Haut war, namentlich an den der Kathode direct gegenüber befindlichen Stellen, ganz braun gefärbt. 2) Die Hand war stark geschwollen und in der Haut große Falten, namentlich bei den Gelenken des ersten und zweiten Fingerknochens, in deren Nähe auch ein bläulicher Farbenton zu bemerken war. 3) Wurde die Haut z. B. zwischen zwei Fingern gefaßt und gespreizt, so sprang dieselbe mit Leichtigkeit auf; der Querschnitt der abgesprengten Haut war beträchtlich. 4) Eine nähere Untersuchung mit der Loupe ergab, daß die gesammte, von den Strahlen getroffene Hautfläche mit feinen Rissen versehen war; überhaupt hatte das Aussehen viel Verwandtes mit dem eines erfrorenen Gliedes. 5) Nach Verlauf einer Viertelstunde wurden an diversen Stellen Blasen, und zwar einige von recht beträchtlichen Dimensionen, sichtbar; das eingeschlossene Secret wird voraussichtlich analog dem durch Verbrennungen ꝛc. hervorgebrachten zusammengesetzt sein. Aus alledem ist ersichtlich, wie intensiv die Reaction auf die bestrahlten Körpertheile ist; allerdings war die Zeitdauer der Einwirkung eine große und die Menge der X-Strahlen außerordentlich. Sollte sich nicht durch Einschaltung irgend eines Mittels dieser bei normalen Verhältnissen verderbliche Einfluß ohne Beeinträchtigung der Güte des erzeugten Bildes vermeiden lassen?"

* Auf Anregung der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes hat das Kaiserliche Gesundheitsamt es übernommen, das bei der Reichsverwaltung eingehende tropenhygienische Material, insbesondere die in den deutschen Colonien gewonnenen Erfahrungen wissenschaftlich zu verwerthen und in geeignetee Weise weiteren Kreisen zugänglich zu machen. In dem dieser Tage erscheinenden Hefte der „Arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamte" wird bereits mit der Veröffentlichung ärztlicher Berichte aus den deutschen Colonien begonnen. — Hiezu wird der „Nat.-Ztg." geschrieben: Das Unternehmen des kaiserlichen Gesundheitsamtes darf mit Freude begrüßt werden. Es kann bei einem solchen Unternehmen doch nur darauf hinauskommen, die Tropenhygiene als solche zu fördern und den Belehrung Suchenden möglichst vielseitig, gründlich und übersichtlich zu informiren. Dazu braucht indessen das Gesundheitsamt als wissenschaftliche Centralpunkt für Tropenhygiene nicht nur die an geringem Material vorgenommenen Untersuchungsresultate unsrer Schutztruppen und Regierungsärzte sondern diejenigen aller medicinischen Tropenforscher. Daß dabei die in deutscher Sprache geschriebenen Arbeiten deutscher Tropenärzte besonders willkommen sein werden, ist selbstverständlich. Sie sind gerade die werthvollsten, denn die Forschungsarbeiten deutscher Aerzte in niederländischem und englischem Dienste haben die Grundlage zur wissenschaftlichen Tropenhygiene überhaupt geschaffen und eine willkürliche Scheidung der tropenhygienischen Wissenschaft erscheint doch kaum angängig. Im Hinblick darauf ist es zu wünschen, daß man von den Kenntnissen, welche sich solche Forscher bei den älteren colonisirenden Nationen in Afrika und in anderen Tropenländern verschafft haben, ebenfalls Gebrauch mache und im Gesundheitsamt das tropenhygienische Material ordnen und bearbeiten lasse. Wünschenswerth wäre es ferner, wenn im Gesundheitsamt ein Tropenforscher oder Arzt, der in den Tropen selbst einige Zeit thätig war, mit der Bearbeitung dieses Materials betraut würde. Die von einer Seite vorgeschlagene Neubearbeitung des Hirsch'schen Werkes über geographische Medicin seitens des Gesundheitsamtes ist nicht zu empfehlen, da dieses Werk, so verdienstvoll es seinerzeit war, jetzt völlig veraltet ist und in seinen Grundsätzen so sehr von der heutigen Grundlage der Tropenhygiene und Tropenpathologie abweicht, daß eine Neubearbeitung nur irre leiten würde.

* Der bekannte französische Bakteriologe Dr. Yersin, welcher zusammen mit Roux auf dem Gebiete der Diphtherieserum-Forschung thätig war, hat zu Canton in China gelegentlich des Studiums der dort herrschenden Pest ein Heilserum gegen diese mörderische Krankheit dargestellt. Prof. Monod theilt hierüber nach einem Briefe Folgendes der Pariser Académie de Médecine mit: Nachdem in Canton ein von der Pest Befallener durch Injection schnell geheilt worden war, ging Dr. Yersin nach Amoy, wo ein größerer Krankheitsherd besteht. Nach einem Telegramme, das er von dort an Prof. Beaunardel gesandt hat, sind 27 Pestkranke mit dem Serum behandelt und 25 (?) gerettet worden, während die Pest im allgemeinen 95 Proc. Mortalität zeigt. Prof. Brouardel hofft in der nächsten Sitzung der Akademie weitere Einzelheiten über das neue Heilserum und dessen Wirkung mittheilen zu können.

* Ueber die Herstellungsart der viel besprochenen ägyptischen Mumien-Portraits, die namentlich durch die Graf'schen Aus-

Digitized by Google

stellungen bekannt geworden sind, hat Rudolf Virchow in einer in dem soeben erschienenen Heft III, 1896, der „Zeitschrift für Ethnologie" mitgetheilten Rede vom 21. März 1896 neues Licht gebreitet. Bisher war angenommen worden, jene Portraits seien nach dem Leben gemalt und später den Leichen mitgegeben worden, während Virchow auf Grund exacter Untersuchungen an einem ihm seiner Zeit von Professor v. Knufmann übergebenen Frauenkopf, den letzterer von einer seinerseits in Howara im Fajum ausgegrabenen Mumie abgelöst hatte, in Uebereinstimmung mit den Vermuthungen des Finders festgestellt hat, daß das über jenem Kopf gefundene Portrait nach einem bei Lebzeiten der Verstorbenen gefundenen Bildniß copirt sein muß. Es handelt sich dabei um das vielleicht schönste aller solchen bisher gefundenen Portraits, das noch dem zu Häupten der Mumie gefundenen Grabstein einer Frau Aline, der Tochter eines Herodes genannten Mannes, angehört hat. Das Portrait hatte der glückliche Finder seinerzeit gleichzeitig mit den Portraits und Mumien des Mannes und der Kinder der Frau Aline dem Berliner Museum überwiesen.

* Prof. F. H. Cushing ist kürzlich von einer archäologischen Erforschung von Pine Island und Umgegend zurückgekehrt. Er hat die Spuren eines alten Volkes im südöstlichen Florida gefunden, das eine Menge Mounds und andere Bauwerke aus Muschelschalen hinterlassen hat, die den Schlüssel zu vielem, was bisher in der amerikanischen Archäologie unerklärlich war, zu liefern scheinen. Cushing gibt an, daß das alte Volk sich in vieler Hinsicht von jedem anderen aus Nordamerika bisher bekannten unterscheidet, daß es aber in Bezug auf die Lebensweise etwa den Schweizer Pfahlbauern ähnelt, während ihre Culturstufe der der Mounddbuilders, der Grabhügel bauenden vorgeschichtlichen Indianer, gleich war. Zahlreiche Inseln an der Küste Florida's sind Cushing mit Muschellagern bedeckt, die bei einigen mehrere hundert Morgen groß waren und 15 bis 18 Meter über die Wasserfläche emporstiegen. Ein niedriger Mound von 18 Meter Durchmesser in der Nähe von Tarpon Springs wurde von Cushing vollständig erforscht. Er enthielt über 600 Skelette und eine Menge Thonwaaren, Stein- und andere Kunstwerke. In Mawa, in der Nähe des südlichen Endes der Halbinsel Florida, wurden bemalte Tafeln, viele aus Holz geschnitzte Vasen und Muschel- und Knochengeräthe gefunden. Durchschnitte der Muschelinseln unterhalb des Meeresspiegels ergaben, daß dieselben völlig künstlich und das Ergebniß langsamer und lang andauernder Aufhäufung seien. Die meisten der Inseln sind jetzt mit dichter tropischer Vegetation bedeckt.

* Neue Sterne im Siebengestirn. Der bekannte Astronom W. Stratonow in Taschkent hat, wie er den „Astronomischen Nachrichten" mittheilt, im vergangenen Winter und Frühjahr drei Photographien der Plejaden mit langer Expositionszeit aufgenommen. Die erste Photographie wurde 9 Stunden und 54 Minuten in drei verschiedenen Nächten exponirt, die zweite 25 Stunden in neun Nächten, die dritte 17 Stunden und 30 Minuten in ebenfalls neun Nächten. Die Photographien wurden mit dem großen Repsold-Henry'schen Refractor von 33 cm Oeffnung hergestellt, der seit dem Jahre 1894 der Sternwarte in Taschkent gehört. Am interessantesten war das zweite der erwähnten Bilder. Auf vier Quadratgraden wurden auf diesem 6614 Sterne gezählt und an den bereits bekannten Sternen viele neue Einzelheiten beobachtet. Daneben wurden aber auch noch einige neue Nebelsterne entdeckt, von denen einer die Form eines geradlinigen Fadens von 20 bis 30 Secunden Breite hatte, fast parallel dem ähnlichen von Henry entdeckten Nebelstern. Ein anderer neuer Nebelstern hatte die Form mehrerer einander kreuzender Fäden.

* Freiburg i. B., 27. Aug. Der außerordentliche Professor H. Rickert hat einen Ruf als Ordinarius der Philosophie nach Rostock erhalten. Wie schon früher mitgetheilt wurde, befindet sich derselbe auch auf der Vorschlagsliste für den hier durch den Weggang A. Riehls erledigten Lehrstuhl.

* Auf der Sternwarte zu Göttingen sind seit dem Frühjahr 1890 bereits durch Director Professor Schur und den Observator Dr. Ambronn Messungen des Sonnendurchmessers angestellt worden. Es liegt im Plane, die Messungen zunächst über einen 11jährigen Zeitraum auszudehnen, um die von dem verstorbenen Astronomen Seechi in Rom aufgestellte Behauptung zu prüfen, daß der Sonnendurchmesser von der in diesem Zeitraum schwankenden Häufigkeit der Sonnenflecken abhängig sei. Von beiden Beobachtern sollen je an einem Tage in der Woche solche Messungen vorgenommen werden, soweit die Witterung es zuläßt.

* Wien, 27. Aug. Der ordentliche Professor der gerichtlichen Medicin an der Universität in Krakau, Dr. Leo Halban, ist auf sein Ansuchen in den bleibenden Ruhestand übernommen worden, bei welchem Anlaß ihm vom Kaiser der Adelsstand verliehen wurde. Der ordentliche Professor an der Thierarznei- und Hufbeschlagschule in Lemberg, Dr. Johann Prus, ist zum ordentlichen Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie an der Universität in Lemberg ernannt worden.

* Christiania, 26. Aug. Wie die „Voss. Ztg." meldet, hat sich Borchgrevink dahin entschieden, erst nächstes Jahr die Südpol-Reise auszuführen, da er mit den Vorbereitungen nicht fertig geworden ist.

* An der Universität Kasan wird am 13. September ein Festact zu Ehren des berühmten russischen Mathematikers Nikolaus Iwanowitsch Lobatschewsky (1793—1856) abgehalten werden, worauf die Enthüllung einer Büste desselben im Saale der Universität und eines Denkmals desselben vor der Universität stattfindet. Eine internationale Lobatschewsky-Stiftung besteht daselbst schon seit 1894. An der Begründung des Fonds derselben haben sich auch außerrussische Corporationen mit Beiträgen betheiligt, so in Deutschland die Akademie der Wissenschaften in Berlin, die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und andere. Prämiirt wird alle drei Jahre das beste während der voraufgegangenen sechs Jahre erschienene Werk über Geometrie, besonders die nichteuklidische, in der Lobatschewsky bahnbrechend wirkte, gleichviel ob dasselbe in russischer oder einer der westeuropäischen Hauptsprachen, darunter auch die deutsche, erschienen ist. Die jedesmalige Prämie beträgt 500 Rubel; ihre erste Vertheilung wird am 22. October (3. November) 1897 erfolgen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 26. bis 28. August folgende Schriften eingegangen:

Dr. Alfred Halban: Zur Geschichte des deutschen Rechtes in Podolien, Wolhynien und der Ukraine. Berlin, R. L. Prager 1896. — Dr. Eduard Löwenthal: Der wahre Weg zum bleibenden Frieden nebst Entwurf zur Reform und Codification des Völkerrechts. (4. Publication des „Deutschen Vereins für internationale Friedenspropaganda von 1874".) Berlin, Hannemann 1896. — Dr. Reuling: Die Provisionsansprüche der Grundstücksvermittler. Civilistische Studie. (Sonderabdr. aus „Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts" XL.) Berlin, Franz Vahlen 1896. — Bericht über die Industrie, den Handel und die Verkehrsverhältnisse in Nieder-Oesterreich während des Jahres 1895. Dem k. k. Handelsministerium erstattet von der Handels- und Gewerbekammer in Wien. Wien, Verlag der niederösterreichischen Handels- u. Gewerbekammer 1896. — Dr. A. Haldan-Blumenstok: Die canonistischen Handschriften der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in St. Petersburg. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — A. Wiskow: Bautechnische Aufgaben in unsern Colonien. Festrede. Mit 4 Abbildungen. Berlin, Ernst u. Sohn 1896. — Hans Lutsch: Techniker und Philologen. Beitrag zur Geschichte der Bezeichnung der Kunstdenkmäler. Ebd. 1896. — Programm der grossherzogl. Hessischen Technischen Hochschule zu Darmstadt für das Studienjahr 1896—1897. Mit 2 Tafeln. Darmstadt, Fr. Herbert 1896. — Dr. Franz Carl Müller: Volksheilstätten für Nervenkranke. (Sonderabdr. aus dem Bayer. Industrie 1897.) München, Carl Gerber. — Vom Fels zum Meer. 15. Jahrg. 25. Heft. Stuttgart ꝛc., Union. — Der deutsche Radfahrer. Amtliche Zeitschrift der Allgem. Radfahrer-Union. Festschrift zum 11. Congreß in Aachen August 1896. Stuttgart, Gloser u. Sulz. — Münchener Kalender für 1897. München, G. Schub u. Comp. — Von Friedrichsort bis Friedrichsruh. Zeitroman in 2 Bänden vom Verfasser des Romans: „Uno Bebel sprach." Leipzig, Felix Simon. — Hieronymus Laem: Nachtwinter. Neue Gedichte. Dresden und Leipzig, Heinrich Minder 1897. — Fr. A. Geibler: Märchen. Mit Illustrationen von W. Caspari. Leipzig, C. Wild 1896. — Dr. F. Woltmann: Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft. Reisebriefe. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin, F. Telge 1896. — Fr. v. Hellwald: Die Erde und ihre Völker. Geographisches Hausbuch. 4. Aufl. Bearbeitet von Dr. W. Ule. 4. u. 5. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union. — Meine Reise durch die Schweiz. Sammlung von 720 photographischen Ansichten der Schweiz. Hggb. vom Comptoir de Photocypie, Neuenburg. Lfg. 1: Der Genfersee. Leipzig, K. F. Köhler.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 29. August. Nummer 200.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Fehr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Aus den Beziehungen Wallensteins zu Kurfürst Maximilian von Bayern. Von S. Gerge. — Glück, sein Leben und Schaffen. VII. Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus den Beziehungen Wallensteins zu Kurfürst Maximilian von Bayern.

Als Wallenstein zum zweitenmale das Generalat übernahm, änderte sich auch das Verhältniß zwischen ihm und dem Kurfürsten Maximilian von Bayern. Letzterer streckte sogar jenem vor Nürnberg, als er Gustav Adolf gegenüberlag, die Summe von 300,000 Gulden vor. Die Rückerstattung dieses Betrages bildet den Ausgangspunkt einer Reihe von Verhandlungen und Transactionen zwischen dem kurbayerischen und kaiserlichen Hofe. Schon vierzehn Tage nach der Katastrophe von Eger erfolgt für den kurbayerischen Abgeordneten am Wiener Hofe, Bartholomäus Richel, dessen Bedeutung für die friedländische Krisis Ranke in seiner „Geschichte Wallensteins“ würdigt, ein Bescheid unterm Siguat, daß man wegen der von ihm statt des Kurfürsten von Bayern prätendirten 300,000 Gulden, welche dieser dem gewesenen Feldhauptmann von Friedland dargeliehen habe, vorher Erkundigung einziehen müsse, worauf dann der Kaiser nach Befund der Sachen resolviren werde (Wiener Hofkammerarchiv, Böhmen, Register, 1634, fol. 88, 11. März). Nicht ganz zwei Monate später finden wir eines Promissionsdecrets für die in Wien anwesenden kurbayerischen Gesandten Graf Andree Paul von Wolkenstein und Hans Christoph Freiherr von der Rueppe gedacht, wonach dem Kurfürsten von Bayern die dem entleibten Feldhauptmann von Friedland vor Nürnberg dargeliehenen 300,000 Gulden aus den confiscirten friedländischen Gütern in Böhmen wiedererstattet und gutgemacht werden sollen (Wiener Hofkammerarchiv, Böhmen, Concept, 6. Mai 1634). Doch mußte zunächst die weitere Förderung dieser Angelegenheit eine Verzögerung erfahren, da auch in diesem Falle, wie bei den böhmischen Confiscationen nach Wallenstein und seinen Adhärenten überhaupt, das Einlangen der Schätzungen und Taxen des heimgefallenen beweglichen und unbeweglichen Guts abzuwarten war. In diesem Sinne war auch nach einem Schreiben Richels an den Kaiser (Wiener Hofkammerarchiv, Böhmen, ad 20. Juli 1637) der Kurfürst von Bayern auf sein wiederholtes Ansuchen vertröstet worden. In dem oben erwähnten Memorial bittet zugleich Richel im Namen des Kurfürsten den Kaiser, jetzt, da man die sichere Kunde habe, daß die Taxen der confiscirten Güter bereits eingelangt seien, zu verfügen, es möge aus dem friedländischen Vermögen und seinen Gütern so viel, als die 300,000 Gulden betragen, namentlich bezeichnet und mit den betreffenden Anschlägen Richel zu dem Zwecke übersendet werden, damit er sich vom Kurfürsten Bescheids erholen könne, ob diesem das ausgeschiedene Gut für jene Summe annehmbar sei oder nicht.

Andrerseits war es dem kaiserlichen Hofe Ernst mit der Befriedigung der bezüglichen Ansprüche Kurbayerns. In den letzterwähnten Acten findet sich auch das Concept eines Vortrages an den Kaiser in der Audienz ddo. Wien 19. März 1635. In dieser Sitzung des geheimen Rathes waren außer dem Kaiser Ferdinand II. anwesend: der Thronfolger und spätere Kaiser Ferdinand III., dessen jüngerer Bruder und spätere Generalissimus Erzherzog Leopold Wilhelm, der erste Fürstbischof von Wien und frühere Hofkammerpräsident (1623—1630) Anton Wolfradt, der damalige Hofkammerpräsident (1634—1637) Abt Ignatius von Lilienfeld in Niederösterreich, der Geschichtschreiber Graf Franz Christoph Khevenhiller, dessen „Annales Ferdinandei“ auch Ranke in den Analekten zu seiner „Geschichte Wallensteins“ würdigt, endlich die Grafen Meggau, Mößburg, Slawata und Werdenberg. Zur Befriedigung der kurbayerischen Forderung waren mehrere Mittel vorgeschlagen worden. Zunächst dachte man an ein confiscirtes friedländisches Gut in Böhmen. Doch schien dies schon aus dem Grunde nicht rathsam, weil man fürchtete, daß, falls der Kurfürst es wieder verkaufen würde, wegen der Schätzung des Gutes, die nach dessen früherem guten und nicht nach dem jetzigen ruinösen Stand vorgenommen wurde, Schwierigkeiten entstehen könnten. Man schlug deßhalb andere drei Mittel vor: erstens die von Friedrich von Hallach verwirkte Herrschaft Weikersheim in Württemberg unweit Mergentheims, des damaligen Sitzes des deutschen Ritterordens, welche bei den damals stattfindenden Verhandlungen, die dann zum Prager Frieden vom 30. Mai 1635 führten, expreß von der Amnestie zu eximiren wäre. Zweitens sollten nach Zustandekommen des Friedens von den Reichsstädten Ulm und Nürnberg je 100,000 Reichsthaler für den Kaiser verlangt werden, welcher damit die kurbayerische Forderung befriedigen würde. Drittens wurde das, wie es im Act heißt, im Herzogthum Württemberg gelegene, aber nicht zu demselben gehörige Particulargut Heidenheim, das überdies schon einmal zu Bayern gehört habe, vorgeschlagen. Hier sei darauf hingewiesen, daß die von den Grafen von Helfenstein 1448 an Württemberg verkaufte Herrschaft Heidenheim bald darauf — 16. October 1450 — von Herzog Ludwig IX. dem Reichen aus der Linie Bayern-Landshut um 60,000 Gulden von seinem Schwager, dem Grafen Ulrich von Württemberg, erkauft wurde (Riezler, III, 452) und infolge des Landshuter Erbfolgestreites 1503 ff. wieder an Württemberg zurücklam (Mauner, I, 555). Der Kaiser stimmte — um zum Thema wieder zurückzukehren — in der Resolution den Vorschlägen des geheimen Rathes bei, doch sollte man auch, falls die vorgeschlagenen Mittel unüberwindlichen Schwierigkeiten begegneten, daneben auch darauf bedacht sein, die böhmischen Confiscationen bis zur richtigen Contentirung Bayerns, dessen Schuldforderung eine gerechte sei, nicht ganz zu vergeben.

Doch blieb von da an die Abtretung der Herrschaft Heidenheim im Mittelpunkt der Unterhandlungen. Von der Verquickung der Befriedigung Bayerns mit dem böhmischen Confiscationswesen sah man ab, wie dies zunächst ein Act bezeugt (Wiener Hofkammerarchiv, böhmische Herrschafts-

Digitized by Google

acten, Verzeichniß der wirklich remunerirten Generalsperſonen und Kriegsoberſte ꝛc. bis 10. April 1636). In dem genannten Verzeichniß iſt auch Kurbayern mit Heidenheim für ſeine 300,000 Gulden angeſetzt, doch heißt es in dem beigefügten Zuſatz: dictum in audientia, die kurbayeriſche gehöre nicht dahin. Noch entſcheidender iſt das Schreiben des kurbayeriſchen Hofraths Johann Stücklin im Namen des Kurfürſten an den Kaiſer (Wiener Hofkammerarchiv, Reichsacten). Stücklin beruft ſich vorerſt darauf, daß der Kaiſer ſchon 1635 entſchloſſen geweſen ſei, dem Kurfürſten für jene Schuld Heidenheim zu übergeben, und daß im Jahre 1636 dafür von kaiſerlichen Beamten die Taxe der Herrſchaft auf rund 1,800,000 Gulden — genauer nach der „Specification“ 1,847,270 Gulden — geſtellt worden ſei, welche Taxe aber, wie an zwei nächſtliegenden Beiſpielen gezeigt wird, zu hoch ſei. Es wird weiter auf die bayeriſche „Contrataxe“ aufmerkſam gemacht. Nach dieſer beläuft ſich der Werth der Herrſchaft in ihrem dermaligen ruinöſen Zuſtande auf rund 300,000 Gulden — genauer 302,609 Gulden. Stücklin bittet, daß nun von beiden Seiten Commiſſare entſendet werden mögen, welche ſich bezüglich der Taxirung Heidenheims eines billigen und landläufigen Werths vergleichen ſollen. Wenn letzterer in Wirklichkeit die 300,000 Gulden überſteige, ſo werde der Kurfürſt, wie er ſchon früher erklärt habe, den Ueberſchuß an anderen Geld- und Getreideausſtänden, die er beim Kaiſer habe, in Abrechnung bringen und defalciren laſſen. Zu welcher Taxe ſich damals die kaiſerlichen und kurbayeriſchen Commiſſare einigten, erfahren wir nicht, es wird nur in den letzterwähnten „Reichsacten“, in den Erinnerungen und Bedenken der Relation der Commiſſare ddo. Stuttgart 2. December 1636 und Regensburg 14. December 1636, die Taxen betreffend, erwähnt, daß Heidenheim, wozu auch die nächſtgelegene Burg Hellenſtein gehörte — über dieſe, welche nicht mit Helfenſtein bei Geislingen zu verwechſeln iſt, findet ſich auch in den genannten Acten ein „Urbar“ vor —, circa 1503, als es von Bayern an Württemberg kam, nicht höher als auf 60,000 Gulden taxirt wurde, alſo auf denſelben Betrag, um den es, wie oben erwähnt wurde, Bayern von Württemberg erkaufte.

Factiſch kam die Einräumung Heidenheims ſeitens des Kaiſers an den bayeriſchen Kurfürſten zuſtande. In dem Receß ddo. Wien 28. Juni 1638 (Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanz, Copie, ad 24. Juli 1642), überließ Kaiſer Ferdinand III. die an ihn heimgefallene, an der Brenz in Schwaben gelegene Herrſchaft Heidenheim mit allen Ein- und Zugehörungen, wie der damalige Herzog von Württemberg — der nach der Schlacht von Nördlingen 1634 flüchtige und im Prager Frieden 1635 von einer Amneſtie namentlich ausgeſchloſſene Herzog Eberhard III. — ſolche innegehabt und genoſſen und wie ſelbe an den Kaiſer gekommen, jedoch ausgenommen die geiſtlichen Güter, ſoviel daran den katholiſchen weltlichen Herzogen von rechtswegen nicht gebührt, ſondern die unkathaliſchen de facto eingezogen, dem Kurfürſten Maximilian von Bayern völlig um 500,000 rheiniſche Gulden. Dieſer Betrag ſetzt ſich aus folgenden bayeriſchen Anſprüchen zuſammen: erſtens aus dem Darlehen der 300,000 Gulden an den Friedländer, zweitens aus 100,000 Gulden Heirathsgut, welche der verſtorbene Kaiſer Ferdinand II. ſeiner Tochter Maria Anna bei ihrer Vermählung mit dem Kurfürſten Maximilian von Bayern zugeſagt hatte, drittens aus 60,000 Gulden Rückſtand für die vom Kurfürſten Maximilian von Bayern der kaiſerlichen Armee gleichfalls vor Nürnberg dargegebenen 3000 Muth Getreide und viertens aus einer Salzſchuld des Kaiſers an den Kurfürſten im Betrage von 40,000 Gulden. Der Kaiſer gewährt nun, wie der Act weiter beſagt, dem Kurfürſten für Heidenheim mit allen Appertinentien um die erwähnten 500,000 Gulden die Eviction, d. h. gibt Gewährſchaft und haftet für Schadloshaltung wider alle Anſprüche. Was ſchließlich die Herrſchaft nach des Kaiſers Dafürhalten mehr als 500,000 Gulden werth ſei, ſolle zur Begleichung anderer baarer Darlehen des Kurfürſten und von Vorſchüſſen an Getreide, Munition, Pferden und anderen Kriegsbedürfniſſen dienen. So gelangte nun Bayern wieder wenigſtens für eine Zeit in den Beſitz der Herrſchaft Heidenheim.

Beſorgt um dieſen Beſitz wurde Bayern aber infolge der auf dem Regensburger Reichstage von 1640—1641 im Falle des Zuſtandekommens eines Friedens zwiſchen dem Kaiſer und den Reichsſtänden in Ausſicht geſtellten Amneſtie (Winter-Oncken, 555). Es wandten ſich nun die in Wien anweſenden kurbayeriſchen Geſandten und Räthe im Namen des Kurfürſten an den Kaiſer mit der Bitte (Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanz, 24. Juli 1642), dieſer möge, falls infolge der Amneſtie bei aufgehobenem effectus suspensivus Heidenheim an Württemberg reſtituirt würde, da der Kaiſer vermöge der geleiſteten Gewährſchaft in ſolchem Falle verpflichtet ſei, Bayern die fünfhunderttauſend Gulden auf anderem Wege gutzumachen, entweder den Herzog von Würtlemberg dazu bewegen, auf die Herrſchaft ganz zu verzichten, auf daß ſie unwiderruflich und beſtändig bei Bayern bleibe, oder, wenn dies nicht zu erreichen ſei, dem Kurfürſten für die fünfhunderttauſend Gulden mit baarem Gelde oder anderen annehmbaren Gütern Satisfaction verſchaffen. Darauf erſtattete der geheime Rath des Kaiſers dieſem in den Audienzen vom 20. und 29. Juli 1642 Vorträge (Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanz, 24. Juli 1642). Zu erſterer waren anweſend: der Oberſthofmeiſter des Kaiſers und ſpätere Unterhändler beim weſtfäliſchen Frieden Graf Maximilian Trautmannsdorff, die Grafen Martinitz, Slawata und Werdenberg, General Tiefenbach, Hofkriegsrathspräſident Graf Schlick, General Breiner, öſterreichiſcher Hofkanzler Dr. Prüglmayer, Hofkammerpräſident Kolowrat und Hofkammerrath Croneg, alſo eine Vereinigung von Vertretern nach der politiſchen, militäriſchen und finanziellen Seite hin; in der letzteren Audienz, einem Conſeil in engerem Sinne, erſtatteten nur Trautmansdorff und Kolowrat dem Kaiſer Vortrag. Es wurde nun in dieſen Vorträgen darauf aufmerkſam gemacht, daß, wenn man auch geneigt ſei, Bayern ſeinerzeit genügende Satisfaction zu leiſten, die Bitte denn doch zu frühe komme, da einerſeits der erwähnte effectus suspensivus, welcher den Frieden zwiſchen dem Kaiſer und allen Ständen des Reiches vorausſetze, noch beſtehe, andererſeits Kurbayern durch den Receß und auf dreißig Jahre laufenden Edictionscontract vom 28. Juni 1638 genugſam verſichert ſei, bei dem es auch der Kaiſer, wie die Reſolution beſonders hinzufügt, verbleiben laſſe.

Mit dem Fortſchreiten der Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück mußte doch der Frage der Schadloshaltung Bayerns, falls Heidenheim an Württemberg reſtituirt würde, näher getreten werden. Man dachte zunächſt daran, den Kaufſchilling von 500,000 Gulden gleich anderen ſpäter von Bayern gelegentlich der Cooperation mit der kaiſerlichen Armee dargegebenen Vorſchüſſen an Geld, Proviant u. a. auf den Markt und das Mautamt Tarvis in Kärnten zu transferiren, doch hinſichtlich jenes Kaufſchillings nur eventuell und ſo, daß Bayern im Falle eines anderen ſich darbietenden Mittels, wobei beſonders Contributionen im Reiche ins Auge gefaßt wurden, von Tarvis weichen müßte (Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanz, 18. September und 31. October 1645). Als aber ſpäter, nur einige Monate vor dem Abſchluſſe des weſtfäliſchen Friedens, da man das Ende des Krieges noch nicht gekommen glaubte, die Maut Tarvis neue Belaſtungen erfuhr und infolgedeſſen ganz erſchöpft war,

Digitized by Google

überdies die aus der allerletzten Mitwirkung Bayerns, an das auch die Aemter Engelhartszell und Vöklabruck in Oberösterreich verpfändet waren, erwachsenen Kriegskosten auf die Maut Stein in Niederösterreich überwiesen wurden, mußte die Absicht der Befriedigung Bayerns aus dem Tarviser Obermautamt zurücktreten, wenn auch noch immer an diese Eventualität gedacht wurde (Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanz, 26. Juni, 31. Juli und 7. August 1648 mit zwei Originalschreiben des Kurfürsten ddo. Braunau 2. Juni 1648 und Salzburg 10. August 1648). Mit dem Abschluß des Friedens zu Münster und Osnabrück am 24. October 1648, der in den Artikeln II und III für alle deutschen Fürsten und Stände, namentlich auch für Württemberg, ausgenommen die mit Rücksicht auf Bayern nicht gänzlich restituirte Pfalz (Winter-Onken, 601), vollständige Amnestie und Restitution verkündigte, verschwindet die Heidenheimer Angelegenheit von unsrer Bildfläche.

Wir begegnen wohl noch in den Wiener Hofkammeracten aus jener Periode mannichfachen Verhandlungen finanzieller Natur mit Bayern, namentlich bezüglich der letzten militärischen Cooperation (Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanz, u. a. besonders 31. Mai und 20. Sept. 1649), aber unsres Wissens keinen mehr wegen Heidenheims und der daraus hervorgegangenen bayerischen Ansprüche.

S. Gorge.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

VII.

In der Bearbeitung der Iphigenie in Aulis zum Opernbuch ist du Rollet zunächst dem Euripides gefolgt; doch mochte ihn die Befürchtung, daß dessen Gestalten in ihrer antiken Reinheit sich dem modernen Verständniß ebenso wie der musikalischen Behandlung entziehen würden, veranlaßt haben, auch in Racine's Tragödie Rath zu erholen. Diese weicht vom euripideischen Drama in zwei wesentlichen Punkten ab. Während in letzterem Achilles von einer Liebe zu Iphigenie gar nichts weiß, ja sie nicht einmal kennt (ehe sie nämlich, von Agamemnon mit der falschen Botschaft angelockt, daß Achilles sie freie, ins Lager kommt), führt ihn Racine als ihren wirklichen Bräutigam ein, welcher heiß liebend zur Vermählung drängt. Hiemit ist der Antike schon der Abschied gegeben, aber du Rollet hat sich diese Umwandlung des starren Helden zum gewöhnlichen Liebhaber, wobei nach seiner Empfindung so viel für die Musik herausspringen konnte, nicht entgehen lassen. Hätte er Glucks höhere Fähigkeiten ganz erfaßt, er würde vielleicht die viel edlere Gestaltung des Achilles, wie sie Euripides ihm gab, vorgezogen und dem Meister eine weit würdigere Aufgabe unterbreitet haben — deren Lösung gewiß nicht außerhalb der Machtsphäre desjenigen lag, der doch sonst da auflug, wo andere aufhörten. Nachdem Iphigenie (bei Euripides) vor den Augen des Achilles sich vom schüchternen Mädchen zur Heldin entwickelt, nachdem sie hoheitsvoll gesprochen:

. . . Nein! Griechenlande geb' ich meinen Leib dahin!
Opfert mich! zerstöret Troja! denn ein Denkmal ist mir das
Lange Zeit! Das ist Vermählung mir und Kinder! Das mein Ruhm!

ruft er, ihren großen Gedanken aufnehmend:

Agamemnons Tochter! Selig, wie nur je ein Mann,
Wär' ich geworden, hätt' ich deine Hand erlangt!
Hellas um dich, und dich um Hellas preis' ich heut;
Denn edel sprachst und würdig du des Vaterlands,
Da du, den Eifer mit unbezwungner Göttermacht
Aufgebend, den nothwendig besseren Weg erlosst."

Welche Scene beiderseitiger Entsagung hätte das, angesichts des Holzstoßes und im Augenblicke, da eben Achilles' Liebe auf tief ethischem Grunde zu keimen angefangen, für die Oper, für Gluck gegeben! Und hätte nicht der Verzicht auf das höchste Glück, zu welchem zwei ebenbürtige Heldennaturen aus Vaterlandsliebe sich verstehen, die Intervention der Artemis weit glaubwürdiger begründet, als dies jetzt geschieht, indem sich die Götter durch „Achills unsterblichen Muth", das heißt durch eine brutale Gewaltthätigkeit, welche der Heirath willen die Fahrt nach Troja, ganz Hellas und den hellenischen Gedanken in den Wind schlägt, „versöhnen" lassen? Nach unsren geläuterten Begriffen ist dieser Achilles zur Achillesferse des Gluck'schen Werkes geworden — aber es mußte wohl so sein! Wer weiß, ob andernfalls die Oper in Paris zur Aufführung gelangt wäre und ob sie in diesem Fall (mit der edleren Zeichnung des Achill) gefallen hätte! Von der zweiten, noch eingreifenderen Abweichung des Racine, der Einführung einer neuen Figur, Eriphile, wodurch das Drama zu einer Doppelhandlung mit Gegenintrigue wird, macht du Rollet nur in einer Andeutung Gebrauch, indem er den schwankend gewordenen Agamemnon eine Botschaft an Iphigenie senden läßt, wonach Achilles ihr untreu geworden sei und „eine andere" liebe. Auf diese Botschaft hat du Rollet die Eifersuchtsscene sammt der durch Achills Erklärung herbeigeführten Versöhnung und Anrufung des Hymen gegründet, welche den ersten Act so unantik und unheroisch schließt.

Liegt in diesem Abschluß, nach den mächtig ergreifenden Scenen des Agamemnon und des Priesters Kalchas, schon eine merkliche Abschwächung der dramatischen und — bei Gluck folgerichtig — musikalischen Wirkung, so fühlt man sich vollends mit kaltem Wasser begossen, wenn gegen Ende des dritten Actes nach großem Bangemachen im Augenblicke, wo die Thessalier und Achäer sich die Köpfe zerschlagen müßten, der Priester plötzlich ausruft: „Arrêtez! arrêtez! Achille, et vous Grecs, écoutez, le ciel s'explique, il m'inspire, il m'éclaire!" und dann in seiner Inspiration des weiteren explicirt, daß der Eifer und Muth der Kämpfenden die Götter versöhnt habe, daß bei der Tugend der Tochter und den Thränen der Mutter ihr Zorn mitleidiger Huld gewichen sei, und daß der unsterbliche Muth des Sohnes der Thetis „die Wuth der ewig Gerechten" gezwungen habe „de révoquer leurs ordres rigoureux". Schon verzehrt sich der Holzstoß, der Altar ist zerstört, der Wind braust in der Luft, und Iphigenie — „kriegt" den Achilles. Sie raubt sich dadurch zwar in unsrer Phantasie die Möglichkeit, als Priesterin in Tauris noch Gegenstand verschiedener Dramen und Opern zu werden, aber das genirte das Pariser Publicum, selbst die Pariser Schöngeister, Dichter und Gelehrten nicht; und dazu wird viel, viel gesungen und noch zehnmal so viel — getanzt!

Aber da war einer, der nicht nur die große Unzukömmlichkeit erkannte, sondern mit ebenso viel Muth und Thatkraft als künstlerischer Einsicht das herrliche Werk davon befreite und es dadurch erst dem vollen, ungestörten Genusse aller Gebildeten der Gegenwart und Zukunft erschloß: Richard Wagner. In der Bearbeitung, welcher er das Werk unterzog, ist vor allem der Sage und Dichtung der Alten ihr Recht wiedergegeben, indem Iphigenie von Artemis, welche selbst erscheint, durch die Luft entführt wird. „Nicht dürfte ich," sagt diese, „nach Iphigenia's Blut, es ist ihr hoher Geist, den ich erkor! Mein Opfer führ' ich in ein fernes Land, als Priesterin dort meine Huld zu lehren. Dir, Atreus' Sohn, erzieh' ich so die Reine, daß einst sie sühne, was dein Stamm verbrach. Nun seid versöhnt, versöhnet bin auch ich: Die Winde weh'n, und ruhmvoll sei eure Fahrt!" Nach diesen

Worten, höchst einfach und Glucks recitativischem Stil möglichst getreu accommodirt, drängt Wagner unter kürzender Beibehaltung der Gluck'schen Musik eilig dem Schlusse zu: Iphigenie entführt mit der Göttin, Agamemnon und Achilles reichen sich über dem Altar die Hände, Kalchas ruft: „Ihr Helden auf, zu Schiffe!" und alles vereinigt sich in dem Jubelruf „Nach Troja!" Auf diese höchst einfache Weise ist das Drama würdig seiner selbst und seiner erhabenen Musik geschlossen. Der ganze Ballast von nachhinkenden Lobgesängen und nicht enden wollenden Balletten, worin Gluck selbst ein Haar gefunden, ist gefallen. Daß sich der streichende Stift aber auch auf manche Länge des ersten und zweiten Actes, und hier wieder besonders auf die Balletmusik erstreckte, ist der Gesammtwirkung des Werkes, welches durch diese Ausschmückungen ungebührlich in die Länge gezogen war, nur zugutegekommen. Und nicht nur durch Streichen unnöthiger und aufhaltender Sätze, sondern auch durch Verbindung einzelner Scenen bezw. Musikstücke — in solchen Fällen nämlich, wo ein musikalischer Abschluß dem Drängen der Handlung offenbar widerstrebte, hat Wagner mit dem Blick des kundigen Regisseurs und des musikalischen Poeten dem Werke jene gedrungenere Gestaltung gegeben, welche ohne Zweifel in der Absicht Glucks als letzter Consequenz seiner Reform, aber nicht in der Richtung seiner Zeit gelegen war. Die hiezu nöthigen ganz kurzen Orchester-Schaltsätzchen sind jedesmal unmittelbar, einfach und logisch aus den Gluck'schen Themen entwickelt, so daß selbst der Fachmusiker, wenn er nicht darauf aufmerksam gemacht wird, die fremde Hand nicht zu erkennen vermag. Das Nähere sehen wir, indem wir die unsterblichen Schönheiten des Werkes, wovon die Bearbeitung wahrlich nichts veräußerte, unserm Gedächtnisse zurückrufen.

Was wir an Gluck als schaffendem Musiker am meisten zu bewundern haben, ist die Kunst, mit den kleinsten Mitteln die größte Seelenwirkung zu erreichen. Was andere — gute Meister oft mit Aufgebot ihres Wissens nicht zuwege bringen, bei ihm ist es, scheinbar mühelos, mit einem Federstrich, ja — die Beispiele sind nicht selten — buchstäblich mit einer Note gethan. Darum ist er der große Poet unter den Musikern. Er ist es freilich nicht ohne die befruchtende Einwirkung des Gedichtes auf seine musikalische Seele; wo aber diese von jenem berührt ist, reicht sie ihm das Höchste, das Unsterbliche, er hält es fest, und die Idee ist geboren. Und die Unmittelbarkeit des geheimnißvollen Vorgangs pflanzt sich fort auf uns, die Empfänger: wir sind ergriffen. Selbstverständlich sind es die höheren Regionen des Seelenlebens, die Reibungen des Selbstbestimmungsdranges edler Naturen mit dem Zwange der Pflicht oder ewiger Schicksalsgesetze, welchen der geniale Funke mit flammender Gewalt entfährt, und wo diese großen unlösbaren Conflicte den Stoff geben, wird auch Gluck zum Titanen.

An Scenen, in welchen diese unnahbare Kraft zu überwältigendem Ausdruck kommt und die wir in des Wortes vollem Sinne dramatisch nennen müssen, hat die Iphigenie in Aulis der Opernliteratur eine stattliche Reihe geliefert. Sie sind längst Gegenstand der ästhetischen Analyse und Bewunderung geworden. Hector Berlioz hat in seiner Schrift „Traité d'instrumentation" zunächst die instrumentale Seite zum Zwecke eines höchst ersprießlichen Anschauungsunterrichts ausgebeutet, wobei er selbstverständlich die poetische Deutung in den Vordergrund zu stellen nicht ermangelte.

Betrachten wir die Ouverture. Diesmal ist sie in der That eine „Vorbereitung" zum Drama, dessen pathetischen Grundcharakter sie weihevoll anschlägt und durchführt. Um den Zuhörer gleich in medias res einzuführen, beginnt der Meister das ernste Tonstück mit dem Thema des Gebetes „O Artemis, Erzürnte", welches Agamemnon bei Aufgehen des Vorhangs an die Göttin richtet. An das elegische Sätzchen in C-moll mit Halbschluß schließt sich ein pompöses Unisono des Streichorchesters in C-dur, große Vorgänge verkündend, an und wird von ähnlichen lärmenden Figuren der Geigen, wie in der Orpheus-Ouverture, gefolgt, nur mit dem Unterschied, daß durch die merkwürdigen Schläge des Bleches und der Pauke, die den Rhythmus scheinbar verschieben, der Satz interessanter gemacht wird. Dann wechselt, in einer von unsrer späteren Ouverturenform abweichenden, aber doch logisch gegliederten Form mit wirksamer Gegensätzlichkeit, ein weicher, klagender Satz, in welchem die Oboe mit der Primvioline ein nicht mißzuverstehendes Zwiegespräch über Iphigenie, die hehre Dulderin, führt, mit dem stolzen Hauptmotiv, bis dieses zuletzt unmittelbar auf Agamemnons Gebetscene überleitet. Gluck verzichtete auf den Beifall, den dieses originelle, von echt tragischem Geist erfüllte Tonstück für sich beanspruchen dürfte, zu Gunsten der einheitlichen Bühnenwirkung. Um dasselbe für den Concertvortrag geeignet zu machen, ist ihm zweimal ein Schluß angehängt worden; der eine prangte mit Mozarts Firma, der andere ist von Richard Wagner. Was den ersten betrifft, so hat uns die wörtliche Notiz in Bernhard Marx's „Gluck und die Oper": „Sie (die Overture) ist sogar in den Concerten eingebürgert und dazu vom Berliner Hofrath J. P. Schmidt (man nennt oft statt seiner Mozart) und von Richard Wagner mit einem Abschluß versehen worden" — von einem Alp befreit, der uns lange drückte. Als hofräthliche Arbeit verdient dieser Schluß Bewunderung, denn er ist eine frappante Nachahmung — freilich nicht Glucks, sondern Mozarts. Von diesem aber wäre was Besseres zu erwarten gewesen, als daß er, die Gesammtstimmung der Iphigenie mit der des Figaro verwechselnd, der Ouverture ein lustiges Opernfinale angehängt hätte. Wagner aber hält den ganzen Tiefsinn des Gluck'schen Dramas bis zur letzten Note fest. Sein Schluß kehrt durch die Gebetscene „O Artemis" zum grandiosen Hauptthema zurück, welches, nach stilgetreuem Anschlagen der Unterdominante, im Piano langsam, wie eine liebend festgehaltene Rückerinnerung an das große Ereigniß, in der Tonica verklingt. Die Scene des Agamemnon, mit welcher die Oper beginnt, entfernt sich in ihrer Anlage nicht weit vom System Lully's, einer Mischung von Recitativ und ariosem Gesang — mit geringer Verbreiterung des letzteren. Diesem gehört die Anrufung der Göttin und der Vaterschmerz, welcher sich ebenfalls in einem Gebet (zum Sonnengott: „O du, des Lichtes ewige Quelle!" wie Wagner übersetzt) ausspricht; das Recitativ besorgt die Exposition. Beide Ausdrucksformen gehen leicht und zwanglos in einander über; mit größter Intensität der Empfindung paart sich Geschicklichkeit der Gestaltung. Auf dem Recitativschluß (E-moll) läßt Wagner das Streichorchester leise mit der Figur der nächsten Nummer, des Chors der Griechen (in G-dur), einsetzen und verbindet mit diesem achttactigen Unisonosätzchen, welches in dynamischer Steigerung höchst einfach, wie von selbst gekommen, überleitet, die zwei ursprünglich getrennten Scenen. Die Wirkung ist die einer größeren Wahrscheinlichkeit. Man hört die aufgeregten Schaaren, welche nach dem Opfer verlangen, anfänglich wie von weitem heranbrausen, bis sie mit dem Vollklang des Orchesters auf der Bühne erscheinen. Der Regie-Blick Wagners hat hier ein Meisterstück geliefert, dem noch viele dieser Art folgen. Die Frage nach der Berechtigung löst sich durch die Berücksichtigung der seit Gluck veränderten Anschauungen. In dieses Capitel fallen auch die vielfachen, aber immer maßvollen Wagner'schen Orchesterretouchen: mehr Holzbläser und statt zwei Hörnern vier

(wovon immer ein Paar seinen Part ohne die heutigen Ventile nicht ausführen könnte und dadurch sich als Zuthat verräth). Auch in diesem Punkt wird man die Berechtigung nicht anzweifeln können, wenn man bedenkt, daß Glucks Orchester, welches man seinerzeit zu üppig und lärmend fand, jetzt, nach Webers, Beethovens, Meyerbeers Instrumentation — man braucht noch gar nicht an diejenige Wagners selbst zu denken — verhältnißmäßig sehr mager erscheint. Verhältnißmäßig noch dazu in dem Sinne, als gerade seine größeren tragischen Vorwürfe auch eine größere äußere Wucht, verwöhnten Ohren gegenüber, recht wohl ertragen können. In allen großen Theatern, denen ein entsprechend großes Streichorchester zu Gebote steht — und nur an solchen kann überhaupt Gluck aufgeführt werden — werden diese Retouchen ohnedies kaum merklich hervortreten, nur würde der Verzicht auf sie jetzt die Wirkung eher beeinträchtigen als fördern. Der hier in Rede stehende Chor ist ein echt Gluck'sches Beispiel energischer Declamation, wie er dem stürmischen Verlangen, daß eine unerträgliche Situation sich endlich kläre, zukommt. Was die Behandlung des deutschen Textes von Seite Wagners betrifft, so hat er denselben sowohl hier, als im Verlaufe des ganzen Werks fast überall da unverändert gelassen, wo er erstens genau den Sinn des französischen Textes wiedergibt und zweitens diesem genau im Tonfall, hiemit auch den Gluck'schen Noten entspricht. Andernfalls hat er mit einer in beiden Punkten besseren Uebersetzung geholfen. So ist der Text des Chorsatzes (der sich dann repetirt): „Länger darfst du nicht widerstreben", geblieben. Da aber in der Ansprache „aller Griechen" (die Wagner in acht Feldherren umwandelt) an Kalchas: „Sag' an! und still' — — — dieser Tobenden Wuth ꝛc." ein arger Declamationsverstoß liegt, hat Wagner die Stelle sachdienlich corrigirt. Der Leser wolle hier vergleichen:

Französisch:

Parlez! parlez! $^3/_4$ Tact Pausen pour calmer leur courroux.

Ursprünglich deutscher Text:

Sag an und still' $^3/_4$ Tact Pausen dieser Tobenden Wuth.

Wagner:

Nun sprich, nun sprich! $^1/_2$ Tact Pause Stille dieser Tobenden Wuth.

Wie in diesem Beispiel verhält es sich mit den meisten Textveränderungen Wagners, sie sind nicht nur besser als der frühere deutsche Text, sondern überhaupt im ganzen sehr gut. Die Frage des Kalchas: „Warum mich so gewaltsam zwingen?" ist einer jener beneidenswerthen „Federstriche", womit Gluck seinen ganzen Mann gleich beim ersten Erscheinen wie mit Röntgenstrahlen (kann man jetzt sagen) photographirt. Er läßt ihn die Frage zuerst im klagenden A-moll hochpathetisch ausrufen, dann aber bei der Wiederherstellung der Phrase in G-dur, die Tonart der Fragesteller, zurücksinken, was jeden Empfindsamen durchblicken läßt, daß es diesem Herrn mit seiner Menschlichkeit gar nicht so sehr ernst ist. Aber mit ebenso viel Würde als Glaubwürdigkeit verbirgt er schnell sein Inneres unter dem Mantel priesterlicher Function. Ein heiliger Schauer, den ihm alle glauben, durchbebt ihm das Herz, und sein Gebet um Abwendung des blutigen Opfers, in welches, wohl nach des Componisten Wunsch, (?) auch Agamemnon einstimmt, muß alle überzeugen, daß er ein Herz für den unglücklichen Vater hat — Gluck selbst hat sich in den Trug so hineingedacht, daß er ihm Töne seines tiefsten, wahrsten Empfindens leiht. Aber auf die mit sicherer Berechnung des Effects gestellte Frage des Priesters: „Könntet ein so grausames Opfer ihr bringen?" antwortet der Chor wild und kategorisch: „Zögre nicht, es zu nennen!" Dann beten alle: „Artemis, erhab'ne Göttin, führe uns nach Ilion hin!" Die Composition dieses Chorgebetes, welche auf Aehnliches in der Alceste wo möglich noch eine Steigerung bringt, ist von wahrhaft erdrückender Großartigkeit. Nun wird der Chor mit dem Versprechen, daß noch heute das Opfer gebracht werde, entlassen. Hier hat Wagner wieder eine der Regie zu Hülfe kommende Musik von 16 Tacten eingeschaltet, welche aus demselben Motiv, wie beim Auftritt des Chores, gebildet ist. In dem nun folgenden Zwiegespräch Agamemnons mit dem Priester, wo dieser schon unverhohlen mit seiner wahren Absicht herausrückt, steht Gluck auf seiner Höhe als Dramatiker. Namentlich sind es der viel citirte energische Entschluß des Agamemnon: „Nein, ich gehorche nie solchem grausen Befehl!" und seine von den aufsteigenden Seufzern der Oboe so ergreifend begleitete Klage: „Ich hör' in der Seele ertönen das Klagerufen der Natur", welche stets die Bewunderung aller derjenigen hervorgerufen haben, denen der Sinn für echte Tragik nicht verschlossen ist. Und nun vereinigen sich Dichtung und Musik zu einer der größten Bühnenwirkungen, welche je erlebt worden sind: Noch hofft Agamemnon, seine falsche Botschaft möchte Iphigenien zurückgehalten haben. Da kommt sie schon mit der Mutter im Lager an; die Frauen werden vom Volk mit Freuden begrüßt, der Priester hört es mit Triumph; dem Agamemnon, der nun ganz vernichtet ist, schleudert er das Donnerwort zu: „Ihr Könige, so hoch, und doch Sterbliche nur, blickt her und seht hier eure Schwäche!" Sie ist seine Stärke, er hat die Maske abgenommen. — Gluck zeichnet sein Siegesbewußtsein mit ewig untilgbaren, kraftvollen und dabei vornehmen Zügen. Und nun welch ein Gegensatz! Das immer näherkommende Volk besingt jubelnd den Reiz, die Majestät der Königstochter. Dazwischen stammelt der tief erschütterte Vater, welcher die Frauen nicht zu empfangen vermag: „O Tochter! Welche Qual! — Kalchas, ach! laß den Namen geheim jetzt noch bleiben, denn zur Verzweiflung trieb' es die Mutter!" Wahrlich, hier ist der Dichter dem Componisten in einer Weise entgegengekommen, daß dieser nur nichts zu verderben brauchte. War dies von Gluck nicht schon vorauszusetzen, so ehrt ihn hier doch sein kluges Maßhalten. Die Chormelodie ist edel, aber ungemein einfach, nicht der geringste musikalische Zierrath lenkt den Hörer von der Scene ab. Die Melodie muß Gluck gefallen haben, er hätte sie sonst nicht später in seiner zweiten Iphigenie wieder verwendet. Von hier an, dem dramatischen Höhepunkt des Actes, kommen dem weiteren Verlauf ziemlich umfangreiche Striche Wagners, welche sowohl das Ballet als auch Gesangspartien treffen, zu gute. Hiedurch tritt das Bedeutende vollwerthig hervor und ist das sich breitmachende Tanzvergnügen auf ein schickliches Maß reducirt, die ungebührliche Länge vermieden. Am meisten gewinnt die Partie des Achilles durch Kürzung des Eifersuchtsstreites mit Iphigenie und gänzliche Hinweglassung seiner Arie „Tyrannin, niemals hat dein unempfindlich Herz die Liebe so wie ich im Busen hier gefühlt", welche ohnedies nur eine gesangliche Wiederholung seines vorausgegangenen Recitativs ist. Der zum Heldentenor gewordene Held rehabilitirt sich — Gluck in seiner Zeit konnte das nicht empfinden — nur durch möglichste Beschneidung seines Parts. Merkwürdig ist die wieder an Lully's Knappheit erinnernde Ariette der Klytaemnestra, ein liedartiges zweitheiliges Sätzchen, mit Weglassung der beiden Reprisen nur 12 Tacte lang. Ohne einen Gedanken an den Kothurn, auf welchem sie (die nachmalige Gattenmörderin) schon in der nächsten Scene einherschreiten muß, kleidet Gluck das Gefühl ihrer Mutterfreude in die einfachste, volksthümlichste, herzigste Weise, die Existenz der Arie, wie sie der Opera seria gehört, vollständig ignorirend. Und er hat Recht. Wenn die Tigerin

ihr Junges liebt und liebkost, warum sollte nicht Agamemnons Jugendgemahl im Augenblick des vermeintlichen höchsten Glückes ihrer Tochter — ganz Mutter sein, wie jede andere? Im nächsten Augenblick, wo sie die Tochter beleidigt wähnt, kehrt sie die gefährlichen Krallen, die sie zu späterer Missethat befähigen, schon tüchtig hervor. Hier ist sie ganz Stolz und grimmige Wuth; maßlos und alle Besinnung verlierend, hetzt sie die Tochter zu Haß und Rache auf. Die Musik muß zu den schärfsten Mitteln greifen; eine Allegro-Arie im strammen Anapäst-Rhythmus, begleitet vom rauschenden Streichoechester mit stets springenden Bässen, hat hier den Ausdruck zügelloser Leidenschaft gefunden. Und wie antwortet Iphigenie! Schmerzliche Enttäuschung und beleidigter Stolz, wie er der Heldentochter gebührt, bewegen und erschüttern auch ihr das Herz; aber die Liebe, die tiefgegründete, will sich nicht so schnell aus diesem reißen lassen. Dieser Seelenkampf hat Gluck Anlaß gegeben, in einem unvergleichlich edlen Tongebilde (Recitatio „L'ai-je bien entendu etc." und Arie „Hélas! mon coeur sensible et tendre etc." von Wagner neu übersetzt) wie mit einem Schlage den Charakter der Iphigenie, mit allem Zauber, aller Weihe, die Sage und Dichtung über diese hehrste Frauengestalt des Alterthums ausgegossen, zu enthüllen und ein für allemal festzustellen. Wie sich dieser Charakter auch nach Maßgabe der Handlung sowohl in dieser Oper wie in der späteren Iphigenie auf Tauris (an welche Gluck gewiß noch nicht dachte) in Einzelheiten noch entfalten wird, der Grundton ist hier in seiner ganzen Großartigkeit deutlich angeschlagen: ein reines, jungfräuliches, der Liebe nicht verschlossenes Gemüth, das wohl trauern, aber nicht vom Schicksal gebeugt werden kann, weil sein Denken und Handeln von Pflichttreue und ererbtem edlen Stolz — sie ist aus Tantalus' Geschlecht! — geleitet wird. — Die Arie steht in G-moll; Wagner macht einen Trugschluß auf Es-dur und hat damit die Transposition der nun folgenden Achilles-Scene um einen Ton tiefer bewerkstelligt, die für unsre deutschen Tenore absolut nöthig ist. Der erwähnte Sprung nimmt auch noch eine die Handlung aufhaltende Arie der Iphigenie mit, und wir stehen bei dem Liebesduett zwischen Achilles und Iphigenie. Es ist hübsch melodisch und gibt dem Act einen äußerlich glänzenden, gesangreichen Abschluß; auch mag damit ein guter Gluckſänger, wie z. B. der Münchener Meister Vogl, leicht einige Hervorrufe erzielen; zu den Theilen, welche das Werk unsterblich machen, kann es aus den oben erwähnten Gründen nicht gezählt werden.

Auf einem nicht höheren Niveau bewegt sich im ganzen die Musik des zweiten Actes bis zur Schreckensbotschaft des Arkas, daß Agamemnon die Tochter wohl am Altar, aber nicht zur Vermählung, sondern zum Opfertod erwarte. Gluck hat noch Herzenstöne für seine Iphigenie (Arie „Par la crainte et par l'espérance"), an der er wie Pygmalion an seiner Galatea meißelt; der Festesjubel, der ohnedies nur einer großen Täuschung entspringt, kann ihm nur Schätzbares, eigentlich nur Conventionelles entlocken. Auch hatte er Grund, seine Erfindungskraft zu sparen, im Hinblick auf das Außerordentliche, Ungeheure, womit er noch in diesem Act die Welt in Staunen setzen sollte. Nicht zum Schaden gereichen daher die Striche, welche Wagner hier in noch größerem Maßstabe vorgenommen hat. Sie treffen drei lange, lange Balletstücke, eine Labesarie einer Griechin und einen Lobechor mit Solo des Patroklus, — diese bloße Staffagefigur fällt dadurch ganz aus und wird, wo ihre Stimme nothwendig ist, durch einen „Heerführer" ersetzt. Unter den gebliebenen Musikstücken — denn um etwas anderes als bloße Musik handelt es sich hier nicht — ist von verhältnißmäßig hervorragender Bedeutung die Anrufung des Hymen für Soloquartett (Iphigenie, Klytaemnestra, Achill und Patroklus = Heerführer) und Chor in F-due, namentlich in Hinsicht auf ihren mächtigen, sowohl vocalen als archestralen Vollklang. Hier schließt Wagner wieder mit einem Trugschluß (verminderte Septime auf fis), um die Botschaft des Arkas wirksamer eingreifen zu machen. Von hier aus erhebt sich Glucks tragische Kraft, um eine Höhe zu erreichen, wohin ihm bis jetzt kein Componist, auch nicht der unsterbliche Mozart, gefolgt ist. Da schreitet, von der schmerzgeweihten Oboe eingeleitet, die Arie der Klytaemnestra „Ach, zum Tode verdammt durch den grausamsten Vater" auf hohem Kothurn einher; da vereinigt erfahrene Kunst die contrastirenden Gefühle dreier grundverschiedener Personen zu einem Trio voll pathetischer Kraft und musikalischen Schwunges, dessen Gesammtstimmung Schmerz und dessen Schlußäußerung ein Appell an die zur Hülfe verpflichteten Götter ist. Ein nie zu vergessender, scheinbar äußerer Effect am Schluß dieses Terzetts, der aber die Weihe wie Harfenklang erhöht, sind die von oben nach unten gehenden Arpeggienfiguren des ganzen Streichorchesters im Dreiklang C-dur, während die Singstimmen zweimal ihren Accord 4½ Tacte lang aushalten. Das ist ebenso wunderbar als einfach, ein musikalisches Columbus-Ei. Auch Held Achilles hat sich jetzt aus dem Pathos des Liebesschmerzes und der Eifersucht, das ihn im ersten Act so bedenklich kleidete, zu echter Männlichkeit, zu wahrer, tiefer Menschlichkeit erhoben. Darum ist auch seine Arie (G-dur), worin er dem Arkas aufträgt, Iphigenien zu beruhigen, ein Spiegelbild von Glucks ganzer Größe. Zu den Worten „Je saurai me contraindre et respecter celui, qui lui donna le jour" ist eine Harmonie geschrieben, die den Musikee durchschauert und überzeugt, daß es dem Manne mit seinem Versprechen ernst ist. Und nun die Begegnung der beiden Helden und die Scene des zwischen Vater- und Herrscherpflicht schwankenden Agamemnon! Sie genügten allein, um festzustellen, was musikalisch-dramatisch ist. Wüthend herrscht der Peleide den Agamemnon an, indem er ihm die Grausamkeit seiner Bluthat vorhält, deren Vollzug er nicht dulden werde. Unerschüttert und gemessen weist Agamemnon, der hier über Griechenland gebietet, dem zwanzig Könige gehorchen, den Jüngling in seine Schranken. Der Streit steigert sich, bis endlich beide, jeder den andern mit fast gleichen Worten bedrohend, zusammensprechen (Duett F-due, peestissimo). Was thut bis dahin die Musik? Nichts, als was sie einzig thun darf: sie enthält sich jeglicher Zeichnung durch Motive oder Figuren und beschränkt sich auf kurze Schläge des Streichorchesters bei den rhetorischen Einschnitten (auf oder nach den Versschlüssen). Nur das Schlußwort des Achilles „Eh' deine Mörderhand die opfert, die ich liebe, muß sich so weit dein Muth erkühnen, zu zielen auf mein eignes Herz" gehört der Gattung des sogenannten „begleiteten Recitativs" an und wird im Tempo gesungen. Dadurch erhöht sich, im Gegensatz zur vorigen absichtlichen Dürftigkeit, sein Gewicht, seine Eindeinglichkeit, wie es dem Ultimatum zukommt. Agamemnon, der dem davonstürmenden Achilles noch nachgeeufen: „Du entscheidest ihr Loos, dein Droh'n beschleunigt den Streich" — er will zusammenbrechen unter der Last des grimmen Vaterschmerzes. Umsonst kämpft er gegen ihn, den er „Schwäche" nennt, mit allen Gründen, die das Opfer fordern. Aber immer ist es das Bild der geliebten, grausam hingeschlachteten Tochter, das, Pflicht und Ehrgefühl verdrängend, ihn martert wie der Eumeniden Schlangenbisse, das ihm „das Herz zerfleischt". Das Vatergefühl siegt; er befiehlt Arkas, die Königin mit der Tochter nach Mykene zu geleiten. Ist auch hier, im Glanzpunkt des Musikdramas, der Dichter durch treffliche Anlage, durch geschickte Vertheilung und Steigerung der „Effecte" (klingt doch das Wort schon wie Blasphemie!) dem Componisten

auf halbem Wege entgegengekommen, so hat hinwiederum die Musik sich der dichterischen Aufgabe in einer Weise bemächtigt, daß sie nicht mehr als die Interpretin des Wortes, sondern als die gewaltig urschöpferische Kunst erscheint, welcher umgekehrt die Dichtung als Auslegerin dient. Sie läßt uns den Jammer des Vaters in athemloser Theilnahme mitempfinden. Mit ihm hören wir den Klageruf der Tochter — die Harmonien der Bläser, aus denen wieder die Oboen hervortreten, tragen sie deutlich vor unser Ohr; mit ihm das Geschrei der Eumeniden, das zischend die Luft erfüllt — die peitschenden Figuren der Violinen und die Risse der Bässe gehen sie erschütternd wieder. Und erst die Musik zu den Worten „Le remord dévarant, qui me presse, pour déchirer mon coeur"! Führt sie uns nicht wirklich den Gewissensbiß, der „das Herz zerfleischt", vor die bebende Seele? Ja, wir sind wieder bei einer der marcanten Stellen angekommen, wo die Musik sich hoch erhebt über alle Künste, — weil sie in der Aufgabe aller, der Darstellung des ewig Menschlichen, von keiner erreicht wird. Um nach so großer Aufregung einen versöhnenden Abschluß herbeizuführen, endigt die kolossale Scene mit einer Arie von ruhigerer, elegischer Stimmung, in welcher Agamemnon der Tochter im Geiste sein grausames Vorhaben abbittet. Nur der letzte Schluß, worin Agamemnon die Göttin anfleht, sein Blut für das der Tochter anzunehmen, ist wieder leidenschaftlich. In diesem Schlußsätzchen, welches sammt Nachspiel nur 18 Tacte in schnellem Tempo dauert, ist Gluck in sichtlicher Ermüdung zweierlei passirt, was die Wirkung im letzten Moment fast beeinträchtigen könnte: die allzu große, ganz unverhältnißmäßige Kürze und, im Nachspiel, eine unbegreifliche melodische Trivialität. Mit richtiger Erkenntniß hat Wagner beiden abzuhelfen sich erlaubt, indem er dem Gesange neun Tacte mit talentvoller Nachahmung der Gluck'schen Satzweise einfügte und statt der trivialen Stelle (einer sogenannten Sequenz oder „Rosalie") die Gluck'sche Geigenfigur gesteigert und bis zum letzten Tact durchführte.

Nach diesem Act wird sich wohl mancher schon gefragt haben: Wie ist es möglich, da noch eine Steigerung oder auch nur Ebenbürtiges zu bringen? Erstere ist unmöglich, aber auch durch kein ästhetisches Gesetz geboten; vielmehr darf und soll der Höhepunkt der musikalischen Wirkung mit der dramatischen Peripetie, die doch der Schluß des zweiten Actes bringt, zusammenfallen. Auch mit dem Ebenbürtigen eilt es vorläufig im dritten Act noch nicht, bis die leidenschaftliche Scene der Klytaemnestra, welche auch noch ein Wort mitzureden hat, aufs neue das Gemüth erregt und noch einmal in seinen Tiefen erschüttert.

Iphigenie widerstrebt dem Rettungsversuch des Arkas; sich für das Vaterland zu opfern, ist ihr heiliger Entschluß. Umsonst sucht Achill sie zur Flucht zu überreden. In rührenden Worten, wozu der Dichter zwei Arien für nöthig gehalten, die wieder durch ein Recitativ getrennt sind, nimmt sie von ihm Abschied. Wagner hat auch hier richtig gefühlt, daß der fortwährende gleichmäßige Wechsel beider Ausdrucksformen ermüden muß. Er hat daher die zweite Arie, die ohnedies mehr ihrer Zeit verfallen sein durfte, gestrichen, dafür aber die erste, einfachere und edlere, mit einem dazu componirten Mittelsatz erweitert und, um keine Länge herbeizuführen, die Gluck'schen Reprisen weggelassen. Dadurch hat die Scene an Einheit und Gedrungenheit gewonnen. Recht glücklich will uns die von Wagner erfundene Melodie freilich nicht dünken; man erkennt den Bildner gewisser romantischer Frauengestalten, so einfach er sich zu äußern bestrebt ist. Auch die Begleitung, langathmige Harmonien der Holzbläser und Hörner, fällt aus dem Rahmen der Zeit und der Gluck'schen Manier. Die nun folgende kriegerische Arie des Achilles, worin er droht, den Kalchas und den Agamemnon umzubringen, und — das ist nun gar nicht heldenhaft von ihm — Iphigenie noch dafür verantwortlich macht, ist ein fulminantes Musikstück; die für Heldentenore unerschwinglich hohe Lage hat Wagner durch geschickte Punktirung gemildert. Den eilig Dahinstürmenden löst nun die Mutter ab, um Iphigenien einen neuen Seelenkampf zu bereiten. Ungemein rührend und edel ist deren Arie (Lenta, G-dur ⁴/₄-Tact) „Vivez, vivez paur Oreste, mon frère!", gewaltig auf die Worte „n'accusez point mon père!" der heftige Einwurf Klytaemnestra's „Lui, par qui le couteau de ses mains apprêté" — ein einziger Tact Recitativ, der wie ein Feuerfunke dazwischen fährt. Auch diese Scene veranlaßte Wagner zu einer Einlage, wozu er die Musik spenden mußte. Sie war vom Standpunkte der Regie nothwendig, um der Unwahrscheinlichkeit einer allzu kurzen Ohnmacht der Klytaemnestra (die im Original kaum eine Viertelsminute dauert) zu steuern und zugleich der Iphigenie einen würdigen letzten Abschied von der Mutter zu ermöglichen, sie nicht zu komischer Eile des Abtretens zu zwingen. Die dabei von Wagner gebrauchten Worte sind kürzer als im Original. „Leb' wohl! geliebte Mutter! leb' wohl!" und „Nun führt zum Altar mich!" Das ist alles. Daß die Frauen bei Klytaemnestra bleiben sollen, wird pantomimisch angedeutet, dann „schreitet Iphigenie langsam und feierlich durch das Volk". Der Moment ist groß, Wagners Musik (wieder von Holzbläsern gespielt) zart und edel, eines Gluck würdig, wenn auch unverkennbar Wagners Physiognomie tragend. Noch ein weiterer Werth der Einlage zeigt sich: Das Wüthen des Streichorchesters, während Klytaemnestra auffährt, tritt nach dem zarten Gegensatz noch gewaltiger hervor. Der Frauennatur entsprechend nimmt diese Scene höchster Leidenschaft nach kurzem Emporflammen die pathologische Wendung der Vision. Hier ist es wirklich die einzige Note, das forte angerissene G der Bässe, welches, piano verklingend und vom leisen Weheruf der Bläser gefolgt, die ganze Mordscene, wie sie sich der entrückten Klytaemnestra vor Augen stellt, auch unsrer Phantasie veranschaulicht, — wieder eines der glorreichsten Beispiele der Zeichnungsfähigkeit der Musik! Der Schluß der Oper mit der neuen von Wagner gegebenen scenischen Wendung ist bereits besprochen. Manche Details seiner Bearbeitung wären noch zu loben, manche auch einer kritischen Untersuchung zu unterziehen. Im ganzen ist sie ein höchst verdienstvolles, von tiefer Verehrung für den Altmeister, wie von reifer Kunstanschauung und souveräner Bühnenkenntniß zeugendes Werk, nach dessen unbestrittenem Erfolge keine vernünftige Theaterleitung mehr zum Original zurückgreifen kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Reformen auf dem Gebiet der Meteorologie** wird, wie die „Nat.-Ztg." mittheilt, die **Deutsche Seewarte** gelegentlich der internationalen meteorologischen Conferenz im kommenden September in Paris vorschlagen und hat den Inhalt derselben bereits durch ein an alle meteorologischen Institute versandtes Circular bekannt gegeben. Ein sehr wesentlicher Punkt, an welchem eine Verbesserung einzusetzen hätte, sind die Wettertelegramme. Das vollkommenste System zur schnellen Beförderung der Wettertelegramme existirt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das sogenannte Circuit-System. Dieses verlangt, daß ein Draht zu der Zeit, in welcher diese Depeschen zur Beförderung gelangen, einzig und allein für diese reservirt werde. Das Telegramm langt dann durch diesen Draht an allen Stationen eines Kreises zu gleicher Zeit an. Da diese Wettertelegramme die Grundlage für die Wetterprognosen bilden, so ist ihre schleunige Beförderung oft von größter Bedeutung und kann erheblichen Schaden abwenden. Außerdem sollen alle minder wichtigen Details aus diesen Depeschen fortgelassen werden, um sie zu vereinfachen. Eine zweite sehr wichtige Forderung bezieht sich darauf, daß in allen Ländern

die meteorologischen Beobachtungen zu gleichen Tagesstunden ausgeführt werden sollen. Bisher war zwischen den Beobachtungszeiten der verschiedenen Länder ein Unterschied von 1—2 Stunden. Für England müßte z. B. die Beobachtungszeit von 8 Uhr auf 7 Uhr Morgens verlegt werden. Dementsprechend müßten auch die Telegraphen-Bureaux früher geöffnet werden, um die Depeschen anfzunehmen. Man sieht, daß die erste und zweite Forderung ein nicht geringes Entgegenkommen seitens der Postverwaltungen verlangt, und in gewissen Ländern dürfte die Hoffnung auf ein solches leider nicht sehr groß sein. Ferner sollen von sämmtlichen meteorologischen Instituten monatliche Berichte und außerdem noch fünfmal jährlich Resumés über Beobachtungen herausgegeben werden. In den Jahrbüchern sollen dann besonders die ungewöhnlichen Witterungserscheinungen, die Anomalien berücksichtigt werden. Dann wird ein meteorologischer Unterricht in den Schulen und Universitäten verlangt — ein Wunsch, der ebenfalls in manchen Ländern noch lange auf Erfüllung wird warten müssen. Endlich sollen die Beobachtungen des Sonnenscheins in den verschiedenen Gebieten der Erde einem Vergleich unterzogen werden, und es soll dahin gewirkt werden, daß diese Beobachtungen auf Grund gleicher Instructionen vorgenommen werden. Den Schluß bilden einige Vorschläge in Bezug auf die überseeische Meteorologie.

* Die medicinische Facultät zu Berlin hat sich in ihrer letzten Sitzung vor den Ferien mit dem Entwurf einer neuen Prüfungsordnung für Aerzte beschäftigt. Auf der von Prof. a. Hippel-Halle einberufenen Eisenacher Conferenz war die Facultät nicht vertreten; wie es heißt, weil der Dekan behindert war. Wie nun aus Berlin der „Allg. Wiener med. Ztg." geschrieben wird, hat sich die Facultät die Beschlüsse schicken lassen und sie ihren Berathungen zu Grunde gelegt. Es wurde eine Reihe wesentlicher und unwesentlicher Abänderungsvorschläge beschlossen. Das hauptsächlichste Bedenken erhob die Facultät gegen die geplante Einsetzung einer Commission zur Ertheilung der ärztlichen Approbation, welche befugt sein soll, mit den Candidaten, nachdem sie die Staatsprüfung und das praktische Jahr absolvirt haben, ein Colloquium anzustellen und auf Ertheilung der Approbation oder auf theilweise oder dauernde Versagung derselben zu erkennen. Die Einführung einer solchen Instanz würde zu vielen Unzuträglichkeiten und einer Schädigung des Ansehens der Facultätsmitglieder wie der kgl. Prüfungscommission führen. Gegen das praktische Uebungsjahr in einem Krankenhause hat die Facultät sachlich nichts einzuwenden gehabt. Bedenken aber fand die Vorschrift, dem Praktikanten über seine Thätigkeit ein „Zeugniß" auszustellen.

* Der belgische Geologe J. Cornet hat dem Bulletin der belgischen Geologischen Gesellschaft die Ergebnisse seiner Arbeiten über die Geologie des Congo-Beckens mitgetheilt, aus welchen hervorgeht, daß dasselbe früher von einem gewaltigen, mit dem Meere in Verbindung stehenden Binnensee eingenommen wurde. Auf diesem innerafrikanischen Meeresboden setzten sich aus dem Wasser die Schichten weichen Sandsteins ab, welche sich jetzt auf weite Strecken hin am oberen Congo finden. Das Binnenmeer fand allmählich seinen Abfluß zum Atlantischen Ocean und schrumpfte mehr und mehr zusammen. Die Ströme, welche von den Hochländern herab von allen Seiten die Bergwasser zum See führten, schnitten in die Sandsteine, welche durch das Schwinden des Sees an dessen Rändern trocken gelegt waren, tiefe Canäle ein. So wurde durch die Arbeit des Flußwassers im Verein mit der des Regens der Sandstein auf weite Strecken hin abgetragen und in Gestalt von Sand und sandigem Thon auf dem Seeboden niedergeschlagen. Die letzte Periode der geologischen Geschichte des früheren Congo-Meeres sind jugendliche Gesteinsabsätze, welche die Gegend des mittleren Enago und des unteren Kassai annahmen. Das gewaltig breite Thal des Congo, ferner der Mantumba- und der Leopold II.-See sind die letzten Ueberreste der ehemaligen gewaltigen Wasserfläche. Die Thäler der großen Nebenflüsse des Congo haben eine ähnliche Geschichte, wie das Congo-Thal selbst. Auch das Gebiet des Kassai und Ubangi wurde einst durch weite Seebecken eingenommen, welche durch Felsenbarrieren am Abfließen gehindert wurden. Als diese allmählich abgetragen waren, entleerten sich die Seen und verwandelten sich in Flußläufe, in welchen die Stromschnellen noch an das frühere Felsenwehr mahnen. An dem oberen Congo ist die Verwandlung von See in Fluß noch nicht gänzlich zum Abschluß gekommen, da hier noch eine Reihe von Seen übergeblieben ist.

* Auf dem Schlosse Jürsch in der Provinz Schlesien ist letzter Tage der bekannte Numismatiker Hugo Frhr. v. Saurma-Jeltsch gestorben. Seine Wappensammlung, welche die Wappen von 241 schlesischen Ortschaften enthielt, war ebenso berühmt wie seine Sammlung von Siegeln und Münzen, welch letztere er im Jahre 1892 in seinem zweibändigen Werke: „Die Saurma'sche Sammlung deutscher, schweizerischer und polnischer Gepräge von etwa dem Beginn der Groschenzeit bis zur Kippermünzperiode" beschrieben hat. Seine Sammlung von schlesischen Münzen und Medaillen beschrieb er bereits 1883 in einem besonderen Werke. Seinen Ruf hatte der Verstorbene jedoch hauptsächlich seinem „Wappenbuch der schlesischen Städte und Städtlein" (1870) zu verdanken, zu welchem L. Clercius die Zeichnungen geliefert hatte. Saurma bethätigte sich lebhaft an allen Bestrebungen für schlesische Landeskunde. Lange Zeit gehörte er der Verwaltung des Museums für schlesische Alterthümer an.

* **Heidelberg**, 28. Aug. Der ordentl. Professor für Augenheilkunde an hiesiger Universität, Geh. Rath Dr. Theodor Leber, feiert heute sein 25jähriges Professorenjubiläum.

* **Freiburg i. B.**, 28. Aug. Dem Privatdocenten der Medicin an der hiesigen Universität, Dr. Alexander Ritschl, wurde der Charakter eines außerordentlichen Professors verliehen.

* **Göttingen**, 27. Aug. Prof. Dr. Alexander Backhaus hier ist als ordentlicher Professor und Director des landwirthschaftlichen Instituts, an Stelle des Geh. Raths Professor Dr. Fleischmann, nach Königsberg berufen worden.

* **Breslau**, 28. Aug. Der bisherige außerordentl. Professor in der philosophischen Facultät hiesiger Universität Dr. Kurt v. Rümker ist zum ordentlichen Professor in derselben Facultät ernannt worden.

* In **Krakau** ist am 25. d. M. der Professor der dortigen Universität Dr. Anton Rosnee plötzlich an Herzlähmung gestorben. Er nahm als Gelehrter und Lehrer eine hervorragende Stellung ein und als Arzt hatte er eine weitverzweigte Praxis. Die Wissenschaft verliert in ihm einen gediegenen und ernsten Arbeiter, der durch zahlreiche Schriften über Hautkrankheiten die medicinische Literatur bereichert hat.

* **Kiew**, 27. Aug. Der heute geschlossene Archäologen-Congreß wählte Kiew zum Tagungsort des nächsten Congresses.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Werke von (1885)

Professor Dr. N. Rüdinger:

Topographisch-chirurgische Anatomie des Menschen.
Abtheilung I. II. (Brust und Bauch.) Mit 16 Tafeln, enthaltend 36 Figuren in farbigem Lichtdruck und 10 Figuren in Holzschnitt. 18 Mark.
Abtheilung III. Erste Hälfte. (Der Kopf.) Mit 7 Tafeln, enthaltend 20 Figuren in farbigem Lichtdruck, 4 Stahlstichtafeln und 12 Figuren in Holzschnitt. 11 Mark.
Abtheilung III. Zweite Hälfte. (Der Hals und die obere Extremität.) Mit 7 Tafeln, enthaltend 40 Figuren in Lichtdruck von M. Gemoser. 11 Mark.
Abtheilung IV. (Die Beckengegend und die untere Extremität.) Mit 10 Tafeln, enthaltend 36 Figuren in Lichtdruck von M. Gemoser, und 5 Holzschnitten. 12 Mark.
Supplement. Mit 6 Figuren in Farbendruck, darstellend sagittale und frontale Durchschnitte des Rumpfes. 4 Mark 50 Pf.

Die Anatomie des peripherischen Nervensystems des menschlichen Körpers für Studierende und Aerzte.
Abtheilung I. Die Anatomie der Gehirnnerven. Mit 14 Tafeln, enthaltend 46 Figuren. Zweite Auflage. Cartonirt. 11 Mark.
Abtheilung II. Die Anatomie der Rückenmarksnerven. Mit 23 Tafeln, enthaltend 40 Figuren. Cartonirt. 16 Mark.

Atlas des peripherischen Nervensystems des menschlichen Körpers. Nach der Natur photographirt und vervielfältigt mittelst Lichtdruck. Mit einem Vorwort von Dr. Th. W. L. Bischoff. 52 Tafeln und 23 Bogen Text. Zweite Auflage. 96 Mark.

Morphologie des Gesichtssinnes und des Verdauungsapparates. Mit einem Atlas in Folio, enthaltend 5 Tafeln in Farbendruck. 16 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 31. August. Nummer 201.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Von der französischen Nordwestküste. — Glück, sein Leben und Schaffen. VIII. (Schluß.) Von Max Zenger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Von der französischen Nordwestküste.

Gs. Die Hitze war um die Mitte Juli in Paris unerträglich. Bei der Truppenschau im Boulogner Wäldchen gelegentlich des Nationalfestes vom 14. Juli wurden nach den amtlichen Mittheilungen der Zeitungen über 200 Personen vom Hitzschlag betroffen. Da meine Geschäfte es gestatteten, bedachte ich mich daher nicht lange und nahm ein Rundreisebillet nach der Normandie und Bretagne, wozu die großen Anschläge an der Gare St. Lazare so verlockend aufforderten. Die Insel Jersey, — der Mont St. Michel — Thalatta, Thalatta!

Seit einigen Jahren ist eine täglich verkehrende französische Dampferverbindung von der französischen Küste nach der Insel Jersey eingerichtet. Es ist ein alter Klapperkasten, der von Carteret, einem kleinen Hafen in der Nähe von Cherbourg, nach Gorey auf der Insel Jersey verkehrt. Doch die Ueberfahrt dauert hier nur anderthalb Stunden, und die See ist durchweg ruhig. Ich verließ Paris Abends gegen 8 Uhr mit dem Schnellzug, der über Lisieux und Caen nach Cherbourg geht, und erreichte mit einmaligem Wagenwechsel in Carentan am anderen Morgen gegen 6 Uhr Carteret. Ein kleines Seebad mit steiler felsiger Küste. Fußpfade führen in halber Höhe um das Cap herum und gewähren überall einen herrlichen Blick über den weiten, von Dörfern und Landhäusern umgebenen Meerbusen, auf die deutlich erkennbare Insel Jersey, sowie eine lange Kette vorgelagerter Klippen und Felsen. Die Erfrischung durch Luft und Wasser nach der Pariser Gluthhitze war ganz unbeschreiblich wohlthuend, die Seefahrt herrlich, und so erreichte ich denn in größtem Behagen den kleinen Hafen von Gorey, in dem ein englisches Kanonenboot uns sofort den Wechsel der politischen Grenzen bemerklich machte.

Der kleine Ort ist wunderschön gelegen. Die Häuser schmiegen sich an den Fuß eines schroff aus der See, etwa 200 Fuß hoch aufsteigenden Felsens, den das alte wohlerhaltene Montorgueil Castle krönt. Eine Eisenbahn verbindet Gorey mit der mehr im Süden gelegenen Hauptstadt der Insel, St. Helier, vortreffliche Wege durchziehen die Insel nach allen Seiten, die Gasthöfe sind gut und billig, kurz der Aufenthalt selbst zur Erholung wie geschaffen.

Die Insel selbst, etwa 19 km lang und 6 km breit, mit einer Bevölkerung von rund 54,000 Seelen, ist a lovely garden of the sea. Ein außerordentlich mildes und gleichmäßiges Klima, ein hoch entwickelter Acker- und Gartenbau, die tief blaue Farbe der See erwecken den Glauben, daß man sich weit südlicher befinde, die steilen Felsufer und die vorgelagerten Klippen erinnern unwillkürlich an Capri, die Faraglioni, den arco naturale. Feine Gemüse und besonders Frühkartoffeln werden auf der Insel gebaut, und die Ausfuhr derselben, vornehmlich auf den englischen Markt, ist so bedeutend, daß der Erlös an 500,000 englische Pfund jährlich erreicht. Dem Landmann kommt dabei sehr zu statten, daß die See eine besondere Art Seegras in großen Mengen auswirft. Dasselbe wird sorgfältig gesammelt, getrocknet und dann verbrannt, und die Asche gibt einen vorzüglichen Dünger ab. Jede Wegnahme des werthvollen Materials ist daher streng verboten. Wer sich dasselbe zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang aneignet, wird mit 2 Pfd. St., der aber, der heimlich zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang dem Berechtigten die Meerfrucht entzieht, mit 4 Pfd. St. bestraft! Ein lebhafter Seeverkehr, dessen Mittelpunkt der sehr geräumige Hafen von St. Helier ist, vermittelt Aus- und Einfuhr. Nach den französischen Häfen von St. Malo und Granville, nach den englischen von Weymouth und Southampton bestehen regelmäßige, durchschnittlich dreimal wöchentlich verkehrende Dampferlinien. Die Stadt St. Helier hat infolge des lebhaften Verkehrs und durch Zuzug zahlreicher Rentner eine Einwohnerziffer von über 30,000 erreicht.

Wild und hochromantisch sind die Küsten der Insel, besonders im Norden und Osten. Felsen, im Norden bis zu 300 Fuß Höhe aufsteigend, fallen allenthalben direct in die See ab. Diese aber hat in jahrtausendelanger Arbeit tiefe Höhlen hineingearbeitet, die, vielfach nur bei Ebbe und selbst dann nur auf Leitern zugänglich, pflichtschuldigst von dem englischen Touristen eine nach der andern besucht werden. Die hohen und offenen Coaches, die, mit drei oder vier Pferden bespannt, Schaaren unsrer reiselustigen Vettern jetzt auch in Paris von einer Sehenswürdigkeit zur andern schleppen, haben in Jersey ihre erste Ausbildung erfahren. Jeden Morgen und jeden Nachmittag stehen dieselben in der guten Jahreszeit auf der Esplanade in St. Helier zur Abfahrt bereit und befördern gegen den sehr billigen Preis von 2 oder 2½ Schilling je 20 bis 30 Personen zu den Caves of Plemont, the Devils hole, über die ganze Insel.

Höchst eigenthümlich sind die politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel; sie zeigen ein richtiges Stück Mittelalter im bewegten Leben und Treiben der Gegenwart. Die normannischen Inseln, deren größte und bedeutendste eben Jersey ist, sind der Rest jenes Herzogthums der Normandie, welches unter Wilhelm dem Eroberer das angelsächsische England unterwarf. Scherzend, aber doch zutreffend nennt sie ein zeitgenössischer englischer Schriftsteller die Inseln, welche England annectirten. Sie gehören zu den alten Lehen, welche die späteren Könige von England noch als Herzoge der Normandie erhielten. Dieses alte Lehensverhältniß hat dazu geführt, daß die Canalinseln nicht zum vereinigten Königthum Großbritannien gehören, außerhalb der Verfassung desselben verblieben sind und ihre innere Unabhängigkeit bewahrt haben. Sie haben ihr eigenes Parlament, und dieses hat gesetzgebende Gewalt unter einer gewissen Controle der Königin, the Sovereign in council. Gesetze, welche nur 3 Jahre gelten sollen (bye-laws), können die Stände (the states) selbständig er-

Digitized by Google

lassen. Soll das Gesetz dauernde Geltung haben, so bedarf es der Zustimmung der Königin. Selbst eigene Münzen werden für Jersey geprägt. Sie tragen auf der Vorderseite das Brustbild der Königin mit der gleichen Umschrift wie die anderen englischen Münzen. Auf der Rückseite aber liest man „States of Jersey“ und das Wappenschild zeigt die drei unter einander stehenden ausschreitenden Löwen, welche einen Theil des Wappens des Vereinigten Königreichs bilden. Endlich hat die Insel ihre eigene Miliz, die unter Karl II. reorganisirt worden ist. Mit 16 Jahren wird jeder Eingeborene wehrpflichtig, er bleibt 10 Jahre auf der active list, um dann zur Reserve überzutreten. Drei Regimenter Infanterie, zusammen etwa 1800 Mann umfassend, sind so gebildet, daneben eine kleine Abtheilung Reiterei.

Nach alter Sitte ist die ganze Insel in Pfarreien, parishes, 12 an Zahl, eingetheilt, welche auch die Grundlage der bürgerlichen und militärischen Verwaltung bilden. Alte Gesetze und Gewohnheitsrecht, beide unberührt von den Reformen in Frankreich und England, bilden das geltende Recht der Insel. Als Gericht fungirt die Royal Court of Jersey in St. Helier. An der Spitze desselben steht der von der Königin ernannte Bailli oder Baillif, der aber nicht nur Oberrichter, sondern auch gleichzeitig Vorsitzender der Stände ist, so daß er richterliche und gesetzgeberische Thätigkeit in sich vereinigt. Bei der Rechtsprechung stehen ihm 12 Geschworene (jure justiciers, jurats), welche von den Steuerzahlern auf Lebenszeit gewählt werden, zur Seite. Ihre Thätigkeit ist lediglich ehrenamtlich. Daneben gehören zur Royal Court als weitere von der Königin ernannte Beamte ein attarney general, sallicitor general, sheriff und clerks, deren Amtsthätigkeit theilweise derjenigen unsrer Staatsanwaltschaft, theilweise jener der Verwaltungsbehörden entspricht. Die Gerichtsbarkeit dieses königlichen Hofes ist in Straf- und Civilsachen unbeschränkt, sie erstreckt sich auf Leben, Freiheit und Eigenthum der Inselbewohner und nur in wenigen Fällen ist eine Berufung an den Savereign in council gestattet.

Die Stände bilden ein größeres Calleginm von insgesammt 52 Personen. Berufen werden dieselben von dem lieutenant governor, dem obersten von der Königin ernannten Verwaltungsbeamten der Insel, der auch selbst Mitglied der Versammlung ist; den Vorsitz aber führt, wie bemerkt, der bailif als Oberrichter. Des ferneren setzt sich die Versammlung zusammen aus den 12 Geschwornen, je 12 geistlichen und 12 weltlichen Vorstehern der Pfarreien und 14 besonders gewählten Abgeordneten, von denen 11 auf die Landpfarreien, 3 auf die Stadtpfarrei von St. Helier entfallen. Der gavernar hat ein gewisses Vetorecht, der baillif ein Recht der Suspendirung gegen Beschlüsse der Versammlung in gewissen Fällen.

Eigenthümlich, wie die Verhältnisse des Rechts und der Verwaltung, sind jene der Sprache. Geagraphisch und sprachlich gehören die Kanalinseln zu Frankreich, dem sie unmittelbar vorgelagert sind. Als die alten Nordmänner den nach ihnen benannten Theil der französischen Küste und die Kanalinseln besetzten, nahmen sie die Sprache des unterworfenen Volksstammes, die französische, an. Als sie dann unter Wilhelm dem Eroberer die englischen Königreiche unterwarfen, entstand aus der Mischung der Sprache der Eroberer und jener der unterworfenen Angelsachsen das Englische. Auf den normannischen Inseln aber blieb die alte Sprache, das Französische, in Geltung. So ist es auch heute noch die amtliche Sprache, in der Bekanntmachungen erlassen, vor den Gerichten verhandelt, die auch in den Versammlungen der Stände gebraucht wird. Daneben aber besteht eine Volkssprache, die in ganz wunderlicher Weise aus Französisch, wie es zur Zeit Wilhelms des Eroberers gesprochen wurde, und aus englischen Worten, die französisch zugestutzt sind, gemischt ist. Es ist für einen Fremden, möge er noch so gut Englisch und Französisch verstehen, vollständig unmöglich, in die Geheimnisse dieser Sprache einzudringen. In den letzten Jahren aber hat ganz unverkennbar das Englische die Oberhand zu gewinnen begonnen. Schon erscheinen viele Bekanntmachungen zweisprachig, englische Zeitungen machen den französischen starken Wettbewerb, besonders bezeichnend aber ist, daß die Kinder fast ausschließlich englisch sprechen. Auf französische Fragen erhielt ich von ihnen meistens keine Antwort, der Vater oder eine sonstige ältere Person wurde zu deren Beantwortung herangeholt. Englisch verstanden sie alle. Englische Spiele, englische Mode überall. Und zwar beruht dieser in sicherer Aussicht stehende Sieg des Englischen keineswegs auf Bemühungen der Regierung, zwangsweiser Einführung des Englischen in den Schulen u. s. w. Die Regierung kümmert sich um diese sehr wenig. Es ist vielmehr die Zusammengehörigkeit der Rasse, die sich auch in dieser Thatsache ausspricht. Die Jerseymen sind mit ihren Sympathien nichts weniger als französisch, ganz englisch.

Das glückliche Eiland hat endlich keine Zölle und fast keine Steuern. Die Einfuhr ist völlig frei, keine Zollrevision bei der Landung. Die Steuern bestehen vornehmlich in einer Verbrauchsteuer auf Wein und Branntwein. Bier und Cidre sind freigelassen. Haus- und Grundbesitz zahlt eine geringfügige Taxe. —

Glückliches Eiland, lebe wohl! — — Etwa drei Stunden dauert die Ueberfahrt von St. Helier nach St. Malo. Man verliert das Land nicht aus dem Gesicht; überall tauchen kleine Inseln, meistens unbewohnte Felsklippen des sog. normannischen Archipels auf. Ich erwähne nur flüchtig den Hafen von St. Malo, der durch einen sehr schönen Strand ausgezeichnet ist und mit den dazu gehörigen Nachbarstädten St. Servan und Dinan von der See aus einen äußerst romantischen Anblick gewährt. In etwa zwei Stunden erreicht man von St. Malo mit der Bahn die kleine Station Pontorson und von da in einer Stunde mit Wagen oder Omnibus den Mont St. Michel. Die Uhland'sche „Legende“ singt:

„Es ist 'ne Kirche wohlbekannt,
Sanct Michael vom Berg genannt;
Am Ende vom Normannenlande
Auf eines hohen Felsen Rande,
Umschlossen überall vom Meer,
Nur daß von einer Seite her,
Sowie die Fluth zurücke tral,
Sich öffnet ein gebahnter Pfad.
Viel Wallet zu der Kirche kommen,
Zu ihres ew'gen Gutes Frommen!“

Seit meiner Jugend sind mir die Verse geläufig geblieben, oft stand der Mont St. Michel auf der Tagesordnung einer Ferienreise, und endlich lag er vor mir in strahlender Beleuchtung eines herrlichen Sommermorgens: ein einsamer aus der Fluth emporsteigender Fels, gekrönt von alten Bauten der Abtei und ihrer prächtigen Kirche, sagenumwoben, der berühmteste Punkt der französischen Nordwestküste.

Der Anblick wirkt völlig überraschend. Ein weiter, sehr flacher, sandiger Strand, der bei Ebbe ein fast eine Stunde breites Vorland vom Meere frei läßt. Mitten aus letzterem, einen Kilometer vom Festland entfernt, erhebt sich als isolirter Kegel, etwa 250 Fuß hoch, der Mont St. Michel. Wie die Chroniken berichten, war die ganze weite Bucht um den Berg herum noch im 6. Jahrhundert Wald, la forêt de Scissy. Das Meer verschlang ihn. Auf dem Berge selbst hatten die Gallier eine Opferstätte, welche ein Collegium von Druiden bewachte. Dann be-

Digitized by Google

setzten ihn die Römer, benannten ihn Mons Jovis und erbauten daselbst wahrscheinlich einen Tempel. Endlich im Jahre 708, so berichtet die Tradition, erbaute der heilige Albert, Bischof des nahegelegenen Avranches, auf wiederhalte Aufforderung des Erzengels, der ihm im Traume erschien, eine Basilica zu Ehren dieses Anführers der himmlischen Heerschaaren. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts wurden Benedictiner auf dem Berge angesiedelt, und ihr Orden hat den Berg und die Abtei bis zur Revolution besessen. Sie errichteten die Prachtbauten, die man noch heute bewundert. Der Mont St. Michel wurde dann einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Frankreichs, das Kloster außerordentlich reich, Fürsten und Könige sah es in seinen Mauern, der höchste Orden des alten Frankreich, die von Ludwig XI. gestiftete goldene Kette mit der Medaille des Erzengels und Muscheln, schreibt sich von diesem Heiligthum her. In der Revolution wurde das Kloster unterdrückt, der Convent machte ein Staatsgefängniß daraus. Unter Ludwig XVIII. wurde es ein Zuchthaus und blieb es, bis Napoleon III. durch ein Decret vom 20. October 1863 dieses Zuchthaus unterdrückte. Er gestattete dann die Vermiethung der Abtei an den Bischof von Avranches, welcher wieder Ordensbrüder dort ansiedelte, die bis 1886 daselbst verblieben. Die republicanische Verwaltung hat dann auch letztere wieder beseitigt, die Abtei selbst aber unter die Zahl der geschichtlichen Denkmale eingereiht, die auf Staatskosten unterhalten werden. Die weiten Gebäude stehen daher zur Zeit unbenutzt und leer, auch die Kirche ist unbenutzt, da seit Jahren, doch in äußerst langsamem Tempo, Herstellungsarbeiten in derselben ausgeführt werden. Gleichwohl haben die Pilgerfahrten zum Mont St. Michel nicht aufgehört, der kirchliche Dienst ist in die kleine Pfarrkirche verlegt worden.

Der ganze Felskegel hat kaum einen Kilometer im Umfang. Bei Ebbe umwandert man ihn in einer kleinen Viertelstunde. Bei Fluth ist er rings vom Meere umgeben; nur nach der Landseite hin steht dann der Zugang offen, da seit dem Jahre 1880 ein fester, auch über Fluthhöhe sich erhebender Damm einen ständigen Verkehr mit dem Festland ermöglicht. Die Umwanderung des Berges ist von höchstem Interesse. Ueberall fallen entweder die Felsen steil und unersteiglich in den sandigen Meeresboden ab, oder hohe Festungsmauern schützen die früher vielleicht zugänglichen Stellen. Denn die Mönche waren Feudalherren geworden und an dem hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England vielfach betheiligt. Bei dieser Wanderung erkennt man auch am besten die gewaltigen Substructionen, die erforderlich gewesen sind, um den sehr beschränkten Raum des Berggipfels zu vergrößern, die Kirche und die ausgedehnten Räume der Abtei errichten zu können.

Eine steile, schmale Straße, oder der Weg über die zur Vertheidigung hergerichteten Mauern führt in etwa zehn Minuten zum Eingang der eigentlichen Abtei. Der kleine, unterhalb derselben gelegene Ort zählt etwa 200 Einwohner, die Fischfang treiben, Gegenstände der Verehrung verkaufen oder Gastwirthschaft betreiben.

Die Abtei selbst ist ein Bau, an dem reichlich 6 Jahrhunderte geschaffen haben. Ein Theil der Substructionen und Keller, die später zu Gefängnissen verwendet wurden, stammt noch aus dem 9. Jahrhundert. Die Kirche, welche den Gipfel krönt, ist in ihrem Haupttheile, Längs- und Querschiff, streng romanisch, dann hat die spätere Zeit einen Chor und Chapellen in reichstem spätgothischen Stil (1450) angefügt. Die Steinmetzarbeit in Granit ist geradezu bewundernswerth. An die Kirche schließt sich ein Kreuzgang an, der den Mönchen als Promenade diente, dessen zierliche frühgothische Säulen an den berühmten Kreuzgang in S. Paolo fuori erinnern. Außer einer Reihe von Zellen für die Mönche und einer Halle des gardes enthält die Abtei La Merveille einen Flügel, der aus der Tiefe bis zur Höhe der Plattform hinaufgeführt, in seinem untersten Geschoß Keller und Wirthschaftsräume, im mittleren den großen Rittersaal und im obersten den Schlafsaal der Mönche enthält. Construction und Ausführung des Baues rechtfertigen vollauf seinen Namen.

Vor der Kirche befindet sich eine Plattform, welche der eigentliche Aussichtspunkt ist. Der Blick erstreckt sich weit über See und Land. Da der Berg selbst genau an der Grenze der beiden alten Provinzen, Normandie und Bretagne, gelegen ist, so sind deren Küsten weithin sichtbar. Avranches an der Küste der Normandie, der Mont Dol und die berühmten Felsen von Cancale an der Küste der Bretagne sind deutlich zu erkennen. Ueber die Höhen von Cancale erblickt man Abends das Licht des Leuchtthurms von St. Malo, welches selbst verdeckt ist. Nach der Seeseite ist der Blick unbegrenzt, denn die fernen Inseln sind unsichtbar. Es ist ein Bild in großem Stil, eine ernste historische Landschaft. —

Der an bleibenden Eindrücken reiche Ausflug ist ohne jeden Mißton für mich verlaufen. Obgleich ich allen Grund zu der Annahme habe, daß meine Eigenschaft als Deutscher nicht unerkannt bleiben konnte, habe ich deßhalb keine unangenehme Erfahrung zu verzeichnen. Bei allen Gelegenheiten, bei denen ich mit Franzosen zu verkehren hatte, habe ich höfliches Entgegenkommen gefunden. Selbst auf dem Schlachtfelde von Sedan, welches ich einige Tage später nach allen Seiten durchwanderte, in dem berühmten Cabaret à la dernière cartouche zu Bazeilles, wo ich frühstückte, überall bin ich zuvorkommend behandelt worden. Daß eine gewisse Kenntniß der Landessprache allerdings erforderlich ist, um mit Behagen zu reisen, ist eine Thatsache, die nicht nur für Frankreich, sondern für jedes Land ihre Geltung hat. Eine gewisse Zurückhaltung wird sich der Deutsche in Frankreich verständigerweise von selbst auferlegen. Eine Hervorkehrung des Nationalstolzes ohne Anlaß würde als unnöthiges Prahlen mit unsern Erfolgen wenig geschmackvoll sein. Unter diesen Voraussetzungen halte ich die vielfach verbreitete Bedeutlichkeit, Frankreich zu bereisen, für unbegründet. Sich selbst dieses Land verschließen, heißt, auf die Kenntniß eines reichen, schönen und hochentwickelten Gebietes unsres Welttheils ohne genügenden Grund verzichten.

Gluck, sein Leben und Schaffen.

Von Max Zenger.

VIII. (Schluß.)

Wenden wir uns nun, an den Zaubern der Armida mit Wehmuth vorübergehend, zu Glucks letztem großen Hauptwerke, der Iphigenie auf Tauris. Nicht an allen Tantünstlern läßt sich eine stetige Entwicklung ihrer erfinderischen Kraft nachweisen. Manche leisten in früher Jugend so Großartiges, daß die Reife des Alters und der Kunsterziehung es nicht zu überbieten vermag, wie z. B. Mozart mit seinem Idomeneo. Auch Gluck hat, nachdem er einmal die für seine Zwecke erforderliche Technik errungen hatte, frühzeitig die Löwenkralle vorgekehrt. Das beweisen verschiedene Nummern aus ganz frühen Opern, welche, in späteste Werke übergegangen, diesen zur Zierde, ja zur Stütze gereichen. Was aber den Mangel gesteigerter Kraft oder sogar das Erlahmen derselben im Alter mitunter ersetzen kann, ist die künstlerische Läuterung durch Erfahrung, ist die oft erst spät gewonnene Selbstkritik, welche das Geringe von dem Bedeutenden zu unterscheiden, die noch vorhandene Kraft auf

den Umfang eines Werkes zu concentriren, nach Maßgabe seiner einzelnen Aufgaben zu vertheilen vermag. Wer weiß, ob Jos. Haydn in seinem 30. Jahre die beiden Oratorien „Schöpfung" und „Die Jahreszeiten" mit derselben künstlerischen Vollkommenheit, derselben Gleichwerthigkeit der einzelnen Theile zustande gebracht hätte, wie es ihm im 65. resp. 69. Jahre gelungen ist? An Gluck sehen wir diese Läuterung noch innerhalb der Zeit seines dreimaligen Pariser Aufenthalts sich vollziehen und, wie ein Vergleich der beiden Iphigenien (zwischen welche die Composition der für Gluck bei weitem schwierigeren Armida fällt) zur Evidenz beweist, noch die erfreulichsten Resultate erzielen. Die Iphigenie in Tauris ist, wozu freilich auch das Textbuch das Seinige beigetragen hat, musik-stilistisch weit einheitlicher, als die in Aulis, ja den Grundzug edler Vornehmheit haben alle Scenen, beziehungsweise Musikstücke in gleichem Grade gemein. Wenn trotzdem eine volle Gleichwerthigkeit aller Theile auch in diesem letzten Hauptzwerke Glucks sich nicht constatiren läßt, so liegt dies ebenso im Gedicht wie in Glucks Natur, deren Leistungsfähigkeit, wie wir gesehen, mit der Größe der Aufgabe wächst, das minder Bedeutende aber auch nicht zu heben vermag. Es ist ganz natürlich, daß in der Iphigenie auf Tauris die beiden letzten Acte, so viel Großes sie noch enthalten, im ganzen sich nicht auf der Höhe der beiden ersten behaupten können. Die dichterische Disposition hatte, nach Maßgabe der natürlichen Entwicklung der Handlung, in die zwei ersten Acte gerade jene Scenen verlegen müssen, welche durch hohe Seelenerregung auch die erhöhte Kraftbethätigung des Componisten herausforderten und dieser sicher sein durften. Für den dritten Act ist noch der Wettstreit der beiden Freunde um den Tod geblieben, eine großartige, herzerschütternde Scene, welcher durch die innige Arie des Pylades „Ah mon ami, j'implore ta pitié" die Krone aufgesetzt wird. Der vierte Act aber ist in Bezug auf Seelenkampf ziemlich leer ausgegangen. Darum darf die Arie der Iphigenie, womit er beginnt, nicht weggelassen werden. Die Priesterin bittet die Göttin um Kraft zur Vollziehung des ihr aufgedrungenen Menschenopfers; es ist die letzte große Aufregung in der Oper — der kurze Moment vor der freudigen Entscheidung kann musikalisch nicht in Betracht kommen. Die Arie gibt, auch durch ihre herrliche Orchesterzeichnung hervorragend, dem Act den unbedingt nöthigen Halt.

Schon der überraschende und durch Neuheit fesselnde Anfang des Werkes zeigt, daß der Reformator das Wesen des musikalischen Dramas, über das er so viel nachgedacht, nunmehr in voller Klarheit erfaßt habe. Angesichts des auszuführenden Gewittersturmes, womit die Dichtung so stimmungsgerecht beginnt, wäre eine selbständige Ouvertüre nur hindernd im Wege gestanden. Darum stellt er nur ein kurzes Andante (D-dur, $^3/_8$ Tact), „Le calme" überschrieben, voran. Es ist die edelste und wirklich beruhigendste Melodie, die sich denken läßt; man kann sich dabei die spiegelglatte See vorstellen, an deren Ufer der Tempel der Diana mit seinen priesterlichen Insassinnen gelegen ist. Das reizende Sätzchen wird unvollendet vom Beginn des Sturmes unterbrochen. Wer sich an diesen recht erinnert, wird zugeben, daß Gluck als Sturmmaler noch heute nicht übertroffen ist. Die Gewitter in den Jahreszeiten und in der Pastoralsymphonie sind Landgewitter; aber die Seestürme in Oberon und Holländer kommen dem Gluck'schen, der zugleich als dramatischer Factor mitwirkt, an Großartigkeit nicht gleich. Der instrumentale Apparat ist größer, als man sonst bei Gluck gewohnt ist. Den paarweise verwendeten Flöten, Oboen, Clarinetten und Fagotten, nebst Hörnern, Trompeten und Pauken, ist auch die schrille Piccoloflöte zugesellt, welche das Pfeifen des Windes in den höchsten Luftregionen darstellt. Das Fliegen der Wolken, das Zucken der Blitze, das Wogen der See könnte nicht anschaulicher gezeichnet sein, als es durch die rastlose, brausende Figuration des Streichorchesters geschieht. Auch Regen und Hagel in der Partitur zu notiren hat der Alte nicht vergessen. Er hat das große Bild vor Augen, in welchem der Sturm der Elemente mit dem Beben edler Seelen sich vereinigt. Auf dieser Basis hat das Drama, man weiß nicht wie, begonnen. Der Vorhang ist aufgeflogen. Iphigenie, noch hoheitsvoller als wir sie kennen gelernt, ruft, indem sie unter die Schaar der ängstlichen Tempeljungfrauen tritt, muthig in die stürmische Nacht hinaus „Grands dieux, soyez nous secourables!" Der Chor wiederholt jeden Satz ihres Gebetes, durch die Angst aller Selbständigkeit beraubt. Dazwischen tost der Sturm weiter. Es ist ein Wechselgesang der Elemente und der Menschen, man vergißt Musik und Theater (Grimm hat Recht), es ist alles Wirklichkeit. „Le calme reparaît", — selbstverständlich und zwar wunderbar auch in der Musik. Iphigenie erzählt nun den Priesterinnen den Traum, in welchen der Dichter geschickt und antikem Muster entsprechend die ganze Exposition, die zwischen die beiden Dramen fallende Geschichte, kleidet. Sie sieht den Palast des Vaters wieder, will sich seiner liebenden Umarmung erfreuen; die Erde zittert, die Sonne wendet ihr Antlitz; ein Blitz zerstört den Palast; aus den Trümmern schlägt ein Ton des Jammers; ihr Vater ist's, durchbohrt vom Stahl, fliehend vor einem Gespenst; es ist ihre Mutter, es reicht ihr das Eisen, verschwindet; sie will fliehen, man ruft: verweile! Es ist Orest; eine höhere Macht zwingt sie, ihm das Herz zu durchbohren. Was hier die Musik, ein „begleitetes Recitativ", an schaurig wahrer und doch unendlich hoheitsvoller Darstellung erreicht hat, ist, wie Grimm ahnte, mehr als Gesang. Dem Wörterbuch der Aesthetik fehlt dafür das Wort, wenn es nicht — höchste Meisterschaft heißt. Von eigenthümlicher, aber, wenn man recht darüber nachdenkt, einzig dem Zweck entsprechender Wirkung sind die Chöre der Priesterinnen. Dichterisch sind sie rein contemplativ, ähnlich dem antiken Chor, gehalten. Der Musiker hat sie einfach declamatorisch, in Bezug auf Melodie ganz schmucklos behandelt. In ihrer unausgesetzten Zweistimmigkeit machen sie im ganzen einen etwas an klösterliche Zimperlichkeit erinnernden Eindruck. Das war aber gerade das klug gewählte Mittel, sie zur Folie der dadurch mehr hervortretenden Figur der Oberpriesterin zu machen, deren geistiger Herrschaft sie sich unbedingt unterwerfen. Nur darf ihnen nicht der posaunen-begleitete Schlußchor des zweiten Actes, ein heidnisches Requiem, das die antiken Nonnen dem todtgeglaubten Orest singen, aus angeblichen Regiegründen genommen werden. Eine hervorragende Zierde des ersten Actes ist auch die großartige Arie (A-dur) der Iphigenie „O toi qui prolongeas mes jours", eines jener seltenen Musikstücke, welche an Zauber des ersten großen Eindrucks nie verlieren können, wäre es durch hundertmalige Wiederholung. Ihr gegenüber steht die Arie (H-moll) des halb wilden Thoas als Marksteín urwüchsiger, unbändiger Kraft: „De noirs pressentiments mon âme intimidée". Auch in dieser finden wir wieder jene unvergleichliche Wirkung, welche Gluck mit einer „einzigen Note" erzielen kann. Nachdem der Satz auf dem Cis-moll-Accord *ff* mittelst Fermate innegehalten, werden die Worte „Tremble, ton supplice s'apprête" überraschend auf dem von dem Streichorchester und den Hörnern piano angeschlagenen d im vertangsamten Tempo declamirt. Wie überzeugend dies die bleiche Furcht des abergläubischen Barbaren vor Augen führt, ist unsagbar. In einen noch schärferen Gegensatz als dieser König setzt sich zum edlen Griechenthum das nun herbeistürmende scythische Volk, welches unter dem Schalle der Becken und türkischen Trommel die beiden gefangenen Griechen wild jubelnd zum lang-

Digitized by Google

entbehrten Menschenopfer herbeischleppt. Sowohl die Chöre als auch die Tänze dieser Barbaren sind höchst charakteristisch, ohne deßwegen auch nur an einer Stelle in jene musikalische Trivialität herabzusinken, deren sich Gluck einst bei der Composition von „Paris und Helena“ in falscher Consequenz seiner Reformideen zu rühmen vermaß. Namentlich ist es der rhythmisch packende Männerchor „Il nous fallait du sang“ (eine Mischung von D-dur und H-moll, wobei letzteres siegt) mit seiner unsterblichen Unisono-Stelle „affrons leur sang en sacrifice“ (den Göttern wollen wir es weihen!), welcher lebhaft bedauern läßt, daß die „im Kopfe fertigen“ germanischen Bardenchöre in Klopstocks „Hermannschlacht“ nicht aufgeschrieben worden sind. In ihm feiert der moderne deutsche Männergesang seine Entstehung. Auch das Ballet dieser Scythen, das einzige in der ganzen Oper, ist nicht minder großartig und charakteristisch und hat als Attribut der Handlung eine höhere Bedeutung gewonnen.

Der zweite Act ist als Ganzes Glucks vollkommenste Leistung. Würde man eine Mustersammlung einzelner Acte aus berühmten Opern veranstalten, man müßte diesen Act voranstellen, und es würde schwer halten, noch zwei vollkommen ebenbürtige zu finden. Nicht nur, daß in den beiden Männergestalten Orestes und Pylades zwei gleich edle, aber in ihren Anlagen doch grundverschiedene Charaktere von sicherer Künstlerhand in unnachahmlicher Plastik ausgeführt sind, sondern noch mehr die stetige Steigerung zum Gewaltigsten: Orestes' Traum von den Eumeniden und die allmähliche Rückkehr zur versöhnenden Ruhe: seine Todtenfeier ist das von Dichtung und Musik gemeinsam errungene Meisterstück, welches seines gleichen vor- und nachher schwerlich gefunden haben dürfte. Und betrachten wir die einzelnen Nummern, so sehen wir, daß jede in ihrer Art ein Unicum dramatisch-musikalischer Erfindung und gedrungener Ausführung ist, von der Kerkerluft athmenden Einleitung des recitativischen Zwiegesprächs der Freunde bis zum Schlußchor der Priesterinnen. Da schreiten die wild aufgeregte Arie des exaltirten Orest „Dieux qui me ponrsuivez“ (D-dur, Allegro, vom vollen stürmischen Orchester mit Trompeten und Pauken begleitet) und die sanft beruhigende des Pylades „Unis de la plus tendre enfance“ (A-dur, Graziosa) verbunden mit fein gezeichneten Recitativen als ewige Mustergebilde einer classischen Epoche einher. Musikalisch besonders merkwürdig an der ersten ist die Durtonart als Ausdruck der Verzweiflung. Das Genie findet seine eigenen Wege. Daß dieses D-dur hier die einzig richtige Tonart ist, wird jeder Musiker fühlen, ohne sich über das „warum“ klare Rechenschaft geben zu können. Ueberhaupt wird eine achtsame Revue der Tonarten in Glucks Opern, besonders aber in dieser Iphigenie, zu dem Schluß führen, daß Gluck schon von diesem Gesichtspunkt allein betrachtet sich als geborener Musiker manifestirt. Schlimm sind daher die Transpositionen; leider werden sie nur allzu oft in den Männerrollen nöthig, weil diese, namentlich die Baßrollen, für die hohen Stimmen der Franzosen geschrieben sind. Als die Oper in den fünfziger Jahren in München unter Lachner gegeben wurde, war der unvergeßliche Tenor Martin Härtinger gerade der richtige Sänger für den im Baßschlüssel geschriebenen Orest. Das Andenken an diesen Meister des Gesanges und der dramatischen Darstellung hiemit nur gestreift zu haben, ohne es für einen Moment festzuhalten, ist uns unmöglich. Seine gesanglich und schauspielerisch eminente Interpretation des Orest hat uns in unsrer Jugend das Verständniß und die Verehrung Glucks erschlossen. Ein Sänger ohne diese Schauspielkunst gerade in der nun folgenden Scene wäre ein automatisches Instrument. Wir stehen bei der Stelle, wo Orest, im Kerker allein gelassen, die Landesgötter beschwört, ihn zu zerschmettern, worauf dann jene unheimliche Ruhe eintritt, welche Gluck in der Orchesterbegleitung mit der berühmten Vibration der Viola auf a scheinbar falsch wiedergibt. In einer der Proben in Paris bemerkte jemand im Orchester: „Das ist ja nicht ruhig!“, worauf Gluck ausrief: „Er lügt! er lügt!“ Die Seele des Orest ist noch tief erregt, sie ahnt den Besuch der unterirdischen grauen Gäste, aber die körperliche Ermüdung paralysirt die Lebensgeister. Wie Härtinger die Invocation mit der ganzen Großartigkeit der Gluck'schen Absicht wiedergab, so war auch seine Scene der angeblichen Ruhe ein in jedem Moment durchdachtes Meisterstück in Gesang und Spiel. Während die Stimme allmählich zu versagen schien, spielte er sich von einem Ende der breiten Münchenee Bühne — entsprechend der Bewegung des Orchesters — zum andern hinüber, um dort auf den Ruhestein zu gleiten. Niemand gewahrte die Absicht des technischen Kunststückes, denn man blieb in geistigen Fesseln gebannt; aber jeder Moment hätte der Photographie eine edle Aufgabe geboten — schade, daß sie damals noch nicht erfunden war! Doch nicht den ausübenden Künstler, nein, Gluck wollten wir preisen, der hier selbst Schauspieler und Musiker zugleich und dadurch fähig war, jenem einen so herrlichen Doppelwirkungskreis zu eröffnen.

Für das Auftreten der Erinnyen hat Gluck einen pantomimischen Orchestersatz geschrieben, dessen gewaltiger Anfang mit der Einleitung zur erwähnten Invocation gleich ist; nur treten jetzt, die Qualität der finsteren Herrschaften andeutend, die Posaunen ein, welche auch in der Folge das Färbemittel abgeben, sobald von jenen die Rede ist. Die Schilderung dieser grausen Gestalten ist, wie wir im Orpheus gesehen, Glucks ureigene, von keinem getheilte Domäne; nur machen sie hier als Verkörperungen von Orests Gewissensbissen und im Gebiete der Lebenden einen noch schrecklicheren Eindruck. Die drei Schlußtacte des an ein „Dies irae“ erinnernden mächtigen Chors weisen einer allenfalls zweifelnden Regie den richtigen Weg. In Orests Stimme heißt es (in der authentischen Partitur) über den Worten „Ma mère! Ciel!“ deutlich: „à Iphigénie“. Orest hält die eben eintretende Iphigenie für seine Mutter. Es ist also nicht richtig, diese als Gespenst erscheinen zu lassen. Den dramatischen Höhepunkt des Actes hält noch das nun folgende Zwiegespräch zwischen Bruder und Schwester fest, welches der letzteren die traurige Bestätigung ihres Schreckenstraumes bringt. Auch in diesem „begleiteten Recitativ“ hat die Musik mit den einfachsten Mitteln sich — nicht des Wortes, sondern des Gedankens mit so souveräner Kraft bemächtigt, daß man, tief ergriffen, ganz vergißt, es sei Musik, es seien Noten, die man da hört. Die Situation wird lyrisch ausgebeutet durch die schon erwähnte Arie, die einst in Glucks früherer Laufbahn eine Controverse der Fachmusiker hervorgerufen, durch Durante aber eine Ehrenrettung erfahren hatte. Hier, auf den Text „O malheureuse Iphigénie!“ ꝛc. paßt sie, wie wenn sie nur auf diesen hätte erfunden werden können. Der ungemein edle Gesang, getragen vom sanften Wogen des Orchesters, über dem wieder die schmerzbeladene Oboe elegisch dahinschwebt, gibt er nicht ganz den harmonischen Charakter der Heldenjungfrau, der ergebenen Priesterin wieder? Und wie besänftigend schließt sich ihrer Klage der an ihrem Schicksal mitbetheiligte Chor der Priesterinnen an! Mit dem Schlußchor hat sich Gluck, wie er in seinem Leben wohl sehr oft that, selbst plagiirt. Aus dem Jubelchor in der ersten Iphigenie „Que d'attraits! que de Majesté!“ ist der Trauerchor „Contemplez ces tristes apprêts“ geworden. Wie war das möglich? Die Mittel der Musik sind oft sehr mysteriös, eine Kleinigkeit kann ein Stimmungsgegentheil hervorrufen. Hier ist es zunächst der Zusatz der Posaunen, deren Grabeston das neutrale C-dur vorläufig mit Ernst anhaucht; dann tritt nach dem achten Tact das

Digitized by Google

Moll ein und die Stimmung der Todtenklage ist fertig. Es ist eine Art Zauberstückchen, aber es ist vollständig gelungen; die klagende Zweistimmigkeit hat auch etwas dazu beigetragen. Der Act schließt würdevoll und bedeutend, wie ja auch die ganze Oper, aus welcher hiemit nur noch das unvergleichliche, rührende Arioso des Orestes „Que ces regrets touchants pour mon coeur ont de charmes ꝛc." im 4. Act hervorgehoben sei. Es sind ohne die Schlußnote nur 10 Tacte (H-moll in mäßigem Tempo); aber welch ein Gesang! Man fühlt, wie der Trost mitleidiger Thränen dem Unglücklichen, kurz vor dem vermeintlichen Tode die gestörte Seelenharmonie zurückgibt. —

Eine des Meisters würdige, seine künstlerische Bedeutung im Kern erfassende und nach allen Seiten abwägende Biographie, wie z. B. diejenige Mozarts von Otto Jahn, ist zur Zeit noch nicht geschrieben. Anton Schmids „Christoph Willibald Ritter v. Gluck. Dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Ein biographisch-ästhetischer Versuch ꝛc." ist gewiß eine hochschätzbare, verlässige Arbeit in Bezug auf Eruirung und Zusammenstellung historischer Daten; nach dieser Richtung konnte Verfasser dieser Aufsätze auch ausgiebigen Gebrauch von ihm machen; aber Schmid ist kein eigentlicher Kunstkenner. Als solcher ist zwar Bernhard Marx, der ja eine Compositionslehre schrieb, in seinem Buche „Gluck und die Oper", dem wir auch manche unserer thatsächlichen Mittheilungen entnommen haben, anzuerkennen, doch beruhen viele seiner ästhetischen Raisonnements auf Anschauungen, welche man bereits ruhig zu den veralteten zählen kann. Der Zweck dieser unserer Aufsätze war kein anderer, als wieder einmal an den Meister und seine Werke, welche immer mehr vom Repertoire unsrer großen Opernhäuser verschwinden, zu erinnern. Daß das gegenwärtige Publicum denselben mehr Empfänglichkeit und Interesse entgegenbrächte, als wir es in den bezeichneten Jahrgängen — wo man die Iphigenia auf Tauris selbst mit glänzender Besetzung nicht halten konnte — erlebt haben, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Möchte zunächst in München Hr. Intendant Possart sein überlegenes Regietalent diesem gewiß nicht verlorenen Posten zuwenden!

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Seelenkunde des Menschen als reine Erfahrungswissenschaft. Von Professor Dr. Moriz Benedikt. Leipzig, O. R. Reisland 1895. — Die Schwierigkeiten, welche psychische Erscheinungen dem Verständniß entgegensetzen, sind zu einem ansehnlichen Theile formaler oder logischer Art. Wir haben uns nämlich gewöhnt, psychische und materielle Vorgänge als ihrem ganzen Wesen nach verschieden, durchaus unvergleichbar allen anderen anzusehen. Dieser Uebung ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß uns die psychischen Erscheinungen als spontane, autonome Aeußerungen eines sich selbst angehörenden Substrats, das eigenen Gesetzen folgt und in dessen Gebiet ein völlig anderer Causalzusammenhang herrscht, entgegentreten. Daher kommt es, daß wir psychischen Erscheinungen eigentlich ganz verständnißlos gegenüberstehen und genöthigt sind, dieselben durch sie selbst zu begreifen, was gerade so unangemessen ist, wie wenn wir die Größe eines Gegenstandes durch seine eigene Größe bestimmen und ausdrücken wollten. Der Causalnexus zwischen Psychischem und Materiellem erscheint gänzlich aufgehoben, aber nicht weil er wirklich fehlt, sondern weil wir ihn grundsätzlich leugnen. Wir sehen das Band nicht, welches beide verknüpft, weil wir es nicht sehen wollen. Wir selbst haben uns die Möglichkeit abgeschnitten, Merkmale und Functionen zu entdecken, welche dem Grund einer begrifflichen Verknüpfung zwischen beiden abgeben könnten. Was aber nicht begrifflich verknüpft ist, das kann auch nicht auseinander erläutert, nicht analogisirt werden. In Wahrheit beruht aber alles Verstehen darauf, daß wir in einem Vorgange etwas entdecken, worin er einem anderen, uns geläufigeren vergleichbar erscheint, d. h. sich diesem analog verhält. Alles Verstehen ist eben im wesentlichen nur ein Vergleichen, Analogisiren und Identificiren ungleichartiger Vorgänge auf Grund gleichartiger Merkmale. Man muß also den intellectuellen Muth und die wissenschaftliche Einsicht haben, das begrifflich zusammenzufassen, was willkürlich und aus Rücksichten, welche die Wissenschaft nicht zu beachten hat, getrennt worden ist. Diesen Muth nun und diese Einsicht besitzt Professor Benedikt; er erkennt einen fundamentalen Unterschied zwischen materiellen und psychischen Vorgängen gar nicht an, sondern definirt gleich am Eingange also: Die größte mechanische Leistung in der Natur ist die Umsetzung von äußeren physikalischen und von inneren biochemischen Kraftäußerungen in die seelische Kraftäußerung des Bewußtseins und in die Seelenkräfte des Denkens, Fühlens und Wollens. Das Gehirn bezeichnet er als die Hauptumsetzungsvorrichtung, deren Leistung schon durch die eigenartige Anleitung vermittelst der Nerven vorbereitet ist. Die Leistungsfähigkeit und die Leistungen dieser Umsetzungsvorrichtung zu erforschen, ist ihm die alleinige Aufgabe der wissenschaftlichen Psychologie. Die grundlegenden Seelenvorgänge, die fundamentalen Aeußerungen jener Kraftleistung sind nach ihm Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe. Die Wahrnehmung wird definirt als das Bewußtwerden eines inneren Reizes in Beziehung zu einem äußeren Reize. Die Vorstellung ist die Wiedererzeugung einer Wahrnehmung oder das Erinnerungsbild derselben, aber unabhängig von dem Gegenstande, welcher der Wahrnehmung ursprünglich zu grunde lag. Begriffe entstehen, indem das Gemeinsame der Erregung durch verschiedenartige Dinge gesondert und festgehalten wird. Die von den ursprünglichen Eindrücken losgelösten Vorstellungen und Begriffe können wiederum nach ihren gemeinsamen Merkmalen verbunden werden und so entstehen, indem dieser Vorgang sich wiederholt, aus niederen Begriffen höhere und schließlich die höchsten oder abstractesten. Die von den ursprünglichen Eindrücken losgelösten Vorstellungen und Begriffe niederer und höherer Ordnung bedingen das Wesen des eigentlichen oder wissenschaftlichen Denkens und bilden in ihrer Gesammtheit den wissenschaftlichen Verstand. An diesen wenigen Grundbestimmungen müssen wir uns hier genügen lassen und wollen nun zusehen, worin das von Benedikt beobachtete logische Verfahren von dem sich unterscheidet, welches die speculative Psychologie innehält. Nach ihr ist der Träger und die oberste Ursache der psychischen Vorgänge, des Empfindens, Fühlens, Wollens und Vorstellens, des höheren und des niederen, des anschaulichen und des abstracten oder begrifflichen Denkens die Seele, ein immaterielles Substrat, auf welches die Gesetze der materiellen Welt keine Anwendung finden. Dadurch, daß die anschauliche Welt auf die Seele wirkt, daß Reize von ihr ausgehen, werden Empfindungen in dieser ausgelöst und entstehen in weiterem Fortgange Vorstellungen und Begriffe, wodurch wir den Weltlauf verstehen und bis zu einem gewissen Grade auch vorhersehen vermögen. Ist es nun schon sehr schwer, auszumachen, wodurch Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe sich in der speculativen Psychologie unterscheiden, warum wir in dem Gange unsrer intellectuellen Entwicklung die einen Begriffe als falsch und die anderen als wahr erkennen, jene ausscheiden und diese beibehalten — beide werden ja von der Seele producirt und diese folgt darin nur ihren eigenen Gesetzen —, so ist es für uns gänzlich unfaßbar, wie eine materielle Welt auf eine immaterielle Seele sollte wirken und diese zur Bethätigung ihrer Functionen veranlassen können. Wir halten uns hier ganz an die Auffassung des Hrn. v. Helmholtz, welche also lautet: „Unter dem viel gemißbrauchten Ausdruck ‚sich vorstellen' oder ‚sich denken können', wie etwas geschieht, verstehe ich — und ich sehe nicht ein, wie man etwas anderes darunter verstehen könne, ohne allen Sinn des Ausdrucks aufzugeben —, daß man sich die Reihe der sinnlichen Eindrücke ausmalen könne, die man haben würde, wenn so etwas in einem einzelnen Falle vor sich ginge." Es ist klar, daß uns demnach von einer Wechselwirkung von Seele und Körper absolut nichts bekannt ist und wir uns darunter gar nichts Deutlichen vorstellen können. Seele und Körper stehen gegensätzlich und völlig unbegriffen einander gegenüber, es bietet sich ein Dualismus an: auf der einen Seite steht die Seele, auf der andern der Körper und zwischen beiden befindet sich eine Kluft, welche durch keine Brücke verbunden werden kann. Alle diese Schwierigkeiten beseitigt man mit einem Schlage, wenn man die begriffliche Vermittlung anerkennt, welche Benedikt gewählt. In dürftigster Kürze läßt sich seine Auffassung nach wohl so ausdrücken: Die von der anschaulichen Welt ausgehenden Reize sind Kraftleistungen oder äußere Energien, welche, indem sie auf das Nervensystem wirken, durch Umsetzung zu Kraftleistungen

Digitized by Google

unseres Nervensystems, d. i. zu inneren Energien oder Anschauungen, Vorstellungen u. s. w. werden. Der Verstand ist dann eine zweckmäßig angeordnete Reihe von Anschauungen, Vorstellungen und Begriffen, welche uns befähigen, Ursprung und Verlauf äußerer oder gegebener Energien nach Maßgabe ihrer Analogie mit den in uns vorhandenen zu erkennen und zu erschließen. Welt und Intellect werden auf diese Weise zu Gliedern einer und derselben Reihe, die sich gegenseitig interpretiren und corrigiren. Einerseits erkennen und bestimmen wir Ursprung und Verlauf äußerer Erscheinungen nach Verhältniß unserer, sei es selbst erworbenen oder bloß überlieferten Vorstellungen, andrerseits corrigiren wir fortwährend diese Vorstellungen durch die wirkliche Aufeinanderfolge der Dinge und scheiden nach und nach alles aus, was durch den Weltlauf selbst nicht begründet werden kann und uns rohen anthropomorphistischen Annahmen herstammt. Der wissenschaftliche Verstand in seiner höchsten Reinheit würde dann schließlich nur der logisch geordnete Ausdruck der Weltgeschehnisse sein und unsre Vorstellungen würden dann nichts enthalten, was nicht durch den Verlauf der Dinge sich als wahr begründen ließe. Man sieht, daß die Vortheile der von Professor Benedikt getroffenen logischen Anordnung höchst beträchtlich sind; denn die Welt so zu denken und zu erkennen, wie sie ist, nur das kann das Endziel der wissenschaftlichen Forschung bilden. Und erst in dem Maße, als wir uns diesem nähern, haben wir Aussicht, bestimmend und lenkend in den Weltlauf selbst einzugreifen, können wir daran denken, sogenannte ideale Bedürfnisse auf reelle Weise zu befriedigen. Aber selbstverständlich kann auch dies nur innerhalb des Rahmens der Naturgeschehnisse erfolgen. Denn über die Natur selbst können wir nicht hinaus, wir können nur insoweit den Ablauf ihrer Erscheinungen beeinflussen, als wir die Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung kennen und es uns möglich ist, andere natürliche Ursachen einzusetzen und so andere Wirkungen zu bedingen. Die Art und Weise, wie man heute noch ideale Bedürfnisse befriedigt, läuft nicht nur meist auf eine eitle „Luftbaumeisterei" hinaus, sondern inaugurirt auch, was noch viel bedenklicher ist, eine Fälschung der wirklichen Sachlage. Dies betrifft insbesondere den Menschen und seine Stellung zur Natur und unsre Ansichten über dessen sociale und sittliche Entwicklung. Der Mensch soll das nicht sein, was er wirklich ist, nämlich ein bloßes Naturwesen, und doch bildet gerade diese Erkenntniß den allein richtigen Ausgangspunkt. Wenn Benedikt sagt: „Je mehr wir den Menschen als Naturgeschöpf betrachten lernen, desto klarer werden wir sehen und desto besser werden wir die guten Eigenschaften zu benutzen und die unverbesserlichen schlechten zu lähmen wissen," so liefert er für die Richtigkeit dieser Auffassung durch sein eigenes Werk den besten Beweis, daß die schwierigsten Probleme mit einer Klarheit, Ueberlegenheit und Einfachheit durchdringt, behandelt und auflöst, daß wir ihm in unsrer Zeit schwerlich etwas Besseres an die Seite zu stellen haben. — Auch die übrigen mit der Psychologie in Verbindung stehenden Fragen behandelt Benedikt in gleich vorzüglicher Weise. Dies gilt insbesondere von den ethischen und rechtsphilosophischen Problemen, dem Problem der Willensfreiheit, der Erziehungs- und Fragenfrage u. s. w. In Bezug auf die Willensfreiheit sei der schöne Satz hervorgehoben: Seelische Reichthum führt zu seelischer Freiheit. Diese wird dann später in folgender trefflicher Weise erläutert: „Je besser und reicher der Seeleninhalt ist, je besser er beim Entschlusse zur Geltung kommt, desto weniger besteht „triebartiges Drang", je ärmer und schlechter, desto mehr springt jeder Drang triebartig in Thätigkeit über. Die Unterordnung des triebartigen Drangs unter die sittliche und unter die Denk-Vernunft durch gute Anlage und reiche Entwicklung ist das, was die Wissenschaft als Freiheit des Willens bezeichnen lassen darf. Diese Unterordnung wird durch die höhere Anlage und Entwicklung ermöglicht und erhält ihre Richtung durch die Eigenschaft des Menschen, ein Gesellschaftsgeschöpf zu sein und sich seiner dauernden Lebensbedingungen und seines Verhaltens zur Natur bewußt zu werden." Wir meinen, daß diese Auffassung des Freiheitsproblems von selten eines Denkers, den man nach üblicher Sitte den Materialisten zurechnen wird, nach denjenigen vollkommen befriedigend erscheinen müsse, die in allen übrigen Punkten dem sogenannten Materialismus feindlich gegenüberstehen. Doch müssen wir noch daran erinnern, daß auch Stuart Mill, L. Feuerbach u. a. das Freiheitsproblem von denselben Gesichtspunkten aus beurtheilten. — Alles in allem genommen, haben wir in Benedikts Seelenlehre ein treffliches, des größten Lobes würdiges Werk, ein Werk voll klarem Verstandes, reiner Sittlichkeit und aufrichtigster Menschenliebe, durchaus wissenschaftlich und frei von jenen Auswüchsen einer ungezügelten Phantasie und Streberei, die vielen „modernen" Producten unsrer in einer stürmischen Gährung befindlichen Zeit anhaftet, in der so viel Unreifes, Unfertiges an die Oberfläche gerissen wird; Erscheinungen, die auch Benedikt unter den Stichworten Epochenmacher, Sophisten, Paradoxenretter, zum Theil auch unter den Themen des homme ennuillé treffend gewürdigt hat.

Albrecht Rau.

* **Kunsthistorisches Institut in Florenz.** Die Commission zur Gründung eines kunsthistorischen Instituts in Florenz geht gegenwärtig mit der Absicht um, die Angelegenheit um einen wichtigen Schritt zu fördern, soweit die bisher gesammelten Mittel ein solches Vorgehen gestatten. Die Commission hat sich neuerdings um einige Ausländer verstärkt, zu denen auch der soeben verstorbene L. Courajod in Paris gehören sollte; sie besteht im Augenblick aus den HH.: A. Bayersdorfer in München, G. v. Bezold u. H. Boesch in Nürnberg, P. Clemen in Bonn, S. Colvin in London, L. Dietrichson in Christiania, B. Haendcke in Königsberg, C. Hofstede de Groot im Haag, H. Hymans in Brüssel, F. X. Kraus in Freiburg, Graf Lanckoronski und C. v. Lützow in Wien, Baron F. v. Marcuard in Florenz, J. Neuwirth in Prag, A. v. Oechelhäuser in Karlsruhe, A. Schmarsow in Leipzig, H. Semper in Innsbruck, H. Thode in Heidelberg, R. Vischer in Göttingen, Ch. Waldstein in Cambridge, H. Weizsäcker in Frankfurt a. M. und M. G. Zimmermann in Berlin.

* **Freiburg i. Br.** Der ordentliche Professor des Civilrechts in der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Universität, Dr. Albert Gebhard, ist auf sein Ansuchen unter Anerkennung seiner langjährigen Dienste in den Ruhestand versetzt worden.

* **Breslau.** Der praktische Arzt Dr. med. Hermann Stuhr ward als Assistent des anatomischen Instituts an Stelle des ausgeschiedenen Assistenten, Privatdocenten Dr. Endres, berufen.

* **Wien,** 27. Aug. Im kommenden Wintersemester werden an der hiesigen Universität mehrere ernannte Professoren, deren Berufung infolge des Abgangs durch Tod und Pensionirung nothwendig geworden war, ihre Lehrthätigkeit eröffnen. Der Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Emil Brunnenmeister (rechts- und staatswissenschaftliche Facultät), Professor Dr. Karl Stooß, hält ein fünfstündiges Colleg über österreichisches Strafrecht; Professor Dr. Laurenz Müllner, der bisher nur an der theologischen Facultät gewirkt hat und an die philosophische als ordentlicher Professor berufen worden ist, kündigt ein Collegium über praktische Philosophie an; ferner liest er: Metaphysische Kosmologie, mit besonderer Rücksicht auf die Kant-Laplace'sche Weltbildungs-Hypothese und die Darwin'sche Selectionslehre; Professor Dr. Friedrich Jodl liest gleichfalls über praktische Philosophie, sowie über Geschichte der neueren Philosophie bis Kant mit Einleitung über die antike und mittelalterliche Philosophie, schließlich über die Schopenhauer'sche Philosophie; der dritte neue Ordinarius an der philosophischen Facultät, Professor Dr. Friedrich Marx, kündigt ein Colleg über Geschichte der römischen Literatur bis Augustus und ein Colleg über Horatius' Satiren an.

* **Gothenburg.** Andrée's „Virgo" traf am 29. August hier ein. Andrée empfing ein herzliches Telegramm von Nordenskjöld und 10,000 Kronen für die nächste Expedition von Großhändler Burmann.

* **Christiania.** „Verdens Gang" veröffentlicht jetzt den ersten Bericht des Kapitäns Sverdrup über die Fahrt des „Fram", nachdem Nansen das Schiff am 14. März 1895 verlassen hatte. In der ersten Zeit war das Eis sehr ruhig und die Trift gering, dagegen erhielt man Ende April gute Trift westwärts, und am 22. Juli war der „Fram" auf 84 Gr. 50′ nördlicher Breite und 73 Grad Ost. Es wurde zu dieser Zeit viel Schraubung beobachtet, doch erreichte sie das Schiff nicht. Hienach setzten südwestliche und westliche Winde ein, die den „Fram" den Sommer über ost- und nordwärts zurücktrieben. Erst im October begann wieder die günstige Trift und sie blieb den Herbst und Winter über besser denn jemals. Am 16. October 1895 war der „Fram" auf der höchsten Breite, die erreicht wurde, nämlich 85 Gr. 57 Min. und 66 Gr. Ost. Mitte Februar war das Schiff 84 Gr. 20 Min. und 24 Gr. Ost, aber jetzt lag es still bis Mai, wo es wieder südwärts zu treiben begann, bis es am 19. Juli auf 83 Gr. 14 Min. und 14 Gr. Ost war. Hier wurde das Schiff losgesprengt und begonnen, es vorwärts zu forciren. Während dieser ganzen Trift war der „Fram" häufigen und gewaltigen Schraubungen ausgesetzt, doch keine war

Digitized by Google

so bösartig wie diejenige, von der Nansen berichtet hat. Die erste Zeit nach der Abreise Nansens hatte man damit zugebracht, die aufgeschraubten Eismassen fortzuschaffen, die sich gegen „Frams“ Seite aufgethürmt hatten. Gerade als der letzte Rest Ende März beseitigt war, barst das Eis kreuz und quer beim Schiff, und es bildete sich eine Wasserspalte. In dieser Oeffnung begannen bald starke Schraubungen und das Eis sprang völlig auf, so daß das Schiff Ende Juli eines Tages fast ganz in offenem Wasser lag, und ein Sprengschuß genügte, es völlig vom Eise zu befreien. Nach dieser Sprengung stürzte der „Fram“ mit donnerndem Getöse vom Eise ins Wasser wie ein Schiff, das vom Stapel geht. Nachdem das Schiff in eine sichere Stelle des Eises gebracht worden war, fror es im August wieder fest. In diesem Jahre war die Eisschraubung im Vergleich zum vorigen Sommer von wenig Bedeutung. Während einer Woche im Juni, als gerade Ebbe und Fluth herrschte, war der „Fram“ beständig großen Schraubungen ausgesetzt, die durch die wechselnden Ströme hervorgerufen wurden. Er wurde dann regelmäßig ein- oder zweimal täglich in Manneshöhe oder noch höher gehoben, so daß der Boden über dem Eise zu sehen war. Aber auch hiebei erwies sich der „Fram“ als ein überlegenes Eisschiff. Er hob sich bei den Schraubungen, ohne daß der mindeste Laut in den Balken oder im Holzwerk hörbar wurde. So kam es auch, daß niemand selbst bei den gewaltsamsten Schraubungen aufwachte; erst als man Morgens auf Deck kam, sah man, daß das Schiff hoch auf dem Eise stand. Die Meerestiefe war während der Zeit ungefähr dieselbe wie vor der Abreise Nansens, nämlich 1800 bis 1900 Faden (3500—3700 Meter). Die Wassertemperatur hielt sich ebenfalls so ziemlich unverändert, doch wurde die warme Schicht des Golfstromes westwärts etwas mächtiger. Proviantdepots, Boote, Kajaks und alle nothwendige Ausrüstung wurde beständig in der Nähe des „Fram“ auf dem Eise gehalten, wenn etwa Feuer oder ein anderes unvorhergesehenes Unglück eintreten sollte. Die Zeit verging angenehm wie bisher, und eine bessere Expedition läßt sich kaum denken. Die Hauptarbeit war, die gewöhnlichen Beobachtungen vorzunehmen, zu schlafen, zu essen und zu trinken. Die Gesundheit war die ganze Zeit hindurch die beste. Als das Eis diesen Sommer anfing, seine Kraft zu verlieren, wurden alle Anstrengungen darauf verwandt, den „Fram“ los zu bekommen, was in dem schweren aufgeschraubten Eis nicht so leicht war. Endlich glückte dies aber doch nach einigen Tagen harter Arbeit und durch Anwendung vieler Minen von gegen 50 Kilogramm Pulver. Schießbaumwolle erwies sich hiebei am besten. Vom 19. Juli bis 13. August forcirte man einen Weg durch etwa 70 Kilometer dichtes Eis fürwärts. Das Eis war durchgehends so hoch und in so großen Schollen, daß man nicht mit dem Fernrohr darüber hinwegsehen konnte. Dies sah oft trostlos aus, und wenn der „Fram“ nicht ein so vorzügliches Schiff gewesen wäre, würde es nutzlos gewesen sein, durch solche Eismassen einen Weg zu forciren. Unter Dampf drängte sich der „Fram“ Stück für Stück vorwärts, und wo es zu arg war, brach man sich durch Sprengen eine Oeffnung. Am 14. August, dem Tage, da Nansen und Johansen in Vardö eintrafen, kam man aus dem Eise heraus, und nicht lange danach traf der „Fram“ ein Fahrzeug aus Tromsö, dessen Capitän, Bottolfsen, sofort an Bord kam. Zuerst fragte man natürlich nach Nansen und Johansen, und da dieser Eismeerfahrer darüber noch keine Auskunft geben konnte, wurde die Stimmung sehr gedrückt, und nur wenige hegten die Hoffnung, sie dereinst wiederzusehen. Da die Expedition erfuhr, daß Andrée auf der Dänischen Insel war, fuhr man dorthin, dann beschloß man, da auch Andrée nichts wußte, nach Norwegen zu gehen und eventuell sofort wieder die Reise nach Franz Joseph-Land anzutreten, um Nansen und Johansen zu suchen. Denn der „Fram“ war jeden Augenblick zu einer neuen Polarfahrt fertig, er hatte volle Ausrüstung an Proviant ꝛc. an Bord. Auch Kohlen waren noch ein gut Theil vorhanden, doch wollte man für solchen Fall noch mehr einnehmen. Um so froher war das Wiedersehen. Zu dem Sverdrupschen Bericht setzte Nansen folgende Worte: „Hiezu habe ich gegenwärtig nichts hinzuzufügen, außer daß der „Fram“ ebenso stark und sicher wie früher aussieht, und daß Sverdrups eigener Bericht zeigt, wie meisterlich er sein Schiff geführt und wie stark er es aus dem Polareise zurückgebracht hat, das nach der Prophezeiung kluger Köpfe das Schiff und uns vernichten sollte.“

* **Dorpat.** Dr. N. K. Tscheemai, bisher Prosector am Katheder der Histologie in der Peterhofer militär-medicinischen Akademie, ist zum außerordentlichen Professor für Histologie, Embryologie und vergleichende Anatomie an der hiesigen Universität an Stelle des Prof. Barfurth ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 26. bis 28. August folgende Schriften eingegangen:

Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Concurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. 5. Bd.: Königreich Sachsen; Arbeiten aus dem Volkswirthschaftlich-statistischen Seminar der Universität Leipzig. 2. Theil. 7. Bd.: Königreich Preußen, 3. Theil. (Schriften des Vereins für Socialpolitik. 66 u. 68.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Karl Rathgen: Englische Auswanderung und Auswanderungspolitik im 19. Jahrhundert. Einwanderung und Einwanderungsgesetzgebung in Nordamerika und in Brasilien. Von Richmond Mayo-Smith und R. A. Hehl. (Schriften des Vereins für Socialpolitik. 72.) Ebd. 1896. — Der Personalcredit des ländlichen Kleingrundbesitzes in Deutschland. Berichte und Gutachten veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. 1. Bd. Süddeutschland. (Schriften des Vereins für Socialpolitik. 73.) Ebd. 1896. — Export-Hand-Adreßbuch von Deutschland nebst General-Zoll-Tarif aller Staaten und Colonien 1896/97. Bearbeitet von Dr. H. Klinckmüller. 6. Jahrg. Berlin, P. Stanlewicz 1896. — Dr. Joseph Müller: Erlaubt die Kirche die endliche Ableugnung einer wissentlichen Thatsache? Vertheidigung der katholischen Kirche gegen Jesuiten und Ehrendomherren. München, Franz u. Mühlthaler 1896. — Adolf Stoll: Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken. Cassel, Th. G. Fischer u. Comp. 1896. — Karl Vollmöller: Ueber Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichts. Erlangen, Fr. Junge 1896. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Hggb. von der Badischen Historischen Commission. N. F. Bd. 11. Heft 3. Karlsruhe, J. Bielefeld 1896. — Alexander Brody: Schneewittchen. Roman aus dem Ungarischen. Leipzig, Robert Friese 1896. — Gyp: Vornehme Dilettanten und andere Novellen. Uebersetzt von Laura Frei. Ebd. 1896. — Heinrich Hart: Das Lied der Menschheit. Epos in 24 Dichtungen. Bd. 3. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge 1896. — Classischer Bilderschatz. Hggb. von F. v. Reber u. Ad. Bayersdorfer. 8. Jahrg. Heft 23. September 1896. München, Friedr. Bruckmann. — Neueste Handkarte der Gebiete um den Nordpol. Maßstab 1:20,000,000. Bearb. von A. Herrich. Glogau, Carl Flemming. — Uebersichtsblättter zu den Kartenwerken des kgl. Bayerischen Topographischen Bureaus. München, Theodor Riedel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Poetische Schriften von Hermann Lingg.

Gedichte.
Erster Band. Sechste Auflage.
Elegant gebunden 4 Mark.
Inhalt: Geschichte. — Vermischte Gedichte. — Reiseblätter. — Weltleben. — Sonette. — Kehren und Urnen.

Gedichte.
Zweiter Band. Dritte Auflage.
Elegant gebunden 4 Mark.
Inhalt: Mythus und Geschichte. — Eine Idylle in Liedern. — Bilder und Gestalten. — Allerthümer. — Zonen. Sonette. — Aus Leben und Zeit.

Gedichte.
Dritter Band.
Elegant gebunden 4 Mark.
Inhalt. Buch der Jahre. — Buch der Liebe. — Genrebilder. — Sonette. Die Mosel.

Violante.
Trauerspiel in fünf Aufzügen.
Geheftet 2 Mark 20 Pf.

Jahresringe.
Neue Gedichte.
Elegant gebunden 6 Mark.

Die
Völkerwanderung.
Epos. [11706]
Zweite Auflage.
Elegant gebunden 7 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 1. September. Nummer 202.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XV. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XV.

„Vere magnus est, qui magnam habet caritatem. — Vere magnus est, qui in se parvus est et pro nihilo omne culmen honoris ducit.“

Imit. Christi I c. 8.

London, 20. Aug. Wir haben in unsern bisherigen Briefen uns vorwaltend mit Deutschland, Frankreich und Italien beschäftigt. Es ist Zeit, daß wir auch einmal den Fuß über den Canal setzen und der kirchenpolitischen Entwicklung Englands unsre Aufmerksamkeit zuwenden; worauf wir dann wieder zu der „ältesten Tochter der Kirche“ uns zurückzuwenden gedenken, um hier der Ausbildung des Katholicismus seit den dreißiger Jahren eine eingehende Studie zu widmen und so das Verständniß für die gegenwärtige Lage zu finden.

Es ist schon in einem unsrer früheren Briefe angekündigt worden, daß wir von Zeit zu Zeit die wichtigsten Acteurs auf dem Theatrum Europaeum der Kirchenpolitik unsern Lesern in biographischen Skizzen vorzuführen gedenken. Für England kommt hier eine Figur in Betracht, ohne deren eingehendes Studium jede Einsicht in die gegenwärtige Situation unmöglich ist.

Es sind Jahrzehnte, seit wir London nicht mehr gesehen. Der äußere Aspect dieser größten aller Weltstädte — des getreuen Ausdruckes des ungeheuren britischen Weltreiches — hat sich wenig verändert; der gewaltige Zuwachs an Bevölkerung setzt sich an Orten an, wohin unsereins nicht kommt. Der conservative Zug, welcher das englische Wesen auszeichnet, thut das Seine, um uns 1896 das London von 1860 und 1870 vorzuzaubern. Aber im Herzen der Nation hat sich eine große Umwandlung vollzogen.

Bei unserm letzten Besuch, in den siebziger Jahren, konnten wir gerade die Anfänge einer Abnahme der monarchischen Gesinnung und die ersten starken Ansätze des Radicalismus constatiren. Die letzten zwanzig Jahre stellen eine unaufhaltsame und erschreckende Bewegung eines großen Bruchtheils des englischen Volkes, nicht bloß in der Richtung der Demokratie, sondern in der des entschiedensten religiösen und politischen Radicalismus dar. Wie sich, inmitten dieser Evolution, die „katholische Bewegung“ verhalte, ist eine Frage, die nicht bloß den Katholiken, fast noch mehr den Anglicaner berührt und die allem Anschein nach für die Zukunft des Landes von entscheidender Bedeutung sein muß.

Wir fanden die katholischen wie die anglicanischen Kreise gleichmäßig noch immer mit der Discussion über eine Veröffentlichung beschäftigt, welche zu Anfang dieses Jahres geradezu ein literarisches Ereigniß ersten Ranges darstellte und an welcher wir hier unmöglich vorübergehen können.

Auch nach der Milderung der Penal Laws im Jahre 1778 hat es noch eine lange Zeit gegeben, welche so gut wie gar keinen geistigen Austausch zwischen Katholiken und Anglicanern kannte. W. G. Ward drückte das Verhältniß der beiden Parteien, nicht ohne berechtigte Bitterkeit, in dem Worte aus: „speaking in argument with English Catholics is like talking with savages.“ Die Einwanderung zahlreicher katholischer Emigranten aus Frankreich infolge der französischen Revolution hat hier das Eis gebrochen. Zum erstenmale lernte das englische Volk aus diesem Anlaß wieder zahlreiche hochgebildete Katholiken, unter ihnen viele Priester, kennen, welche es aus Rücksichten der Gastfreundschaft für die Royalisten nicht bloß höflich, sondern bald herzlich zu behandeln sich verpflichtet fühlte. Es entstanden katholische Missionen, wie die von Tottenham, und in dem Stifter der letzteren begegneten die Engländer einem der edelsten Typen des alten französischen Klerus, dem späteren Erzbischof von Bordeaux, Cardinal de Cheverus. Dann kam der Einfluß der Romantik, dem sich auch Großbritannien nicht gänzlich entzogen hat. Walter Scotts Romanticismus hat mehr, als man glaubt, dazu beigetragen, die Werthschätzung des mittelalterlichen Katholicismus in Schottland und England anzubahnen. Er war ein überzeugter Protestant. Aber die Kirche des Mittelalters stellte sich seinem Geiste dar wie jene wunderbare, von immergrünem Epheu umrankte Ruine von Melrose, welche dicht neben seinem Landsitze lag und in der er auf seinen täglichen Spaziergängen den Verkörperungen einer anderen, unendlich großartigeren Ruine begegnen mußte, welcher der Dichter unmöglich den Zoll seiner Bewunderung verweigern konnte. „Ivanhoe“ und „Das Kloster“ verdanken dieser Atmosphäre von Gedanken ihre Entstehung; sie bedeuteten schon einen vollen Bruch mit jener Volksstimmung, die sich in dem No Popery-Geschrei ausprägte und der Lord John Russel in den vierziger Jahren einen letzten, schon komischen Ausdruck gab. Von Deutschland her wirkte die katholisirende Romantik der Schlegel und Novalis herüber, bald lernte man durch James Burton Robertsons Uebersetzungen Friedr. v. Schlegels „Philosophie der Geschichte“ und Mohlers „Symbolik“ kennen, welche in England vielleicht noch einen nachhaltigeren Eindruck als in Deutschland gemacht hat. Der Einfluß der Lamennais'schen Schule trat hinzu, um einer Bewegung volle Kraft zu geben, als deren eigentlichen Ausgangspunkt man Oscott anzusehen haben wird, und welche dann, unterstützt von dem in Pugin verkörperten Enthusiasmus für die Gothik, dem „Oxforder Movement“ die Hand bot.

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 177 vom 1. August d. J. Der Abdruck einzelner Briefe in periodischen Blättern wird von den Herren Einsendern freigestellt. — Vermuthungen über die Herkunft der Briefe, wie sie jüngst auch in die Presse Eingang gefunden, bewegen sich auf dem Felde willkürlicher Combination. D. Herausg.

Digitized by Google

Der Oxforder „Tractarianismus“ hat eine ganze Literatur hervorgerufen, deren Mittel- und Glanzpunkt stets John Henry Newmans „Apalogia“ bilden wird. Die letzten Jahre haben neue und hochwichtige Beiträge zur Geschichte dieser merkwürdigsten und glanzvollsten Episode der englischen Kirchengeschichte gebracht: das große Leben Pusey's, welches einer seiner edelsten Freunde dem Haupte der Oxforder Bewegung gewidmet hat; dann die drei bedeutsamen Publicationen Wilfrid Wards, welche hauptsächlich dem Andenken seines an jener Bewegung so stark betheiligten Vaters William Georg Ward gewidmet sind und auf welche wir s. Z. hier zurückzukommen gedenken;[1]) des unvergeßlichen, geistvollen Deans of St. Pauls, R. W. Churchs „Oxford Movement; twelve years 1833—1845“ (London 1892), und endlich jene Publication, die im Januar dieses Jahres wie eine Bombe in gewisse Kreise hineinschlug, und unter deren tiefer und schmerzlicher Nachwirkung man heute noch in England steht. Es ist Purcells „Leben des Cardinals Manning“,[2]) welches bereits im vorigen Jahre fertig gedruckt war, dessen Ausgabe aber auf Hindernisse stieß und das endlich, wie man sagt, in castrirter Gestalt das Licht der Welt erblicken sollte.

Auch in dieser Gestalt wirkte es wie ein schriller Mißton, sagen wir lieber, wie ein unheimlicher Blitz, der plötzlich und gänzlich unerwartet ganze Seiten des religiösen Lebens beleuchtete und der unbarmherzigsten Analyse preisgab.

Mit der religiösen Krisis Englands war, nach Newman und Pusey, kein anderer Name so stark verwachsen als derjenige Henry Edward Mannings. Nach seinem Uebertritt zum Katholicismus, als Erzbischof von Westminster und Cardinal der heiligen römischen Kirche, galt er als der vornehmste, geistig bedeutendste, ehrenwertheste Vertreter des Ultramontanismus, der in seiner strengsten, heftigsten, consequentesten und unerbittlichsten Form in ihm verkörpert war und in dieser Verkörperung maßgebend und entscheidend in den Kämpfen von 1870 und in den Verhandlungen des vaticanischen Concils hervortrat.

Purcells Buch ist im Auftrag des Cardinals geschrieben; es ist das erste Beispiel, daß jemand sich durch einen von ihm selbst bestellten Biographen gewissermaßen förmlich und feierlich hinrichten läßt.

Der Eindruck, welchen Purcells Werk in den ultramontanen Kreisen hervorrief, war zunächst der eines starren Entsetzens. Der „Tablet“ brachte schon wenige Stunden nach dem Erscheinen desselben einen scharfen Protest gegen diese alle Blößen aufdeckende Geschichtschreibung; ihm schloß sich der „Guardian“ an; Mannings Nachfolger selbst, der Cardinal Vaughan, erhob sich dann, um zu retten, was noch zu retten war („Nineteenth Century“, Februar). Ihm ist die Purcell'sche Publication (zu der er übrigens mehreres beigesteuert) „fast ein Verbrechen“. Die Jesuiten schickten ihren Father Sydney Smith vor, um (in der Februarnummer des „Month“) Manning gegen den Vorwurf des Ehrgeizes und der Unwahrhaftigkeit zu vertheidigen — es war der geringste Liebesdienst, den sie ihrem ehemaligen Freunde schuldeten. Gladstone erhab in „The Nineteenth Century“ (März) seine Stimme, um seine Entrüstung über das einst von Manning ihm gegenüber getriebene Versteckenspiel auszudrücken; J. J. Lias gab der Empörung des anglicanischen Klerus Ausdruck;[3]) in Deutschland nahmen bisher nur die ultramontanen Zeitschriften von der Sache Notiz, um, wie es sich von selbst versteht, sie zuzudecken (wie der läppische Artikel des „Katholik“, April und Mai), während in Frankreich Filon (im „Journal des Débats“ 1896, Mai 27) die „Sauplesse de caractère“ in Manning bewunderte und die „Revue des Deux Mondes“ sich, ganz im Sinne ihres jetzigen Leiters, mit einem Artikel des jungen F. de Pressensé beschenken ließ, der mehr als irgend eine andere Leistung das tiefe Sinken der ehemals so angesehenen Zeitschrift documentirte.[1]) Die Aufnahme, welche das Buch in den verschiedensten Kreisen fand, oder vielmehr die Art, wie man sich mit demselben abzufinden bemüht war, ist nachgerade charakteristisch für die Beurtheiler selbst geworden. Und schließlich hat es auch in England nicht an Leuten gefehlt, welche es für richtig fanden, die eigenen Augen über dieses „Life af Manning“ zu schließen und der übrigen Welt im Interesse der nationalen Ehre Sand in die Augen zu streuen. Dieselbe Unfähigkeit zu objectiver Beurtheilung, welche wir Deutsche einem Theil der englischen Presse in der Transvaalangelegenheit vorzuwerfen genöthigt waren, spricht aus der Sentenz unsres englischen Namensvetters, welcher sich zu dem Satze versteigt: „wir sind nicht der Ansicht, daß diese Biographie dem guten Namen Mannings auf die Dauer zu schaden vermöge, denn dem Publicum ist die Möglichkeit geboten, sich über die Thatsachen sein Urtheil zu bilden; es wird zu unterscheiden wissen zwischen dem hier entworfenen Gemälde und den Belegen für dessen Zuverlässigkeit.“[2]) Das ist ebenso unhaltbar, wie wenn die „Edinburgh Review“ vom 1. Juli Manning einfach als Heuchler brandmarkt. Weder von der einen noch von der anderen dieser extremen Seiten werden wir uns unser Urtheil über Manning vorschreiben lassen. Für uns hat es zunächst ein gewisses culturgeschichtliches Interesse, festzustellen, welches Minimum von Ehrlichkeit seitens der Ultramontanen für hinreichend erachtet wird, um ein Bischof nach dem Herzen Gottes — nein, der Partei — zu sein. Die Betrachtung des Lebens Henry Edward Mannings, in welche wir demnach eintreten, soll uns den Uebergang bilden zur Besprechung der jetzt die Geister beschäftigenden Unionsbestrebungen. Nichts konnte für diese ungeschickter kommen, als Mr. Purcells Buch; dies „Enfant terrible“, welches ein naiver, selber der (gemäßigten) ultramontanen Partei angehörender Schriftsteller in die Welt hinausgeschickt hat, bietet die allerseltsamste Illustration zu den römischen Absichten auf Vereinigung mit der englischen Kirche und scheint durchaus bestimmt, den unionistischen Tendenzen, welche in der anglicanischen Kirche seit ein oder zwei Jahren wieder aufgetreten sind, das Lebenslicht — wenigstens auf lange Zeit hin — auszublasen. Darin liegt die Bedeutung dieser literarischen Erscheinung auch für außerenglische Kreise. Den meisten von uns unbemerkt, hat sich unter der Oberfläche der Dinge seit acht Monaten ein kirchenpolitisches Begräbniß ersten Ranges vollzogen. Das ultramontane Princip, anscheinend auf so vielen Punkten siegreich, hat in den Augen der Nation, welcher die Zukunft des nächsten halben Jahrtausends gehört, eine tiefe und schwer zu heilende Wunde erlitten. —

Mr. Purcell hat in der Vorrede zum ersten Bande seines Buches Rechenschaft über die Quellen gegeben, welche seiner Darstellung zu grunde liegen. Wir erfahren, daß der Cardinal selbst ihm seine Tagebücher, seine autobiographischen Notizen und seine gesammte Correspondenz zur

---

[1]) *Wilfr. Ward:* „William George Ward and the Oxford Movement.“ — Dess. „William George Ward and the Catholic Revival“ — und „Witnesses of the Unseen and other Essays“, alle in den letzten Jahren ausgegeben.

[2]) *Edmund Sheridan Purcell:* Life of Cardinal Manning, Archbishop of Westminster. 2 vols. Lond. Macmillan and Co. 1896.

[3]) Revue internat. de Théologie 1896, Heft XV.

[1]) Der „Univers“ (11. Mai) findet den Artikel Francis de Pressensé's ausgezeichnet: „le ton est doux, la pensée pleine et forte.“ Die Zeitung Hrn. Veuillots nennt Purcells Publication einfach scandalös. — Bekanntlich ist Hr. F. de Pressensé kürzlich zum Katholicismus übergetreten.

[2]) „Spectator“, abgedr. im Tablet 1896, II, 260 f.

Verfügung gestellt hat, mit dem ausdrücklichen Auftrag, daraus seine Biographie herzustellen. Aus dieser Correspondenz ist diejenige mit Mgr. Talbot, dem vertrauten Kammerherrn Pius' IX., für die römische Zeit, diejenige mit Mannings Schwägern John Anderdon und Robert Wilberforce, seinem Nachfolger in der Pfarre zu Lavington, Laprimaudaye (letztere beide sind Manning in die katholische Kirche gefolgt), vorzüglich aber diejenige mit Gladstone für die anglicanische Periode im Leben des Cardinals die wichtigste. Mr. Gladstone selbst bestätigt, daß in den letzten Jahren dieser Periode er Manning näher stand als irgend jemand. Um so befremdender mußte es erscheinen, daß, wie wir sehen werden, der Briefwechsel mit Gladstone aus dieser Zeit, welchen Manning in seiner Hand hatte, von diesem als „zur Publication ungeeignet" zerstört wurde.

Es ist von den ultramontanen Kritikern, insbesondere aber auch von Cardinal Vaughan Hrn. Purcell vorgeworfen worden, daß er eine Menge Briefe und Actenstücke publicirt habe, welche Manning nie für die Oeffentlichkeit bestimmt habe. „Manning", meint der Hr. Cardinal-Erzbischof von Westminster, „hätte sich lieber die Hand abhauen lassen, als z. B. Briefe, wie diejenigen Talbots, drucken zu lassen." Wir sind derselben Meinung. Man läßt sich lieber den Arm als den Kopf abhauen. Mr. Purcell konnte in seiner Zuschrift an den Herausgeber der „Times" nachweisen, daß man ihm Unrecht thue, indem Manning selbst in den für den Biographen zurecht gemachten autobiographischen Notizen stets auf die betreffenden Briefe und Actenstücke als Belege hinwies und damit selbst deren Publication nahelegte. Und man ist versucht, Mr. Purcell nicht ganz Unrecht zu geben, wenn er meint, diese Rücksichtslosigkeit und die Gewährung vollen Einblicks in sein Thun und Lassen sei ein Beweis für Mannings Ehrlichkeit und hohe Gesinnung.[1]) Nur bleibt freilich die Frage offen, ob ein so ungescheutes Preisgeben seiner selbst nicht auf die Abwesenheit einer gewissen sittlichen Empfindung zurückzuführen ist. Es wäre nicht der erste Fall, daß ein Politiker vor der Nachwelt das ganze Netz seiner politischen Thätigkeit ausbreitete, ohne daß ihm der Gedanke kommt, man könne an der Moralität einzelner Stücke aus diesem Gewebe oder auch gar an der ganzen Textur etwas auszusetzen haben. Und Politiker war Manning avant tout: Hr. Purcell selbst (Preface p. XIII) stellt als Inhalt seines Lebens nach der menschlichen Seite hin: „Selfwill, a despotic temper and love of power."

Henry Edward Manning war am 15. Juli 1807 (nicht 1808, wie immer, merkwürdigerweise auch von ihm selbst angegeben wird) in Copped Hall, Hertfordshire, als Sohn des angesehenen und reichen Kaufmanns William Manning geboren. Seine Kinderjahre brachte er in dem elterlichen Hause, anfangs zu Totteridge, dann auf der schönen Besitzung in Combe Bank zu. Der künftige Cardinal ward erst zwei Jahre nach seiner Geburt getauft, und der stolze Vater hielt darauf, daß ein Bischof die Taufe vollzog. Purcell unterläßt nicht, auf diesen Charakterzug der Ambition und Ostentation im Wesen der Familie hinzudeuten (I, 3). An die köstlichen Tage in Combe Bank hat der Cardinal sich stets mit Freuden erinnert, und er hat, längst nachdem das Gut nach dem Bankerott des Vaters veräußert worden war, in seinen alten Tagen ihm einen Besuch gemacht. Der Vater verdankte seine Wohlhabenheit dem westindischen Handel, trat 1790 für Plympton Earle ins Parlament und gehörte demselben 39 Jahre als Mitglied des Unterhauses an. In den Jahren 1812/13 war er Gouverneur der Englischen Bank, in deren Directorium er lange Jahre saß. Diesem ernsten, äußerst geachteten Geschäftsmann stand eine tüchtige, tief religiöse Gattin zur Seite. Noch ehe der Sohn in die Schule ging, schenkte ihm die Mutter ein Neues Testament, er verschlang die Apokalypse und konnte, wie der Cardinal selbst erzählte, die tägliche Erinnerung an den Feuer- und Schwefelpfuhl der Offenbarung sein Lebelang nicht loswerden. Diese Erinnerung hat sicher dazu beigetragen, die düstere und harte Auffassung unsrer Beziehungen zum Jenseits in Monning auszubilden; es wäre dem künftigen Kirchenfürsten und uns besser gewesen, wenn sein erster Blick auf die milde Gestalt des Erlösers gefallen wäre.

Manning berichtet selbst, daß sein erster Unterricht sehr mangelhaft war; er kam dann in die Schule des Dr. Christopher Wordsworth zu Sunridge, eines Anhängers der den äußersten Formalismus seiner Zeit darstellenden High and Dry Church party, in welcher er „imbibed his early Puritanism" (I, 14). Zu den ersten Menschen, mit denen er Umgang pflog, zählte der ernste Edward Douglas, mit dem er viel ausritt, und der später sein Leben als Redemptorist und Stifter von S. Alfonso in Rom beschloß. Zu den Gymnasialstudien ward Manning 1822 nach Harrow geschickt, wo er bis 1826 blieb, ohne sich irgendwie hervorzuthun. Seine ehemaligen Mitschüler bestätigten, daß er weder hier noch in Oxford künftige Erfolge ahnen ließ. Dagegen wird bemerkt, daß er schon in Harrow ein eleganter Stutzer erster Sorte war, ein buck of the first water, wie man damals die dandies oder „heavy swells" nannte. Später, in Amt und Würden, hat er eine einfache, aber immer elegante Kleidung getragen, und wer ihn im Athenäum-Club begegnete, konnte in seiner äußeren Erscheinung keinen Unterschied zwischen ihm und anderen vornehmen Engländern finden. Von seinen Mitschülern hat Manning nie etwas zu erzählen gehabt; er sprach weder gut, noch schlecht von ihnen, er hatte anscheinend keine eigentlichen Jugendfreunde. In diesem Zug tritt schon die herzlose Beurtheilung und Behandlung der Umgebung heraus, die wir später bemerken. Die Menschen interessiren ihn, insoweit er sich ihrer zu bedienen hat. Von Erholungen liebte er außer dem Spaziergang das Cricket, er schrieb gern Briefe, namentlich an seinen Schwager John Anderdon und las früh Byron, den er in Oxford aufgab, überzeugt, daß in ihm die Immoralität und der Daemon Tristitiae ihr Hauptquartier aufgeschlagen hätten. Sonst nahm er an den Spielen der Knaben keinen Theil. Man dachte anfänglich daran, einen Kaufmann aus ihm zu machen; doch gelang es ihm, mit Unterstützung des ihm stets als Vertrauter und Schützer zur Seite stehenden, fünfzehn Jahre älteren Anderdon, des Gatten seiner ältesten Schwester, Maria, den Vater umzustimmen, der ihn dann nach Oxford schickte. Hier begann er eigentlich erst zu studiren; daß er im Grunde gar keinen wissenschaftlichen Trieb hatte, sagt uns sein Freund Charles Wordsworth, Bischof von St. Andrews („he was averse to real and serious study"), und ein anderer Mitschüler, Bischof Oxenden, berichtet uns in seiner „History of my life", daß ein ausgebildetes Selbstbewußtsein und starker Ehrgeiz schon den Jüngling in Oxford ausgezeichnet habe, der sich das aut Caesar aut nihil früh zum Motto genommen hatte. Daneben lief eine große Schüchternheit im Umgang mit andern, die er erst sehr spät ablegte. Ein

[1]) „The outspoken candour manifested in this autobiographical notes and in many of his letters to Mgr. Talbot was an exemple I was not slow in following. But in such a noble life as Cardinal Manning's there was no need or call to be uncandid. His failings and faults, his occasional inconsistencies and insincerities were overshadowed, as is clearly and emphatically brought out in the „Life", by his higher and nobler qualities, by the spiritual and supernatural faith which, it is not too much to say, glorified his character alike as Anglican and Catholic."

artiges Benehmen, eine anmuthige Erscheinung, eine musikalische Stimme machten ihn leicht beliebt und sicherten seinem ersten Auftreten als Redner in den studentischen Vereinigungen Erfolg. Unter den damals als Studirende oder Fellows in Oxford lebenden jüngeren Leuten befand sich eine Reihe künftiger Celebritäten: einer, der dreimal Premierminister von England wurde, die englische Kirche in Irland abschaffte und nahe daran war, die Einheit des britischen Reichs zu zerstören — Mr. Gladstone; drei wurden Cabinetsminister, drei Generalgouverneure von Indien, einer Erzbischof von Canterbury, sechs traten mit Eclat zum Katholicismus über und zwei von ihnen starben als Cardinäle der römischen Kirche! Die tüchtigen Eigenschaften des jungen Manning mußten von ihnen bemerkt werden; aber der kranke Punkt in der Rüstung des künftigen Cardinals blieb auch manchem von ihnen nicht verborgen; „the child is father of the man", wie sich Purcell nach Wordsworth ausdrückt. „An der Universität," sagt der Biograph, „war Manning nicht, wie Newman, eine leuchtende, mit Herz und Seele dem Studium der religiösen Probleme hingegebene Persönlichkeit, noch ein ernster, ausschließlich, wie Gladstone, in seine Bücher vergrabener Student. Manning liebte es, a double part zu spielen; er war überall, nahm an allen Sports theil, an allen Festlichkeiten, überall populär, ohne irgend eine eigentlich intime Beziehung (I, 45). Seine Gesundheit ließ zu wünschen, er litt früh an asthmatischen Anfällen. Er lernte mit Vorliebe Italienisch und Französisch und brachte es in beiden Sprachen zu großer Fertigkeit. In die letzte Zeit seines Oxforder Aufenthalts fällt eine tiefere religiöse Erregung, welche Manning selbst auf den Einfluß der seiner Familie befreundeten Miß Bevan, der Schwester des eifrigen „Evangelical", Robert Bevan, zurückführt. Er fing jetzt an, ernstlicher die hl. Schrift zu studiren und geistliche Bücher zu lesen. Gleichwohl verließ er 1830 Oxford mit der bestimmten Absicht, sich einer weltlichen Laufbahn zu widmen. Ein Familienrath hatte entschieden, er solle nach Oxford zurückkehren und die Weihen nehmen, aber seine Absicht ging auf eine parlamentarische Stellung und er legte gegen die Kirche als eine „Profession" entschiedene Abneigung an den Tag. Leider stand der Zusammenbruch des väterlichen Vermögens der Verfolgung seiner Absichten entgegen; es gelang ihm, eine kleine supernumerare Anstellung im Colonialministerium zu erhalten, die ihn nicht ernährte und die nur ein pis-aller war. In diese Zeit (1831) fällt auch Mannings erstes disappointment in love. Er liebte die jüngere Miß Deffell, aber deren Vater verweigerte seine Zustimmung angesichts der Vermögenslosigkeit des jungen Mannes. Das Unbefriedigende in seiner Lage brachte rasch in ihm den Entschluß zur Reife, doch nach Oxford zurückzukehren und sich ordiniren zu lassen. Die Uebernahme der Weihen galt damals bei den Anglicanern noch keineswegs für gleichbedeutend mit der Erwählung des geistlichen Standes. Die Kirche war wie Marine, Heer oder Justiz eine der anerkannten „Professionen", durch die man sich den Eintritt ins öffentliche Leben gewann; nichts mehr. Die Briefe an Anderdon beweisen, daß Manning gegen seinen Willen sich der kirchlichen Laufbahn widmete (I, 87); er hegte manche Bedenken, sein angestammtes Pflichtgefühl ließ ihn die Sache ernst nehmen und sprach ihn innerlich nicht frei von den Consequenzen seines Schrittes. Das Resultat war zunächst ein schwankender und confuser Gemüthszustand (I, 89); wenn der Cardinal später von einer in diese Zeit fallenden inneren Umkehr oder Erweckung ad veritatem et ad seipsum sprach (I, 93), so trug er offenbar Empfindungen späterer Jahre in diese Periode hinein, deren gleichzeitige Documente zunächst keine tiefere Ergriffenheit von den religiösen Problemen aufweisen und, wie Purcell andeutet (I, 97), nur schließen lassen, daß Manning durch die Kirche zu erreichen suchte, was seine Armuth ihm in der staatlichen Carriere unmöglich machte. Er war so glücklich, sich zum zweitenmal zu verlieben, und diesmal mit einer Tochter des 1833 verstorbenen Rev. John Sargent, dessen Wittwe Patronin der durch ihres Gatten Tod erledigten reichen Pfarrpfründe von Lavington war. Sie gab Manning ihr Kind und zugleich die erledigte Pfarrei. Durch diese äußerst vortheilhafte Heirath ward Manning Schwager des späteren Bischofs Samuel Wilberforce, der ebenfalls eine Sargent zur Frau hatte und der einst ein so hartes Urtheil über seinen berühmten Schwager fällen sollte.

Mannings Ordination (1832) fiel in die Zeit, wo die ersten Regungen der tractarianischen Bewegung von Oriel-college ausgingen, dem Hause, welches in Newman Englands größten theologischen Denker beherbergte. Damals nahm Manning an dieser Richtung noch gar keinen Antheil. Sein Standpunkt war der eines strengen Bibelgläubigen; „ich war," sagte er selbst einmal, „Pietist, bis ich das Tridentinum annahm". Als Pfarrer zeigte er sein ausgezeichnetes Anpassungsvermögen in der vortrefflichen Art, wie er der ländlichen Bevölkerung, den Hirten und Bauern seiner Gemeinde zu begegnen wußte. Die entschiedene Richtung auf das Disciplinare kündigte sich bereits hier an. Gladstone bezeugt, daß Mannings pastorales Werk vom besten Erfolg gekrönt war; über die Grenzen der Pfarrei dehnte sich aber zunächst seine kirchliche Bethätigung nicht aus. Seine erste Schrift war der Druck der Predigt „The English Church, its Succession and Witness for Christ", in welcher die apostolische Succession in der englischen Kirche als Grundlage ihrer Autorität hingestellt wurde. Die königliche Supremacie über diese Kirche galt ihm als eine Anmaßung. Von der katholischen Kirche wußte er damals noch nichts (I, 112). Er zählte, wie Gladstone sich ausdrückt, zu der Zeit zu den extremen „Evangelicals", was etwas ganz anderes bedeutete, als unsre deutschen „Evangelischen". Das hinderte ihn nicht, gegen Wiseman und die römische Kirche unter dem Pseudonym „A Catholic Priest" zu schreiben.

Der Tod seines Vaters (1835) betrübte ihn, der seines Weibes (1837) wandelte ihn um. Kein Zweifel, daß Manning die Zerstörung seines häuslichen Glücks durch diesen Verlust tief und schmerzlich empfand. Aber bezeichnend für die harte Art des Mannes ist, daß er nie von seiner Gattin sprach. Als der Kirchhofswärter von Lavington viele Jahre nachher dem Cardinal anzeigte, daß das Grab seiner Gattin verfalle, und ihn frug, ob er es solle herstellen lassen, antwortete Manning: „It is best so; let it be. Time effaces all things."

Mannings Eintritt in die theologische Discussion datirt von seiner in Chichester gehaltenen Predigt, welche unter dem Titel „Rule of Faith" stark vermehrt 1838 erschien und in deren Anhang er die Glaubensregeln der anglicanischen, römischen und deutschprotestantischen Kirchen gegenüberstellt. In dem Papst sieht er noch den real enemy of Christ, der sich an die Stelle Christi selbst setze; dem modernen Protestantismus wirft er vor, daß er das Princip der „Antiquity" und damit jeden Zusammenhang mit der Tradition verloren habe. Das Auftreten der Tractarianer bekämpft er mit der Erklärung, daß sie bereits die Bibel als alleinige Glaubensquelle der Tradition zu opfern begönnen (I, 139). Gegenüber der 1838 zur Prüfung der kirchlichen Eigenthumsfragen niedergesetzten Ecclesiastical Commission trat er mit einem Sendschreiben an den Bischof von Chichester auf, das ihn zuerst weithin bekannt machte. Manning vertheidigte darin einen Satz, den er in allen Phasen seines Lebens festhielt: das Recht der

Kirche zu einer unabhängigen Leitung und Controle ihrer eigenen geistlichen wie weltlichen Angelegenheiten. Er will nichts von Cäsaropapismus noch von einem Patriarchat des Parlaments (I, 143) wissen. Bald darauf unternahm er seine erste Reise nach Rom, der noch über zwanzig andere folgen sollten. Hier machten vorab die römischen Andachtsübungen einen widerlichen Eindruck auf ihn, und er nahm an der üblichen Kirchenmusik offenen Anstoß (I, 153). Manning traf sich in Rom mit Gladstone und Glynne; während ersterer die gesammte Vergangenheit der ewigen Stadt in ihren Monumenten studirte, zeigte Manning nur Interesse für die altchristliche und gothische Kunst. Dem Maler Richmond gegenüber äußerte er einmal, sein Geist sei in Italien durch das Studium Dante's und der christlichen Kunst gebildet worden. Ich kann mich davon kaum überzeugen. Mannings ganze Auffassung war der heiteren Kunst Italiens so fremd wie möglich; hier bestand keine Affinität, und noch weniger hatte sein Geist irgend eine Affinität zu demjenigen des Dichters der Divina Commedia. Höchstens war er ihm verwandt in der erbarmungslosen Härte, mit welcher Dante die Sünden seiner Zeitgenossen strafte; aber er besaß nichts von der Weichheit und der wunderbaren Zartheit der Empfindung, die bei dem großen Florentiner mit der alma sdegnosa zusammenwohnte.

In Rom lernte Manning zuerst seinen späteren Vorgänger im Erzbisthum Westminster, Dr. Wiseman, kennen. Dann kehrte er zurück, um seine pfarramtliche Thätigkeit in Lavington wieder aufzunehmen. Im Jahre 1841 übertrug ihm der Bischof von Chichester das einflußreiche und mit großem Einkommen dotirte Amt eines Archidiakons von Chichester, in welcher Stellung er vor allem durch seine „Annual Charges" gegen den modernen Protestantismus einer-, gegen die romanisirenden Tendenzen andrerseits großen Namen gewann. Den abendländischen Kirchen warf er im allgemeinen einen Abfall von der Strenge des alten Christenthums vor („introducing to sensual infidelity and as destitute of Christianity" I, 209). Damals war seine Stellung zu den Tractarianern durchaus ablehnend. Wenn er auch in das Geschrei über „Newman the traitor" nicht geradezu einstimmte, so blieb er doch noch fest auf dem Boden stehen, von dem aus er die Reformation des 16. Jahrhunderts „als den gnadenvollsten Act der göttlichen Vorsehung gegen seine Kirche" ansah, die tractarianische als eine schismatische, das Sacrament der Einheit zerstörende Partei denuncirte. Seine Glorification der englischen etablirten Kirche ist noch immer ein wahrer Hymnus und Preisgesang (I, 210). Nichtsdestoweniger gährte es in ihm. Die Correspondenz (I, 225) beweist eine fortwährende innere Hinneigung zu Newmans Standpunkt (1838—1843). Zwischen 1841—1843 wird seine Stellung immer unklarer. Sich Newman anzuschließen, vermochte er nicht; der Tractarianismus war seit 1838 eine verlorene Sache, und für eine verlorene Soche hatte Manning, wie sein Biograph selbst bemerkt (I, 240), nie, auch in seinem späteren Leben, etwas übrig. Die Einwirkung dieser Unsicherheit auf sein Geistesleben war durchaus ungünstig. Manning spricht selbst von den Jahren 1843—1846 als einer Periode des Verfalls, eines eitlen Weltlebens und inneren Verdrusses („declension, secularity, vanity and anger"). Er warf sich in den Strom des gesellschaftlichen Lebens in London, erfüllt von Ehrgeiz und Machtverlangen. Der Ehrgeiz des Archidiakons von Chichester ging jetzt dahin, als Bischof einen Sitz im Hause der Lords einzunehmen. Der Bischof von Exeter meinte damals, keine Macht der Erde könne Manning abhalten, dies Ziel zu erreichen. Die Tagebücher dieser Zeit verrathen in den Selbstbekenntnissen Mannings seine Schwäche nach dieser Richtung, die Weltlichkeit seines Lebens in London — „the bewildering life of London". Eine später ausgestrichene Stelle sagt: „my life there was irregular, indiscreet, and self-indulgent" (I, 283). Aber den Kampf und den guten Willen, „to be stayed on God", gab er nie auf. Nur freilich, in ihm „wirkten weit mehr die Instincte des Kirchenpolitikers als das religiöse Gefühlsleben oder der Reformeifer des Theologen und die logische Consequenz des Denkers" (I, 262). Consequenz des Denkens und Continuität der geistigen Entwicklung sind überhaupt nie seine Stärke gewesen. Das starre Beharren auf allen äußeren und politischen Rechten der etablirten Kirche, die tiefe Abneigung gegen die Competenz der Regierung und des Parlaments in kirchlichen Dingen, selbst in denen mixtae naturae, ist ihm charakteristisch. Manning war ein stricter Ultramontaner, längst ehe er Katholik wurde. Die Bischöfe waren ihm damals schon viel zu staatsfreundlich und der Archidiakon von Chichester nahm keinen Anstand, ihnen mit der Todtenglocke zu läuten: „we must wait until the existing race of bishops expires". Genau so hat er zwanzig Jahre später von seinen ihm nicht hinreichend römisch gesinnten Collegen als katholischer Bischof gesprochen. Damals erklärte Gladstone Manning für einen „great ecclesiastical statesman, not indisposed to act on the prineiple, common in the political and not altogether unknown to the ecclestiastical world, of: give and take" (I, 304). Der Politik des da ut des ist Manning bis an seinen letzten Athemzug treu geblieben.

Newmans Uebertritt 1845 mußte Mannings Seelenleben in einen neuen Fluß bringen. Das Ereigniß war im Grunde die logische Consequenz, welche Newman aus der Verurtheilung des berühmten 90. Tracts durch die Bischöfe ziehen mußte. Sein Rückzug nach Littlemore ließ das Kommende errathen. Der schöne Brief Mannings vom 14. October 1845 (I, 309) zeigt, daß er Verständniß für die Lage Newmans hatte. Aber trotz der Perplexität, in welchen ihn Newmans „Essay on Development" versetzte, beharrte er auf seinem antirömischen Standpunkt und seinem Vertrauen auf die anglicanische Kirche; während andrerseits Lavington zwischen 1845 und 1846 als eine Station nach Rom hin — a half way house for pilgrims innumerable on their Romewards way — bezeichnet werden konnte. Eine schwere Krankheit im Jahre 1847 brachte eine innere Wendung. „Solitude brought meditation." Das Jahr 1848 führte ihn wieder auf den Continent zurück. Er lernte durch Gladstone's Empfehlung Döllinger kennen und war in Rom Zeuge der Revolution. Beachtenswerth ist das Zugeständniß (I, 346), manche Geistliche, die jetzt gute und heilige Priester seien und von denen sich nun viele in hohen Aemtern und Würden befänden, hätten sich damals an der Revolution betheiligt. Er verkehrte in Rom auch viel mit dem liberalen Padre Ventura, welcher, wie ausgeführt wird (I, 367) Freiheit des Gewissens, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Freiheit der Presse reclamirte und hinsichtlich der ersteren das Aufhören des Obbligo della Pasqua forderte, hinsichtlich der Preßfreiheit meinte: ultima arma dei miserabili il lamento. Das Tagebuch über die Revolution in Rom ist durchaus interessant. Man sieht daraus, wie intim schon damals Manning mit römischen Priestern, Mönchen und Nonnen war. Er kannte also Rom ganz genau, ehe er katholisch wurde, während andere Convertiten, wie Newman, Dalgairns, Ward und Oakeley es erst nach ihrem Uebertritt zum Theil mit Ueberraschung kennen lernten. Als Newman übertrat, hatte er überhaupt außer dem Father Dominic, der ihn zu Littlemore in den Schoß der Kirche aufnahm, nur zwei katholische Priester in seinem Leben gesehen. Betroffen ist man auf der anderen Seite, daß das Tagebuch Mannings

Digitized by Google

seinen Geist gänzlich unberührt zeigt von den Wundern der italienischen Natur und den Wundern, welche Menschenhand in diesem Lande geschaffen hat. Er hat keine Einbildungskraft, kein ästhetisches Bedürfen. „From the beginning I was a priest and a priest only.“ Das ist äußerst charakteristisch für ihn. Beachtenswerth ist auch sein völliges Schweigen über seine Audienz bei Pius IX. Den Schlüssel dazu gibt das Journal von 1878—82, wo er sagt: I remember the pain I felt at seeing how unknown we were to the Vicar of Jesus Christ. It made me feel our isolation.“ Der Papst wußte offenbar gar nichts von dem Archidiakon von Chichester und von den englischen Dingen und war sehr erstaunt, zu hören, daß die Anglicaner sich eines Kelches bei der Communion bedienten.

Nach Hause zurückgekehrt, widmete sich Manning noch zwei Jahre seinem Pfarramt und dem Archidiakonat mit Eifer. Wir lernen in ihm schon damals einen Feind der staatlichen Oberhoheit über die Schule kennen. Die Kirche und nicht der Staat hat seiner Meinung nach das ausschließliche Recht auf die Erziehung der Jugend. Die von dem Committee of Council on Education eingeführten „management clauses“ begegnen seiner entschiedenen Gegnerschaft. Auf dem Jahresmeeting im Juli 1848 platzten die Geister auseinander, und hier war es Manning, welcher selbst jede Cooperation der Kirche mit dem Staat hinsichtlich der Erziehung ablehnte (I, 426). Man sieht, wie auch auf diesem Gebiete Manning schon als Anglicaner den Grundsätzen des extremsten Ultramontanismus ergeben war. Wohlgemerkt, im Princip; in der Praxis wußte seine conciliatorische Politik jedem Schisma in der eigenen Kirche, oder jedem Bruch mit der Regierung vorzubeugen. Er spielte mit Vorliebe die Rolle des Friedensstifters; er war der peacemaker par excellence, und in diesem Geschäft verfügte er über alle Künste des Compromisses. Diese Eigenschaften kamen ihm auch in der Leitung der Seelen zu statten. Als praktischer Gewissensrath war er nichts weniger denn rigoristisch. Wohl aber in den theoretischen Predigten, wenn er die Casuistik auf die Kanzel brachte und wobei er eine an die jansenistische Maral erinnernde Strenge an den Tag legen konnte. Gladstone schrieb damals über diese seiner Ansicht nach verunglückten Maralsermone einen lesenswerthen Brief (I, 435). Der Maler Richmond, der Manning nahe stand, beschreibt auch seine, diesem Zug entsprechende äußere Erscheinung. Sie war streng und ernst. In seinem Haus zu Lavington verkehrten wenige Hausfreunde. Er selbst lebte einfach, aß und trank wenig, war sehr erfroren, liebte die Bewegung zu Pferde und war stets „well mounted“. Er ritt gern nach Chichester, um Geschäfte bei seinem Bischof zu besorgen, auch dessen Gemahlin zu besuchen, oder bei dem Dechanten Chandler zu frühstücken. Hunde und Katzen hatte er gern, in Lavington gab es stets Prachtexemplare von letzteren. Der Tod seiner Mutter, die lange bei ihm gelebt, ging ihm sehr nahe (1847). In Summa muß er eine imposante Erscheinung gewesen sein. Unser verstorbener Freund Father Lockhart, der einer seiner nächsten und ältesten Freunde war, schilderte in seinen „Reminiscenses of Cardinal Manning (Dublin Review 1892, Apr.) sein Antlitz als eine Offenbarung des Uebernatürlichen — „his face was to me some first dim revelation of the supernatural in man“. Nichts wird dazu mehr beigetragen haben als der hohe Gedanke, den er sich von seiner Mission gebildet hatte. Die Wünsche seines Herzens fielen ganz mit dem zusammen, was er als die Absichten der Vorsehung hinsichtlich der Kirche Englands ansah. Nicht sie Rom zu unterwerfen, sondern sie in Uebereinstimmung mit den Plänen der Providenz wiederherzustellen — das schien ihm eine Zeitlang seine Lebensaufgabe.

Aber diese Aufgabe zerbrach ihm zwischen 1846—1851 sichtlich unter den Händen. Und hier kommen wir auf den Punkt, der in Mannings Leben der allerschärfsten Beurtheilung unterlegen ist und der in der That die ernstesten Schwierigkeiten für die Würdigung seines Charakters darbietet.

Schon seit 1841 hatte Manning in seiner Amtsführung katholisirende Praktiken eingeführt. In seinen Predigten war er sehr reservirt; aber in seiner Seelenführung und seinem eigenen Verhalten näherte er sich mehr und mehr der katholischen Praxis hinsichtlich der Beichte und des Altarsacraments. Er selbst beichtete seinem Freunde, dem Rev. Laprimaudaye, und eine Reihe sehr wichtiger Briefe an diesen wie an Robert Wilberforce sind Ergüsse, wie man sie nur seinem Gewissensrath gegenüber sich gestattet: Manning schrieb auch darüber: Under the Seal (sub sigillo) und In Sacra. Ebenso hielt er seine Pönitenten zur Beichte an. Seine eigene Mutter beichtete bei ihm (I, 493). Seltsam war jedenfalls die Vorstellung, die er sich hinsichtlich der Schlüsselgewalt und seiner Befugniß zur Ertheilung einer sacramentalen Absolution gebildet hatte (494). Von der historischen Entwicklung der Confessio auricularis hatte er offenbar gar keine Ahnung (I, 496). In einem äußerst vertraulichen Briefe an Laprimaudaye vom 16. Juni 1847 (I, 467) gibt er Aufschluß über seinen inneren Conflict. Er weist nach, was alles er zu gunsten der anglicanischen Kirche bis dahin gethan; daß er an der Abfassung der Oxforder Tractate keinen Antheil genommen, sich häufig gegen Newman ausgesprochen; die Personen, welche seiner Leitung unterstanden und romanisirende Tendenzen zeigten (darunter Mrs. Lockhart) bis dahin vom Uebertritt zu Rom abgehalten und zu Beginn 1846 sogar in Lavington einen zum Katholicismus Uebergetretenen wieder in die anglicanische Kirche aufgenommen habe. Aber seit 1835 seien ihm Zweifel betreffs der Einheit der Kirche, seit 1837—38 betreffs der Unfehlbarkeit derselben aufgestiegen, welche ihm mehr und mehr als eine nothwendige Consequenz der Gegenwart des heiligen Geistes in der Kirche erscheine, und welche in Verbindung mit der Lehre von der Einheit des Episkopats auf die Annahme eines sichtbaren Oberhauptes der Kirche führe (I, 471). Der Hampden'sche Streit 1848 bringt in ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch, welche er in dem Briefe an Robert Wilberforce vom Ende December 1849 ausspricht, daß der Protestantismus in allen seinen Formen unhaltbar sei: der Archidiakon von Chichester verwirft jetzt auch die anglicanische Kirche, kann ihre Theologie nicht mehr vertheidigen, glaubt nicht mehr an sie — „I simply do not believe it“ (I, 481 f.). Aber der Bruch mit dem Anglicanismus geht im Grunde weit höher hinauf: er reicht bis 1846. In dem Tagebuch von 1846 (I, 483) beschreibt er die anglicanische Kirche als in ihrem Organismus und in ihren Functionen vollkommen zersetzt, als einen total erkrankten Körper.[1]) Noch etwas früher ist der Eintrag: er habe seine Gefühle hinsichtlich Roms außerordentlich geändert, sammt der Begründung dieses Umschlags (I, 484). In den Briefen an Robert Wilberforce erkennt Manning an, daß er nunmehr Rom nicht mehr angreifen könne (vgl. die sehr wichtigen Schreiben von 1848—49 I 507,

[1]) Die Stelle ist zu bezeichnend, um hier nicht Platz zu finden. „The Church of England,“ sagt Manning, „seems to me to be diseased: 1) Organically: 1° Separation from Church toto orbe diffuse and from Cathedra Petri; 2° Subjection to civil power without appeal; 3° Abolition of peonance; 4° Extinction of daily sacrifice; 5° Loss of minor orders; 6° Mutilated ritual. 2) Functionally: 1° Loss of daily service; 2° Loss of discipline; 3° Loss of unity (devotion, ritual); 4° No education for priesthood; 5° Unsacerdotal life (Bishops, Priests); 6° Church effaced from popular Conscience, 7° Popular unbelief of mysteries. Inscrutability of invisible world.“

508, 513), betont er die Nothwendigkeit einer Lösung des Conflicts (I, 518), alles Dinge, welche seine Freunde in hohem Grade alarmiren (I, 519). Die Gorham'sche Angelegenheit brachte die Entscheidung.

Der Rev. G. C. Gorham war wegen Leugnung der Lehre von der Regeneration durch die Taufe von dem Bischof von Exeter als Häretiker von der Seelsorge ausgeschlossen worden. Er appellirte an die Court of Arches, welche im August 1849 zu seinen Gunsten entschied. Es erhob sich eine heftige Opposition gegen den Ausspruch des Judicial Committee of the Privy council, welche in der von Manning, Robert Wilberforce, Mill, Pusey, Keble, Dodsworth, Bennett, W. Wilberforce, Talbot u. a. unterzeichneten Declaration (I, 532) ihren Ausdruck fand. Gladstone hatte in letzter Stunde sich geweigert, die Erklärung zu unterzeichnen. Dieser Ausgang des Gorham'schen Handels zog mit Nothwendigkeit den Austritt Mannings aus der anglicanischen Kirche nach sich (I, 537). W. Maskell ging ihm mit seinem Beispiel voraus (I, 551). Manning zauderte noch; er war, sagt Mr. Purcell, unentschlossener Natur (I, 552). Endlich legte er in den Briefen an Robert Wilberforce vom 22. October 1850 (I, 565) ein förmliches römisch-katholisches Glaubensbekenntniß ab und erklärt, daß die römische Kirche, nicht aber die englische, sich der Leitung des hl. Geistes erfreue. Er gibt zu, daß die Gorham-Affaire seinen Glauben an die englische Kirche für immer zerbrochen hat (I, 566). Am 11. Nov. erfolgte eine ähnliche Erklärung an seinen Bischof, der von dieser Wendung der Dinge höchlich überrascht war (I, 578).

Wer aber am meisten von den Entschlüssen Mannings überrascht war, war Mr. Gladstone.

Hr. Purcell bestätigt, daß zwischen 1846—50 in Mannings Predigten und Anreden nicht die leiseste Andeutung vorkam, welche auf einen solchen Ausgang schließen ließ (I, 487). Ebensowenig ließ Manning in seinem schriftlichen und mündlichen Verkehr mit Gladstone irgendwie durchblicken, daß er bereits seit 1846 innerlich mit dem Anglicanismus zerfallen war. Im Gegentheil. Im Sommer 1848 hatten die beiden Herren in St. Jamespark eine Unterhaltung, in welcher Manning in feierlichster Weise erklärte, wie er angesichts des Todes die Dinge des Jenseits schärfer und klarer sehen gelernt als je, und wie er, mit dem Tode schon geistig zusammenwohnend, die absolute Gewißheit in Herz und Seele gewonnen, daß die Englische Kirche ein lebendiger Theil der Kirche Christi sei (I, 570). Im Jahre 1850, in einem Briefe aus Genua vom 5. Nov., ruft Gladstone seinem Freunde dies Gespräch in der allerformellsten Weise ins Gedächtniß, und erinnert ihn namentlich daran, wie dies Gespräch gehalten worden sei, nachdem Manning eben aus Rom zurückgekehrt und so ungünstige Eindrücke von der dortigen Corruption mitgebracht habe.[1]) Was Manning darauf antwortete, wissen wir nicht. Seine Briefe aus der anglicanischen Zeit gab ihm Gladstone einst zurück und der Cardinal verbrannte sie kurz vor seinem Tode; ein Verhalten, welches Mr. Gladstone aufs peinlichste berührte. „Ich würde, hätte ich diese Zerstörung der Correspondenz mir träumen lassen, die Briefe ihm nie zurückgegeben haben. Sie hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht" (I, 569). Die Richtigkeit der Gladstone'schen Mittheilungen wird aber leider durch andere Documente bestätigt. Purcell selbst (I, 583) verweist auf zwei Schreiben vom 6. Mai und 11. Juli 1850, welche er I, 473 und 481 abdruckt, und in welchen Manning zwei seiner geistlichen Leitung unterstellten Personen gegenüber dasselbe wie Gladstone sagt.[1])

Hr. Purcell gibt sich keinerlei Mühe, diese handgreiflichen Widersprüche in Abrede zu stellen. Er weiß dies System der „Doppelsinnigkeit" aber auch nicht zu erklären. Denn die Motivirung (I, 501), der Archidiakon von Chichester habe in seinen Predigten und Ansprachen, wie in seinen Conferenzen mit den Bischöfen eine im Sinne des Anglicanismus orthodoxe Haltung bewahrt, um sich gegen den „vorzeitigen Verdacht" des Romanisirens zu schützen (a system of self-defence against what he considered premature suspicions) verbessert die Sache keineswegs. Diese Confrontirung der katholisirenden und anglicanischen Aeußerungen Mannings aus den Jahren 1846—50 hat in England vielmehr ein ungeheures Aufsehen gemacht, und man kann sich nicht wundern, wenn die anglicanische Presse den Cardinal beschuldigt hat, fünf Jahre lang ein unerhörtes Spiel der Doppelzüngigkeit, ja offener Lüge und Unehrlichkeit getrieben zu haben. „Wir Engländer," meint Mr. Lias, „haben vielleicht Unrecht, aber sehr viele von uns glauben, daß die römische Kirche von Betrug und List überzuckert ist. Und diese Ueberzeugung ist und bleibt ein starkes Hinderniß jeder Versöhnung mit Rom."

Diese Vorstellung der Engländer ist durch Mr. Purcells Offenbarungen jedenfalls erheblich verstärkt worden. Bleibt dieser Eindruck, so hat niemand mehr als Manning die so heiß betriebene „Union" der beiden Kirchen geschädigt.

Wir sparen unser Urtheil über diese peinliche Episode aus dem Leben des Cardinals bis zu dem Zeitpunkt auf, wo wir die spätere Thätigkeit desselben geprüft und alles das unsern Lesern vorgelegt haben werden, was zur Beurtheilung dieses seltsamen, höchst complicirten Charakters in Betracht kommt. Doch dürfen wir heute schon sagen, daß unser Urtheil milder, viel milder ausfallen wird, als dasjenige der strengen Anglicaner. Das Leben und die Beobachtung der tiefgehenden Erkrankung aller unsrer heutigen kirchlichen Organismen hat uns längst nachsichtig gestimmt. Der Abscheu vor der Krankheit läßt uns das Mitleid für den Kranken nicht vergessen, namentlich da, wo die Schwächen des Einzelnen ihre Quelle in allgemeinen Verhältnissen, in dem geistigen Zustand ganzer Gesellschaftsschichten und großer Organismen haben.

Der Gorhamstreit und die ganze Entwicklung des Anglicanismus hatten Manning vor die Conclusion gestellt: Rom oder völlige Freiheit des Gedankens. Den Ausweg einer „freien Kirche" lehnte er rundweg ab (I, 590. 592). Seit Beginn 1851 hörte er auf, als anglicanischer Geistlicher zu functioniren. Am 22. Januar 1851 legte er seinem nahen Verwandten und Freunde Robert Wilberforce eine eingehende Begründung seiner Entscheidung vor, in welcher sich schon die später (1870) wieder bei Manning hervortretende und seine ganze Auffassung der Unfehlbarkeitsfrage

---

[1]) I, 581: „I am certain, that I never shall forget a conversation in which, after your return from the Continent, you detailed to me (between the Pimlico quarter and my house) what in communion with death, and the region beyond death, you had not newly, but freshly learned. It was in conjunction with an increased disinclination to dwell on corruptions in the Church of Rome, an increased aversion to mere nationality in the Church of England, that you most fervently declared to me, how beyond expression solemn and firm was your assurance, brought from the region you had then been treading, not of the mercy of God to those in invincible ignorance, a mercy reaching to every religious profession, and to none, but of the unmoved and immovable title of the Church of England to her share in our divine and catholic inheritance. Have you really unlearned those lessons?"

[1]) I, 473: „Judging by the evidence of the Primitive Church there are many, and they very grave and vital, points on which the Church of England seems more in harmony with Holy Scripture than the Church of Rome." — I, 481: „. . . yet it seems to me (the Church of England) to possess the divine life of the Church, and the divine food of that life, the Word and Sacraments of Christians."

beherrschende Vorstellung findet, als sei die Infallibilität eine fortdauernde Inspiration oder Illumination der Kirche, bezw. ihres Oberhauptes („what is infallibility, but revelation perpetuated, and inspiration by illumination — the extraordinary by the ordinary — the immediate by the mediate action of the Holy Spirit?“ I, 602). Das vaticanische Concil hat bekanntlich diese Auffassung Mannings abgelehnt; es spricht nur von einer Assistentia des hl. Geistes, eine Definition, die der Sache ein ganz anderes Gesicht gibt und in welcher, wenn wir recht berichtet sind, gegenwärtig von fast allen katholischen Theologen, auf deren Urtheil etwas ankommt, der Schlüssel zur Lösung der noch ungelösten Schwierigkeiten erkannt wird.

Am 23. März 1851 wohnte Manning zum letztenmale dem anglicanischen Gottesdienst bei, um am darauffolgenden Sonntag zum römisch-katholischen überzugehen (I, 610). Ohne der Warnung, welche ihm Gladstone noch einmal zukommen ließ (I, 611), Rechnung zu tragen, resignirte er jetzt auf seine Aemter und Würden in der anglicanischen Kirche. Dieser Verzicht auf ein reiches Einkommen und ein köstliches Heim in Lavington war kein kleines Opfer; man sollte denken, es hätte genügt, um den, der es brachte, für alle Zeiten gegen die Imputation unedler Motive seines Uebertritts sicherzustellen. Auf Passionssonntag, 6. April, wurde er in Hill Street durch Father Brownbill in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen und bald darauf auf Trinitatis durch Cardinal Wiseman zum Priester geweiht. Am 16. Juni schon las er seine erste Messe in Farm Street in der Jesuitenkirche, wobei ihm der berühmte Conferencier von Paris, P. de Ravignan, assistirte. Im November ging er nach Rom.

Wir haben bisher Manning als Anhänger und Diener der anglicanischen Kirche betrachtet; in einem unsrer nächsten Briefe werden wir uns mit Manning als Katholiken und katholischem Kirchenfürsten zu beschäftigen haben. Vor seiner anglicanischen Periode sagte er selbst einmal: sie sei gewesen signum, cui contradicitur. Wir werden sehen, daß es mit seiner katholischen nicht anders gewesen.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Prof. Rudolf Virchow, Präsident des Deutschen Reichscomité's für den nächstjährigen internationalen medicinischen Congreß in Moskau, hat aus Petersburg folgende Mittheilung an die „Berl. Klin. Wochenschr.“ gesandt: „Die russischen Consuln sind autorisirt, die Pässe aller — christlicher oder israelitischer — Aerzte zu visiren, welche sich im Jahre 1897 zu dem internationalen Congreß von Moskau begeben wollen.“ Damit ist also die Paßfrage nach den Wünschen des deutschen Reichscomité's geordnet. — In der chirurgischen Abtheilung des Congresses wird, wie die „Nat.-Ztg.“ erfährt, Geh. Rath v. Bergmann einen Vortrag halten über das Thema „Resultate der operativen Behandlung von Gehirntumoren und Jackson'scher Epilepsie“.

* Aachen. Der bisherige Privatdocent an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, Reg.-Baumeister Lynen, ist zum 1. Oct. als etatsmäßiger Professor für Maschinenbau an die hiesige Technische Hochschule berufen worden.

* Wien. Auch das Professorencollegium der hiesigen medicinischen Facultät hat zur Regierungsvorlage, betr. die Gebührenregulirung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren der Universitäten, in Form einer umfangreichen Denkschrift an den Minister v. Gautsch Stellung genommen. Zur Verfassung der Denkschrift war ein mehrgliedriges Comité mit Hofrath Prof. Dr. Zuldt als Obmann eingesetzt worden. Die Denkschrift spricht sich entschieden für Beibehaltung des gegenwärtigen Collegiengeldsystems aus, ganz im Sinne der bereits mitgetheilten Denkschriften der Juristenfacultäten der Wiener und Grazer Universität. Ebenso haben beide Prager Universitäten gegen die Abschaffung des Collegiengeldes Stellung genommen.

* Prag. Der außerordentliche Professor Dr. Robert Zuckerkandl ist zum Ordinarius der politischen Oekonomie, der Hofsecretär der statistischen Centralcommission in Wien, Privatdocent Dr. Heinrich Rauchberg, zum ordentlichen Professor der Statistik, sowie der Verwaltungslehre und des österreichischen Verwaltungsrechts an der deutschen Universität ernannt worden.

* Pavia. In der Kirche S. Pietro in Ciel d'Oro, einem der ältesten Bauwerke der alten langobardischen Königsstadt, werden zur Zeit Restaurirungsarbeiten vorgenommen. Dabei hat man einen Steinsarg mit den Gebeinen des Königs Liutprand aufgefunden, der 712 bis 744 das Langobardenreich beherrschte und blühend und gefürchtet machte. Die Kirche von S. Pietro in Ciel d'Oro war von Liutprand verschönert und erweitert worden, doch wußte man bisher nicht, daß er in ihr seine Ruhestätte gefunden. Man entdeckte ferner in der Nähe des Grabes Fragmente einer in Stein gegrabenen Grabschrift für König Ansprand, den Vater Liutprands, sowie Inschriften aus dem 6. Jahrhundert und in langobardischer Sprache (?), während die auf Liutprand und Ansprand bezüglichen Inschriften lateinisch abgefaßt sind. Die Nachforschungen werden eifrig fortgesetzt.

* Aus Christiania schreibt man der „N. Fr. Pr.“: In vielen Beziehungen merkwürdig klingen die Berichte, welche Mitglieder der Nansen'schen Expedition bisher gelangen lassen. Nach der Rückkehr in die Heimath freute sie am meisten der Umstand, wieder andere Menschen anzutreffen. Mit Ausnahme einiger halbwilder Menschen, die ihnen an der Nordküste Sibiriens Hunde an Bord brachten, entbehrten sie drei Jahre außer ihren Kameraden jegliche menschliche Gesellschaft. Es wirkte zuletzt sehr irritirend, stets dieselben Gesichter und Geberden zu sehen; mitunter konnten sie es kaum ertragen, sich gegenseitig zu sehen, weshalb sie einzeln, jeder für sich, längere Spaziergänge über das Eis machten; diese Einzelwanderungen waren ganz komisch zu sehen. Der Schiffsarzt erzählte, daß der Gesundheitszustand an Bord stets der beste war und nicht ein einziger Fall von Scorbut vorkam, das sicherste Zeichen guter Verpflegung und Hygiene. Dr. Bleissing, der nebst seiner Function als Schiffsarzt auch als Heizer Arbeit verrichten mußte, hat eine Reihe von Blutuntersuchungen vorgenommen, die von großer wissenschaftlicher Bedeutung sind, „falls man davon Gebrauch machen sollte“, fügte er bescheiden hinzu. Während niemand an körperlicher Schwäche litt, scheint der lange Aufenthalt in den öden Einöden und in der sechs Monate langen Nacht einen sehr deprimirenden Einfluß auf das Nervensystem der Polarfahrer ausgeübt zu haben. Einzelne zeigten deutliche Spuren von Erschlaffung und äußerten, daß sie kaum noch einen Winter hätten aushalten können, ohne von nervösen Krankheiten befallen zu werden. Vom September 1893 bis Juli 1896 trieben sie im Eise, stets von der einförmigen Landschaft umgeben. Vierzehn Monate hindurch sahen sie kein lebendes Wesen, keinen Vogel, keinen Eisbären. Während der ganzen Zeit lebte man von Conserven; es war daher eine angenehme Abwechslung, als ein Eisbär geschossen wurde, dessen Fleisch ausgezeichnet schmeckte. Mit einer einzigen Ausnahme stieg die Temperatur nie über den Gefrierpunkt, zum größten Theil herrschte — 40 bis — 50 Grad Celsius, trotzdem litt keiner Erfrierschaden. Im Freien sprang man herum, um sich warm zu erhalten; unten in der Cajüte war es, dank der eine halbe Elle dicken Korkfüllung in den Thüren, niemals kalt, es wurde eher zu warm, wenn im Salonofen geheizt war. Das elektrische Licht functionirte während der ganzen Zeit ausgezeichnet. Um sich die Zeit zu vertreiben, beschäftigte man sich mit allerlei, namentlich wurde die Nähmaschine fleißig benützt. Die Kleider, welche die Polarfahrer bei der Ankunft der Expedition trugen, hatten sie selbst angefertigt, natürlich war der Schnitt nicht gerade nach der letzten Mode. — Wie man aus London berichtet, wird Frithjof Nansen im October dort eintreffen und in der Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über seine Polarfahrt halten.

* Warschau. Hier starb der polnische Geschichtschreiber Adolf Pawiński, dessen Hinscheiden auch in deutschen Gelehrtenkreisen Theilnahme erregen wird. Er gehörte eine Zeit lang zu den Schülern Leopold v. Ranke's und führte sich in die Wissenschaft 1867 mit einer Studie zur italienischen Geschichte, „Die Entstehungsgeschichte des Consulats in den Communen Italiens“ betitelt, ein. Später wandte er sich ganz der neueren polnischen Geschichte Polens und der älteren Geschichte Preußens zu, die er durch eine Anzahl methodisch tüchtiger Arbeiten in polnischer Sprache bereicherte.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 2. September. Nummer 203.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine mittelalterliche Theateraufführung in Arras. — Neue Bahnen der Metaphysik. Von Julius Goldstein. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine mittelalterliche Theateraufführung in Arras.

Der Gedanke, mittelalterliche Bühnenwerke zur Darstellung zu bringen und ihre Wirkung auf den modernen Geschmack zu erproben, ist nicht neu. In den 70er Jahren hat man in Paris verschiedene Mysterien des Mittelalters und, wenn ich nicht irre, auch die berühmte Farce von Maître Pathelin gegeben, und, wie versichert wird, mit gutem Erfolg. Was aber dem neuesten Versuch dieser Art ein besonderes Interesse sicherte, war mehr als das bloße antiquarische Vergnügen. Hatte es sich doch die Heimathstadt des mittelalterlichen Dichters selbst zur Aufgabe gemacht, in ihren Mauern das nunmehr über 600 Jahre alte Stück ihres Sohnes aufzuführen, und handelte es sich doch um eines nicht nur der ältesten, sondern literarhistorisch zugleich interessantesten Bühnenwerke des Mittelalters: das „Jeu de Robin et Marion“ vom Meister Adam de la Halle, eines der ersten weltlichen Stücke des französischen Theaters, zugleich das älteste Singspiel, die älteste Opéra comique, die wir kennen.

Arras, zur Zeit Adams de la Halle Hauptstadt des Artois, ist heute eine kleine Provinzstadt von 27,000 bis 28,000 Einwohnern, Hauptort des Departements Pas-de-Calais, sowie Bischofssitz. Seine größte Sehenswürdigkeit ist das im 16. Jahrhundert erbaute, planvoll gegliederte und reich mit Sculpturen geschmückte Rathhaus mit seinem eleganten, hochragenden Thurm, dem „Beffroi“. Kathedrale und Kirchen bieten wenig bemerkenswerthes und die beiden im 17. Jahrhundert nach einheitlichem Plan gebauten Plätze in der Nähe des Rathhauses, genannt der „Kleine Platz“ und der „Große Platz“, mit ihren sogenannten Uniform tragenden Häusern sind eher ein Curiosum, denn eine Sehenswürdigkeit. Von dem Arras des Mittelalters ist somit nicht viel übrig geblieben, aber gerade damals in der ersten Blüthezeit der französischen Literatur hat Arras seine weittragende Bedeutung gehabt. In Arras lebte und dichtete an der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts Jean Bodel, der uns ein umfangreiches Epos über Karls des Großen Krieg gegen Guiteclin (Wittelind), den Sachsenkönig, hinterlassen hat, sowie eine Anzahl Pastourellen (Hirtenromanzen) und ein merkwürdiges Drama, das Nicolasspiel, das sich äußerlich dem geistlichen Genre der „Miracles“ anreiht, aber Stoff und Inspiration aus der weltlichen Dichtung schöpft. Zahlreiche Liederdichter des 13. und 14. Jahrhunderts waren in Arras zu Hause und in einem Liede dieser Zeit läßt der Dichter Gott selbst vom Himmel herniedersteigen, um in Arras das Dichten zu lernen. Und aus Arras stammt endlich unser „Maître Adam“, dessen Dichtungen etwa in die Zeit zwischen 1260 und 1286 fallen, als Lyriker nicht minder bekannt denn als Dramatiker.

Schon um 1260 hat er seine Vaterstadt mit einem dramatischen Stück, dem übermüthigen Laubenspiel („Jeu de la feuillée“) beschenkt, in dem er seine eigene Vaterstadt malt, Bürger von Arras, seinen eigenen Vater und schließlich sich selbst vorführt und seinem Hang zur Satire frei die Zügel schießen läßt. Und wenig vor seinem Ende scheint das zweite Stück entstanden zu sein, das er, wie man annimmt, in Neapel für seinen Herrn, den Grafen Robert II. von Artois, den er dorthin begleitet hatte, gedichtet hat, und das nachher auch anderwärts, namentlich in Arras selbst und, wie es scheint, auch in Angers aufgeführt worden ist.

Das Stück zerfällt sichtlich in zwei Theile: einen ersten, in welchem Ritter Aubert vergeblich um die Liebe der schönen Schäferin Marion wirbt, die ihren Robin lieber hat als alle Ritter der Welt — und einen zweiten, in welchem Robin und Marion nebst ihren Genossen ländliche Spiele und Tänze aufführen, um mit der Verlobung Robins mit Marion zu schließen. Die Handlung fehlt in der zweiten Hälfte fast gänzlich, es ist mehr eine dramatische Idylle, die der Dichter ohne Zweifel nicht nach literarischen Vorbildern, sondern nach der Wirklichkeit geschaffen hat. Der erste Theil hingegen berührt sich intim mit einer damals sehr beliebten Gattung der lyrischen Poesie, der Pastourelle, in welcher ein Ritter — mit mehr oder weniger Erfolg — die Liebe einer Schäferin zu gewinnen sucht; sogar die in dieser Dichtung traditionellen Namen der Schäferin und ihres Schäfers hat Adam beibehalten. Das Factum ist literarhistorisch von nicht geringem Belang, weil hier einmal die Entwicklung einer dramatischen Gattung aus der lyrischen Poesie klar vor Augen liegt. Meister Adam hat noch mehr gethan: er legt seinen Personen Lieder und Refrains in den Mund, die damals im Schwange waren, er hat mit diesem Wechsel zwischen Rede und Gesang in der That das erste Werk jener Gattung geschaffen, aus der die heutige Opéra comique hervorgegangen ist. Die Musik dieser Liedertexte ist sonach nicht von ihm selbst, seine eigene musikalische Kunst müssen wir in seinen lyrischen Poesien suchen, aber, was wichtiger ist, zwei Handschriften haben uns die Melodien zu den Gesangsstücken des Jeu aufbewahrt.

Es war sonach sehr verlockend, einen Versuch mit einer Neuaufführung zu machen, und schon 1872 hat die Société des Compositeurs de musique wenigstens einen Vortrag des Stückes ermöglicht, wobei die gesprochenen Worte von Edouard Fournier gelesen, die musikalischen Partien mit vertheilten Rollen gesungen wurden; die Begleitung zu den Melodien — die allein überliefert sind — hatte J. B. Weckerlin gefertigt. Diesmal handelte es sich um eine wirkliche Aufführung. Der erste Gedanke dazu war von Arras ausgegangen und hatte in Paris bereitwillige Aufnahme gefunden. Zwei Comités, eines für Arras, eines für Paris, wurden gebildet, die Einzelheiten zu ordnen. Da die altpicardische Sprache heute sowohl den Zuschauern wenig verständlich gewesen wäre, als auch den Darstellern Schwierigkeiten gemacht hätte, machte sich eine Er-

Digitized by Google

neuerung des Textes nothwendig, mit welcher der Dichter Henri Blémont betraut wurde. Und ebenso bedurfte die überlieferte Musik einer Adaptirung, sowie einer Instrumentatbegleitung, für welche Julien Tiersot, der auch in Deutschland wohl bekannte Verfasser der „Histoire de la chanson populaire en France", gewonnen wurde. Die Rollen wurden von Mitgliedern der Pariser Opéra comique übernommen, auf deren Bühne denn auch im nächsten Winter die Aufführung vor dem Publicum der Hauptstadt wiederholt werden soll.

Die vielen Cylinderhüte, welche am Sonntag, den 21. Juni, in den engen Straßen der bescheidenen Provinzstadt auftauchten, ließen schon vermuthen, daß etwas besonderes im Werke war. Das hatte sich der alte Adam de la Halle wohl nicht träumen lassen, daß man am Ende des 19. Jahrhunderts ein Bankett zu seinen Ehren veranstalten würde, zu dem sich der Vertreter des Unterrichtsministers, die Spitzen der Behörden, die Vorsitzenden der beiden Comités, Darsteller, Journalisten u. a. m. versammelten, um die Gedenkfeier für Meister Adam würdig einzuweihen. Abends 7½ Uhr begann dann im Stadttheater die eigentliche „Commémoration d'Adam", die „Soirée de Gala", deren Programm so reichhaltig als nur möglich war und den ganzen Abend bis 1½ Uhr füllte: Conférenciers, Dichter, Sängerinnen, Mitglieder der Pariser Comédie française, die Musik- und Gesangvereine der Stadt Arras, alles trug das seinige dazu bei, eine Gedenkfeier vorzuführen, wie sie wohl selten einem mittelalterlichen Dichter zutheil geworden ist. Der Abend mahnte an die Hans Sachs-Feiern, die vor zwei Jahren in Deutschland veranstaltet wurden: auch hier Aufführungen und Recitationen aus den Werken des Dichters selbst, moderne Dichtungen — Balladen, dramatische Scenen — über ihn und noch vieles andere mehr, das aufzuzählen zu weit führen würde. Nur so viel, daß der Abend mit einer Krönung der Büste des Dichters beschlossen wurde und eine Statue desselben demnächst auf einem der öffentlichen Plätze von Arras aufgestellt werden soll.

Für den literarischen Gourmand blieb von alledem die Aufführung des „Jeu de Robin et Marion" das weitaus interessanteste. Endlich — wir sind bereits in den zweiten Theil des Programms eingetreten — hebt sich der Vorhang, eine Waldlandschaft bietet sich unsern Blicken, im Vordergrund sitzt, einen Kranz flechtend, in etwas idealisirtem Hirtinnencostüm Marion (Mme. Molé-Truffier) und beginnt ihr Lied:

„Robin m'aime, Robin m'a
Robio m'a demandée, il m'aura" — — —

langsam und getragen, beinahe ein Choral. Sie hat kaum geendet, als der Ritter mit dem Falken auf der Hand erscheint, von einer Begegnung mit einer niedlichen Schäferin singend. Er wird alsbald Marion gewahr und versucht — hier beginnt der gesprochene Text — an ihr seine oft erprobten Künste. Sie spielt die Dumme, er fragt sie nach Enten und Reihern (As-tu vu quelque cane — quelque héron), sie spricht ihm von Eseln und Häringen (quelque âne — des harengs). Schließlich fragt er sie geradezu, ob sie einen Ritter lieben möchte, und sie antwortet ihm ebenso offen, daß sie ihren Robin hat, den sie alle Tage, den Abend und den Morgen, lieben will und der ihr guten Käse bringt. Als der Ritter zudringlicher wird, singt sie ihm Lieder, deren Inhalt ihm zu verstehen gibt, daß er seine Mühe hier verliert — er geht von dannen, begleitet von Marions spöttischem Gesang. Von ferne hört sie schon Robin auf der Flöte blasen, sie ruft ihn mit Gesang herbei, er antwortet ihr aus der Ferne mit der gleichen Melodie, bald erscheint er selbst (Darsteller Mr. Vialas) und nun beginnt zwischen diesen beiden Naturkindern ein reizendes Spiel. Marion erzählt ihr Abenteuer mit dem Ritter, Robin ist ungeheuer muthig — ja, wenn er mit seinen beiden Vettern da gewesen wäre! Sie lassen sich nieder, um ihre „Dînette" zu nehmen, Robin zu den Füßen Marions, und so speisen sie „bec à bec", abwechselnd sich gegenseitig die Bissen in den Mund schiebend. Robin hätte gern ein Stück von dem Speck gehabt, den Marions Großmutter aufbewahrt — aber er hängt zu hoch, klagt Marion. Mit Gesang würzen sie das Mahl. Als es beendet ist, will Robin das Herz der Geliebten auf die Probe stellen: er singt und bittet sie um den Kranz, den sie gewunden:

„Bergeronnette,
Douce bachelette,
Donnez-les moi, ces fleurs, s'il vous plaît;
Donnez-le moi, ce beau chapelet!"

Und sie antwortet:

„Berger honnête,
Oh! par amourette,
Prenez-les moi, ces fleurs, s'il vous plaît;
Prenez-le moi, ce beau chapelet!"

So singend setzt sie ihm den Kranz aufs Haupt — eine der zartesten und wirkungsvollsten Scenen des ganzen Stückes! Das Publicum klatscht — nicht zum erstenmal — jubelnden Beifall, es ist nicht minder vergnügt als das Hirtenpaar auf der Bühne, das sich unterdeß zum Tanzen anschickt. Marion singt:

„Dis, par l'âme de ton père,
Danses-tu légèrement?"

Und Robin, ihr entgegentanzend:

„Oui, par l'âme de ma mère,
Je sais faire, voie comment,
L'avant et l'arrière,
Belle,
L'avant et l'arrière."

So tanzen sie nacheinander den Pas du Front, den Tour des Bras u. s. f., bis Robin auf den Gedanken kommt, seine Vettern, sowie Spielleute herbeizuholen. So kindisch dieser Tanz nach der Beschreibung klingen mag, so anmuthig nimmt sich dieser von Gesang begleitete Contretanz zu zweien auf der Bühne aus, so sehr paßt er in den Rahmen dieses naiven Schäferspieles hinein.

Robin verschwindet zur rechten Zeit, denn kaum ist er fort, so kommt der Ritter auf der Suche nach seinem Jagdfalken zurück, wird aber mit seiner Werbung von Marion abermals abgewiesen. Da kommt Robin und bringt den Falken, erhält aber als Lohn nur Ohrfeigen, weil er das Thier zu derb angefaßt hat. Er schreit wie besessen: Ma douce amie, il m'a tué — was seine Wirkung auf die Lachmuskeln des Publicums nicht verfehlt. Der Ritter will ihm sein Ungeschick verzeihen, wenn Marion mit ihm gehen will, und da sie nicht willig ist, so braucht er Gewalt und führt sie hinweg, der arme Robin wird durch ein paar flache Schwerthiebe auf Schulter und Rücken rasch zur Vernunft gebracht. Er liegt halbtodt vor Schreck am Boden, als Gautier und Baudouin, seine Vettern, kommen und ihn zur Verfolgung des Ritters ermuntern. Aber Robin belehrt sie, daß sie gegen diesen „Chevalier hors de sens, Avec une si grande épée" nichts ausrichten würden, und wenn sie ihrer vierhundert wären. In der Ferne jedoch sehen sie, wie Marion sich von dem Ritter wieder losgemacht hat und zurückkommt, sie verbergen sich hinter die nächste Hecke. Marion bleibt trotz allen Versprechungen des Ritters standhaft, er bedauert es schließlich selbst, sich mit einem so dummen Geschöpf so lange aufgehalten zu haben, und geht davon. Allein gedenkt Marion wieder des armen Robin, da ruft es hinter der Hecke, Robin springt hervor und schließt die wiedergefundene Geliebte in seine Arme, die sich seine Küsse

gern gefallen läßt, ihn aber empört von sich stößt, als auf einmal Gautier und Baudouin erscheinen. Robin, frisch gestärkt, ist jetzt wieder so muthig wie zuvor:

„Dieu! que je saurais batailler,
S'il revenait le chevalier!"

Unterdeß kommt noch Huart mit der Schäferin Péronnolle und zwei Musikanten. Die Gesellschaft ist jetzt vollzählig, ein lustiges Lied eröffnet das kleine Fest, dann beginnen sie mit ihren ländlichen Spielen, zuerst mit dem „Saint-Cosme".[1]) Robin macht den Heiligen, jeder soll ihm ein Opfer darbringen, aber ohne zu lachen, sonst hat er verloren und muß selbst den Platz des Heiligen einnehmen. Gautier fängt an, er bietet dem Heiligen eine große gelbe Rübe, Robin schneidet Gesichter, „wie ein Gehängter", bis Gautier sich nicht mehr halten kann und sich vor Lachen schüttelt. Marion findet das Spiel nicht hübsch, man beginnt ein neues, „das schöne Spiel von den Königen und den Königinnen". Baudouin möchte ohne weiteres König sein, aber das muß erst ausgezählt werden; alle miteinander bilden einen Kreis, strecken die Hände zusammen, Gautier beginnt auf Robins Vorschlag mit Nummer 1, der Zufall fügt es, daß die zehnte Hand gerade Baudouin gehört, der sogleich auf einen improvisirten Thron gehoben wird, als Krone Péronnelle's Strohhut aufgesetzt bekommt und nun als König über das weitere zu bestimmen hat.[2]) Er fordert die Anwesenden vor seinen Thron, Robin soll ihm das schönste Lied singen, das er kennt: er singt das Lied des alten Hirten Blaise (Rossignolet du bois joli, — Pourquoi chantes-tu le jour et la nuit?), ein zartes, gefühlvolles Lied mit einer einschmeichelnden Melodie — nach ihm Marion, von welcher der König gleichfalls ihr schönstes Lied verlangt, eine leichtere Weise, das lustige, frische Lied ihrer Pathin (En passant par la Lorraine — Avec mes sabots). Beide erhalten vom König das verdiente Lob, auch das Publicum ist entzückt, es verlangt beide Lieder bis — es glaubt, Adam de la Halle zu beklatschen, und ahnt nicht, daß gerade diese beiden Lieder von den Bearbeitern eingeschaltet sind. In der Folge kommen wir wieder zum echten Adam zurück: Gautier soll auf Befehl des Königs sagen, was er am liebsten ißt, und erweckt mit seiner enthusiasmirten Beschreibung einer garnirten Schweinslende große Heiterkeit. Das harmlose Spiel wird plötzlich gestört. Marion, vom König darnach befragt, ist eben dabei, ihre Liebe zu Robin zu schildern, den sie mehr liebt als irgend eins von ihren Mutterschafen — als Gautier meldet, daß ihr der Wolf ein Lamm geraubt. Hier zeigt sich Robin als Held: er nimmt Gautiers Keule, erschlagt den Wolf und bringt das gerettete Lamm der Geliebten zurück. Der König weiß den rechten Augenblick zu ergreifen, er gibt Robin und Marion zusammen; Gautier als Verwandter, verweigert seine Zustimmung nicht. Péronnelle, welcher Baudouin die Vortheile einer Heirath mit ihm so glänzend als möglich schildert, erbittet sich noch Bedenkzeit. Gautier geht leer aus; sich nützlich zu machen, will er die Chanson de geste von Audigier singen, wird aber mit seinem wüsten Gesange bald zum Schweigen gebracht. Alle ordnen sich zum Tanz, zur trèche, Robin führt ihn an, mit Marion an der Hand, Wechselgesang zwischen beiden und Chor der übrigen begleitet den fröhlichen Tanz, mit dem das Stück schließt — der Vorhang fällt, rauschender Beifall belohnt die meisterhafte Interpretation der alten Dichtung.

Vergleichen wir die moderne Bearbeitung mit der alten Dichtung — und das wird nöthig sein, um sich Rechenschaft darüber zu geben, wieviel von dem Beifall wirklich auf Rechnung des Dichters zu setzen ist —, so bemerkt man leicht, daß mancherlei Details geändert oder unterdrückt sind, daß sogar eine ganze Scene fehlt, ja daß andrerseits manches neue hinzugefügt worden ist. Manche dieser Modificationen waren durch praktische Rücksichten geboten, andere waren vielleicht weniger dringlich, im ganzen aber wird man sagen dürfen, daß der Charakter der alten Dichtung treu bewahrt geblieben ist. Hat die Bearbeitung einige Derbheiten des hiezu stets bereiten Gautier unterdrückt, so ist doch genug stehen geblieben, um aus diesen realistischen Figuren keine idealisirten Hirten und Hirtinnen zu machen, wie sie in späteren Jahrhunderten auftauchen. Wenn man ferner die ganze Scene gestrichen hat, wo Robin seine Vettern und Freunde zusammenholt, so ist leicht einzusehen, warum. Im Mittelalter machten solche rasche Veränderungen der Scene ja keine Schwierigkeiten, da sämmtliche im Stück vorkommenden Schauplätze — in primitivster Art natürlich — gleichzeitig und nebeneinander auf der Bühne dargestellt wurden. Für eine moderne Bearbeitung blieb nur die Wahl, entweder auch hierin das Mittelalter genau nachzuahmen — was allenfalls für ein aus Gelehrten zusammengesetztes Publicum von Interesse gewesen wäre — oder für eine kleine, unwichtige Scene den Vorhang fallen zu lassen, einen vollständigen Scenenwechsel vorzunehmen, um gleich darauf (43 Verse weiter) wieder den alten Schauplatz beizustellen, was wiederum bei der Kürze des ganzen Stückes nur störend gewirkt hätte. Weniger durch solche scenische Bedenken als durch Rücksichten auf den modernen Geschmack war die Abkürzung des Spiels vom Saint-Cosme veranlaßt; denn modernes Publicum hätte es vielleicht langweilig gefunden, wenn nach Gautier noch sämmtliche übrigen sein Beispiel nachgeahmt hätten. Und ein ähnlicher Grund war wohl auch für die Hinzufügung der beiden Lieder maßgebend, die einen so besonderen Beifall fanden: man wollte dem zweiten Theil des Stücks, in welchem Adam mit Melodien etwas sparsam umgegangen ist, etwas aufhelfen, und der Erfolg ist ja auch nicht ausgeblieben. Im übrigen war es wohl gegen den Geist einer Dichtung, die ihre Melodien aus Volksliedern ihrer Zeit schöpft, kein allzu schweres Vergehen, ein paar Volkslieder neueren Datums hinzuzufügen, die Tiersot den Lippen des Volkes selbst abgelauscht hat.[1]) Daß schließlich die Bearbeiter hie und da die Liedertexte erweitert, d. h. zu einer einzelnen vorhandenen Strophe noch eine oder zwei neue hinzugedichtet haben, wo es sich sonst kaum gelohnt hätte, mit Singen anzufangen, wird man auch verständlich und verzeihlich finden. Alles in allem ist auf diese Weise der Musik ein klein wenig mehr Platz eingeräumt worden, als in dem Original, aber ohne Schaden für das Stück und seinen Charakter.

Die schwierigere Aufgabe bei der Bearbeitung war jedenfalls dem musikalischen Bearbeiter zugefallen — für den Erneuerer des Textes handelte es sich im wesentlichen darum, an Stelle der neufranzösischen wörtlichen Uebersetzung, die der neueste Herausgeber des Stückes seiner Ausgabe beigefügt hat,[2]) die gereimte Form zu setzen. Was die Musik anlangt, so waren zunächst die mittelalterlichen Noten in unser modernes Notensystem umzuschreiben, diese alte Musik richtig zu interpretiren und schließlich noch eine Begleitung zu den Melodien zu machen, da wohl kaum anzunehmen ist, daß bei den Aufführungen im Mittelalter dieselbe ganz und gar gefehlt hätte. Gegenüber seinen Vorgängern —

[1]) Aehnlich auch bei uns bekannt als „Vater Eberhard" u. dgl.
[2]) Wie bekannt, liegt dasselbe Spiel auch der Rahmenerzählung des Decamerone zu Grunde, wo jeden Tag einer der Anwesenden als rè oder regina über die übrigen zu gebieten hat.

[1]) Sie finden sich in der trefflichen Sammlung: Mélodies populaires des provinces de France. Recueillies et harmonisées par *Julien Tiersot*. Paris, Au Ménestrel (Henri Heugel). 3 Hefte (auch einzeln: I, 9 u. II, 17).
[2]) *Ernest Langlois:* Le Jeu de Robin et Marion, par Adam le Bossu. Paris, Thorin et fils. 1896.

Coussemaker hat in seiner Gesammtausgabe Adams (Paris 1874) eine moderne Notenumschrift gegeben, J. B. Weckerlin, wie oben erwähnt, eine Clavierbegleitung geschrieben — hat Hr. Tiersot seine Aufgabe durchaus selbständig aufgefaßt, hat eine Orchesterbegleitung geschaffen, die durchaus dem Charakter des Ganzen entspricht, im übrigen sich niemals vordrängt, sondern discret die attüberlieferten Originalmelodien begleitet. Hatte Coussemaker in peintlicher Anlehnung an die alte Notenschrift den Tanz Robins und Marions in schwerfälligem Dreiviertettact wiedergegeben, so setzt Tiersot — ohne Zweifel mit Recht — an dessen Stelle den Sechsachteltact u. s. f. Die demnächst erscheinende Ausgabe der Gesangstücke aus Robin und Marion für Gesang und Piano (Paris, éditeur Fromont) wird bald eine genauere Kenntniß dieser musikalischen Neubearbeitung ermöglichen.

Und nun die Hauptsache: der Erfolg dieser Aufführung, ihre Wirkung auf das moderne Publicum? Das ist vielleicht nicht so leicht zu sagen, wie es scheint. Daß das Publicum von Arras entzückt war, versteht sich von selbst: wenn der alte Adam hätte erscheinen können, man hätte ihn mehr als einmal herausgerufen — aber man könnte dies auf Localpatriotismus zurückführen. Auch der Freund des Mittelalters wird vielleicht nicht als unparteiischer Beurtheiler betrachtet werden, auch er bringt im voraus ein starles persönliches Interesse mit. So wird man schließtich ein objectives Urtheil erst von dem Pariser Publicum erwarten dürfen, das nächsten Winter das Stück in der Opéra comique zu sehen bekommt. Und doch kann man, glaube ich, schon jetzt eine kleine Prophezeiung für den guten Erfolg auch der Pariser Aufführungen wagen. Es ist wahr, daß uns manches in diesem alten Stück naiv und kindlich, ja dem und jenem vielleicht sogar kindisch vorkommt, daß die Handlung des Stücks sehr mager, die Art z. B., wie der Ritter schließlich zum Verzicht auf Marion gebracht wird, so undramatisch, wie nur möglich ist. Aber dafür ist es eben ein Singspiel, in dem noch heutzutage an die Handlung geringere Anforderungen gestellt werden, und für seine Naivetät sollten wir vielleicht nicht den Dichter, sondern die Modelle verantwortlich machen, die er für sein Stück benutzt hat. So wenig wir sonst vom privaten Leben der Hirten jener Zeit wissen, so sehr macht Adams Darstellung den Eindruck der Naturtreue, ein gesunder Realismus schaut überall hervor: diese köstliche Mischung von Zartheit der Gefühte und naiver Deutlichleit des Ausdrucks, dieses Nebeneinander von Marions einfachem Anstand und Gautiers ungenirter Derbheit, ähneln zu sehr unsern modernen Zuständen, als daß wir darin nicht eine getreue Nachahmung der Wirklichkeit, ein Stück Culturgeschichte erblicken sollten. Adam selbst ist weit davon entfernt, zu idealisiren, dafür nur ein Beispiel: als Robin das vom Wolf geraubte und verwundete Lamm seiner Marion zurückbringt, kann es Gautier nicht unterlassen, einen seiner unflätigen Scherze zu machen. Eine idealisirte Schäferin hätte sich empört weggewendet oder gethan, als habe sie ihn nicht verstanden. Marion aber hat ihn recht gut verstanden und macht kein Hehl daraus: sie liest dem Unzarten den Text — ob er sich nicht schäme, so etwas überhaupt zu sagen!

Ein Hauch von Frische und Natürlichkeit, von Anmuth und Grazie, wie das namentlich in den Scenen zwischen Marion und Robin zur Geltung kommt, schwebt über dem Ganzen. Dazu der lebhafte Wechsel zwischen Gesang und gesprochener Rede, der Reiz der populären, einfachen aber gefälligen Melodien — alles das vereinigt sich, um dem Werke Meister Adams auch bei einem nicht voreingenommenen Publicum im voraus den Erfolg zu sichern und den modernen Bearbeitern die Befriedigung zu verschaffen, daß sie ihre Mühe nicht umsonst verschwendet haben. C. V.

Neue Bahnen der Metaphysik. [1])

Von Julius Goldstein.

In weiten Volksschichten, oberen und unteren, gilt es als ausgemacht, daß metaphysische Untersuchungen heute zur Unmöglichkeit geworden sind. In den oberen Schichten stützt man seine Anschauungen mit dem Namen Kant, in den unteren dient hiezu das vieldeutige Schlagwort „Wissenschaft“. Der Neukantianismus läßt die uralten Sphinxräthsel der Menschheit auf sich beruhen, weil er sie mit seinem einseitigen erkenntnißtheoretischen Forschungsapparat doch nicht lösen kann; der Naturalismus als Weltanschauung spricht ihnen überhaupt jede Existenzberechtigung ab und tröstet seine Anhänger mit Dithyramben über die Herrlichkeit des Culturfortschritts. Man sieht einen gewissen Heroismus darin, sich den tiefen Fragen des Leben gegenüber zur Resignation durchzukämpfen und doch seine Aufgaben als Mensch und Glied einer socialen Gruppe gewissenhaft zu erfüllen.

Diese Resignation ist nun nicht jedermanns Sache. Es gibt noch viele Menschen — leider, oder Gott sei Dank! —, die sich als bloßes Culturthier oder als Mitarbeiter an der Hervorbringung eines Zustandes, „in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten“, nicht befriedigt fühlen können. Dem reichen Innenleben dieser Menschen kann ein ins Endlose hinauswachsender, maschinenartiger Culturproceß nicht genügen; sie machen die Werthschätzung des Daseins abhängig von der Beantwortung der Fragen nach dem Sinn, dem Zweck, dem geistigen Gehalt des Menschenlebens und des Weltgetriebes überhaupt. Wer den Wandlungen des Zeitgeistes während des letzten Jahrzehnts gefolgt ist, der wird bemerkt haben, daß eine kräftige metaphysische Unterströmung diese Stimmung hauptsächlich in den Schriften des Jeneuser Philosophen Eucken als festgefügten Gedankenbau an die Oberfläche gebracht hat.

Als Mitkämpfer für eine neue metaphysische Lebensanschauung in neuer, eigenartiger Form ist auch Prof. G. Claß in Erlangen zu begrüßen mit seinem kürzlich erschienenen Buch: „Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes.“ Der Titel möge den Leser nicht abschrecken. Schon nach den ersten Seiten wird er mit Pascal sagen können: „Ich glaubte, einen Autor zu finden, und ich habe einen Menschen gefunden.“

Das Buch ist in mancher Hinsicht bemerkenswerth. Ueber der klaren, edlen Darstellung liegt eine innere Wärme und Ruhe, die heute bei dem scharf zugespitzten Kampf der Geister um so wohlthuender wirkt. Mit großer speculativer Gewandtheit sucht Claß den innersten Quellpunkt geistigen Schaffens bloßzulegen. Aus der scharfsinnigen Analyse des geistigen Erlebnisses des Menschen und der Menschheit erwächst ihm eine wohlfundirte Bestimmung jenes räthselhaften Begriffes „Geist“, dem noch aus früheren Zeiten in den Begriffen der Freiheit und der Unsterblichkeit der Schimmer einer höheren Welt anhaftet. Jeder tiefer denkende Mensch kann es dem Verfasser nur hoch anrechnen, daß er gegenuber gewissen modernen Strömungen der flachen Vernemung und dem scheuen Vorüberhuschen an den Fragen der Freiheit und Unsterblichkeit energisch entgegentritt, daß er in ihrer positiven Lösung die conditio sine qua non eines höheren Geisteslebens sieht. „Sie (diese Fragen) sind eigentlich so alt wie die Philosophie selbst, denn der thatsächlich vorhandene Doppelcharakter des Menschen, in welchem Erde und Himmel verbunden scheinen, hat sie dem Philosophiren aufgegeben und wird

[1]) „Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes“ von Dr. G. Claß, ord. Prof. in Erlangen. 238 S. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 1896.

Digitized by Google

sie immer wieder aufgeben, so lange die Menschheit nicht thierisch wird."

Es muß hervorgehoben werden, daß das Buch nur eine Art Prolegomena für eine künftige Metaphysik des Verfassers sein soll. Alle Fragen, welche sich an das Verhältniß des menschlichen Geistes zur Materie und zum göttlichen Weltgrunde knüpfen, finden daher in diesem Werke keine Berücksichtigung. Claß glaubt aber, daß „zwischen der Materie und Gott mehr mitten lune liegt, als man gewöhnlich meint". Dem Verfasser wird der schon im Sprachgebrauch gegebene Unterschied von Seele und Geist zum Problem. In der Phänomenologie sollen die Thatsachen gesammelt werden, in denen das Seelenleben sich entfaltet. Die Psychologie gibt uns nur eine wissenschaftliche Einsicht in die Formen des seelischen Lebens. Die Ethik zeigt, was wir mit diesen Formen leisten. Das Handeln des Menschen läßt sich in drei Arten theilen: das religiöse, das rechtlich moralische und das culturliche. Historisch können wir nur immer eine concrete Gestaltung des religiösen, rechtlich moralischen und culturlichen Lebens constatiren. Diese bezeichnen wir als einen „historischen Inhalt". Neben dem Strom der Geschichte fluthet noch durch die Geschichte der Strom des naturgeschichtlichen Werdens, in welchem sich die Naturtypen der Völker und Familien befinden. Aus beiden Strömen empfängt das Individuum alles, was es überhaupt an Inhalt besitzt.

Claß untersucht nur den Strom der Geschichte, welcher in die Entwicklungsreihen der Religion, des Rechts und der Moral und der Cultur eingetheilt ist, um von hier aus in der Ontologie „zu einem inhaltsvollen Begriff des Seelischen zu gelangen, der alles das tragen kann, wovon uns die historische Wissenschaft berichtet".

Zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung nimmt der Verfasser den selbstverständlichen Satz, daß jeder ein Kind seiner Zeit sei, d. h. „daß jeder unter der durchgreifenden Wirkung der sachlichen historischen Inhalte steht". Auf den ersten Blick scheint es, als ob bloß durch die unpersönliche Macht und Autorität der Gesammtheit hindurch der historische Inhalt auf das Individuum einwirkt. Claß zieht aber hier noch eine neue Wirkungsform ans Licht: die „intellectuelle Anschauung". Er nimmt diese nicht im Sinne Schellings, sondern beschreibt sie als einen Vorgang, wo „Gedanken, welche entweder schon vorhanden sind oder neu hervortreten, in einem Augenblick in energischer Synthese zusammengeschaut werden. Aber diese Synthese ist nicht die des begrifflichen Denkens, sondern hat durchaus intuitiven Charakter".

In der Goethe'schen Naturanschauung zeigt der Autor diese „intellectuelle Anschauung". In dem Stück Natur, das sich den Blicken darbietet, liegt nicht dieser innere Zusammenhang eines einheitlichen Lebens. „Wenn Männer vom Schlage Goethe's das Gegebene durch ein solches intellectuelles Medium hindurch betrachten, so erhellt schon daraus, daß es sich hier nicht um eine individuelle Ansicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt. In Goethe'scher Fassung ist es eben die „Natur" im Sinne seiner Zeit, d. h. derjenigen Gestalt des culturlichen, historischen Inhalts, welche damals bestand. Mit andereu Worten: wer die in Rede stehende intellectuelle Anschauung erlebt, zeigt eben dadurch, daß er unter der inneren Gewalt einer bestimmten Phase der Cultur steht."

Claß weist dann nach, wie sowohl bei der Betrachtung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch, also auf moralisch rechtlichem Gebiet, als auch auf religiösem Gebiet eine intellectuelle Anschauung stattfindet. Damit ist in der intellectuellen Anschauung eine Form gegeben, mittelst welcher ein objectiver historischer Inhalt in den Individuen ein persönliches Dasein gewinnt. Durch die intellectuelle Anschauung kommt das Individuum mit dem concentrirten Extract des historischen Inhalts in directe Einwirkung. „Je öfter und je energischer dieser Vorgang stattfindet, um so mehr kommt der Mensch unter den Einfluß jenes Systems, in welchem der specielle Inhalt der Anschauung ein integrirendes Moment bildet."

Jetzt untersucht der Verfasser das Verhältniß der Individuen und Inhalte vom Standpunkt der Individuen aus. „Wie kommt es, daß die Zeiten sich ändern?"

Da sind in ruhigen Zeiten vor allem die anfangs minimalen Veränderungen zu berücksichtigen, durch welche die Individuen die strengen Forderungen des historischen Inhaltes zu umgehen trachten. Auf moralischem Gebiet nimmt man es mit der eigentlich gültigen Moral „in der Praxis" nicht so genau, auf culturlichem Gebiet tritt wie z. B. heute eine saloppe Vernachläßigung der Sprachregeln ein, während in das religiöse Leben Elemente einer fremden Religion einfließen, die sich nicht amalgamiren lassen. Wiederum arbeitet ein kleiner Kreis an der positiven Ausgestaltung des historischen Inhaltes. — Nun gibt es aber kritische und conservative Epochen. Denkt man sich diese in typischen Persönlichkeiten verkörpert, so unterscheidet Claß zwei Arten von Kritikern. Der eine bethätigt bloß seine individualistische Zerstörungslust an dem historischen Inhalt mittelst einer gewissen intellectuellen Technik. Bei ihm herrscht die Stimmung des „Distel köpfenden Knaben". Der positive Kritiker verneint den historischen Inhalt nicht aus irgend welcher individuellen Abneigung, sondern im Namen einer schlechthin gültigen, ewigen Wahrheit, welche in dem herrschenden historischen Inhalt nicht zum Ausdruck gebracht ist. In ihm urtheilt eine allgemeine Instanz, keine individualistische. Er sucht neue Positionen. Man denke an Lessing.

Andrerseits tritt in conservativen Epochen die ausgeprägte conservative Tendenz in der breiten Masse des Volkes zu Tage. Sie leben sorglos unter der Macht des historischen Inhaltes dahin. Gebildetere Kreise verwenden ihre intellectuellen Mittel zu harmloser Detailforschung und betrachten jede Kritik als Aeußerung des bloßen Individualismus. Die höchsten Vertreter des conservativen Typus sind aber diejenigen, welche den Autoritätsstandpunkt hinter sich haben. Sie besitzen ein directes Verhältniß zum Lebenssystem eines historischen Inhalts und bringen ihm volles Vertrauen entgegen. Das Vertrauen ist nur erfolgt durch „entscheidende Thaten innerer Bejahung".

„Faßt man das Werden und Wachsen historischer Inhalte ins Auge, so liegt das Ziel dieser Bewegung offenbar nicht in der Beherrschung der Massen, sondern darin, daß die Inhalte in individuellen Persönlichkeiten gleichsam Gestalt gewinnen. Hier nun zeigt sich, daß das Ziel der Inhaltsbewegung nicht erreicht werden kann ohne ein inneres Handeln der Individuen, welches gleichwohl nicht individualistisch ist. Nur der Einklang des historischen Inhalts mit dem innerlich objectiven allgemeinen Element bringt das Individuum zu der entscheidenden persönlichen Hingabe." (100.)

Die „Ontologische Bearbeitung der Phänomene" hat zum Gegenstand das Ganze der flüzirten Wechselwirkungen zwischen Inhalten und Individuen. Die Aufgabe der Ontologie soll nicht gefaßt werden im Sinne der früheren aprioristischen Metaphysik, sondern wie in der Naturwissenschaft die Phänomene der Körperwelt auf die eigentlich wirkenden Atome zurückgeführt werden, so auch die Phänomene der geschichtlichen Bewegung auf das „wahrhaft Wirkende". „Wir möchten wissen," so formulirt der Autor das hier vorliegende ontologische Problem, „was jenen tiefsten Grund des seelischen Lebens ausmacht, aus welchem die Inhalte entspringen und auf welchem die Wechselwirkung der Inhalte und Individuen beruht." (117.)

Digitized by Google

Der Daseinskreis der in Frage stehenden Phänomene ist der seelische. Alles menschliche Handeln hat seinen Ausgangspunkt in dem seelischen Leben. Historische Inhalte, die im Grunde aus einem System lebenskräftiger Gedanken bestehen, sind zwar größer als die Individuen, haben aber ihr Dasein dennoch in den Seelen derselben.

Das Verhältniß der Inhalte und Individuen stellt sich in zwei Schichten dar. In der unteren sind die eigentlich wirkenden Factoren das Individuum und die Gesammtheit. Zur Erklärung dieser Einwirkung reicht der hergebrachte Begriff des seelischen Lebens aus. Dieses ist dadurch charakterisirt, daß es unter dem „Primat des Fühlens" steht. Das Denken befindet sich im Dienst des individuellen körperlichen oder seelischen Wohlbefindens. Auch in dem complicirten Verhältniß von Individuum und Gesammtheit bleibt dieser Personalismus (Individualismus), d. h. die vom Fühlen bestimmte Lebensrichtung.

Anders stellt sich die Sache in der oberen Schicht dar, wo die Individuen und Inhalte zu directer Wechselwirkung gelangen. Hier tritt mitten im individualistischen Getriebe des Vorstellens und Fühlens eine allgemeine Beurtheilungsinstanz auf; das Individuum verhält sich auf eine dem idealen Gedankensystem congeniale Weise. Insofern das Individuum hier auf reine fordernde Gedanken reagirt, entwickelt sich in ihm ein sachliches Leben unter dem Primat des Gedankens. Das sachliche Leben bezeichnet Claß als geistig, das personalistische als seelisch. Die lebendige Congruenz von Gedanken und Kraftäußerung des Ich ist das charakteristische Moment im geistigen Leben. Zum Unpersönlichen im geistigen Leben gehört „die Entstehung und das historische Dasein der regierenden Gedankensysteme, ebenso das in den Individuen ergehende Urtheil. Zum Persönlichen gehören die bejahenden Thaten des Ich, die neuen Gefühle, das Erleben der intellectuellen Anschauung, die dauernde Gesinnung". Das menschliche Ich ist der Punkt, wo das naturhafte und das geistige Leben zusammenstoßen. Das naturhafte seelische Leben steht unter dem Zwange von Thatsachen; es wird durch sie gefördert oder gehemmt. Der Anfang des geistigen Lebens fällt nicht mit der Geburt zusammen, sondern liegt da, wo zum erstenmal ein geistiger Inhalt durch den freien Entschluß des Ich bejaht wird. „Dem persönlich geistigen Leben ist durch das herrschende Gedankensystem ein Ziel vorgezeichnet, welchem es sich durch freie Bethätigung annähern soll. „Ziel" ist hier nicht „Ende", sondern das vorgezeichnete Ziel schwebt als ein Ideal dem geistig strebenden Menschen vor, welches nie ganz erreicht wird."(153.)

Das persönlich geistige Leben scheint aber ganz in den Fluß der historischen Erscheinungen hineingezogen, weil niemand mehr erleben kann, als was in dem objectiven historischen Inhalt gegeben ist. Claß weist jedoch nach, daß der freie Act der Bejahung, durch welchen ein im Inhalt gegebener Gedanke in thatsächliche Wirklichkeit umgesetzt wird, ein unhistorisches Element ist.

Das personalistische Leben ist dem Autor ein Naturvorgang, das geistige Leben ist Geschichte im tieferen Sinne. „Wir nennen „Geschichte" die menschliche zeitlich verlaufende Bewegung, deren principium movens in einem Gedankensystem liegt." Die geistige Geschichte ist wirklich „ein Reich der Freiheit, während jeder Naturvorgang die nothwendige Folge rein thatsächlicher Verhältnisse ist, welche zwischen thatsächlichen Beständen obwalten".

Das unhistorische Element des unpersönlichen geistigen Lebens findet Claß in dem „unpersönlichen Denken als solchem mit seiner praktischen Wahrheitstendenz". Dies gilt ihm auch als die „bleibende Voraussetzung für Entstehung, Dasein und Beurtheilung aller regierenden Gedankensysteme". In den folgenden Abschnitten weist der Verfasser eingehend nach, daß das geistige Leben aufgefaßt werden muß als Bearbeitung der menschlichen seelischen Natur durch den menschlichen Geist, am Schluß des Werkes stellt er das Postulat der Unsterblichkeit auf. Dieses ergibt sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus der realen Unterscheidung von Seele und Geist.

Das Subject, welches die Unsterblichkeit fordert, ist hier nicht ein beseelter Hause von Chemikalien, sondern ein freies Geistwesen. —

Wir konnten hier nur das nackte Gedankenschema des Autors kurz angeben. Der Leser des Buches aber wird auf eine Fülle tiefer Gedanken und feinsinnigster Einzelbeobachtungen treffen, und er wird, wie wir, den Kopf schütteln über die Leute, welche Metaphysik mit dem Worte „Begriffsmythologie" noch heute bezeichnen zu dürfen glauben.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. R. **Geisteshelden.** Herausgegeben von Anton Bettelheim. 19. Band. Darwin. Von W. Preyer. Berlin, C. Hofmann u. Co. 1896. — Das Buch gliedert sich in 7 Capitel. In ansprechendster Form unterrichten uns die beiden ersten über die Familie des großen britischen Naturforschers und seine Schul- und Universitätsbildung. Das 3. Capitel erzählt die Geschichte seiner Entdeckerfahrt auf dem Schiffe „Beagle" unter Führung des Capitäns Fitz-Roy. Der Verfasser berichtet hier an der Hand des von Darwin selbst herausgegebenen Reisetagebuches und beschließt seine Schilderung mit einem jede sorgfältig zusammengestellten Reiseetappenverzeichniß, was um so verdienstlicher ist, da Darwin selbst bei der Veröffentlichung seiner Tagebücher die chronologische Reihenfolge nicht beibehalten hat, um zusammengehörige naturhistorische Beobachtungen nicht von einander zu trennen. Die Lebens- und Arbeitsweise des in die Heimath Zurückgekehrten, die Freundeskreise, die ihn dort umgaben, bilden den Gegenstand des 4. Capitels. Darwin litt bekanntlich seit seiner Weltreise an einem Uebelbefinden, das ihn in 40 Jahren kaum einen Tag völlig verließ und ihn nöthigte, mit seiner Zeit peinlich hauszuhalten, um jede leidensfreie Stunde auf seine Arbeiten verwenden zu können. „Ein Mann, der im Stande ist, nur eine Stunde zu verschwenden, hat den Werth des Lebens nicht erkannt", war sein Grundsatz, der ihm zur Richtschnur diente. Das 5. Capitel handelt von den Charaktereigenschaften Darwins. Keine von denjenigen Eigenschaften, derentwegen sein Biograph, welche im gegenwärtigen Jahrhundert von den am höchsten civilisirten Völkern als Tugenden geschätzt werden, scheint ihm; und als Fehler weiß er nur seine übergroße Bescheidenheit zu nennen. Eine allgemeine, vorzügliche Charakteristik seiner Werke, sowie eine Schilderung ihres Einflusses auf die Entwicklung der Zoologie, Geologie, Botanik, Anatomie u. s. w. gibt das 6. Capitel, dem außerdem noch ein sorgfältiges chronologisches Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften beigegeben ist. Die Hauptquelle für die vorgeführten Capitel bildet das von dem Sohne Francis herausgegebene Werk „Leben und Briefe von Charles Darwin" (vergl. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 110 vom 20. April 1888). In dem Schlußcapitel berichtet der Verfasser über seine persönlichen Beziehungen zu Darwin und dessen Lehre. Wir erfahren, daß er der erste in Deutschland war, welcher in einer Promotionsschrift Darwin'sche Anschauungen auf einen besonderen Fall in Anwendung brachte. Es betraf das Ausstreben des Brillenaik, der nach im Jahre 1844 auf isländischen Klippen angetroffen wurde; auch die erste biographische Skizze ging aus Preyers Feder hervor. Den werthvollsten Theil dieses Capitels bildet die Mittheilung der Briefe, welche Darwin an seinen Biographen richtete, seraer derjenigen, welche er während seiner Erdumsegelung an den Jahren 1832 bis 1835 an seinen verehrten Lehrer und Freund Henslow schrieb. Letztere werden hier zum erstenmal einem größeren Kreise zugänglich gemacht; denn bei ihrer Veröffentlichung im December 1835 wurden sie nur in wenigen Exemplaren als Manuscript gedruckt zu privater Vertheilung an die Mitglieder einer wissenschaftlichen Gesellschaft in Cambridge. Wir danken dem Verfasser für sein schönes Werk, von dem wir die Meinung hegen, daß es in ganz vorzüglichem Grade geeignet ist, das Verständniß für Darwins große Leistungen in weite Kreise zu tragen.

Digitized by Google

A. K. Geistesheiden. Herausgeg. von Anton Bettelheim. 22. Band. Kepler. Galilei. Von Sigmund Günthee. Berlin, C. Hofmann u. Co. 1896. — Keplees und Galilei's Lehen, ihre unsterblichen Verdienste auf dem Gebiete dee Astronomie, Mathematik, Physik u. s. w., den Einfluß dee von ihnen ausgegangenen Forschungsmethode auf die Entwicklung der gesammten Naturwissenschaften in einem so beschränkten Raume der Daestellung zu bringen, war ohne Zweifel eine sehr schwierige Aufgabe. Ihee Lösung ist aber dem Herrn Verfasser ganz vorzüglich gegliickt, und sein Werk eeweibt sich in hohem Grade geeignet, einem größeren Publicum das Verständniß für jene Leistungen zu eröffnen. Gelehrtenbedürfnissen ist ee durch Beigabe einer großen Anzahl von Anmerkungen entgegengekommen, die sich bei Keplee auf 228, bei Galilei auf 498 beziffern. Auf diese Weise hat er auch dem Fachmann die Möglichkeit geboten, sich an Hand derselben jeden näheren gewünschten Aufschluß zu verschaffen.

Zur Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben.

„Von allen Weinen in der Welt
Rheinganer mir am besten gefällt:
Er ist ein Biedermann, ein Held,
Der unterm blauen Himmelszelt
Hoch das Panier der Freude hält,
Sich nur den Frohen beigesellt
Und gegen alles in der Welt
Was Leben heißt, frisch zieht in's Feld.

Wenn ihr im Lebenskampf und Streit
Vergessen wollet Gram und Leid
Und öffnen wollet weit und breit
Das Herz der Lust und Fröhlichkeit,
So trinket Rheingauer allezeit!
Ihr seid oar Sorg' und Qual gefeit,
Von aller Furcht und Angst befreit
Und lebt in Himmelseligkeit.

Willkommen, Rheingauer, ueber Wein,
Du unter den Weinen der Edelstein,
Voll Lieblichkeit, wie Gold so rein,
Erquicklich duftend im Heil'genschein,
Du mußt vor allen gepriesen sein,
Ja nun und nie argeff' ich dein,
Du edelster Wein um ganzen Rhein, —
O wärst du heut' und immer mein!"

Die vorstehenden Verse, welche Heinrich Hoffmann nan Fallersleben den Freunoen in Rüdesheim am 6. October 1864 gewidmet hat, sind soeben durch eine stimmungsvolle Aquarelle illustrirt worden (ausgestellt bei Ed. Schulte in Berlin, Unter den Linden 1). Sie entstammen der allen noch lebenden Verehrern des Dichters wohlbekannten Briefmsche, welche er stets bei sich führte. In ihr bewahrte ee seine meisten Lieder, die auf winzig kleine Zettel aber auch auf die Rückseite der von geleerten Flaschen abgelösten Weinetiketten geschrieben waren. Diese Autographen zeigen eine knorrige, feste, deutsche Handschrift, die, förmlich mittelalterlich erscheinend, so originell ist, daß, wer sie einmol gesehen hat, sie gewiß unter tnusenden wiedererkennen wird. In frohen Stunden, im Freundeskreise beim Klang der Becher, oftmals dazu aufgefordert, hatte Hoffmann jene Briefmsche hervor, und es herrschte tiefe Stille, wenn er mit seinem wunderbaren, moodulationsfähigen Organ die kurzen, zündenden Verse vortrug. Im Herbst 1864 besuchte Hoffmann wieder einmal den Rheinstrom und begrüßte theure Stätten der Erinnerung, die in seinem Leben eine bedeutungsvolle Rolle gespielt haben. Sein Biograph Gerstenberg bemerkt zutreffend: „Der Aufenthalt am Rhein erfrischte und verjüngte den Dichter. Ueberall verließ die rechte Mischung von Vergnügen und Arbeit dieser Reise eine besondere Wöeze." Frucht derselben ist dee mit Melodien von Schletteter herausgegebene Liederkranz „Rheinleben". Bei seinen Freunden, den Weinhändlern Schaly und Reuter in Rüdesheim weilend, genaß Hoffmann herrliche, sonnige Octobertage. Am sechsten fuhr ee hinüber nach Bingea. Das Wiedersehen seines ehemaligen Wohnsitzes, wo er im Jahre 1849 glücklich verheirathet zuerst wieder festen Faß in deutschen Landen faßte, der Anblick der in vollem Herbstsegen prangenden Weinberge, das Gedächtniß an die vielen freudigen und feurigen Stunden, die ee einst in dieser herrlichen Gegend verlebt hatte, regten ihn mächtig zu poetischem Schaffen an. Abends, nach der Rückkehr, wor obiges Gedicht entstanden, welches bei edelstem Rebensafte vorgetragen wurde. Ed geschah in einer Abendgesellschaft bei Ewalds; „erst in Steraenzeit heim", steht im Tagebuche Hoffmanns.

Auf dem Bilde nun sehen wir das vorzügliche, außerordentlich ähnliche Portrait des Dichters von Professoe Ernst Henseler, dem Schöpfer deo bekannten Gemäldes in dee Nationalgalerie: „Hoffmann von Fallerdleben in seinem Studirzimmer auf Schloß Corvey". Um dod von einem Medaillon eingerahmte Bildniß, wie um einen darunter befindlichen Römer voll funkelnden Weins, ranken in üppiger Fülle edle Tranben und herbstlich gefärbtes Laub, welches einer heiteren Rheinlandschaft mit einer charakteristischen Ruine als wirksame Folie dient. Diesen landschaftlichen Theil malte der in Berlin wohnende einzige Sohn des Dichtes, Franz Hoffmann-Fallesleben, mit feinster Farbentönung und künstlerischem Empfinoen. Ein gediegener, geschnitzter Eichenrahmen gibt dem Ganzen einen vaenehmen Abschluß. Das interessante Aquarell, welches in den Besitz des kunstsinnigen und weinfrohen Hrn. Pfingsten zu Itzehoe, Eigenthümers der „Itzehoer Nachrichten", übergeht, ist nur auf kurze Zeit bei Schulte ausgestellt. K. Th. G.

* Die Universitäten Deutschlands und des Auslandes tauschen alljährlich Ende August die während des letzten Studienjahres unter ihrer Autorität erschienenen Schriften aus. In diesem Jahre ist dieseSchriftenaustausch besonders umfangreich, da gegenwärtig 113 Universitäten und andere namhafte wissenschaftliche Institute und gelehrte Gesellschaften dem Tauschverein beigetreten sind, zuletzt die Cornell-University in Ithaca, die Columbia-University in New-York, Göteborgs Stadsbibliotek, endlich die Akademie der Wissenschaften in Stockholm. Auf diese Weise gelangt eine Reihe höchst werthvoller Publicationen im Austausch gegen die in Deutschland erscheinenden Dissertationen in den Besitz unsrer Bibliotheken.

* Ueber die Verminderung der Blitzgefahr durch Fernsprechanlagen gibt das „Archiv für Post und Telegraphie" folgende im Jahre 1895 gemachten Feststellungen bekannt: In den Orten mit Stadtfernsprecheinrichtungen sind an den Telegraphen- und Fernsprechanlagen 16,859 Beschädigungen durch den Blitz entstanden. Dabei sind aber in den weitaus meisten Fällen nur die Spindeln der Blitzableiter und die sonstigen Apparatschutzvorrichtungen betroffen worden. An Hausbeschädigungen entfallen auf je 100,000 Gebäude a. in Orten ohne Stadtfernsprecheinrichtungen 64.6 und b. in Orten mit Fernsprechanlagen nur 18.7 Fälle, so daß sich die Gefährdung in den Fällen b. und a. wie 1 : 3.5 gestaltet. Man knüpft hieran die Consequenz, daß die telegeaphischen Leitungsdrähte den Blitz, ehe er zur Wirkung kommen kann, zur Erde leiten und somit wesentlich zum Ausgleich der Gewitterelektricität beitragen. Die Oberpostdirection Schwerin (Mecklenburg) hat ferner beobachtet, daß in Neustrelitz jedes Jahr (mit Ausnahme von 1890) Gebäude in größerer Anzahl vom Blitze getroffen wurden, daß jedoch seit Einrichtung des Fernsprechnetzes im Jahre 1893 von dort kein Fall von einschlagendem Blitz wieder gemeldet ist.

* Lingnistische Studien in Sibirien. Sibirische Blätter melden, daß der bekannte Orientalist N. Th. Katanaw gegenwärtig den Fluß Abakan sammt seinen Nebenflüssen bereist, wo er Daten über die Schamanen der indigenen Beltir- und Kaibal-Stämme sammelt. In seiner Begleitung befindet sich der junge finnische Gelehrte Volenius, der sich als Linguist für die Sprache der Kaibal und Beltir interessirt; diese beiden Stämme sollen durch Mischung von Totaren mit Ostjaken und mit Samojeden entstanden sein.

* Einer Kabelmeldung zufolge ist auf der Lickstemwarte in Californien am Morgen des 28. August von den Astronomen Hussey und Holden eine neue überraschende Erscheinung auf dem Planeten Mars beobachtet worden. Die Erscheinung stellte sich als eine hell glänzende Hervoragung über die Lichtgrenze des Planeten hinaus dar, die sich am einfachsten als ein hoher von der Sonne erleuchteter Berggipfel, dessen in tieferem Niveau liegende nächste Umgebung zum Theil bereits das Dunkel der Nacht bedeckt, erklären lassen würde. Diese Entdeckung wird nun auch an den europäischen, mit mächtigen Teleskopen ausgestatteten Sternwarten weiter verfolgt werden.

* Halle. Im November ds. Js. blickt das staatswissenschaftliche Seminar der Universität auf ein 25jähriges Bestehen zurück. Von seiner Gründung an hat es unter Leitung des Geh. Regierungsraths Prof. Dr. Conrad gestanden. Es wird namentlich auch von Ausländern, wie Engländern, Amerikanern und Japanern, stark besucht. Es hat sich nun ein Comité von ehemaligen Seminarmitgliedern gebildet, dem u. a. die HH. Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Paasche (Charlottenburg) und Präs. Dr.

Digitized by Google

Diehl (Halle) angehören. Dieses Comité ladet zu einem zu Ehren des Geheimraths Conrad am 15. November stattfindenden Festessen alle ehemaligen Seminarmitglieder herzlichst ein. Auch soll eine Hrn. Conrad gewidmete Festschrift herausgegeben und die Bilder aller ehemaligen und jetzigen Seminarmitglieder in geschmackvollem Album ihm überreicht werden. Die Redaction der Festschrift hat Geheimrath Paasche übernommen. Nähere Auskunft über diese Feier ertheilt der derzeitige Assistent des Seminars stud. cam. M. Mendelsan (Halle, alte Promenade 33). Derselbe nimmt auch Anmeldungen zum Festessen, wie auch Photographien ehemaliger Seminarmitglieder entgegen.

* **Berlin.** Der bisherige Privatdocent der Archäologie an der hiesigen Universität Dr. Friedrich Koepp ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der kgl. Akademie zu Münster ernannt worden.

* **Königsberg.** Die Nachricht, Prof. Dr. Bachaus in Göttingen sei als ordentlicher Professor und Director des landwirthschaftlichen Instituts zum Ersatz für Prof. Fleischmann hieher berufen worden, trifft nicht zu. Vielmehr ist bis jetzt weder über den Ersatz noch über die Vertretung Fleischmanns Entscheidung getroffen.

* **Wien.** An der hiesigen Universität sind für das kommende Wintersemester zwei interessante, bisher nicht abgehaltene Collegien angekündigt: „Die Theatergeschichte Wiens" von Dr. v. Weilen und „Henrik Ibsen" von Dr. E. Reich. Prof. Dr. Alfred Frhr. v. Berger hat ein dreistündiges Colleg über Aesthetik angekündigt. Burgtheaterdirector Dr. Burckhard hat die Abhaltung eines im vorigen Wintersemester verschobenen Collegs über „österreichisches Autorenrecht" in Aussicht gestellt.

* **Paris**, 29. Aug. Im hohen Alter von 84 Jahren starb hier Baron Jerome Pichon, der seit 60 Jahren Bücher sammelte und eine der schönsten Collectionen seltener Bücher hinterläßt. Er war Auditor im Staatsrath von 1834 bis 1848 und lebte von da an ausschließlich der Wissenschaft der Bücherkunde. Bis 1893 war er Präsident der Gesellschaft der französischen Bücherfreunde, die sich in seinem schönen Hotel am Quai d'Anjou zu versammeln pflegte. Die 1820 gegründete Gesellschaft ist sehr ausschließlich, da sie nach den Statuten nur 24 Mitglieder zählen darf, zu denen fünf auswärtige Genossen kommen. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 100 Frcs. Daraus werden seltene alte Bücher für die Mitglieder allein neu gedruckt. Der Herzog von Aumale ist Ehrenpräsident der Gesellschaft, die zum größeren Theil aus Aristokraten besteht und der auch zwei Damen, die Gräfin de la Feronnays und die Marquise de Nadaillac, angehören. — Der französische Entdeckungsreisende Maurice Versepuy ist von seiner Durchquerung Afrika's von Osten nach Westen im fieberkranken Zustande zurückgekehrt. Er klagte sehr über den Mangel von Entgegenkommen, den er auf seiner schwierigen Reise bei den englischen Officieren und Beamten gefunden habe, während er im Congo-Staat und in Deutsch-Ostafrika jede irgend mögliche Unterstützung erfahren habe. Die geographischen Aufnahmen Versepuy's sollen in wichtigen Punkten den Angaben Stanley's widersprechen.

* **Paris.** Der hier im Alter von 69 Jahren verstorbene Dr. med. Gustave Simon Lagneau hat sich durch Forschungen zur Bevölkerungslehre einen Namen gemacht. Am bekanntesten sind seine Studien über die Ursache des Rückganges der Bevölkerung in Frankreich. Nach dem deutsch-französischen Kriege schrieb er vom Standpunkte des Volkswirthes und Hygienikers über die Maßnahmen, die zur Gesundung des französischen Heeres nöthig seien. Seither lenkte er immer wieder und wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gefahren, die für Frankreich der Rückgang der Geburtsziffer bedingt. In der Akademie der Medicin, der er seit 1879 angehörte, in der Akademie der moralischen Wissenschaften und in anderen gelehrten Körperschaften trug er wiederholt seine Lehren vor.

* **Petersburg.** Die Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß in Nowaja Semlja, die bekanntlich von der Akademie der Wissenschaften ausgerüstet war und an deren Spitze sich der Director des physikalischen Cabinets der Akademie Fürst Golizyn und der Akademiker Baklund befanden, ist am 27. August auf der Heimreise in Archangel eingetroffen. Sämmtliche Mitglieder der Expedition sind frisch und gesund. Sie führen eine Masse photographischer Aufnahmen, topographischer, magnetischer Daten ꝛc., sowie eine Collection seltener Insecten mit. Der Akademiker Baklund hatte die Expedition früher verlassen und war auf einer englischen Yacht nach Norwegen vorausgefahren, so daß er am 27. August in Petersburg eintreffen konnte. In Hammerfest hat er eine Zusammenkunft mit Nansen gehabt. Die Expedition nach Nowaja Semlja kann als gelungen bezeichnet werden. Die Beobachtung der Verfinsterung gelang vollkommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 31. August folgende Schriften eingegangen:

Führer durch Wiesbaden und Umgebung. Mit Plan ꝛc. 15. Aufl. Nam-Führer. Mit Plan ꝛc. 3. Aufl. Der Curort Mernn-Mais. Hggb. vom Maiser Curverein. Mit medicinischer Einleitung von Dr. B. Mayrgger. Mit Illustrationen und Plan. (Woerls Reisehandbücher.) Würzburg und Leipzig, Leo Woerl. — F. H. Schlöffiag: Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit. 15. Aufl. 5. u. 6. Lig. Berlin, C. Regenhardt 1895. — Dr. M. Kayser: Chemisches Hülfsbuch für die Metall-Gewerbe. 2. Aufl. Würzburg, A. Stabee 1896. — Dr. Georg Grupp: Die Culturperioden des 19. Jahrhunderts. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. N. F. Hggb. von Dr. J. M. Raich. Bd. 17. Heft 6/7.) Frankfurt a. M., A. Foesser Nachfolger 1896. — Georg Brandes: Aus dem Reiche des Absolutismus. Charakterbilder aus Leben, Politik, Sitten, Kunst und Literatur Rußlands. Uebersetzt von Alfred Faester. 2. Aufl. Leipzig, Siegismund u. Volkening 1897. — N. A. Leskin: Unser Landsleute auf Reisen. Humoristische Schilderung ꝛc. Aus dem Russischen übersetzt von Helene Mordaunt. Berlin, August Deubner 1896. — Gustav Meinecke: Texanisches und Kreolisches: Der Fall des Alamo. Rollins Plantage. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag 1896. — J. v. Brun-(Barnow): Erlebtes und Erdachtes. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft 1896. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. N. F. 20. Jahrg. Hggb. von Gustav Schmollee. 1. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Börsen-Werthe. Handbuch zur Information über sämmtliche an der Berliner Börse gehandelten Werthpapiere. Jahrg. 1896/97. Hggb. von H. Arends und Curt Moßner. Berlin, Correspondenz Gelb 1896. — Die Juristenfacultäten und die Collegiengeldfrage. Denkschrift von Professoren der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultäten Wien und Graz. Wien und Graz, Selbstverlag 1896. — Reichsfreiherr v. Fechenbach-Laudenbach: „Der Kaiser ruft!" Berlin und Leipzig, Fr. Luckhardt 1896. — Kaiser-Worte. Aussprüche Kaiser Wilhelm des Großen, gesammelt von E. Scheöder. 5. Aufl. Ebd. — Die Evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Hggb. von Julius Richter. 2. Jahrg. 1896. 9. (Sept.-) Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann. — Dr. Ferdinand Schulz: Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. 3. Abtheilung. Geschichte des Mittelalters und des Zeitalters der Reformation. Mit Abbildungen im Text. Lehraufgabe der Unter-Prima. Dresden, L. Ehlermann 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Zwischen zwei Nächten.

Neue Gedichte von

Gustav Falke.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Gustav Falke bietet hier eine Sammlung Gedichte von hoher Schönheit, in denen sich ein außergewöhnliches Talent offenbart. Seine ausgesprochene Persönlichkeit wird dem Dichter die Sympathien Vieler erwerben. (11705)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Fünftes Heft.

Inhalt: Zur Volksgesundheitspflege im Mittelalter. — Erinnerungen aus der Ministerzeit Bismarck-Camphausen (II). — Ueber die Auslegung der Apokalypse durch Bartholomäus Holzhauser. — Aus dem reformatorischen Schottland. (Hewison. Milne. Maxwell.) — Zeitläufe. Die Machtverhältnisse gegenüber der Lage auf Kreta. — Akademische Erörterungen zur comischen Frage. — Culturgeschichtliches. [11674]

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 3. September. Nummer 204.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein Buchhändler vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Von Dr. Ernst Kestner. — Ein Aufruf des Emirs von Afghanistan. Von L. Babaian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Buchhändler vor Erfindung der Buchdruckerkunst.

Von Dr. Ernst Kestner.

Es ist bekannt, daß sich in dem alten Rom, namentlich zur ersten Kaiserzeit, ein blühendes Buchhändlergewerbe entfaltet hatte. Wir erfahren von großen Bibliotheken, die sowohl der Staat, als auch einzelne reiche Privatleute anlegten; es war üblich, zu Anfang des Jahres, wo, wie bei uns zu Weihnachten, alle Welt Geschenke austauschte, unter andern auch Bücher zu verschenken. Die römischen Buchhändler verschickten die bei ihnen verlegten Werke bis in die entferntesten Provinzen. Ein solcher in großem Maße betriebener Buchhandel war, in Ermanglung einer mechanischen Vervielfältigung, nur durch die Sklavenarbeit möglich; Griechenland und die asiatischen Provinzen lieferten der Hauptstadt in ausreichender Zahl literarisch ausgebildete Sklaven, welche das Abschreiben der Bücher fabrikmäßig besorgten.

Im Mittelalter hat es keinen eigentlichen Buchhandel gegeben. Die einzigen, welche zu jener Zeit der Kunst des Schreibens mächtig waren, waren die Mönche und diese sorgten hauptsächlich für den Bedarf ihres eigenen Klosters. Die Herstellung von Büchern in der malenden Schreibweise, wie sie damals üblich war, kostete außerordentlich viel Zeit und in Folge dessen waren auch die Preise enorm. Auch war die Nachfrage nach Büchern noch so gering, daß niemand in Versuchung kam, seinen Lebensunterhalt auf das Abschreiben derselben zu gründen.

Auch in dem alten Culturlande Italien waren im Mittelalter die Bücher selten geworden. Die alten Classiker waren größtentheils in Vergessenheit gerathen und die Klostergeistlichen schrieben nur solche Bücher ab, die sie beim Gottesdienst oder zur Predigt nöthig hatten. Selbst der große Aufschwung, welchen die weltliche Poesie im 14. Jahrhundert nahm, änderte hierin wenig; die großen Dichter und Gelehrten jener Zeit, wie Dante, Petrarca, Boccaccio, standen im Grunde für sich allein und hatten kein weiteres Publicum, das ihre Werke las und kaufte.

Dieser Zustand änderte sich jedoch zu Anfang des 15. Jahrhunderts, und zwar war Florenz die Stadt, in welcher sich zuerst ein höherer geistiger Aufschwung entfaltete. Die Stadt war durch den Seiden- und Wollhandel reich geworden und die inneren Zwistigkeiten, welche im Mittelalter die Bürger in fortwährender Spannung hielten, hatten allmählich aufgehört. Es fanden sich eine Anzahl Männer, welche, ohne von Nahrungssorgen gedrängt oder durch innere Parteikämpfe beirrt zu werden, sich ganz den geistigen Interessen widmen konnten. Die Ehrfurcht vor der Größe des Alterthums war in Italien, wo man noch so gewaltige Ueberbleibsel davon sah, immer lebendig geblieben; jetzt fing man an, auch nach näherer Erkenntniß der alten Zeit zu verlangen. Zu denjenigen Florentinern, welche zuerst das Bestreben fühlten, tiefer in den Geist des Alterthums einzudringen und sich dessen Wissen aufs neue anzueignen, gehörte Palla Strozzi, der reichste Mann der Stadt, der das ernste Studium den aufreibenden politischen Geschäften vorzog. Er war es, welcher einen griechischen Lehrer aus Konstantinopel berief, um die alte Sprache, welche im Abendlande ganz in Vergessenheit gerathen war, in Florenz zu lehren. Man bemühte sich, die bisher verborgenen literarischen Schätze der Alten aufs neue ans Licht zu bringen. Während des Concils zu Konstanz fanden die päpstlichen Secretäre, vor allen der Florentiner Poggio, in St. Gallen und anderen Klöstern eine große Zahl von alten Schriftstellern wieder auf, andere kamen aus Griechenland herüber. Es regte sich der Wunsch, Abschriften von den literarischen Schätzen der Alten, die man ohne Kritik bewunderte und pries, zu besitzen. Der erste, der es sich angelegen sein ließ, Bücher zu sammeln, war Niccolo Niccoli, der sein ganzes Vermögen nach und nach für eine Bibliothek von etwa 400 Bänden ausgab. Er war es auch, welcher in der Florentiner heranwachsenden Jugend Begeisterung und Verständniß für das Alterthum und seine Wissenschaft erweckte; er wußte auch den künftigen Herrn von Florenz, Cosimo von Medici, für die neue geistige Bewegung zu interessiren. Die im Mittelalter gegründete Lehranstalt der Stadt gewann jetzt ein neues Leben; griechische und lateinische Sprache, auch alte Philosophie wurden dort in mustergültiger Weise gelehrt und die vornehme Jugend von Florenz widmete sich mit Eifer und Hingebung diesen Studien. Ein höheres geistiges Leben pulsirte in der Arnostadt; es war dieselbe Zeit, wo bedeutende Künstler, wie Donatello und Brunellesco, mit Begeisterung die Ueberbleibsel antiker Kunst studirten und daraus eine neue künstlerische Ausdrucksform entwickelten, welche ihre Nachfolger zu der höchsten Blüthe entfalteten.

Besondere Umstände trugen dazu bei, daß diese geistige Bewegung, welche bisher nur in Florenz geblüht hatte, auch die höher stehenden Kreise in ganz Italien, ja überhaupt im Abendlande, erfaßte. Im Jahre 1433 kam Papst Eugen IV., durch einen Aufstand der Römer aus seiner Residenz vertrieben, nach Florenz und bezog mit seiner Hofhaltung das Kloster von S. Maria Novella. In den acht Jahren, während deren er hier verweilte, war die Stadt am Arno der Mittelpunkt der kirchlichen Verwaltung und eine große Anzahl höherer Geistlicher aus aller Herren Ländern strömte nun hier zusammen. Diesen konnte der Aufschwung, welcher die Geister ergriffen hatte, nicht fremd bleiben, sie fingen an, mit regem Interesse an der Bewegung theilzunehmen; sie wollten die Bücher, aus denen die Florentiner Jugend neue Weisheit schöpfte, womöglich besitzen und mit in ihre Heimath bringen, um auch dort die Liebe zum Alterthum zu verbreiten. Noch größer wurde der Zusammenfluß fremder Geistlicher in Florenz, als Eugen IV. 1439 hierhin das Concil verlegte, welches

Digitized by Google

die griechische Kirche mit der römischen vereinigen sollte. Außer vielen Bischöfen des Abendlandes kam im Gefolge des Kaisers und des Patriarchen von Konstantinopel eine große Menge griechischer Geistlicher hieher, und man sah mit Staunen, daß unter der florentinischen Bürgerschaft sich Männer befanden, welche die griechische Sprache durchaus beherrschten und als Dolmetscher bei den Concilsverhandlungen dienen konnten.

Es muß um diese Zeit gewesen sein, daß einzelne speculative Florentiner, welche der neuen geistigen Bewegung nahe standen, auf den Gedanken kamen, aus dem Abschreiben der Bücher ein Geschäft zu machen und diese den anwesenden geistlichen Herren, denen es an Geld nicht mangelte, zu verkaufen. So entstand um die Jahre 1435 bis 1440 seit der Zeit des Alterthums zum erstenmal wieder ein wirkliches Buchhändlergewerbe. Noch 1430 scheint es kein solches in Florenz gegeben zu haben, denn damals schrieb der Mönch Ambrogio Traversari, einer der bedeutendsten Förderer des griechischen Studiums, er habe einen Mann ausfindig gemacht, der gegen dreißig Goldgulden Jahresgehalt und freie Station ihm den Livius und andere Classiker abschreiben wolle. Doch während der Anwesenheit der päpstlichen Curie in Florenz und namentlich zur Zeit des Concils gab es genug Leute, welche darnach strebten, Bücher zu erwerben, und das Buchhändlergeschäft versprach einen reichen Gewinn. Diejenigen, welche damals dies Gewerbe neu begründeten, nahmen verschiedene Schreiber in Bezahlung, welche gute Abschriften herstellen mußten, und richteten, gleich anderen Kaufleuten, in der Nähe des Marktes einen eigenen Stand ein, wo sie ihre Bücher ausstellten. Die Abschriften nahmen sie entweder von den schon in Florenz vorhandenen Büchern, oder sie ließen sich diese auch aus anderen großen Städten, wie Mailand oder Bologna, kommen. Dieses Unternehmen fand großen Anklang. Fast täglich erschienen bei den Ständen der Buchhändler die Florentiner Bürger, denen das Fortschreiten der Wissenschaft am Herzen lag, und ebenso die auswärtigen geistlichen Herren; sie sahen sich an, was fertig war, forschten nach neuen Erscheinungen und kauften vor allen Dingen.

Einer von diesen ersten Buchhändlern der neuen Zeit hat uns ausführliche Aufzeichnungen hinterlassen, die er freilich erst später in vorgerücktem Alter verfaßte. Es sind keine eigentlichen Memoiren, in denen seine eigenen Lebensschicksale im Vordergrund stünden, sondern Lebensbeschreibungen all der bedeutenden und angesehenen Männer, mit denen ihn sein Geschäft in Verbindung brachte. Doch ist in diesen kunstlosen Biographien so viel Persönliches enthalten, daß wir aus ihnen von dem Lebensgang des Verfassers und auch von der Art, wie er sein Geschäft betrieb, ein ziemlich genaues und anschauliches Bild erhalten.

Zu der Zeit, als Papst Eugen in Florenz residirte, wuchs daselbst ein junger Mensch heran, der sich Vespasiano di Bisticci nannte, aus einer gut bürgerlichen, aber verarmten Florentiner Familie. Auch an ihn war die neue Bewegung herangetreten und er spürte den lebhaftesten Wunsch, sich wie viele seiner Altersgenossen, dem Studium der Alten hinzugeben. Allein die Mittel der Seinigen reichten dazu nicht aus, es war nothwendig, daß er irgend ein Gewerbe ergriff, das ihn ernährte. Da es ihn aber sehr zu den Büchern hinzog, so entschloß er sich, Buchhändler zu werden.

Wie sich die Anfänge seiner Laufbahn gestalteten, hat er uns leider nicht erzählt, wohl aber theilt er uns mit, daß er bald einen Gönner fand, der im stande war, ihm die reichlichsten Aufträge zu ertheilen. Das war Cosimo von Medici. Dieser konnte sich, nachdem er 1434 aus der Verbannung zurückgekehrt war und alle seine Gegner unschädlich gemacht hatte, als den ersten Bürger der Republik, als den unbestrittenen Herrn von Florenz betrachten. Als er seine Stellung gesichert wußte, begann er mit Leidenschaft zweierlei Dinge zu betreiben, welche man als die Ideale eines reichen und mächtigen Herrn der Frührenaissance bezeichnen kann: zu bauen und Bücher zu sammeln. Durch seinen Baumeister Michelozzo ließ er den herrlichen Palast in der Via larga errichten, welchen Donatello mit Reliefs ausschmückte; er erneuerte das alte Haus der Signoren und stiftete das Dominicanerkloster von San Marco. Den Mönchen dieses Klosters wies er die Bibliothek des Niccoli zu, die dieser verdienstvolle Gelehrte, der 1435 starb, dem Staate vermacht hatte. Neben San Marco wandte Cosimo der Abtei von Fiesole seine besondere Gunst zu; auch für diese suchte er eine Büchersammlung zu schaffen, damit die dortigen Mönche Gelegenheit hätten, gelehrte Studien zu betreiben. Er ließ zu diesem Zweck den jungen Vespasiano zu sich kommen. Dieser hat uns seine Unterredung mit dem Herrn von Florenz genau geschildert. „Welches Mittel kannst du mir angeben," so begann Cosimo, „um diese Bibliothek zu bilden?" „Eine zu kaufen, wäre unmöglich," entgegnete der Buchhändler, „die Bücher würden sich nicht auftreiben lassen." Und als Cosimo, der seinen Plan nicht aufgeben wollte, weiter fragte, wie es denn zu machen sei, erwiderte Vespasiano, man müsse die Bücher eben schreiben lassen, und erklärte sich bereit, die Sorge dafür auf sich zu nehmen. Cosimo war höchlich damit zufrieden und ermahnte den Buchhändler, nur gleich anzufangen; was er an Geld brauche, werde die mediceische Bank bezahlen, er möge nur die Quittungen bei dem Abte des Klosters einreichen.

Vespasiano ging nun sofort daran, eine ganze Bibliothek zusammenschreiben zu lassen. Er nahm fünfundvierzig Abschreiber in Dienst, welche er wahrscheinlich unter den jungen Klerikern fand, deren Zahl damals sehr groß war. Da nicht alle Bücher, die als Vorlage dienen sollten, in Florenz zu finden waren, schickte er nach Mailand, Bologna und anderen Orten, um sich die nöthigen Bücher zu verschaffen. Seine Schreiber waren unausgesetzt thätig und in zweiundzwanzig Monaten war eine Bibliothek von zweihundert Bänden fertig. Cosimo hatte eine außerordentliche Freude daran und war namentlich sehr befriedigt darüber, daß es so schnell gegangen war. Uns will diese Zeit, bei der Menge der Abschreiber, nicht so gar kurz scheinen; aber es ist zu bedenken, daß die Schrift sehr sorgfältig und sauber ausgeführt und mehr gemalt als wirklich geschrieben wurde; außerdem verlangte man, daß die Titelblätter mit Miniaturmalerei geschmückt und die Initialen der einzelnen Capitel besonders malerisch ausgeziert waren. Die Herstellung dieser Bibliothek für die Abtei von Fiesole war die hauptsächlichste Arbeit, die Vespasiano für Cosimo unternahm; sicherlich hat er seinem Herrn aber auch bei der Sammlung der eigenen Büchersammlung geholfen, welche später, durch alle Nachfolger Cosimo's vermehrt, unter dem Titel der Laurentiana so berühmt geworden ist.

Noch einen anderen einflußreichen Gönner hatte sich Vespasian erworben. Als der päpstliche Hof in Florenz residirte, erschien bei ihm oftmals ein noch junger Geistlicher, der sich Meister Thomas nannte. Dieser forschte mit großem Eifer nach neuen Büchern und bewies eine literarische Kenntniß, welche den Buchhändler in Erstaunen setzte. Obwohl seine Mittel gar gering waren, verwandte er alles, was er irgend erübrigen konnte, auf den Ankauf von Büchern. Er hatte ein Inventar aufgestellt von allen den Büchern, welche damals vorhanden waren, und dieses Verzeichnisses hatte sich Cosimo von Medici bei der Gründung der Bibliotheken von S. Marco und Fiesole bedient. Nicht minderen Eifer bewies aber Meister Thomas in kirch-

Digitized by Google

lichen Angelegenheiten. Während des Concils spielte er eine sehr thätige Rolle und trug viel dazu bei, daß die Vereinigung der beiden Kirchen wenigstens formell zu stande kam. Er wurde deßhalb ein Günstling des Papstes Eugen, der ihn von da an vielfach in seinem Dienst gebrauchte. Wenn Meister Thomas bei Vespasiano die Vorräthe, die dieser ausliegen hatte, durchmusterte, äußerte er wohl: „Ja, wenn mir reichliche Mittel zur Verfügung stünden, würde ich sie zu zwei Dingen allein gebrauchen: zu Bauten und zur Anschaffung von Büchern!“

Als 1442 der päpstliche Hof wieder nach Rom zog, verließ auch Meister Thomas mit seinem Herrn Florenz. Bald darauf vernahm man, daß Eugen IV. ihn zum Erzbischof von Bologna erhoben hatte. Einige Jahre später kam er auf der Durchreise nach Florenz, da ihm der Papst eine Gesandtschaft nach Deutschland übertragen hatte. Er begab sich sogleich zu Vespasiano, diesmal in einer anderen Angelegenheit als zum Ankauf von Büchern. Er erzählte dem Buchhändler, daß er kein Geld habe, da die empörte Stadt Bologna ihm die Einkünfte seines Erzbisthums vorenthalte; Vespasiano möge doch gleich zu Cosimo gehen und diesen bitten, er möge ihm hundert Ducaten vorschießen. Der Buchhändler begab sich sofort zu dem Medici, und dieser sagte: Ich werde mehr thun, als er verlangt. Er stellte darauf eine Vollmacht aus, nach welcher der Erzbischof bei allen mediceischen Banken so viel Geld erheben konne, als er nöthig habe. Cosimo, der bei seiner herrschenden Stellung in Florenz doch immer der speculirende Großkaufmann blieb, kannte seine Leute und wußte wohl, wem er einen so unumschränkten Credit eröffnete; seine damalige Liberalität hat ihm später die reichsten Früchte getragen.

Als Meister Thomas ein Jahr später von der Gesandtschaft nach Deutschland zurückkehrte, verlieh ihm Eugen IV. als Belohnung für seine Dienste den Cardinalshut. So war aus dem einfachen Geistlichen ein hoher Würdenträger der Kirche geworden. Doch er sollte noch höher steigen. Im Jahre 1447 starb Eugen, und der einstige Meister Thomas hielt ihm vor versammeltem Cardinalcollegium eine Gedächtnißrede, welche alle Hörer zur Bewunderung hinriß. Dem gewaltigen Eindruck, den diese Rede machte, schrieb man es damals zu, daß er bald nachher von den im Capitelsaal der Minervakirche in Rom versammelten Cardinälen zum Nachfolger Eugens gewählt wurde.

Die Nachricht, daß Meister Thomas Papst geworden war, erregte in Florenz, wo man ihn kannte und hochschätzte, allgemeine Freude. Vor allen anderen aber war Vespasiano durch die unerwartete Botschaft freudig erregt; er konnte hoffen, daß der neue Papst, dessen Pläne und Ziele er kannte, sich seiner bedienen würde. Er machte sich auf und reiste nach Rom. Er meldete sich im Vatican und Nicolaus V. — so nannte sich Meister Thomas von nun an — empfing ihn als seinen alten Freund in liebenswürdigster Weise. „Hätte wohl jemand in Florenz gedacht,“ sagte er lachend, „daß ein kleiner Priester wie ich, der nur gut war, die Glocken zu läuten, zum höchsten Amte der Christenheit gewählt würde?“ Der Buchhändler erwiderte, er habe seine Wahl seinen Tugenden zu verdanken, und werde jetzt Italien den Frieden wiedergeben. Darauf der Papst: „Gott gebe mir die Gnade, daß ich alles das ausführen möge, was ich im Sinne habe, und dabei niemals andere Waffen gebrauche, als die, welche er mir selber gegeben hat!“ Er rühmte darauf Cosimo von Medici und sagte: „ich werde ihn jetzt belohnen für das, was er an mir gethan hat.“ Er forderte sodann den Buchhändler auf, sich eine Gnade auszubitten, doch dieser wollte keine Bitte thun. Der Papst behielt ihn des Abends bei sich, ließ ihm eine Kammer im Vatican anweisen, und lud ihn auf den nächsten Tag zur Mahlzeit ein.

So weit erzählt uns Vespasian von seiner Audienz bei Nicolaus V. Er fügt hinzu, er könne noch mehr berichten, doch er scheue es, so viel von sich selber zu sprechen. Aber wir gehen kaum irre, wenn wir annehmen, daß schon damals zwischen den beiden von der Gründung der vaticanischen Bibliothek die Rede war, und daß der Papst die Beihülfe Vespasians hiebei in Anspruch nahm.

Nicolaus V. hat als Papst das Wort gehalten, das er als Meister Thomas gesprochen hatte. Er war der erste Papst, der die Ideen der Frührenaissance, wie sie in Florenz schon lange lebendig waren, nun auf den päpstlichen Stuhl übertrug. Für Rom ist er gewesen, was sein Freund Cosimo von Medici für Florenz war. Bauten und Bücher — das war es, wonach er lange gestrebt hatte, und jetzt hatte er reichliche Mittel, um seine langgehegten Wünsche auszuführen. Brachte doch das Jubiläum, das er im Jahre 1450 feiern ließ, die reichsten Schätze nach Rom; dabei fand er auch Gelegenheit, sich Cosimo von Medici dankbar zu erweisen. Er ernannte ihn damals zu seinem Bankier und dieser brachte die Summe, welche er früher dem Meister Thomas vorgeschossen, tausendfältig wieder ein. Nicolaus faßte die großartige Idee, an die Stelle der alten, schon recht baufälligen Peterskirche einen Neubau in modernem Stile zu setzen, der die größte und zugleich prächtigste Kirche der Christenheit werden sollte. Er ging dabei energisch ans Werk und nur sein Tod verhinderte das Fortschreiten des Bauwerkes. Aber auch auf die Bücher war er bedacht; nicht allein der Hülfe Vespasians bediente er sich, er hatte auch, wie dieser erzählt, in allen größeren Städten Italiens Schreiber im Dienst, welche unermüdlich für ihn thätig waren. So brachte er die Vaticanische Bibliothek auf die für jene Zeit unerhörte Zahl von fünftausend Bänden; er rühmte selbst wohl, daß seit den Zeiten des Alterthums niemand eine so reichhaltige Bücherſammlung zusammengebracht habe, wie er.

Aber Nicolaus V. starb nach achtjährigem Pontificat und seine Nachfolger waren nicht so bedacht wie er, den Bücherschatz im Vatican zu vermehren. Besonders entrüstet war Vespasian darüber, wie Calixtus IV., der nächste Papst, die Bibliothek, an der er so eifrig mitgearbeitet hatte, verfallen ließ. War er nun auch ohne so große Aufträge, wie sie ihm jene beiden hochgestellten Männer gegeben hatten, so hatte er doch immer reichlich zu thun. Er war durch seine bisherige Thätigkeit mit dem ganzen Bücherwesen so vertraut geworden, wie kaum ein zweiter in Florenz. Alle Florentiner, welche die Wissenschaft pflegten und die literarischen Schätze früherer Zeiten zu besitzen wünschten, wandten sich an ihn. Für die Herren der Signoria, welche neben ihren politischen Geschäften das Studium des Alterthums betrieben, wie der hochgebildete Donato Acciajoli und der Redner und Schriftsteller Giannozzo Manetti, mußte er die Einkäufe besorgen. „Gib dir Mühe,“ so schreibt ihm der letztere einmal, „mir den Avicenna zu verschaffen, den ich nöthig habe. Und wenn du den Orosius findest oder die Geometrie des Euklid, so thue desgleichen.“ Es war nicht immer leicht, solche seltene Bücher aufzutreiben; der Buchhändler stand mit Mailand und namentlich auch mit den Universitätsstädten Pavia, Bologna und Padua in Verbindung, von wo er sich manches Buch zum Abschreiben entlieh.

Außerdem waren die auswärtigen höheren Geistlichen, welche auf der Durchreise waren, stets gute Kunden des Vespasian. Lag doch Florenz auf dem Wege nach Rom und jeder, der dorthin in Geschäften oder des Glaubens wegen zog, hielt sich einige Tage in der Arnostadt auf, um in diesem Mittelpunkte des Handels und der Wissenschaft

Digitized by Google

Einkäufe zu machen, oder sich mit Büchern zu versehen. Die fremden geistlichen Herren fanden bei Vespasian stets ein liebenswürdiges Entgegenkommen, und da er gern bereit war, auch ihre sonstigen Wünsche, die nicht mit seinem Gewerbe zusammenhingen, zu erfüllen, so wurde er allmählich für die auswärtigen Bischöfe eine Art von Fremdenführer durch Florenz. So wandte sich der Bischof von Füsskirchen, der auf dem Wege nach Rom war, an Vespasian und erklärte ihm, er wolle sich deßwegen hauptsächlich in Florenz aufhalten, um die berühmten Männer dieser Stadt kennen zu lernen, vor allem drei, den als Auffinder vieler neuer Bücher berühmten Staatssecretär Poggio, den Lehrer der griechischen Sprache Argyropulos und endlich Cosimo von Medici. Vespasian ging gern auf sein Verlangen ein und ging mit dem Bischof zu den Männern, die er zu sehen wünschte. Zuerst führte er ihn nach Caregai, jener anmuthigen Villa im Norden von Florenz, die Cosimo für sich von Michelozzo hatte bauen lassen und wo er sich gerade damals aufhielt. Der Buchhändler stellte den Fremden vor und lange Zeit unterhielt sich der Mediceer mit dem ungarischen Bischof. An demselben Tage gingen sie noch zu Argyropulos, der sich gerade anschickte, eine Vorlesung über Logik zu halten. Der Fremde sah mit Bewunderung die große Anzahl seiner Schüler, welche die geistige Blüthe des damaligen Florenz darstellten, und hörte zwei Vorträge des berühmten Lehrers an. Endlich führte Vespasian den Ungarn zu Poggio, einem der gründlichsten Kenner der altrömischen Literatur. Diesem legte der Bischof einige lateinische Verse, die er gemacht hatte, zur Begutachtung vor und der höfliche Florentiner lobte ihn wegen dieser Leistung aufs höchste. Endlich zeigte ihm Vespasian noch die übrigen Sehenswürdigkeiten seiner Vaterstadt, vor allen die hier vorhandenen Bibliotheken. Der fremde Bischof war aufs höchste befriedigt, er kaufte seinem Führer noch eine Anzahl Bücher ab und hinterließ, als er abreiste, einige hundert Gulden, um dafür neue schreiben zu lassen. Zu den auswärtigen Geistlichen, welche von Vespasian Bücher kauften und ihn als Führer durch Florenz benutzten, gehörten namentlich auch die englischen Bischöfe, welche auf der Durchreise nach Rom hieher kamen.

Der Florentiner Buchhändler war aber nicht nur emsig bemüht, den alten Classikern nachzuspüren und diese vervielfältigen zu lassen; er regte auch lebende Schriftsteller zur Veröffentlichung ihrer Werke an. Da war ein kleiner Geistlicher in Florenz, des Namens Zembino, der, von dem Streben nach Wissenschaft erfaßt, sich von allen Geschäften zurückgezogen hatte und dürftig von dem Ertrage eines kleinen Landgutes lebte. Seit Jahren war er damit beschäftigt, eine Weltgeschichte zu verfassen, die nach Art der im Mittelalter üblichen Chroniken von der Erschaffung Adams anfing und mit der gegenwärtigen Zeit enden sollte. In seiner Bescheidenheit scheute er sich aber, sein Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Vespasian suchte ihn auf und ermuthigte ihn, seine Chronik, soweit sie bisher fertiggestellt war, zu publiciren. Der Geistliche ging endlich auch darauf ein und das Werk machte Glück. Cosimo von Medici ließ es für die Abtei von Fiesole abschreiben, andere Exemplare wurden nach Spanien, Frankreich und England gesendet. Man sieht aus dieser Mittheilung, die Vespasian uns macht, welch ein weites Absatzgebiet der Florentiner Buchhändler für seine Abschriften hatte.

Wegen seiner ausgebreiteten literarischen Kenntnisse erfreute sich Vespasian in der gebildeten Gesellschaft seiner Vaterstadt einer sehr angesehenen Stellung. So war er ein ständiger Genosse der philosophischen Gastmähler des Franco Sacchetti, eines Mannes aus hoch angesehener Familie, der sich ganz der Wissenschaft gewidmet hatte. Zweimal im Jahre lud dieser die angesehensten Gelehrten von Florenz zum Mahle auf seine Villa ein. Unter ihnen waren der schon erwähnte Argyropulos, der Lehrer des Griechischen an der Hochschule, die Gebrüder Acciajoli, die neben ihren politischen Geschäften sich fleißig den philosophischen Studien hingaben, und manche andere vornehme Florentiner, welche der Wissenschaft huldigten. Vespasian rühmt sich ausdrücklich, daß er die Geselligkeit von so würdigen Männern theilte, und preist den Sacchetti glücklich, daß er, ohne nach Erwerb streben zu müssen und ohne in politische Händel verwickelt zu sein, so ganz seinen Neigungen leben konnte.

Im Jahre 1464 starb Cosimo von Medici und nach der kurzen Zwischenregierung seines Sohnes Piero trat sein Enkel Lorenzo, der berühmteste aus dem Hause der Mediceer, an die Spitze der Stadt. Mit diesem Wechsel begann für Florenz eine neue Zeit. Lorenzo war einundzwanzig Jahre alt, sein jüngerer Bruder Giuliano stand ihm zur Seite; beide waren erfüllt von Jugendmuth und Lebensfreude. Ihr Sinn war darauf gerichtet, das Leben zu genießen, und die Florentiner Jugend folgte ihrem Beispiele. Sie gaben glänzende Feste, prunkvolle Turniere wurden auf den ausgeschmückten Plätzen der Stadt gehalten, der Carneval wurde in fröhlicherer und glänzenderer Weise gefeiert als bisher. Aus dem ernsten wissenschaftlichen Florenz des Cosimo wurde eine festliche, dem heiteren Lebensgenusse ergebene Stadt. Auch in geistiger Beziehung machte sich dieser Umschwung bemerkbar. Neben den einseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit Cosimo's trat jetzt die Dichtkunst wieder in ihre Rechte; sie verschmähte das altehrwürdige Latein, in dem die Schriftsteller der Frührenaissance ausschließlich geschrieben hatten, und stimmte volksthümliche Töne in italienischer Sprache an. Am Hofe der jugendlichen Mediceer las Pulci sein komisches Epos, dessen Stoff er aus dem Sagenkreise Karls des Großen gewählt hatte, vor, feierte Polizian in formvollendeten Stanzen das Turnier seines Beschützers Giuliano; Lorenzo, selbst ein nicht unbedeutender Dichter, verfaßte die Lieder, welche bei den Carnevalsumzügen gesungen wurden.

Mit alledem war der alternde Vespasiano sehr unzufrieden. Er sah nicht oder wollte nicht sehen, daß hier ein neues Leben keimte; er sah in all diesen Anzeichen einer neuen Zeit nur den Verfall. Er konnte freilich nicht wissen, wie wir jetzt, welchen befruchtenden und belebenden Einfluß die Festlichkeiten der Mediceer auf die Entwicklung der Kunst ausübten und daß die poetischen Versuche Lorenzo's und seiner Freunde den Grund legten zu einer glänzenden Literatur. Er bemerkte mit Schmerzen, daß die Jugend von Florenz sich nicht mehr so ernst und eifrig den Studien hingab wie zuvor; er vermißte jene würdigen und ausgezeichneten Männer, die den Zweck ihres Lebens in die Erforschung des Alterthums setzten; er beklagte es, daß die Fürsten und hochgestellten Persönlichkeiten nicht mehr wie früher die Gelehrten begünstigten und ihnen die Mittel zum Studium gewährten.

Nicht daß es dem Florentiner Buchhändler jetzt an Arbeit gefehlt hätte. Wandten auch die beiden Medici nicht so, wie er gewollt hätte, ihre Aufmerksamkeit den Büchern zu, so gaben ihm doch die hohen Geistlichen genug zu thun. Damals arbeitete Vespasian hauptsächlich für den Cardinal Bessarion, einen Griechen, der nach dem Vereinigungsconcil in Italien geblieben war und eine sehr angesehene Stellung unter den Würdenträgern der Kirche einnahm. Der Cardinal war ein leidenschaftlicher Büchersammler; alles, was ihm von seinen Einkünften übrig blieb, so schreibt Vespasiano von ihm, verwendete er auf Bücher, sowohl griechische als lateinische. Von einem Werke, das der Florentiner Buchhändler ihm lieferte, haben wir genauere Kunde: es waren die Schriften des heiligen

Digitized by Google

Augustinus, die Vespasiano in neun Bänden, die mit Miniaturen versehen waren, für den Kirchenfürsten herstellte. Er forderte dafür den nicht geringen Preis von 487 Goldgulden, allein Bessarion war durchaus damit einverstanden und ließ ihm die Summe durch die Mediceische Bank auszahlen. Der Cardinal brachte seine Büchersammlung bis auf 600 Bände; er schenkte sie nachher an die Stadt Venedig, weil er glaubte, daß sie hier am sichersten verwahrt sei, und legte so den Grund zu der berühmten Marcianischen Bibliothek.

Zu der Zeit aber, als Vespasian für den griechischen Cardinal arbeitete, begann die Buchdruckerkunst sich in Italien auszubreiten. 1465 hatten die Deutschen Schweinheim und Pannarz die erste Werkstatt in Subiaco errichtet, die aber bald nach Rom in den Palazzo Massimi übersiedelte. 1469 entstand in Venedig die erste Druckerei und im November 1471 erschien in Florenz das erste gedruckte Werk. Es war ein Florentiner Goldschmied, Bernardo Cennini, der mit seinen beiden Söhnen zusammen die Typen goß und den ersten Druck, eine Erklärung zu Virgils Bukoliken, herstellte. Er mochte wohl stolz auf diese Leistung sein; „den florentinischen Geistern wird nichts zu schwer", hieß es auf dem Titelblatt dieser Ausgabe. Allein der von ihm aufgewandten Mühe und den Kosten, die der Typenschnitt verursacht hatte, entsprach der Erfolg nicht. Wir erfahren, daß Cennini bald darauf für ein Anlehen von 120 Gulden sein Haus zum Pfand setzte. Er kehrte dann zu seinem alten Handwerk, der Goldschmiedekunst, zurück und hat, so viel wir wissen, nur jenes eine Buch im Druck herausgegeben.

Trotz dieses ersten Mißerfolges brach sich die neue Erfindung unaufhaltsam ihre Bahn. Einige Jahre später wurde in dem Kloster zu St. Jacob von Rigoli in der Nähe von Florenz eine neue Druckerei eingerichtet, in welcher die Nonnen als Setzerinnen thätig waren. Sie bestand acht Jahre hindurch und hat während dieser Zeit 86 Werke, meist geistlichen Inhalts, geliefert. 1477 ließ sich ein deutscher Drucker, Nikolaus von Breslau, in Florenz nieder, welcher um 1480 eines der bedeutendsten Werke jener Zeit, die Danteausgabe mit den Anmerkungen von Landino, druckte.

Wie aber stellte sich Vespasiano dieser neuen Erfindung gegenüber? Wenn man ihn gefragt hätte, was er von der Buchdruckerkunst halte, sicher würde er erwidert haben, daß die gedruckten Bücher minderwerthig und nur für die gemacht wären, welche gute Handschriften nicht bezahlen könnten; eines wahren Gelehrten würdig sei nur das monumentale geschriebene Buch. In seinen Aufzeichnungen, die er nach 1480 verfaßte und in denen er uns so viel von Büchern erzählt, übergeht er die neue Kunst mit Stillschweigen und nur einmal erwähnt er sie mit einer ganz beiläufigen verächtlichen Bemerkung, auf die wir noch zurückkommen werden.

Vespasiano würde nie geglaubt haben, daß die Buchdruckerkunst jemals sein altes Gewerbe, das Abschreiben von Büchern, verdrängen würde. Wurden doch noch in dem Jahrzehnt, während dessen die neue Kunst in Italien eindrang, 1470—1480, bei weitem mehr Bücher geschrieben als gedruckt. Und gerade in dieser Zeit fand Vespasiano noch einen Gönner, der recht nach seinem Herzen war und den er seinen verstorbenen Beschützern, Cosimo und Nikolaus V., gleichstellen konnte. Das war der Herzog Friedrich von Urbino, eine der sympathischsten Erscheinungen dieser Epoche. Sein kleines Herzogthum in den Bergen der Apenninen lieferte ihm nur sehr geringe Einkünfte; er war deßhalb schon früh als Söldnerführer aufgetreten und stellte sich und seine geworbenen Truppen gegen gutes Geld den italienischen Fürsten und großen Städten zur Verfügung. Auch für die Republik Florenz hatte er Kriege geführt und z. B. 1471 das empörte Volterra für den Staat wiedergewonnen. Er theilte die beiden großen Passionen der früheren Renaissancefürsten, die Liebe zu den Bauten und den Büchern. Allbekannt ist das Schloß, welches er sich durch Luciano Laurana in Urbino bauen ließ; auch in den kleineren ihm gehörigen Städten hat er manche monumentale Bauten ausgeführt. Dann aber hatte er auch den Ehrgeiz, in seinem Schloß eine möglichst vollständige Bibliothek zu besitzen, und in den letzten 16 Jahren seines Lebens hat ihn nichts so sehr beschäftigt, als diese zu vervollständigen. In Urbino wie in Florenz waren stets 30 bis 40 Schreiber für ihn thätig; an letzterem Orte arbeitete Vespasiano für ihn. Der Herzog ließ ihn dann nach Urbino kommen, um die Büchersammlung einzurichten; der Florentiner brachte die Kataloge sämmtlicher ihm bekannter Bibliotheken mit, um zu controliren, ob dem Herzog nicht noch das eine oder das andere Werk fehle. Während die meisten anderen Sammler nur Werth auf antike und kirchliche Schriftsteller legten, sorgte Friedrich von Urbino dafür, daß auch die ganze gleichzeitige Literatur in seiner Bibliothek vertreten war. Dante und Boccaccio fanden dort ebenso gut ihre Stelle wie die Schriften der Florentiner Staatssecretäre Lionardo von Arezzo und Poggio. Vespasian rühmt es der Sammlung des Herzogs nach, daß alle Werke nur einmal darin vertreten waren, während anderswo ein und dasselbe Werk viele male vorhanden war, und ferner, daß von jedem Autor seine sämmtlichen Schriften zusammen waren. Und eines fügt er noch mit sichtlicher Befriedigung hinzu: der Herzog wollte in seiner Bibliothek kein gedrucktes Buch dulden; er würde sich dessen geschämt haben. 30,000 Gulden soll der Herzog jährlich für seine Büchersammlung ausgegeben haben; diese wurde nach Aussterben des Herrscherhauses von Urbino nach Rom gebracht und mit der Vaticana vereinigt.

Nach dem Tode des Herzogs scheint Vespasian sich zur Ruhe gesetzt zu haben. Er mußte sehen, wie die Buchdruckerkunst, die er so verachtete, immer mehr die Herrschaft gewann und sein eigenes Handwerk in den Hintergrund drängte. Mit Wehmuth gedachte er der Zeiten, wo nur Fürsten und Herren sich Bücher sammeln konnten, wo jedes Buch ein Schatz war und dementsprechend gewürdigt wurde. Er gedachte auch der großen und ausgezeichneten Männer, die zu seiner Blüthezeit gelebt und mit denen er verkehrt hatte; es kam ihm vor, als wenn in der neueren Zeit niemand sei, der sich ihnen an die Seite stellen könnte. So beschloß er, jenen würdigen Fürsten und Gelehrten, die er gekannt hatte, ein literarisches Denkmal zu setzen, damit ihr Andenken nicht verloren gehe, und er schrieb das, was er von ihnen wußte, in Form von Biographien auf.

Freilich hätte nach seiner Anschauung ein Werk über das Leben jener Männer, wenn es dauernd sein sollte, lateinisch geschrieben werden müssen. Aber er war doch der alten Sprache nicht mächtig genug und fühlte sich zu wenig als Gelehrter, um diesen Versuch zu wagen. Er schrieb also in kunstlosem, oft sogar etwas flüchtigem Italienisch, in der Hoffnung, daß später ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann kommen werde, der seine Aufzeichnungen zu einem monumentalen lateinischen Werke, das alle Zeiten überdaure, verarbeiten werde.

Seine Biographien verherrlichen vor allen die Fürsten und Päpste, welche die Wissenschaften begünstigt hatten, so Cosimo, Nikolaus V., Friedrich von Urbino. Besonders sorgfältig durchgearbeitet ist die Lebensbeschreibung des Gelehrten und Rathsherrn Giannozzo Manetti, der ein guter Freund Vespasiano's gewesen war. Auch die der beiden Acciajoli und Niccoli's sind mit besonderer Liebe geschrieben. Er verschmähte es auch nicht, den geringeren

Digitized by Google

Größen jener Zeit, so den englischen und ungarischen Bischöfen, die er gekannt hatte, kleinere Aufsätze zu widmen. In all diesen Aufzeichnungen enthüllt er sich als ein Lobredner der vergangenen Zeit; die Gegenwart berührt er nur mit einigen abfälligen Bemerkungen, und Lorenza's von Medici, der, als er schrieb, in seinem vollsten Glanz und Ruhm dastand, erwähnt er nur beiläufig einmal. Abgesehen davon sind seine Biographien eine überreiche Quelle für die Zeit der Frührenaissance und führen uns, wie kaum ein anderes Buch, die Anschauungen und Bestrebungen, welche zur Zeit Cosima's in Florenz herrschten, vor Augen.

Noch andere Schriften hat Vespasiano in der Muße seines Alters verfaßt, die in den Bibliotheken von Florenz handschriftlich aufbewahrt werden, so einen „Traetat über das Leben eines Christen" und dann Lebensbeschreibungen berühmter Frauen aus dem alten und neuen Testament und der griechischen, lateinischen und italienischen Geschichte. In letzterem Werk wollte er den Frauen seiner Zeit einen Spiegel vorhalten. Seine übrigen Schriften jedoch können sich mit den Biographien berühmter Männer von Bedeutung nicht messen.

Vespasian starb 78jährig im Jahre 1498. Den Tod Lorenza's und die Zeiten Savonarola's hat er also noch miterlebt.

Ein Aufruf des Emirs von Afghanistan.

Von L. Babaian.

Vor 4 Wochen erschien in den armenischen Zeitungen ein Aufruf des Emirs von Afghanistan, in welchem er sich an die Armenier in Indien wendet, sie einladet, in seinem Lande zu wohnen, und verspricht, ihnen viele Vergünstigungen und Privilegien und seine persönliche Unterstützung zu gewähren. In dieser Einladung berührt der Fürst hauptsächlich 2 Punkte. Erstens weist er auf die historische Thatsache hin, daß vor anderthalb Jahrhunderten, während der Regierungszeit des Schahs Nadir, die Zahl der in Afghanistan wohnenden Armenier sich auf 500 Personen belief, jetzt aber von jenen Eingewanderten nur noch eine große Familie aus 21 Personen übrig geblieben ist. Zweitens hebt er den Umstand hervor, daß diese Familie infolge der vielen ihr gewährten Vorrechte sich zwar in einer sehr guten materiellen Lage befindet, aber, losgerissen von ihrem Volke und von jedem persönlichen Verkehr mit ihm abgeschnitten, sich völlig vereinsamt fühlt und nach armenischem Zuzuge sehnt. Es ist infolge dieser Isolirung auch die Gefahr vorhanden, daß die zusammengeschmolzene Colonie ihre Muttersprache und ihre kirchliche Zugehörigkeit zu Armenien nach und nach vergißt.

Bekannt ist, daß schon in sehr alter Zeit die Armenier tief nach Innerasien hinein ihre colonisatorische Thätigkeit entfaltet haben, und durch ihr kaufmännisches Talent ist es ihnen schnell gelungen, das Bindeglied zwischen dem civilisirten Westen und dem uncultivirten Osten zu werden. Deßhalb haben fast alle barbarischen Fürsten, die ihren Namen mit blutiger Schrift in die armenische Geschichte eingeschrieben haben, viele Tausende von Armeniern gefangen fortgeführt, um sie als ein wesentliches Culturelement in ihren Ländern anzusiedeln. So sind im Mittelalter die Armenier über die Mongolei und Tartarei bis nach China verbreitet worden. Welches im einzelnen die Lebensweise dieser Armenier in der Diaspora war, ist uns nicht bekannt, aber wahrscheinlich sind dieselben von dem Islam an sich gezogen und allmählich mohammedanisirt worden. Genau wissen wir, daß nach im 13. und 14. Jahrhundert diese zersprengten Armenier in den Hauptstädten von Chiwa, Buchara, Afghanistan und Turkestan mit großer Energie an ihrem Glauben festgehalten haben. Die Europäer Plano Carpini und Rubruquis und der armenische Feldherr Smbath und dessen Bruder, der König Hethum, die in den Jahren 1245—1255 die großen Mongolenfürsten besucht haben, trafen an ihrem Hofe viele armenische, syrische, griechische und katholische Bischöfe, Wartabeds und Priester. Diese Geistlichen haben sogar viele Fürsten mit ihren Frauen zum Christenthum bekehrt, so daß sie in ihren Zelten christliche Altäre errichteten. Es ist bekannt, daß Timur-Lenk nicht nur die Städte Samarkand und Kandahar mit vielen Armeniern, besonders aus Albanien, besiedelte, sondern auch für armenische Handschriften lebhaftes Interesse hatte und sie sammelte.

Vor einigen Jahren, als die Stadt Merw noch nicht im Besitz der Russen war, erschienen in den armenischen Zeitungen Correspondenzen aus transkaspischen Ländern, nach denen ein turkmenischer, jetzt den Islam bekennender Stamm die Tradition bewahre, er sei armenischen Ursprungs, und auch jetzt, wenn nicht Sprache und Religion, so doch die nationalen Sitten und charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Mutterstammes aufweise. Wenn wir dafür auch keine schriftlichen Belege haben, so hat diese Tradition doch eine starke Wahrscheinlichkeit, da bei den fortwährenden politischen Umwälzungen in Innerasien oft ganze Völker von ihrem bisherigen Schauplatz spurlos verschwanden.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der bekannte Schah Nadir über 10,000 Armenier kriegsgefangen weggeführt und theils nach Afghanistan, wie es der Emir in seinem Aufruf erwähnt, theils nach Turkestan verpflanzt. Ungefähr 20 Jahre nach seinem Tode waren die Reste dieser Zwangsansiedelungen noch deutlich erkennbar, obwohl sie schon begannen, ihr Volksthum mehr und mehr zu verlieren. In der Zeit vor dem armenischen Katholikos Simeon haben allem Anschein nach diese Armenier die kirchliche Oberhoheit des Katholikos von Albanien oder des Klosters Ganzassar anerkannt, weil sie ursprünglich in Albanien gewohnt hatten. Der heilige Stuhl des Hauptklosters von Etschmiadzin erhielt wegen der damaligen schlechten Verkehrsverhältnisse keine Nachricht von den inneren Angelegenheiten der erwähnten Colonisten.

Zur Zeit des Katholikos Simeon hatte schon ein bedeutender Theil dieser Armenier das Christenthum vergessen und den Glauben der herrschenden Bevölkerung angenommen. Ohne Kirche und ohne geistliche Hirten geriethen sie mehr und mehr in die Gefahr, sich gänzlich zu verlieren. Darum schickte der armenische Katholikos Simeon im Anfang seiner Regierung den Geistlichen Anania zu den Armeniern in Afghanistan und beauftragte ihn, Kirchen erbauen zu lassen und Priester zu weihen. Nachdem der Abgesandte den Auftrag erfüllt hatte, trat er die Rückreise an, auf der er starb.

Nach einigen Jahren kam nach Tiflis ein armenischer Kaufmann, Namens Mkrtum, und erzählte dem Katholikos, daß er vor 4 Jahren in Kandahar, Kabul (Afghanistan) und in Buchara zahllose christliche Armenier gesehen habe, die weder Bischöfe noch Priester hätten. Darauf hin schickte Simeon noch in demselben Jahre den Geistlichen Grigor aus dem Kloster Sana hin, gab ihm sein heiliges Schreiben an die dortigen armenischen Colonien und beauftragte ihn, für die Erhaltung der christlichen Religion unter den dortigen Armeniern nach Kräften zu sorgen. Dies alles erzählt der Katholikos Simeon selbst in seinem Tagebuche, welches uns erhalten ist.

Ob die Thätigkeit Grigors fruchtbar war, wissen wir nicht. Uns ist nur eine ganz sichere Thatsache bekannt, daß während der Regierungszeit des Katholikos Lucas, des Nachfolgers Simeons, der Verkehr zwischen dem hl. Stuhle des Klosters Etschmiadzin und den armenischen Colonisten in der Tartarei aufgehört hat. Die fortwährenden Revolutionen, die dort herrschten, machten ihn eben unmöglich.

Digitized by Google

Jedoch 1783 schickte Joseph, der armenische Erzbischof von Astrachan, ein Schüler des Katholikos Simeon, zwei Priester zu den Armeniern in Afghanistan und im nördlichen Indien. Dies war das letzte, was die geistlichen Oberhäupter der Armenier für ihre versprengten Landsleute thaten.

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. **Božena.** Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. — Ein halbes Menschenalter nach ihrem ersten Erscheinen ist die zuerst 1876 veröffentlichte Geschichte einer böhmischen Magd zu Ehren gekommen, nachdem die Verfasserin in der Zwischenzeit durch viele herrliche Schöpfungen ihren unbestrittenen Platz unter den ersten Meistern der erzählenden Dichtung errungen hat. Božena war Jahre hindurch unbeachtet geblieben, jetzt wird das Buch allgemein als Perle anerkannt, die jeden Kranz zur Zier gereicht. Allerdings treten die künstlerischen Vorzüge, die viele spätere Bücher der Verfasserin auszeichnen, insbesondere die weise Oekonomie, das Vermeiden alles Ueberflüssigen in der Darstellung wie in der Charakteristik, hier noch nicht so sehr hervor, wie in jenen. Auch der über den Dingen stehende Humor, der die späteren Schöpfungen der Verfasserin verklärt und an das Shakespearewort erinnert: „Ueber den Wolken sitzen die Geister der Weisen", ist in diesem Buche noch nicht voll ausgeprägt. Es sind die Waffen der Satire, mit denen sie gegen Falschheit, Verlogenheit, Bilonngsprotzenthum kämpft. Aber wenn Marie Ebners künstlerische Vorzüge sich mit der Zeit ausgereift und vertieft haben, die große und schöne Seele der Verfasserin ist auch in der Božena voll zu erkennen und die Gestalt der stolzen, tapferen Magd gehört zu denen, die man nicht so bald vergißt.

A. **Kaßmaul, Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen.** III. Aufl. Tübingen, Pietzcker 1896. Unveränderter Abdruck der Ausgabe von 1859. 58 S. — Das interessante kleine Werk beingt nach einem kurzen historischen Ueberblick eigene experimentelle Untersuchungen des bekannten Gelehrten über die Geschmacks-, Tast-, Geruchs-, Gesichts-, Gehör-, Schmerzempfindungen, Muskelsinn, Hunger, Durst und die ersten Regungen der Intelligenz. Dr. L. H.

G. **Schleich, Das Sehvermögen der höheren Thiere.** Antrittsrede, gehalten bei Uebernahme der ordentlichen Professur der Augenheilkunde. Tübingen, Pietzcker 1896. 36 S. — Der Redner spricht hauptsächlich von Verschiedenheiten der Refractions- und Accommodationsverhältnisse in der Reihe der Wirbelthiere. Auch über das Sehen mit zwei Augen, sowie über Farben- und Lichtsinn finden wir interessante Mittheilungen. Dr. L. H.

T. **Jeffery Parker, Vorlesungen über elementare Biologie.** Autorisirte Uebersetzung von Dr R. v. Hanstein. Braunschweig, Vieweg 1895. 300 S. 88 Abbildungen. — Das inhaltreiche Buch gibt uns in klarer, knapper Form eine zum größten Theil allgemein verständliche Darstellung der gesammten Thier- und Pflanzenphysiologie. Schön zur Durchführung gelangt der Gedanke, daß das große Gebiet dessen, was wir belebt nennen, ein in sich zusammenhängendes Ganze bildet und daß sich überall — ontogenetisch wie phylogenetisch — die Uebergänge vom Einfachsten bis zum höchst Zusammengesetzten schrittweise verfolgen lassen. In seiner Eigenart dürfte das Buch in der deutschen Literatur kaum ein gleiches finden. Ein Glossarium erleichtert dem Laien das Verständniß der nicht zu umgehenden technischen Ausdrücke. Die einheitliche Nomenclatur für die Physiologie der Thiere und Pflanzen ist sehr gut durchgeführt. Dr. L. H.

* **Kartographische Uebersicht.** Karte des Deutschen Reiches, Blatt Nr. 624, Feilitzsch; 639, Wasserburg (enthält den bekannten Ebersbergsee Forst); 651, Tölz (enthält einen Theil der Welfratshauser Bahnlinie, den Ostrand des Würmsees und den Lauf der Isar von Schäftlarn bis Tölz); 654, Lanzen (enthält Salzburg und einen Theil des Salzkammergutes); diese vier Blätter sind vom topogr. Büreau des k. bayer. Generalstabes herausgegeben, Maßstab = 1 : 100,000, Höhen in Metern über Normal-Null; bayer. Grenze in grüner Farbe, Oberbayern: gelb gerändert; Wasser: blau. — Die gleiche Stelle hat dann noch eine Karte der Isarthalbahn und Umgebung im Maßstabe von 1 : 100,000 bearbeitet. Verlag von Theodor Riedel. — Es möge hier gleich angefügt werden: Brunns Specialkarte vom Isarthal von München bis Tölz mit Einschluß des Starnberger und Ammersees i. M. von 1 : 100,000. Verleg von Oscar Beunn, München. Ein hübscher Farbendruck. — Ostalpenländer: Tirol mit Vorarlberg, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz-Gradisca und angrenzende Gebiete. M. = 1 : 600,000. Glogau. Verlag von Carl Flemming. Beaun geschummertes Terrain. — Ganz besondere Beachtung verdient die folgende große, prächtige Karte: *La Chaine du Mont-Blanc*, Carte au 1 : 50,000 ème dressée sur l'ordre de *Albert Barbey*, président du le section des Diablerets du club alpin suisse, par *X. Imfeld*, ingénieur, d'après les relevés, les mensurations et la nemenclatura de *Louis Kurz*, membre du comité-central du club alpin suisse, auteur du „Guide de la Chaîne du Mont-Blanc", et d'après les documents existants, 1896. Diese Karte ist im geschmackvollsten, zarten Farbendruck ausgeführt und bietet hohes Interesse durch außerordentlich exacte Darstellung aller Details; jeder Gletscher und jede Felsgruppe bietet sich plastisch dem Beschauer dar. (Wir fühlen uns bei dieser Betrachtung veranlaßt, auf die große Mont-Blanc-Karte von Violet-le-Duc (1876) in 1 : 40,000 zurückzuverweisen, da auch diese aller Beachtung werth.) — Geologische Karte des Deutschen Reiches auf Grund der unter Dr. C. Vogels Redaction in Justus Perthes' geograph. Anstalt ausgeführten Karte in 27 Blättern in 1 : 500,000 bearbeitet von Dr. Richard Lepsius, a. ö. Prof. a. d. Techn. Hochschule u. Director der Geolog. Reichs-Anstalt in Darmstadt. Lieferung VII, Blatt 13: Hannover. Blatt 14: Berlin. Lieferung VIII, Blatt 6: Emden. Blatt 7: Hamburg. Diese beiden Lieferungen bieten 4 der interessantesten Blätter der ganzen Karte, welche mit der XIV. Lieferung abschließt. — Badenseekarte; im Maßstabe von 1 : 50,000 ausgeführt, Eidgenössisches Topogr. Bureau in Bern, wurde bereits in diesen Blättern eingehend besprochen. — Von der *Carta della colonia Eritrea* (in 7 Blättern) im M. = 1 : 50,000 ist uns das Blatt Massaua zugegangen, bearbeitet im Istituto geografico militare. Abstand der Curven = 50 m. Eisenbahnen, Straßen, Maulthier- und Fußwege ꝛc. sind durch gute Signaturen unterschieden. — Von dem Werke „*Mappae mundi*", die ältesten Welt-Karten, ist das IV. Heft: die Herefordkarte, herausgegeben und erläutert von Dr. Konrad Miller, Prof. am kgl. Real-Gymnasium in Stuttgart, erschienen. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 1896. Das Heft enthält 2 Uebersichtskarten im Text und die Herefordkarte in Farbendruck als Beilage. (Richardi de Haldingham seu de Belle Mappa mundi inter annos 1276—1283 p. Chr. conscripta *Herefordi* Angliae conservatur.) — Ein weiteres neu erschienenes Werk in prachtvoller Ausstattung ist noch zu erwähnen: „*Formae Urbis Romae Antiquae*" delineaverunt *H. Kiepert* et *Ch. Huelsen*. Accedit Nomenclator Topographicus a *Ch. Huelsen* compositus. Berolini, apud *D. Reimer* (E. Vohsen). MDCCCLXXXXVI. 109 Seiten Text und 3 größere Karten in Farbendruck: 1) *Roma Urbs temporibus liberae reipublicae*. Modulus 1 : 10,000. (Beikarte Urbs antiquissima.) 2) *Roma Urbs inde ab Imp. Augusti aetate* cum muris ab Aureliano et Honorio conditis. M. 1 : 10,000. (Beigegebene Pläne: Thermae Diocletianae, Thermae Antonininae und Vestigia domus aureae Neroninae). 3) *Pars media Urbis qua statu fuit Imperatorum temporibus*. M. 1 : 2500. (Beiplan: Forum et Comitium.) — Zum Schlusse ist noch des kleineren Werkchens zu gedenken: Die Aufzeichnung des Geländes beim Kartiren für geographische und technische Zwecke, von P. Kahle. Mit 28 Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1896. Fischer.

* **Luther-Reliquien.** Das Antiquariat von Jacques Rosenthal, Karls-Str. 10 in München, besitzt augenblicklich eine Sammlung von 17 Bänden aus Luthers Bibliothek, die der große Reformator mit eigenhändigen Widmungen versehen und verschiedenen Freunden geschenkt hat. Jeder der Bände enthält lange eigenhändige Niederschriften, zu denen Luther in vier Fällen von ihm selbst verfaßte Kirchenlieder gewählt hat, und zwar: „Eine feste Burg ist unser Gott"; „Vater unser im Himmelreich"; „Gelobet seiest Du Jesus Christ" und „Dies sind die Heiligen zehn Gebot", die übrigen enthalten verschiedene ganze Psalmen u. a. in deutscher Uebersetzung, alles eigenhändig geschrieben und mit Datum und Namen bezeichnet. Diese Sammlung steht, was Umfang und Bedeutung der Autographen anlangt, einzig da und es wäre wohl zu wünschen, daß sie als ein Ganzes erworben würde und, wie der jetzige Besitzer beabsichtigt, dem Vaterlande erhalten bliebe.

Digitized by Google

München. Vor kurzem hat Prof. Dr. Frhr. v. Hertling als Vorsitzender des Verwaltungsausschusses der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland die Einladung zur diesjährigen Generalversammlung erlassen, welche am 29. und 30. September in Konstanz in den Räumen zu St. Johann stattfinden wird. Ihr geht Montag den 28. Sept., Nachmittags 3 Uhr, die statutenmäßige Vorstandssitzung voraus. Auf der Tagesordnung der Generalversammlung stehen Referate und Besprechungen über die regelmäßigen Publicationen der Gesellschaft und die unter deren Protectorat in der Ausführung begriffenen Arbeiten: Historisches Jahrbuch, Philosophisches Jahrbuch, Staatslexikon, Historisches Institut zu Rom (Reisebericht, Geschäftsordnung, Verlag der Acta Tridentina, Stipendiaten u. s. w.), Fortführung der Quellen und Forschungen, Antrag auf Bewilligung eines Stipendiums, Erlangung von Vermögensrechten seitens der Gesellschaft, Organisationsfragen.

* **Bonn.** Das Hospitiren von Frauen in den Vorlesungen ist, laut ministeriellem Erlaß, auch für die hiesige Universität eingeführt worden. Das Universitäts-Curatorium hat die Genehmigung zum Besuch der Vorlesungen durch Frauen auf Antrag der letzteren zu ertheilen, nachdem zuvor durch den Rector die Prüfung aller Erfordernisse, namentlich auch einer genügenden Vorbildung, und das Einverständniß der betreffenden Lehrer erfolgt ist.

* **Hannover.** Der Neubau der Thierärztlichen Hochschule am Misburger Damm rückt stark vorwärts. Das repräsentative Hauptgebäude, das anatomische, pathologisch-anatomische, physiologische und chemische Institut, die äußere und innere Klinik für große Hausthiere und das klinische Verwaltungsgebäude mit der Apotheke steigen zusehends empor und sollen bis zum Herbst noch unter Dach gebracht sein. Die kleine Schmiede steht schon ausgebaut da. In nicht ferner Zeit wird die ganze Hochschule fertiggestellt sein und ihrem Zweck übergeben werden. Alsdann ist eine Anstalt geschaffen, welche den Anforderungen der Gegenwart in vollem Umfange entspricht und die Ausbildung tüchtiger Thierärzte wesentlich fördern wird. Im letztverflossenen Sommer zählte die Hochschule gegen 200 Besucher. Zur Vervollständigung des Lehrpersonals ist eine neue Kraft in dem Kreisthierarzt Frick in Hettstedt gewonnen, welcher sich durch Veröffentlichung einer Reihe werthvoller chirurgischer Arbeiten einen namhaften Ruf erworben hat. Derselbe wird zum 1. October d. J. in den Lehrkörper eintreten und das Fach der Chirurgie, sowie die Leitung des Spitals für kleinere Hausthiere übernehmen.

Berlin, 31. Aug. XII. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieur-Vereine. Nachdem am gestrigen Sonntage die Begrüßung der Festtheilnehmer und ihrer Damen im Festsaale des Rathhauses stattgefunden und sich daran, von den städtischen Behörden dargeboten, ein Imbiß nebst Begrüßungstrunk gereiht hatte, begann diesen Vormittag 9 Uhr im Sitzungssaale des Reichstages die erste allgemeine Versammlung des ursprünglich in Berlin begründeten Verbandes. Es mochten wohl 400—500 Theilnehmer und darüber sein, welche den Saal füllten, während die Tribünen sich von einem reichen Damenflor besetzt zeigten. In einer nach Form, Inhalt und Vortragsweise gleich ansprechenden und am Schluß lauten Beifall entfesselnden Rede begrüßte Geh. Baurath Hinckeldeyn die Versammlung. Seine Ausführungen gipfelten darin, daß dem Architekten in unsern Tagen besonders schwierige Aufgaben zugewiesen seien. Verglichen mit sonst, habe er in Folge der technischen Fortschritte seine Aufmerksamkeit auf viel mehr Dinge zu richten. Gleichwohl erschwere ihm der Anspruch unserer schnelllebigen Zeit, daß alles in möglichster Kürze gethan werde, die Vertiefung und der leidige Nützlichkeitssinn gar häufig den Gehorsam gegen die idealen, ihm im Busen lebenden Forderungen. Und dennoch liege dem Architekten ob, durch Schaffung freundlicher Heimstätten sowohl die Heimathsliebe als die ihr entspringende Vaterlandsliebe auch an seinem Theil zu fördern. Nichts sei diesem Streben hinderlicher, als der von der Speculationssucht geförderte Miethscasernenbau. Hier liegen noch große, schwer zu bewältigende, aber kraftvoll zu lösende Aufgaben vor. „Als Vermittler zwischen Realem und Idealem," schloß der Redner, „sind wir berechtigt und befähigt, auch an den großen socialen Fragen unsrer Zeit thätigen Antheil zu nehmen. Lassen Sie es deshalb unser gemeinsames Ziel sein, jeder für sich, in unsern Vereinen und in unserm Verbande den Gedanken zu hegen und zu pflegen, daß, wie alle anderen staatserhaltenden Kräfte, auch wir berufen sind, daran mitzuarbeiten, daß unser theures deutsches Vaterland in Freiheit geeinigt, durch Cultur mächtig, durch Arbeit blühend und durch Wohlstand glücklich bleibe für fernste Zeiten!" Es folgte nunmehr die Begrüßung der Versammlung durch die Staats- und städtischen Behörden. Für das Reich und Preußen sprach der Arbeitsminister Thielen, für die Stadt Berlin Stadtverordnetenvorsteher Langerhans, beide in äußerst warmer und anerkennender Art. Namentlich waren es die Worte des Ministers, daß der Verband ein ebenso nutzbringendes wie nothwendiges Organ für die weitere Entwicklung der Technik und ein ersprießliches Bindeglied der einzelnen Vereine sei, welche Geh. Baurath Hinckeldeyn in seiner Erweiterung berechtigten, für das bezeigte herzliche Wohlwollen und ehrende Vertrauen, sowie für die verheißungsvollen Zusicherungen zu danken. — Von den beiden Vorträgen beschäftigte sich der erste, von Eisenbahnbau-Inspector Klinke gehaltene mit „der Erweiterung der Stadt- und Ringbahn in Berlin, namentlich mit Bezug auf die Berliner Gewerbe-Ausstellung". Er entrollte ein Bild der ungeheuren Schwierigkeiten, einem Verkehr, der von 13 Millionen Fahrgästen in 1884 auf 68 Millionen in 1894 gestiegen sei und 1896 noch viel weitere Abmessungen angenommen habe, allseit gerecht zu werden. Die Ausstellung habe besonders schwere Aufgaben gestellt, sie seien aber überwunden und es sei dabei viel gelernt worden. Das Gute werde dauernd diese an die Ausstellung geknüpfte Kraftprobe haben, daß die neue Einrichtung des Drei-Minuten-Verkehrs, nachdem sie ihre Probe bestanden, dem Verkehrsleben erhalten bleibe. — Der zweite, vom Baurath Dr. Steinbrecht gehaltene Vortrag behandelte „die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses", an welcher der Redner persönlich seit Jahren betheiligt ist. Der Vortrag war von zahlreichen bildlichen Darstellungen begleitet, sowie von einem von Hand zu Hand wandernden Photographiealbum, das in vielen, in bestimmten Zeiträumen erfolgten Aufnahmen der Hauptobjecte Rechenschaft vom Fortschreiten der Bauarbeiten seit 1886 gab — eine höchst anschauliche, zur Nachahmung auffordernde Form eines Rechenschaftsberichtes. Unter den großen bildlichen Darstellungen waren vier besonders eindrucksvoll, Ansichten des Schlosses Marienburg in seiner ältesten, bis 1280 zurückgehenden Gestalt, dann eine Ansicht aus der Blüthezeit zwischen 1309, wo ein Umbau stattgefunden, und 1466, eine solche aus dem Jahre 1800, wenige Jahrzehnte nach dem Eigenthumsübergang an Preußen, und endlich eine aus 1840, nach Ausführung der vom hochverdienten Oberpräsidenten v. Schön veranlaßten, ursprünglich von Max v. Schenkendorff angeregten Wiederherstellungsarbeiten. In äußerst klarer Weise setzte der Vortragende auseinander, wie die Bemühungen um die Marienburg im Anfang unsres Jahrhunderts nicht recht ersprießlich sein konnten, weil die archäologische Forschung nicht genügend Hand in Hand mit der Bauausführung ging, wie damals leider manche noch zu beseitigende Verkehrtheiten begangen wurden (z. B. die Uebertünchung des Fensterschmuckes mit Wappen und Sinnsprüchen an die Donatoren), wie seit 1886 aber in engster Fühlung mit der archäologischen Wissenschaft mit gewissenhaftester Fürsorge vorgegangen wurde, mit dem festen Ziel im Auge, das alte Hochmeisterschloß getreu in seiner alten Gestalt wieder auferstehen zu lassen als nunmehr „kaiserliches Schloß". Daß dies Ziel hoffentlich in etwa 10 Jahren erreicht sein werde, kann in sichere Aussicht gestellt werden. Der Vortrag, von dem wir im Vorstehenden nur eine sehr flüchtige Skizze zu geben vermochten, enthielt der geistvollen Bemerkungen so viele, u. a. eine überzeugend wirkende Vorlegung, warum man das Heidelberger Schloß nicht wiederherstellen dürfe, wohl aber das Marienburger Schloß, daß er hoffentlich in extenso weiteren Kreisen zugängig gemacht wird. — Eine zweite Versammlung wird am künftigen Mittwoch stattfinden.

* **Prag.** Dr. Richard Kukula von der Berliner königlichen Bibliothek ist als Custos an die hiesige Universitäts-Bibliothek berufen worden. — Der ordentliche Professor der Mathematik an der deutschen technischen Hochschule hierselbst Dr. Moriz Allé ward zum ordentlichen Professor dieses Fachs an der technischen Hochschule in Wien ernannt.

* **Budapest.** Zu außerordentlichen öffentlichen Professoren wurden ernannt die bisherigen Privatdocenten mit Professortitel: Dr. Ladislaus Fayer für Strafrecht und Strafverfahren, Dr. Julius Pikler und Dr. Johann Csaczda für Rechts- und Staatsphilosophie, sowie für internationales, öffentliches und Privatrecht und für rechts- und staatswissenschaftliche Encyklopädie, sowie der Honvéd-Hauptmann-Auditor Dr. Johann Király für europäische Universal- und ungarische Rechtsgeschichte.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 4. September. Nummer 205.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wanderungen am Meeresstrand. I. Von Christian Jensen. — Bemerkungen zum Berner Congreß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wanderungen am Meeresstrand.

Von Christian Jensen.

I.

„Es gibt zwei Dinge, welche im Universum schwerlich ihres gleichen finden werden — die Sonne am Himmel und die Nordsee auf der Erde“, sagt Walter Scott mit Recht. Als ich vor 20 Jahren zum erstenmale die Dünen der nordfriesischen Inseln überstieg, lag das weite Meer sonnig und golden ausgebreitet, der weiße Schaum der auf den Strand hinaufrollenden oder an der Sandbank brandenden Woge säumte eine schwankende Grenze zwischen Meer und Strand; die Sonne tauchte am Horizont hinab, kreischend und beutesuchend flogen Möven hin und her über der Wasserfläche, während in der Ferne Dampfer und flinke Segler den Blicken entschwanden. Die Luft, welche das Meer hauchte, war köstlich. In vollen Zügen genoß ich sie, indem ich der belebenden Frische entgegeneilte. Die Spitzen der Dünen und die Gehöfte der Nachbarinseln sowohl als die Hallighütten glühten im Abendschein, bis endlich das dunkeltönige Roth einem nebelhaften Graublau Platz machte. Ruhelos rauschten indessen die Wellen den Strand entlang und von Hörnum her tönte die stärkere Brandung. Das göttlich-große Meer erfüllte ganz meine Gedanken, die einen Ausdruck fanden in dem Wort: „O gewaltiges und unergründliches Meer!“ Seitdem habe ich es immer wieder aufgesucht: ob es sich friedlich um die Inselande legte, ob der Sturm es zur wilden Brandung aufrührte, ob Morgen, Mittag oder Abend war, wenn ich sein Rauschen hörte, der majestätisch erhabene Eindruck war immer neu und doch derselbe:

„Unaufhaltsam kommt's herangezogen,
Majestätisch rollt es seine Wogen
Schaumgekrönt, das königliche Meer.
Hinter seiner Hülle wohnt das Grauen,
Doch gewaltig schön ist es zu schauen,
Sein Gesang, wie Donner, groß und hehr!“

* * *

1. Prächtig warmes Wetter brachte uns der heutige Tag. Nur am Meeresstrand athmet es kühlend und es ist hier mehr als anderswo Gelegenheit zu allerlei Kurzweil. Wie warm ist der Sand, den schaufelnde Kinderhände zum Wall aufwerfen, der ihre Burg gegen das Spiel der schäumend heranrollenden Wellen schützen soll! Die Kiesel, welche von der klaren Fluth zurückgelassen werden, sind blank, sie glitzern im Sonnenstrahl und funkeln, so daß wir ihren Reizen nicht zu widerstehen vermögen. Unsre Hand greift darnach, als ob sie sich ausstrecke nach einem Edelstein. Die goldig gelbe Farbe und die gleichmäßige Form nöthigen zur näheren Betrachtung. Das allzu große Gewicht belehrt uns, daß unser Fund kein Bernstein ist. Mittlerweile schäumen die Wellen, eine der andern nacheilend, den Strand entlang; dort scheint eine besonders keck das Haupt zu erheben: der Stein enteilt unsern Fingern ihr entgegen, und so werden wir Erwachsenen Kinder am Meeresstrand. Neue Kiesel, neue Wellen! Plötzlich hält unsre Hand inne, sie hat einen besonders leichten Stein zwischen schwarzen Brocken aufgelesen. Dem goldnen Glanz entspricht nicht das Gewicht! Versuche belehren uns, daß wir Bernstein fanden. So ist also bestätigt, was Dr. Meyn sagt, daß diese Küste seit den urältesten Zeiten als Bernsteinküste berühmt war. Der jährliche Ertrag war gleich Tausenden von Pfunden; er wird von Professor Forchhammer für den Anfang dieses Jahrhunderts zu 3000 Pfund auf der Strecke von der Elbe bis Skagen angegeben. Aus der vor 100 Jahren erschienenen Beschreibung Eiderstedts geht folgendes hervor: „Doch hat man freilich Beispiele genug von Stücken, die mehrere Unzen, ja selbst Viertelpfunde schwer waren; und vor einigen Jahren ward sogar ein Stück gefunden, das über einen Fußbreit lang und beinahe 7 Zoll dick und breit war, so daß es gegen 2½ Pfund wog. Die Farbe des hier gefundenen Bernsteins ist fast beständig weißlichgelb, auch dunkelgelb; von Stücken, die blau oder grün gewesen wären, weiß sich niemand zu erinnern jemals etwas dem ähnliches gesehen zu haben, wovon man doch sonst Beispiele wissen will. Schwarze Stücke finden sich häufig genug; aber diese haben ihre Farbe von den beigemischten Unreinigkeiten, die aus einem Gemische von schlechtem Harz und Baumrinde zu bestehen scheinen, und sind so wenig verkäufliche Waare, daß manche arme Leute sie anzünden und sich ihrer als Licht bedienen, wenn sie von einem Orte zum andern gehen wollen. Solche Stücke, in denen Fliegen oder andere Insecten, größtentheils theilweise, eingeschlossen sind, werden gleichfalls nicht selten gefunden, aber man macht sich deßwegen nichts aus ihnen, weil sie nicht als Seltenheiten, sondern ebenso gut nach dem Gewichte bezahlt werden, wie andere Stücke.“

Nach C. P. Hansens Angaben und nach den in seiner Sammlung vorhandenen Stücken fand man am nördlichen Theile des Sylter Strandes, auf Rømø und auf Fanø Stücke von 400—1000 Gramm, meist indessen nur kleine Stücke. Früher sollen Stücke von 2—6 Pfund nicht selten gewesen sein.

Die griechische Mythe erklärt die Entstehung des Bernsteins dahin, daß er aus den Thränen der Pappeln, in welche die Schwestern des Phaetou, des verwegenen Rosselenkers, verwandelt wurden, entstand. Nach neueren Untersuchungen ist er das fossile Harz eines vorweltlichen Nadelholzbaumes (Pinus succinifera G.). Es ist neuerdings die Vermuthung ausgesprochen, daß das Bernsteinharz hervorgequollen sei, nachdem Spechte große Spaltlöcher in die Rinde der Fichten gemacht, und ich halte diese Annahme für wahrscheinlich, da ich ein Stück Bernstein besitze, welches mit Holz- und Rinden-, vielleicht auch Flechten- oder

Digitized by Google

Schwammresten durchsetzt ist. Die Farbe ist hellgelb. Dasselbe wurde an der Küste von Föhr gefunden. Nach Dr. L. Meyns Ansicht über die Herkunft des Bernsteins an der schleswigschen Westküste kommt derselbe hier aus dritter, vierter oder fünfter Lagerstätte, es ist das Zeichen eines zerstörten Miocän-, Altdiluvium- oder Mitteldiluviumlandes, da in allen dreien das versprengte Material erscheint, während Jungdiluvium und Altalluvium dasselbe nicht enthalten. Wie wir es heute fanden, so findet man dasselbe gewöhnlich zwischen Torfbrocken- und Braunkohlenresten.

Bei dem früher häufigen Vorkommen brauchte man Bernstein als Licht und als Brennmaterial. Die Verarbeitung desselben zu Schmucksachen war hier außerdem früh bekannt. Man fand in den Hünengräbern, beispielsweise in dem 1868 von Dr. Wibel untersuchten Denghoog auf Sylt 7 Bernsteinperlen. „Sechs von ihnen hatten die gewöhnliche cylindrische Form mit halbkugelförmigen Ansätzen und runder Durchbohrung in der Mitte. Drei derselben, sehr gut erhaltene, waren 25—40 mm lang, 12 bis 22 mm dick. Die siebente besaß die bekannte Amazonenaxtform, eine Länge von 24 mm, Breite von 7, resp. 15 mm und Dicke von 10 mm.“[1]) Unsre handschriftliche Quelle hebt hervor, daß noch in diesem Jahrhundert sehr schöne Schmucksachen aus diesem Mineral auf Fanö gemacht worden seien, während die Iliade von den aus Elektron gefertigten köstlichen Armbändern der Trojanerinnen spricht. Rudolf Brinkmann berichtet, daß die Römer den Bernstein Succinum, die Germanen denselben Glesum nannten. Er sagt: „Bei beiden Schriftstellern (Plinius und Tacitus) findet man sehr anziehende Nachrichten über das Glees, bei Plinius die ausführlichsten. Nach Plinius muß man annehmen, daß das Glees vorzüglich im Deutschen Meere, auf den westlichen Inseln und an der westlichen Küste des Festlandes der Cimbrischen Halbinsel, des jetzigen Schleswig und Holstein ist gefunden worden, während in gegenwärtiger Zeit der Bernstein am häufigsten in der Ostsee an der preußischen Küste mag angetroffen werden.“ Was uns bei ihm besonders interessirt, ist der Name Glees, der bei den Nordfriesen mit Glas gleichbedeutend ist und daher auch für den durchsichtigen Bernstein (wenigstens durchscheinend) von ihnen angewandt worden sein mag.

Nach einer Schrift von Werlauff über den nordischen Bernsteinhandel blühte dieser einst so, daß er den gottorfischen Herzog Christian Albrecht veranlaßte, im Jahre 1681 einen strengen Befehl an seine Unterthanen zu erlassen: „allen gefundenen Bernstein abzuliefern“, doch sollten sie, beispielsweise die Sylter, „dafür von dem fürstlichen Amts- und Landschreyber Friedrich Jürgenßen zu Tondern eine billige Bezahlung zu erhalten gewärtig sein“. Schon Christian Albrechts Vater, Herzog Friedrich III., hatte viele Kunstsachen aus Bernstein erworben; auch wird von ihm erzählt, er habe einst eine Gesandtschaft nach Persien geschickt, die neben anderen Kunstwerken einen aus Bernstein gefertigten Kronleuchter als Geschenk dahin überbrachte. Zu Plinius' Zeiten ging der Haupthandel des von den Römern hochgeschätzten Bernsteins nach Pannonien bis zum Adriatischen Meere; im laufenden Jahrhundert finden die am Meeresstrand aufgelesenen Bernsteinstücke nach Brinkmanns Angaben ihren Absatz nach der Türkei. Unser Fund wandert, nachdem wir ihn gehörig betrachtet, in die Tasche und wird wohl schwerlich jemals als Handelsobject nach der Türkei gelangen. Daß wir auf unsrer Wanderung am Meeresstrand Bernstein fanden, ist uns um so mehr interessant, als uns bestätigt wird, daß man ihn auch in der Marsch beim Auswerfen von Gruben gefunden hat. Wir haben es also mit einem Mineral zu thun, das Aufschluß über den Aufbau der heute theilweise durch das Meer zerstörten Marsch gibt: sie wurde mit dem in ihr verstreuten Bernstein aus den Resten einer westlich von der gegenwärtigen Kustenlinie liegenden äußeren Landkette, welche die Fluthen zerstörten, aufgebaut. So reichen sich am Meeresstrand Entstehen und Vergehen die Hand! Mittlerweile ist auch der Tag vergangen und wir kehren, unsre Beobachtung beim Scheine der sinkenden Sonne überdenkend, heim von unsrer ersten Wanderung am Meeresstrand. —

2. Aufs neue lockt herrliches Sommerwetter hinaus an den Nordseestrand! Die Kornfelder umher, theilweise noch grün, wogen mit ihren von Aehren beschwerten Halmen dem Winde nach auf und nieder, während dort auf den Wiesen die Mäher durch Sensengeklirr „das Heulied wirklich zum Heulied machen“ und die Weiden von bunten Herden erfüllt sind. In der Ferne nahe dem Meeresstrand sind dagegen fleißige Hände beschäftigt, Torf zum Trocknen aufzustellen. Woher aber hier auf der Nordseeinsel, im Bereich des hohen Geestlandes, der Torf? Uns wird die Antwort: „Aus dem Meer!“ Auf dem zur Ebbezeit trocken gelegten Schlick grub man ihn heraus, wo er stellenweise von keiner fußdicken Erdschicht bedeckt dalag. Die Wagenspur, auf welcher er hieher zur Zubereitung und zum Trocknen gebracht wurde, führt uns gleich dahin und wir beeilen uns, die Bestandtheile des Torflagers in Augenschein zu nehmen. Sofort treten uns die Holz- und Pflanzenreste desselben entgegen. Es sind ganze Stämme und Wurzeln von Eichen, Föhren, Fichten, Birken, Haseln und Früchte dieser Bäume. Minder glücklich sind wir, die Reste von Thieren, die den versunkenen Wäldern angehören, zu finden. Doch hören wir, daß namentlich in den Seetorflagern in der Umgegend von Sylt Hirschgeweihe, Eberzähne, Pferdezähne und Knochen gefunden worden sind. In der Hansen'schen Sammlung in Keitum sind mehrere solche Fundstücke aufbewahrt. Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon spricht sich in seiner Untersuchung: „Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1891) im 15. Abschnitt über mit Marschthon bedeckte und inundirte Moore aus und hebt namentlich interessante Beobachtungen, die im Jahre 1840 bei Austiefung des Oberhafens am Grasbrook, wo man große Mengen Haselnüsse und Eicheln fand, und solche, die 1840—1841 bei Hafenbauten in Husum gemacht wurden, hervor. Nach Forchhammer war dieses Wattentorfmoor über einem Birkenwald aufgewachsen, dessen liegende Stämme den tiefsten Theil desselben ausmachten; sie wurzelten im Strandsand, der Cardium edule enthielt. Im Moor fand sich ein Grabhügel, der Flintmesser in großer Zahl umschloß. Unter einer meterhohen Kleischicht lagen im Moor, gleichfalls jede Schicht meterdick, schwammiger Torf und Baumstämme, besonders von Birken. Ernst Friedel, der 1869 die theilweise am Strande zu Tage tretenden Sylter Moore von Hörnum untersuchte, beobachtete außer den oben genannten Pflanzenresten: Weiden, Zweige von der Espe, Erlenfrüchte, Weißdornzweige, Farnwedel, Binsen, Rohr, Schilf; an Thierresten ergaben sich: Hecht, Eber, Hirsch und Elch. Eichenstubben findet man an sehr vielen Stellen des Wattenmeeres, theilweise im Sandstein wurzelnd, so bei Oland, Hörnum, Röm 2c. Ein Bauer in Midtum auf Föhr fand beim Torfgraben in der Marsch, nachdem er eine Kleischicht von 1½ m und eine Torfschicht von 2 m durchgraben hatte, eine anscheinend auf dem Neste in der Sandschicht sitzende graue Ente, die bei der leisesten Berührung zu Staub zerfiel. Auf unsrer Wanderung am Meeresstrand suchen wir heute vergeblich nach den sogenannten Tuulgräbern der alten Zeit, weil der Brauch im Laufe der Jahre fast aufhörte, Seetorf, Tuul oder Terrig, wie ihn der Volksmund nennt, als Feuerung zu benutzen.

[1]) Professor Dr. Olshausen, Berlin, veröffentlichte in den Verhandlungen zur Zeitschrift für Ethnologie 1890 interessante Mittheilungen über Bernstein aus Sylter und Amrumer Gräbern.

Digitized by Google

Die Bereitung von Salz aus Seetorf ging bereits am Anfang dieses Jahrhunderts zu Ende. Wer aber heute das Wattenmeer der schleswigschen Westküste und die in ihm ruhenden Torflager erforscht, findet noch die Spuren jener Tuulgräber, denn die viereckigen Torfgruben inmitten der Torfreste wurden seitdem mit Marscherde gefüllt.

Sobald die Tuulgräber ihre Grube zur Ebbezeit soweit erschöpft hatten, als es in fünf bis sechs Stunden geschehen konnte, beeilten sie sich, ihre Beute vermittelst eines Troges oder eines Bootes entweder ans Land zu schleifen oder, von der Fluth getragen, dahin zu führen. Doch, die Armen! Nicht selten hatte emsige Arbeit ihre ganze Aufmerksamkeit beansprucht und die allzufrüh zurückkehrende Fluth hatten sie nicht bemerkt. Vielleicht wehrten ihnen Nebel und Schneeflocken die Aussicht; vielleicht war der Sturm im Anzuge. Die Wände ihrer Grube stürzten zusammen, aus der Tiefe derselben sprudelte plötzlich eine Quelle — und Boot und Beute fahren lassend, suchten sie Rettung des nackten Lebens am nahen Strand; häufig vergebens. Als Brennmaterial freilich lohnte der Torf kaum solche Mühe. Durch Eintrocknen an Masse erheblich verlierend, war er salzig und schwefelhaltig, so daß er kupfernes Geschirr, welches viel gebraucht wurde, beim Verbrennen beschädigte; zumeist war er daher Ofenfeuerung. Für die Salzgewinnung indessen war er von entschieden größerer Bedeutung, hat sich doch an der ganzen schleswig'schen Westküste eine Jahrhunderte alte Industrie der Salzbereitung aus der Asche des Seetorfs, der ohne Ausnahme aus Süßwasserpflanzen gebildet, aber vom Meerwasser durchsalzt wurde, entwickelt. Die Chroniken berichten, daß Störungen dieses Erwerbszweiges durch Witterungsverhältnisse als eine Landescalamität empfunden wurden. Die letzte Station der neuesten Zweigbahn Niebüll-Dagebüll ist im sogenannten Salzkoog Dagebüll, welches als Hallig neben der 1825 verschwundenen Hallig Galmsbüll und der nun gleichfalls landfest gewordenen Hallig Fahretoft, dem alten verschwundenen Nordstrand und der jetzigen Halbinsel Eiderstedt einst blühende Salzsiedereien besaß. Ein solcher Salzkoog war, um vor geringeren Sturmfluthen geschützt zu sein, mit einem Sommerdeiche umgeben. Regenschauer brachten wie Sturmfluthen den Salzsiedern Noth und Elend, so 1338.

Hatten die Tuulgräber auf dem Schlick ein ergiebiges Torflager gefunden, so bezeichneten sie es, um zur Fluthzeit dasselbe mit dem Boot erreichen zu können, mit einer Baake, wie man heutzutage dem Schiffer auf den unwegsamen Watten die Fahrrinne bezeichnet. Man brachte den Torf mit der neuen Fluth ans Ufer, breitete ihn im Salzkooge zu einer dünnen Schicht aus, daß er von der Sonne und dem Winde getrocknet wurde. Nachher legte man ihn in kleine Haufen zusammen, die man nun auf freiem Felde anzündete. Der Rauch davon zog, wie Dr. L. Meyn berichtet, übelriechend meilenweit ins Land hinein und gab zu ähnlichen Klagen Anlaß, wie gegenwärtig das Moorbrennen in Ostfriesland. Bei den äußerst wenig seewärts gerichteten Winden ist das erklärlich. Die verhältnißmäßig große Menge Asche wurde zu großen Haufen zusammengeschaufelt und mit Seewasser angefeuchtet, damit der Wind nicht zu viel davon entführen konnte. Von Mai bis Jakobi gewann man die erforderliche Asche, die später in die Salzkaten aber Sülzbuden geschafft wurde, um im Winter zu Salz versotten zu werden. Die Asche wurde hier in die oberste von zwei übereinander gestellten Kufen oder Balsen gelegt. Der Boden dieser obersten Kufe war nicht dicht, seine Oeffnungen waren mit grünen, vom Außendeichs- oder Halliglande abgelösten Rasenstücken überdeckt. Nun goß man Seewasser über die Asche; dasselbe sickerte hindurch und löste die Salztheile derselben auf, die es nun in die untere Kufe hinabführte. So war das Seewasser zu einer stark gesättigten Soole, die man Pekel aber Sael nannte, geworden, die mit Röhren in eine eiserne Siedepfanne geleitet wurde. Eine solche Pfanne Lauge ergab anderthalb Tonnen Salz, „schön witt und klein gekörnet, zum täglichen Gebrauch nützlich und gut", wie der Chronist bezeugt. Aus 800 Pfund Asche gewann man 300 Pfund Salz. Torf diente dabei als Feuerung, ein Umstand, der eiserne Pfannen nöthig machte. Das „friesische" Salz war wegen seiner „Weiße" und „Schärfe" berühmt und lange Zeit ein bedeutender Handelsartikel. Es wurde gewöhnlich in den Städten der Ostküste gegen Roggen umgetauscht. Die bedeutendsten Sendungen scheinen über Schleswig nach den Inseln der Ostsee gegangen zu sein. Der Bischof in Schleswig sowohl als der König von Dänemark zogen vom Salzhandel Revenüen. Nach dem schleswigischen Stadtrecht zahlten um 1200 die Friesen mit friesischem Recht doppelt so viel Zoll als diejenigen mit dänischem. Die Bewohner der Bökingharde versprachen am 1. August 1344 dem König eine jährliche Salzabgabe. Den Salztransport besorgten gewöhnlich die Halligschiffe. Es waren im Anfang des vorigen Jahrhunderts auf der kleinen Hallig Galmsbüll noch 16 Schiffe dabei thätig, während dort noch 84 Menschen bei der Salzsiederei beschäftigt waren. Der Minister Görz beunruhigte in der Folge durch sein Salzmonopol die althergebrachte Industrie, so daß unter Mitwirkung anderer Umstände die verschiedenen Siedereien mit dem Ende des Jahrhunderts nur noch vereinzelt lebensfähig waren, nachdem man 1794 eine Neubelebung des Erwerbszweigs vergeblich versucht hatte. Fast gleichzeitig ging den Galmsbüllern der heimathliche Boden unter den Füßen verloren, die letzten Bewohner mußten vor den habgierigen Fluthen nach dem neueingedeichten Marienkooge flüchten.

Die ein Jahrtausend lang von den Meeranwohnern betriebene Salzgewinnung und die Ausbeutung der untermeerischen Moore zur Gewinnung von Brennmaterial läßt auf eine weite Ausdehnung der Torflager schließen. Prof. G. Forchhammer nimmt an, „daß ein bei einem starken Sturm entstandener Strandwall einen Theil des Meeres abgeschnitten habe, der dann durch Regenwasser ausgesüßt worden sei; in dieser Lagune sei dann die Torfbildung vor sich gegangen."[1]) Bei einer salzenden Senkung habe das Meer diese Lagunenmoore mit Sand und Thon bedeckt; mit geringen Unterbrechungen erstrecke sich dies mit Marschthon bedeckte Lagunenmoor von Tondern in Schleswig bis an die Nordküste von Frankreich. Nach Dr. L. Meyns Untersuchungen ist wahrscheinlich gleichzeitig mit der cimbrischen Halbinsel weiter westlich ein ähnliches Hügelland aus dem Meere gehoben, das im Laufe der Jahrtausende vom Meere zertrümmert und zuletzt zur Dünenkette wurde, nachdem durch eine Senkung der ganzen Gegend das Meerwasser eintrat und die zwischen den ursprünglichen Hügelländern entstandenen Moore und Waldvegetationen mit Marscherde überdeckte; diese ward im Laufe des letzten Jahrtausends theilweise zerstört und in Wattenwüsten verwandelt, zu deren Producten der Seetorf gehört, der heute unsre Aufmerksamkeit beanspruchte. Das vor uns liegende Lagunenmoor ist eine Süßwasserbildung, „welche mit diesen ihren Eigenschaften nur entstehen konnte in einem wesentlich über der See erhabenen, hügeligen Terrain und unter einem Klima, das der natürlichen ungepflegten Baumvegetation mehr hold ist, als das gegenwärtige Klima unsrer Westseeküste mit ihren ungebrochenen Sturmwinden." Nach der Senkung erst empfing es durch das täglich aus- und einströmende Meer-

[1]) v. Fischer-Benzon a. a. O. S. 28.

wasser seinen Salzgehalt, der die einst blühende altgermanische Industrie der Salzgewinnung begründete.

Heute freilich zieht nicht mehr der unangenehme Rauch verbrannten Seetorfs vom Meere her landeinwärts, aber er läßt uns die Meeresfrische um so köstlicher erscheinen, welche uns umwittert, wenn wir uns gegenwärtig den Hafenorten des schleswigischen Festlandes nähern. Die Torflager aber, welche bei der Wanderung am Meeresstrande vor uns liegen, versetzen uns zurück in jene Zeit und zeigen uns ein neues Bild von dem Werden und Vergehen im Bereiche des ruhelosen Wattenmeeres. —

3. Nachdem ein langersehnter Regen Feld und Flur erquickt, ist eine Wanderung zwischen wogenden Korn- und buntblumigen Grasfeldern noch angenehmer als vorhin. Sie allein erfrischt schon Körper und Geist. In unsrer Umgebung ist aber das im Sonnenglanz sich spiegelnde blaue Meer dennoch wieder das Ziel unsres Ausfluges. Gehen wir über die Heide dahin, deren Grabhügel uns um Jahrtausende in der Erinnerung zurückversetzen, so umwittert uns die frische Seeluft und flüstert uns die sagenhaften Erzählungen vergangener Zeit ins Ohr. Von Zwergen bewohnt, die in fröhlicher Geschäftigkeit dem Treiben der Menschenkinder oft feindlich gesinnt waren, wurde sie zum Kampfplatz der kleinen Leute mit den Riesen, wobei die ersteren, die die großen häufig neckten, unterliegen mußten. Ueber die stille blüthenerfüllte Heide hin hören wir das Summen von tausend Bienen und sehen die Hast der Käfer, die durchs Gesträuch eilen — aber lieblicher klingt dort vom Hügel her der fernher hallende Wiegensang der Zwergkönigin: „Heia, hei!“ und gleich hier in der Nähe das fröhliche Gelag einer Hochzeitsgesellschaft der Zwerge mit dem Reihentanz ist gar zu schön. Doch wie heute die Alltäglichkeit uns solche Bilder verscheucht, so vertrieb einst ein gewaltiger blutiger Kampf das Zwerggeschlecht von seinen Hügeln und von seiner braunen Heide und über seinen Wohnplatz braust heute das Dampfroß. Also auch hier Veränderung und Umwälzung, wenn auch anderer Art als diejenige, welche uns kürzlich am Seetorflager entgegentrat. Es verlohnt sich, den dort erwähnten Erdhebungen und Senkungen noch etwas weiter nachzuspüren, wie sie namentlich an den steil abfallenden Kliffen der Insel Sylt erkennbar sind. „Es gibt nämlich ganz gewiß in Deutschland“, wie Dr. Meyn hervorhebt, „wahrscheinlich aber in ganz Europa, kein Gebiet, in welchem so wie hier, in den Umgebungen von Sylt, gleichzeitig die zerstörende und die umbildende, schaffende Kraft des Meeres als geologisches Agens beobachtet werden kann.“ Gerade durch das Morsumkliff, zu welchem wir heute geführt werden, genießt Sylt in geologischer Beziehung einen Vorrang vor allen anderen friesischen Inseln, da sich hier das Tertiärgebirge in der größten Entwicklung zeigt und somit von Zeiten kündet, die noch weiter zurückliegen als diejenigen, in denen das sagenhafte Zwergvolk mit den Riesen kämpfte. Auf der geologischen Karte der Insel Sylt erscheinen deutlich zwei insulare Körper älteren Festlandes, die in der Oberfläche diluvial, in der Tiefe tertiär sind, vom heutigen Meeresalluvium des Marschbodens umzingelt, an welche sich nach Norden und Süden hin die Dünenhalbinseln List und Hörnum anlehnen. Die Ränder der älteren Inselkörper sind steil gegen das Meer abgebrochen; das Morsumkliff bildet den Nordabhang der südöstlichen Diluvialinsel, die in der Morsumheide 22 Meter über den Meeresspiegel aufsteigt. Das ganze Kliff hat nach Meyn[1]) eine Länge von 2500 Schritten; mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung treten auf der ganzen Länge die mit 30 bis 40 Grad Neigung gegen den Horizont übereinander gestürzten Schichten, welche nach Nordosten fallen, zu Tage. Die Mächtigkeit der entblößten Schichten muß darnach etwa 1250 Meter betragen. Besonders sind bereits aus der Ferne vier Gebirgsarten, nämlich Glimmerthon, Kaolinsand, Alaunerde und Limonitsandstein zu unterscheiden, da diese Thon- und Sandgruppen auch in der Färbung verschieden sind. Die Sonne beleuchtet eben mit freundlichem Glanze jene Schichten, welche wir dort, einen Gesammteindruck gewinnend, vor uns sehen. Erst jetzt wird es uns klar, daß diese merkwürdige schroff und steil abfallende Küste am ruhelosen Meer wiederholt bedeutenden Landschaftsmalern, wie Wraage (Gremsmühlen) und Adolf Lohse in Kiel zum willkommenen und dankbaren Vorwurf dienen konnte. Die westlichen Theile des Kliffs bilden schöne bemooste Ecken, dazwischen erscheinen im Hinter- und Vordergrund grüne Wiesen, belebt von Herden und von schreienden Seevögeln. Der mehr steile Sandabhang des Tertiärgebirges hat dagegen eine bräunlich gelbe Farbe, dunkelrothe Sandsteinmassen folgen. Die weiter östlich gelegene Gruppe ist stellenweise von Hügeln überragt, streifenweise erscheint dagegen am Abhang die gelb, hochroth oder violett gefärbte nackte Erde, rauher und wilder treten die schroffen und mehr überhängenden braunen Sandsteinwände vor das Auge. Wir sind jetzt am Fuße dieser Höhen angelangt. Rieselndes Quellwasser sprudelt in den Spalten, während das Meerwasser der letzten Fluth dort eine Höhlung in das lose Gestein gewühlt. Von Osten an gerechnet, finden wir bei näherer Betrachtung folgende Bestandtheile: Glimmerthon, eisenschüssiges Quarzconglomerat, Alaunerde, Limonitsandstein, Kaolinsand, Limonitsandstein; Alaunerde, Glimmerthon, Alaunerde, eisenschüssiges Quarzconglomerat, Kaolinsand, Limonitsandstein, Kaolinsand; westlich der Lücke gibt es dann noch Alaunerde, Glimmerthon, Conglomerat und Kaolinsand. Einzelne kleine Partien Braunkohle ziehen uns heute besonders an, die wir hier im Limonitsandstein gebettet und mit lehmhaltigem Sand bedeckt finden. Sie erinnern nämlich an die Torfmoore, welche wir jüngst betrachteten. Der strömende Regen, welcher kurz vor unsrer Untersuchung niederging, erleichtert unser Vorhaben — wir können deutlich erkennbare Holzstücke herausbrechen. Dieselben sind ganz dunkelbraun und sehr fest. Die mikroskopische Untersuchung ergibt Cypressenholz. Kundige Leute erzählen, daß man Braunkohlenlager weit hinaus im südlichen Haff, wo einst der Schierwald versunken sei, sowie unter der Morsumhaide und der Kamper Landhöhe verfolgen könne. Thatsächlich hat man am Strande von Westerland und im rothen Kliff, der nach Westen steil abgebrochenen Uferhöhe des nordwestlich gelegenen zweiten älteren Inselkörpers von Sylt, verkohlte und versteinerte andere Pflanzenreste, wie Blattabdrücke und Thierreste, wenn auch nicht gerade häufig, aber doch einzeln gefunden. Wir stehen also heute an den Kohlengruben des wunderbaren Wattenmeeres, die zur Ausbeutung für Brennmaterialbedarf allerdings nicht ertragreich genug, uns aber doch hinreichend interessant genug erscheinen, betrachtet zu werden, wenn es gilt, Zerstreuung und Unterhaltung suchend am Meeresstrand zu wandern. Doch möchten wir gern auch andere Fundstücke von unsrer Wanderung heimbringen, wir wenden uns deßhalb den Schichten zu, die Petrefacten führen. Kaolinsand und Alaunerde sind versteinerungsleer. Der Glimmerthon dagegen enthält, meist schön erhalten, nicht wenige Conchylien, während der Limonitsandstein in einzelnen Partien scharfe Abdrücke, besonders von Schnecken, aufweist. Vor etwa 50 Jahren allerdings hätten wir hier wie dort wohl reichere Beute gemacht, zumal seitdem nach jeder Auswaschung der Massen des Glimmerthons durch Fluth und Regen das Feld sogleich leergesammelt zu werden pflegt, um die Fundobjecte später zu verkaufen.

[1]) Orognostische Beschreibung der Insel Sylt und ihrer Umgebung. Berlin 1876.

Digitized by Google

Nach einem ziemlich vollständigen Verzeichniß des Herrn Dr. v. Koenen in Marburg und des Herrn Dr. Mörch in Kopenhagen sind im ganzen reichlich hundert verschiedene Petrefacten des Sylter Glimmerthons bekannt. In dem schönen Werk des verstorbenen Dr. Beyrich[1]) „Die Conchylien des norddeutschen Tertiärgebirges" sind auch auf Sylt gefundene Exemplare beschrieben und abgebildet. Um die Fundstücke nicht zu beschädigen, durchwühlen wir die Thonmassen mit den Fingern. Zunächst fällt uns eine Muschel in die Hand. Es ist ein Exemplar des „gemeinen Ochsenherz", Isocardia, mit gut erhaltener Schale. Die Farben derselben sind freilich nicht mehr erkennbar, doch erscheint dieser bereits im 17. Jahrhundert deutlich abgebildete Zweischaler als eine im Sylter Glimmerthon vorherrschende Versteinerung. Außer einigen Bruchstücken der Isocardia haben wir gleichzeitig eine Kegelschnecke, Conus antediluvianus, erwischt, obwohl dieselbe hier wie die großen Haifischzähne weniger häufig vorkommen soll. Unter den Schnecken des Glimmerthons nehmen die Sturmhaube (Cassidaria echinaphora), die Spindel (Fusus) und die Nabelschnecke (Natica) den ersten Platz ein, doch gelingt es uns nicht, ganze Stücke derselben zu erhalten. Jedenfalls aber ist es uns angenehm, Bruchstücke on derselben Stelle aufzulesen, wo C. P. Hansen die schön erhaltenen Exemplare tertiärer Conchylien seiner durch sie besonders werthvollen Sammlung in Keitum gewinnen konnte. Interessant ist es uns, ein Wirbelstück eines Haifisches aufzufinden, wenn dasselbe auch nur von einem kleineren Thiere herrührt, als die Zwischenwirbelstücke und Wirbel, die Dr. Meyn 1846 beobachtete und die ihn zu dem Schlusse berechtigten, daß nicht nur die Formation des Glimmerthones marinen Charakters sei, sondern daß auch das Meer, in welchem sie einst entstanden, von riesengroßen Haifischen bewohnt gewesen sei. Die hier gefundenen Wirbel derselben haben 12 cm Durchmesser. Cetaceenknochen sind anderswo im Glimmerthon häufiger als auf Sylt; das schöne und seltene Stück eines Cetaceenwirbels mit aufsitzenden Balanen, welches das Museum Hansens birgt, entstammt dem Limonitsandstein, zu welchem es uns führen mag, daß wir auch ihm, seinen Bildungen und Abdrücken von Schnecken rc. unsre Aufmerksamkeit schenken. Jedem Besucher des Morsumkliffs fallen die merkwürdigen Bildungen, gegliederte Brauneisensteinröhren, auf, welche uns zunächst entgegentreten, wo die schneeweißen Abhänge des aus feinem Glimmer- und grobem Kaolinsand bestehenden Kliffes in die Schichten des Limonitsandsteins übergehen. Wir können hier die Eisensteinnierenbildung auf ursprünglicher Lagerstätte beobachten, wobei der vollständige Eisengehalt aus dem Sande nach außen hin zur Schale wandert und so jene Röhren verschiedener Länge mit Einschnürungen und von Finger- bis Armesdicke hervorbringt. Unter unsern Füßen zerbrechen sie klingend wie Porzellanschalen, aus welchen wir den weißen Sand herausschütten, und nicht mit Unrecht nennt sie der Volksmund „das Topfgeschirr der Unterirdischen". An einer andern Lagerstätte des Limonits dagegen finden wir zerstreute, fast ganz in Brauneisenstein verwandelte Petrefacten, daneben gewundene und geflochtene fingerdicke Wurmgestalten, ähnlich den Koprolithen, lose im Sande liegend, der mit Porzellanerde untermischt ist. Die Artzahl der Versteinerungen im Limonitsandstein ist freilich kleiner als derjenigen des Glimmerthons; außerdem finden wir kein einziges Exemplar so gut erhalten wie diejenigen unsrer früheren Beute. Die Schale fehlt fast immer, von Farben ist gar nicht die Rede; nur der innere Kern oder der scharfe Abdruck lassen eine Deutung zu, welche nicht in allen Fällen zur sicheren Artbestimmung führt. Besonders sind es Dr. L. Meyn und C. P. Hansen, welche die Versteinerungen des Limonitsandsteins auf Sylt beobachteten. Nach den Berichten Joh. O. Sempers ergibt das Verzeichniß beider sechzehn Arten. Muscheln sind hier eine große Seltenheit; die Nabelschneckenarten (Natica) nehmen dem Glimmerthon gegenüber an Zahl und an Häufigkeit des Vorkommens zu. Kegelschnecken gibt es nur eine Art. Nabelschnecke und Wellhorn (Buccinum) überwiegen, so daß Semper die Anzahl der Exemplare für Buccinum auf 60, für Natica auf über 30 und für alle übrigen Gastropoden und Conchylien auf 8 Procent schätzt. Die von uns erbeuteten Fundstücke bestätigen diese Schätzung. Ein schönes Stück Buccinum Syltense und Abdrücke einiger Natica-Arten sind unsre ganze Beute. Aus dem Umstande, daß im Limonit die Schnecken den Muscheln gegenüber als allein herrschend auftreten, hat man geschlossen, daß das Meer, in welchem die Thiere des Limonitgesteins einst lebten, eine geringere, der Nordsee sich mehr nähernde Temperatur hatte, als das Meer des Glimmerthons, und daß daher der Limonitsandstein die jüngste Tertiärschicht unsres Landes sei. Die Sage versetzt auch hieher das Zwergvolk. Hier war ihre Werkstatt, deren Töpferwaare in Röhren, Dosen, Kugeln rc. zu unsern Füßen liegt. Und in der That, sie erscheinen uns ganz passend, diese buntfarbigen, zerklüfteten und schluchtenreichen Abhänge des Morsumkliffs zu bevölkern. Nicht jedem waren sie sichtbar, aber wem sie erschienen, diese kleinen Männlein mit ihren rothen Mützen und rothen Jacken, ihren großen Köpfen und krummen Beinen, eilend, kletternd, tanzend oder singend, dem bot sich ein liebliches, unvergeßliches Bild. Nach dem großen Vernichtungskampf vertrugen sie sich wieder mit ihren Feinden und lebten friedlich mit ihnen als Pucke in den Häusern und Scheunen, als Klabautermännchen auf den Schiffen. Fluth und Verwitterung und Regen und Menschenhand aber waren seitdem vereint geschäftig, die Schätze des Morsumkliffs bloßzulegen und zu verwerthen, wenn es auch bisher nicht gelang, das Eisen des Sandsteins, wie Dr. Meyn es beabsichtigte, auszuschmelzen und die freigelegten und gewonnenen übrigen Theile für einen Dammbau Ostspitze-Sylt-Festland zu verwenden. Namentlich für diesen letzten Zweck verbraucht, würden die Bestandtheile des Morsumkliffs, von dem wir jetzt Abschied nehmen, in dem dadurch herbeigeführten Landgewinn reichen Segen stiften können.

[1]) Berlin 1854.

Bemerkungen zum Berner Congreß.

F. Bei den Verhandlungen des in Bern abgehaltenen Congresses der Association littéraire et artistique internationale ist mehrfach von der deutschen Gesetzgebung gesprochen worden und es hat dabei ein Vertreter deutscher Schriftstellervereine erklärt, daß die verbündeten Regierungen in der allernächsten Zeit mit der Regelung des Verlagsrechts und der Umbildung der Gesetze über das literarische und künstlerische Urheberrecht vorgehen würden. Was das Verlagsrecht betrifft, so ist diese Erklärung aller Wahrscheinlichkeit nach richtig, wenn man auch nicht darauf zählen darf, daß dem Bundesrathe und Reichstage ein bezüglicher Entwurf vor dem Jahre 1898, vielleicht sogar 1899, zugehen wird. Die gesetzliche Ordnung dieses Rechtszweiges, bevor das Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft tritt, ist nicht nur wünschenswerth, sondern selbst nothwendig; insbesondere im Hinblick darauf, daß in manchen der geltenden, am 1. Januar 1900 außer Kraft tretenden Gesetzbücher — Preußisches Landrecht, Sächsisches bürgerliches Gesetzbuch — die aus dem Abschluß eines Verlagsvertrags entstehenden Rechtsverhältnisse in mehr oder minder ausführlicher Weise

Digitized by Google

behandelt sind, und es in den betreffenden Rechtsgebieten als empfindliche Lücke betrachtet werden würde, wenn man sich einfach darauf beschränken wollte, die bezüglichen Rechtsbestimmungen außer Kraft zu setzen, ohne gleichzeitig neue zu erlassen.

Hingegen möchten wir die auf die Umbildung der Gesetze über das Urheberrecht sich beziehende Aeußerung nicht für zutreffend erachten, wenigstens insoweit nicht, als daraus auf die Absicht der verbündeten Regierungen geschlossen werden könnte, auch an die Lösung dieser Aufgabe vor dem neuen Jahrhundert heranzutreten. Dies dürfte kaum möglich sein, weil die Gesetze, die bis dahin verabschiedet werden müssen und deren Verabschiedung für das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs Bedingung und Voraussetzung ist, die volle Arbeitskraft des Reichstags in Anspruch nehmen und derselbe sehr fleißig und sehr unverdrossen arbeiten muß, um nur diese, keinen längeren Aufschub erleidenden Aufgaben rechtzeitig zu erledigen. Eine Dringlichkeit besteht aber in Ansehung der Umbildung unsrer Urheberrechtsgesetze mit nichten, wiewohl man auch nicht in Abrede stellen kann, daß dieselben in vielen Punkten den Anschauungen der Gegenwart nicht mehr vollständig entsprechen und durch andere Gesetzgebungen — beispielsweise sei auf die österreichische hingewiesen — überholt worden sind. Da ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen und dem Verlagsrecht ebenfalls nicht vorhanden ist, so besteht kein Grund, welcher die verbündeten Regierungen veranlassen müßte, mit der Regelung des letzteren die Reform der ersteren zu verbinden.

Man wird sich daher mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß die seit dem Jahre 1871, bezw. seit 1876 bestehende Gesetzgebung zum Schutze der geistigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit voraussichtlich noch längere Zeit unverändert in Deutschland in Geltung bleiben wird, und wir können, ungeachtet wir eine möglichst vollkommene und befriedigende Gestaltung dieser Gesetzgebung aufs wärmste befürworten, einen wesentlichen Nachtheil für unsre Dichter und Denker, Künstler und Kunsthändler darin nicht erblicken. Weit wichtiger als die Umbildung der deutschen Gesetzgebung ist vom Standpunkte der Interessen dieser die Einwirkung auf ausländische Staaten, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika oder die Niederlande, in welchen das Urheberrecht noch beinahe zu den „conventionellen Lügen" der Culturmenschheit gezählt und demgemäß auch behandelt wird. Wenn in dieser Hinsicht in der nächsten Zeit Erhebliches erreicht werden könnte, würden wir darauf unter dem Gesichtspunkte der bezeichneten Interessen allerdings den größten Werth legen.

Im übrigen aber scheinen uns auf dem gedachten Congreß an die Gesetzgebung zum Zwecke der Verschärfung des Schutzes Forderungen gestellt worden zu sein, die entschieden zu weit gehen und deren Erfüllung dahin führen würde, die Früchte der geistigen Arbeit auf übermäßig lange Zeit zu einer ausschließlichen Erwerbsquelle der Familie zu machen, welche das zufällige Glück hat, von einem der Großen unmittelbar abzustammen, während die Allgemeinheit ebenso lange an dem Genusse der Werke desselben gehindert würde. Es sind das Uebertreibungen, welche zu einer Anwendung des Eigenthumsbegriffs des römischen Rechts auf das Urheberrecht führen, die dem modernen Rechtsbewußtsein fremd ist und in Deutschland keinen Boden besitzt!

Mittheilungen und Nachrichten.

α Dr. Ferdinand Trosla hat „Im französischen Lager, die Vertheidigung Frankreichs durch die Volksheere im Kriege von 1870/71" (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft 1896), sich die Aufgabe gestellt, die Maßnahmen der Franzosen zur Landesvertheidigung nach der Vernichtung der kaiserlichen Armeen bei Sedan und Metz in ihrem inneren Zusammenhange darzustellen, weil ein für weitere Kreise berechnetes derartiges Werk in der deutschen Literatur fehlt. Das Buch soll als eine Ergänzung der bis jetzt erschienenen deutschen Schriften in Bezug auf den Herbst- und Winterfeldzug betrachtet werden und stützt sich insbesondere auf die französischen Quellen. Letzterer Umstand scheint auf die Darstellung, die im ganzen sich großer Objectivität befleißigt, mitunter nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, indem z. B. bei Coulmiers mit Unrecht von einer Niederlage der Bayern gesprochen wird, deren Gefechtskraft trotz des Verlustes des Treffens nicht gelitten hatte, und indem Verfasser die Dörfer Champs und Cheminiers zweimal von den Franzosen „nehmen" und „erobern" läßt, während sie von den Deutschen, d. i. Bayern, weder besetzt noch vertheidigt wurden. Im Gefechte von Villepion fochten ferner allerdings 2½ bayerische Brigaden gegen zwei französische, aber letztere zählten 13,100 Gewehre gegen 7060 der Bayern, also fast doppelt soviel; von einer Attacke der französischen Cavallerie-Division Michel auf die deutsche Artillerie wissen nur die Franzosen zu erzählen, die Deutschen haben sie weder erlebt noch gesehen.

α **Cavalliers-Briefe an eine Dame.** Ein Remontecommando von dazumal. Von Moritz v. Berg-Nesselrüden. Berlin 1896. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. Culturhistorische Bilder fesselnden Inhalts bietet der Verfasser, indem er schildert, wie vor 33 Jahren Land und Leute zwischen Elbe und Memel sich seinen offenen Augen darstellten; am interessantesten sind wohl seine Berührungen mit dem polnischen Adel, der damals durch den Aufstand jenseit der russischen Grenze auf das höchste irritirt war. — Persönliche Kriegserinnerungen aus dem Leben hinter der Front bringen: Otto Seyer „Mit dem Medicinkarren vom Pregel bis zur Seine", Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1895, die anspruchslos auftretende, aber wegen vieler guter Beobachtungen anziehende Schrift eines pflichtgetreuen „Pflasterkastens", und der jetzige Pfarrer von Boenstädt, Dr. Karl Pietschker, damals Zugführer bei der mobilen Johannitercolonne im Hauptquartier der III. Armee, „Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris", Potsdam 1896, A. Hachfeld's Verlag. Der feldkriegsdienstuntaugliche Theolog widmete sich in patriotischer Begeisterung dem Samariterdienste und liefert nun manches Hübsche und manche tief zu Herzen gehende Schilderung; nur urtheilt er mitunter zu einseitig vom Standpunkte des geistlichen Herrn aus, z. B. betreffs der moralischen, speciell der ehelichen Verhältnisse in Frankreich, die im großen und ganzen nicht schlechter sind, als in dem als so außerordentlich sittlich gepriesenen Deutschland. Das kann der Referent auf Grund seiner Erfahrungen bezeugen, die er nicht bloß während des Krieges, sondern auch im Frieden, vermöge verwandtschaftlicher Beziehungen zu französischen Familien, sammelte.

-e- **Roseggers „Heimgarten"** erfreut im Septemberheft die Leser mit einem namhaften Rückblick auf „Zwanzig Jahre Heimgarten". Gegründet, bald nach den Börsenbrisen des Jahres 1873, im Vertrauen auf die treue Mitarbeit von Hamerling und Anzengruber, sei das Blatt absichtslos nach dem betreffenden Wort eines Freundes „Roseggers Tagebuch" geworden. All seine seither entstandenen Schriften seien zuerst an dieser Stelle erschienen. Sturm und „gute sonnige Fahrt auf stillen unendlichen Wassern" habe abgewechselt. Die stillen unendlichen Wasser seien weder auf die Manuscripten-Flath, noch sinnbildlich auf eine nach Hunderttausenden zählende Lesewelt zu beziehen; die Triebkraft des „Heimgarten" sei eher mit einem frischen Gebirgsbächlein zu vergleichen, gerade groß genug, daß es eine Mühle im Gang halte. Freilich gibt sie den Abnehmern nahrhafteres Mehl, als manche schwindelhaft geleitete, großstädtische Dampfmühle.

* **Ein Bildniß von Berthold Auerbach.** Das königl. Kupferstichcabinet in München erwarb kürzlich ein Bildniß des Dichters Berthold Auerbach, in Aquarell von Johann Baptist Kirner gemalt. Auerbach steht in ungezwungener Haltung da und blickt den Beschauer an. Er trägt eine Schirmmütze, einen bräunlich-grauen Rock, gelbliche Weste, bläulich-graue Hosen und derbgesohlte Stiefel. Ueber der Weste hängt ein Augenglas herab. Unter dem rechten Arm hält er einen Stock. Unten steht in Tinte geschrieben: „Berthold Auerbach in seiner Jugend, genannt „der Liedermichele". Gemalt von dem großherzogl. badischen Hofmaler Kirner." Die Zeit, wann das Aquarell entstand, läßt sich annähernd bestimmen. Kirner war 1842 zum badischen Hofmaler

Digitized by Google

ernannt wurden und nach Karlsruhe übergesiedelt; im Jahre 1844 zog er nach München. Nun ersieht man aus dem Buche: „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach", Frankfurt, 1884, I, S. 49, daß der Dichter sich Ende 1843 und 1844 in Karlsruhe, bezw. Baden-Baden, aufhielt. In einem Briefe, datirt Karlsruhe, 27. October 1843, schreibt er, daß er schon über 14 Tage dort sei; ein Brief vom 4. Juni 1844 ist nach aus Karlsruhe datirt, einer vom 12. Juli 1844 aus Baden-Baden. Auerbach schreibt auch in dem Briefe vom 27. October, daß er zu Gelehrten und Künstlern angenehme Beziehungen habe; unter den letzteren ist Kiener doch wohl sicher inbegriffen. — Indem wir also die Zeichnung auf Ende 1843 aber Anfang 1844 fixiren, kommen wir der Zeit nahe, wo Karl Braun-Wiesbaden den Gefeierten in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes", die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1882 erschienen, geschildert hat. Im Sommer 1844 hatte Braun mit Auerbach in Baden-Baden verkehrt, und seine Beschreibung (Beilage vom 14. Februar 1882, Nr. 45) paßt vollkommen zu dem Kiener'schen Bilde. Braun schreibt: „Auerbach war damals ein schöner junger Mann von einem etwas burschikosen Aeußern. Er trug einen himmelblauen Sammetrock, dessen erinnere ich mich noch sehr deutlich; aber noch viel himmelblauer waren seine großen, lieben, freundlichen Augen, aus welchen mir eine Fülle von Güte und Liebenswürdigkeit entgegenstrahlte. Nicht minder sympathisch war sein von Jugendfrische angehauchtes Gesicht. Seine Statur war kurz, seine Schultern breit, sein Körper zeigte eine gewisse Neigung zu Fülle und Rundung, aber zugleich eine elastisch biegsame Gewandtheit." — Ob aus dieser Zeit noch ein Portrait von Auerbach existirt, weiß ich nicht; jedenfalls dürfen wir in unserm Aquarell ein treue Verlebendigung des jüngeren Auerbach uns denken — er war damals 31—32 Jahre alt —, so muß er als Verfasser der „Dorfgeschichten", die kurz vorher erschienen waren, ausgesehen haben. W. Schmidt.

* Zur Ausschmückung der Marienburg. In dem alten, bei Pillau gelegenen Ordensschlosse sind in den tieferen Kalkschichten an den Wänden schöne, noch gut erhaltene Freskomalereien aus älterer Zeit entdeckt worden. Die Bauleitung hat diese Malereien jetzt copiren lassen, und es ist, wie Marienburger Blätter melden, angeordnet worden, daß das Marienburger Schloß mit solchen Copien geschmückt werden soll.

* Nach dem Vorgange Preußens und Sachsens hat jetzt auch Baden neue Bestimmungen für den ärztlichen Staatsdienst erlassen. Vorbedingungen für die Meldung zur Prüfung in Baden sind: 1) Besuch einer Vorlesung über Psychiatrie und gerichtliche Medicin an einer deutschen Hochschule, 2) dreimonatlicher Dienst an einer Irrenklinik; 3) Theilnahme an einem Cursus der Bakterienkunde; 4) zweijährige ärztliche Praxis im Großherzogthum Baden. Preußen kennt keinerlei Unterschied in Hinsicht auf den Wohnort bei der Zulassung zur Physikatsprüfung, das preußische Physikatszeugniß erwerben Aerzte aus den verschiedenen Bundesstaaten. Sonst erfüllen die badischen Bestimmungen fast alle Forderungen. Ueber die preußischen gehen sie insbesondere in zweierlei hinaus. Sie verlangen einmal durchgängig praktische klinische Gesundheitslehre in der Irrenheilkunde, sodann soll der zukünftige badische Amtsarzt nach wenigstens bis zu einem gewissen Grade in der Bakteriologie geschult sein; die preußischen Bestimmungen sehen davon noch ab.

* Das Königreich Italien zählt gegenwärtig 21 Universitäten. Im Jahre 1895/96 waren an denselben 21,161 Studenten eingeschrieben, darunter über 6000 Mediciner. Den stärksten Besuch weist Neapel auf mit 4956 Hörern; es folgen Turin mit 2434, Rom mit 1911, Padua mit 1664, Bologna mit 1375, Pavia mit 1345, Palermo mit 1343, Genua mit 1089 akademischen Bürgern. Zehn Universitäten haben weniger als 500, jene zu Fermo und Urbino sogar weniger als 100 Hörer.

* Freiburg i. B. Der charakterisirte außerordentliche Professor Dr. Fr. Graeff ist zum etatmäßigen Extraordinarius für Mineralogie, Krystallographie und Petrographie ernannt worden.

* Heidelberg. Dem Privatdocenten in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät Dr. H. Goldschmidt ist der Ehrentitel und außerordentlicher Professor verliehen worden.

☞ Berlin, 2. Sept. XII. Wanderversammlung des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Die heutige zweite und letzte Versammlung eröffnete Geh. Baurath Hinckeldeyn unter Hinweis auf die Sedanfeier mit dem Wunsch, daß die Weihe der Erinnerung diese letzte festliche Tagung verschönern möge. In seinem Vortrag über „Elektrische Bahnen" führte Director Kolle (Allg. Elektricitäts-Gesellschaft) zunächst aus, daß in den letzten sechs Jahren, wo bei uns in Deutschland systematisch mit dem Bau elektrischer Bahnen begonnen worden sei, bereits 100 Millionen Mark Anlage in solchen Unternehmungen gefunden hätten. Das könne als Beweis für die Güte der Neuerung gelten. Unser bedeutendster Concurrent auf diesem Felde ist Belgien. Die überwiegend große Zahl aller Straßenbahnen des europäischen Festlandes ist in belgischen Händen. Das Interesse des belgischen Capitals und der belgischen Industrie bedingt daher eine bis zu gewissem Grade eifersüchtige Ueberwachung ihres gegenwärtigen Besitzstandes, u. a. durch Führung einer genauen Statistik. Wenn wir aus der letzteren entnehmen können, daß im Augenblick Deutschland im Bau elektrischer Bahnen die erste Rolle spielt, so dürfen wir dieser Quelle allen Glauben schenken, denn leicht ist ihr das Zugeständniß nicht geworden. Wir ersehen aus dieser belgischen Statistik, daß von 1894 auf 1895 allein sich in Deutschland die Zahl elektrischer Bahnen von 70 auf 111, die betreffende Kraftleistung von 17,000 auf 25,000 Kilowatt (32,000 Pferdestärken) vermehrt hat. Seine führende Stellung auf diesem Gebiete gibt sich auch durch die alle anderen Staaten, England nicht ausgenommen, übertreffende Gesammtlänge der elektrischen Bahnen Deutschlands kund. Diese betrug Ende 1895 406 Kilometer. Ein Anfang mit elektrischen Bahnen ist mit alleiniger Ausnahme von Dänemark, Griechenland und Bulgarien gegenwärtig in allen europäischen Ländern gemacht. Unter den 111 deutschen Bahnen werden 91 oberirdisch angetrieben, der Rest hat theils unterirdische Stromzuleitung, theils gemischten Antrieb, nämlich oberirdische oder unterirdische Zuleitung abwechselnd mit Accumulatorenbetrieb. Die Führung Deutschlands im Bau elektrischer Bahnen haben endlich auch die Vereinigten Staaten anerkannt. Sehr förderlich erwies es sich dabei, daß die rheinisch-westfälischen Werke schon seit Jahren den Weltmarkt mit Straßenbahnschienen versorgen, und dem deutschen Maschinenbau erwächst aus den Erfolgen der deutschen Elektrotechniker der traun hoch genug zu veranschlagende Vortheil, daß die elektrotechnischen Firmen bei Bauausführungen auch Kessel und Dampfmaschinen bis herab zu den geringsten Ausrüstungsgegenständen mitzuliefern haben. Der gegenwärtige Aufschwung der deutschen Eisenindustrie ist zu einem großen Theil dem elektrischen Bahnbau zu danken. — Der Vortragende ging hierauf näher auf die Schwierigkeiten ein, welche die Vorbereitungen und die Erlangung der Concession für eine elektrische Bahn bereitet. Die behördlichen Weiterungen seien nicht das schlimmste, vielmehr die technischen und wirthschaftlichen Fragen, die es zu studiren gelte und die bei dem häufig Unverstand und Vorurtheil ein großes Wort sprechen. Als 1890 die erste größere elektrische Bahn zwischen Frankfurt a. M. und Offenbach begonnen wurde, gab es noch keine Literatur und keine Sachverständigen. Das ist seitdem anders geworden, und die vornehme Objectivität unserer Gelehrten verbürgt tendenzfreie Urtheile, wenn auch zuweilen die Dinge in der Praxis sich anders ansehen, als in der Theorie. Ein schlimmes Hinderniß der gedeihlichen Vorbereitung und Ausführung seien häufig die Concessionsjäger, die nur zu gewinnen, nicht zu verlieren haben und deren technische Kenntnisse gewöhnlich ihre Sucht nicht die Wage halten. Ungesund sei es, einen wegen Concurrenz mit dem Gas nicht rentirenden elektrischen Lichtbetrieb dadurch rentabel machen zu wollen, daß man ihm eine elektrische Bahn anhängt — ein Irrweg, auf den manche Stadtverwaltungen verfallen. — Ueber die verschiedenen Systeme der elektrischen Bahnen sprach sich der Vortragende mit bemerkenswerther Vorsicht aus; doch vertheidigte er die oberirdische und unterirdische Stromzuleitung gegen den Vorwurf, daß sie Gas- und Wasserleitungsröhre durch elektrolytische Zerstörung bedrohe. Er glaubt dazu nicht. Wo solche Zerstörungen, wie in Philadelphia, nachgewiesen sind, da hätten große Nachlässigkeiten in der Anlage stattgefunden. Auch den sogenannten vagabundirenden Strömen, die von der Rückleitung durch die Schienen unterirdisch sind, misst der Vortragende nicht die Bedeutung und Gefährlichkeit bei, die von ihnen behauptet wird. Schienen von entsprechend großem Querschnitt lassen wenig Strom in das Erdreich treten, und in besonderen Fällen, wo es ein physikalisches Institut vor den Erdströmen zu schützen gelte, könne die Rückleitung auch Kupferdraht verstärkt und gesichert werden. In Königsberg ist dies mit gutem Erfolg ausgeführt worden. Verständlich ist der Widerstand der wissenschaftlichen Institute, wenn ihre Galvanometer durch vagabundirende Ströme um mehr als $^{1}/_{30}$ Bogenminute ab-

geleitet werden, welchen Beteag Präsident Kahlrausch von der Phys.-Techn. Reichsanstalt als die höchste zulässige Grenze bezeichnet hat. Allein es muß gerechter Weise zugestanden werden, daß die benützten, äußerst empfindlichen Instrumente auch auf Einflüsse reagiren, die schlechterdings nicht verhindert werden können, was doch bezüglich der vagabundirenden Ströme verlangt wird. Wenn es z. B. schon richtig ist, daß die Nadel mit jedem sich ihr nähernden Motorwagen kokettirt, indem sie sich ihm zuwendet und besonders dann, wenn die Wagenachsen gerade Nord-Südrichtung haben, so ist andrerseits durch Königsberger Beobachtungen erwiesen, daß sogar das Vorüberfahren eines Kinderwagens am Galvanometer zu spüren ist und daß die Einwirkung noch merklich größer wird, wenn ein Soldat mit Schleppsäbel an den Kinderwagen herantritt. Unter so bewandten Umständen, meint der Vortragende, läuft Gelehrsamkeit, die ihre Forschungen durch vagabundirende Ströme bedroht findet, Gefahr, zur Sophisterei zu werden. — Die Oberleitung, hat von diesen Einwänden abgesehen und auch die angebliche Verunzierung des Straßenbildes unberücksichtigt gelassen, die besten technischen und wirthschaftlichen Ergebnisse. Ebenso ist die unterirdische Stromzuleitung bei guter technischer Ausführung wirthschaftlich durchaus berechtigt. Dagegen kämpft der Accumulatorenbetrieb mit technischen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten, deren Behebung kaum wahrscheinlich ist. Die beste englische Accumulatorenbahn in Birmingham weist 1 Mark Ausgaben für das Wagenkilometer nach, während die dritten Einnahmen für das Wagenkilometer 45—50 Pfg. und, wenn es hoch kommt, 75 Pfg. betragen! Von den anfänglich so gepriesenen Kupfer-Zink-Accumulatoren hört man nichts mehr. Neuerdings ist nun viel von einem gemischten System die Rede, wobei streckenweise der Strom durch obere oder untere Leitung zugeführt wird und zugleich die auf dem Wagen mitgeführten Accumulatoren ladet, welche dann auf anderen Strecken, namentlich im Innern der Städte, den Betrieb übernehmen. Wo das System eingeführt ist, geschah es nicht aus Drang, sondern im Zwang, und nirgends sind schon längere Erfahrungen gesammelt. Vor einer mindestens zweijährigen Erfahrung aber kann man in diesen Dingen kein Urtheil fällen, und ein im übrigen gesunder Körper verblutet sich nicht leicht an einer Wunde. In jedem Falle erscheint die Erhöhung des Wagengewichtes um etwa 60 Centner, wie Accumulatorenbetrieb sie mit sich bringt, als unrationell und unwirthschaftlich. — Es wird vom elektrischen Bahnbetrieb im Vergleich mit Pferdebetrieb behauptet, er vermindere die Ausgaben um 30 Procent und vermehre die Einnahmen um 20 bis 21 Proc. In dieser Allgemeinheit hingestellt, ist der Satz sehr anfechtbar. Er kann als zutreffend nur bei einem Jahresbetrieb von etwa 600,000 Wagenkilometer gelten. Dagegen wird sich bei schwächerem Betriebe sicher häufig der Pferdebetrieb als der billigere erweisen und es zu allen Zeiten bleiben. Welches sind die Grundelemente der Ueberlegenheit des elektrischen Betriebs? Der Ausgang der Kraft von einer Centralstelle, die an jeder Stelle seines Weges dem Wagen nur eben soviel Kraft zuführt, als er gerade braucht. Der thalwärts fahrende Wagen überweist die von ihm ersparte Kraft dem bergauf fahrenden. Wie ganz anders verhalten sich dagegen die von einander unabhängig auf einer Strecke fahrenden von Pferden oder Accumulatoren bewegten Wagen, die ein gegenseitiges Saulagement der oben gedachten Art nicht kennen und von denen in jedem Fall zehn Wagen zehnmal soviel Kraft erfordern, als einer! Gegen die Accumulatorwagen ist noch vor allem geltend zu machen, daß ihr hohes Gewicht dem Oberbau ungebührlich zusetzt. Der Oberbau ist indessen, wie jede Bilanz einer elektrischen Straßenbahn erweist, ein besonders kostspieliger Theil der ersten Einrichtung; denn er beansprucht ½ bis ⅔ des ganzen Anlagecapitals, und seine Erneuerung ist theurer, als bei Eisenbahnen, weil Eisenbahnschienen immer noch Werth behalten, Straßenbahnschienen, deren Rillen ausgefahren sind, aber nichts sind, als altes Eisen. — Der Vortragende schloß mit dem Wunsch, daß seine Ausführungen dazu beitragen möchten, die öffentliche Meinung über elektrische Bahnen aufzuklären, ein Thema, über das man z. B. mehr gedankenlose Redensarten höre, als über manche andere im Vordergrunde des Interesses stehende Dinge. — Gegenstand des zweiten Vortrages war „die Wiederherstellung des Doms in Bremen". Der Redner, Dombaumeister Salzmann, leitet seit 8 Jahren diese interessanten Arbeiten, welche nahezu vollendet sind. Schon sagen an der Westfront die beiden neuen stattlichen Thürme und zwischen ihnen der neue Mittelgiebel in die Lüfte, und bilden mit dem nahen im Renaissance-Stil gebauten Rathhaus und dem Rolandstandbilde eine höchst malerische Gruppe. Auf diesem Grund und Boden stand ein Gotteshaus seit länger als 1000 Jahren. Der anfängliche Holzbau wurde erst 1042 nach dem Muster des alten Kölner Domes, der von 814 bis 1248 bestand, durch einen Neubau im Basilikastil ersetzt. Seit dieser Zeit hat theils durch gewaltsamen Eingriff der Elemente, theils durch die freiwillig bessernde Menschenhand der Dom die mannichfaltigsten Aenderungen erfahren, die häßlichsten, gewaltsamsten und zugleich anziehendsten im 17. und 18. Jahrhundert. Der Vortragende hatte sich eine höchst anschauliche Art der Behandlung seines Themas zurechtgelegt. Er ließ vor den Augen der Zuhörer den Dom in einem großen Modell alle Wandlungen durchmachen, von denen theils vorhandene Abbildungen, theils jetzt freigelegte Funde wieder Zeugniß geben. Aus dem letzten dieser Modelle, welches den Zustand des Domes bis zur jetzigen Wiederherstellung darstellte, ging hervor, daß von der Thurmfront nicht viel stehen geblieben ist. Gegenwärtig ist die in edler Gothik aufgeführte lange Nordfront, geschmückt durch Wimperge und Maßwerk mit wechselndem Muster, nahezu fertiggestellt, während der Vierungsthurm an der Ostseite noch schwere Aufgaben stellt, um seine flache Fundamentirung zu vertiefen und dauernd zu sichern. In jedem Falle darf man heute schon die Vollendung des Werkes, das bis jetzt über 2 Millionen Mark gekostet hat, als gesichert betrachten. Es wird sich würdig ähnlichen großen Arbeiten, wie die Wiederherstellung des Kölner und Ulmer Domes, der Marienburg u. a. anreihen, womit unser Jahrhundert eine Ehrenschuld gegen die Vorfahren abgetragen hat. — Morgen wird ein Extrazug die Theilnehmer an der XII. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten und Ingenieure nach Danzig und Marienburg entführen, nachdem heute noch ein Bankett im Hauptrestaurant der Gewerbeausstellung die Berliner Tage würdig beschlossen hat.

* **Berlin.** Dr. Zabludowski, Professor v. Bergmanns langjähriger Assistent und Leiter der Massagecurea in der k. chirurgischen Universitätsklinik, ist zum Professor ernannt worden.

* **Wien.** Willy Richmers, Sohn des bekannten Bremer Schiffsrheders, der im Vorjahre bereits den Kaukasus und Armenien bereiste, theilt der hiesigen Geographischen Gesellschaft, deren Mitglied er ist, in einem Schreiben aus Samarkand mit, daß er dort von einer Forschungsreise durch das Chanat Bokhara mit einer Sammlung von etwa 10,000 Käfern glücklich eingetroffen ist. Er überschritt die Gletscherpässe Mnarn (4000 Meter) und Dughan (3800 Meter) unter großen Mühsalen und kam manchen Tag durch vierzehn und noch mehr Stunden nicht vom Pferde. Im ganzen legte Richmers eine Strecke von 3000 Kilometer zurück. Er beabsichtigt, noch einen Ausflug nach Margelan und Kokan zu machen und im October heimzukehren. Die Gesellschaft hofft, daß der junge Forschungsreisende, der hervorhebt, daß die russischen Behörden sich gegen ihn höchst zuvorkommend und hilfreich benommen haben, in einem Vortrage in Wien seine Erlebnisse schildern, sowie über die Ergebnisse seiner Forschungen berichten wird.

* **Prag.** Die schon seit längerer Zeit geplante Schaffung je eines botanischen Gartens für die deutsche und für die tschechische Universität ist nunmehr der Ausführung nahe gerückt. Die betreffenden Pläne sind fertiggestellt und die Kostenvoranschläge verfaßt. Das ganze Elaborat hat sammt seinem betreffs der Erweiterung der Gebäude der Prager tschechischen medicinischen Facultät vor kurzem das Finanzministerium passirt, somit dürften die Kosten für die beiden Gärten, sowie für die in einem gewissen Zusammenhange mit denselben stehende Erweiterung der genannten Facultät wenigstens theilweise im nächstjährigen Staatsvoranschlage eingestellt werden, so daß mit den Ausführungsarbeiten nach beiden Richtungen hin voraussichtlich schon im kommenden Frühjahr wird begonnen werden können.

* **Krakau.** Die Verhandlungen wegen eines Umbaues des ökonomischen Instituts und einer besseren Einrichtung desselben sind so weit gediehen, daß mit der Ausführung der Pläne im kommenden Jahr begonnen und das umgestaltete und neu eingerichtete Institut vielleicht schon im Studienjahr 1897/98 seiner Bestimmung übergeben werden dürfte.

* **St. Petersburg.** An der hiesigen Universität wird das Katheder des Staatsrechts im kommenden Lehrjahre unter drei Professoren getheilt: die hiesigen Professoren Kokunow und Sfwetyllow und den aus Odessa soeben übergeführten außerordentlichen Professor Iwanowski.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 5. September. Nummer 206.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in St. Petersburg. — Wanderungen am Meeresstrand. II. Von Christian Jensen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in St. Petersburg.

II. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek gehört zu den bedeutendsten in Europa, ist aber verhältnißmäßig nur wenig bekannt. Vorwiegend für russische Studien benützt, ist sie für historische Forschungen vor Jahren auch von Muralt und Arndt verwerthet worden. Sowohl diese Arbeiten, als auch die späteren von Dudik, Gillert, Brückner und Halban waren von ziemlich geringer Ausdehnung und geben keinen genügenden Ueberblick über den ganzen Reichthum dieser Bibliothek.

Den Grundstock derselben bildet die reiche Bücher- und Handschriftensammlung des polnischen Grafen Zalnski, die im Jahre 1794 confiscirt und nach Petersburg gebracht wurde. Man ließ dabei nicht die nöthige Vorsicht walten, denn die vor der Ueberführung 292,000 Stücke zählende Sammlung war nach der Uebersiedlung um 30,000 Stücke ärmer. Und auch an Ort und Stelle wurde nicht die nöthige Vorsorge getroffen, ein passendes Local war nicht vorhanden, auch wurde keine Controle geübt. Es kann also nicht behauptet werden, die ganze Zaluski'sche Bibliothek sei in Petersburg vorhanden; denn abgesehen von den namhaften Verlusten, welche diese Bibliothek in der Zwischenzeit gelitten hat, ist sie auch oft von der kaiserlich russischen Regierung zur Ausstattung neuer Schulen, so z. B. der medicinischen Akademie, des Berginstituts u. s. w. benützt worden.

Dennoch bildet sie die Grundlage der heutigen kaiserlichen öffentlichen Bibliothek. Und dies aus zwei Gründen: erstens nämlich gab ihre Ueberführung den letzten unmittelbaren Anlaß zur Anlegung einer kaiserlichen öffentlichen Bibliothek und zweitens wurde auch das bibliographische System der Zaluski'schen Sammlung bis auf den heutigen Tag beibehalten. Diesem Systeme gemäß werden alle Bücher und Handschriften nach Sprachen eingetheilt, wobei auch eine eigene Gruppe für diejenigen Werke besteht, die in verschiedenen Sprachen abgefaßt sind; innerhalb einer jeden sprachlichen Gruppe erfolgt eine Eintheilung je nach dem Fache, und dieser Fächer gibt es 18; für Handschriften ist außerdem noch eine Eintheilung nach dem Formate üblich. Dieses System mit allen seinen Mängeln, vortrefflich vor 100 Jahren, heute aber vielfach veraltet und namentlich für Handschriften und Urkunden unpraktisch, wird, wie gesagt, auch jetzt noch befolgt.

Einige Jahre später hat Kaiser Alexander I. für die auf dieser Grundlage zu schaffende kaiserliche Bibliothek die hochbedeutende, geradezu unschätzbare Sammlung erworben, die ein russischer Botschaftsbeamter, Dubrowski, während der französischen Revolution angelegt hatte; es war demselben vergönnt gewesen, eine Reihe wichtiger Handschriften der während der Revolution ausgeplünderten Klöster St. Germain, St. Maur und anderer aufzukaufen; diese Handschriften bilden jetzt die Hauptzierde der kaiserlichen Bibliothek.

Im Jahre 1814 erfolgte die Eröffnung der so zu stande gekommenen Sammlung, die entsprechend dotirt und nun auch mit russischen Werken ausgestattet wurde.

Der polnische Aufstand vom Jahre 1830—31 hatte wieder eine Reihe von Confiscationen zur Folge gehabt. Die reiche Bibliothek des aufgelösten Jesuitencollegiums in Polock wurde nach Petersburg geführt, vorläufig aber im Ministerium des Innern untergebracht, wo sie 1862 ein Raub der Flammen wurde; dieselbe soll viele für die Geschichte des Ordens in Deutschland und Polen wichtige Materialien enthalten haben. Von noch größerem Werthe ist die Bibliothek des ebenfalls aufgelösten Vereins der Freunde der Wissenschaft in Warschau gewesen; neben einer großen Anzahl gedruckter Werke enthielt sie über 2000 Handschriften, die zumeist aus alten polnischen Klöstern und Kirchen stammten. In rascher Reihenfolge gelangten noch viele andere, weniger werthvolle Privat- und Kirchenbibliotheken aus Polen und Litauen nach Petersburg und dienten zur Bereicherung der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek.

Alle diese mehr oder weniger reichen Sammlungen enthielten natürlich vorwiegend Materialien westländischen Ursprungs, die also für Rußland selbst eigentlich nur indirecte Bedeutung hatten. Parallel mit den Bereicherungen dieser Art gingen aber auch Erwerbungen slavischer Bücher und Handschriften; die im Jahre 1817 angekaufte Sammlung Frolows bildet die Grundlage der russischen Incunabelnsammlung; die im Jahre 1830 angekauften slavischen Handschriften T. Tolstoi's reichen bis ins 11. Jahrhundert zurück und bilden ebenfalls eine der schönsten Zierden der kaiserlichen Bibliothek. Die im Jahre 1848 erworbene Kasterin'sche Collection enthält eine Reihe werthvoller slavischer Druckwerke, namentlich alte Ausgaben in weißrussischer und kleinrussischer Sprache. Alles aber überragt die im Jahre 1852 angekaufte Pogodin'sche Sammlung, die an 2000 Handschriften enthielt, unter denen namentlich rechtshistorische Materialien des 13. Jahrhunderts eine ganz besondere Rolle spielen. Die Vernichtung der Union, die im Jahre 1596 zwischen einem Theile der griechischen Kirche und Rom geschlossen worden war, gab Anlaß zur Confiscation einer Reihe von Kirchen- und Klosterbibliotheken, aus denen vieles der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek einverleibt wurde.

Auch an orientalischen Büchern und Handschriften ist die Petersburger Anstalt sehr reich. Die Kriege Kaiser Nikolaus' I. gaben Gelegenheit zu werthvoller Beute in dieser Hinsicht; später hat General v. Kauffmann bei seinem Vordringen in Centralasien auf Erwerbungen dieser Art großes Gewicht gelegt; ihm verdankt die kaiserliche Bibliothek unter anderem den berühmten Koran von Taschkend, der als besondere Reliquie verehrt wird. Für orientalische Studien ist auch die Sammlung Chanykows wichtig, ganz

Digitized by Google

besonders aber die von Firkowitsch, welche namentlich an tartarischen und karaitischen Handschriften reich ist.

Um einen Begriff von der Bedeutung der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu geben, genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß dieselbe dank der Einverleibung der Dubrowskischen Sammlung Sterne erster Größe besitzt; aus dem 6. Jahrhundert stammt eine Augustinhandschrift; aus dem 7. eine Klosterregel des hl. Basilius und ein Exemplar der canonistischen Sammlung des Dionysius Exiguus; aus dem 8. ein Liber Job mit angelsächsischen Glossen und ein mit irländischen Miniaturen gezieries Evangelium. Neben lateinischen Handschriften von seltener Pracht begegnet man glänzendsten Producten französischer Handschriftenmalerei in vielen Livres d'heures, Fabliaux u. s. w. Daneben historische Materialien, die Dubrowski anläßlich der Zerstörung der Bastille aufgegriffen hat, ferner die gesammte Bibliothek Voltaire's u. s. w.

Deutsche Handschriften kommen in geringerer Anzahl vor; neben zwei deutschen Gebetbüchern aus dem 14. Jahrhundert ist zu erwähnen die von Gillert beschriebene Chronik des Hugo von Reutlingen, ferner die deutschen Werke des Lorenz von Ratibor und viele stadtrechtliche Materialien.

Minzloff hat 18 Druckwerke nachgewiesen, die nur in der kaiserlichen Bibliothek vorkommen sollen; darunter ein Breslauer Meßbuch, das im Jahre 1483 bei P. Scheffer in Mainz gedruckt wurde; noch größer ist natürlich die Anzahl slavischer Unica. Besondere Aufmerksamkeit verdient die sorgsam katalogisirte Sammlung Aldinischer und Elzevir'scher Ausgaben, die weit über 5000 Stücke zählt.

Im allgemeinen umfaßt die kaiserliche öffentliche Bibliothek über eine Million Druckwerke, über 30,000 Handschriften, mehrere hundert Theken Autographen und gegen 80,000 Zeichnungen und Stiche. Diese Zahlen genügen, um die Bedeutung der Bibliothek zu kennzeichnen; leider ist noch nicht alles in der Ordnung, die dem westländischen Forscher rasche und ersprießliche Arbeit ermöglichen würde, und lange Zeit wird noch verstreichen, ehe diese Bibliothek auch in Bezug auf Benützbarkeit an die Seite der übrigen großen Anstalten dieser Art treten wird.

Wanderungen am Meeresstrand.

Von Christian Jensen.

II.

4. Bei unsern bisherigen Wanderungen am oder zum Meeresstrande waren uns die häufig vorkommenden Feuer- oder Flintsteine bereits auffällig. Man findet sie namentlich an fast allen Ufern und Kliffen der nordfriesischen Inseln, besonders da, wo die Ufer abbrüchig sind, wie am Braderupkliff, am rothen Kliff, am südlichen Ufer von Sylt, am südlichen Ufer der Insel Föhr, wo die Fluthen des Jahres 1894 große Massen Geröll bloßlegten, und auf Amrum. Auf den drei genannten Inseln bestanden einst Sammlungen der Feuersteinversteinerungen und noch bestehen sie auf Föhr und Sylt. Letztere Insel bietet außerdem eine interessante Reihe von Versteinerungen aus Kreide und Grauwacke, die in der Grandgrube bei Keitum gewonnen wurde. Viele Stücke der Feuersteinpetrefacten finden sich neben den Korallen auf den chaussirten Wegen der Inseln, denen die Geröllmassen vom Strande her oder von der Lagerstätte zugeführt wurden. Mögen daher heute der Feuerstein und die uns entgegentretenden in ihm eingeschlossenen Thierreste, sowie die vorkommenden Fundobjecte der Kreide und Grauwacke Gegenstand unsrer Betrachtung sein.

Ehe wir indessen an den Strand gelangen, sei daran erinnert, daß sich dieser bekannte Stein am reinsten in der weißen Kreide findet, deren Zerstörung also vorausgesetzt werden muß, wenn wir ihn hier allein, und wahrscheinlich von ferner Lagerstatt hergekommen, antreffen. In Kreide eingeschlossen, erscheint der Flint in kugelrunden oder eiförmigen Knollen, die durch Druck und Lage oft verzerrte Gestalt gewannen. Einst bot der Feuerstein den alten Bewohnern willkommenes Material für ihre Waffen, wie diese auch nicht nur in den Hünengräbern der friesischen Inseln vorkommen und vorgekommen, sondern in eigenen Werkstätten wie auf Amrum in der Düuengegend „a Siatlar", wo man einst 67 unvollendete Messer- und Pfeilspitzen auslas, bearbeitet worden sind. Splitter und Spähne gab es dort verhältnißmäßig viel. Erst in neuerer Zeit ist man wieder hinter das Geheimniß gekommen, daß frisch aus dem Kalk herausgegrabene Blöcke genau dem Schlage entsprechend spalten. Die in Pfahlbauten und in deutschen, auch in den Inselgräbern aufgefundenen Keile lassen klar die verschiedenen Stadien der Herstellung erkennen: die ältesten sind bloß abgespalten, die jüngeren bereits scharf geschliffen; an späteren ist auch das Stielloch durchgeführt. Es würde für uns eine Geduldprobe sein, mit Hülfe eines in drehende Bewegung versetzten Röhrenknochens eine glattwandige Oeffnung herzustellen, wie sie die Keile der Museen aufzeigen (vgl. C. P. Hansens Museum). Diente hier der Feuerstein, zwischen Holztheile eingeklemmt oder über dieselben geschoben, als untrügliche Waffe, so wurde er auch, nachdem seine scharf abgesplitterte Kante zuerst aufgefallen, Opfermesser und Handwerkszeug. Die Beschneidung geschah nach biblischem Zeugniß mit steinernen Messern, noch von Josua nach göttlichem Befehl gemacht. Krumme Opfermesser aus Flintstein sind auf den Westseeinseln wiederholt gefunden. Im Laufe dieses Jahrhunderts sind erst Feuerstahl, Flintstein und Zunderbüchse außer Gebrauch gekommen; Phosphorzündhölzer verdrängten sie, wie einst die Percussionszündung den Flintstein der Handfeuerwaffe außer Brauch kommen ließ. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts band man auf Sylt an der Thür oder dem Schornstein der Wohnung eines Mädchens, dem der Liebhaber untreu geworden war, einen Beutel mit Flintsteinen fest, damit es mit den scharfen Steinen die Thränen trockne.

Mittlerweile haben wir den Meeresstrand erreicht, der in seiner ganzen Länge im Bereiche der täglichen Fluthgrenze einen Wall verschieden gefärbter Feuersteine birgt. Manche Stücke, die wir aufheben, sind an ihrer ganzen Oberfläche von röhrenförmigen Gebilden (Bryozoen) einer Mooskoralle überdeckt, andere enthalten ganze Korallen, wie die schöne Turbinolia, die aber seltener als die ersten vorkommt und zu den Thierkorallen gehört. Auf den ersten Blick erkennt man indessen, daß besonders die Classe der Stachelhäuter zahlreich vertreten ist. Bald kommt uns einer der in vielen Arten vertretenen Echiniten in die Hand; seine ursprüngliche Schale mit den Stacheln freilich blieb in der abgesprengten Umhüllung sitzen, während die Warzen und Fühlergänge, sowie After und Mundöffnung am Steinkern deutlich unterscheidbar sind. Wie prächtige Stachel- und Schilderabdrücke der Cidariten dieser neue Stein birgt! Einige erscheinen walzig und fein geripp't, während andere muldenförmig vertieft sind, mit der Spitze der Stacheln hervorragen oder gekreuzt erscheinen. Ebenso mannichfaltig ist die Form der Echiniten, hier der kugelförmige Bischofskopf (Galerites), dort der eirund hochgewölbte Ananchytes, den man häufig auf Rügen findet, der übrigens an unsern Küsten in vier verschiedenen Species vorkommt, hier Coronula, dort Diadema, vielleicht einst die Krone der Frau des Zwergkönigs Finn, der auf der Braderuper Haide fröhliche Hochzeit feierte. Der Volksmund nennt die Seeigel Glückssteine, auch Donnersteine, die einst, von Thor

geschleudert, was sie trafen, zerschmetterten. Als Glückssteine schützen sie gegen Blitzschlag. Aber auch Stachelhäuter, deren Leib in mehrere Hauptstrahlen getheilt ist, sind hier fossil vertreten, besonders die Pentokriniten, deren fünfstrahlige Sterne öfter bemerkt werden, als die ganze Säule, welche sehr oft theilweise aus der Höhlung herausgebrochen ist. Zu den Seltenheiten gehört hier der auf Helgoland häufigere Belemnit oder Donnerkeil, dessen Bestimmung vielen Naturforschern Schwierigkeit bereitet hat. Einzelne hielten ihn für einen Walfischzahn, andere erklärten ihn als Echinitenstachel, andere als Fischstachel, bis Linné ihm seine Stellung in der Nähe der Diutenfische, mit denen er in der That große Aehnlichkeit besitzt, anwies und ihn zu den Kopffüßern rechnete. An den hier gefundenen fingerförmigen Stücken lassen sich indessen selten die Schalen der Alveole unterscheiden. Unter den versteinerten Muscheln und Muschelabdrücken sind diejenigen der Kammmuschel (Pecten) in mindestens neun Arten vertreten, namentlich schön erhalten pflegt die fünfrippige (P. quinquecostatus) zu sein, während die übrigen Arten in sehr klarer Zeichnung abgedrückt sind; haben wir doch auch heute schon mehrere solcher Abdrücke gefunden. Die Lamarck'sche Fasermuschel ist dagegen selten; die Leitmuschel der weißen Kreide, Spondylus, ist ebenfalls nicht häufig. Die Terebratulen kommen, wie die meist gut erhaltenen Limo-Arten, ziemlich häufig vor; versteinerte Austern sind dagegen selten. Wem es an Zeit und Muße nicht gebricht, der hat ein weites Sammelfeld vor sich. Auch muß, ehe wir uns zu den Fundstücken aus der Kreide und Grauwacke der Keitumer Grondgrube wenden, der Feuersteindlöcke gedacht werden, die man am Weststrande von Sylt, am Fuße des rothen Kliffes, findet. Diese, meist aus dem Fluthwasser aufgefischten Steine spalten sich nach glücklichen Hammerschlägen in ebenen Flächen, auf denen die wunderbarsten Zeichnungen — vom hellen Braun bis zu den dunkelsten Tönen und auf verschieden gefärbter Masse — wahrzunehmen sind, die von jedem Beschauer mit Interesse betrachtet werden; es sind Dendriten-Landschaften, die dadurch in den Spalten des Flintsteines entstanden sind, daß einst Mangan hineinsickerte und jene baumförmigen Zeichnungen veranlaßte. In kleineren Stücken und selten kommen sie auch auf den übrigen Inseln vor. Die hiesigen Versteinerungen der Kreide und Grauwacke haben, wie die des Tertiärgebirges, bereits die Aufmerksamkeit bedeutender Forscher auf sich gelenkt. Hr. Professor Dr. G. Karsten in Kiel beschrieb und gab mehrere schöne Sylter Fundstücke in der Abbildung wieder in seinem ausgezeichneten Werke: „Beiträge zur Landeskunde der Herzogthümer Schleswig und Holstein, I. Reihe, mineralogischen Inhalts, Kiel 1869." Vorzüglich vertreten sind Schwammkorallen, Mooskorallen, Blumenthiere, außerdem Schnecken und Trilobiten. Doch leider ist heute die Ausbeute im Keitumkliff nur noch gering, weil die Grandmassen zur Wegeverbesserung benutzt worden sind, und nur hin und wieder bekommen wir ein der Zerstörung entgangenes Exemplar zu Gesicht. Die Sammlung Hansen dagegen besitzt sehr schöne Stücke, die wir hier ebenfalls am Strande des Wattenmeeres auf dem Keitumkliff durchmustern, um gleichzeitig unsre an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücke von den Bestandtheilen des Morsumkliffs, überhaupt von den in diesen Bildern betrachteten Dingen zu beleben und zu vertiefen. Achtundzwanzig Jahre regen Sammelfleißes brachten hier die naturhistorischen Dinge der Vorwelt Sylts und seiner Umgebung in einer sonst nicht mehr vorhandenen Vollständigkeit zusammen, wissenschaftlich geordnet liegen sie vor uns. Unsre verhältnißmäßig geringe Ausbeute auf den Wanderungen läßt ahnen, wie viel Mühe und Sorgfalt nöthig war, die uns hier vorliegenden schönen Exemplare zu erbeuten.

Unter den Korallen fallen die wallnußgroßen und kugeligen Schwämme auf, welche auf der ganzen Oberfläche mit regellos zerstreuten rauhen Höckern bedeckt sind, die, wie ein nebenliegendes zerbrochenes Exemplar zeigt, auch im Innern die Structur des Schwammgewebes haben. Die kieselige Versteinerungsmasse ist meist von aschgrauer Farbe. Von bedeutenderer Größe ist das Aulocopium, dessen obere Seite grob porös erscheint, während die untere eine runzliche, faltenreiche Oberfläche besitzt. Vor Jahren kam ein Professor aus Italien eigens nach Sylt, das Aulocopium hier zu suchen; ein Umstand, der uns schließen läßt, daß diese Schwammkoralle des Sylter Gesteins besonders werthvoll sein muß. Die Polypen sind in den Mooskorallen besonders mit Stromatopora, in den Blumenthieren (Anthozoen) mit zahlreichen Arten vertreten. Besonders interessant ist unter diesen Calamopora, deren Polypenstock knollige oder baumförmige Massen, die aus prismatischen Polypenzellen zusammengesetzt sind, bildet. Wie Basaltsäulen liegen die Zellen aneinander, in blaugrauer Kalkmasse, den Polypenstock theilweise in feine körnige Kieselmasse verwandelt. An Form und Größe sind die verschiedenen Arten jede besonders betrachtenswerth. Im ganzen erscheint jedes weitere Stück der Blumenthiere äußerst interessant, die Zeit erlaubt indessen nähere Betrachtung nicht, weil noch andere Dinge unsre Aufmerksamkeit erfordern. Dort jene Schnecke erinnert an die Fundstücke des Morsumkliffs. Es ist eine Pleurotomoria, die hier als Bruchstück in dem blaugrauen Kalk vorliegt. In mehr weißgelblicher Masse tritt uns dagegen der Trilobit entgegen, der in so schön ausgeprägtem Abdruck selten gewonnen wird. Zu den Crustaceen gehörig, mit dreilappigem, in der Kalkmasse leicht zerbrechlichem Körper, kommen sie in großer Menge vor; aber es ist, wie dies schon hieraus folgt, das Sammeln derselben mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Es gehört viel Uebung dazu, bei der Herausarbeitung aus dem Gestein brauchbare Stücke zu gewinnen. Die vorliegende Masse enthält neben dem Trilobiten eine Muschel, uns daran erinnernd, daß auch diese in Grauwacke und Kreide sich finden.

Die Meerbewohner einer weit zurückliegenden Zeit haben wir vor uns — sie gestatten es uns, mit Hülfe unsrer Phantasie ein Bild von dem damaligen Leben des Meeres zu entwerfen, von dem Leben des Meeres, das hier noch Schleidens schönem Wort „als die Mutter und die Wiege alles Lebendigen" erscheint. Und wie wir zurückkehren über die Heide, wo wir den Blick frei haben über das Meer, grüßen wir es mit dem Dichter:

„Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Alles, heil'ges, ew'ges Meer!" —

5. Es hat arg geweht in der vorigen Nacht. Hinter den Dünen hörten wir das Rauschen und Brausen der Fluth, welche die unbedeichten Marschsuser der Inseln und Halligen überstieg und das weite Grasfeld überschwemmte, auf dem kürzlich die Heuernte glücklich vollendet wurde. Jetzt ist das Wasser zurückgetreten, eine tiefe Ebbe hat das Watt in der Umgebung der Inseln bis zu den größeren Stromrinnen bloßgelegt. Diese scheinbar „öden und grauen" Thonmassen können wir heute wie den Strand bis zum Steigen der nächsten Fluth beschreiten. Was das zurückgetretene Meer an Thieren und Pflanzen zurückließ, wird uns zeigen, daß das Meer auch heute noch ein vielgestaltiges Leben in seinem Schoße birgt. Außer den Steinchen und Kieseln treten diese Dinge uns sofort entgegen, wo bei der gewöhnlichen Fluth der Treibwall zu liegen pflegt. Da ist gleich eine Miesmuschel, durch ihren Byssus an den festliegenden Stein gekettet. Sie fällt in unsre Hand, die

andere führt das Messer und wir suchen gute Perlen! Ueberdies erinnert sie uns daran, daß diese Thiere in wirthschaftlicher Hinsicht wie die Austern Beachtung verdienen. Die Miesmuschelzucht in der Bucht von Aiguillon, die vor 660 Jahren ins Leben gerufen wurde, blüht wie die in Italien; vielleicht dürfte sie auch in dem Wattenmeere gedeihen, wo arme Familien zu Zeiten eine Menge der Muscheln zur Nahrung auflesen. Interessant ist es, im Winter dem Treiben der hungrigen Krähen zur Zeit tiefer Ebbe zuzusehen. Sie erhaschen eine Muschel, erheben sich zur Höhe, aus welcher sie die Beute auf einen Stein fallen lassen, um nun der zertrümmerten Schale leicht das Thier entnehmen zu können. In einer nahen Vertiefung des Sandes ist etwas Wasser geblieben. Garneelen und Taschenkrebse werden nun die Beute unsrer natürlichen Gabel. Das sind die Verwandten des Hummers, der in der Nordsee fast nur in der Umgebung von Helgoland — und zwar jährlich 20—30,000 Stück — gefangen wird, während namentlich die Halligbewohner durch den Fang der Garneele, der mit Schiebhamen oder Schleppnetz geschieht, lohnende Beschäftigung haben und ein Nahrungsmittel für den Winter gewinnen. Feinschmecker lieben diese kleinen Krebsthiere mehr als die Taschenkrebse, deren einer sich gewaltig anstrengt, uns mit Hülfe seiner Scheren den Finger wund zu kneifen. Zaghafter erscheint sein Nachbar, der Bein und Schere aus einem Schneckengehäuse uns entgegenstreckt. Sehen wir uns den Gesellen etwas näher an. Es ist der Einsiedler- oder Bernhardskrebs (Pagurus Bernhardus), der sich ein Wellhorngehäuse, welches mit Polypen und Wurmröhren übersponnen ist, zur Wohnung wählte. Es dient ihm statt des Panzers, der den Hinterleib der andern Krebse schützt. Ein noch größeres Wellhorn heben wir auf. Die Schnecke steckt darin, doch will sie nicht hervorkommen, wie sehr wir uns auch bemühen, unsern Reim herzusagen:

„Snäk, Snäk, komm herut,
Sonst tobräk ick di din Hus!“

Die Möwe hat unsre Geduld nicht, die vielen am Strande zerhackt liegenden Gehäuse geben davon Zeugniß. Die Schnecke selbst indessen ist ein ebenso gefährlicher Räuber. Hat sie sich eine Muschel zur Beute ausersehen, so kriecht sie an den Schalen derselben hinauf, bis sie die Stelle erreicht hat, unter welcher die Fleischtheile des Thieres liegen. Mit der hakenscharfen Zunge bohrt sie ein Loch in die Schale, um die Fleischtheile herauszuziehen. Wir heben eben eine kreisrund durchbohrte Austerschale, Ostrea edulis, auf, die uns sagt, daß Buccinum undatum zu den Feinden dieser beliebten Delicatesse gehört, die früher alljährlich auf den in den Umgebungen der nordfriesischen Inseln liegenden 51 Austernbänken gefangen ward und als beliebte „holsteinische Auster“ in den Handel kam. Die Austernfischerei hat jetzt mit geringen Ausnahmen seit 1882 geruht; seitdem ist die königliche Regierung eifrig bemüht, die Austernbestände der Bänke zu verbessern; erhielt sie doch im Laufe dieses und des vorigen Jahres bedeutende Sendungen aus Frankreich, wo im Busen von Arcachon die Fluth- und Stromverhältnisse den hiesigen ähnlich sind. Die schlimmsten Feinde der an den Stromrinnen, die wir vor uns sehen, liegenden Bänke sind der bewegliche Sand und die Verschlickung, dann aber auch neben der Wellhornschnecke die Miesmuschel, die Seehand, der Seeigel und die Seepocken oder Balanen. Von diesem Schmarotzer, der sich auf Holz, Steinen, Muscheln ꝛc. ansiedelt, tritt uns auf den Steinen zu unsern Füßen ein Exemplar entgegen, das allerdings nicht die sonst oft vorkommende Größe erreicht hat. Auch der Seeigel, dessen stachelbesetzte Schale dort zurückgelassen wurde und der ganz die Form einer im Feuerstein fossil vorkommenden Art besitzt, ist nicht so groß wie der auf den Austernbänken lebende, der nicht selten einen Durchmesser von 10 Centimeter aufweist. Schlimmer noch als dieser schadet der Seestern, den die letzte Fluth in Menge an den Strand warf, dem wohlschmeckenden Muschelthier. Es mundet ihm gut, wenn er nach wenig zarter Umschlingung durch scharfe Flüssigkeit eine Lähmung der Schließmuskeln herbeigeführt hat, das geöffnete Thier auszusaugen. Hier am Strande umklammerte der Stern mit seinen Fangarmen einen kalten Stein, um nun unsre Beute zu werden. Angenehmer möchte es ihm gewesen sein, jenen schwammartigen Körper, der neben dem Stein liegt, zu umarmen, der in auffallender Häufigkeit vorhanden ist. Leere Eihülsen des eben besprochenen Wellhorns haben wir vor uns. Wie hübsch die Muscheln gefärbt sind, die hier zahlreich zurückblieben! Einige roth, andere gelb, noch andere blaugrün, dabei glatt und von schöner Form — es sind Tellmuscheln, während die große weiße Klaffmuschel (Mya), von kleinen unansehnlichen Uferschnecken umgeben, das Auge weniger erfreut. Seltener schon und uns willkommen sind dagegen die Isländische Venusmuschel, die Venusmuschel und die Messerscheide (Solen), die wir im Sande des offenen Nordseestrandes soeben glücklich erhaschen. Die letzte Fluth muß eine tiefgehende Bewegung des Meeres herbeigeführt haben, denn hier ist ein Stück Wrackholz angeschwemmt, an welchem sehr schöne Exemplare der Entenmuschel (Anatifera) haften, die zuerst wie die Balanen zu den Mollusken gerechnet wurden, aber sogen. Rankenfüßer sind und einst zu der Sage Anlaß gaben, die Bernikeleuten seien aus ihnen entstanden. Sich an den Schiffsboden anheftend, hindern sie die Fortbewegung des Fahrzeugs, während die Rankenfüße, aus der aus fünf bläulich weißen Stücken dreieckig zusammengesetzten Schale hervorschauend, im Wasser rudernd dem Thiere Nahrung zuführen. Nähere Untersuchung des Holzstückes ergibt, daß es auch die Wohnung der Bohrmuschel (Pholas) war, die auch im Seetorf sich findet und selbst weiches Gestein durchbohrt. Es müßte interessant sein, dieses Thier arbeiten zu sehen, erscheinen doch schon die Schalen scharf wie eine Raspel, die den meist in Anspruch genommenen Fuß wirksam unterstützen können. In besonders schönen Exemplaren hat die Fluth große und kleine Schalen der eßbaren Herzmuschel ausgeworfen, die uns aufs neue daran erinnern, daß das Meerwasser bedeutenden Kalkgehalt hergeben muß, damit die Muscheln und Schnecken, welche, obwohl nicht reich an Arten, aber unerschöpflich an Individuen, das Meer bevölkern, diese Schalen und Gehäuse absondern können. Durch Strom und Bach demselben von allen Richtungen zugeführt, bringt Menschenhand die kalkhaltigen Bestandtheile der sich an den Stromscheiden des Wattenmeeres häufenden Muschelbänke in die Häfen des Festlandes, wo sie zur Kalkgewinnung oder direct zur Verbesserung des Ackerbodens Verwendung finden. Den Kalköfen Schleswig-Holsteins wurden 1885 allein 36,000 Tonnen Schnecken- und Muschelreste von den Watten her zugeführt. Die rund herzförmige Herzmuschel mit ihrer gerippten Schale pflegt dabei am häufigsten vorzukommen, außerdem wird das Thier in einzelnen Gegenden als Nahrungsmittel verwandt. Nach heftigen Stürmen sind nicht selten am Meeresstrande auch Dintenfische gefunden worden, ja man hat sogar an der Ostseite von Sylt nur erst wenig entwickelten Nachwuchs dieser sonst in der Nordsee seltenen Thiere, die wegen ihrer Rückenschulpe den Wirbelthieren nahestehen, wenn sie auch noch zu den Mollusken gerechnet werden, aufgehoben. An diesen in der Hansen'schen Sammlung aufbewahrten kleinen Thierchen ist sehr deutlich erkennbar, daß die oben erwähnten versteinerten Belemniten ein ähnliches Thier einschließen. Heute erbeuten wir nur den Rückenschild des Dintenfisches, als Sepienknochen bekannt und aus kohlensaurem Kalk bestehend. Um unsre Bürde an aufgelesenen Seethieren voll zu machen, legte

uns die Fluthwelle auch noch eine Seemaus, die Aphrodite, welche im schlickigen Grund des 30 bis 36 Meter tiefen Wassers lebt, in den Weg. Das 15 Centimeter lange Thier ist nach beiden Enden hin zugespitzt. Der nackte, sohlenartige Bauch, der filzartig bedeckte Rücken, die behaarten goldgrün glänzenden Seiten, die in allen Regenbogenfarben schillern, machen die Goldraupe in ihrer ganzen Erscheinung der Maus nicht unähnlich; sie ist ein ebenso gefräßiges Raubthier im Meere wie diese auf dem Lande.

Da indessen mittlerweile die Fluth im Steigen begriffen ist, eilen wir vor ihr her dem Ufer zu, um hier an dem Treibwall der früheren noch einzelne interessante Producte des Meeres zu betrachten. Den Hauptbestandtheil desselben bildet der bekannte Blasentang, dessen mit Luft gefüllte Blasen die schwere Pflanze im Wasser aufrecht erhalten; ihm verwandt ist der Knotentang, der neben dem gesägten Tang, dessen bandförmiges Laub stark gezähnt ist, ziemlich häufig vorkommt, während der Schotentang seltener ist. Manche andere Tange sind bindfadenartig, theilweise prächtig roth gefärbt. Wir heben sie auf, um sie später im frischen Wasser ausgebreitet auf ein Blatt Papier zu legen, daß sie daran festkleben. Ein Reihe hübscher Exemplare sind bei Dr. Ernst Hallier: „Die Vegetation auf Helgoland, Hamburg 1861", abgebildet. Eine besondere Freude bereitet uns eine zierliche Polypenart, die, moosähnlich und baumartig verzweigt, gleichfalls zur Mitnahme aufgehoben wird, gleich jener blattartigen Seerinde, die „mit schmaler Basis beginnend, am breiten Ende fingerartig in gerundete Lappen zerschlitzt" ist. Seltene Erscheinungen sind am Strande das Seepferdchen, der Seeteufel und die Seenadel (Syngnathus); auch die letztere läßt sich heute nicht blicken, so daß wir nicht versucht sind, sie, wie es wohl häufig geschieht, für die endlich gefundene Seeschlange zu halten. Manche Fischreste erinnern uns an den Fischreichthum des Meeres; besonders beachtenswerth sind für diese Gegenden indessen jene merkwürdigen im Tang haftenden Gebilde, die wir, obwohl sie in der Form und Größe ähnlich sind, als die Eihülsen vom Stachelrochen und vom Katzenhai unterscheiden. Nur die Farbe — beim Rochenei dunkel — und die an den vier Ecken der Hülse haftenden Anhängsel sind verschieden. Der Rochenfang war einst für die Bewohner der Inseln der Hauptnahrungszweig. Seit 1600 bezahlte man einen Theil der Abgaben für die zum Rochenfang vom Amthause gelieferten Pfähle mit 30 Bund getrockneter Rochen. Damals und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts betrieb man an der Westseite der Inseln den Fang dieser ungestalten Fische auf folgende interessante Weise: Schiffartig zusammengenagelte, mit einem Mast versehene Bretter, von kleinen Segeln fortbewegt, ließ man bei Ostwind, durch ein Haupttau mit dem Ufer befestigt, etwa 200 Faden ins Meer hinaustreiben. Dieselben zogen Leinen mit Angelhaken hinter sich her. Ohne Mannschaft segelten so Abends ganze Flotten dieser kleinen Schiffe hinaus, um am Morgen mit Hülfe des Haupttaus fangbeladen ans Land gezogen zu werden. Die Rochenschüssel stand damals auf den Westseeinseln wie in Irland den ganzen Tag auf dem Tisch. Seitdem hat nicht nur der Rochenfang, sondern der gewerbsmäßig betriebene Fischfang bei den Insulanern fast ganz aufgehört.

Aber täglich bringt, wie ehemals, die steigende Fluth Producte des Meeres an den Strand, die schon, wie wir es heute gesehen, auch ohne die nur mit bewaffnetem Auge deutlich zu beobachtenden Geschöpfe und ohne alle zurückgelassenen Dinge in Betracht zu ziehen, hinreichend Zeugniß von der „Ueppigkeit und Fülle" des Lebens im Meere abgeben. Auch die scheinbar „öden und todten" Watten der schleswig'schen Westküste sind von diesem Leben erfüllt, das uns in noch hellerem Lichte erscheint, wenn wir in einer folgenden Wanderung das Leben an und auf dem Meere näher ins Auge fassen. —

6. Die letzten Tage haben die Erntearbeit auf dem Felde erheblich gefördert. Heute dem Strande zueilend, schreiten wir zwischen Garbenreihen und geschäftigen Schnittern dahin, und es ist uns fast unerklärbar, wie so schnell doch die vollen Aehren der Sense zum Opfer gefallen sind. So ist es heute, so war es früher. Hier heimst der Landmann den Ertrag des Bodens ein, dort sucht der Mensch auf dem Meere eine Beute und seinen Unterhalt.

Wir erreichen den Strand und sehen Dampfer und flinke Segler dasselbe Meer durchschneiden, das zur Ebbezeit trocken vor uns lag. Jenes Schiff dort legt sich vor Anker an einer Muschelbank, das Boot hier unfern der Brandung an der Sandbank trägt den Seehundsjäger, ein anderes streicht, „von Melodie gewieget", der fernen Halligküste zu. Aber flinker noch als diese Segler sind die gefiederten Bewohner der Lüfte, die unsre Watten fast zu allen Jahreszeiten bevölkern. Zur Zeit der Ebbe gehen sie dort ihrer Nahrung nach, um zur Fluthzeit den Strand und seine nächste Umgebung malerisch zu beleben. Sei es, daß sie zur Sommerzeit im Ufersande, in den Dünen oder im Grün der Halligwiese ihre Brutstätte aufsuchen, oder daß sie erst nach beendetem Brutgeschäft besonders zahlreich daselbst vorkommen. Die Seeschwalben und Möwen, welche dort über der blauen Fluth schweben, und die Wassertreter und Strandläufer vor uns sind die Hauptvertreter der hier nistenden Vögel, während die Enten meist erst zur Erntezeit eintreffen, um mit Eintritt des Frostes zu verschwinden. Die Fluth ist noch im Steigen begriffen, denn eine nahe Sandbank taucht noch theilweise aus dem Wasser auf, belebt von einer Menge Silbermöwen (Larus argentatus), die mit ihrem schneeweißen Gefieder hin- und herschreiten. Sie suchen heute, wie wir gestern, auf, was das Meer zurückgelassen. Die zappelnden Fischlein werden wie die Krebse, die sich mit ihren Scheren vergeblich zu wehren suchen, ihre Beute, und, wenn's nichts anderes gibt, wird auch mit einem Wurm, einer Schnecke oder einer Muschel vorlieb genommen. Sieh, dort erhascht diese große Möwe ein Fischlein und jene andere an ihrer Seite macht sich's bequemer, indem sie das von der Nachbarin erbeutete Thier derselben entwendet, es im Fluge verzehrend, wenn sie das Weite sucht! Die Sandbank verschwindet jetzt allmählich und ein anderes Bild entrollt sich vor den Augen des Beschauers. Die Möwen erheben sich im Fluge und ziehen über das Meer dahin, immer noch nach Beute spähend. Während hie und da eine schnell und behende heruntertaucht, um ein Fischlein zu erhaschen, kommt eine andere größere und schwarzrückige Möwe in langsamem Fluge heran, sich auf der bewegten Wasserfläche niederlassend. So frei und leicht kann sich nicht jeder auf der blauen Fluth schaukeln lassen! Jede neue Fluth deckt den Vögeln auf den Watten den Tisch. Und doch sind dieselben manchmal zu bequem, von dem Aufgetragenen zu speisen, namentlich seitdem die Badegäste sich damit unterhalten, den gefräßigen Thieren Nahrung zu reichen. In den Dünen findet man die Brutplätze der Silbermöwe und der Mantelmöwe (Larus marinus). Wenn man zur Brütezeit die Dünen besucht, erheben sich die Möwen mit einem „Ha! ha!" als wollten sie sagen: „Unser Gelege findet ihr doch nicht!" Andere aber schreien, wenn wir es dennoch gefunden, in langgezogenen Tönen: „Aun, Aun!" — Die Eier liegen in einer kleinen Vertiefung im Sande, die mit trocknem Seegras oder mit Halmen ausgepolstert wurde. Von schmutzig grau-grünlicher Grundfarbe, sind sie mit dunklen Flecken überstreut. Das Ausnehmen der Eier ist leider seit 1870 verboten, obwohl man bei weiser Schonung des dritten Geleges früher eine Eierlese halten konnte, die in den Lister Dünen allein

Digitized by Google

jährlich fünfzig- bis sechzigtausend Stück nahrhafter Eier und keinen geringen Erlös ergab. Trotz des Verbots bemerkt man doch eine Abnahme der Vögel, weil das oft übertretene Gesetz sich nicht so gut bewährte wie der das dritte Gelege überwachende „Eierkönig", der seine Hütte am Königshafen aufgeschlagen hatte.

In den Wiesen und an den flachen Marschufern der Inseln und Halligen findet man dann die Nester von dem Austernfischer und dem rothfüßigen Wassertreter, die wir heute durch unser Erscheinen vor uns her aufscheuchen. Der Austernfischer schreit wie gegenwärtig: „De Wiep! de Wiep!" Der Volksmund meint, daß er damit sage: „Der Kiebitz hat, nicht ich habe Eier!" Hin und wieder wendet er, wie wir sehen, eine Muschel um, die sich darunter aufhaltenden Meerthiere zu fassen und zu verspeisen. Sein Geschrei hat die wachsamen Regenpfeifer von unsrer Nähe unterrichtet, die „Tüt! Tüt!" schreiend davoneilen. Der rothfüßige Wassertreter ruft auffliegend uns seinen friesischen Namen: „Kliire, Kliire! zu. Zahlreicher als diese letztgenannten Vögel sind die Seeschwalben in den Wiesen und am Strande vertreten, eine wahre Zierde der umrauschten Ufergegenden. Gewandten Fluges, den Tauben und den Schwalben ähnlich, zeigen sie uns ihre Flugkünste, schreiend, lärmend, behende ins Wasser tauchend, beutehaschend. Heute erscheinen sie friedlicher als zur Brütezeit; denn dann würden sie alle Hebel ansetzen, uns Störenfriede zu verscheuchen. Niederpickend treffen sie ihre Feinde mit scharfem Schnabelhieb: selbst einen Raubvogel verfolgen sie, zur Menge geschaart, mit ohrbetäubendem Geschrei, bis er verschwindet. Die größte unter ihnen, welche wir dort auf einer Düne erblicken, die Sterna caspia, nistet nur am Caspischen Meer und in den Lister Dünen; die übrigen, unter denen die kleinste am ärgsten schreit, auf den Wiesen und besonders gern auf den Halligen, die die Menschen als Wohnplatz verlassen mußten.

Mannichfaltig und sehr verschieden an Größe, Farbe und Gestalt sind die Entenarten, welche auf und an den Watten vorkommen. Das prächtigste Gefieder hat unter ihnen die Brand- oder Bergente (Anas tadorna), so daß sie als die schönste unsrer deutschen Enten bezeichnet werden kann. Auf weißem Grunde zeigt das Gefieder auf den Schultern zwei große, dunkle Flecke, die Schwingen und die Schwanzspitze sind schwarz, während sich über die Brust eine breite, rostrothe Binde zieht. Kopf, Oberhals und der Spiegel auf den Flügeln glänzen metallisch grün. Wenn diese Thiere mit ihren Jungen, den tieferen Wasserrinnen des Watts zur Zeit der Ebbe nachgehend, dahinziehen, von watenden Möven und Austernfischern umgeben, ist es gar lieblich, ihnen zuzuschauen. Die kleinen Entchen tauchen so geschickt, daß es den sie verfolgenden Möwen schwer wird, sie zu ergreifen, obwohl diese gefährliche Räuber sind. Auf Sylt, Föhr und Amrum, wo man diesen Enten Nester baut, um einen Ertrag an Dunen und Eiern zu erzielen, möchte man solchen raubgierigen Möwen gern den Garaus machen, da man die Brut des letzten Geleges der Ente bis dahin glücklich vor Feinden beschützte. Auch die alten Brandenten wissen geschickt zu tauchen. Der einmal verfolgte Fisch muß auch zur Beute werden. Doch sehen wir sie auch Schnecken und Seeproducte verspeisen, die die Fluth zurückgelassen. Die beliebte Eiderente ist während der Zeit ihres Brutgeschäfts auf Sylt fast zahm, zur übrigen Zeit des Jahres geht sie indessen ihrer Nahrung auf offenem Meere nach und ist eher furchtsam. Ueber den Erntefeldern erheben sich während unsres Strandaufenthaltes die zu großen Schaaren vereinigten Staare; im August sammeln sich ähnlich so die Strandläufer, die dort daroneilen, während die Regenpfeifer sich später mit den Kiebitzen vereinigen, um, mit ihnen nach dem Süden wandernd, fortzuziehen. Auf derselben Wanderung nach dem schönen Süden begriffen sind auch fast alle übrigen Enten, die von Mitte August an unsre Watten bevölkern, nachdem sie ihre ferne Brutstätte im nördlichen Asien verlassen haben. Aber nicht so zahlreich, wie die Völker kamen, verlassen sie uns. Der Mensch stellt ihnen als Jäger oder als Kojenmann in den sogenannten Vogelkojen der Westseeinseln, deren es hier zehn gibt, nach. Die Einrichtung einer solchen Massenfanganstalt, um 1730 von Holland hieher verpflanzt, ist sinnreich und der Fang in derselben äußerst interessant. In einsamer Dünenwelt, wie auf List, Hörnum und Amrum, oder in der vom Treiben des Tags fernen Marsch hinter dem schützenden Seedeich belegen, sind es etwa 60 bis 80 Ar große, von angepflanzten Bäumen: Erlen, Ulmen, Weiden, Eschen, Pappeln, Fliederbüschen ꝛc. umstandene Süßwasserbehälter, die die wilden Enten gern aufsuchen, um in größter Ungestörtheit, wenn draußen die See brandet und braust, vereint mit den inzwischen gezähmten Verwandten, den Lockenten, im frischen Wasser baden und schnattern zu können. An den Ecken des meist in Quadratform angelegten Teiches führt je ein Canal, allmählich seichter werdend, bogenförmig ins Gebüsch, wo er am kleinen Häuschen auf dem Trocknen endet. Der Canal, Pfeife genannt, ist seiner ganzen Länge nach von einem auf die Kante überragenden Pfählen und wagrecht aufgelegten Latten ruhenden Netz überspannt, während an seiner einen Seite reichlich mannshohe Schilfwände coulissenartig aufgestellt sind, die den Mann, der den Fang leitet, dem aufmerksamen Auge und Ohr der den Teich bevölkernden Fremden entziehen, während er sie hier mit Hülfe seiner Lockenten in das Netz führt, welches auf dem Trocknen dem Canalende angehängt ist. Wir hätten auf unsrer Wanderung gern die Einrichtung besehen, wir müssen uns aber bescheiden, denn zur Fangzeit wird niemand zur Koje zugelassen, als diejenigen, welche täglich den Fang abholen. Hat sich der Teich mit wilden Enten bevölkert, so streut der Kojenmann aus sicherem Versteck Gerstenkörner in die Teichmündung der Pfeife. Die Lockenten kommen mit den wilden Gesellen im Gefolge herbei, treiben mit ihnen immer weiter in die Pfeife hinein, bis sich der Fänger hinter den Coulissen so zeigt, daß ihn die Enten hinter sich sehen. Sie eilen schnell weiter canaleinwärts, während die meisten Lockenten, ihren Kornspender erblickend, umkehren. Bald sind die Fremden in den Netzsack gelangt, den der Kojenmann loslöst, worauf er Stück für Stück die Beute hervorlangt, jede Ente am Kopf faßt und ihr mit eigenartigem Griff gleichzeitig das Genick bricht. Wie hübsche Thiere das sind, diese Krietenten (Anas crecca), die Pfeifenten (Anas Penelope), die Stockenten (Anas boschas), die Spießenten (Anas acuta)! Zusammen etwa 80 bis 100 Stück. Vereinzelt finden sich unter ihnen auch Löffelenten (Anas clypeata) und Sammetenten. Selbst der Reiher ging schon hier ins Netz! Frühere Jahre lieferten in einer Fanganstalt während der Fangzeit 25,000 bis 52,000 Thiere; jetzt wird ein Ertrag von 10,000 bis 15,000 für eine Koje schon als ein guter Fang angesehen. Die erbeuteten Vögel sind sehr schmackhaft und werden seit Einrichtung besserer Verkehrsmittel frisch oder präservirt in die weite Welt gesandt.

Wie dort auf dem Acker die Landleute, so ernten dann die an den kostspielig zu unterhaltenden Kojen betheiligten Insulaner von dem Meer, welches ihre Scholle umgibt. Zu den Enten gesellen sich später Graugänse und Rottgänse, die sich mitunter in ausgestellten Netzen verstricken oder unvorsichtig genug sind, sich von dem Geschoß des Jägers erreichen zu lassen. Wenn der Winter sich dann mit seinem Eis einstellt, verhallt das Geschnatter der Rottgänse auf den Watten; die Enten eilen dem Süden zu. Die Nebelkrähe und ihre Verwandten sind dann neben Meister Spatz

die Hauptrepräsentanten der Vogelwelt des Wattenmeeres. Den Schauplatz unsrer geschilderten Wanderungen decken dann gewöhnlich Schnee und Eis. Erst wenn aufs neue der Frühling über das Meer zieht, lockt es zu neuer Wanderung hinaus an den Meeresstrand. Im Anschauen des Meeres gehen uns dann nach langer Winternacht die Worte des Dichters wieder durch den Sinn:

„Unaufhaltsam kommt's herangezogen,
Majestätisch eilt es seine Wogen
Schaumgekrönt, das königliche Meer.
Hinter seiner Hülle wahrt das Grauen,
Doch gewaltig schön ist es zu schauen,
Sein Gesang, wie Donner, groß und hehr!"

Mittheilungen und Nachrichten.

K.-m. **Das Museum.** Eine Kunstzeitschrift, redigirt von Dr. Richard Graul und Dr. Richard Stettiner. Monatlich zwei Lieferungen à 1 Mk. Berlin bei W. Spemann. — Das neue höchst verdienstliche Unternehmen stellt sich die Aufgabe, „eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst zu geben". Diese Formulirung des Programms ist so abschreckend philiströs, daß gewiß viele, wie auch Referent, der Sache mit bangem Mißtrauen gegenübergestanden sein werden. Nee in unserm gelehrten Deutschland kann man auf den Gedanken kommen, „das Genießen" lehren oder lernen zu wollen. Zum Glück ist der Fall nicht so schlimm und mit obigen Worten für ein wackeres und sehr verständiges Streben nur ein unglücklicher Ausdruck gefunden worden; die Aufgabe ist richtig erfaßt und wird die jetzt (Lfg. 1—12) richtig betrieben. Es ist nur zu verwundern, daß man nicht früher auf den Gedanken gekommen, die Kunstgeschichte in der Weise zu popularisiren, daß aus allen großen Epochen der Kunst die Hauptwerke vorgeführt werden und daß nicht mehr, aber auch nicht weniger erklärender Text geboten wird, als nöthig ist, um den Empfänglichen auf den rechten Weg zu führen. Es scheint nicht schwer zu sein, aus der Unzahl Meisterwerke, welche im Verlaufe von 23 Jahrhunderten geschaffen worden sind, monatlich vierzehn auszuwählen; man hat ja Stoff für viele Jahre. Aber es gibt doch zwei große Schwierigkeiten dabei: erstens den embarras de richesse und zweitens die Frage: was ist ein Meisterwerk? Was interessirt allgemein und was gefällt nur dem oft genug in enge Theorieen verrannten Kunsthistoriker? Wo ist der Punkt, wo Laie und Kenner sich begegnen? Die Aufgabe, die die Redaction des Museums sich stellt, kann nur von Kunstgelehrten gelöst werden, aber bei der Lösung darf keine gelehrte Schrulle mitsprechen. Da kann nur der feine Tact und vollkommene Vorurtheilslosigkeit helfen; vor allem darf man nicht zu viel bieten wollen. Diesen Anforderungen entspricht bis jetzt keine der ähnlichen Unternehmungen so sehr wie die in Rede stehende. Obwohl viele Gelehrte und darunter einige unsrer größten, wie W. Bode, mitarbeiten, wird die Zeitschrift sehr vorurtheilslos geleitet; wir finden neben der Venus von Milo den Moses des Michelangelo und den Tanz von Carpeaux; neben den Malern der italienischen und deutschen Renaissance finden wir die Holländer des 17. Jahrhunderts und, was nicht hoch genug anzuschlagen ist, die Künstler unsrer Zeit. Wer Unbefangenheit des Urtheils erwerben kann, wird sie hier bekommen können; jahrhundertelang währt schon der Streit, wer den Vorzug verdiene, die Alten oder die Modernen, und wir, die Männer von heute, haben noch keine Antwort gefunden, die Frage ist nur noch complicirter geworden; für uns gibt es die „Alten" der Antike und die „Alten" der Renaissance; wir fragen solcher Gegenpartei gegenüber doppelt ängstlich — wie mir scheint, aber ganz überflüssigerweise —, „ob der Lebende Recht hat". Das Museum bringt genug Material, daß jeder sich selbst in dieser wichtigen Frage Rechenschaft geben kann. Trotz solcher innerer Vorzüge würde Referent nicht wagen diese Zeitschrift zu empfehlen, wenn nicht die Reproduction der Kunstwerke gut wäre; denn es genügt nicht, daß eine gute Wahl getroffen werde, das einmal Gewählte muß auch entsprechend wiedergegeben werden. Von einer Reproduction darf man dreierlei verlangen, sie muß hinlänglich groß sein, sie muß deutlich gedruckt sein und sie muß so getreu als nur möglich sein. Diesen Bedingungen kommt trotz des erstaunlich billigen Preises das Museum in völlig genügender Weise nach. Werke von beträchtlicher Größe gibt es auf Doppeltafeln, z. B. den David des Michelangelo, aber die himmlische und irdische Liebe des Tizian. Derartige Reproductionen sind mehr als ein Ersatz für eine Beschreibung des Bildes; sie geben einen guten Begriff von dem Werke selbst. Eine sehr willkommene Zuthat sind die kurzen Bemerkungen, von denen jede Tafel begleitet ist; die Geschichte des Kunstwerkes und seine Stellung im Schaffen des Meisters wird knapp und gut gegeben, so daß auch der Historiker diese kurzen Skizzen oft mit Interesse lesen wird. So bietet das Museum den Vortheil, daß man sich auf billige Weise einen Ersatz für kostspielige und darum meist unvollständige Photographiensammlungen verschaffen kann; außerdem liegen jedem Nummer vier Seiten Text bei, mit kunsthistorischen und leider Gottes noch ästhetischen Aufsätzen. Sie sind meist interessant, oft gut, mitunter aber auch schlecht, wie das freilich nicht zu vermeiden ist. Höchst interessant ist der Artikel von dem berühmten Kunstgelehrten Reinle v. Strobanitz über den Kopf von Pergamon; der Verfasser bringt neue Ansichten über die griechische Kunst, die den classischen Philologen die Haare sträuben werden und die vielleicht etwas zu weit gehen, aber eben doch verdienen, ausgesprochen zu werden, denn sie sind voll modernen Empfindens. Er gibt dem Kopf von Pergamon den Vorzug vor dem der Venus von Milo, weil der erstere ein originales, individuelles Kunstwerk, der letztere aber gar handwerksmäßig ausgeführt sei. In der That kann man einen solchen Unterschied zwischen den beiden Sculpturen machen; trotzdem glaube ich, daß in der Venus (?) von Milo mehr künstlerischer Geist steckt, als in dem brillanten Kopf von Pergamon. Andere Aufsätze, wie der von Dr. A. Schmid über die Madonnen Holbeins, sind nicht besser, als die Uebungen in den kunsthistorischen Seminarien zu sein pflegen, und man würde sie ohne Schmerz vermissen.

Eine künstlerische Erinnerung zu Max Zengers „Gluck, sein Leben und Schaffen". Diese erfreuende eindringliche, geistvolle Würdigung des großen Tondichters dürfte in ihrer biographischen Einleitung nicht unwesentlich durch die Mittheilung ergänzt werden, daß auch in Glucks Geburtsort Weidenwang in der Oberpfalz Anfang der siebziger Jahre ein Denkmal errichtet wurde. Eine Kniefallbüste des Meisters in Erz auf einem Sockel von Granit, der mit einer Lyra von Lorbeeren umwunden, gleichfalls in Erz, geziert ist. Um dessen Zustandekommen, durch Sammlung freiwilliger Beiträge, hat sich der frühere Bezirksamtmann von Beilngries, sowie der Pfarrer von Weidenwang verdient gemacht. Beiden Männern ist es auch zu danken, daß Geburtshaus Glucks ermittelt und unzweifelhaft festgestellt zu haben, so daß mit dem Denkmal gleichzeitig eine von mir eingefügte marmorne Gedenktafel in dem Geburtshaus enthüllt werden konnte. Es ist ein kleines, einstöckiges, zweifensteriges Haus, dessen Name als „Jägerhäusl" sich im Dorfe forterhalten hat. Glucks Vater war da so etwas wie Waldaufseher, Jägergehülfe, mit sehr karger Einnahme. Durch Vermittlung einer Oberpfälzer Adelsfamilie wurde er dann herrschaftlicher Jäger auf einem größeren Herrschaftssitz in Böhmen, wo er ein besseres Fortkommen fand. Als er dahin mit seinem Sohne Christoph Gluck auswanderte, war dieser sechs oder sieben Jahre alt.

Daß die Errichtung dieses Denkmals, sowie die Einfügung der Gedenktafel am Geburtshaus, in den größeren musikalischen Kreisen der Hauptstadt fast unbekannt blieb, ist wohl dem Umstande beizumessen, daß das kleine Comité, welches die Sache so flotte brachte, ziemlich ohne Fühlung mit jenen Kreisen blieb und der kleine einsame Ort Weidenwang abseits von Verkehrsstraßen liegt. Das Pfarrdorf Weidenwang ist ziemlich mühsam in beiläufig vier Stunden von Beilngries aus zu erreichen. Ein halbstündiger Feldweg, der von der Landstraße abzweigt, führt hierauf in das etwas entlegene Dorf von mäßiger Häuser- und Einwohnerzahl. Es liegt zwischen hügeligem Gelände, ist von Wiesen und Aeckern mit einzelnen Baumgruppen umgeben und noch Westen von einem flach ansteigenden Waldsaum begrenzt. Die Enthüllungsfeier, wenn auch in bescheidenen Grenzen, trug doch einen würdigen Charakter, da die Liedertafel von Eichstädt den musikalischen Theil mit Gluck'schen Gesängen ganz geschickt ausübte. Des Nachmittags vergnügte sich die ländliche Jugend im Feiertagsgewande auf der geschmückten Festwiese. Das „Jägerhäusl" war von der Turnjugend mit Tannengrün und Feldblumen sinnig herausgeputzt.

Nicht ohne tiefen Eindruck verließ man das kleine unscheinbare Haus, in dem der berühmte Mann das Licht der Welt erblickte, dessen Genius sich gleichsam mit kühnem Adlerflug in das idealste Gebiet der Künste aufgeschwungen und im Reiche der Töne reformatorisch gewirkt hat. Ein reformatorischer Meister, der es wagen durfte, bei seinem Pariser künstlerischen Kampf mit Piccini, einen öffentlichen Brief mit dem Satze zu schließen: ich werde den lieben

Gott bitten, daß er der guten Stadt Paris ihren gesunden Menschenverstand wiedergibt! In der armen Hütte des einsamen kleinen Dorfes geboren, aus wechselvollem Ringen und Kämpfen zum schöpferreichen Tonkünstler emporgewachsen — ein echtes Genie aus dem Volke —, hat Christoph Gluck sein Endziel dann in der glänzenden Kaiserstadt Wien erreicht und dort auch seine Ruhestätte gefunden. Ueber diesen leuchten goldene Worte, die in ihrer einfachen Größe und classischen Kürze weihevoll für alle Zeiten sein Grab schmücken, wie nicht minder sein Leben und Schaffen volltönig würdigen. Sie lauten:

„Hier ruht der Ritter von Gluck,
Der Tonkunst edler Meister."

Anfang September 1896. Konrad Knall.

* In der bei Oberstammheim im Canton Zürich auf anmuthiger Höhe liegenden Gallus-Capelle, die heute noch als Filialkirche benützt wird, haben die Pfarrer Fahsner von Stammheim und Dr. Robert Durrer von Stans, wie die „N. Z. Ztg." meldet, vor einigen Tagen eine ausgedehnte Reihe mittelalterlicher Wandmalereien entdeckt und unter thätiger Mithülfe von Hrn. Burckh. v. Orelli auf Girsberg bloßgelegt. Es trat an der Südwand der Capelle eine ganz bemerkenswerthe, trotz theilweiser Zerhackung vollkommen erkennbare Bilderfolge zu Tage, welche nach Stil und Technik, wie auch nach der Tracht von Kriegern und Leuten aus dem Volk die größte Aehnlichkeit mit den Bildern des Codex Manesse und der St. Galler Handschrift des Rudolf von Ems aufweist. Die Bilderreihe, in drei durch Zierbänder getrennten Streifen übereinander angeordnet, ist eine förmliche Biblia pauperum, sie beginnt mit der Weltschöpfung und endet mit der Begegnung Christi und der Maria am Ostermorgen. Die Bilder sind auf weißem Grund mit schwarz, roth, gelb und braunen Tönen kräftig gemalt, im Stile der völlig entwickelten Gothik, blau findet sich nur am Gewande Gott Vaters und Christi. Sie tragen ein weit alterthümlicheres Gepräge, als die aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammenden Bilderfolgen von Oberwinterthur und Kappel, dürften zwischen 1300 und 1340 entstanden sein und gehören jedenfalls zu den ältesten gothischen Wandmalereien der Schweiz, sind also für unsre Kunstgeschichte von hohem Werth.

* Der Viezigtonnen-Meteorit, welchen Lieutenant Peary im vorigen Jahre in Grönland entdeckt hat und der von allen bisher aufgefundenen der größte, ein wirklicher kleiner Planet ist, soll nunmehr, wie der „Prometheus" meldet, durch eine von der Akademie der Wissenschaften in Philadelphia ausgerüstete und dem Entdecker unterstellte Expedition eingeholt werden. Nach den Preisen, welche für Stücke des letztgefallenen Meteoriten von Leoves in Belgien (13. April 1896) gezahlt wurden, könnte dieser Klumpen, dem „Kosmos" zufolge, einen Ertrag von 60 Millionen Francs erzielen.

* **Heidelberg.** Der ausgezeichnete Nationalökonom, Geh. Rath Knies, beabsichtigt, sein Professorenamt niederzulegen, und hat bereits ein entsprechendes Gesuch an die Regierung eingereicht; Geh. Rath Knies zählt 75 Jahre.

* **Freiburg i. Br.** Prof. Dr. H. Rickert, der einen Ruf nach Rostock erhalten hat, wird nun doch hier verbleiben. Es ist ihm die durch die Uebersiedlung Riehls nach Kiel erledigte ordentliche Professur der Philosophie angeboten worden, und er hat sich dem Vernehmen nach zu ihrer Annahme bereit erklärt. — Die Ernennung Dr. A. Knoke's, bisher Professor in Marburg, zum Ordinarius für neuere Geschichte an der hiesigen Universität ist nun vollzogen.

* **Wien.** Bei der philosophischen Facultät wurde Dr. Anton Pelikan als Privatdocent für Mineralogie zugelassen.

* **Zürich.** Auf den erledigten Lehrstuhl für Mathematik an der hiesigen Universität wurde vom Studienrath der Prof. A. W. Witkowski in Königsberg gewählt.

* **Paris.** Der Akademiker Anatole France, welcher in der Akademie die Lobrede auf seinen Vorgänger Lesseps halten muß, treibt die Gewissenhaftigkeit so weit, eine Reise nach dem Suez-Canal zu unternehmen, um über die Verdienste des „großen Franzosen" vollständig orientirt zu sein. Um zu dem Lichtbild auch den nöthigen Schatten zu fügen, sollte France eigentlich auch nach Panama reisen, wo der „große Franzose" zum kläglichen Speculanten geworden ist. — Für die kommende „literarische Saison" werden schon zahlreiche interessante Veröffentlichungen angekündigt, darunter im Memoirenfach ein letzter Band von Jules Simon und ein Theil des bisher unbekannt gebliebenen Briefwechsels von Prosper Mérimée, sowie die neulich in der „Revue de Paris" erschienenen „Erinnerungen" des Malers Munkacsy. Neue Romane stehen von Alphonse Daudet und seinem Sohne Léon Daudet („Suzanne") in Aussicht; die des Vaters tragen die Titel „Soutien de Famille", „Le Trésor d'Arlatan", und „Les Mères". Der schwerverständliche Dichter Stéphane Mallarmé scheint seinen Fall zu würdigen, denn sein nächster Band wird „Divagations" heißen. Der belgische Vicomte Spoelberch de Lavenjoul setzt seine Balzac-Forschungen fort; der Akademiker François Coppée verspricht ein Gedicht „Le Coupable" u. s. w.

* **Moskau.** Bekanntlich hat der oft genannte Klinker Zacharjin infolge eines Conflicts mit den Studenten den Entschluß gefaßt, sein Lehramt zu verlassen. Zacharjin hat nun die gewünschte Entlassung von der Moskauer Universität erhalten. — Die berühmte Moskauer historische Waffenkammer bereichert sich demnächst um ein werthvolles historisches Stück — einen Degen des Schwedenkönigs Karls XII. Nach der Schlacht bei Poltawa floh Karl XII. bekanntlich nach dem Süden ins türkische Lager, in der Hoffnung, die Türken zu einem energischen Angriff auf Peter den Großen zu bewegen. In Bendery bekam der abenteuerliche König jedoch einen plötzlichen Wuthanfall, wobei er den Degen zog und wild um sich zu hauen begann. Man mußte ihn entwaffnen und der Degen (ohne Scheide) blieb in Bendery in türkischen Händen. Der Pascha von Bendery schenkte nun diesen Degen dem russischen Gouverneur in Jsmail, General Tutschkow, mit dem er in freundschaftlichen Beziehungen stand, und Tutschkow übergab das seltene Stück 1822 einem anderen russischen General, der noch längerem Dienst in Jsmail nach Petersburg zog. Seit jener Zeit befand sich der Degen Karls XII. in dem Besitz der Familie dieses Generals. Seine Tochter, eine Matrone von 78 Jahren, brachte das kostbare Stück vor kurzem dem Kaiser zum Geschenke dar, und dieser befahl, es der Moskauer Waffenkammer einzuverleiben. Dieser historische Degen hat alle Merkmale der Echtheit. Unter anderem ist auf der Klinge in goldenen Lettern Carolus XII. eingraviert. Der Degen ist nach Paris gesandt worden, wo ihn die ersten Kenner und Autoritäten als echt anerkannten; das Pariser Artillerie-Museum bot für das seltene Stück eine hohe Summe, der Handel kam jedoch nicht zu stande, weil die Besitzerin des Degens diese historische Rarität nicht in fremden Händen lassen wollte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 3. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. O. Boedenbender: Der Name Maria. Geschichte der Deutung desselben. Dr. P. Schanz: Das Alter des Menschengeschlechts nach der hl. Schrift, der Völkergeschichte und der Vorgeschichte. Dr. J. Belser: Die Selbstvertheidigung des hl. Paulus im Galaterbriefe. Dr. Franz Leitner: Die prophetische Inspiration. Biblisch-patristische Studie. (Biblische Studien. Unter Mitwirkung von Dr. W. Zell u. a. herausgegeben von Dr. O. Bardenhewer. 1. Bd. Heft 1—4/5.) Freiburg i. B., Herder 1896. — Kalender des Berliner Thierschutz-Vereins für 1897. Hggb. von H. Beringer. Berlin, Deutscher Verlag. — Lesebüchlein des Berliner Thierschutz-Vereins. Hggb. von H. Beringer. Ebd. — Dr. Robert Goldschmit: Die politischen Errungenschaften Badens unter der Regierung Großherzog Friedrichs. Festschrift. Karlsruhe, Macklot 1896. — Der Jubiläumsfestzug in Karlsruhe zum 70. Geburtstag des Großherzogs Friedrich von Baden nach dem Project von Prof. Hermann Götz. Karlsruhe, A. Bielefeld 1896. — *Les massacres d'Arménie.* Témoignages des victimes. Préface de G. Clemenceau. Paris, Mercure de France 1896. — Dr. G. Meyer: Erörterungen über die Grundzüge einer Strafgerichtsordnung für das deutsche Heer. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — Hildebrandt: Handadreßbuch für Grossisten, Exporteure und Commissionäre der Eisenwaarenbranche für 1896/97. Berlin, Otto Elsner. — Dr. Paul Börners Reichs-Medicinal-Kalender für 1897. Hggb. von Dr. Eulenburg und Dr. Jul. Schwalbe. Ausg. A. Leipzig, Georg Thieme 1896. — Vierteljahrshefte des Vereins bildender Künstler Oesterreichs. 1896. 4. Heft. Dresden, E. Arnold. — Ferdinand Luthmer: Werkbuch des Decorateurs. Darstellung der gesammten Innendecoration und des Festschmuckes in Theorie und Praxis. Mit Illustrationen und Einzelbeilagen. 2. u. 3. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union. — Die Postwerthzeichen-Kunde. Redaction und Verlag von A. Larisch in München. 1896. 8. (August) Nummer.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 7. September. Nummer 207.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Generalbericht des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. I. Von Dr. E. Münsterberg. — Ständlin und Schiller. Von Rudolf Krauß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Generalbericht des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Von Dr. E. Münsterberg in Berlin.

I.

Will man die Literatur über das Armenwesen seit den letzten hundert Jahren mit kurzen Worten kennzeichnen, so darf man aussprechen, daß sie am Ende des vorigen und Anfang dirses Jahrhunderts von „humanitären" Ideen getragen wird, daß in den Jahren 1820 bis 1870 die „wirthschaftspolitischen" Gesichtspunkte überwiegen, während seit Beginn der siebziger Jahre der „socialpolitische" Geist vorherrscht. In jener ersten Periode wollte man vor allem den Bedürftigen helfen. Noch herrschte kein Streit über Heimath und Unterstützungswohnsitz; unterschieden wurde nur zwischen freiwilliger und gesetzlicher Armenpflege; letztere umfaßte alles, was aus anderen Quellen, als aus den Gaben freier Barmherzigkeit floß.

Mit dem Erstarken der Gewalten der Einzelstaalen erwacht der Gegensatz von Staats- und Gemeindeangehörigkeit; die Nothwendigkeit öffentlicher Armenpflege wird anerkannt; ihre Uebung soll aber auf diejenigen beschränkt bleiben, die dem Staate oder der Gemeinde nach gewissen öffentlich-rechtlichen Gesichtspunkten angehören. Das Bemühen, Bedürftige von sich ab- und dem benachbarten Staats- oder Gemeindewesen zuzuschieben, bietet lange Jahre hindurch ein unerquickliches Schauspiel in deutschen Landen. Nachdem man die daraus erwachsenen Uebelstände schon durch den Gothaer und Eisenacher Vertrag zu mildern gesucht, führt die Gründung des Norddeutschen Bundes und danach des Deutschen Reiches dazu, für alle Deutsche ein gemeinschaftliches Indigenat zu schaffen und auszusprechen, daß jeder bedürftige Deutsche in jedem Staate nach denselben Grundsätzen wie die eigenen Angehörigen dieses Staates zu behandeln seien.

Selbstverständlich ist der Gesetzgebung und der Literatur dieser Jahre die Rücksicht auf das sociale Gedeihen der Bevölkerung nicht fremd; aber erst die vom Beginn der siebziger Jahre an erwachte socialpolitische Bewegung führt dazu, mit Schärfe und Klarheit zu betonen, daß weder das Helfen aus humanitären Gründen, noch die armenpflegerische Fürsorge für alle Deutsche nach gleichen Grundsätzen das wichtigste sei, sondern daß es vor allem darauf ankomme, das Helfen selbst überflüssig zu machen, m. a. W. der Armuth vorzubeugen. Das Vorbeugen hat eine doppelte Bedeutung: es gilt einerseits, durch Maßregeln der Wirthschaftspolitik und der Wohlfahrtspflege die Entstehung der Armuth zu verhindern, und zweitens in allen Fällen, in denen die Möglichkeit eigenen Erwerbes aufgehört hat, dem Betroffenen einen Rechtsanspruch auf feste Bezüge statt des Unterhaltes aus Mitteln der öffentlichen Armenpflege zu gewähren.

Diese socialpolitische Bewegung mußte von selbst zu einer Vertiefung in der Betrachtung der Armenpflege führen und auch die Verwalter des Armenwesens daran mahnen, daß sie nicht gut daran thun, nur, wie es in dem Gesetz heißt, dem Bedürftigen das Unentbehrliche an Nahrung, Kleidung und Obdach zu gewähren, sondern daß ihre wichtigere und würdigere Aufgabe sein muß, entweder zu verhüten, daß eine derartige Bedürftigkeit eintrete, oder wenn sie eingetreten, dahin zu wirken, daß ihre Folgen thunlichst schnell wieder beseitigt werden. Diese Erkenntniß begann allgemein zu wachsen; man richtete seine Aufmerksamkeit, zum Theil an entsprechende Vorgänge im Auslande anschließend, auf die inneren Uebel, an denen das Volk krankte, und versuchte, Maßregeln zu finden, diesem Uebel von innen entgegenzuwirken. Zugleich mit der im engeren Sinne socialpolitischen Richtung machen sich eine große Zahl positiver Bestrebungen auf dem Gebiete der allgemeinen Volkswohlfahrt geltend. Die Mäßigkeitsbewegung kommt in Fluß, die Bewegung für Gesundheitspflege und Hygiene, für Fortbildung und Erziehung u. s. w. Diese Bestrebungen werden in Vereinigungen gleichgesinnter Männer und Frauen zusammengefaßt, um durch Wort und Schrift für sie zu wirken, in Wanderversammlungen auf die Schäden hinzuweisen und die Heilmittel zu besprechen, Beispiel und Anregung für die praktische Durchführung nützlicher Einrichtungen zu geben.

Unter diesen Verhältnissen entstand der Plan, auch die Fragen der Armenpflege und Wohlthätigkeit, sowohl nach der Seite der Gesetzgebung als auch der praktischen Ausführung, genauerer Prüfung zu unterziehen, die widerstreitenden Meinungen aufzuklären, je nach dem Ergebniß der Besprechungen auf die Gesetzgebung einzuwirken, eine auf Vorbeugung gerichtete Wohlthätigkeit zu befürworten, und nicht zum letzten, auch auf diesem Gebiete ein alle Glieder des Reiches umschließendes Band zu knüpfen.

Eine 1879 erschienene Schrift des früheren Leiters der gothaischen Armenpflege, Senator Doell, „Die Reform der Armenpflege", gab dem allgemein in Sachverständigenkreisen empfundenen Bedürfniß Ausdruck und regte zu weiterer Erörterung der Angelegenheit an. Ihm schloß sich der Schriftsteller Lammers an, der seit kurzem in der von ihm gegründeten gemeinnützigen Wochenschrift „Nordwest" Fragen der Gemeinnützigkeit mit glücklicher Hand publiristisch bearbeitete; ihm folgte eine Anzahl von Mitgliedern des Deutschen Vereins für Volksbildung, darunter Oberbürgermeister Georgi (Leipzig), Reichstagsabgeordneter Kalle (Wiesbaden), Landtagsabgeordneter Seyffart (Crefeld) und andere, welche bei Gelegenheit der Generalversammlung jenes Vereins die Angelegenheit beriethen und wechselseitiges Einverständniß über die Wichtigkeit der Anregung erzielten. Man verständigte sich dahin, daß eine durch öffentliche Stellung und Vertrautheit mit dem Gegenstande

ausgezeichnete Persönlichkeit zu ersuchen sei, die Angelegenheit weiter zu betreiben und die vorläufige Leitung der beabsichtigten Gründung zu übernehmen. Eine solche Persönlichkeit war der damalige Stadtverordnetenvorsteher von Berlin, Dr. Straßmann, der sich zugleich als langjähriger Vorsitzender des Vereins gegen Verarmung des Rufes großer Sachkunde auf dem Gebiete des Armenwesens erfreute. Straßmann erklärte sich bereit, in dem angedeuteten Sinne vorzugehen, und traf in Verbindung mit Lammers und Doell die weiteren Vorbereitungen für die Verwirklichung des Doell'schen Gedankens. Doch wurde nicht sogleich die Gründung eines Vereins beschlossen, sondern vielmehr nur die Berufung einer Conferenz behufs gemeinsamer Besprechung der das Armenwesen betreffenden Angelegenheiten ins Auge gefaßt. Diese Conferenz, beschickt von einer Reihe besonders geladener Sachverständiger, fand im November 1880 im Berliner Rathhause statt, feierlich begrüßt von dem damaligen Oberbürgermeister v. Forckenbeck. Man trat sogleich in medias res ein, sprach über Maßregeln zur Unterdrückung der Bettelei, über Organisation der freiwilligen Wohlthätigkeit in Verbindung mit der gesetzlichen Armenpflege, über Erleichterung des Verkehrs der Armenverbände unter einander u. a. m. In der Einladung war der Charakter dieser Besprechungen, die zum Theil durch kurze mündliche Berichte vorbereitet waren, dahin ausgedrückt, daß es nicht sowohl darauf ankommen werde, positive Beschlüsse in Bezug auf die Verfassung und Verwaltung des Armenwesens herbeizuführen, als vielmehr darauf, die im Vordergrund stehenden Fragen durch die Discussion zu klären und zugleich den Grund zu legen zu einem gedeihlichen Zusammenwirken für die Zukunft. Am Schluß der Verhandlungen erörterte man sodann die Fragen dieses weiteren Zusammenwirkens. Böhmert, einer der verdienstvollsten Arbeiter auf diesem Gebiete, der auch für die Conferenz einen Vorbericht über die Frage erstattete, betonte namentlich, wie wünschenswerth es sei, alle nationalen Kräfte zusammenzufassen und für nützliche Einrichtungen auf dem Gebiete der Armenpflege und Wohlthätigkeit, wie insbesondere auch für das Elberfelder System Propaganda zu machen. Der andere Berichterstatter, Stadtrath Ludwig Wolf, richtete das Augenmerk hauptsächlich auf die Mitwirkung der an der Armenpflege betheiligten Gemeinden, während Lammers ganz allgemein auf den Werth öffentlicher, vor aller Welt sichtbarer Arbeit auf diesen Gebieten hinwies. Die Conferenz stimmte den Anträgen der Berichterstatter zu und beschloß, zunächst eine Commission mit der Vorbereitung weiterer Beschlüsse zu betrauen, zu der Mitglieder von Communen, Communalverbänden und Wohlthätigkeitsvereinen hinzugezogen werden sollten.

In der nächstjährigen Conferenz, die wiederum in Berlin stattfand und in der man wiederum zunächst eine Reihe fachlicher Fragen besprach, legte die Commission einen Statutenentwurf vor, der sich durch Kürze und Prägnanz auszeichnete. Seine Hauptbestimmung lautet: „Zweck des Vereins ist: Zusammenfassung der zerstreuten Reformbestrebungen, welche auf dem Gebiete der Armenpflege und Wohlthätigkeit hervortreten, und fortgesetzte, gegenseitige Aufklärung der auf diesem Gebiete thätigen Personen. Hiezu dient als wesentliches Mittel die regelmäßig in jedem Jahre wiederkehrende öffentliche Versammlung der Vereinsmitglieder." Nach kurzer Debatte wurde der Entwurf angenommen und vom Vorsitzenden die Erklärung abgegeben, daß der Verein nunmehr constituirt sei. So war der Rahmen gegeben, innerhalb dessen sich der Verein bewegen und weiter entwickeln sollte und innerhalb dessen, wie eine nunmehr 15jährige Erfahrung gezeigt hat, er sich auch thatsächlich bewegen und entwickeln konnte.

Zu der 16. Jahresversammlung, die für die letzte Septemberwoche nach Straßburg i. E. einberufen ist, legt der Verein seinen Mitgliedern einen Generalbericht vor, in welchem er über die Entstehung und Wirksamkeit des Vereins, vor allem aber über den Inhalt der während der 15 Jahre seines Bestehens erstatteten Berichte und der darüber geführten Verhandlungen berichtet. Seit langem war nicht nur von den Mitgliedern des Vereins, sondern auch von allen Freunden der Sache das Bedürfniß empfunden worden, über diese den verschiedensten Gebieten des Armenwesens, der Wohlthätigkeit und der Wohlfahrtspflege angehörenden Berichte und Verhandlungen einen zusammenfassenden Ueberblick zu gewinnen, das mannichfach Zerstreute an einer Stelle gesammelt zu sehen. Diesem Bedürfniß sucht der vorliegende, von dem Vorstandsmitglied Dr. Münsterberg erstattete Bericht zu genügen. Der Generalbericht will, wie es in dem Vorwort heißt, einen Wegweiser für diejenigen herstellen, welche die Arbeiten des Vereins zu benutzen wünschen. Dieser Theil des Berichts nimmt etwa zwei Drittel des Raumes ein. Außerdem ist ein chronologisches Register der Schriften des Vereins unter Angabe der Berichterstatter und ein alphabetisches Verzeichniß der Berichterstatter unter Angabe der von ihnen erstatteten Berichte beigefügt. Den Schluß bildet ein alphabetisch-lexikalisches Register zu den Vereinsschriften, welches die Benutzung der zahlreichen Berichte und Verhandlungen wesentlich erleichtert.

Im ganzen sind 66 Hauptberichterstatter und 71 Berichtsgegenstände genannt. Doch ist, wie an verschiedenen Stellen hervorgehoben wird, damit die Zahl weder der Berichte, noch der Berichterstatter erschöpft, da fast alle Berichte des Vereins auf umfassenden Erhebungen und Berichten beruhen, die durch Umfragen bei den verschiedensten Verwaltungen und Sachverständigen gewonnen worden sind. In diesem Sinne sind eine Reihe von Berichten, so namentlich der von Reitzenstein, über die Reform der ländlichen Armenpflege, der von Münsterberg über das Landarmenwesen und vor allem das Werk von Böhmert: „das Armenwesen in 77 deutschen Städten," zu umfangreichen, den Gegenstand nach allen Richtungen erschöpfenden Monographien geworden. Aber auch die Verhandlungen in den Jahresversammlungen sind vielfach tief gründlich und fügen dem, was der Berichterstatter theoretisch verarbeitet hat, eine Fülle praktischer Erfahrungen und Gesichtspunkte hinzu. Ueberhaupt darf als charakteristisch gerade für den Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit ausgesprochen werden, daß es sich fast in keinem Falle um rein theoretische Auseinandersetzungen handelt, sondern daß durchweg die praktische Seite der Fragen in gleichem, wenn nicht in höherem Maße berücksichtigt wird. Immer sind es Männer, die, durch langjähriges Studium mit den Fragen vertraut, in der lebendigen Praxis stehen und vor uferlosen und unausführbaren Plänen dadurch bewahrt werden, daß sie die Mäßigung besitzen, welche die Praxis dem Verwaltungsbeamten gewissermaßen anerzieht.

In Berlin hat der Verein seit 1881 nicht wieder getagt, sondern ist nach Norden und Süden, nach Westen und Osten gewandert, wenn auch central gelegene Punkte, wie Frankfurt, Leipzig, Kassel, bevorzugt wurden und der Westen häufiger aufgesucht wurde als der Osten. Doch hat die Theilnahme aus keinem Theile des Reiches ganz gefehlt; daß Bayern und Elsaß-Lothringen verhältnißmäßig schwächer vertreten sind, liegt daran, daß im Beginn der Vereinigung noch die Frage der Armengesetzgebung die Gemüther bewegte und gerade hierin die genannten Länder von der allgemeinen Reichsgesetzgebung abwichen. Gegenwärtig sind 182 Städte, d. h. fast ausnahmslos alle Städte über 20,000 Einwohner, aber auch eine ganze Anzahl kleinerer Gemeinden, 74 Corporationen und Vereine und

Digitized by Google

169 Privatpersonen Mitglieder des Vereins. An der Spitze des Vereins steht ein Centralausschuß, der seinerseits einen Vorstand von 5 Mitgliedern mit der Geschäftsleitung betraut. Mitglieder des Ausschusses sind von Anfang an Männer gewesen, die seit langem im öffentlichen Leben an gemeinnützigen Aufgaben durch Wort und Schrift theilgenommen und sich sowohl als Freunde der Sache wie als gute Kenner dieser Angelegenheiten bewährt haben. Von seiten der Gemeinden und Corporationen nimmt regelmäßig der Vorsitzende der Armenverwaltung, häufig auch der erste Leiter der Stadt an den Jahresversammlungen theil. Das gleiche gilt von Wohlthätigkeitsvereinen, deren Arbeiten, wie beispielsweise bei dem Vaterländischen Frauenverein, dem Centralverein für Wohlthätigkeit in Württemberg, dem Centralausschuß für innere Mission u. a. m., für gewisse Arbeitsgebiete von entscheidender Bedeutung sind. Selbstverständlich ist durch Anführung der Mitglieder des Vereins nur der kleinste Theil derjenigen bezeichnet, die an den Arbeiten des Vereins Interesse nehmen und unmittelbar oder mittelbar durch sie zu wissenschaftlicher oder praktischer Thätigkeit angeregt werden. Abgesehen von der Kenntnißnahme der Berichte und Verhandlungen durch die Tagespresse sind die Arbeiten des Vereins Gegenstand fortdauernder Beachtung in den parlamentarischen und städtischen Vertretungen, in den staatlichen Aufsichtsinstanzen und den communalen Verwaltungskörpern; aber auch in der Wissenschaft wird den Arbeiten ein Rang eingeräumt, der ihnen eine über den Tag hinausgehende Bedeutung gewährleistet. Welchen Einfluß speciell die Vereinsverhandlungen auf die Armengesetzgebung geübt haben, konnte man aus der Berathung der Novelle zum Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und dem preußischen Gesetz ersehen, welches eine anderweitige Betheiligung der Provincialverbände an den Armenlasten ordnete. Hier sind fast durchweg die Gesichtspunkte zur Geltung gebracht, welche der Verein zu den seinigen gemacht hatte. Das gleiche gilt von der umfangreichen Reichsstatistik des Jahres 1885, welche sich direct auf die von dem Verein begonnenen Versuche einer Armenstatistik zurückführen läßt.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über den Einfluß, welchen die Arbeiten des Vereins mittelbar und unmittelbar auf die Praxis der Armenverwaltungen geübt haben, ein Punkt, über den sich auf Wunsch des Vereinsvorstandes die corporativen Mitglieder des Vereins ausgesprochen haben. Kann zwar nicht in allen Fällen von bestimmt nachweisbaren Einflüssen gesprochen werden, so wird doch von fast allen Seiten angegeben, daß die Arbeiten mit lebhaftem Interesse verfolgt werden und auch da, wo eine unmittelbare praktische Folge sich nicht nachweisen lasse, der mittelbaren Anregung und Belehrung viel zu danken sei. Namentlich wird auch der Anregung gedacht, welche der Verein durch seine Versammlungen in die Reihe der an dem Ort der Tagung lebenden Organe der öffentlichen und privaten Armenpflege getragen hat. Durch die persönliche Berührung wird ein Austausch der Meinungen ermöglicht, wie er sonst nur sehr schwer zu erreichen ist. Sie wirkt aber auch in der Richtung, daß sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen deutschen Bundesgebiete stärkt und mit zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen ihnen beiträgt. Das gleiche darf auch, um diesen Punkt schließlich noch zu erwähnen, von der Versöhnung politischer und confessioneller Verschiedenheiten gesagt werden; ist es auch zum nicht geringen Theile der umsichtigen und tactvollen Leitung des Vorsitzenden zu danken, daß Verschiedenheiten dieser Art nie hervorgetreten sind, so darf doch hinzugefügt werden, daß wohl nichts so sehr dazu beigetragen hat, Gegensätze dieser Art von vornherein verschwinden zu lassen, als gerade die Thätigkeit dieses Vereins, der von Beginn an über den Parteien hat stehen und eine allen Richtungen nützliche, dem Dienste der Bedürftigen gewidmete Arbeit hat fördern wollen. Bei verschiedenen Gelegenheiten ist dies in den Vereinsverhandlungen zu lebhaft begrüßtem und wohlthuendem Ausdruck gekommen.

Ständlin und Schiller.

Von Rudolf Krauß.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die Schwaben in der deutschen Literatur wieder eine Rolle zu spielen. Lange genug hatten sie sich von andren Stämmen sagen lassen müssen, daß sie der geistigen Führerschaft, die sie in der Stauferzeit einst ausgeübt hatten, unwürdig geworden und in den schönen Wissenschaften völlig zurückgeblieben seien. In der Erkenntniß, daß dieser Vorwurf seine Berechtigung habe, lag der erste Schritt zur Besserung. Die beiden wackeren Freunde, Johann Ludwig Huber, der unbeugsame Patriot, und Eberhard v. Gemmingen, der vornehm denkende Staatsmann, waren die ersten im Herzogthum Württemberg, die nicht bloß mit Nachdruck auf das Darniederliegen der heimathlichen schönen Literatur hinwiesen, sondern ihr auch durch eigene poetische Leistungen aufzuhelfen suchten. Ihre bescheidenen Talente wurden bald durch zwei Schwaben, die nicht dem württembergischen Staatsverband angehörten, überflügelt: durch Wieland und Schubart, die das übrige Deutschland belehren sollten, daß die dem Stamme innewohnende Dichterkraft noch nicht erloschen sei. Aber auch in Altwürttemberg blieben die Beispiele Hubers und Gemmingens nicht ohne Nachwirkung. Die Landesuniversität mit ihrer einseitig theologisch humanistischen Richtung hatten diese mit gutem Grund für die herrschende Barbarei verantwortlich gemacht. Nun begann es sich auch dort zu regen. Die Studentenwelt wollte durch Thaten jene herbe Kritik widerlegen und „die Neckarmusen“ zu Ehren bringen. Zwar sahen die Tübinger Gewalthaber, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die deutsche Poesie etwas höchst Gemeinschädliches sei, übel dazu und bedrohten mit Bann und Karzer die jugendlichen Frevler wider den heiligen Geist. Alle Vergewaltigungen konnten indessen den Sieg der deutschen Poesie unter den Tübinger Studenten höchstens verzögern, nicht verhindern. Bald reckten hochstrebende Jünglinge, wie die früh verstorbenen Johann Jakob Thill und Gottlob David Hartmann kühn ihre Häupter empor. Es kam die Zeit, da man selbst in der Tübinger Klosterschule sich an Klopstock begeisterte, mit Werther schwärmte, für Rousseau glühte, und die dürren theologischen Pedanten waren nicht mehr stark genug, den allmächtigen neuen Geist zu überwinden. Eine stattliche Anzahl poetischer Talente wuchs im Lande heran, in Tübingen so gut wie in der Stuttgarter Karlsschule. Gotthold Friedrich Ständlin warf sich damals zum Anführer der dichtenden Jugend auf. In mehr als einer Hinsicht war er zu dieser Rolle wohl veranlagt. Nachdem er in Tübingen Rechtswissenschaft studirt und sich ein wenig in der Welt umgesehen hatte, lebte er im Hause seines Vaters, eines angesehenen Beamten in Stuttgart, anfangs ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Schon die poetischen Erstlinge des Gymnasiasten hatten lauten Beifall gefunden und ihm die Krönung mit dem Dichterlorbeer durch seinen Lehrer Balthasar Haug eingetragen. Als Einundzwanzigjähriger hatte er dann ein begeisterungstrunkenes und schwungvolles Lobgedicht auf Albrecht v. Haller in die Welt gesandt und dafür ein für jene Zeit ungewöhnlich hohes Honorar von seinem Verleger erhalten. Die Augen seiner Landsleute waren auf den Jüngling gerichtet, und Großes erwartete man von

Digitized by Google

ihm. Was Wunder, daß er auch selbst frühzeitig eine übertriebene Meinung von sich und seinem Genie bekam? Das hohe Ansehen, dessen er sich schon in so jungen Jahren erfreute, eignete ihn wohl zu der Hauptmannsstelle. Ueberdies hatte er eine eigene Art, die Jugend an sich zu ziehen und zur Pflege der Dichtkunst aufzumuntern. In seinem Wesen lag eine Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, die ihn den verschiedensten Richtungen gerecht werden ließ. Leicht entzündbar, war er für die widersprechendsten Eindrücke empfänglich. Als Dichter that er sich durch große Gewandtheit, sprachliche Ausdrucksfähigkeit und Reichthum an Empfindungen hervor. Aber seine Empfindungen blieben an der Oberfläche haften. Die Tiefe ging ihm ab und mehr noch die Eigenart: über glückliche Nachahmungen hat er es niemals hinausgebracht.

Ständlin gerieth nun auf den löblichen Gedanken, über die poetische Leistungsfähigkeit der Schwaben Heerschau abzuhalten, die poetische Jugend unter seinem Banner zusammenzuschaaren. Man sollte im übrigen Deutschland draußen erfahren, welche Fortschritte in den schönen Wissenschaften man seit den letzten dreißig Jahren im schwäbischen Winkel gemacht habe, was man dort jetzt zu leisten vermöge. Als passendste Form für diese Offenbarung erschien natürlich einer jener poetischen Kalender, die damals Deutschland zu überfluthen begonnen hatten. Im Jahr 1781 machte sich Ständlin an die Ausführung des großen Werkes, nachdem er in Johann Georg Cotta einen fähigen Verleger dafür gewonnen hatte. Er rief seinen Heerbann unter die Fahne, forderte aber auch manche, die nicht zu seiner Gefolgschaft zählten, zur Mitwirkung auf, falls sie etwa schon einen Namen hatten oder doch für talentvoll galten. So gerieth auch Friedrich Schiller unter die Mitarbeiter des Schwäbischen Musenalmanachs. Er lebte damals, Ende 1780 aus der Akademie entlassen, als Regimentsmedicus in Stuttgart. Daß er und Ständlin mit einander persönlich bekannt gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel; aber für ebenso sicher darf es gelten, daß ein eigentliches Freundschaftsverhältniß zwischen beiden niemals bestanden hat. Ständlin mochte sich hoch über Schiller stehend dünken, und er verfügte ja wirklich in Stuttgart damals über das größere literarische Ansehen. Ob nun Schiller von dem Herausgeber des Almanachs ausdrücklich zur Mitarbeiterschaft eingeladen worden war, oder aus freien Stücken, etwa durch Vermittlung eines gemeinsamen Freundes, Beiträge eingesandt hatte, muß dahingestellt bleiben. Im höchsten Grad aber unwahrscheinlich ist es, daß der junge Dichter, der auf eine Gelegenheit erpicht war, seine Lyrik vor das Publicum zu bringen, Ständlin nur mit dem einzigen Gedicht, das im Schwäbischen Almanach für 1782 wirklich gedruckt worden ist, nämlich mit der Entzückung an Laura, aufgewartet habe. Gewiß hatte Ständlin eine größere Anzahl von den Gedichten, die Schiller später in seiner Anthologie vereinigt hat, zur Verfügung;[1]) er begnügte sich aber, jene Ode an Laura auszuwählen. Andeutungen über die Gründe seines Handelns hat Ständlin selbst in einer poetischen Epistel „An Herrn Professor S(chott) in Erlang" gegeben, die im Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1783 (S. 180 ff.) enthalten ist. Er schildert darin mit glücklichem Humor die Leiden des Redacteurs. Es heißt unter anderem:

„Ich brech' ein zweites Sieget auf — und du!
Ein Odensturm — wie tobt er auf mich zu!
Gehäufter Unsinn überall
Und ungeheurer Wörterschwall —
Ha! welch ein Flug! — das tönt mir allzu lyrisch!
Mich dünkt, ich lese gar fidirisch!" u. s. w.

[1]) So vermuthet schon E. Boas, Schillers Jugendjahre, II, S. 105.

Diese ganze Stelle kann nur auf Schiller gehen; der zuletzt citirte Vers ist eine deutliche Anspielung auf die Vorrede zur Anthologie. Nun war allerdings zur Zeit jener Epistel Ständlin bereits mit Schiller überworfen, und die Farben sind deßhalb darin sehr dick aufgetragen. Dennoch ergibt sich daraus mit ziemlicher Sicherheit, daß Ständlin die Mehrzahl der Schiller'schen Beiträge zum ersten Jahrgang des Almanachs aus dem einfachen Grund zurückgewiesen hat, weil sie ihm nicht zusagten. Das war Geschmacksache. Ständlin hat sich blamirt, weil er das Blitzen des echten Genius nicht sofort erkannt hat, was übrigens vor ihm und nach ihm vielen wackeren Leuten begegnet sein soll. Gewiß aber ist er ohne böse Hintergedanken, nach bestem Wissen und Gewissen verfahren.

Schon vor diesem Vorfall muß Schiller nicht allzu gut auf Ständlin zu sprechen gewesen sein. Denn überall stand ihm dieser im Weg. Auf Ständlins Haupt häuften sich alle die Ehren, nach denen Schiller selbst brannte. Ständlin galt bei seinen Landsleuten als der Messias der schwäbischen Poesie, und Schiller, obschon nur ein Jahr jünger als der Nebenbuhler, hatte noch nichts zu bedeuten. Auch mochte es Schillers Stolz schwerlich behagen, wenn Conz ihn im März 1781 gutmüthig aufforderte, zum Ziel der Unsterblichkeit zu fliegen, wohin Ständlin schon vorangeflogen sei.[1]) Ja, in der Liebe sogar soll Ständlin Schillers bevorzugter Nebenbuhler gewesen sein.[2]) Daß Schiller nun vollends ergrimmte, als er die Lieblinge seiner Muse also mißachtet und zurückgestoßen sah, wer möchte ihm dies verargen? Und sein Groll muß sich noch gesteigert haben, da der Almanach nun wirklich erschien und er gewahrte, vor welchen Erzeugnissen die seinigen hatten zurückstehen müssen. Vielleicht sogar hatte sich Ständlin erkühnt, das einzige Stück Schillers, dem er Aufnahme gewährte, zu verstümmeln, um zwei Strophen zu beschneiden; denn in der Anthologie, worin (S. 88—41) die Entzückung an Laura unter dem Titel „Die seligen Augenblicke an Laura" wiederholt ist, lesen wir, neben anderen Aenderungen, das Stück um zwei Strophen erweitert. Natürlich muß die Möglichkeit offen gehalten werden, daß Schiller selbst die Vermehrung nachträglich hinzugefügt hat. Sollte aber die obige Vermuthung richtig sein, so kann man sich vorstellen, daß durch Ständlins Eigenmächtigkeit Schiller verstärkten Anlaß zur Erbitterung erhielt.

So entbrannte denn offene Fehde zwischen den beiden jungen Dichtern. Sie wurde durch eine Recension Schillers über Ständlins 1781 erschienene „Proben einer teutschen Aeneis, nebst lyrischen Gedichten" eingeleitet. Die Besprechung stand in Hangs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben. Zweites Stück" (Augsburg 1781) S. 455—467 und kam Ende September 1781, etwa gleichzeitig mit dem Schwäbischen Musenalmanach auf 1782, heraus. Es ist Weltrichs[3]) Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß dieser Artikel wirklich aus Schillers Feder geflossen ist. Er ging darin mit einer Mäßigung zu Werk, die seiner Unbefangenheit zur Ehre gereicht und überdies sehr klug war, weil sie den ausgesprochenen Tadel desto wirksamer gestaltete. Ständlins Talent wird voll anerkannt, daneben aber an seiner Virgilübersetzung wie an seiner Lyrik strenge Kritik geübt und dem Dichter im allgemeinen manche empfindliche Wahrheit gesagt. Besonders mußte die Schlußwendung treffen, daß Ständlin „gar zu sehr vom Gefühl seines eigenen Dichterwerths" überströme.

[1]) Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782. S. 172.

[2]) Vgl. Vodmer an Schinz im Goethe-Jahrbuch V S. 184; J. Minor, Schiller I S. 457—460; dagegen E. Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben S. 67 ff.

[3]) Friedrich Schiller I, S. 495 ff.

Wenn Schiller schon vorher von Stäudlin beleidigt war, so glaubte dieser in Folge der Schiller'schen Kritik nun auch Anlaß zu haben, jenem zu grollen, und der persönliche Bruch zwischen beiden wird im Herbst 1781 erfolgt sein.

Die frische Fehde mit Stäudlin ließ den lange schon von Schiller gehegten Wunsch, mit seinen lyrischen Gedichten hervorzutreten, zur That werden. Er setzte dem poetischen Kalender seines Gegners die „Anthologie auf das Jahr 1782" entgegen. Er wollte, wie sein Freund Scharffenstein es ausgedrückt hat,[1]) mit Stäudlin nicht rivalisiren, sondern ihn zermalmen. Mit dem Gewicht seines eigenen Könnens hat Schiller den Gegner, der im Vergleich zu ihm doch nur ein poetischer Zwerg war, allerdings zermalmt; aber was die Anthologie außer den Beiträgen des Herausgebers, die zum Glück überwogen, enthielt, stand entschieden unter dem Niveau der Durchschnittsgaben des Stäudlin'schen Almanachs. Wenn man also die beiden poetischen Blumenlesen als solche und als Proben schwäbischen Leistungsvermögens mit einander vergleicht, so gebührt der Stäudlin'schen immerhin der Vorzug, und Schiller hätte ohne Frage besser daran gethan, wenn er statt eines Almanachs sich mit einer Sammlung seiner lyrischen Gedichte begnügt hätte. Eine Fortsetzung des Unternehmens verbot sich schon darum, weil Schiller für einen zweiten Jahrgang nicht mehr genug Vorrath an eigenen Gedichten hatte. So verschwand die Anthologie bald sang- und klanglos vom Schauplatz, während der Schwäbische Musenalmanach, der durch sie hätte zermalmt werden sollen, noch manches Jahr fröhlich blühte, im Schoß des Cotta'schen Verlags auch materiell geborgen.

Wie die ganze Anthologie ein Schlag gegen Stäudlin und seinen Almanach sein sollte, so verfolgte sie auch in einzelnen Theilen diesen Zweck. So gleich im zweiten Vorwort, das, übrigens mit erzwungenem und frostigem Humor, die Vorrede des Schwäbischen Almanachs parodirt. Ferner in dem Eröffnungsgedicht „Die Journalisten und Minos" und in dem ebenfalls vom Herausgeber herrührenden derbwitzigen Stück „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon" (S. 72 ff). Auch das freilich ganz allgemein gehaltene und schwer verständliche Schiller'sche Epigramm „Grabschrift" (S. 53) ist vielleicht auf Stäudlin und seinen Anhang gemünzt.[2])

Stäudlin machte seinem Aerger über die Schiller'schen Angriffe in einem gar nicht üblen satirischen Gedicht „Das Kraftgenie" Luft, das er alsbald in seinen zu Anfang des Jahres 1782 veröffentlichten „Vermischten poetischen Stücken" bekannt gab. Es ist übrigens lustig mit anzusehen, wie sich die beiden Gegner in ihrer Polemik so ziemlich dasselbe vorwerfen: nämlich Genieſucht und übermäßiges Anspannen der Kräfte. „In seinen Gedichten gluht — rocht — wirbelt alles," sagt Schiller von Stäudlin in der Recension der Proben einer teutschen Aeneis; „es wirbelt, strudelt, donnert, braust," gibt dieser jenem in der Epistel an Professor Schott zurück. Ueberdies legt Stäudlin noch Schiller Haschen nach Originalität zur Last — ein Vorwurf, der ersterem allerdings mit dem besten Willen nicht zurückgegeben werden konnte.

Schiller benützte das im Frühjahr 1782 erschienene erste Stück der von ihm neu begründeten Vierteljahrsschrift „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur", um den Feldzug gegen Stäudlin fortzusetzen. Er brachte darin zunächst (S. 189—192) eine Kritik des Schwäbischen Musenalmanachs auf das Jahr 1782. Auch hier noch bemüht er sich, gerecht zu bleiben und das Gute und Schlechte im Almanach objectiv von einander zu scheiden, aber im Ton verräth er doch, daß seit seiner Anzeige der Proben einer teutschen Aeneis seine persönliche Gereiztheit gegen Stäudlin weitere Fortschritte gemacht hat. Auf S. 209—212 des Repertoriums stand des weiteren eine viel schärfer gehaltene Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung der Vermischten poetischen Stücke Stäudlins. Der Aufsatz war mit C—z gezeichnet, einer Chiffre, die Conz gewöhnlich führte, und man hielt darum früher ihn für den Verfasser. Es ist indessen durchaus unwahrscheinlich, daß eine so heftige Kritik aus der Feder des harmlosen Conz stamme, der doch an Stäudlins Musenalmanach eifriger Mitarbeiter war und blieb. Vielmehr muß auch bei diesem Artikel Schiller die Hand im Spiel gehabt haben — eine um so zwingendere Annahme, als auch verschiedene Redewendungen und vor allem die Art und Weise, wie darin das obenerwähnte Gedicht „Das Kraftgenie" abgethan wird, unverkennbar auf ihn hinweisen. Weltrich (S. 562) ist der Meinung, daß Schiller als Herausgeber des Repertoriums die aus Conz' Feder stammende Recension überarbeitet und erweitert habe. In diesem Fall hätte Schiller sein Geschäft so gründlich gethan, daß von Conz' ursprünglichem Aufsatz nicht mehr viel übrig geblieben wäre. Viel wahrscheinlicher ist, daß Schiller der alleinige Verfasser der fraglichen Besprechung gewesen ist. Stäudlin selbst, der es wissen konnte, hat die Sache so angesehen. Dies beweist der nachstehende Satz in der Vorrede zum Schwäbischen Musenalmanach auf 1783 unwiderleglich: „Was wir ihm übrigens freundschaftlich rathen wollen, ist, daß er künftig Satiren etwas schlauer von sich abwälzen und sich hüten möge, seiner eigenen Kritik den Stab zu brechen, wenn er mir in der einen brennendes Dichtergenie und epische Schöpferkraft zuspricht, und mich in der anderen zu den schaalen Reimern herabsetzt." Letzteres war eben nur in der Besprechung der Vermischten poetischen Stücke geschehen, denen „Nichtsinn, leerer Schellenklang" und ähnliches mehr vorgeworfen wird. Auch seinem Züricher Freund Bodmer gegenüber bezeichnete Stäudlin Schiller als Verfasser der Recension.[1]) Warum Schiller anstelle seiner üblichen Chiffre Gz. sich hinter den Zeichen C—z versteckt hat, kann man sich ohne Mühe erklären. In dasselbe Stück des Repertoriums war ja schon die Anzeige des Schwäbischen Musenalmanachs auf das Jahr 1782 unter der Chiffre Gz. aufgenommen worden. Es mußte auf das Lesepublicum weit stärkere Wirkung thun, wenn die Besprechung eines zweiten Stäudlin'schen Werks unter einem anderen Zeichen geschah und somit der Schein erweckt wurde, daß zwei verschiedene Kritiker zugleich sich in ungünstigem Sinn über die literarischen Leistungen Stäudlins äußerten. Mit Conz mag sich Schiller leicht darüber abgefunden haben, daß er die sonst von jenem benützte Chiffre usurpirte. Man nahm es damals in solchen Dingen nicht allzu genau. Vielleicht sollte sogar, wie Minor (I S. 516) vermuthet, Conz durch die Mystification geneckt und bestraft werden wegen seiner zweideutigen Mittelstellung in dem Kampf, der damals die literarischen Kreise Stuttgarts in Athem hielt. Endlich zielt noch eine dritte Strife des zweiten Stücks des Wirtembergischen Repertoriums auf Stäudlin ab. In seiner Selbstkritik der Anthologie (S. 214) verwechselt Schiller absichtlich Stäudlin mit dem Memminger Hutmacher und nachmaligen Schullehrer Städele, der gleichfalls Verse schmiedete, und sucht durch diese wenig schmeichelhafte Zusammenstellung den Nebenbuhler lächerlich zu machen. Man sieht, daß auch Schiller in seinen Kampfmitteln nicht gerade wählerisch war.

Stäudlin war außer sich, namentlich wegen der Kritik seiner Vermischten poetischen Stücke. Er schüttete sein Herz

---

[1]) Morgenblatt 1837 Nr. 58.

[2]) Vgl. E. Müller a. a. O. S. 44—46. Gegen Müllers Deutung ist namentlich zu bemerken, daß Stäudlin trotz seiner Betheiligung am württembergischen Landesgesangbuch von 1791 eher alles andere als ein „Frommler" war. — Weitere bewußte Gegensätze der Anthologie gegen den Schwäbischen Musenalmanach bei Minor I, S. 427 f.

[1]) Bodmer an Schinz, 16. Juli 1782, im Goethe-Jahrbuch V S. 181.

gegen Bodmer am 31. Juli 1782 folgendermaßen aus: „Schillers Räuber sind Geburten einer reichen, aber zügellosen Phantasie, die ihr Gepräg aus Shakespeare genommen hat. Sein Charakter ist wie seines Karl Moors. Ein wilder stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will, — also auch mich nicht. Armbruster kann Ihnen von der Fehde mehr sagen. Erst kürzl. hat er mich im Wirtemb. Repertorium aufs niederträchtigste behandelt. Ich verachte ihn zwar — aber doch kann ich ihm nicht schweigen. Er soll nicht frohlocken! —“[1]) Der zweite Jahrgang des Schwäbischen Musenalmanachs mußte ferner dazu dienen, die Polemik gegen Schiller weiterzuspinnen. Die Vorrede Ständlins beschäftigt sich direct mit dem Gegner, auf dessen Kritiken der Proben einer teutschen Aeneis und des Musenalmanachs für 1782 Bezug nehmend. Ständlin rückt Schiller kräftig auf den Leib, nennt ihn einen journalistischen Marktschreier, sagt ihm, daß er als Kritiker einen „hölzernen Hanswurstdegen“ führe, und dergleichen Artigkeiten mehr. Daß Ständlin den von Schiller angeschlagenen Ton an Grobheit wesentlich überboten habe, läßt sich aber im ganzen doch nicht behaupten, zumal wenn man bedenkt, daß Repliken der Natur der Sache nach stärker auszufallen pflegen. Ferner sind von den Gedichten Ständlins, die in diesem Jahrgang des Almanachs stehen, zwei auf Schiller gemünzt, nämlich „Die Blumenlese“ (S. 36) und die schon wiederholt erwähnte Epistel „An Herrn Professor S— in Erlang“ (S. 180 ff.). Auch bei den „Afterbarden“ in dem Uz gewidmeten Stück (S. 57) mag Ständlin an Schiller gedacht haben.

Als der Schwäbische Musenalmanach auf das Jahr 1783 im Herbst 1782 die Presse verließ, war Schiller bereits in nächtlicher Flucht der Heimath entwichen. Wer weiß, ob ihm das Buch überhaupt noch zu Gesichte kam? Jedenfalls ließ er sich nicht mehr zu einer Erwiderung herbei. Mit dem entscheidungsvollen Schritt, den er damals gethan hatte, lag die Jugendperiode als etwas Abgeschlossenes hinter ihm. Er sah sich plötzlich dem ganzen Stuttgarter Getriebe und Gezänke, an dem er noch vor wenigen Wochen nicht ohne Behagen theilgenommen hatte, wie räumlich so auch innerlich weit entrückt, und der ernste Kampf um seine bürgerliche und poetische Zukunft, den er entschlossen aufgenommen hatte, ließ keinen Gedanken an jenes journalistische Geplänkel mehr aufkommen. Auch Ständlin betrachtete die Fehde mit Schiller als abgethan, und es wäre von ihm in der That ebenso unedel wie zwecklos gewesen, wenn er sie noch fortgesetzt hätte, nachdem der Gegner aus seinem Gesichtskreis entschwunden war. Allerdings enthält der 13. Abschnitt (S. 92 ff.) seines 1783 in Leipzig (bei Siegfried Lebrecht Crusius) erschienenen Romans „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand“ die ziemlich carikirte Schilderung eines Originalgenies, Namens Hilling, zu dem Schiller offenbar einige Züge (mehr indessen nicht) geliehen hat. Man wird jedoch mit der Annahme nicht fehlgehen, daß das Manuscript bereits aus Ständlins Händen war, daß vielleicht der Druck bereits begonnen hatte, als Schiller in jener Septembernacht aus Stuttgart floh. Das „Lied eines Vagabunden“, das man in der Schwäbischen Blumenlese fürs Jahr 1786 (S. 51—55) und dann wieder in dem 1788 erschienenen ersten Band von Ständlins gesammelten Gedichten (S. 157 ff.) liest, ist entweder unmittelbar nach Schillers Flucht, welches Ereigniß immerhin die Anregung dazu gegeben haben konnte, oder einige Jahre später, etwa 1785, entstanden. In ersterem Fall hielt Ständlin das Gedicht zunächst mit richtigem Tact in seiner Mappe zurück. Denn Einzelheiten haben Schillers Leben und Person zu der Schilderung des Vagabunden offenbar geliefert, wenn auch das Ganze nicht als Satire auf ihn aufzufassen ist. Bei der Veröffentlichung des Liedes setzte Ständlin, falls er sich selbst überhaupt der Beziehungen auf Schiller deutlich bewußt war, jedenfalls voraus, daß das Publicum diese nicht mehr verstehe. Denn sonst hätte er das Gedicht im Jahre 1788 sicher nicht nochmals drucken lassen, da er in der Zwischenzeit von Schiller ganz anders denken gelernt hatte.

Man muß sich hüten, den literarischen Krieg zwischen Ständlin und Schiller allzu tragisch zu nehmen, wie es wohl schon von Schiller-Forschern geschehen ist. Die beiden Betheiligten erblickten darin eine willkommene Gelegenheit, ihre Kräfte zu prüfen und zu üben, die Waffen ihres Geistes zu schärfen. Von einer „läppischen Zänkerei“ spricht Schiller in der Selbstkritik der Anthologie. Dies war auch die Auffassung derer, welche als Zeugen aus unmittelbarer Nähe dem Kampfspiel zuschauten. Als „poetische Neckerei“ bezeichnet Conz[1]) die Angelegenheit, und Reinhard erzählt,[2]) die Fehde habe sich „aus jugendlichem Uebermuth und aus Rivalität“ entsponnen. Schillerverehrer, denen über der Begeisterung für ihren Helden die Besonnenheit des Urtheils abhanden gekommen ist, haben auf den vermeßenen Ständlin mit Keulen losgeschlagen und es ihm zum Verbrechen ausgelegt, daß er sich nicht demüthig vor der überlegenen Größe des andern gebeugt habe. Wenn Ständlin damals geahnt hätte, daß sein jugendlicher Gegner dazu bestimmt sei, einer der ersten Dichter des Vaterlandes zu werden, wäre er mit ihm ohne Frage glimpflicher umgegangen. Aber ohne die retrospective Brille des Literarhistorikers auf der Nase war es für ihn, der mitten in dem journalistischen Tagesgetriebe stand und den Nebenbuhler mitten darin stehen sah, in der That nicht so leicht vorauszusehen, daß dieser einst auf olympischen Höhen hoch über ihm wandeln werde. Am allerwenigsten pflegen diejenigen, welche die Unsterblichkeit für sich selbst gepachtet zu haben glauben, bei andern den emporsteigenden Genius wahrzunehmen. Und daß Ständlin damals an starker Selbstüberhebung krankte, ist schon hervorgehoben worden, ebenso aber auch, was zu seiner Entschuldigung dienen kann, daß seine Umgebung das möglichste that, um ihn in seiner Eitelkeit zu bestärken. Auch die literarische Fehde mit Schiller wurde dazu ausgenützt, neue Lorbeeren um Ständlins Stirn zu winden. Sagte doch sogar ein Mann, wie Reinhard, der mit den beiden Kämpen gleichermaßen befreundet war, von Ständlin:

„Der jene grosse Fehde kühn bestand,
Und Fels auf Fels dem Blitzeschleudrer Sch**
Entgegen hundertaemig thürmte.“[3])

Wie vollends Ständlins unbedingte Anhänger ihn als Sieger verherrlicht haben mögen, kann man sich ungefähr vorstellen.

Aber selbst zugegeben, daß Ständlin in der Polemik gegen Schiller über die Schnur gehauen habe, so hat er sicher durch die schöne Selbstüberwindung, mit der er sich zur ehrlichen Bewunderung des ehedem verhöhnten Gegners bekehrt und von seiner Sinneswandlung unumwunden öffentliches Zeugniß abgelegt hat, das Begangene reichlich wieder gut gemacht. Er habe sich höflich an Schiller heranzudrängen gesucht, meint E. Boas,[4]) der in der Verdrehung des Sachverhalts Großes geleistet hat, und andere Schillerbiographen haben ihm nachgeredet. Neid, Falschheit und Berechnung waren des leichtsinnigen, aber gutartigen Ständlin Sache nicht. Ungemein erregbar, wie er war, konnte er heute lieben und bewundern, wo er gestern gehaßt und verachtet hatte, und beides kam aus einem gleich aufrichtigen Herzen.

[1]) Goethe-Jahrbuch V, S. 184.

[1]) An der angeführten Stelle des Morgenblatts.

[2]) Raumers Historisches Taschenbuch, Neue Folge, 7. Jahrgang (1846), S. 197.

[3]) Episteln (Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1785) S. 65.

[4]) Schillers Jugendjahre II, S. 221.

Digitized by Google

Nur das offene Eingeständniß eines Irrthums, das seinem Charakter alle Ehre macht, wird der Unbefangene in seinem Umschwung erblicken.

Im Juni 1791 lief durch Deutschland die falsche Nachricht, Schiller sei verschieden. Stäudlin verlieh seiner Freude darüber, daß das Gerücht gelogen habe, paetischen Ausdruck. In volltönenden Versen, wie er sie liebte, pries er Schiller, den Stolz Sueviens, als deutschen Shakespeare und Hume zumal. Er beeilte sich, dem Publicum bekannt zu geben, was er jetzt van Schiller halte, und nahm das Gedicht in seine paetische Blumenlese fürs Jahr 1793[1]) auf.

Gleichzeitig benützte er die Chronik, deren Fortsetzung er nach Schubarts Tad, zunächst unter Betheiligung van dessen Sohn Ludwig, übernommen hatte, um seinen veränderten Gesinnungen Ausdruck zu verleihen. Nachdem er am 14. October 1791 die Redaction angetreten hatte, gab er bereits am 21. October (S. 691 f.) folgende Natizen: „Unser Schiller, über dem der Engel Gesundheit wieder seine Balsamlüfte verhaucht, ist im Begrif, mit der Fartsetzung seines 30jährigen Kriegs hervorzutreten." Und: „Schiller drütet jezt über einem Schauspiel Wallenstein genannt. Schan fürchtete man, daß ihn seine neue akademische Laufbahn allmählig von der hahen dramatischen Muse ableiten möchte. Aber — harre ein wenig! bald wird er wieder mit einer Feuergeburt unter uns auftreten, und sich triumphirend über seine Nebenbuhler erheben." Am 29. Navember desselben Jahres (S. 782) wies er in Kürze auf Schillers historischen Kalender für das Jahr 1792 hin, um am 6. Januar 1792 (S. 14—16) eine ausführlichere Lobeshymne über denselben Gegenstaud anzustimmen. Am 13. Januar 1792 (S. 29 f.) berichtete die Chronik in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von dem Jahresgehalt, den der Erbprinz von Halstein-Augustenburg Schiller ausgesetzt halte, am 22. Mai (S. 337) wurde im „Meßrappart" Schiller besanders ausgezeichnet und die Nachricht van seiner schwankenden Gesundheit mit den Worten begleitet: „Weine Thalia, aus allen Tiefen deiner Seele: weine Vaterland, Blut — statt der Thränen, wenn diese jugendliche Zeder stürzt!" — Am 22. Juni 1792 (S. 410) wurde Schiller ehrenvall citirt, am 16. Navember 1792 (S. 750) sein historischer Kalender für 1793 in panegyrischer Weise angezeigt. Letzterer Artikel ist ausdrücklich mit „Stäudlin" gezeichnet. Es mag sein, daß die sanstigen Natizen über Schiller nicht alle aus Stäudlins Feder, sondern zum Theil aus der des jüngeren Schubart, der für den Anfang wenigstens die Literatur- und Kunstartikel für das Blatt lieferte,[2]) geflossen sind. Jedenfalls aber kann keine dieser Nachrichten ohne Wissen und Willen des Herausgebers in die Zeitung gekammen sein. Am 30. Navember 1792 (S. 790) wurde endlich im „Meßrappart" nachmals auf den historischen Kalender zurückgegriffen und bemerkt, mit dem Beschluß des 30jährigen Kriegs sei „wenigstens eine seiner herrlichen Anlagen vallendet". Die verhältnißmäßig häufige Beschäftigung der Chranik mit Schiller ist um so bedeutungsvoller, als sanst unter Stäudlins Leitung die literarischen Nachrichten hinter der Schilderung der politischen Ereignisse und namentlich der franzöfischen Revolution fast völlig zurücktraten.

Stäudlins Gedicht auf Schiller brachte eine persönliche Wiederannäherung der beiden Dichter zu stande. Letzterer war im Spätsommer 1793 auf Besuch nach Schwaben gekommen. Er verlangte nach der Stäudlin'schen Blumenlese, worin jenes ihm gewidmete Stück stand. Ob er diesen Wunsch Stäudlin bei einer etwaigen Begegnung mündlich aussprach aber durch Vermittlung eines dritten aussprechen ließ, steht nicht fest. Jedenfalls aber entsprach Stäudlin alsbald mit einem liebenswürdigen, Stuttgart den 20. September 1793 datirten Begleitschreiben[3]) dem Begehren Schillers. Stäudlin nahm zugleich die Gelegenheit wahr, den jungen Hölderlin, den er in seinem Musenalmanach für das Jahr 1792 dem Publicum vorgestellt hatte, mit Wärme an Schiller, der damals die Hafmeisterstelle bei Frau v. Kalb zu vergeben hatte, zu empfehlen. Schiller muß entweder mündlichen Bescheid gegeben, aber schriftlich geantwortet und seine Verwendung für Hölderlin zugesagt haben. Ein Brief Schillers an Stäudlin ist bis jetzt nicht zum Vorschein gekommen. Am 26. October 1793 wandte sich Stäudlin abermals brieflich[4]) im Interesse seines Schützlings Hölderlin an Schiller und bat diesen gleichzeitig um Beiträge für „eine der Geschichte und den schönen Redekünsten gewidmete Zeitschrift unter dem Titel Kalliope", die er mit dem neuen Jahre herausgeben wollte, dafür seinerseits die Mitarbeiterschaft an Schillers Thalia in Aussicht stellend. Stäudlin, der Schiller seinen „verehrungswürdigen Freund" nennt und sich als dessen „großen Verehrer und Freund" unterzeichnet, schlägt den Ton aufrichtiger Verehrung nnd Bewunderung an und beabachtet dabei die Haltung würdevoller Bescheidenheit. Ob und wie Schiller geantwortet hat, wissen wir nicht; die Kalliope ist nicht zu stande gekammen. Uebrigens geht aus Stäudlins zweitem Schreiben[5]) hervor, daß er damals persönlichen Umgang mit Schiller, der sich seit Anfang September in Ludwigsburg aufhielt, gepflagen hat. In diesen Tagen geschah es, daß Stäudlin zum Wanderstab greifen mußte. Durch seine Begeisterung für die französische Revolution, mit der er in seiner Chronik keineswegs zurückgehalten hatte, scheint er sich den Haß des württembergischen Hofs und namentlich des Herzags Ludwig Eugen zugezogen zu haben. Kaum hatte dieser Ende October das Erbe Herzog Karls angetreten, als Stäudlin van der württembergischen Regierung die liebenswürdige Aufforderung erhielt, das Land zu verlassen, da er dach als enragirter Jacobiner auf keine Anstellung zu hoffen habe. Wie Stäudlin vor elf Jahren Zeuge von Schillers Flucht gewesen war, sa sah dieser jetzt den einstigen Nebenbuhler in die Verbannung ziehen. Welch ein Wechsel menschlichen Glücks! Aber Stäudlin, allzu eng mit der Heimath verwachsen, besaß nicht gleich Schiller die Energie, in der Fremde festen Fuß zu fassen und sich eine neue Existenz zu gründen; van allem anderen abgesehen, fehlte dem fünfunddreißigjährigen Mann die jugendliche Elasticität dazu. Nach vielfachen mißlungenen Versuchen sich emporzuringen, bemächtigte sich seiner eine tiefe Seelenverstimmung, die ihn zu dem verzweifelten Entschluß trieb, „seine vielen verdienten und unverdienten Leiden", wie er es selbst ausdrückte[6]), im Rheinstram zu begraben. Er ertränkte sich bei Straßburg zwischen dem 11. und 17. September 1796. Eine Aeußerung Schillers über diesen Ausgang liegt nicht vor. Gewiß aber hat er dem traurigen Schicksal seines einst siegesfrahen Rivalen innges Mitleid nicht versagt und bei dieser Gelegenheit dem Himmel Dank abgestattet, daß er ihm selbst zu den Geistesgaben die sittliche Kraft verliehen habe, seinen Genius aus jugendlichem Sturm und Drang unversehrt in die Jahre reifer Mannesarbeit hinüberzuretten.

---

[1]) Früher war es nicht wohl möglich, da der Musenalmanach fürs Jahr 1792 im Sommer 1791 vermuthlich schon zusammengestellt war.

[2]) Vgl. Uhlands Neuen Teutschen Merkur 1797. 2. Bd. S. 300.

[1]) Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs, Stuttgart, Cotta, 1877, Nr. 90, S. 173 f.

[2]) Urlichs Nr. 96, S. 181 f.

[3]) „Ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, bereits gesagt, daß —"

[4]) A. Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben S. 35.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der 70. Geburtstag des Großherzogs von Baden hat u. a. zwei populäre Schriften hervorgerufen, von denen die eine: „Die politischen Errungenschaften Badens unter der Regierung Großherzog Friedrichs, Festschrift ꝛc. im Auftrage der badischen nationalliberalen Partei verfaßt von Dr. Robert Goldschmitt, Professor am Gymnasium in Karlsruhe" (Karlsruhe, Macklot 1896) ihrer Aufgabe nach Form und Inhalt mustergültig gerecht wird. In drei Capiteln — „Einleitung; das Concordat. Die Veränderungen seit dem Jahre 1860. Die nationale Politik." — schildert sie die innere und äußere politische Entwicklung des badischen Landes, deren Ferse der erleuchtete und liebenswürdige Herrscher selbst gewesen, sachkundig und anschaulich; um so eindringlicher, je maßvoller die Sprache sich vernehmen läßt: gesunde Dinge in natürlicher Darstellung; herzlicher Dank, der in seiner Aufrichtigkeit einfach zu reden liebt. — Die andere Broschüre: „Großherzog Friedrich von Baden und die nationale Einigung Deutschlands, Festgruß zum 70. Geburtstag von Heemann Kuete, Regierungs- und Schulrath in Frankfurt a. O." (Hannover, Karl Meyer 1896) hebt aus norddeutscher Feerne nur das nationale Verdienst des verblichenen Reichsfürsten heraus, ist mehr aus Büchern gearbeitet und streift im Ausdruck ihrer übrigens echten Empfindung bisweilen an die schwungvolle Phrase. Als Zeugniß für eine Seite sei Dank weitverbreitete, wohlberechtigte Stimmung mag sie gleichfalls gelten.

* Der Berliner Akademie der Wissenschaften hat Professor Eilhard Schulze eine interessante Mittheilung der Herren Professor v. Leyden und Dr. F. Schaudinn eingereicht über eine jüngst auf der Leyden'schen Klinik gemachte Entdeckung amöbenartiger, mikrozitopischer Gebilde in der Bauchflüssigkeit zweier Krebskranker. Die Gebilde wurden im zoologischen Institut des Professors Schulze von dessen Assistenten Schaudinn als parasitäre Rhizopoden (Wurzelfüßler), also als eine bisher nicht wahrgenommene Protozoenart, bestimmt. Sie nähren sich durch das Aufsaugen von Blutzellen, doch wird bereits bemerkt, daß sie den von Schewtschenko in den Krebszellen entdeckten Sporozoen ähnlich sind. Die Entdeckung ist jedenfalls beachtenswerth, wenngleich die von den Entdeckern nicht ganz abgewiesene Vermuthung, die erwähnten Protozoen könnten die Ursache des Krebses sein, sehr vorsichtig aufzunehmen ist. Bekanntlich erlebte die Leyden'sche Klinik vor einigen Jahren bereits eine herbe Enttäuschung mit dem Schenlen'schen Bacillus, der anfangs als Krebserreger angesehen ward, sich jedoch alsbald als gleichgültige Mikrobe erwies.

Nochmals: Ein Bildniß von Berthold Auerbach. Die dankenswerthe Mittheilung von W. Schmidt (B. 205) schließt mit der Frage, ob aus dem Jahre 1843/44 noch ein Portrait des Dichters existire? Vor mir liegt ein 104 Seiten starkes Büchlein, das ursprünglich zum 70. Geburtstag des Dichters, 28. Februar 1882, als Festgabe erscheinen sollte; nach seinem am 8. Februar 1882 zu Cannes erfolgten Tode wurde es (mit Freytags Nachruf und Vischers Grabrede) als „Gedenkblatt" herausgegeben und der volle Reinertrag der Schrift zur Begründung einer Berthold Auerbach-Stiftung für Nordstetter Arme bestimmt. Diesem Hefte, „Berthold Auerbach", Berlin, Verlag von A. B. Auerbach 1882, sind außer zahlreichen Geburtstags-Sonetten von Julius Hübner und einer biographischen Skizze von Eugen Zabel sechs Bildnisse beigegeben: das erste, gemalt 1832 in Stuttgart; das zweite, gemalt 1839 in Karlsruhe (der Name des Malers fehlt); das dritte aus dem Jahre 1846 (Titelbild), auf der Rahmenleiste die Inschrift: „Also war Berthold Auerbach gestaltet, da er 34 Jahre alt; Julius Hübner hat ihn gemalt 1846." — Ueber die Beziehungen zu Kirner gibt Auerbach in den „Briefen an Jacob" wiederholt Aufschluß; so schreibt er aus Schliersee 17. Juni 1875: „Habe ich dir nicht vor 20 Jahren von hier aus geschrieben? Ich war damals mit unserm Landsmann, dem Maler Kirner von Frankfurt hier. Kirner ist seitdem in der Heimath bei seiner Schwester gestorben und der hiesige Ort hat sich gar wundersam verändert." Berichte aus dem bayerischen Hochland brachte gleich damals die Allgemeine Zeitung. Dem gleichen Aufenthalt entstammte die erste Anregung zum Roman „Auf der Höhe". Im August 1864 heißt es wiederum in einem Schlierseer Brief: „Da bin ich nun, liebes Jakob, und bin wie im Traume. Ich sehe die Häuser, die Straßen, die Berge und vor allem den See und die Menschen, zu denen ich mich jetzt seit vielen Monaten hinphantasirt hatte. Ich saß den ganzen Nachmittag bei der ehemaligen Amme des Prinzen Otto. Ich habe in Erinnerung an sie den ersten Entwurf gefaßt. Die damals schöne Frau, die unser Landsmann Kirner damals malte, ist sehr herabgekommen ꝛc." — Ueber den Aufenthalt Auerbachs in Baden-Baden während der Jahre 1843/44 fließen übrigens nicht nur in den „Briefen an Jacob" ergiebige Quellen: 1850 schilderte Auerbach in Prutz' „Museum" sehr eingehend seine damaligen Begegnungen mit Lenau. Die reichsten Aufschlüsse über diese Zeiten fand ich jedoch unvorhergesehen in dem (kürzlich in einem Wiener Antiquariat erstandenen) „Deutschen Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung" (Erster Band. Karlsruhe 1843, Zweiter Band 1844), dem Auerbach als Redacteur und emsiger Mitarbeiter eine Reihe von (biographisch belangreichen) Beiträgen — insbesondere die Schilderung eines Ausflugs nach Huosen zu Hebbels Geburtshaus und eines „Besuches auf dem Freischießen der Eidgenossen zu Basel" — widmete. Unter den „Kleinen Geschichten aus dem Leben, erzählt von Berthold Auerbach", findet sich dort auch ein „Das Modell" betiteltes Gespräch zwischen zwei Freunden, Albrecht und Maler Heinrich, gipfelnd in einer Künstleranekdote, die sich immerhin im Atelier Kirners abgespielt haben könnte.

Wien, 5. Sept. A. Bettelheim.

* Marburg. Dem Stabsarzt Dr. Wernicke aus Berlin, der an der hiesigen Universität den beurlaubten Professor Dr. Behring vertritt, ist der Professortitel verliehen worden.

* Genf, 7. Sept. Tel. In der gestrigen Schlußsitzung des internationalen Gynäkologencongresses wurde die Abhaltung des nächsten Congresses für das Jahr 1899 in Amsterdam festgesetzt.

* Gothenburg. Andrée, der neulich von Spitzbergen mit dem Dampfer „Virgo" hierher zurückgekehrt ist, hat sich einem Redacteur der „Göteborgs Handelstidning" gegenüber wie folgt ausgesprochen: „Der Ballon war gefüllt vom 27. Juli bis zum 17. August Morgens 6 Uhr. Man beabsichtigte, ihn schon am 14. August einzupacken, beschloß aber, nach zwei Tage zu warten, um zu sehen, ob nicht im letzten Augenblick ein günstiger Wind die Abfahrt ermöglichen werde. Aber am 17. konnte man nicht länger warten, und ein Glück war es, daß das Wetter schön blieb, sonst hätte dieser Aufschub leicht theuer zu stehen kommen können unter den heftigen und schnellen Wetterveränderungen, welche in einer so vorgerückten Jahreszeit oft auf diesem Breitengrade vorkommen. Das Ballonhaus ist stehen geblieben und mit Balken gehörig abgestützt worden, um den Winterstürmen Widerstand leisten zu können. Die Diele ist aufgebrochen, damit sich nicht Schneemassen auf derselben ansammeln und die Verrottung herbeiführen. Von dem Bintapparat ist die eine Hälfte zurückgeblieben, während die andere Hälfte mit zurückgebracht ist. Mit einem Wort: es ist alles gethan, damit der Expedition im nächsten Jahre keine Zeit verloren geht, und damit die Luftsegler größere Aussichten haben, fortzukommen, als in diesem Jahr. Alle Apparate arbeiteten ausgezeichnet, und in technischer Hinsicht ist nichts anders zu wünschen, als das Einpacken des Ballons und die Füllung hingen nach der Berechnung, ebenso die Entleerung und das Einpacken. Die Lecknge des Ballons, von welcher ein Telegramm Mittheilung machte, war unbedeutend und wurde leicht gedichtet. Alles ging gut, und es mangelte absolut nichts anderes als der erforderliche Südwind." Andrée denkt schon an seine nächste Expedition. Vorausgesetzt, daß ein schwedisches Marinefahrzeug die Expedition unentgeltlich nach Spitzbergen bringt, werden sich die Kosten auf 45,000 Kronen belaufen. Von dieser Summe hat der Großhändler Axel Burmann in Stockholm 10,000 Kronen zur Verfügung gestellt.

* St. Petersburg. In dem kommenden akademischen Jahre vergrößert sich die Anzahl der professores emeriti an der hiesigen Universität um drei: Th. Th. Martens, D. K. Bobylew und J. J. Foinizki, so daß die Universität ihrer insgesammt 27 besitzen wird; die Anzahl der ordentlichen Professoren beträgt 28, der außerordentlichen Privatdocenten zählt unsre Universität 94, die sich in nachstehender Weise unter einzelnen Facultäten vertheilen: historisch-philologische 33, physikomathematische 35, juristische 18, Facultät der orientalischen Sprachen 8. — Wie die Blätter melden, haben sich zum Eintritt in die Universität Tomsk sehr viele Seminaristen gemeldet, wozu der Grund wahrscheinlich in der demnächst bevorstehenden Eröffnung der juristischen Facultät und in den verbesserten Communicationsmitteln zu suchen ist. Der „Sib. Westn." konstatirt, daß die Universität Tomsk in diesem Jahre zum erstenmal seit ihrem Bestehen in der Lage ist, Meldungen zurückzuweisen: von 176 eingelaufenen Aufnahmegesuchen mußten 44 unberücksichtigt bleiben.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 9. September. Nummer 208.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Assisi. I. Von E. Steinmann. — Generalbericht des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. II. Von Dr. E. Münsterberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Assisi.[1])

Eine Reiseerinnerung von E. Steinmann.

I.

Als der Heilige von Assisi sein Ende nahen fühlte — so erzählt der volksthümlichste der Legendencyklen, die sich um sein Leben und Sterben woben, die Fioretti di San Francesco —, ließ er sich aus der Stadt nach Santa Maria di Porziuncula herniedertragen, um Gott den Geist des Lebens dort zurückzugeben, wo er zuerst den Geist der Gnade empfangen hatte. Und als er am Wege an ein Spital gelangt war, gebot er den Trägern, ihn herabzulassen und sein Antlitz gegen die Stadt zu kehren. Und die von vielen Thränen fast erblindeten Augen emporhebend, breitete er segnend die Hände aus über die Stadt, die ihn geboren, über die weite grüne Ebene, die zu seinen Füßen lag und sprach: „Gott segne dich, heilige Stadt, denn viele Seelen werden durch dich gerettet werden und viele Diener Gottes werden in dir wohnen."

Der Segen des hl. Franciscus, dem zuerst die heimathliche Natur die Wunder ihrer eigenartigen Schönheit offenbarte, und der sie wiederum seinen Brüdern zuerst erschlossen hat, ruht noch heute wie ein heiliger Zauber über den fruchtbaren Thälern und den blauen Bergen des grünen Umbriens.

Hier thürmen sich nicht wie in den Marken und Abruzzen am Horizont die kahlen Felsen auf, die ihre Schönheit dem edlen Zug der Linien, dem leuchtenden Glanz eines unendlich farbenreichen Himmels verdanken, hier ziehen sich nicht endlos wie im Lombardischen üppige Viehtriften und Maisfelder hin, die mit Ulmen und Maulbeerbäumen besetzt nur hin und wieder einen frischen Blick in die Ferne gestatten, hier breitet sich nicht wie in der Campagna Roms trauernd und träumend, von Fieberluft heimgesucht, ergreifend wie der Anblick einer gefallenen Größe, die welthistorische Ebene aus; aber hier gedeihen auch nicht die Lorbeerhaine und Orangenwälder von Amalfi und Sorrent. Der Arbeit verhieß die Natur in Umbrien reichsten Segen, und gleichmäßig gütig über Berg und Thal ihre Gaben vertheilend, schenkte sie zur Fruchtbarkeit der grünen Erde die duftige Schönheit der blauen, in ruhigen Wellenlinien fortschwebenden Höhenrücken, breitete sie über das liebliche Land das Licht derselben Sonne, die über dem Golf von Neapel strahlt und in den Lagunen Venedigs glühend versinkt. Dreifach trägt hier der Boden Korn, Oel und Wein, denn das Sonnenauge durchdringt die silbergrauen Blätter der Olive, in deren bläulichem Schatten die Aehre reifen kann und die Rebe gedeiht, deren Ranken sich festlich von einem Baum zum andern hinüberspinnen. Wohlgepflegte Landstraßen, das Vermächtniß einer alten Cultur, durchschneiden das Land nach allen Richtungen und ziehen sich sogar weit über die Berghöhen hin, den Wanderer an einsamen Villen und Gehöften vorbei aus einem Städtchen ins andere führend, die sich bald trotzig an felsiger Höhe aufgebaut haben, bald friedlich im Thal um das Ufer eines Flusses lagern. Die Hitze ist hier im Sommer weit erträglicher als selbst in Oberitalien, weil ein frischer Wind stets seinen Weg über die Höhen findet, und wie schnell der Schnee von den höchsten Berggipfeln herniederthaut, beweisen die blumenreichen Triften hoch oben auf dem Plateau des Monte Subasio und die Olivenwälder, die fast auf allen Bergrücken noch prächtig gedeihen.

Die Erinnerung an den hl. Franz, welche allen Natur- und Kunstgenüssen im „grünen Umbrien" eine besondere Weihe gibt, wird in Assisi am mächtigsten erregt. Aber auch außerhalb der Stadt ist dem Heiligen mehr als eine Stätte der Andacht geweiht, wo man fromm die Räume zeigt, in denen der Heilige wirkte, betete und starb, wo er an sich selbst und anderen sein großes Werk begann und die ersten Jünger um sich sammelte, um sie, mit dem Geist der Anmuth, der Keuschheit und des Gehorsams ausgerüstet, als Boten Gottes in die Welt zu senden. Wir müssen alle die Orte aufsuchen, welche vom Leben des Heiligen erzählen, San Damiano vor Porta Capuccini, die Carceri in der Felsschlucht am Monte Subasio und S. Maria degli Angeti, einst das dürftige Kirchlein der Porziuncula, heute der mächtige Kuppelbau Vignola's, der die ganze Ebene beherrscht, ehe wir in Assisi selber Halt machen, um aus den Vorhöfen in das Heiligthum zu gelangen, das, eine Felsenburg und ein Dom zugleich, sich über dem Grabe des hl. Franz erhebt.

Es ist in der Geschichte des Genius keine ungewöhnliche Erscheinung, daß über den harten Kämpfen, den bitteren Enttäuschungen der einsamen Größe mildernd und tröstend eine Frauengestalt sich erhebt. Santa Chiara, über deren Beziehungen zum hl. Franz die Legendencyklen so

[1]) Die Literatur über Assisi und den hl. Franciscus ist in stetem Wachsen begriffen. Die Hauptquellen sind durch Leopoldo Amoni's Ausgaben der Vita prima und secunda des Thomas von Celano, der Legenda trium sociorum, der Vita di Buonaventura leicht zugänglich gemacht; die Fioretti sind mehrfach edirt. Vgl. ferner zum Leben des hl. Franz G. Voigt, Denkwürdigkeiten des Minoriten Jordanus von Giano (Abh. d. k. sächs. Ges. d. Wissenschaften V. 1870, p. 4217). Von den neuesten Biographien sind die von Bonghi, Thode und Sabatier die bedeutendsten. Raffaelle Maetano ertheilt in einer soeben erschienenen Studie („Francesco d'Assisi e alcuni dei suoi più recenti Biografi", Napoli 1896) der Biographie Bonghi's vor den beiden übrigen den Vorzug, mit denen er ziemlich scharf ins Gericht geht. Er wirft Sabatier die Nachahmung Renans vor, gibt aber zu, die Ausführungen Thode's über die Kunst des Trecento und Franz von Assisi's Bedeutung für dieselbe nicht beurtheilen zu können. Darin beruht aber die Bedeutung und der eigenthümliche Werth der deutschen Biographie, die man in Assisi selbst studiren muß, um die feine Beobachtungsgabe und das tiefe Verständniß Thode's für Assisi und seinen Heiligen völlig würdigen zu können. Ueberdies, Italienische Forschungen II, S. 39, und Frey, Studien zu Giotto, in den Jahrbüchern d. k. pr. Kunstsammlungen Bd. VI u. VII, sind für Giotto's Aufenthalt in Assisi benutzt worden.

Digitized by Google

wenig zu erzählen wissen, ist doch vom Geiste des Meisters inniger beseelt worden, als die meisten seiner unmittelbaren Schüler, und in ihr hat die große Liebesgluth, mit welcher Franz oft vergebens seine Brüder zu entzünden versuchte, die hellsten Flammen angefacht. Nach mancherlei Irrfahrten hatte die Jungfrau, durch die Predigten des „Poverello" bestimmt, der Welt für immer zu entsagen, mit ihren geistigen Schwestern endlich in San Damiano eine Zufluchtstätte gefunden, ebendort, wo Franciscus zum erstenmal die Stimme des Gekreuzigten hörte, wo er mit emsiger Hand die Steine zum Wiederaufbau des verfallenen Kirchleins herbeigetragen hatte. Heute verbinden sich im Kloster, welches unter Olivenwäldern verborgen kaum eine Viertelstunde östlich vor Assisi liegt, die frommen Erinnerungen an den hl. Franz und seine Freundin, denen Giotto's Kunst so rührenden Ausdruck verlieh, wenn er in der Oberkirche Assisi's Chiara darstellt, die sich voll wehmüthiger Trauer über die Bahre des todten Heiligen beugt, den seine Jünger auf dem Wege nach der Stadt aus der Porziuncula in festlichem Gepränge heraufgebracht hatten. Wenige Stätten, die dem Andenken edler Menschen geweiht sind, blieben durch die langen Jahrhunderte hindurch von späterer Cultur und Kunst so unberührt, wie das armselige Kloster des hl. Damianus, wo noch heute die Franciscaner in denselben engen Räumen ein ähnliches zwischen Arbeit und Gebet getheiltes Leben führen, wie einst die Schwestern des Ordens der hl. Chiara gethan.

Man findet am Abend und am Morgen die braunen Kuttenträger in ihrem Chörlein beisammen, dem jeder künstlerische Schmuck versagt blieb, und einer unter ihnen erbietet sich als Führer durch das kleine Kloster, in dem man noch jetzt den Geist der Einfachheit und des Friedens athmet. Wie winzig sind die Zellen, wie ärmlich und primitiv erscheint die wurmzernagte Holzeinrichtung, aber wie kühl und frisch weht uns die Luft aus dem alten mit Kreuzgewölben überdachten Refectorium entgegen, das unberührt und unbenutzt die schlichten Sitten der frommen Clarissinnen am besten veranschaulicht! An Kunstschätzen sind Kirche und Kloster arm, die halbzerstörten Fresken, welche von Franciscus und Chiara erzählen, haben nur noch historischen Werth; aber mit Stolz enthüllt unser Führer, nachdem er alle Kerzen am Altar entzündet, ein gothisches Crucifix von ergreifendem Ausdruck, und endlich führt er uns hinauf in den „Garten der hl. Chiara", ein schmales Blumenbeet auf enger Terrasse zwischen zwei Mauern eingezwängt. Hier soll die Heilige allabendlich ihre Blumen begossen haben und von hier oben konnte sie auch hinabschauen ins grüne Thal zur Porziuncula hinüber, wo sich heute über der Sterbezelle des hl. Franz die mächtige Kuppel Vignola's erhebt.

Einsamer noch und ärmlicher als San Damiano ist die alte Benedictinerniederlassung der Carceri, oben in einer Felsspalte des Monte Subasio, wohin sich Franciscus kurz nach seiner Bekehrung zurückzog, um hier mit sich, mit Gott und mit der Natur allein zu sein. Zwischen alten Eichen führt ein steiler Pfad empor, den schon viele fromme Pilgerschaaren hinaufgezogen sind und den auch Weltkinder nicht scheuen, um sich an heißen Sommertagen der scharfen, kühlen Luft dort oben zu freuen. Ein einziger Bruder hütet das Heiligthum, dessen Armuth und Enge gar eindringlich von der Entsagungsfreudigkeit der alten Einsiedler zu erzählen weiß. Wir wandern durch die in Fels gehauenen Zellen, das Dormitorium und den kleinen Chor zur schmucklosen Capelle und bleiben endlich stille stehen vor dem harten Felslager des hl. Franz, auf dem er ohne jegliche Bedeckung die kalten Nächte in kurzem Schlummer und langen Gebeten zu verbringen pflegte. Sein Geist lebt überall in diesen Räumen und auch die rauhe Gebirgsnatur dort draußen scheint ganz von der Erinnerung an ihn erfüllt. Vertieß doch der Sturzbach sein altes Bett, um durch sein mächtiges Rauschen die Andacht der Brüder nicht zu stören, steht hier doch an der Brücke der immergrüne Eichbaum, auf dem sich die Vögel versammelten, der Predigt des hl. Franz zu lauschen. Der alte Mönch führt uns an das leere Felsenbett des Flusses in den Schatten des wunderbaren Baumes, und in seinem Munde vertiert die sinnvollste aller Franciscus-Legenden, die Giotto und die Seinen mit ebensolcher Einfalt geschildert haben, jeglichen Schein des Wunderbaren, wir nehmen sie gläubig als Thatsache hin, wie so viele andere vor uns, deren Namen und Herzensergüsse ein altes Fremdenbuch im Refectorium bewahrt.

„Hütet euch, meine Kinder", pflegte Franciscus seine Jünger zu ermahnen, wenn er sie in der Porziuncula um sich gesammelt hatte, „hütet euch, jemals diesen Ort zu verlassen. Hat man euch nach einer Seite verjagt, so kehret von der anderen zurück, denn dieser Ort ist wahrhaft heilig und eine Wohnung Gottes. Hier hat der Höchste unsre kleine Schaar vermehrt, und hier hat er die Herzen der Einfältigen mit dem Licht seiner Weisheit erleuchtet." Die Stätte, die dem Begründer des Ordens so theuer, hat heute doch weniger als alle übrigen Franciscus-Heiligthümer den alten Charakter bewahrt, seit sich der gewaltige Kuppelbau von S. Maria degli Angeli über dem uralten Kirchlein der Porziuncula und der Sterbezelle des Heiligen erhebt, wo er am Abend des 4. October 1226 seine Seele Gott zurückgab. Der stolze Charakter des Hochrenaissancebaues, den Giacomo Barozzi di Vignola im Jahre 1569 begann, hat nichts gemein mit dem demuthvollen Sinn des Heiligen, welchen man hier verehrt; aber wenn der Priester in der alten dunklen Steinkapelle, die sich wie ein Tabernakel gerade unter der Kuppel erhebt, die monotonen Meßgebete spricht und der mächtige Chorgesang aus der neuen Kirche antwortet, wenn man von einem Winkel des alten dämmernden Kirchleins aus die Männer und Frauen betrachten kann, die an den Steinwänden entlang in stiller Andacht knieen, dann mag noch einmal das Bild der alten Zeit in uns lebendig werden. Ein Klosterbruder bietet sich freundlich als Führer an und geleitet uns durch Kirche und Kloster am Garten der dornenlosen Rosen vorüber in die Rosencapelle, die der berühmteste Biograph des Franciscus, der hl. Bonaventura, erbaut haben soll und welche Tiberio d'Assisi mit ziemlich mittelmäßigen Fresken schmückte. Capelle und Garten bewahren die Erinnerung an eine heftige Versuchung des hl. Franz, welcher er endlich nicht anders entgehen zu können meinte, als daß er sich nackt in ein Gestrüpp spitziger Dornen warf. Aber die Dornen verwandelten sich in Rosen, und über den Heiligen kamen nach den Versuchungen des Teufels die Tröstungen des Himmels.

Zwei Terracottawerke der Robbia werden in S. Maria degli Angeli als köstlichste Kunstschätze bewahrt. Der prächtige Altar, die Krönung Mariä darstellend, in einer Seitencapelle des nördlichen Querschiffes ist als Werk Andrea's beglaubigt, für den Schöpfer einer Statue des hl. Franz in halber Lebensgröße nimmt man sogar den Namen des alten Luca selber in Anspruch. Wie hatte sich die Kunst bemüht, in Stein und Farben die Züge des Mannes wiederzugeben, dem sie so viel verdankte! Wie vielgestaltig hatte sie, bald realistisch den ascetischen Charakter ihres Helden betonend, bald ideatisirend ein menschlich schönes Bild zu schaffen versuchend, Antlitz und Gestalt des Heiligen gebildet, über dessen Aeußeres die ältesten Quellen so verschiedenartig berichten. Ein wohlerhaltenes, wunderbar lebendiges Freskobild im Sacro Speco in Subiaco, wo Franciscus ohne Nimbus und ohne Nägelmale dargestellt

Digitized by Google

wird, ist schon vor 1228 entstanden, es folgen eine Reihe anderer Darstellungen aus dem 13. Jahrhundert in Parma, Rom, Assisi und anderwärts, bis Giotta einen neuen edleren Typus einführt und endlich die Renaissance ihre reinen Idealgestalten schafft. Auch in S. Maria degli Angeli bewahrt man in der Sacristei ein werthvolles Bildniß des 13. Jahrhunderts, das noch an den traditionellen Zügen des Heiligen festhält, indessen unserer Vorstellung von seinem Wesen nur wenig entspricht; wie nahe kommt dagegen dem Franciscusideal jene in halber Lebensgröße ausgeführte Robbiafigur, die in einer Nische über dem Altar der dämmernden Sterbezelle steht! Das eng anliegende dunkle Ordenskleid mit den weiten Aermeln und der Capuze über den Schultern hält ein grober Strick um den Leib zusammen, die knochigen, mit den Nägelmalen Christi gezierten Hände tragen Kreuz und Buch, und die nackten Füße ruhen in groben Sandalen. Die hagere, ein wenig geschweifte Gestalt verräth geschwächte Körperkraft; der Heilige erscheint in einfach schöner Menschlichkeit, ausschreitend, so wie er in seinen letzten Jahren, der Welt entrückt, ganz in die göttlichen Geheimnisse versenkt, unter den Menschen dahinwandelte. Welch eine Fülle von Gedanken spricht aus dem kleinen, ein wenig zur Seite geneigten Haupt, das nur spärliche Haare bedecken! Die starken Brauen sind schmerzhaft zusammengezogen, die Augenlider sind geschwollen und vom Weinen geröthet, die blauen Augen haben allen Glanz verloren und bringen doch ein Uebermaß von Schmerz und Liebe, von Frieden und Entsagung zum Ausdruck. Der kleine Mund mit den schmalen, leicht gerötheten Lippen, aus dem so unaussprechlich süße Worte quollen, verräth einen starken männlichen Willen, spricht aber auch von schweren körperlichen Leiden und einer nach harten inneren Kämpfen gewonnenen milden Resignation. So eindringlich und anspruchslos, so feierlich und herzbewegend erzählen diese seelenvollen Züge von einem ganzen Leben entsagungsvoller Liebe, einer völligen Besiegung der Materie durch den Geist. Wie tief mußte das Wesen dieses Mannes im Volksbewußtsein wurzeln, wenn noch mehr als zwei Jahrhunderte nach seinem Tode der Kunst ein Bildniß gelang, das sich von allen gegebenen Typen befreite und, die Seele des Heiligen erfassend, diese mit schöpferischer Hand der niedrigen Erscheinung einer menschlichen Gestalt einzuflößen vermochte!

Nehmen wir dies Bild des hl. Franz mit uns nach Assisi hinüber, der Stadt des Sonnenaufgangs, wie Dante sie begeistert nannte, nehmen wir es mit hinein in die Kirche, die sein Grab umschließt, wie weich und froh wird da das Herz gestimmt, wie dankbar, daß ein solcher Mann ein solches Denkmal finden durfte! Der ärmsten und demüthigsten einer, die die Erde je getragen, gab er seinen Namen dieser großartigen Doppelkirche, deren mächtige, die Schwierigkeiten des Felsenterrains kühn überwindende Gewölbeconstruction, deren wunderbare Vereinigung des romanischen und gothischen Stils in ihren reinsten Formen unter einem Dache, deren edler malerischer Schmuck endlich in der christlichen Kunst bis dahin nicht ihres gleichen gefunden hatten. Ein kühler Luftzug weht dem Wanderer entgegen, tritt er aus dem sonnenverbrannten, rings von Arcadenbögen umschlossenen Vorhof in die Unterkirche ein durch jenes prächtige gothische Portal, das der Ordensgeneral Samson im Jahre 1487 mit einem luftigen Renaissancevorbau schmückte. Die Eigenart des Felsbodens, der steil nach Westen abfällt, bedingte die Orientirung der Kirche, welche, von der Grundregel abweichend, mit dem Chor nach Westen gerichtet ist. Schon zwei Jahre nach seinem Tode hatte Papst Gregor IX. die feierliche Canonisation des Franciscus in Assisi vollzogen und am 17. Juli 1228 den Grundstein zur Grabeskirche gelegt, in welche bereits am 25. Mai 1230 die Gebeine des Heiligen übertragen werden konnten. Hier haben sie mehr als ein halbes Jahrtausend in ungestörter Ruhe gelegen, bis auf päpstlichen Erlaß in den letzten Decembertagen 1818 mit unsäglicher Mühe das Felsengrab geöffnet wurde, in dem man nach langem vergeblichen Suchen endlich tief unter dem Hochaltar den steinernen Sarkophag entdeckte. Hier fand man das wohlerhaltene Skelett des Heiligen durch ein mächtiges eisernes Gitter aufs beste verwahrt, und so hat man es unberührt an seinem Platz gelassen. Im Volke aber lebt noch heute die Sage, der Patriarch des Minoritenordens stehe unten in einer geräumigen Felsengruft aufrecht mit der braunen Kutte angethan, die durchbohrten Hände segnend erhoben und durch göttlichen Willen vor jeglicher Verwesung geschützt.

Von dem vielgestaltigen Complex romanischer und gothischer Bestandtheile, aus denen sich heute die Unterkirche zusammensetzt, war ursprünglich nur das breite, von wuchtigen Kreuzgewölben überspannte Mittelschiff geplant, vor welches sich im Westen die Tonnengewölbe des Querschiffes mit der halbrunden Absis lagerten. Dann wurden schon am Ende des 13. Jahrhunderts die gewaltigen Mauern des Langhauses durchbrochen, um im Norden und Süden die gothischen Capellen anzufügen, während man im Osten ein zweites Querschiff anbaute, welches dem Eintretenden heute als Vorhalle des düsteren romanischen Mittelbaues erscheint. Zwei gothische Grabmäler thürmen sich gleich rechts von der Eingangswand auf. Das erste bescheidenere wurde dem Andenken eines berühmten Arztes und Archiaters Nicolaus' V. errichtet, das zweite, prunkvollere, das Vasari dem mythischen Fuccio zuschreibt und darunter die nicht minder mythische Königin Hecuba von Cypern begraben sein läßt, wird wahrscheinlich die Gebeine des Königs von Jerusalem Johann von Brienne umschließen, den man dann auch in der liegenden Gestalt des Todten und der mit übergeschlagenen Beinen auf einem Löwen thronenden Figur erkennen darf. Das Grabmal ist bizarr in der Composition, grob im Detail, kolossal in den Verhältnissen, wie die gothischen Monarchengräber in Neapel; die von den Pisani abhängigen, den Vorhang über dem Todten emporhaltenden Engel, von denen der eine sich demüthig neigt, der andere in anmuthiger Haltung auf den Beschauer blickt, könnten einer Verkündigungsdarstellung nachgebildet sein.

Kein Strahl directen Tageslichtes wagt sich in den weiten dämmernden Mittelraum und die zierlichen gothischen Seitencapellen, aber es ruht wie glühendes Abendroth in tausend Farben sich brechend auf den Malereien der Wände und ihrer reichen Marmorincrustation. Rühmt sich doch San Francesco der ältesten und schönsten Glasmalereien, die wie leuchtende Teppichvorhänge über den schlanken Fensteröffnungen herniederhängen. Die Fresken an den Langwänden — Scenen aus der Leidensgeschichte Christi und dem Leben des Titelheiligen — sind durch die Bogen, welche man für die gothischen Capellenanbauten öffnete, fast zerstört und haben überdies durch Feuchtigkeit gelitten, aber die prächtigen Schachbrett- und Zickzackornamente an den Gurten und Rippen der tiefblauen Wölbung haben ihren alten Glanz zum Theil bewahrt. Ungeheuer reich ist der malerische Schmuck, und an Wänden und Pfeilern blieb in der ganzen Kirche fast kein Raum frei, dessen sich die Kunst nicht angenommen hätte. Buntgemusterter Marmor bedeckt die unteren Wände, Freskencyklen in reicher Rahmengliederung ziehen sich an den Obermauern hin, denn außer Franciscus beanspruchten noch Schaaren von geringeren Heiligen in diesem Gotteshaus Verehrung; ihr Leben und ihre Wunderthaten werden an den Wänden in behaglicher Breite erzählt.

Digitized by Google

Halten wir einen Augenblick inne am ersten Gewölbepfeiler, wo sich eine weite wunderbare Perspective über die stille Grabeskirche öffnet, aus der uns ein Hauch geheimnißvoller Frömmigkeit entgegenweht. Der Sacro Speco des hl. Benedict in Subiaco allein, dessen Capellen so malerisch in zwei Stockwerken übereinander tief in die Felseuhöhlen hineingebaut wurden und durch matt erleuchtete Treppen und Gänge miteinander verbunden sind, erweckt im Besucher eine ähnliche Stimmung, entrückt ihn der Gegenwart in gleicher Weise und versetzt ihn mit einem Zauberschlage in die Gedankenkreise einer längst begrabenen Cultur. Aber nirgends werden wir so völlig unter den persönlichen Bann eines Geisteshelden gestellt, wie in der Kirche des hl. Franciscus, wenn die feierlichen Orgelklänge und die alten Chorgesänge die gewaltige Krypta durchfluthen, wenn die Stimme der Abendglocken gedämpft durch die geöffneten Pforten hereindringt. Und mächtiger noch redet sein Geist zu uns, wenn alles schweigt, und auch wer neugierig in diesen Räumen nur das Ungewohnte suchte, wer wissensdurstig nur Auge und Geist bereichern wollte, kann ernste, ungewohnte Fragen, die plötzlich in der Seele erwachen, nicht mehr zurückdrängen. Was suchst du hier, so spricht es in uns, was meinst du hier zu finden? Was hat der Heilige, was hat dies Heiligthum dir zu sagen? Ruheloser Mensch! Wird all' dein eitles Thun und Treiben, dein nimmerrastendes Begehren, die Natur, die Menschen und die Länder zu erforschen, dich der edlen Größe des armen Mannes von Assisi jemals näher bringen? Das Wort, welches Franciscus seinen Schülern so oft wiederholte: quantum homo est in oculis Dei, tantum est et non plus, ist wie der Grundtext der wortlosen Predigt, die uns an seinem Grabe so mächtig ergreift.

Mögen die Quellen der inneren Sammlung, des Nachdenkens, Forschens und Schauens in San Francesco unergründlich scheinen, an äußerer Ruhe, sie zu erschöpfen, an Freiheit der Bewegung fehlt es nicht. Keine Schweizer und Gesetzesmänner, die in den großen Kathedralen Deutschlands die Andacht der Besucher mit Strenge überwachen, keine geschwätzigen Sacristane, von denen man sich in den meisten Kirchen Italiens durch die „buona mancia" nur mühsam befreit, bedrängen den Fremdling. Hat er die Bettler am Eingang befriedigt, so bleibt er völlig sich selber überlassen, er mag gehen und weilen, wohin und wo es ihm gefällt; Kirche und Capellen sind sein eigen, und wo er die letzteren geschlossen findet, hält der würdige Fra Antonio für seine alten und neuen Bekanntschaften die Schlüssel stets bereit. So meint er in der That, in San Francesco die Heimath in der Fremde gefunden zu haben, und im süßen Zwiegespräch mit den Wandbildern der alten Meister, um einen Ausdruck zu gebrauchen, dessen sich Vittoria Colonna in einem Brief an Michelangelo bediente, verbringt er die flüchtig eilenden Stunden — „vergißt die Welt, wie sein die Welt vergaß".

Generalbericht des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Von Dr. E. Münsterberg in Berlin.

II.

Der Schwerpunkt des Generalberichts liegt in den zusammenfassenden Uebersichten über den Inhalt der Vereinsschriften, die in den 15 Jahren des Bestehens des Vereins erschienen sind und jedesmal die Vorberichte und die daran sich schließenden Verhandlungen in den Jahresversammlungen umfassen. Die Uebersichten sind so geordnet, daß sie das in verschiedenen Jahrgängen Zerstreute zusammenfassen und jeden Gegenstand für sich an der Hand aller daran geführten Verhandlungen behandeln. Es ist dadurch ein Einblick in die gesammten Arbeiten ermöglicht, der eine bequeme Handhabe für das Studium der zusammenhängenden Fragen bietet. Der Verein hat sich im großen und ganzen auf die Fragen des Armenwesens im engeren Sinne beschränkt, solche der vorbeugenden Wohlfahrtspflege nur gelegentlich aus mehr oder minder zufälligen Anlässen behandelt, so z. B. die Wohnungsfrage, den Arbeitsnachweis, den Einfluß der Arbeiterversicherung auf die Armenpflege und die hauswirthschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksclassen. Hier ist also das Gebiet keineswegs erschöpft. Dagegen kann dies von dem Gebiete des öffentlichen Armenwesens gesagt werden; ja in einer Reihe von Punkten, namentlich was die Armengesetzgebung und die Organisation der Verwaltung betrifft, dürften die Arbeiten des Vereins als für absehbare Zeit abschließend zu bezeichnen sein.

Der Bericht zerfällt in zwei Theile, deren erster das Armenwesen, der zweite die Wohlfahrtspflege umfaßt. Der erste ist wieder in 5 Abschnitte zerlegt, welche das Armenwesen im allgemeinen, die Armenstatistik, die Armengesetzgebung, die Armenverwaltung und die Leistungen der Armenpflege und Wohlthätigkeit behandeln. Aus dem ersten Theil ist namentlich das Werk von Böhmert: „Das Armenwesen in 77 deutschen Städten und einigen Landarmenverbänden" hervorzuheben. Es enthält in seinem ersten Theil eine gedrängte Schilderung der staatlichen und communalen Armengesetzgebungen und der freiwilligen Organisationen zur Linderung der Armuth und speciell eine ganz genaue und ausführliche Darstellung des Elberfelder Systems; der zweite specielle Theil enthält Mittheilungen über das Armenwesen in 77 deutschen Städten, von denen Berlin, Dresden, Leipzig ganz eingehende Darstellung unter Angaben über ihren historischen Entwicklungsgang erfahren. Der zweite Theil ist der Armenstatistik gewidmet; es werden die Anforderungen an die Armenstatistik und ihre bisherigen Leistungen in den verschiedenen Staaten und Städten dargelegt; daran schließen sich Mittheilungen über den Gang der Arbeiten im Verein und über die Art der Verarbeitung des Materials. In der zweiten Abtheilung sind die speciellen tabellarischen Darstellungen enthalten. Obwohl dieses tabellarische Bewerk nicht ohne Widerspruch geblieben ist, da die Zahlenergebnisse auf sehr ungleicher Grundlage beruhen und in sich wenig vergleichbar sind, so sind doch eine Reihe von Ergebnissen von bleibendem Werthe, weil hier das Gesetz der großen Zahlen zur Geltung kommt. Im übrigen kann die Kritik des Einzelnen vor der Thatsache stillhalten, daß keine Arbeit, weder des Vereins noch eines einzelnen Staates, einen derartigen Einfluß auf den Gang der Reform des Armenwesens in den verschiedensten Theilen Deutschlands und auch des Auslandes gehabt hat, wie das Böhmert'sche Werk. Eine große Anzahl von Städten ist dadurch zu grundlegenden Reformen angeregt worden. In der deutschen und der ausländischen Literatur ist dem Werk durchweg ein breiter Raum gegönnt, so daß die Wirksamkeit des Vereins schon in dieser einen Arbeit deutlich in die Erscheinung tritt. Böhmert selbst gebührt das bleibende Verdienst, die Wichtigkeit beschreibender und zahlenmäßiger Armenstatistik angeregt und in seinem engeren Heimathlande Sachsen und in den 77 Städten und Landarmenverbänden Beispiele praktischer Ausführung gegeben zu haben.

Aeußerst beachtenswerth sind auch die 1891 zum erstenmale und seitdem regelmäßig von Reitzenstein mündlich zu Beginn der Jahresversammlungen erstatteten Berichte über die neueren Entwicklungen und Bestrebungen, welche auf dem Gebiete des Armenwesens bei den für uns wichtigsten

Digitized by Google

Staaten des Auslandes hervorgetreten sind. Es sind bisher viermal solche Berichte erstattet worden und dabei die Zustände aller europäischen Länder und diejenigen Amerika's eingehend berücksichtigt. Namentlich wird der wachsenden Anerkennung des Elberfelder Systems außerhalb Deutschlands und der zahlreichen wichtigen Versuche zweckmäßiger Verbindung der öffentlichen und privaten Armenpflege gedacht. Es ist in der That bemerkenswerth, wie sehr der Einfluß des deutschen Armenwesens im Auslande gewachsen ist; es liegen dem Schreiber dieser Zeilen zur Zeit eine Reihe ausländischer Schriften vor, die in systematischer Darstellung das deutsche Armenwesen behandeln und seine Nachahmung empfehlen. In den Publicationen der National Conference of Charities aus Anlaß der Chicagoer Weltausstellung ist ebenfalls dem deutschen Armenwesen ein erheblicher Raum gegönnt. Reitzenstein selbst hat die erste Stelle in den von dem Comité gesammelten Einzelberichten erhalten.

Die Armengesetzgebung ist in den Vereinsschriften sehr eingehend behandelt worden. Ja man darf sagen, daß es eigentlich der Wunsch war, sich über die schwebenden Streitfragen gerade der Armengesetzgebung zu verständigen, welcher in erster Linie die Gründung des Vereins beeinflußt hat. Auch liegt ein Hauptverdienst des Vereins gerade darin, mit Nachdruck auf den Zusammenhang der Wirthschafts- und Armengesetzgebung hingewiesen und vor gesetzgeberischen Maßregeln gewarnt zu haben, welche lediglich das Verhältniß der Gemeinden zu einander regelu und durch Beschränkung der Freizügigkeit die wirthschaftlichen Schäden zu bessern vermeinen. Es ist überzeugend an den verschiedensten Stellen nachgewiesen worden, daß die Armengesetzgebung niemals Ursache, sondern immer nur Folge der wirthschaftlichen Verhältnisse sein kann. Da auf der anderen Seite anerkannt werden mußte, daß die Anforderungen, welche namentlich an kleinere Gemeinden in ihrer Eigenschaft als Ortsarmenverbände gestellt wurden, zum Theil zur unerträglichen Last wurden, so suchte man einer vernünftigen Ausgleichung der Lasten das Wort zu reden und betonte immer wieder die Nothwendigkeit der Betheiligung größerer Verbände an der Armenlast. Dieses Princip ist denn ganz allgemein als richtig anerkannt worden. Die Novelle vom 12. März 1894 entspricht mit Ausnahme der Bestimmungen über die Bestrafung pflichtvergessener Angehöriger, welche nicht weit genug gehen, durchaus den von dem Verein aufgestellten Grundsätzen. Man wird die Frage bis auf weiteres für die Gesetzgebung als erledigt ansehen dürfen. Was die weitergehenden Wünsche betrifft, die Armenlast ganz und gar der Gemeinde des Aufenthaltes zuzuweisen, so wird davon doch frühestens die Rede sein können, wenn die soeiale Gesetzgebung so weit gediehen ist, um auch die Wittwen und Waisen gegen die Folgen des Verlustes ihrer Ernährer sicherzustellen und damit die Hauptlast der Armenverbände auf die Fälle der Krankenfürsorge zu beschränken.

In diesem Zusammenhange seien sogleich noch die Verhandlungen des Vereins über die Arbeiterversicherung erwähnt. Die beiden in Bezug auf die Arbeiterversicherung erstatteten Berichte sind deßhalb von ganz besonderem Interesse, weil sie in zwei weit auseinander liegenden Zeiträumen erstattet worden sind; der eine 1881, als noch nichts von dem, was heute unter Arbeiterversicherung verstanden wird, gesetzliche Gestalt gewonnen hatte und die ersten Andeutungen hierüber soeben vorsichtig in die Oeffentlichkeit gebracht wurden; der zweite 1895, nachdem das Krankenversicherungsgesetz länger als 10 Jahre in Kraft gestanden und auch schon über das Gesetz betreffend Invaliden- und Altersversicherung fast 5 Jahre hinweggegangen waren. Für den Rückschauenden darum von ganz besonderem Interesse sind die Berichte, weil in jenem ersten und den daran geknüpften Verhandlungen das Princip der Zwangsversicherung selbst noch heiß umstritten ist, während der zweite Bericht und die über ihn geführten Verhandlungen von dieser Grundlage der Zwangsversicherung als der selbstverständlichen Voraussetzung der Arbeiterversicherung ausgehen. Von Bedeutung ist namentlich der 1895 von Dr. Freund, dem Vorsitzenden der Berliner Versicherungsanstalt, erstattete Bericht, welcher die Ergebnisse weiter reichender Untersuchungen über die Frage zusammenfaßt, in welcher Weise die neuere sociale Gesetzgebung auf die Aufgaben der Armengesetzgebung und Armenpflege einwirkt. Als wichtigste Folgerungen glaubt Freund aufstellen zu können, daß die Armenpflege schon jetzt in sehr bedeutendem Maße von Unterstützungsfällen entlastet worden sei und daß die Arbeiterversicherung die Arbeiterbevölkerung in erheblichem Maße vor Inanspruchnahme der Armenpflege bewahrt habe. Außerdem aber hat die Arbeiterversicherung auf die Hebung der gesammten Lebenshaltung der unteren Bevölkerungsclassen schon jetzt einen derartig mächtigen Einfluß geübt, daß die Armenpflege, indem sie diesem Gegenstande Rechnung zu tragen genöthigt war, die erzielten Ersparnisse durch Verstärkung und Ausdehnung ihrer Leistungen zum Theil völlig einbüßte, ja vielfach darüber hinaus Aufwendungen machen mußte.

In dem Abschnitt über die Armenverwaltung sind folgende Punkte zusammengefaßt: ehrenamtliche und berufsamtliche Thätigkeit in der städtischen Armenpflege; Aufsicht über die örtliche öffentliche Armenpflege; die Frauenthätigkeit in der Armenpflege; öffentliche und private Wohlthätigkeit; das Stiftungswesen; die Nothstandsthätigkeit. Mit der Behandlung des ersten Themas brach der Verein eine Lanze für das System der ehrenamtlichen Thätigkeit, das gegenwärtig alle größeren Gemeinwesen beherrscht. Was man auch für Bedenken dagegen hegen mag, es unterliegt keinem Zweifel, daß das Ehrenamt in der Armenpflege seine Feuerprobe vorläufig bestanden hat; mit Anerkennung, ja in einer neueren amerikanischen Schrift mit Neid, wird auf diesen festen Bestand der deutschen Gemeindeverwaltung geblickt. Es handelt sich daher in den Verhandlungen des Vereins mehr um die Frage, in welcher Weise man die mit der ehrenamtlichen Thätigkeit unmittelbar verbundenen Uebelstände einschränken, insbesondere der immer drohenden Gefahr der Willkürlichkeit vorbeugen kann, ohne in den entgegengesetzten Fehler der Schablone zu verfallen. Eng damit zusammen hängt die Frage der örtlichen Aufsicht, obwohl diese in höherem Maße die ländlichen als die städtischen Armenverbände betrifft. Doch ist in den Schriften eine Lösung des Problems nicht gegeben. Recht bemerkenswerth sind die in dem Münsterberg'schen Bericht über das Landarmenwesen abgedruckten Inspectionsberichte der hannoverschen Landesdirection, die zweifellos einen guten Fingerzeig geben, wie die Aufsicht zweckmäßig gehandhabt wird.

Bei den Fragen des Stiftungswesens wird ebenfalls die Frage der staatlichen Aufsicht berührt. Es bildet einen Theil der Privatwohlthätigkeit mit der eigenthümlichen Maßgabe, daß es sich nicht um lebendige Bethätigung der Barmherzigkeit, sondern um einen ein für allemal gebundenen Willen handelt, in dessen Namen Wohlthätigkeit geübt werden soll. Wird für die Liebesthätigkeit als ein ihr innewohnendes Element die Anpassung an die vorhandenen Verhältnisse, die Individualisirung gefordert, so leuchtet es ein, daß eine feststehende Stiftung, die zur Zeit ihrer Begründung sehr zweckmäßig gewesen ist, in späterer Zeit einfach unvernünftig geworden sein kann. Gerade dieser Gesichtspunkt der Bindung für ewige Zeiten gab den Anlaß zur Erörterung dieser Frage in den 1886 von Emminghaus und Flesch erstatteten Berichten über die „Behandlung von Armenstiftungen". In den Erörterungen auf der Jahres-

Digitized by Google

verſammlung wurde die Wichtigkeit der Frage erneut betont und vor allem auch auf den öffentlich-rechtlichen Charakter des Stiftungsweſens hingewieſen, welcher das Aufſichtsrecht des Staates in ſich ſchließe und jedenfalls eine Maßregel gegen Mißbrauch erheiſche; da nicht einmal öffentliche Geſetze für ewig feſtgehalten werden könnten, vermöge man einen ſolchen Charakter der Ewigkeit noch weniger dem Privatwillen des Einzelnen zuzugeſtehen, der im Laufe der Zeit geradezu ſchädlich wirken könnte.

In dem fünften Abſchnitt des erſten Theils, welcher die Leiſtungen der Armenpflege und Wohlthätigkeit behandelt, ſind zunächſt die allgemeinen Grundſätze, ſodann die einzelnen Zweige der Armenpflege beſprochen. Was die Grundſätze betrifft, ſo enthalten naturgemäß auch faſt alle übrigen Schriften mehr oder weniger eingehende Ausführungen hierüber; doch iſt die Frage 1894 ſpeciell aus dem Geſichtspunkt erörtert worden, in welcher Art, Höhe und Dauer eine Unterſtützung zu gewähren ſei. Es ſind aus dieſem Anlaß die verſchiedenen Formen der Unterſtützung, namentlich der Gegenſatz zwiſchen Geld- und Naturalunterſtützung und die Nützlichkeit der ſogenannten Tarif- und Anſchlußſätze, welche den Organen der Armenpflege bei Berechnung der Unterſtützung als Maßſtab dienen ſollen, behandelt worden. Das Reichsgeſetz überläßt die Feſtſtellungen über Art und Höhe der Unterſtützung der Landesgeſetzgebung, welche ihrerſeits auch nur ganz allgemein beſtimmt, daß dem Bedürftigen das Unentbehrliche an Obdach, Kleidung, Nahrung, Krankenpflege u. ſ. w. gewährt werden ſoll. Im übrigen iſt die Feſtſetzung genauerer Details wiederum dem einzelnen Armenverbande überlaſſen, der nun je nach der Größe und Güte ſeiner Einrichtungen die Feſtſetzung einfach der Praxis von Fall zu Fall anheimgibt oder in Geſchäftsordnungen, Dienſtanweiſungen, Tarifen u. ſ. w. genauere Vorſchriften über Art und Höhe der Unterſtützungen aufſtellt. Es herrſchen daher auf dieſem Gebiete große Verſchiedenheiten, die zum Theil von örtlichen Gewohnheiten, von finanziellen Geſichtspunkten, oft aber auch von reiner Gedankenloſigkeit und Willkür beſtimmt werden. Aus den Verhandlungen ſelbſt iſt nicht viel herausgekommen; doch hat der ſorgfältige Bericht von Cuno das Verdienſt, zur Klärung der Frage durch Sammlung guten Materials erheblich beigetragen zu haben.

Von Einzelheiten iſt namentlich die Fürſorge für Kinder Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit des Vereins geworden. Hervorzuheben ſind die Erörterungen über die Generalvormundſchaft über Armenkinder und über die Frage, ob Anſtalts- oder Familienpflege den Vorzug verdiene, zwei für die Praxis ſehr wichtige Punkte; unzweifelhaft iſt bei der gegenwärtig herrſchenden Bevorzugung der Familienpflege für Kinder die Auffaſſung des Vereins von maßgebendem Einfluß geweſen. Aeußerſt gründlich ſind auch die neuerdings ſehr in den Vordergrund getretenen Veranſtaltungen für ſchwächliche Kinder: die Ferienkolonien und die Kinderheilſtätten, behandelt worden. Ueber beide hat der verſtorbene Stadtrath Röſtel dreimal dem Verein berichtet, und zwar 1884, 85 und 89, und zwar jedesmal unter Darbietung eines ganz außerordentlich gründlichen und vielſeitigen Materials. Der erſte Bericht enthält eine ſehr ausführliche Geſchichte der Entwicklung der in Betracht kommenden Einrichtungen, als: Kinderheilſtätten in Soolbädern, in Seebädern, in klimatiſchen Kurorten und Mineralbädern, und endlich Ferienkolonien; ferner die genaue Darſtellung der Vorausſetzungen, der Wirkungen, der Beſchaffung der Mittel, der praktiſchen Ausführung und zum Schluß eine Statiſtik der beſtehenden Einrichtungen. Der Gegenſtand iſt nach allen Richtungen ſo erſchöpfend und ſorgfältig behandelt, daß der Bericht bis auf weiteres als grundlegend für die Beſchreibung dieſes Zweiges der Wohlthätigkeit bezeichnet werden muß.

Von den übrigen in dieſem Abſchnitt behandelten Gegenſtänden ſei nach die Fürſorge für Arbeitsloſe angeführt, die von jeher das ſchwierigſte Problem in der Armenpflege gebildet hat. Die Frage der Unterſtützung beſchäftigungsloſer Leute führt zurück zu der Frage der Verſchaffung von Arbeit und der Anwendung des Zwanges zur Arbeit, und wo immer die verſchiedenen Formen der Unterſtützung erörtert werden, die erwachſenen Perſonen für ſich oder für ihre Familien zu gewähren ſind, iſt das Bemühen darauf gerichtet, zwiſchen denen zu unterſcheiden, die nicht arbeiten können und die nicht arbeiten wollen. Es handelt ſich daher bei allen dieſen Erörterungen immer um die Frage, auf welche Weiſe dieſe Unterſcheidung bewirkt werden kann; man gelangt zu der Auseinanderhaltung von arbeitſuchenden und von vagabundirenden Elementen, von ſeßhafter und nicht ſeßhafter Bevölkerung. Als Mittel, dem zielloſen Umherwandern entgegenzuwirken, ſind die Naturalverpflegungsſtationen und die Arbeitercolonien Gegenſtand der Betrachtung als Einrichtungen für vorübergehend Bedürftige, während Arbeits- und Armenhäuſer für dauernd oder mindeſtens längere Zeit bedürftige Perſonen in Frage kommen. Im Zuſammenhang damit ſteht die Fürſorge für Obdachloſe, deren Bedürftigkeit zum Theil von der Wohnungsnoth, zum Theil von Arbeitsloſigkeit herrührt. Alle drei Gegenſtände, die Wohnungsfrage, den Arbeitsnachweis und die Fürſorge für Obdachloſe hat der Verein wiederholt in ſehr ausführlichen Gutachten und Verhandlungen beleuchtet.

Wer den Generalbericht durchblättert, wird immer wieder — und das wird auch für ſolche, die an den einzelnen Fragen keinen beſondern Antheil nehmen, von Intereſſe ſein — auf den Zuſammenhang des geſammten wirthſchaftlichen und geſellſchaftlichen Lebens mit den ſocialen Bedingungen des Daſeins zurückgeführt. Ueberall ergeben ſich Zuſammenhänge, nähere und fernere Berührungen; keine nach außen tretende Erſcheinungsform der Bedürftigkeit, die nicht wieder von mannichfachen inneren Urſachen beeinflußt würde. Die Hülfloſigkeit des Kindes kommt zu beſonders erſchreckendem Ausdruck, wenn ſie begleitet iſt von Schutzloſigkeit und zur Verwahrloſung und zum Verbrecherthum führt, die Hülfloſigkeit des Alters nicht minder, wenn ſie mit Siechthum und mit Gebrechen verbunden iſt. Der Generalbericht, in dem auf dieſe Zuſammenhänge immer hingewieſen iſt, wird ſo nicht allein ein Wegweiſer zu weiterem Studium, ſondern wird auch für ſolche, die ſich in kurzer Zuſammenfaſſung über Armenweſen und die angrenzenden Gebiete unterrichten wollen, eine Art Leſebuch ſein können, aus dem ihnen die verſchiedenen Richtungen moderner Armenpflege klar werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

S.S. **„Aus meiner Heimath.“** Novellen von **Hermine Villinger.** 3. Auflage. Berlin, F. Fontane u. Co. — Dieſe gemüthlichen und anheimelnden Geſchichten erſchienen zum erſtenmal im Jahre 1887. Die jetzt vorliegende 3. Auflage trägt die Widmung: „Dem gütigſten Landesvater, Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Friedrich von Baden, in Ehfurcht gewidmet“, iſt alſo als eine Feſtgabe zum 9. September zu betrachten. Im badiſchen Lande iſt der Schauplatz ſämmtlicher Skizzen und Geſchichten, die den Inhalt des Buches bilden. Einzelne darunter knüpfen direct an Ereigniſſe aus dem Leben des edlen allverehrten Fürſten an, ſo die letzte „Ein Freudenfeuer“, welche die rührend kindliche Ovation ſchildert, die der Hirtenbub dem Landesherrn bringt. Zu den vielen Freunden der liebenswürdigen Muſe Hermine Villingers wird das Büchlein ſicherlich neue erringen.

Eine kleine Berichtigung. Die in der Beilage (Nr. 197) gedruckte Kunde vom Tode des berühmten amerikaniſchen Sprachforſchers und Sanskritiſten **William Dwight Whitney**

Digitized by Google

scheint etwas verspätet zu sein, da der betreffende Gelehrte schon vor mehr als zwei Jahren, am 7. Juni 1894, verschieden ist. Es liegt hier ohne Zweifel eine Verwechselung mit dem älteren Bruder desselben, dem ausgezeichneten Geologen Josiah Dwight Whitney, vor, der am 19. Aug. am Lake Sunapee bei New London im Staat New Hampshire gestorben ist. Die beiden Brüder waren Professoren, der Orientalist am Yale-College und der Geolog an der Harvard-Universität, und jeder hat in seinem Fach Vorzügliches geleistet. 1835—1839 besuchte Josiah Dwight Whitney das Yale-College, ging 1842 nach Europa, wo er sich dem Studium der Geologie unter Elie de Beaumont und dem der Chemie und Mineralogie in den Laboratorien von Liebig und Rammelsberg widmete. 1847 kehrte er nach Amerika zurück und stellte im Auftrag der Bundesregierung der Vereinigten Staaten eingehende geologische Forschungen in dem unerschöpflichen Kupfergebiet des großen Oberen Sees (Lake Superior) an. Später machte er ähnliche Untersuchungen in vielen Theilen des Westens, namentlich 1860—1874 in Californien, deren Ergebnisse er in dem sehr wichtigen, sechsbändigen Werk „The Geological Survey of California“ niederlegte. Besonders im Bergfach ist seine Thätigkeit von großer Bedeutung gewesen. C. P. Evans.

v. M. Internationaler Congreß für Criminal-Anthropologie in Genf. Ihrem Referenten ist es leider nicht möglich gewesen, persönlich am Congreß theilzunehmen; er möchte aber doch nicht unterlassen, in Fortsetzung einer früheren Mittheilung (Beil. Nr. 176 vom 31. Juli l. J.) die Aufmerksamkeit der Leser auf einige weitere zur Vertheilung gelangte Referate zu lenken. In der wissenschaftlichen Vorarbeit, welche solche Referate enthalten, steckt zu ohnedies bei den meisten Congressen das Schwergewicht der Leistung. An erster Stelle ist zu nennen ein interessantes und geistreiches Referat des dermaligen Leiters der alsdann — in ihrer Technik allerdings auch recht veralteten — französischen Criminalstatistik, des auch durch seine sociologischen Arbeiten bekannten Hrn. Tarde. Das Referat beschäftigt sich mit der „criminalité professionelle“. Damit ist aber nicht etwa das gewerbsmäßige Verbrecherthum gemeint, sondern die Gliederung der Criminalität nach Berufsclassen unter besonderer Betonung der den verschiedenen Berufsclassen als solchen zukommenden Criminalität. Die einleitenden Erörterungen über den letzteren Punkt, bei welchen namentlich die außerordentliche Häufigkeit der Richtentdeckung und Nichtverfolgung solcher specifisch beruflicher Verbrechen (z. B. der häuslichen Diebstähle, der Kindesabtreibungen u. s. w.) hervorgehoben wird, sind für die allgemeine Frage der richtigen Beurtheilung beim statistischen Verfahren gegenüber der wirklichen Criminalität von erheblicher Bedeutung. Beachtenswerth ist auch der vom Verfasser betonte Unterschied, welcher sich darin zeigt, daß die professionellen Verbrechen je nach den Berufsgruppen mit einer gewissen verzeihenden Milde oder entgegengesetzt mit außerordentlicher Strenge (z. B. Sittlichkeitsverbrechen eines Priesters, Verrath eines Officiers, Giftmord eines Apothekers) beurtheilt zu werden pflegen. Mit Recht betont der Verfasser, daß die im allgemeinen noch mangelhafte Ausbildung der Berufsstatistik den zahlenmäßigen Nachweis der beruflichen Criminalität erschwert, und daß es an der Zeit sei, hier Wandel zu schaffen. (Für Deutschland, welches die allgemeine Berufsstatistik der Bevölkerung am besten ausgebaut hat, wäre eine entsprechende Ausgestaltung der Berufsstatistik des Verurtheilten vor allem geboten.) Der vom Verfasser zum Schluß angestellte Versuch, aus den für die schwurgerichtlichen Fälle in Frankreich vorliegenden Berufsangaben in Verbindung mit der allgemeinen Berufsstatistik der Bevölkerung gesonderte Criminalitätsziffern der Bevölkerung abzuleiten, ist unbefriedigend. Die schwurgerichtlichen Fälle allein bilden keinen richtigen Maßstab und weitere fehlt dafür, daß in der Criminalstatistik und in der allgemeinen Bevölkerungsstatistik bei der Berufsgruppirung nach gleichen Grundsätzen verfahren ist, alle Gewähr. — Ein weiteres Referat von allgemeinstem Interesse ist das von A. Bertillon, dem bekannten Leiter des anthropometrischen Dienstes der Polizeipräfectur in Paris, über die durch die Anthropometrie in criminalistischer Hinsicht erzielten Resultate und über die dabei weitere wünschenswerthen Verbesserungen. — Dimitri Drill (St. Petersburg) referirt über Begründung und Zweck der strafrechtlichen Verantwortlichkeit, J. Ofner (Wien) über den Einfluß des positiven Rechts auf die strafbaren Handlungen, der Abbé M. de Boets und der Dr. G. de Baets (Gent) beschäftigen sich mit der Erziehung der Kinder des Verbrechers. Endlich behandeln G. Ballet und Rondinovitch (Paris) die besondere Gruppe der Irren, die sie als „persécutés processifs“ (hochgradige, namentlich zu jeglicher Proceßführung geneigte Querulanten in geistesgestörtem Zustand) bezeichnen.

* Ein Telegramm des Lowell-Observatoriums in Arizona theilt mit, daß Dr. See den Begleiter des Sirius, der mehrere Jahre unsichtbar war, wiederentdeckt hat. Schon 1844 schloß Bessel aus der scheinbaren Unregelmäßigkeit seiner Bewegung, daß der Sirius von einem dunklen Satelliten begleitet sein müsse. Zwanzig Jahr später erwies sich seine Voraussagung als wahr. Im Februar 1862 prüfte Alwin Clark mit seinem Sohn in Boston ein 18½zölliges für die Universität Chicago angefertigtes Objectiv. Plötzlich rief der Sohn aus: „Was, Vater, der Stern hat einen Begleiter!“ Später fand ihn ein Dutzend Beobachter.

* **Augsburg.** Die Münzsammlung des hier verstorbenen Bezirksarztes Dr. Fitentscher, hauptsächlich aus fränkischen Mittelaltermünzen bestehend, ist zum Preise von 70,000 M. an das k. Münzcabinet in Berlin verkauft worden.

* **Budapest.** Der hervorragendste Zoolog Ungarns, Dr. Theodor Margó, einer der angesehensten Professoren der hiesigen medicinischen Facultät, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, ist am 5. September in seiner Villa zu Szent-Lörincz im 81. Lebensjahre gestorben.

-l. **Genf**, 7. Sept. Hundertjähriges Jubiläum der „Bibliothèque universelle“. Diese bekannte Zeitschrift, die anfangs unter dem Titel „Bibliothèque britannique“ erschien, vollendet in diesem Jahre das erste Jahrhundert ihres Bestehens. Zur Erinnerung daran hatten sich heute in unserer Stadt der Director und Eigenthümer der „Bibliothèque“ und deren Hauptmitarbeiter von Lausanne und Neuchâtel mit ihren Genfer Collegen und Freunden zu einer Jubelfeier vereinigt. Dieselbe begann heute Vormittag 10 Uhr mit einer öffentlichen, sehr zahlreich besuchten „Séance“ im Athenäum, wobei Prof. Ernest Roehle über die literarische und Prof. Philippe Gupe über die wissenschaftliche Bedeutung dieser Zeitschrift während des ersten Jahrhunderts ihrer Veröffentlichung sprachen. Die Begründung und die ersten Jahre ihres Bestehens fallen in eine Zeit der Unruhe, der Revolutionen und Kriege. Genf hatte damals eine der schwierigsten Perioden seiner Geschichte durchzumachen. Es hatte sich gegen den Andrang der Jakobiner und gegen die Roheit des Directoriums zu vertheidigen. Den vielfachen Intriguen, Besprechungen und Drohungen eines Bonne, eines Rewbell u. Gen. entging es noch mit großer Mühe und Anstrengung seiner ganzen Kraft, aber am 15. April 1798 erlag es der Gewalt und fiel unter französische Herrschaft, in der es 16 Jahre lang verblieb und die ehemals freie Republik zu einer einfachen französischen Präfectur erniedrigt wurde. Die Begründer der neuen Zeitschrift waren die drei Genfer Frèd. Guillaume Maurice, Marc-Auguste Pictet und dessen Bruder, der Diplomat Charles Pictet de Rochemont. Alle drei vereinigte ein lebhaftes Gefühl fürs Vaterland und eine hohe sittliche wie geistige Bildung. Pictet de Rochemont übernahm die Artikel über die Literatur und Agronomie; Wissenschaft und Kunst wurden seinem Bruder Marc-Auguste übertragen, der im Jahre 1786 als Nachfolger Hrn. H. B. de Saussure zum Professor der Philosophie an der Genfer Akademie ernannt worden war und als solcher vornehmlich Physik zu lehren hatte. F. G. Maurice hatte die Leitung und Verwaltung der Bibliothèque britannique, worauf dieser sich ausgezeichnet verstand, und seinen Anstrengungen hatte es die neue Zeitschrift zu verdanken, daß sie mitten in den Stürmen der Kriege und politischen Umwälzungen jener Zeit sich aufrecht erhielt. Ihm gelang es, in England den Astronomen Herschel, den Chemiker und Physiker Davy und den Entdecker der Kuhpockenimpfung Jenner für die „Bibliothèque“ zu gewinnen. Auch der Erdumsegler und Naturforscher Banks, der Physiker und Philanthrop Rumford, die Schriftstellerin Maria Edgeworth und der durch seine vielen Erfindungen bekannte Charles Lord Stanhope interessirten sich für die Genfer Zeitschrift, die sich vor allem die Aufgabe gestellt hatte, die englischen Ideen und wissenschaftlichen Forschungen Großbritanniens in Frankreich zu verbreiten. In Paris gewann die „Bibliothèque“ als Freunde und Gönner den Mineralogen Dolomieu, den Literaten und Journalisten Suard, den Publicisten Dupont de Nemours u. a. Die Zahl der Abonnenten während der ersten 20 Jahre war nicht beträchtlich. Ende des Jahres 1816 zählte sie 700 Abonnenten, unter denen sich die höchsten Herrschaften und hervorragendsten Staatsmänner und Gelehrten Europa's befanden. Der gute Ruf dieser Zeitschrift trug nicht wenig dazu bei, ihrem Begründer und Redacteur Pictet

Digitized by Google

de Rechemant die diplomatischen Missionen zu erleichtern, bei welchen er in den Jahren 1814—1816 in Paris, Wien und Turin die Interessen seines wieder frei und unabhängig gewordenen Vaterlandes zu vertheidigen hatte. Im Jahre 1816, nachdem auch in Deutschland die wissenschaftliche Forschung einen mächtigen Aufschwung genommen, nannte sich die Genfer Zeitschrift „Bibliothèque universelle“ und zog als solche neben den englischen und französischen vornehmlich auch die deutschen Bestrebungen auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete in den Bereich ihrer Betrachtungen. Die „Bibliothèque universelle“ erscheint bekanntlich jetzt in Lausanne; sie zählt gegenwärtig an die 4000 Abonnenten und darf als das Hauptorgan der französischen Schweiz angesehen werden.

* **London.** Der „Windward“ ist mit allen Mitgliedern der Jackson'schen Nordpol-Expedition hier angekommen. Der Botaniker der Expedition, Harry Fisher, gibt dem Vertreter des Reuter'schen Bureaus folgende Schilderung des Zusammentreffens Dr. Nansens mit Jackson: Wir hatten eben unser Mittagsmahl am 17. Juni in Elmwood beendigt und saßen alle um den Tisch, der mitten in unserm behaglichen Blockhaus stand. Der Tag war trübe und nebelig, aber nicht sehr kalt. Lachend und scherzend saßen wir da und rauchten. Plötzlich steckte unser Astronom Armitage, der im Observatorium gewesen war, seinen Kopf durch die Thür und rief: „Wie viel seid ihr? Ich sehe einen Menschen auf dem Treibeis.“ Wir zählten und fanden, daß alle da waren. Dann zerbrachen wir uns den Kopf, wer der Mensch wohl sein könne. Jackson stand sofort auf und sagte: „Mag er sein, wer er will, ich gehe.“ Und mit den Worten lief er davonnen. Wir übrigen suchten Teleskope und Opernglaser hervor; einige stiegen auf den Felsen, um nach dem Fremdling auszuspähen. Der Gedanke, daß es Nansen sein könne, fiel in den ersten zwanzig Minuten keinem bei. Da sprachen Armitage und ich die Vermuthung aus, es wäre vielleicht Nansen. Um diese Zeit sahen Jackson und der Fremdling wie zwei dunkle Flecke aus. Beide gesticulierten heftig. Sie kamen einander immer näher, und bald begriffen wir, daß es der norwegische Forschungsreisende sein müsse. Er trug ein Gewehr in der einen Hand und einen Bambusstock in der anderen. Er sprang mit wunderbarer Behendigkeit von einer Eisscholle auf die andere. Dann machten wir uns ebenfalls auf auf den Weg nach der Stelle, wo Jackson und der Fremdling waren. Als der letztere nahe genug war, rief Jackson aus: „Das ist Dr. Nansen.“ Und wir schrieen alle, bis wir heiser waren. Als wir hörten, wie weit Dr. Nansen nach Norden gedrungen war, schrieen wir dreimal Hurrah. Dann fand sich Zeit, Nansen näher anzuschauen. Sein nächster Verwandter würde ihn nicht wiedererkannt haben. Sein blondes Haar und sein blonder Bart waren dunkelbraun geworden, auf seinem Gesicht und seinen Händen gab es keinen weißen Fleck. Er sah fast wie ein Neger aus; sein Gesicht war schwarz vom Rauch des Fischthrans. Sein Anzug, den er 15 Monate getragen hatte, war steif von Blut und Oel, womit nach sein Gesicht besudelt war. Die Begrüßungsscene zwischen Nansen und Jackson steht in ihrer Art vielleicht einzig da. Nachdem sich beide die Hand gedrückt, hub Jackson an: „Es freut mich ungemein, Sie zu sehen!“ Nansen: „Auch mich, Sie zu sehen!“ Jackson: „Haben Sie ein Schiff hier?“ Nansen: „Nein.“ Jackson: „Wie viele sind Sie?“ Nansen: „Ich habe nur einen Gefährten, dort in einiger Entfernung.“ Während der Zeit schaute Jackson Nansen stetig ins Gesicht. Immer mehr kam er zu der Ansicht, es müsse Nansen sein. Endlich rief er aus: „Sind Sie nicht Nansen?“ „Ja, ich bin Nansen.“ Jackson: „Bei allen Göttern, das freut mich riesig, Sie zu sehen.“ Darauf folgte ein noch herzlicheres Händeschütteln. „Danke Ihnen sehr, sehr gütig.“ — Was das Ergebniß der Jackson'schen Fahrt betrifft, so ist es geographisch von hoher Bedeutung. Bisher bildete der von Payer angenommene und von ihm benannte Austria-Sund das Hauptwasser zwischen den Inseln des Franz Josephs-Landes. Die große See, welche da liegt, wo Payer Land gemuthmaßt hatte und die Jackson „Queen Victoria-See“ taufte, ist das größte Gewässer in jenen arktischen Gegenden. Sie erstreckt sich wahrscheinlich bis zum 87. Grad nördlicher Breite. Die Richthofen'sche Bergspitze existirt nicht. Dafür hat Jackson aber einem Cap den Namen „Cap Richthofen“ beigelegt. Es gelang ihm, eine ungefähre Karte des Franz Josephs-Landes in seinen Umrissen zu entwerfen. Jackson hat mehr als 1000 photographische Aufnahmen auf seiner Nordpolfahrt gemacht. Die Thierbilder sind vielleicht die werthvollsten darunter.

* **Christiania.** Für Fridtjof Nansen soll jetzt an der hiesigen Universität eine Professur errichtet werden. Man brachte eine solche für Nordpolarforschung in Vorschlag; der berühmte Reisende selbst aber erklärte, eine solche für Biologie anzuziehen, in welcher Wissenschaft er früher thätig gewesen ist und z. B. auf der bekannten deutschen biologischen Station in Neapel gearbeitet hat. In den nächsten norwegischen Etat wird denn auch eine solche Professur eingestellt werden.

* **St. Petersburg.** Nach dem Tode des Professors Beschadski ist das Katheder für Encyklopädie und Geschichte der Philosophie des Rechts an der hiesigen Universität längere Zeit vacant gewesen. Gegenwärtig ist dieses Katheder dem Professor Korkunow übergeben worden, der es bereits einmal zeitweilig innegehabt hat.

* **Tokio.** Bei der Sitzung-Gia-Schiki, der feierlichen Vertheilung der neuen Doctorzeugnisse, die wie alljährlich am Schlusse des Sommersemesters, 10. Juli, stattfand, hielt der Rector der Teikoku-Daigaku, der kaiserlichen Universität zu Tokio, Prof. Dr. Hamao, eine längere Rede über die Entwicklung der Universität. Demnach zählte sie Ende Juni 86 Professoren, 28 Docenten und 1583 Studirende. Sie zerfällt in sechs Facultäten, 36 Abtheilungen und umfaßt 127 verschiedene Fächer. Bisher bestanden die Doctorprüfungen, die in jedem Jahre nur einmal abgehalten wird, im ganzen 2779 und davon allein in diesem Jahr 319 Studirende. Den Facultätern nach gehörten unter diesen neuen Doctoren 97 zur juristischen, 27 zur medicinischen, 50 zur literarischen, 18 zur naturwissenschaftlichen, 82 zur technischen und 45 zur landwirthschaftlichen Facultät.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 6. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Ruß: Die fremdländischen Stubenvögel. Bd. 2. Lfg. 12 u. 13. Magdeburg, Creutz 1896. — C. W. Allers und Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 25 u. 26. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Anton Freh. v. Perfall: Die Reune. Romantische Erzählung. 8. bis 12. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — Dr. S. Rajchór: Auswahl von Gedichten, nach dem Ungarischen des Arwiczky Gyula. Leipzig, Beano Witt 1896. — M. Rüdiger: Waldtraut. Nach der Chronik des Pfarrers von Hinrichshagen. 6. Aufl. Cöthen i. A., Schriften-Niederlage des Evang. Vereinshauses 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 259. Mähren und Schlesien. 1. Heft. Wien, Alfred Hölder. — *The New Review.* Ed. by W. E. Henley. N. S. Nr. 88. Sept. 1896. London, William Heinemann. — O. Meding (Gregor Samarow): Erinnerungen aus der Zeit der Gährung und Klärung. Berlin, Th. Schoenfeldt 1896. — Nansens Nordpolfahrt 1893—1896. Maßstab: 1:30,000,000. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Ph. Beck: Liederbuch nebst kurzer Gesangslehre für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. 1. Th. 1. bis 4. Schuljahr. 5. Aufl. 2. Th. 5. bis 7. Schuljahr. 6. Aufl. 3. Th. 6. Aufl. Leipzig, Heinrich Beedt 1896. — E. Gaul: Stenographie mit Schreibung der Vocale. Für Schul- und Selbstunterricht. 2. Aufl. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Die kirchenrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts und der bayer. obersten Gerichtshöfe aus dem Gebiete des Gemeinen Kirchenrechts und des Bayer. Staatskirchenrechts. 1. Abthlg. München, J. Schweitzer 1896. — Das bayerische Gesetz über Heimath, Verehelichung und Aufenthalt vom 16. April 1868 in der Fassung der Novelle vom 17. Juni 1896. Hggb. von Dr. Max Prockst. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1896. — Die Bevölkerungs- und Wohnungs-Aufnahme vom 1. December 1890 in der Stadt Berlin. Im Auftrage der städt. Deputation für Statistik bearbeitet von R. Böckh. 2. Heft. Berlin, Leonhard Simion 1896. — Dr. Gottfried Zöpfl: Die bayerische Industrie und die bayerische Landes-Ausstellung 1896. Zugleich Führer nach Industriezweigen für Fachleute. Würzburg, Stahel 1896. — O. Längerle: Die Thronfolge in Lippe-Detmold. Regensburg, Friedrich Pustet 1896. — Dr. Victor Böhmert: Das deutsche Handwerk und die Zwangsinnungen des Gesetzentwurfes, betr. die Abänderung der Gewerbeordnung. Dresden, Bleyl und Kaemmerer 1896. — Walter Ledig: Ueber den Einfluß der Eisenbahnen auf Cultur und Volkswirthschaft mit besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen. Vortrag. Leipzig, W. Engelmann 1896. — Dr. H. Heetnee: Alkoholismus und Arbeiterfrage. (Sonderabdruck a. d. „N. D. Rundschau“.) Hildesheim 1896. Verlag von J. F. Lehmann, München. — Jules Simon: Der Kaiser. Charakterstudie Wilhelms II. Aut. Uebersetzung a. d. Französischen. Breslau, L. Frankenstein 1896.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 10. September. Nummer 209.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wie entstand das Petroleum? Von Dr. Kreusner. — Assis. II. Von E. Steinmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wie entstand das Petroleum?

Von Dr. Kreusner.

In einer seiner zahlreichen kleineren Erzählungen schildert Peter Rosegger einen steierischen Bauern aus den sechziger Jahren unsres Jahrhunderts, der von einer Reise nach der Landeshauptstadt Graz die erste Petroleumlampe in sein heimathliches Bergdorf mitbringt. In Gegenwart sämmtlicher, aufs höchste gespannter Hausbewohner und Nachbarn wird die Lampe gefüllt und angezündet; aber sie qualmt und rußt fürchterlich, denn man hat den Brennschlitz über den Docht zu stülpen vergessen. Endlich kommt ein findiger Zuschauer auf den Gedanken, daß der auf dem Tische liegen gebliebene Lampentheil wohl auch zu etwas gut und nothwendig sei, und nach richtiger Einfügung desselben vollzieht sich unter staunenden Ausrufen der Zuschauer der Sieg des neuen Lichtes über das Brennöl und die Unschlittkerze der Urväter.

Es sind erst 35 Jahre her, seit das Petroleum seinen Siegeslauf durch die Welt nahm und Scenen wie die eben geschilderte sich hunderttausendmal abspielten. Inzwischen sind viele schöne Erfindungen auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik gemacht worden; aber trotz Elektricität, Gas, Auer'schem und Spiritusglühlicht, trotz der sich jetzt eben langsam ausbreitenden Acetylengasbeleuchtung ist das Petroleum das wichtigste Beleuchtungsmittel geblieben. Es leuchtet dem Flachlandbewohner ebenso wie in der einsamen Fischerhütte am Dünenstrande und wie in der Almenbaude des Hochgebirges und wird allem Anschein nach wohl noch auf lange Zeit hinaus nicht verdrängt werden, zumal da nach Lage der Umstände nur einem verhältnißmäßig kleinen Bruchtheile der Menschen eine glänzendere Beleuchtungsart zugänglich ist.

Das Interesse der Finanzminister wendet sich diesem wichtigen Verbrauchsartikel ebenso zu wie der Speculationstrieb der sich zu Ringen und Cartellen verbindenden Großproducenten und der Petroleumpreis ist eine der wichtigsten Notirungen aller Waarenbörsen. Von Zeit zu Zeit dringen überdies Alarmnachrichten über die angeblich herannahende Erschöpfung der pennsylvanischen Erdölquellen nach Europa. Wenn sich nun dieselben auch einer genauen Prüfung auf ihre Stichhaltigkeit entziehen, so sind sie doch geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit diesem Stoffe zuzuwenden.

Petroleumquellen sind seit den Zeiten des grauen Alterthums bekannt; Petroleummörtel hat man nachweislich schon bei alten Bauten Babyloniens angewendet, die heiligen Feuer von Baku brennen seit Jahrtausenden. Später hat man dann im vorigen Jahrhundert das zu Amiano im Parmesanischen gefundene Petroleum zur Stadtbeleuchtung gebraucht. Gleichwohl herrschte aber noch um die Mitte dieses Jahrhunderts so wenig Verständniß für den Werth dieses wichtigen Leuchtstoffes, daß derselbe keine Käufer fand, bis die nachmals so berühmt gewordene erste amerikanische Petroleumquelle im Kanawhathale ihre ersten Producte auf den Markt brachte. Ein Jahrzehnt später war das Bild gänzlich verändert: die chemische Industrie hatte in den Destillationsrückständen des Rohnaphtha eine werthvolle Fundgrube der schätzenswerthesten Stoffe entdeckt; zweckmäßige Lampenconstructionen besiegten die Scheu des Publicums vor der Feuer- und Explosionsgefahr, und als im August 1859 die erste mit armdickem Strahle springende Petroleumfontaine bei Titusville in Pennsylvanien erbohrt wurde, ging ein Gründungs- und Bohrungsfieber an, welches an die schlimmsten Zeiten der Entdeckung der kalifornischen Goldlager erinnert.

Merkwürdigerweise hat die wissenschaftliche Erkenntniß der Entstehung des Petroleums mit der zunehmenden praktischen Verwendung desselben in keiner Weise Schritt gehalten. Die berühmtesten Chemiker und Physiker haben Theorien aufgestellt, welche recht plausibel schienen, sich aber bald als unzulänglich erwiesen, und erst vor kurzem ist es dem Professor Engler in Karlsruhe gelungen, das Räthsel in einer mit den Erfahrungsthatsachen der Geologie in Einklang stehenden Weise zu lösen.

Das Petroleum ist ein Gemisch von mehr als 30 verschiedenen Kohlenwasserstoffen, welche in den einzelnen Quellen in sehr verschiedener Menge vertreten sind. Der Umstand, daß man durch die Destillation des Holzes ein ebenfalls aus Kohlenwasserstoffen bestehendes Product, das Theer, gewinnt, führte zu der Annahme, daß das Petroleum aus den von jüngeren Gesteinsschichten verschütteten Wäldern früherer geologischer Perioden entstanden sei. Diese Theorie schien um so wahrscheinlicher, als viele Petroleumlager in Gegenden vorkommen, wo reichlich Steinkohlen gefunden werden. Die verschiedenartige chemische Zusammensetzung von Theer und Petroleum suchte man dabei dadurch zu erklären, daß das Theer in der Retorte bei hoher Temperatur durch schnelle Zersetzung entstehe und deßhalb andere Kohlenwasserstoffe enthalte als das Erdöl, welches bei niederen Wärmegraden, unter hohem Druck und in fast unschätzbar langen Zeiträumen entstanden sei.

Mit dieser sehr einfachen Theorie war es jedoch nichts; denn die Geologen wiesen nach, daß das Steinöl häufig im Silur und Devon vorkomme, also in Schichten, welche unvergleichlich viel älter sind als die Steinkohlenformation und keine Reste von untergegangenen Wäldern aufweisen.

Der berühmte französische Chemiker Berthelot versuchte die Entstehung des Petroleums aus anorganischen Stoffen zu erklären. Er nahm an, daß die in der Erdrinde häufig auftretenden Alkalimetalle: Kalium, Natrium, Lithium, Cäsium und Rubidium bei ihrem Zusammentreffen mit Kohlensäure die sogenannte Acetylüre gebildet hätten und daß diese Stoffe mit Wasser Acetylen gegeben hätten, welches sich mit freiem Wasserstoff, der durch Einwirkung von

Digitized by Google

Wasser auf die genannten Alkalimetalle entsteht, zu den im Erdöl vorkommenden Kohlenwasserstoffen verbindet.

Auch diese Theorie genügte aus verschiedenen Gründen nicht den geologischen Anschauungen. Nachdem man es vergeblich mit dem Mineralreich und Pflanzenreich versucht hatte, blieb also nur der thierische Ursprung des Petroleums und diese Vermuthung fand eine Stütze in dem Vorkommen des Petroleums am Rothen Meere, wo es unter ganz eigenthümlichen Umständen austritt. Die ganze Westseite des genannten Meeres ist bis zur Straße von Aden hinunter mit Korallenbänken besetzt, welche seewärts im lebendigsten Wachsthume begriffen sind und auf der Landseite absterben, wo sie dann von den vorwiegend westlichen Wüstenwinden theils mit Sand überschüttet werden, theils unverschüttet zu einem ziemlich porösen Kalkstein zusammenbacken. Gräbt man in diesen Stein Löcher, welche übrigens gar nicht so besonders tief zu sein brauchen, so sickert aus dem Korallenkalk beständig eine Flüssigkeit heraus, welche entschieden als Petroleum angesprochen werden muß. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, unterwarf nun Engler die verschiedenartigsten thierischen Fette in geschlossener Retorte und unter hohem Drucke der Destillation und erhielt mehr oder minder dem Rohpetroleum gleichende Stoffe; besonders ein aus Fischthran hergestelltes Product hatte eine fast an Identität grenzende Aehnlichkeit mit dem amerikanischen Petroleum. Die aus diesen überzeugenden Versuchen sich ergebende Theorie der Entstehung des Petroleums aus thierischen Fetten befriedigt Chemiker und Geologen in gleicher Weise. Die Frage, woher denn die zur Bildung des Erdöls erforderlichen kolossalen Mengen thierischen Fettes gekommen seien, beantwortet sich leicht, wenn man erwägt, daß das Meer der Hauptaufenthalt des Thierlebens ist, welches hier mit Zurückdrängung der Pflanzenwelt fast ausschließlich dominirt, während auf dem trocknen Lande die Thiere fast nur einsame Spaziergänger in der überwiegenden Pflanzenwelt sind. Die zahllosen großen und kleinen Thierleichen sammeln sich, dem Gesetze der Schwere und verschiedenen Meeresströmungen folgend, an bestimmten Stellen und werden von Schlamm überdeckt, und nun beginnt — zwar unendlich viel langsamer, aber doch im wesentlichen — derselbe Proceß wie in der Retorte. Noch einleuchtender wird der Vorgang, wenn man an Seebecken denkt, welche vom freien Meere abgesperrt wurden und der langsamen Vertrocknung anheimfallen, wie beispielsweise das Caspische Meer, in dessen nächster Nähe auf der Halbinsel Apscheron bei Baku die bekannten gewaltigen Petroleumquellen springen. Die Verflachung des Wassers zwang die Thierwelt, sich mehr und mehr nach den tiefsten Stellen zu concentriren, wo sich auch die Leichen häufen mußten. Der zunehmende Salzgehalt vernichtete schließlich jedes thierische Leben; bei weiterer Concentration des Salzwassers schied sich der Ueberschuß an Salz als Steinsalzlager aus und zu allerletzt ward der ehemalige Meeresgrund festes Land. Auf diese Weise erklärt sich ganz ungezwungen das geradezu typische gemeinschaftliche Vorkommen von Naphtha und Steinsalz.

Ob wir nun wirklich in Jahrzehnten oder Jahrhunderten einem Mangel an Petroleum entgegengehen, wie er für die Steinkohle schon lange unsern späteren Nachkommen prophezeit wird, läßt sich kaum beurtheilen. Die Caspischen Quellen sind noch bei weitem nicht auf dem Gipfelpunkt ihrer Leistungsfähigkeit, und in Canada, Cuba, Trinidad und Peru, in Japan, China, Formosa, Britisch-Birma und Assam finden sich Petroleumlager von kaum geahnter Mächtigkeit. Der schöne Traum, der sich vor 16 Jahren an die Petroleumbohrungen in Braunschweig und Hannover knüpfte, ist freilich nicht in Erfüllung gegangen, obwohl die Aehnlichkeit mit den nordamerikanischen Bodenverhältnissen reiche Ergebnisse nicht ausgeschlossen erscheinen läßt; aber es muß erst der Besitzer der Wünschelruthe kommen, die den richtigen Platz zeigt, von dem es in Goethe's Faust heißt:

„Hier liegt der Spielmann, liegt der Schatz."

Assisi.

Eine Reiseerinnerung von E. Steinmann.

II.

In einem beachtenswerthen Passus seines Testaments hatte der hl. Franz auch für die Ausstattung von Minoritenkirchen und -klöstern bindende Vorschriften ertheilt: „Die Brüder sollen sich wohl hüten, heißt es hier, Kirchen und Wohnungen, und was man sonst für sie baut, zu übernehmen, wenn nicht alles so gemacht ist, wie es die heilige Armuth erlaubt, die wir in unsrer Regel gelobt haben, so daß sie als Pilger und Fremdlinge in ihnen wohnen können." In den Statuten des Generalcapitels von Narbonne, welche Bonaventura im Jahre 1260 aufstellte, klingen die Mahnungen des Patriarchen noch deutlich nach, ja sie scheinen verschärft, wenn sie ausdrücklich verbieten, die Kirchen zu wölben, sie mit Bildern, Glasfenstern und Säulen zu schmücken und sie endlich gar durch besondere Länge und Breite zu einer Sehenswürdigkeit zu machen. Aber offenbar hat man niemals daran gedacht, so kunstfeindliche Theorien, die auch sonst nirgend zur strikten Durchführung gelangten, auf das Hauptheiligthum des Franciscanerordens praktisch anzuwenden. Stieg doch die gewaltige Doppelkirche über der vermauerten Grabcapelle des hl. Franz mit solcher Schnelligkeit empor, daß sie schon ums Jahr 1240 vollendet dastand, reichen doch die ältesten Glasmalereien bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück, in jene Zeit, wo auch Cimabue „in Gesellschaft einiger griechischer Meister" in Unter- und Oberkirche thätig war. Der Dank der neu erwachenden Kunst, welcher der Arme von Assisi ein so wunderbar reiches Vermächtniß zurückgelassen hatte, sollte sich in seiner Vaterstadt am glänzendsten bethätigen, hier wollte sie, „die gottgeborene, reine", ihre ersten schüchternen Gebilde gleichsam als Opfergabe am Grab des Heiligen niederlegen. — Nachdem die Arbeiten Cimabue's und seiner Genossen im Langhaus der Unterkirche fast völlig zerstört sind, erweckt das berühmte Freskobild der Madonna im nördlichen Querschiff als einziges wohlerhaltenes Zeugniß seiner großen Kunst besondere Theilnahme. Pietätvoll ließ Giotto, als er mehrere Jahrzehnte später die unterbrochenen Arbeiten seines Meisters fortzusetzen berufen war, dies Wandbild unberührt, er fügte die mächtigen Gestalten nur in den Rahmen ein, mit dem er an Wand und Gewölbe seine Schilderungen aus dem Leben Christi gliederte. Man wird nach einem Vergleich mit den nicht minder berühmten Madonnen in Paris und Florenz einem von berufenster Seite[1]) geäußerten Urtheil beistimmen müssen, daß sich in dem Fresco der Unterkirche von Assisi Cimabue's Schönheitsideal am ungetrübtesten genießen läßt. Zwar hat auch hier Geberde und Ausdruck der thronenden Gottesmutter den herben Ausdruck älterer Mosaikbilder noch nicht ganz verloren, das Kind steht dem in der Renaissancekunst erreichten Ideal noch unendlich fern, aber ein großer menschlicher Zug belebt sie beide, und auf Erhörung hoffend mag ihnen der Andächtige seine Gebete darbringen. Huldvoller noch blicken die langgewandeten Engel, deren mächtige bunte Flügel wie schillernde Schatten auf dem goldenen Grunde ruhen. Man meint, sie hätten eben den Thron, dessen Lehnen sie noch halten, vom Himmel herniedergetragen und wendeten sich nun, stolz des Ehrenamts, die Göttliche mit ihrem Kinde begleiten zu dürfen, an den Beschauer mit den Worten: seht, o seht,

[1]) H. Thode a. a. O. p. 234.

wie schön sie ist! Rechts auf dem Bilde erscheint für sich, finster blickend wie ein unbarmherziger Asket, die hagere Gestalt des hl. Franz; aber der Ausdruck des Kopfes ist voll herber Charakteristik.

In der Feststellung der Thätigkeit Giotto's sowohl wie Cimabue's in S. Francesco in Assisi ist die neuere Forschung nach mancherlei, vor allem durch Rumohr verursachten Zweifeln und Schwankungen im großen und ganzen auf die Angaben Vasari's zurückgekommen. Hat man zwischen Cimabue und Giotto die Wandmalereien in Chor und Schiff der Oberkirche vertheilt, so werden jetzt auch Vasari's Angaben, Giotto habe in der Unterkirche außer dem mittleren Kreuzgewölbe auch das nördliche Querschiff ausgemalt, ziemlich allgemein angenommen. Und zwar scheinen die Schilderungen aus dem Leben Christi hier, die den Fresken in der Arena in Padua sehr nahe verwandt sind, von der ganzen Riesenarbeit mit Hülfe von Schülerhänden zuletzt vollendet zu sein. Gleich neben der Madonna Cimabue's hat Giotto selbst eine leidenschaftlich bewegte Kreuzigung gemalt und darüber ebenso leidenschaftslos in ruhig fortlaufender Erzählung die Jugendgeschichte Christi geschildert, mit der Verkündigung über dem Eingangsbogen der Nicolaus-Capelle beginnend, bis zur Fortführung des im Tempel wiedergefundenen Kindes durch seine Eltern. Drei Legendenschilderungen, in denen man vorwiegend die Mitwirkung von Schülerhänden erkannt hat, schmücken die unteren Wände, und hier wurde, sowohl bei der Erweckung eines aus dem Fenster gestürzten Knaben, wie bei dem plötzlichen Einbruch eines Hauses den Künstlern reichlich Gelegenheit zur Anbringung von Portraitgestalten gegeben. Man hat in einer mit hellrothem Mantel bekleideten Stifterfigur im ersten Bilde keinen geringeren als Dante erkennen wollen, wie man im zweiten Bilde einen Mann in grünem Mantel, der die Hand ans Kinn legt, mit dem Portrait Giotto's identificiren will, von welchem Vasari zuerst gesprochen hat, ohne weitere Kennzeichen anzugeben.

Als der Sohn Pier Bernardone's, so erzählt die Legende der drei Genossen, mit seinem Sein und Sinnen noch der Welt angehörte und ihren Freuden völlig hingegeben war, bereitete er eines Abends ein großes Gastmohl. Nachdem die übermüthige Gesellschaft gegessen und getrunken hatte und Franciscus zum König des Festes erklärt war, zog man wie gewöhnlich singend und lärmend durch die stillen Straßen der Stadt. Plötzlich wurde der Gastgeber vermißt. Wo mochte er sein? Nach langem Suchen fand man ihn endlich in Gedanken versunken einherschreitend, und erschrocken über sein verändertes Aussehen bestürmten ihn die Freunde mit Fragen: Warum bist du nicht mit uns gekommen? Warum sinnst du? Denkst du vielleicht daran, ein Weib zu nehmen? „Ihr habt die Wahrheit gesagt," lautete die lebhafte Antwort, „eine vornehmere, reichere und schönere Braut denke ich heimzuführen, als ich bis dahin jemals eine sah." Die Armuth, denn niemand anders als diese hatte das Herz des jungen Weltkindes berückt, erstand an jenem bedeutungsvollen Abend zuerst im Innern des hl. Franz als greifbar faßliches Ideal, in ihr hieß ihn eine innere Stimme vor allem das äußere Mittel erkennen, sich von den lostenden Fesseln der Wettlust zu befreien. So widmete Dante dieser aus den drei Franciscanertugenden allein, weil er in ihr einen der bedeutendsten Züge im Charakter des Franciscus erkannte, die herrlichen Verse mit dem berühmten Anfang:

„Denn mit dem Vater stritt er, jung an Jahren,
Für eine Frau, vor der der Freuden Thor
Die Menschen fest wie vor dem Tod verwahren,
Bis vor dem geistlichen Gericht und vor
Dem Vater sie zur Gattin er sich wählte
Und täglich lieber hielt" ....

Und Giotto hat auf keine der allegorischen Darstellungen der Franciscanergelübde im Kreuzgewölbe über dem Grabe des Heiligen eine größere Kraft verwandt, als auf die Schilderung der Vermählung der Armuth mit dem hl. Franz. In der Armuth, der Keuschheit und dem Gehorsam hatte ja der Ordensgründer die Grundlage für einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel des Individuums erkannt und zur Beobachtung dieser drei Tugenden seine Nachfolger durch ein Gelübde verpflichtet. Was konnte da sinnvolleres an den geräumigen Feldern des Kreuzgewölbes über dem Grabe des Patriarchen dargestellt werden, als die Versinnlichung jener Gelübde, die er so treu bis zum Tode bewahrt? Bildeten doch überdies die drei himmlischen Tugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, und die vier weltlichen Tugenden, Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Stärke, im ganzen Mittelalter bis tief in die Renaissance hinein den üblichen Schmuck der prunkvollen Marmorgräber weltlicher wie geistlicher Herrscher, weßhalb auch Liebe und Hoffnung, Klugheit und Stärke mit Demuth und Reinheit, gleichsam als Mittel und Vorstufen, die noch höheren Franciscanertugenden zu erreichen, in den Fresken des Kreuzgewölbes angebracht wurden. Merkwürdig! eine dauernde Nachfolge haben die etwas gesuchten Allegorien, wie sie Giotto mühsam genug darzustellen versucht hatte, in der Kunst vor allem auch der Grabdenkmäler — denn nur als Decoration einer Grabcapelle angesehen, können diese Malereien völlig verstanden werden — nicht gefunden. Giotto selbst malte in späteren Jahren Armuth, Keuschheit und Gehorsam als Frauengestalten in Medaillons noch einmal in der Bardi-Capelle in Florenz, und Taddeo Gaddi schildert sie ebenso in San Francesco in Pisa; aber Agostino di Duccio war vielleicht der einzige, welcher diese Allegorien in die Plastik einzuführen versuchte, als er jene anmuthigen Frauengestalten in Perugia an der köstlichen Façade des Oratoriums von San Bernardino anbrachte, wo sie allerdings in Beziehung auf den größten und tiefsten Nachfolger des hl. Franz nicht glücklicher erfunden werden konnten. Obwohl der phantasievollste Bildhauer der Frührenaissance, der Botticelli in der Plastik, durch diese Sculpturen bewies, daß die Franciscaner-Tugenden plastisch nicht weniger leicht versinnlicht werden konnten, wie die sieben herkömmlichen Cardinaltugenden, so hat er doch kaum Nachahmung gefunden. Lag die Schuld an den Auftraggebern, die sich nicht von den hergebrachten allgemein menschlichen Tugenden trennen mochten; war es, weil Armuth, Keuschheit und Gehorsam in den meisten Fällen wenig gemein gehabt hatten mit den geistlichen und weltlichen Herren, deren Gestalt, im Todesschlummer ruhend, auf den marmornen Sarkophagdeckeln angebracht war? Jedenfalls ist die Erscheinung höchst bemerkenswerth, daß in dem reichen bildnerischen Schmuck der Gräber eines Papstes und eines Königs, die sich beide zum Minoritenorden bekannt hatten, die Figuren von Armuth, Keuschheit und Gehorsam, die allerdings hier jeden Sinn verloren hatten, fehlen. Zwar ruht Petrarca's Freund, der große König Robert, auf seinem Sarkophag in S. Chiara in Neapel in Franciscanertracht, mit bloßen Füßen, den Strick um den Leib, und Burchard, der bekannte Ceremonienmeister Alexanders VI., empfindet brennende Gewissenspein, daß er dem verstorbenen Papst Sixtus IV. die Franciscanerkutte unter Dalmatica und Pluviale anzutegen vergessen hatte, aber unter den Tugenden wurden die herkömmlichen sieben als Statuenschmuck beibehalten. Seltsame Fügung des Geschickes! Es sollten zwei Nachfolger des hl. Franciscus sein, an deren prächtigen Grabmälern neben den sieben Cardinaltugenden auf einmal die sieben freien Künste erscheinen, in S. Chiara trauernd wie ein Leichengefolge sich um den todten König scharend, in St. Peter triumphirend ob der Verwelt-

lichung der Franciscanerideen die ruhende Papstgestalt umdrängend.

Wie Giotto selber über die Armuth dachte, hat er in nicht mißzuverstehendem Gegensatz zu den immer mehr um sich greifenden Franciscanerideen in einer Canzone zum Ausdruck gebracht. Hier beschuldigt er die Armuth, daß sie die Richter bestechlich mache, den Frauen die Ehre raube, Diebstahl, Gewaltthat und Lüge unterstütze und den Menschen hindere, reiche Bildung, vornehme Sitten und nützliche Kenntnisse zu erwerben. Wie kann man das Tugend nennen, ruft er aus, was das Gute unterdrückt? Als praktischer Mann hat aber der Künstler jegliche persönliche Empfindung sofort zum Schweigen gebracht, als man ihm die Franciscanergelübde mit der Glorie des hl. Franz über der Confession der Unterkirche in Assisi zu malen auftrug, und gerade in der Vermählung der Armuth durch Christus hat er das beste geleistet. Die ältliche Armuth in zerfetztem Hemde auf felsigem Boden im Dornbusch stehend, aber mit Rosen und Lilien über dem Haupte, reicht die von Christus selbst geführte Rechte dem hl. Franciscus zur Vermählung dar. Ein Hund bellt sie an, Knaben werfen sie mit Steinen, um ihre irdische Schmach anzudeuten, Engelscharen aber füllen, von beiden Seiten herausschwebend, fast das ganze Fresco als Zeugen und Bürgen ihrer himmlischen Herrlichkeit. Hoffnung und Liebe, die göttlichen Tugenden, welche ihr das schwere Loos auf Erden versöhnend tragen halfen, haben der Braut den Ring gereicht; unten im Vordergrunde links führt ein Engel einen neuen Anhänger herbei, der eben einem Bettler seinen Mantel schenkte; rechts versucht ein anderer Engel vergebens drei weltlich gesinnte Männer im Hinweis auf die Armuth auf bessere Wege zu leiten. Oben endlich tragen zwei Engel ein Gewand und eine Kirche, wahrscheinlich das Gewand, welches Franciscus einem armen Vornehmen gab, und das Kirchlein San Damiano, das er neu erbaute, gleichsam als Erstlingsopfer seiner Bekehrung zu Gott empor.

Ebenso übersichtlich componirt und im Einzelnen nicht weniger leicht verständlich erscheint der Gehorsam, eine ehrwürdige geflügelte Gestalt in dunkler Tracht mit viereckigem Nimbus, die unter einer Loggia thronend, den Zeigefinger der Linken an die geschlossenen Lippen gelegt, einem knieenden Novizen das Joch auf die Schultern herabläßt. Sehr glücklich verwandelte Giotto also auch hier den abstracten Begriff in einen concreten Vorgang, dem Klugheit und Niedrigkeit, gleichfalls unter der Loggia thronend, durch ihre Theilnahme besondere Bedeutung verleihen, den endlich anbetende Engelscharen nach rechts und links abschließen. Rechts treibt ein Engel den Dämon des Ungehorsams in Gestalt eines Centauren fort, links führt ein anderer neue Novizen herbei. In ähnlicher Weise wie Armuth und Gehorsam ist endlich auch die Keuschheit componirt, und doch ist selbst Giotto's erfinderischer Geist an der Aufgabe, eine Fülle mehr oder minder abgeklärter Franciscanerideen in einem Bilde harmonisch zu verbinden, fast gescheitert. Der Compositionsgedanke ist derselbe wie vorhin. Die Taufe und Ausrüstung des Novizen nimmt die Mitte ein, links wird die Tugend, durch die drei Stände des Minoritenordens vertreten, von Franciscus selber huldreich angenommen; rechts wird das Laster der Wollust, ein Amor mit allerhand symbolischen Emblemen geziert, vom Tod und von der Pönitenz in die Hölle gejagt. Man sieht, wie spitzfindig diese Allegorien erdacht sind, und wie mühevoll ist es, den Sinn all der einzelnen Figuren im Vordergrunde zu ergründen, über welche sich in der Mitte ein zinnenbekrönter Thurm erhebt, in dessen Fenster betend eine arme Gefangene, die Keuschheit, sichtbar wird, der zwei Engel Palme und Krone entgegenstrecken.

Als vierte Darstellung in diesem Kreuzgewölbe zusammen mit den drei Frauen, welche, wie Thomas von Celano erzählt, dem Armen Christi ein Jahr vor seinem Tode auf dem Wege nach Siena in leiblicher Gestalt begegnet waren, ergab sich dann endlich die Schilderung der Glorie des hl. Franz von selbst. Als Composition einfach und übersichtlich dargestellt, scheint doch Giotto die Ausführung des thronenden Franciscus, den zahllose musicirende Engel umringen, zum großen Theil Schülerhänden überlassen zu haben. Die formelle und malerische Durchbildung ist hier weniger vollendet als in den übrigen Fresken, wo die reine Schönheit der Form, die fein abgewogene Farbenstimmung das Auge völlig gefangen nimmt und uns den eigenthümlichen Inhalt des Dargestellten fast vergessen macht.

Ein ganzes Heer von Nachfolgern und Schülern Giotto's ist mit und nach ihm in Assisi thätig gewesen. Vor allem rühmte Vasari die figurenreiche, heute zerstörte Kreuzesglorie der halbrunden Absis, die Stefano Fiorentino „mit aller Vollkommenheit" auszuführen begann, aber unvollendet zurückließ. Giottino malte die Krönung Maria's über der Kanzel mit einigen Schilderungen aus dem Leben des in Assisi canonisirten hl. Stanislaus, und endlich enthalten die Nicolaus-Capelle, die mit dem Grabmal des Stifters, des Cardinals Orsini († 1339?), geziert ist, im rechten Querschiff und die Magdalenencapelle im Langhaus gleich daneben die Hauptdenkmäler giottesker Kunst. Ja, in der Legende des Nicolaus sowohl, und noch mehr in einzelnen Darstellungen aus dem Leben der Maria Magdalena, wie in dem Stifterbildniß des Tebaldo Pontano und dem leidenschaftlich bewegten Noli me tangere hat man mit Recht Giotto's eigene Hand oder doch die eines gleichzeitigen, ihm sehr nahe stehenden Schülers erkennen wollen.

Hätte Giotto allein mit seinen Schülern in San Francesco gemalt, so würden wir hier die umfangreichste Werkstatt seiner Kunst begrüßen und uns damit begnügen, im Studium seiner edlen Formen, seiner reichen Ausdrucksweise jene hohe Befriedigung und innere Erhebung zu finden, die der Verkehr mit seinem Genius stets gewährt; aber dadurch, daß auch die größten Senesen des Trecento Proben ihrer Kunst in Assisi bestanden, daß hier die beiden vornehmsten Malerschulen des 14. Jahrhunderts gleichsam mit einem Blick zu erfassen sind, erhält der malerische Schmuck der Unterkirche ein mächtig gesteigertes Interesse, einen geradezu universellen Charakter. Ein ähnlicher Wettstreit aufstrebender Geister mag sich hier im Trecento entfaltet haben, wie wir ihn mehr als ein Jahrhundert später mit Spannung in der sixtinischen Capelle verfolgen; nur daß am Ende des Quattrocento die Quellen viel reichlicher fließen, das Gesammtbild daher ungleich bestimmter wird und sich durch mancherlei Einzelzüge belebt. Besitzen wir doch über keinen der Senesen, die in Assisi arbeiteten, bestimmte documentarische Nachweise, nachdem die neuere Forschung fast alle Angaben Vasari's als unzuverlässig verworfen hat, so daß der Stilkritik allein die schwere Aufgabe erwuchs, die vorhandenen, nicht immer einen ganz individuellen Typus tragenden Fresken ihren Urhebern zurückzugeben. Indessen ist dies Problem heute schon gelöst, oder der Lösung doch wenigstens genahert. Dürfen wir in den Fresken des südlichen Kreuzgewölbes die Hand der Lorenzetti erkennen, so wird der Schmuck der Martinscapelle heute allgemein dem Simone Martini zuerkannt, dessen Thätigkeit in Assisi auch Vasari bezeugt, wenn er ihm mit Recht jene vornehme, blasse, trübgestimmte Heiligenschar zuschreibt, deren innig beseelte auf Goldgrund gemalte Einzelfiguren wir unter Giotto's Fresken im nördlichen Querschiff bewundern.

Digitized by Google

Die völlig übereinstimmende Anordnung der Wandbilder Giotto's mit der Rahmengliederung der Fresken im südlichen Querschiff deutet auf ein Uebereinkommen zwischen Florentinern und Senesen hin; nur hat man jener colossalen Kreuzigung, die Vasari fälschlich dem Pietro Cavallini zuerkennt, mehrere Felder auf einmal eingeräumt. Wurde rechts die Jugendgeschichte Christi geschildert, so sind die Felder des linken Kreuzarms dem Leiden des Herrn gewidmet und mit dem Einzug in Jerusalem beginnend, hat hier eine Künstlerhand — vielleicht Pietro Lorenzetti's — die Passion Christi in allen ihren Phasen geschildert, die mit dem Noli me tangere und der Auferstehung schließt. Die Kreuzabnahme und die Grablegung an der Südwand scheinen in diesem Cyklus am übersichtlichsten componirt und verrathen gesteigerte, dramatische Kraft. Wie machtvoll äußert sich hier Liebe und Schmerz an Kreuz und Grab des todten Erlösers! — Wird es bei der wenig individuellen Ausprägung des Stilcharakters alter Senesen derselben Richtung schwerlich gelingen, mit absoluter Bestimmtheit einen Namen mit diesem Freskencyklus zu verbinden, so muß es doch wundernehmen, daß die köstliche Madonna unter der Kreuzigung — ein Gegenstück zu Cimabue's berühmten Bilde an der anderen Wand — bis heute ihren Meister nicht gefunden hat, vor allem, da sie sich einer ausgezeichneten Erhaltung erfreut: Maria, in einen tiefblauen goldumsäumten Mantel gehüllt, schaut mit wunderbar innigem Blick auf das Kind in ihrem Arm, das wie immer die Hand segnend erhoben hat, aber mit dieser Geberde zugleich eine Bewegung des Lauschens und Verständnisses für die Worte der Mutter zum Ausdruck bringt, die mit einer eigenthümlichen Bewegung des Daumens der Rechten auf den hl. Franciscus hinweist, als wolle sie ihn dem Kinde empfehlen, während der hl. Ludwig rechts fast unbeachtet bleibt trotz seiner jugendlichen Schönheit. Sollte ein Vergleich mit dem volksthümlichen Madonnenbilde in San Francesco in Siena nicht auch für dieses Bild die Autorschaft Ambrogio Lorenzetti's ergeben?

Keiner der zahlreichen Heiligen, mit denen Franciscus die Verehrung in seiner Grabeskirche theilt, erscheint hier mit größerem Recht, als der hl. Martin, „Galliens Hort und Heil". Bieten doch die beiden Heiligen nicht nur in ihren Lebensschicksalen mancherlei Vergleichungspunkte dar, sie sind sich auch innerlich wahlverwandt gewesen, und Assisi mit der Porziuncula hat um die Mitte des ersten Jahrtausends in der Martinsbasilica in Tours und dem stillen Felsthal von Marmoutiers einen Prototypus gefunden. Wie in Santa Maria degli Angeli noch heute Kirchlein und Zelle des hl. Franz Mittelpunkt eines Jahrhunderte alten Cultus bildet, so strömten um die Osterzeit alljährlich unabsehbare Scharen von Gläubigen nach Marmontiers, um in der Zelle, wo „der Streiter Christi" starb, seine Fürbitte anzuflehen.

San Francesco besitzt keine schönere Capelle, als die, welche der Cardinal Gentile da Montefiore dem Gedächtniß des hl. Martin weihte, sie ist der glänzende Edelstein in dem Capellenkranz, der das Grab des Armen von Assisi umschließt. Simone Martini schmückte mit kunstreicher Hand nicht nur die Hochwände der Capelle mit anmuthiger Legendenschilderung, auch die Laibungen der Fenster und Thürbogen sind mit schlanken, edlen Heiligenfiguren bedeckt und das Tageslicht wird geheimnißvoll durch die alten Glasmalereien des Trecento gedämpft. Mag man in der Darstellung der Geschichte des hl. Martin, die eine Fülle reizvoller Episoden bietet, aber in der Erklärung noch nicht endgültig festgestellt ist, den Kunstcharakter des großen Senesen im einzelnen studiren, mag man sich mit dem harmonischen Gesammteindruck, den dies kleine Heiligthum der Kunst erweckt, begnügen: immer wird man gern in dieser stillen Capelle verweilen und mit Genuß ein schönes Leben durch eine schöne Kunst verherrlicht sehen.

Wie in Petrarca's Seele die Erinnerung an Giotto den Florentiner und Simone den Senesen, die er persönlich gekannt hatte, niemals erlosch, vielmehr unter seinen unendlich reichen Beziehungen besonders werth gehalten wurde, so müssen auch dem Besucher der Unterkirche von San Francesco diese beiden Namen den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen, und er trägt das Bild ihres scharf ausgeprägten Stils mit sich, wenn er endlich die Unterkirche verläßt und auf der schmalen Wendeltreppe neben der Sacristei zur Oberkirche hinanklimmt, wo ihm wenigstens der eine von beiden noch einmal begegnet, ja wo er sogar die erste Großthat seines Genies vollbracht hat.

Wenn über der Unterkirche ernst und schweigend die Schatten des Grabes ruhen, die unsre Seele mit Todesgedanken umdüstern, wenn dort der Geist der Vergangenheit so machtvoll regiert, daß niemand sich seinem Bann entziehen kann, so umfängt uns in der lichtdurchströmten Oberkirche heiter und erlösend die freundliche Gegenwart. Ein tiefer Athemzug hebt die Brust, der Hauch des Lebens weht uns an, und das Auge umfaßt mit Entzücken die reine Gothik der einschiffigen kreuzförmigen Anlage, deren schlanke, buntfarbige Fenster im Oberstock eine Fülle von Licht spenden und doch zugleich weiträumige Wandflächen zwischen den Bündelpfeilern für den Bilderschmuck freigelassen haben. In der aus fünf Seiten des Achtecks gebildeten Absis und an den Wänden des Querschiffs, das Cimabue und seine Schüler mit Fresken ausmalten, die schon zu Vasari's Zeiten fast untergegangen waren und heute schattenhafte, aber immer noch beachtenswerthe Ruinen sind, stehen seit kurzem wieder die prächtigen Chorstühle mit den Bildnissen der berühmtesten Franciscaner in Holzmosaik ausgeführt, an welchen Domenico von San Severino im Auftrage des Ordensgenerals Samson zehn Jahre lang (1491 bis 1501) gearbeitet hat. Mitten zwischen ihnen erhebt sich, historisches wie künstlerisches Interesse in gleich hohem Grade erregend, ein steinerner Thron. Als die frommen Brüder, eingedenk der Mahnungen ihres Meisters, Bedenken trugen, von der prächtigen Kirche Besitz zu ergreifen, erklärte sich der Papst zum Eigenthümer des ganzen Bauwerks und ließ als äußeres Zeichen dieses Actes in der Absis jenen seltsamen Thron errichten, der auch als Kunstwerk unsre Beachtung verdient. Die beiden Seitenlehnen, zwei mächtige Granitlöwen, die ein Kalb zwischen den Füßen zertreten, sind einem bekannten Motiv von antiken Sarkophagen nachgebildet, an welchem das Mittelalter mit auffallender Zähigkeit festgehalten hat; die in Hochrelief ausgeführten vier phantastischen Ungeheuer am Sockel des Sessels werden durch die halb erloschene Psalmstelle erklärt: super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis leonem et draconem (Ps. 90 V. 13).

Zeichen und Inschrift dieser höchst eigenartigen Illustration einer Psalmstelle kehrt noch einmal wieder am Thron des Christus in Cimabue's um 1301 ausgeführtem Mosaikgemälde in der Absis des Doms von Pisa, und diese Beziehung ist immerhin beachtenswerth, da, wie es scheint, Cimabue und seinen Schülern ursprünglich die ganze Ausschmückung der Oberkirche übertragen war, und erst später Giotto herbeigerufen wurde, die noch fehlenden Flächen zu bemalen.

Besser erhalten als die Fresken im Chor sind die Fresken der Oberwände des Langhauses, wo nach ehrwürdiger Tradition an der Epistelseite das alte, an der Evangelienseite das neue Testament illustrirt worden war. Indessen werden wir hier, wie in der Darstellung der Kirchenväter und der Medaillenbilder des Kreuzgewölbes, nur Schülerarbeiten erkennen dürfen, während im Chor,

Digitized by Google

vor allem in der hoch dramatischen Kreuzigung über dem Michaelaltar Cimabue selber Hand anlegte und hier wahrscheinlich den Ruhm erwarb, der ihm Dante's Preis im elften Gesang des Purgatoriums eingetragen hat:

„Es glaubte Cimabue das Feld zu haben in der Malerei,
Doch jetzt hat Giotto allen Ruhm,
So daß er jenes Herrlichkeit verdunkelt."

Auch in der Oberkirche von Assisi werden Cimabue's halb erloschene Wandbilder von den wohlerhaltenen Fresken des jungen Giotto weit überstrahlt, der hier an den Unterwänden des Langhauses in 28 Darstellungen das Leben des hl. Franciscus erzählt hat.[1])

Wer sich vor Augen stellt, wie mühsam die Kunst Jahrhunderte lang an der Ausgestaltung der biblischen Scenen gearbeitet hat, Schritt für Schritt einer menschlich-schönen Ausdrucksweise sich nähernd, der wird aufs höchste überrascht sein, sieht er, wie meisterhaft der junge Genius einen völlig neuen, oft unendlich schwierig zu formenden Stoff behandelte. Mit einem Schlage hat Giotto, der in der Oberkirche seine Thätigkeit in Assisi begann, das Ideal des Franciscuslebens, das Ideal eines Heiligenlebens überhaupt gestaltet, dem die Kunst nichts ähnliches an die Seite zu setzen vermag. Wie der Florentiner Meister ihn darstellt, so sind wir geneigt, uns den Lebensgang des hl. Franz vorzustellen, seine Schilderungen kommen uns sofort in den Sinn, lesen wir Thomas von Celano, die Tres socii, oder Bonaventura, an dessen Fassung der Legende, wie es scheint, der Künstler sich besonders eng angeschlossen hat. Allerdings verschweigt Giotto im Leben seines Helden die jugendlichen Verirrungen, die inneren und äußeren Kämpfe seiner späteren Jahre, wir vermissen im Bilde des Franz die kluge Energie, das feste Beharrungsvermögen, deren er bedurfte, um seine weltbewegenden Ideen zu verwirklichen; der Arme von Assisi scheint von seinem alten Adam wenig belästigt worden zu sein, er gibt sich auch im Weltkleide schon als Heiliger kund, und auf die Schilderung seiner Wunderthaten ist besonderer Nachdruck gelegt. Aber wer ließe sich nicht gern von Giotto und immer wieder die Geschichte dieses Heiligenlebens erzählen? Der schöne, liebenswürdige Jüngling, der, die Straßen der Stadt durchwandelnd, von den Armen des Geistes demüthig verehrt wird, der sich der Elenden erbarmt und endlich in einem entscheidenden Moment des Lebens vom Vater, von der Welt sich lossagt und sich nackt dem Heiland in die Arme wirft; der demuthvolle Diener Gottes, der mit seiner kleinen Jüngerschar von Innocenz III. Segen und Bestätigung für seine Mission erfleht, der glaubensstarke Beter, der die Teufel austreibt und des Sultans Herz bewegt und in jener berühmten Weihnachtsnacht zu Greggio inbrünstig das Christkind in die Arme schließt; der fröhliche Wunderthäter, der die Naturgesetze beugt, dem Felsen das Wasser entlockt, die Vögel des Himmels durch den Schall seiner Worte bannt und, bei dem Reichen von Celano eingekehrt, die Gastfreundschaft mit der Vorbereitung des Wirthes auf sein plötzliches Ende lohnt, — ist er nicht überall derselbe, ist nicht sein ganzes Leben Vision und Wunder, bis er endlich auf dem Mons Alvernus die Kreuz- und Wundenmale Christi empfängt, von den Seinen umgeben selig hinübergeht und auch noch nach dem Tode seine Gottverwandtschaft durch zahlreiche Wunder bezeugt?

Nur selten wandelt Giotto den fast idyllischen Ton in den dramatischen, und doch drückt er sich in beiden gleich vollendet aus. Die Lossage des Sohns vom Vater, der Tod des Herrn von Celano, die Predigt vor Honorius lösen tiefe psychologische Probleme und verdienen noch höhere Bewunderung, als der von Vasari angestaunte Trunk der Bauern am wunderbaren Quell, die Predigt an die Vögel, oder die Leiche des hl. Franz voe San Damiano von der hl. Chiara begrüßt. Der Künstler durfte den Legendenton nicht stören, er wollte den ruhigen Fluß dee Erzählung nicht unterbrechen, um die andächtige Stimmung des Beschauers nicht abzulenken, dessen schweigende Betrachtung kein menschlich Wesen stört; denn seitdem San Francesco Nationaldenkmal geworden, haben selbst die Gottesdienste hier oben aufgehört.

Nur ein Holzgitter verschließt in der Regel das Hauptportal der Oberkirche und läßt den Blick hinausschweifen über den stillen, grasbewachsenen Vorplatz hinweg über die Häuser der Stadt bis zum grünen Abhang der Rocca Grande. Dort müssen wir hinaufklimmen, wenn wir von Assisi und seinem Heiligen Abschied nehmen wollen, dort in der Abendkühle die Natur noch einmal nach San Francesco fragen, nachdem die Kunst uns tagelang von ihm erzählt. Ein steiler Felspfad führt zu einem Wäldchen hochragender Cypressen empor, das sich am westlichen Abhang des Berges, gleich neben den mächtigen epheuumsponnenen Burgruinen hinzieht. Wir sind sicher, dort oben keinem Menschen zu begegnen, ja wir meinen, niemand vor uns habe unter jenen wettererprobten Bäumen den Abendfrieden aufgesucht. Das Grün ringt sich nur mühsam aus den knorrigen, kerzengeraden Stämmen hervor, welche regungslos den ganzen Tag die Gluth der sengenden Sonne getragen. Nun aber kommt der Abendwind und kühlt ihnen die heißen Häupter, sie neigen sich flüsternd zu einander und die Natur belebt sich rings umher mit Vogelstimmen, Cicaden zirpen und aus dem Thal dringen gedämpft die letzten Stimmen des Tages herauf. Tief unten am Abhang vor dem verwitterten Thor versammelt sich die Jugend Assisi's um zwei Musikanten und weiter hinauf zwischen den silbernen Oliven suchen noch die Schafe die letzten frischen Gräser und ihre Hirtin springt munter zwischen ihnen einher, mit anderen Hirtenkindern ein eintöniges Jodeln wechselnd.

In einem Flammenmeer versinkt die Soune langsam hinter den dunstigen Bergen, auf denen noch, bald heller bald dunkler getönt, ein Abglanz der lachenden Himmelsbläue ruht, während sich die Schatten der Nacht tiefer und tiefer über die unendliche Ebene herniedersenken. Nur des Feschio schmaler Silberstreifen glänzt noch im Dunkel und schlingt sich im breiten fast ausgetrockneten Bette um San Francesco's Felsenbau, der sich düster und schweigend wie eine Königsburg über den Eichen, Oliven und Cypressen des Felsvorsprungs erhebt. Da schlägt es 9 Uhr vom hohen Campanile, und gleichzeitig beginnen alle Glocken der Stadt die erste Stunde der Nacht einzuläuten; es klingt wie ein Chorgesang heller Kinderstimmen über Berg und Thal, die spielend das tiefe klangvolle Grundmotiv umschweben, das San Francesco's Riesenglocke in feierlichem Rhythmus verkündet. So sinnverwirrend uns oft in den großen Städten das schrille Getöse der Glocken umringt, so süß und melodienreich dringt jetzt ihr Wohlklang an das Ohr, es scheint, als fände die Natur hier den Ausdruck all der stillen Seligkeit, die sich zur Abendstunde vom Himmel auf die Erde senkt. Jetzt ist die letzte Sonnengluth erloschen und in der Scheidestunde zwischen Tag und Nacht bewegt die Seele Trauer und ahnungsvolles Glück zugleich; wir sahen die licht- und farbenfrohe Schönheit des lebendigen Tages sterben, wir sehen im Dämmern die bleiche phantastische Feier der Nacht sich verbreiten. Ein neues Licht

[1]) Erst die jüngste Forschung hat dem Giotto sein Eigenthum wieder zurückerobert, das Rumohr und Crowe und Cavalcaselle ihm geraubt hatten. Die Beweisführung Thode's, dem schon Dobbert vorausgegangen war, ist sehr überzeugend, wenn er sagt: „Hätte ein anderer als Giotto die Bilder gemalt, so wäre eben dieser andere der Begründer der neueren Kunst, und von Giotto's größtem Ruhme bliebe wenig mehr übrig." (A. a. O. S. 119.)

Digitized by Google

erhebt sich langsam hinter der Rocca Grande, ein neues Leben erwacht um uns her im fröhlichen Quaken der Frösche, das aus der Ebene lauter herauf dringt, im Lied unzähliger Cicaden, das aus allen Büschen tönt. Das hohe Gras scheint elektrische Funken zu sprühen, wenn der Nachtwind darüberstreicht; es sind Millionen von Leuchtkäfern, die den ganzen Berg beleben.

Der Mond steigt höher und höher; der Gipfel der Rocca entzieht ihn noch dem Blick, aber wir sehen seine Strahlen langsam von Bergeshöhen ins nebelerfüllte Thal herniedergleiten, wir sehen endlich, wie sein volles Licht die Façade von San Francesco berührt. Leuchtend wie der reinste Marmor, geisterhaft wie ein Phantasiegebilde hebt sich der Riesenbau heller und heller aus dem nächtlichen Dunkel empor.

Das Sonnenlied des hl. Franciscus zieht durch unsre Seele; es mag in einer solchen Stunde entstanden sein. Wie dieser Lobgesang das erhabenste Zeugniß ist des großen geheimnißvollen Bundes, der ihn mit der Natur verband, so ist er zugleich der rührendste Ausdruck seiner edlen, in Gott verborgenen Menschlichkeit:

„Altissimo onnipotente bon Signore",

so hebt das Loblied an wie die ersten vollönenden Accorde eines Chorals, und nachdem der Sänger den Herrscher des Tages, die Sonne, den Mond und die Sterne, den Bruder Wind und die Schwester das Wasser, den Bruder Feuer und endlich die Mutter Erde zum Preise Gottes aufgefordert, fährt er fort, in das eigene vergangene Leben zurückschauend, den nahen Tod vorausahnend:

„Sei gelobt, mein Herr, durch alle, welche um deiner Liebe willen verzeihen und Krenz und Krankheit ertragen.
Sei gelobt, mein Herr, durch unsre Schwester, den körperlichen Tod, dem kein sterblicher Mensch entrinnen kann. . . ."

Und gleichsam erschöpft von solchem Lied, das Himmel und Erde umfaßt, kehrt er am Ende zum Anfang zurück und schließt den mächtig tönenden Lobgesang mit den demüthigen Worten:

Laudate et benedicite mio Signore et regratiate:
Et servite a lui cum grande humilitate.

Mittheilungen und Nachrichten.

Oskar Steinel: Das Schulwesen im Gebiete des ehemaligen Hochstifts Würzburg während der ersten bayerischen Besitznahme 1803 bis 1806. München 1895, Eduard Pohls Verlag. Gr. 8°. 37 Seiten. — Charakteristisch für die innere deutsche Geschichte am Anfang des nun zur Neige gehenden Jahrhunderts ist die damalige im Wetteifer der einzelnen Staaten vor sich gehende Schulorganisation. Seit dem westfälischen Frieden hatte das Schulwesen als Anhang der Kirchen gegolten. In Preußen und demnächst in Oesterreich war man allmählich dazu fortgeschritten, das Schulwesen als Staatsangelegenheit oder, wie man damals gern sagte, als Polizeisache zu behandeln. Zur vollen Anerkennung gelangte dies neue Princip in Preußen während der Jahre der inneren Erneuerung zwischen Tilsit und Tauroggen; früher schon, wenngleich in minder idealem und deutschnationalem Sinne, in den südlichen Rheinbundstaaten seit dem Gebietszuwachs aus dem Lunéviller Frieden und Reichsdeputationshauptschlusse vom 15. Februar 1803. Damals kam auch das Hochstift Würzburg an Bayern, das dies neue Gebiet schon Herbst 1802 besetzt hatte, aber im Preßburger Frieden (1806) gegen Tirol und Anspach dem Großherzog Ferdinand von Toscana wieder abtreten mußte. So läßt, während im übrigen Bayern die Schulreform weiteren Fortgang nahm, für Würzburg jene erste bayerische Reform sich ganz genau begrenzen; ein Umstand, den der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes glücklich benützt hat, um ein abgeschlossenes, wohlgerahmtes Bild des fürstwürzburgischen Schulwesens während dieses ersten bayerischen Triennium zu entwerfen. Lebendig tritt daraus dem Leser die Zeit entgegen, wo der Kurfürst, spätere König Max Joseph — laut Erlaß vom 26. November 1804 — der Hierarchie keinen Einfluß auf die Schulen gestattete und alle Forderungen, welche aus katholischem oder protestantischem System abgeleitet werden wollten, für unanwendbar auf die katholischen Unterrichtsanstalten erklärte. Nicht alles, was im etwas abstracten, rationalistischen Reformeifer jener Tage geschah, trägt den Stempel reifer Besonnenheit; nicht alles, was geplant war, vermochte man auszuführen. Aber um die Klarheit der Grundsätze, nach denen die Regierung des ersten bayerischen Königs unter seinem Ministerium v. Montgelas arbeitete, könnte das Ende des 19. Jahrhunderts dessen Anfang fast beneiden. S.

* Im 71. Lebensjahre starb am 7. d. M. in Hamburg bei Würzburg auf dem Landsitze seines Schwagers, des Berliner Pathologen Prof. K. Gerhardt, der ausgezeichnete englische Kunstschriftsteller und Diplomat Sir Joseph Crowe. Die erste Hälfte seines durch innere Tüchtigkeit, wie durch äußeres Schicksal merkwürdigen Lebens wurde unsren Lesern nach seinen eigenen (1895 erschienenen) „Erinnerungen" in Beilage Nr. 7 d. J. vor Augen geführt. Am 20. Oct. 1825 in London geboren, erhielt er seine künstlerische Ausbildung in Paris bei Brascassat und dann gemeinsam mit seinem Bruder, dem Maler Eyre Crowe, bei Paul Delaroche. Nach London zurückgekehrt, wandte er sich der Schriftstellerei zu, studirte dabei eingehend die niederländische Kunst und besuchte zu diesem Zwecke häufig Belgien, Deutschland, Italien. Auf einer seiner Kunstreisen lernte er den italienischen Kunsthistoriker Cavalcaselle kennen, mit dem er innige Freundschaft und eine künstlerische Societät einging. Die Frucht ihres gemeinsamen Schaffens sind die bekannten kunsthistorischen Werke „Kritische flämische Malerei" (1857), „Geschichte der Malerei in Italien" (1864), „Geschichte der Malerei in Nord-Italien" (1871), „Leben Tizians" (1877) und „Leben Raphaels". Oefters Unterbrechungen seiner künstlerischen Thätigkeit führten Crowe als Zeichner und Correspondenten für englische Zeitungen nach Indien, in den Krimkrieg ꝛc. Seine Berichte über die indische Meuterei, den Krimkrieg und den österreichisch-französischen Krieg gehören zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist. 1860 ernannte ihn die englische Regierung zum Generalconsul in Leipzig, er war 1872—1880 in gleicher Eigenschaft in Düsseldorf thätig und wurde dann zum commerciellen Attaché der englischen Botschaften in Berlin und Wien ernannt. 1881 verhandelte Crowe mit der französischen Regierung über den Handelsvertrag, wurde 1882 zum commerciellen Attaché für Europa mit dem Sitze in Paris ernannt und seitdem fast zu jedem Handelsvertrage abschluß hinzugezogen. Auch der Berliner westafrikanischen Conferenz hat er 1884 beigewohnt. Crowe hatte eine deutsche Gemahlin (geb. v. Holzendorff) heimgeführt. Engländer im besten Sinn, frei und offen, kräftig, unternehmend, energisch, guter Jäger und Fischer, auch in seiner Kunstwissenschaft nach britischer Weise praktisch, nüchtern und solid, stand er doch geistig auf internationaler Höhe als Kenner und Schätzer italienischen, französischen, niederländischen und nicht am letzten deutschen Wesens, das ihm auch in der persönlichen Freundschaft von Männern wie Gustav Freytag, Salomon Hirzel, Hermann Härtel, Karl Ludwig herzlich anhaftet.

* Auf der Sternwarte zu Nizza ist am 4. September von Mr. Giacobini ein neuer Komet entdeckt worden. Derselbe stand in einer Rectascension von 257 Grad 38 Minuten und hatte eine südliche Declination von 7 Grad 29 Minuten. Die Bewegung des Kometen ist gegen Südosten gerichtet, und zwar macht seine Rectascension täglich um 26 Bogenminuten und seine südliche Declination um 4 Bogenminuten. — Einem Kabeltelegramm zufolge hat ferner Mr. J. J. Brooks zu Geneva (U. S.) am 4. September einen neuen Kometen entdeckt. Derselbe hatte zur Zeit seiner Auffindung eine Rectascention von 204 Grad 10 Minuten und eine nördliche Declination von 55 Grad 40 Minuten; seine Bewegung war nach Osten gerichtet.

* Professor William Gardner Hale, Ordinarius der lateinischen Sprache an der Universität von Chicago, macht in „The Classical Review" die vorläufig kurze Mittheilung, daß er im Vatikan eine Catull-Handschrift von hoher Wichtigkeit entdeckt habe, wahrscheinlich eine selbständige Abschrift des archetypus Veronensis.

* Peary's neue Expedition hat sich auf dem Dampfer „Hope" nach Sydney auf der Cape Breton-Insel eingeschifft. Peary wird von zwei wissenschaftlichen Gruppen begleitet, die eine ist von der Cornell-Universität in Ithaca, die andere von dem Massachusetts Institute of Technology ausgesandt. Die letztere soll im Umanak-Fjord landen, um dort eine genaue topographische Untersuchung eines Theiles der noch nicht aufgenommenen Nordküste des Fjords und ihrer Hauptgletscher vorzunehmen. Hand in Hand

Digitized by Google

damit werden geologische Studien dieser Gletscher und Messungen ihrer Bewegungsgeschwindigkeit gehen. Ferner sollen Bestimmungen der Schwerkraft vorgenommen und Abweichungen der Magnetnadel, die sich an verschiedenen Punkten der Westküste Grönlands gezeigt haben, festgelegt werden. Ein Mitglied dieser Expedition wird sich lediglich mit photographischen Aufnahmen beschäftigen.

* Ueber die Gletscher der Schweiz stellt das „Luzerner Tagbl." folgende eisige Betrachtung an: „Die Masse des Gletschereises in der Schweiz ist ungeheuer. Etwa ein Zwanzigstel unseres Landes ist mit Gletschern bedeckt, und wenn wir die durchschnittliche Tiefe derselben gleich 50 Meter annehmen, was eher zu tief als zu hoch gegriffen ist, da für verschiedene größere Gletscher eine Dicke des Eises von 300 bis 400 Meter nachgewiesen wurde, so ergibt sich eine Eismasse von 4 Billionen Meter-Centner. Zum Transport dieses Eises brauchte es einen Güterzug, der, wenn jeder Wagen mit der Maximalbeladung von 10,000 Kilogramm befrachtet wäre, 1250mal um die Erde herumreichen würde, und auf der Erde wären nicht genug Menschen für den Bremserdienst aufzutreiben. Auch die Entfernung zwischen Erde und Mond würde nicht genügen, den Zug in seiner ganzen Länge aufzustellen; sie wäre 13mal zu klein. Hiegegen ließe sich derselbe ziemlich genau einmal um die Sonne herum legen, so daß der Locomotivführer und der Bremser auf dem hintersten Wagen nach miteinander verkehren könnten. Angesichts dieser Zahlen erscheint der Wasserreichthum unserer Flüsse im Sommer begreiflich."

* **Düsseldorf.** Am 6. September ist hier Dr. Eduard Liesegang, Begründer des Photographischen Archivs, hervorragend auf dem Gebiete der Photographie als wissenschaftlicher Fachmann, im Alter von 58 Jahren nach längerem Leiden gestorben. Er hat bei vielen internationalen Fachcongressen den Vorsitz geführt.

* **Blankenburg a. Harz,** 8. Sept. Die diesjährige Gesammtversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine findet in diesen Tagen vom 6. bis 9. Sept. zu Blankenburg a. H. statt, nachdem sie erst für Wernigerode geplant gewesen, aber durch die Erkrankung des Fürsten Otto v. Stolberg-Wernigerode dort verhindert worden war. Leider war der Beginn der Tagung vom Wetter nicht sehr begünstigt, indem die Einweihung durch Regen, der aber gottlob nicht anhielt, geschah: im Jahre 1896 nichts Ungewöhnliches. Trotzdem hat das saubere und schmucke Harzstädtchen eine ziemliche Zahl von Besuchern zur Theilnahme an der Tagung veranlaßt. Die heute ausgegebene Präsenzliste zählt (ohne einige Nachträge) circa 100 Theilnehmer ohne die Frauen und Töchter, die dem Fest durch ihre Anwesenheit seine Weihe gaben; natürlich meist aus Berlin und den benachbarten preußischen Provinzen, bezw. Braunschweig und den thüringisch-sächsischen Staaten, doch auch Bayern und Württemberg je durch mehrere Abgeordnete vertreten. Am Vorabend, Sonntag, dem 6. Sept., fand nach Empfang der Theilnehmer auf dem Bahnhof, wo das Bureau errichtet war, die erste gesellige Vereinigung im Kiefernwaldbau (Restaurant Thewes) statt mit der obligaten Begrüßung der Theilnehmer namens des Comités durch Oberlehrer Steinhoff und Dank durch den Vorstand des Gesammtvereins Geh. Archivrath Meuter (Berlin). Weitere Reden und Toaste fanden nicht statt. Die Gesellschaft löste sich verhältnißmäßig früh auf, zumal da Montag, den 7. Sept., schon von 8 Uhr Morgens an die erste Hauptversammlung stattfand, diese wie die nachfolgenden Verhandlungen im großen Saal des Fürstenhofes. Eröffnung durch Meuter (Berlin) mit kurzer Darlegung der Gründe, warum die Versammlung gerade hier stattfinde, und rühmlicher Hervorhebung des schwesterlichen Eintretens der hübschen Harzstadt für die verhinderte Nachbar-Residenz. — Vertreten sind die Regierungen von Preußen, Schwarzburg-Sondershausen, Elsaß-Lothringen, Mecklenburg, Hamburg, Württemberg und Braunschweig. Von Vereinen, um dies gleich an dieser Stelle zu bringen, 23 durch 20 Abgeordnete. Der Verwaltungsbericht ergibt eine günstige Finanzlage, insofern ein Jahresüberschuß von 25 M. (bei en. 2500 M. der Gesammteinnahme) constatirt werden kann. Oberbibliothekar Dr. a. Heinemann (Braunschweig), Vertreter der braunschweigischen Regierung, entbietet den Gruß derselben und erinnert an die Tagung von 1863 in der Stadt Braunschweig: ob auch in den 33 Jahren die Personen meist andere geworden sind, die Ziele sind dieselben geblieben. Bürgermeister Salomon begrüßt und dankt zugleich im Namen der Stadt Blankenburg, Oberamtsrichter a. D. Ribbentrop im Namen des Ortsausschusses, Archivrath Dr. Jacobs (Wernigerode) im Namen des Harzvereins, in dessen Namen er eine hübsche Schrift des Prof. Dr. P. Höfer (Wernigerode) „Der Königshof Bodfeld" als Festgabe überreichte. Darauf wird in die Tagesordnung eingetreten zunächst mit zwei Vorträgen, denen sich anderen Tags (heute, Dienstag) ein dritter anreiht. Es sei gestattet, diese hier zusammenzunehmen und nur je mit einem kurzen Wort zu kennzeichnen, zumal da sie alle drei zusammengehörten und ein wohlabgerundetes Bild der geschichtlichen Bedeutung von Blankenburg und seiner Umgebung gaben. Der Vortrag von Gymn.-Director Prof. Dr. phil. Müller aus Blankenburg „über Georg Ludwig Rudolf von Braunschweig und das Blankenburger Theater" gab ein hübsches Kleinbild von der Glanzzeit Blankenburgs unter diesem Fürsten, der erst als Prinz und dann als Herzog 1690—1731 hier residirte, nur daß im zweiten Theil bei manchen Einzelheiten, Schäferspielen u. dgl., mit zu viel Liebe verweilt wurde. Der zweite von Prof. Dr. Höfer von Wernigerode über das „erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiet" war die bedeutendste Vortragsleistung der diesmaligen Tagung. Ausgehend von der Arbeit des Norwegers Ingwald Undset (1881) zeigte er, daß bisher nördlich des Harzes von der Einwirkung der frühesten (Hallstättischen) Eisenzeit nur wenig Spuren bemerkt worden seien, an etwa drei Fundstätten, Meisdorf, Thale, Calbe u. S., seien Hallstättische Bronzen beobachtet, aber noch kein Eisen; vielmehr sei bisher das früheste Eisen dieses Gebietes der La Tène-Zeit zugerechnet worden. Höfer wies nun mehrere Funde an Eisen nach, die in Rücksicht auf die mitgefundenen Urnen (des mittleren Lausitzer Typus) und in Ansehung ihrer Bronzebeifarm einer Vorstufe der La Tène-Zeit zuzurechnen sind, nämlich 1) eiserne Hohlcelte, von der Rastnappe, von Wernigerode, Silstedt, Heudeber; 2) eiserne mondsicheiförmige Messer von Veltheim und besonders eines aus der Nähe von Aschereleben, welches mit einer Hallstättischen Vogelkopftülle von Bronze versehen ist; 3) vierkantige Messer von Veltheim; 4) ein flammenförmiges Messer aus der Hausurne von Musterstedt. Wenn die Lausitzer Gefäße auf eine Herkunft dieser frühesten Eisensachen aus der Lausitz schließen lassen, so deuten die neuerdings in Eilsdorf aufgefundenen Gesichtsurnen (mit Hauerunenthür) auf Ideenaustausch mit der unteren Weichselgegend. An diesen bald interessanten und wissenschaftlich durchdachten Vortrag reihte sich die angenehme Ergänzung heute, Dienstag, der dritte Vortrag von Regierungs- und Baurath Brindmann aus Braunschweig an: „Ausgrabungen im braunschweigischen Harze." Dieser Vortrag gab eine Uebersicht über die frühesten geschichtlichen Kulturverhältnisse des Harzgebietes und war besonders dankenswerth zumal durch die Illustrationen dazu, welche im Saale aufgestellt waren und zumal für die fremden Gäste einen willkommenen Aufschluß für die weniger Eingeweihten gewährten, während das Organ des Redners leider zu leise gehalten war, um allgemein, wie der Vortrag verdiente, verstanden zu werden. Ueber den geselligen Theil und die Sectionssitzungen morgen!

* **Leipzig.** Der außerordentliche Professor an unserer Universität Dr. Peß wird dem an ihn ergangenen Ruf als ordentlicher Professor der Augenheilkunde an der Universität Marburg Folge leisten. Sein Nachfolger als erster Assistenzarzt des Instituts für Augenheilkunde an unserer Universität wird voraussichtlich Privatdocent Dr. E. Krückmann.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 7. bis 9. September folgende Schriften eingegangen:

J. G. Oswald: Friedrich Theodor Vischer als Dichter. Dr. Christian Meyer: Oesterreich und die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. (Sammlung Virchow-Wattenbach. Heft 249 und 250.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. Bücher von der Natur der Vögel und der Falknerei mit den Zusätzen des Königs Manfred. Aus dem Lateinischen übersetzt und versehen mit Originalzeichnungen, sowie einem Wörterbuch der Falknereisprache von H. Schöpffer, weiland Rittergutsbesitzer zu Höfendorf in Schlesien. Mit 8 Tafeln und 40 Textabbildungen. Berlin, Paul Parey 1896. — Dr. Hans Vaihinger: Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift unter Mitwirkung von E. Adickes u. a. Bd. 1. Heft 2. August 1896. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß. — Dr. Max Albrecht: Russisch Centralasien. Reisebilder aus Transkaspien, Buchara und Turkestan. Mit Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Edwin Bormanns Humoristische Hausschatz. Mit Bildern und Vignetten. Leipzig, Selbstverlag. — Neue Kataloge: Kunst u. Kunstgewerbe der Sammlung Kuppelmayr. Versteigerung München 24. bis 26. September 1896 durch H. Lempertz' S. — Systemat. Uebersicht der bei Friedrich Luchhardt erschienenen Werke (1867—1896). Leipzig u. Berlin, Fr. Luchhardt 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 11. September. Nummer 210.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das anthropometrische Signalement (Bertillonage). Von Wirschinger. — Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen. I. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das anthropometrische Signalement (Bertillonage).[1])

Von der Mobilisirung der Bevölkerung durch das heutige Verkehrswesen weiß nicht den wenigsten Vortheil das Verbrecherthum zu ziehen. Hochstapler, Taschendieb, Einbrecher erscheinen von weither plötzlich in einer Stadt, führen einen Hauptschlag aus, verschwinden sofort wieder, um bald mit allen Künsten der modernen Chemie und Technik im Aeußeren verändert an einem anderen Platze aufzutauchen. Schwere Aufgaben für die Polizei, die nicht bloß bei verübten Verbrechen das gesammte Beweismaterial sammeln und sichten, den Thäter fassen und dem Gerichte überliefern, sondern noch mehr — der Begehung von Verbrechen zuvorkommen und dieselben in der Vorbereitung oder dem Versuche schon unterdrücken soll. Ermittlung der muthmaßlichen Thäter wie Vorbeuge verbrecherischer Thaten erfordern eine genaue Personalkenntniß, das „known of police" — wie Spearman in der „Nineteenth Century" (Nr. 211) treffend sagt. In der Regel werden als Thäter bereits Vorbestrafte, Rückfällige zu suchen, bei der Vorbeuge Menschen dieser Classe zu beobachten und zu überwachen sein. Dazu gehört ein genaues Personalsignalement, soll nicht der Verdächtige entwischen, unbeachtet bleiben oder, was der Polizei noch zu schwererem Vorwurfe gemacht zu werden pflegt, eine falsche, vielleicht sogar unschuldige Persönlichkeit fistirt werden. Daß bei der Möglichkeit des raschen Ortswechsels und der Entstellung der äußeren Erscheinung (z. B. durch Färbung des Haares, der Haut, Zuschnitt oder Abnahme des Bartes u. s. w.) die bisherige Art der Personalbeschreibung in ihren allgemeinen, möglichst wenig bestimmenden Ausdrücken für die Erfüllung der criminalpolizeilichen Aufgaben nicht mehr ausreicht, ist einleuchtend. Allerdings hat die Polizei sich ein modernes Hülfsmittel der Personalaufnahme angeeignet: die Photographie. Die Photographie bewährt sich bei der Feststellung der Persönlichkeit eines anwesenden, ergriffenen Thäters oder Verdächtigen, hat aber als alleiniges Feststellungsmittel selbst in diesem Falle die Schattenseite eines sehr umständlichen zeitraubenden Vorganges. Das große Verbrecheralbum der Londoner Metropolitanpolizei umfaßt beiläufig 115,000 Abbildungen von Verbrechern, in chronologischer Folge und nach Alter, Statur, verbrecherischer Neigung der Persönlichkeiten geordnet, mit entsprechendem Register. Bei besonders glücklichen Umständen kann mit Hülfe dieses Albums ein Sistirter binnen fünf Minuten identificirt werden, in der Regel dauert die Suche weit länger. Im März 1893 hatten 21 Officianten der Metropolitanpolizei die Persönlichkeit von 27 Gefangenen festzustellen. In 57½ Stunden gelang ihnen die Identificirung von sieben Sistirten (25.9 Proc.); auf einen Uebelthäter mußten demnach im Durchschnitte zwei Stunden verwendet werden, eine Identification aber nahm beiläufig acht Stunden in Anspruch. Meist ganz undienlich erweist sich aber die Photographie für Ausforschung unbekannter entwichener Thäter und Verdächtiger, und zwar, abgesehen von den Erschwerungen, welche die dem geriebenen Verbrecher eigene Entstellungskunst bereitet, insbesondere der Umstand, daß von dem Bilde nicht der richtige Gebrauch gemacht wird. Erfahrungsgemäß begegnet es nicht selten einem ganz tüchtigen Polizisten, daß er im Laufe eines und mehrerer Tage einem signalisirten Verdächtigen, dessen Photographie er in der Tasche trägt, wiederholt begegnet und ihn doch völlig übersieht. Die Schuld daran trägt nicht Oberflächlichkeit und Unachtsamkeit des Detectivs, sondern die mangelnde Schulung. Der berühmte Anatom Peisse erklärt diesen Vorgang mit dem Satze, „daß das Auge in den Gegenständen nur das erblickt, was es anschaut, und daß es nur das anschaut, was bereits in der Vorstellung vorhanden ist". Und so vermag auch der Fahndungsbeamte einen Verbrecher mit Hülfe seiner Photographie aus der Menge der Erscheinungen nur dann herauszufinden, wenn die Photographie als „Gedächtnißbild" so in seine Vorstellung übergegangen ist, daß er Züge und Gestalt des Gesuchten aus dem Kopfe zu beschreiben im stande ist. Um ein „Gedächtnißbild" zu gewinnen, muß demnach der Polizist im voraus wissen, welche Erscheinungen er ansehen soll, verstehen, das Bild in solche bezeichnende Punkte zu zerlegen, und diese förmlich auswendig lernen. In der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit kam man dazu, der in Zoologie und Botanik längst angenommenen Methode folgend, die persönlichen Eigenthümlichkeiten des einzelnen Menschen zur Grundlage der Personalbeschreibung zu nehmen. Die bekannte Thatsache, daß es nicht möglich ist, in der ganzen Pflanzenwelt zwei ganz gleiche Blätter zu finden, weil die Natur sich nie wiederholt, trifft auch beim Menschen zu. Auch bei diesem finden sich niemals ganz gleiche Organe und eine je sorgfältigere Vergleichung stattfindet, desto mehr Unterschiede im Knochenbau, in der Musculatur, im Gesichtsausdrucke, in gewissen Besonderheiten der Form und Abgliederung einzelner Körperorgane lassen sich entdecken. Um nach solchen Merkmalen das Bild einer Person beschreibend darzustellen, wurden schon verschiedene Vorschläge gemacht. Einer der bekanntesten war die Aufnahme der „Fingermarke", eines Abdrucks der Hauptzeichnungen des mit abfärbendem Stoffe (Tusche) bestrichenen Daumens; eine Methode, die bei den Chinesen seit langem in Gebrauch. Der Vorschlag erwies sich aber bei allen Vorzügen nicht praktisch. Mr. Francis Galton nahm Fingerabdrücke von 2500 Personen und fand für jeden Fall solche Verschiedenheiten, daß er die Wahrscheinlichkeit einer zusammentreffenden Aehnlichkeit auf das Verhältniß von 1 : 64 Millionen berechnen konnte; die Fingerzeichnungen (prints) zeigten jedoch nicht so genügend markirte Abstufungen, daß sie mit Vortheil zur Grundlage einer zahlreiche Fälle umfassenden Registratur

[1]) Lehrbuch der Identification. Das anthropometrische Signalement. v. A. Bertillon. Deutsch v. Dr. v. Sury. Bern und Leipzig, 1895.

genommen werden könnten. Ueberdies würde die Feinheit einzelner Runzelbilder oft den Gebrauch der Lupe, die genaue Prüfung der Längen einzelner Linien die Anwendung des Zirkels bedingen; ein Verfahren, das nicht einfach genug ist, um auch bei Nichtfachleuten zuverlässige Prüfungsergebnisse zu sichern, und außerdem zu viel Zeit erfordert. Dem Vorstande des gerichtlichen Identificirungsdienstes der Pariser Polizeipräfectur, Alphons Bertillon (einem Sohn des berühmten Anthropologen Dr. Adolph Bertillon) war es vorbehalten, durch Verwerthung der Anthropologie und ihrer wissenschaftlichen Lehren eine Theorie zu finden, welche allen Anforderungen an das persönliche Signalement in vollendetster Weise gerecht wird. Der Erfolg der Bertillonage beruht nicht sowohl auf der Erforschung neuer eigenthümlicher Beziehungen, als vielmehr in der Aufstellung solcher Merkmale, die eine zweckmäßige Registrirungsweise und vermöge dieser ein leichteres Aufsuchen wie ein rascheres Auffinden sichern. Das ganze System Bertillons baut sich auf einer Dreitheilung: Kleinst-, Mittel- und Größtmaß auf und dieser Dreitheilung entsprechen auch die Hauptbestandtheile des anthropometrischen Signalements, die Körpermessung, die Personalbeschreibung (im engeren Sinn) und die besonderen Kennzeichen. Die Körpermessung befaßt sich mit den Ausmaßen des menschlichen Knochengerüstes und seiner Theile, die sich erfahrungsgemäß vom 20. Lebensjahre ab beinahe gar nicht mehr verändern und weder durch Zufall noch Kunstgriff wesentlichen Entstellungen unterworfen werden können. Die Körpermessung im engeren Sinne bezweckt die Aufnahme der Körpergröße des stehenden Menschen von der bloßen Sohle bis zum Scheitel (ganz wie die Messung bei der Recrutirung), der Spannweite der wagerecht ausgestreckten Arme von Mittelfingerspitze zu Mittelfingerspitze, dann des Brustbildes, d. h. der Sitzhöhe, welche von der Scheitelhöhe der aufrecht sitzenden Person abgenommen wird. Die zweite Classe körperlicher Messung hat die Ausmaße des Kopfes zum Gegenstande — Kopfmessung — und zwar die Aufnahme der beiden größten Durchmesser des menschlichen Kopfes von der Nasenwurzel bis zum vorspringendsten Punkte des Hinterhauptes (Kopflänge) und nächst den beiden oberen Ohrenansätzen (Kopfbreite), dann der Länge und Breite des rechten Ohres. Der dritte Vorgang körperlicher Messung stellt die Längen des linken (vom vorgebeugten Körper belasteten) Fußes, des linken Mittel- und Kleinfingers, dann des linken Vorderarmes fest. Die Messung der beiden Kopfdurchmesser wird mittels Zirkels, die des Ohres, Fußes, der Finger und des Vorderarmes mit Schiebermaßen ausgeführt. Ein besonderes Gewicht legt Bertillon bei diesen Messungen auf die Berücksichtigung derjenigen Fehlergrenzen, welche ohne Werthbeeinträchtigung des aufgenommenen anthropometrischen Signalements zulässig erscheinen. Bei der Vergleichung zweier Aufnahmen einer Person muß eine Differenz der Körpergröße von nur 7 mm schon als Fehler, eine solche von über 15 mm als grober Mangel angesehen werden, während bei der Spannweite ein Unterschied von 1 cm über, beziehungsweise 1—2 cm unter der wirklichen Ziffer noch innerhalb der zulässigen Fehlergrenze liegt. Bei der Sitzhöhe soll die zulässige Differenz zweier Messungen 1 cm nicht überschreiten, bei der Kopflänge nicht 1 mm, wogegen bei der Kopfbreite 2 mm Gesammtabweichung noch zulässig sein sollen.

Für die Personalbeschreibung hat Bertillon aus den vielen Einzelheiten der Erscheinung und der Organe diejenigen Züge ausgewählt, welche bei verschiedenen Menschen die meisten Differenzen ausweisen. Messungen, Instrumente werden hiebei nicht zuhulfe genommen, die Beschreibung geschieht nach bloßer Beobachtung und bedient sich nur des Wortes, entspricht also dem bekannten für Reisepässe, Jagd- und andere Legitimationsscheine gebräuchlichen Signalement. In die Personenbeschreibung werden aufgenommen: die farbigen Kennzeichen — Auge, Bart und Haar, Aussehen der Gesichtshaut — und die Formen jener Körpertheile, welche dem Gesichte den besonderen Ausdruck geben, nämlich Stirne und Nase, ferner des Ohres, das mit seinen Erhöhungen und Vertiefungen ein sehr wichtiges Wiedererkennungszeichen ist und nahezu die meisten Differenzirungen zeigt, endlich die Leibesbeschaffenheit (Leibesfülle nach Schulterbreite und Hüftumfang im Verhältniß zur Körperlänge). Auch hier findet, so weit möglich, die dem ganzen Systeme zu Grunde liegende Dreitheilung statt. Bei der Beschreibung des Auges wird die Grundfärbung (zwischen azur- und schieferblau) und die Pigmentirung mit den Unterscheidungen in blaß, orange, kastanien- und schwarzbraun berücksichtigt, wonach sich eine Classirung in sieben Farbenstufen mit Untertheilung nach Tönen (hell, mittel, dunkel) ergibt. Bart und Haar werden in zehnstufiger Reihe beschrieben: blond und kastanienbraun (hell, mittel, dunkel), schwarz, roth (rothblond, roth und rothbraun), die Gesichtsfarbe nach dem Bluttone (der Menge Blut, welche die Beschaffenheit der Haut durchschimmern läßt) und dem Pigmenttone (der Veränderung des bei allen Menschen, auch der weißen Race vorkommenden gelben Farbstoffes) in den Abstufungen schwach, mittel oder stark. Die Stirne wird markirt durch den Grad des Vortretens des oberen Augenhöhlenrandes (Augenbogen), die Neigung der Profillinie, die Höhe und Breite; für die Beschreibung der Nase und ihrer Gestalt werden deren Profil mit der Vertiefung der Nasenwurzel und der allgemeinen Form des Nasenrückens (eingedrückt, geradlinig, gebogen mit den wellenförmigen und winkeligen Bildungen), Richtung der Basis, dann die Größe — Höhe, Vorsprung und Breite der Nase als kennzeichnend aufgenommen. Beim Ohre haben die Leiste und Gegenleiste, das Ohrläppchen und die vor dem Gehörgange und an dessen Mündung liegenden Knorpelvorsprünge (tragus, antitragus) als Kennzeichnungspunkte zu dienen. Die Personalbeschreibung ist endlich noch durch Hervorhebung besonderer äußerer Eigenthümlichkeiten zu ergänzen, so hinsichtlich der Kopfform (Profil und Vorderansicht), Behaarung des Kopfes, Bartform oder Schnitt, Augenbrauen, Gestalt der Augenlider und des Augapfels sowie der Größe des letzteren, des Mundes, der Lippen, des Kinns, der Gesichtsfalten und Runzeln, der Halsform, Schulterstellung, der Haltung, des Ganges, der Stimme und Sprechweise u. dgl. m. Selbstverständlich dürfen, um eine die Uebersichtlichkeit des Signalements störende Häufung der Bemerkungen zu vermeiden, diese Angaben sich nicht ins Detail verlieren, sondern müssen auf die Markirung der auffälligsten zwei bis drei Besonderheiten beschränkt werden. Der dritte Hauptbestandtheil des Bertillon'schen Signalements befaßt sich mit den „besonderen Kennzeichen", welche in allen Signalements schon bisher vorgesehen waren, erfahrungsgemäß aber sehr unzulänglich zur Beschreibung kamen. Das Fehlen von Gliedern und Organen, sowie Mißbildungen derselben kommen nach Bertillons System schon beim Vermerk der Messungsergebnisse und bei der Beschreibung der Person und ihrer besonderen äußeren Eigenthümlichkeiten zum Vortrag; es handelt sich daher hier nur um Schönheitsfleckchen (Leberflecke), Schnittwunden an Händen und Fingern, Narben von Geschwüren und ähnliche Male, insbesondere auch Tätowirungen am Körper und an seinen einzelnen Theilen. Um diese besonderen Kennzeichen für die Identificirung wirklich nutzbar zu verwerthen, genügt aber nicht die einfache Vermerkung ihres Vorhandenseins, da auch ein zweiter und dritter Mensch zufällig gleichartige und gleich viele haben kann. Es muß vielmehr Aussehen, Gestalt, Größe und Ort des Vorkommens und wenn thunlich auch die Ursache der Male angegeben werden; denn daß alle diese Einzel-

punkte bei zwei oder mehreren Personen ganz gleich zusammentrafen, wäre fast ein Wunder. Neben Tätowirungen andere besondere Kennzeichen außer Berücksichtigung zu lassen, erscheint nicht rathsam, da es vermittels eines seit einigen Jahren von Dr. Variot vorgeschlagenen Verfahrens sehr leicht ist, Tätowirungen auszulöschen, daher eine solche Marke nicht als absolut beständig behandelt werden darf. Das Schema für Verzeichnung der besonderen Kennzeichen umfaßt zwei Gruppen: I. Beschreibung, nämlich Artbezeichnung, Gestalt, Größe und Richtung; II. Erscheinungsort, nämlich Ortsbezeichnung, Orientirungspunkte und Ansicht (bei den Armen).

Die Signalements werden bei der Polizeibehörde von jedem Eingelieferten durch besondere Beamte aufgenommen, welche die Messungen vollziehen und das Ergebniß dieser wie der für Personalbeschreibung und besondere Kennzeichen gepflogenen Beobachtungen einem Gehülfen zum Eintrag in eine Signalementkarte dictiren. Die Signalementkarte enthält einen Vordruck für die einzelnen Puntte der anthropometrischen und beschreibenden Meldungen, ferner Raum für den Vortrag der besonderen Kennzeichen und ihrer Messungen, dann auf der zweiten Seite die vorgedruckten Stichworte für die Personalien (Namen, Spitznamen, Geburtsdatum, Eltern, Beruf, letzter Wohnort, Legitimation, Vorstrafen, Grund der Festnahme u. s. w.). Die anthropometrischen Messungen werden in Ziffern (Centi- und Millimetern), die beschreibenden Meldungen in einer eigenen Kurzschrift und Kurzungszeichen (Sigeln) eingetragen. Von jeder Signalementkarte wird sofort ein Duplicat gefertigt; erstere der anthropometrischen Registratur, letztere der nach Namen alphabetisch geordneten Sammlung eingereiht. Die Doppelführung der Signalements hat ihren besonderen Zweck. Verheimlicht ein Festgenommener seinen Namen, so wird zur Körpermessung geschritten und in der anthropometrischen Registratur nach einem etwa vorhandenen älteren Signalement behufs Identitätsfeststellung geforscht; ist der Eingelieferte seines Namens geständig, so genügt die alphabetische Sammlung zur Feststellung der persönlichen Verhältnisse und Vorstrafen. Sämmtliche Eingelieferte werden übrigens auch photographisch aufgenommen, und zwar in zwei je absolut gleichen Stellungen (ohne Kopfbedeckung) und im gleichen Maßstabe (1/7 Verjüngung: 28 cm = 4 cm), als Gesichts- (Voll-) und Profilbild. Den Signalementskarten mit Photographie werden jene kennzeichnenden Züge äußerer Personalbeschreibung, welche das Bild selbst entnehmen läßt, in der Regel nicht besonders beigefügt.

Der interessanteste und praktisch wichtigste Zug der Bertillonage ist die geistreich durchdachte Registrirung der Signalements. Die Signalementskarten der Pariser Polizeipräfectur betrugen 1894 etwa 120,000 (jetzt sicher mehr als 200,000) und werden in kleinen offenen Schachteln nach folgenden Grundsätzen geordnet: Die Männer und Weiber sind getrennt, von den männlichen (etwa 100,000) Signalements diejenigen der jugendlichen Personen unter einundzwanzig Jahren (beiläufig 10,000) ausgeschieden in einer Sondersammlung geführt. Die verbleibenden 90,000 Karten männlicher Erwachsener sind zunächst nach Kopflängen (kleine bis zu 184 mm, mittlere 185—190 mm, große 191 und mehr Millimeter) in drei Abtheilungen zu beiläufig 30,000 Stück geschieden. Jede dieser drei großen Classen wird nach der Kopfbreite in drei weitere (klein, mittel, groß) zu je 10,000 getheilt, letztere nach den Mittelfingerlängen in drei neue Gruppen ausgeschieden, so daß die angeführten drei Hauptmerkmale 27 Abtheilungen zu rund 3300 Karten ergeben. Auf Grund der Fußlängen erfolgt die Zerlegung in 9t Gruppen von je 1100 Signalements, die nach der Vorderarmlänge in Packete von beiläufig 400 Karten getheilt werden. Jedes dieser Packete wird wieder nach Maßgabe der Körperlängen in drei solche von je 130, letztere auf Grund der Kleinfingerlänge in Päckchen von einigen 60, und diese nach der Augenfarbe in Lagen von 12 Karten geschieden, die Lage von 12 Signalements nach der Länge des Ohres geordnet. Das Aufsuchen geht schrittweise von Reihe zu Reihe, Classe und Gruppe zu Packet, Päckchen und Lage und vollzieht sich, sofern nicht Grenzziffern die Ausdehnung des Suchens auf Nachbarreihen bedingen, in sehr kurzer Zeit. Englische Commissäre, welche mit dem Studium der Bertillonage betraut waren, vermochten ohne Beistand ein behändigtes Signalement innerhalb 5 Minuten aus der Sammlung der Karten herauszufinden.

Die Einführung des anthropometrischen Signalements liegt zweifellos im Interesse des polizeilichen Dienstes aller Staaten, der durch internationale Verbindung dem Internationalen Gaunerthum entgegenwirken soll. Die in diesem Sinne angebahnte Auswechslung von Strafurtheilen bedarf zu voller Wirksamkeit nothwendig der Ergänzung durch das anthropometrische Signalement, ohne welches die wechselseitigen Strafmittheilungen nicht den gewollten Erfolg vollkommen erreichen werden. Dabei ist eine finanziell bedeutsame Seite der Bertillonage nicht außer Betrachtung zu lassen. Bekanntlich wird die Untersuchungs- (in Bayern auch polizeiliche Verwahrungs-) Haft internationaler, ausländischer Gauner aller Art, die ihre Persönlichkeit, Staatsangehörigkeit und ihr Vorleben in Dunkel zu hüllen lieben und wissen, sehr häufig durch die Umständlichkeit des Ermittlungsverfahrens recht erheblich in die Länge gezogen. Die allgemeine Einführung des Bertillon'schen Signalements würde in den meisten Fällen sehr rasch zur Aufhellung solcher Dunkelheiten führen. Rechnet man auf eine solche unbekannte Persönlichkeit eine Haftdauermehrung von hundert Tagen über die gewöhnliche Zeit und nimmt man an, daß vielleicht im Jahre durchschnittlich nur hundert dieser Persönlichkeiten alsbald durch das anthropometrische Signalement identificirt werden könnten, so ergibt sich bei einem Tagesverpflegungssatze zu 1 Mark eine jährliche Ersparniß an Untersuchungs- und Verwahrungskosten von 10,000 Mark. Gegenüber dieser Ersparniß erschiene die Ausgabe für Einrichtung eines anthropometrischen Bureaus — A. Siebert in Bern und Leipzig liefert dieselbe genau nach Bertillon'schen Mustern complett zu etwa 200 Mark — und der Aufwand für den Dienstbetrieb desselben zweifellos als eine fruchtbringende Anlage.

Die Bedeutung der Bertillonage ist übrigens mit der Verwerthung für den sicherheits- und criminalpolizeilichen Dienst noch keineswegs erschöpft. Wo es sich um Ausweise, um Civilstandsacte, Urkunden, Verträge handelt, in welchen die Persönlichkeit im eigenen, im Interesse Dritter oder des Staates kenntlich gemacht werden soll, bei Feststellung der Identität geisteskranker, verwundeter oder entstellter Persönlichkeiten, bei Auffindung und Agnoscirung der Leichen Unbekannter, für Ausstellung von Todtenscheinen, ferner für Lebensversicherungspolicen, Lebensatteste hätte das anthropometrische Signalement nicht mindere Wichtigkeit als Nutzen. Für die Thätigkeit im lediglich privaten Interesse könnte das Bureau entsprechende Gebühren erheben und so eine Einnahmequelle für den Betriebsaufwand gewinnen.

Die Bertillonage hat bereits eine solche Verbreitung gefunden, daß ihrer allmählichen internationalen Anwendung der Weg geöffnet erscheint. Die Polizeibehörden von St. Petersburg, Genf, Chicago, Buenos-Aires haben den anthropometrischen Dienst nach Bertillons System zum Theil schon eingeführt, zum Theil in Vorbereitung genommen, Belgien, mehrere Schweizer Cantone und Staaten von

Nordamerika, englisch Indien und Rumänien u. a. m. die Einführung officiell beschlossen. In Großbritannien befaßte sich auf Veranlassung des Ministeriums des Innern (Home Secretary) schon 1893 eine eigene Commission mit der Prüfung des englischen Signalementsdienstes und dem Studium des Systems Bertillon. Und wenn auch das Comité die Annahme der Bertillonage nur mit gewissen Modificationen befürwortete, so wurden anderseits gewichtige Stimmen laut (vgl. Spearmans Essay in der XIX. Century Nr. 211), welche im Interesse internationaler Anwendung für unveränderte Einführung der Bertillon'schen Anthropometrie sprachen.

Ein Gedanke sei hier noch zum Schlusse angeregt. Die Aufnahme mit Röntgens X-Strahlen dürfte wohl eine wesentliche Ergänzung und Vervollkommnung der anthropometrischen Identificirung ergeben, da sie körperliche Merkmale zu enthüllen vermag, deren Veränderung und Entstellung durch äußere Einwirkung und Zufälligkeiten in der Regel ausgeschlossen sein wird. Vielleicht gibt diese Bemerkung Anlaß zu Versuchen.

Wirschinger.

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

I.

Im Kupferstichcabinet zu Berlin befindet sich ein ziemlich großer, aus dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts stammender, in seiner Art einziger Holzschnitt, welcher eine Ansicht von Florenz und der nächsten Umgebung sehr treu und in sorgfältiger Ausführung darbietet. Außerhalb der mit Fresken von Ghirlandajo soeben frisch geschmückten Porta alla Croce, wo jetzt die Trambahn den Touristen durch ein neues Stadtviertel führt, lag damals nur offenes Feld mit eingestreuten Gärten und Hainen, durch die der Affrico, gegenwärtig ein unansehnliches, verunkrautetes, von Scherbenunrath, Knochen und allerlei modernen Kjökkenmöddingern entweihtes Flüßchen, krystallhell und mit lieblichem Geplauder rasch dem Arno zurauschte, vermochte er doch sogar den Boccaccio zu seinem schönen Gedicht „Il Ninfale Fiesolano" zu begeistern. In der Ferne, nicht weit von dem schon alten, zur strengen Regel von Vallombrosa [1]) gehörigen Kloster San Salvi, dessen Refectorium auf das herrliche Abendmahl Andrea del Sarto's noch ein Vierteljahrhundert zu warten hatte, erhebt sich ein stattliches Landhaus mit mächtigem Thurm. Dies ist die heutige Villa Forini.

Das Gebäude ist jedoch viel älter als der Holzschnitt, auf welchem es dargestellt wird. In den Katastern oder Steuerbüchern der florentinischen Republik wird dasselbe schon in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts erwähnt und als eine „casa munita di torre e di loggia" beschrieben, was dem gegenwärtigen Aussehen und Charakter des Baues noch wesentlich entspricht. Es gehörte der Familie der Soderini, welche in hohem Ansehen standen und sich als Verfechter der florentinischen Freiheit und Feinde der auf wüste Pöbelherrschaft gegründeten Macht der Mediei auszeichneten. Niccolo Soderini nahm theil an der Verschwörung des Luca Pitti gegen Piero di Mediei und wurde, nachdem Pitti sich feig und verrätherisch zurückgezogen, zum Führer der antimediceischen Bewegung. Aber sein Bruder Tommaso hielt mit den Medici ja er übernahm nach dem Tode des Piero die Vormundschaft der Söhne des Verstorbenen und machte sich dadurch den Florentinern verhaßt. Es ist jedoch klar, daß er in dieser Angelegenheit nicht nach persönlichem Interesse, sondern nach politischer und patriotischer Ueberzeugung gehandelt hat. An seiner Aufrichtigkeit und Vaterlandsliebe hegte man keinen Zweifel; daher kam es, daß er selbst von seinen Gegnern hoch geachtet wurde. Bei den Bürgerversammlungen, berichten die Historiker Ammirato und Machiavelli, hielt jeder mit seiner Meinung zurück, bis Messer Tommaso gesprochen hatte, dann stimmte man seinen Ansichten ohne weiteres bei. Seinem Einfluß ist es in der That hauptsächlich zu verdanken, daß Lorenzo il Magnifico zur Herrschaft gelangte. Pietro Soderini, dem ältesten Sohn des Tommaso, wurde die seltene Auszeichnung zutheil, daß man ihn am 1. November 1502 zum Gonfaloniere auf Lebenszeit ernannte; aber anstatt in des Vaters Fußstapfen zu treten, huldigte er der altherkömmlichen Politik seiner Familie und lehnte sich gegen die Mediceer auf, vermochte jedoch nicht auf die Dauer Stand zu halten und ward genöthigt, 1512 abzudanken und die Stadt zu verlassen. Er war in der That ein arglofer, aufrichtiger, gutherziger Mann, dessen Tugenden in einem sich durch Tücke und Untreue auszeichnenden Zeitalter als lächerlich und kindisch verspottet wurden. Auf diese damals höchst seltenen Eigenschaften bezieht sich ein von Machiavelli verfaßtes Epigramm:

„La notte che morì Pier Soderini,
L'anima n'andò dell' inferno alla bocca;
E Pluto le gridò: Anima sciocca,
Che inferno? Va nel limbo de' bambini."

Von den späteren Sprossen dieses Geschlechtes verdient Giovan Vittorio (Großonkel des berühmten Tommaso) ganz besonders erwähnt zu werden. Er machte seine Studien auf der Universität zu Bologna und nach der Rückkehr in die Heimath widmete er sich der Landwirthschaft, und zwar vornehmlich dem Weinbau und der Obstzucht. Dritthalb Jahrhunderte bevor der als Stifter der rationellen Schule der Landwirthschaft bekannte Albrecht Thaer die darauf bezügliche Lehranstalt zu Möglin errichtete und die „Annalen des Ackerbaues" schrieb, hatte Soderini ernste und erfolgreiche Versuche angestellt, um die Naturgesetze des Feldbaues zu bestimmen und praktisch zu verwerthen, indem er bessere, auf wissenschaftlichen Forschungen beruhende agronomische Verfahrungsweisen anzuwenden und einzuführen bestrebt war. Zu seiner Zeit und auch lange nachher hieß die Villa „Il Giardino" (der Garten), da das große dazu gehörige Grundstück zu seinen Experimenten diente und auf eine hohe Stufe der gartenmäßig betriebenen Cultur gebracht wurde.

Zu seinem Unglück war Soderini nicht nur ein guter Agronom, sondern auch ein geistreicher Epigrammatist, der bei jeder Gelegenheit die scharf zugespitzte Waffe des Spottes gegen die oberherrliche Gewalt kehrte und den Medieeern ein äußerst unbehaglicher Stachel im Auge wurde. Sein Zeitgenoß Fra Michele Poccianti bezeichnet ihn als einen Mann von witzigem, im Reden und Schreiben ungemein spitzigem Kopf und rühmt besonders seine zahlreichen Gedichte satirischen Inhalts, welche sich, allen Bürgern zum Ergötzen, durch die Stadt verbreiteten (poemata complura dictavit, quae inter cives suae civitatis hinc inde omnium admiratione vagantur). Im gleichen Sinne wird er ebenfalls von Salicino, Benedetto Varchi und anderen längst in Vergessenheit gerathenen Sonettenmachern gefeiert.

Wie nicht anders zu erwarten war, nahm man die durch seine rücksichtslos geschwungene Geißel ausgetheilten

[1]) Das Kloster Vallombrosa, um 1050 durch S. Giovanni Gualberto gegründet, wurde 1808 von Napoleon I. aufgehoben und die reiche Bibliothek sammt anderen bedeutenden Sammlungen von den Franzosen fortgeführt. Als der die Aufhebung betreffende Antrag im Staatsrath zu Florenz gestellt wurde, bekämpfte ein Mitglied diese Maßregel und betonte dabei das Verdienst der Klosterbrüder um die Vertilgung der Wölfe. Schließlich kam es darüber zur Abstimmung und der Vorsitzende stellte die Frage folgendergestalt: „Signori! o monaci, o lupi?" „Lupi!" war die fast einstimmige Antwort. Seit 1869 ist Vallombrosa ein königliches Forstinstitut.

Hiebe keineswegs gelassen und geduldig hin. Soderini gehörte jenen begabten, aber unbedachten Menschen an, von denen schon der Dichter Ennius behauptete, sie könnten eher eine glühende Kohle verschlucken als einen geistreichen Einfall verschweigen. So ward er denn schließlich in der That zur Strafe für seine Kühnheit verhaftet und zu lebenslänglicher Einkerkerung in dem berüchtigten Burgverließ von Volterra verurtheilt. Vier Jahre später hat ihn der Großherzog Ferdinand I. zur linderen Gefangenschaft auf der Villa Cedri bei Volterra begnadigt, wo er 1596 starb; er wurde in der Kirche del Carmine zu Florenz begraben.

Während dieser Haft schrieb er mehrere landwirthschaftliche Abhandlungen: Trattato della Caltivaziane delle Viti e del Frutto che se ne può cavare (4°. Florenz 1600, 1610, 1622, 1734 und Mailand 1805; die letzte Ausgabe auch mit dem Portrait des Verfassers versehen, nach einem gegenwärtig in der Bibliateca Nazianale zu Rom befindlichen Originalbilde gemacht); Trattato di Agricaltura (4°. Florenz, 1811, nach der Magliabechiana-Handschrift herausgegeben, 2. Auflage, Mailand 1850); Della Coltura degli Orti e Giardini (Florenz 1814); Trattato degli Arbori (Florenz 1817). Im Gefängniß zu Volterra fuhr er fort, „lustige Sonette" zu verfassen, welche Piero Monaldi in seiner „Staria delle Famiglie Fiarentine" als „nan senza sali ed orguzie" bezeichnet. Seine lateinischen Briefe, sowie die nachgelassenen lateinischen und italienischen Gedichte verschiedenartigen Inhalts sind nie gedruckt worden. Seine Schrift über den Weinbau beruht auf sorgfältigen Studien und ist heutigen Tages noch immer brauchbar. Nur der Stil ist für das Zeitalter und für den Mann höchst charakteristisch. Er gibt eine Geschichte des Weinbaues bei den alten Völkern und im Mittelalter, die er mit allerhand den classischen Dichtern entlehnten Lobpreisungen des Rebensaftes durchspickt, und ergreift jede Gelegenheit, um sich in gesuchten und geschmacklosen Wortspielen zu ergehen. Nichts ist leichter, als solche Klingklangwitze zu machen, wenn man sich nur dazu hergeben will, und Soderini war offenbar unfähig, dem oberflächlichsten Einfalle dieser Art entsagen zu können. So z. B. hebt der oben erwähnte Tractat über den Weinbau folgendermaßen an: La vite, che vite per la vita che ella ha e dà alla nastra umana vita, è stata addamandata e che tanto valontieri invita ognuna alla sua caltivatiane per lo giocanda, grata, saave e delettevale e amato frutto che ella praduce, u. s. w.

Als Soderini ins Staatsgefängniß zu Vollerra kam, wurde sein Landgut „Il Giardina" auch confiscirt und erst nach seinem Tode seinem Sohn Pier Tommaso zurückgegeben. 1615 wurde die Villa von dem Bourbon del Monte genannten Familienzweig des alten französischen Geschlechtes käuflich erworben. Diese 1574 zu florentinischen Bürgern gewordenen Bourbons führten den Titel eines Marchese di Pian Castagnajo und trieben meistentheils das Kriegshandwerk. Ueberall gingen sie auf Abenteuer aus, wo Waffengellirr ihnen zu Ohren kam, in Frankreich, Flandern, Deutschland und Ungarn bis in die Türkei. Einer der tüchtigsten dieser Krieger, der Capitano Camillo hieß, zeichnete sich schon in seinem 25. Lebensjahre bei der Belagerung von Breda aus; in der Schlacht von Breitenfeld bei Leipzig befehligte er ein Fähnlein Pappenheimer Reiterei und diente als Hauptmann unter Wallenstein in der Schlacht bei Lützen. In Anerkennung seiner Tapferkeit erhob ihn der Kaiser zum Obersten und ertheilte ihm den Titel eines Kämmerers des goldenen Schlüssels. Nach Florenz zurückgekehrt, wurde er vom Großherzog zum Haupt der deutschen Ehrenwache und Befehlshaber der Cürassiere ernannt.

In seiner Jugendzeit hatte sich Camilla auf der Kunstakademie des Alfonso Parigi zu Florenz mit der Malerei dilettantisch beschäftigt und nun faßte er den Entschluß, die Villa durch bildliche Darstellungen der Kriegsthaten seines Geschlechts in eine eigene Ruhmeshalle — „un tempia delle proprie glarie", schreibt ein gleichzeitiger Chronist — zu verwandeln. Er selber machte dazu die ersten Entwürfe und übertrug die weitere Anordnung und künstlerische Ausführung der Gemälde seinem Freund und ehemaligen Mitschüler, dem Baccio del Bianco, der auch einige Feldzüge in Deutschland mitgemacht hatte, aber, wenn der böse Leumund ihn nicht verleumdet hat, einen tüchtigeren Schlachtenmaler als Soldaten abgab und viel größeren Gefallen daran fand, die Waffenthaten anderer Leute mit dem Pinsel zu verherrlichen, als die eigenen mit dem Schwert zu vollbringen. Die Wände der Säle sind mit ungefähr vierzig Fresken geschmückt, welche Belagerungen, Feldschlachten, Seegefechte, Scharmützel u. dgl. darstellen, und durch Arabesken und Friese nach Art Rafaels, Amoretten und Genien mit Blumen- und Fruchtgewinden, Familienwappen, Waffengruppen und andere Verzierungen räumlich zusammengehalten werden. Baccio del Bianco war freilich kein künstlerisches Genie, aber seine Leistungen legen Zeugniß von gutem Geschmack und nicht geringen Gaben ab und erinnern, was die schlichte, ungekünstelte Behandlung der Gegenstände anbetrifft, immer noch an die florentinische Schule der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, welche als die Glanzperiode der Frescomalerei anzusehen ist.

Eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der Familie Bourbon del Monte war der Marchese Giovan Battista Andrea (1770—1838), der als „ein Mann von vorzüglichem Talent und feiner Bildung" geschildert wird. Er beschäftigte sich vornehmlich mit staatswirthschaftlichen Studien, denen er eine praktische Richtung gab, indem er sie auf die Bildung und Verbesserung der Wohlthätigkeitsanstalten und Arbeitsschulen anwendete. Schriftstellerisch hat er sich nicht besonders productiv hervorgethan; aber durch seine einsichtsvolle, theilnehmende und anregende Kritik ist er nicht ohne erheblichen Einfluß auf die Entwicklung der nationalen Literatur gewesen. Sein Salon war ein Sammelpunkt für Gelehrte, Künstler und Literaten und er zählte Männer wie Benedetti, Angiolo d'Elci, G. B. Niccolini und Ugo Foscolo zu seinen intimsten Freunden. In dieser Beziehung hat er sich anerkanntermaßen einen höchst ehrenvollen Platz unter den Gönnern der zu neuem Leben erwachenden einheimischen Dichtung gesichert und durch die Hebung und Stärkung der vaterländischen Gesinnung und des nationalen Gefühls auf die politische Wiedergeburt Italiens und dessen Vereinigung zu einem einheitlichen, unabhängigen Staatswesen in erfreulicher und förderlicher Weise gewirkt. Einen beachtenswerthen Beitrag zur Erkenntniß und Würdigung seines Charakters liefert die von Niccolini gehaltene Lobrede, welche im 7. Band der von Gargiolli herausgegebenen gesammelten Schriften des Dichters (Mailand, 1870) enthalten ist.

1864 ging die Villa in den Besitz des Herrn Forini über, dessen Namen sie heute trägt, und wurde von der Zeit an bis zum Jahre 1882 von dem als Sprach- und Naturforscher rühmlichst bekannten amerikanischen Gesandten am italienischen Hofe, Herrn G. P. Marsh, bewohnt. Wenn man in Erwägung zieht, wie in der Regel die Mittelmäßigkeit und Untauglichkeit bei der gesandtschaftlichen Vertretung der amerikanischen Republik eine Unterkunft findet und wie der beständige Druck und Drang der Parteiinteressen und die unermüdliche und unverschämte Stellenjägerei nothwendig zu häufigen Ablösungen der diplomatischen Wache führen muß, so gereicht es den Vereinigten Staaten zur Ehre, daß dieser hervorragende Gelehrte und Staatsmann,

Digitized by Google

der die Rolle eines politischen Parteigängers nie gespielt, trotz aller Verwaltungswechsel und aller ränkeschmiedenden Versuche, ihn aus seiner Stelle zu verdrängen, den Posten eines bevollmächtigten Ministers bei der Hohen Pforte, in Griechenland und am italienischen Hofe ein Vierteljahrhundert hindurch bekleiden durfte und nur durch seinen 1882 erfolgten Tod abgerufen wurde.

Herr Marsh war nicht nur fähig, sich in allen europäischen Sprachen, das Russische und Türkische einbegriffen, mit Gewandtheit auszudrücken, sondern er war auch ein gründlicher Sprachkenner im streng linguistischen Sinne des Wortes. Schon 1838 gab er eine auf Raiks Untersuchungen beruhende und für das Studium der nordischen Sprachen in Amerika und England bahnbrechende „Comparative Grammar of the old Northern or Icelandic Language“ heraus. Seine „Lectures on tha English Language“ (1861) und „The Origin and History of the English Language“ (1862) gehören zum Gediegensten und Zuverlässigsten von allem, was überhaupt auf diesem Gebiet geleistet worden ist. Außerdem schrieb er ein anziehendes Buch „Man and Nature“ (1864), worin er sich die Aufgabe gestellt, den Einfluß der menschlichen Thätigkeit auf die Veredlung und Vermehrung, sowie auch die Erschöpfung der Lebenskräfte der Natur und die daraus hervorgehende ökonomische, physiognomische und meteorologische Umwandlung der Erde darzuthun. Dieses Werk ist auch, in bedeutend vergrößerter Form, unter dem seinen Inhalt genauer bezeichnenden Titel: „The Earth as modified by Human Action“, 1874 erschienen und ins Deutsche übersetzt worden. Die Welt, wie sie uns jetzt in ihrer landschaftlichen, wirthschaftlichen und klimatischen Beschaffenheit vorliegt, sowie in Bezug auf die Pflanzen und Thiere, welche sie erzeugt und ernährt, ist in hohem Grade das Ergebniß der Cultur. Diese im Laufe vieler Jahrhunderte durch die Civilisation hervorgerufenen Veränderungen hat Herr Marsh mit umfangreichen Kenntnissen und dem umsichtigen Geist des wissenschaftlichen Forschers verfolgt und in gemeinfaßlicher, fesselnder Weise zu schildern verstanden.

Wie die englische Dichterin Elizabeth Barrett Browning von den „Casa Guidi Windows“ aus die nationalen Bestrebungen des jungen Italiens begrüßte und deren Verwirklichung mit der prophetischen Stimme einer Pythia verkündete, so schaut man von den Fenstern der Villa Forini nach allen Richtungen hin mit weitsichtigem Blick in die Jahrhunderte zurück und jede Scholle des umliegenden Bodens scheint mit beredter Zunge von der Vergangenheit zu erzählen. Wie reich an historischen Erinnerungen ist die anmuthige Ebene, welche sich, wie die halberöffnete und von wichtigen Aufzeichnungen erfüllte Rolle der Geschichtsmuse Klio, gegen die Abhänge des uralten Fiesole hinauf ausbreitet! Der jetzt friedlich blühende Acker ist ein unzähligemale beschriebener Pathmpfest, auf welchem der scharfe Blick des Historikers die auf einander folgenden, in blutiger Schrift eingetragenen und wieder verwischten Aufzeichnungen großer Weltereignisse noch immer zu lesen vermag. Dicht am Garten liegt das „Campo d'Arriga“ benannte Feld, wo der römisch-deutsche Kaiser Heinrich VII. sein Lager aufschlug, als er 1312 die in der Gewalt der Schwarzen stehende Stadt vergeblich belagerte, nur kurz bevor sein mittelst einer ihm beim heiligen Abendmahl gereichten vergifteten Hostie herbeigeführter Tod die letzten Hoffnungen der Weißen vernichtete und den Ghibellinen-Dichter Dante in die Verbannung nach Ravenna schickte. Fast im Schatten des massiven Thurmes ist die Stätte, wo das flüchtig gewordene Haupt der Guelfen, Corso Donati, von einem Reitertrupp catalanischer Söldner gefangen genommen wurde. Um der Schande des Schaffots zu entgehen, warf er sich vom Pferde herab und wurde thalwärts weiter geschleppt, bis er sich den Kopf an einem Stein zerschmetterte. Dante, der den Stoff zu den schrecklichsten Scenen in seiner Hölle aus der florentinischen Geschichte und den Chroniken der anderen italienischen Städte genommen zu haben scheint, läßt den im Fegefeuer angetroffenen Geist des Forese Donati das Schicksal seines Bruders erzählen (Purg. XXIV. 82 bis 87):

„Or va, diss' ei, ché qae' che più n' ha colpa,
Vegg' io a coda d' una bestia tratto
Verso la valle, ove mai non si scolpa.
La bestia ad ogni passo va più ratto,
Crescendo sempre, infin ch' ella 'l percuote,
E lascia 'l corpo vilmente disfatto.“

Hier auch, gerade vor dem Thor der Villa, hielt 1419 der prunkliebende Pontifex Martin V., der bei seiner Weihe auf einem mit prächtiger Schabracke bedeckten Paradeschimmel ritt, den der deutsche Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz als Knappen beim Zügel führten, seinen feierlichen pomphaften Einzug in Florenz, während weit getragene Funken vom Scheiterhaufen des mit seiner Zustimmung und hauptsächlich auf seinen Antrieb zu Costnitz verbrannten Hus schon den Bürgerkrieg in Böhmen angezündet hatten.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Die Bedeutung wissenschaftlicher Ballonfahrten für die geographische Forschung und das Andrée'sche Polarproject.“ Hermann Paetel, Berlin 1896. 40 S. 8°. — Der Plan des schwedischen Ingenieurs Andrée, die eigentliche Circumpolarregion mit Hülfe des Luftschiffes zu erreichen, ist zwar, da die nothwendigen Südwinde sich nicht einstellen wollten, für ein Jahr verschoben worden, aber aufgegeben ist er darum nach keineswegs, und die eingehenden Erörterungen für und wider, welche in der Presse und in wissenschaftlichen Versammlungen — u. a. auch im Münchener Zweigverein der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft — gepflogen wurden, sind schwerlich ganz ergebnißlos gewesen. Nachdem nun unlängst Dr. Berson, dem es vergönnt war, sich bis zur größten, einem Menschen bislang erreichbaren Höhe zu erheben, dem also in Sachen der Flugtechnik sicherlich ein gewichtiges Urtheil zuzuerkennen ist, über jenes Project sich in sehr ungünstigem Sinne geäußert hat, erscheint es angezeigt, auch eine gegentheilige Stimme zu hören. Dr. Baschin erscheint hierfür in doppelter Weise qualificirt, indem er sowohl den hohen Norden als auch das Ballonfahren aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt, und man wird seinem Schriftchen, welches sich übrigens nicht auf das erwähnte Thema beschränkt, sondern auch die allgemeinen in Betracht kommenden Gesichtspunkte berücksichtigt, eine weitere Verbreitung wünschen dürfen. — Der Verfasser beginnt mit den ältesten wissenschaftlichen Ballonfahrten, welche Biot und Gay-Lussac zusammen ausführten, und welchen sich späterhin so manches kühne, eben erst durch Berson überbotene Aufstieg Glaisher's anreiht. Hierauf beschreibt er die Unternehmungen des dem Kaiser selbst durch sehr namhafte Zuweisungen aus dem Dispositionsfonds unterstützten „Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt“, durch welchen, unter Professor Aßmanns geschickter Leitung, schon die werthvollsten Resultate für Meteorologie und Erdphysik überhaupt erzielt worden sind. Man wird unterrichtet über die Ausstattung der Fahrbälle mit Instrumenten, über die Theilung der Aufgaben zwischen Ballon und Gipfelstation, über die in bedeutender Bierersbode angestellten Wolkenbeobachtungen; auch werden interessante Mittheilungen gemacht über einzelne Fahrten, welche theils von den Berliner Gelehrten, theils auch von Fahrtlaien, lediglich mit Registrirapparaten versehenen Ballons gemacht worden sind, wie denn einer dieser letzteren die 1000 km lange Strecke zwischen der Reichshauptstadt und der russisch-serbischen Grenze in 10½ Stunden zurückgelegt hat. Nach des Fesselballons und der Drachen, die sich noch für die Zukunft die geographische Forschung von ihm zu versehen hat, wird gedacht. Sodann wendet sich der Verfasser zu eingehender Besprechung des Planes, den Andrée im Verein mit Ekholm und Strindberg auszuführen im Sinne hat, und prüft denselben sowohl nach der operativen wie nach der meteorologischen Seite. Die Gefahren und Schwierigkeiten sucht er selbstverständlich nicht zu verschweigen, aber in der Hauptsache gelangt er zu der Schlußfolgerung, daß nichts Unmögliches angestrebt werde, und daß, da die in Frage

kommenden Männer von dem Ernste ihres Wagnisses durchdrungen und mit der Anwendung aller Hülfsmittel aufs beste ausgerüstet seien, der Ballonexpedition durchaus nicht das Prognostikon der Aussichtslosigkeit zu stellen sei. Früher oder später werde dieser Weg nach dem Nordpole doch eingeschlagen werden müssen. Es verdient bemerkt zu werden, daß Nansen, der unlängst mit dem aus Spitzbergen zurückgekehrten Andrée eine längere Unterredung hatte, letzterem seinen vollen Beifall zollte und die Ueberzeugung aussprach, daß der Pol leichter durch die Luft als über das Packeis wird zu erreichen sein werde. Die kleine Schrift Dr. Paschins ist auch mit einigen recht instructiven Bildern ausgestattet. Dieselben lassen erkennen, wie nützlich die Vereinigung photographischer und aëronautischer Kunstfertigkeit in den verschiedensten Richtungen sich erweisen kann.

S. Günther.

W. v. S. Lithographien, herausgegeben vom Verein für Originalradirung, Karlsruhe. April 1896. In Folio. (9 Blatt 20 M.) — Die Karlsruher Secession ist die jüngste und vielleicht die letzte der deutschen Errungenschaften. Bezeichnend ist es, daß ihre Mitglieder das Bedürfniß empfanden, gleich bei ihrem Zusammentritt sich durch eine That zu äußern. Denn um Arbeit und Bethätigung in vollen Freiheit und ernstem Streben handelt es sich all diesen Vereinen, nicht um ein Bekanntniß und die Förderung einer bestimmten Richtung. Nicht minder bezeichnend ist es auch, daß die Karlsruher gleich mit Entschiedenheit zur Lithographie gegriffen haben, als derjenigen Vervielfältigungsweise, die durch die Möglichkeit, die Farbe mit heranzuziehen, dem modernen Künstler die größte Freiheit im Ausdruck seiner Empfindungen gewährt. Diese Gelegenheit haben sie denn auch nach Kräften ausgenutzt. Nur eines dieser neun Blätter, eine Ruine in dünner Gewitterstimmung, von dem Radirer Gattiker herrührend, begnügt sich mit einem Strich, aber auch da ist eine farbig getönte Platte als Untergrund hinzugenommen worden, um die malerische Wirkung zu erhöhen. Die übrigen verwenden zwei bis vier Steine und arbeiten damit, wie Kampmann in seinem Waldesrand bei herbstlicher Abendstille und namentlich Weiß mit seiner von hohem Standpunkte aus gesehenen, kühn in gelb und violett gefärbten Wiese, kräftig sich einprägende Wirkungen. Wolff hat in seiner fächerförmig gebildeten Darstellung eines Hühnerhofes gar sechs Farben angewendet, aber wegen unzureichender Stilisirung den bezweckten Eindruck nicht erreicht. Die Menge that es also nicht, selbst wenn man, wie hier, Gold hinzunimmt. Das Blatt des Führers der Karlsruher Secession, des Grafen Kalckreuth, eine Bäuerin bei der Feldarbeit, hätte sich als Holzschnitt in der Weise der alten Clair-obscurs besser ausgenommen. Dann hätte sich der Künstler, der im Grunde eine so bedeutende Anlage zu großer, monumentaler Auffassung besitzt, auch zu einer schärferen, zeichnerischen Durchbildung genöthigt gesehen. Während bei ihm und Carlos Grethe der gesunde Sinn für die Wirklichkeit sich in wohlthuender Weise geltend macht, streben die übrigen zu sehr nach der Wiedergabe von Stimmungen, die wohl auf den Beschauer anregend, bisweilen auch geschmackbildend wirken können, das Wesen der Form, als die Grundlage aller Anschauung, aber zu leicht in Unklarheit hüllen. Auf die deutliche Darstellung einer klar erfaßten Anschauung wird aber die Kunst mehr als bisher ausgehen müssen, wenn sie zu völliger Kraft gelangen will.

F. K. Archäologische Mittheilungen. Auch in der Archäologie gibt es eine „Sauregurkenzeit", wenn die Sommerhitze der Arbeit des Spatens ein Ende macht und die Archäologen, sofern sie nicht überhaupt zu feiern vorziehen, in die Studirstube treibt, deren Funde und Fündchen, selbst wenn ihnen die Augustsonne günstig war, die Leser der Zeitungen doch weit weniger interessiren als die Funde, die aus der Erde steigen. Indessen fährt die Sommerpause doch ein, das Zweck der vergangenen Campagne zu ziehen, und einer oder der andere derartige Bericht gelangt dann noch rechtzeitig zum Druck, um die Lücke einigermaßen auszufüllen. So bringt das eben erschienene Heft der Zeitschrift „L'Ami des monuments et des arts" einen an den französischen Unterrichtsminister gerichteten Bericht über die letzten Ausgrabungen in Timgad in der Provinz Algier, der wohlgeeignet ist, die Blicke einmal wieder auf die überreichen Ruinenstätten des römischen Afrika zu lenken. Der Verfasser, Albert Ballu, architecte en chef des monuments historiques de l'Algérie, hat vor kurzem in einem mit vortrefflichen Lichtdruckbildern ausgestatteten Büchlein einen kurzen Ueberblick gegeben über den erstaunlichen Denkmälerreichthum der drei Römerstädte Tébessa, Lambèse und Timgad, die bestimmt waren, die Provinz zu schützen vor den Angriffen der Nomaden der Wüste; die erste, Theveste im Alterthum, indem sie die Umgebung des Aurès-Gebirges, das wie ein Damm gegen das Wüstenmeer der Provinz vorgelagert scheint, bändigte, die beiden anderen, indem sie die Bewohner der Gebirgsthäler selbst im Zaum hielten. Mit Recht heißt die dritte Stadt, das Thamugadi der Römer, ein Pompeji Algiers. Timgad schildert Gaston Boissier in seinen Promenades archéologiques en Algérie et en Tunisie, um einen anschaulichen Begriff von den Städten des römischen Afrika zu geben; eine prächtige Publication, von der im diesem Jahr die vierte Lieferung erschienen ist, — Baeswillwald und Cagnat, Timgad — bringt die gesammten Ergebnisse einer offenbar musterhaft geführten Ausgrabung, die die freilich schwerere Arbeit der französischen Archäologen auf Delos — hoffentlich nicht auch die in Delphi! — beschämt. Forum, Theater, Capitol mit seinem Dreigötterntempel, ein Mercellum, zahlreiche Läden, wenigstens ein stattliches Privathaus (inzwischen deren mehr) sind freigelegt; der schöne Triumphbogen des Trajan brauchte nicht erst ausgegraben zu werden. Trajan hat die Stadt gegründet im Jahre 100 n. Chr. Sie liegt an der Straße von Theveste nach Lambaesis; aber sie scheint sich von diesen beiden Garnisonstädten durch ihren bürgerlichen Charakter zu unterscheiden, obgleich sie von den Soldaten der legio III Augusta erbaut ist. Kurz war das Leben dieser Stadt, aber doch nicht so kurz, wie man bisher angenommen hatte, das ist ein Ergebniß der neuesten Ausgrabungen. Freilich ist Timgad wie die Nachbarstädte zu Justinians Zeit von den Mauren zerstört worden; aber Belisars Nachfolger, der dessen Vandalensiege durch seine Maurensiege erst recht nutzlos machte, beschränkte sich, wie wir jetzt wissen, nicht darauf, die Festung zu bauen, die, aus zusammengerafften Steinen aller Art eilig errichtet, doch den Jahrhunderten getrotzt und noch im Jahre 1871 den Bewohnern von Tébessa und Umgegend als Schutz gedient hat gegen die aufständischen Araber: Salamon hat auch die Stadt, ja gut es ging, wieder hergestellt. Erst im achten Jahrhundert ist sie verödet. — Ein zweites Ergebniß der letzten Ausgrabungen ist die Beobachtung, daß in der auf Befehl des Kaisers nach einem festen Plan erbauten Stadt, ganz anders als z. B. in Pompeji, möglichst jedes Haus isolirt ist, von Straßen auf allen Seiten umgeben, für sich ein Quartier von meist etwa 20 Meter Seitenlänge einnehmend. Man hatte gelernt durch die Erfahrung, die die Hauptstadt ein Menschenalter zuvor gemacht hatte, und der Stadtplan von Thamugadi ist die beste Erläuterung zu dem, was Tacitus von dem Aufbau der Stadt Rom nach dem Neronischen Brande sagt (Annalen XV 43). — Von anderen Beobachtungen will ich schweigen: kurz die Ausgrabung ist hier von Anfang an planvoll und gründlich geführt worden, ward freilich auch erleichtert durch die Art der Entstehung der Stadt und ihr kurzes Bestehen. — Anders auf einem anderen Schauplatz französischer Ausgrabungen, auf den soeben ein Aufsatz der Revue des Pyrénées die Aufmerksamkeit von neuem lenken will. Bei dem Städtchen *Martres Tolosane* unweit Toulouse hat man, zuerst zufällig, dann bei wiederholten Ausgrabungen, so viel antike Sculpturen gefunden wie auf gleichem Raum wohl nirgends in der Welt: Sculpturen von sehr verschiedenem Kunstwerth und aus sehr verschiedener Zeit, die üblichen mythologischen Gestalten der griechisch-römischen Kunst, wie sie die Museen Italiens füllen, gut und schlecht, wie auch sonst, ein Venusdorf z. B. seit langer Zeit berühmt; daneben Werke einer offenbar localen, bald barbarischen Kunstübung, die zeitweise mit Unrecht in den Verdacht der Fälschung gekommen sind; Kaiserköpfe von Augustus bis Philippus und Gallienus. Man stand vor einem Rätsel: wie kamen so viele Sculpturen in verschiedener Zeit hier in der Provinz auf so engem Raum zusammen? Man meinte, eine Bildhauerwerkstatt gefunden zu haben, die, unweit den Marmorbrüchen der Pyrenäen gelegen, die Städte und Villen Galliens mit ihren Bildwerken versorgt hätte. Ja der That sind nach den neuesten Untersuchungen selbst die besten Stücke nicht, wie man früher meinte, importirt, sondern aus dem einheimischen Marmor hergestellt. Aber man hat weder unfertige Stücke, noch Marmorblöcke, noch Abfälle gefunden, wie sie in einer Werkstatt gewiß sich finden würden. Und sollte man auch alle diese zur Zeit des Untergangs des Ateliers zum Theil Jahrhunderte alten Werke für Ladenhüter halten? Man wird diesen Gedanken fallen lassen müssen und um ersten glauben, sich auf dem Boden einer reich ausgestatteten Villa zu befinden; man wird sich auch in mancher Hinsicht an die Funde von Welschbillig erinnert sehen, die sich seit kurzem im Museum von Trier befinden. Damit ist freilich nicht erklärt,

Digitized by Google

wie es kommt, daß die Bildwerke, die doch, wenn sie den Schmuck einer Villa bildeten, gewiß über ein weites Gebiet vertheilt waren, fast alle auf einem Raum von etwa zweihundert Quadratmeter zusammengehäuft gefunden worden sind. Auch wenn es wahr ist, daß die Sculpturen Spuren absichtlicher Zerstörung tragen, für die man christlichen Fanatismus hat verantwortlich machen wollen, so fällt es schwer, zu glauben, daß die Christen sich die Mühe gemacht haben sollten, die Steine hier zusammenzuschleppen. Eher könnte man glauben, daß Kalkbrenner sich solche Arbeit gemacht hätten. Vielleicht aber ist auch zu bedenken, daß das Land, auf dem die Funde gemacht worden sind, fruchtbares Ackerland, seit der ältesten Zeit stets angebaut war, daß möglicherweise die Bauern die zerstreuten Steine, die den Pflug hemmten, auf einen Platz zusammentrugen, wie es mit formlosen Steinen auch anderwärts geschehen ist und mehr als einmal die Alterthumsforscher irregeführt hat. Mag dies vielleicht hinwais ganz aufgeklärt werden: darüber hätten die Ausgrabungen Gewißheit schaffen müssen, ob wir uns wirklich in den Ruinen einer Villa befinden oder ob hier eine Stadt, ein Tempel gelegen hat. Aber auch die letzten Ausgrabungen wurden nicht sorgfältig genug geführt. Es schien ihrem Unternehmer hauptsächlich darauf anzukommen, möglichst viele Bildwerke zu finden und die der Fälschung verdächtigen früher gefundenen fundbaren Sculpturen durch die Auffindung von Werken gleicher Art zu legitimiren. Das ist ihm auch gelungen; aber mit Recht wird man gefordert, daß endlich auch einmal die Gebäudereste genauer untersucht werden. Nur auf diese Weise kann das merkwürdige Problem von Martres-Toloosane gelöst werden, wenn nicht die dreimaligen Raubausgrabungen nun den Bauwerken schon allzu viel zerstört haben.

F.W. Eine heurige **Jahresversammlung** hielt der **Verein für Geschichte des Bodensees** und seiner Umgebung letzten Sonntag und Montag in Bregenz ab. Die von dem Vorsitzenden, Herrn Grafen Zeppelin, gelieferten Verhandlungen liefern ein erfreuliches Bild von der günstigen pecuniären Lage, sowie von dem steten Wachsen des zur Zeit fast 700 Mitglieder zählenden Vereins. Eine besondere Aufmerksamkeit hat den Vorstand in letzter Zeit zur Erforschung des noch immer ungenügend aufgeklärten geheimnißvollen „Erschießens" aufgewendet und zur Beobachtung der räthselhaften unterseeischen Tektonismen auch die Nachts im Freien wachenden Zollbeamten herangezogen, welche bereits interessante Resultate liefern konnten. Bezüglich einer nöthig gewordenen Aenderung in der Publication des Vereinsbestes wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, daß die umfangreichen, auch auf Zoologie und Botanik sich erstreckenden Berichte der staatlichen Commission zur Erforschung des Bodensees künftig nicht mehr in demselben zum Abdruck gelangen sollen, sondern von den Mitgliedern, die es wünschen, gegen Betheiligung an den Herstellungskosten in besonderen Exemplaren bezogen werden können, um so den Vereinsscheften ihren ursprünglich beabsichtigten rein historischen Charakter bewahren zu können und die Casse nicht übermäßig zu belasten. Dem geselligen Begrüßungsabend verlieh ein interessanter Vortrag des kaiserlichen Rathes Dr. S. Jenny über die in Bregenz gefundenen zahlreichen römischen Alterthümer aus dem einstigen Belgantium ein instructives wissenschaftliches Gepräge. Am folgenden Morgen wurden im reichhaltigen Vorarlberger Landesmuseum die hervorragenden Ausgrabungen der Römerzeit aus einem Forum, Tempeln, Peristhäusern und Bädern, sowie die jüngsten, bei der Rheincorrection gemachten Funde unter fachkundiger Führung einer eingehenden Besichtigung unterzogen, während der geplante Besuch historischer Stätten in der näheren Umgebung der herrschenden regnerischen Witterung wegen unterbleiben mußte. Um 11 Uhr versammelten die Theilnehmer sich zu den öffentlichen Vorträgen im Theatersaale, zu denen auch Ihre kgl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern aus Lindau herübergekommen war. Hr. Prof. Dr. Zößmayr von Innsbruck hatte zum Thema seiner Abhandlung die Geschichte der 1647 von den Schweden unter Wrangel zerstörten Burg Hohen-Bregenz gewählt, als deren einzig richtigen und früher stets üblich gewesenen Namen er die Bezeichnung „Schloß Bregenz" nachwies. Das Dunkel der Entstehung dieser urkundlich zuerst 1038 genannten stolzen Veste auf dem jetzigen Gebhardsberg vermochte auch Redner nicht aufzuhellen, dagegen konnte er die Nachrichtigkeit der Legende, welche den hl. Gebhard, Bischof von Konstanz, auf diesem Schlosse geboren sein läßt, schlagend nachweisen und verlegte die Geburtsstätte des Heiligen in ein Privathaus der Oberstadt, das jetzige Bürgerspital, in dem damals der Graf von Bregenz wohnte. Der folgende Redner, Hr. Dr. jur. Beyerle von Konstanz, beschäftigte sich vom rechtshistorischen Standpunkt aus mit der Verfassungsgeschichte seiner Vaterstadt im Mittelalter, in der aufstrebenden Zeit des 13. Jahrhunderts, da Bischof und Bürgerschaft um die Ausübung der richterlichen Gewalt und neue Steuermethoden zu rechten begannen. An der Hand eingehender Studien legte er besonders die Befugnisse des die Marktpolizei übenden Ammanns, des ihm zur Seite stehenden kleinen Raths und des Reichsvogts dar. Nachdem um 1 Uhr die öffentlichen Verhandlungen geschlossen waren, versammelten sich die Theilnehmer im Gasthof „zur Krone" zu einem gemeinsamen Mittagsmahl, während — leider zu spät — auch der Himmel ein freundlich sonniges Gesicht zu zeigen begann. Gegen Abend verließen die Vereinsangehörigen auf den Land- und Wasserwegen die festlich beflaggte, gastfreie Stadt, um sich im kommenden Jahre in St. Gallen, wohin die nächste Jahresversammlung auf Grund einer Einladung des dortigen antiquarisch-historischen Vereins verlegt wurde, wiederzusehen.

* **Münster.** Am 7. September starb hier der Kreisgerichtsdirector a. D. **Weingärtner** im 92. Lebensjahre. Er galt als der tüchtigste Münsterer Westfalens; sein besonderes Gebiet waren die alten westfälischen Münzen.

A. **Hinstock.** In Friedland i. M. starb am 7. ds. Mts. in hohem Alter von 90 Jahren der bekannte Uebersetzer Professor Dr. **August Dühr.** Er wurde am 10. April 1806 in Stendal geboren. Von seinen Arbeiten ist besonders seine griechische Uebersetzung von „Hermann und Dorothea" bekannt geworden.

t. **Innsbruck,** 10. Sept. Zur IV. **Versammlung deutscher Historiker** sind bereits heute Abend aus Deutschland und Oesterreich gegen 100 Theilnehmer hier eingetroffen, die sich Abends im „Grauen Bär" bei zwangloser Unterhaltung trafen. Namens des Localcomités begrüßte sie Professor Kaltenbrunner, als Verbandsobmann und Präsident der hiesigen Versammlung Professor v. Zwiedinek (Graz). Letzterer gab bekannt, daß die HH. Lamprecht aus Maez (Leipzig), Meyer v. Knonau (Zürich), Städlin (Stuttgart) und Ed. Meyer (Halle) leider am Erscheinen verhindert seien. Unter den Erschienenen bemerkten wir Schmoller (Berlin), Ulmann (Greifswald), General v. Weyer (Wien), v. Weech (Karlsruhe), Blondel (Paris), Rüdinger und v. Inama-Sternegg (Wien), v. Luschin und E. Richter (Graz), Renwirth (Prag), Prutz (Königsberg), Thudichum (Tübingen). Aus Bayern sind anwesend K. Th. Heigel, Stieve und Riggauer (München), sowie Rector Dr. Vogt (Nürnberg).

* **Neapel.** Am 9. September ist hier der berühmte Director des Vesuvobservatoriums, Senator **Luigi Palmieri,** gestorben. Am 22. April 1807 zu Foicchio in der Provinz Benevent geboren, wendete er sich dem Studium der Mathematik und Physik zu und war Professor dieser Wissenschaften an verschiedenen italienischen Lyceen. 1845 wurde er Professor der Physik an der kgl. Marineschule zu Neapel, 1847 an der Universität daselbst und 1848 Director des meteorologischen Observatoriums auf dem Vesuv, welche Stelle er jedoch erst 1854 definitiv antrat. Nunmehr wandte er seine ganze Arbeit auf das Studium der Vulcane, das er durch die Construction mehrerer wichtiger Apparate förderte, und die Beobachtung der Ausbrüche des Vesuvs, bei denen er mehrfach, sogar mal bei der großen Eruption im April 1872, in Lebensgefahr gerieth. Trotz seines hohen Alters hat er sich bis in die letzte Zeit seiner wissenschaftlichen Lebensaufgabe gewidmet, und die Ergebnisse seiner Studien waren sehr werthvoll für die Erforschung der vulcanischen Erscheinungen überhaupt. Die Resultate seiner Arbeiten hat er in den von ihm herausgegebenen „Annali dell' osservatorio Vesuviano" veröffentlicht. Außerdem hat er ein Werk über den „Vesuv und seine Geschichte" (1880) geschrieben. 1860 wurde ihm auch die Direction des physikalischen Observatoriums in Neapel und die Professur der terrestrischen Physik an der dortigen Universität übertragen. Er war als der „Wächter des Vesuvs" in Neapel sehr populär und wurde in seinem Observatorium droben auch von vielen Fremden aufgesucht.

* **Christiania,** 11. Sept. Beim Festmahle, welches gestern Abend zu Ehren **Nansens** stattfand, theilte Prof. Broeggee mit, es sei ein **Nansen-Fonds** zur Förderung der Wissenschaft gebildet worden im Betrage von schon jetzt 210,000 Kronen, welche sämmtlich durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden seien. — Nansen wurde zum Conservator des **bibliografischen Instituts** ernannt mit einem Gehalt von 3600 Kronen. Er erhielt den Professorentitel und das Großkreuz des Olaf-Ordens.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 12. September. Nummer 211.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das illustrirte chirurgische Handbuch des Apollonios von Kition. Von Dr. Johannes Ilberg. — Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen. II. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das illustrirte chirurgische Handbuch des Apollonios von Kition.

Das dem Hippokrates zugeschriebene Buch „Von den Gelenken“ erfreut sich bis auf unsere Zeit einer außerordentlichen Hochschätzung der Kenner. Littré nennt es „eines der kostbarsten Erzeugnisse griechischer Wissenschaft und Literatur“ und erblickt darin, sowie in der damit zusammenhängenden Schrift „Von den Knochenbrüchen“ geradezu „das große chirurgische Denkmal des Alterthums und zugleich ein Muster für alle Zeiten“. René Briau, der sachkundige Herausgeber der Chirurgie des Paulus von Aegina, J. E. Pétrequin, der hervorragende Hippokrateserklärer, Theodor Puschmann, der Historiker des medicinischen Unterrichts, sind voll Anerkennung der durch die Hippokratiker gelehrten Behandlung der Luxationen und Fracturen, und Gomperz hat dem „hochsinnigen und gedankentiefen Arzt“, der den Grund dafür gelegt hat, einen ehrenvollen Platz unter seinen „Griechischen Denkern“ angewiesen.

Wer einen raschen Ueberblick über die hochentwickelte Chirurgie der Alten gewinnen will, ist in der Hauptsache auf das Sammelwerk des Laien Celsus aus dem Anfang der römischen Kaiserzeit angewiesen, sowie auf die betreffenden Abschnitte in dem bis zur Renaissance viel gelesenen Handbuch des Paulus von Aegina, eines unverächtlichen Praktikers, dessen Arbeit um so mehr Achtung verdient, als sie bereits in den Beginn dunkler Zeiten fällt. Man überzeugt sich leicht, daß diese Uebersichten, soweit das Gebiet der Knochenbrüche und Verrenkungen in Betracht kommt, durchaus auf den Vorschriften der genannten hippokratischen Bücher fußen. Um so weniger wird es verwunderlich scheinen, daß schon die Chirurgen des alexandrinischen Zeitalters jenen Grundwerken lebhafte Aufmerksamkeit schenkten, ihre Lehrvorträge daran anschlossen und Commentare dazu schrieben. Erhalten blieb davon die Erklärungsschrift des Apollonios von Kition zum hippokratischen Buche „Von den Gelenken“, ein in mehr als einer Hinsicht merkwürdiges Literaturdenkmal, das soeben in sorgfältiger Bearbeitung von Hermann Schöne herausgegeben worden ist. [1])

In der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz befindet sich eine kostbare Pergamenthandschrift hohen Alters, die eine umfangreiche Sammlung chirurgischer Werke in griechischer Sprache enthält. Der nunmehr vielleicht schon tausendjährige Foliant stammt aus Konstantinopel, compilirt und geschrieben wurde er von einem anderweitig bisher nicht bekannten byzantinischen Arzte Namens Nikolas. Zwei Stücke der Sammlung sind mit zahlreichen erläuternden Illustrationen versehen, der genannte Commentar des Apollonios und die Verbandlehre des Soranus. Es ist kein Zweifel, daß diese bunten Abbildungen antiken Ursprungs sind, Apollonios nimmt in seinem Texte selbst Bezug darauf. Daß man im Alterthum nicht nur von technischen Werken illustrirte Ausgaben veranstaltet hat, ist eine bekannte Thatsache. Aufsehen erregte seinerzeit das 700 Bildnisse berühmter Männer enthaltende Bilderbuch des gelehrten Römers Terentius Varro, ebenfalls auf antike Ueberlieferung gehen die Illustrationen zurück, die sich in einigen Handschriften der Terenzischen Komödien erhalten haben. Drei Gönner und Freunde des Niketas — man vermuthet, der erste sei kein geringerer als ein byzantinischer Kaiser gewesen — haben eigenhändig, jedenfalls auf den Wunsch des Sammlers, in iambischen Trimetern abgefaßte Lobgedichte auf seine Thätigkeit am Anfang der Handschrift eingetragen, wie man dergleichen ja auch noch nach Erfindung der Buchdruckerkunst als empfehlende Vorreden in größere Werke aufnahm. Aus diesen schwülstigen Ergüssen geht mit Sicherheit hervor, daß die Collection des Niketas zum praktischen Gebrauch der damaligen Aerzte bestimmt war. „Wer irgendwelche Leiden des Knochengerüstes zu heilen gedenkt,“ heißt es darin, „der mag die beigegebenen Bilder betrachten und wird Rath schaffen; auferweckt ist die abgestorbene Kunst durch Niketas, den Wohlthäter aller Sterblichen, und springt nunmehr hervor aus ihrem Grabe!“ So hat denn auch nachweislich die Originalsammlung im Hospital der 40 Märtyrer zu Konstantinopel Dienste geleistet. Dem praktischen Zwecke, für den der illustrirte Text berechnet war, entspricht es, daß die Illustrationen vom Stile der byzantinischen Zeit stark beeinflußt sind. Nicht nur die dargestellten Figuren sind durchschnittlich in ihrem Aeußeren recht byzantinisch ausgefallen, der beauftragte Künstler hat auch die 29 Operationen bei Apollonios sämmtlich mit prachtvoller byzantinischer Einrahmung versehen; sie gehen alle unter einem durch Mosaike reich geschmückten Bogen vor sich, der durch zwei, meistens mit zurückgeschlagenen Vorhängen decorirte Prachtsäulen gestützt wird. Befremdlich erscheint dem Laien auf den ersten Blick allerdings ein Theil der dargestellten Manipulationen. Da sind Patienten zu sehen, die mit dem Oberarm über einer hohen Stuhllehne oder einem Thürflügel hängen, die auf einer Leitersprosse, einem Querbalken reiten, während ein wassergefülltes Gefäß ihnen am Schenkel befestigt ist. Einige sind an eine Leiter gebunden, die man in die Höhe ziehen und auf den Boden prallen lassen kann; andere erblickt man hingestreckt auf der „Bank des Hippokrates“, auf der durch Haspeln Extensionen und Gegenextensionen der Glieder vorgenommen werden, während der Arzt auf den einzurenkenden Körpertheilen sitzt, steht oder darauf durch ein in die Wand eingesetztes, hebelartig wirkendes Brett einen Druck ausüben läßt. Mitunter ist der Kranke sogar an den Füßen aufgehängt, und Arzt

[1]) Apollonius von Kition, illustrirter Commentar zu der hippokratischen Schrift περὶ ἁρθρων, herausgegeben von Hermann Schöne. Mit 31 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

und Assistenten erinnern an Folterknechte. Man darf indessen deßhalb nicht zu schlimm von den befolgten Operationsmethoden denken. Das Absonderliche einiger Vorkehrungen erklärt sich einerseits daraus, daß es in der Palästra, wo Verrenkungen natürlich häufig vorkamen, oder anderwärts oft an den nöthigen Einrichtungen und Instrumenten fehlte und man sich zu helfen suchte, so gut es eben ging. Andrerseits darf man nicht vergessen, wie bedächtig die hippokratische Kritik mit den frappantesten der angeführten Verfahren ins Gericht geht. „Thatsächlich", so heißt es z. B. im Buche „Von den Gelenken", „haben die Erschütterungen auf der Leiter keinen geradegerichtet, so viel ich weiß. Sie ist meist bei solchen Aerzten in Gebrauch, die bestrebt sind, den großen Haufen in starres Staunen zu versetzen, denn solchem Volk scheint es bewundernswerth, wenn jemand vor aller Augen aufgehängt oder hin- und hergeworfen oder in ähnlicher Weise behandelt wird. Das preisen die Leute allerorten und kümmern sich dann nicht weiter darum, was die Folgen einer derartigen Cur sind, mögen es schlechte oder gute sein. . . . Für meine Person schämte ich mich, alle derartigen Fälle so zu behandeln, aus dem Grunde, weil diese Verfahren mehr Sache von Marktschreiern sind."

Apollonios war ein Schüler des berühmten alexandrinischen Chirurgen Zopyros, eines Zeitgenossen Mithridates' des Großen. Auf Befehl des letzten Ptolemäers in Cypern unternahm er im zweiten Viertel des ersten Jahrhunderts v. Chr. die Erklärung der hippokratischen Einrenkungsmethoden, wobei er sich ebenso auf eigene Praxis stützte wie auf die Erfahrungen, die er bei Zopyros gesammelt hatte. Apollonios gehörte, wie schon Littré bemerkt hat, der empirischen Schule an, deren Anhänger unter Vernachlässigung von Anatomie und Physiologie nicht das Wesen der Krankheiten zu ergründen suchten, sondern sich mit Beobachtung ihrer Erscheinungen begnügten und deßhalb gerade die Chirurgie mit Vorliebe pflegten. Erklärungen zu Hippokrates, auch zu dem Buche „Von den Gelenken", hatten schon andere Empiriker vor Apollonios geschrieben; das Werk unsres Cyprioten genießt jedoch den Vorzug, der älteste sämmtlicher erhaltenen Hippokratescommentare überhaupt zu sein.

Die Interpretation umfaßt nicht streng Satz für Satz des Originals, wie bei Galenus, der sich mehr als zwei Jahrhunderte später an die gleiche Aufgabe gemacht hat. Unser Autor ertlärt mit Auswahl, was ihm am wichtigsten zu sein scheint und sich für die bildliche Erläuterung am besten eignet. Den Urtext schickt er nicht abschnittweise voraus, wie Galen es zu thun pflegt, sondern citirt ihn im Zusammenhang seiner Darlegung; er scheint überhaupt das Original überflüssig machen zu wollen. Viel Worte braucht er in der Regel nicht, da er den Hauptwerth auf seine Illustrationen legt, durch die er anschaulicher zu wirken hofft; nur an einer Stelle hat er sich hinreißen lassen, in eine längere Polemik über Oberschenkelluxationen gegen den Herophileer Hegetor einzutreten, um seinen Meister Hippokrates zu vertheidigen. Behandelt sind auf diese Weise von Apollonios in einem ersten Abschnitt die so häufig erforderlichen Repositionen des Schultergelenks. Neun Methoden werden angegeben und Regeln vorgeschrieben, die noch heutzutage in Kraft sind, wie jeder Vergleich mit einem modernen Lehrbuch der Chirurgie zeigen kann. Im zweiten Buche des Commentars kommen sodann die Luxationen des Ellenbogengelenks, der Hand, des Unterkiefers zur Besprechung und Darstellung, desgleichen ziemlich ausführlich die jetzt seltener zu beobachtenden Wirbelluxationen. Die Reposition des Ellenbogens geschah wie noch jetzt durch Ueberstreckung oder durch forcirte Beugung. Die Vorschriften über Einrichtung des Unterkiefers bieten, wie viele medicinische Lehren der alten Aerzte,[1]) deßhalb ein besonderes Interesse, weil sie, der Vergessenheit anheimgefallen, erst in der Neuzeit selbständig wieder entdeckt worden sind. Mit complicirten Mitteln, meistens mit Hülfe einer sinnreich construirten Extensionsmaschine, versuchte man den außerordentlich gefährlichen Wirbelluxationen beizukommen. Dieselbe Methode, auf die man erst neuerdings, seit ausgedehnter Anwendung der Chloroformnarkose, allmählich verzichten gelernt hat,[2]) trat bei einem Theile der von Apollonios im dritten Abschnitt aus Hippokrates zusammengestellten Einrenkungsmethoden des Hüftgelenks in Kraft, Operationen, die heute selten in Frage kommen, von Apollonios jedoch durch elf Illustrationen anschaulich gemacht werden. Die Reposition des in diesen Fällen nach innen, außen, hinten oder vorn luxirten Oberschenkels geschieht auf mannichfache Weise, in fünf Beschreibungen auf der sogenannten „Hippokratischen Bank" (βάθρον). Dieser viel besprochene Apparat war eine Art von Streckbett, auf dem der Körper des Patienten festlag, während mittelst mechanischer Vorrichtungen Extension der Glieder stattfand und durch Einsetzen eines Hebels an der erforderlichen Stelle die Reposition erfolgte. Hippokrates räth übrigens lediglich denjenigen Aerzten die Anschaffung einer solchen Maschinerie, „die in einer volkreichen Stadt prakticiren", denn er will ihre Anwendung nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Procentsatz der Fälle beschränkt wissen, weil „die Einrichtung bei den meisten mit weit schwächeren und einfacheren Mitteln gelingt". „Es verstößt ja gegen gute Art," sagt er an anderer Stelle in seiner vornehmen, jedem Schein abholden Weise, „da Maschinen zu verwenden, wo es nicht nöthig ist".

Es ist nicht dieses Ortes, das hervorragende Verdienst zu würdigen, das sich H. Schöne in philologischer Beziehung durch seine Arbeit erworben hat. Daß die Philologen ihr die gebührende Beachtung schenken und ihre Bedeutung für die Sprachgeschichte und die Kritik des Hippokratestextes schätzen werden, versteht sich von selbst. Das Buch verdient aber auch wegen der darin zum erstenmal publicirten Illustrationen die Aufmerksamkeit der Forscher antiker und byzantinischer Kunstthätigkeit und muß in noch höherem Maße die freilich heutzutage nur bescheidene Anzahl derer fesseln, denen die Geschichte der medicinischen Wissenschaft eine Quelle reicher und überraschender Belehrung ist.

Leipzig. Dr. Johannes Ilberg.

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

II.

Seit dem Jahre 1883 hat der bekannte amerikanische Gelehrte und Bibliograph Hr. Professor Willard Fiske die Villa Forini bewohnt, deren geräumige und geschmackvoll verzierte Säle zur Aufbewahrung seiner zwei reichhaltigen und außerordentlich werthvollen Büchersammlungen trefflich

---

[1]) So wird die in jüngster Zeit scheinbar neu erfundene Massage (ἐπαφρισμός) von den Hippokratikern schon mehrfach empfohlen. Wie Samelli Lurje (Studien über Chirurgie der Hippokratiker, Dorpat 1880) nachweist, haben sie bereits in kurzen Worten alles gesagt, was überhaupt von der Bedeutung der Massage gesagt werden kann. Es bleibt bei den Worten des bewunderungswürdigen Littré: „il n'est pas de développement, la plus avancé de la médecine contemporaine, qui ne se trouve en embryon dans la médecine antérieure." Weiteres in dieser Richtung findet man z. B. in den Einleitungen von Brian, Chirurgie de Paul d'Égine (Paris 1855) und Pétrequin, Chirurgie d'Hippocrate (2 Bde., Paris 1877/78).

[2]) S. Tillmanns, Lehrbuch der allgem. u. speciell. Chirurgie. I, S. 614 ff., II, 2 S. 474 (4. Aufl.).

dienen.[1]) Zuerſt beim Eintritt in die betreffenden Räume fällt die ſich in Italien etwas fremdartig ausnehmende isländiſche Bibliothek in die Augen, welche nach den folgenden Hauptfächern geordnet iſt und die einſchlagenden Werke ziemlich vollſtändig enthält: isländiſche Geographie, Geſchichte, Geſetzgebung, Staats- und Volkswirthſchaft, Politik, altnordiſche Mythologie und Alterthumskunde, Runen und Runographie, Saga- und Skaldenliteratur, Sprachkunde, Literaturgeſchichte, Bibeln, Pſalmen und Hymnen, Theologie und Exegeſe, moderne Kunſtdichtungen, Romane und Novellen, Volkslieder und Märchen, Naturwiſſenſchaft, Ackerbau, Viehzucht, Fiſchwirthſchaft und ſchließlich Ueberſetzungen ins Isländiſche aus verſchiedenen europäiſchen und orientaliſchen Sprachen. Dazu kommen mehrere werthvolle Manuſcripte von ungedruckten Proſaſchriften und Dichtungen und eine Menge autographiſcher Briefe der hervorragendſten Gelehrten, Schriftſteller und Staatsmänner Islands. Höchſt intereſſant ſind auch die aus dem 17. und 18. Jahrhundert herſtammenden originellen isländiſchen Einbände.

Von den zahlreichen bis auf den heutigen Tag erſchienenen Werken über Island, Reiſebeſchreibungen, Touriſtentagebüchern, Sommerfriſchlerreminiſcenzen und Skizzen und ſonſtigen Berichterſtattungen, welche die phyſiſche Beſchaffenheit und landſchaftliche Phyſiognomie des Landes, ſowie deſſen Naturerzeugniſſe und Volksſitten darzuſtellen verſuchen, fehlt keine einzige größere oder kleinere Arbeit. Auf dem Fach neben dem in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Ari Fródi verfaßten „Isleodiogabók“[2]) und ſeinem gleichzeitig zuſammengeſtellten „Landnámabók“ findet man Anthony Trollope's Humoreske „How the Mastiffs went to Iceland“ (Eine Luſtfahrt im Schiff „Maſtiff“, London 1878), John Coles' „Summer Travelliog in Island“ (London 1882), Jules Leclercqs „La Terre de Glace“ (Paris 1883) und die neueſten Schriften von Schweizer und Poeſtien.

Hier ſind die vom Hamburger Archäologen und Bürgermeiſter Johann Anderſon verfaßten „Nachrichten von Island, Grönland und der Straße Davis, zum wahren Nutzen der Wiſſenſchaften und der Handlung“ (Hamburg 1746, Frankfurt und Leipzig 1747), Niels Horſebows „Zuverläſſige Nachrichten von Island“ ꝛc. aus dem Däniſchen überſetzt (Kopenhagen und Leipzig 1753), ſowie das 1818 zu Edinburg erſchienene Buch des ſchottiſchen Geiſtlichen Ebenezer Henderſon „Iceland; or the Journal of a Residence in that Island duriog the years 1814 and 1815“, welches noch immer zu dem Vollſtändigſten und Vortrefflichſten gehört, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden iſt. Henderſons Journal wurde aus dem Engliſchen ins Deutſche von C. F. Franceſon überſetzt (Berlin 1820—1821, zwei Thle.); aber in dieſer Ueberſetzung fehlen die drei Appendices über isländiſche Literatur und Poeſie.

Von Anderſons „Nachrichten“ hat Jon Thorkelſen[1]) eine däniſche Ueberſetzung „Efterretningar om Island“ ꝛc. 1748 zu Kopenhagen mit Weglaſſung der beſonders ungünſtigen Berichte (§ 104—107) veröffentlicht, worauf holländiſche (Amſterdam 1750) und franzöſiſche (von M. Sellius 1751) Ueberſetzungen folgten. Horſebows zuerſt im Däniſchen 1750 gedrucktes Buch (Tilforladeliga Efterretningar om Island, Kóbenhavn) iſt auch ins Engliſche („The Natural History of Iceland“, London 1758) und ins Holländiſche (Amſterdam 1802) überſetzt worden. Wie aus dem Titel hervorgeht, war der Hauptzweck des Verfaſſers, die Angaben Anderſons zu berichtigen, der aus ſehr unlauteren Quellen geſchöpft und deßhalb viele Unwahrheiten erzählt habe. Nur was er von ſeinem Eigenen vorgetragen, ſei „dem guten Charakter dieſes gelehrten und berühmten Mannes gemäß; das Uebrige aber zeige bei denen, die ihm dieſe Nachrichten zugebracht haben, allenthalben eine geringe Kenntniß und einen ſchlechten Begriff von Island, nebſt einer übeln Geſinnung gegen deſſen Einwohner an“. Horſebow behauptet, er habe ſeine Schrift verfertigt, „damit alſo das Publicum desabuſiret und das Land gegen die harte und unrichtige Beſchuldigungen, die man wider ſelbiges angeführet, verantwortet werden könnte“. „Ich folge der Schrift des ſeel. Herrn Bürgermeiſters Anderſons articulweis und zeige, was in jedem unrichtig ſey, und wie ſich alles in der That verhalte.“ Anderſon erhielt ſeine Nachrichten hauptſächlich von Schiffern, Kaufleuten und dergleichen Perſonen, die den Zuſtand des Landes nur oberflächlich kannten und gegen das Volk eingenommen waren, und gibt eine äußerſt draſtiſche Darſtellung der dortigen Verhältniſſe. Er ſchildert die Geiſtlichen als rohe, unwiſſende Taugenichtſe, die das Latein kaum leſen können; „dabey höchſt liederlich und dem Geſöffe des Brauteweins ohne alle Maſſe und Scham ergeben. Mannigmahl kömmt der Pfaffe ſo trunken auf die Kanzel, daß er gleich wieder herunterſteigen, und der Küſter aus einer Poſtill der Gemeinde etwas vorleſen muß. Mannigmahl ſetzen ſich Lehrer und Zuhörer † † † vor der Predigt ſchon mit einander in ſolchen Zuſtand, daß man den Gottesdienſt für dasmahl gar einſtellen muß“ (§ 104). Er redet ferner von der ſchlechten Erziehung der Jugend (§ 105) und den ſchrecklichen Laſtern der Erwachſenen (§ 106), die er „abergläubiſch, meineidig, zänkiſch und boshaftig, rachgierig, hämiſch und tückiſch, unmäßig, geil und unzüchtig, betrieglich und diebiſch“ nennt.

Der bekannte Ornitholog F. A. L. Thienemann, der ſich auf Island 13 Monate aufhielt, ſtellt die Jugenderziehung und die Sitten und den Charakter der Bevölkerung in ein viel günſtigeres Licht. Siehe „Naturhiſtoriſche Bemerkungen, geſammelt in Island auf einer Reiſe im Norden von Europa, vorzüglich in Island in den Jahren 1820—1821“ (2 Bde., Leipzig 1824—1827). Er lobt die Geiſtlichkeit im ganzen als „von dem beſten Geiſte beſeelt“, und ſagt: „man muß bei genauer Kenntniß den allgemeinen Charakter der Isländer liebgewinnen“; und „es iſt zu verwundern, wie weit es manche ganz durch eigene Thätigkeit mit den unbedeutendſten Hulfsmitteln bringen“.

1777 gab der ſchwediſche Theolog und Oberhofprediger Dr. Uno v. Troil Briefe betreffend eine im Jahre 1772 nach Island angeſtellte Reiſe (Bref rörande en Resa til

---

[1]) Neulich hat Hr. Fiske das alte, einſt der berühmten Familie Ghernedesca gehörige, heutzutage als Villa Landor bekannte, bei San Domenico gegen Fieſole gelegene Landhaus käuflich erworben und gründlich wiederherſtellen und bedeutend vergrößern laſſen. Zur Aufnahme der beiden koſtbaren Bücherſammlungen wird ſich ein bereits entworfener und bald zu errichtender Flügelbau eignen, nach deſſen Vollendung die Aufſtellung der etwa 12,000 Bände umfaſſenden Bibliothek doch erfolgen wird. Das Anweſen iſt reich an hiſtoriſchen und literariſchen Erinnerungen, die ſich vornehmlich auf Boccaccio's dichteriſche Thätigkeit im 14 Jahrhundert und auch auf den geiſtreichen engliſchen Schriftſteller und wunderlichen Heiligen Walter Savage Landor in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts beziehen. Daraaf dürfen wir in dieſem Zuſammenhange nicht näher eingehen.

[2]) Das ältere Islendingabók (c. 1125) iſt nur in einigen Fragmenten, die ſpätere und kleinere Islendingaboeklingr genannte Redaction des Werkes (c. 1137) vollſtandig erhalten. Der Verfaſſer hieß eigentlich Ari Thorgilſſon und verſah das ehrenvolle nnd einflußreiche, die prieſterliche Weihe und richterliche Gewalt in ſich vereinigende Amt eines Goden. Wegen ſeiner ungewöhnlichen Gelehrſamkeit wurde er hinn Fróði (der Kundige) genannt, ein Titel, den ſein Amts- und Zeitgenoſſe Saemundr Sigfúſſon auch trug.

[1]) Jon Thorkelſen ſchrieb zu gleicher Zeit ein „Avertissement om Andersons Tractat om Island“ und „Tilgift (Zugabe) til Andersen om Island“. Beide zu Kopenhagen 1748 erſchienene Schriften waren zur Vertheidigung der Islander und namentlich der iſländiſchen Geiſtlichkeit gegen Anderſons Bannwürfe beſtimmt.

Digitized by Google

Island) zu Upsala heraus, welche in deutscher Uebersetzung 1779 zu Leipzig erschienen. Dazu bemerkt der Uebersetzer Joh. Georg Peter Möller: „Die Anderson'schen Nachrichten sind oft falsch und unzuverlässig; die Horsebow'schen leiden viele Zusätze und Verbesserungen. Jener schildert Island zu schlecht und dieser, vielleicht um sich wieder einzuschmeicheln, zu vortheilhaft." Die deutsche Ausgabe enthält einen Brief (XXIII) von Dr. Ihre über die Edda und noch einen (XXIV) von Dr. Bäck über den isländischen Scharbock. Hr. v. Troil beruft sich öfters auf Eggert Olassens vortreffliche Schilderung einer im Auftrag der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in den Jahren 1752—1757 unternommenen Reise durch Island (Originalausgabe, Soröe 1772; deutsche Uebersetzung, Leipzig 1774; englische Uebersetzung aus dem Deutschen, London 1780; holländische Uebersetzung, Leyden 1784).

Am allerärgsten und rücksichtslosesten ist der Holländer Dithmar Blefken in seiner „Islandia sive populorum et mirabilium quae ea Insula reperiuntur accuratior descriptio" (Lugdunum Batavorum MDCVII) mit den Isländern, sowie mit der Wahrheit umgegangen. Er war in der That ein unverschämter Lügner und, obwohl er 1563 Island besucht haben soll, ist es sehr zweifelhaft, ob er je dort gewesen. Seine angeblichen Tagebücher sind ebenso zuverlässig, wie die wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn v. Münchhausen, der sich an dem alten ostfriesischen Aufschneider ein Beispiel hätte nehmen können und vielleicht auch genommen hat. Was die classischen Schriftsteller über entlegene und namentlich über die in Nordwesteuropa wohnenden Völker zu erdichten pflegten, wendete er ohne Bedenken auf die Isländer an. Auch der folgende Beitrag zur Landeskunde: „In media insula Lacus, qui pestiferum fumum exhalat, ut etiam aves supervolantes suo veneno interficiat", ist lediglich eine Erinnerung an den von Virgil in der Aeneïde (VI, 201 ff.) geschilderten Avernus.

Blefkens Buch fand ebenso großen Beifall und erlebte ebenso viele Auflagen wie Münchhausen, und zwar aus gleichem Grunde. Es wurde schon 1608 ins Holländische[1]) und später ins Deutsche (Frankfurt und Leipzig 1727) und in andere Sprachen übersetzt und als gute Quelle von vielen Schriftstellern benutzt. In der 1663 zu Paris erschienenen „Relation de l'Islande" (deutsche Uebersetzung zu Hamburg 1679) beruft sich Isaac de la Peyrere mehrmals auf Blefken und tischt dem Publicum dessen Albernheiten und Geschmacklosigkeiten wieder auf. Schon früher schrieb der ostfriesische Pfarrer David Fabricius eine „Kurze Beschreibung von der Insel Island" (Rostock 1616), in welche die gleichen Lügengeschichten Aufnahme fanden. Diese Verunglimpfungen seines Vaterlandes hat ein Isländer Arngrimur Jónsson in zwei lateinisch geschriebenen Schriften widerlegt, nämlich in dem Büchlein „Anatome Blefkeniana" (Holár 1612, Hamburg 1613) und in „Angrimi Jonae Islandi epistola pro patria defensoria, scripta ad Davidem Fabritium, ecclesiastam in Ostell Frisiae Orientalis, illam falso vel malitiâ, vel inscitiâ, chartam in lucem emissam traducentem" ꝛc. (Hamburg 1618). Ungefähr ein halbes Jahrhundert später ergriff noch ein Isländer die Feder, um in einer „Dissertatio chorographico-historica de Islandia" (zu Wittenberg am 14. März 1666 gelesen, 1670 gedruckt) seine Geburtsinsel und deren Bewohner gegen ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen. Er rügt die „plurima mendacia et calumnias", sowie die chorographische und sonstige Unwissenheit Blefkens und rühmt seine Landsleute als „probos, ingeniosos, industriosos, hospitales". Selbst in diesem Jahrhundert hat Finnur Magnússon sich die Mühe gegeben, in „Oplysninger om Dithmar Blefkens foregivne Reise-Beretninger om Island og Grönland" diese vor drei Jahrhunderten erfundenen angeblichen Reiseberichte nochmals zu beleuchten. (S. Journal for Politik, Natur- og Menneske-Kundskab af O. Wolff. I. b. 1825, 173—181.)

In Martinière's „Nouveau Voyage vers le Septentrion" ꝛc. (Paris 1671) werden die Isländer als Seher und Schwarzkünstler geschildert, die den vorwitzigen Fremden zeigen können, was in ihrer Heimath und in ihren Häusern vorgeht, indem sie ihnen Nachricht geben, ob Väter, Mütter, Geschwister oder Freunde lebendig oder todt sind; sie verkaufen auch jedem den Wind, den er haben will, um seine Fahrt fortzusetzen. Dieses Buch wurde sogleich ins Englische und aus dem Englischen ins Deutsche (Hamburg 1675) übersetzt.[1])

Von der Zeit der ersten Entdeckung an hat Island die verschiedensten Eindrücke auf die Betreter seines Bodens gemacht. Es ist in der That ein Land, das die schroffsten Gegensätze und überraschendsten Ungereimtheiten darbietet. Geographisch ist es ein Zwitterding und man weiß nicht recht, ob es dem amerikanischen oder dem europäischen Welttheil zugerechnet werden sollte. Es ist ein Land, wo eisbedeckte Berge Feuer speien und die Firne mit glühender Asche überschütten; wo Gletscher und Geysire mit einander abwechseln; wo Lava- und Wasserströme sich feindlich begegnen und Feuer und Frost ihren gewaltigen, urweltlichen Kampf noch immer fortsetzen; wo man bei der Entstehung der Dinge zugegen zu sein scheint und doch die in der uralten Schöpfungslegende eine so verhängnißvolle Rolle spielende Schlange merkwürdigerweise fehlt; wo die Schafe vier Hörner haben und das Rindvieh gar keine; wo der Ahnenstolz auf die Abstammung großes Gewicht legt und die Unverwandtschaftsverhältnisse äußerst viel gelten, aber die Mitglieder derselben Familie, Ehemann und Ehefrau, Bruder und Schwester sich bei keinem gemeinsamen Namen nennen; wo es wenige Schulen und keinen Schulzwang gibt und alle Landeskinder lesen und schreiben können;[2]) wo fast jeder Bauer und Fischer ein Dichter ist und den phantasiereichsten, schlagfertigsten Italiener in der Improvisationskunst auszustechen vermag; ein Land, das die übrigen germanischen Völker seit undenklichen Zeiten mit Liedern und Lungenmoos, Sagen und Stockfischen versorgt hat und diese beliebten Ausfuhrartikel in reichlichem Vorrath immer besitzt; ein Land, wo das Nordlicht die verschwundene Sonne ersetzt und die weiße Winterlandschaft mit südlicher Farbengluth übergießt, und wo im Sommer unter kümmerlicher Vegetation die Veilchen auf dem freien Felde schöner und duftiger gedeihen, als anderswo in

[1]) Die zu Leyden 1706 erschienene Ausgabe führt den Titel: „Schеeps-Togt (Schiffsetzung) na Island en Groenland gedaan door Dithmar Blefkenius In't Jaar 1563." Die Vorrede trägt die Jahreszahl 1608. „Gegeven nyt mijn Studeerkamer tot Giessen, in't Land van Altena, den 24 Maart 1608." Daraus darf man schließen, daß die erste holländische Ausgabe zu dieser Zeit veröffentlicht wurde.

[1]) Eine ausführliche und scharfsinnige Kritik der in alten ausländischen Büchern befindlichen Berichte über Island hat Olaf Davidsen in „Island og Islendinger eptir því sem segir í gömlum bókum útlendum" geliefert. Dieser Aufsatz ist in „Timarit hins islenzka Bókmenntafjelags" (Zeitschrift der isländischen Literaturgesellschaft) VIII. Jahrg. 1887, Reykjavik, S. 100—173, erschienen.

[2]) Auf das Schulwesen, wissenschaftliche Forschungen und die Förderungen der Geistescultur verwendet Island mehr als ein Viertel der Staatseinkünfte. Obgleich der Ortspfarrer einen sehr kleinen Gehalt bezieht, pflegt er Kinder in seine Familie aufzunehmen, um sie unentgeltlich zu erziehen; auch schickt er oft einen mit ihm gar nicht verwandten, aber begabten jungen Mann nach Reykjavik oder sogar nach Kopenhagen und läßt ihn auf seine Kosten dort studiren. Diese löbliche Landessitte trägt ungemein viel zur allgemeinen Bildung bei. Während der langen Winterabende unterrichtet der wohlhabende Hausvater nicht nur seine eigenen Kinder, sondern auch die Kinder der Dienstleute und ärmeren Angehörigen.

Digitized by Google

Gewächshäusern. Kein Wunder denn, daß von der frühesten Zeit an die Besucher der so sehr von Sonderbarkeiten strotzenden Insel die widersprechendsten und oft widersinnigsten Berichte über Land und Leute haben auf uns kommen lassen. Schon der norwegische Seefahrer Flóki Vilgerdarson, der der Insel ihren jetzigen Namen gab, schilderte sie als vulkanisch, wüst und unwirthlich; seine Gefährten dagegen scheinen die Landschaft reizend, das Klima angenehm und den Boden fruchtbar gefunden zu haben und behaupteten sogar, daß dort „Milch von jeder Pflanze und Butter von jedem Grashalm tropfe".

Auch unter den heutigen Reisenden herrschen die verschiedenartigsten Ansichten über Island und seine Bewohner. Hier aber scheint die günstige oder ungünstige Berichterstattung weit mehr als bei anderen Ländern von den persönlichen Anschauungen und Ansprüchen und sogar von der guten oder schlechten Laune des Reisenden abhängig zu sein. Sehr unerfreulich z. B. sind die Erinnerungen der HH. Leitner und Keilhack, welche fast überall mangelhafte und theure Verpflegung und grobe, unehrliche Leute fanden; Hr. Fiske und der gelehrte landeskundige Prof. Dr. Konrad Maurer dagegen haben wiederholt die angenehmsten Monate dort verlebt und sprechen vom Volke mit der größten Achtung und Liebe. Dr. Leitner, der seine für die Kunst und Sprachwissenschaft ergiebige Entdeckungsreise nach Dardistan mit löblicher Energie und Geschicklichkeit ausführte, hatte sich schon durch langen Verkehr mit den Orientalen offenbar zu sehr an despotische Maßregeln gewöhnt, um mit den demokratisch gesinnten Bürgern des Nordens gut auskommen zu können. Nirgends in der Welt frommt dem Fremden ein anmaßendes Auftreten weniger, nirgendwo hilft sich der Reisende mit einer souveränen Behandlungsweise der Eingeborenen schlechter durch, als in Island. Der Griesgram, der die „Reisebilder" des Hrn. Keilhack trübt und entstellt, ist gleichfalls auf Unkenntniß der Landessitten und Verlennen des Volkscharakters und eine daraus nothwendig entstehende Enttäuschung zurückzuführen, wie der aufmerksame Leser leicht zwischen den Zeilen lesen kann.

Ein recht gediegenes Werk ist J. C. Poestions „Island, das Land und seine Bewohner, nach den neuesten Quellen" (Wien, 1885). Der Verfasser ist nie in Island gewesen, aber sein Buch ist das Ergebniß einer sorgfältigen Verwerthung der bedeutendsten darauf bezüglichen Schriften. Eine sehr glückliche Vereinigung von Reiseberichten und Naturschilderungen mit wissenschaftlichen Forschungen ist die von William Preyer und Dr. Ferdinand Zirkel geschilderte „Reise nach Island im Sommer 1860" (Leipzig, 1862). Von den zahlreichen, von englischen Touristen und Sommerfischlern veröffentlichten Reisebeschreibungen, die im ganzen keinen großen Werth haben, ist das aus einer weiblichen Feder herstammende Buch „By Fell and Fjord or Scenes and Studies in Iceland by E. G. Oswald" (London, 1862) allen anderen weit überlegen.

Unter den Sagensammlungen nimmt das Buch Prof. Konrad Maurers „Isländische Volkssagen der Gegenwart vorwiegend nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und verdeutscht" (Leipzig, 1860) die allererste Stelle ein. Hierher gehört auch Hugo Gerings zweibändiges Werk „Islendzk Æventyri. Isländische Legenden, Novellen und Märchen" (Halle, 1882—1884). An dichterischen Bearbeitungen der alten Sagenstoffe ist auch kein Mangel: „Altnordische Bilder" von Frhrn. v. Zedlitz (Stuttgart 1850, neue Auflage 1860); das anonym erschienene, aber von William Leighton jr. geschriebene Gedicht „Kormak, an Icelandic Romance of the Tenth Century" (Boston, 1861); R. M. Ballantyne's „Erling the Bold. A Tale of the Norse Sea-Kings" (London, 1880), Zavarrs Epos „The Viking" (London, 1849), De la Motte Fouqué's „Die Fahrten Thiodolfs" (Hamburg, 1815) und verschiedene Dichtungen von Oehlenschläger. Von den in Island spielenden Romanen sind am bekanntesten Victor Hugo's „Hans d' Islande" (Paris, 1823) und Pierre Loti's „Pêcheur d' Islande" (Paris, 1886, 20. Auflage). Loti ist Lieutenant in der französischen Marine und heißt eigentlich Viaud. In der biographischen Einleitung zu der englischen Uebersetzung seines Romans wird sein Name unrichtig als Viard angegeben. „Hans of Iceland" (London, 1825) ist bloß eine Ablürzung und Verzerrung des Hugo'schen Originals mit vier Illustrationen von dem berühmten Caricaturenzeichner George Cruikshank.

Auf den Fächern der nächstfolgenden Abtheilung befinden sich, nebst bändereichen Vereinsschriften, akademischen Sitzungsberichten und ähnlichen Veröffentlichungen, sämmtliche Publicationen der 1772 gestifteten Arna-Magnäanischen Commission, der von Rasn 1825 gegründeten k. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde (det kong. nordiske Oldskrift-Selskab) und der 1848 ins Leben gerufenen nordischen Literaturgesellschaft (det nordiske Literatur-Samfund). Diese Publicationen umfassen eine Reihe von Textausgaben der Erzeugnisse der altisländischen Dichtkunst, wichtige Sprachdenkmäler, Chroniken und Annalen, Rechtsbücher und allerlei sich auf die Geschichte und Literatur des skandinavischen Nordens beziehende Abhandlungen und Mittheilungen. Sehr werthvoll als Geschichtsquelle für die Beschaffenheit der ersten Bevölkerung Islands ist das schon erwähnte Landnámabók, welches die Namen, Abkunft und Landbesitzungen der eingewanderten Ansiedler genau angibt. Von großer Bedeutung für die staatliche Entwicklung, die politischen Bestrebungen, die inneren Zerwürfnisse und die auswärtigen Verwicklungen des Landes, besonders in dem langjährigen Verfassungskampfe gegen Dänemark, sind die Gesetzbücher Járnsíða (Eisenseite, so genannt wegen der Härte der Strafbestimmungen)[1]), Jónsbók (ein milderer von Jón Einarsson 1280 verfaßter Codex), die unter dem Namen der Grágás (Graugans) zusammengefaßten Rechtsverordnungen und die Althingistíðindi oder Verhandlungen des Allthings (Landesversammlung), so weit sie im Druck erschienen sind. Nach der Ansicht Prof. Finnur Magnússons wurde die Grágás so genannt, „eam ob causam, quod scriptus esset penna anseris cineracei, quae etiamnum in Islandia optima ad scribendum aestimatur". Aus dieser Etymologie dürfte man den analogischen Schluß ziehen, daß das norwegische Kirchengesetz des 11. Jahrhunderts Gullfjödur hieß, weil es mit einer Goldfeder geschrieben worden sei, was niemand ernstlich behaupten wird. Ein längst verloren gegangenes norwegisches Gesetzbuch des 9. Jahrhunderts nannte man auch die Grágás und wollte damit das aus der Urzeit des Heidenthums herstammende, altersgraue jus commune im Gegensatz zu dem neugebackenen prunkhafteren, sich edler dünkenden jus ecclesiasticum des Christenthums bezeichnen. Bekanntlich wird in den germanischen Thiersagen bis tief ins Mittelalter hinein der graue oder wilden Gans ein fabelhaft hohes Alter zugeschrieben. Durch diesen Glauben und den Umstand, daß dieselbe ein äußerst freies, erhabenes, dem gebieterischen und gewaltthätigen Treiben des Menschen entzogenes Leben führt, konnte ein urständiges, unabhängiges Volk leicht veranlaßt werden, diesen Vogel, die Stammart unsrer zahmen

[1]) Man leitet diese Benennung auch von dem eisenbeschlagenen Einbande des Originals ab; aber solche Einbände kamen ziemlich häufig vor und das Volk wäre auf diesen Namen nie gekommen und derselbe würde überhaupt keinen Sinn haben, wenn das innere Wesen des Buches dem Aeußeren nicht entsprochen hätte. Durch eine witzige Ideenverbindung brachte man die eisernen Beschläge in Zusammenhang mit dem eisernen Beschlag, der sie umfaßte und zu einem Rechtssystem verband.

Digitized by Google

Hausgans, zum Sinnbilde seines politischen Bestrebens und zum Wahrzeichen seines Rechtsweals zu wählen.

Bemerkenswerth, auch als ein Denkmal des communistischen Vandalismus, ist Hrn. Prof. Fiske's Prachtexemplar von Rasus „Antiquitates Americanae", welches früher der Bibliothek des Prinzen Napoleon im Palais Royale zu Paris angehörte und noch deutliche Brandmale, sowie häßliche Petroleumflecken zeigt, wodurch man das schon ziemlich trockene Buch leichter brennbar machen wollte.

Sehr interessant ist die Bibelsammlung, welche alle Ausgaben der ins Isländische übertragenen heiligen Schriften umfaßt. Schon im 13. Jahrhundert wurden die historischen Bücher des alten Testaments vom Bischof Brandur paraphrastisch als Gydinga Sögur bearbeitet und 1540 erschien zu Roskilde in Dänemark eine isländische Uebersetzung des neuen Testaments von Oddur Gottstaltsson aus Holar. Aber die älteste isländische Uebersetzung der ganzen Bibel wurde vom Bischof Gudbrandr Thorlákson gemacht und ist hier durch einen stattlichen, 1584 gedruckten, mit dem königlich dänischen Wappen versehenen Foliobaud vertreten, den Hr. Fiske 1879 in einer entlegenen Landkirche entdeckte und dadurch erwarb, daß er die Gemeinde mit einer sehnlichst erwünschten Orgel beglückte, die er zu diesem Zweck aus Edinburgh kommen ließ. Diese Arbeit, der nicht der Urtext, sondern die Luther'sche Bibel zu grunde lag, ist in jeder Beziehung ein wahres Meisterwerk und darf sich in Betreff der Volksthümlichkeit und Kernhaftigkeit der Sprache dem berühmteren Vorbild kühn an die Seite stellen. 1826 gab man eine neue Uebersetzung heraus, welche sich jedoch mit der älteren gar nicht vergleichen kann.

Die Buchdruckerkunst wurde um 1530 von dem katholischen Bischof und muthigen, glaubenseifrigen Krieger Jón Arason nach Island verpflanzt, eigens um die Reformationslehre und die sich darauf stützende dänische Königsmacht zu bekämpfen. Das erste bekannte Product seiner zu Holar angelegten Presse war das 1534 gedruckte Breviarium Nidrosiense, von dem nur ein Exemplar des Titelblattes heute noch existirt.

In der Fiske'schen Bibliothek stehen nicht nur sämmtliche bis zum heutigen Tage in Island erschienene Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher u. dgl., sondern auch alle von isländischen Ansiedlern in Canada herausgegebenen Wochenblätter, ungefähr ein Dutzend an der Zahl, von denen „Framfari" (Fortschritt) und „Leifur" (so benannt nach dem norwegischen Entdecker Amerika's) die ältesten sind. Die zu Winnipeg in Canada erscheinenden Wochenschriften „Heimskringla" und „Lögberg" übertreffen an Größe alle andern im Isländischen gedruckten Zeitungen und sind die Organe der 25,000 Seelen starken isländischen Bevölkerung von Manitoba und Dacota. Die Isländer in Canada unterhalten auch eine religiöse Monatsschrift und geben jährlich eine kleine Anzahl von Büchern heraus. Die erste isländisch gedruckte Zeitung hieß „Minnisverd Tidindi" (Merkwürdige Nachrichten) und wurde 1795 von dem eminenten Juristen und eifrigen Patrioten Magnús Stephensen gegründet und redigirt. Sie war gewissermaßen das Organ der 1794 errichteten „isländischen Landesunterweisungsgesellschaft" und ging fast gleichzeitig mit der Auflösung dieses Vereins 1808 ein. Darauf folgten verschiedene Blätter, unter welchen die auch von Magnús Stephensen geleitete „Klosterpost" (1818—1826), die Monatsschrift „Fjolnir" (1835—1845), die Neue Vereinsschrift („Ný Fjelagsrit" 1847—1873) und die seit dem Jahre 1873 bestehende und als Organ des 1870 gestifteten Vereins der Volksfreunde („Thjódvinafjelag") dienende Jahresschrift „Andvari" (Wächter) die wichtigsten sind. Von den acht Wochen- und Halbwochenblättern, die gegenwärtig in Island erscheinen, dursen vielleicht „Thjódolfur" (jetzt im 38. Jahrgang), „Isafold" (Eisfalte, eine poetische Benennung Islands, im 13. Jahrgang), „Norðanfari" (Wanderer in den Norden, im 24. Jahrgang), „Nordlingur" (Nordländer, im 10. Jahrgang) und „Skuld" (Zukunft, im 9. Jahrgang) als die bedeutendsten gelten. Die drei letztgenannten sind neulich eingegangen.

Aus der entlegenen und abgesonderten Lage Islands ergibt sich, daß es einigermaßen außerhalb der Zeitströmungen bleibt und weniger stark als die übrigen abendländischen Nationen von dem großen Weltverkehr berührt und beeinflußt wird und daß die Geistesentwicklung des Volkes eine eigenthümliche Richtung genommen und ein bestimmtes, durchaus nationales Gepräge erhalten hat. Diese Eigenartigkeit kommt besonders im isländischen Zeitungswesen klar und kräftig zum Ausdruck. Da der Redaction kein Haufe von fremden Blättern jeden Augenblick zur Verfügung steht, um aus dieser bequemen und ergiebigen Quelle mit der Scheere schöpfen zu können, so muß man sich auf originale Aufsätze weit mehr, als auf erschnittene Auszüge verlassen und der Feder emsiger als des Kleisterpinsels sich bedienen, um die Spalten zeitig auszufüllen. An den Zeitungen sind die namhaftesten Schriftsteller und Staatsmänner des Landes betheiligt; in den Zeitungen werden alle politischen, socialen und wirthschaftlichen Fragen einer gründlichen Erörterung unterzogen, und durch die Zeitungen kommen die hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Dichtkunst und Belletristik an die Oeffentlichkeit.

Daß die Isländer dennoch, trotz ihrer geographischen Abgelegenheit und Insularität, einen regen, weltbürgerischen Antheil an dem geistigen Leben und Fortschritt anderer Völker nehmen, dafür liefert die verhältnißmäßig große Anzahl und unstreitige Vortrefflichkeit der in ihrer Literatur befindlichen Uebersetzungen den klarsten Beweis. Durch musterhafte Uebertragungen der Ilias und der Odyssee ist der griechische Sänger bei den heldenliederdichtenden, sagaliebenden, uralters abgezweigten Stammverwandten des Nordens eingebürgert worden. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab Jón Thorlákson Miltons „Verlorenes Paradies" und Klopstocks „Messias" in vorzüglichen Stabreimübersetzungen wieder und machte sie in diesem einheimischen, volksthümlichen Versmaß zum Geisteseigenthum seiner Landsleute. Man darf sogar die Behauptung mit voller Bestimmtheit aufstellen, daß Island der einzige Fleck Erde ist, wo dieses deutsche religiöse Heldengedicht nicht bloß herkömmlicherweise als eine einst epochemachende Erscheinung in der Literatur gepriesen, sondern auch fleißig, andächtig, und mit wahrem Genuß noch gelesen wird. Der vielseitige Thorlákson, dessen eigene Gedichte sich einer vielfachen Verbreitung erfreuen, hat auch Pope's „Essay on Man", sowie einzelne Stücke von Gellert, Tullin und anderen Deutschen und Norwegern meisterhaft übersetzt. In ähnlicher Weise haben selbst die ausgezeichnetsten Musensöhne Islands sich bemüht, zum Verständniß der dichterischen Erzeugnisse des Auslands beizutragen und wir finden unter den originalen Dichtungen (Kvaedi) des Bjarni Thorarensen und den formvollendeten Liedern (Ljódmali) des Jonas Hallgrimsson ziemlich zahlreiche und wohlgelungene Uebertragungen aus alten und neuen Sprachen, wobei Sappho, Anakreon, Ovid, Catullus, Ossian, Tegnér, Schiller, Oehlenschläger und Heine mehr oder weniger stark vertreten sind. Von Jón Thorkelsson, dem Rector der Hochschule zu Reykjavik, und Gisli Magnússon rührt eine gute Uebersetzung der Horazischen Episteln her, während der Priester Matthias Jochumsson, der Landdechant David Gudmundsson, der Kopenhagener Universitätsprofessor Gisli Gislason Brynjúlfsson und der Reykjaviker Professor Steingrimur Thorsteinsson Shakespeare, Byron, Burns, Goldsmith, Benjamin Franklin, Washington Irving,

Digitized by Google

La Motte Fouqué und andere englische, amerikanische und deutsche Poeten und Literatoren dem isländischen Publicum näher geführt haben. Der letztgenannte hat ferner einen Streifzug nach dem Morgenland unternommen und die „Tausend und eine Nacht“ (Thusend og einn Nótt. Arabiskar Sögur. 4 Bde. Kopenhagen, 1857—1866), die dem Mahâbhârata entnommene Episode des Sawitri und das Drama Sakuntala als Beute zurückgebracht. Unter anderen geistigen Erzeugnissen des Orients befindet sich auch die „Barlaams-Saga“, eine aus dem Deutschen gemachte isländische Uebersetzung der weitverbreiteten Geschichte von „Barlaam und Josaphat“.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wie Nansen erklärt hat, ist die Nachricht, er gedenke eine Südpolarexpedition zu unternehmen, völlig unbegründet; dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß er nochmals eine Nordpolarexpedition unternehmen wird. — In der Unterredung mit einem Berichterstatter des „N. Fr. Pr.“ sagte Payer, die Berliner Geographische Gesellschaft habe ihn bestimmt, seinen ursprünglichen Plan einer wissenschaftlich-künstlerischen Expedition nach Nordostgrönland mit einer Südpolarexpedition zu vertauschen. Sämmtliche deutsche geographischen Gesellschaften beabsichtigten im Winter eine mächtige Agitation, um das Zustandekommen dieser vom Geh.-R. Neumayer seit Jahrzehnten befürworteten Südpolarexpedition zu sichern. Käme diese nicht zu stande, dann werde er (Payer) sich im nächsten Jahre nach Franz Josephs-Land begeben, wohin ihm Lord Harlewarth sein Schiff zur Verfügung stelle, um Jackson aufzusuchen.

* **Würzburg.** Der Privatdocent v. Sobiernaskl hat einen Ruf als Ordinarius für Phaenakologie an der Universität Lemberg angenommen.

* **Blankenburg a. Harz.** Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Von den Vorträgen gehen wir zunächst zu dem nach thatsächlich an die zweite Stelle gerückten geselligen Theil über. Derselbe wurde eingeleitet durch ein Festmahl im Fürstenhof mit Toasten von Geh. Archivrath Reuter auf den Kaiser, von Kreisdirector Breithaupt auf den Prinz-Regenten, an welche beide, wie auch den kranken Fürsten v. Stolberg-Wernigerode, telegraphische Begrüßungen gerichtet wurden, die huldvolle Antwort fanden; dann weiter von Archivrath Dr. Jacobs (Wernigerode) auf die Schwesterstadt Blankenburg, von Oberbibliothekar Dr. v. Heinemann (Braunschweig) auf die Damen, von Pfarrer Dr. Omeis auf die gastfreie sueviſche Verwandtschaft, die ja den Nordschwaben oder den alten Warnern ja die Hand an diese Gegend heranreicht, von Archivrath Dr. Grotefend (Schwerin) auf den Ortsausschuß und von Frau Prof. Schmidt (Halle) in einem hübschen altdeutschen Spruch auf Oberbibliothekar Dr. v. Heinemann. Nach dem Essen ging es nach dem ca. 1 Stunde entfernten Kloster Michaelstein, einem Büßerinnenkloster aus dem 12. Jahrh., in seinen mittelbaren Ursprüngen aber bis in das 9. Jahrhundert hinaufreichend, worüber Kreisbauinspector Spehr in der Kirche in längerem Vortrag belehrte. Dann am zweiten Tage in einem Ausflug nach dem 3 km entfernten Regenstein, einer alten Stammburg der Grafen von Blankenburg, die nach vielfachen Schicksalen nach dem 30jährigen Kriege an Preußen fiel und von diesem als werthvolle natürliche Festung mit Zähigkeit gegen Braunschweigs Ansprüche behauptet wurde. Hierüber gab Oberlehrer Steinhoff als sachkundiger Geschichtsführer die nöthigen Erläuterungen, bei dem schönsten Himmel und der prächtigsten Aussicht von diesem interessanten Punkte gerne hingenommen. Abends Zusammenkunft im Saale des Fürstenhofs bei Musik, den trefflichen Chören des Blankenburger Gesangvereins und selbst etlichen schwachen Versuchen, zu tanzen. Am dritten Tag gemeinsames Frühstück auf dem Bahnhof, wozu die braunschweigische Regierung bulanvoll 300 M. bewilligt hatte, dann um 1½ Uhr Fahrt mit der Zahnradbahn nach Rübeland. Auch diese fand ihre gelehrte Erläuterung durch einen Vortrag des Eisenbahninspectors Glanz über die Entwicklung der Zahnradbahnen, der beim Beginn der Fahrt mitten im Wald stattfand. In Rübeland partienweise Besuch der Hermannshöhle, einer vielverzweigten, erst von 1866 an entdeckten Kalksteinhöhle mit interessanten Versteinerungen und Tropfsteingebilden, die denen des Fränkischen Jura würdig zur Seite treten. Abends Schluß dieses geselligen Theils und damit der gesammten diesmaligen Tagung mit einer letzten Zusammenkunft der auch übrigen Theilnehmer, mit dem Kern der Aschinare, im „Kaiser Wilhelm“. — Es erübrigt nun noch, über den 3. Theil, die Hauptsache solcher Tagungen, das Arbeitsprogramm, das in den Sectionen verarbeitet wurde, zu berichten. Leider kam man auch in diesem Jahr später, als die Sache wünschen ließ, daran, vor allem in Folge einer photographischen Aufnahme, die nach dem Vortrage des zweiten Tages anberaumt war. Dann wurde in gemeinschaftlicher Tagung aller vier Sectionen zunächst die Frage der Grundkarten erörtert, über welche in Abwesenheit der beiden Hauptreferenten, des am Historikertag in Innsbruck theilnehmenden Prof. Dr. v. Thudichum (Tübingen) und des erkrankten Prof. Dr. Brecher (Berlin), von Archivrath Dr. Grotefend die nöthigen Erläuterungen gegeben wurden. Derselbe wies dabei hauptsächlich auf den Ungrund der von mancher Seite gegen Thudichums Karten erhobenen Einwürfe hin, vor allem den, daß sie auch die Gebirge in ihre Zeichnung aufnehmen sollten, da diese ja durch das Flußnetz für jeden Kartenverständigen genügend angedeutet seien und die Karte durch deren Hereinnahme ihren Hauptzweck, die Uebersichtlichkeit, einbüßen würde. Vollends die Forderung der Andeutung auch der Waldflächen ꝛc. sei ganz unglücklich, schon wegen der Veränderlichkeit derartiger Culturbenützungen des Bodens. Blieb so die Versammlung in der Hauptfrage der Thudichum'schen Idee durchaus treu, was auch auf Anregung des Archivraths Dr. Ermisch (Dresden) durch den Beschluß geschah, je eine Probe aus Bl. 3 der Mecklenburg'schen Grundkarten-Aufnahme an die Vereine zur weiteren Anregung zu versenden, so war man doch andrerseits der Ansicht, daß es nicht zweckmäßig wäre, neben dem grundlegenden Maßstab von 1:100,000 jetzt schon auch zur Anfertigung von Karten im Maßstab von 1:500,000 zu schreiten. Im Anschluß an diesen Punkt machte Hr. Oberbürgermeister Brecht von Quedlinburg Mittheilung von einem einschlägigen, höchst umfangreichen Unternehmen der Provinz Sachsen, das kartenmäßige Material zur Verwerthung für die historische Wissenschaft beizuschaffen. Besondere Hervorhebung verdient dieses Material, von dem werthvolle Proben mitgebracht waren, schon dadurch, daß es vorzüglich geeignet scheint, die älteste Dorfanlage erkennen zu lassen. Bis jetzt sind nicht weniger als 30,000 Flurnamen und 1500 Situationen festgelegt. Mögen andere Theile Deutschlands diesem rühmlichen Beispiel der Provinz Sachsen, die jährlich einen 2500 bis 3500 M. aus diese Materialiensammlung größten Stils verwendet, folgen! — Ueber die Frage des Denkmalschutzes sodann hatte der zu kommen verhinderte Architekt Wallé ein ausführliches Referat eingesandt, das von Archivrath Dr. Bailleu verlesen wurde und das in dem Wunsch nach schärferen gesetzlichen Anhaltspunkten zum Schutz der Denkmäler gipfelt. Dieser würde außerdem vor allem gefördert durch Anstellung besonderer Conservatoren im Hauptamt, ein Antrag, der zum Glück Aussicht auf Verwirklichung durch Befürwortung von hoher Seite habe. Die Versammlung macht sich die Ausführungen Wallé's in der Hauptsache zu eigen, indem jedoch auf Anregung des Archivraths Dr. Ermisch beschlossen wurde, auch dieses Referat künftig gedruckt der Versammlung vorzulegen, zur Gespanniß von Zeit. Denn mittlerweile war es gegen 1 Uhr geworden, so daß davon abgesehen wurde, einen weiteren Punkt noch zu erledigen und nur die Constituirung der Gruppensectionen (in 2 Gruppen) noch vorgenommen wurde. — Die Verhandlungen dieser fanden Mittwoch, den 9., statt. In Sectina I—II, der prähistorischen, unter Vorsitz von Prof. Schmidt (Halle), referirte, da Sanitätsrath Dr. Florschütz (Wiesbaden) am Kommen verhindert war, Dr. Hager, Zweiter Conservator am Landesmuseum in München, über die Funde aus den sog. Reihengräbern, wie weit sie einen Schluß auf deren alemannischen oder fränkischen Charakter zulassen. Es wurde festgestellt, daß zwar nicht durch die Form der Gräber, wohl aber durch die verschiedenen Beigaben ein Unterschied beider sich feststellen lasse. Das zweite Referat, das hier vorgesehen war, von Pfarrer Dr. Omeis (Großaltmarl) über die fränkisch-alemannische Ansiedelungsfrage, die nun das Jahr 496 sich anschließt, kam in Wegfall, da dieser Referent durch Versehen an der Sitzung der anderen Sectina, III—IV, theilnahm. — Diese unter Vorsitz von Archivrath Dr. Jacobs (Wernigerode) war zugleich ungleich bedeutsamer und zahlreicher besucht, schon weil deren Verhandlungsgegenstände sich um uns nächstliegende Gebiet, das des Harzes, drehten. So war allem Punkt 1, der über interessante Wegbezeichnungen auf den Höhen des Harzes handelte: Ulmer Weg, Nürnberger und Leipziger Straße, ersterer freilich mit unsicherer Schreibung, doch letztere sicher. Die Frage war, ob diese

Namen mit bestimmten Verkehrszügen oder Handelsstraßen sich in Verbindung bringen lassen und sich auch in anderen deutschen Gebirgen erhalten haben. Vor allem durch das Eingreifen des Baurath's Brinckmann (Braunschweig), der das Vorkommen derselben Namen auch in der Ebene nachwies, wurde festgestellt, daß jene Namen sicher aus der Zeit des Verkehrsaufschwungs des 12. und 13. Jahrhunderts daliren, wo mit der Wirkung der Römer-, aber mehr noch der Kreuzzüge die Haupthandelsroute unserer Gegend von seiner west-östlichen Richtung abgelenkt und in eine solche nach dem Süden, über Nürnberg-(Augsburg-)Venedig, für unsere Gegend zunächst durch Leipzig vermittelt, verwandelt wurde. — Den 2. Punkt bilderen die Elendsherbergen (domicilia oder capellae peregrinorum), die auf dem den Harz in der Mitte durchschneidenden „Kaiserstraße", aber auch in Ausläufern derselben nachgewiesen sind. Die Frage war, ob auch in anderen deutschen Gebirgen derglichen fromme mittelalterliche Einrichtungen bestehen und die Literatur unmittelbaren Anhalt bietet für eine planmäßige Sorge für Wanderer in der Gebirgswildniß. Vom Oberstudienrath Dr. Hartmann (Stuttgart), dem Vertreter der württembergischen Regierung, wurde eine solche Herberge am Kniebis für den Schwarzwald nachgewiesen, vom Oberlehrer Dr. Bührig (Arnstadt), dem Vertreter der dortigen Museumsgesellschaft wie der Sondershäuser Regierung, wurde für den Thüringerwald ein ganzes System solcher Herbergen aufgezeigt. Hier erhoben sich dieselben allemal an den Pässen, wo von Westen nach Osten 6 solcher Heebergen liegen. Baurath Brinckmann und Oberbürgermeister Brecht beingen weiteres Material für die Harzgegend bei, Archivrath Grotefend weist darauf hin (zum Beispiel Frankfurt a. M.), wie diese Sorge allemal der Brudergeschaft vom hl. Geist oblag, während die Kirchen dieser Anstalten dem heiligen Matthias geweiht waren. Man einigte sich dahin, daß in der Sache zwar Vorsicht geboten, aber bei wichtigen Straßenübergängen solche Vorkehrungen zweifellos sichergestellt seien, vollends wo auch der Name „Elend" dazu kommt. Im übrigen sei die Sache weiterer Untersuchung werth und so auch für die nächsten Jahre im Auge zu behalten. — Dagegen fand Punkt 5: „Sind die auf dem Harz urkundlich ziemlich früh zu verfolgenden Heidenstrige wirklich als Rückzugslinien der dem Christenthum sich entziehenden Germanen (Sachsen) anzusehen und finden sich solche Wege und Schlupfwinkel auch in anderen deutschen Gebirgen und unzugänglichen Strecken bezeugt?" in der Hauptsache eine verneinende Beantwortung. Wie von Grotefend, Hartmann, Hagen dargelegt wurde, handelt es sich hier in der Hauptsache einfach um prähistorische Wege, für Württemberg (Bayern) vor allem um alte Römerstraßen und -Spuren, während Brinckmann und Jacobs dafür eintraten, daß für den Harz wenigstens die Sache nicht ganz abzuweisen sei, wenn auch die romantische Deutung dieser Dinge mit äußerstem Mißtrauen aufgenommen werden müsse. Ein weiterer Verhandlungspunkt, die Frage nach mittelalterlichen Straßenabsperrungsarten in deutschen Städten, der vom Verstand des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg Major v. D. Dengler angemeldet war und in seiner Abwesenheit durch ein schriftliches Referat vertreten ward, wurde nur kurz besprochen durch Mittheilungen von Schalmth Dr. Damus (Danzig) über ein dortiges Beispiel von 1498, wie durch weitere Bemerkungen von Archivarius Mummenhoff (Nürnberg) Brinckmann, auch P. Liepold aus Altona mit Bericht über Lübeck, wo sie nachweislich zur Einschränkung des Pöbels bei großen Festen u. dgl. dienten. Weiteres Material soll auf Grotefends Antrag sich der Fragesteller von dem städtischen Archiv in Frankfurt a. M. wie anderwärts zusenden lassen. Zur Verlesung des umfangreichen Referats reichte die Zeit nicht, da die allgemeine Sections- und zugleich Schlußsitzung noch einige Zeit erheischte. — In dieser, die gegen 10 Uhr begann, hielt Pfarrer Dr. Emelius (Großaltdorf) sein ihm voriges Jahr in Konstanz aufgegebenes Referat über die „Kirchenbücher", genauer über die historisch-statistische Verwerthung derselben. Ausgehend von der Idee, daß für das gründliche Verständniß der historischen Haupterscheinungen und politischen Machtverschiebungen in der europäischen Völkerfamilie im großen, wie unserer deutschen Territorien im einzelnen, neben der geographischen Grundlage mehr noch, als bisher geschah, die statistische in Betracht gezogen werden sollte, legte er an der Hand eines umfangreichen Materials, das ihm aus der Durcharbeitung der Kirchenbücher der (25) Pfarreien des einstigen Territoriums der Reichsstadt Schwäb. Hall erwachsen war, dar, welch ein außerordentlich reichhaltiges Material für die Erkenntniß der wichtigsten sociologischen, aber auch anthropologischen und allgemein geschichtlichen Menschheitsentwicklung in den Kirchenbüchern verborgen liege und wie eine allgemeine Verarbeitung dieses ebenso gewaltigen als wichtigen Materials nicht nur unsre Statistik, sondern auch unsre allgemeine Gesellschaftswissenschaft von der Bevölkerungsbewegung in der nachhaltigsten Weise befruchten würde. Schon allein die Entdeckung, die er bei diesen Untersuchungen gemacht, von bestimmten regelmäßig wiederkehrenden Maxima der Bevölkerungsbewegung, die in jedem Jahrhundert in deutschen Zeiträumen (von 40er—50er Jahren einerseits, den 70—80er Jahren andererseits, denen zur Seite eine dritte, doch etwas kleinere Hebung in dem Jahrzehnt 10—20 geht, oder richtiger allemal je mit der Mitte eines Jahrzehnts anhebend und endigend), also ebenso gut im 16., als im 17., 18. und 19. Jahrhundert sich beobachten lassen, werfe eine Menge von Behauptungen über die Verminderung der Fruchtbarkeit unsres Volkes über den Haufen und müßte, wenn sie auch anderweitig bestätigt wird, nicht nur den Historiker, Statistogen und Anthropologen, sondern auch den Politiker und Gesetzgeber ernsthaft beschäftigen. Zur Hebung dieses Schatzes hält er die Schaffung eines eigenen historisch-statistischen Jahrbuchs für sehr wünschenswerth, da die vorhandenen wissenschaftlichen Zeitschriften sich weder mit diesem massenhaften Material zu belasten geneigt sein dürften, noch für die Verwerthung durch den eigentlichen Historiker und Mann der Wissenschaft es räthlich erschiene, dasselbe an allzu vielen Fundstellen wiederzugeben. Und so stellt er unter Darlegung der etwaigen Kosten wie der Organisation, die sich für eine möglichst einheitliche Verwerthung jenes Materials empfehlen würde, einen darauf bezüglichen Antrag. Doch zieht er denselben wieder zurück auf den vor allem von Archivdirector Dr. Wolfram (Metz) erhobenen Einwand, der auch von andern getheilt wird, daß für absehbare Zeit bei den Regierungen keinerlei Geneigtheit zu hoffen sei zur Schaffung oder auch nur Subventionirung eines neuen Organs, und erklärt sich auf Anrathen des Archivraths Dr. Bailleu (Berlin) damit einverstanden, die Sache zunächst im Corresp.-Blatt in ihren Grundzügen wiederzugeben und ja auch für die folgenden Jahre der Berathung zu unterbreiten, zufrieden, wenigstens die Bedeutung der ganzen Sache von allen Seiten anerkannt zu sehen. — Ebenso soll im Corr.-Blatt, wegen Mangels an Zeit, weiter dargelegt werden, die Frage der „Renaissance", worüber Dr. Bührig (Arnstadt) in Gemeinschaft mit dem Vorstand des Vereins für Meiningische Geschichte, Dr. A. Herrmann, eingehende Untersuchungen angestellt und der Versammlung im Auszug vorgelegt hat. Und so wird, nach kurzer Mittheilung der Ergebnisse der Sections- wie der Driegiertensitzung und nachdem mit theilweiser Modificirung des Erstbeschlusses vor letzteren für das nächste Jahr in erster Linie Straßburg, in zweiter Schwäb. Hall ins Auge gefaßt worden ist, die Versammlung geschlossen, um mit dem oben erwähnten Ausflug nach Rüdesheim dem Ganzen ein recht harmonisches Ende zu machen.

⊕ **Wien**, 11. Sept. Die archäologischen Sammlungen des Hauses Oesterreich-Este sind nach langen Unterhandlungen mit der italienischen Regierung, die sie 1859 als Staatseigenthum beansprucht und auf Schloß Cattaja bei Battiglia verwahrt hatte, jetzt dem Erzherzog Franz Ferdinand als Eigenthum zuerkannt und in zwei Eisenbahnzügen hieher befördert worden, um zunächst in dem gegenwärtig freistehenden Belvedere untergebracht zu werden. Italien war dem Belvedere, nach Ansicht der Kunstfreunde, längst eine Entschädigung schuldig für eine Anzahl werthvollster Gemälde, die im Anfang des Jahrhunderts, ausgetauscht gegen neuere italienische Schundwerke, über die Alpen gewandert waren. — Gestern ist in Neuwaltegg der k. u. k. Legationsrath Dr. James Camille Samson gestorben, der auf seinen Reisen nach Amerika, Lappland, Griechenland, Aegypten, Palästina, Indien und Siam viel Werthvolles gesammelt hatte, das er dem Vernehmen nach dem Naturhistorischen Hofmuseum vermacht hat.

* **Innsbruck**, 12. Sept. Tel. Gestern wurde hier die Versammlung deutscher Historiker durch den Vorsitzenden Prof. Dr. Zwiedineck aus Graz in Anwesenheit zahlreicher Fachgenossen aus dem Deutschen Reich und Oesterreich eröffnet. Zu Vicepräsidenten wurden gewählt: Geh. Rath Dr. v. Werch (Karlsruhe) und Prof. Prutz (Königsberg), zu Schriftführern Staatsarchivrath Schlitter (Wien) und Dr. Helmholt (Leipzig). Prof. Prutz referirte über die von dem Historikertag an die Archivverwaltungen zu stellenden Wünsche. An der Debatte hierüber betheiligten sich u. a. Prof. Stieve (München), Geh. Rath v. Werch, Prof. Schmaller (Berlin) und Archivsecretär Stieve (München).

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 14. September. Nummer 212.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine Gemeinde im bayerischen Voralpenland. Von Dr. jur. Heinrich Bey. — Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen. III. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Gemeinde im bayerischen Voralpenland. [1])

Von Dr. jur. Heinrich Bey.

Es ist immer für den Nationalökonomen ein verlockendes Unternehmen, wirthschaftliche Gebilde zu beobachten und zu untersuchen, die den Charakter eines besonderen Gepräges schon an der Stirne tragen. Und läßt sich dabei das Untersuchungsobject leicht und sicher überschauen, und läßt es seiner ganzen Art nach einer positiven Beobachtung mehr Raum, als vagen Conjecturen, dann wird der Reiz geradezu unwiderstehlich. So mag auch unser Autor empfunden haben, als er sich zu einer Darstellung der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse seines Heimathsortes Schöffau im bayerischen Voralpenland entschlossen hat. Der Reiz dieses Unternehmens besteht hauptsächlich darin, daß wir es hier mit einem Gemeinwesen zu thun haben, das weit abseits von den Verkehrswegen liegt, einsam und beinahe nachbarlos wie eine Insel im Weltmeer. Hier die Beziehungen zu dem großen Staatswesen aufzudecken, zu zeigen, wie weit ein solches Miniatur-Gemeindchen mit sich selber fertig wird, wie weit es andrerseits nach dem Schutze eines Mächtigeren verlangt, und schließlich gar zu entdecken, daß auch in solcher Weltabgeschiedenheit die Conjuncturen des Weltmarkts nicht unempfunden bleiben, das hat für alle Köpfe, die um das öffentliche Wohl sich mühen, ein hohes Interesse.

Sehen wir uns deßhalb das kleine Schöffau an der Hand unsres kundigen Autors einmal näher an!

Schöffau liegt zwischen dem Hohenpeißenberg und den Ammergauer Bergen in den bayerischen Voralpen, umfaßt ein Gebiet von ca. 23 Quadratkilometer und besteht aus einem Dorfe und einer Anzahl zerstreut umherliegender Gehöfte. Die Isolirtheit seiner Lage ist genügend gekennzeichnet durch die Thatsache, daß es von jedem Nachbarort mehr als eine Wegstunde entfernt ist. Auf diesem Gebiete hausen 45 Haushaltungen mit einer Gesammtbevölkerung von 325 Köpfen in höfeweiser Siedlung schon seit uralter Zeit. Die Bevölkerung ist seit ca. 10 Jahren ziemlich stark im Abnehmen begriffen, hauptsächlich in Folge eines merklichen Wegzugs nach den Industriecentren, der in letzter Zeit so sehr zugenommen hat, daß Dienstbotenmangel in der Gemeinde eingetreten ist. Die Einwohner sind ein gesunder Menschenschlag, ihrer Lebensart entsprechend derb und geradeaus, streng religiös und auf moralischer Durchschnittsstufe stehend. In wirthschaftlicher und politischer Beziehung ist der dortige Bauer zäh conservativ. Es ist die ewige Klage — manche romantische Seelen schwärmen wohl noch dafür! —, daß diese Dickköpfe von dem althergebrachten Schlendrian nicht ablassen wollen; gut und nachahmenswerth ist nur, was der Urgroßvater gethan und gelassen hat, beileibe kein Aufräumen und Abschaffen in der Urväter Hausrath! Man kennt ja längst die Ursachen für dies Verhalten; sie sind in Schöffau dieselben wie anderswo. Die abgeschlossene Lage, der Erbgang im Grundbesitz, der bei der ebenfalls ererbten durchschnittlich niedern Lebenshaltung immer noch ein auskömmliches Dasein möglich macht, das sind allerwärts die Hauptgründe. Die Schattenseilen dieses bäuerlichen Conservatismus zeigen sich, wie wir unten sehen werden, auch bei unsern Schöffauern in dem steten Rückgang der Rentabilität ihrer Wirthschaftsbetriebe. Demgegenüber soll andrerseits nicht verschwiegen bleiben, daß der politische und religiöse Conservatismus auch den Schöffauer Bauer zu einer verläßlichen Stütze der staatserhaltenden Parteien macht. Daß dabei ein bayerischer Bauer streng partikularistisch denkt, kann uns nicht wundernehmen; seine Politik ist ja naturgemäß nur eine agrarisch-bäuerliche und von diesem Gesichtspunkte aus hat er die gewiß nicht unrichtige Empfindung, daß die Bedürfnisse des Südens doch nur selten mit denen des Nordens sich decken. Daher seine geringe Begeisterung für den neuen Reichsgedanken!

Was nun die Besitzverhältnisse anlangt, so handelt es sich bei dem rein agrarischen Charakter des Gemeinwesens fast ausschließlich um Immobiliarbesitz. Der gesammte Immobiliarbesitz von 2324 Hektar steht im Eigenthum von Privaten, Almende existirt keine! Die Größe des Besitzes der 43 Familien ist nun im einzelnen freilich sehr verschieden, sie variirt von 4.4 Hektar bis zu 194.5 Hektar. Abgesehen von 11 kleineren (unter 12 Hektar) und 4 größeren Betrieben (über 80 Hektar) gehören sämmtliche übrigen zu den sogenannten mittleren Betrieben. Bemerkenswerth ist indeß, daß diese Besitzunterschiede weder in wirthschaftlicher, noch in socialer Beziehung irgendwie nennenswerth zum Ausdruck gelangen. Weder die Bewirthschaftungsweise noch die Lebenshaltung zeigen irgendwelche Differenzirung.

Hinsichtlich der Bodenbenutzungsarten vertheilt sich das Areal folgendermaßen:

1. Aecker 7.9 Proc.
2. Wiesen 36.3 Proc.
3. Weiden und Hütungen 26.5 Proc.
4. Wald und Moorboden 29.3 Proc.

Hieraus ergibt sich, daß nicht einmal die Hälfte des ganzen Areals einer intensiveren Cultur unterliegt; über 80 Proc. des Bodens sind Wiesenfläche, Wald und Moor! Und doch lebt die ganze Bevölkerung lediglich von der Landwirthschaft; es existirt nicht ein einziger industrieller Betrieb, hauptsächlich wegen des Mangels an den erforderlichen Elementarbedingungen, wie Rohmaterialien, Wasserkräften ꝛc.

[1]) Münchener volkswirthschaftliche Studien, hgg. v. Lujo Brentano und Walther Lotz. 18. Stück: „Schöffau, eine Gemeinde im bayerischen Voralpenland in ihren wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen dargestellt von Dr. Franz Schweyer." 171 S. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Digitized by Google

Es ist wichtig, diese kolossal extensive Bewirthschaftungsweise im Auge zu behalten, um später die Rentabilitätsverhältnisse richtig beurtheilen zu können. Werfen wir nunmehr einen Blick auf die verschiedenen Productionszweige!

Das procentuale Uebergewicht des Wiesen- und Weidelandes läßt bereits die Vermuthung zu, daß die Viehzucht ein ausschlaggebender Factor im Wirthschaftsleben unsrer Bauern ist. Thatsächlich beruht auf ihr das ganze Erwerbsleben, ihr Blühen und Darniederliegen ist das Barometer für die Gesammtlage. Voran stehen die Pferde- und Rinderzucht. Es fallen durchschnittlich auf 1 Besitzer 8 Pferde und 15 Rinder, gewiß eine ganz erstaunliche Durchschnittsziffer! Dabei zeigen uns die statistischen Aufstellungen des Verfassers einen ständigen Rückgang der Pferdeziffer in den letzten 20 Jahren. Woher kommt das? Die Ursache liegt in einem interessanten Widerstreit wirthschaftlicher und psychologischer Kräfte. Auf der einen Seite verlangt nämlich eine intensive Pferdezucht aus naheliegenden Gründen ein nicht unerhebliches Capital, um das an sich schon größere Risico und die Schwankungen der Verkaufspreise für Pferde, insbesondere Fohlen, vertragen zu können. Kurz gesagt, die wirthschaftlichen Einnahmen aus der Pferdezucht sind zu unsicher gegenüber den constant wachsenden Ausgaben, Grund genug, um eine Ausdehnung der Pferdezucht zu inhibiren. Andrerseits aber ist der Bauer unsrer Gegend schon seit Jahrhunderten stolz auf seinen Pferdebesitz, der ihn vom bloßen „Gütler", der nur Rinder hält, unterscheidet und seiner Anschauung nach der Maßstab für seine sociale Werthung ist. Dieses sociologische Moment erhält deßhalb den Besitzstand an Pferden einigermaßen auf dem status quo.

Noch größere Beachtung verdient ferner die Thatsache, daß auch die Rinderzucht im Sinken begriffen ist. Ein Grund hiefür liegt nach Ansicht des Verfassers in der irrationellen Wirthschaftsweise, weil durch zweckentsprechende Meliorationen der Ertrag des Bodens bedeutend gesteigert und der Viehstand dann um mindestens 150 Stück vermehrt werden könnte. Der Hauptgrund aber ist in den veränderten Zeit- und Marktverhältnissen zu suchen. Der schwankende Ertrag hält auch hier nicht mehr gleichen Schritt mit den wachsenden Lasten und Productionskosten. Wir glauben diese Thatsache dem Verfasser gern, es wäre aber doch vielleicht erwünscht gewesen, wenn der innere Zusammenhang näher aufgeklärt, insbesondere das Einwirken der Conjuncturen des Weltmarktes auf diese weltferne Einöde noch etwas intimer bloßgelegt worden wäre. Wenn man nun bedenkt, daß die Decimirung des Viehstandes eine Reducirung des Betriebscapitals und damit eine dauernde Schmälerung der landwirthschaftlichen — und das sind ja die einzigen — Einnahmen bedeutet, so offenbart damit der Haupterwerbszweig unsrer Gemeinde recht erhebliche Mängel, die gleichfalls für die Rentabilität der gesammten Wirthschaft von einschneidender Bedeutung sein müssen.

Gegenüber der Thierzucht treten die übrigen Betriebszweige wie Forst- und Jagdwirthschaft, Obst- und Gemüsebau ganz in den Hintergrund. Eine kurze Betrachtung verdient lediglich noch die Getreide- und Futterproduction, obwohl auch ihr Umfang nur ein sehr mäßiger ist. Es wird vor allem lediglich für den eigenen Bedarf und nicht für den Markt producirt; trotzdem muß beinahe ein Sechstel des Gesammtbedarfs an Getreide jährlich durch Zukauf gedeckt werden. Jedenfalls kann der Getreidebau nicht als Einnahmequelle im eigentlichen Sinne bezeichnet werden. Er trägt nur dazu bei, einen Theil der Arbeitslöhne in natura zu bestreiten oder tritt wirthschaftlich erst in dem Ertrag der Viehzucht in die Erscheinung. Von größerer Bedeutung ist die Futterproduction, die sich 1894 auf ca. 40,000 Centner im Werthe von 87,000 M. stellte. Aber auch ihr wirthschaftlicher Werth kommt fast ausschließlich nur in den Erträgnissen der Viehzucht zum Ausdruck. Denn nach der Darstellung unsres Autors ist es unter den gegebenen Verhältnissen für den Bauer keineswegs ein erstrebenswerthes Ziel, Futterüberschüsse zum Verkaufe zu produciren. Seine Abnehmer sind außer städtischen Unternehmern vor allem staatliche Anstalten wie Militärdepots, Gestütsverwaltungen u. s. w. Gerade von den letzteren erwartet der Bauer, daß sie sich zur Abnahme seiner Producte gewissermaßen moralisch verpflichtet fühlen, um ihm die Entrichtung von Steuern und Abgaben möglichst zu erleichtern. Statt dessen hat aber ein Mitglied der Gemeinde Schöffau, wie der Verfasser versichert, hierin bereits traurige gegentheilige Erfahrungen machen müssen. Nun sind die Spesen beim Bahntransport von großen Volumina Futter, sowie die Kosten des Frachtführens, der städtische Einfuhrzoll ꝛc. recht erheblich. Hinzu kommen die Schwierigkeiten, fern vom Markt einen Käufer zu finden, die ewigen Streitigkeiten über die Lieferbarkeit der Sendungen u. s. f., so daß der geringe Reiz dieser Futtergeschäfte in die Augen springt.

Aus dem bisher Gesagten mag der Leser ein oberflächliches Bild von den wirthschaftlichen Bedingungen, unter denen die Gemeinde Schöffau ihr Dasein fristet, erhalten haben. Wir kennen Land und Leute, sowie die vorhandenen Einnahmequellen. Es drängt uns nun, das wirthschaftliche Facit zu ziehen, um ein abschließendes Urtheil fällen zu können. Zu dem Zweck hat der Verfasser 5 Wirthschaften herausgegriffen und eine Rentabilitätsberechnung über sie aufgestellt. Das Resultat ergibt sich aus der nachstehenden lehrreichen Tabelle:

	Grundbesitz ha	Gutswerth Mk.	Betriebsrente	= Reinertrag Mk.	+ 5 % Verzinsung des Betriebscapitals	
1. Besitzer	10	3,500	13	+ 20	=	33
2. „	16	8,000	141	+ 90	=	231
3. „	37	25,000	354	+ 225	=	579
4. „	75	67,000	1567	+ 400	=	1967
5. „	122	64,000	1239	+ 450	=	1689

Bei dieser Berechnung ist aber vollständig schuldenfreier Besitz vorausgesetzt, eine Annahme, die selbst in unserm Schöffau, wo nahezu ein Drittel des gesammten Grundbesitzes thatsächlich schuldenfrei ist, nicht gerechtfertigt ist. Von den obigen 5 Betrieben ist nur einer schuldenfrei, einer mäßig (mit 80 M.), die drei anderen sehr stark (mit 240, 400, 1400 M. Schuldzinsen) verschuldet. Zieht man dies in Betracht, so erscheinen bereits zwei Besitzer nicht mehr fähig, aus der Rente auch nur die Schuldzinsen zu bezahlen. Und dieses Ergebniß würde nach der Versicherung des Verfassers auch eine Rentabilitätsprüfung der übrigen Betriebe haben.

Dieser wenig erfreuliche Abschluß eines so idyllisch anhebenden Stilllebens drängt uns unwillkürlich die Frage nach der Ursache dieser niedrigen Rentabilität auf die Lippen. Wir wollen sie hier lediglich im Sinne des Autors beantworten. Der Schöffauer Bauer macht, wie seine Berufsgenossen im ganzen Vaterland, selbstverständlich für alles Pech nur die herrschenden wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse verantwortlich, ohne sich darunter etwas anderes vorstellen zu können, als etwa drückende Abgaben und chicanirende oder schwindlerische Contrahenten.

Dieser Kannegießerei widerspricht der Verfasser entschieden. Denn all das, was man so gemeinhin als die schlechten Wirthschafts- und socialen Zustände unsrer Zeit, speciell in der agrarischen Agitation bezeichnet, wie die zu-

nehmende Getreideconcurrenz des Auslandes und das dadurch bedingte Sinken der Getreidepreise, die Höhe der Bodenzinse, die hohe Verschuldung der Güter, die Steuerlasten, die Beiträge zur Arbeiterversicherung, der ländliche Luxus, existirt in unsrer Gemeinde entweder gar nicht oder in ganz unbeachtlichem Maße. Von den Wirkungen der Getreideconcurrenz ist nichts zu merken, weil, wie erwähnt, nur für den eigenen Bedarf producirt wird. Also Schutzzoll und Antrag Kanitz wären hier gewiß keine Heilmittel! Bodenzinse werden überhaupt nur von 11 Besitzern gezahlt und doch sind die übrigen 32 Wirthschaften nicht rentabler! Die durchschnittliche Verschuldung ist nur recht mäßig und die schuldenfreien Betriebe nicht rentabler als die belasteten. Auch die Staats- und Communalabgaben sammt den Beiträgen zur Arbeiterversicherung kann man getrost in Abzug bringen, ohne daß dadurch die Rentabilität wesentlich gesteigert würde. Daß vollends nicht von „gesteigertem Aufwand" bei unsern biedern Schöffauern mit ihrer anormal niedrigen Lebenshaltung die Rede sein kann, haben wir auch schon erwähnt.

Jede Unrentabilität enthält ein Mißverhältniß vom Gutswerth zum Reinertrag. Nun hat sich der Reinertrag in Schöffau kaum gemindert, der Gutswerth dagegen bis in die sechziger Jahre erhöht. Warum zahlt man aber immerfort bei Gutsübernahme, sei es erblicher oder käuflicher, Bodenpreise, die in keinem Verhältnisse zur Rentabilität stehen? Antwort: weil der Bauer in der Regel gar nicht fähig ist, den erforderlichen Rechnungsüberschlag zu machen. Er sucht auch gar nicht im Grund und Boden eine bestmögliche Capitalanlage, sondern vor allem eine ständige und unabhängige Arbeitsgelegenheit. Daher eine gewisse Skrupellosigkeit gegenüber den ihm abgeforderten Bodenpreisen, wie sie besonders bei den kleinen Gütern zu beobachten ist. Bei größeren Gütern kommt noch der immer fühlbarer werdende monopolistische Charakter von Grund und Boden in Betracht.

Die Hauptursache für die ungünstigen Wirthschaftsergebnisse sieht aber der Verfasser zuletzt in der zurückgebliebenen Betriebstechnik, in dem wirthschaftlichen Conservatismus, der Gleichgültigkeit gegenüber den modernen Productionsmitteln, deren ertragsteigernde Wirkungen längst erprobt sind.

Hierin ist dem Verfasser unbedingt Recht zu geben, da diese Thatsache die einzige ist, die bei den städtischen Betrieben, die doch sonst unter den gleichen etwa noch in Betracht kommenden ungünstigen Einflüssen viel rentabler arbeiten, nicht vorhanden ist. —

Wir schließen hiemit unser Referat über die so lesenswerthe Schrift des Dr. Schweyer, ohne auf all die interessanten Fragen eingegangen zu sein, die der Verfasser sonst noch behandelt hat.

Der Werth derartiger Untersuchungen liegt auf der Hand. Sie fördern nicht nur die wissenschaftliche Erkenntniß wirthschaftlicher Causalitätsverhältnisse, sondern geben auch den maßgebenden politischen Factoren brauchbare Fingerzeige, wo und wie bestehende Schäden zu beseitigen sind.

Es wäre nur von Nutzen, wenn die Schweyer'sche Arbeit nicht nur aufmerksame Leser, sondern auch zahlreiche Nachfolger fände. Man würde dann immer mehr zu der Erkenntniß kommen, daß agrarische Allheilmittel ein Unding sind, weil die Bedürfnisse der einzelnen Betriebe insbesondere je nach ihrer wirthschaftlichen Lage zu den Verkehrscentren, nach dem Charakter ihrer Bevölkerung u. s. w. grundverschieden sind. Jedenfalls wird aber die staatliche Fürsorge sich stets solchen versteckten Einöden, wie unser Schöffau eine ist, mit besonderem Eifer zuwenden müssen, weil ein solches Abseitsvegetiren nicht den Interessen eines gesunden Staatslebens entspricht. Wie im Körper ein einziger Blutstrom von der Centrale aus jedes Glied nährt und erhält und so den ganzen Organismus zusammenschweißt, so muß auch im Staatskörper die eine große Verkehrsader jedes Fleckchen urbares Land durchströmen und so einen innigen wirthschaftlichen Contact zwischen den größten und kleinsten Märkten herstellen, damit nicht ein einziges Glied wirthschaftlich absterbe. Man mache deßhalb nur alle die versteckten Winkel ausfindig, die in angestammter Indolenz die Märkte meiden und fruchtbare Flächen lediglich zur Befriedigung ihrer eigenen allzu bescheidenen Bedürfnisse bearbeiten. Man erleichtere ihnen das Aufsuchen von Absatzgebieten, stehe ihnen hülfreich bei, die kaufmännischen Schwierigkeiten zu beseitigen, und wecke in ihnen durch Belehrung und möglichst sinnfällige Demonstrationen das Bedürfniß nach den technischen Hülfsmitteln, die ein rentableres Wirthschaften möglich machen. Das Bedürfniß des Marktes nach landwirthschaftlichen Producten wird doch nie schwinden; andrerseits würden in jedem fleißig für den Absatz producirenden Bauernstande allmählich den Industrieerzeugnissen der Städte willkommene Abnehmer entstehen. Und wer möchte — vielleicht abgesehen von einigen wenigen romantischen oder sonstwie interessirten Schwärmern für den dickfelligen bäuerlichen Conservatismus — in einem gesteigerten und verfeinerten standard of life unsrer Bauern ein Uebel sehen?

Solche Perspectiven rechtfertigen genügend den Wunsch nach einer steten Bereicherung unsrer Kenntnisse der wirthschaftlichen Zustände agrarischer Gemeinwesen. Die umfassenden amtlichen Agrarenqueten, wie sie Bayern, Baden, Hessen und Württemberg veranstaltet haben, sind stets nur von bedingtem Werthe, weil einmal zuviel mit Durchschnittsziffern gerechnet wird und andrerseits derartige Publicationen ihrer Darstellungsweise wegen nur einen ganz beschränkten Leserkreis finden.

Es müßten deßhalb ähnlich wie in dem Schweyer'schen Buche, das ja auch seine Vorgänger hat, noch recht viele Gemeinden monographisch behandelt werden, am besten ohne schematisch aufgestellte Arbeitspläne. Jedem Staate stehen in den zahlreichen jungen Regierungscandidaten, Referendarien und Assessoren die geeignetsten Kräfte für derartige Arbeiten zur Verfügung. Uns dunkt, als ob eine derartige Thätigkeit, die den jungen Mann aus der Amtsstube hinauszwingt in die Häuser und auf die Felder derer, denen er später einmal helfen und rathen soll, für die Ausbildung unsrer künftigen Verwaltungsbeamten weit heilsamer wäre als das leidige Referiren und Decerniren auf grund der Acten!

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

III.

Bei den Isländern, noch mehr als bei den anderen Culturvölkern des Abendlands, übersteigt die literarische Productivität die buchhändlerische Publicität über alle Maßen. Die poetische Fruchtbarkeit des Volkes, besonders in Bezug auf Rimur und Sögur, welche zum größten Theil nie veröffentlicht, sondern nur in Handschriften verbreitet werden, ist fast unglaublich. Hr. Fiske besitzt mehrere derartige Handschriften, die wegen ihrer Einzigkeit und auch in sprachlicher und dichterischer Beziehung von großem Werth sind, darunter eine gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte, aber nie gedruckte Uebersetzung von John Barclay's ehedem berühmtem Roman „Argenis" (London 1621), worin politische und sociale Fragen, im Gewande der Allegorie, mit seltener Originalität der Auffassung und trefflichen Anspielungen auf die damaligen Zustände Europa's besprochen werden. Das Buch war im 17. Jahrhundert eine Lieblingslectüre der diplomatischen

Digitized by Google

und gelehrten Welt und wurde von Männern wie Richelieu, Leibniz und Hugo Grotius des Stils und des Inhalts wegen hoch geschätzt. Vorhanden sind auch viele Originalmanuscripte von ungedruckten isländischen Hymnen und weltlichen Gedichten aus dem 16. Jahrhundert.

Jeder Isländer, die anerkannten Dummköpfe ausgenommen, ist im stande, entweder aus dem Stegreife zu dichten oder Verse aus dem Gedächtniß stundenlang herzusagen. Am Ufer des Kollafjord zu Reykjavik, an den belebten Quais Kopenhagens oder sonst, wo isländische Schiffe vor Anker liegen, sieht man Gruppen von Matrosen, die ihre Mußezeit mit derartigen Uebungen verbringen, wobei das laute Lachen sämmtlicher Betheiligten verkündet, daß eine scharf gezielte Strophe oder glückliche Wendung das Ziel getroffen hat. Wo die Italiener sich zum fingerfertigen Morraspiel niedersetzen, da ergeben sich die Isländer mit gleichem Eifer dem zungenflinken Vortragen von Rimur und Räthselliedern, Spottgedichten und Sögur. In der reizenden Erzählung „Piltur og Stúlka" von Jón Thórdarson Thoroddsen treiben die Kinder Indridi und Sigrid, während sie die Schafe hüten, um die Wette das Spiel des Liederkampfes, wobei das Mädchen über einen reicheren Vorrath von Ulfarsrimur verfügt und den Sieg über den Buben davonträgt. In derselben Novelle (S. 86) kommt ein Spottgedichtchen auf Gudrun und den Commis vor, welches einem sich zufällig in Reykjavik aufhaltenden nordländischen Fischer zugeschrieben wird. Daß ein solcher Mann die Dichtkunst zu betreiben und den scharfspitzigsten Witz in wohlgelungene Gelegenheitsverse zu legen wisse, scheint niemandem unwahrscheinlich oder auffällig zu sein.

Der Isländer hat mit den verwandten Völkern des Nordens gemein, aber in noch höherem Grade, ein tief religiöses Gemüth mit einer stark mystischen Färbung und einem entschiedenen Hang zur frommen Beschaulichkeit. Darum liest er mit Vorliebe theologische Schriften, Predigten und Erbauungsbücher und gibt seine gottselige Stimmung gern in Hymnen- und Psalmendichtungen kund. In Island wie in Deutschland hat die Reformation auch auf die Entwicklung und Neugestaltung der geistlichen Poesie epochemachend eingewirkt. Das Kirchenlied nahm einen neuen Aufschwung und gewann dadurch, daß die Landessprache das beim öffentlichen Gottesdienst bisher gebräuchliche Lateinische verdrängte, einen durchaus volksthümlichen Charakter. Auf diesem Gebiet nimmt Hallgrimm Pjetursson (1614—1674) unstreitig die erste Stelle ein. Seine von echt dichterischer Geisteskraft erfüllten, von tiefer, seelenvoller Innigkeit durchdrungenen Passionspsalmen (Passiu-Sálmar) stehen vielleicht einzig in den Literaturen aller Zeiten da. Daß diese Gedichte schon 40 (sämmtlich in der Fiske'schen Bibliothek vorhandene) Auflagen erlebt haben und dazu ins Lateinische übertragen worden sind, darf als hinreichendes Zeugniß für ihre Beliebtheit und ungewöhnliche Bedeutung dienen. Die erste Ausgabe dieser Psalmen ist 1666 zu Holar erschienen; 1887 wurde eine sehr schön gedruckte Ausgabe (die 37.) zum Andenken an Pjetursson von Grimur Thomsen besorgt und zu Reykjavik verlegt. Pjetursson war ein Meister des Reimes und schrieb auch eine große Anzahl weltlicher Gedichte, meist satirischen Inhalts.

Unter den vor kurzem gestorbenen oder noch lebenden weltlichen Dichtern sind Bjarni Thórarensen (1786—1841), Jónas Hallgrimsson (1807—1845), Sigurdur Breiðfjord (1798—1846), dessen Rimur sich mit Recht einer außerordentlichen Berühmtheit erfreuen, Grimur Thorgrimsson Thomsen (geb. 1820) und Benedikt Gröndal (geb. 1826) die begabtesten. Der als Parlamentsmitglied und Publicist thätige Thomsen hat sich auch als Literarhistoriker und Kritiker einen bedeutenden Ruf errungen. Schon in seinem zwanzigsten Jahre begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit einem dänisch verfaßten, unter dem Namen „Leonhard Groth" erschienenen Beitrag zur neueren dänischen Literaturgeschichte (Kopenhagen 1840). Eine Sammlung seiner zu verschiedenen Zeiten in mehreren Blättern veröffentlichten isländischen lyrischen Gesänge (Ljódmali) gab er 1880 zu Reykjavik heraus. Wenn man aber unter den jetzigen Isländern einen Dichter angeben soll, der vermöge der großartigen Gewalt und schöpferischen Kraft der Phantasie Genie zu nennen wäre, so läßt sich diese Bezeichnung jedenfalls am passendsten auf den Reykjaviker Professor Benedikt Gröndal beziehen. Gröndal ist nicht nur einer der vorzüglichsten Vertreter der isländischen Lyrik (Kvaedi, Kopenhagen 1853, Reykjavik 1856), sondern auch ein in jeder Hinsicht geistvoller und vielseitiger Kopf. In mehreren Zweigen der Kunst und der Wissenschaft, im Epos (Drapa um Örvar Odd, in zwölf Gesängen, Reykjavik 1851), im Drama (Ragnarökkur, eine vorwagnerische Dramatisirung der Götterdämmerungssage, Kopenhagen 1868), in der Naturforschung (Um náttura Islands, Kopenhagen 1874; Dyrafraedi und Steinafraedi, Reykjavik 1878) und in der Satire (Gandreidin, Kopenhagen 1866; Sagan af Heljarsslódarorrustu, ib. 1861) hat er mit gutem Erfolge, wenn auch nicht immer mit gleicher Genialität, gearbeitet. Die letztgenannte Schrift ist eine im alten Sagastil verfaßte Satire, welche den politischen Zustand Europa's spöttisch-humoristisch behandelt und sich vorzugsweise gegen die hegemonischen Anmaßungen Napoleons III. richtet. Wie es neuerdings in den Vereinigten Staaten eine Menge von seichtköpfigen, sklavensinnigen, stutzerhaften Menschen gibt, die sogenannten „dudes", welche eine lächerliche Anglomanie zur Schau tragen und sich zu geeigneten Zielscheiben des Spottes machen, so herrscht auch in Island eine gewisse Dänomanie, welche der Lustspieldichter Sigurdur Pjetursson in „Narfi" gehörig geißelt. Im Drama, das seinen Stoff hauptsächlich den Volkssagen entlehnt, haben der Priester Matthias Jochumsson in „Utilegumenn" (Reykjavik 1864) und der Stadtschreiber Indridi Einarsson in „Nýársnottin" (Akureyri 1872) und „Hellismennirnir" Ersprießliches geleistet, obgleich bei derartigen Erzeugnissen weniger auf die Bühne, als auf das Lesepublicum abgesehen werden muß. Es sind jedoch mehrere Stücke, wie z. B. Ari Jónssons Komödie „Sigridur Eyjafjardarsól" in Akureyri und Reykjavik zur Aufführung gekommen und unter wohlverdientem Beifall über die Bretter gegangen.

Ein vollständiges Verzeichniß der sogenannten Dichter Islands würde mit einer Volkszählung der Insel ziemlich gleichbedeutend sein. Unter solchen Verhältnissen wäre es dem Literarhistoriker am allerbequemsten, sich in das Bureau für Bevölkerungsstatistik zu bemühen und die vorliegende amtliche Liste einfach abzuschreiben. Daß bei dieser allgemeinen dichterischen Productivität die Mittelmäßigkeit bei weitem vorherrschend sein muß, ist selbstverständlich. Die Gewissensfrage, die Schiller dem Dilettanten stellt und durch die er ihn in Verlegenheit setzt, könnte man mit Fug und Recht an manchen isländischen Poeten richten:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?"

Von allen nordischen Sprachen hat die isländische ihren ursprünglichen Charakter am treuesten bewahrt und die in ihr liegenden reichen Schätze der uralten Poesie am vollständigsten überliefert. In Island hat sich die skaldische Dichtkunst am freiesten und reinsten entfaltet und am längsten erhalten; dort wurden die heidnischen Volkslieder durch die spätere Einführung des Christenthums und das verhältnißmäßig schonende Verfahren der einheimischen Geistlichkeit weniger in ihrer naturgemäßen Entwicklung gestört als bei den übrigen, gewaltsam bekehrten Völkern des germanischen Stammes. Daher kommt es, daß die heutige Sprache einen

Digitized by Google

ungeheuren Wort- und Bilderreichthum besitzt und eine aus der Vorzeit überkommene, sich immer vermehrende Erbschaft von figürlichen Redewendungen und Umschreibungen, zurechtgemachten Phrasen und fertigen Formen angetreten hat, welche das handwerksmäßige Dichten ungemein begünstigen und erleichtern, prosaische, alltägliche Gedanken und Empfindungen mit poetischem Flitterstaat wohlfeil putzen und den Dichter sich mit inhaltsleerem Klingklang und stereotypem Schwulste gern begnügen lassen. Die mechanische Facilität, mit welcher man die Alliteration zu betreiben vermag, besonders wenn man sich nicht sehr genau an die alte strengere Form derselben hält und dabei die Assonanz gleich gelten läßt, und die massenweise überlieferten, in gewöhnliche Redensarten übergegangenen Stabreimsätze und Sprüche, welche dem Versmacher zur Verfügung stehen und sich, wie die farbigen Glaspasten des Mosaikarbeiters, zur Verfertigung eines mosaikartigen Gedichtes verwenden lassen, haben zur Verbreitung und auch zur Verflachung der dichtkünstlerischen Thätigkeit der Isländer ungemein viel beigetragen.

Im Bereich der isländischen Prosadichtung ist die bereits erwähnte Dorfgeschichte „Piltur og Stúlka“ (Reykjavik 1850) die namhafteste und ansprechendste Erscheinung. Diese frische, lebendige, aus dem Volksleben der Gegenwart gegriffene Erzählung ist unter dem Titel „Jüngling und Mädchen“ von J. C. Poestion vortrefflich ins Deutsche übersetzt und mit ausführlichen, auf die Landessitten bezüglichen Anmerkungen versehen (Leipzig 1884). Nur wäre es vielleicht besser gewesen, wenn der Uebersetzer die gedrängte, kernige, spruchreiche Sprache des Originals sorgfältiger berücksichtigt und die darin vorkommenden, oft altherstammenden markigen Ausdrücke nicht so sehr verdünnt und die kernhafte Redeart theilweise verwischt hätte. Ein Satz z. B. wie Sjon er sögu ríkari (Sehen ist sicherer [reicher] als Hörensagen) verliert sehr an Bündigkeit und Kraft durch die Umschreibung: „Was man mit seinen Augen sieht, ist sicherer als der Bericht.“[1]) Dem vom Verfasser in ziemlich primitiver Weise in einem Stück geschriebenen Werk hat der Uebersetzer, zum Frommen des Lesers, die bequemere und künstlerischere Form einer Capiteleintheilung gegeben. Von den im Buche enthaltenen Gedichten sind zwei besonders erwähnenswerth, nämlich das hübsche Wiegenlied: Ljóshaerd og litfríd — Helle Haare, hold Gesicht — (S. 124), und das von der innigsten Vaterlandsliebe beseelte, von isländischen Studenten gern gesungene Lied: Ó fögur er vor fósturjord — O fröhlich unser Vaterland — (S. 132).[2])

Thoroddsen starb am 8. März 1868, und unter seinen nachgelassenen Schriften fand sich noch eine nicht ganz vollendete, 1876 zu Kopenhagen erschienene Novelle „Madur og Kona“ (Mann und Weib) vor, welche sich an die vorhergehende gewissermaßen anschließen sollte; sie fällt aber, gegen dieselbe gehalten, in Bezug auf Entwurf und Ausführung bedenklich ab.

Die erste Anregung zu dieser Art Novelle ist von dem früh gestorbenen Dichter Jónas Hallgrimsson ausgegangen, dessen kleine Erzählungen sich durch poetische Auffassung und echt künstlerische Darstellung auszeichnen. Die Romane des Schreiners Jón Jónsson Mýrdal: „Mannamunur“ (Akureyri 1873) und „Skin eptir Skúr“, und des Priesters Páll Sigurdsson: „Adalsteinn“ (Akureyri 1877) und „Draumadurinn“ sind an sich von keinem höheren Werth und nur als Beiträge zur Kenntniß des isländischen Volks- und Familienlebens von culturhistorischem Interesse. Viel bedeutender in jeder Beziehung ist der von einer in Amerika (Selkirk, Manitoba) seßhaften Isländerin, Torfhildur Thorsteinsdóttir Hólm, geschriebene historische Roman „Brynjólfur Sveinsson biskup, skaldsaga fra 17. öld“ (Reykjavik 1882). Dieses Werk ist nicht nur der erste von einer Frau verfaßte Roman, sondern überhaupt der einzige historische Roman in der isländischen Literatur. Die kleine Erzählung „Skin og Skuggi“ (Sonnenschein und Schatten, Akureyri 1880) zeugt auch von einem nicht unbedeutenden, aber künstlerisch unreifen Talent.

Eine ganz vorzügliche Arbeit in einem anderen Gebiet ist die von Jón Jónsson Borgfirdingur, einem Reykjaviker Polizeidiener, verfaßte Geschichte der Buchdruckerkunst in Island (Sögnágrip um prentsmidjur og prentara á Islandi, Reykjavik 1867); von demselben gelehrten Schutzmann haben wir auch einen guten, obschon an das eben erwähnte Werk nicht heranreichenden Abriß der isländischen Literaturgeschichte von 1400 bis auf die Gegenwart (Stutt Rithófundatal á Islandi, Reykjavik 1884).

Es liegt dem Schreiber dieser Zeilen durchaus fern, eine Uebersicht der isländischen Literatur liefern zu wollen; seine Absicht geht nur dahin, einige der wichtigsten Leistungen jeder Gattung, wie sie in der Fiske'schen Bibliothek anzutreffen sind, hervorzuheben, um dem Leser einen annähernden Begriff von der Beschaffenheit dieser Büchersammlung zu geben. Wie reichhaltig sie ist, geht daraus hervor, daß fast sämmtliche in Th. Möbius' Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum netatis mediae (Lipsiae 1856) und auch in seinem zur Ergänzung des vorherigen dienenden Verzeichnisse der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur 1855 bis 1879 erschienenen Schriften enthaltene Titel und noch viele dazu hier zu finden sind.

Schließlich zu erwähnen sind die von Hrn. Prof. Fiske verfaßten, 1880 als Manuscript gedruckten und deßhalb nicht in den Buchhandel gekommenen „Icelandic Notes“ und die späteren „Studies in Icelandic Booklore“, welche nicht nur interessante Mittheilungen in Bezug auf die klimatischen und wirthschaftlichen Zustände und Handelsverhältnisse der Insel bringen, sondern auch eine kurze, übersichtliche Zusammenstellung und Kritik der Haupterzeugnisse der neuesten isländischen Literatur enthalten, der wir viel Wissenswürdiges und für die gegenwärtige Geistesentwicklung der kleinen Nation Wichtiges verdanken.

Auch nicht zu übersehen ist eine bis jetzt in drei Heften, 1886—1890, erschienene, mit interessanten bibliographischen Notizen versehene Liste der in seiner Sammlung befindlichen, 1578—1844 in Island gedruckten und in der Bibliothek des Britischen Museums nicht vorhandenen Werke, welche den Titel „Books printed in Iceland 1578—1844, a Supplement to the British Museum Catalogue“ führt. Aus dieser Periode enthält die Bibliothek des Britischen Museums 170, die Fiske'sche Sammlung dagegen 223 Werke, darunter mehrere sehr seltene Ausgaben. Die Liste beginnt mit einem absolut vollständigen und rein erhaltenen Prachtexemplar des 1578 zu Holar gedruckten Logbog Islendinga oder sogenannten Jónsbók. Von dieser ersten Ausgabe hat die kgl. Bibliothek zu Kopenhagen zwei Exemplare und die Bibliothek des British Museum eines; aber alle drei sind mehr oder weniger defect. Hrn. Fiske's Exemplar gehörte ursprünglich dem König Friedrich II. von Dänemark. Der

[1]) In den neger-amerikanischen Thiersagen bedient sich „Uncle Remus“ desselben Spruches in einer ebenso gedrängten Form: „See'in am 's better 'n hearin' tell an um“; und Plautus legt einem Soldaten Worte von gleicher Bedeutung in den Mund: „Pluris est oculatus testis unus, quam auriti decem.“

[2]) Eine äußerst mangelhafte Uebertragung dieser Erzählung aus dem Dänischen ins Englische ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erschienen: Sigrid, an Icelandic Love Story. By Jon Thoroddsen. Translated from the Danish by C. Chrest. Edited by Thomas Tapper jun. Crowell & Co., New-York. Ohne Jahreszahl, aber 1887. Die Erklärungen sind zum größten Theil Abkürzungen von Poestions Anmerkungen. Der „Editor“ hätte besser gethan, diese ganz einfach zu übersetzen und ohne weiteres als seine Kenntnißquelle anzugeben.

schöne Einband mit der Jahreszahl 1579 in erhabener Arbeit trägt auf dem einen Deckel das Wappen des Königs in Gold und auf dem anderen das seiner Gemahlin, der Königin Sophie, in Silber verfertigt. Nach dem 1588 erfolgten Tode des Königs kam das Buch in den Besitz des königlichen Statthalters von Island, Johann Bocholt, und später (1630) in den des deutschen Geschichtschreibers und Rechtsgelehrten Christoph Besold († 1658). 1659 wurde es Eigenthum der schwäbischen Benedictinerabtei Weingarten. Bei der Umwandlung des Klosters in ein Waisenhaus ging es in die Bibliothek des Königs von Württemberg über und gelangte von dort aus auf weitläufigen antiquarischen Umwegen in die Bücherjammlung des Hrn. Fiske.

Außerdem besitzt Hr. Fiske eine auf feinstem Pergament geschriebene, mit wunderschönen Initialen versehene Handschrift des Jónsbók, einen starken Band in Quart. Manuscripte dieses Gesetzbuches sind gar nicht selten in skandinavischen öffentlichen Bibliotheken, aber dieses Exemplar ist das einzige, das seit der Zeit des großen Handschriftensammlers Arni Magnússon, d. h. während der letzten 150 Jahre, zum Verkaufe ausgestellt worden ist.

Eine sehr wichtige Abtheilung der Bibliothek ist die fast vollständige Reihe von Rímur oder volksbeliebten Reimgedichten, die wegen dieser Popularität recht bald vergriffen und abgenutzt werden. Von besonderem Interesse ist auch eine seltene Sammlung von Utfararminningar oder kurzen Lebensbeschreibungen hervorragender Männer, die sogleich nach deren Tode erschienen sind und meistentheils die bei der Beerdigung gehaltene Leichenpredigt enthalten. Eine der ältesten dieser Schriften ist die im Jahre 1700 gedruckte Biographie des Bischofs Einer Thorsteinsson. Es befinden sich hier ferner beinahe alle auf die Entdeckung Nordamerika's durch die Normannen bezüglichen Bücher und Broschüren, sowie sämmtliche neunzehn zu Holar 1594 bis 1799 erschienene Ausgaben des in der isländischen Kirche gebrauchten Graduale oder Meßgesangbuches, mit Ausnahme der dritten und neunten. Die isländische Abtheilung der Bibliothek enthält gegenwärtig ungefähr 7000 Werke, welche durch neue Erwerbungen stets vermehrt werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Marburg.** Privatdocent Dr. Ludwig Busse hat einen Ruf als Ordinarius der Psychologie nach Rostock angenommen.

* **Leipzig.** Wie das „Tgbl." erfährt, wurde Stabsarzt und Privatdocent Dr. Friedrich zum Director des chirurgisch-poliklinischen Instituts, als Nachfolger des Geh. Raths Prof. Dr. Benno Schmidt, ernannt. Die Poliklinik für Chirurgie im städtischen Krankenhause wurde dem Prof. Dr. Eigenbrodt, seitherigem ersten Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik und Poliklinik, übertragen. — Der außerordentliche Professor an der Universität Breslau, Dr. Barth, wurde als Extraordinarius für Ohrenheilkunde an die hiesige Universität berufen und wird dem Rufe Folge leisten.

c. **Innsbruck,** 11. Sept. IV. Versammlung deutscher Historiker. Die Zahl der ordentlichen Theilnehmer beträgt 112, dazu etwa 25 außerordentliche. Als gewählter Vorsitzender des Verbandes deutscher Historiker eröffnete die Versammlung Prof. Dr. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst aus Graz. Besonders begrüßte er die Verbandsmitglieder und Berufsgenossen aus dem Deutschen Reich und aus anderen Ländern: „Es hat uns Oesterreicher herzlich gefreut, daß schon die vierte Versammlung nach Oesterreich berufen wurde, und keine andere Stadt wäre wohl hiefür so geeignet gewesen, wie Innsbruck. Wir betrachten die Anwesenheit unserer Berufsgenossen aus dem Deutschen Reich in Oesterreich als einen neuen Beweis dafür, daß man unsre Mitarbeit gern begrüßt und daß man uns noch wie vor als gleichberechtigte Theilnehmer an der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung unserer Wissenschaft ansieht. Das ist für uns von großem Werth; denn je weniger die politische Stellung der Deutschen in Oesterreich sie darauf hinweist, daß sie ihre schaffende Kraft in dieser Richtung bethätigen, und je mehr sie sich fast nur darauf beschränken müssen, das in langer Zeit Erworbene zu erhalten und zu bewahren, um so mehr Anlaß haben sie, ihre ganze Kraft aufzuwenden, um in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht nicht zurückzubleiben, sondern mitzuthun und namentlich mit den Stammesgenossen im Reich gleichen Schritt zu halten. In dieser Beziehung dürfen wir auf die führende Rolle, die wir in unserm Staatswesen bisher inne hatten, nicht verzichten, wir müssen alles aufbieten, den anderen Völkern dieses Staates voraus zu sein und ein Vorbild und Beispiel zu bieten. Das können wir hauptsächlich dann, wenn wir uns auf die nationale Gemeinschaft mit unserer großen Nation stützen; wenn wir uns immerdar bewußt sind, daß wir mit dieser in gleicher Weise vorwärts gehen können und sollen. Diese nationale Richtung wird auch der Geschichtswissenschaft nicht zum Vorwurf gereichen dürfen; wenn auch alles, was die Forschung betrifft, von jeder Tendenz und Voreingenommenheit fern zu halten ist, so glaube ich, daß die Geschichtsschreibung, die sich über die Forschung erhebt, auf nationaler Gesinnung begründet sein soll; gerade derjenige, der in das Innerste seines Volkes mit Liebe eingedrungen ist, wird auch anderen Völkern und ihrer Entwicklung gerecht werden. Hier muß das Gemüth mitsprechen, und wir Oesterreicher haben um so mehr nothwendig befunden, als wir ja sonst in ernster Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der anderen Nationen, mit denen wir zusammenleben, es nothwendig erachten, in einer festen nationalen Gesinnung den Rückhalt für alle unsre Bestrebungen zu finden."

Nach dem Eintritt in die Tagesordnung erstattete zunächst Prof. Dr. Redlich (Wien) anstatt des am Erscheinen verhinderten Prof. Mühlbacher einen eingehenden Bericht über das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien, indem er dessen Entwicklung seit 1854 unter Albrecht Jäger, Professor v. Sickel und Professor Helfert schilderte. Die Einrichtungen des Instituts schließen sich an die alte École des chartes in Paris an; das Institut versolgt neben dem Zweck eindringender historischer Ausbildung auch das praktische Ziel, vor allem für die Archive geeignete Kräfte heranzuziehen und daneben für Bibliotheken, Museen u. s. w. Tant der Initiative Arneths und Helferts im Herrenhaus ist auch eine Organisation der Staatsarchive seit 1893 in Angriff genommen, welche stetig Fortgang macht und auch auf die nichtstaatlichen Archive bereits ihre Wirkung äußert. Zur Anstellung im Archivdienst ist die Prüfung an diesem Institut erforderlich, wobei das Institut aber doch keine ausschließliche Archivschule in dem Sinne ist und werden soll, wie das Seminar für historische Hülfswissenschaften und die Archivschule, welche Preußen in letzter Zeit zum Theil nach dem Vorbild des Wiener Instituts ausschließlich für die Heranbildung von Archivbeamten in Marburg eingerichtet hat. Das Wiener Institut will zwar auch Archivschule sein, ist aber nach seiner Geschichte und Bestimmung außerdem noch eine Stätte, wo junge Männer mit der nöthigen wissenschaftlichen Ausrüstung versehen werden, damit sie dann, mögen sie Archivbeamte werden oder nicht, im Stande sind, vor allem der heimischen Geschichte nutzbar werden zu können, wie das in der That in hervorragendem Maß der Fall ist. Das Vorwiegen der historischen Hülfswissenschaften, welches die Verbindung des Instituts mit dem Archivwesen mit sich bringt, mag Einzelnen etwas einseitig erscheinen, aber es hat zu einer früher nicht gekannten Vertiefung in die Kenntniß der Quellen geführt und die österreichische Geschichtschreibung ist dabei, wie Redner des näheren nachweist, nicht schlecht gefahren.

An zweiter Stelle sprach Prof. Dr. Prutz (Königsberg) über die Frage: Welche Wünsche haben die Historiker gegenüber den Archivverwaltungen auszusprechen? Redner will in keiner Weise einen Gegensatz zwischen Archivverwaltungen und Historikern annehmen. „Wir sind den Archivbeamten zu Dank verpflichtet, wir sehen in ihnen Fachgenossen, die mit uns auf demselben Gebiete mit denselben Mitteln auf das gleiche Ziel hinarbeiten, und wir wissen, daß, wenn uns hie und da einmal eine Unbequemlichkeit bereitet wird, dies viel weniger in den Personen als in den einmal bestehenden Reglements seinen Grund haben dürfte. Es hat sich ja gegen früher erstaunlich viel gebessert. Als Pufendorff vor 200 Jahren in seinem Monumentalwerk über den Großen Kurfürsten eigentlich das erste im modernen Sinne archivalische Quellenwerk veröffentlichte, gab es bekanntlich eine Reihe sehr böser Reclamationen, nicht bloß von gekränkten Persönlichkeiten des branden-

burgischen Hofes, auch von fremden Höfen, und selbst in den gelehrten Kreisen zu Wittenberg, Jena, Leipzig herrschte ganz gewaltiges Entsetzen ob dieser Profanirung unantastbarer Actengeheimnisse. Ja sogar Leibniz stimmte in diese Klagen mit ein. Hie und da begegnet man ähnlichen befangenen Anschauungen wohl auch heute noch, und es hat lange gedauert, bis die Klagen ganz vereinzelt geworden sind. Ein älterer Fachgenosse, der heute selbst an der Spitze eines großen deutschen Archivs steht, wurde vor 1866, als er in Kassel über Dioge, die 2½ Jahrhunderte rückwärts lagen, forschen wollte, einfach gebeten, die Stadt zu verlassen, die Papiere wären überhaupt für Fremde nicht zu sehen. Aehnliches ist auch anderswo vorgekommen. So hat B. Simson in Paris die Berichte des französischen Gesandten in Berlin für die wichtigsten Jahre des Großen Kurfürsten zwar sehen, aber nicht excerpiren und diese Zeile abschreiben dürfen, und vor wenigen Jahren noch sind Onckn in London absolut verschlossene Thüren, als er die englischen auswärtigen Acten zur Geschichte der Jahre 1813/14 zu sehen verlangte. Ja, ähnliches kommt unter besonderen Umständen auch heute noch vor. Es ist bekannt, welch leidige Bedeutung dieses veraltete Princip neuerdings in Bezug auf das umstrittene politische Testament Friedrichs des Großen in Preußen gewonnen hat. Im ganzen aber ist es jedenfalls sehr viel besser geworden, als es früher war, und ich möchte es als ein glückverheißendes Vorzeichen begrüßen, daß wir diese Verhandlungen hier auf österreichischem Boden führen, wo nicht bloß der Geist wahrer Wissenschaft unter Staatsschutz der Geschichte zugeführt und großgezogen worden ist, sondern wo namentlich auch das Princip der Geheimhaltung der Archive zuerst im großartigsten Maßstabe aufgegeben und die Oeffentlichkeit in früher kaum denkbarem Grade als leitender Grundsatz proclamirt worden ist. Hiefür dürfen wir dem Bahnbrecher Alfred v. Arneth danken, denn was er in Wien gethan, ist zwingende Nothwendigkeit geworden für alle anderen, mehr und mehr das moderne Princip in der Archivverwaltung zu begründen. Auch der anwesende Director des k. k. Kriegsarchivs in Wien ist dafür bekannt, daß er dieser wissenschaftlichen Interessen jederzeit thatkräftig Hülfe zu leisten bereit ist. Alle Neuerungen, die Arneth siegreich durchführte, haben sich durch sein Beispiel moralisch aufgewendig gemacht. In Preußen begann mit dem Eintritt Heinrich v. Sybels eine neue Zeit auf diesem Gebiete, und schließlich hat ja selbst der Vatican seine Thüren öffnen, und seine Schätze der Wissenschaft in ganz anderem Maße zugänglich machen müssen, als es früher für denkbar und möglich gehalten wurde. Aber auch da kommt der Appetit beim Essen, und je größer die Freiheit ist, die wir Historiker genießen, um so lästiger empfinden wir gewisse Schranken, die noch geblieben sind, und je mehr das richtige Princip zum Siege gekommen ist, um so unbequemer erscheint es uns, daß die und da noch recht auffällig gegen dasselbe verstoßen wird. Trotz allen Dankes sollten wir daher mit unsere Wünschen auch freimüthig hervortreten. Der Widerspruch, der hie und da noch zwischen der wissenschaftlichen Freiheit und der Abschließung der Archive oder einzelner Theile derselben zu Tage tritt, entspringt wesentlich aus der doppelten Natur der Archive, die von Haus aus doch nur Registraturen der mit der Führung der laufenden Geschäfte betrauten Behörden gewesen sind. Wenn man dies unterscheidet von dem, was die Archive für ihre älteren Theile factisch geworden sind, Sammlungen kostbaren geschichtlichen Materials, so wird es möglich sein, sich zu verständigen." Redner stellt sodann folgende Thesen auf: „Unter constanter Anerkennung der den Benutzern der Archive neuerdings fast überall gewährten Erleichterungen fordert der IV. Deutsche Historikertag die Wünsche, die er im Interesse der Wissenschaft an die Archivverwaltungen, resp. die ihnen vorgesetzten staatlichen ꝛc. Autoritäten zu richten hat, in folgende Sätze zusammen: I. Soweit ihr Inhalt nicht unmittelbar noch gegenwärtig im Flusse befindliche politische Fragen betrifft, so daß Veröffentlichungen daraus staatliche Interessen schädigen könnten, sind die Archive wissenschaftliche Sammlungen und demgemäß zu behandeln. II. Wird die Zeitgrenze, bis zu der ihre Benützung demnach überhaupt freizugeben ist, nicht überall ein und dieselbe sein können, so wird sie doch im allgemeinen mindestens bis zur Mitte unsres Jahrhunderts vorzurücken sein. III. Bei Anerkennung und Durchführung dieser Grundsätze würde sich die Erfüllung der folgenden, für die Praxis besonders wichtigen Wünsche als selbstverständlich ergeben: 1. Da der Inhalt der Archive Gemeingut der historischen Wissenschaft ist, so steht den Archiven und ihren Beamten als solchen in Betreff der Veröffentlichungen daraus ein Vorzugsrecht nicht zu. 2. Die Zulassung zur Archivbenützung ist weiter zu erleichtern durch Beseitigung der bisher noch vielfach von dem Nachsuchenden zu erfüllenden umständlichen Formalitäten; sie erfolgt für den der Benützung endgültig freigegebenen Theil nomittelbar durch die Archivvorstände. 3. Sie gilt nicht bloß für einzelne, von dem Nachsuchenden zu bezeichnende Actenstücke oder Actenfascikeln, sondern für alle die Archivalien, welche den Nachsuchenden beschäftigenden Gegenstand betreffen. 4. Sie berechtigt den Benützer daher zur Ein- und Durchsicht nicht bloß der Archiv-Repertorien und Kataloge, sondern auch derjenigen Acten, in denen er nach ihrer Bezeichnung geeignetes Material vermuthen darf. 5. Eine Controle über die Benützung (durch amtliche Durchsicht der Excerpte und Abschriften u. a. m.) findet nicht statt, auch nicht in Bezug auf die Archivalien, die außerhalb des freigegebenen Gebietes erst auf gesund besonderer Erlaubniß benützt werden dürfen."

Nachdem Redner einzelne seiner Thesen noch näher begründet, begann die Debatte. Prof. Stieve (München) erwartet im allgemeinen von solchen Anträgen nicht allzuviel Früchte; denn entscheidend sei hier die Persönlichkeit des Archivars. Auch die Repertorien enthalten häufig nicht alles das, was sie enthalten könnten; wie wollte man nun nachträglich beweisen, daß ein Archivar etwas vorenthalten hat? Obgleich er seit 30 Jahren in den Münchener Archiven die Repertorien in ausgedehntem Umfang eingesehen habe, sei ihm doch manches entgangen. Redner rühmt das Entgegenkommen in den Münchener Archiven gegen ihn und seine Mitarbeiter als mustergültig; immer mehr bemühen sich die Beamten selbst, das Gewünschte aufzufinden. Dabei sind die Verordnungen im wesentlichen nicht geändert worden, aber der ganze Geist, der auf dem Gebiete der Forschung herrscht, ist eben ein anderer geworden. Im allgemeinen können wir, glaube ich, bei der Entwicklung, die unsre ganze Wissenschaft genommen hat, bei dem Fortschreiten des freiheitlichen Geistes und bei der immer stärker hervortretenden wissenschaftlichen Richtung und Bildung der Archivare mit Zuversicht in die Zukunft blicken.

Geh.-Rath. v. Weech (Karlsruhe): Wenn der Historikertag vom Standpunkt akademischer Erörterung dieser Frage sich auf den praktischen Weg begibt, so muß er sehr vorsichtig sein mit der Aufstellung seiner Desiderien, weil sie nur Aussicht auf Berücksichtigung haben, wenn sie den Verhältnissen, wie sie sind und voraussichtlich noch lange sein werden, Rechnung tragen. Vor allem ist zu unterscheiden zwischen staatlichen und anderen Archiven. Die Staatsarchive, soweit sie sich mit der politischen Vergangenheit der Staaten befassen, lassen sich doch nicht auf den Standpunkt einer wissenschaftlichen Sammlung oder Bibliothek stellen, hier ist doch noch praktisch-politisches Interesse, Rücksicht auf das politische Verhältniß des eigenen und des Nachbarstaates in Betracht zu ziehen, auf Bundesgenossen und Gegner. Redner streift das Factum, daß ein kleiner Bundesstaat, der einem großen deutschen Historiker die modernsten, etwa bis zu dem von Prutz bezeichneten Zeitpunkt reichenden Archivalien nahezu unbeschränkt zur Benutzung übergab, dadurch in eine außerordentlich unangenehme Controverse mit einem großen deutschen Staate kam, die so praktisch wurde, daß der leitende Staatsmann des letzteren die Minister des kleinen Staats für minder vertrauenswürdige Leute hielt und bestimmte Directionen gab, die Secretissima des Bundesraths ihnen nur mit ganz bestimmt verclausulirten Vorsichtsmaßregeln mitzutheilen. In den Frictionen des politischen Lebens kann es sehr schwierig sein, zu bestimmen, wo ein staatliches Interesse gefährdet wird; die Entscheidung wird da nicht dem Gelehrten oder Archivar, sondern stets beim verantwortlichen Staatschef liegen müssen. Es wird schwer zu sagen sein, wie weit durch die Bekanntgabe von Dingen, die sogar ziemlich weit zurückliegen, doch noch active Staatsinteressen berührt werden. Man kann nur sagen: nur die Acta, welche „noch im Fluß befindliche politische Fragen berühren", sollen ausgenommen sein. Bezüglich der Zeitgrenze gehen die Thesen Prutz' entschieden zu weit. Mit den Ziffern der Nrn. III wäre Redner eher einverstanden. Nur selbst müsse es sich verstehen, daß die Archivare die Benützung der Archive nicht als ihre Domäne betrachten, wie es des Redners sonst hochverdienter Vorgänger (Voigt) allerdings noch gethan habe. Ein solches Vorzugsrecht besteht wohl nur bei einem speciellen Auftrag des Herrn des Archivs. Auch den anderen Forderungen sub III kann Redner im allgemeinen zustimmen. Man soll dem Archivbesucher alles vorlegen, was irgendwie mit seinem Thema in Beziehung stehen kann. Der Archivar selbst kann unmöglich dies alles übersehen; er erinnere nur an Studien auf dem Gebiet der Wirthschaftsgeschichte. Die Repertorien scheue sich mancher Archivar vorzu-

Digitized by Google

legen, weil sie vielfach ungenügend sind. Dies sei aber eine falsche Scham.

Sectionschef v. Inama-Sternegg (Wien) regt zwei rechtliche Fragen an, nämlich 1) ob es möglich wäre, den Zugang zu den Archiven, welche bisher geschlossen gehalten wurden, zu erzwingen, 2) ob nun gesetzlich verhindern könnte, daß Archivalien verschleudert werden. Die Staatsarchive werden ja selbstverständlich geöffnet, aber es ist auch eventuell mit den Archiven autonomer Verbände von Communen, Grundherrschaften und Geistlichen zu rechnen, ohne welche unter Umständen die Geschichte eines Gebiets aber einer Zeit gar nicht weitergeführt werden kann. Wenn es vorkam, daß der Prälat eines Stifts seinen eigenen Archivar nicht ins Archiv hineinließ, oder wenn es vorkommt, daß man z. B. die Geschichte des Innthals nicht schreiben kann, weil ein Archiv existirt, das einfach niemand kennt, so ist die Frage berechtigt, ob der Historikertag nicht der Regierung den Gedanken nahelegen soll, daß auch hier die öffentliche Autorität und das öffentliche Wohl gewissermaßen zur Geltung gelangen. Wir sind heute ziemlich weit über den alten individualistischen Standpunkt des Eigenthums hinausgekommen; wäre es nicht auch hier möglich, daß der Gesichtspunkt des öffentlichen Interesses prävalirte über den des Vermögensinteresses? Die zweite Anregung hat bereits eine Analogie. Es gibt — leider nicht bei uns — ein Gesetz, welches verbietet, Kunstschätze ans Ausland zu verkaufen; wäre es nicht möglich, auch zu bestimmen, daß Archivalien, natürlich unter gewissen Voraussetzungen, nicht verkauft werden dürfen ohne Intervention der staatlichen Archivverwaltung?

Prof. Schmoller (Berlin): Er benutze nun seit 30 Jahren die preußischen und auch andere deutsche Archive; als Privatperson könnte er ja den Thesen von Dr. Prutz zustimmen, derselbe habe aber übersehen, daß die Interessen der verschiedenen Staaten nothwendig feindlich und entgegengesetzt sind und daß daher ein Staatsinteresse besteht, daß gewisse Dinge nicht in die Oeffentlichkeit kommen. Das läßt sich nun einmal aus unsrer praktischen Welt nicht hinausbringen. Er wisse Fälle, wo Fürst Bismarck, der gewiß ein feines Verständniß für die Interessen Deutschlands hat, Acten aus dem vorigen Jahrhundert zu secretiren verfügte gegenüber Wünschen nach Benutzung, weil er sagte, ihre Publication könnte in diesem Augenblick großen Schaden für Deutschland herbeiführen. „Will man da die wissenschaftlichen Interessen über die patriotischen stellen? Vielfach kommen auch große Vermögensinteressen von Hunderttausenden und Millionen in Betracht, wo der Staat auch berechtigt ist, zunächst sein Interesse zu betonen. Ein sehr großes Gebiet, das hier immer mitspielt, sind die Scandalosa der Höfe. Die Testamente Friedrichs des Großen werden nur wegen der darin berührten Scandalosa des russischen Hofes nicht publicirt. Hat da Preußen nicht ein Interesse, zu sorgen, daß nicht durch einseitige Publication dieser Dinge der russische Hof tödtlich verletzt werde? Auch diese Interessen bedürfen wirklich der Berücksichtigung. Derjenige, der wirklich ein wissenschaftliches Interesse hat und eine Reihe von Jahren hindurch bethätigt, wird thatsächlich in jedem Archiv gut und liberal behandelt. Wenn aber jemand heute hereinläuft, von dem man nicht weiß, ob er nur Scandalosa sucht, oder ob er vielleicht einen Familienproceß führen will, oder was sonst sein Interesse ist, gegen den muß man vorsichtig sein. Das Ganze ist eine persönliche Vertrauensfrage, zwischen dem Archivar und den Behörden einerseits und dem Benützer andrerseits, und deßhalb ist jede Formulirung von Vorschriften ebenso oft dem Uebel als von Nutzen. Sybel, der große „liberale" Mann, war in unzähligen Fällen strenger als Friedländer, Riedel und andere seiner Vorgänger, weil unter jenen viel weniger Schablone da war, und was davon da war, wurde eleganter behandelt. Gibt man bestimmtere Vorschriften, so muß man sie gegen jedermann anwenden, das ist aber ein zweischneidiges Schwert." Zu den Punkten unter III. bemerkt Redner: Natürlich, wenn ein Staatsarchiv eine große kostspielige Publication vorhabe, so könne es sich noch nicht die interessantesten Actenstücke vorher von Privaten wegnehmen und veröffentlichen lassen. Amtliche Publicationen müßten also unter allen Umständen vor privaten einen Vorzug behalten.

Prof. Thudichum (Tübingen) beantragt an Stelle der Anträge Prutz nunmehr folgende Resolution: „Der Historikertag erneuert seine schon in München (1893) ausgesprochenen Wünsche nach Beseitigung solcher Schwierigkeiten in Benützung der öffentlichen Archive, welche durch die Staatsinteressen nicht geboten sind.

Dr. Striedinger (München) wendet sich auch gegen die Prutz'sche These I. Die Archive wurden ursprünglich vom Staate für Zwecke der Verwaltung und Politik gegründet. Dann wurden wissenschaftliche Forscher als Gäste zugelassen. Der wissenschaftliche Zweck derselben kann also nicht als gleichberechtigt neben den Verwaltungszweck gestellt werden. Die älteren Theile der Archive haben auch nicht aufgehört, letzterem Zwecke zu dienen, wenigstens sei das glücklicherweise in Deutschland rechts des Rheins bisher nicht der Fall. Die Entwicklung hat da nicht so gewaltig abgerissen, wie z. B. in Frankreich, und den dazu gehörigen linksrheinischen Gebieten; bei uns ging die Entwicklung stetig vor sich und hier können immer noch alte, sehr alte Acten praktischen Zwecken dienen. Den maßgebenden Verwaltungsbehörden würde man durch eine Forderung wie unter I nur vor den Kopf stoßen; sie werden sagen: die wissenschaftlichen Forscher bilden sich zu einem so unangenehmen Gast in den Archiven aus wie der Igel im Fuchsbau, der schließlich dem Gastherrn selbst seinen Bau unleidlich will. Die staatlichen Interessen seien also mindestens gleichberechtigt. Der Staat habe aber an den Archiven nicht bloß politische, sondern auch fiscalische Interessen. 1893 wurde zwar in München gesagt: wenn der Staat der höchste Hüter des Rechts ist, soll er sich in Processen nicht auf den Parteistandpunkt stellen! Dieser Standpunkt Hegels ist sehr ideal, aber seine Durchführung unmöglich, so lange das Schiller'sche Wort gilt: Leicht bei einander wohnen die Gedanken, noch hart im Raume stoßen sich die Sachen. — Bretholz (Brünn) ist im Princip für die Prutz'schen Thesen und wünscht insbesondere Erleichterung im Ausleihen von Archivalien von Archiv zu Archiv. — Prof. Huber (Wien) ist für die Anträge Prutz', von denen die wichtigsten in Oesterreich übrigens bereits durchgeführt seien; das werde auch anderwärts möglich sein. Excerpte werden in Oesterreich lange nicht mehr vorgelegt. Nur die Zeitgrenze sei von Prutz zu weit gegriffen.

General v. Weyer (Wien): Er billige die Befreiung der Forscher von allen lästigen Maßnahmen, aber man müsse auch eine gewisse Befreiung der Archivare sicherstellen. Er sei ein großer Fortschrittsmann; in Bezug auf das Archivwesen aber Zwangsbestimmungen für die Archivare formuliren — ob das möglich sei für die nächste Zeit, bezweifle er. Entweder thut der Archivar das freiwillig, dann brauchen wir keine Vorschriften, und im anderen Fall helfen sie nichts. „Sprechen Sie einfach ganz allgemein den Wunsch nach Befreiung von mancherlei hemmenden Fesseln aus, aber machen Sie keine Stipulationen! Die Sache geht ja so einen guten Weg und in zehn Jahren sind, wenn wir in Poetmoldia, alle berechtigten Wünsche erfüllt. Die Einsicht ins Archiv darf nicht zur Gnade gemacht werden für den Forscher, er hat schon ein Recht darauf; aber es ist ein gegenseitiges Recht und der Archivar darf auch nicht zum Diener gewisser Herren werden, er hat auch eine Verantwortung und muß die Augen offen halten nach allen Seiten." Redner erzählt, daß von ihm einmal ein „Forscher", der jetzt wieder verschwunden ist, nichts geringeres haben wollte, als die Conduite der Generale von 1866, die zum Theil noch leben! Warum der Fiscus in den Archiven so eine Rolle spielen solle, sehe er nicht ein. Wenn der Staat etwas unrechtmäßig eingesteckt hat, soll er es hergeben.

Pens. Prutz erklärt sich in seinem Schlußwort bereit, verschiedenen Bedenken Rechnung zu tragen durch etwas abgeänderte Fassung einzelner Thesen. Indessen wird mit großer Mehrheit der Antrag Thudichums angenommen.

* **Zürich.** Der hiesige Studentinnenverein, die 1887 gegründete Vereinigung von Damen, welche sich zum Zwecke des Studiums an der Hochschule oder dem Polytechnikum in Zürich aufhalten, zählt unter die stetig wachsende Zahl seiner Mitglieder meist nur solche deutscher Nation, doch fehlen auch Amerikanerinnen und Engländerinnen nicht. Russinnen und andere Osteuropäerinnen fühlen sich dagegen weniger hingezogen zu diesem Kreise und pflegen ihre besonderen geselligen Zusammenkünfte. Der Verein unterhält Correspondenzen mit zahlreichen namhaften Instituten Europa's und Amerika's, welche eine höhere Frauenbildung bezwecken, und nimmt Stellung zu allen die gesammte Frauenbewegung betreffenden Tagesfragen. Er steht unter dem besonderen Protectorat des Rectors der Universität und der Vorstand setzt sich jeweilig aus Vertreterinnen verschiedener Facultäten zusammen.

* **Glasgow.** Der Adam Smith-Lehrstuhl für Nationalökonomie an der hiesigen Universität, für den ein ungenannter Gönner im vorigen Jahre der Universität 20,000 Pfn. Sterl. geschenkt hatte, ist nun für das kommende Wintersemester ausgeschrieben. Das angebotene Gehalt beträgt 600 Pfd. Sterl.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 15. September. Nummer 213.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Verwaltung in der Türkei. I. — Die katholischen Orden. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Verwaltung in der Türkei.

I.

A-n. Wer von der Verwaltungswirthschaft und dem hochgradigen Verfall des osmanischen Staates genauere Kenntniß besitzt, als solche in Folge bloßen Aufenthalts in der Hauptstadt Konstantinopel selbst zu erlangen ist, und sich durch die zu verschiedenen Zeiten aufgeführten Reform-Possenspiele nicht willig täuschen läßt, der muß sich wundern, wie dieser Staat als solcher doch immer noch fortbestehen kann, ja überhaupt so lange her bestehen konnte. Die Gründung des so großen türkischen Reiches trug ja bereits den sicheren Keim des Verderbens in sich. Die Macht des Islam hat sich von Anfang an bis heute lediglich auf den kriegerischen Erfolg seiner Waffen gegründet. Und so sehen wir auch den Todeskampf des osmanischen Staates sich dadurch verlängern, daß das Heer — sonst wohl bereits jeder militärischen Tugend bar — sich noch etwas von der alten Kraft des fatalistischen Fanatismus bewahrt hat, der die Janitscharen einst zu ihren glänzenden Siegen geführt. Die ausschließliche Pflege und das daraus hervorgegangene Gefühl der kriegerischen Macht hat aber andrerseits auch bewirkt, daß auf äußere Erfolge zu großer Werth gelegt ward. Kriegerische Erfolge allein aber vermögen ein Reich eben nicht dauernd zu erhalten. Sie schädigen sogar zumeist die gesunde Entwicklung, indem den anderen, so wichtigen Factoren der inneren Verwaltung zu wenig oder, wie es hier der Fall war, beinahe gar keine Aufmerksamkeit zugewendet wird.

Das wilde turanische Hirtenvolk, das einst, von schnöder Raubgier nicht minder als von tollem Fanatismus getrieben, mordend und sengend die benachbarten Culturländer überfluthete und so im Laufe der Zeit eine große Länderbeute zusammenbrachte, ließ es sich von Anbeginn recht wenig angelegen sein, in den eroberten Gebieten auch eine, selbst nur der eigenen Culturstufe entsprechende, innere Verwaltung einzurichten. So war denn trotz aller äußeren Erfolge der Höhepunkt der Türkenmacht auch bald erreicht und überschritten; fast gleichzeitig damit begann auch der Verfall, und selbst das Gebot des „heiligen Krieges“, das doch der mächtigste Schutz des Reiches sein und bleiben sollte, hat nicht wenig dazu mit beigetragen. Das Reich, das durch den „heiligen Krieg“ geschaffen ward, war viel zu groß, als daß es sich für die Zukunft hätte zusammenhalten lassen, oder daß man allen Theilen desselben die nöthige Aufmerksamkeit und Fürsorge hätte zuwenden können. Je entfernter diese Länder, desto rücksichtsloser wurden sie von den Statthaltern bedrückt und ausgebeutet und dadurch stets zu Herden der Empörung und des Aufruhrs, so daß die Chalifen bereits die Kraft des Staates unablässig in mehr oder minder fruchtlosen Kämpfen um die Erhaltung ihrer Herrschaft erschöpfen mußten. Und das ist auch heute nicht anders. In Kurdistan, Mesopotamien und Yemen stehen die Regierungstruppen unentwegt im Kampfe gegen unbotmäßige und aufständische Stämme. Freilich dringt die Kunde davon aus jenen weltfernen Regionen nur dann nach dem Abendlande, wenn die Bewegungen so bedeutenden Umfang angenommen haben, daß die Thatsachen vor der Außenwelt bei bestem Willen nicht mehr verheimlicht werden können. In Kurdistan herrscht heute noch dasselbe Chaos, wie vor einem halben Jahrhundert, da Hafis Pascha und Reschid Pascha in diesen Gebieten so energisch aufzuräumen schienen. (Wie bekannt, betheiligte sich damals auch Moltke an einigen dieser Expeditionen.)

Die Pforte vermochte die Kraft dieser Völkerschaften nicht zu brechen und suchte sie seither zu zersplittern, indem sie die Kurden auf die Armenier und Chaldäer, diese wieder auf die Nestorianer, die letzteren auf die Jeziden und diese wieder auf die Kurden hetzte und umgekehrt. Das alles gelang zumeist mit leichter Mühe, jahrzehntelange blutige Fehden waren die Folge davon; aber kann bei solcher Divide et impera-Politik im eigenen Lande von einer Verwaltung auch nur die Rede sein? Schakir Pascha, welcher vor kurzem als „Reform-Commissar“ die asiatischen Provinzen bereiste, berichtete an seine Regierung, daß eine Bändigung der Kurdenstämme von Dersim und Hakkiari mit Heeresmacht vonnöthen sei. Das wollen wir ihm gern glauben, aber wird es der Pforte heute möglich sein, mit eiserner Faust in die kurdische Wildniß hineinzuwettern, um das mächtige Raubgesindel zu Paaren zu treiben und in friedlich-fügsame Unterthanen umzuwandeln, nachdem ihr dies seit drei Jahrhunderten trotz der größten Anstrengungen nicht gelungen ist?

Die große Schöpfung des Türkenreichs beruhte auf der Gewalt der Waffen, die Länder wurden hernach keineswegs auch noch geistig erobert, sie können daher auch wieder nur durch das Schwert und den Knüppel behauptet werden. Die Theokratie des osmanischen Reiches war ihrem innersten Wesen nach stets rein militärisch. Im Kriege wurzelte ihre Größe und sie bedurfte zu ihrer Existenz des Fanatismus und der Eroberung. Die gewichtigste Bedrohung ihrer Macht erwuchs ihr aus dem Frieden. Ein Volk, das weder Land bebauen, noch Handel treiben will, muß nothwendigerweise in Verfall gerathen, sobald es keine Völker mehr zu unterjochen hat, mit deren Schweiß und Blut es sich nähren kann. Lange erwies die Macht des Koraus sich in jedem Sinne stärker, als die des socialen Instincts; die Koran-Idee war mit allen Anschauungen so fest verwachsen, daß fortschrittliche Bedürfnisse gar nicht ausdrucksfähig wurden. Es lebt eben nur im gesunden Volke ein Geist, der es zu Denken und Handeln treibt. Selbst als man endlich zu ahnen anfing, daß dieser Geist der Koran-Idee den gebieterischen Forderungen einer neuen Zeit nicht mehr entspreche, wich man von ihr nicht ab, sondern suchte nur ihre ursprüngliche Strenge in einigen nebensächlichen Dingen zu mildern. Die Reichthümer, die als Beutertrag des „Glaubens-

krieges" plötzlich in die Hände des ausgehungerten Nomadenvolkes fielen, beförderten die Genußsucht und entnervten die vorher so nüchtern-kräftige Race. Als diese mit dem Aufhören der Eroberungen spärlicher flossen und später ganz versiegten, begann man, anstatt wie bisher fremde, nunmehr die eigenen Länder auszurauben und in diese Plünderungen ward allmählich sogar System gebracht, welches sich mit der fortschreitenden Genußsucht und „Verfeinerung" immer bedenklicher entwickelte und heute einen nachgerade verblüffenden Höhegrad vollkommenster Raffinirtheit erreicht hat.

Ungeachtet aller „Reformen" oder, richtiger gesagt: Reformversprechungen, welche die europäischen Mächte bisher zu verschiedenen Zeiten der Hohen Pfoete abgerungen haben, bestehen die meisten Schäden noch ebenso unverändert weiter. Wir wollen als einziges Beispiel hiefür nur das berüchtigte Steuerpacht-System nennen. Die Steuer im mohammedanisch-despotischen Staate repräsentirt eine Art von Tribut und erscheint gleichzeitig als Zins. In einzelnen Theilen des osmanischen Reiches, wo feudale Verhältnisse bestanden, gesellt sich zu diesen beiden Steuertiteln noch eine weitere Abgabe unter der Form der Ablösung. Solange es Religionen und Culte gibt, wird es auch theokratische Steuern geben, solange Menschen über unwillige Besiegte herrschen, wird ihre Steuer den Charakter des zwangsweise erhobenen Tributs behalten, und solange man im Staatsleben eine Rechtscontinuität anerkennt, wird man der Ablösungssteuern nicht entrathen können. Es ist nicht die Steuerverpflichtung, welche die ottomanischen Unterthanen belastet; nur der Steuerdruck, wie eine elende Wirthschaft ihn hervorbringt, macht sich diesen Völkern schrecklich fühlbar und wirkt in seiner Stetigkeit beinah vernichtend auf ihre Existenz.

Bis zur Zeit Sultan Mahmuds II. hatten die Gouverneure meist persönlich sämmtliche Steuern ihrer Provinz gepachtet. Das hat ihnen dieser allerdings humane Herrscher zwar verboten; das Verbot besteht auch gegenwärtig noch zu Recht, wird aber, und nicht einmal in sonderlich schlauer Weise, allgemein umgangen. Der vom Wali abhängige Pachtzuschlag fällt stets nur in die Hände solcher „Bankiers" und anderer Industrieritter, die mit dem geldgierigen Pascha im Einvernehmen stehen und vorher bereits auf Theilung der Beute fest mit ihm abgehandelt haben. Der erste oder Hauptpächter verkauft dann sein Eintreibungsrecht wieder an einige Unterpächter, er „parcellirt" es sozusagen, mit etwa fünfzig Procent Reingewinn, und davon erhält sein Gönner, der Pascha, mindestens die Hälfte. Die Meute der Unterpächter bemächtigt sich hernach unter dem passiven Schutze des Paschas eines weit größeren Theils der Bodenproducte, als ihnen von Rechtswegen gebührt, und so verliert der producirende Landmann naturgemäß alle Lust zur Bearbeitung seines Bodens, die unter diesen Umständen eigentlich nur noch ein Frohndienst für ihn ist. So legt denn jeder die Hände in den Schoß, wohl wissend, daß man dem, der viel hat, um so mehr abnimmt, und beschränkt sich darauf, nur das zu bauen, was sein eigener Lebensunterhalt dringend erfordert. Der Ackerbau kann sich dabei nicht heben, das Land verarmt immer mehr und mehr, und jede Mißernte bringt eine Hungersnoth, welcher bei dem fast völligen Mangel von Verkehrsmitteln nicht selten ganze Hekatomben von Menschenleben zum Opfer fallen.

Aber auch die Gewerbthätigkeit kann hiebei nicht Wurzel fassen, die sonst in manchen Zweigen trefflich gedeihen und dem Grund und Boden erst seinen rechten Werth verleihen würde. Wie viel Naturkräfte sind hier noch unbenutzt! Wie viel Flüsse und Bäche brausen dahin, welche Mühlen und allerhand industrielle Werke treiben könnten, welch endlose Wälder versaulen unberührt aus Mangel an Straßen und Wegen; wie viel Baumaterial liegt verwitternd umhergestreut, welche reiche mineralische Schätze ruhen in den Bergen oder liegen sogar offen zu Tage und warten vergebens der Ausbeutung! Ganze Quadratmeilen Landes sind mit kostbaren Maulbeerbäumen bewachsen, ohne daß ein Pfund Seide allda gewonnen würde. Aber welcher Capitalist soll sich auch in derartige Unternehmungen einlassen wollen; was hilft es, daß sie vielleicht hundertprocentigen Gewinn versprechen, wenn sie mit hundert Procent Steuern belastet werden können? Die erste Bedingung alles Reichthums ist hierzulande, daß man nöthigenfalls mit demselben flüchten könne. Die Leute kaufen, wenn sie einmal zu Gelde kommen, lieber ein Geschmeide für hunderttausend Piaster, um es in die Truhe zu legen, als daß sie sich mit der Hälfte davon an einem gewinnbringenden industriellen Unternehmen betheiligen möchten. Nirgends sieht man so viel Schmuck, wie hier, und die werthvollen Geschmeide, welche in besseren Familien selbst Kinder — im geschlossenen Harem! — zu tragen pflegen, sind ein glänzender Beweis für die — Armuth des Landes. Von dem Blutgeld, das dem bemitleidenswerthen Bauer per fas et nefas abgenommen wird, gelangt übrigens nur ein sehr geringer Procentsatz in die Staatscassen, das meiste davon bleibt an den schmutzigen Händen der Paschas und Beamten kleben.

Außer den beiden in letzterer Zeit wieder mehrgenannten „Chats" (von Gülchane und Humajun) und dem jüngsten famosen „Reform-Irade" Abdul-Hamids II. gibt es übrigens noch mehrere derartige weniger bekannte „Werthpapiere". Dem türkischen Volke im Innern des Landes sind sie eigentlich sämmtlich unbekannt. Das Erlassen eines Fermans ist ja eine sehr leichte Sache, aber die Ausführung desselben steht weder in der Macht des Padischah, noch seiner Rathgeber; denn die Paschas in den Provinzen, wo der Himmel so hoch und der Sultan so weit, kehren sich nicht daran, sondern wirthschaften gleich despotisch und willkürlich weiter, nach wie vor. Von den zahlreichen Beispielen, welche diese Thatsache beleuchten, dürften hier die beiden folgenden genügen:

Als der Chat-i-humajun seinerzeit (1866) auch in Armenien publicirt werden sollte, berief der Pascha von Erzerum die armenischen Bischöfe zu sich und zeigte ihnen das Actenstück „streng vertraulich" mit dem Bemerken, daß sie um ihre Köpfe besorgt zu sein hätten, falls dessen Inhalt auch in der Bevölkerung weiter bekannt werden sollte. Als Omer Pascha im Frühjahr 1853 gegen die bosnischen Christen sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte, beriefen sie sich auf ihre Rechte und Immunitäten und wiesen zugleich die diese gewährleistenden großherrlichen Fermane, Irades, Chats und selbst ein Exemplar des Chat-i-scherif von Gülchane vor. Verächtlich blickte der Pascha sie an und bemerkte mit spöttischem Lächeln: „Kocht euch einmal Erbsen damit!" Diese charakteristische Aeußerung bezeichnet besser, als die weitläufigsten Auseinandersetzungen es vermöchten, den praktischen Werth der großherrlichen Fermane, und die Gesinnungsgenossen Omer Paschas sind noch keineswegs ausgestorben. Und Midhat Pascha, der alles mögliche eher, denn ein fanatischer Muselmann war, sagt in seiner im Winter 1876 der englischen Regierung überreichten Denkschrift: „Dieser zur Schau getragene Schutz der Christen wird ihnen nichts nützen, glauben Sie es, Mylord. Die Versprechungen, welche die ottomanische Regierung gegenwärtig geben könnte, werden ebenso wenig gehalten werden, wie die früheren; aber die Kunde von diesen Versprechungen wird zur unfehlbaren Folge haben, daß das muselmanische Element erbittert wird, weil man nicht annehmen kann, daß Europa, der Brennpunkt der Civilisation, verlange: es solle ein Theil

Digitized by Google

der Bevölkerung der Türkei auf Kosten des anderen begünstigt werden."

Sogar auch der letzte wirkliche Tyrann auf dem Osmanenthrone, Abdul-Aziz-Khan, hat einst in einer schwachen Stunde einem solchen „Reform-Ferman" das Dasein gegeben (12. December 1875). In diesem bezüglich seines Wortlauts ganz löblichen Schriftstück, Essassis Fermani genannt, finden wir unter anderen auch die schöne Stelle: „Da der civilisatorische Fortschritt in unserm Reiche den Gegenstand (das Ziel) all unsres Trachtens bildet und andrerseits der Reichthum des Volkes sich nur durch allgemeine Wohlfahrt entwickeln kann, ist es Pflicht der Regierung, unsern Unterthanen jeden Zwang und alle Mißbräuche zu ersparen, deren drückendster der Frohndienst ist. Er wurde bisher gefordert (36 Jahre nach dem Chat-i-scherif von Gülchane, kraft dessen bereits der Frohndienst aufgehoben wurde!) zum Straßenbau und zu anderen gemeinnützigen Arbeiten, für welche die Bevölkerung stets so viel Eifer und Patriotismus an den Tag legte. (!) Man muß jedoch vermeiden, aus einer freiwilligen Leistung unsrer Unterthanen für die öffentlichen Arbeiten eine Ursache der Bedrückung und Schädigung sowohl für die Personen, wie für deren Interessen herzuleiten." Wo nun heute, in Folge der flüchtigen Laune eines Wali, Straßen, Dämme u. dgl. von Staatswegen gebaut werden — was ja allerdings nicht gerade häufig zu geschehen pflegt —, preßt der Pascha das Volk trotz des Essassié-Fermani nach wie vor zum Frohndienst, ohne jedwede Vergütung oder auch nur Beköstigung, verrechnet aber, was vordem eben nicht geschehen konnte, den den armen Leuten vorenthaltenen Tagelohn als — ausbezahlt und läßt ihn in die eigene Tasche gleiten. Meist bleiben all diese Unternehmungen schließlich unvollendet in des Wortes verwegenster Bedeutung im Sande stecken und verfallen wieder viel schneller, als sie entstanden sind. Der Gouverneur, der sie begonnen, wird abgesetzt und der Nachfolger stellt sich stets feindlich zu den Werken seines „unfähigen" Vorgängers.

Aehnlich allen vorhergegangenen „Reformen" war die Verkündigung der Verfassung und des Staatsgrundgesetzes (Kanuni-Essassi) vom 23. December 1876 auch nichts weiter als ein Possenspiel, das nicht einmal von seinem Schöpfer, dem ohne genügende Berechtigung seinerzeit zu europäischer „Berühmtheit" gelangten Midhat Pascha, jemals ernst genommen wurde und mit der „türkischen Wirthschaft" ist's im großen Ganzen unwandelbar beim alten geblieben, bis auf den heutigen Tag, trotz alledem. In der Theorie und aus der Ferne betrachtet, nimmt sich die gegenwärtige Staatsverfassung und Staatsverwaltung der Türkei wohl ungefähr ebenso aus, wie die Verfassung und Verwaltung in den christlich-europäischen Staaten, das heißt mit einer ähnlichen Organisation, mit Centralbehörden, Mittel-, Bezirks- und Locaibehörden, ja sogar ein Unterrichtsministerium und ein solches für öffentliche Arbeiten sind vorhanden; aber in der Wirklichkeit und in unmittelbarer Nähe betrachtet, findet man ganz und gar noch das altberüchtigte „Türkenregiment", bloß mit anderen Namen und hin und wieder mit modern-liberalem Flitter aufgeputzt.

Die politische Eintheilung des ottomanischen Gesammtreiches ist einem häufigen Wechsel unterworfen; augenblicklich dürfte es wohl dreiunddreißig Vilajet oder Etajet genannte Provinzen geben. Jede derselben zerfällt in eine gewisse Anzahl großer Bezirke, Livalik oder Sandschak, diese wieder in Kaza, Districte, und letztere endlich in Karrieh, Cantone oder Bezirke, und Landgemeinden oder Nähieh. An der Spitze dieser verschiedenen provinciellen Eintheilungen stehen die Walis, Generalgouverneure, Mutesserifs, Untergouverneure, Kaimakams für die Districte, die Mudire für die Bezirke und der Muchhar oder Kodscha-Baschi für die Landgemeinde. Je nach Umfang und Bedeutung sind die Provinzen in eine I., II. oder III. Rangclasse eingetheilt. Ehedem bezeichnete man diese Provincial-Rangstufen durch die bekannten „Roßschweife", welche dem betreffenden Pascha als sinniges Titelehrenangebinde verliehen wurden. Diese Bezeichnung besteht nicht mehr und an der Spitze der Vilajetsregierung steht heute ein moderner Generalgouverneur ohne jeglichen Roßschweif. Keineswegs aber fehlt ihm meist auch der Pferdefuß altfanatischer Unwissenheit, welche trotz seiner nach europäischem „Modejournal" zugeschnittenen Beinkleider nur allzuhäufig wieder zum Vorschein kommt. So ein Generalgouverneur kann sowohl der Civil-, wie der Militär-Carriere oder auch überhaupt gar keiner angehören. In diesem Falle braucht er nur etwa ein mehr oder weniger legitimer Schwager des Großherrn — letztere sind bekanntlich ziemlich zahlreich —, entfernter Vetter eines niedlichen großäugigen Haremskätzchens im Sternenkiosk, gewesener Antinous eines gerade einflußreichen Großwürdenträgers oder Günstling des kaiserlichen Obereunuchen zu sein. Höhere Bildung ist für ihn keineswegs vorgeschrieben; ein wenig türkisch lesen und schreiben genügt bei sonstigem „guten Willen" wohl in den meisten Fällen. Mehr als anderswo gibt Gott im türkischen Staatsdienst zum Amte hinterher noch den nöthigen Verstand. Es hat zu jeder Zeit Watis oder sonstige hohe Staatswürdenträger und Generale gegeben, die förmliche Analphabeten waren: Kerim Pascha, Chosfref Pascha weilen noch unter den Lebenden, der frühere „Palast-Muschir", Marschall Ismael Pascha, ist kürzlich gestorben.

Dem Wali steht zur Seite ein Verwaltungsrath, Idare-i-medschlissi, in dem alle wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten der Provinzregierung durchberathen werden. Diese administrative Einrichtung ist infolge der vom Sultan Mahmud II. angebahnten Reformen eingeführt worden, und erst von da an, nach allmählicher Ueberwindung der früheren, mit voller civiler, militärischer, finanzieller und strafrichterlicher Machtvollkommenheit ausgerüsteten selbständigen Paschas, sowie der erblichen Dere-Beys, sind die Walis zu einfachen Civilverwaltungsbeamten geworden. Der besagte, ihnen zur Seite stehende Rath soll weiter noch ihre Machtvollkommenheit beschränken. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß die „Beschlüsse" der Provinzialräthe mehr dazu dienen, den Gouverneuren die Verantwortlichkeit für ihre eigenmächtigen Handlungen abzunehmen, als die Bevölkerung vor Willkürlichkeiten und Bedrückungen zu schützen, zumal stets ein Theil der Mitglieder des Medschlissi mit dem Pascha im eigenen Interesse gemeinsame Sache macht, während der andere Theil es nicht wagt, den Ungerechtigkeiten eines hohen Beamten und seiner Trabanten entgegenzutreten. In dieser angenehmen Versammlung gibt es keine — Regierungsopposition. Habsucht und Servilismus gewähren den Paschas leichtes Spiel, und es kann leider nicht geleugnet werden, daß hierin häufig sogar die dem Rathe als Mitglieder angehörenden Metropoliten und christlichen „Ehrenbürger" hinter den Türken nicht zurückzubleiben pflegen. Das Idare-i-medschlissi besteht aus einigen ständigen und mehreren von und aus der Bevölkerung aller vom Staate anerkannten Religionsgenossenschaften gewählten Räthen, also: Mohammedanern, Christen verschiedener „Façon" und Juden. Die ständigen Rathsmitglieder sind vermöge ihres Amtes nächst dem Wali als Reis (Präsidenten) der jeweilige Defterdar (Finanzdirector und Hauptbuchhalter), Mektubdschi (Generalsecretär), Mufti und Kadi, ebenso die Reis-i-ruhami, die nichtmohammedanischen höchsten Seelenhirten der Provinz, christliche Erzbischöfe, Metropoliten und Rabbiner, als Vertreter religiöser und ritueller Interessen, doch auch mit stimmberechtigt in allen anderen profanen Angelegenheiten.

Die übrigen gewählten Mitglieder „vertreten“ den Bürgerstand. Wenn schon der Einfluß dieser letzteren auf den Gang der Regierungsgeschäftsführung im allgemeinen nur sehr gering zu nennen ist, so repräsentiren die Nichtmohammedaner unter ihnen vollends nur Jasagepuppen zweiten Grades. Ihre traditionelle Pflicht ist's, während der Berathungen zu schweigen und erst nach der, ohne das geringste Zuthun ihrerseits erfolgten Entscheidung als letzte in der Reihe ihr Namenssiegel unter das Protokoll zu setzen. Dafür ist ihnen jedoch gestattet, an warmen Sommernachmittagen während der Berathung in den ziemlich bequem gebauten Lehnstühlen ungestört ein Verdauungsschläfchen abzuhalten, falls sie es nicht vorziehen sollten, dies indessen in ihren Behausungen zu thun. In diesem Falle sendet man ihnen ja gerne hinterher die Acten zur Unterzeichnung zu. Obwohl dieses zweifelhafte „Ehrenamt“ der Verwaltungsrathsmitglieder obendrein auch noch ein unbesoldetes und diätenloses ist und neben erheblichem Zeitverlust auch noch allerhand andere „Unbequemlichkeiten“ mit sich zu bringen pflegt, lassen es sich doch die guten Leute — besonders die mohammedanischen — ein schönes Stück Geld kosten, „gewählt“ zu werden, weil sie dann ihre eigenen persönlichen Interessen wirksamer zu fördern vermögen, und guten Bakschisch gibt es auch zuweilen. Außerdem vermeinen sie als Verwaltungsräthe sich hoch über ihre Mitbürger erhaben. Da eine Aristokratie in der Türkei nicht existirt, Handel und Ackerbau von den höheren Classen der Moslims verachtet werden, so gibt es für diese nur eine Art, angesehen, vornehm und mächtig zu werden: den Staatsdienst, oder wenigstens eine Stellung, die sozusagen durch den Widerschein desselben vergoldet wird.

Einst, vor dem „Tanzimat“ — und das ist noch gar nicht lange her — stand dem Wali in der Verwaltung seiner Provinz nur der Kiahia oder Stellvertreter für geringfügige Angelegenheiten, ein Schreiber, ein mit der Executive und Sicherheitspolizei betrauter Stadthauptmann, Tüfenkdschi-Baschi genannt, nebst einigen übrigens unbesoldeten Bütteln, den sogenannten Haitas, welche das Aufknüpfen und Kopfabschneiden besorgten, zur Seite, und es ging so, nach Versicherung älterer Leute, welche diese schönen Zeiten noch mit angesehen, auch alles ganz gut und glatt, ja sogar auch noch rasch zur allgemeinen Zufriedenheit von statten; angeblich viel besser und schneller als heutzutage. Das scheint in der That, wenn es wahr ist, ein nicht geringes Kunststück gewesen zu sein, und man denke sich beispielsweise die Provinz Bagdad, in ihrem damaligen Umfange noch ein wenig größer als das vereinigte Königreich Italien, von insgesammt — drei Beamten verwaltet! Jetzt dagegen ist's mit dieser nachgerade idealen Einfachheit vorbei, der Verwaltungsapparatus ist, ganz und gar in das entgegengesetzte Extrem verfallend, fast unglaublich umfangreich und complicirt geworden; die Regierungsmaschine einer Provinzcentrale wird durch ein stattliches Beamtenheer getrieben; meist ganz unfähige Müßiggänger, die, bis zum letzten Schreiberlein herab, das erhabene Beispiel ihres höchsten Vorgesetzten, Sr. Excellenz des Wali, nachahmend, grundsätzlich nur dann eine Feder zur Hand nehmen, wenn sie von der betreffenden Partei vorher für diese Mühewaltung besonders bezahlt worden sind. Wie jeder Hamal oder Kahnführer und Droschkenkutscher in Konstantinopel, überhaupt jedes arbeitende Individuum allda neben seinem, einer Taxe unterworfenen Verdienst den Bakschisch gewissermaßen als eine pflichtgemäße Draufgabe betrachtet, läßt sich in gleichem Sinne der Staatsbeamte für seine Berufsdienste von jedem Einzelnen entschädigen, welcher dieselben in Anspruch nimmt. Sonst verplaudern die Herren in aller Gemüthlichkeit die Amtsstunden, spielen eifrig „Langen Puff“ oder „Mühle“ auf ihren Schreibpulten, schlürfen Kaffee und schmauchen Cigaretten dazu.

Besondere Vor- oder Berufsbildung gibt es eigentlich für den türkischen Staatsbeamten nicht. Eine mehr oder weniger gute Handschrift ist zur Erlangung aller Stufen der Verwaltungsbureaukratie vollkommen ausreichend; alles weitere gibt sich dann schon von selber. Da sind zunächst die Söhne und zahlreichen Anverwandten der hohen Würdenträger und Serailgünstlinge, die, obgleich nach jeder Richtung hin unwissend und zu jedweder Arbeit unbrauchbar, häufig auch sogar ganz arg versumpfte Lotterbuben, über die Köpfe der gesammten amtirenden Beamtenwelt hinweggetragen und in irgend einer Provinz auf einen ebenso selten wie wichtigen Posten niedergesetzt werden. Ein vernünftiger Türke, selbst Generalgouverneur, sagte mir einst in dieser Beziehung sehr richtig: „Wir suchen niemals Candidaten für eine Stelle, sondern nur stets Stellen für unsre Candidaten.“ Wer indeß Meltubdschi, Generalsecretär, werden will, muß in Orthographie und Stil allerdings einigermaßen leistungsfähig und die „allerverzwicktesten“ Concepte anzufertigen im stande sein.

Die katholischen Orden.

R. Die jüngste Katholikenversammlung hat sich nicht nur nach altem Brauch mit dem Jesuitenorden und seiner Restitution, sondern mit den katholischen Orden überhaupt beschäftigt. In einem einheitlichen Beschlusse über diese Fragen wird ausgesprochen, daß die Generalversammlung in dem Bestehen und Wirken der katholischen Orden einen glänzenden Ausdruck der christlichen Wahrheit und Lebensauffassung, eine kraftvolle Schutzwehr gegenüber der verheerenden materialistischen Strömung unsrer Zeit, eine durch Beispiel und aufopfernde That hoch befähigte und oft bewährte Macht der Versöhnung in den socialen Wirren und Kämpfen erblickt; werden die engherzigen polizeilichen Vorsichtsmaßregeln gegenüber den Orden beklagt, deren Thätigkeit überhaupt nicht irgend welcher staatlichen Beschränkungen bedürfe; wird demgemäß immerfort volle Freiheit und Rechtsgleichheit für alle Orden und Abschaffung aller polizeilichen Bevormundungen und Beschränkungen verlangt. Die Anwendung dieser Grundsätze auf das Jesuitengesetz im besonderen ergibt sich von selbst. Die bei der Versammlung eingebrachten Anträge, welche zu diesem Beschluß geführt haben, stehen ganz auf dem Boden einer Schrift, die im Anfang des Jahres der Jesuit L. v. Hammerstein über „das katholische Ordenswesen“ veröffentlicht hat (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach“ 65). Sie verdient es, nicht bloß wegen dieses Erfolges, der Aufmerksamkeit näher gebracht zu werden.

Die Schrift ist eine Apologie und dient, wie die Apologien meist, zugleich dem Kampf und der Propaganda. Ein früherer Protestant, Sohn eines preußischen Geheimraths, der in seiner Kirche nicht Genüge gefunden hat, katholisch geworden ist und zugleich in einen Orden eintreten will, wird über das katholische Ordenswesen durch einen Domcapitular belehrt, zu diesem flüchtet er, um sich gegenüber den widerstrebenden Anschauungen und Meinungen seines Vaters Rath und bestärkende Unterweisung zu holen. Der Herr Capitular hat die beste Gelegenheit, den Eintritt in einen katholischen Orden mit allen Mitteln aufs wärmste zu empfehlen und gleichzeitig, da in seiner Haut ja der Jesuit Hammerstein steckt, die Gesellschaft Jesu in dem schattenlosen Lichte des Selbstlobs erscheinen zu lassen. Durch das täuschende Scheingefecht jesuitischer Dialektik gelingt es ihm, die Einwände und Widersprüche des geheimräthlichen Vaters um so leichter zu entkräften, als dieser

Digitized by Google

ein gründlicher Flachkopf von den äußerlichsten, seicht rationalistischen Anschauungen ist, dem natürlich nicht mehr in den Mund gelegt wird, als der belehrende Freund des apostatischen Sohnes widerlegen zu können sich getraut.

Was in dem letzten, umfangreichsten Abschnitt „Sind die Orden zeitgemäß?“ (S. 95—158) über ihre Wirksamkeit gesagt wird, soll durchaus nicht ohne weiteres bestritten werden. Die hier geschilderte Art der Wirksamkeit entspricht freilich nur einem vorausgesetzten Idealzustande, der in der Geschichte nur sehr selten gefunden wird. Orden und Ordensniederlassungen haben stets und überall, nachdem die ersten Zeiten der Armuth und Entbehrung und Begeisterung vorüber waren, sie selbst zahlreich und mächtig geworden und zu Ansehen im Volke gekommen waren, ihre Aufgaben und Ziele außer Acht gelassen und sind zu bloßen Stätten des Genusses und bequemen Lebens herabgesunken. Die ganze Vergangenheit der römisch-katholischen Orden ist ein fortgesetzter Versuch, das herabgekommene Wesen zu erneuern, zu reformiren und die alten, immer wieder vergessenen Ideale zur Geltung zu bringen. Das gilt von dem ältesten Orden der Benedictiner, wie von den späteren Bettelorden und der modernen Gesellschaft Jesu. Daß der Herr Domcapitular seinem jungen Freunde diese Lehre der Geschichte vorenthält, soll ihm nicht hoch angerechnet werden. Die Oeffentlichkeit aller Zustände des modernen Lebens, die mangelnde Einheitlichkeit im Glauben und Bekennen der Menschen begünstigt die Besprechung und Rüge von Mißständen in ganz anderer Weise und bietet damit einen viel wirksameren Schutz vor Entartung, als die früheren Jahrhunderte es gekannt haben. Im übrigen ist unbestreitbar und soll nicht im geringsten gerade in unsern Zeiten verkleinert werden, daß die von den katholischen Orden bethätigte Caritas, ihre Werke christlicher Nächstenliebe auf allen Gebieten des socialen Lebens segensreich wirken und brauchbare Organe praktischer socialer Arbeit im Volke sein können; und in Heidenmissionen vermögen sie heute ähnliche Erfolge in Afrika und bei den Südsee-Insulanern oder den Resten der amerikanischen Indianer zu erzielen, wie vor tausend Jahren unter den Germanen und Slaven Europa's (unbeschadet der Anschauung mancher, daß die Bekehrung jener Heiden weder für sie, noch für uns ein Segen ist). „Wer es (das Mönchthum) abschätzig beiseite schiebt, kennt es nicht. Wer es kennt, der wird bekennen, wie viel von ihm zu lernen ist. Ja, er wird hier nicht wie von einem Gegner, er wird wie von einem Freunde lernen können, unbeschadet seines evangelischen Standpunktes, vielmehr zu Nutz desselben“ — so urtheilt unparteiisch und gerecht ein Mann wie Harnack.

Nicht die innere Berechtigung und Leistungsfähigkeit der Orden überhaupt ist eine Frage, die der Beurtheilung eines Nicht-Katholiken unterliegt. Dies ist in der That lediglich Sache der katholischen Kirche. Der katholische Christ muß es mit seinem Gewissen abmachen, ob er die wahre Nachfolge Christi in dem Menschen verwirklicht sieht, „der in seinem Beruf und Stand durch Glauben und dienende Liebe mitarbeitet am Reiche Gottes“, oder ob er die Idee des Mönchthums und seine Jünger höher stellt. Aber in welcher Weise das moderne Mönchthum zur Wirksamkeit kommt und welche Stellung es in dem Staatsganzen einnimmt, das ist in der That eine Frage, die auch diejenigen Staatsbürger angeht, welche jene andere Frage nicht im Sinne des Katholicismus beantworten. Und für diese zweite Frage gewinnen wir aus der Schrift Hammersteins unverhüllt die Grundsätze der modernen katholischen Kirche, die zwar nicht neu sind, aber doch nicht häufig so klar und allgemein verständlich vorgetragen werden. Wenn Christus sagt: „Gehe hin, verkaufe alles, was du hast und folge mir nach“, so hat er damit das Mönchthum stiften wollen; die Menschen sollen sich vereinigen, um unter den Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, d. h. in der Befolgung der sogenannten „evangelischen Räthe“ im Gegensatz zu den bloßen Geboten, zu leben. Der „Ordensstand“ ist daher der höchste, heiligste, von Gott gewollte Stand der Vollkommenheit. Aber es gibt in ihm verschiedene Grade; die ordensähnlichen Congregationen stehen nicht so hoch, wie die eigentlichen Orden und deren Mitglieder, die Religiosen. Jene können durch die Bischöfe approbirt werden, diese erhalten ihre Stellung und Weihe nur durch den Papst; er als Stellvertreter Gottes vollzieht in dessen Namen die „Acceptation“ des Ordens und seiner Mitglieder, d. h. er nimmt ihre Uebergabe in das Eigenthum Gottes an dessen Stelle an. Erst durch diesen Act des Papstes wird der Ordensstand auch ein kirchlicher Stand und zu ganzer Vollkommenheit erhoben. Die sogenannte „Feierlichkeit“ der Gelübde mit ihrer strengen unverbrüchlichen Verbindlichkeit vor dem Forum der Kirche ist ganz gleichgültig; auch durch die „einfachen“ Gelübde wird der eigentliche Ordensstand erlangt, wofern sie nur durch den Papst acceptirt worden sind, wie es z. B. bei den Scholasten der Gesellschaft Jesu, die noch nicht Profeßen sind, der Fall ist. Und da „Christus seiner Kirche die Vollmacht hinterließ, im Namen Gottes jene Ordensschenkung zu acceptiren“ (!), so ist begreiflich nicht nur das Ordenswesen überhaupt, sondern gerade auch dieser eigentliche Ordensstand (im engeren Sinne) von Christus eingesetzt und von Gott gewollt. Dann ist es wiederum nur selbstverständlich, daß, wie mit rücksichtsloser Ruhe erklärt wird, „die ordensfeindlichen Gesetze der Staaten formell und materiell ungültig zu sein pflegen“. Die Orden dürfen die Immunitäten, die Befreiungen von dem Herrschaftsgebiet der weltlichen Macht, welche ihnen von der Kirche aus eigenem Rechte verliehen werden, „als fortbestehend ansehen und alle Gesetze als nichtig betrachten, welche sie verletzen“, wenn die Kirche nicht in ihre Beseitigung eingewilligt hat. Unbedingte Geltung hat das von Pius IX. in seinem Syllabus proclamirte Staatsrecht; Leo XIII. hat es zu dem seinen gemacht: „staatliche Gesetze und Anordnungen besitzen inneren Anspruch auf Gehorsam nur, insofern sie der Vernunft und eben deßhalb dem ewigen (natürlich vom Papste vertretenen und ausgelegten) Gesetze Gottes entsprechen“ — so hat er 1891 es verkündet.

Die Orden also, mit ihrem aus dem Volkswohlstand gesammelten Vermögen, eximirt von den Gesetzen und der Herrschaft des Staates, abhängig dagegen ganz und gar von dem acceptirenden Papste und der Kirchenleitung und mit dieser durch ihre in Rom residirenden Generale aufs engste verbunden; Kirchenleitung und Papst aber ganz in den Händen der Jesuiten und erfüllt von dem jesuitischen Geiste der Intoleranz und Propaganda, und die Orden wie ein engmaschiges Netz über die Christenheit gebreitet, sie mehr und mehr in Jesuitismus zu verstricken und denselben zu erobern — das sind die letzten Ziele, die dem Verfasser dieser Schrift vorschweben und zwischen den Zeilen und aus den vorsichtigen Worten ohne große Mühe herauszulesen sind. Fast möchte man rathen: laßt sie gewähren und alles unbeirrt treiben, wonach sie so eifrig verlangen! Es wird sehr bald die Gegenströmung auf der anderen Seite sich geltend machen und alles, was nicht ultra montes pilgert und von dort her sein Heil erwartet, wird auf seine Art nach Hülfstruppen suchen, die es den Orden und Congregationen entgegenstellt, wenn es anders nicht den Fallstricken Roms verfallen sein will. Zugleich aber wird ein Kampf entbrennen, dessen Folgen ganz unabsehbar sind — und deßwegen wäre jener Rath sowol. Denn daß ohne Kampf der anders denkende Theil des Volkes sich einem jesuitisirenden Staate gefangen gibt, ist nicht möglich.

Digitized by Google

Der Kampf gegen das Umsturzgesetz hat es bewiesen. Der bei dessen Berathungen eingebrachte, jedem frei Denkenden und Urtheilenden ungeheuerlich erscheinende Antrag Rintelen, die jüngst bekannt gewordene, ungefähr gleichzeitige Eingabe des deutschen Episkopats an den Cultusminister lassen erkennen, wie hochgespannt die Erwartungen des Klerikalismus sind, und lassen ahnen, welchen Zuständen ein seinen Wünschen willfähriger Staat entgegengeht. Zur Zeit ist diese Gefahr ja nicht zu befürchten und deßwegen sind wir geneigt, solche Gefahren als nicht vorhanden und überhaupt unmöglich zu betrachten und demjenigen, der auf sie hinweist, den Vorwurf zu machen, daß er in die Lärmtrompete stoße und ohne Grund hetze. Da sind denn solche Beschlüsse, wie die der letzten Katholikenversammlung, im Lichte einer Schrift, wie die Hammerstein'sche, betrachtet, ragende Warnungstafeln für den harmlosen Wanderer.

Mittheilungen und Nachrichten.

F.K. Archäologische Mittheilungen. Fast gleichzeitig erscheinen zwei Aufsätze, welche die Tinta des Sallaphernes gegen A. Furtwängiers Verdammungsurtheil in Schutz nehmen, einer von A. Héron de Villefosse im Septemberheft der „Commopolis", derselben Zeitschrift, in der einen Monat zuvor der Angriff erfolgt war, einer von Théodore Reinach in der „Gazette des beaux arts". Mit Bedauern erfahren wir, daß das eingetreten ist, was wir befürchteten, daß Unberufene sich beeilt haben, den Ton, den Furtwängler gegen den vermeintlichen Fälscher angeschlagen hat, nun in den Tagesblättern gegen die verdienten Verwalter des Musée du Louvre zu richten. Wir wollen wünschen, daß es diesen Schreiern nicht gelingt, die öffentliche Meinung zu verwirren und eine Frage, die, wenn sie überhaupt eine Frage ist, gewiß nur eine Frage der Wissenschaft ist, die nicht von Zeitungsschreibern und nicht in Zeitungen entschieden werden kann, auszubeuten zu gunsten ihrer gewiß ganz außerhalb des Gebiets der Wissenschaft liegenden Zwecke und Absichten; nach in diesem Geschrei steckt ein Stückchen Anarchismus; man ereifert sich angeblich um der Wissenschaft willen, in Wahrheit nur, weil man keine Gelegenheit vorübergehen lassen will, das Vertrauen zu staatlichen Behörden zu erschüttern.

* Der in Yukatan lebende und dort seit Jahren forschende Reisende und Archäolog Teobert Maler veröffentlicht in Nr. 10 des 70. Bandes der von Richard Andree herausgegebenen Zeitschrift „Globus" Entdeckungen von ganz bedeutenden Ruinenstädten aus der Zeit der Maya-Cultur. Sie liegen theils noch auf dem Boden Yukatans, theils im nordwestlichen Guatemala und waren nur den Indianern bekannt. Namentlich zeichnet sich Piedras Negras am rechten Ufer des in den Golf von Mexico mündenden Usumacinta durch herrliche Figuren, große Pyramiden, Opferstätte und Inschriftreihen im Charakter jener von Palenque aus. Die Façaden und Figuren sind Maler theilweise noch bemalt.

* Der Astronom W. Stentonow in Taschkent hat, wie er den „Astronomischen Nachrichten" mittheilt, im vergangenen Winter und Frühjahr drei Photographien der Plejaden mit langer Expositionszeit aufgenommen. Die erste Photographie wurde 9 Stunden und 54 Minuten in drei verschiedenen Nächten exponirt, die zweite 25 Stunden in neun Nächten, die dritte 17 Stunden und 30 Minuten in ebenfalls neun Nächten. Die Photographien wurden mit dem großen Repsold-Henry'schen Refractor von 33 cm Oeffnung hergestellt, der seit 1894 der Sternwarte in Taschkent gehört. Am interessantesten war das zweite der erwähnten Bilder. Auf vier Quadratgraden wurden auf diesem 6614 Sterne gezählt und an den bereits bekannten Sternen viele neue Einzelheiten beobachtet. Daneben wurden aber auch noch einige neue Nebelsterne entdeckt, von denen einer die Form eines geradlinigen Fadens von 20 bis 30 Secunden Breite hatte, fast parallel dem ähnlichen von Henry entdeckten Nebelstern. Ein anderer neuer Nebelstern hatte die Form mehrerer einander kreuzender Fäden.

t. Innsbruck, 12. Sept. IV. Versammlung deutscher Historiker. In der gestrigen Nachmittagssitzung sprach Prof. Dr. Eduard Richter (Graz) über die Anlage eines historischen Atlas der Alpenländer. Die Wichtigkeit guter Kartenbeilagen zu Urkundenbüchern, Weisthümern u. s. w. sei von allen Historikern anerkannt; umsomehr aber müsse es auffallen, daß die Lösung der Aufgabe des historischen Atlas, überhaupt der historischen Kartographie, für das Mittelalter und die letzten Jahrhunderte noch so weit im Rückstand geblieben ist. Vielleicht stelle man sich die Sache viel zu schwierig vor, wenn man nicht eine gewisse Erfahrung besitze. Die Sache sei aber nicht schwierig und nicht einmal sehr kostspielig; bei dem Stand der kartographischen Technik lassen sich historisch-topographische Aufnahmen billig bestreiten, weil das, was bei den Landkarten am meisten kostet, der Terraindruck, bei historischen Karten wegbleibt. Durch Ersparniß eines Theiles Einleitung ließe sich häufig eine ausgezeichnete kartographische Beilage beziehen. Freilich ist auch das Problem eines größeren historischen Atlas bei der Verschiedenheit der einzelnen Gebiete etwas complicirt. Wolle man in diesen Dingen etwas erreichen, so müsse man vor allem das Problem möglichst vereinfachen und präcisiren. Je enger man das Unternehmen fasse, desto eher werde es ausführbar sein. Der Einzelne kann ein größeres Gebiet nicht bearbeiten, es müssen also mehrere Arbeiter unter einen Hut gebracht werden. Die Kosten müßten vom Staat oder anderen Corporationen getragen werden. Für die einzelnen Gebiete wird sich ein Kostenvoranschlag machen lassen, ist ein solcher da, so finden sich auch viel leichter die Mittel. Redner bespricht im besonderen die Herstellung eines solchen Atlas für die österreichischen Alpenländer. Als ersten Grundsatz stellt er auf, daß die Arbeit nur rückläufig gemacht werden könne. „Wir müssen mit dem vorigen Jahrhundert anfangen, dann haben wir einen klaren Weg vor uns." Die Karte der Rheinprovinz wurde mit dem vorigen Jahrhundert angefangen, ebenso die württembergische mit 1813. Für jedes Land wird ein ganz bestimmter Termin ausgesucht werden müssen, in welchem eben kartographische Veränderungen stattgefunden haben. Hauptzweck einer solchen Karte ist immer nur die Darstellung von Flächen, die Ortsnamen kommen in zweiter Linie. Für jedes Land muß ein separates Programm gemacht werden. Für Oesterreich und wohl auch für Bayern wäre vielleicht zunächst eine Karte der Patrimonialgerichte herzustellen, vielleicht nach dem Stande von 1848; die Gerichtsverhältnisse sind hier die wichtigsten Territorialverhältnisse. Die Gerichtsbezirke lassen sich z. B. im Salzburgischen bis auf die Karolingerzeit zurückverfolgen und die alten Gaue haben sich aus Gruppen solcher Besitzungen zusammengesetzt. Für andere Gebiete mögen andere Verhältnisse maßgebend sein. Von da aus kann man dann rückwärts gehen und die Veränderungen nach und nach verfolgen. Man sollte ein gemeinsames Programm festsetzen, die Arbeit Einzelnen übertragen unter Leitung einer Commission und diese Karten dann vorläufig ohne die Absicht einer Fortsetzung herausgeben; das Weitere würde sich dann schon finden. Man packt diese Dinge nur schlicht, praktisch und nüchtern an, dann kommt etwas heraus. „Uebernehmen Sie von den Naturwissenschaften den Sinn für den Werth der sichtbaren Darstellung, diese hat ungeheuren Vortheil für den Unterricht und die eigene Klarheit."

Prof. v. Thudichum (Tübingen), der für das südwestliche Deutschland solche historische Karten gefertigt und in großer Anzahl und prächtiger Ausführung ausgestellt hat, stimmt dem Vorredner lebhaft zu, er wünscht nur, daß man sich über einen einheitlichen Maßstab einigen möchte, während jetzt die württembergischen, badischen, hessischen, elsässischen und rheinischen Karten ganz verschiedene Maßstäbe aufweisen. Gleicher Maßstab sei erforderlich, um die Karten aneinander legen zu können, was um so nothwendiger wäre, als eine Sonderkarte der österreichischen Alpenländer vielfach in jetzt reichsdeutsche Gebiete übergreifen müßte. Eine Stunde von Tübingen nach weiterhin in Schwaben, im Breisgau, im Oberelsaß und am Bodensee, im Aargau und Thurgau finden sich im vorigen Jahrhundert noch österreichische Gebiete. — Prof. v. Zwiedineck (Graz) theilt seine Erfahrungen bei Herstellung einer Sonderkarte für Steiermark mit. — Prof. Gothein (Bonn) glaubt, daß der Maßstab für verschiedene Verhältnisse verschieden sein müsse. Am Oberrhein und Niederrhein, wo die Territorialentwicklungen mehr maßgebend sind, ist ein größerer Maßstab nothwendig als anderswo, trotzdem aber sei die jetzige Zersplitterung zu weitgehend. Wenigstens die Staaten am Rhein, welche eine ähnliche Geschichte haben, können sich vereinbaren. Für die Zeit, in der die deutsche Entwicklung noch einheitlich war, etwa um das Jahr 1000, wäre eine Gaukarte für die ganzen Rheinlande einschließlich der Schweiz nach einheitlichem Maßstab durchzuführen; dem Grundsatz, daß man bei Anlage eines historischen Atlas rückwärts gehen müsse, stimmt Redner zu. — Nachdem noch Geh. R. Lörsch (Bonn) erklärt hatte, die rheinische historische Karte habe deßhalb nicht über das jetzige Gebiet der

Rheinprovinz hinausgreifen können, weil sie ausschließlich aus Provinzialmitteln hergestellt wurde, ward die Discussion über diesen Gegenstand geschlossen.

Abends hielt in Gegenwart des Erzherzogs Ferdinand und anderer officieller Persönlichkeiten Prof. Hirn (Innsbruck) einen fesselnden Vortrag über „Innsbrucks historischen Boden", welcher in den „Mittheilungen des D.-Oe. Alpenvereins" erscheinen wird.

In der heutigen zweiten Sitzung hielt Prof. Dr. v. Luschin v. Ebengreuth einen eingehenden Vortrag über die „Entstehung der Landstände" unter specieller Bezugnahme auf die österreichischen und hier wieder auf die steiermärkische Entwicklung. Wie die Ausgestaltung der Reichstage, so hängt auch die der Landstände mit der Entwicklung der Landesherrlichkeit zusammen. Dieselben waren von Anbeginn, was sie bis zu ihrem Untergang geblieben sind: nicht von Hause aus Organe des von ihnen vertretenen Landes, sondern bevorzugter Classen der Landesbewohner, die eine Mitwirkung bei Landesangelegenheiten zu eigenem Recht beanspruchen konnten. Es gehören ihnen zunächst die wichtigsten Geschlechter des Landesadels an, die sich im Besitz von Burgen befanden, dann die Landesprälaten, später erkämpft sich auch die Ritterschaft die Aufnahme, in Oesterreich auch die landesfürstlichen Städte; in Tirol allein wurde unter Nachwirkung der Schweizer Verhältnisse auch die freie Bauernschaft zur Vertretung zugelassen (1407). In Böhmen fehlten die Prälaten, in Württemberg sind vertreten Prälaten, Städte und Bauern, aber keine Ritter. Redner bespricht eingehend die Gründe dieser Verschiedenheiten und die Stellung der landständischen Ausschüsse, insbesondere des geschworenen Rathes des Landesherren in Oesterreich.

Prof. v. Below (Münster) vergleicht die Landstände mit dem heutigen Herrenhaus. Entscheidend für die Aufnahme in die Landstände scheint ihm weniger der Großgrundbesitz, als die militärische Leistungsfähigkeit gewesen zu sein, daher spielen in denselben die Ministerialen und Ritter eine Hauptrolle. In Tirol ist der Bauer mit vertreten, weil er nach dem Vorbild der Schweiz dort zu jener Zeit auch militärisch leistungsfähig war. Daß in Württemberg, wie auch in Trier die Ritterschaft in den Landständen fehlt, erklärt sich daraus, daß diese dort nur dem Territorium ausgeschieden war, d. h. sich von der Landeshoheit frei gemacht hatte. Die Ritterschaft hat sich allerdings auch später, als ihre militärische Leistungsfähigkeit sehr gering geworden war, die Vertretung noch lange bewahrt. — Weiter betheiligen sich an der Discussion Thudichum (Tübingen), Schmoller (Berlin), Stiene (München), Hirn (Innsbruck), Ulmann (Greifswald) und Seeliger (Leipzig), worauf der Gegenstand verlassen wurde.

Nach kurzer Pause hielt Prof. v. Scala (Innsbruck) einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen geistvollen Vortrag über „Individualismus und Socialismus in der Geschichtschreibung". Redner beginnt bei dem Meinungsaustausch, der über die Aufgabe der Geschichtswissenschaft zwischen Dietrich Schäfer und Gothein stattgefunden hat. Während ersterer die Machtmittel des Staates als die hauptsächlichsten Objecte der Geschichtswissenschaft hinstellte, weist Gothein auf die Erweiterung des Gebietes durch die exacte individualgeschichtliche Forschung hin, wie sie schon von Jakob Burckhardt und Gustav Freytag gepflegt wurde. Ein schärferes Studium des Gegensatzes liegt vor in dem Meinungsaustausch zwischen Lehmann und Lamprecht. Lehmann hatte sich gegen die Uebertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Geschichtswissenschaft gewehrt und darauf hingewiesen, daß sich beide Wissenschaften wie Freiheit und Nothwendigkeit gegenüberständen. Lamprecht hatte darauf geantwortet, die Geschichtswissenschaft habe nicht nöthig, sich mit diesem schwierigsten Zwiespalt in der menschlichen Erkenntniß zu beschäftigen, sie solle vielmehr mit der Freiheit des Einzelnen und der Nothwendigkeit des Zuständlichen rechnen, eine Verschiedenheit werde sich in dieser Richtung durch den Stoff ergeben, mit dem sich der Historiker beschäftigt. Der Historiker des Alterthums wird durch die Menge nicht hervortretender Persönlichkeiten, mit denen er es in den Inschriften und Papyrusfunden zu thun hat, mehr zu einer socialen Anschauung geführt, während der neuzeitliche Geschichtschreiber mehr zu einer individualistischen Anschauung gelangen wird. Redner stellt sich auf den Standpunkt, daß der Unterschied zwischen beiden Auffassungen in der Weltanschauung gelegen sei, und untersucht, ob überhaupt die Weltanschauung des Geschichtdarstellenden mit seiner Darstellung irgendwie in Zusammenhang steht. Er geht von dem Gedanken aus, daß der Geschichtschreiber objectiv in dem Sinne nicht sein kann, in dem mit objectiv gewöhnlich der Gegensatz zu subjectiv verbunden, d. h. verlangt wird, daß man sich wie ein zweiter Münchhausen beim eigenen Haupthaar vom Boden persönlicher und zeitgeschichtlicher Betrachtung emporheben solle. Die Geschichtschreibung muß zwar sine ira et studio verfahren, ohne Haß und Eifer im Sinne der Parteien, nec spe nec metu, ohne Furcht nach oben, ohne Hoffnung nach unten, allein subjectiv muß sie sein; denn nur dem lebendigen Leben der Gegenwart, das sie mitlebt, empfängt sie die Kraft, Ringen und Streben in Staat und Gesellschaft der Vergangenheit darzustellen. Redner weist den Zusammenhang geisteswissenschaftlicher Strömungen mit äußeren politischen Ereignissen nach, indem er die politische Lage beleuchtet, aus der Machiavelli's Discorsi, Bolingbroke's Untersuchungen über römische Staatsverfassung und die römischen Studien von Beaufort und Montesquieu hervorgingen. Den innigen Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Geschichtsdarstellung beweist Redner durch die Darstellung der Staatsauffassung, wie sie in der Weltanschauung des Individualismus und der entsprechenden Geschichtschreibung geherrscht hat. Die erstere wird am Beispiel der Hugo Grotius, Spinoza, Thomas Hobbes, Locke, Adam Smith, Mirabeau und Wilhelm v. Humboldt in seiner Jugendzeit aufgezeigt; in dem Geschichtschreiber Griechenlands, George Grote, wirkt diese individualistische Auffassung auf die Darstellung der athenischen Zustände des 4. Jahrhunderts entscheidend ein. Der individualistischen Weltanschauung stellte Fichte in der nationalen Rede der Befreiungskriege die höhere Einheit der Nation gegenüber, das Leben der Gattung trat in den Vordergrund, und so ward das sociale Princip in bedeutsamer Weise anerkannt. Redner charakterisirt nun Ranke als beeinflußt durch Fichte in seiner Auffassung der Nation als eines Ganzen, welches lebendigen Geist besitze, und zeigt, wie Ranke im Gegensatz der Nationen deren geschichtliches Leben findet und darstellt. In jener Friedensperiode, welche Ranke selbst die halcyonische Zeit der Meeresstille nennt, trat aber dem Geschichtschreiber weniger entgegen das Volk, „das minder sichtbar die Tiefe der Bühne füllt". Hier wies die Geschichtschreibung der Zukunft einsetzen, um jene Fälle von Gesellschaftskreisen zu beleuchten, welche sich um geistige und wirthschaftliche Mittelpunkte gebildet haben. Die noch umfassendere begründete Auffassung des Staates und der Gesellschaft im Socialprincip stimmt dann von den Gebrüdern Grimm, den socialen Systemen eines List und Rodbertus, der germanistischen Rechtsschule, der historisch-ethischen Schule der Volkswirthschaftslehre, den allgemeinen ethisch gefärbten Ausführungen Euripide's und der national-religiös gefärbten Auffassung von de Lagarde. Redner führt aus, wie in dieser Weltanschauung Lamprecht und andere, durch Wundt beeinflußt, zu einer genaueren Auffassung der socialpsychischen Factoren gekommen sind, wobei er allerdings vor einer zu raschen Schematisirung eines psychischen Gesammtbewußtseins warnt. In großen Zügen wird die Wechselwirkung social-psychischer Factoren, natürlicher Factoren und imitativer Factoren in der Geschichtsentwicklung beleuchtet und gleichzeitig die Befürchtung abgewiesen, daß bei einer derartigen Auffassung eine zu starke Betonung ökonomischer Motive in den Vordergrund treten könnte; ist es doch Thatsache, daß gerade von seiten der Wirthschaftsgeschichte wiederholt erwiesen ward, wie abweichend mit rein ökonomischen Ursachen ethische in die Wirthschaftsgeschichte eingreifen. Indem die geschichtliche Entwicklung als innerhalb der Nationen vor sich gehend gekennzeichnet wird, wird durch das Beispiel der Griechen erwiesen, welche Aufgaben bei einer derartigen Auffassung dem Historiker des Alterthums erwachsen. Eine genaue Forschung wird die Differenzirung griechischer Cultur bei den verschiedenen von den Griechen beeinflußten Völkern nachzuweisen haben und umgekehrt die Beeinflussung der Griechen durch die mit ihnen zusammenlebenden Völker. Meinecke hat gesagt, unser jetziges Historikergeschlecht spalte sich in zwei Richtungen, die eine, welche zu Ranke zurückkehrt, im Reichthum der Jahrhunderte schwelgt, aber die Geschichte wie ein ästhetisches Schauspiel betrachtet und somit in der Gefahr innerer Erschlaffung stehe, und in eine stark positivistisch denkende, die sich des Zusammenhangs mit den socialen Fragen des Tages rühmt, aber zu harmonischer Erfassung historischen Lebens noch nicht gekommen sei und wohl auch bei der Einseitigkeit ihrer Voraussetzungen nicht kommen wird. Diese Befürchtung geht daraus hervor, daß das Staats- und Gesellschaftsideal der socialen Richtung nun mechanisch ist und der Freiheit der Persönlichkeit entbehrt. Redner weist darauf hin, daß eine neue Wirthschaftsordnung allerdings kein Lebensideal sei; aber den Staat so zu erfassen, wie es die sociale Weltanschauung thut, heißt nicht,

Digitized by Google

den Weltproceß mechanisiren, heißt nicht den Staat atomisiren; es ist die königliche Kunst Platons, die das Ineinanderweben aller Schichten zu stande bringen soll, was sich in der socialen Staats- und Gesellschaftsordnung ausprägt, welche die höheren Classen mit dem Gemeingefühl der unteren Classen verbindet. Die Härten der socialen Differenzirung zu mildern, den Auftrieb von unten nicht zu hindern und die nothwendigen Ersatzkräfte der unteren Classen zu bewahren; das ist in der That nicht bloß eine neue Wirthschaftsordnung, sondern ein Staatsideal, welches uns die Berechtigung geben kann, die Geschichte mit Berücksichtigung dieser socialen Factoren darzustellen, und diese Berechtigung ist nöthig. Denn nur aus ihr strömt die Wärme des Herzens, welche die höchste Aufgabe der Geschichte erfüllen kann, der wahrhaft künstlerischen Belebung der wissenschaftlich erforschten Vergangenheit.

In der Erörterung, die sich an den Vortrag anschloß, erklärte Prof. **Gothein** (Bonn) sich im wesentlichen mit v. Scala einverstanden. Uebrigens sei der Historiker in erster Linie vom Anfang bis zum Ende Künstler, und darum sei es so schwierig, den Proceß des historischen Gestaltens auf allgemeine wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen. Daraus ergibt sich auch die neuerliche Mannichfaltigkeit der Geschichtschreibung. Wenn gegen Ranke ein Vorwurf erhoben werden kann, so ist es der, daß wirthschaftliche und juristische Dinge bei ihm so wenig zur Geltung kommen. Nicht gegen Ranke haben wir uns zu erklären, sondern den Kreis nach diesen beiden Richtungen zu erweitern. Die Art und Weise, wie Lamprecht sich in jüngster Zeit gegen Ranke gestellt hat, erscheint daher unbillig. Ranke war vor allem doch der Mann, der in der Neuzeit die Geschichte auf Ideen zurückgeführt hat. Lamprecht erscheint das als eine Art Mystik; davon haben aber wohl Lamprecht und Scala mehr an sich. Gewiß wird die wirthschaftliche Entwicklung durch ethische und andere Vorgänge stark beeinflußt, aber bei dem Wirthschaftshistoriker treten diese Gedanken oft zurück; oft werden da Rechtsideen nur als Secretionsproceß wirthschaftlicher Ideen behandelt, und Lamprecht steht einer solchen Auffassung ziemlich nahe. Aber es ist doch immer der Geist, der den Körper baut, und nicht Individualismus und Socialismus, sondern vielmehr die verschiedene Werthung der bloßen materiellen, brutalen Mächte und der geistigen, sich selbst bestimmenden Factoren macht den Hauptunterschied in der modernen Geschichtschreibung aus.

Schmoller (Berlin) erklärt sich vollkommen einverstanden mit v. Scala und geht besonders auf den Unterschied ein, der diesen von Lamprecht trennt, indem v. Scala die Einseitigkeit der Betonung psychomischer Factoren vermeidet. Er habe an Lamprecht vor allem die vollständige Ueberschätzung der Empirie auszusetzen. Dieser glaubt durch rein empirische Einzelforschung zu den letzten Resultaten des Erkennens zu kommen. Die Mittel der Empirie reichen aber dazu nicht entfernt aus, nicht einmal in den Naturwissenschaften, geschweige denn in der Geschichte und den übrigen Geisteswissenschaften. Der Mensch hat ein absolutes Bedürfniß, zu einer einheitlichen Ueberzeugung über das Ganze der Welt, des geschichtlichen Weltzusammenhange zu kommen. Nur wer zu einer solchen Weltanschauung durchgedrungen, ist fähig, die empirischen Einzelheiten richtig zu verwerthen. So stellt sich uns die Geschichte vor allem wieder dar als eine Summe geistiger, religiöser oder philosophischer Entwicklungsprocesse und einer Reihe von Weltanschauungen, die nothwendig aus einander folgen und an deren Gedpunkt nun der Einzelne mit seiner Weltanschauung steht. Diese ist für jeden großen Geist das eigentlich Charakteristische. Was an Lamprecht zu schätzen ist, ist nicht sowohl sein empirisches Detail, als daß er im Proceß der modernen Weltanschauungen einen bestimmten Punkt repräsentirt und diesen mit kräftiger Faust versicht. Er glaubt seine Weltanschauung los zu sein, ist aber einfach der Diener seiner etwas positivistisch und stark wirthschaftlich gefärbten Weltanschauung. Auch Brentano ist geneigt, die Empirie zu überschätzen. Wohl bedarf es, soweit möglich, genauester empirischer Forschung; allein das Zusammenfassende in der Wissenschaft folgt immer wieder aus der Weltanschauung und ohne die kommen wir niemals aus. Bei Ranke stehen bleiben zu wollen, wäre Negation der Entwicklung. Der neue Versuch, nach gewisser Seite realistisch genauer, empirischer zu verfahren, schließt in keiner Weise aus, daß man dabei große Ideale hat. Die Stärke dieser Richtung beruht wie die der sozialpolitischen Reformparteien, ausschließlich auf einer großen und idealen Weltanschauung; unter dieser Fahne wird sie siegen, praktisch im Leben und wissenschaftlich durch eine Vertiefung und Veredlung der Geschichtswissenschaft.

Dr. Hartmann (Wien) widerspricht beiden Vorrednern entschieden und erklärt sich für die Uebertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Geschichtschreibung. Ein anderes Verfahren sei unwissenschaftlich. Man dürfe nicht von einer vorgefaßten Weltanschauung aus die Geschichte bemeistern und jene in diese hineintragen wollen. — Demgegenüber fragt **Stieve** (München), ob man denn überhaupt ein Recht habe, die Geschichte als eine Wissenschaft in dem Sinne zu bezeichnen, wie die Natur- und andere exacte Wissenschaften. Er schließe sich da Gothein an, der in der Historie eigentlich eine Kunst erblicke. Sie muß allerdings eine wissenschaftliche Grundlage haben, aber das ist nichts anderes als die Kärrnerarbeit; die eigentliche Arbeit des Historikers beginnt da, wo er aus den wissenschaftlichen Grundlagen aufbaut, und da muß er ganz Künstler sein. Er muß sich hineindenken in die vergangenen Zeiten und Persönlichkeiten und aus dieser unmittelbaren Anschauung ein Bild schaffen. Ein solches Bild könne aber wohl niemals den Anforderungen einer exacten Wissenschaft entsprechen. Es gibt in der Geschichte keine objective, mathematisch beweisbare Wahrheit. Wir können eben die Dinge nur so darstellen, wie wir sie anschauen, und da sind wir von unsrer eigenen Individualität abhängig, und insofern ist allerdings der unentbehrliche Ausgangspunkt für jeden Historiker, der nicht bloß Einzelheiten untersucht, sondern der ein Bild schaffen will, eine bestimmte Weltanschauung. Für den heutigen Streit liegt der Grund auch wieder darin, daß eben eine jüngere Richtung mit einer anderen Weltanschauung die Dinge anders ansieht, als sie eine ältere Richtung angesehen hat. Deßhalb wird über diese Dinge schwer eine Einigung zu erzielen sein, vielmehr wird man eben jeden seinen Weg gehen lassen müssen. Neben den bisher erwähnten Elementen muß noch die Eigenart einer Individualität stärker betont werden, als es in der Regel geschieht. Das vermißt man an Ranke am meisten, daß er über den allgemeinen Ideen die entscheidende Kraft der einzelnen Persönlichkeiten mitunter zu sehr zurücktreten, oder richtiger gesagt, daß er in dem Lichtglanz der großen wirkenden Ideen die Unzulänglichkeit der einzelnen Individualitäten, den Mangel an Verständniß zu denselben für die Zeitbewegung zu scharf hervortreten läßt. Wir können allerdings die großen Bewegungen in ihrem Gang auch ohne eindringliche Kenntniß der Individualitäten verstehen, aber wir werden die Persönlichkeiten in ihrer Bedeutung doch niemals voll würdigen können, wenn wir uns nicht ganz in ihre eigenartige Individualität hineindenken. In dieser Richtung begrüßt Redner mit besonderer Befriedigung das Werk Gotheins über „Ignatius“, das für ihn in dieser Beziehung geradezu eine Verheißung für die Zukunft sei. — Nachdem **Schmoller** Hartmann gegenüber seine Ansicht wiederholt vertreten, sprach noch **Michael** (Freiburg), der erklärte, die Geschichte sei mehr Wissenschaft als Kunst, wenn der Historiker auch die Kunst nicht entbehren könne. Das Endziel der Geschichte müsse doch immer objective Wahrheit bleiben.

* **Moskau.** Wir hiesige Blätter berichten, sind die Vorarbeiten für den im nächsten Jahre in Moskau stattfindenden **internationalen Aerzte-Congreß** in vollem Gang. Unter anderen erwartet man besonders viel Aerzte aus den slavischen Ländern; so soll bereits von einem Kreise Prager Aerzte darum nachgesucht worden sein, daß auch slavische Mundarten als Verhandlungssprache zugelassen würden. Dieses Gesuch sei indessen abschlägig beschieden worden. Ueberhaupt stehe jetzt die Sprachenfrage, die auf der ersten Versammlung des Congresses entschieden werden solle, im Vordergrund des Interesses. So weit sich bis jetzt voraussehen lasse, neige man dazu allgemein, der französischen Sprache das Vorzugsrecht einzuräumen.

In zweiter bis zum Jahre 1896 ergänzter Auflage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uebersetzung der Absolutorialaufgaben

aus der französischen und englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns

von

Dr. W. Steuerwald, Gym.-Professor in München.

M. 1.20, cartan. M. 1.40. [13019]

Jos. Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 16. September. Nummer 214.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Männliche Brutpflege. Von Dr. C. Müller. — Die Verwaltung in der Türkei. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Männliche Brutpflege.

Von Dr. C. Müller.

Unter Brutpflege versteht man bekanntlich den Inbegriff aller derjenigen Maßregeln, die das Weibchen in Fürsorge für seine Nachkommenschaft trifft. Bei einer ganzen Reihe von Thieren, wie beispielsweise bei den Vögeln, fallen derartige Maßnahmen selbst dem oberflächlichsten Beobachter in die Augen, während andrerseits solche Thiere bekannt sind, die jegliche Fürsorge thatsächlich oder doch wenigstens scheinbar vermissen lassen. Was aber auf diesem Gebiete thierischen Lebens am meisten überraschen dürfte, ist die Thatsache, daß es in einigen Fällen die Männchen sind, denen die Sorge für die Nachkommen obliegt, die Väter, die ohne jede Beihülfe der Mutter den Kindern Schutz und Pflege angedeihen lassen.

Säugethiere, bei denen das Männchen anstatt des Weibchens die Jungen nährt, sind nicht bekannt; in der Regel fällt letzterem die gesammte Sorge für die Nachkommenschaft zu und hie und da nur nimmt der Vater Antheil an der Vertheidigung seiner Sprößlinge.

Bei den Vögeln unterstützt allerdings das Männchen, mit Ausnahme derjenigen, die nicht in Einzelehe leben, die Gattin beim Bau des Nestes, dem Brüten und der Aufzucht der Jungen, immerhin fällt aber der bei weitem größte Theil dieser Arbeit auch hier dem Weibchen zu. Auffallend ist daher das Verhalten der Webervögel, bei denen nur die Männchen bauen, noch merkwürdiger aber dasjenige der Strauße, denn der Vater allein ist es bei diesen Vögeln, der das kunstlose Nest, eine Vertiefung im Boden, die mit Gras ausgepolstert wird, herstellt und sich dem Geschäfte des Brütens unterzieht. Wie großes Interesse beispielsweise die männlichen Nandus (Rhea americana) an den Eiern ihrer Art nehmen, hatte Haacke im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. zu beobachten Gelegenheit: „Sie werden nicht müde, damit herumzuspielen, rollen sie fortwährend in dem von ihnen bewohnten Gehege umher und sammeln sie in eine Vertiefung des Bodens, um sie hier auch ab und zu mit ausgerissenen Grasbüscheln und dergleichen zu bedecken." Mit derselben Liebe, mit der das Männchen die Eier bebrütet hat, widmet es sich später der Aufzucht der Jungen.

Ob wir es bei den Laufhühnern (Turnicidae) ausschließlich mit männlicher Brutpflege zu thun haben, scheint sicher noch nicht festzustehen, wenngleich z. B. Haacke dies, wie aus seiner „Schöpfung der Thierwelt" hervorgeht, annimmt. Nach Lache wechseln beide Geschlechter im Brüten ab. Wird das Weibchen getödtet, so übernimmt das Männchen allein die mütterlichen Sorgen; auch sonst betheiligt es sich an der Führung der Jungen. Ueberaus merkwürdig ist es jedenfalls, daß bei diesen Vögeln im Gegensatz zu allen anderen höheren Thieren, bei denen die Kleider der Geschlechter verschieden sind, die Weibchen schöner als die Männchen gefärbt sind. Ja um die Fortpflanzungszeit streiten nicht bloß die Männchen mit einander, auch die Weibchen führen erbitterte Zweikämpfe und scheinen bei einigen Arten sogar die alleinigen Kämpfer zu sein.

Eine ganz besondere Stellung nehmen bezüglich des Brutgeschäftes die Großfußhühner oder Wallnister, Bewohner Oceaniens, ein. Alle diese Thiere bringen nämlich ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Blättern und Erde zusammengescharrten Nesthügel unter, in welchem sich durch Gährung der Pflanzenstoffe so hohe Wärme erzeugt, daß das Ei zur Entwicklung gelangt. Aufgebaut werden diese Hügel durch die männlichen Hühner. Solche Nester haben eine Höhe von ungefähr 1.5 Meter und sind in der Mitte mit einer Vertiefung versehen, welche zur Aufnahme der Eier dient. Das Männchen beaufsichtigt den Hergang der Entwicklung derselben und namentlich die Wärme des natürlichen Brutofens auf das sorgfältigste. Gewöhnlich bedeckt es die Eier und läßt nur eine runde Oeffnung, durch welche die nöthige Luft nach unten gelangt und übermäßig gesteigerte Wärme Abfluß findet. Bei heißem Wetter nimmt es zwei- oder dreimal täglich fast die ganze Decke weg. Alle Jungen der zu den Wallnistern gehörigen Arten kommen übrigens so entwickelt zur Welt, daß sie schon nach wenigen Tagen ihre eigenen Wege gehen. Bis dahin verbleiben sie, wenigstens während der Nacht, im Brutofen, von dem sorgsamen Vater bewacht und gepflegt.

Ganz erheblichen Antheil an der Sorge um die Nachkommenschaft nehmen noch die Männchen der Nashornvögel, wennschon bei diesen Thieren das Brüten selbst lediglich Sache der Weibchen ist. „Das brütende Weibchen wird nämlich bis auf ein kleines rundes Verbindungsloch vollständig eingemauert und vom Männchen, das die Atzung durch besagtes Loch in das Innere des Raumes reicht, währenddem ernährt. Die Bruthöhle wird also buchstäblich zu einem Kerker und in ihm muß das Weibchen so lange verweilen, bis die Jungen ausgeschlüpft oder flugfertig sind. Das Männchen aber sorgt unverdrossen für die Ernährung von Weib und Kind und muß sich, sagt man, dabei so anstrengen, daß es gegen Ende der Brutzeit zu einem Gerippe abgemagert ist."

Sehr lebhaft ist die Betheiligung der Männchen an der Brutpflege bei den Lurchen und eine ganze Reihe von Arten ist bekannt, bei denen dieses Geschäft dem männlichen Geschlecht allein zufällt. So wird z. B. beim Männchen eines chilenischen Frosches, des Rhinoderma Darwini, der Kehlsack zu einer Bruttasche umgewandelt, die während der Entwicklung der Keimlinge schließlich den Raum der ganzen Bauchfläche ausfüllt, während dasjenige der Geburtshelferkröte die vom Weibchen abgelegten Eierschnüre um seine Hinterbeine wickelt und tagelang mit sich herumschleppt, den Eiern dabei durch Ausstreifen im thaunassen Grase die nöthige Feuchtigkeit zuführend. Ist der rechte Zeitpunkt gekommen, den der Vater wohl an den Zuckungen der

Digitized by Google

Keimlinge fühlen wird, so begibt er sich in das Wasser und die Jungen verlassen nun mit außerordentlicher Schnelligkeit, binnen wenigen Minuten nämlich, die Eihüllen.

Bei der südamerikanischen Wabenkröte streicht das Männchen die Eier nicht sich selbst, sondern seinem Weibchen auf den Rücken, bei dem in Ecuador und Peru heimischen Taschenfrosch mit den Hinterfüßen in die Tasche des Weibchens, welche letztere sich im Verlaufe der Entwicklung über den ganzen Rücken ausdehnt und dem Thier dann ein unförmliches Aussehen verleiht. Erwähnt werden mag hier, daß bei einzelnen anderen Arten dieser Gattung die Jungen ihre vollständige Entwicklung innerhalb der Brusttasche durchlaufen, überhaupt keines Wasserlebens bedürfen und als vierbeinige Fröschchen auskriechen.

Wo bei den Fischen Brutpflege vorhanden ist, wird sie in den weitaus meisten Fällen vom Männchen ausgeübt; es schützt die Eier gegen räuberische Angriffe wie gegen die unsichtbaren Feinde, die Fäulnißpilze, und bewacht auf das sorgsamste die junge, unerfahrene Brut.

Das Männchen des Stichlings stellt für seine Nachkommenschaft aus Wurzeln und anderen Theilen verschiedener Pflanzen ein fast faustgroßes Nest von länglich runder Gestalt her. Ist der Bau vollendet, versucht es ein Weibchen herbeizulocken und zur Eiablage ins Innere des Nestes zu treiben, wobei dann nöthigenfalls sogar Gewalt angewendet wird. Kurz vor der Reife der Eier zerstört der Stichling das Nest bis auf einige Grundhalme und entfernt allen auf den Eiern liegenden Schlamm vermittelst des Mundes. Etwaige Versuche der bald darauf ausschlüpfenden Jungen, sich allzu früh selbständig zu machen, weiß das sorgsame Männchen dadurch zu verhindern, daß es einen solchen Ausreißer mit dem Maule aufnimmt, verschluckt und vorsichtig auf das Ueberbleibsel des Nestes, das der jungen Schar als Sammelpunkt dient, ausspeit.

Wie beim Stichling, so ist auch bei der Schwarzgrundel (Gobius niger) das Männchen der Baumeister des Nestes, der Beschützer der Brut, und von der Groppe (Cottus gobio) berichtet schon Linné, daß das Männchen ein Nest baue und eher das Leben als die Eier aufgebe.

Ueber die Fürsorge, die das Männchen eines neuerdings recht beliebt gewordenen chinesischen Zierfisches (Macropus viridi-auratus) seiner Nachkommenschaft angedeihen läßt, berichtet Brandes folgendermaßen: „Die Makropoden leben im Gegensatz zu den Stichlingen streng monogamisch und die Pärchen führen bei Eintritt der Fortpflanzungszeit possirliche Tänze auf, die damit endigen, daß das Männchen zum Nestbau schreitet, der nur wenig Vorbereitungen erfordert, da das Baumaterial nichts ist als Luft und etwas Speichel. Nachdem die geeignete Stelle für das Nest ausgewählt ist, verschluckt das Männchen etwas atmosphärische Luft und gibt diese an der betreffenden Stelle als speichelumkleidete Bläschen wieder von sich. Dies wird fortgesetzt, bis eine genügende Luftblasenschicht vorhanden ist. Ueber diese wird dann das Weibchen zur Eiablage genöthigt, die Eier steigen nach oben oder werden vom Männchen mit dem Maule heraufgetragen, dort gleichmäßig geordnet und sind in auffallend kurzer Zeit, nämlich in höchstens 48 Stunden, zu jungen Fischen entwickelt." Solange diese elterlicher Hülfe bedürfen, widmet ihnen das Männchen aufopfernde Fürsorge, die sich sogar an kranken oder matten Jungen in ebenso absonderlicher wie ersprießlicher Weise kundgeben soll, indem es ein solches in eine vorher gebildete Luftblase einhüllt und ihm so frischen Lebensodem zuführt.

Berichte der Fischer wiedergebend, erzählt Johnston, daß das Männchen des Seehasen (Cyclopterus lumpus) die Eier bedecke und in dieser Lage verweile, bis die junge Brut ausschlüpft, um diese bald darauf, nachdem sie sich an Seiten und Rücken des Vaters festgeheftet, in tiefere und sichere Gründe zu tragen.

Bei den Seenadeln besitzt das Männchen eine auf der Bauchseite gelegene dreieckige Furche, die durch zwei der Länge nach an einander liegende Klappen verschlossen werden kann. Im Herbst und Winter sind sie dünner und in die Furche zusammengefallen; im April aber, wenn die Laichzeit herannaht, schwellen sie an und die Furche füllt sich mit Schleim. In diese hinein legt nun gegen den Mai hin das Weibchen seine Eier ab; die Ränder schließen sich und die Keimlinge verweilen bis gegen Ende Juli in der Furche, sollen auch noch nach dem Ausschlüpfen bei Gefahr wiederum in sie aufgenommen werden.

Aehnliches ist vom Seepferdchen bekannt, bei dem die Eier auf den Bauch des Männchens abgelegt werden. Hier kleben sie fest und verweilen bis zum Ausschlüpfen der Jungen in einer Tasche, die durch Wucherung der Oberhaut entsteht.

Von einer großen Welsart Südbrasiliens, sowie von einer im See von Galiläa lebenden Gromisart wissen wir, daß das Männchen die Eier im Maule herumträgt und sie so nicht nur den räuberischen Nachstellungen entzieht, sondern auch für stete Zufuhr frischen Wassers sorgt; von dem in den schlesischen Gewässern häufigen Moderlieschen, daß es seine Eier an die Stengel von Wasserpflanzen klebt, die das Männchen durch andauerndes Schlagen mit der Schwanzflosse erschüttert. Daß hiedurch die schädlichen Pilze ferngehalten werden, läßt sich durch Fortfangen des wachsamen Vaters leicht beweisen.

Aus der Thatsache nun, daß noch heute bei so alten Thieren wie den Fischen und Lurchen, bei den auf tiefer Entwicklungsstufe stehenden Straußen und Wallnistern die Brutpflege von dem Männchen ausgeübt wird, läßt sich nach Haacke der Schluß ziehen, daß nicht das Weibchen, sondern das Männchen es gewesen ist, welches ursprünglich die Sorge für die befruchteten Eier und die aus ihnen entstandene Brut übernahm. Es scheint, daß der von den Eiern ausgehende und dem des Weibchens ähnliche Duft bei den Männchen ein angenehmes Gefühl hervorrufen und sie veranlaßt hat, die Eier an sich zu nehmen, so daß also die Ursache der männlichen Brutpflege durch den Geschlechtstrieb zu erklären ist. Das Männchen gewöhnte sich daran, die Eier einige Zeit mit sich herumzutragen oder doch wenigstens zu bewachen, die Gewöhnung wurde zum erblichen Instinct und so entwickelte sich endlich die vollkommene Art der Brutpflege, die wir bei den höchsten Thieren antreffen; denn später wurde die Gewohnheit des Männchens auf das Weibchen vererbt, weil ja auch diese sich allmählich weiter entwickeln und Eigenschaften annehmen, die ursprünglich nur dem Männchen zukommen. Daß auch bei den ältesten Säugethieren das Männchen die Eier in seine Obhut nahm — denn, daß diese Eier legende Thiere waren, zeigen ja die Ursäuger Australiens — geht nach dem vorgenannten Forscher nicht nur aus dem Umstande hervor, daß sich bei den ältesten Vögeln und vielen Lurchen das Männchen vorwiegend um die Brut kümmert, sondern auch daraus, daß die männlichen Säugethiere, mit Ausnahme der besondere Verhältnisse darstellenden Beutelthiere, Milchdrüsen besitzen, und zwar sowohl die Männchen der Ursäuger als die der Hochsänger. „Man hat die Entstehung dieser nicht in Thätigkeit tretenden Milchdrüsen daraus zu erklären gesucht, daß man eine durch Vererbung bewirkte Uebertragung der in Thätigkeit befindlich bleibenden Milchdrüsen auf das Männchen annahm, allein in allen anderen Beziehungen ist das Männchen immer dem Weibchen um einen oder mehrere Schritte in der Entwicklung voraus, und es ist kein Grund zu der Annahme

vorhanden, daß es bei den Milchdrüsen anders sein sollte.“ Wir dürfen daher annehmen, daß die männlichen Milchdrüsen, die heute nicht mehe in Thätigkeit treten, noch nicht völlig geschwundene Ueberreste von Organen sind, die bei den ältesten Säugethieren zur Ernährung der Jungen dienten.

Die Verwaltung in der Türkei.

II.

A-n. Der Mangel jedweder besonderen theoretischen Fachvorbildung ließe sich durch ein gewisses System, die Beamten durch ständige Verwendung innerhalb ein und desselben Verwaltungszweiges wenigstens zu leidlich praktisch brauchbaren „Routiniers“ heranzubilden, immerhin wohl noch einigermaßen ausgleichen. Doch scheint es vielmehr, als ob der Regierung grundsätzlich gerade viel am Gegentheil gelegen wäre. Die türkischen Staatsbeamten treten die verschiedenartigsten Räder dee Verwaltungs- und Justizmaschinen meist in rascher Wechselfolge. So wird z. B. ein junger Zollamtsschreiber auf einmal Karrié-Mudiri, politischer Bezirksvorsteher, hernach Polizeicommissar in einer größeren Provinzstadt, später Bureauvorstand im Vilajets-Rechnungsdepartement, hernach Staatsanwalt am Appellationsgericht oder Handelsgerichtspräsident, Steuerdirector, Oberforstmeister, Justizinspector, Mutescherif und, wenn er bei alledem so viel zusammengebracht hat, um den erforderlichen großen Bakschisch bezahlen zu können, schließlich auch noch Generalgouverneur. Wenn er aber dann einmal „Pech“ hat, kann er übrigens diese ganze wechselreiche Bahn odee eine ähnliche in absteigender Ordnung auch woht wieder hinunterlaufen — bis zum Polizeicorporal oder Zollwächter. In den meisten Fällen kommt stets zwischen je zwei diesee Amtsernennungen noch eine vollständige Dienstesentlassung; denn türkische Staatsbeamte werden nue ganz ausnahmsweise direct befördert oder geradenwegs aus einer Stellung in die andere versetzt, vielmehe zunächst mit oder ohne Grundangabe einfach entlassen und ihnen dergestalt anheim gegeben, während der nun folgenden kürzeren oder längeren Pause von ihren Renten zu leben, beziehungsweise anderweitig um eine neue Staatsanstellung sich zu bewerben. So vergeht kaum ein Tag in dee Woche, an dem die Stambuler Amtsblätter nicht ganze Spalten von Personalveränderungen bringen, die sich zumeist auf die Aemter in den Provinzen beziehen.

Unter den hochgradigen Mängeln, mit denen das kranke osmanische Reich so überaus reichlich behaftet ist, mag dieser willkürliche, zweck- und kopflose Wechsel in der Stelleubesetzung wohl der allerempfindlichste sein. Mit jedem neuen Regierungsvertreter greifen neue Einrichtungen, selbstgeschaffene „Reformen und Verbesserungen“ platz, die bei ihrer Systemlosigkeit uud ohne allen Zusammenhang mit der Gesammtverwaltung des Reiches niemals auch nue die geringsten Erfolge erzielen oder irgendwelchen Nutzen schaffen können. Die Herrlichkeit eines Kaimakam, Mutescherif oder Wali ist nicht selten nur nach Monden gezählt, und die Anstellung im türkischen Staatsdienste, selbst in den höchsten Rangstufen, gewährleistet an sich nlemals ein sicheres Brod. Es hat hier damit noch viel wenigee dauernden Bestand, als etwa in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo doch nue der regelmäßige Wechsel des Präsidenten odee des herrschenden Systems erhebliche Personalveränderungen im Staatsbeamtenkörper zur Folge hat, während in dee Türkei außer den Einflüssen des so ungemein häufigen Minister- und Günstlingswechsels auch die Gnade, oder richtigee: Laune, des Sultans, Palastintriguen, Haremsränke und endlich noch der Hasp'el-idschab über Sein und Nichtsein der Beamten oft plötzlich entscheiden. Dieses letztere ist ein ganz curioses Wort, eigentlich schwierig zu übersetzen und bedeutet so ungefähr: Maßgabe der Nothwendigkeit. Diese „drei Worte inhaltschwer“ begründen häufig genug ausschließlich das Dienstentlassungsdecret eines Staatsbeamten, der, wiewohl ihm keinerlei Vergehen im Dienste nachgewiesen werden kann, dann nichtsdestoweniger derart „brevi manu“ abgeschoben wird. Der wahre Sinn dieser so geheimnißvoll scheinenden Formel indeß ist männiglich bekannt: ein anderer Candidat hat für Verleihung der betreffenden Stelle maßgebenden Ortes mehe geboten, als der bisherige Inhaber zahlen wollte oder konnte. Die Wirkung der zue Erlangung jedee wie immer Namen habenden Staatsanstellung unbedingt erforderlichen erstmaligen „Hauptbestechung“ hält eben keineswegs lange vor, sie schwächt sich sozusagen mit dem steigenden Geldbedürfniß des Empfängers — welch letzterer auch wieder seinerseits „nach höher hinauf“ bezahlen muß — ab und der Beamte muß sich infolgedessen seinem „Gönner“ unabläßig „erkenntlich“ zeigen, falls er im Amte auch verbleiben will.

Eine „Pensionscasse“ für türkische Staatsbeamte gibt es wohl, jedoch sie ist — Chimäre, behebt zwar infolge fünfprocentigen Gehaltsabzuges ihren Tribut, hat aber noch keinem jemals wieder etwas davon zurückbezahlt. Was scheint somit für den türkischen Beamten natürlicher, als die Tage der sieben fetten Kühe weidlich im eigenen Interesse auszunutzen und in möglichst kurzee Zeit so viel Beute zusammenzuraffen, um allen Zufälligkeiten seiner so ungewissen Existenz ruhigen Gemüthes entgegensehen, oder recht bald ins beschauliche Privatleben nach einem Jali am Bosporus oder Marmarameer sich zurückziehen zu können? Wenn irgend ein untergeordneter Beamter so unvorsichtig ist, durch außerordentlichen, „überstandesgemäßen“ Aufwand zu verrathen, daß er auf seinem Posten bereits allzuviel Geld „verdient“ hat, pflegt man ihn bisweilen auch zu rupfen — burmindan getirmek, es ihm zur Nase herauspressen, lautet der Kunstausdruck für das anzuwendende Verfahren —, und macht ihm den Proceß. Nachdem man ihm all sein Geld und Gut bis auf den letzten Heller — natürlich „privatim“ — abgenommen, wird er schließlich — freigesprochen. Freilich muß dee beklagenswerthe Tropf dann wieder ganz von vorn beginnen. Zumeist borgt ihm ein guter Freund — denn Freundschaft ist auch dort kein leerer Wahn — gegen 144 Proc. pro anno die erforderliche Summe, welche ihm von neuem die „Fähigkeit“ verleiht, in eine andere, vielleicht sogar höhere Stellung, als die frühere es gewesen, vorzurücken.

Die Zulassung der Christen, welche nach dem alten türkischen Staatsrechte nichts weiter als eine der herrschenden muselmännischen Rasse unterworfene Heerde (Rajah) waren, ist in § 7 des Chat-i-humajun (18./II. 1856) ausgesprochen. Es war dies eine von den Concessionen, deren Durchführung auf die meisten Schwierigkeiten stieß. In der That ist es auch sehr erklärlich, daß die Türken, bisher im alleinigen Besitz der öffentlichen Gewalt, dieser Neuerung nichts weniger als willig entgegenkommen konnten, daß alle Aemter hinfort ohne Ausnahme auch den seither von der politischen Organisation des Staates ferngehaltenen Christen zugänglich werden sollten. Letztere besteht ja auch eben lediglich in ihren bureaukratischen Einrichtungen. Nach Aufhebung der alten theokratischen Militärverfassung und nachdem die Selbständigkeit der Paschas und Derebeys in den Provinzen gebrochen war, übte die osmanische Rasse ihre Herrschaft wesentlich durch die Hierarchie des Beamtenthums aus. In diese Hierarchie nun nichtmuselmännische Elemente aufzunehmen, Christen zu Provinzialgouverneuren, Wesieren und Ministern zu ernennen, das mußte den Türken als der Anfang vom Ende ihrer Herrschaft erscheinen.

Diese Reformmaßregel des Chati-humajun wäre jedoch in ihrem ganzen Umfange schlechterdings auch niemals durchführbar gewesen. Die Bevölkerungen sind es nun einmal gewohnt, die obrigkeitliche Gewalt in den Händen der Türken zu sehen, das Princip der Autorität war sozusagen im Islam derart verkörpert, daß es nachgerade undenkbar erscheint, daß ein Grieche als Wali im stande sein würde, die Mohammedaner, Armenier, Katholiken und Protestanten, Juden, Chaldäer, Nestorianer in seiner Provinz in Gehorsam zu erhalten; ein jüdischer Großwesier, ein armenischer Seraskier oder Kriegsminister würden in den Augen der gesammten Bevölkerung des Osmanenreiches groteske und lächerliche Figuren sein, über deren Unmöglichkeit nicht der geringste Zweifel bestehen könnte. Dennoch waren Nichtmusetmänner schon seit lange her im Staatsdienst verwendet worden; namentlich hatten einzelne Griechen in der Diplomatie, Armenier wieder in der Finanzverwaltung nützliche Dienste geleistet, aber es ward stets dabei festgehalten, daß diese nichtmohammedanischen Beamten nur mehr automatische Instrumente der öffentlichen Gewalt sein sollten, ohne selbst Theil an ihr zu haben; es waren den Christen daher auch niemals Aemter übertragen worden, denen der obrigkeitliche Charakter innewohnte.

Dieses Princip hat sich auch bis heute nur wenig geändert. Man findet in den Provinzen allerdings hie und da christliche Staatsbeamte, stets aber nur in beschränkter Zahl und in untergeordneten Stellungen. Uebrigens sind diese dann gewöhnlich kaum besser und gewissenhafter als die Türken selber; sie heulen eben — und zwar willig — mit den Wölfen, und können füglich auch wohl nicht anders, denn ihre Stellungen müssen sie ebenso theuer erkaufen, wie jene. Es gibt zur Zeit einen förmlichen „Preiscourant" für sämmtliche türkische Staatsämter. Er ist sehr reichhaltig, und wir müssen darauf verzichten, ihn auch nur theilweise hier wiederzugeben, doch sei als alleiniger „Probeartikel" daraus die Stelle eines „Staatsanwaltssubstituten", deren Verleihung nicht mehr als fünfhundert türkische Pfunde kostet, angeführt. Nicht ganz zehntausend Reichsmark, in Anbetracht der ganz bedeutenden Summen, welche man bei diesem Geschäft in kurzer Zeit mühelos verdienen kann, ein wahrer Spott- und Schleuderpreis! Auf welche Weise man da seine Laufbahn als Staatsbeamter zuweilen beginnen kann, wollen wir an folgendem „selbsterlebten" Beispiel zeigen.

Wir hielten einst, es war auf dem classischen Boden des alten Niniveh, einen Araberjungen, Namens Daud, Sohn eines armen Lohgerbers, in unsern Diensten. Er waltete, wie dort üblich, als Küchenbursche, Stiefelputzer, „Scheuerlappen", führte die Gäule zur Tränke, vertrat gegebenenfalles im Felde den Jagdhund, kurz, er war ein vielseitig brauchbarer Mensch. Nach einigen Jahren genügte ihm der bisherige Wirkungskreis nicht mehr, er fühlte sich zu Höherem berufen, nahm den Abschied und ging mit meinem Segen seiner Wege. Nicht lange darauf stellte er sich wieder vor, um mir seine eben erfolgte Ernennung zum Staatsbeamten, als „provisorischer Schafzählergehülfe auf drei Monate" mitzutheilen. „Wie viel Gehalt?" „Dreihundert Piaster monatlich" (54 Mark). „Alle Hochachtung! — was hast du gegeben, um die Stelle zu bekommen?" „1500 Piaster und einen kleinen Teppich; denselben, den du mir damals, als ich fortging, geschenkt hast." Nun beträgt die Gesammteinnahme an Gehalt für alle drei Monate zusammen nur 900 Piaster. Wie bringt der Mann denn das sich hiebei ergebende „Deficit" von rund 600 Piastern und einem Teppich herein? Sehr einfach: der junge Regierungsschafzählergehülfe zieht hinaus und zählt die Schäflein auf der Weide. Dabei übersieht er — wenn er noch halbwegs gewissenhaft sein will — nur etwa fünftausend Stück und läßt sich für jedes derselben von den Eigenthümern einen Piaster „vergüten", wozu diese ja mit Freuden bereit sind, weil sie bei dem Handel, da die gesetzliche Schafsteuer drei Piaster für den Kopf beträgt, noch das Doppelte selber profitiren. Und so verbleibt ihm nach Ablauf seiner dreimonatlichen Amtsfrist abzüglich der 1500 Piaster noch immer ein Reingewinn von 4400 Piastern, zumal ihm das Leben währenddem auch nichts gekostet hat. Er wird nun diesmal, nachdem er sich erst für 100 Piaster einen Anzug nach europäischem Schnitt, Gummikragen und knallrothe Cravatte angeschafft, als nunmehr auch äußerlich tadelloser Effendi drei bis viertausend Piaster irgendwo „anlegen", dafür eine höhere Stelle erhalten und so, wenn auch noch Fortuna ihm ein wenig hold ist, seine Tage vielleicht als Generalgouverneur, oder — Allah Kerim! — gar als Großwesier beschließen. Alles schon dagewesen im Osmanenreiche.

Es waren Jahre vergangen und die versunkene Stadt Senaheribs mit allen Erinnerungen an meinen Diener Daud lag längst hinter mir, „in Sand und Ferne verloren". Da nahm ich an einer Orient-Vergnügungsdampferfahrt der „Augusta Victoria" theil und wir lagen auf der Rhede einer großen Handelsstadt der Levante vor Anker. Der Director der Gesellschaft gab den türkischen Würdenträgern der Stadt an Bord des Prachtschiffes ein glänzendes Diner und die würdigen Herren waren recht vollzählig dazu erschienen. Auf einmal trat aus deren Mitte ein schlanker, eleganter Herr mit geistreich-feinem, blassem Gesicht und schwarzem Vollbart auf mich zu, faßte mich am Arm, führte mich nach dem leeren „Musiksalon" in eine Ecke und küßte meine Hände. Erstaunt sah ich ihn nun genauer an und: „Daud, mein Teufelsjunge, wie kommst denn du daher?" rief ich dann, wie aus einem alten Traum erwachend. Er war es wirklich, und zwar als erster Staatsanwalt der Provinz, und ich muß sagen, auch ich freute mich nicht wenig dieses Wiedersehens.

Wahrhaft verblüffende Kunststücke leistete seinerzeit der sonst als liberaler Reformator in weiteren Kreisen bekannt gewordene Midhat Pascha als Generalgouverneur von Bagdad in der Anstellung von Staatsbeamten. Er nahm das Gute nicht nur, wo er es gerade fand, sondern glaubte es nicht selten auch dort gewaltsam finden zu können, wo es eben gar nicht vorhanden war. Seiner besonderen Gunst erfreuten sich europäische Aerzte, wogegen im Grunde wohl weiter nichts einzuwenden wäre, wenn er nicht einige solche als Leiter der öffentlichen Arbeiten, technische Fabrikdirectoren und einen sogar einmal als Stadtingenieur angestellt hätte, so daß, als eines Tages die Stelle des Belledie-Hekimi, des Municipalitätsarztes, erledigt wurde, zu deren Besetzung kein freier Aeskulapjünger in Bagdad mehr aufgetrieben werden konnte. Da überreichte ein seit längerer Zeit stellenloser wirklicher Ingenieur, der von Midhat, weil er ihm aus irgend einem nebensächlichen Grunde nicht sympathisch, bei einschlägigen Besetzungen stets übergangen worden war, dem Reform-Pascha ein Bittgesuch um Verleihung der erledigten — Stadtarztstelle mit der mündlichen „Begründung", daß er es beiläufig ebensogut verstünde, Kranke zu behandeln, als Dr. med. X., Häuser und Brücken zu bauen. Der Witz gefiel dem Gouverneur so gut, daß er zwar nicht ganz im Sinne des Bittstellers entschied und ihn zum Stadtmedicus ernannte, wohl aber einen den beiderseitigen Befähigungen entsprechenden Personalwechsel innerhalb der zwei in Rede stehenden Aemter eintreten ließ.

Die reformatorische Thätigkeit dieses modernen türkischen Staatsmannes in den Provinzen war überhaupt mehr Nachahmung europäischer Culturwerke in einzelnen zusammen-

Digitized by Google

hanglosen Tändeleien, als ernstes zielbewußtes Streben. Die Mittel, deren er sich dabei bediente, waren nichtsdestoweniger sehr häufig von gut „alttürkischer" Methode. So legte er beispielsweise von Bagdad nach dem einige Kilometer entfernten schiitischen Heiligthum und Wallfahrtsort Imam-Mussa eine Pferdebahnlinie an, zu deren Finanzirung die widerhaarigen Bagdader Spießbürger förmlich mit Peitschenhieben herangetrieben wurden. Der Betrieb dieser Bahn konnte später nur dadurch nothdürftig weiter erhalten werden, daß deren Verwaltung aus den Händen der Regierung an eine persische Privatgesellschaft überging. Midhat führte ferner auch von der Chalifenstadt „nach der persischen Grenze" zwei macadamisirte und mit gußeisernen Telegraphenständern geschmückte Chausseen aus, jede indeß nur bis zur Länge einer Meile, die schlechter waren als der ehemalige Karawanenweg und schon deßhalb nie benutzt werden konnten, weil sie eben spurlos in der Steppe verschwanden. Der Bau einer ähnlichen „Chaussee" wurde später einmal von einem Schüler Midhats, dem Generalgouverneur Hassan Tahsin Pascha von Mossul, „nach Diarbekir" begonnen. Man kam damit immerhin 90 Kilometer weit bis zu dem Kurdenstädtchen Sacho am Khabur. Der leitende „Ingénieur en chef du Vilajet de Mossul" war ein ehemaliger des Lesens und Schreibens seiner eigenen Muttersprache kaum kundiger deutscher Gärtnergeselle und sein „erster Conducteur" ein gewisser „Monsieur Abdallah", Schwager des damaligen französischen Viceconsuls, aber nichts weiter. Die Chaussee fiel auch danach aus; nach einem Jahre bereits fand man ihre Spuren nicht mehr.

Jede Vilajetsregierung besitzt einen solchen, sehr hoch besoldeten Chef-Ingenieur oder Director für öffentliche Arbeiten. Damit soll allerdings nicht eben gemeint sein, daß sie alle gerade auch Gärtnergesellen wären, sondern es befinden sich wahrscheinlich auch allerhand andere Künstler, Drechsler, Buchbinder, Handschuhmacher darunter. Insgesammt haben sie aber bisher noch keine einzige brauchbare Straße oder Brücke zustande gebracht.

Einige in der That sehr überflüssige höhere Beamtenkategorien wurden vor einigen Jahren nach nicht allzu langem Bestande wieder vom Etat gestrichen. Es waren dies die den Generalgouverneuren „zur Aushülfe" attachirten „Centralgouverneure", die Provinz-Steuerdirectoren und die Justizinspectoren. Im ganzen 99 große Müßiggänger, welche, von dieser Maßregel plötzlich betroffen, einfach „nach Hause gehen konnten". Da sie sämmtlich außerordentlich hohe Gehalte bezogen und dabei fast gar nichts leisteten, in Ermangelung jedweden eigentlichen abgegrenzten Wirkungskreises auch wohl nicht einmal etwas leisten konnten, so ergab sich aus ihrer Abfuhr allerdings eine ebenso wesentliche als wohlbegründete Entlastung des Staatssäckels. Sehr deutlich fühlte indeß das Volk dennoch die „Thätigkeit" der Justizinspectoren, denn alle Processe, sei es im Civil- oder Strafverfahren, kosteten nun mehr als das Sechsfache gegen früher; wir meinen damit: an „Nebengebühren". Und dieses Institut der Justizinspectoren nunmehr wieder einzuführen, hat im vergangenen Winter die Hohe Pforte beschlossen und es soll dies eine der „nöthigen Reformmaßregeln" sein!

Der nach dem Wali im Range höchststehende Beamte ist der Finanzdirector, Defterdar genannt, was wörtlich Buchhalter bedeutet. Diese Stelle ist, abgesehen von dem damit verbundenen hohen Gehalt — welcher übrigens bei allen türkischen Beamten doch nur die Nebenrolle des sog. „Cigarettengeldes" spielt —, eine wahrhaft glänzende und versetzt deren Inhaber stets in die angenehme Lage, nach drei- bis vierjähriger Amtsthätigkeit als schwer reicher Mann von ihr scheiden zu können. Die Einkünfte des Defterdar sind überaus mannichfacher Art; bei der Einhebung und Verrechnung aller Steuern und Naturalabgaben, beim Abschluß der Lieferverträge für Civil- und Militärverwaltung, ja selbst bei der Gehaltsauszahlung an die übrigen Beamten weiß er einen erheblichen Beuteantheil für sich selbst herauszuschlagen. Man kann füglich sagen: jeder von ihm vollzogene Federstrich ist baares Geld in seine Tasche.

Ein besonders gutes Geschäft bildet die Regulirung der inländischen Staatsschuldscheine. Die Türkei hat bekanntlich — wie sonst anständige Staaten auch — allerhand Schulden, alte und neue, große und kleine, nach außen wie nach innen. Bis zum Jahre 1854, da die Türkei in die Reihe der „Verbündeten gegen Rußland" trat, kannte sie die Kunst des systematischen Drauflosborgens noch nicht. Damit aber zerriß der Jungfernschleier der Schuldenreinheit und in bekannt rapidem Rollen gerieth das Reich auf die abschüssige Bahn, auf welcher es sich seitdem befindet. In den Cassen des Finanzministeriums herrscht permanente Ebbe. Demzufolge werden die am härtesten drängenden inländischen Gläubiger, welche man aus triftigen Gründen denn doch nicht immer kurzweg ad kalendas graecas verweisen mag, vom Finanzministerium zu Stambul zumeist mit einer sog. Hawale, das ist eine Zahlungsanweisung an irgend eine Vilajetscasse — gewöhnlich irgendwo weit hinten in Asien —, und mit der Versicherung abgefertigt, daß dortselbst eben gerade sehr viel überflüssiges Baargeld vorhanden sei. Hoch erfreut machen sich die dankbaren Gläubiger mit ihrer Anweisung auf den oft monatelangen, beschwerlichen und nicht selten gefahrvollen Weg, der dieser Hawale nachgerade einen etwas uriasbriefähnlichen Charakter verleiht, nach dem bezeichneten Golconda. Dort endlich eingetroffen, erfahren sie zu ihrem nicht geringen Schrecken vom Defterdar, daß die günstige Meinung des Finanzministeriums über den Cassenstand der Provinz auf einem Irrthum beruhe und kein Geld vorhanden sei. Man möge sich übrigens einige Tage lang gedulden, vielleicht komme etwas ein — Ischallah!... Nach einigen Tagen derselbe Bescheid und nach mehreren Monaten deßgleichen.

Mißmuthig und rathlos beginnt nun der unglückliche Hawale-Besitzer an seiner Sache zu verzweifeln. An den Generalgouverneur wendet er sich vergebens um Hülfe, denn der „mengt sich nicht in Geldangelegenheiten", weil er mit dem Defterdar auf Theilung arbeitet. Da macht man nun eines Tages „zufällig" die Bekanntschaft irgend eines freundlichen Herrn — als Kaufmann, Bankier oder so etwas dergleichen stellt er sich vor — und klagt ihm so nebenbei sein Leid, denn weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. „So, — eine Hawale, hm hm, sehr fatale Sache; ich kenne das, besitze selbst deren einige, doch ist gegenwärtig wirklich kein rother Heller in der Regierungscasse". „Leider — so schwört der Defterdar". „Dann können Sie es sicher glauben, er ist ein Ehrenmann und mein besonderer Freund dazu. Er hat mir erst kürzlich im Vertrauen mitgetheilt, daß nach dem derzeitigen Stande der Provinzfinanzen vor Jahresfrist an die Einlösung irgend einer Hawale gar nicht zu denken sei." Längere Kunstpause, während welcher der andere sich allmählich von seinem Schreck über diese Mittheilung erholen kann. „Doch wissen Sie was, Sie scheinen ein braver Mensch zu sein und thun mir leid, daß Sie hier so lange warten sollen, fern von Heimath, Familie und Geschäften. Ich will Ihnen die unglückliche Hawale abnehmen. Ob ich eine mehr oder weniger im Kasten liegen habe und ein Jahr lang auf ein paar lumpige tausend Pfund mehr warten muß, darauf kommt es mir nicht an, denn ich bin — Gott sei Dank! — ein reicher Mann und helfe gern meinem Nächsten aus der Noth; so ist es Allah wohlgefällig." Ein Jahr lang

Digitized by Google

und sogar noch länger, müßig in einer fremden Stadt lediglich auf sein Geld warten zu sollen, ist bitter, und so wird man denn bald handelseins. Der reiche, gottwohlgefällige Menschenfreund und Helfer in der Noth kauft die Hawale für den halben Werth oder noch billiger und überbringt sie unverzüglich dem Ehrenmann Defterdar, dessen Agent und Zutreiber er ist. Jetzt findet dieser auch das nöthige Geld in der Casse, um die Hawale damit voll einzulösen. Reingewinn: mindestens fünfzig Procent in die eigene Tasche, und der Zutreiber erhält eine kleine Provision davon; bei der großen Menge solcher Hawales, womit seitens des Finanzministeriums die asiatischen Provinzen geradezu überfluthet werden, ein wahrhaft glänzendes Geschäft.

Weniger einträglich wohl, doch nichtsdestoweniger auch „nicht ohne" ist die Stellung des bereits oben erwähnten Mektubdschi. Er liest sämmtliche Acten, um dem Wali Vortrag zu halten, und vermag dergestalt dessen Entscheidungen wirksam zu beeinflussen. Außerdem muß der letztere ihm von der eigenen Beute stets einen entsprechenden Antheil gewähren, da er ohne seine Mitwirkung und Mitwissenschaft kaum irgend einen größeren Fang bewerkstelligen kann, und schließlich läßt sich auch noch das mitentscheidende Votum dieses Beamten im Verwaltungsrathe gebührend verwerthen. Mitunter wird auch ein vom Wali bereits unterfertigtes Actenstück auf Wunsch der betreffenden Partei nachträglich im Bureau des Generalsecretärs noch einer kleinen Umänderung unterzogen. Das ist nicht schwierig auszuführen, denn die bei den türkischen Behörden gebräuchliche Tinte besteht nur aus Wasser, Lampenruß und etwas arabischem Gummi und läßt sich einfach mit der Zunge spurlos vom Papier herunterlecken.

Auch noch die „Berufsthätigkeit" der diesen weniger großen Herren und reißenden Wölfen untergeordneten Beamtenmeute und deren auf unlauteren Gelderwerb durch Mißbrauch der Amtsgewalt berechneten tausendfachen Kniffe auch nur andeutungsweise schildern zu wollen, hieße ganze Folianten erzeugen. Nur der Gefälligkeit des Ewrak-Mudiri, des Archivdirectors, sei zum Schluß unsrer Betrachtungen über das türkische Verwaltungsbeamtenwesen noch gedacht, der für angemessene Vergütung sich stets gern bereit finden läßt, irgend welche einer Partei unangenehme Actenstücke zeitweilig oder für immer aus den Archiven verschwinden zu lassen. Und dann brechen wir ab, denn es ist ein allzu trübes Zerrbild voll dunkler Schatten, die kein Hoffnungsschimmer möglicher Besserung zu durchdringen vermag. Der Vortheil der Tynastie der höchste leitende Grundsatz; die Laune des Herrschers und, was noch schlimmer und verhängnißvoller ist, seiner zumeist ebenso unfähigen wie gewissenlosen Günstlingscreaturen oberstes Gesetz; die Beamten auf Raub und Bakschisch eingeschworen, jeder Bestechung zugänglich; das Volk rechtlos, ausgesogen und geknechtet und in den inneren Einrichtungen des Staates trotz aller angeblichen Reformen nichts, was für eine Wendung zum Besseren in absehbaren Zeiten bürgen könnte.

Mittheilungen und Nachrichten.

F. K. **Archäologische Mittheilungen.** Der Wunsch nach Bekanntmachung der auch in diesen Blättern bereits mehrmals erwähnten Erzstatue aus Delphi wird durch die eben erschienene winzige Abbildung im Compte-rendu de l'Académie des inscriptions et belles lettres, mai-juin, eher bestärkt als befriedigt. Immerhin läßt die feine Photographie erkennen, daß hier in der That ein Werk ersten Ranges wiedergewonnen ist, das wohl der Glanzpunkt der Delphischen Ausgrabungen bleiben wird. Ein Jüngling im langen Gewand der Wagenlenker, die Zügel noch in der Rechten haltend, bis auf den linken Arm vollkommen erhalten, dazu Reste des Wagens und der Rosse — ein Werk noch etwas alterthümlicher und doch schon höchst vollendeter Kunst, aus einer Zeit stammend, aus der sich nur gar weniges erhalten hat, verschwindend weniges von dem Besten, da man zu jener Zeit ganz besonders für die besten Werke den Erzguß bevorzugte, der ja überhaupt in der antiken Kunst einen so großen, in dem, was davon ihr erhalten ist, mit alleiniger Ausnahme der Funde in den verschütteten Vesuvstädten einen so überaus kleinen Platz einnimmt. Wenn indessen die ersten Nachrichten über den Fund von einer Portraitstatue des syrakusischen Herrschers Hieron sprachen, so war das eine kühne Hypothese, die sich bei näherem Zusehen gewiß nicht bewähren wird. Sie gründet sich auf einen Inschriftrest, der in der Nähe der Statue gefunden ist und als zugehörig zu der Basis des Gespanns angesehen wird — ob mit Sicherheit, ist nach abzuwarten. In dieser Inschrift erscheint ein Polyzalos als der Weihende, und Polyzalos war der Name eines Bruders des Hieron und Gelon von Syrakus. Aber wenn auch wirklich dieser Polyzalos das Gespann geweiht hat, so bleibt es zweifelhaft, ob er den Sieg eines seiner Brüder oder seinen eigenen verewigen wollte, und in keinem Fall ist es wahrscheinlich, daß der Wagenlenker einer der Fürsten selbst sein soll, oder daß überhaupt Portraitähnlichkeit beabsichtigt ist. Leider nennt der Inschriftrest den Namen des Künstlers nicht, und so wird, auch wenn die Zugehörigkeit der Inschrift gesichert werden sollte, die Wahl bleiben unter den großen Erzbildnern der Zeit, und der Wunsch, durch diesen Fund nicht nur ein großes Kunstwerk, sondern auch einen festen Punkt der Kunstgeschichte gewonnen zu haben, wird schwerlich in Erfüllung gehen. Die Inschrift ist versuchsweise von Croiset in einer Sitzung der Akademie folgendermaßen ergänzt worden:

Νικήσας Πυθῶνι Πολύζαλος μ' ἀνέθηκεν.
Τοῦ δὲ κλέος ζαλωτὸν ἀεί, εὐώνυμ' Ἀπόλλον —

indem sicher mit Recht auf den Gedanken Homolle's, in der zweiten Zeile einen Rest des Namens Gelon oder Hieron zu finden, verzichtet wurde. Mit Spannung erwarten wir des glücklichen Entdeckers ausführlichere Besprechung des köstlichen Fundes, sowie Foucarts Erläuterung der Inschrift.

Zur Weiterbildung des anthropometrischen Signalements (Bertillonage). Nach dem lehrreichen Aufsatz von Wirschinger über das anthropometrische Signalement in Nr. 210 der Beilage dürfte eine Notiz über den Inhalt des bereits in Nr. 208 kurz erwähnten Referats von Bertillon an den Congreß für Criminal-Anthropologie in Genf von Interesse sein. Das Referat gibt zunächst einige statistische Notizen über die Erfolge des Pariser anthropometrischen Dienstes. Danach ist es im Laufe des jüngsten Jahrzehnts gelungen, in 4364 Fällen der Angabe eines falschen Civilstandes die Identität der Missethäter festzustellen. Außerdem hat die Ueberzeugung von der Gewißheit, erkannt zu werden, 3800 Missethäter, die sich falsche Namen beigelegt hatten, zum Geständniß ihres richtigen Civilstandes veranlaßt. (Als Curiosum möchte ich aus meiner eigenen, im Jahre 1894 in Bertillons Arbeitslocal geschöpften Erfahrung hier einschalten, daß ein anscheinend recht intelligenter Gefangener aus dem Hundeisstande, nachdem er sich lange geweigert hatte, seinen wahren Namen zuzugestehen, endlich doch durch die Wucht des Bertillon'schen Systems zum Geständniß sich gedrängt sah, bei dessen Ablegung er zugleich zur allgemeinen Ueberraschung eine vom Galgenhumor dictirte Beglückwünschung Bertillons zur Vortrefflichkeit seines Systems einfließen ließ. Da ich meines gelegentlich der Versammlung der Internationalen criminalistischen Vereinigung in Paris erfolgten Besuchs des Pariser Bureaus einmal Erwähnung gethan habe, möchte ich nicht unterlassen, beizufügen, daß die Auffindung des zutreffenden Personalblattes nach Maßgabe eines für einen vorgeführten Gefangenen festgestellten Signalements in der That sehr leicht ist. Bertillon hatte bei dem gemeinschaftlichen Besuch, den ihm eine größere Anzahl von Mitgliedern der Vereinigung abstattete, auch mir die Aufgabe der Aufsuchung des Personalblatts für den vorerwähnten Gefangenen gestellt; nach meiner Erinnerung kann ich nur sagen, daß die in Wirschingers Aufsatz erwähnte Frist von 5 Minuten, welche englische Commissäre zum Aufsuchen des zutreffenden Personalblatts gebraucht haben sollen, eher zu lang als zu kurz gegriffen ist.) Eine erhebliche Zunahme ergibt sich in der Zahl der Fälle, bei welchen auf staatsanwaltschaftliche Anfragen aus der Provinz hin die Erkennung der betreffenden Personen gelang. Der Procentsatz der Erkennungen ist von 10 Proc. im Jahre 1888 auf 23⅓ Proc. im Jahre 1895 gestiegen. Besonderen Erfolg hatte dabei die Errich-

Digitized by Google

tung einer Schule für Gefängnißwärter zur Unterweisung derselben in den anthropometrischen Messungen; aus dieser Schule werden jährlich rund 50 Gefängnißwärter mit genügender Kenntniß des anthropometrischen Dienstes an die Provinz abgegeben. Das Referat berichtet ferner über die Verbesserungen, welche in der Ausgestaltung des anthropometrischen Dienstes in Paris in der neuesten Zeit eingeführt worden sind. Ohne auf die sämmtlichen Einzelheiten einzugehen, hebe ich zunächst eine hervor, daß man sich im Hinblick auf die steigende Massenhaftigkeit der Personalblätter im Interesse der Verbesserung der Classification und der Erleichterung der Aufsuchung zur Aufnahme eines weiteren Messungsmoments, sowie (seit 1895) zur Beifügung der Fingerabdrücke entschlossen hat. Letzterer Umstand ist von besonderem Interesse; er stellt ein beachtenswerthes — und, wie ich glaube, recht nützliches — Compromiß zwischen dem Franzosen Bertillon und dem Engländer Galton, dem streitbaren Vertheidiger des Systems der Fingerabdrücke, dar. Außerdem hat man neben — gegebenenfalls sogar als Ersatz der Photographie — sich mit der sorgsamen Ausbildung des auf die „minutiöse Analyse der menschlichen Physiognomie" gegründeten, in Worten ausgedrückten Signalements beschäftigt und hat nach Bertillons Meinung mit der Herstellung eines solchen „portrait parlé" sehr viel erreicht. Endlich ist auch das Verfahren bei Herstellung der Photographien verbessert worden, so zwar, daß bei den weiblichen Personen an Stelle der körperlichen Messungen, welche gewisse Schwierigkeiten bieten und wohl auch die Kritik herausfordern, eine gewisse Anzahl von Gesichtsdimensionen auf dem photographischen Cliché gemessen werden. n. Mayr.

* Der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin hat nach längerer Pause wieder einen größeren Bericht nach Stockholm gesandt, dem die „Voss. Ztg." interessante Mittheilungen über die Ruinen einer uralten Stadt entnimmt, die er während seiner diesjährigen Reise durch die Wüste Gobi fand. Er begann diese Wüstenfahrt mit einer starken Karawane von Khotan ab, nach einiger Zeit stieß man auf die Reste eines abgestorbenen Waldes, in dessen Nähe die Ruinen lagen. Im Gegensatz zu den vielen anderen Steinruinen in Ostturkestan waren hier alle Ueberbleibsel von Holz, nicht eine Spur von einem Stein- oder Lehmbau war zu entdecken. Die Ruinen erstanden in zwei bis drei Meter hohen Pfeilern, die oben spitz zuliefen, im übrigen aber sehr verwittert waren. Solche Hausruinen fand Hedin zu Hunderten, oder der ganze weite Bezirk, 3 bis 4 Kilometer im Durchmesser, liegt in tiefem Sande begraben, so daß nur solche Häuser, die auf dem erhöhten Untergrunde oder in den Sandthälern stehen, hervorsehen. Im trockenen Sande Ausgrabungen vorzunehmen, ist eine vergebliche Arbeit, da der Sand sofort nachrutscht; aber immerhin gelang es Hedin, so viele Funde zu machen, daß er das Alter der Stadt bestimmen konnte. Bei einem der Häuser standen die Wände zwischen den Pfeilern etwa einen Meter hoch. Sie bestanden aus Schilf, mit Lehm zu einem festen Baumaterial vereint und außen und innen mit weißem Putz bekleidet. Auf diesen waren mit Meisterhand verschiedene Malereien angebracht, in denen knieende Frauen, die Hände zum Gebet gefaltet, dargestellt waren. Weiter fand man Abbildungen von ewigen Männern, einem Hunde, einem Pferd, einigen Fahrzeugen, sowie Ornamente, namentlich aber Blumen in großer Menge. Da der Putz wie Staub abfiel, copirte Hedin die Malereien und maß deren Größe. Beim Graben in einem anderen Hause wurde eine Menge 1 bis 2 Decimeter hoher Gipsfiguren in Hochrelief gefunden, die augenscheinlich zum Schmuck einer Wand gedient hatten und sitzende Buddhabilder und stehende Frauen darstellten. Letztere hielten die eine Hand aufwärts gestreckt, die andere über die Brust, den Hintergrund ihres Kopfes bildete eine Glorie ganz wie bei den katholischen Marienbildern. Zwischen mehreren Sandhaufen sah man noch die Spuren von Baumbestand, so von der hohen Pappel, in Alleen stehend, wie man nach den Stümpfen schließen konnte. Hier hatte der Boden auch Nahrung für Aprikosen- und Pflaumenbäume gegeben. Ehemals lag diese jetzt in ein Sodom verwandelte Stadt an einem nun an dieser Stelle ausgetrockneten Fluß, dem Kerija-Daeja, und an ihren Häusern und Tempeln war das Wasser in zahlreichen Canälen vorbeigeströmt. In der Nähe der Stadt und an den Ufern des Flusses wuchsen prächtige Wälder, wie jetzt am Kerija-Darja, und zu den heißen Sommertagen genossen die Einwohner unter den dichten Aprikosenbäumen einen erfrischenden Schatten. Hinsichtlich der Frage, wann diese Stadt bewohnt war, gibt u. a. etwa Anhalt eine Berechnung über die Zeit, die der Sand gebraucht hat, um von der Stadt gegen Südwesten bis zu den Gebieten zu gelangen, wo jetzt die äußersten Sandhaufen am Fuße des Küen-Lün liegen. In diesen Gebieten herrschen nordöstliche und östliche Winde vor, besonders im April und Mai ist der Wind heftig, dann trifft der sogen. „Kara-Burun", d. h. „schwarze Sturm", ein, ein Wind, der so viel Sand und Staub mitführt, daß der Tag zur Nacht wird. Im März und Juni kommen dazu mehrere „Sarik-Burun" oder „gelbe Stürme", die schwächer und von kürzerer Dauer als die schwarzen sind. Hedin sah im Januar, daß ein Sandkomm vor einem ziemlich heftigen Südwest in 45 Minuten 11.9 Centimeter gegen Nordost wanderte. In der Nacht wandte sich der Wind, und der Sandhaufen machte in 9 Stunden 91 Centimeter gegen Südwest. Nimmt man nun, daß jedes Jahr an 24 Tagen starker Wind gegen Südwest weht, und daß er an jedem solchen Tage ununterbrochen weht, so daß das Hause 2 Meter wandert, so geht er im Jahre ungefähr 50 Meter und braucht 1000 Jahre, um den Punkt zu erreichen, bis zu dem der Sand nun gegen Süden gekommen ist.

* **Kiel.** Der Professur der Archäologie Dr. Milchhoefer ist für das kommende Wintersemester zu einer Reise nach Griechenland beurlaubt, wo er mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften die letzten Vorstudien zu einem umfassenden Werk über Topographie und Landeskunde von Attika machen wird.

* **Bern.** Die Meldung des „N. Winterthurer Tagblatt", es sei auf Antrag des Erziehungsdepartements vom Prof. Steck die Entlassung aus der theologischen Facultät ertheilt worden, ist vollständig aus der Luft gegriffen.

* **Prag.** Dr. Wenzel Gerber, Professor an der deutschen theologischen Facultät, starb am 11. d. M. in Marienbad im Alter von 39 Jahren.

t. **Innsbruck**, 14. Sept. IV. Versammlung deutscher Historiker. Samstag, den 12., Nachmittags besuchten die Theilnehmer des Historikertags das benachbarte Hall mit seiner diesjährigen sehr interessanten historischen Ausstellung im dortigen, an sich architektonisch und historisch bemerkenswerthen Rathhaus. Nach der Rückkehr nahm die Versammlung einen hochinteressanten Vortrag des Prof. G. F. Knapp (Straßburg) entgegen: „Ueber die Grundherrschaft im Nordwestlichen Deutschlands, speciell in dem Gebiet des ehemaligen Königreichs Hannover". Von der Entwicklung der ländlichen Verfassung in Hannover wisse man, begann Redner, in weiten Kreisen nicht viel. Hie und da hört einmal ein Student, daß dort unter 1807 bis 1813 französische Zwischenherrschaft gewaltet hat und damals mit allem mittelalterlichen Schutt aufgeräumt worden sei; dann aber, nach Vertreibung der Fremden, sei der Landesherr zurückgekommen und habe die früheren Einrichtungen wieder hergestellt, sogar die eben abgeschaffte Leibeigenschaft. Nur mit Empörung kann der liberale Jüngling dies hören, für den Kenner aber liegt die Thatsache ganz anders, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Ein neu erschienenes Werk von Dr. Werner Wittich, einem Schüler des Vortragenden, bietet eine vollständig neue Besprechung der ländlichen Verfassung in Hannover etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Dieser Zeitpunkt ist gewählt, weil hierüber die Quellen am reichsten fließen. Das Mittelalter wird von der liberalen Entrüstung über die Leibeigenschaft entstellt. Nicht als ob Redner sie den unfreien Bauer schwärme — man möge ihn so frei, als er vertragen könne —, aber man höre endlich auf, weil man freie Bauern will, zu behaupten, daß dies der Urzustand gewesen sei. Landläufige Müßiggänger, die nur selten etwas anderes thun als trinken, sagen und kämpfen, das sollen die Bauern gewesen sein? Das sind sie sicher nicht gewesen. Das waren die kleinen Grundherren, eine Art Adelige, die in den Gerichten und Volksversammlungen mitredeten, die aber nie ihre Hand an den Pflug gelegt haben. Sie hatten vielmehr angesiedelte Knechte, und diese waren die Bauern, welche für den Herrn arbeiten mußten. Somit ist der Bauer, der seinen Herrn ernähren muß, eine alte Erscheinung. Die Grundherrschaft ist im früheren, wie im späteren Mittelalter keine Anstalt zur Menschenquälerei. Der hörige Bauer ist zwar ein Knecht, d. h. unfrei im Sinne des öffentlichen Rechts, aber er ist nicht Knecht im Sinne eines Gehülfen im Wirthschaftsbetriebe, er ist, wenn auch unfrei, doch Leiter seines kleinen Betriebs. Dieser kleine Betrieb ist in erster Linie dazu da, den Herrn zu ernähren, ihm Abgaben zu liefern u. s. w. Was darüber bleibt, verzehrt der Bauer. Solch hörige Bauern hat ein Grundherr 12 bis 20, die Klöster hatten deren oft bis zu 100. Niemand will diese Bauern vertreiben oder durch Frohnden erdrücken, da so an ihrer Anwesenheit alles

Digitized by Google

liegt. Die politischen Ehren gehen ihnen ab, aber sie sind weder ehrlos noch rechtlos. Diese Bauern des früheren Mittelalters heißen in Niedersachsen Laten, deren jeder eine Hufe, meist etwa 30 Morgen, hat. Hebt der Grundherr das Latenrecht sehr wenig leistender Bauern auf, indem er sie freiläßt, so bleibt das Land natürlich dem Herrn, der nun mehrere Hufen zusammenschlägt und miteinander an einen freien Bauer, den Meier, verpachtet. Dadurch entstehen die Bauernhöfe des späteren Mittelalters. Einige, denen man die Hufen genommen, während man ihnen die Freiheit gab, bleiben in dem alten Wohnhaus — dieses wird nicht verliehen — und haben dabei ihren Haus- und Feldgarten, sowie die an dem Hause haftenden Gemeinsenutzungen; diese Classe nennt man Köttee. Andere befreite Laten wendea sich dem langsam sich entwickelnden Kriegssöldnerthum zu, wieder andere wandern nach unsern damaligen Colonien östlich der Elbe, nach Mecklenburg, Brandenburg und Pommern, aus, die früher slavisch waren und heute dem niederdeutschen Sprachgebiet angehören. Mancher Late ist in der alten Hörigkeit sitzen geblieben; diesen Rest erkennt man an gewissen Abgaben, wie z. B. den „Todfällen", die sich noch jahrhundertelang erhalten haben. Das sind die sogenannten Leibeigenen des Westens; mnn sieht aber sofort, daß sie etwas ganz anderes waren, als die Erbunterthanen des Ostens. An der Schwelle der neuen Zeit ist das Verhältniß also dies: Die Grundherren leben von dem, was ihre Bauern leisten, und diese besitzen ihre Grundstücke zu Meierecht, das nicht erblich ist. Nach und nach wird durch die veränderte Heeresverfassung der Ritterstand entbehrlich. Die niedersächsischen Ritter haben nun aber hier im Westen sich nicht durch Bauernlegen u. s. w. zu Rittergutsbesitzern verwandelt und sind nicht zum wirthschaftlichen Großbetrieb übergegangen, sie bliebea auch in dee neueren Zeit Grundherren. Diese Grundherrlichkeit verändert sich aber im Laufe der Zeit, und zwar hauptsächlich aus Gründen der Besteuerung. Die landesherrliche Steuer liegt in Niedersachsen auf dem bäuerlichen Meiergut. Es ist keine persönliche Abgabe des Meiers, ebenso keine Grundsteuer, die dinglich auf dem Acker liegt, vielmehr ist es eine dingliche Steuer auf dem Meiergut als solchem. Würde dieses zerrissen, so fiele auch die Steuer weg. Dadurch gewinnt nun der Staat ein gewaltiges Interesse, daß stets Meiergüter vorhanden sind, und infolge dessen wird im 16. Jahrhnadert die Erblichkeit des Meierbesitzes eingeführt, während er früher durchaus nur verpachtet war. Ebenso sorgt der Staat, daß der Meier sehr leistungsfähig bleibe, und es wird daher den Grundherren untersagt, den Meierzins zu erhöhen, damit der Staat seiner Steuern ganz sicher ist. Dies stand schon fest beim Ausbruch des 30jährigen Krieges. In diesem Kriege kommt auch der niedersächsische Bauer in Vermögensverfall, ee verläßt das Gut, die Bauernstellen werden wüst. Auch jetzt bebaut keineswegs der Grundherr selbst die Aecker, sondern sie sind manchfach veräußert an andere Landleute, die nicht Meier sind, an Kötter, Häusler, Anbauern u. s. w., und diese sollen nur eine geringe Steuer an den Landesherrn zahlen. Es lag nun nahe, die bisherige persönliche Steuer des Meiers in eine Grundsteuer umzuwandeln. Diesen einfachen Ausweg ergriff man aber nicht, sondern dee Staat verlangte nach dem 30jährigen Krieg, daß das grundherrliche Land aus jener Zersplitterung erlöst und wieder wie bisher in die Hände richtiger Meier gegeben werde, und das setzte er merkwürdigerweise auch durch. Vom Standpunkt des Fiscus aus konnte es also in Hannovee gar keinen tüchtigeren Mann geben, als den Meier. Derselbe wird daher vom Landesherrn auf jede Weise behütet. Jeder Amtmann hat zu sorgen, daß der Meier bei Kräften sei, Ueberschuldung desselben ist verboten, zu allen Rechtshandlungen ist die Zustimmung des Amtmanns nothwendig. Der Staat hat diesen wichtigen Theil der Obliegenheiten des Grundherrn auf sich genommen, der historische Grundherr ist gleichsam verkümmert zu einem Rentengläubiger des Bauern, und die Rente darf zudem nicht erhöht werden. Auch hierin ist also im Nordwesten der Verlauf der Agrarentwicklung völlig anders, als im Nordosten. Daraus erklärt sich nuch die seltsame Erscheinung des hannoverischen bäuerlichen Uebrechts. Es folgt dee Sohn dem Vater, der übernehmende Sohn heißt Anerbe. Die Geschwister des Anerben haben keinen Anspruch zu erheben, soweit das Meiergut in Betracht kommt; nur insoweit es sich um Allodialhinterlassenschaft handelt, verlangen sie nuch ihren Theil. Nicht weil ee Zweckmäßigkeit es anräth, bleiben die Geschwister ohne Abfindung, sondern weil diese rechtlich gar keinen Sinn hätte, denn das Meiergut ist nicht Eigenthum der Familie, wie ein nebenbei angekaufter Acker es sein würde, das Meiergut gehört nnch immer dem Grundherrn, der Bauer hat nur das Nutzungsrecht an dem fremden Boden nnd dieses ist im 16. Jahrhundert erblich geworden. Als nun die Franzosen Hannover besetzten, gab die französische Verwaltung alle diese Reste mittelalterlicher Grundherrschaft nui. Als 1815 der hannöverische Staat wiederhergestellt wurde, schritt man jedoch einfach wieder zur Herstellung des alten Zustandes. Mit niedersächsischer Zähigkeit wollte man das Alte, auch wenn es schlechter wae, zunächst wieder aufrichten, um es dann selbst zu verbessern; die Fremden sollten keine Spue ihrer Wirksmkeit auf welfischem Boden zurücklassen. In diesem Zusammenhange begreift man, daß Hnnnover neben vielem anderen auch die Leibeigenschaft, wo sie noch bestanden hatte, wieder aufleben ließ; d. h. praktisch betrachtet, es wurde bei gewissen Meiern der herkömmliche Todfall wiedee eingeführt, weiter war es nichts. Von Wiederbelebung der Sklaverei aber auch nur dee Unfreiheit wne dabei keine Rede. Man mng über diesen Eigensinn lächeln, aber zu einer Entrüstung liegt keine Ursache vor. Wie es nan zu gehen pflegt: der conservative Mensch ist immer überzeugt, daß er stets rechtzeitig seine maßvollen Neuerungen von selbst beginne, und doch wird er von dem radicalen Gegner in Bewegung gesetzt. In Hannover blieb man beim Alten, bis din evolutionären Strömungen von 1830 um sich griffen. Dann erst schritt wan zur Herstellung modeener Verhältnisse durch die sogeunnnten Ablösungen, womit dann die Grundherrschaft aufhörte. Damit war den liberalen Forderungen Genüge geschehen. Man sagte dem Landmann, daß er nun in die neue Zeit eingetreten sei, was er sonst vielleicht in Hannooer gar nicht bemerkt hätte, da die mit abgelösten Frohnden gar nicht von wesentlicher Bedeutung waren. Immerhin war dieser Schritt nöthig, denn es gibt in diesen Dingen ein unabweisbares Mitthun. Nun kommt aber wieder das Besondere in Hannover. Der Bauer hatte dort neben dem Grundheren noch einen Vormund und das war der Staat, verkörpert im Amtmann; wean er Schulden aufnehmen will, muß es der Amtmann erlauben, der Amtmann wacht übee den Verkauf, er besieht sich den Anerben, ob er tauglich sei, u. s. w. Das Anerbenrecht ist ausdrücklich für den bäuerlichen Besitz aufeechterhalten. Erst als Hannover zum zweitenmal als Staat verschwindet, indem es in einn preußische Provinz verwandelt wurde, hörte das auf, denn in Preußen lebte damals noch die liberale Ueberlieferung in der Agrargesetzgebung. Heutzutage gibt es nun eine mächtige Bewegung, die jenen Vortheil des Staates wiederherstellen möchte, sei es ganz, sei es in wichtigen Theilen. Ob dies berechtigt ist, diese politische Frage berührt uns Historiker nicht. Die Geschichte des ländlichen Verfassung in Niedersachsen hat ihren Schwerpunkt in den alten Zeiten. Ueberall handelt es sich um die Grundherrschaft und das ist der Schlüssel zum Mittelalter.

* **St. Petersburg.** Auf Verfügung des Ministers der Volksaufklärung wird mit Beginn des nächsten Schuljahres das Gymnasium zu Wladiwostok in zwei Abtheilungen getheilt werden, in eine classische und in eine orientalische, wobei in der letztgenannten Abtheilung der Unterricht in den alten Sprachen völlig aufgehoben und durch Unterweisung in orientalischen Sprachen ersetzt werden soll. Der Unterricht in der chinesischen Sprache wird in der dritten Classe beginnen. Diejenigen Schüler, welche sieben Classen der orientalischen Abtheilung absolvirt haben, erhalten das Recht, in das zu gründende Institut für orientalische Sprachen zu treten, das mit einem Internat für 100 Studenten verbunden sein wird. Ob die Abiturienten der classischen Abtheilung und die Zöglinge der Gymnasien überhaupt unter gewissen Bedingungen zum Eintritt in das Institut für orientalische Sprachen oder zum Hospitiren dortselbst berechtigt sind, soll noch festgestellt werden. Das Programm des Instituts ist sehr umfangreich; außer der chinesischen, japanischen, koreanischen und mongolischen Sprache sollen im Institut noch Theologie, die Religionssysteme des Orients, Geschichte, Staatsrecht, internationales Recht, Handelsrecht, Waarenkunde und Handelsgeographie gelehrt werden.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 118. Band. Sechstes Heft.

Inhalt: Homee als Jugendbildnee. (Schluß.) — Erinnerungen aus der Minsterzeit Bismarck-Camphausen. (III. Schluß.) — Die römische Künstlerzunft. — Die Preisumwälzung des 16. nnd 17. Jahrhunderts. — Zerfall. Constantinopel und kein Ende. — Zur Geschichte der Franziskaner in Bayern. (13081)

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 17. September. Nummer 215.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Vorstellungen des Koran vom Leben des Menschen nach dem Tode. Von Aug. Wünsche. — Die Zeichnungen des Dresdner Kupferstichcabinets. Von W. v. Seidlitz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Vorstellungen des Koran vom Leben des Menschen nach dem Tode.

Von Aug. Wünsche.

Die aus dem Juden- und Christenthum entlehnte Lehre des Propheten von einem Fortleben nach dem Tode in einer anderen jenseitigen Welt stieß bei den alten heidnischen Arabern auf großen Widerspruch. An den verschiedensten Stellen bringt der Koran die irrige Meinung der Mekkaner in vorwurfsvollem Tone zum Ausdruck. „Es gibt für uns nur einen ersten Tod," heißt es beispielsweise Sure 23, „und wir werden nicht wieder auferstehen. Bringt einmal unsre Vorfahren zurück ins Leben, so ihr Wahrheit sprechet." Wir wollen im Nachstehenden zu zeigen versuchen, wie sich der Prophet das Loos des Menschen nach dem Tode vorgestellt hat und durch welche Mittel es ihm gelang, dem Glauben an ein Jenseits bei seinen Volksgenossen Eingang zu verschaffen.

Ist der Mensch gestorben und ins Grab gelegt, so wird er durch die Engel Munkar und Nakir wieder erweckt, um ein Verhör (Suál) zu bestehen. Diese zwei Engel, von denen der eine schwarz, der andere blau ist, begeben sich in die Gruft und befragen den Verstorbenen, wer sein Herr, welches seine Religion und wer sein Prophet sei, worauf der Gläubige zur Antwort gibt: „Gott ist mein Herr, der Islam (wörtlich: Ergebung) meine Religion und Mohammed mein Prophet." Diesem Verhöre müssen sich alle ohne Unterschied des Alters und der Todesart unterwerfen. Hierauf verfällt die Seele in eine Art Schlaf, der bis zum Weltgericht dauert. Der Tod ist mithin nach mohammedanischer Vorstellung nicht die Vernichtung des Menschen, aber auch nicht die Geburt zu einem neuen Leben. Dieses beginnt vielmehr erst, wenn sich die Seele mit ihrem Körper durch Allahs Macht wieder vereinigt. Sicher brachte den Propheten der täglich wiederkehrende Naturvorgang, daß der neue Tag aus der Nacht geboren wird, auf diesen Gedanken. Nur von den in der Schlacht bei Ohod gefallenen Glaubenskämpfern scheint Mohammed angenommen zu haben, daß sie unmittelbar nach dem Tode in ein höheres Dasein übergegangen sind, denn er betrachtet sie als Lebende, die von ihrem neuen Daseinsorte herabschauen, sich an den ihnen zutheil gewordenen göttlichen Gnadenerweisungen ergötzen und über alle diejenigen freuen, die ihnen als Märtyrer folgen. Für die Richtigkeit dieser Ansicht sprechen die Worte in Sure 3: „Du darfst keineswegs die für todt halten, welche für die Religion Gottes gefallen sind, sie leben vielmehr bei ihrem Herrn, der sie hinlänglich versorgt. Sie freuen sich über die Wohlthaten, die ihnen Gott schenkt, und freuen sich über die, welche noch nicht bei ihnen sind, aber ihnen bald nachfolgen werden." Uebrigens wird der Seelenschlaf den Neubelebten als nur von kurzer Dauer vorkommen, es wird ihnen sein, als hätten sie nur einen Abend oder nur einen Morgen im Grabe verweilt. Die Bilder, deren sich der Koran zur Veranschaulichung der Kürze des Zwischenzustandes bedient, weisen entschieden auf den täglich sich vollziehenden Naturvorgang von Tag und Nacht hin. Mit dem Auferstehungstage beginnt zugleich das erste von den künftigen Werken Gottes, nämlich die zweite Schöpfung. Zehn schreckenerregende Zeichen gehen ihm voran: 1) schwarzer, dicker Rauch wird die Erde bedecken, 2) der Antichrist erscheint, 3) ein Engel mit dem Stabe und dem Siegel Mosis tritt auf, mit dem Stabe berührt er die Auserwählten und zeichnet mit ihm mit deutlichen Buchstaben auf die Stirn der zum seligen Leben Bestimmten das Wort Mumin, Gläubiger, mit dem Siegel dagegen drückt er auf die Stirn der Verworfenen das Wort Kafir, Ungläubiger, 4) die Sonne geht auf der Abendseite auf, 5) Jesus Christus, der Sohn der Maria, kommt wieder, 6) Gog und Magog, zwei verheerende Zwergvölker, die von Noahs Sohne Japhet abstammen, erscheinen, 7) und 8) der Orient und Occident werden erschüttert, 9) Arabien wird umgestürzt und 10) ein schrecklicher Brand entsteht, der in Jemen anfängt und alle Völker auf einen Ort, den Gerichtsplatz, zusammentreibt. Nicht minder furchtbare Zeichen gehen dem Gerichtstage voran. Wenn der Engel Israfil ihn durch Posaunenschall ankündigt, fängt die unbeweglich feststehend gedachte Erde an zu erzittern, die Berge zersplittern in kleine Stücke und wirbeln in dünnen Staub auf; die Himmel zerreißen und glühen wie eine Rose, oder wie rothes Leder, oder wie geschmolzenes Erz, hierauf rollen sie sich wie ein Stück beschriebenes Pergament zusammen und Sonne und Mond verlieren ihren Glanz. Auf wiederholtes Stoßen in die Posaune erfolgt sodann die Auferweckung der Todten, die für Gott übrigens ein leichtes ist, nicht schwerer als die erste Schöpfung. Die Erwählten erwachen jung und frisch, die Verworfenen aber häßlich und ungestalt.

Ueber den Zustand und das Aussehen der Auferstandenen hat die spätere moslemische Theologie noch Genaueres ausgesagt. Die Todten werden in ganz demselben Zustande aus den Gräbern hervorgehen, wie sie auf die Welt gekommen sind, d. i. nackt, barfuß und unbeschnitten; die Männer in einem Alter von 33 und die Weiber von 16 Jahren, alle aber vollkommen gesund und ohne Mangel irgend eines der Glieder. Nach der Todtenerweckung kommen alle Engel vom Himmel herab und gesellen sich zu den Erweckten; ein jeder erhält deren zwei; der eine, Dränger genannt, geleitet ihn zum Gerichtsplatze, der andere, Zeuge genannt, legt Zeugniß von seinen Handlungen ab. Gott erscheint als Richter auf einem von acht Engeln herbeigetragenen und von blendenden Wolken umgebenen Throne von unbeschreiblicher Herrlichkeit und Größe. Beim Gericht vertritt Mohammed für die Bekenner des Islam die Stelle eines Fürbitters, während sich Adam, Noah, Abraham und Jesus für ihre Freunde und Anhänger verwenden. Alle

Menschen werden zur Verantwortung gezogen und müssen Rechenschaft ablegen nicht nur von ihrem äußeren Thun, sondern auch von dem, was sie gesehen, gehört, gedacht und im Herzen empfunden haben. Da kann keiner dem andern Beistand leisten und ihm helfen, nicht der Vater dem Sohne, noch der Sohn dem Vater oder der Bruder dem Bruder, sondern ein jeder hat für sich selbst einzustehen und empfängt das Urtheil nach seinem sittlichen Werthe. Zur Erleichterung der richterlichen Thätigkeit Gottes bringen die zwei Schutzengel eines jeden Menschen, die ihn während seines Erdenlebens beobachtet, der eine zur rechten, der andere zur linken Hand, und alle seine Handlungen und Worte aufgezeichnet haben, die von ihnen geführten Bücher herbei. Sie schlägt Gott auf, stellt nach ihnen das Verhör an und fällt den Richterspruch. Alle Bücher zusammen bilden ein Buch, das aber wieder in zwei Bücher zerfällt, in das Buch der Gerechten und in das Buch der Gottlosen, jenes wird in Illijun, dem siebenten Himmel, und dieses in Sidschin, an einem Orte der Hölle, aufbewahrt. Um die Richterthätigkeit Gottes als durchaus unparteiisch und gerecht hinzustellen, ist im Koran an verschiedenen Stellen, namentlich in Sure 7, 21 und 101 noch von einer Wagschale, Wazn, die Rede, in welcher die guten und bösen Handlungen der Menschen sorgfältig abgewogen werden. Wessen Wagschale von guten Werken schwer ist, wird zu den Gläubigen, dagegen wessen Wagschale leicht ist, wird zu den Ungläubigen gezählt. Jene erhalten ihr Buch in die rechte, diese in die linke Hand, deßhalb heißen die Gläubigen auch die Leute der rechten Hand, während die Ungläubigen die Leute der linken Hand genannt werden.

Selbstredend nimmt die richterliche Thätigkeit Gottes angesichts der großen Zahl der zu Richtenden sowie der genauen Untersuchung und Prüfung der Handlungen viel Zeit in Anspruch, daher wird die Dauer des Gerichtstages von Mohammed sehr verschieden angegeben, bald soll er 1000 Jahre, bald 50,000 Jahre währen.

Mit dem Augenblicke, wo das Weltgericht beendet und das Loos über die Guten und Bösen entschieden ist, umschweben Engel den Thron Gottes und preisen seine Gerechtigkeit. Es beginnt die Ewigkeit. Vergl. Sure 50. Die ins Paradies kommen sollen, gehen rechter, und die in die Hölle, linker Hand, beide aber müssen, bevor sie an ihren Bestimmungsort gelangen, die Brücke Sirath überschreiten. Es ist dies ein schmaler, über die Hölle geschlagener Steg, der nur die Breite der Schärfe eines Scheermessers oder eines Schwertes hat. Die Erwählten gelangen mit der Geschwindigkeit des Blitzes oder mit der Schnelligkeit des Windes darüber, weil sie von Engeln geleitet werden, die Verdammten aber gleiten aus und stürzen hinab, mitten in das ewige Feuer, weil ihre Engel sich plötzlich von ihnen abwenden. In der Höllenbrücke haben wir ohne Zweifel eine Nachahmung der Brücke Pul Tchinavar der Parsen, über die am Tage des Gerichts alle Menschen zum Zwecke des Verhörs und der Rechtsprechung wandern müssen. Auch nach nordischer Vorstellung führt in das Reich der Hel ein höchst beschwerlicher Weg, der zuletzt in einer äußerst schmalen Brücke endigt.

Vor dem Eintritt ins Paradies stärken sich die Gerechten durch einen Trunk aus dem Teiche des Propheten, einem Bassin, das mehrere Tagereisen weit und dessen Wasser weißer als Milch und an Geruch angenehmer als Moschus ist. Es kommt aus einem Flusse des Paradieses und besitzt die Kraft, den Durst auf immer zu löschen.

Vor dem Paradiese befinden sich außerdem noch zwei Brunnen, in dem einen waschen sie sich und aus dem anderen trinken sie, um ihre Leiber von aller Unreinigkeit zu befreien. Hierauf werden sie von den Thorwächtern mit dem Gruße empfangen: „Friede über euch! Ihr habt euch gut betragen, kommt herein und bleibet ewig hier," worauf sie antworten: „Lob und Preis sei Gott, der uns seine Verheißung erfüllt hat und uns hat erben lassen das Land, damit wir im Paradiese wohnen, wo es uns gefällt" (Sure 39, vergl. 3 und 13).

Der Koran verbreitet sich an den verschiedensten Stellen sowohl über Entstehung, Lage, Größe und Beschaffenheit des Paradieses, als auch über den Aufenthalt der Frommen und über die verschiedenen Stufen oder Grade der Seligkeit. Das Paradies ist derselbe Ort, der der Stammsitz des ersten Menschenpaares war, nach dem Sündenfall aber wurde es der Erde entrückt und in den Himmel versetzt. Nach der Ansicht der Mutaziliten und den Traditionen zufolge jedoch ist es ein anderer Ort und bereits vor der Welt geschaffen worden. Seiner Lage nach befindet es sich entweder über den sieben Himmeln oder im siebenten Himmel an der rechten Seite unter dem Throne Gottes bei dem Baume Lotus (vergl. Sure 53 und 2) und hat die Größe von Himmel und Erde (Sure 3 und 57). Als ein anmuthiges und fruchtbares Lustgefilde wird es mit dem Alten Testamente entliehenen Namen bald Garten (Dschannat), bald Eden (Wonne) genannt. Die herrlichsten Bäume und üppigsten Weinreben wachsen darin, spenden erquickenden Schatten und bringen im Ueberfluß die köstlichsten Früchte hervor, an denen sich die Frommen nach Herzenslust laben. Sure 56 werden besonders die dornenlosen Lotusbäume und die schöngereihten Talhabäume, daneben aber auch Palmen, Granatäpfel und Obstbäume aufgeführt, unter denen die Gefährten der rechten Hand wohnen werden. Vier große Flüsse durchströmen das Paradies, welche am Fuße des Baumes der Glückseligkeit Tuba entspringen; in dem einen fließt Milch, in dem anderen geläuterter Honig, im dritten Wein und im vierten reines, süßes Wasser. Außerdem gibt es mehrere Krystallquellen, wie die Satsabil, die Wein mit Ingwerwasser (Zandschabil), und die Kasûr (eig. Kampher), die Wein mit Wasser gemischt spendet (Sure 76). Nach manchen Stellen des Koran erscheint der eine große Garten wieder in vier Gärten gegliedert, nur ist nicht recht ersichtlich, ob die einzelnen Abtheilungen für die verschiedenen Classen der Frommen, oder für die vier Tageszeiten bestimmt sind. So heißt es Sure 55: „Für den aber, der die Gegenwart seines Herrn gefürchtet, sind zwei Gärten bestimmt . . . ausgeschmückt mit Bäumen ausgebreiteter Zweige . . ., in beiden befinden sich fließende Quellen. Außer jenen beiden Gärten sind noch zwei Gärten bereit . . . beschattet mit dunklem Grün." Bisweilen hat sich der Prophet das Paradies auch als eine große Wohnung oder als einen Saal vorgestellt, der aus verschiedenen, übereinander gebauten Gemächern oder Wohnungen besteht.

In diesen Regionen führen nun die Frommen in beständiger Jugend ein Leben voller Wonne und Seligkeit. Alles was die Sinne ergötzt, steht ihnen in Hülle und Fülle zu Gebote. Sie selbst sind mit kostbaren Gewändern von grüner Seide und Sammt, durchwirkt mit Gold und Silber, bekleidet und an ihren Händen haben sie goldene und silberne Armbänder. Zur bequemen und gemächlichen Ruhe laden weiche, seidene Polsterkissen und prächtige Teppiche ein. Ueberirdische Wesen, herrliche Jünglinge und entzückende Jungfrauen mit vollen Busen und großen schwarzen Augen, die bald mit den in Muscheln verborgenen Perlen, bald mit Rubinen oder mit dem bedeckten Ei eines Straußes verglichen werden, stehen zur Bedienung der Frommen bereit. Dieselben behalten stets die Zeichen ihrer Jungfrauschaft, hören mithin nie auf, Mädchen zu sein, infolge dessen sie von ihnen stets gleich geliebt werden. Jene, die paradiesischen Ganymede, credenzen den Frommen aus silbernen Kelchen und Bechern und glashellen Silberflaschen herrlichen Wein, der keinen Kopfschmerz bereitet, und diese, die

paradieſiſchen Heben, reichen ihnen wieder die ſchmackhafteſten Früchte. Auch ſonſt naht den Seligen kein Leid noch Ungemach. Sie empfinden weder die Hitze des Tages noch die Kälte der Nacht, Furcht und Traurigkeit kommt nicht über ſie, nicht einmal Müdigkeit befällt ſie. In inniger Freundſchaft mit einander verbunden, ruhen ſie auf Kiſſen einander gegenüber und man ruft ihnen zu: „Eſſet und trinket nach Belieben zur Belohnung eures Thuns!“ Zum Zeitvertreib ſtatten ſie ſich gegenſeitig Beſuche ab, ſie unterhalten ſich aber nicht über eitle Dinge in fadem Gerede. Sie belügen ſich nicht, klagen ſich unter einander nicht an, ſondern verkehren ſtets im tiefſten Frieden und nichts als Frieden vernehmen ſie. (Sure 19 und 56.) Obwohl das Geſchlechtsleben im Paradieſe nicht aufgehoben iſt, ſo ſind doch nur gute Männer mit guten Frauen und gute Frauen mit guten Männern vereinigt. Wer daher in dieſem Leben eine böſe Frau gehabt hat, erhält ſie im Paradieſe nicht wieder, ſondern ſie wird einem böſen Manne zugeſellt. Kurz, das Leben im Diesſeits iſt im Vergleich mit dem Leben im Paradieſe mit ſeinen Genüſſen und Freuden nur ein Schatten. So heißt es Sure 29: „Wahrlich, dieſes irdiſche Leben iſt nur ein Scherz, nur ein Spiel; nur die künftige Wohnung des Paradieſes iſt wahres Leben.“ Ganz ähnlich lautet ein Ausſpruch in Sure 4: „Der Gewinn des Lebens hinieden iſt nur klein und unbedeutend, der im künftigen Leben iſt weit beſſer für den, der Gott fürchtet.“ Und wie lange dauern dieſe ſeligen Freuden und Wonnen? Ewig. Wer einmal in das Paradies gelangt, deſſen Glück verringert ſich nicht, es vergrößert ſich vielmehr.

Wir ſehen, daß Mohammed das Leben im Paradieſe vor allem in äußerlichen Sinnengenuß geſetzt hat, nur in einem Punkte hat er die Sphäre des Sinnlichen verlaſſen, inſofern er als den höchſten Grad der Seligkeit der Frommen das Anſchauen (Rujath) Gottes, d. i. den ewig dauernden Genuß der unmittelbaren göttlichen Gegenwart, betrachtet, eine Anſicht, die ſicher dem Judenthum entlehnt iſt.

Obgleich alle Gläubigen Bewohner des Paradieſes ſind, ſo ſtehen ſie doch nicht auf einer und derſelben Stufe, ſondern es beſteht unter ihnen immerhin ein bedeutender Rangunterſchied. Es gibt acht Grade der Seligen, demgemäß werden auch acht Regionen zu ihrer Behauſung angenommen. In der höchſten Region wohnen die heiligen Patriarchen und Propheten, ſodann Mohammed und ſeine Tochter Fatima, die vier erſten rechtmäßigen Chalifen, Ali's Söhne und die zwölf Apoſtel des Propheten. Die Glückſeligkeit hier überragt alles menſchliche Denken und Sinnen. Für jeden Bewohner hat Gott 70 ganz aus Gold und Edelſteinen beſtehende Zelte beſtimmt, in jedem Zelte wieder ſtehen 700 Lagerſtätten und jede Lagerſtatt wird von 700 Paradiesjungfrauen bedient. Schon die Heiligen gelangen nicht zu dem Grade der Seligkeit, welchen die Propheten genießen, weil ſie ihnen an Erhabenheit der Tugenden, Vortrefflichkeit des Charakters und an beſonderen Gnadengaben, mit denen ſie Gott gewürdigt hat, wie der Gabe der Weiſſagung, der Offenbarung, des Wunderthuns u. ſ. w., weit nachſtehen, ſie müſſen deßhalb mit dem Aufenthalt in einer anderen Region fürlieb nehmen. Wieder tiefer ſtehen die Juden, Chriſten und Sabäer. Ihnen läßt Gott die Wonnen des Paradieſes nur deßhalb zu theil werden, weil ſie ſich durch einen ſittlichen Lebenswandel und gute Werke ausgezeichnet haben.

Wie Mohammed das Paradies als Aufenthaltsort der Frommen mit ſinnlichſten Farben geſchildert hat, ſo nicht minder die Hölle (Alchutana) als den der Verdammten. Wie das Paradies, iſt auch die Hölle nicht von Ewigkeit dageweſen, ſondern ſie gehört zu den Dingen, die Gott erſt nach der Vernichtung der Erde erſchaffen wird, obgleich ihr Beherrſcher, der Satan, mit ſeinem Heer, den böſen Geiſtern, ſchon lange zuvor exiſtirte. Die darauf bezügliche Stelle Sure 89 lautet: „Wenn die Erde in Staub zergeht und dein Herr mit der Engelſchaar (zum Weltgericht) in Reih' und Glied kommt, an dieſem Tage wird auch die Hölle herangebracht.“ Dazu ſtimmt auch ein Ausſpruch Sure 15, nach welchem der Satan und ſeine Engel Friſt bis zum Tage der Auferſtehung haben. Ueber die Lage der Hölle verbreitet ſich der Koran nur in allgemeinen Ausdrücken. Es wird kein beſtimmter Ort und keine beſtimmte Gegend angegeben, wo ſie ſich befindet, ſondern es heißt nur, daß ſie in der Tiefe liegt, gerade ſo wie das Paradies in der Höhe. Infolge ihrer tiefen Lage heißt ſie Schlund, Abgrund, Gefängniß, unſeliges Lager. Sie beſteht aus ſieben Abtheilungen, Gemächern oder Stockwerken mit je einem Thor. Je nach der Größe und der Verſchiedenheit der begangenen böſen Thaten und der dadurch bewirkten Verſchuldungen kommt der eine Frevler in dieſe, der andere in jene Abtheilung und erleidet ſeine Qualen. Die ſiebente, tiefſte und zugleich ſchlimmſte Abtheilung heißt Alhawijath, ſie iſt für die vollendeten Heuchler und Böſewichter beſtimmt, insbeſondere für diejenigen, welche nach der Erkenntniß der Wahrheit wieder abtrünnig geworden ſind. Um vieles milder, wenn auch immer noch ſchrecklich genug ſind die Qualen der übrigen ſechs Abtheilungen. In der erſten Abtheilung befinden ſich die böſen Moslim, welche, nachdem ſie die Strafen für ihre Sünden abgebüßt haben, auf die Fürbitte des Propheten aus der Qual befreit und nach einer Wanderung durch das Fegefeuer in die unterſte Abtheilung des Paradieſes verſetzt werden. Die Zeit, wie lange ſie hier verbleiben müſſen, beträgt nicht unter 400 und nicht über 7000 Jahre.

In Banden geſchlagen und an Ketten geſchloſſen, erleiden die Verdammten in der Hölle einen ewigen Feuertod. Eine nie aufhörende Flamme ſchlägt über ſie zuſammen, ein Feuerdach ſchwebt über ihnen und ein Feuerboden iſt unter ihnen (Sure 19). Die Funken des Feuers ſind ſo groß wie Thürme und gleichen den gelben Kamelen. Bisweilen wird das hölliſche Feuer als eine Flamme ohne Rauch und als ein Rauch ohne Flamme geſchildert. Nach anderen Angaben ſteigt aus ihr ein Rauch in drei Säulen auf, der aber keinen Schatten gewährt (Sure 77). Wer beim Weltgericht ſein Buch in die linke Hand erhalten hat, der wird ſofort den Höllenmächten überantwortet. Gott ſpricht zu dieſen: „Ergreifet ihn und bindet ihn und werfet ihn in das Höllenfeuer, damit er brenne, und legt ihn an eine Kette, deren Länge 70 Ellen beträgt, weil er nicht glaubte an den großen Gott und ſich nicht bekümmerte um die Speiſung der Armen.“ Die Höllenwächter ergreifen ihre Opfer bei den Haaren und den Füßen und werfen ſie in die Hölle hinab. Beim Hinabwerfen tönt ihnen ein Geſchrei entgegen, das wie das eines Eſels klingt, das dem Araber bekanntlich als die häßlichſte aller Stimmen gilt. Dabei glüht die Hölle vor Wuth, daß ſie beinahe birſt. Nach Sure 53 (vgl. 55) wandern die Verdammten wieder in einem brennenden Winde oder waten in ſiedend heißem Waſſer, oder ſitzen unter dem Schatten eines ſchwarzen Rauches, der weder kühl noch angenehm iſt. Siedendes Waſſer wird auf ihre Häupter gegoſſen, wodurch ihre Eingeweide in Auflöſung gerathen. Ihre Kleider ſind von Pech und ihre Geſichter bedeckt flammendes Feuer. So oft ihre Haut durchbrannt und vom Feuer aufgeriſſen iſt, werden ſie mit einer neuen Haut überzogen. Ihre Speiſe beſteht aus den Früchten des verfluchten Höllenbaumes Alzakkum, der weithin ſeine dürren Zweige ausbreitet; ſobald ſie ihren Leib mit ihnen angefüllt haben, erhalten ſie ſiedendes, galleubitteres, ſumpfiges und ſtinkendes Waſſer aus dem Höllenfluß Hamin zu trinken, das ſie langſam

Digitized by Google

schlürfen, weil es der Ekel nicht durch die Kehle läßt, und wobei man ihnen zuruft: „Koste nun dieses, du mächtiger, hochgeehrter Mann!“ Infolge dessen gerathen die Früchte ins Kochen gleich den Hefen des Oeles (Sure 37). Dabei werden sie unaufhörtich von den Höllenbütteln und deren Oberhaupte Malak mit eisernen Keulen geschlagen. Obgleich sie sich nach einem Augenblick der Ruhe und des Schlafes sehnen, so wird ihnen derselbe doch nicht zu theil. In ihrer großen Angst wenden sie sich zwar an das Oberhaupt der Höllenpeiniger mit der Bitte: „O Malak, bitte doch deinen Herrn, daß er ein Ende mit uns mache“; doch dieser antwortet ihnen: „Nein, auf immer und ewig müßt ihr hier bleiben.“ So gibt es denn für die Verdammten kein Entrinnen, und so oft sie zu entfliehen versuchen, werden sie von den Höllenbütteln zurückgeworfen mit den Worten: „Nehmt nun hin die Strafe des Verbrennens“ (Sure 22).

Nach einer Stelle scheint es, als ob die Gläubigen im Paradiese die Lasterhaften in ihrer Qual beobachten könnten, denn sie fragen sie: „Was hat euch in die Hölle gebracht?“ und diese antworten ihnen: „Wir haben nicht das Gebet verrichtet und nicht die Armen gespeist, sondern haben uns mit Eitelkrämerei und leerem Geschwätz befaßt und den Tag des Gerichts geleugnet, bis uns der Tod überfallen hat.“

Zwischen Paradies und Hölle befindet sich ein Wall oder eine Scheidewand (Aráf), hinter welcher das Fegefeuer, ein Mittelzustand, sich befindet, wohinein nach der Ansicht der großen Commentatoren des Koran sechs Menschengruppen gelangen, nämlich 1) die Martyrer des Islams, die in ihrem Leben die Ehrfurcht gegen ihre Eltern außer Acht gelassen haben; 2) die Kinder eines unerlaubten Umganges; 3) die Nichtmuslemin, deren gute Thaten die bösen nicht erheblich übertreffen; 4) die Kinder von Andersgläubigen, die vor ihrer Majorennität gestorben; 5) die andersgläubigen Monarchen, die sich eines tugendhaften Wandels befleißigt haben; 6) eine Legion von Engeln und geistiger Wesen. Wie lange alle diese Gruppen im Fegefeuer verweilen müssen, bleibt der Gnade und Barmherzigkeit Gottes überlassen.

Welchen Zweck verfolgte der Prophet mit der Zeichnung der beiden Aufenthaltsorte in so sinnlichen Farben, des Paradieses mit allen Reizen des Angenehmen und Liebtichen, der Hölle mit allen Qualen des Schauderns und Entsetzens? Die Antwort auf diese Frage liegt ziemlich auf der Hand. Er wollte auf seine rohen Volksgenossen begeisternd und zugleich abschreckend wirken. Sollten die Araber an die Lehren von der Einzigkeit Gottes, der Todtenauferstehung und dem Weltgericht glauben und sollte dieser Glaube für sie zu einer Triebfeder im Leben werden, für ihn alles zu wagen und mit Feuer und Schwert ihn in die Länder zu tragen, so mußte er ihnen einerseits die herrtichste Belohnung in Aussicht stellen, wie er ihnen andrerseits die fürchterlichsten Strafen vor Augen zu führen genöthigt war. Die Leute kamen ihm in ihrer Unempfänglichkeit oft wie Kieselsteine vor, wie er selbst an einer Stelle sagt: „Die an Gott und den jüngsten Tag nicht glauben, die sind einem auf der Erde liegenden Kieselsteine gleich: es mag noch so viel auf ihn regnen, er bleibt dennoch hart.“ Freilich steht weder das Glück im Paradiese noch der Jammer in der Hölle mit den zeitlichen guten oder bösen menschlichen Handlungen in einem adäquaten Verhältniß, noch läßt sich beides mit Gottes Liebe und Gerechtigkeit in Einklang bringen; solche Gedanken sind dem Propheten aber gar nicht in den Sinn gekommen. Ebenso fern lagen ihm bei der Abwägung von Gut und Böse psychologische Betrachtungen, wie körperliche und geistige Constitution, Erziehung, Macht der Gewöhnung, böses Beispiel und Verführung. Mohammed war selbst eine stark ausgeprägte sinnliche Natur, darum schwelgte seine Phantasie in irdischen, üppigen Bildern und diese entsprachen dem sinnlichen Denken und Vorstellen seiner Volksgenossen. Kühler Schatten, kostbare Früchte, herrliche Ströme, rieselnde Quellen, prachtvolle Gewänder, kostbare Schmucksachen, einladende Polster und schön gewirkte Teppiche, dazu ein behagliches und beschauliches Leben waren für die altheidnischen Araber Dinge, die angesichts der Unvollkommenheit des diesseitigen Lebens mit seinen Entsagungen und Verzichtleistungen im höchsten Grade anziehend und verlockend wirken und sie zur Selbstverleugnung und zum Wagen des Lebens in den Kämpfen für die Religion begeistern mußten. Der sinnliche Mensch fordert nun einmal sinnlich Anregendes, er will Handgreifliches, was seine Triebe und Begierden befriedigt. Hätte der Prophet die Seligkeit in rein geistiger Weise gezeichnet, beispielsweise als ein Wachsen in der Vollkommenheit der Erkenntniß — vorausgesetzt, daß er es gekonnt hätte —, kein Araber hätte sich zu seiner Lehre bekannt. Verschiedenen Secten freilich wurden die sinnlichen Schilderungen des Paradieses ein Stein des Anstoßes, sie deuteten dieselben deßhatb allegorisch. Auf diese Weise eröffnete sich für die Exegese ein großer Spielraum. Dabei verfiel man aber in das andere Extrem, sich in den abstrusesten Abstractionen zu ergehen und das Absurdeste unter den sinnlichen Hüllen zu suchen.

Was aber von der künftigen Belohnung gilt, das gilt auch von der künftigen Bestrafung. Die Schilderung mußte sich auch hier in tief getränkte sinnliche Farben kleiden, wenn sie auf die rohen Gemüther Eindruck hervorbringen sollte. Der Sinnenmensch wird nun einmal von der Furcht regiert, sie wirkt sogar noch stärker auf ihn als die Hoffnung nnd bewegt ihn, das Böse zu meiden und sich dem Guten zuzuwenden. So sind die Vorstellungen von dem Höllenbaum, der drei dürre Aeste ausstreckt und keinen Schatten spendet, wie nicht minder die von der unerträglichen Hitze des Höllenfeuers und von dem Trinken des fautigen und stinkenden Wassers ganz geeignet, dem im Sonnenbrande schmachtenden, nach dem Schatten eines Baumes und nach dem erfrischenden Trunke klaren Wassers sich sehnenden Wüstenaraber Schauder und Entsetzen einzuflößen.

Für unsre heutige Betrachtungsweise freilich leidet die sinnliche Zeichnung des Propheten vor allem an dem großen Fehler, daß das künftige Leben in keinem unmittetbaren Zusammenhange mit dem irdischen steht, sondern durch einen viele Jahrtausende dauernden Seelenschlaf, bei dem die Seele völlig ihr Bewußtsein verloren hat, unterbrochen wird. Ist die Seele einmal in den Zustand der Bewußtlosigkeit getreten, so ist damit auch zugleich die Persönlichkeit des Menschen vernichtet. Wir haben uns gewöhnt, den Tod als die Geburt zu einem neuen Dasein zu betrachten, so daß sich die vom Körper geschiedene Seele noch der Folgen ihrer guten und bösen Handlungen während ihres Erdendaseins bewußt ist und entweder Freude darüber empfinden, oder sich in Zerknirschung und Reue verzehren kann.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Originalität und Selbständigkeit der vorgetragenen Lehre des Propheten. Wie der Koran überhaupt ein aus jüdischen und christlichen Elementen zusammengelesenes Buch ist, so sind auch die Vorstellungen des Paradieses und der Hölle bis auf wenige unwesentliche Punkte dem Judenthum und Christenthum abgeborgt. Der Talmud bestimmt die Größe des Paradieses dahin, daß die Welt der 60. Theil des Gartens und der Garten der 60. Theil von Eden ist. Die Ergötzlichkeiten und Wonnen des Lebens in jener Welt sind nach den Rabbinern besser, als alles Leben in dieser Welt. Die höchste Stufe der Seligkeit besteht in dem Genuß der gött-

lichen Gegenwart. Ebenso hat nach der Ansicht eines Talmudlehrers die Hölle nicht nur sieben Namen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach auf die verschiedenen Grade der Verdammniß hinweisen, sondern auch sieben Wohnungen und sieben Pforten. Die beiden Dattelpalmen, die am Eingange der Hölle stehen und zwischen denen fortwährend Rauch aufsteigt, sind im Koran zum Höllenbaum Alzakkum geworden. Auch der Ort des Fegefeuers ist schließlich nichts anderes als eine Herübernahme der talmudischen Anschauung vom Aufenthaltsorte der zwischen Frommen und Frevlern in der Mitte Stehenden, die für das Paradies nicht vollkommen und für die Hölle nicht schlecht genug sind und deßhalb einen Läuterungsproceß durchmachen müssen, um zur Aufnahme ins Paradies befähigt zu werden.

Die Zeichnungen des Dresdner Kupferstichcabinets.

Den Veröffentlichungen der Zeichnungen alter Meister aus den Museen von Berlin, München, London und Paris reiht sich nun würdig auch die aus dem Dresdner Kupferstichcabinet an.[1]) In zehn Mappen sollen gegen 400 Zeichnungen in Nachbildungen geboten werden, die Farbe und Papier mit äußerster Treue nachzuahmen streben. Eine Neuerung und ein Vorzug dieser Ausgabe ist es, daß die Blätter nicht willkürlich durcheinandergemischt, wie es gerade dem Photographen paßt, vorgeführt werden sollen, sondern in einer systematischen Anordnung, die das örtlich und zeitlich Verwandte zusammenhält. So sind denn in der vorliegenden ersten Mappe die Blätter des 15. Jahrhunderts vereinigt und innerhalb der einzelnen Schulen chronologisch angeordnet, auch gleich mit einem Text versehen, der alle nöthigen Auskünfte technischer wie kritischer Art gibt. Die Namen des Herausgebers wie des Verlegers bürgen dafür, daß dieses Programm auch weiterhin eingehalten werden wird.

In der Einleitung wird als ein Hauptzweck des Unternehmens der angegeben, das Vergleichsmaterial für das Studium der alten Zeichnungen zu ergänzen. Ist auch infolge der wesentlich vervollkommneten und erleichterten Reproductionsverfahren für die Popularisirung der Meisterwerke der alten Kunst des guten fast zu viel geschehen und dadurch eine Uebersättigung des Publicums herbeigeführt worden, so muß in Bezug auf die alten Zeichnungen zugegeben werden, daß deren Bestand, soweit es sich um echte und wichtige Blätter handelt, noch lange nicht in genügendem Umfange nachgebildet worden ist. Diese Werke bilden aber ebenso wichtige Beiträge zu einer genauen und richtigen Erfassung des Wesens der alten Kunst, wie sie an sich hohen ästhetischen Genuß zu gewähren im stande sind. Haben doch die Künstler in diesen bald flüchtigen, bald aufs sorgfältigste durchgeführten Erzeugnissen ihrer Hand, die nur zu einem geringen Theil Studien oder Entwürfe für danach auszuführende Gemälde darstellen, zumeist aber als freie Ergüsse einer durch die Thätigkeit des Malers nicht voll beschäftigten Phantasie anzusehen sind, oft gerade am unmittelbarsten ihr Streben wie ihr Können offenbart. Dieser Reiz der Skizze, des Einfalls, des ohne einen äußeren Zweck nur zur eigenen Befriedigung Festgehaltenen wird den Zeichnungen stets ihren hohen Werth als unverfälschten Betunvungen der menschlichen Schaffenskraft bewahren. Das Erlebte, Improvisirte, Instinctive in ihnen läßt sie gleichsam direct zu dem Beschauer reden. Daher sind sie auch so wichtig für die eindringendere Kenntniß der einzelnen Künstlerindividualitäten.

Freilich hat sich der Blick für die Beurtheilung der Zeichnungen in den letzten Jahrzehnten wesentlich verschärft und verfeinert. Während man sich in früheren Zeiten mit ganz allgemeinen Bezeichnungen begnügte und zwischen den Werken eines Meisters und denen seiner Schüler, Nachahmer oder Genossen nicht ängstlich unterschied, hat man sich jetzt daran gewöhnt, die kritischen Grundlagen jeder Namengebung genau zu prüfen, das einzelne Blatt mit den gesicherten Zeichnungen desselben Meisters zu vergleichen, auch die wesentlich erweiterte Kunde von den Gemälden der betreffenden Künstler stets zu Rathe zu ziehen. Die Folge eines solchen Vorgehens ist es gewesen, daß die Zahl der als echt anzusehenden Zeichnungen in den großen Sammlungen, namentlich soweit es sich dabei um die alten Bestände handelt, nach Woermanns Beobachtung noch stärker verringert worden ist als die Zahl der echten und richtig benannten Gemälde in den Galerien. Dafür hat nun aber die Mehrzahl dieser Blätter, die vor den Augen der Kritik Gnade gefunden haben, an Werth beträchtlich gewonnen; und der Vortheil für die bessere Erkenntniß sowohl wie für den gesteigerten Genuß ist unleugbar geworden. So bewährt sich denn auch hier der alte Erfahrungssatz, daß die Wahrheit am weitesten führt und allein dauernde Befriedigung zu gewähren vermag.

Unter den in der ersten Mappe vorgeführten Blättern ragen der Kopf eines alten Mannes von Jan van Eyck, der fast schärfer wirkt als das Original, die beiden Köpfe von Schongauer, die liebliche Engelstudie von Fiesole, ferner die Zeichnungen von Credi, Signorelli, Carpaccio hervor.

Credi's fein in Silberstift ausgeführte Madonnenstudie, die sowohl zu dem Bilde der Dresdner Galerie wie zu dem sogenannten Lionardo der Münchener Pinakothek Beziehungen hat, ist in jüngster Zeit mit den verschiedensten Namen bedacht worden: Morelli hat sie dem Verrocchio gegeben, während Bayersdorfer und Bode geneigt scheinen, sie für ein Jugendwerk Lionardo's zu halten. Da Credi Lionardo's Mitschüler in Verrocchio's Atelier war, kommt das alles ja ungefähr auf ein und dasselbe heraus; die Fragen, um die es sich hierbei handelt, befinden sich in vollem Fluß; eine grundsätzliche Bedeutung ist aber der Stellung, die man zu ihnen nimmt, doch nicht abzusprechen. Denn schließlich handelt es sich dabei um drei scharf gesonderte Künstlerindividualitäten, einen charaktervollen Lehrer, der sowohl auf seinen genialen wie auf seinen schwächer veranlagten Schüler einen starken Einfluß ausgeübt hat; je nachdem man nun das Wesen des einen der drei umschreibt, verschiebt sich das Bild, das die beiden anderen gewähren. In diesem Fall insbesondere kann zu gunsten der Zuschreibung an Credi, außer der Verwandtschaft mit seinem beglaubigten Jugendbilde in Pistoja, noch der Umstand angeführt werden, daß, wenn auch die schweren, gesenkten Augenlieder auf das Vorbild seines Lehrers Verrocchio hinweisen, das anmuthige, aber etwas conventionelle Lächeln weder dem herben Quattrocentisten, der Verrocchio stets blieb, noch dem von ganz persönlichen Idealen erfüllten Lionardo beigemessen werden kann.

Die Studien nackter Männergestalten in den bewegtesten Stellungen, die hier Signorelli's Kunst vertreten, gehören zu dem Meisterhaftesten, was die Blüthezeit Italiens hervorgebracht hat, und gewähren sogar eine höhere Befriedigung als Michelangelo's gleich freie, aber doch stets etwas kalligraphisch manierirte Acte. — Carpaccio's Entwurf zu einem großen Kirchenbilde ist nicht nur interessant als Wiedergabe dieses leider auf dem Transport nach England untergegangenen Gemäldes, sondern auch wegen der Breite und Großartigkeit seiner Zeichnung. — Prächtig sind zwei große gehöhte Zeichnungen Raffaellino del Garbo's, die früher, gleich ähnlichen Blättern in anderen Sammlungen, seinem

[1]) Handzeichnungen alter Meister im kgl. Kupferstichcabinet zu Dresden, herausgegeben und besprochen von Dr. Karl Woermann. München, Franz Hanfstängl 1896. In Folio. Mappe 1 (25 Tafeln). 80 Mark.

Digitized by Google

Vorgänger Filippino Lippi gegeben wurden, während sie nun hier, in Anlehnung an des zu früh verstorbenen Dr. Ulmann überzeugenden Nachweis, richtig benannt worden sind. Auch der vom Rücken gesehene Jüngling (16 rechts) hätte ihm getrost beigelegt werden können, wie eine Vergleichung mit dem Blatt Nr. 20 zeigt.

Unter den Niederländern wiegen erklärlicherweise die Unbekannten vor. Beim Mangel der äußeren Merkmale wird da der einzelne Forscher, je nach der Anschauung, die er sich von dem Entwicklungsgange der Kunst jener Zeit im allgemeinen gebildet hat, leicht zu Ergebnissen und Bestimmungen kommen, die von den hier gegebenen etwas abweichen. So kann z. B. die schöne Silberstiftzeichnung mit den weiblichen Costümstudien (2), die als der Richtung Van Eycks angehörend bezeichnet wird, vielleicht eher in die Zeit um 1480 und in die Kölnische Schule versetzt werden, da sie Anklänge an den Meister des Bartholomäusaltars zeigt; bei dem Grabmalentwurf (3) könnte man bestimmter noch als an die Schule Van Eycks im allgemeinen an die Burgundische Schule um 1460 denken, wozu der Vergleich mit Miniaturen jener Zeit auffordert; für die Composition der Kreuzigung (4) wird man die vorgeschlagene Jahreszahl 1460 annehmen können, dabei aber die Ausführung als eine so stümperhafte bezeichnen müssen, daß es sich hiebei wohl nur um eine nahezu gleichzeitige Nachbildung nach einem Gemälde handeln kann; auch die sorgfältig durchgeführte Gestalt einer auf dem Erdboden sitzenden Fürstin (5) wird wohl einem Gemälde entnommen sein und wegen ihrer Stellung zwischen Memlings um 1480 entstandener Vermählung der hl. Katharina in Brügge und Gerard Davids Madonna mit Heiligen von 1509 in Rouen, die beide ähnliche Figuren aufweisen, wohl später als um 1470 entstanden sein, wie hier angegeben ist.

Die Einkleidung einer Heiligen (13 rechts) könnte vielleicht von Domenico Ghirlandajo sein, zu dem die würdige Haltung der Gestalten, sowie der breite Faltenwurf passen; sollte es sich herausstellen, daß hier eine Scene aus dem Leben der hl. Fina, wie von einzelnen vermuthet wird, und nicht aus dem der hl. Clara dargestellt ist, so würde diese Annahme noch an Wahrscheinlichkeit gewinnen, da Ghirlandajo in seiner Jugend die bekannten Fresken zur Lebensgeschichte der hl. Fina im Dom von S. Gimignano geschaffen hat.

Sehr interessant sind die wohl aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammenden vier fein durchgeführten Planetendarstellungen aus der französischen Schule, denen sich in der Sammlung noch zwei, hier nicht veröffentlichte, anreihen.

Hat sich auch, wie Woermann selbst angibt, keiner der großen, früher so freigebig verwendeten Namen für Blätter des Dresdner Cabinets festhalten lassen, kein Rafael, kein Michelangelo, kein Lionardo oder Tizian, so ist doch das Material, das für die übrigen Lieferungen zur Verfügung steht, noch sehr reichhaltig und bisher nur zu einem geringen Theil veröffentlicht worden; sowohl die deutsche Schule des 16. Jahrhunderts wie die späteren Italiener und die Holländer des 17. Jahrhunderts sind hier gut vertreten. Dabei ergibt sich die merkwürdige, von Woermann in der Einleitung hervorgehobene Thatsache, daß die neueren, seit der Mitte unsres Jahrhunderts gemachten Ankäufe, die sich nur auf einige hundert Blätter belaufen, wie die der Italiener aus dem 1860 verkauften Nachlaß des Londoner Kunsthändlers Woodburn und die der Holländer aus der 1882 und 1892 verkauften Hohenzollern-Hechingenschen Sammlung, ungefähr ebenso viel zu der zu reproducirenden Auswahl beisteuern werden, wie der ganze aus der früheren Zeit stammende Bestand, der wesentlich durch die 1728 gekaufte, über 10,000 Blätter zählende Sammlung des Leipziger Baumeisters Wagner gebildet wurde. Man sieht hieraus, wie kritiklos und nur auf die Masse hin im vorigen Jahrhundert bisweilen gesammelt worden ist; die Mehrzahl dieser Blätter war theils von den Künstlern jener Zeit gleich für einen solchen Sammlerzweck angefertigt worden, theils bestand sie aus der Masse jener Uebungsblätter, die in so großer Zahl auf den damaligen Akademien angefertigt wurden. Immerhin ist aus diesem wesentlich durch den Director Haucher gebildeten alten Bestande auch das Rembrandtwerk der Sammlung hervorgegangen, das gegen fünfzig echte und einige dreißig vermuthungsweise dem Meister zuzuschreibende Zeichnungen enthält. Von der Mitte des vorigen bis zur Mitte unsres Jahrhunderts hat dagegen das Cabinet nur eine sehr geringe Vermehrung zu verzeichnen gehabt.

Der Weiterführung dieses mit aller Sorgfalt, auch in Bezug auf die möglichst treue Wiedergabe der Färbung der einzelnen Blätter, vorbereiteten Unternehmens kann mit Spannung entgegengesehen werden.

W. v. Seidlitz.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Frankfurt a. M.**, 16. Sept. Die Anmeldungen zur Naturforscherversammlung sind bereits auf 1000 gestiegen. Man glaubt, daß sich 2000—3000 Theilnehmer einfinden werden. Die Befürchtung, es könnten so viele nicht untergebracht werden, ist hinfällig, da dem geschäftsführenden Ausschuß über 2500 Wohnungen zur Verfügung gestellt wurden. Die brieflich und telegraphisch an Dr. Fridtjof Nansen gegangenen Einladungen scheinen diesen nicht erreicht zu haben, da bis jetzt von ihm weder eine Zusage noch eine Absage eingegangen ist.

* **Weimar.** Dieser Tage ist die Uebersiedlung der Bücher- und Manuscriptenschätze des geisteskranken Philosophen Friedrich Wilhelm Nietzsche von Naumburg nach Weimar erfolgt, wo sortan dessen Schwester, Frau Dr. Elisabeth Förster, im Verein mit Dr. Köget und Steiner die Vorbereitungen für eine Gesammtausgabe aller Werke ihres Bruders leitet. Später sollen diese Bücher dem Goethe-Schiller-Archiv einverleibt werden. (Hoffentlich verbittet sich unsre Classikerstadt diese Gesellschaft. D. Herausg.)

* **Freiberg.** Zum Director der Bergakademie ist Geh. Bergrath Prof. Dr. Winkler ernannt.

t. **Innsbruck**, 14. Sept. IV. Versammlung deutscher Historiker. Heute Vormittag fand die dritte und letzte Sitzung des Historikertages statt. In derselben sprach zunächst Prof. Dr. K. Th. Heigel (München) über die Frage: „Welche geschichtliche Aufgaben verdienen von den deutschen Akademien gemeinsam gefördert zu werden?" Diese Frage vorzulegen wurde Redner veranlaßt durch das Zustandekommen einer Vereinigung der Akademien von Göttingen, Leipzig, München, Wien, mit gewissen Einschränkungen auch Berlin, zu gemeinsamer Förderung großer wissenschaftlicher Unternehmungen. Während entsprechend den in Leipzig von den Vertretern dieser Institute gefaßten Beschlüssen zur Unterstützung einerseits von sprachwissenschaftlichen, andererseits von naturwissenschaftlichen Unternehmungen beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt wurden, sah man von den geschichtlichen Aufgaben gänzlich ab, weil dafür ohnehin von der Centralleitung der Monumenta Germaniae wie von verschiedenen historischen Commissionen in Deutschland Sorge getragen wird. Diese Begründung scheint dem Redner nicht ausreichend. Allerdings werde durch diese historischen Commissionen die Lösung wichtiger Aufgaben angestrebt, es sei, abgesehen von unserm großartigsten nationalen Quellenwerk, nur an die Reichstagsakten, die Geschichte der Wissenschaften, die allgemeine deutsche Biographie und andere Werke monumentalen Charakters erinnert; auch die Editionen der preußischen Archivverwaltung, des preußischen Generalstabs, des österreichischen Kriegsarchivs u. s. w. sind dankbar zu begrüßen. Allein für die meisten dieser Institute sind immerhin gewisse räumliche Schranken gezogen, und die Mittel der Münchener Commission, die ihre Thätigkeit auf ganz Deutschland erstrecken soll, sind durch die gegenwärtig in Betrieb gesetzten Arbeiten auf lange Jahre hinaus in Anspruch genommen. Man kann daher dem nicht zustimmen, daß von den gemeinsamen Unternehmungen der deutschen Akademien die Geschichte von vornherein ausgeschlossen bleiben soll. Der Verband

deutscher Historiker verfügt nicht über Mittel, um große praktische Unternehmungen selbst ins Leben zu rufen. Aber es scheint recht eigentlich die Pflicht und Aufgabe dieser Versammlung zu sein, die Föderung größere, das Vermögen und die Kräfte des Einzelnen übersteigender Arbeiten anzuregen und zu empfehlen. Redner will hierfür kein fertiges Programm vorlegen, sondern nur einige Anregungen geben und greift dabei zurück auf die Beschlüsse, welche von der in der Geschichte der politischen Entwicklung Deutschlands wie in der Geschichte des deutschen Rechts und des deutschen Unterrichtswesens epochemachenden Germanistenversammlung zu Frankfurt von 1846 gefaßt worden. In jener denkwürdigen Versammlung, deren Jubiläum wir in diesen Tagen dankbar begehen können, warden nicht wenige Keime in den deutschen Boden gesenkt, die sich seitdem fruchtbringend für Wissenschaft und Vaterland fortentwickelt haben. Damals wurde zu von Gaupp der langgehegte Wunsch, Deutschland möge ein gemeinsames Bürgerliches Gesetzbuch erhalten, zum erstenmal öffentlich ausgesprochen; damals wurden von Wilhelm Grimm der Plan zum großen Deutschen Wörterbuch vorgelegt, und es wurden von Pertz, Waitz, Lappenberg u. a. eine Reihe historischer Aufgaben in Vorschlag gebracht und von der historischen Section der Frankfurter Versammlung als Ziel gewinnsamer Thätigkeit in Aussicht genommen. Pertz empfahl die Herausgabe der Verhandlungen der deutschen Reichstage seit dem 14. Jahrhundert. Freilich war es dem in Frankfurt gestifteten Vereine deutscher Geschichtsforscher nicht beschieden, diese Aufgabe zu lösen; die politischen Stürme, die bald darauf über Deutschland hereinbrachen, ließen den Verband überhaupt nicht zu praktischer Thätigkeit gelangen. Pertz hat daher später, bei Begründung der Münchener historischen Commission, seinen Antrag wiederholt, und namentlich dem rastlosen Wirksamkeit ist es zu danken, daß das Unternehmen feste Wurzeln faßte, so daß heute wenigstens die Reichstagsacten aus den Zeiten freier deutscher Könige vorliegen. Als zweite Aufgabe acceptirte die Frankfurter Versammlung die von Lappenberg vorgeschlagene Herausgabe der deutschen Nekrologien, sie wurde von der Leitung der Monumenta Germaniae adoptirt und zwei Bände sind bereits erschienen. Dagegen blieb bisher unbeachtet der dritte, ebenfalls von Lappenberg herrührende, von Landau in genauere Fassung gebrachte Antrag auf Herstellung eines historischen Ortsverzeichnisses von Deutschland. Dieses auf steinigen Boden gefallene Samenkorn möchte Redner in fruchtbarere Scholle versetzen, indem er die Anregung heute wiederholt, wobei er sich das Verzeichniß nach Gauen geordnet denkt. Es sollten darin von allen Städten, Burgen, Klöstern, Dörfern, einschließlich der nicht mehr vorhandenen, von allen Bergen, Wäldern, Quellen, Flüssen, Inseln, Mooren u. s. w. die ältesten urkundlich aufzufindenden und alle wesentlich davon abweichenden Namensformen etwa bis zum Jahre 1500 aufgeführt werden; desgleichen historische Alterthümer, Rolandssäulen, Rathhäuser, Wehrthürme u. s. w., bei Dörfern die Errichtung der Pfarrei, bei Städten die Ertheilung des Stadtrechts angegeben werden; auch die Namen berühmter Familien sollten Aufnahme finden. Dies die allgemeinen Umrisse des Lappenberg'schen Antrags. Um die Ausführung vorzubereiten, wurde auch ein Aufruf an die historischen Vereine erlassen, doch nach der Auflösung des allgemeinen Geschichtsvereins schlief das ganze Unternehmen wieder ein. Es dürfte sich aber wohl lohnen, den Plan wieder aufzugreifen. Ebenso dankenswerth wäre der gleichfalls von Lappenberg in Frankfurt aufs Tapet gebrachte, aber von der Versammlung dort nicht angenommene Vorschlag systematischer Forschungen über die Colonisation der Deutschen, vor allem der Colonisirung slavischer Länder durch Deutsche und deutscher Gebiete durch Slaven. Es handelt sich dabei um eines der wichtigsten Blätter deutscher Geschichte. Wir haben seit den Tagen, wo das Oberhaupt des Deutschen Reichs drei Königs- und eine Kaiserkrone trug, im Westen und Süden eine Provinz nach der anderen verloren, dafür aber Ersatz im Osten und Norden gefunden. Wohl 16 Millionen Deutsche wohnen auf ehedem von Slaven besitzt gewesenem Boden. Wie es möglich war, daß in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so weite Gebiete wieder in deutschen Besitz übergingen, dieser wichtigen Frage ist immer noch nicht die gebührende Beachtung gewidmet worden, es wäre daher einmal alles Quellenmaterial, die Berichte von Geschichtschreibern und Reisenden, Urkunden, Gedichte u. s. w. zusammenzutragen; in gleicher Weise wäre die Auswanderung von Deutschen nach fremden Welttheilen zu berücksichtigen. Eine genaue Erforschung und lichtvolle Darstellung des Schicksals deutscher Colonisten im Ausland wäre zugleich ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Erhaltung des Deutschthums in seinen Zonen, wie auch die überseeischen Colonien nicht bloß durch Panzerschiffe und Kanonen, sondern durch geistige Mittel und Kräfte, gemeinsame Sprache, gleiche Rechtsbegriffe und vor allem den wohlbegründeten Stolz auf die Nationalität, dem Mutterlande erhalten bleiben. Durch ein planmäßiges, von den berufensten Forschern auszuführendes monumentales Werk über die deutsche Auswanderung würde die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes erst ins rechte Licht gesetzt werden. Ob nicht zu dem gleichen Zweck auch eine erschöpfende Sammlung aller älteren Reisewerke, soweit sie sich auf Deutschland und Deutsche beziehen, als nützliche Aufgabe zu empfehlen wäre, will Redner bloß gestreift haben. Als ein weiteres, ohne Theilung der Arbeit unter viele und ohne Förderung durch große, leistungsfähige Institute kaum durchzuführendes Unternehmen führt Redner an die Sammlung der über die Beziehungen Deutschlands zum Morgenland belehrenden orientalischen Quellen. Ueber die Kreuzzüge sei allerdings schon manches publicirt, aber wie der Münchener Bibliothekar Dr. Aumer sage, wäre hier eine Nachlese noch sehr nothwendig. Nicht bloß müßte das für die Geschichte der Türkenkriege Wichtige aus den schon gedruckten türkischen Berichten gesammelt und übersetzt, sondern es müßte einmal planmäßig in den Bibliotheken und Archiven nach neuem Material gesucht werden; auch die handschriftliche uns Geschichtsliteratur der Armenier u. s. w. wäre nach der gleichen Richtung zu durchforschen. Die Herausgabe der Reichstagsacten ist in guten Händen, es sollte aber auch einmal für die Kreistagsacten etwas geschehen. Die von Moser besorgte Sammlung von Kreisabschieden aus dem 16. Jahrhundert ist ein Torso von zweifelhaftem Werth, seither ist ähnliches überhaupt nicht mehr erschienen, und doch bieten die Kreistage in manchen Zeiträumen nichts weniger als untergeordnetes Interesse. Die Recesse der Kreisconvente sind nicht selten die Schlüssel zu den Beschlüssen der Reichstage. Auch eine umfassendere Publication über den westfälischen Frieden wird sich, wenn einmal die genauere Erforschung der geschichtlichen Einzelheiten weiter herabgedrungen sein wird, als Bedürfniß herausstellen. Vor allem aber möchte Redner eine Aufgabe als dringlich bezeichnen, deren rasche Lösung als ernste Pflicht der deutschen Akademien erscheint. Es ist nicht dankbar genug anzuerkennen, daß das vaticanische Archiv in liberalster Weise der Forschung geöffnet wurde. Preußen und Oesterreich, Bayern, Baden und andere deutsche Staaten haben dem auch von der großmüthigen Erlaubniß Gebrauch gemacht und das römische Archiv für die Reichsgeschichte, sowie für die Geschichte einzelner Territorien und Dynastien ausbeuten lassen. Er erinnere nur an die vom preußischen Institut in Rom herausgegebenen Nuntiaturberichte von 1553—1559, an die nuntiaturischen Urkunden zur Geschichte Ludwigs des Bayern u. s. w. Aber mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß die Pforten dieses weltgeschichtlich bedeutungsvollsten Archivs sich auch wieder einmal verschließen könnten, wäre eine noch ausgedehntere Benützung desselben geboten. Er denke dabei zum Beispiel an die römischen Acten des Tridentiner Concils, an die Acten über die Haltung der Curie im spanischen und im österreichischen Erbfolgekrieg und ähnliche Aufgaben. Durch umfassendes Aufgebot deutscher Arbeitskräfte wäre hier sicherlich in verhältnißmäßig kurzer Frist zu hochwichtigen Ergebnissen zu gelangen. Und noch eins! Er selbst kenne die römischen Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung, aber es sei ihm von wohleingeweihter Seite versichert worden, daß gerade bei diesen Arbeiten im Vatican der Unsegen der deutschen Vielstaaterei wieder recht auffällig zu Tage getreten sei; zuerst benützten zum Beispiel die badischen Mandatare, dann die württembergischen, dann die sächsischen ein und denselben Registerband, um das für die Zwecke des Einzelnen Nützliche herauszuziehen, während es nur fast die dreifach kürzere Arbeitszeit kosten würde, wenn ein Arbeiter die nöthigen Vermerke für die drei Staaten machte; kurz, System soll in die römische Forschung durch die Deutschen gebracht werden, und es wäre das am leichtesten zu erreichen, wenn das preußische Institut in Rom in ein nicht von einem bestimmten Staat, sondern von den deutschen Akademien gemeinsam unterhaltenes deutsches Institut verwandelt würde.

Geh. Rath v. Weech (Karlsruhe) begrüßt diese Anregungen Heigels, welche geeignet sind, auch über die Fachkreise hinaus das Interesse der Nation zu beanspruchen. Die Herausgabe eines historischen Ortsverzeichnisses wäre allerdings eine wichtige und lohnende Aufgabe, ebenso die Herausgabe von Kreistagsacten. Aus eigener Erfahrung könne Redner sagen, daß es kaum ein Archiv gibt, in welchem den Forschern mit solcher Liberalität und so ohne jede Einschränkung entgegengekommen wird, wie im

Digitized by Google

Vaticau. Die Eventualität, daß dieses weltgeschichtliche Archiv wieder verschlossen würde, kann ja nicht absolut ausgeschlossen werden; aber in Rom, nicht blos im Kreise der Gelehrten, sondern auch in eigentlich vaticanischen Kreisen, besteht diese Befürchtung nicht. Es ist kaum denkbar, daß ein künftiger Papst dieses hohe und von der ganzen Welt anerkannte Verdienst Leo's XIII. jemals wieder vergessen und den jetzt betretenen Pfad wieder verlassen sollte. Der Papst habe dem Redner selbst gesagt: „Es sind in meiner Umgebung Personen, welche nicht einverstanden sind, daß ich in dieser Weise die Pforten der vaticanischen Archive geöffnet, ich aber bin der Ansicht, daß die Kirche durch die Wahrheit, welche diese Forschung ergibt, nur gewinnen kann." Solche Worte werden jedenfalls auch für die Nachfolger von Bedeutung sein. Eine bedauerliche Erscheinung ist in der That die in unserem nationalen Charakter gelegene und durch die politischen Verhältnisse genährte Zersplitterung der deutschen Forschungen in den vaticanischen Archiven. Vor einigen Jahren wurde der Versuch gemacht, im Anschluß an die Arbeiten des preußischen historischen Instituts wenigstens für die Bearbeitung der Registerbände eine Vereinbarung zwischen den deutschen Staaten herbeizuführen; es waren bereits zwischen dem Leiter des preußischen Instituts und den Vertretern von Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen Vereinbarungen versucht, es scheiterte das aber wieder an den partikularistischen Bedenken eines Staates (Sachsen) und dann, wohl auf Grund einer gewissen Verstimmung hierüber, an dem Widerspruch der akademischen Commission in Berlin. Nun hat sich das preußische Institut entschlossen, für einen allerdings verhältnißmäßig geringen Zeitraum die Arbeit der Register für ganz Deutschland zu übernehmen. Idealer noch als eine Zusammenfassung der deutschen Kräfte wäre allerdings internationale Arbeit auf diesem Gebiet, denn es sind alle Völker daran betheiligt. Die Schwierigkeiten der Umwandlung des preußischen in ein deutsches Institut könnten beseitigt werden, wenn die deutschen Akademien sich der Sache annähmen.

Stadtarchivar Dr. Hansen (Köln) berichtete sodann über die Ergebnisse der Conferenz von Vertretern historischer Publicationsinstitute. In Bezug auf die Urkundenbücher kam ein Beschluß nicht zu Stande, weil Ref. Dobenecker (Jena) nicht anwesend war. Das Correferat Pirenne's (Gent) steht diesem Referat diametral entgegen. Nachdrücklich wurde in der Conferenz darauf hingewiesen, daß jedenfalls eine viel weiter gehende Inventarisation urkundlichen Materials vorangehen müsse, wozu Baron bereits vorangeschritten. Für die Abfassung eines speciellen Programms für Fortführung der Walther-Ranke'schen Repertorien von 1850 bis zur Gegenwart wählte die Conferenz eine Commission, bestehend aus den HH. Köcher (Hannover), Wenck und Peutz für Deutschland, Lechner, Wieser und Hirn für Oesterreich, Pirenne, Feenstra und Staatsarchivar Müller (Utrecht) für die Niederlande. Eingehend discutirte die Conferenz die Frage der Anfertigung historischer Karten, worüber Referate von Thudichum und Schulze (Leipzig) vorlagen. Die allgemeine Ansicht war, daß die Gemarkungsgrenzen, welche die Grundlage der Thudichum'schen wie der rheinischen Karte sind, in so hohem Grade eine Stabilität wenigstens bis 1460 rückwärts aufweisen, daß man sie als das Gerippe historischer Karten betrachten und verwerthen darf. Ein vollständig einheitlicher Maßstab für diese ja nicht zur Publication bestimmten Grundkarten würde schwer zu erzielen sein und scheint auch nicht absolut nothwendig. Sehr wünschenswerth wäre, wenn auch auf diesen Grundkarten das Terrain angedeutet würde. Die Conferenz betraute mit der weiteren Führung der Geschäfte Prof. Lamprecht (Leipzig), der in Zusammenhang mit der Landescommission in Sachsen die Errichtung eines Bureaus unternehmen wird.

Hiemit waren die Verhandlungen des Historikertages selbst geschlossen. — Tarau schloß sich unter dem Vorsitz von Preuß (Königsberg) eine Sitzung des „Verbandes deutscher Historiker". Nach Vorschlag von Zwiedineck wurde als Nachtrag zu den Frankfurter Beschlüssen von 1895 eine Geschäftsordnung für die Versammlung deutscher Historiker und den Ausschuß des Verbandes derselben angenommen, wonach die Versammlungen deutscher Historiker geleitet werden durch die Mitglieder des Verbandes und durch Theilnehmer, die sich beim Verbandsausschuß oder beim Ortsausschuß melden. Darüber, ob bei wissenschaftlichen Fragen Abstimmungen vorgenommen werden sollen oder nicht, entscheidet der Verbandsausschuß, die Theilnehmer zahlen einen Beitrag zu den Kosten der Versammlung, der dem Jahresbeitrag der Verbandsmitglieder mindestens gleichkommt. Der Ausschuß erhält Ermächtigung, Ort und Zeit des nächsten Historikertages selbst festzusetzen. Es ist in Aussicht genommen, die nächste Versammlung zu Ostern 1898 abzuhalten. Die Versammlungen sollen künftig alle 2 oder 3 Jahre stattfinden. Bezüglich des Ortes der nächsten Versammlung äußert sich der Ausschuß heute noch nicht; wie wie hören, stehen Bonn und Nürnberg in Frage. In den Ausschuß wurden gewählt: Gothein, Haasen, K. Th. Heigel, Alfons Huber (Wien), Kaltenbrunner (Innsbruck), Köcher (Hannover), Lamprecht, Ed. Meyer (Halle), Meyer v. Knonau (Zürich), Prutz, Stählin (Stuttgart), Stieve, Ulmann (Greifswald), D. Vogt (Nürnberg), Ottok. Weber (Prag), v. Weech, v. Zwiedineck. Der Ausschuß hat in seiner darauf folgenden Sitzung zum 1. Vorsitzenden Prof. Stieve, zum 2. Professor Heigel gewählt.

* **Budapest.** Wie verlautet, wird der an der hiesigen Universität neu systemisirte Lehrstuhl für Verwaltungsrecht demnächst besetzt werden, und zwar mit dem vom Senat der juridischen Facultät einstimmig candidirten o. ö. Professor der Preßburger Rechtsakademie Dr. Karl Kmétty.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 14. September folgende Schriften eingegangen:

Franz Vogel: Der freiwillige Erziehungsbeirath für schulentlassene Waisen. Berlin, L. Oehmigke 1896. — Eliza Ichenhäuser: Zur Frauenfrage. Zittau, R. Haase 1896. — Vom Stöcker zu Naumann. Ein Wort zur Germanisirung des Christenthums. Heilbronn, Eugen Salzer 1896. — Dr. Springfeld: Zur Entwicklungsgeschichte der Apothekenreform. Leipzig, Georg Thieme 1896. — Dr. Richard Hildebrand: Recht und Sitte auf den verschiedenen Culturstufen. 1. Th. Jena, Gustav Fischer 1896. — Jahresbericht über die k. Kunstgewerbeschule, männliche und weibliche Abtheilung, zu München für 1895/96. München, F. Straub 1896. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. Hggb. von der Württembergischen Commission für Landesgeschichte. 5. Jahrg. 1896. Heft 1 und 2. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Begründet von Ferd. v. Witzleben-Wendelstein. 14. Jahrg. 12. Heft. Sept. 1896. Dresden, Friese u. a. Parlamer. — K. Jaeide: Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. 1. Th. Bis 1221. Mit 4 Siegeltafeln. (Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. 15. Bd.) Leipzig, S. Hirzel 1896. — Die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main. Hggb. von Dr. Fr. C. Ebrard. Mit Tafeln und Textabbildungen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer 1896. — *Direzione generale della Statistica:* Istruzione secondaria classica e tecnica e convitti maschili e femminili. Anno scol. 1893/94; Statistica della emigrazione italiana avvenuta nel 1895; Statistica delle Biblioteche. Parte II. Roma, Bontempelli; G. Bertero 1896. — Dr. Richard Ackermann: Lucans Pharsalia in den Dichtungen Shelley's. (Programm des k. Gymnasiums Zweibrücken 1895/96.) Zweibrücken, A. Kranzbühler 1896. — Dr. Ed. Madlee: Der Pharao des Exodus. Wien, M. Waizner u. Sohn 1896. — W. Bambus: Die jüdischen Dörfer in Palästina, ihre Entstehung und Entwicklung bis auf die Gegenwart. Mit 3 Abbildungen. Berlin, S. Cronbach 1896. — Dr. R. Ebert: Die ältesten Rechentafeln der Welt. Gef. Isis in Dresden 1896, Abhdlg. 6. — O. Mediag (Georges Samaran): Aus vergangenen Tagen. Erinnerungen und Studien. Berlin, Th. Schönfeldt 1896. — Max Halbe: Humoresken und Phantasien. Wien, Literar. Gesellschaft 1896. — Rudolf v. Gottschall: Reetta und sein Haus. Roman. Berlin, Gebr. Paetel 1896. — Hans Blum: Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. Ebd. — Leopold Gustav: Susette. Historische Novelle. Leipzig u. Frankfurt a. M., Keßler'sche. — L. Hoffmann-Nesselbach: Der Schwarz' von Orlich. Erzählung in fränkischer Mundart. Schwäb. Hall, Wilh. Germann. — Da da Haller Donnerlich! Gedichte, Erzählungen und Redensarten in Haller Mundart. Gesammelt u. hggb. von Wilhelm Heeman. Ebd. — Ernst Wachler: Tiberius auf Capri. Tragödie in 5 Aufzügen. Berlin, Haas Lüstenöder 1896. — Immer lustig! Rowy's humoristische Vorträge. 3. Ser. Wien, v. Dabelow 1896. — C. J. Herman: Billard-Studien. Nebst einer Anleitung zum Selbstunterricht im Billardspiel. Mit Figuren und Tafeln. 2. Aufl. Freiburg i. Br., C. Troemer 1896. — C. W. Allers und Hans Krämer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 27 u. 28. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Vom Fels zum Meer. 16. Jahrg. 1. Heft. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 18. September. Nummer 216.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Neubau des Bezirksarchivs zu Straßburg. Von Dr. Hermann Bloch. — Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen. IV. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Neubau des Bezirksarchivs zu Straßburg.

Von Dr. Hermann Bloch.

Anfang Juli dieses Jahres ist zu Straßburg in feierlicher Weise der Neubau für das kaiserliche Bezirksarchiv des Unterelsaß eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben worden, so daß, wie im vergangenen Jahre der Bibliothek (vgl. Beilage Nr. 79 dieses Jahrganges), so jetzt auch dieser Schatzkammer der Geschichtswissenschaft hier eine dauernde und, um es gleich zu sagen, würdige Stätte bereitet ist. Wie jene durchaus ein Kind der neuen Zeit ist, so reicht auch die Begründung des Archivs in seiner jetzigen Gestalt nicht weit in die Vergangenheit zurück; denn es verdankt seine Schöpfung — der Revolution. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß dieselbe Bewegung, welche, über Frankreich dahinbrausend und die ständischen Vorrechte mit den Ueberresten des Feudalismus hinwegfegend, folgerichtig alle die Urkunden und Acten, auf welche die Rechte der geistlichen und weltlichen Herren begründet wurden, auf dem Scheiterhaufen zu vernichten befahl, — daß eben diese Bewegung auf der anderen Seite selbst dafür Sorge tragen mußte, alle die verhaßten alten Besitztitel zu sammeln, und das lebhafteste Interesse daran hatte, sie zu bewahren. Die Erklärung für die auffallende Erscheinung liegt darin, daß jetzt an Stelle der alten Eigenthümer vielfach der Staat als Empfänger der Leistungen zu treten hatte, die früher den Herren entrichtet wurden, so daß es für die Feststellung und Sicherung des Nationalvermögens nothwendig war, die urkundlichen Zeugnisse des früheren Zustandes zu besitzen und zu durchforschen. Diesem rein praktischen Zwecke verdankt nachweisbar das Bezirksarchiv des Unterelsaß seine Entstehung; vom Directorium des Departements wurde am 2. Mai 1792 seine Begründung beschlossen, es scheint damit das älteste der — jedenfalls auf ähnliche Weise ins Leben getretenen — französischen Departementalarchive gewesen zu sein. Ich darf dem Vortrage des Archivdirectors Professor Dr. Wiegand, in dem er bei der Einweihung diese interessanten Aufschlüsse über die Anfänge des seiner Leitung unterstellten Archivs vorgelegt hat, einen Auszug des entscheidenden Beschlusses entnehmen. Es heißt darin:

„Auf die Berichte von Thomassin, dem Director der Nationalverwaltung der Domänen, die hervorheben, daß die aus den Nationalgütern fließenden Mittel gänzlich unzureichend sind, daß ohne neue Maßnahmen der Nationalcasse ungeheure Einkünfte verloren gehen werden, und daß, um diese Verluste zu verhindern, es absolut nothwendig erscheint, die Archive aller geistlichen Körperschaften in Straßburg zu vereinigen und dort ein besonderes Bureau für die Durchsicht aller Einkunfts- und Zinsverzeichnisse, nach den Gemeinden geordnet, einzurichten, beschließt das Directorium in Anbetracht, daß von den vier Districten seines Bezirks der Straßburger allein nutzbringend für die Erhaltung der Domänen gewirkt hat, indem er in seinem Sitzungssaal die Archive der unterdrückten geistlichen Corporationen vereinigte und eine allgemeine nach den Gemeinden geschiedene Colligende herstellte, daß die drei anderen Districte aber dies nicht gethan haben, sondern daß ihre Archivalien meist noch versiegelt im Verwahr der aufgehobenen Stiftungen liegen, in Anbetracht ferner der daraus erwachsenen großen Schwierigkeiten und Verluste für die Domänen der Nation, gegen die allein die Vereinigung der Archive am Hauptorte des Departements die beste Abhülfe bietet, mit Rücksicht darauf, daß die Stadt Straßburg eine größere Zahl von Personen birgt, die in beiden Sprachen bewandert sind und die alten Archivalien lesen und benutzen können, als die anderen Städte des Departements, in Anbetracht schließlich, daß, wie groß auch das unbedingte Vertrauen des Directoriums auf den Erfolg ist, welchen die Hingabe aller Franzosen für die Sache der Freiheit den Armeen der Nation verbürgt, es dennoch die Pflicht einer weisen und vorausschauenden Verwaltung ist, gegen die Wechselfälle des Krieges die Werthe zu schützen, auf denen ein Theil des Nationalvermögens beruht, und daß es demgemäß als das Beste erscheint, in eine Festung das Archivdepot zu legen, beschließt also das Directorium: 1) alle Archive, Papiere, Titel u. s. w. der aufgehobenen geistlichen Häuser und Stiftungen werden in Straßburg, dem Hauptort des Departements, vereint. 2) Es wird . . . ein Bureau errichtet mit dem Auftrage, die Archivalien, namentlich die Pachtverträge zu sichten, dann eine Generalcolligende der Grundrenten herzustellen" u. s. w.

Durch diesen von rein praktischen Gesichtspunkten eingegebenen Beschluß sind in Straßburg die archivalischen Bestände zusammengebracht worden, deren wissenschaftliche Durchforschung erst den sicheren Boden für die Geschichte des Unterelsaß — sei es des Bisthums Straßburg oder der Landvogtei Hagenau, der Standesherrschaften, der Ritterschaft oder der Klöster — liefern wird. Die Anfänge dazu sind von dem hochverdienten Louis Spach gemacht worden, der in vierzigjähriger Arbeit die ungeheure Aufgabe der Repertorisirung durchgeführt hat. Die Sorge um die ihm anvertrauten Schätze ließ ihn während des Bombardements von Straßburg 1870 nicht ruhen, bis er mit der opferwilligen und muthigen Hülfe seiner Untergebenen das ganze Archiv in den Kellern des in der Brandgasse gelegenen Hauses geborgen hatte, in welchem das Archiv bisher untergebracht war; der Trésor des chartes wurde gar in die Krypta des Münsters geschafft. So sind, während die Bibliothek ein Raub der Flammen geworden ist, die Bestände des Archivs unversehrt geblieben; aber erst jetzt haben sie eine Unterkunft erhalten, die gestattet, sie zu übersehen, zu ordnen, und die dadurch ihre Ausnutzung wesentlich erleichtert.

Nachdem in den ersten Monaten sich die getroffenen Einrichtungen vollauf bewährt haben, und nachdem durch mehrfachen Besuch auswärtiger Fachleute schon erwiesen

Digitized by Google

scheint, daß die an ein derartiges Bauwerk zu stellenden Anforderungen zu Straßburg in beachtenswerther Weise erfüllt worden sind, erscheint es angemessen, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen; denn wenn auch nicht gar zu viel hier als völlig neu und zum erstenmal versucht anzusehen ist, so dürfte doch eine gleiche glückliche Vereinigung der verschiedenartigen technischen Fortschritte mit den Forderungen und Wünschen des Archivars zur Zeit kaum an einem anderen Bau beobachtet werden können.

Da hier nirgend auf Bestehendes Rücksicht zu nehmen, sondern ein vollständiger Neubau aufzuführen war, ist es nach den heutigen Anschauungen selbstverständlich, daß der für die Bestände nothwendige Lagerraum von den Verwaltungsräumen getrennt und nur durch einen Gang damit verbunden wurde. Für die zweckmäßige Anordnung beider Gebäude war es nun werthvoll, daß das für sie bestimmte Gelände an einer Straßenkreuzung liegt; denn indem das Magazin mit der Front nach Süden an der Schwarzwaldstraße, das kleine Verwaltungsgebäude aber gegen Osten in der Fischartstraße errichtet wurde, wird keines durch das andere beengt und benachtheiligt. Das architektonische Interesse lenkt natürlich von den beiden im Stil der italienischen Frührenaissance gehaltenen und in weißem Sandstein ausgeführten Bauten das Magazin auf sich, das durch ein mäßig vortretendes Gesims in ein zweistöckiges Unter- und ein vierstöckiges Obergeschoß getheilt wird. Vor den durch drei Pfeiler getragenen Mittelbau treten zwei giebelgekrönte Seitenflügel ein wenig hervor. Das ganze Mauerwerk bildet gewissermaßen nur den Rahmen für die Fenster. So wird die Bestimmung des Baues als Lagerraum und die Eintheilung in sechs Stockwerke äußerlich keineswegs verschleiert, sondern tritt unmittelbar deutlich hervor; die in den Giebelfeldern hockende Eule verräth die Beziehung des Gebäudes zur Wissenschaft. Wenn überdies durch glückliche Proportionen dem Ganzen ein gefälliges Aeußere gegeben ist, so wird man der Baukeitung, welche dem Bezirksbaurath Metzenthin anvertraut war, mit Freuden zugestehen, daß sie die gestellte Aufgabe in befriedigender Weise gelöst hat. Allerdings hat auch das schöne Material sein Theil dazu beigetragen; der nordische Backstein, wie er etwa bei dem so zweckmäßig eingerichteten Archiv zu Münster in Westfalen verwendet ist, läßt solch wirkungsvolle Façade schlechterdings nicht zu. Bedenken könnte man im allgemeinen hegen, ob gerade die Wahl antiker Formen für das Archiv besonders angebracht war, welches im wesentlichen den Geschichtsstoff des Mittelalters enthält, aber hier mag die Rücksicht auf Licht und Luft bestimmend eingewirkt haben. Auch wird man im einzelnen nicht mit allem einverstanden sein; manche Bauglieder erscheinen zu grob geformt, und geradezu störend wirkt z. B. die Anbringung der viel zu schweren Console an dem Gebälk der Giebel. Recht geschickt scheint mir dagegen die Verwerthung des für die Metopen bestimmten Raumes im Fries als Fenster für das oberste, etwas niedrigere Stockwerk.

Wenden wir uns nach diesem Umblick dem Innern des einfach gehaltenen zweistöckigen Verwaltungsgebäudes zu, so sehen wir im Erdgeschoß neben der Wohnung für den Archivdiener und einem Arbeitsraum für die Unterbeamten einen Saal, in welchem schon in diesem Sommer die mit so gutem Erfolge begonnenen Vorlesungen zur Vorbereitung für den Archivdienst zum Theil stattgefunden haben und in welchem zu diesem Zweck eine erwünschte paläographische Sammlung Aufnahme finden soll. Der zweite Stock enthält außer dem Zimmer des Directors und des Secretärs den Arbeitssaal für die Benutzer, vor dessen Eingang die Büsten Grandidiers und Spachs aufgestellt worden sind. Ein merkwürdiger Gegensatz: dort der jugendschöne Kopf des feinsinnigen Abbé des vorigen Jahrhunderts, des hochbegabten bischöflichen Archivars, hier das ernste, sorgenvolle Haupt des durch Entbehrungen und Enttäuschungen sich durchringenden Gelehrten. Der Raum selbst zeichnet sich durch seine angemessene Einrichtung aus und bietet an Licht und Luft alles, was man in dem jetzigen Handschriftenzimmer der neuen Bibliothek entbehrt, so daß wohl bald alle einschlägigen Arbeiten ausschließlich dort werden vorgenommen werden. An jedem der zahlreichen Fenster der Westfront ist ein Tisch, der für zwei Benutzer Platz bietet, aufgestellt; die Wände haben den Raum für eine geeignete Handbibliothek geboten; auch soll nicht unerwähnt bleiben — was jeder, der in Archiven arbeiten muß, zu schätzen weiß —, daß durch geeignete Waschvorrichtung erwünschte Gelegenheit zur Säuberung vom Actenstaub geboten ist. Wie im übrigen Gebäude, so erfolgt auch im Arbeitssaale die Beleuchtung durch elektrisches Licht.

Obwohl der oben erwähnte zweistöckige Verbindungsgang von hier aus den unmittelbaren Eintritt zu dem Magazin gestattet, steigen wir doch zunächst noch in den Keller hinab zu den Räumen, wo die gesetzmäßig zur Ausscheidung gelangenden Verwaltungsacten nach und nach aufgestapelt und zu geeigneten Zeitpunkten als Maculatur zur Versteigerung gebracht werden. So werden sie beseitigt, ohne daß dadurch die Ordnung und das Getriebe der Verwaltung irgend gestört wird.

Und nun durchwandern wir den zehn Meter langen steinernen Gang und treten durch die schwere Eisenthür hinein in den Lagerraum. Wem in diesem Augenblick etwa die Erinnerung an die stimmungsvollen Säle des Marburger Schlosses gekommen ist, welche die Reichthümer des dortigen Archivs beherbergen, der wird zunächst erstaunt in dem mächtigen Kasten Umschau halten, der ihn nun aufnimmt. Bei einem Neubau kann eben nur höchste Zweckmäßigkeit als erstrebenswerthes Ziel gelten: übersichtliche Aufstellung der Archivalien bei möglichster Ausnutzung des Raumes und unbedingte Feuersicherheit. Durch eiserne Roste ist das Gebäude in sechs Stockwerke getheilt, zwischen denen auf beiden Seiten eiserne Treppen und, für den Transport der Acten, ein elektrischer Aufzug die Verbindung vermitteln. Das Licht dringt seitlich durch die zahlreichen Fenster ein, aber in die unteren Stockwerke fällt es auch von oben reichlich durch die Roste hindurch. Dabei sind deren Stäbe so dicht aneinander, daß nirgend ein Gefühl des Schwindels aufkommen kann; doch scheint es für die Beleuchtung von Bedeutung, daß die Stäbe nicht, wie sonst gewöhnlich, parallel zu den Fenstern, sondern senkrecht zu ihnen laufen. Jedenfalls ist es erreicht, daß man auch an trüben Tagen an jedem Punkte des Gebäudes ohne Mühe lesen kann. Uebrigens ist der Mittelgang, der jedes Stockwerk in eine nördliche und südliche Hälfte theilt, zum bequemeren Gehen mit Linoleum gedeckt.

Zu beiden Seiten dieses Ganges folgen, natürlich gleichfalls immer senkrecht zu den Fenstern, die Reihen der Gestelle, deren eiserne Träger in die Roste eingelassen sind. Die Regal- und Coulissenbretter konnten, der Ersparniß wegen, nur aus sorgsam imprägnirtem Holze geliefert werden; so sind sie, nebst den gleich zu erwähnenden Urkundenschränken, das Einzige, was nicht aus Stein oder Eisen hergestellt worden ist. Die Regale sind durch Hebel verstellbar, so daß je nach Bedarf vier, fünf oder sechs Reihen von Archivalien gebildet werden können; doch ist wichtig, daß die Höhe der Stockwerke und demgemäß der Gestelle so bemessen ist, daß auch aus der obersten Reihe die Acten bequem ohne Benutzung eines Trittes herausgehoben werden können. Laufbretter zwischen je zwei gegenüberliegenden Gestellen ermöglichen den Beamten, nothwendige Arbeiten ohne Zeitverlust an Ort und Stelle ausführen zu können.

Digitized by Google

Nur in dem untersten Stockwerk fehlen diese Bretter; denn dort sind in den Gängen zwischen den Gestellen zu je 7 die 86 Schränke vertheilt worden, in denen die 40,000 Pergamenturkunden in musterhafter Weise ihren Platz finden sollen und zum Theil schon gefunden haben. Der Frage nach deren zweckmäßiger Aufbewahrung ist ja gerade in letzter Zeit das besondere Interesse der betheiligten Archivare zugewandt. Wenn aber auch nur bei einem immerhin begrenzten Bestande und hinreichenden Räumlichkeiten ähnlich vortreffliche Einrichtungen möglich sind, wie diejenigen, denen z. B. die gelehrten Mönche von Monte-Cassino den guten Zustand ihrer Pergamente mit zu danken haben, so sind heute doch die meisten Fachleute darin einig — und ich kann nach häufigen Beobachtungen ihnen nur beistimmen —, daß die getrennte Aufbewahrung der einzelnen Urkunden und insbesondere ihre Auseinanderbreitung wesentlich dazu beitragen, sie zu schonen und damit für die Zukunft zu erhalten. Diese Gesichtspunkte sind denn auch für ihre Ordnung im Straßburger Bezirksarchiv maßgebend gewesen. Jede Urkunde wird nach ihrer Größe in ein hülsenförmiges oder ein taschenförmiges Couvert gelegt; nachdem auf diesem Ordnungsnummer, Datum und Aussteller verzeichnet sind, werden sie in die ausziehbaren Fächer der Schränke eingeordnet, und nicht nur äußerlich an jedem Schrank, sondern auch an jedem der Fächer werden die Nummern der darin befindlichen Stücke sichtbar angebracht, so daß ihr Auffinden sehr leicht ist, und bei der Benutzung einer Urkunde die anderen in keiner Weise angegriffen oder in Unordnung gebracht werden können. Jeder der Schränke faßt nahezu 500 Stück; allein da sie nach Art der Brandkisten in drei mit Griffen versehene und abhebbare Theile zerfallen, so sind sie trotz der Größe im Fall einer kaum denkbaren Feuersgefahr leicht durch die Thüren und Fenster (deren schmiedeeiserne Vergitterung durch ein besonderes Verfahren zu öffnen ist) ins Freie zu bringen. Bemerkenswerth sind endlich an den Schränken, die übrigens alle durch denselben Schlüssel zu öffnen sind, die an der Vorder- und Rückseite entsprechend offen gelassenen, nur durch Gaze ausgefüllten Spalten, durch welche die Luft ungehindert das Innere durchziehen kann, so daß die Urkunden voraussichtlich immer vor dem Stocken bewahrt werden.

Sechs der Schränke sind von besonderer Größe; sie enthalten in den unteren Fächern die Urkunden bis zum Jahre 1250, die oberste Abtheilung aber ist als Schaukasten hergerichtet, dessen Fenster durch einen Rollenvorhang zuzudecken sind. Darin sind einige der schönsten und interessantesten Stücke des Archivs ausgestellt, die auch dem Laien eine Vorstellung von seinem mannichfachen Inhalt zu geben vermögen. Anders aber sind die Gedanken, die sie dem Historiker noch anregen. Bei ihrem Anblick wird er dem lebhaften Wunsche Ausdruck geben, daß in dem schönen Heim, das ihnen durch das verständnißvolle Zusammenarbeiten des Architekten und des zuständigen Fachmannes bereitet worden ist, diese Schätze mehr nach ihrem Werthe gewürdigt werden. Der Dienst der Archive für die Zwecke der Staatsverwaltung ist nur in Bayern ähnlich so umfangreich wie in Elsaß-Lothringen; aber während dort durch geeignetes Beamtenpersonal auch ihre historische Bedeutung berücksichtigt wird, lastet hier nach altüberkommener Weise die Doppelarbeit an jedem der drei Bezirksarchive nur auf einem einzigen wissenschaftlich gebildeten Manne. Erst bei der Anstellung weiterer historisch geschulter Kräfte wird es möglich werden, den Bestand der reichsländischen Archive nach und nach zu sichten und der Forschung zugänglich zu machen. Dann aber wecken die reichen Bestände Verlangen und Hoffnung, daß sich bald die Männer und die Mittel finden mögen, eine den heutigen Ansprüchen genügende Veröffentlichung der Quellen zur Geschichte des Elsaß in die rechten Wege zu leiten und zu beginnen. Noch kennt das Elsaß nur zu wenig von seiner Vergangenheit. Möge man sich doch erinnern, daß von der Zeit, die es zu durchforschen gilt, ein Jahrtausend der Deutschen Geschichte und nur dieser allein angehört, und möge man bedenken, daß auch die Ausbreitung solcher Erkenntniß ein Band mehr sein wird, diese schönen Landschaften dem alten Vaterlande neu zu verknüpfen!

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

IV.[1])

Wenden wir uns nun zu der zweiten in der Villa Forini befindlichen Büchersammlung, zu der etwas kleineren, aber immerhin ansehnlichen, fast 5000 Titel zählenden Petrarca-Abtheilung der Bibliothek.

Hr. Fiske, der, nachdem er das Hamilton College in Amerika absolvirt hatte, die Universität zu Upsala bezog, um sich dem Studium der nordischen Sprachen und Literaturen zu widmen, war schon als Student ein eifriger Sammler isländischer Bücher und hat dieses Bestreben unermüdlich und bei günstigen, durch mehrmalige Reisen nach Island gebotenen Gelegenheiten mit Erfolg immer fortgesetzt. Seine Petrarca-Bibliothek dagegen ist eine ganz neue, während der letzten zwölf Jahre durch ihn zu stande gebrachte Schöpfung.[2]) Sie zerfällt in zwei ziemlich gleich große Abtheilungen: I. Schriften über Petrarca, Literaturgeschichten, Biographien, Lobreden und Lobgedichte, Studien, Aufsätze, Monographien und andere Abhandlungen, welche Petrarca und sein Zeitalter behandeln, oder in irgend einer Weise berücksichtigen, Schriften über Laura, Beschreibungen und Bilder von Arezzo, Avignon, Montpellier, Vaucluse, Parma, Padua, Arqua und sonstigen Wohnstätten Petrarca's, Werke über Boccaccio, Cola di Rienzo, Karl IV. und andere Personen, die mit Petrarca in Briefwechsel gestanden, und die einschlagenden Bibliographien. II. Ausgaben von Petrarca's Werken, Uebersetzungen derselben, Nachahmungen der Gedichte, Anthologien mit Anmerkungen, Apokrypha, Commentare, Romane und Dramen, in welchen Petrarca und Laura auftreten oder dargestellt werden, Bildnisse von Petrarca und Laura, Aquarelle, Holzschnitte, Kupferstiche, Majolicamalereien, Photographien, Bronzen, Medaillons u. s. w., welche sich auf den Dichter und die Herrin seines Herzens beziehen. Mitten im Saale steht eine von dem amerikanischen Bildhauer Couper entworfene und ausgeführte Marmorbüste der „Donna meraviglia", welche die Gestalt dieses gefeierten Frauenideals in künstlerischer Vollendung zeigt. Nicht zu übersehen ist auch eine ansehnliche Sammlung von autographischen Briefen der hervorragendsten Dichter und Gelehrten, die sich mit Petrarca beschäftigt haben.

Die älteste Biographie Petrarca's ist die von Boccaccio um 1345 verfaßte, wenig belehrende, aber sehr lobrednerische Schrift „De vita et moribus domini Francisci Petrarchae", welche zuerst von Domenico Rossetti nach dem in der Biblioteca Marciana zu Venedig aufbewahrten Morelli-Codex in dem Werke „Petrarca, Giulio Celso e Boccaccio" (Trieste 1828) herausgegeben wurde. 23 Jahre später veröffentlichte Henri Zozime le Marquis de Valori dasselbe „Document historique" (Avignon 1851), und da er von der Rossetti'schen Publication nichts wußte, hielt er sich

[1]) Vergl. Beilage Nr. 212.

[2]) Noch zwei ansehnliche Büchersammlungen, eine rhätoromanische und eine Dante'sche, hat Hr. Fiske gemacht und sie bereits der Bibliothek der Cornell Universität im Staat New-York geschenkt.

für berechtigt, auf das Titelblatt die Worte „publié pour la première fois“ zu setzen.

Die „Ricordi sulla vita di messer Francesca Petrarca e di madonna Laura“ (Bologna 1866, Auflage von 202 Exemplaren) von Luigi Peruzzi, ihrem angeblichen Zeitgenossen, sollen nach einer in den Archiven der Peruzzi-Familie zu Florenz befindlichen Handschrift herausgegeben worden sein; das Büchlein ist jedoch höchst wahrscheinlich ein untergeschobenes Werk. Von den zahlreichen, im 16., 17. und 18. Jahrhundert erschienenen, in der Fiske'schen Bibliothek vorhandenen Lebensbeschreibungen können hier nur die wichtigsten erwähnt werden. Epochemachend in dieser Richtung und großes Aufsehen erregend war das Werk des Abbé de Sade (Mémoires pour la vie de F. P., Amsterdam 1764—67, 3 Bde. 4°), welches vollständig ins Deutsche (Nachrichten zu dem Leben des F. P., Lemgo 1774—78, 3 Bde.) und abgekürzt ins Englische (The Life of P., London 1775) übertragen wurde. Der deutsche Uebersetzer war der mit „Vater Gleim“ eng befreundete Halberstadter Dichter Karl Eberh. Klamer Schmidt, dessen Name aber nicht genannt wird. Die englische Uebersetzung, ein elender Auszug, man möchte fast sagen Absud, stammt von Mrs. Susannah Dobson her; sie erlebte bis 1807 sieben größtentheils mit Kupferstichen illustrirte Auflagen und wurde auch zu Dublin (1777) und zu Philadelphia (1817) nachgedruckt. Von derselben weiblichen Feder erschien zu London 1797 ein Buch: „Petrarch's view of human life, translated from the Latin by Mrs. Dobsan.“ Aber die auf dem Titelblatt stehende Angabe ist durchaus unrichtig. Mrs. Dobson hat das Werk nicht aus dem Lateinischen übersetzt, sondern nur aus einer von Thomas Twyne 1579 veröffentlichten englischen Uebersetzung einfach zusammengestoppelt, wobei sie sich nur getraut, ganz unbedeutende, bloß auf die Modernisirung der Orthographie und der Satzbildung bezügliche Veränderungen zu machen. Selbst von der flüchtigsten Vergleichung der Twyne'schen Uebersetzung mit dem Original findet sich keine Spur.

Eine gediegene und zuverlässige Arbeit aus derselben Zeit ist G. B. Baldelli's „Del Petrarca e delle sue opere libri quattro“ (Firenze 1797), wovon eine neue, durch Material aus des Verfassers Nachlaß verbesserte und vergrößerte Ausgabe 1837 auch zu Florenz erschienen ist. Die vorzüglichsten Biographien des Petrarca haben jedoch die deutschen Gelehrten während der letzten 50 Jahre geliefert: L. G. Blancs Petrarca (Leipzig 1844, Separatabdruck aus Ersch und Grubers Allg. Encyklopädie, Sect. 3, Thl. 19), Ludwig Geigers Petrarca (Leipzig 1874) und namentlich Gustav Koertings „Petrarca's Leben und Werke“ (Leipzig 1878). Die Engländer Lord Woodhouselee (A. F. Tytler), Stebbing, Montgomery und der Dichter Thomas Campbell haben auf diesem Gebiete nichts von Belang geleistet.[1]) Nur in den englischen Reviews sind hie und da tüchtige kritische Aufsätze über Petrarca erschienen, unter welchen die Essays von Ugo Foscolo sich besonders auszeichnen. 1821 wurden diese Essays gesammelt und auf Kosten der Lady Dacre in einer Prachtausgabe von 16 Exemplaren zu London gedruckt, wovon Nr. 15, in einem kostbaren und kunstvoll gravirten, jener Zeit angehörigen grünen Maroquineinband, sich im Besitz des Hrn. Fiske befindet. Ein aus Amerika herstammendes, mit viel poetischer Sympathie und Genialität in anmuthigem Stil geschriebenes Büchlein ist J. W. Higginsons „Sunshine and Petrarch“ (Boston 1867), welches auch neue und theilweise vortreffliche Uebersetzungen mehrerer Sonette enthält.

Die erste Gesammtausgabe der lateinischen Schriften Petrarca's ist die von Sebastian Brandt besorgte Baseler Folioausgabe vom Jahre 1496. Die angeblich 1494 und 1495 zu Basel, 1494 zu Deventer und 1496 zu Venedig erschienenen Ausgaben, welche von einigen Bibliographen noch immer angeführt werden, sind nun fast allgemein als apokryphisch anerkannt.[1]) Von dieser seltenen und schön gedruckten editio princeps besitzt Hr. Fiske drei vollständige Exemplare, eines davon großes Folioformat auf dickem, bestem Papier mit breitem Rande und illuminirten Initialen und dem ursprünglichen Eichenholz- und Pergamenteinband.

Unter den späteren zu Basel (1541, 1554, 1581, 1584) und zu Venedig (1501, 1503) erschienenen Gesammtausgaben hat die von 1503 den Herren Bibliographen eine harte, noch nicht aufgebissene Nuß zu knacken gegeben. Im Colophon nämlich steht die übliche Angabe des Druckortes, des Verlegers und der Jahreszahl: Impressum Venetiis per Simonem Papiensem dictum Bivilaquam. Anno domini 1503. die uero. 15. Iulii. Darauf folgt das „Bucolicum Carmen“ und am Schluß desselben auf dem Avers des letzten Blattes liest man Folgendes: Petrarchae laureati poetae sub bucolico carmine recollectionis sub uiro uenerando Magistro Benenenuto de ymola Recollecte faeliciter expliciunt: per me Marcum horigono de Venet. Annis. d. nostri Iesu christi: currentibus. M. CCCCXVI. Die. VII. Iulii. Nun fragt es sich: wer war Marcus Horigono und wie kommt die Jahreszahl 1416 hier hinein? Panzer, Gräffe, Brunet, Hortis, Ebert und Blanc, alle zerhauen den gordischen Knoten, indem sie dieses Datum einfach für einen Druckfehler erklären. Ein derartiges Verfahren mag einem ungestümen, weltbezwingenden Feldherrn, wie Alexander dem Großen, wohl geziemen, aber der Bibliograph muß bei verwickelten Problemen geduldiger und bescheidener zu Werke gehen und sich auf weniger gewaltsame Lösungen besinnen.

Panzer nimmt ohne weiteres 1516 als das richtige Datum an, was jedoch rein unmöglich ist, da das „Bucolicum Carmen“ auf dem den Inhalt des Bandes verzeichnenden Haupttitelblatt miterwähnt wird und deßhalb schon 1503 gedruckt gewesen sein muß. Die anderen Bibliographen entscheiden sich für 1496, aber diese Hypothese steht auch auf sehr schwachen Füßen, insofern, als weder eine Gesammtausgabe, noch eine Einzelausgabe der betreffenden Eklogen in diesem Jahre zu Venedig erschienen ist. Es ist überhaupt zweifelhaft, ob Horigono Buchdrucker gewesen sei, jedenfalls kommt der Name sonst nirgends vor und sind Producte seiner Presse völlig unbekannt. Hr. Fiske hält ihn für einen Schreiber, nach dessen Abschrift dieser die zwölf Eklogen enthaltende Anhang gedruckt wurde. Zur Begründung dieser Theorie, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, schildert Hr. Fiske die vermuthlichen Umstände, unter welchen das Werk veröffentlicht wurde, folgenderweise: Siman de Gabis, auch Bevilacqua genannt, wurde zu Pavia geboren und ging von dort nach Venedig, wo er 1485 den Terentius herausgab. Damals hieß er Simon Bivilaqua. 1487 trat er als Verleger eines Meßbuches

[1]) Die einzige im Englischen abgefaßte Biographie Petrarca's, die nicht von groben Irrthümern und allerlei Mißdeutungen und auffälligen Mängeln wimmelt, ist die von dem vor kurzem gestorbenen Geschichtschreiber der Renaissanceperiode, J. A. Symonds, in der neunten Auflage der „Encyclopaedia Britannica“ gedruckte Lebensskizze. Leider wurde diese gedrängte, aber gediegene Lebensbeschreibung des großen italienischen Lyrikers und Gelehrten verfaßt, bevor Pierre de Nolhac und andere Forscher ihre in der vaticanischen Bibliothek und der Biblioteca Laurenziana gemachten Petrarca'schen Entdeckungen veröffentlicht hatten.

[1]) Baldelli behauptet, er habe den angeblich 1495 bei Johann de Amerbach erschienenen Folianten selbst gesehen, aber höchst wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Verwechslung mit der oben erwähnten Ausgabe von 1496. Daß zwei Ausgaben eines so großen Buches aus derselben Officin in unmittelbar nach einander folgenden Jahren hervorgehen sollten, ist in Betracht der damaligen buchhändlerischen Verhältnisse kaum glaublich.

Digitized by Google

unter dem Namen Simon Papiensis (Simon von Pavia) wieder hervor. Darauf siedelte er mit seiner Presse nach Vicenza über, wo er mehrere Werke herausgab, u. a. die 1490 gedruckten Leges municipales von Vicenza mit dem Colophon: Impensa et diligentia maxima Simonis de Papia dictus [sic] Bevilacqua. Wenn er nicht größere Sorgfalt auf den Text als auf den Schlußzug angewandt hat, dürfte das alte Stadtgesetzbuch von Schnitzern wimmeln. Mit diesem Verstoß gegen die Grammatik nahm er Abschied von Vicenza und kehrte nach Venedig zurück, wo er bis zum Ende des Jahrhunderts eine außerordentliche Thätigkeit als Verlagsbuchhändler entwickelte. 1502 gab er Cicero's „Tusculanae Questiones" heraus, unternahm 1503 eine Gesammtausgabe der lateinischen Schriften Petrarca's und ist darüber gestorben.[1]) Trotzdem wurde der Druck in Venedig fortgesetzt und vollendet; dann erst entdeckte man, daß ein Theil des Werkes, nämlich das „Bucolicum Carmen", fehlte. In der Eile, denn die Sache konnte keinen Verzug leiden, wurde eine Handschrift herbeigeschafft und rasch, ohne besondere Aufsicht oder kritische Durchsicht, gesetzt und die nöthigen Exemplare abgezogen, wobei der Name des alten Auslegers Benvenuto da Imola und der des Abschreibers, welcher fast hundert Jahre vorher die Abschrift verfertigt hatte, alle beide mitgedruckt wurden. Es war durchaus nicht ungewöhnlich, daß der Copist seinen Namen zu seiner Arbeit colophonartig hinzufügte; dies hat der venetianische Federfuchser Marcus Horigono auch gethan, ohne zu ahnen, daß er dadurch unter die Typographen kommen und bei der gelehrten Nachwelt als Verleger gelten sollte. Die Jahreszahl würde natürlich die der Abschrift des Gedichts und Commentars sein.

An Einzelausgaben der lateinischen Schriften ist die Fiske'sche Bibliothek außerordentlich reich. Unter den ältesten Abdrücken sind die folgenden sehr selten und besonders erwähnenswerth: Die Lebensbeschreibungen berühmter Männer (Viri proclarissimi etc.... impressū colonie p. me Arnoldū Ter Hoerne anno Dni 1473); Vom einsamen Leben (De vita solitaria) ohne Jahreszahl, aber wahrscheinlich um 1473 gedruckt — sieben Blätter des Anfangs sind verloren gegangen, doch schon im 15. Jahrhundert handschriftlich ersetzt worden; undatirt, aber aus derselben Zeit die Gespräche über die Weltverachtung (De contemptu Mundi); eines der Bücher Ueber die denkwürdigen Dinge (Rerum memorandarum liber primus) ohne Datum, aber ungefähr um das Jahr 1485 gedruckt; die erste mit Jahreszahl versehene Ausgabe der Schrift Ueber die Heilmittel gegen Glück und Unglück (De remediis utriusque fortunae. Impressum Cremonae, 1492), sowie eine ältere ohne Datum, aber wahrscheinlich circa 1485 zu Heidelberg gedruckte und die von Sebastiano Manilio besorgte und 1492 zu Venedig erschienene Quartausgabe der Freundesbriefe (Epistolae familiares). In seiner Vorrede beklagt sich Manitio über die Mangelhaftigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Handschrift; dennoch fuhr man fort, diesen Text nur mit ganz geringfügigen Verbesserungen immer wieder abzudrucken, bis Giuseppe Fracassetti in seiner zu Florenz 1859, 1862 und 1863 veröffentlichten dreibändigen Ausgabe der „Epistolae familiares et variae" bei Befolgung der strengsten Grundsätze der Diplomatik und Benutzung der besten Handschriften einen Text feststellte, welcher in Bezug auf Correctheit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Von diesen Briefen hat er auch eine musterhafte, mit trefflichen kritischen Anmerkungen versehene italienische Uebersetzung (Firenze, 1863—1867, 5 Bde.) geliefert. Die Altersbriefe (Epistolae seniles) hat er leider nur in italienischer Uebersetzung (Firenze, 1869—1870, 2 Bde.) gegeben, und die höchst wichtigen, gegen die römisch-avignonische Curie gerichteten Briefe ohne Aufschrift (Epistolae sine titulo) aus kirchlich-katholischen Bedenken, welches sich der naiv-fromme Gelehrte darüber gemacht zu haben scheint, ganz weggelassen. Diese, sowie die übrigen Episteln und sonstigen Tractate warten noch immer auf die geschickte und sichere Hand, die sie, durch die Wiederherstellung eines zuverlässigen und brauchbaren Urtextes, aus der Verwirrung und Verwahrlosung der älteren Ausgaben retten sollte.

Einzelausgaben von den Dialogen „De vera Sapientia" sind überhaupt sehr selten. Uebinger erwähnt in seinem Aufsatz über dieses Werk in Geigers „Vierteljahrschrift für Cultur und Literatur der Renaissance" (Berlin, 1880, II. Bd., 1. Hft. pp. 57—70) „bloß eine Specialausgabe, welche aus dem Jahre 1604 stammt", und scheint diese für die einzige zu halten. Es gibt jedoch eine circa 1473 zu Utrecht erschienene Ausgabe; eine von Pierre de Os zu Zwolle in Holland ungefähr 1485 gedruckte Quartausgabe von vierzehn Blättern ist im Besitz des Hrn. Fiske; eine dritte in der k. Bibliothek zu Kopenhagen befindliche Quartausgabe von zwölf Blättern wurde vermuthlich in Holland oder Norddeutschland um 1490 gedruckt. Uebingers Bedenken gegen die Echtheit der Dialoge scheinen also, soweit sie auf der Seltenheit der Specialausgaben beruhen, nicht ganz berechtigt zu sein. Daß das Werk jedoch eine aus Petrarca, Cusanus und einem unbekannten Dritten geschöpfte Compilation sei, hat er ziemlich klar bewiesen. Möglicherweise war dieser Dritte der Compilator, der sich mit Excerpten aushalf.

Wie beliebt und bewundert die in etwas pessimistisch gefärbter und weltschmerzlicher Gemüthsstimmung verfaßte Schrift „De Remediis" war, ergibt sich aus den zahlreichen lateinischen Ausgaben, Uebersetzungen und Epitomen, die auf uns gekommen sind. Das Werk wurde ins Italienische, Spanische, Französische, Englische, Holländische, Deutsche, Böhmische und Ungarische vollständig, und theilweise in die übrigen europäischen Sprachen mit Einschluß der nordischen übertragen. Die böhmische Uebersetzung, ein stattlicher, mit schönen gothischen Lettern gedruckter, 1501 zu Prag erschienener Foliant, wurde von dem gelehrten Georg Hruby Gelensky (so genannt nach seiner Vaterstadt Gelenic) gemacht, welcher als der Wiederhersteller und Veredler der tschechischen Sprache von seinen Landsleuten mit Recht verehrt wird. Die älteste der zwei französischen Uebersetzungen rührt von einem Zeitgenossen Petrarca's, Nicolas Oresme, Bischof von Lisieux, her, wurde aber erst 1523 zu Paris, dann 1534 und öfters gedruckt, im 17. Jahrhundert jedoch durch die Uebersetzung, welche François de Chatonniere de Grenailles verfertigte (Paris, 1650, 1660, 2 Bde.) gewissermaßen verdrängt. De Grenailles war, neben Mademoiselle de Scudery, der schreibsüchtigste Autor seiner Zeit und entwickelte eine schriftstellerische Productivität, die man, mit Jean Paul, nur als „Blattlausfruchtbarkeit" bezeichnen kann. Das höchste Lob, das Michaud ihm zu ertheilen vermag, ist, daß diese Uebersetzung „un des moins mauvais" unter seinen Werken sei, was einem Verdammungsurtheil ziemlich gleichkommt.

Auf besonderes Verlangen des „gran capitano" Gonzalvo de Cordova, damals Vicekönigs von Neapel, wurden beide Bücher von Francesco de Madrid sehr schön und würdevoll ins Altcastilianische übertragen und zuerst in Vallodolid 1505, dann in Salamanca 1515, in Saragossa

[1]) Möglicherweise ist er aber damals nicht gestorben, sondern aus irgend einem Grunde von Venedig plötzlich fortgegangen. In diesem Falle darf man vermuthen, daß er nach Lyon in Frankreich ausgewandert sei und dort durch die Herausgabe einiger bekanntlich in jener Stadt erschienenen Pseudoaldinen oder trügerischer Nachdrucke der aus der Officin des Aldus Manutius hervorgegangenen Werke seinen pecuniären Vortheil gefunden habe.

1518 und 1523, und in Sevilla 1534 gedruckt. Nach dem Colophon zur Ausgabe vom Jahre 1523 wurde dieselbe „en la muy nablo & muy leal ciudad do Caragoça por Georgi Coci aleman“ gedruckt, worunter wir jedenfalls einen ausgewanderten, aber noch immer als Deutscher geltenden wollenden Georg Koch zu verstehen haben.

Unter den in der Fiske'schen Bibliothek befindlichen englischen Uebersetzungen ist „Phisicke against fortune, as well prosperous as aduerse, etc. (es folgt der bei solchen Büchern übliche lange Titel) now first Englished by Thomas Twyne“ (London, 1579) die erwähnenswertheste. Twyne war zugleich Arzt und Poet und verschrieb berufsmäßig Medicamente und Verse, kein dichterisches Genie, sonst aber ein Mann von gelehrter Bildung, die er am Corpus Christi College zu Oxford erhielt, und Verfasser von mehreren Original- und Sammelschriften, so Anthologien religiös-erbaulichen und didaktisch-moralischen Inhalts.

Am zahlreichsten und interessantesten sind die Verdeutschungen des Werkes, welche als Trost- und Ermahnungsbücher sich eines hohen Rufes und einer allgemeinen Verbreitung erfreuten. Die älteste ist ein in Fraktur gedruckter, mit vielen Holzschnitten verzierter Quartband: Eyn Neüwe Geteütscht Büchleyn ꝛc. (Oppenheym, 1516), welches nur vier Gespräche (68, 69, 55, 3) des zweiten Buches enthält. Auf dem Revers des Titelblattes ist eine „dem strengen Herren Hansen Lantschaden zu Steinbach Ritter“ gewidmete, vom derzeitigen Oppenheimer Stadtschreiber Jakob Köbel verfaßte Zueignungsschrift, worin mitgetheilt wird, daß „der Hochgelert Dr. Adam Wernher von Themar“, ordentlicher Professor an der Universität zu Heidelberg, das „kleyn fruchtbar büchleyn“ übersetzt habe.

Die erste vollständige Ausgabe, von einem Ungenannten „auß dem Lateinischen in das Teütsch gezogen, mit künstlichen figuren durchauß gantz lustig vnd schön gezieret. gedruckt zu Augspurg durch Heynrich Steyner M. D. XXXII“ heißt: „Von der Artzney bayder Glück des guten vnd widerwertigen. Vnnd wesz sich ain yeder in Gelück vnd Vnglück halten sol.“ Diese Uebersetzung wurde im Auftrage der Augsburger Verleger Siegmund Grimm und Marx Wirsung von dem Nürnberger Gelehrten Peter Stahel angefangen und nach seinem Tode von dem bekannten evangelischen Theologen und Beförderer der Kirchenreformation Georg Spalatin fortgesetzt und 1521 vollendet. Die Verleger geriethen in Geldverlegenheit und starben, Wirsung 1522 und Grimm 1524. Unterdessen gründete Heinrich Steiner eine Verlagshandlung in Augsburg, fand die Stahel-Spalatin'sche Uebersetzung „gleichsam vergraben“, wie er sich ausdrückt, und gab sie 1532 heraus. Die Illustrationen wurden „nach visierlicher Angebung“ Sebastian Brants höchst wahrscheinlich von Hans Burgkmair dem älteren gemacht.

Vorhanden ist ferner in der Fiske'schen Bibliothek die 1478 zu Stuttgart gedruckte Sammlung von deutschen Uebersetzungen aus dem Italienischen und Neulateinischen, welche mit dem Roman „De duobus Amantibus Euryalo et Lucretia“ von Aeneas Sylvius anfängt und nebst Boccaccio's „Guiscardo e Gismonda“ und anderen Stücken auch zwei Gespräche (25 und 18) aus Petrarca's „De Remediis“ enthält. Die Uebersetzungen rühren von dem zu Bremgarten im Aargau geborenen Niclas von Wyle her, der 1445—1447 Rathschreiber in Nürnberg war, sich einige Zeit in Italien aufhielt und 1470 als Kanzler in den Dienst des Grafen Ulrich von Württemberg trat und dieses Amt noch im Jahre 1478 bekleidete. Hr. Fiske besitzt eine dritte „inn der Kayserlichen Statt Augspurg durch Haynrich Stayner“ 1536 gedruckte, mit 33 Holzschnitten geschmückte Ausgabe dieser vermischten Uebersetzungen, von denen die zweite mit 19 Illustrationen versehene Ausgabe 1510 bei Johann Pryß zu Straßburg erschienen ist.

Die übrigen Augsburger Ausgaben (1539, 1545) führen mit geringfügigen Veränderungen denselben Titel wie die obenerwähnte vom Jahre 1532. Die zu Frankfurt am Main „bei Christian Egenolffs Erben“ und nachher „bey Johann Bringers, seligen, Wittib, in verlegung Vincentij Steinmayers“ erschienenen Ausgaben haben verschiedene Titel, welche jedoch in Betreff der Weitschweifigkeit alle übereinstimmen. Die frühesten dieser Ausgaben (1551, 1555, 1559) bieten dem Leser „Hülff, Trost vnd Rath in allem anligen der Menschen“ an, während die späteren (1572, 1584, 1589, 1596, 1604, 1614, 1620 und Nürnberg 1652) ihm einen „Trostspiegel in Glück vnd Unglück“ vorhalten. Sämmtliche sind mit zahlreichen, mitunter ganz vorzüglichen Holzschnitten verziert, die theilweise an die Manier des Hans Burgkmair erinnern. Sehr schlichtnaiv wird das „tlein heüsslein in einem lustigen Thal“ (Vaucluse) und wie der Dichter „sich darein gesetzt vnn daselbst studiert“ treulich abgebildet. Dazu kommt eine in 30 Versen von Sebastian Brant verfaßte „Vorred“, worin gesagt wird:

„Wil vnglück mir anfechtung mern,
Hör zu, Petrarcha würt dichs lern.“

Nicht zu übersehen auf dem Gebiet der Illustration ist ein vortrefflich ausgestatteter und vollständig erhaltener, länglicher Quartband: „Noua Philotheca Petrarchiana oder New Stammbuch“ mit 124 Figuren zum Trostspiegel in gutem Glück. Diese Bilder sind wenigstens zum größten Theil nach Burgkmairs Holzschnitten von Eberhardt Kieser auf Kupfer übertragen und zu Frankfurt am Main 1620 und 1626 abgedruckt. Es gibt auch eine Ausgabe vom Jahre 1614 mit 116 Figuren.

Schließlich dürfte einer holländischen Uebersetzung gedacht werden: Troost-spieghel in Ghetuck ende Ongheluck etc. uyt de Hoochduytsche en Latynsche spraecke overgeset endo doar den druck aen den dach ghebrocht t' Amstelredam. Ghedruckt voor Jan Willemssz. (Willemszoon?) uit Kantoor-boeck woonende in den Isel, Anna 1606. Um das Lateinische scheint der Uebersetzer sich weniger bekümmert, sich vielmehr an den Hochdeutschen und zwar an den Frankfurter Trostspiegel vom Jahre 1584 sehr genau und gewissenhaft gehalten zu haben. Als ein Unicum ist das Buch äußerst wichtig und werthvoll. Die niederländischen Bibliotheken besitzen es nicht und die Bibliographen wissen nichts davon. Dr. H. C. Rogge, der gelehrte Director der Universitätsbibliothek zu Amsterdam, der specielle Studien und Forschungen auf dem Gebiet der Amsterdamer Drucke gemacht hat, erklärt, er habe nie davon gehört. „Jan Willemsz.“ schreibt er in einem Privatbrief, „muß schon vor 1600 gedruckt haben, aber bis jetzt habe ich keinen einzigen Titel mit seinem Namen gefunden. Die Existenz dieser Petrarca-Ausgabe ist für mich ein Evenement.“ Die lateinischen Epitomen sind sämmtlich in der Fiske'schen Bibliothek vorhanden; sogar die seltensten, wie z. B. die von Eyb, Raiczani und Adrianus dem Karthäuser, fehlen nicht.

Hier kann man ferner sehen, wie die gegen das verweltlichte und entsittlichte Papstthum gerichteten Epistolae sine titulo im lateinischen Urtext, sowie in Uebersetzungen als polemische Flugschriften zur Beförderung der Reformation eifrigst verbreitet wurden. Dabei versäumte man nicht, auf dem vollgedruckten Titelblatt den Leser zu belehren, daß der Verfasser dieser Briefe nicht nur belorbeerter Dichter und der größte Gelehrte seiner Zeit, sondern selbst Canonicus und Archidiakonus gewesen und deßhalb die Verderbnisse, die er schildert, aus eigener Anschauung und von innen kenne. Ein aus 16 Briefen bestehender Tractat wurde

Digitized by Google

1555 zu Straßburg (Argentorati apvd Christianvm Mylivm) lateinisch gedruckt und dem Balthazar à Gültlinga, welcher im Dienste des als energischer Verfechter der protestantischen Sache bekannten Herzogs Christoph von Württemberg stand, gewidmet. Deutsche und italienische Uebersetzungen dieser Briefe im ganzen oder in kurzen dem Volke gerecht gemachten Auszügen, oft nur als dünne aus einigen Bogen oder einem einzigen Blatt bestehende Broschüren, gingen massenweise von Königsberg und anderen norddeutschen Städten aus und ließen den Begründer der Renaissance als beredten Anwalt und Apologeten der Reformation auftreten. Mit abgedruckt findet man auch häufig die einschlagenden Sonette (Fiamma dal ciel su le tue trecce piova; L'avara Babilonia ha colmo 'l sacco; Fontana di dolore, albergo d'ira), sammt 18 Stanzen eines gewissen Berna, der Secretär bei dem wegen seiner Geldgier berüchtigten Papst Clemens VII. gewesen sein soll.

Petrarca's wegwerfende Urtheile über die Jurisprudenz und seine heftigen, stellenweise humoristisch geschriebenen Invectiven gegen die Aerzte scheinen die Mit- und Nachwelt weniger interessirt zu haben, da die hauptsächlich in den vertrauten Briefen enthaltenen Angriffe auf die Juristen nie zusammengestellt und die vier Bücher, worin er seine Ansichten über die Medicin kund thut, nur selten in Einzelausgaben aufgelegt worden sind.[1]) Man hielt sie offenbar für die Schrullen eines gelehrten und geistreichen Mannes, die sehr amusant zu lesen, aber sonst nicht besonders zu beachten seien. Wenn man jedoch in Erwägung zieht, wie unwissend und quacksalberisch die ausübenden Aerzte damals waren, wie roh und brutal sie ihr schneidendes und schröpfendes Handwerk trieben und wie massenhaft sie vermittelst drastischer Purganzen die Menschen in das Jenseits abführten, so kann man es dem humanistisch gebildeten und höchst empfindlichen Dichter kaum verdenken, daß er diese groben Empiriker als obrigkeitlich befugte Mörder und Giftmischer darstellte. Ausnahmsweise gab es jedoch schon damals tüchtige und vernünftige Aerzte, wie z. B. den mit Petrarca eng befreundeten und auch wegen seiner großen Kunstfertigkeit und Kenntniß der mechanischen Wissenschaften berühmten Giovanni Dondi von Padua, und der Dichter hätte viel besser gethan, wenn er den Vorschriften dieses Mannes Folge geleistet und die häufigen Präservativaderlässe, wodurch er seiner Gesundheit schadete und sich das Leben ohne Zweifel verkürzte, unterlassen hätte. In Bezug auf die Function des Blutes und die anzuwendenden Mittel, um die Beschaffenheit desselben zu verbessern, hegte Petrarca die verkehrtesten Ansichten. Es herrschte bei ihm eine geradezu unsinnige Phlebotomomanie, wie sie jetzt nur bei dem in solchen Dingen stockconservativen Bauernstande vorzukommen pflegt. Selbst im Greisenalter ließ er sich im Frühling und Herbst regelmäßig und reichlich abzapfen, und durch dieses Verfahren erschöpfte sich frühzeitig die volle Quelle seiner Lebenskräfte. Bei seiner körperlichen Constitution und behaglichen Lebensweise hätte er mit dem siebzigsten Jahre nicht sterben sollen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der soeben beendete Internationale Congreß des „ethischen Bundes" in Zürich versendet als seine „Beschlüsse" folgenden Schwall von unschätzbaren Redensarten:

„1) Ein internationales Secretariat des Bundes in Zürich zu errichten mit der Aufgabe, die stetige Verbindung mit den einzelnen Gesellschaften oder ihren Verbänden durch Correspondenz zu pflegen, einen vierteljährigen Bericht in deutscher, englischer und französischer Sprache herauszugeben, den internationalen Austausch der Veröffentlichungen der ethischen Bewegung zu organisiren, ein Archiv der einschlägigen Correspondenzen, Actenstücke u. s. w. anzulegen und als ausführendes Organ des Comités des Bundes bei allen internationalen Veranstaltungen zu functioniren.

2) Die Einleitungen zur Errichtung eines Seminars für Maturunterricht in Zürich zu treffen und womöglich schon im nächsten Jahre mit der Veranstaltung von Sommercursen über Moralunterricht und Religionsgeschichte vorzugehen.

3) Den ethischen Vereinen der verschiedenen Länder folgenden Grundriß eines gemeinsamen Programms zum Anhalt zu empfehlen.

Zweck der ethischen Vereine ist in erster Linie die sittliche Förderung ihrer Mitglieder (als Mittel zu diesem Zweck dient die engere Verbindung Gleichstrebender), ferner die sittliche Erziehung und Unterweisung der Jugend auf Grund einer von allen confessionellen Voraussetzungen unabhängigen Ethik und die Anleitung zur Selbsterziehung.

Die ethischen Vereine haben Stellung zu nehmen zu den großen socialen Fragen der Gegenwart. Sie erkennen an, daß das Streben des Volkes nach menschenwürdigem Dasein ein sittliches Ziel ersten Ranges in sich schließt, und erklären sich verpflichtet, dieses Streben mit dem vollsten Ernst zu unterstützen. Sie erkennen an, daß der Widerstand gegen Unrecht und Unterdrückung eine heilige Pflicht ist und daß daher der Kampf ums Recht ein noch immer unentbehrliches Mittel ist zur Klärung der Rechtsbegriffe und zur Erreichung besserer Zustände, verlangen aber, daß der Kampf innerhalb der von der Ethik gezogenen Schranken im Interesse der Gesellschaft als eines Ganzen bleibe und mit stetem Ausblick auf den zu erzielenden socialen Frieden geführt werde.

Es wird ferner anerkannt, daß es sich bei der Lösung der sogenannten Arbeiterfrage nicht bloß um die materielle Noth der ärmeren Volksclassen handelt, die in zugleich ihre Ausschließung von den höchsten Culturgütern der Wissenschaft und Kunst zur nothwendigen Folge hat, sondern auch in nicht geringerem Grade um die sittliche Noth innerhalb der besitzenden Classen, die in ihrem moralischen Wesen durch die Mißstände des heutigen Wirthschaftslebens schwer bedroht sind.

Den Organen des „ethischen Bundes" wird die Aufgabe gestellt, wissenschaftliche Arbeiten anzuregen zu dem Zwecke, die Gegensätze des Individualismus und Socialismus auf die Möglichkeit ihrer Vereinigung in einer tieferen Lebensauffassung zu prüfen. Das öffentliche Gewissen soll im Sinne der socialen Gerechtigkeit einer höheren Entwicklung entgegengeführt werden.

Unter Anerkennung der unschätzbaren Bedeutung der einen monogamischen Ehe für die Menschheit ist für das Weib die Möglichkeit vollster Entwicklung einer geistigen und moralischen Persönlichkeit zu fordern, ebenso die Anerkennung der Gleichwerthigkeit von Frau und Mann auf allen Lebensgebieten. Besonders müßte das jetzige Loos der Arbeiterinnen in Haus- und Fabrikindustrie als eines der schwersten Uebel erachtet und dahin gewirkt werden, daß ein gesundes Familienleben im ganzen Volke wieder zur Wirklichkeit werde.

Als fundamentale Culturaufgabe der Gegenwart ist ferner zu betrachten, daß dem Erziehungswesen seine zum großen Theil verloren gegangene Einheit wiedergegeben und daß, was die confessionelle Religion in Volks- und Hochschulen in dieser Hinsicht einst leistete, durch Aufstellung eines gemeinsamen ethischen Zieles aller Bildung ersetzt werde.

Die Bestrebungen zur Herstellung eines allgemeinen Völkerfriedens sind durch innerliche Ueberwindung des Militarismus und Nationalegoismus zu unterstützen.

Die ethischen Vereine sollten ihr Bestreben nicht nur auf ihre numerische Ausbreitung richten, sondern ihre höchste Kraft dem Aufbau eines neuen Lebensideals zuwenden in der Ueberzeugung, daß ein solches Ideal, nach dem die Menschheit dürstet, endlich allen Classen der Gesellschaft und allen Völkern der Erde zugute kommen wird."

* Ueber einen seltenen Alterthumsfund, der kürzlich dem Stadter Museum überwiesen wurde, wird berichtet: Der im Moore gefundene Anzug eines Germanen aus der Meovingerzeit ist mit großer Mühe von dem Conservator Lindenschmitt am Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz wieder zusammengefügt worden. Wie man weiß, hüllten sich die alten Germanen in eine große wollene Decke, welche sie auf der rechten Schulter mittelst eines Dorns

---

[1]) Diese Aeußerungen über die Arzneikunde hat Henschel in „Janus, Zeitschrift für Geschichte und Literatur der Medicin" Bd. I, Breslau, 1896, S. 183 ff. zusammengestellt. Vgl. Voigt: Wiederbelebung des classischen Alterthums, I. 78.

Digitized by Google

oder einer bronzenen Nadel zusammengehefteten. Von den Nadeln sind in den Museen eine genügende Anzahl vorhanden. Den Mantel selbst länger als 1000 Jahre zu erhalten, wäre wohl nicht möglich gewesen, wenn nicht der Gerbstoff des Moores ihn conservirt hätte. Sämmtliche Theile des Fundes zeigen eine braune Tabaksfarbe. Der Mantel hat eine dunkle fingerbreite Borte und etwa 2 Zoll lange Franzen. Die Länge beträgt 2.40 m. Der Stoff besteht aus Wolle, deren Fäden etwa die Stärke des Segeltuchgespinnstes zeigen. Außerdem wurden gefunden zwei feinere wollene Binden, welche mit ledernen Riemen zeitweise um die Waden gewickelt wurden. Von den beiden ledernen Bandschuhen, die über besonders für diesen Zweck angefertigte Gipsfüße gezogen sind, ist der eine 30, der andere 27 cm lang. Der Schaukasten enthält außerdem den vollständigen Skalp mit röthlichen Haaren, ein Stück menschlicher Haut und zwei silberne Haargierrathe des Halsschmucks. Die außerdem noch gefundenen leinenen Kleidungsstücke, die bei den Arbeiten im Moore schon zerschnitten wurden, sind noch in Mainz, um zu Kleidungsstücken zusammengesetzt zu werden.

* Die in Beil. Nr. 7 d. J. ausführlich gewürdigten Denkwürdigkeiten des verewigten Sir Joseph Crowe werden demnächst auch in deutscher Originalübersetzung, zu der der Verfasser selbst seine Mithülfe geboten hat, bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinen.

* Wiederholt hervorgehoben ist die Thatsache, daß die Vegetation der Kämme des Riesengebirges in naher Verwandtschaft mit der des skandinavischen und höheren Nordens steht. Nahe der Elbquelle findet man vereinzelt neben der Zwergbirke auch die Multebeere, von deren Wohlgeschmack sich der Reisende zum Nordcap in ganz Finnmarken zu überzeugen Gelegenheit hat. Nun hat Dr. med. Häusel in Hirschberg, der soeben von Spitzbergen zurückgekehrt ist, den Versuch unternommen, eine Anzahl verschiedener, hier gänzlich unbekannter Pflanzenarten, welche er dort zwischen dem 77. und 80. Grade n. Br. gefunden, im Riesengebirge heimisch zu machen. Es ist ihm unter vielen Mühe gelungen, diese Pflanzen mit ihrem Mutterboden herüberzubringen. Das gräflich Schaffgotsch'sche Cameralamt zu Hermsdorf u. K. hat die Verpflanzung der arktischen Bodenstücke an einer geeigneten Stelle des Hochgebirgs nach Anweisung des genannten Forschers, sowie auch den Schutz dieser Anlagen übernommen. Selbstverständlich bleibt die abgelegene Stelle, die zu dem Versuche ausgewählt worden ist, bis auf weiteres dem Publicum verborgen. Beiläufig sei bemerkt, daß die an der Schneekuppe angepflanzten Edelweißgruppen sämmtlich wieder eingegangen sind; alpine und arktische Flora sind eben zweierlei.

* **Metz.** Die hiesige Kathedrale, nächst dem Straßburger Münster das hervorragendste kirchliche Bauwerk Elsaß-Lothringens, wurde von französischer Zeit in arg vernachlässigtem Zustande übernommen. Die deutsche Verwaltung sah es als eine Ehrenpflicht an, sich des Baues anzunehmen, und ließ schon 1873 die Restaurationsarbeiten beginnen, die bis heute ununterbrochen fortgesetzt wurden. Dieselben umfaßten u. a. die Ausbesserung der stark baufällig gewordenen großen Strebebogensysteme; Neuherstellung der verwitterten Fialen und Wimperge in der Dachgalerie über dem Langhaus, Querschiff und Chor; Wiederherstellung der zum Theil während der Revolutionszeit verstümmelten Ornamente im Inneren; Ersetzung der stilwidrigen großen Chortreppe und Chorschranke; Wiederherstellung des lange Zeit durch ein Privathaus verbaut gewesenen, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden Schportals. Gegenwärtig ist man damit beschäftigt, das 1764 angefügte geschmacklose barocke Hauptportal zu entfernen und durch ein dem Gesammtstil des Baues angepaßtes zu ersetzen, eine Arbeit, die noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Gleichzeitig werden an der nördlichen Langseite in den Flächen über den Eingängen zwei figurenreiche Hochreliefs mit Darstellungen aus dem Leben des heiligen Stephanus und des heiligen Clemens angebracht. Die Leitung der Restaurationsarbeiten, für die neuerdings durch die Dombaulotterie weitere Mittel verfügbar gemacht werden konnten, liegt seit zwei Jahrzehnten in der bewährten Hand des Dombaumeisters Tornow.

* **Marburg.** Der von hier nach Freiburg i. B. berufene Geschichtsprofessor Nandé tritt, wie die „Hess. Landesztg." erfährt, sein neues Lehramt erst mit Beginn des Sommersemesters 1897 an.

* **Wien.** Der Gesundheitszustand des Professors Dr. Bruckner hat sich leider nicht gebessert, so daß derselbe seine Vorlesungen an der Universität als Lector für Musikwissenschaft in diesem Winter nicht wieder aufnehmen dürfte.

* **Innsbruck.** Dr. Paul Puntschart ward als Privatdocent für deutsches Recht und österreichische Reichsgeschichte an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der Universität zugelassen.

* **Prag.** Zugelassen wurden Dr. Ladislaus Hasbovec als Privatdocent für Neuropathologie, Dr. Franz Scheer als Privatdocent für Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge an der medicinischen Facultät der böhmischen Universität.

* **Krakau.** Dr. Johann Raczynski erhielt die Zulassung als Privatdocent für Kinderheilkunde, Dr. Leo Reynski die als Privatdocent für Chirurgie an der medicinischen Facultät der hiesigen Universität.

* **Budapest.** Der Finanzausschuß des Abgeordnetenhauses verhandelte am 16. den Voranschlag des Unterrichtsministeriums. Cultus- und Unterrichtsminister Wlassics antwortete auf verschiedene Anfragen, er werde demnächst einen Gesetzentwurf, betreffend den definitiven Ausbau des Budapester Universitätsgebäudes, einbringen. Der Minister meint, es sei im Interesse der Lehrfreiheit gelegen, wenn für jeden größeren Lehrgegenstand parallele Lehrstühle errichtet werden, und er befasse sich mit der Frage der Errichtung solcher Lehrstühle für Volkswirthschaft. Was das Prüfungssystem betreffe, so sei das jetzige System der ärztlichen Rigorosen nicht aufrechtzuerhalten. Er lasse ein neues Regulativ ausarbeiten, welches eine bedeutende Besserung des jetzigen Systems zur Folge haben werde. Der gesammte Voranschlag des Unterrichtsministeriums wurde votirt.

* **Trient.** Hier fand am Sonntag, den 13. ds. Mts., ein zahlreich besuchter Congreß von Trientiner Hochschülern und Lehramtscandidaten statt, von dem eine Entschließung, welche die Errichtung einer italienischen Universität in Oesterreich fordert, angenommen wurde. Die Bürgermeister der größeren Städte des Trentino, die Abgeordneten Baron Cigni, Baron Malfatti und De. Debiasi wohnten dem Congresse als Ehrengäste bei. (Sonderbare Schwärmerei D. Red.)

* **Paris.** Am 8. Mai 1894, bei der 100jährigen Wiederkehr des Tages, an dem der Begründer der modernen Chemie, Antoine Laurent Lavoisier, durch die Guillotine den Tod fand, setzte die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Ausschuß zur Beschaffung der Mittel für ein würdiges Denkmal des genialen Naturforschers ein. Nunmehr hat Berthelot der Akademie über den Erfolg Bericht erstattet. Bisher haben die Zeichnungen 47,553 Frcs. erreicht. Auch der Kaiser von Rußland hat jetzt die Auflegung einer Liste angeordnet und als erster 2000 Rubel gezeichnet. Der französische Unterrichtsminister zeichnete 6000, die Stadt Paris 8000 Frcs., das Elsaß 2475 Frcs. Die Beiträge der übrigen Völker sind in Mark rund folgende: Deutschland 3200, England 2600, Oesterreich-Ungarn 2000, Schweden und Norwegen 1600, Italien, Holland und Serbien je 800, Schweiz 680, Belgien und Portugal je 480, Griechenland 440, Vereinigte Staaten 400, Rumänien 280, Mexico 80 M. Die Ausführung des Denkmals ist dem Pariser Bildhauer Barrais übertragen.

b. **Belgrad.** Der frühere Unterrichtsminister Ljubomir Klerić, welcher Professor der Mathematik an der Belgrader Hochschule ist, veröffentlicht eine Abhandlung, worin er die überraschende Mittheilung macht, daß er die Quadratur des Kreises gefunden habe. Der serbische Gelehrte, der übrigens seine Studien an der Berliner Hochschule gemacht hat, behauptet zu diesem Resultat durch eine neue Construction der Ludolf'schen Zahl gelangt zu sein. Die Ludolf'sche Zahl, jene Verhältnißzahl (π), mit welcher das Quadrat des Halbmessers multiplicirt werden muß, um den Inhalt eines Kreises zu berechnen, ist aber bekanntlich irrational. Es würde daher wohl immer noch eher das annähernd ebenso schwierige Kunststück einer alle Theile befriedigenden Lösung der orientalischen Frage von einem serbischen Staatsmanne zu erwarten sein.

* **St. Petersburg.** Am 13. September fand die Grundsteinlegung zu dem neuen Lesesaal bei der kais. öffentlichen Bibliothek statt. Das Fundament zu dem Neubau ist bereits gelegt; das neue Gebäude wird drei Stockwerke haben und 19 Faden in der Länge und 8 Faden in der Breite messen. Der erste Stock wird Garderobenzimmer und Wohnräume für die Angestellten enthalten; die zweite und dritte Etage bilden den riesigen Lesesaal. Mit dem alten Lesesaal, der zur Erweiterung der russischen Abtheilung der Bibliothek dienen soll, wird der neue Saal durch eine Galerie verbunden. Bei dem Neubau werden alle neuesten Vervollkommnungen bezüglich der hygienischen Rücksichten, der Feuergefahr ꝛc. in Betracht gezogen; Beleuchtung und Ventilation werden elektrisch sein.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 19. September. Nummer 217.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Richard Semons Reisewerk. Von Johannes Walther. — Eine Geschichte des Philanthropinismus. — Mittheilungen und Nachrichten.

Richard Semons Reisewerk.

Wer seine Erlebnisse im fremden Lande interessant zu erzählen weiß, wird heutzutage leicht einen Leserkreis finden, und so ist mit der Vergrößerung unsres Colonialbesitzes die Reiseliteratur ungemein angewachsen. Freilich ist hiebei der opferfreudige Forschungstrieb, der einen Nachtigal, Rohlfs, Junker begeisterte, die Räthsel des dunklen Continents zu enthüllen, vielfach durch den Reisesport verdrängt worden. Der „Afrikareisende" ist zu einem Typus unsres modernen Gesellschaftslebens geworden, der uns in seinen Vorträgen erzählt, wieviel friedliche Neger er zusammengeknallt hat, und dessen Reisewerk, im Prachtenband und durch malerisch zurechtgestutzte Originalbilder reich verziert, auf keinem Weihnachtstisch fehlen darf. Die Reaction ist nicht ausgeblieben, und mit einem gewissen Vorurtheil nimmt man jedes neu erscheinende Reisewerk in die Hand, überzeugt, darin langathmige Marschberichte, blutige Jagdabenteuer und einige eingestreute ethnographische Notizen zu finden.

Da ist es doppelt erfreulich, wenn einmal ein Naturforscher zur Feder greift und in fesselnder Sprache ein Buch schreibt, das eine Fülle wissenschaftlicher Probleme behandelt und das sich in Form und Inhalt den classischen Reisewerken eines Wallace und Schweinfurth würdig an die Seite stellt.

Vor einer Reihe von Jahren wandte sich ein begeisterter Freund der Entwicklungslehre an Ernst Haeckel in Jena mit dem Vorschlag: die Kosten einer zoologischen Expedition nach Australien zu übernehmen, um die vergleichende Anatomie und Entwicklung der dort lebenden Thierwelt zu studiren. Wie ein Museum ausgestorbener Thierformen erscheint Australien dem genetisch denkenden Naturforscher. Kein hunde- oder katzenartiges Raubthier, keine Rinder, Antilopen und Schweine, keine Insectenfresser und Affen beleben das seltsame Inselland. Dafür kommen dort Geschöpfe vor, die auf der ganzen übrigen Erde ausgestorben sind.

Paradox, wie man einen seiner charakteristischen Bewohner genannt hat, ragt die australische Region in die Gegenwart herein und birgt ein wahres Museum räthselhafter Thiere und Pflanzen. Fische, die man längst ausgestorben wähnte, verbindende Zwischenglieder, die von einem Thierstamm zum anderen leicht gangbare Brücken bilden, Vögel, deren prachtvolles Gefieder an das Ideal eines Paradieses erinnert oder deren seltsame Gewohnheiten jeder einfachen Erklärung zu spotten scheinen, — uralte Vorzeit und höchste Differenzirung wunderbar gemischt.

Man sollte glauben, daß solche Wunder eine besondere Anziehungskraft auf reisende Naturforscher aus allen Ländern ausgeübt hätten — allein nachdem der deutsche Geograph Leichhardt als erster den Continent durchquert hatte, fiel er auf seiner zweiten Reise dem unwirthlichen Lande zum Opfer; wenige Jahre darauf verunglückte die Expedition von Kennedy, und das traurige Schicksal der beiden kühnen Männer wirkte nicht ermuthigend, aus wissenschaftlichen Gründen den räthselhaften Continent weiter zu erforschen. Eine mächtigere Triebfeder mußte in Spannung gesetzt werden, um auch die Räthsel Australiens zu enthüllen. Die Festlegung des Ueberlandtelegraphen, die Entdeckung ausgedehnter Goldfelder, die Ausdehnung der Heerdenwirthschaft erschlossen das Land mehr und mehr, und immer kleiner wurde der weiße Fleck der terra incognita des Innern.

Aber indem die geographische Kenntniß des Landes zunahm, hielt die naturwissenschaftliche Verarbeitung des entdeckten Materials nicht gleichen Schritt. Die „lebenden Fossilien", welche Australien bewohnen, waren kaum besser bekannt, als die versteinerten Reste ihrer ausgestorbenen Verwandten, welche wir in den Felsschichten Europa's finden. Lungenfische, Beutelthiere und eierlegende Säugethiere waren entdeckt und beschrieben, aber über die wichtigsten Fragen ihrer Entwicklung und Lebensweise, ja sogar der feineren Anatomie fehlten alle eingehenden Untersuchungen. Hier waren Schätze zu heben, werthvoller als das rothe Gold, das im Sande australischer Flüsse glänzt, hier war das Arbeitsfeld, auf dem die Lehren von Darwin und Haeckel ihre Feuerprobe bestehen konnten.

Damals aber kam der viel versprechende Plan des Hrn. Dr. Paul v. Ritter nicht zur Ausführung, und dafür schenkte er der Universität Jena eine sehr bedeutende Summe mit der Bestimmung, daß der Ertrag derselben für Lehr- und Forschungsthätigkeit auf dem Gebiet der Entwicklungslehre Darwins angewandt werden solle. Eine zoologische und eine geologisch-paläontologische Professur wurden aus der Ritter-Stiftung fundirt, zoologische Forschungsreisen nach Spitzbergen, Kamerun, Ostafrika und dem Mittelmeer daraus unterstützt. Und es verging so eine Reihe von Jahren, bis ein Schüler Ernst Haeckels, der Jenenser Anatom und Zoolog Professor Richard Semon, sich entschloß, 1891 den Plan Paul v. Ritters wieder aufzunehmen und die australischen lebenden Fossilien zum Gegenstand gründlicher Untersuchungen zu machen. Als nach Beginn der Arbeit eine Ueberschwemmung in Queensland das ganze Unternehmen abzuschneiden drohte, ging Semon auf ein halbes Jahr nach der Torresstraße und Neu-Guinea, um dort andere Arbeiten zu beginnen, und kehrte im folgenden Jahr nach den Buschwäldern des Burnettriver zurück, um die unterbrochene Arbeit mit glänzendem Erfolg wieder aufzunehmen. Dann studirte er die Land- und Meeresfauna der Molukken und reiste über Java und Indien nach Deutschland heimwärts. Der zoologische Erfolg dieser Reise übertraf die kühnsten Erwartungen und in einer Serie[1]) von etwa 25 Abhandlungen

[1]) Zoologische Forschungsreisen in Australien und dem Malayischen Archipel. Jena. Gustav Fischer.

Digitized by Google

erscheinen die monographischen Studien, welche Semon in Verein mit namhaften Mitarbeitern über das von ihm gesammelte Material veröffentlicht. So gründlich und umfassend sind die mitgebrachten Sammlungen, daß sogar ein australischer Zoolog sich in Jena das Material für eine Untersuchung über ein australisches Thier geholt hat.

Wenn so Semon in seinen zoologischen Monographien sich an den Forscher wendet und demselben die Entwicklung des Ceratatus, der Echidna, des Ornithorhynchus in bewundernswürdiger Weise analysirt, ist das Werk,[1]) dem diese Zeilen gewidmet sind, für einen anderen Leserkreis bestimmt. Es soll in leicht verständlicher Form die mannichfaltigen Probleme, welche dem Naturforscher auf seinen Streifzügen im australischen Busch und an den korallengesäumten Küsten des malayischen Archipels mit jedem Schritt entgegentreten, dem gebildeten Naturfreund vorlegen, ihn interessiren für die Ureinwohner Australiens, für die Paradiesvögel Neu-Guinea's, für die Urwälder des Tropenlandes und für die inselbildende Thätigkeit der Korallenthiere.

Mit rühmenswerthem schriftstellerischen Tact vermeidet es der Verfasser, seine Reise tagebuchartig zu beschreiben. Von den langen Wochen der Seefahrt, von den Erlebnissen in den Hafenstädten berichtet uns ein kurzes Wort, und rasch stehen wir mitten im australischen Buschwald, bei Beginn der wissenschaftlichen Campagne. Das Ende des australischen Winters war gekommen und das Herannahen des Frühlings kündigte sich an; allerdings nicht durch das Auftreten jungen Laubes an den Bäumen, aber durch das frische Grünen des gelblich vertrockneten Graswuchses. Die Luft ist von wunderbarer Reinheit und Frische, und scharf zeichnen sich die hohen, reich verästelten und belaubten, aber doch durchsichtigen Gestalten der Eucalypten vom tiefblauen Himmel ab. Gras überzieht den Erdboden, soweit das Auge reicht, und nur in der Tiefe des wasserleeren Flußbettes schimmert gelblicher Sand. Ueberschaut man von einer Anhöhe aus das Land, betrachtet man die Rücken der emporragenden Berge, so scheint eine gleichmäßige Bewaldung Höhen und Tiefen, Berge und Thäler zu überziehen. Wenn man aber dem Walde zustrebt, so weicht er vor uns zurück. Wir sehen uns zwar von Bäumen umgeben, aber diese stehen so weit auseinander gerückt, daß man von Wald nicht gut sprechen kann und auch in Australien selbst den Ausdruck „forest" niemals hört. Wir befinden uns in einer typischen Parklandschaft. Die Bäume stehen in Abständen von 10 bis 20 Meter und dulden in der Regel keine Nachbarn, auch kein Unterholz in ihrer Nähe. Ihr weithin ausgebreitetes und in eine Tiefe von 60 bis 70 Meter abwärts dringendes Wurzelwerk bemächtigt sich rasch aller Feuchtigkeit und unterdrückt das Aufkommen jedes ansehnlichen Concurrenten. Nur die Gräser und solche Pflanzen, die ihre Wurzeln nicht über eine oberflächliche Erdschicht hinab in die Tiefe erstrecken, vermögen in jenem Umkreis zu gedeihen. Zwar sind die Eucalypten reich verästelt und reich belaubt, aber da die Blätter sämmtlich klein sind und vertical herabhängen, werfen sie, wenn die Sonne hochsteht, fast gar keinen Schatten. So kann das Gras im hellen Sonnenlicht unter den Bäumen üppig gedeihen, und da man die Erfahrung gemacht hat, daß der Graswuchs die doppelte Anzahl von Weidethieren ernähren kann, wenn man die Bäume abtödtet, so ist es üblich, in bestimmten Weidegebieten sämmtliche Bäume dadurch zu tödten, daß man in halber Manneshöhe die Rinde durch einen tiefen Ringschnitt trennt. Es gibt keinen trostloseren Anblick, als eine Landschaft mit geringellen, abgestorbenen Bäumen, wo meilenweit die Baumleichen ihre dürren blattlosen Aeste über das frisch unter ihnen grünende Gras emporrecken. Eingestreut in den lichten Buschwald findet man allenthalben Dickichte, die als „scrub" bezeichnet werden und die für Australien ebenso charakteristisch sind, als der Buschwald selbst. Im tropischen Norden ist der „tropical scrub" als ein echter Urwald mit Palmen, Baumfarnen, Ficus, Kletterpalme, Lianen und Orchideen entwickelt. In den südlichen Theilen Australiens aber bedeckt der charakteristische „Mallee scrub" ungeheure Flächen und bildet den Schrecken der Reisenden. Er wird ausschließlich von einer zwerghaften Eucalyptusart gebildet, deren Stämme so dicht bei einander wachsen, daß man sich mit dem Hackmesser seinen Weg durch diese Dickichte bahnen muß.

Am Ufer des Burnettflusses wurde das Lager aufgeschlagen, in einer seltsamen und doch farbenschönen Umgebung. Als himmelanstrebende Wachposten stehen am Uferrand die eleganten Eucalypten; das milde sanfte Grün der schmalen Blätter gibt im Contrast gegen die frisch grüne Grasfläche oder den hell schimmernden Sand des Flußbettes reizende Farbeneffecte, weithin leuchtet die weiße Rinde des Stammes und die Baumkrone läßt das tiefe reine Blau des Himmels in tausend kleinen Flecken und Punkten durchschimmern. Frohe Vogelstimmen begrüßen die aufgehende Sonne, und das Höllengelächter des australischen Eisvogels, Paralcyon gigas, tönt so pünktlich wie das Schlagen der Uhr bei Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang durch die einsame Landschaft.

Die ersten Morgenstunden waren der Schnabelthierjagd gewidmet. Dieses seltsamste aller Säugethiere ist 1—2 Fuß lang. Der Kopf zeigt einen zahnlosen Entenschnabel, der sich zum Zerknacken von Muscheln trefflich eignet und mit dem es wie eine Ente im Schlamm des seichten Flußbettes nach Nahrung grundelt. Der mit dichtem Pelz bedeckte Körper endet in einen kurzen Schwanz, die Füße sind zum Schwimmen trefflich geeignet. Am Tag verbirgt sich das Schnabelthier in den langen Gängen des Wohnbaues, den es in dem sandigen Ufer gegraben hat.

Bekanntlich sind die australischen Flüsse während der trockenen Jahreszeit oft dem Verschwinden nahe. Das Wasser, das in der Regenzeit mit ungestümem Wogenschwall die Flußrinne mächtig erfüllt, rinnt dann im Kies des Flußbettes kümmerlich dahin und nur, wo eine Vertiefung sich seeartig erweitert, da bleiben schlammige Wasserlöcher stehen. Hier drängt sich dann auf engem Raum eine solche Menge von Fischen zusammen, daß diese massenhaft sterben und schließlich mit ihren verwesenden Leichen das übrig bleibende Wasser immer mehr verpesten. Nur ein Bewohner dieser Gewässer hat sich diesen eigenthümlichen Lebensbedingungen angepaßt, der schon erwähnte Lurchfisch Ceratodus Forsteri. Denn neben seinen Kiemen, mittelst deren er in der wasserreichen Zeit wie ein anderer Fisch athmet, besitzt er außerdem noch Lungen, um direct den Sauerstoff der Luft einzuathmen und sein Blut zu erneuern. So können die Lurchfische ohne Schaden in dem verpesteten Wasser leben, wenn alle ihre Lebensgenossen elend ersticken und zugrunde gehen.

Der Buschwald ist belebt von zahllosen Beutelthieren, deren Spuren überall zu sehen sind. Während noch zur Kreideperiode Beutelthiere die gesammte Erde bewohnten, entstanden mit Anbruch der Tertiärzeit aus ihnen die höher stehenden Placentalthiere. Da bei ihnen die Jungen im Mutterleibe reif werden und bei der Geburt vollständig lebenskräftig sind, gewannen sie im Kampf ums Dasein überall das Uebergewicht, und überall mußten ihnen die Beutelthiere das Feld räumen. So sehen wir in der geo-

[1]) Richard Semon: Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Leipzig. W. Engelmann 1896. 570 Seiten mit 85 Abbildungen und 4 Karten.

Digitized by Google

logischen Entwicklung der tertiären Säugethiere, wie die Beutler durch Placentalthiere verdrängt werden und im Miocän in der alten Welt ganz aussterben. Nur eine einzige Familie hat sich in Amerika lebend erhalten, sonst ist auch hier der placentale Typus Sieger geblieben.

Anders in Australien. Eingeborene Placentalthiere finden wir daselbst weder lebend noch versteinert, nur Kloakenthiere und Beutler setzen die Säugethierfauna zusammen. Wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß Australien seit langen Zeiten geographisch isolirt war und von keiner Seite durch höhere Säugethiere bevölkert werden konnte. Ungestört von größeren Raubthieren, konnten sich hier die Beutler entfalten, den Wald, das Flußufer, das Felsengebirge und die Grassteppe als unbestrittenen Wohnsitz behaupten, den Bedingungen ihres Standortes sich in mannichfachster Weise anpassen. Manche äsen das Gras des Busches, wie die Känguruhs und Wallabies, andere graben nach Wurzeln und Knollen, wie die Känguruhratte, wieder andere beziehen ihre Nahrung von den Bäumen, wie die Phascolarctus. Die Bandikuts sind vorwiegend Insectenfresser, die Beutelmarder mit ihrem Raubthiergebiß sind Fleischfresser. Mannichfaltig wie ihre Nahrung ist der Aufenthalt, die Lebensweise, die Ortsbewegung jener Thiere. Wie Springmäuse hüpfen die Känguruhs über das offene Land, die Felsenwallabies führen im Gebirge ihre Sprünge mit der Sicherheit einer Gemse aus, und das Baumkänguruh übt seine Künste in den Kronen der hohen Urwaldbäume. Mit der Gewandtheit von Eichhörnchen klettern die australischen Opossums, der Flugbeutler schwebt mit seinem weit ausgebreiteten Fallschirm von Baum zu Baum, und bedächtig wie ein Faulthier klettert der Beutelbär. Nach Kaninchenart bauen die Wombats ihre Gänge unter der Erde, und wie ein Maulwurf lebt der erblindete Notoryctes. Aber alles das sind nur äußerliche Aehnlichkeiten und alle diese Thiere gehören einem grundverschiedenen Thierstamme an, gegenüber den entsprechenden Formen der außeraustralischen Säugethierwelt. Es würde Semon nicht möglich gewesen sein, alle diese verschiedenen Thiere in ihren Lebensgewohnheiten zu beobachten und für seine anatomischen Arbeiten zu sammeln, hätte er nicht eine ganze Anzahl Australier gewungen, welche mit ihm jagten und die ihn monatelang begleiteten; und wenn er in einem besonderen Capitel diese Ureinwohner Australiens auf grund so langer Beobachtung schildert, so gehört gerade dieser Abschnitt zu dem Interessantesten, was Semons Reisewerk uns bietet. Frühere Beobachter haben sie bald als fratzenhafte Halbmenschen geschildert, andere haben sie in ihren Fähigkeiten den Indianern gleichgestellt, aber selbst die besten Darstellungen enthalten eine Menge irriger und falscher Urtheile.

Wenn man die zahlreichen Photographien mustert, die uns Semons Jagdgesellschaft vor Augen führt, so möchte man auf den ersten Anblick überhaupt nicht glauben, daß diese Menschen, in europäischer Kleidung und die kurze Pfeife rauchend, „Wilde" sein könnten; wir lesen mit Bewunderung, welch seinen Spürsinn sie beim Aufsuchen des Wildes zeigen, wie trefflich sie sich in dem Steppenwalde zu orientiren wissen, und sind dann um so mehr befremdet, wenn wir lesen, daß dieselben Leute, die einige englische Worte richtig zu handhaben wissen, nur bis fünf zählen können. Die Australier nehmen unter den tieferstehenden Menschenracen, die gegenwärtig auf der Erde leben, eine besonders tiefe Stelle ein. Ihre häßliche Magerkeit rührt wohl von ihrer vorwiegenden Fleischnahrung her. Beutelthiere und Ameisenigel, Schlangen und Eidechsen, Schildkröten und Fische, Käferlarven und Vogeleier, Krebse und Muscheln werden eifrig von ihnen gesucht. Menschenfleisch wird von vielen Stämmen in Queensland nicht verachtet, doch werden fette Chinesen dem Europäer vorgezogen. Ihre Hautfarbe ist schwarzbraun, das wollige Haar bei beiden Geschlechtern üppig. Die Nasenflügel sind platt, so daß die weiten Nasenlöcher quergestellte Oeffnungen bilden, die Backenknochen sind breit, der Oberkiefer vorspringend, der Mund groß, die Stirn niedrig. Lange Isolirung hat sie körperlich wie geistig zu einem geschlossenen, wenig variirenden Typus herausgebildet.

Die Australier befinden sich in ihrer Cultur noch heute auf einer Stufe, die dem Steinzeitalter der europäischen Urmenschen entspricht. Die Bearbeitung jeglichen Metalls, in einem an Metallschätzen so reichen Lande, ist gänzlich unbekannt. Alle selbstgefertigten Waffen und Geräthe bestehen aus Stein, Muschelschale, Knochen, Holz, Pflanzenfaser, Thiersehne. Aber während die nahe wohnenden Inselvölker ihre Waffen verzieren, ihren Körper schmücken, ist für die Australier die Roheit und Unvollkommenheit ihrer Erzeugnisse überaus charakteristisch. Die Steinbeile sind roh zugehauen, nicht glatt geschliffen, die Kunst, Steine zu durchbohren, ist unbekannt. Statt der zierlichen Tätowirungsmuster von Neu-Guinea finden wir lange parallele Narben auf Brust oder Rücken, und bei ihren nächtlichen Tänzen schmücken sie sich, indem sie den Körper mit Erdfarbe beschmieren. Speer, Keule, Bumerang und Schild sind ihre Hauptwaffen, die sie mit wunderbarer Geschicklichkeit handhaben. Die Kenntniß, aus Thon Gefäße zu formen und zu brennen, ist von keinem australischen Stamm entdeckt worden, und so können sie ihre Speisen nicht kochen. Ackerbau ist ihnen gänzlich unbekannt, und so ist es kein Wunder, daß diese nomadisirenden Jäger außer ihren Jagdwaffen keinerlei Habe besitzen. Als Buschjäger findet der Australier jedes noch so versteckte Thier, und da es an Wild nicht fehlt, so können sich die kleinen Stammgenossenschaften ohne Mühe ernähren, sofern sie nur Sorge tragen, daß ihre Zahl nicht zunimmt.

Ihr Geist ist unfähig, zu berechnen und zu combiniren; infolge dessen verstehen sie nicht zu betrügen und kein einziger kam je auf den Gedanken, sich eine Lüge auszudenken oder eine entschuldigende Geschichte zu erfinden. Dem unentwickelten Intellect entspricht eine unentwickelte, aber im ganzen nicht schlecht klingende Sprache. Die Worte sind mehrsilbig und durch ihren Vocalreichthum klangvoll. Von Farben werden nur weiß (bambar), schwarz (ngurue) und bunt (beiar) unterschieden. Ungemein arm sind alle australischen Idiome an Begriffsworten; da abstracte Begriffe fehlen, gibt es noch keine Worte für sie. Einige Stämme haben nur Zahlworte bis drei; am Burnett zählt man eins (garro), zwei (boo), drei (koromde), vier (wogaro) und durch Zusammensetzen boo koromde = fünf. Was mehr ist als fünf, wird als meian = viel bezeichnet. In den westlichen Districten von Victoria leben Stämme, welche die Finger zum Zählen benützen, und obwohl sie nur Zahlworte bis drei und das Wort „Hand" für fünf haben, gelangen sie doch durch Combination dieser Worte mit Zeichen dazu, bis hundert zu zählen.

Die Frage nach der Religion der Australier ist deßhalb sehr schwierig zu beantworten, weil sie nach verschiedenen Richtungen hin complicirt ist. Zunächst verhalten sich die zahlreichen Stämme verschieden. Nach dem Zeugniß zahlreicher Beobachter, die lange unter den Stämmen von New South Wales und Queensland gelebt haben, ist es sicher ausgemacht, daß bei den meisten derselben keine Spur eines Glaubens an wirklich höhere, übermenschliche Wesen aufzufinden ist. Wohl aber herrscht allgemein der Glaube an Gespenster, die Geister der Verstorbenen, denen keine rechte Bestattung zutheil geworden ist, oder die durch Zauberer behext sind. Einige, auch geistig weiter entwickelte Stämme haben eine etwas höhere Stufe der reli-

giösen Entwicklung erstiegen. Sie glauben an einen oder mehrere gute und böse Geister, denen besondere Namen beigelegt werden. Damit verknüpfen sich naive kosmogonische Vorstellungen, der betreffende Geist ist der Gründer des Stammes, und wird gleichzeitig zum Schöpfer der ganzen Welt. Nirgends wird diesen, sozusagen erst im Entstehen begriffenen, Gottheiten irgend ein Cult geweiht.

Die socialen Zustände der Australier zeigen sich tiefgreifend durch ihr Nomaden- und Jägerleben beeinflußt. Der Besitz ist es, der in erster Linie den einen Menschen vom anderen abhängig macht, er ist die Hauptquelle der Macht, das Hauptmittel der Unterdrückung. Die besitzlosen Horden Australiens sind gänzlich frei und autonom. Nichts kann sie reizen, fremde Horden zu unterwerfen, nichts haben sie selbst, was die Eroberungsgelüste anderer anlocken könnte. So hören wir denn auch nirgends von Kämpfen um die eigentliche Herrschaft; Weiberraub, gelegentliche Morde, in seltenen Fällen nur Grenzstreitigkeiten geben Anlaß zu den meist ziemlich harmlosen Gefechten. Innerhalb der Horde herrscht allgemeine Gleichheit, und nur die Alten haben gewisse Privilegien, deren jeder theilhaftig wird, sobald er ein gewisses Alter erreicht hat. Selbst wenn sich ein tapferer und beredter Mann zu einer Art von Häuptlingswürde emporgearbeitet hat, knüpft sich doch seine Macht nur an die Person, und vererbt sich nicht auf seine Nachkommen.

In politischer Hinsicht ist die Horde als ein Verband von 40 bis 60 Personen zu betrachten, die ein gemeinsames Jagdgebiet bewohnen, das ein anderer Schwarzer nicht ohne Erlaubniß betreten kann. Da die Horden aus nationalökonomischen Gründen klein sind und klein sein müssen, bestehen für sie nur zwei sociale Gefahren: einerseits die Inzucht, andrerseits die Uebervölkerung. Um die in der Pflanzen- und Thierwelt ebenso wie beim Menschen schädlichen Folgen der Verwandtenehen zu verhindern, hat sich ein überaus complicirtes System von Heirathsregeln herausgebildet, das bei verschiedenen Stämmen auf verschiedenen Wegen immer nur den einen Zweck zu erreichen sucht, nahe Inzucht gänzlich auszuschließen. Bei den meisten Stämmen herrscht Monogamie, doch ist ein kinderreicher Vater, ein schwesternreicher Bruder leicht in der Lage, sich mehrere Weiber einzutauschen, und so findet sich die Polygamie als vereinzelte Erscheinung gelegentlich vor. Bei dem Dieristamm existirt die seltsame Piramu-Ehe, wobei jeder Ehemann seine Frau an seine Mitehemänner unter Umständen überläßt und ein gleiches Anrecht an deren Frauen besitzt.

Ein unbedingtes Erforderniß für das friedliche Nebeneinanderleben der Horden eines Stammes ist die Stabilität der Bevölkerungsziffern; um diese zu erreichen, werden verschiedene Mittel ergriffen, auf die wir hier nicht eingehen können. Bei manchen Stämmen geschieht dies durch Tödten oder Aussetzen einer gewissen Anzahl von Neugeborenen.

Ein völlig anderes Bild rollt sich vor unsern Augen auf, wenn wir Semon auf seinen Streifzügen in Neu-Guinea begleiten, wenn wir mit ihm zur Paradiesvogeljagd in den Gamfluß hineindringen. Einige Stunden oberhalb der Mündung verengt sich das Flußbett, prächtige Nipapalmen wachsen bis in den Fluß hinein, hoch recken sich zu beiden Ufern die Häupter der Riesenbäume des Urwaldes, und jeder derselben ist eine kleine Welt für sich, so reich ist er mit kletternden und schlingenden Pflanzen behängt, so dicht sein Astwerk und Stamm mit hängenden Lycopodien und epiphytischen Farnen und Orchideen bedeckt. Wenn der Urwald in der Regel blüthenarm und thierleer zu sein scheint, hier waren prächtige Bäume mit bunten Blüthen überschüttet. Schaaren von pinselzüngigen Papageien balgen sich unter lautem Geschrei um den süßen Nektar der Blüthenkelche, turnen an den Zweigen und bieten einen Anblick, wie man ihn öfter in einer reichbesetzten Voliere als in der freien Natur sieht. In den höchsten Stämmen hört man fort und fort die Stimmen der weißen Kakadus, ein Eisvogel fliegt pfeilschnell über die Wasserfläche, sein Gefieder schimmert im leuchtendsten Blau, von dem das Weiß der Unterseite kräftig und geschmackvoll absticht, der Schnabel ist korallenroth und zwei ungeheuer lange Mittelfedern zieren den eleganten Schwanz. Beständig hört man das Girren der Fruchttauben, welche an Pracht und Buntheit des Gefieders dreist den Vergleich mit den schönsten Papageien aushalten. Ueberhaupt übertrifft die australische Region an Zahl ihrer Taubenarten und auffälligen Färbung dieser sonst meist unscheinbar gefärbten Vögel alle übrigen Regionen der Erde, Das gänzliche Fehlen von Affen, Lemuren, Katzen, Zibethkatzen und Wieseln, welche auf Eier und junge Vögel jagen, ist wohl der Grund für eine so reiche Entwicklung. Damit hängt es auch wohl zusammen, daß die mit Recht so viel gepriesenen Paradiesvögel nur hier gedeihen. Ueberall hörte man die Stimmen der Paradiesvögel, die ruhelos in den Baumkronen auf- und abfliegen und sich beständig rufen und locken. An Schönheit übertreffen sie wohl alle übrigen Geschöpfe der Erde. Denn wenn ihnen auch manche Kolibris an Buntheit und metallischem Glanz des Gefieders gleichkommen mögen, so haben die Paradiesvögel vor jenen nicht nur die bedeutende Größe voraus, sondern jenen wundervollen phantastischen Schmuck der Haubenfederbüschel, Mantelkragen, der stolzen Schwanzfederanhänge. Die Mannichfaltigkeit in der Anordnung, dem Bau und der Färbung dieser Anhänge ist ganz erstaunlich, und jede Art ist ein neues Wunder. Das Herrlichste ist, daß ein edler Geschmack über all dieser Fülle von Glanz, Farben und phantastischen Formen zu thronen scheint. Dazu kommt das froh bewegliche und sympathische Wesen der Vögel selbst, die sich ihrer Schönheit gleichsam freuen und stolz auf dieselbe ihr Gefieder ausbreiten und entfalten.

Gleich den Australiern befinden sich die Bewohner von Neuguinea noch im Stadium der Steinzeit und kennen die Bearbeitung der Metalle noch nicht, aber trotz dieser primitiven Zustände, welcher Unterschied gegenüber dem Australneger! Schön und kunstvoll ist alles, was aus ihren Händen hervorgeht, jeder Gebrauchsgegenstand, dessen sie sich bedienen. Prachtvolle geschliffene Steinbeile, schön bemalte Schilde, geschnitzte Holzmesser, verzierte Speere, Pfeile, zierliche Löffel aus Cocosschale, Kürbisgefäße mit eingebrannten Mustern, alles überrascht durch eine Farben- und Formenfreudigkeit, wie sie wohl keine zweite Race auf der Erde besitzt. Alles wird mit den primitivsten Muschel- und Steinwerkzeugen hergestellt, und doch ist es in der Ausführung meist so vollendet, daß ein europäischer Kunsthandwerker diesen Leistungen eines rohen Naturvolks seine Bewunderung zollen muß. Die Papuas sind wahre Künstlernaturen, leichtlebig, fröhlich, erregbar, dem Augenblick hingegeben und von ihm beherrscht, die echten Kinder ihrer farbenprächtigen Heimath. Ihre Häuser stehen meist auf starken Mangrovestämmen, die bei Fluth vom Wasser umspült werden, während bei tiefer Ebbe der Grund, auf dem sie stehen, trocken liegt. Damit sie von der Brandung nicht zerstört werden können, sind diese Pfahlbauten in Buchten oder im Schutz einer Sandbank oder eines Korallenriffs errichtet. Die Zweckmäßigkeit solcher Pfahlbauten leuchtet uns bald ein. Die einzelnen Stämme leben beständig in Fehde miteinander, und so können sie bei plötzlichen Angriffen sich leicht vertheidigen oder auch entfliehen.

Während die Erfolge der Missionare unter den Australiern gleich Null sind, arbeitet die London Mission

Society in Englisch Neuguinea mit großem Nutzen besonders dadurch, daß sie in besonderen Missionsschulen auf Tahiti, Rarotonga und Samoa Südseeinsulaner als Missionare ausbildet. Diese farbigen Gehülfen arbeiten unter Aufsicht der Weißen, und da ihre ganze Lebensführung naturgemäß weit einfacher ist als die eines weißen Mannes, ist ihre Erhaltung auch billiger, und man kann deßhalb eine viel größere Anzahl von ihnen hinaussenden. In Glaubenseifer, in Hingabe an ihren Beruf stehen sie keinem Weißen nach und leisten hier, wo sie fortdauernd der Aufsicht unterstehen, Ausgezeichnetes. Von besonderem Interesse ist die Methode, nach welcher der Gouverneur Sir William Maegregor die Colonisation dieses Landes leitet. Als geographischer Pionier hatte er schon ganz Hervorragendes geleistet, als er 1888 zum Verwalter dieser Colonie ernannt wurde. Bei seinen Forschungsreisen sucht er, wo es nur immer angeht, Waffengewalt zu vermeiden. Morde von Weißen und Eingeborenen werden natürlich geahndet, aber man läßt lieber einen Mord ungesühnt, wenn es nicht gelingt, den wirklich Schuldigen zu finden, als daß man summarisch ganze Dörfer und Stämme für das Vergehen eines Einzelnen verantwortlich macht und blindlings dazwischen schießt und wegbrennt. Dabei enthält man sich, soweit es irgend möglich ist, aller Eingriffe in die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen und unterstützt nur nach Kräften die Thätigkeit der Missionare, die man in ganz Britisch Neuguinea als segensreich bezeichnen kann.

Die Händler, Pflanzer und Goldsucher hält der Administrator in strenger Zucht und ist stets bereit, ihren Uebergriffen gegenüber das Interesse der Eingeborenen auf das nachdrücklichste zu wahren. Einem Naturforscher wurde mit Ausweisung gedroht, als man hörte, derselbe wolle Hunderte von Papuaskeletten sammeln; ein Plan, der leicht die naiven Eingeborenen dazu hätte anreizen können, das gewünschte Material durch richtige Jagdzüge zusammenzubringen. Kein Landkauf hat Gültigkeit ohne die Genehmigung des Gouverneurs, der sich vorher erst überzeugt, daß die Eingeborenen genau wissen, um was es sich handelt, und nicht ahnungslos kostbaren Besitz für einige Stücke Tabak und einige Aexte weggeben. Ganz verboten ist es, Papuas als Arbeiter nach anderen Ländern zu führen oder den Eingeborenen Feuerwaffen zu verkaufen, und sogar der Schnaps, der in Afrika als Tauschobject eine so große Rolle spielt, ist als solches an den Küsten von Britisch Neuguinea völlig unbekannt.

So führt uns das Reisewerk von Semon auf Schritt und Tritt an interessante Beobachtungen und lehrreiche Probleme. Menschentypen, Landschaftsbilder und Abbildungen charakteristischer Thiere gereichen ihm zum wahren Schmuck. Mit den Worten des Verfassers haben wir Einzelnes herausgegriffen und glauben auf eine ruhmredige Paraphrase verzichten zu können, denn Form und Inhalt rühmen sich selbst, und gereichen dem Verfasser ebenso zur Ehre, wie den Männern, denen das ausgezeichnete Werk gewidmet ist.

Johannes Walther.

Eine Geschichte des Philanthropinismus.

A. W-n. Unter der Ueberschrift „Eine französische Festgabe zur Säcularfeier Basedows“ haben wir in der Beilage zum 1. Nov. 1890 (Beilage-Nummer 256) eine Pariser Doctor-Dissertation zur Kenntniß der Leser gebracht, welche im Jahre 1889 unter dem Titel: La réforme de l'éducation en Allemagne au dix-huitième siècle; Basedow et le Philanthropinisme, par A. Pinloche, bei A. Colin u. Cie. erschienen war. Wir durften dem Werke des jungen französischen Gelehrten, der um dieselbe Zeit als Professor an die Universität Lille berufen wurde, gründlichstes Quellenstudium, ein ungewöhnliches Verständniß pädagogischer Grundfragen und eine seltene Unparteilichkeit in der historischen Auffassung deutscher Verhältnisse nachrühmen.

Wie fast alle deutschen Recensenten seines Buches haben wir die Aussicht auf eine deutsche Uebersetzung mit Freuden begrüßt. Lange, fast gefährlich lange, ist diese Uebersetzung nicht erschienen; die Möglichkeit lag nahe, daß eine deutsche Geschichte Basedows und der von ihm ausgegangenen Bewegung auf den Büchermarkt geworfen würde, wodurch das französische Werk nicht wissenschaftlich, aber buchhändlerisch todtgeschlagen gewesen wäre. Zur rechten Zeit und mit der Erprobung des alten Spruches „Gut Ding braucht lange Weil'“, kommt jetzt doch eine deutsche Ausgabe ans Licht.[1])

Hr. Johannes Rauschenfels, Lehrer in Zerbst, durch seine „Methodik des französischen Sprachunterrichts“ in Mittel- und Bürgerschulen rühmlichst bekannt, hat die Uebersetzung der einen Hälfte, des erzählenden Theils, und die Durchsicht des Ganzen übernommen; den systematischen Theil hat der Hr. Verfasser selbst besorgt, der sich inzwischen durch mehrere Beiträge in deutschen Zeitschriften als eine im Deutschen wohlgewandte Feder ausgewiesen hat.

Die Mitwirkung des Hrn. Verfassers hat dem Buche von vornherein den Charakter einer freien Bearbeitung gesichert. Es ist alles eher, als sklavische Uebersetzung der alten Dissertation, und so sehr wir sonst geneigt sind, die Leser lieber auf Originale als auf Uebertragungen zu verweisen, möchten wir im vorliegenden Falle selbst den des Französischen ganz mächtigen Pädagogen den Rath geben, das Buch in seiner neuen Gestalt zu studiren. Schon darin liegt ein großer Vorzug, daß die vielen Auszüge aus den Schriften Basedows und der Seinigen natürlich nicht in einer Rückübersetzung aus dem Französischen, sondern in den Originaltexten gegeben sind. Aber auch die Erzählung und die systematischen Erörterungen lesen sich in der deutschen Bearbeitung angenehmer. Es gehört zum Charakter der Thèse, der französischen Dissertation, daß sie sich in ein gewisses, feierlich wissenschaftliches, aber eben darum auch etwas steifes und schwerfälliges Sprachgewand hüllt. Außerdem mag das viele Studium von deutschen Büchern einen heimlich verderbenden Einfluß auf den französischen Stil des jungen Doctors ausgeübt haben. Umgekehrt ist jetzt dem Deutsch des Hrn. Professors alles das zu gut gekommen, was der französische Gelehrtenstil an Flüssigkeit und Durchsichtigkeit vor dem deutschen voraus hat. Der erzählende Theil, für den Hr. Rauschenfels die Verantwortung trägt, ist merkwürdig frei von allen Härten des gewöhnlichen Uebersetzerdeutsch; seine Arbeit liest sich wie ein Original. Er hat sich freilich auch manche Freiheit genommen, die er seinen Schülern wohl versagen müßte. Aber so keck er zuweilen mit den Worten und Sätzen des Franzosen umspringt, es ist uns kein Fall vorgekommen, wo er den Sinn verfehlt oder nicht erschöpft hätte.

Wir erinnern mit wenigen Worten an den Inhalt des Buchs, wie wir ihn früher seinen Hauptstücken nach zu charakterisiren versucht. Eine kurze Einleitung über die bei Protestanten und Katholiken wesentlich kirchliche Erziehung in Deutschland vor Basedow ebnet den Weg für die Erkenntniß seiner Reformation, wenn man nicht lieber sagen will: Revolution. Dann folgen in kritischen Lebensbildern die Männer, die sich daran betheiligten. An der Hand von Zeitgenossen führt der Verfasser seine Leser unmittelbar vor diese Persönlichkeiten hin und mitten in ihre Unternehmungen hinein. So treten nach und nach

[1]) Geschichte des Philanthropinismus von A. Pinloche. Deutsche Bearbeitung von J. Rauschenfels und A. Pinloche. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1896.

Digitized by Google

mit plastischer Deutlichkeit vor unsre Augen: Basedow, der stürmische Prophet, mit dem ersten Philanthropinum in Dessau (1774—1784); Bahrdt, der unsaubere Abenteurer, mit dem zweiten in Marschlins (1775—1776) und dem dritten in Heidesheim (1777—1779); Salzmann, der geborene Erzieher, dem der Verfasser als solchem herzliche Sympathie widmet, mit dem vierten in Schnepfenthal, das, 1784 gegründet, sich heute noch, in gelinde modernisirter Form, seines idyllischen Daseins freut. In der kritischen Analyse der vornehmsten Schriften Basedows bemüht sich der Autor mit Erfolg, sauber auszuscheiden, was den Vorläufern, einem Comenius, Locke, La Chalotais, Rousseau und was ihm selbst an den von ihm vorgetragenen Lehren angehörte. Wo Hr. Pinloche die Umgestaltung des deutschen Schulwesens unter dem Einfluß des Philanthropinismus verfolgt, ist er bestrebt, zumal die Verbesserung der preußischen Schulen mit Sorgfalt darzulegen. Die menschenfreundlichen Bemühungen des Hrn. v. Rochow auf Rekahn und die Verdienste des Ministers v. Zedlitz finden eine verständige, durchaus wohlwollende Würdigung.

Die gewissenhafte Nachführung und Berücksichtigung der seit 1889 erschienenen einschlägigen Literatur ist wohl ein gemeinsames Verdienst der beiden HH. Herausgeber. Mit einander müssen wir sie aber auch für eine Unterlassungssünde verantwortlich machen. Das ausführliche, den logischen Gliederbau des Ganzen trefflich wiedergebende Inhaltsverzeichniß am Schluß — warum nicht lieber am Anfang? — ist kein genügender Ersatz für ein Register bei einem Buche, in dem so viel Personen- und Ortsnamen vorkommen. Registermachen ist freilich von Haus aus weder eine französische Gewohnheit noch eine deutsche, aber man braucht nicht Anglomane zu sein, um das Gebot zu befolgen: Du sollst deines Nächsten Zeit nicht verschwenden!

Möge das schon in seiner ersten Gestalt in Deutschland freundlich aufgenommene Werk immer weiteren Kreisen werth und lieb werden! Wer in dem heutigen Kampf zwischen Realschule und Gymnasium Stellung zu nehmen hat, wem unsre Erziehung als eine nationale am Herzen liegt, wessen Augen mit Sorgen auf den drohenden Rückschritt zur rein kirchlichen Schule blicken — sie alle dürfen die Geschichte des Philanthropinismus nicht unberücksichtigt lassen. Hrn. Pinloche aber wünschen wir, daß es einem Mann von so freiem Blick und weitem Herzen vergönnt sein möge, eine Stellung zu erringen, die ihn zu thatkräftigem Eingreifen in die pädagogische Bewegung seines eigenen Vaterlandes berechtigt.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. P. Der vorliegende vierte Band der „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte“ (Stuttgart, G. J. Göschen 1895), der die Erscheinungen des Jahres 1893 bespricht, bringt den erfreulichen Beweis, daß die Redaction dieses hocherdienstlichen Unternehmens aller Schwierigkeiten ungeachtet es verstanden hat, auch bei dem stänaigen Anwachsen des Stoffes den Zwischenraum zwischen Berichts- und Erscheinungsjahr sich nicht vergrößern zu lassen, sondern in der denkbar kürzesten Zeit einen Bericht herzustellen, der an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit kaum zu übertreffen sein wird. Denn daß vier Capitel wegen Wechsels der Bearbeiter noch nachgeliefert werden müssen, ist eine Unvollkommenheit, die bei dem nothwendigen Zusammenwirken so vieler Mitarbeiter und der damit unvermeidlich verbundenen Einwirkung unberechenbarer persönlicher Zufälligkeiten der Redaction gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Wenn man gegen ein Unternehmen von der hohen Verdienstlichkeit der „Jahresberichte“ ein Bedenken geltend machen darf, so ist es eher in der entgegengesetzten Richtung gelegen. Es drängt sich nämlich dem Benutzer des Werkes — eigentliche „Leser“ wird es seiner Natur entsprechend immer verhältnißmäßig wenige finden — die Frage auf, ob nicht vielleicht das Princip bibliographischer Vollständigkeit allmählich übertrieben und ob nicht der Rahmen des Ganzen gelegentlich allzu weit gespannt wird. So wichtig es für die Jahresberichte ist, bei dem Nachschlagen nach selbständigen Büchern oder wichtigeren Abhandlungen nie zu versagen und keine irgend wesentliche Arbeit unberücksichtigt zu lassen, so berechtigt wäre es doch, wenn die unzähligen Bücheranzeigen, Jubiläumsartikel u. dgl. Erzeugnisse der Tagespresse etwas kritischer angefaßt und nur dann verzeichnet würden, wenn sie wirklich einen wissenschaftlichen Werth besitzen. Dadurch würden die „Jahresberichte“ ohne Schädigung ihrer mit Recht angestrebten bibliographischen Zuverlässigkeit von einem überflüssigen Ballast befreit und auch der leidige Mißstand verringert werden, daß mancher Autor in dem vortrefflichen Register mit einer so stattlichen Anzahl „Arbeiten“ verzeichnet steht, die sich zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in einem schreienden Mißverhältniß befindet. Immerhin halten wir aber das Mitschleppen dieses Ballastes für ein geringeres Uebel, als ein Ueberwuchern subjectiver Kritik, von dem sich die „Jahresberichte“ bis jetzt auch im ganzen in rühmlicher Weise freigehalten haben.

Eine zweite Frage ist es, ob die Redaction gut daran gethan hat, ihre Aufgaben in dem neuen Bande noch weiter zu stecken als bisher. Wir finden zwar in der neuen Eintheilung Luther und die Reformationsliteratur, sowie Grillparzer und das übrige Drama und die Theatergeschichte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in je ein Capitel zusammengezogen, was sehr erfreulich ist, da ja die Vereinigung größerer Gebiete in einer Hand nur erwünscht, wenn auch schwer durchführbar ist; dagegen sind ganz neue Capitel über Volkskunde und Kunstgeschichte eingeführt, denen seit dem dritten Bande auch ein Abschnitt über Musikgeschichte zur Seite steht. Nun sind zwar diese Capitel ganz vortrefflich bearbeitet worden, sie treten aber ihrem Wesen nach aus dem Rahmen von „Jahresberichten für Literaturgeschichte“ heraus; sie stellen einen Ueberfluß dar, der, streng genommen, hier keinen Platz finden sollte. Wollen jedoch die „Jahresberichte“ die ganze geistige und insbesondere ästhetisch-kritische und historische Production jedes Jahres in den Kreis ihrer Besprechung ziehen, dann muß man betonen, daß der Chronister dieser Capitel dem der übrigen nicht genügend onegepoht ist. Cornelius Gurlitts Ueberblick über die Kunstgeschichte während der Jahre 1892/93 ist gewiß in seiner Art vortrefflich und, was man sonst nicht von allen Theilen der „Jahresberichte“ sagen kann, auch sehr anregend und genußreich zu lesen; an Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Materials aber steht er nicht auf derselben Höhe wie die späteren Capitel. Es wird ja wohl schwerlich volle Einhelligkeit über die richtigen Grenzen bei den einzelnen Abschnitten des den Specialberichten vorangestellten allgemeinen Theils zu erzielen sein; bei der außerordentlichen Stoffbelastung des Unternehmens halten wir aber auf diesem Gebiete eher eine Einschränkung als eine Erweiterung für empfehlenswerth. Und gegen ein Capitel müssen wir principiell Stellung nehmen, das ist der von Johannes Bolte bearbeitete Abschnitt „Stoffgeschichte“. Was hier besprochen wird, muß theils, soweit es deutsche Behandlungen irgend einer Stoffes betrifft, bei dem betreffenden Autor nachmals geprüft werden, theils tritt es aus dem Rahmen der deutschen Literatur heraus. Wer vergleichende Literaturgeschichte im Sinne bloßer Stoffgeschichte treiben will, dem gibt das sorgfältige Sachregister dazu genugsam die Möglichkeit an die Hand; dieser Art literarhistorischen Betriebes aber einen selbständigen Abschnitt einzuräumen, scheint uns um so mehr unberechtigt, als schließlich in der Consequenz jedes epische oder dramatische Werk hier hereingezogen und aus dem richtigen geschichtlichen Zusammenhang losgelöst werden kann. Wo ist da die Grenze? Wer wirklich literarhistorische Ziele verfolgt, wird sich ja doch nie auf das Stoffliche allein beschränken können; daher fort mit einem Capitel, das in dieser Fassung leicht zu Mißverständnissen über Methode und Ziele der heutigen Literaturgeschichte Veranlassung geben und seinem werthvollen Gehalte nach leicht in die übrigen Abschnitte entgetheilt werden kann!

Wenn hier gegen diese Einzelheiten Bedenken ausgesprochen werden, so geschieht es nur, weil das Unternehmen im ganzen jetzt so fest begründet und so reich ausgestattet ist, daß es auch in einzelnen Fragen Verbesserungsvorschlägen gebührende Rücksicht schenken kann. Die Anlage und Ausführung des Ganzen ist so vortrefflich, als es bei einer so weit verzweigten Organisation nur möglich ist. Nicht bloß die Berichte der einzelnen Mitarbeiter, die als erprobte Specialisten auf ihren Gebieten das beste Ansehen genießen, sondern vor allem die anordnende und zusammenfassende Thätigkeit der Redaction verdient die größte Anerkennung. Den

den drei Gründern der „Jahresberichte“ steht nun Julius Elias allein noch an der Spitze, nachdem Siegfried Szamatólski gestorben und Max Herrmann aus der Redaction ausgeschieden ist; doch ist Elias in Max Osborn eine jüngere Kraft zur Seite getreten und so ist dem Unternehmen unter der bisherigen Unterstützung von Erich Schmidt fester Bestand und gedeihliche Entwicklung gesichert.

Albrecht Rau. Empfinden und Denken, eine physiologische Untersuchung über die Natur des menschlichen Verstandes. Gießen, Roth 1896. 385 S. — Die Gedankengänge Rau's liegen in der Richtung der englischen Associationspsychologen, deren System hier eine physiologische Grundlage erhält. Wer den Anschauungen dieser Schule huldigt, wird das Erscheinen des Buches gewiß mit Freuden begrüßen. Auch der, welcher der genannten Schule die Competenz, in sämmtlichen Fragen des Lebens das letzte Wort zu sprechen, nicht anerkennen kann, wird die vielseitige Belesenheit des Verfassers, die eigenartige Darstellungsweise und den Eifer um die Sache seiner Ueberzeugung vollauf anerkennen. Rau entwickelt in extenso-historisch-kritisch die Lehre von den specifischen Energien der Nerven und versucht den Nachweis zu führen, daß diese Lehre metaphysischen Ansichten über das Wesen der Seele ihr Dasein zu verdanken habe. Er faßt schließlich die specifische Energie im Sinne H. G. v. Meyers auf als einen chronischen Reizzustand der Nerven, hervorgerufen durch die äußern Reize, denen durch die specifischen nervösen Endorgane eine erhöhte Einwirkung auf bestimmte Nerven ermöglicht werde. Demnach besitzen die Reizzustände der Nerven eine innere Verwandtschaft mit den Reizen selbst, es sind nicht nur „Zeichen“ im Helmholtz'schen Sinne für Dinge, die mit den Reizen keine Aehnlichkeit haben. Somit kommt Rau zu dem Schluß, daß der specifische Erregungszustand der Nerven — die Empfindung — central als Vorstellung bewußt werde und daß das Spiel dieser verschiedenartigen Vorstellungen den Inhalt des Denkens ausmache. Ist somit jeder nervöse Erregungsvorgang an sich ein specifischer, d. h. ein eindeutiger — einem bestimmten äußern Reiz innerlich verwandter —, so ist für Rau die Annahme einer höhern Instanz, welche die von den Nerven zugeführten Reize, „die Zeichen“, zu „deuten“ hat, natürlich überflüssig. Streng logisch erscheint es mir, wenn die Vertreter dieser Richtung mit Protagoras zu dem Schlusse kommen: Der Maßstab für alle Dinge liegt im Menschen selbst. Diese Philosophie vermag uns keinen absoluten, objectiven Maßstab zu geben, sie kann uns nicht sagen: was ist „wahr“? was ist „gut“? sie ist rein menschlich und alles Menschliche ist ihre Domäne. Will man gegen dieses System einige Einwände erheben, so darf man nicht mit transscendentalen Begriffen kommen, denn dann trifft einen sofort der Vorwurf, man sei nicht fähig, Glauben und Wissen von einander zu trennen, man erniedrige die Philosophie zur Magd der Theologie. Obwohl ich nun im Gegensatz zu Rau sehr wohl einer religiösen Ueberzeugung das Recht zubilligen, da, wo logisch richtige Folgerungen aus einem philosophischen System mit ihren Lehren in Collision kommen, ihr Veto einzulegen, so will ich doch von solchen Erörterungen hier völlig absehen und nur einigen anatomisch-physiologischen Bedenken Ausdruck geben. Daß alle Nerven in niedrig entwickelten Organismen zunächst nur Tastempfindungen leiten, ist unwahrscheinlich, denn schon bei Infusorien ohne jedes Nervensystem finden wir Lichtsinn. Dieser müßte also bei höheren Entwicklungsformen, deren Empfindungen an das Nervensystem gebunden sind, verloren gegangen sein. Was die specifischen Nervenendorgane anbetrifft, so herrsche darüber wohl allgemeine Einigkeit, daß ein jedes für seine Sorte von Reizen besonders eingerichtet ist. Es ergeben sich dann zwei Möglichkeiten: entweder wird der Reiz seinem Wesen nach unverändert auf die Nerven übertragen (Rau), oder es ersetzt eine Umsetzung der Energie. Letzteres erscheint mir — zumal für das Auge — durchaus bewiesen. Wahrscheinlich setzt sich die Form der Energie, die wir Licht nennen, zunächst in chemische Energie um und diese erregt dann die nervösen Elemente. Diese Nervenerregung hat dann nur insofern etwas specifisches an sich, als sie central specifisch gedeutet wird (Zeichentheorie). Der nervöse Reizvorgang ist in Sehnerven der gleiche wie in Riechnerven oder irgend einem motorischen Nerven. Wir haben durchaus kein Mittel, eine innere Verschiedenheit zu constatiren zwischen den Erregungszuständen der verschiedenartigsten Nerven. Auch können wir Muskelcontraction ebenso wie Lichtempfindung dadurch hervorrufen, daß wir den verantwortlichen Nerven mechanisch reizen, z. B. durchschneiden oder auch chemisch oder thermisch reizen, so daß man von innerer Verwandtschaft zwischen Reiz und Erregung kaum wird reden können. Unsre modernen Ansichten über Nerv und Zelle als zusammengehörige Einheit (Neuron Waldeyers) gestatten solche einseitige Berücksichtigung der Nervenfasern überhaupt nicht. Darnach kommt der specifische Charakter eines Erregungszustandes durch die Eigenthümlichkeit einer Nervenzelle (Kölliker) oder die Eigenart in der Verknüpfung vieler Nervenzellen (Flechsig) zustande. Die Sehsphäre in der Großhirnrinde — bezw. zunächst in einem subcorticalen Centrum — nennt die ihr von der Netzhaut her zufließenden Erregungen „Licht“. Ihr langer Arm reicht — mittelbar — bis in die Netzhaut, und es ist ihr einer Sache der Erfahrung geworden, die Reize gleichmäßig als Licht zu deuten, und zwar auch solche, die nicht durch Lichtwellen erzeugt sind. Also gerade anatomisch-physiologische Forschungen verlegen den specifischen Charakter der nervösen Erregungen in das Centralorgan, nicht metaphysische Vermuthung über den Sitz der Seele. Inwiefern mir Fechners Forschungsresultate gegen dieses System der Engländer zu sprechen scheinen, habe ich in Beilage Nr. 137 d. J. ausgeführt.

Dr. L. H.

* Angeblicher **Luther-Autographen.** In Beil. Nr. 204 brachten wir eine Notiz über „17 Bände aus Luthers Bibliothek, die der Reformator mit eigenhändigen Widmungen versehen und verschiedenen Freunden geschenkt“ habe. „Jeder der Bände,“ hieß es in der Ankündigung des Antiquariats von Jacques Rosenthal in München, „enthält lange eigenhändige Niederschriften, zu denen Luther in vier Fällen von ihm selbst verfaßte Kirchenlieder gewählt hat, und zwar: „Ein feste Burg ist unser Gott“; „Vater unser im Himmelreich“; „Gelobet seist Du Jesus Christ“ und „Dies sind die Heiligen zehn Gebot“, die übrigen enthalten verschiedene ganze Psalmen u. s. in deutscher Uebersetzung, alles eigenhändig geschrieben und mit Datum und Namen bezeichnet.“ Unsre Notiz war schon im Druck, als uns — leider zu spät — von Hrn. Rosenthal die Bitte zuging, sie vorläufig zurückzuhalten. Es scheinen also Zweifel an der Echtheit der Autographen aufgetaucht zu sein. Soeben nun versendet das Antiquariat von U. Hoepli in Mailand ein Verzeichniß von gar 40 ganz ähnlichen Bänden, Kirchenväterausgaben ꝛc., ebenfalls „mit eigenhändigen Widmungen Martin Luthers, die meist aus einer Dichtung und der Unterschrift“ mit Jahreszahl, oft auch Tagesdatum bestehen. Daß dabei auch vorkommt: „Herrn Nicolaus Lampe zu Wittenberg verehrt 1553“ (!), ist wohl Druckfehler des Katalogs; denn auch ein Fälscher mußte Luthers Todesjahr kennen. Aber sollte Luther u. a. wirklich 1543 in Rom erschienene Decretalen Papst Innocenz' III. (!) sofort erworben und schon ein Jahr darauf zwei Wittenberger Freunden „verehrt“ haben? Es wird sich hier um eine Fabrik von Luther-Autographen handeln, die ihre Erzeugnisse gleichzeitig in München und Mailand auf den Markt geworfen hat.

* **Darmstadt.** Der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen Max **Gutermuth** wurde zum ordentlichen Professor für das Lehrfach des Maschinenbaus an der hiesigen Technischen Hochschule ernannt.

* **London.** Die **Vivisection in England** befindet sich unter dauernder Aufsicht des Parlaments. Es ist jetzt über die Vivisection i. J. 1895 Bericht an das Unterhaus ergangen. Dieser bezieht sich auf alle von der Behörde genehmigten Versuche an lebenden Thieren. Die Zahl der Personen, die 1895 die Erlaubniß zu solchen Versuchen hatten, betrug 213, worunter jedoch 65 von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch gemacht haben. Es wird der Nachweis geführt, daß Erlaubnißscheine 1) nur an solche Personen gegeben wurden, die von Leuten in hoher wissenschaftlicher Stellung empfohlen waren, 2) nur an solche, die durch die nöthige Schulung zur Vornahme und Verwerthung solcher Arbeiten befähigt erschienen, 3) wurde darauf Rücksicht genommen, daß zu derartigen Versuchen die geeigneten Plätze vorhanden sein mußten. 1895 wurden insgesammt 4679 Vivisectionen vorgenommen. In 1560 Fällen hatte das Thier nichts zu leiden, da für vollkommene Schmerzlosigkeit vor Beginn der Operation bis zum Tode des Thieres gesorgt war. 760 Thiere wurden während des Versuchs betäubt, jedoch am Leben erhalten; bei dieser Operationen wurden dieselben Vorsichtsmaßregeln beobachtet, wie am menschlichen Körper, bezüglich der antiseptischen Wundbehandlung u. s. w. 2358 Fälle bezogen sich auf Impfungen oder Einspritzungen von Lösungen unter die Haut. Die große Zahl dieser Versuche ist zum Theil auf die vermehrten Arbeiten über die Gegengifte der Diphtherie und ähnlicher Stoffe zurückzuführen, mehr als die Hälfte aber auf Diagnosen von Hundswuth. In England wird nämlich auf die Rückseite jedes Erlaubnißscheines zum Halten eines Hundes der Vermerk gedruckt, daß, falls ein tollwuthverdächtiger Hund eine Person oder ein Thier gebissen und danach ge-

tödtet worden sei, ein Thierarzt veranlaßt werden solle, der Hundesleiche das Rückenmark zu entnehmen und es an das Brown-Institut oder eine andere staatlich genehmigte Anstalt zur Untersuchung einzusenden. An dieser Stelle erfolgt die genaue Feststellung, ob der Hund thatsächlich toll gewesen, indem etwas von dem Rückenmark unter antiseptischer Behandlung Kaninchen oder Meerschweinchen unter die Haut geimpft wird. Da das Publicum in vielen Fällen dieser Weisung nachgekommen war, so hatten die Anstalten eine große Zahl solcher Untersuchungen vorzunehmen.

* **Kopenhagen.** Premierlieutenant Daniel Bruun ist von einer längeren Forschungsreise, die er auf Anlaß des Cultusministeriums und mit Unterstützung durch den Carlsberg-Fonds auf Island und den Farör-Inseln unternommen hatte, zurückgekehrt. Sein Zweck war wesentlich eine Untersuchung der verschiedenen Ruinen der Wohnungsstätten der alten Nordländer, ihrer Einrichtung und ihrer Anwendung in der Sagenzeit. Schon vor zwei Jahren hatte Bruun als Leiter einer archäologischen Expedition ähnliche Forschungen auf Grönland angestellt. Während in Dänemark und zum größten Theil auch in Norwegen der Ackerbau längst alle Ueberbleibsel jener fernen Zeit vernichtete, finden sich auf Island und den Farör-Inseln noch viele verhältnißmäßig gut erhaltene Ruinen, deren noch zu wenig anerkannte Bedeutung für die Kenntniß der Lebensweise der Alten derjenigen, die uns durch die Sage überliefert ist, gleichkommt. Bruun hat in erster Reihe alte Götterhöfe in den Bereich seiner Forschungen gezogen und bei Ljosavatn auf Island einen solchen alten Hof ausgraben lassen. Derselbe war in einem länglichen Viereck mit abgerundeten Ecken aus Erdtorf aufgeführt, inwendig mit Holz bekleidet und durch eine Scheidewand getheilt. In der einen chorartigen Abtheilung standen wahrscheinlich die Götterbilder, wie die Sage erzählt, in einem Halbkreis. Die andere Abtheilung war Fest- und Opferhalle, wofür die zahlreichen vorgefundenen Pferde-, Ochsen- und Schafknochen, sowie Ueberreste einer großen Feuerstätte und eiserne Geräthe sprechen. Besonders interessant waren die Beobachtungen im Tjarsaadal, wo eine stattliche Anzahl von Gehöften, Ställen und ureinfachen Befestigungen, „Virker", aus der sie bedeckenden Lava hervorgegraben wurden. Auf den Farör-Inseln finden sich in den Klippen Reste von stärkeren Festungen, in die sich bei Ueberfällen durch Feinde die ganze Bevölkerung der Gegend hinaufrettete. Lieutenant Bruun, der bei seinen Untersuchungen oft auf die Hülfe und das Entgegenkommen der isländischen Bauern, deren außerordentliche Intelligenz und Belesenheit, besonders was die Sagaliteratur betrifft, er nicht genug hervorheben kann, angewiesen war, hat reiche Sammlungen von hohem archäologischen und ethnographischen Interesse mitgebracht.

* **St. Petersburg.** Vor kurzem ist eine Regierungs-Expedition nach Mittelasien abgegangen, um festzustellen, ob es möglich ist, den Lauf des Amu-Darja (Oxus) wieder in sein altes Flußbett mit der Mündung ins Kaspische Meer zurückzuführen. Den ersten Anstoß zu dermaligen Versuchen gab bereits Peter der Große. Im Laufe der Zeit haben sich wiederholt Expeditionen mit der Frage beschäftigt. Einige Forscher erklärten, daß die Ablenkung des Amu-Darja vom Kaspischen Meere nach dem Aral-See durch künstliche Teiche entstanden sei, andere erklärten die Thatsache durch natürliche Verschlammungen und meinten, daß bei der Senkung des Bodens gegen das Kaspische Meer hin der Amu-Darja mit der Zeit von selbst wieder in sein altes Bett zurückkehren werde. Dieser Ansicht ist auch der Khan von Khiwa; bei den Moskauer Krönungsfestlichkeiten theilte er mit, daß der Fluß in letzter Zeit von selbst seinen Lauf zu verändern begonnen hat und anscheinend Neigung zeigt, wieder in sein altes Bett zurückzukehren. Wie dem auch sei, in Rußland hat man wenig Lust, diese Selbstthätigkeit des Amu-Darja abzuwarten, welche im günstigsten Fall vielleicht erst im Laufe von Jahrzehnten eintreten könnte. Wie ein Blick auf die Karte zeigt, ist es bei dem Gelingen des in Rede stehenden Planes möglich, aus dem Finnischen Meerbusen durch die Newa, die Canalverbindungen mit der Wolga, das Kaspische Meer und den Amu-Darja hinauf zu Schiff bis zum Pamirgebiet zu gelangen. Außerdem könnte alsdann das große Sandwüsten-Areal in Mittelasien in bequemer Weise bewässert werden. Eine 1879 nach dem Amu-Darja gesandte Expedition berechnete die Kosten des Projects auf 27 Mill. Rubel, indessen erwiesen sich die Arbeiten der Expedition als ganz ungeeignet, darauf weiter zu bauen. Man hatte nur Ingenieure und Topographen, aber keine Geologen mitgenommen.

* **Athen.** Hier arbeitet seit Jahrzehnten eine archäologische Gesellschaft, über deren Thätigkeit wenig bekannt ist: die „Gesellschaft für christliche Archäologie". Durch das Gesetz vom 23. Mai 1834 wurde die Ausgrabung und Conservirung von Alterthümern unter die Aufsicht der griechischen Behörden gestellt. Unter „Alterthümern" verstand man jedoch zu jener Zeit bloß classische. Jahre verstrichen, ohne daß man auch nur eine Kenntniß von der Bedeutung christlicher Kunst gehabt hätte. So hatte man nicht daran, die bestehenden christlichen Denkmäler (byzantinische Architekturen, Kirchengemälde und heilige Gefäße) vor dem Verderben zu schützen. So wurde 1840 die neue athenische Kathedrale aus den Materialien von sechzig ad hoc demolirten byzantinischen Kirchen erbaut. Außer dem russischen Archimandriten Antonin und dem Deutschen Mommsen (Athenae christianae) kümmerte sich niemand um diese Denkmäler. Erst 1885 traten einige Künstler und Literaten zusammen, um eine Gesellschaft zu begründen, welche dieser Barbarei Einhalt thun sollte. Allein diese Société de l'archéologie chrétienne war so arm, daß sie die gefundenen Schätze in Privatwohnungen unterbringen mußte, da sie selbst, wie es in ihren Jahresberichten hieß, „sans domicile" war. Erst in den neunziger Jahren wurde ihr öffentliche Unterstützung zutheil und seitdem hat sie ein Museum, ein Archiv, eine Bibliothek und einen Fonds zum Schutze der bestehenden byzantinischen Denkmäler gegründet. Sie besitzt zahlreiche werthvolle Gemälde, Mosaiken, Kirchengewänder und kunstvoll gearbeitete Kirchengeräthe und ist nunmehr ein Mittelpunkt christlich-archäologischer Actionen geworden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 18. September folgende Schriften eingegangen:

Dr. F. Sauerhering: Vademecum für Künstler und Kunstfreunde. Verzeichniß der bedeutendsten Malerwerke aller Zeiten. 1. Th.: Geschichtsbilder. Stuttgart, Paul Neff 1896. — Classischer Bilderschatz. Hggb. von F. v. Reber und Ad. Bayersdorfer. 8. Jahrg. Heft 24. München, Friedr. Bruckmann 1896. — *Revue des Deux Mondes.* François Buloz, fondateur. 66. année. 4. pér. Tome 137. 2. livr. Sept. 1896. Paris. — Otto Schwarz: Staatsschuldentilgung in den größeren Europäischen und Deutschen Staaten. Beitrag zur Lösung der Frage: Freie Schuldentilgung oder Zwangstilgung. Berlin, Carl Heymann 1896. — Dr. Johannes Lepsius: Armenien und Europa. Anklageschrift wider die christlichen Großmächte und Aufruf an das christliche Deutschland. Berlin-Westend, W. Faber u. Co. 1896. — *Amicus patriae:* Armenien und Kreta. Eine Lebensfrage für Deutschland. Braunschweig und Leipzig, Gerhard Reuter. — Joseph Popowski: England und die Triple-Alliance. Wien, Wilhelm Frick 1896. — Dr. Gustav v. Kahr: Bayerische Gemeindeordnung für die Landestheile diesseits des Rheins. München, C. H. Beck 1896. — Aereßbuch der Advocaten, Rechtsagenten und Incassogeschäfte der Schweiz. Zürich, A. Raebeler-Goez. — *Stabilimenti Gio. Ansaldo e C.* Estratto dalla rivista industriale e commerciale di Genova e Provincia. Milano, Ernesto Trevisani 1896. — *Le Passager.* Guide-horaire de tous les paquebots français et étrangers. Indicateur maritime et fluvial. Nancy, Berger-Levrault et Cie. 1896. — Glückauf: Berg- und Hüttenmännische Wochenschrift. 32. Jahrg. 1896. Nr. 27. Essen, G. D. Baedeker. — Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen. Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. — Die Professoren der Medicinischen Facultät in Graz über die Collegiengeldfrage. Denkschrift. Graz, Selbstverlag 1896. — Rechenschaftsbericht des Bayerischen Landeshülfsvereins über seine Thätigkeit im Jahre 1895. München, J. Gotteswinter 1896. — Dr. Ed. Langer: Das Recht der tschechischen Minoritätsschulen in Böhmen. Denkschrift. Prag, Selbstverlag 1896. — Dr. Ludwig Wilser: Auslese und Kampf ums Dasein mit besonderer Hinsicht auf den Menschen. (Separat-Abdr. aus dem 12. Bd. der Verhandlungen des Naturwissenschaftl. Vereins.) Karlsruhe, G. Braun 1896. — K. J. Arnoldsan: Pax Mundi. Historische Darstellung der Bestrebungen für Gesetz und Recht zwischen den Völkern. Autoris. Uebersetzung von Dr. J. Müller. Mit Einleitung von Bertha v. Suttner. Stuttgart, Strecker u. Moser 1896. — D. Wilibald Beyschlag: Ueber die Aussprüche Jesu an Petrus Ev. Matth. 16, 17—19. Hermann Kremers: Martin Luther, der deutsche Christ. (Flugschriften des Evangelischen Bundes. Nr. 124 u. 125). Leipzig, Carl Braun 1896. — P. Putze: Bedenke, daß du evangelisch bist. Ebd. — P. Schreckenbach: Halte, was du hast! Herzens- und Gewissensgeschichte in Briefen. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 21. September. Nummer 218.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn. I. — Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen. V. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn.

I.

A. Der Deutsch-ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft im Zusammengehen mit der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes gebührt das von jedem Colonialfreunde nicht hoch genug zu würdigende Verdienst, daß wir heute in der Lage sind, allen Ernstes von einer deutsch-ostafrikanischen Centralbahn sprechen zu können, d. h. einer Bahn, welche, falls sie zu stande kommt, dazu berufen und auch im stande ist, die Basis zu bilden für Erfüllung aller Wünsche und Hoffnungen, welche sich an unsern ostafrikanischen Colonialbesitz seit lange knüpfen und leider bisher mehr Enttäuschungen als Ermuthigungen, mehr Opfer als Erfolge gebracht haben. Gleichzeitig ist die Durchführung dieser Bahn von der Küste bis zum centralafrikanischen Seengebiet des Tanganyika und Victoria Njansa eine That, welche nicht nur uns Deutschen im Wettbewerb der Nationen den Befähigungsnachweis für Culturarbeit ersten Ranges im dunklen Erdtheil ausstellt, sondern auch den unglücklichen Kindern Hams die Früchte der Saat reifen läßt, an deren Bestellung die edelsten Idealisten Deutschlands seit den Tagen Dr. Krapffs mit so viel Hingabe und so wenig Erfolg gearbeitet haben: die Segnungen der christlichen Cultur. Man kann nicht leugnen, daß unsre modernen Conquistadoren bisher vielfach, sehr zu ihrem Leidwesen, der friedlichen Eroberung durch den Missionar und Schullehrer hinderlich gewesen sind. Diese Erscheinung ist in der Natur der Sache begründet und bildet keinerlei Vorwurf gegen jene verdienstvollen Tapfern, die in kühnem Wagemuth die deutsche Flagge siegreich bis zu den Gestaden der centralafrikanischen Seen getragen haben. Die Thatsache dieser Erscheinung und die Klage hierüber ist so alt wie jede geschichtliche Missionsthätigkeit, über welcher die weltliche Macht schützend Schild und Schwert gehalten hat. Wenn ein Winfrid in seinen Briefen bisweilen bitter darüber klagt, daß die fränkischen Gau- und Markgrafen durch weltliches Gebahren und die mit der christlichen Liebe oft nicht in Einklang zu bringende Härte ihrer Maßnahmen das schüchtern keimende Missionswerk oft ernstlicher gefährdeten, als Kaltsinn und Feindseligkeit der Heiden, so kann uns das beruhigen, wenn wir in den ersten Tagen unsrer afrikanischen Colonialzeit häufig ähnliches in den Missionsberichten lesen. Denn weder der große Apostel der Deutschen, noch unsre heutigen christlichen Sendboten in Afrika vermögen des schützenden Armes, der oft gezwungen ist, um seinen Schutz wirksam zu machen, als Rächer seines Amtes zu walten, zu entbehren. Wenn man heute noch darüber Zweifel hegen kann, ob der afrikanischen Erschließungsbahn so rasch die Stelle einer gewaltigen Ausfuhrstrecke zufallen wird, so muß doch darüber jeder Zweifel ausgeschlossen sein, daß jede Station, um welche die neue Bahn tiefer in das Herz Afrika's dringt, einen Sieg der christlichen Cultur über das die unglücklichen Negerstämme zerfleischende Heiden- und Islamthum bedeutet. Sollte es dem deutschen Capital unter der wirksamen Mithülfe des Reiches beschieden sein, das Riesenwerk der ostafrikanischen Centralbahn durchzuführen, so kann man füglich sagen, daß kaum je deutsche capitalistische Unternehmungslust ihr Geld in den Dienst einer nur annähernd so edlen Idee gestellt hat, wenn auch nicht behauptet werden soll, daß derartige Motive die stärksten Triebfedern bei der Bildung des Consortiums gewesen sind.

Unleugbares Geschick hat das geschäftsführende Comité in der Auswahl geeigneter Persönlichkeiten für die Durchführung der Vorarbeiten bewiesen. Oberregierungsrath Bormann, welcher zu diesem Behuf im October 1895 in Dar-es-Salaam eintraf und die Aufgabe hatte, im Einvernehmen mit dem kaiserlichen Gouverneur die Trace festzustellen und Vorarbeiten zu schaffen, die unter dem Gesichtspunkte der Annahme eines bewährten Betriebes ein Bild nicht nur von der Art der technischen Durchführung, sondern auch von der Höhe des erforderlichen Capitals, sowie schließlich des muthmaßlichen Erträgnisses gewähren sollten, hat diese Aufgabe in so bemerkenswerther und in einer für die Ursprünglichkeit afrikanischer Verhältnisse geradezu überraschend gründlichen Weise gelöst, daß es weite Kreise interessiren dürfte, näheres hierüber zu erfahren.

Der Gedanke ostafrikanischer Bahnbauten war keineswegs neu. Im Usambara-Land im Norden unsres Colonialbesitzes hatte das stark gefühlte Bedürfniß localer Frachtbewegung sogar schon früher ein Unternehmen ins Leben gerufen, welches ohne jegliche staatliche Unterstützung über das Projectstadium hinaus gediehen ist. Vom Hafenplatz Tanga aus führt eine Schmalspurbahn heute schon ins Usambara-Land, welches dieser Bahn den Namen gegeben. Doch hat eingetretene Geldknappheit das Unternehmen bis jetzt nur bis zum 40. Kilometerstein gelangen lassen und dieser Torso ist wenig geeignet, Rückschlüsse auf das Gedeihen und den Werth anderer afrikanischer Bahnprojecte zuzulassen. Dagegen in bahntechnischer Hinsicht muß der Besitz der Usambara-Bahn als äußerst werthvoll bezeichnet werden und Oberregierungsrath Bormann hat deßhalb nicht versäumt, bei seiner Reise zunächst dieser Bahn einen Besuch abzustatten. Sie ist in 1 Meter-Spurweite ausgeführt und leistet in jeder Hinsicht, was man irgend verlangen kann. Die von v. d. Zypen und Charlier (Köln) erbauten Wagen weisen neben genügendem Fassungsvermögen Bequemlichkeit, ja Eleganz auf. Leider hat die Bahn zur Zeit nur wenig Gelegenheit, ihre Leistungsfähigkeit zu erproben, sie ist eben unfertig. Dagegen hat es sich gezeigt, daß die Solidität in der Ausführung an Unterbau und Oberbau, deren man sich befleißigte, für tropische Colonialbahnen eine conditio sine qua non ist. Der als Bettungs- und Stopfmaterial verwendete, an Ort und Stelle vor-

Digitized by Google

kommende, allerdings mangelhafte Kies hat sich den Tropenregen gegenüber als durchaus unzulänglich erwiesen. Es haben sich bei den ersten Regengüssen auf den Geleisen selbst in der Längsrichtung der Schienen Bäche gebildet, deren Zerstörungskraft gegenüber sich das Bettungsmaterial als nicht genügend widerstandsfähig erwies, die Bettung wurde weggeschwemmt, die Bahn dadurch unfahrbar. Die Gesellschaft hat sich infolge davon genöthigt gesehen, in Ermangelung anderen, besseren Bettungsmaterials Steinzerkleinerungsmaschinen, wie wir sie zur Herstellung unsres Straßenschotters benützen, aus der Heimath kommen zu lassen und mit ihrer Hülfe ein widerstandsfähigeres Bettungsmaterial herzustellen, dessen Anwendung denn auch den gewünschten Erfolg gehabt hat. Witterungseinflüsse haben seitdem dem Betriebe der Usambara-Bahn keine Störung mehr verursacht. Diese Erfahrung ist ein um so bemerkenswertherer Fingerzeig für den Colonialbahnbau, als der hierzuland übliche Bahnbereisungs- und begehungsdienst im centralen Afrika leider nicht durchführbar ist. Die Betriebssicherheit muß deßhalb unter anderm durch eine erhöhte Solidität der ersten Anlage angestrebt werden. Zugleich liegt in dieser Thatsache die Ablehnung dem Verlangen jener gegenüber, welche in totalem Verkennen von Aufgabe und Zweck unsrer militärischen Feldbahnen der Uebertragung ihrer Spurweite und ihrer flüchtigen Anlage auf coloniale Verhältnisse das Wort redeten. Selbst wenn man sich die Spurweite (60 Centimeter) gefallen lassen wollte, unter Hinweis auf die Leistungen der Décauville'schen Bahnen in Algier, so schrumpft ihr Werth und der Grund, weßhalb man dieses System empfahl, sofort zusammen, wenn man auf den Vortheil leichtester Ausführung des Ober- und Unterbaues verzichten muß. Daß aber für eine Dauerleistung, und um eine solche handelt es sich bei der afrikanischen Centralbahn, mit der flüchtigen Geleiseverlegung, wie sie mit Recht bei unsern Eisenbahntruppen üblich ist, nichts angefangen werden kann, das lehrte jene, welche es noch nicht aus gewissen Mißerfolgen im Kleinbahnbau in den östlichen Provinzen Preußens wußten, die Erfahrung, welche die Usambara-Bahn mit ihrer relativ äußerst soliden Anlage machte. Insofern hat die Usambara-Bahn klärend auf die Colonialbahntechnik gewirkt. Man kann heute wohl sagen, daß da, wo es sich nicht um verhältnißmäßig kurze Förderbahnen handelt, die Vorliebe für 60 Centimeter-Bahnen nach dem Feldbahnmuster erloschen ist. Selbst Regierungsrath Bormann hatte bei seiner Ausreise noch beabsichtigt, ein Stück Feldbahn dieser Spurweite mit sich zu nehmen, um sie probeweise zu verlegen. Er ist von dieser Absicht abgekommen. — Außer der Usambara-Bahn bestand in unsrer Colonie noch ein weiteres Bahnproject, welches ebenfalls schon eine gewisse Gestalt angenommen hatte. Der Amtsvorgänger des gegenwärtigen Gouverneurs, der nunmehrige General v. Scheele, war ebenso sehr davon überzeugt, daß der südlich Dar-es-Salaam gelegene Landstrich zur Ansiedelung sich vorzüglich eigne, wie er einsah, daß eine ergiebige Ansiedelung nur nach Schaffung besserer Communicationen, als der Neger- und Wildpfad sie bietet, möglich ist. Er hatte deßhalb bereits eine von Dar-es-Salaam in südwestlicher Richtung führende Bahn ins Auge gefaßt und den Lieutenant der Eisenbahnbrigade Schlobach mit Ausarbeitung eines Projects beauftragt, eine Arbeit, welche in der Ausführung begriffen war, als Oberregierungsrath Bormann zur Lösung seiner Aufgabe in Ostafrika eintraf. Die von Schlobach bei seinen Vermessungen gemachten Erfahrungen, wie seine Resultate und namentlich auch sein geschultes Unterpersonal bildeten eine zu werthvolle Grundlage für Bormanns Aufgabe, als daß er nicht sofort sich die Mithülfe dieses verdienstvollen Officiers zu versichern bestrebt gewesen wäre. So kam es, daß Bormann nicht ganz unvorbereitet sich an die Lösung der von ihm übernommenen schwierigen Aufgabe wagen konnte, als er im October 1895 die deutsch-ostafrikanische Küste betrat.

Die erste Aufgabe mußte sein, ehe an die Vorarbeiten herangetreten werden konnte, mit dem Gouvernement eine Verständigung über die allgemeinen Umrisse und den Charakter der projectirten Centralbahn zu erzielen, wenn auch selbstverständlicherweise definitive Abmachungen weder getroffen werden sollten, noch der Sachlage nach konnten.

Major v. Wißmann ist seit lange ein Anhänger des Gedankens, an Stelle des Karawanenwegs vom Seengebiet zur Küste einen Schienenweg zu setzen, und so wurde rasch darüber Einigung erzielt, daß die früher geplante Südbahn zu gunsten des großen Unternehmens aufgegeben werden müsse. Auch darüber, daß in erster Linie der Tanganyika und nicht der Victoria Njansa, welcher leider nur zum Theil der deutschen Interessensphäre angehört, das Ziel der Centralbahn sein müsse, bestanden keine Meinungsverschiedenheiten, wenn auch die Angliederung des Njansa-Gebietes von Tabora aus beiderseitig festgehalten wurde. Als Grundrichtung wurde also die ost-westliche, die deutsche Colonie central durchquerende Führung der Trace acceptirt. Schwierigkeiten machte die Lösung der Frage, ob der Regierungssitz Dar-es-Salaam oder die bedeutendste Ansiedelung der Colonie, Bagamoyo, den Ausgangspunkt der Bahn zu bilden habe. Für letzteren Ort sprach seine derzeitige Bedeutung für Handel und Verkehr. Bagamoyo ist der Endpunkt der seit Urzeiten bestehenden Karawanenstraße, in Bagamoyo sind die arabischen und indischen Unternehmer der großen Karawanenzüge ansässig, von Bagamoyo aus vermittelt sich, wenn auch in primitiver Weise der Handel mit Sansibar, welcher heute noch eine verhältnißmäßig große Rolle spielt. Dagegen mußte für Dar-es-Salaam geltend gemacht werden, daß hier der Sitz der politischen und militärischen Centralgewalt ist, daß der fernere Außenhandel, namentlich mit dem Heimathlande, hier anzuknüpfen hat, ebenso wie der persönliche Verkehr zwischen Colonie und Mutterland Dar-es-Salaam erhalten bleiben wird, da Dar-es-Salaam sich des Besitzes eines guten Hafens erfreut, welchen Bagamoyo entbehrt. Diese beiderseitig in ihrer vollen Bedeutung gewürdigten Gesichtspunkte haben zu dem Compromiß, nicht der Meinungen, sondern der Tracenführung geführt, daß beide Punkte an die Centralbahn angeschlossen werden müßten, praktischerweise aber nicht in der Art, daß einer der Orte als Ausgangspunkt gewählt und mit dem anderen durch eine Küstenbahn verbunden wird, sondern indem an einem geeigneten Punkte landeinwärts die Centralbahn sich gabelt und je einen Ast auf Dar-es-Salaam und nach Bagamoyo entsendet. Auf diese Weise war es auch möglich, das als Ansiedelungs- und Plantagengebiet so werthvolle Ngami-Land mit der Bahn zu durchschneiden und so dem dort so verheißungsvoll begonnenen Anbau von für die Ausfuhr nach Europa bestimmten Handelsgewächsen eine bedeutende Zukunft in Aussicht zu stellen. Man ging von der gewiß richtigen Anschauung aus, daß der durch die Verlängerung der Linie verursachte Mehraufwand von Bau- und Betriebskosten sich nicht nur politisch und wirthschaftlich bezahlt mache, sondern auch dem Unternehmen eine höhere Rentabilität sichere, als wenn einer der rivalisirenden Ausgangspunkte mit Vernachlässigung des anderen begünstigt würde. Diese Lösung der so wichtigen Frage ist gewiß als außerordentlich glücklich zu bezeichnen, da sie allen Rücksichten gerecht wird und nicht in den Fehler verfällt, der zu Beginn unsrer heimischen Eisenbahnpolitik häufig gemacht worden ist, daß der Schienenweg aus irgend welchen Gründen von den lange eingelebten Verkehrsstraßen abwich und so eine Verödung einst blühender Verkehrsgebiete

zur Folge hatte. Es liegt nicht im colonialen Interesse Deutschlands, daß ein mit so großen Opfern herzustellendes Verkehrsmittel an irgend einem Punkte der an Verkehr und Handel nicht überreichen Colonie schädigend wirke. Von dem Vereinigungspunkte der Dar-es-Salaam- und der Bagamoyo-Linie aus wird Mrogoro erreicht, in steter Anlehnung an den Karawanenweg. Diese Anlehnung ist natürlich nur bildlich zu verstehen, denn dieser selbst läßt ja äußerlich oft so gut wie keine Spuren zurück. Vielfach bilden nur die durch das Vorhandensein von Wasser bedingten Lagerplätze die undeutlichen Marksteine dieses uralten Verkehrswegs. Von Mrogoro führt die Trace über Kilapa und Mpwapwa nach Tabora. Die hauptsächlichsten Hindernisse auf diesem Wege bilden die Ueberschreitung des ostafrikanischen Grabens und der Wasserscheide, welche durch die dem indischen Ocean einerseits und den innerafrikanischen Seen andrerseits zuströmenden Gewässer gebildet wird. In Tabora theilt sich die Linie erneut, um mit dem einen Arm die Mitte des Tanganyika, mit dem anderen das Südende des Victoria-Njansa zu erreichen. Die Gesammtlänge der so festgelegten Linie beträgt rund 1800 Kilometer. Die Entfernungen von den Seen zur Küste betragen in der Luftlinie 1000, resp. 800 Kilometer. Unter der Annahme, daß nur ein Tagesverkehr eingerichtet würde, und der weiteren einer zehnstündigen Fahrtzeit pro Tag könnte also die Reise von der Küste bis an die Nordwestgrenze unsres ostafrikanischen Colonialbesitzes in etwa 3 bis 4 Tagen zurückgelegt werden, eine Reise, welche früher nahezu ebenso viele Monate in Anspruch genommen hat.

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

V. [1])

Den von Boccaccio 1348—1350 geschriebenen „Decamerone“ hat Petrarca erst 1373 gelesen. In einem Brief an den Verfasser und Freund drückt er sein Wohlgefallen an dem Buche aus; besonders habe ihn die letzte Erzählung so sehr entzückt, daß er sie auswendig gelernt und auch den Entschluß gefaßt habe, sie ins Lateinische zu übersetzen, um diejenigen, die der italienischen Mundart unkundig seien (nostri etiam sermonis ignari), mit der reizenden Geschichte bekannt zu machen; dabei habe er sich nicht ängstlich an den Wortlaut des Originals gehalten, sondern sich vielmehr stets bestrebt, als treuer Dolmetscher der Ermahnung des Horaz zu gedenken: Nec verbum verbo curabis reddere, fidus Interpres. Dann fährt er also fort: „Deine Geschichte habe ich in meinen Worten erzählt, in der Weise, daß ich hie und da einige Ausdrücke geändert oder hinzugefügt, und ich glaubte, du würdest dieses Verfahren nicht nur verzeihen, sondern sogar billigen. Ferner war ich der Meinung, daß diese von vielen Leuten gelobte und gesuchte Uebersetzung dir mit Recht gewidmet sein sollte, da die Sache die deinige ist. Es bleibt dir nun anheimgestellt, zu entscheiden, ob durch die von mir an der Einkleidung vorgenommenen Aenderungen die Geschichte verziert oder verunstaltet sei.“ Er bittet Boccaccio, ihm darüber Auskunft zu geben, ob die Griselda-Novelle eigene Erfindung oder wirklich Geschehenes sei; er selber könne die über diesen Punkt herrschende Wißbegierde nicht befriedigen. Da es im 14. Jahrhundert kein dem gemeinen Nutzen dienendes Postwesen gab und die damals existirenden Briefbeförderungsmittel (Pilger, Reisende, fahrende Sänger und herumziehende Spielleute) äußerst unzuverlässige Postboten waren, so ist es kein Wunder, wenn auch sehr zu bedauern, daß dieses Schreiben nie an den Adressaten gelangte, und daß folglich keine Antwort auf die höchst interessante Frage gegeben wurde.

Wie es auch mit der Entstehung der Geschichte sein mag, ob sie aus dem Leben gegriffen oder rein erdichtet sei, jedenfalls wird eine so gehorsame und geduldige Ehefrau, wie die Griselda, stets eine äußerst seltene Erscheinung sein. Der Behauptung, welche Thomas Feylde in seiner „Controversye betweene a Lover and a Laye“ aufstellt, darf man ohne Vorbehalt beipflichten:

„Ryght fewe of Gryseldes kynde
Is now lefte on lyve.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Boccaccio den Stoff nicht erfunden, sondern als eine von altersher mündlich fortgepflanzte Erzählung bereits vorgefunden, so daß die Geschichte, die nun zum Volksbuch geworden ist, schon lange als Volksmärchen das verwaiste unstete Leben einer unterhaltenden Landstreicherin führte, ehe der Pflegevater der italienischen Prosa den hübschen Findling an Kindesstatt annahm, neu und zierlich kleidete und als die hundertste Novelle seiner auserwählten Sammlung der vornehmen und feinen Welt der schönen Literatur vorstellte. Der Name Griseldis bezieht sich jedenfalls auf das vom Töchterlein Giannucolo's getragene graue Kleid und ist mit Cinderilla oder Aschenputtel gleichbedeutend. In der deutschen Version des Griseldismärchens soll das Mädchen sich in „en griseltes Kittel“ gekleidet haben, und als das verstoßene Weib zum Vater zurückkehrte, legte es „das griselte Kittele“ wieder an. Aus der süddeutschen Diminutivform „Griseldele“ dürfte man wohl einen Wahrscheinlichkeitsschluß bezüglich der örtlichen Entstehung und Verbreitung dieser Verarbeitung des Märchens ziehen. In der altenglischen Ballade wird das Kleid „her country russet“ genannt.

In einem zweiten der Erzählung nachgeschickten Brief schildert Petrarca den Eindruck, den die Lectüre derselben auf verschiedene Freunde gemacht habe. Ein Veroneser z. B. behaupte, die ganze Geschichte leide an hochgradiger Unwahrscheinlichkeit, ein derartiges Frauenzimmer habe nie existirt und sei geradezu undenkbar, er habe deßhalb die Novelle ohne Rührung und mit trockenen Augen gelesen, denn er wolle weder Seufzer noch Thränen an ein solches unaussprechliches Ungeheuer der Demuth und Langmuth vergeuden. Ganz anders, schreibt er, ging es mit dem „gemeinsamen Freund zu Padua“. Kaum habe dieser die Hälfte der Epistel (Ep. sen. XVII. 3, wo Petrarca die Geschichte erzählt) durchgemacht, als er plötzlich anfing, zu stocken und in Thränen zu zerfließen; er nahm die Schrift wieder in die Hand mit dem festen Entschluß (firmato animo), sie zu vollenden; bald aber habe ihn heftiges Schluchzen nochmals unterbrochen und seinen Vorsatz vereitelt, bis er endlich gezwungen wurde, einen seiner Gefährten zu bitten, die Lectüre zu übernehmen und zu Ende zu bringen. (Inter colles Euganeos, 6 idus junias MCCCLXXIII.)

Man hat die Behauptung aufgestellt, oder wenigstens die Vermuthung hingeworfen, daß dieser so gefühlvolle „commaais amicus Pataviaas“ der englische Dichter Geoffrey Chaucer gewesen sei. Bekanntlich hielt sich Chaucer zu dieser Zeit (1372—1373) als königlicher Gesandter in Italien auf, wo er Petrarca und muthmaßlich auch Boccaccio kennen lernte. Im Prolog zu „The Clerke's Tale“, in welcher er die Griseldageschichte episch bearbeitet hat, gibt er Petrarca als seine Quelle an und sagt, er habe die Erzählung in Padua gehört:

„I wol yow telle a tale whiche that I
Lerned at Padowe of a worthy clerk
As preved by his wordes and his werk.

[1]) Vergl. Beilage Nr. 216.

He is now deed and nailed in his cheste,
I prey to God so yive his soule reste!
Fraunceys Petrark, the laureat poete,
Highte this clerk, whos rethoryke sweete
Enlumined al Italie of poetrye."

Auch der von Petrarca gebrauchte Ausdruck „uni suorum camitum, docto satis viro", dem der Brief zu lesen gegeben wurde, könnte sich wohl auf das Gefolge eines Gesandten beziehen. Doch würde es hier zu weit führen, das pro et contra in dieser Frage näher zu erörtern. Jedenfalls war Chaucer der erste, der den Stoff in einer fremden Sprache bearbeitete, und zwar in „The Clerke's Tale", einer der anziehendsten der im letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts nach dem Vorbild des „Decamerone", aber in Versen verfaßten „Canterbury Tales", welche zwischen 1475 und 1480 von Caxton zu London gedruckt wurden.

Die wichtigsten Beiträge zur Bibliographie und Kritik der Griseldaliteratur hat Dr. Reinhold Köhler vor 26 Jahren in dem Aufsatz „Die Griseldisnovelle als Volksmärchen" (Gosche's Archiv für Literaturgeschichte I, 409—27, Leipzig, 1870) und im Artikel „Griselda" (Ersch und Grubers Allg. Encyklopädie, sect. I, Thl. 91) geliefert; es befinden sich jedoch in der Fiske'schen Bibliothek viele Ausgaben, Uebersetzungen und Bearbeitungen, die Hr. Köhler nicht erwähnt, aber eine vollständig genügende Geschichte dieses Stoffes in seinem Ursprung und Entwicklungsgang nicht unberücksichtigt lassen darf. Wie sehr man darüber im Dunkel war, ergibt sich aus der Vorrede zu Drydens „Fables" (1699), in welcher dieser hervorragendste Dichter und klarste Denker seiner Zeit behauptet „the tale af Grizzild" sei von Petrarca erfunden und Boccaccio mitgetheilt worden, und Chaucer habe sie vom letzteren erhalten.[1]) Dieser dreifache Irrthum, vor welchem die oben angeführte Aeußerung Chaucers ihn wohl wenigstens zum Theil hätte schützen sollen, rührt davon her, daß Petrarca's Latinisirung der Novelle dieselbe zuerst in Europa allgemein bekannt gemacht hat. Dem hochbetagten, aber immer geistesfrischen Humanisten gebührt hauptsächlich das Verdienst, der sinnigen Erzählung eine so rasche und weite Verbreitung verschafft zu haben. Durch ihn ist sie zum Gemeingut des ganzen Abendlandes geworden und sogar nach Island gelangt, wo sie unter den zwei Titeln „Saga af Grishildi þolinmoðu" und „Saga af Valtara hertoga" in die Literatur eingeführt wurde und bald als Volksmärchen mit den einheimischen Rimur und Sögur in Beliebtheit wetteiferte.[2])

In Lydgate's gegen das Ende des 14. Jahrhunderts abgefaßtem Gedicht „The Temple af Glass" sind die Wände des Tempels mit den Bildnissen berühmter Liebender geschmückt, nämlich Dido, Medea und Jason, Penelope, Alcestis, der geduldigen Griselda, Bel Isoulde und Sir Tristram, Pyramus und Thisbe, Theseus, Lucretia, Canace, Palaemon und Emilia. Daß Petrarca in dem Trionfo d'Amore die Griselda nicht erwähnt, wo er die Namen so vieler Opfer des unbarmherzigen Liebesgottes anführt, liefert den klarsten Beweis dafür, daß er die Geschichte damals nicht kannte, obgleich die Trionfi erst in den letzten Jahren seines Lebens gedichtet wurden.

Im wesentlichen stimmen die Versionen Petrarca's und Chaucers mit dem Originale des Boccaccio überein, doch hat jeder nebenher den Stoff etwas anders gestaltet und gefärbt, indem er einzelne Züge hinzugefügt, Betrachtungen über die grausame Handlungsweise des Marchese di Saluzzo und dessen rohen Mißbrauch der ehelichen Gewalt angestellt und angemessene Nutzanwendungen daraus gezogen hat. Um diese Variationen zu verwerthen, hat George Ogle die Versionen der drei Dichter zu einem Gedicht („Gualtherius and Griselda", London 1739) zusammengearbeitet.

Petrarca behauptet, er habe die Geschichte übersetzt, damit die Frauen seiner Zeit sich an dieser geduldigen und unvergleichlichen Gattin (quae mihi vix imitabilis videtur) ein Beispiel nähmen, und zieht dann eine religiöse Lehre aus dem Wandel der Griseldis, deren bewundernswürdige Langmuth dem Betragen ihres Mannes gegenüber auf die Beziehungen des Menschen zu Gott angewendet wird, der uns nicht zum Bösen versucht, sondern durch Anfechtungen prüft und stärkt, damit wir unsre Schwächen erkennen und überwinden. „Wer in Gehorsam gegen Gott ertragen sollte, was dieses Landweibchen (rusticana haec muliercula) ihres sterblichen Gatten wegen ertragen hat, würde, dünkt mich, unser Lob verdienen." Auch „La Mystère de Griselidis Marquise de Saluces et de sa merveilleuse constance" ist als ein „Miroir des Dames mariées" zu Paris 1399 erschienen. Diese moralische Anwendung zu Nutz und Frommen der weiblichen Zeitgenossen kommt fast immer in den meistens sehr weitschweifigen Titeln vor, die sich in überschwänglichen Lobpreisungen der Frau Griseldis wegen ihrer ehelichen Unterthänigkeit ergehen. Raummangels halber können wir hier nur einige der zahlreichen Uebersetzungen und Bearbeitungen der Erzählung anführen:

„Eyn löbliche hystory von der demütigen vnd gehorsamen fraw Griselde, die frawen zu gedult vnd gehorsamkeit gegen iren Egemahelu ziehende. Auch menigklich gut vnd nützlich zu lesen. Kauffs lyß es, du wirsts loben. Gedrückt zu Nürnberg durch Jobst Gutknecht do man zalt von Christi geburt M. D. XXij. jare."

„Eine gar schöne histori von der tugentreychen vnd vber all weiber der welt demütige Frawen Grisilla des Marggraffen von Saluz Ehegemahel. Gedruckt zu Nürnberg durch Georg Wachter" (wahrscheinlich 1530). Der Uebersetzer schreibt in der Vorrede, er habe diese Geschichte „auß Latein in Teutsch gebracht", und fügt bezüglich des Verfassers hinzu: „Ob er aber solche Histori in warheit geschehen, oder vmb anderer Frawen manung (zu gedult willen) geschriben hab laß ich den Leser vrteylen."

Interessant sind zwei Tractate in gothischer Schrift (black-letter): „The ancient, true and admirable history af Patient Grisel, a poore Mans Daughter in France: shewing haw maides, by her example, in their gaad behaviour may marrie rich husbands; and likewise wives by their patience and obedience may gaine much glarie. Written first in French and

Therefore to French I speake and give direction,
For English Dames will live in no subjection.

But now translated into English and

Therefore, say not so, for English maids and wives
Surpass the French in goodnesse of their lives.

[1]) J. W. Hales in der von ihm und Hrn. Furnivall besorgten Ausgabe von „Bishop Percy's Folio Manuscript" (London, 1868. Vol. III 421) sagt: Chaucer „derived it from Boccaccio, who derived it perhaps from Petrarch, who derived it from some floating tradition". Der amerikanische Gelehrte Prof. F. G. Child schleppt dieses unbegreiflichen Schnitzer noch weiter im vierten Band seiner „English and Scottish Popular Ballads", wo er auch Boccaccio dem Petrarca die Geschichte entlehnen läßt. In einer späteren Anmerkung zu „The Clerke's Tale" (Publications of the Chaucer Society, Part II, London 1875) behauptet Hales, daß Childs Angabe entschieden unrichtig sei, scheint also seinen eigenen Fehler schließlich eingesehen zu haben.

[2]) Vgl. Jón Arnason; Islenzkar þjóðsögur og aefintýri, Leipzig, 1864, Band II, pp. 414—417. Hr. Fiske steht auch im Begriff, drei poetische und zwei in Prosa abgefaßte, bisher ungedruckte isländische Uebertragungen der Griseldis und eine vor kurzem von ihm in der Arne-Magneanischen Handschriftensammlung zu Kopenhagen entdeckte isländische Version der sieben Bußpsalmen Petrarca's zu veröffentlichen.

At London: Printed hy H. L. for William Lugger; and are to he satd at his shop in Bedlem neere Moore-Fields. 1619.“ Es iſt ein in zehn Capitel getheiltes Quart.

Der zweite Tractat heißt: „The Pleasant and sweet history of Patient Grissell shewing how she, from a poore mans daughter, came to he a great lady in France, being a patterne ta all vertuous women. Translated aut of the Italian. Landon: Printed hy E. P. for Jahn Wright dwelling in Giltspeerstreet at the signe af the Bible.“ Es beſteht aus elf Capileln, von denen das erſte, zweite, zehnte und elfte in Proſa und die übrigen in Reimen abgefaßt ſind. Die Jahreszahl iſt beim Einbinden abgeſchnitten worden; vermuthlich gehört es dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts an. Beide Tractate ſind für die „Percy Society“ 1842 zu London abgedruckt worden. Der Herausgeber dieſer Neudrucke meint, die beiden Tractate ſeien urſprünglich vor 1590 erſchienen, aber von dieſer aorgeblichen Ausgabe hat man bis jetzt kein Exemplar entdeckt.

„The True and admirable Histary af the Noble Marquiss af Salus and Patient Grissel“, gedruckt zu Leiceſter durch John Ireland, wahrſcheinlich um 1760, iſt nur eine aus ſieben Capiteln beſtehende Abkürzung des erſteren der oben erwähnten Tractate. Miß Edgeworths Erzählung: „The Modern Griselda“ (4. ed. London 1819) hal nur den Titel mit der alten Griſeldis gemein. Hier hat ſich das Blatt gewendet; der Gatte muß eine Probe der Geduld ablegeu und ſich ſchließlich von ſeiner mürriſchen und zänkiſchen Gattin ſcheiden laſſeu.

Obſchon Petrarca die Autorſchaft der Griſeldis dem Boccaccio ausdrücklich zuſchreibt, ſcheinen ſeine Zeitgenoſſen ſich an dieſe aufrichtige Anerkennung wenig gekehrt und den Dichter des Decamerone in dieſem Betracht meiſtentheils aus der Acht gelaſſen zu haben, wie z. B. aus dem Titel der folgeuden in der Handſchriftenſammlung der Bibliateca Riccardiana befindlichen italieniſchen Ueberſetzuug hervorgehl: „Volgare d'una istoria scritta in Latina per lo facandissima novello poeta Messer Francesco Petrarca. Fiarentina.“ Der Ueberſetzer iſt unbekannt, auch fehlt jede Zeitangabe. Das Beiwort „navella“ dürfte wohl neulich geſtorben bedeuten, denn Petrarca war als Dichter kein Neuling, und „modern“ hat keinen Siun. Daraus wäre man berechtigt zu ſchließen, daß die Ueberſetzung kurz nach Petrarca's Tode (im Jahre 1374) gemacht wurde. Der Titel des 1851 zu Flarenz von L. Beucini mit Anmerkungen herausgegebenen Abdruckes dieſer Handſchrift lautet: „La Griselda di Francesca Petrarca. Navella Inedita tratta da un codice Riccardiana del secala XIV.“

Der lateiniſche Text der Griſeldis (wie Petrarca den Namen ſchrieb) wurde ſchon vor dem Ende des 15. Jahrhunderts mehrmals im Auslande, meiſtens sine loco et anna gedruckt. Die älteſte deulſche Ueberſetzung derſelben, auch ohne Ort und Jahr, aber wahrſcheinlich um 1469 gedruckt, wird von Kain in ſeinem „Repertarium Bibliographicum“ nicht angeführt und kemmt überhaupt äußerſt ſelten vor. Hr. Fiske hat ſein mit zehn ſchöneu Holzſchnitlen geſchmücktes Exemplar mit 30 Pfd. St. (610 M.) bezahlt. Darauf folgt die Steinhöwel'ſche Ueberſetzung in einer Reihe ſtaltlicher Folianten, die vom Jahre 1471 bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein öfters, und zwar hauptſächlich zu Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Ulm verlegt wurden.[1]) Dieſe ſehr beliebte Ueberſetzung wurde ferner ins Plattdeutſche und ins Däniſche übertragen und bildete die Grundlage für viele novelliſtiſche Bearbeitungen und dramaliſche Behandlungen des Staffes in Deulſchland. Die älleren däniſchen Ueberſetzungen ſind weder aus dem Lateiniſchen Petraica's, noch dem Italieniſchen Boccaccio's hervorgegangen, ſondern beruhen ſämmtlich auf dem Deutſchen Steinhöwels. Schon im 15. Jahrhundert hat man den pädagogiſchen Werth der Griſeldis erkannt und die Geſchichte „zu nutz and dienſt der Jugent“ beſonders erzählt. Dieſes Moment haben die Geiſtlichen ſogar bis auf die neueſte Zeit vorzugsweiſe hervorgehoben, eheliche Nutzanwendungen aus den Erfahrungen der Markgräfin von Saluzzo gezogen und ſie als „ein herrliches Exempel für Weiber“ dargeſtellt. Aus der „loblichen hyſtory“ ließe ſich wohl ein vortrefflicher Frauenſpiegel verfertigen.

Die Franzoſen haben die Griſeldis zuerſt dramatiſirt. Schon 1393 wurde in Paris ein derartiges Stück aufgeführt, welches nach vielerlei Verwandlungen, wie ſie bei Volksſchauſpielen immer aorkommen, unter dem Titel: „Le Mystère de Griseldis marquise de saluses par personnaiges“ 1550 zu Paris bei Jehan Bonſons erſchienen iſt. 1832 wurde aon Pinard zu Paris eine auf 42 Exemplare beſchränkte Facſimileauflage dieſes höchſt ſeltenen Dramas veröffentlicht, welches in der Fiske'ſchen Sammlung gleichfalls vertreten iſt. In Deutſchtand wurde die erſte Dramatiſirung des Stoffes unter dem Titel: „Gryſel, Ain ſchöne Comedi, von der demütigkait aud gehorſame der Weyber gegen iren Ehmännern, zu nutz vnd dienſt der Jugent gemacht vnd geſtellt“, ohne Jahr, aber waahrſcheinlich um 1530 „zu Augspurg durch Philipp Ulhart getruckt“. Etwas ſpäter (1546) ſchrieb Haus Sachs „Ein Comedi mit XIII Perſoneu die gedultig vnd gehorſam Marggräfin Griſelda vnd hat V actus“. Hr. Fiske beſitzt dieſes Stück in der bei Chriſtoff Heußler zu Nürnberg 1558—1579 erſchienenen, ſehr ſeltenen großen Folioausgabe der geſammelten geiſtlichen und weltlichen Gedichte „durch den ſinnreichen aud weitberümbten Haus Sachſen ein liebhaber Teutſcher Poeterey von M. D. XVI Jar biß auff diß M. D. LVIII Jar zuſameu getragen vnd volendt“. Im Epilog gibt der Verfaſſer, nicht Petrarca, ſondern Boccaccia, ats ſeine Quelle an:

„Alſo habt ir vernommen hie
Den inuhalt diſer Comedi
Die uns Boccatius beſchreibet.“

1599 haben die engliſchen Dichter Thomas Decker, Henry Chettle und William Haughton die Erzählung für die Schauſpielertruppe des Graſen von Nottingham, des damaligeu Großadmirals, dramatiſch bearbeitet. Dieſes „The Pleasant Comedie of Patient Grissill“ betitelte Stück wurde öfters aufgeführt und 1603 zu London mit gothiſcher Schrift gedruckt und „im laugen Laden unter St. Mildred's Kirche in der Poultry“ von Henry Rocket verkauft. Einge Literarhiſtoriker ſchreiben dieſe Komödie dem Henry Chettle ausſchließlich zu. Daß alle drei ſich daran betheiligt haben, geht unzweifelhaft aus der Quittung hervor, womit ſie den Empfang der ihnen für die Arbeit ſchuldigen Geldſumme (3 Pfund Sterling) beſcheinigen: „Received in earnest af Patient Grissell by us Thamas Decker, Henry Chettle and William Haughton the sume of 3 li af goad and lawfull money.“ Am Ende der Poultry ſteht das Manſion House, der officielle Wohnſitz des Lord Mayor; daher kommt es, daß unter den Sculpturen, welche den Hauptſaal desſelben (Egyptian Hall) ſchmücken, die Griſelda, eine ziemlich mittelmäßige Arbeit von Marſhall, einen Platz gefunden hat. Dieſes trotz aller verſuchten Verbeſſerungen noch immer ſehr geſchmackloſe Gebäude wurde von George Dance, ſeines Zeichens einem Schiffszimmermann, 1740 erbaut. Lord Burlington ſchickte dem Magiſtrat die Zeichnung eines Giebels aon Palladio zur Anſicht. „Wer iſt Palladio?“ rief ein Alderman; „iſt er ein Londoner Freiburger?“ Kein Mitglied des Stadtrathes wußte etwas näheres über dieſen Mann zu berichten und die Zeichnung wurde ein-

[1]) Die auf dem Titelblatt angebrachte, bei Erwähnung der Ausgabe von 1522 bereits angeführte Ermahnung: „Kauffs loß es, du wirsts loben“, ſcheint das Publicum beherzigt zu haben, denn das Buch fand großen und anhaltenden Abſatz.

stimmig zurückgewiesen. — Neu herausgegeben wurde das Buch im Auftrage der Shakespeare Society zu London 1841 von J. P. Collier, der aber eine sehr oberflächlich geschriebene und kritisch ungenügende Einleitung dazu geliefert hat. In der neuesten Zeit hat Edwin Arnold den Stoff dramatisirt und unter dem Titel „Griselda, a Tragedy" in einem Bande mit anderen kleineren Gedichten 1856 zu London veröffentlicht.

Es wird gewöhnlich angenommen, daß in Italien die Griseldis, obschon als Novelle allgemein beliebt und weit verbreitet, erst 1620 für die Bühne bearbeitet wurde, und zwar in der Form einer von Pablo Mazzi in Prosa verfaßten und zu Bologna veröffentlichten „Tragicommedia morale", welche Apostolo Zeno zu einem Melodrama (Venedig 1701) umgestaltete; daraus machte Goldoni im Jahre 1735 ein in fünffüßigen Jamben geschriebenes Lustspiel. In der Fiske'schen Sammlung befindet sich jedoch das Manuscript eines viel früheren, in terza rima abgefaßten italienischen Griseldisdramas, von dem aber die ersten 14 Blätter, d. h. fast ein Drittel des Ganzen, leider fehlen. Nach D'Ancona's Ansicht ist dieses Werk das erste in dieser Versform geschriebene Drama in der italienischen Sprache. Zu erwähnen ist auch das fünfactige in Versen abgefaßte Drama von D'Aguilo d'Agnone, welches sogar 1869 in Florenz unter großem Beifall über die Bretter ging. In jüngster Zeit haben in Deutschland Friedrich Halm (Frhr. v. Münch-Bellinghausen) und Winterling den Stoff dramatisch behandelt. Das zu sehr ins Melodramatische verfallende Stück des letzteren ist von geringer Bedeutung. Halms „Griseldis", welche 1835 im Wiener Hofburgtheater mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt wurde und seitdem viele Auflagen erlebt hat, beruht auf gediegenen psychologischen Studien und ist reich an poetisch und sittlich schönen Gedanken und Empfindungen, bringt aber, was vielleicht auf der Bühne nicht zu vermeiden war, die Grausamkeit des Gatten überaus drastisch und peinlich zur Anschauung. Mit vollem Recht läßt er der Heldin endlich die Geduld ausgehen; da sie erfährt, daß das barbarische Benehmen ihres Gemahls durch eine in leichtsinniger und gefühlloser Weise gemachte Wette veranlaßt sei, wendet sie sich mit Entrüstung von ihm ab und kehrt mit der Bewilligung und unter dem Schutz des Königs Artus zu ihrem Vater zurück. Wie sehr sie über diese rücksichtslose Behandlung empört ist, geht aus ihrer an Herrn Percival gerichteten Frage hervor:

„Wenn auch in Dunkelheit, war ich geboren,
Der Willkür Spiel, der Laune Ball zu sein,
Mit einem Wurf gewonnen und verloren?"

Diese von Halm erfundene Wendung dient dazu, eine der psychologischen Entwicklung der Handlung, sowie der Würde der gekränkten Gattin angemessene Katastrophe herbeizuführen. Der versöhnende, beseligende Schluß, welcher nach mittelalterlichen Begriffen das Wesen der Komödie ausmachte, fällt weg und das Ganze gestaltet sich zu einem gramvollen, durch keine lichten Momente gelinderten Trauerspiel.

Daß ein so vielseitiger und fruchtbarer Dichter wie Lope de Vega gleichfalls auf die dramatische Darstellung dieser Geschichte gekommen ist, darüber dürften wir uns eigentlich nicht wundern, sondern darin nur einen neuen Beweis von der allgemeinen Anziehungskraft erblicken, welche die Erzählung auf jedes Gemüth, selbst bei den verschiedensten Völkern und den ausgeprägtesten Eigenheiten des Nationalcharakters, ausübte. In dem spanischen Schauspiel („El exemplo de casadas y prueva de la pazienza") bleibt die Fabel wesentlich wie bei Boccaccio; nur hat der Dichter die Namen der handelnden Personen verändert, offenbar in der Absicht, das Stück einheimischer zu machen.

Wie sehr der Stoff den Balladen- und Romanzensängern zusagte, ergibt sich aus der großen Anzahl von derartigen volksthümlichen, lyrisch-epischen Gedichten, die in fast allen europäischen und vornehmlich in den südlich-romanischen Sprachen vorhanden sind. Von diesen sind besonders zu erwähnen: erstens, die aus 82 Strophen der Ottave rime bestehende „Historia celeberrima di Gualtiere Marchese di Saluzzo, il quale elesse di maritarsi in Griselda contadina a lui grata, ma poverissima" etc. (das Stück führt einen weitschichtigen Titel, wie er bei den Balladen üblich war), und zweitens „Griselda et Gvaltieri Marchese di Salvzzo; Historia nobilissima, & s'intende come per la patientia di Griselda, che la ditta Griselda si puo chiamar Corona della Donne Et dimostra come ciascuna Donna debbe esser abediente al suo Marito. In Venetia, 1614." Eine photographische Reproduction eines der Bibliotheca Reale di Torino angehörigen seltenen Druckes der ersteren dieser Balladen hat V. Promis 1886 zu Turin herausgegeben. Sie ist auch in der von Gaetano Romagnoli veröffentlichten „Scelta di curiosità letterarie inedite o rare dal secola XIII al XIX" (Bologna, 1862, Dispensa XIX) abgedruckt. —

Bezüglich der von Petrarca und seinen Zeitgenossen übermäßig hochgeschätzten „Africa", sowie der einst bewunderten, aber jetzt völlig ungenießbaren Eklogen kann die Bibliographie sich sehr kurz fassen. In der „Africa" machte Petrarca den im ganzen verfehlten Versuch, aus der römischen Geschichte und besonders aus Livius' Darstellung des zweiten punischen Krieges ein Epos zu schaffen. Als Mensch war er zu modern, um sich in die alten Zeitverhältnisse zurückversetzen und wie Scipio und Syphax, Masinissa und Sophonisbe denken und fühlen zu können; als Lyriker lebte und webte er zu sehr in der subjectiven Welt der Empfindungen und ermangelte der zur Lösung dieser Aufgabe erforderlichen epischen Gestaltungskraft. Es gibt deßhalb nur eine kleine Anzahl von Einzelausgaben und Uebersetzungen dieses Gedichtes; die letzte und beste Textausgabe wurde von Francisco Corradini zur Feier des fünften Säcularfestes des Dichters 1874 veröffentlicht und diese kritische Arbeit wird wahrscheinlich der Neugier der Nachwelt in Betreff des Buches vollständig genügen. Seinen Landsleuten zu Frommen hat Agostino Palesa es „in italienische Verse gebracht" (Padua, 1878) und Victor Develay hat den Franzosen den nämlichen Dienst geleistet (Paris, 1883).

Was die Eklogen betrifft, so bereitet es dem heutigen Leser kein Vergnügen mehr, in den dunklen und verschlungenen Irrgängen einer weitläufigen Allegorie herumzutappen, bloß um zu sehen, ob er im stande sein werde, den Garnknäuel dazu zu finden und sich schließlich aus dem gekünstelten Gewirre herauszuwinden. In der Herstellung eines lesbaren Textes hat Domenico de' Rosetti (Francisci Petrarchae poëmata minora, Bd. I, Mailand, 1829) das Mögliche geleistet; es ist auch nicht seine Schuld, daß diese „Bucolicon" durch seine Erklärungen nicht viel verständlicher geworden ist.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den drei Büchern poetischer Episteln. Diese in der epischen Form des Hexameters abgefaßten, aber in rein lyrischer Tonart und Stimmung gehaltenen, reizenden Gelegenheitsgedichte, welche sich auf die verschiedenartigsten, in den thätigsten Lebensjahren des Dichters (1330—1355) vorkommenden Ereignisse beziehen und die interessantesten und wichtigsten Aufschlüsse über seine Anschauungen und Bestrebungen und den Geist seines Zeitalters geben, sind nicht immer nach ihrem wahren Werthe gewürdigt worden. Man hat sie als lateinische Dichtungen mit der „Africa" und den Eklogen zusammengeworfen und herausgegeben, eine äußere Gleichstellung, die ihr inneres Wesen leicht verkennen ließ und ihnen nur zum Nachtheile gereichen konnte. Den besten

Text hat Rossetti in dem soeben erwähnten Werke (Bd. II, 1831, Bd. III, 1834) gegeben. In der That liefern diese, durch vorübergehende Verhältnisse und flüchtige Interessen hervorgerufenen Erzeugnisse der Petrarca'schen Muse ein dem Biographen und dem Culturhistoriker unschätzbares Material und verdienen, durch kritische Einzelausgaben und gute Uebersetzungen der gelehrten Welt und den gebildeten Kreisen leichter zugänglich gemacht zu werden. —

Ehe wir zur Bibliographie des „Canzoniere" übergehen, dürfen wir einiger der wichtigsten in der Fiske'schen Bibliothek vorhandenen Handschriften kurz erwähnen. Die älteste Handschrift enthält einen beträchtlichen Theil der italienischen Dichtungen und datirt sich vom Todesjahr Petrarca's (1374). Es befinden sich hier ferner zwei außerordentlich schön geschriebene Manuscripte aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, von denen das werthvollste mit 4000 Mark bezahlt wurde; ein aus 190 sehr feinen und weißen Pergamentblättern bestehendes, um 1470 geschriebenes Manuscript des Canzoniere, das Titelblatt gold und blau bemalt und mit einer eleganten, von Liebesgöttern getragenen Guirlande umfaßt, die erste Seite der Trionfi mit einem großen illuminirten, den träumenden Petrarca darstellenden Anfangsbuchstaben und einer aus Portraits, Amoretten, Vögelchen, Insecten, Blumen und dergleichen Dingen zusammengeflochtenen Randverzierung, die erste Seite der Sonette mit einer ähnlichen Bordüre und der Text mit zahlreichen goldfarbigen Initialen versehen; ein aus 206 Pergamentblättern bestehendes, mit vielfarbigen, verblümten Initialen und der Jahreszahl 1451 versehenes Manuscript der sämmtlichen italienischen Gedichte; ein Manuscript des gleichen Inhalts aus der Mitte des 15. Jahrhunderts; zwei Handschriften auf Papier aus derselben Zeit mit vielen Varianten und interessanten Federzeichnungen am Rande; eine Handschrift (de rebus memorandis) auf Papier in Folio aus dem 16. Jahrhundert; eine von dem gelehrten Theologen Georg Beesenmeyer († 1833) verfertigte, nie gedruckte Handschrift der Griseldis mit zahlreichen an den Rand geschriebenen Varianten und am Schluß verschiedenen literarischen Notizen und einem Verzeichniß der ihm bekannten Ausgaben der Griseldis. Hr. Beesemeyer hat sich offenbar mit der Idee getragen, eine kritische Ausgabe der alten Erzählung zu veranstalten, aber seinen Vorsatz nicht ausgeführt. Von noch größerem Interesse ist die Handschrift eines ausführlichen, von Fulvius Peregrinus Moratus verfaßten, aber nie veröffentlichten Commentars zu den italienischen Dichtungen Petrarca's. Moratus, der Vater der wegen ihrer eminenten poetischen Begabung und außerordentlichen Gelehrsamkeit berühmten Fulvia Olympia Morata, war Dichter und Professor an der Universität zu Ferrara, wo er zur Zeit, als die Herzogin Renata, unter dem Einfluß Calvins und Clement Marots, sich für die Lehren der Reformatoren erklärte, gleichfalls für dieselben gewonnen wurde. Bekanntlich hat die Verketzerung der Herzogin zur Trennung von ihrem Gemahl Ercole II. und ihren Kindern geführt. Moratus hatte gleichfalls arge Verfolgungen auszustehen, welche auf seine gelehrte Thätigkeit störend wirkten und der Veröffentlichung seines Commentars unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Das Manuscript war verschollen und bisher von italienischen Literarhistorikern für verloren gehalten worden.

Mittheilungen und Nachrichten.

St. Heidelberg. Die heurige Jahresversammlung des **Vereins der deutschen Irrenärzte**, die sich einer bisher noch nie erreichten Theilnehmerzahl zu erfreuen hatte, ward am 18. Sept. durch Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Jolly (Berlin) geleitet. Als erster Redner erhielt das Wort Obermedicinalrath Prof. Dr. Gudden (München) zum Referat über die für die Irrenanstalten stets mehr acut werdende „Wärterfrage". Bei dem aufreibenden Dienst, den die Krankenwärter und Wärterinnen der Irrenanstalten im Vergleich zum Pflegepersonal anderer Krankenhäuser zu versehen haben, wird es von Jahr zu Jahr schwieriger, geeignetes Personal in genügender Anzahl zu erhalten. Es müssen daher Mittel und Wege gefunden werden, die Wärterstellen für die in Betracht kommenden Personen begehrenswerth zu machen. Redner legt besonderes Gewicht darauf, daß ein Berufspersonal heranzubilden sei, das dadurch vollkommener an die Anstalt gefesselt werde, daß es auch nach dem Austritt aus ihr eine entsprechende Pension bezieht, und schildert die in den bayerischen Anstalten München und Gabersee obwaltenden Verhältnisse. Dort sind bereits jetzt die Bedingungen, unter denen das Pflegepersonal angestellt wird, außerordentlich günstig. Die Wärter werden nach drei Jahren definitiv angestellt; es bestehen eine Wittwen- und Waisencasse, ein von Obermedicinalrath Gudden begründeter Fonds, der bereits über ein Capital von 120,000 Mark verfügt, Pensionscassen u. s. w. Beispielsweise erhält eine Wärterin, die nach zwanzigjähriger Dienstzeit abgeht, jährlich 600 M. Als Correferent sprach Geheimrath Ludwig (Heppenheim), der in einigen Punkten nicht ganz mit dem Referenten übereinstimmte. In der folgenden Discussion wurden die Einrichtungen der bayerischen Anstalten allgemein als mustergültig anerkannt. Die Versammlung nahm dann sodann einstimmig folgende Thesen an, die sich fast vollkommen mit den durch Obermedicinalrath Gudden vorgeschlagenen Leitsätzen decken: 1) Es ist anzustreben, daß das Pflegepersonal zum Theil ein Berufspersonal werde. 2) Jede Anstalt soll ihr Pflegepersonal möglichst selbst heranbilden. Director und Aerzte der Anstalt sollen das Pflegepersonal in der Krankenpflege unterrichten. 3) Es sind Einrichtungen zu treffen, durch welche die Zukunft des Pflegepersonals möglichst sicher gestellt wird. (Entsprechend hohes Gehalt, welches den ärztlichen Lohn um wenigstens $^2/_3$ übersteigt und Steigerung mit der Dienstzeit. Geldprämien nach längerer Dienstzeit, Pension, Wittwen- und Waisenversorgung.) 4) Es sind Einrichtungen zu treffen, durch welche die nothwendige Erholung und Schonung des Personals gewährleistet wird. (Genügende Anzahl; regelmäßige dienstfreie Zeiten; Erholungsräume; bestimmter Urlaubsanspruch.)

In der Nachmittagssitzung folgten zunächst Vorträge von Prof. Dr. Siemerling (Tübingen) über „Frühsymptome der progressiven Paralyse" und Geh. Rath Prof. Dr. Mendel (Berlin) über die „Beziehungen der Psychiatrie zum neuen Bürgerlichen Gesetzbuch". Redner geht besonders auf die §§ 6, 104, 1325, 1333 und 1569 ein, die er mit den bisher gültigen Bestimmungen des preußischen Landrechtes vergleicht. Mit Genugthuung sei zu begrüßen, daß die Begriffe „Rasende und Blödsinnige" der allgemeinen Bezeichnung „Geisteskrankheit" weichen mußten, und daß diejenigen, welche infolge von Trunksucht ihre Angelegenheiten nicht zu besorgen vermöchten, den Geisteskranken gleichgestellt seien (§ 6). Der vielumstrittene § 1569 (Ehescheidung der unheilbaren Geisteskrankheit) gibt dem Vortragenden Veranlassung, nochmals auf die Behandlung desselben im Reichstag einzugehen. Er glaubt, daß hauptsächlich infolge der Aeußerungen der bayerischen Bundesbevollmächtigten der Paragraph in der beiden ersten Lesungen nicht angenommen wurde. Redner schließt mit der Feststellung der erfreulichen Thatsache, daß durch das Bürgerliche Gesetzbuch für Recht und Schutz der Geisteskranken erheblich bessere Bedingungen geschaffen worden sind. Dr. Nissl (Heidelberg) berichtet über seine Forschungen über „Vergiftungserscheinungen an centralen Ganglienzellen". Jede Giftart wirke in anderer, für sie specifischer Weise auf das Innere der Nervenzelle ein. Redner betrachtet seine Versuche nur als Erkenntnißmittel zur Lösung weiterer Fragen auf dem Gebiete der Neuropathologie.

Die Sitzung vom 19. wurde mit einem Vortrage des Prof. Dr. Kräpelin (Heidelberg) über die „Ziele und Wege der neueren psychiatrischen Forschung" eröffnet. Redner glaubt, daß man mit Hülfe neuer Methoden dahin gelangen könne, sofort bei Beginn einer Geisteserkrankung eine zweckmäßige Diagnose und Prognose zu stellen. Letzteres wäre natürlich in sehr vielen Beziehung von hohem Werthe, da die Angehörigen eines Geisteskranken schon im Anfang einer sich voraussichtlich lange Zeit hinziehenden Krankheit ihre Dispositionen treffen könnten. Dr. Aschaffenburg (Heidelberg) berichtete über praktische Versuche betr. die Feststellung der psychischen Reactionszeiten. Dr. Groß (Heidelberg) hat diese Versuche bei Geisteskranken verwerthet zur Bestimmung der gesunkenen Gehirnfunctionen. Dr. Roemer (Heidel-

berg) hat Versuche darüber angestellt, wie die geistige Arbeit am Nachmittage bei denen verrichtet werde, die ein Nachmittagsschläfchen nach dem Mittagessen machen, und bei denen, die auf dieses Vergnügen verzichten. Er ist zu dem Schlusse gekommen, daß nur der einen Nachmittagsschlaf nöthig hat, dessen Schlaftiefe im Beginn der Nacht nicht sehr groß ist, d. h. der, welcher am Abend sehr schwer einschläft. Den Schluß der Vortragenden machte Dr. Alzheimer (Frankfurt a. M.) mit einer Demonstration mikroskopischer Präparate über Herderkrankungen der Hirnrinde. — An Stelle des satzungsgemäß aus dem Vorstande scheidenden Obermedicinalraths Dr. Grashey (München) wurde Obermedicinalrath Dr. Siemens (Lauenburg) gewählt.

* **Karlsruhe.** Die Affaire am Münchener Straßen- und Flußbauamt Adolf Specht hat einen Ruf als Professor für Wasserbaukunde an der hiesigen Technischen Hochschule erhalten und angenommen.

* **Frankfurt a. M.**, 20. Sept. Zur 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ist bereits eine erhebliche Anzahl Theilnehmer eingetroffen und werden noch viele im Laufe des Tages erwartet. Die Hauptstraßen und Plätze tragen reichen Flaggenschmuck. Von hervorragenden Gelehrten sind u. A. Geheimrath Prof. Virchow (Berlin) und Geheimrath v. Ziemssen (München) erschienen. Der Congreß begann heute Vormittag mit der Grundsteinlegung zum Denkmal für Samuel Thomas v. Sömmering, den Erfinder des electrischen Telegraphen, wozu die Spitzen der Behörden, sowie die Vorstände der einzelnen Abtheilungen des Naturforschertages und der wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinigungen Frankfurts erschienen waren. Nach einer einleitenden Ansprache von Dr. med. de Barry, welcher die Verdienste Sömmerings pries, verlas Dr. Laquer die Gründungsurkunde. Die üblichen Hammerschläge bei der Grundsteinlegung vollzogen Dr. de Barry, der Vorsitzende des Denkmal-Comités, Oberbürgermeister Adickes, Stadtverordnetenvorsteher Dr. Humser, als Vertreter der Stadt Frankfurt a. M., Geheimrath Ziemssen, Professor Virchow, ferner die Abtheilungsvorstände, sowie Baurath Grunelius als Verwandter der Familie Sömmering und ein Urenkel Sömmerings. Die Feier wurde durch einen Gesang des Frankfurter Liedertranzes eingeleitet und geschlossen.

St. **Frankfurt a. M.** Vor Beginn der eigentlichen Congreß-Verhandlungen der Naturforscher und Aerzte tagte hier am 20. die erste Jahresversammlung des „Vereins abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebietes". Der Verein ist im August letzten Jahres zu Basel bei der Versammlung der Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gegründet worden. Die stattliche Theilnehmerzahl der hiesigen Versammlung, die ausschließlich aus Aerzten bestand, zeigte, wie sehr die Bestrebungen des Vereins bereits an Boden gewonnen haben. Den Vorsitz übernahm Prof. Dr. Facet (Zürich), Medicinalrath, und ergriff das Wort zu einem Vortrag über die Bestrebungen des Vereins; Niemand habe gesagt, daß die Geschichte dazu da sei, daß man die Lehren, die aus ihr hervorgehen, nicht anwende. Diesen Ausspruch könne man auf den Alkoholismus übertragen. Die Unmäßigkeit Mancher kommt von der Gewohnheit Aller. Es gilt zunächst das Vorurtheil zu bekämpfen, daß die alkoholischen Mittel kräftigende Wirkung haben. Der ärztliche Stand hat die Aufgabe, die Menschheit zu entalkoholisiren. Denn der Alkohol füllt die Irrenhäuser und die Gefängnisse. Aber nur wenige Aerzte haben heutzutage den Muth, sich offen als Abstinenzler zu bekennen. Deßhalb sollen sich die Aerzte zu einem Verein zusammenschließen. Redner führt das Beispiel der Nansen'schen Expedition an, die auf vollständige Abstinenz begründet war, und sucht hierdurch darzuthun, daß die größten körperlichen Strapazen ohne Alkohol-Genuß am besten ertragen werden können. Redner läßt den Alkohol als Heilmittel in sehr geringen Dosen gelten, aber als Genußmittel verurtheilt er ihn in jeder Form. Prof. Dr. Kraepelin (Heidelberg), der deutsche Führer der Abstinenzler, berichtet über seine Untersuchungen über die Wirkungen des Alkohols auf die geistigen Functionen. Redner führt aus, daß besonders die Irrenärzte berechtigt seien, hier in den Vordergrund zu treten; denn sie sehen die Folgen des Alkoholismus in den krassesten Beispielen vor Augen. Hierauf wird zur Discussion folgender 3 Thesen geschritten; 1) Kein Stand ist in dem Maße verpflichtet, befähigt und berufen, den nothwendigen Kampf gegen den gewohnheitsgemäßen Alkoholgenuß zu führen, als der der Aerzte. 2) Die Aerzte tragen einen großen Theil der Schuld an dem überhandnehmenden Alkoholgenuß unsrer Tage. 3) Die heutige Behandlung der Trinker in den Irrenanstalten entspricht nach vielen Richtungen hin den Bedürfnissen in keiner Weise. An der Discussion betheiligten sich u. a. Dr. Pullmann (Offenbach), Dr. Brendel (München), Dr. Delbrück (Burgdölzli), Prof. Dreyer (Pinneberg). Die Ansichten der Redner stimmten im großen und ganzen mit den aufgestellten Thesen überein, jedoch wurde zu einer Abstimmung nicht geschritten. Zum Schlusse richtete Prof. Forel die Bitte an die Theilnehmer der Versammlung, möglichst zahlreich dem Vereine beitreten zu wollen.

* **Leipzig.** Nachdem bereits am 5. Februar d. J. in Anwesenheit des sächsischen Königspaares das an der Südseite des Königsplatzes aus den Mitteln der Grassi-Stiftung erbaute Grassi-Museum, in dem die Sammlungen des Museums für Völkerkunde, wie auch die des Kunstgewerbemuseums Unterkunft gefunden haben, seine Weihe erhalten, fand am 18. d. M. in Gegenwart der Spitzen der Reichs-, Staats- und städtischen Behörden, der Universität, die Dr. v. Danielmann (Berlin), des Lieutenants Fritz Langheld, Compagnieführers der kaiserlichen Schutztruppe in Muansa, sowie vieler Ehrengäste und Mitglieder des Museums durch einen feierlichen Actus im Vortragssaale die Eröffnung des Museums statt. Der zweite Vorsitzende, Kaufmann Karl Rothhoff, gab einen Rückblick auf die Vergangenheit des Instituts. Der Director des Museums, Dr. med. Obst, sprach hierauf über die Aufgabe der Völkerkunde im allgemeinen und verbreitete sich sodann über die Zwecke und Ziele des Museums. Nach der Feier fand ein Rundgang durch das Museum mit seinen prächtigen Sammlungen unter Führung des Vorstandes und des Directors statt. Eine große und mühevolle Arbeit ist das Auspacken von Dronen der einzelnen Ausstellungsgegenstände gewesen, die den Inhalt von etwa 1000 Kisten bildeten. Die einzelnen Objecte sind aufgestellt in eisernen Schränken (von der Firma Kühnscherf und Söhne in Dresden), die in ihrer Einfachheit den Inhalt zur vollen Geltung kommen lassen und ihm zugleich gegen alle schädlichen Einflüsse größte Sicherheit gewähren.

λ **London.** Sir Philip Magnus, der Director des großen „Londoner Instituts" hat sich mit Hrn. Gilbert Redgrave, dem officiellen Londoner Vertreter der Abtheilung für Kunst und Wissenschaft, und einigen anderen Herren, unter denen sich auch das Parlamentsmitglied W. Werdall befindet, nach Deutschland begeben. Die Herren waren alle Mitglieder des von der englischen Regierung eingesetzten Ausschusses für Technische Ausbildung; die Commission stattete 1883 einen umfassenden Bericht über technische Erziehung in England ab. Ihre gegenwärtige Reise gilt dem Studium der deutschen Ausstellungen, Schulen und technischen Arbeitsstätten. — Eine Gesellschaft, welche sich hier in London gebildet, hofft schon in nächster Zeit elektrische Omnibusse in der englischen Metropole verkehren lassen zu können. Die Ausstellung aller Art Motoren-Fuhrwerke, wie Droschken, Equipagen, Omnibusse u. s. w., im hiesigen Krystallpalast hat die Anregung dazu gegeben.

* **London.** Am 16. wurde die 68. Jahresversammlung der Britischen Gesellschaft der Wissenschaften in Liverpool eröffnet. Die Rede des neugewählten Präsidenten Sir Joseph Lister, des genialen Begründers der antiseptischen Wundbehandlung, erörterte die gegenseitige Abhängigkeit von einer Wissenschaft und Heilkunst von den Tagen der Schutzpockenimpfung Jenners bis auf Röntgens Entdeckung der X-Strahlen. Es geschah zum erstenmal, daß Sir Joseph sich öffentlich über sein eigenes Lebenswerk äußerte, aber er that es mit größter Bescheidenheit, indem er fast das Hauptverdienst an seiner segensreichen Methode seinem verstorbenen Freunde Pasteur zuwies, der der Welt das Geheimniß enthüllte, daß Fäulniß bei Wunden nicht, wie Liebig gelehrt hatte, durch Zutritt des Sauerstoffs der Luft entstehe, sondern eine durch Mikroben verursachte Fermentation sei. Lister schilderte die Freude, die er bei der Wahrnehmung empfand, daß die Verwendung von Carbolsäure nach die gefährlichsten und schlimmsten Verwundungen zu ungestörter Heilung brachte, die frühere bedenklichsten Operationen fast gefahrlos machte und Hospitalbrand und andere durch Fäulniß verursachte Erscheinungen fast ganz verschwanden. Sehr hoffnungsvoll äußerte sich Lister über Pasteurs Methode der Ueberwindung der Hundewuth und wurde auch Robert Koch gerecht, indem er bemerkte, daß, wenn auch die allzu sanguinischen Hoffnungen auf die Heilkraft des Tuberkulins sich nicht erfüllt haben, Kochs Arbeiten von hohem Werthe seien. Auch für das Antitoxin, das in England vielfach noch großem Mißtrauen begegnet, hatte Lister ein rühmliches Wort.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 22. September. Nummer 219.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschaft. — Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschaft.

u. Bei der allgemeinen Bedeutung, die gegenwärtig wirthschaftlichen Fragen beigelegt wird, und bei dem Bestreben, den Gang der wirthschaftlichen Entwicklung in der Vergangenheit klar zu legen, ist es erklärlich, daß die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsforschung die Erkundung des wirthschaftlichen Lebens ebenfalls eifrig aufgenommen und darin schon ganz tüchtig gearbeitet hat. Die Entwicklung der landwirthschaftlichen Verhältnisse im Sachsenland verdient auch außerhalb des Landes Beachtung. Man hat hier den großen Vortheil eines geschlossenen Lebens, damit die Möglichkeit, es zu erschöpfen und ein genaues Bild der oft schwierigen Detailfragen zu geben. Im Augenblick freilich ist die sächsische Wissenschaft noch nicht so weit, aber ein höchst erfreulicher Anfang ist gemacht. In dem Verein für siebenbürgische Landeskunde finden alle diese Arbeiten einen Mittelpunkt und zielbewußte Förderung. Das vorliegende Büchlein[1]) aber, das die Veranlassung zu den folgenden Zeilen ist, verdankt seine Herausgabe dem sächsischen Landwirthschaftsverein, der bei seinem 50jährigen Jubiläum das Bedürfniß empfand, auch in fernere Vergangenheit einen Blick zu werfen.

Die Ansiedelungen der Sachsen in Siebenbürgen sind gruppenweise erfolgt, das ist heute eine nachgewiesene Sache.[2]) Eine solche Gruppe theilte sich dorfweise in ein Landstück und was übrig blieb, ward gemeinsamer Besitz, in der Regel am Ende des besiedelten Landes. Solche „Freithümer“ finden sich durch das ganze Sachsenland zerstreut. Die Gesammtheit ist oberster und letzter Eigenthümer der gesammten Mark. Darum fiel der Besitz (der „Hattert“ = das Weichbild) einer untergegangenen Gemeinde nicht dem König zu, sondern an die Gesammtheit, wie der erbenlos zurückgelassene Hof an die Gemeinde.

Eine Gemeinde, ein Dorf, die Gesammtheit einer solchen Niederlassung nahm nun ein, anfangs nicht streng umschlossenes und abgegrenztes, Gebiet in Besitz, und zwar „in Gemein“. Zunächst blieb der Wald überhaupt Gemeinbesitz und ist's geblieben bis zum heutigen Tag. Ebenso blieb die Weide Gemeinbesitz; der große Besitz der sächsischen Gemeinden an Weide geht in jene Zeit zurück. Das zum Anbau bestimmte Land wurde vertheilt. Die Theilungseinheit war ein Joch, d. i. ungefähr soviel, als man mit zwei Ochsen an einem Tag pflügen kann.

Hier stehen sofort zwei interessante Fragen vor der Forschung: sind die dem Privatbesitz zugetheilten Felder sofort Privateigenthum gewesen oder nicht, und sind die den einzelnen „Wirthen“ zugetheilten Loose gleich gewesen?

Zweifellos hat sich früh ein Privateigenthum entwickelt, schon im 14. Jahrhundert läßt es sich nachweisen und die Unterscheidung zwischen „Erbe“, „eigenem Erb“ und Gemeinland, Loos u. s. f. geht durch alle Jahrhunderte. Daß der „Hof“ Eigenthum wurde, ist sicher, allerdings in der oben angedeuteten Weise, daß oberster Eigenthümer die Gesammtheit blieb. Ein Wechsel des Hofs bei Lebzeiten des Besitzers ist ja undenkbar. Daß die Wiesen gemeinsamer Besitz waren, läßt sich noch in später Zeit nachweisen; daß die Krautgärten, Hanstheilungen u. s. f. wechselten, ist sicher. Die Frage engt sich also ausschließlich auf den Ackergrund ein. Ein vernünftiger Grund des Wechsels ist nicht vorhanden. Daß gewisse Ackerstücke noch am Ende des 17. Jahrhunderts wechselten, läßt sich urkundlich nachweisen, und zwar waren das die sogenannten „Loosländer“ („Loostheile“), die eigentlich Gemeinland waren und dem „Erbe“, dem völligen Eigenthum entgegengesetzt werden. Was von Anfang an ausschließliches vererbbares Eigenthum war, das ist bis jetzt, bei der Spärlichkeit der urkundlichen Nachrichten, nicht endgültig erwiesen.

Die zweite Frage, ob die dem einzelnen zugetheilten Loose gleich groß gewesen seien, verneint der Verfasser. Er hält dafür, daß die Zuweisung, ähnlich wie Tacitus berichtet, „secundum dignationem“ erfolgt sei, daß die Führer sich größere Loose genommen. Wohl mit Unrecht. Die ältesten Urkunden wissen nichts von einer Scheidung in mehr oder minder berechtigte Glieder der Ansiedelung, der Andreanische Freibrief beweist die volle Gleichberechtigung. „Und sollten die Väter darum“ — fragen wir mit J. Wolff († 1893) — „der Heimath den Rücken gekehrt haben, um auch in der Fremde Frohnhöfen zu zinsen, um den lästigen Herrendienst nun am Alt und am Cibin zu leisten?“ Die Entwicklung der Erbgräfen ist noch kein Beweis dagegen.

Die Berechtigung in der Dorfmark hing vom Besitz des Hofes ab. Nur wer einen Hof besaß, hatte Antheil an der gemeinen Mark, war vollberechtigter Wirth. Das Haus selbst war natürlich zuerst Holzbau und trägt den Charakter des fränkischen Hauses. Es mag nebenbei bemerkt werden, daß der Rauchfang sich am Anfang des 16. Jahrhunderts nachweisen läßt. Auf der Hofstelle stand mit dem Giebel gegen die Gasse zunächst das Haus, drinnen unter besonderen Dächern die Scheune, oft mit dem Stall in Verbindung, und der Schopfen. An das Haus schließt sich in der Regel der Hausgarten an. Wir sind in der Lage, einzelne Wandlungen desselben nachzuweisen, in Bezug auf den Anbau von Obst, Gemüse, Blumen, die interessante Belege für die Wanderungen derselben geben.

Die alte Feldordnung beruhte auf dem Flurzwang, der die Form der Wechselwirthschaft, und zwar der Dreifelderwirthschaft mit Brache, annahm. Das Brachfeld ist den

[1]) Aus der Vergangenheit der siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschaft von Dr. G. A. Schuller. Hermannstadt, Krafft 1895. 8°. 120 S.

[2]) Dr. Fr. Teutsch in Kirchhoff: Beiträge zur Siedelungs- und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Stuttgart 1895.

Herden offen, deren Weidegang früh im Jahr anfängt und spät aufhört. Früh schon erscheinen Baumgärten und Weingärten aus dem freien Feld ausgeschieden. Eine Fülle von Rechtsordnungen, Dorfbeliebungen u. s. f. suchte den „Hattert" zu schützen, die bebaute Fläche gegen Vieh und Menschen zu sichern.

Für die Feldwirthschaft blieb die Hauptsache der Körnerbau, und zwar ausschließlich Weizen und Roggen, dann Hafer. Im 17. Jahrhundert kam der Mais (Kukurutz) ins Land und eroberte trotz den landtäglichen Verboten sich den Anbau. Neben diesen erscheinen Hirse und Gerste, seltener das Heidekorn und die Linse. Dafür sind Bohnen und Erbsen altheimisch. Sehr jung ist die Kartoffel, die erst seit dem Anfang des Jahrhunderts sich verbreitete. Dagegen erfreute sich Hanf und Flachs alter Werthschätzung. Daß Wicke und Hopfen gleichfalls bekannt war, mag angedeutet werden. Die Art der Bodenbearbeitung und Ackerbestellung war die alte mitgebrachte. Es gab die Pflugfahrt für Brachen, für Korn und Saatpflügen für das letztere. Die vierte Pflugfahrt — hier Drüßen genannt — ist wohl hier erst dazu gekommen. Die reife Saat wurde geschnitten, nicht gemäht.

Gering war die Pflege der Wiesen. Bis zum Georgentag (24. April) ging das Vieh auf denselben herum, nach der Ernte auch wieder. Daß auch die Wiese gepflegt werden müsse, ist verhältnißmäßig junge Weisheit; wenn's hoch kam, dann hieb man wohl einmal Weidengebüsch und Dorngestrüpp aus. Auch die Ausdehnung der allgemeinen Weide war ein Grund, nicht viel Werth auf die Wiesen zu legen.

Im Zusammenhang mit der Weide steht die Viehzucht. Jedenfalls brachten die Einwanderer nach Siebenbürgen Ochsen, Kühe, Pferde, Schweine, Schafe mit, fanden auch die einheimischen Racen hier vor. Den Hauptbesitz bildeten Ochsen und Kühe. Die Milchwirthschaft aber hat erst in den letzten Jahren in den Orten, welche nahe an Städten liegen, an Bedeutung zugenommen. Die Zahl der Pferde war stets sehr hoch. Vorliebe für das Thier wie der Zwang der Zeit kam dazu, um — wirthschaftlich betrachtet — die Zahl derselben viel zu hoch zu steigern. Auch jetzt überragen sie an vielen Orten an Zahl das Rindvieh. Neben dem Großvieh fehlte das Schaf nicht, dagegen hat die Ziege keine bedeutende Rolle gespielt, wohl aber das Schwein. Die Herden wurden ausgetrieben, Hirten waren selten Sachsen, früh schon wurde der Walache (Rumäne) dazu genommen, bis in jüngster Zeit jetzt auch der Sachse sich des Amtes annimmt. Der Viehstand ist, unbestimmt wann, durch den Büffel vermehrt worden. Er scheint aus der Türkei nach Siebenbürgen gekommen zu sein. In jüngster Zeit wird er stark verdrängt durch Pinzgauer Vieh, dessen größerer Milchertrag allerdings die Güte der Büffelmilch nicht ersetzt.

Daß der Wald in alter Zeit in Siebenbürgen stark ausgebreitet war, ist erwiesen. Der Pflug hat ihn allmählich verdrängt und eingeschränkt. Die Wälder sind, wie erwähnt, jetzt wie fruher im Sachsenland Gemeindeeigenthum. Die Geschichte der Waldnutzung ist ein gut Stück Culturgeschichte. Anfangs galt es als eine Wohlthat, den Wald auszuhauen und zu roden, später wurde die Willkür eingedämmt, und schon im 16. Jahrhundert begannen die Sachsen für ihre Wälder zu sorgen, freilich nicht so, wie heute. Unser Buch gibt im Zusammenhang mit Wald und Weide interessante Beiträge zur Geschichte der Jagd, der Wassernutzungen, der Mühlen, des Fischfangs und was noch damit in Verbindung steht, nicht ohne am Schluß die Fortsetzung der Forschung nach mehreren Seiten in Aussicht zu stellen. Die Ziele, die es bezeichnet, lassen werthvolle Beiträge zur gesammten Wirthschaftsgeschichte erhoffen, und damit zur deutschen Culturgeschichte, wie die vorliegende Arbeit sie schon reichlich bringt.

Den Gesammteindruck der Entwicklung faßt der Verfasser in folgende Sätze zusammen: „Der Gesammtzug unsrer Volksgeschichte kehrt auch im Bild der sächsischen Landwirthschaft als Grundzug wieder: treues Festhalten an der ererbten Stammesart, verbunden mit dem fest gefaßten ehrlichen Streben, diesen eingenommenen Boden zur Heimath zu machen; dazu der Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit, der allein die Fähigkeit gibt, in der Wildniß ein Culturleben zu begründen und zu erhalten; endlich das starke Tragen des Einzelnen durch die Gesammtheit und andrerseits das opferbereite Aufgehen jedes Gliedes im Ganzen, wodurch das Wunder erklärlich wird, wie aus einem wanderuden Colonistenschwarm ein so fest gefügtes Volk erwachsen konnte. Ja, wir dürfen wohl sagen, daß man erst aus dem Bild des Bauern den Sachsen ganz verstehen kann, und daß es daher eine doppelt lohnende Aufgabe ist, in seine Vergangenheit sich zu versenken; sie lehrt uns nicht nur das Arbeitsgebiet an sich näher kennen und verstehen, sie weist uns zugleich auf die hohe Bedeutung des zielbewußten Arbeitens an dem Erstarken und Gedeihen unsres sächsischen Bauernstandes hin, das keine geringere Aufgabe erfullt als die, die haltenden nnd erhaltenden Wurzeln unsres ganzen Volksthums zu kräftigen." Diese von so kräftigen nationalen Gesinnungen getragene sächsische Forschuug sei denn auch den deutschen Lesern bestens empfohlen.

Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn.

II.

Weniger leicht als über die Trace vollzog sich das Einverständniß zwischen dem Gouverneur v. Wissmann und dem Delegirten des Comités hinsichtlich jener Fragen, welche sich auf den Charakter und die technische Ausstattung der projectirten Bahn bezogen. Es war dies um so natürlicher, als die beiden Herren eine ausgesprochene Vorliebe je für ein bestimmtes System hatten. Schon vor einigen Jahren hatte in bahntechnischen Kreisen eine Erfindung Aufsehen erregt, welche der bekannte, inzwischen leider verstorbene Commercienrath Eugen Langen in Düsseldorf gemacht hatte und von welcher eine Probestrecke im Fabrikhofe von v. d. Zypen u. Charlier in Köln-Deutz Aufstellung gefunden hatte. Es ist dies die als Langen'sche Schmalbahn bekannte Hochbahn, deren Princip wir als bekannt voraussetzen dürfen, da dieselbe viel von sich reden machte, als ihre praktische Verwerthung nicht nur am Rhein und an einigen Orten Niederdeutschlands, sondern namentlich auch in Berlin zur Bewältigung des Verkehrs nach dem Ausstellungspark Treptow ernstlich ins Auge gefaßt wurde. Die Erfindung selbst war inzwischen in den Besitz eines, wenn wir nicht irren, mit der Elektricitätsgesellschaft vormals Schuckert liirten Consortiums übergegangen. Bei den verwandtschaftlichen Beziehungen Wissmanns zu dem Erfinder Langen — die Gemahlin Wissmanns ist eine Tochter desselben — konnte es nicht ausbleiben, daß der Gouverneur auf die geistreiche Erfindung aufmerksam wurde und sie ihrer in vieler Hinsicht einfachen constructiven Eigenschaften wegen als ein System ansah, welches sich mit Vortheil auf coloniale Verhältnisse übertragen liehe. So kam es, daß Wissmann in den Besprechungen mit Bormann um so mehr den Wunsch auf Annahme dieses Systems vertrat, als seine günstige Meinung auch vielfach in colonialen Kreisen, namentlich jenen der haute finance, getheilt wurde. Bormann theilte, wie wir glauben mit gutem Rechte, diese Auffassung nicht. Er mißtraute der Standfestigkeit der als Unterlagen für die Schwebebahn vorgesehenen Böcke,

Digitized by Google

wie ihm auch die Leistungsfähigkeit derselben, da sie nicht Züge, sondern nur einzelne Wagen zu befördern vermag, ungenügend erschien. Auch die Freihaltung des für die Bahn erforderlichen lichten Raumes kam ihm im Hinblick auf den schnell aufschießenden Pflanzenwuchs in den Tropen und die niedrige Aufhängung der Wagen bedenklich vor. Ausschlaggebend für seinen Standpunkt aber mußte die Erwägung sein, daß er zu derartigen Verhandlungen resp. Abmachungen gar nicht ermächtigt war. Sein Auftrag hatte gelautet, Vorarbeiten auf grund der Annahme eines bewährten Systems zu machen. Diese Bezeichnung aber vermochte die Schwebebahn nicht für sich in Anspruch zu nehmen, und so schied mit vollem Einverständniß Wissmanns die Schwebebahn aus dem Rahmen der Verhandlungen, und die bewährte Niveaubahn oder, wie man sich jetzt gern ausdrückt, Erdbahn, kam definitiv — soweit von definitiven Abmachungen die Rede sein konnte — an ihre Stelle. Wir glauben, daß man den Entschlüssen beider Männer nur dankbar sein kann; ein Unternehmen wie die deutsch-ostafrikanische Centralbahn, welche in Bau, Betrieb und Rentabilität so wie so noch so manches X und Y aufweist, darf niemals als Versuchsobject für auch noch so geistreiche, aber nicht bewährte oder auch nur nicht genügend erprobte Ideen verwendet werden.

Aus denselben Erwägungen wohl ist die Motorfrage überhaupt nicht zur ernstlichen Besprechung gelangt. Man nahm die Traction mittelst Dampflocomotiven als selbstverständlich an, obgleich deren starker Kohlen- und Wasserverbrauch, sowie die Gefahr, mit welcher sie durch Funkenauswurf Waldgras und Steppe bedrohen, die Frage ernstlich nahelegen muß, ob nicht für Colonialbahnen ein anderer Motor ins Auge gefaßt werden soll. Indessen scheinen die Erfahrungen, welche man — abgesehen von unsern Strecken-bahnen — in Amerika mit dem elektrischen Betriebe gemacht hat, noch nicht als genügend „bewährt" erachtet worden zu sein, als daß der elektrische Betrieb in eine ernste Concurrenz mit dem Dampfbetriebe in den Unterhandlungen hätte treten können. Auch diesem Entschlusse kann man seine Anerkennung nicht versagen, obgleich es als nichts weniger als ausgeschlossen erscheint, daß die oben erwähnten Mißstände des Dampfbetriebs über kurz oder lang gerade für Colonialbahnen zur Annahme eines elektrischen Betriebes nöthigen. *)

Umgekehrt wie bei der Frage „Niveaubahn oder Hochbahn" lagen die Verhältnisse hinsichtlich der Spurweite, welche die Centralbahn erhalten sollte. Einig waren beide Herren darüber, daß nur eine Schmalspur in Betracht kommen könne. Die Erfahrungen im Auslande, namentlich in Oesterreich (Bosna-Bahn), den Niederlanden, Japan, holländisch Indien ꝛc., aber auch jene in Preußen und Sachsen lassen heutzutage ebensowenig mehr über die Leistungsfähigkeit als die wesentliche Verbilligung der Anlage und des Betriebes der Schmalspurbahnen einen Zweifel zu. Da nun aber die Möglichkeit der Geldbeschaffung für die deutsch-ostafrikanische Centralbahn die Cardinalfrage ist, mußte aus letztgenanntem Grunde die Schmalspur concurrenzlos bleiben. Dissentiren konnte man nur darüber, welche Spurweite zu wählen sei. Da einmal in Preußen nur die Spurweiten von 0.60, 0.75 und 1.00 Meter gesetzlich zulässig sind, haben auffallenderweise nur diese Spurweiten, obgleich das preußische Kleinbahngesetz von 1892 in Deutsch-Ostafrika doch keine Geltung hat, die Ehre genossen, zum engeren Wettbewerbe zugelassen zu werden.

Wie schon früher erwähnt, galt Hr. Bormann als Anhänger der in Preußen mannichfach zur Anwendung gelangten 0.60 Meterspur (Preußen besitzt ein Kleinbahnnetz von ca. 500 Kilometer in dieser Spurweite), welche bekanntlich auch die Eisenbahntruppe mit Vortheil für ihre passageren Feldbahnanlagen gewählt hat. Hr. v. Wissmann wiederum theilte diese Vorliebe nicht. Wenn es ihm gelungen ist, in dieser Hinsicht seiner Meinung Geltung zu verschaffen, so hat er sich sicher damit um die Leistungsfähigkeit unsrer zukünftigen Colonialbahnen ein großes Verdienst erworben. Bei der Heftigkeit der Tropenstürme bedürfen die Bahnzüge unter jenen Breitengraden einer erhöhten Standfestigkeit, welche durch die schmale Basis von 60 Centimeter nicht gewährleistet wird. Ist es doch in Norddeutschland schon vorgekommen, daß Wagen dieser Spurweite, allerdings infolge unzweckmäßiger Construction, vom Winde umgeworfen worden sind. Das ausschlaggebende Moment aber erscheint uns, daß Wagen dieser Construction für die Personenbeförderung auf so weite Strecken, wie sie in den Colonien die Regel bilden, nicht die genügende Bequemlichkeit bieten, falls nicht das Fassungsvermögen des einzelnen Wagens auf ein Minimum zusammenschrumpfen soll. Hiezu kommt, daß der Hauptvortheil der Anlage dieses engsten bei uns gebräuchlichen Spurmaßes, die Annahme eines besonders leichten Oberbaues und einer weniger soliden Einbettung des Geleises, in den Tropen mehr als anderswo hinfällig wird. Die solid gebaute Usambarabahn hatte das Hrn. Bormann ad oculos demonstrirt, und man geht mit der Annahme wohl nicht fehl, daß die dort gesammelte Erfahrung mehr als sonstige Gründe dazu beigetragen hat, daß Wissmanns Abneigung gegen diese Spurweite keinen allzu zähen Widerstand bei ihm fand. Man einigte sich auf die 0.75 Meterspur. Abgesehen von der Thatsache, daß diese Spurweite sich außer in Sachsen besonders auch auf der österreichischen Bosnabahn sehr gut eingeführt hat, muß es doch verwundern, daß man beabsichtigt, von einer einheitlichen Spurweite der deutschostafrikanischen Bahnen insofern abzusehen, als man ein von der Usambarabahn abweichendes Spurmaß für die Centralbahn wählte; jene hat, wie erwähnt, sich der 1.00 Meterspur bedient. Die Gründe, welche diesen — übrigens keineswegs definitiven — Schritt veranlaßt haben, müssen zweifellos in dem Bestreben gesucht werden, in den Kosten der ersten Anlage möglichst zu sparen. So sehr man diesem letzteren Bestreben beipflichten muß und so sehr man berechtigt ist, Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der 0.75 Meterspur zu haben, so wenig dürfte es doch angezeigt sein, gerade in dieser so wichtigen Frage der Sparsamkeit einen allzu breiten Raum zu gestatten. Zunächst muß doch betont werden, daß der Preisunterschied zwischen der Meterspur und der vorläufig für die Centralbahn gewählten nicht sehr erheblich ist. Am Schienengewicht kann nichts gespart werden. Für beide Spurweiten wird man zur Annahme einer Schiene von etwa 20 Kilo pro laufenden Meter Geleis in Rücksicht auf die Solidität des Oberbaus sich bequemen müssen. Die Ersparniß an den Schwellen ist nur gering. Die vermehrte Dammschüttung ist derjenige Theil des Kostenvoranschlags, der bei den niederen Arbeitslöhnen in den Colonien am wenigsten belastend für die Endsumme desselben in Betracht kommt, und der Titel Grunderwerb existirt überhaupt nicht. Wir schätzen die Preisdifferenz beider Spurweiten für dortige Verhältnisse auf höchstens 10 Procent. Allzu scharfe Curven, welche durch die engere Spurweite begünstigt werden, wird man aus Betriebsrücksichten wohl kaum anwenden wollen, mithin erscheint es zum mindesten fraglich, ob man sich nicht besser dazu verstanden hätte, den geringen Preissprung zur Meterspur

*) Diese Frage hat in einem Aufsatze der Zeitschrift für Kleinbahnen, herausgegeben vom kgl. preuß. Ministerium der öffentlichen Arbeiten, eingehende Besprechung gefunden. Er findet sich im Aprilhefte d. J. unter der Aufschrift „Colonialbahnen. Von E. Paulus, kgl. bayr. Hauptmann a. D."

zu machen und dafür sich Wagenausmaße zu sichern, welche eine bequeme Personenbeförderung unter allen Umständen gewährleisten. Nebenbei wäre dadurch die Einheitlichkeit unsres zukünftigen ostafrikanischen Bahnnetzes unter allen Umständen gewahrt geblieben. Aus diesen Gründen steht zu hoffen, daß das letzte Wort in der so wichtigen Spurfrage noch nicht gesprochen ist und daß schließlich die Meterspur als Siegerin aus dem Wettbewerbe hervorgeht, welche sich beispielsweise in Japan, wo das gesammte Netz in dieser Spurweite hergestellt ist, vorzüglich bewährt hat. Wenn es möglich sein wird, die circa 75 Millionen, welche zur Durchführung der Centralbahn als erforderlich erachtet werden, aufzubringen, dann wird dies auch für 85 Millionen nicht unmöglich sein.

Seitdem über all diese Fragen im Princip ein Einverständniß bei den Berathungen in Dar-es-Salaam erzielt war, konnte Bormann sich um so mehr seiner eigentlichen Aufgabe, der Ausführung der Vorarbeiten, zuwenden, als der Gouverneur gerade damals in seiner Muße sehr beschränkt war, da die im Süden der Colonie ausgebrochenen Unruhen seine Anwesenheit dort nothwendig machten. In kürzester Zeit hatten die beiden Männer die Grundzüge für die zukünftige Bahn entworfen, und man kann den Resultaten die Anerkennung nicht versagen, daß ihr Inhalt dazu berechtigt, mit vollem Vertrauen in die Leistungsfähigkeit und Durchführbarkeit des zu schaffenden Werkes von der gewonnenen Grundlage aus der Weiterentwicklung des Projectes entgegenzusehen.

Auch darüber war Einigung erzielt worden, daß von dem ganzen Project der Centralbahn zunächst nur ein Abschnitt in Angriff genommen werden sollte, wenn auch die Vorarbeiten auf die gesammte Strecke bis zu den beiden Seen auszudehnen beabsichtigt war und diese Absicht auch, wie hier vorgreifend bemerkt sein mag, zur Ausführung gelangt ist. Naturgemäß mußte an der Küste begonnen werden und so wählte man als erste Theilstrecke die Linie Dar-es-Salaam—Mrogoro mit der Abzweigung nach Bagamoyo, insgesammt ein System von rund 300 Kilometer. Die vollständige Inbetriebsetzung dieses Abschnittes wird nicht nur die spätere Weiterführung wesentlich erleichtern, sondern es berechtigt die Eigenart gerade dieser Strecke zu der Hoffnung, daß sie sich zu einer gewissen wirthschaftlichen Selbständigkeit entwickeln werde, bis die Umstände es gestatten, an ihre Weiterführung zu schreiten. Der Einfluß schon dieser Theilstrecke auf die innerpolitische Lage der Gesammtcolonie, sowie auf ihre wirthschaftliche Entwicklung wird sich sehr rasch fühlbar machen.

Die Personenfrage für die Ausführung der technischen Vorarbeiten war insofern schon früher geregelt, als hiefür die HH. Lieutenant Schlobach und Ingenieur Rindermann bereits in Deutschland gewonnen waren; das erforderliche Unterpersonal hatte Oberregierungsrath Bormann theils mitgebracht, theils war es durch Lieutenant Schlobach in Afrika engagirt und ausgebildet worden. Während nun Bormann in Dar-es-Salaam zurückblieb, um dort jene Verhältnisse zu studiren, welche für Art der Anlage der Bahn, ihre Kosten und Rentabilität von Einfluß sein mußten, nahmen die genannten beiden Herren zunächst den Abschnitt bis Mrogoro mit der Abzweigung nach Bagamoyo in Angriff; auf ihre Arbeiten wird weiter unten zurückzukommen sein. Um einen Anhaltspunkt für Aufstellung eines Kostenvoranschlages zu gewinnen, war es erforderlich, sich über die Arbeiterfrage Klarheit zu verschaffen. Die Verhältnisse liegen in dieser Hinsicht günstiger, als man gemeinhin bei uns anzunehmen pflegt. Es sind an der Küste die für so umfangreiche Arbeiten erforderlichen Arbeitskräfte in der That in ausreichender Anzahl zu haben und es kann deßhalb darauf verzichtet werden, für den Bahnbau europäische Arbeiter in größerer Anzahl zu gewinnen; nur Vorarbeiter 2c. wird man allerdings für den Anfang wenigstens aus der Heimath mitbringen müssen. Doch besteht die Absicht, den Stamm europäischer Arbeiter aus naheliegenden Gründen möglichst zu beschränken. Der Tagelohn des einheimischen Arbeiters beträgt incl. Verpflegung, welche in der Hauptsache aus Reis besteht und grundsätzlich vom Unternehmer geliefert werden muß, circa M. 0.80. Hienach beziffern sich nach den Berechnungen Bormanns die Kosten, welche Lösung, Förderung und Schüttung von 1 Kubikmeter Erdreich verursacht, auf circa M. 2.60. Diese Summe erscheint allerdings, verglichen mit deutschen Sätzen, hoch — man pflegt bei uns circa M. 1.20 in Ansatz zu bringen —, allein es steht zu hoffen, daß mit zunehmender Uebung der anzustellenden und erst anzulernenden Arbeiter dieser Satz sich noch ermäßigen wird. Trotzdem ist er in den aufgestellten Kostenanschlag in dieser Höhe eingestellt worden. Aus demselben Grunde, um europäische Arbeitskräfte möglichst entbehren zu können, wurde darauf Bedacht genommen, möglichst einfache, leicht zu erlernende Constructionsarbeiten für Hoch- und Kunstbauten zur Anwendung zur bringen. Für Brücken wurde deßhalb jene Eisenconstruction gewählt, welche den k. preuß. Hauptmann Lübbeke zum Erfinder und bei den Uebungsbahnbauten der deutschen Eisenbahntruppen Erprobung und Annahme gefunden hat. Diese Brücke bietet den Vortheil, überall ohne weiteres angewendet werden zu können, da die jeweilige Spannweite keinerlei Einfluß auf ihre Construction ausübt. Die Handhabung des Einbaues aber ist dabei außerordentlich einfach. Man ist deßhalb der Mühe überhoben, für jeden einzelnen Uebergang eine Brücke mit besonderer Construction beim Werk zu bestellen. Es genügt ein gewisses ausreichendes Maß von Constructionsmaterial sich zu beschaffen, um hieraus Brücken in beliebiger Anzahl und verschiedenster Spannweite einbauen zu können. Den namentlich durch den Transport besonders vertheuerten Eisenconstructionen ist mit Recht, namentlich im Hinblick auf die Termitengefahr, der Vorzug vor den in Amerika so ergiebig zur Anwendung gelangten undauerhaften Holzbauten gegeben worden. Aus demselben Grunde sind eiserne Querschwellen vorgesehen. Als ein die Verläßigkeit des Kostenvoranschlages störendes Moment erwiesen sich die Schwankungen, welchen der Curs der dortigen Münzeinheit, der Rupie, ausgesetzt ist. Während der Anwesenheit Bormanns erhöhte sich die Kaufkraft der Rupie von M. 1.16 auf M. 1.22 gegenüber der Reichsmark.

Trotzdem gelang es Bormann, an der Hand der ihm von Schlobach und Rindermann gelieferten Aufnahmen einen approximativen Kostenvoranschlag aufzustellen, der für den Abschnitt Dar-es-Salaam (Bagamoyo)—Mrogoro mit rund 12 Millionen Mark abschließt. Die kilometrischen Kosten beziffern sich also einschließlich des rollenden Materials auf ca. 40,000 M. An Betriebsmitteln sind 9 Locomotiven mit Tender, 2 Wasserwagen, 28 Personen- und 58 Güterwagen vorgesehen. Wir müssen gestehen, daß uns dieser Einheitssatz für den Kilometer etwas niedrig vorkommt. Als Vergleichsmaßstab geben wir die Anlagekosten der k. sächsischen Schmalspurbahnen, welche, wie erwähnt, dieselbe Spurweite wie die geplante Centralbahn aufweisen und ungefähr dieselbe Gesammtausdehnung (237 Kilometer) besitzen. Dort betragen die reinen Baukosten — ohne Betriebsmittel — 72,951 M.! Wenn wir hievon auch den Titel „Grunderwerb" mit 8322 M. und „Wegeübergänge" mit 1862 M. ganz in Abzug bringen, den Titel „Bahnhöfe und Haltestellen" von 10,381 M. vielleicht um ein Zehntel reduciren dürfen, so bleiben immer noch 53,000 M. reine Baukosten übrig. Hiebei figuriren aber Titel wie „Erdarbeiten", „Oberbau", „Brücken", „Ver-

waltungskosten" ꝛc. mit Ziffern, welche sicher bei der Centralbahn recht erheblich überschritten werden dürften. Hiezu treten auch die bis jetzt gar nicht in Ansatz gebrachten kilometrischen Kosten für Betriebsmittel. Diese, sowie Werkstättenanlagen, Imprägniranstalten ꝛc. eingerechnet, erreichen die kilometrischen Kosten in Sachsen die Höhe von 82,568 M. Wenn auch ohne weiteres zugegeben werden muß, daß die Centralbahn weit dürftiger auszustatten sein wird, als das verkehrsreiche, vielverzweigte und unzusammenhängende sächsische Netz, so verbleibt immerhin ein gewisser kilometrischer Aufwand auch hiefür. Wenn es gelingen sollte, den Bormann'schen Kostenvoranschlag einzuhalten, so ist dies nur bei höchster Sparsamkeit möglich. Vorläufig vermögen wir nicht daran zu glauben, auch ohne in die Bormann'schen Angaben die mindesten Zweifel zu setzen.

Auch über die voraussichtlichen Betriebskosten, sowie die muthmaßliche Rentabilität hat Bormann Untersuchungen angestellt.

Eine wichtige Rolle in ersterer Hinsicht spielt die Kohlenfrage. Vorläufig, bis zu gründlicherer geognostischer Erforschung ist man noch auf den Bezug überseeischer Kohlen angewiesen. Bormann hält es für das zweckmäßigste, Braunkohlen aus dem Transvaal zu beziehen, welche heute schon in der Colonie Verwendung finden und deren Preis sich auf etwa 30 M. für die Tonne stellt. Obgleich die Heizkraft dieser Kohlen der älteren Steinkohle nicht gleichwerthig ist, erscheint dieser Preis nicht übermäßig. Keinenfalls liegt für Colonialbahnfeinde von Profession ein Grund vor, aus dem behaupteten Kohlenmangel Gründe für den Kassandraruf der Betriebsunmöglichkeit abzuleiten. Mißlich bleibt der überseeische Kohlenbezug immerhin. Indessen erscheint die Möglichkeit nichts weniger als ausgeschlossen, in der Colonie selbst noch Kohlen oder ein geeignetes Surrogat aufzufinden, nachdem der geognostische Querschnitt der Bahn die Schichtenscala vom Alluvium bis zum Urgebirge aufweist. Ein solcher Fund vermöchte die Zukunftsbahn sogar zu einer höchst rentabeln zu machen. Auf Grund dieser und anderer Erhebungen ist Bormann zu dem Resultat gelangt, daß die Tractionskosten der Bahn etwa M. 3.16 für den Zugkilometer betragen dürften.

Naturgemäß am dürftigsten sieht es mit der Aufstellung einer Rentabilitätsberechnung aus. Doch hat Bormann seinen Aufenthalt im Lande auch dazu benützt, um wenigstens einigermaßen Anhaltspunkte für die künftige Rentabilität der Bahn zu schaffen. In erster Linie handelt es sich um eine Schätzung des bestehenden Karawanenverkehrs nach Einfuhr und Ausfuhr, hierüber geben die Zollämter in Bagamoyo und Dar-es-Salaam Aufschluß. Bormann hat aber auch versucht, die bisher aufgewendeten thatsächlichen Transportkosten vom Seengebiet zur Küste zu schätzen, um Anhaltspunkte für die Tarifirung zu gewinnen, und ist hiebei zu dem überraschenden Resultat gekommen, daß die bestehenden Karawanenzüge einen jährlichen Aufwand von ca. 6 Millionen Mark bedingen. Legt man den verrechneten Tractionskosten für 1 Zugkilometer von M. 3.16 die Annahme zu Grunde, daß der Verkehr sich so gestalten würde, daß jeden Tag ein Zug mit wechselnder Richtung abgelassen würde, so würden sich die Betriebskosten auf $1800 \times 365 \times 316$ M. pro Jahr = M. 2,076,120 stellen. Man wäre also in der Lage, die derzeitigen Frachtkosten um 60 Proc. zu ermäßigen und doch noch auf die Betriebskosten, allerdings ohne Capitalverzinsung, kommen. Nun ist aber anzunehmen, daß die Frachtmenge mit einer Frachtverbilligung von 60 Proc. sich wesentlich steigern würde. Denn heute ertragen nur Elfenbein, Waffen und Schießbedarf — und Sklaven — den theuren Transportsatz. Namentlich die Anfänge von Kaffee- und Cacao-Plantagen im Ugami-Lande berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, andere Erzeugnisse würden nachfolgen. Deutschland ist in Hinsicht auf Colonialwaaren außerordentlich aufnahmefähig, und umgekehrt würde ein ausgedehnter Plantagenbetrieb einen erhöhten Import aus der Heimath bedingen. Diese kurzen Andeutungen zeigen, daß eine private Finanzirung, wenn für die Verzinsung eine, wenn auch nur mäßige, staatliche Garantie zu erlangen ist, keineswegs utopisch genannt werden darf, sondern sich auf ebenso realem Boden bewegt, wie dies bei heimathlichen Gründungen der Fall ist. Bormann hat bei einem vorgenommenen Ausflug ins Ugami-Land, welches zunächst von der Bahn berührt wird, die Ueberzeugung gewonnen, daß dort die Vorbedingungen gegeben sind, Colonialproducte mit solchem Erfolge und in solcher Menge anzupflanzen, daß der hierauf zugeschnittenen Bahn ein günstiges Prognostikon für die Zukunft gestellt werden kann.

Während Bormann seinen Aufenthalt in Dar-es-Salaam ausnützte, um das vorstehend skizzirte Material zu sammeln und zu verarbeiten, drangen seine Ingenieure Schlobach und Rindermann, der eine von Bagamoyo, der andere von Dar-es-Salaam, mit ihren Vermessungscolonnen nach Mrogoro vor. Es ist nicht uninteressant, einige Details über diese Expeditionen zu hören. Die Expedition Schlobach, der vier Europäer angehörten, zählte 120 Köpfe, während Rindermann, welcher nur von einem Europäer begleitet war, eine Colonne von 60 Köpfen unter seinem Befehle vereinigte. Dieser Thatsache allein, daß das Fortkommen eines einzigen Europäers die Mitnahme von 15 Trägern für Mundvorrath ꝛc. nöthig macht, die ihrerseits wieder einer ebenso großen Trägercolonne bedürfen, illustrirt recht drastisch den Verkehrsunterschied, welcher dem heutigen Zustande gegenüber durch den Schienenweg geschaffen werden soll. Der Sprung ist da um so gewaltiger, als das Zwischenglied der Landstraße, deren wir uns seit der römischen Colonisation in stetiger Entwicklung erfreuen, dort in Wegfall kommt. Der schwarze Erdtheil hat diese ganze lange Entwicklungszeit von beiläufig 18 Jahrhunderten verschlafen und steht nunmehr vor einer Umwälzung, wie sie die Culturländer auch nicht annähernd kennen. Das Marschtempo, in welchem sich die Vermessungstrupps fortbewegten, war durchschnittlich 75 Schritte in der Minute. Die Verlässigkeit der vorausmarschirenden „Schrittmacher" war so groß, daß die Zeitabmessung eine willkommene Handhabe für die Feststellung des Lageplans bot. Höhenunterschiede und Steigungen wurden mittelst Bussole und Barometer festgestellt, und zwar fanden die bezüglichen Ablesungen alle zwei Minuten statt.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Originalpläne, welche Lieutenant Schlobach von seiner Expedition zurückgebracht hat, zu sehen, der muß staunen über die Exactheit, mit welcher dieses topographisch bis jetzt noch so unbekannte Gebiet kartographisch festgelegt ist. Die technischen Vorarbeiten Schlobachs, welche theilweise durch die Aufnahmen des auf dem anderen Flußufer vorgehenden Rindermann controlirt und ergänzt sind, bilden eine verlässige Grundlage mit ausreichenden Daten, um mit ihrer Hülfe ein regelrechtes Project mit Höhen- und Lage-Plan, Erdmassenberechnung, kurz sämmtliche Unterlagen für einen speciellen Kostenvoranschlag und Bauplan auszuarbeiten. Rindermann ist von der Ausdehnung seiner Tour von Mrogoro nach Tabora noch nicht zurückgekehrt, doch wird seiner Ankunft in Berlin dieser Tage entgegengesehen. Das Material, welches er bringt, soll unter anderem auch die Anhaltspunkte für die Festlegung der Haltestellen enthalten. Diese müssen ja vielfach ohne Rücksicht auf einen noch nicht vorhandenen Verkehr nach dem Bedürfnisse der Wasserergänzung festgelegt werden. Indessen hofft man, nach dem bisher verfügbaren Material, so viel Wasserstationen zu erhalten, um, auch ohne auf die übrigens zur Mitnahme vorgesehenen Wasserwagen

Digitized by Google

zurückgreifen zu müssen, auszukommen. Mithin liegen auch die Wasserverhältnisse thatsächlich günstiger als man bisher vielfach befürchtet hat.

Ueberblickt man das Ergebniß, welches die Reise des Oberregierungsraths Bormann im Zusammenhalt mit den von ihm geleiteten Vorarbeiten gehabt hat, so hat das Comité allen Anlaß, nicht nur mit der Auswahl der Männer zufrieden zu sein, denen die schwierige Arbeit anvertraut war, sondern auch das Ergebniß selbst muß befriedigen. Im Zeitraum eines knappen Jahres ist nicht nur der Nachweis erbracht worden, daß das kühn gedachte Unternehmen durchführbar, die Beschäftigung damit keineswegs haltlose Träumerei ist, vielmehr der Aufwand bei weitem nicht jene Höhe erreicht, welche früher jeden Gedanken an einen innerafrikanischen Bahnbau in das Reich der unerfüllbaren Wünsche verwiesen hat. Ja, es ist noch mehr geschehen. Das „Wie" der Durchführung hat ganz bestimmte Gestalt angenommen. Absolute wie Verhältnißzahlen, mit denen der Kostenvoranschlag und die Rentabilitätsberechnung operiren, können ebenso gut Anspruch auf annähernde Gültigkeit erheben, als dies bei jedem anderen Bahnprojecte der Fall ist. Auch bei unsern europäischen Bahnunternehmungen sind wir gewöhnt, mit Wahrscheinlichkeitsziffern und geschätzten Erträgen zu rechnen. Das Comité ist dank der mit Sachkunde und Vorsicht gepaarten Thatkraft seines Delegirten und der werthvollen Mitarbeit des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika in der Lage, der Reichsregierung ein Offert zugehen zu lassen, in welchem die Bedingungen umschrieben sind, unter welchen die deutsch-ostafrikanische Eisenbahngesellschaft die Durchführung des großen Projects unverzüglich in die Hand zu nehmen bereit ist; und andrerseits vermag die Reichsregierung aus dem zur Stelle geschafften Material die Motive zu entnehmen, mit welchen sie den ihrerseits zu fassenden Entschluß vor dem Reichstage zu begründen vermag. Ob die Forderung an das Reich in einer Zinsgarantie für das zu investirende Capital bestehen wird oder ob der Finanzirungsmodus, welcher beispielsweise den anatolischen Bahnen zu grunde liegt, daß staatlicherseits ein kilometrischer Betriebszuschuß gezahlt wird, zur Annahme in Vorschlag kommt, darüber ist noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen; es ist auch für den Gedankengang, der uns heute beschäftigt, ziemlich belanglos. Für das große deutsche Publicum genügt die Thatsache, daß unsre größte colonialpolitische That sei der Flaggenhissung, die Erschließung des dunkeln Erdtheils, sich heute in einem Reisezustand befindet; der Abschluß steht vor der Thür, sobald erst der Reichstag wieder beisammen ist.

Fragt man sich, welches Schicksal wohl eine darauf abzielende Regierungsvorlage haben kann, so ist ja ein Prophezeien unter allen Umständen eine mißliche Sache. Aber abgesehen von unvorherzusehenden Seitensprüngen unsrer ausschlaggebenden Partei, stehen die Annahmechancen nicht ungünstig. Die Missionsfreunde beider Confessionen, deren Stuhle besonders zahlreich auf der Rechten und im Centrum stehen, können sich der Thatsache wohl nicht verschließen, daß der größte Feind einer umfassenden Christianisirung des inneren Afrika's in dessen Unzugänglichkeit bestanden hat. Zu demselben Schlusse müssen jene gelangen, welche die Culturaufgabe Deutschlands unabhängig vom Glaubensbekenntniß allgemeiner fassen, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen. Der früher mit mehr Witz und Behagen als ernstlicher Begründung geübten Verhorreszirung jeglichen Versuches, aus unserm Afrikaantheil fürs Mutterland nutzbringende Colonien zu machen, hat die Thätigkeit des Eisenbahncomité's und das Geschick seiner Vertrauensmänner jeden thatsächlichen Boden entzogen, und das bleibt ihr unbestreitbares Verdienst, mag die Entscheidung ausfallen, wie sie will. Da es indessen allgemein menschliche Eigenschaft ist, sich den stärksten Gründen zu verschließen, wenn eine übermäßige Anforderung an den Geldbeutel gemacht wird, trägt der Umstand wesentlich zur Erhöhung der Annahmewahrscheinlichkeit bei, daß die ganze Staatsleistung für das Zustandekommen des ersten Abschnittes der Centralbahn mit einer halben Million jährlichen Zuschusses schlimmstenfalls seine obere Grenze erreicht. Auch diese, vielleicht ausschlaggebende Thatsache verdanken wir dem Geschick, mit welchem die Männer, in deren Händen seit Jahresfrist die Behandlung der Angelegenheit gelegen ist, ihre Aufgabe angefaßt und gelöst haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

-l. *Genève littéraire contemporaine.* Pages d'auteurs genevois publiées par l'Institut. Genf, Ch. Eggimann u. Cie. 1896. — Die schweizerische Landesausstellung hat außer den heilsamen Anregungen, die sie der einheimischen Industrie und Kunst gegeben, auch manches gute Buch zu tage gefördert. Namentlich war dies in der Ausstellungsstadt selbst der Fall, wo in rascher Folge mehrere Werke erschienen, die sich auf die Geschichte Genfs und seiner Unterrichtsanstalten beziehen. Sie entstanden, um nur die wichtigeren zu nennen, die Geschichte des Genfer Collège von Louis Thévenaz und dessen Mitarbeitern Bulliéty, Berchère und Pittard, die Geschichte der Genfer Akademie von Charles Borgeaud und die Geschichte des Genfer Volksschulwesens von Henri Fazy: Werke, in denen auf Grund urkundlicher Nachweise das geistige Leben der alten Rhonestadt, das Wirken und Schaffen des Genfer nationalen Geistes von der Reformation bis auf unsre Zeit dargestellt ist.

„La République est au Collège" ist ein in Genf oft und gern citirtes Wort, und was hier mit Recht von dem Collège, der Hauptschule der Genfer, gesagt ist, gilt auch von den übrigen öffentlichen Unterrichtsanstalten der Stadt. Aus der Geschichte seiner Schulen lernen wir ein Stück der Geschichte des Genfer Volks selbst kennen, das trotz aller Wandlungen, die sein Gemeinwesen von der Begründung des protestantischen Kirchenregiments durch Calvin bis zur confessionslosen Volksherrschaft James Fazy's erfahren hat, in seinem eigentlichen Sinn und Wesen, in seiner Liebe zur Wahrheit, zur Einfachheit und Natürlichkeit, seiner hohen Werthschätzung wissenschaftlichen Strebens, seinem Hange zur persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit Jahrhunderte hindurch sich immer treu geblieben ist.

Einen neuen Beweis dafür, daß diese gute alte Tradition, welche Genf zu einer Weltstadt von europäischer Bedeutung erhoben hat, noch heutigen Tages wirksam ist, liefert nun auch das vor kurzem erschienene Werk, dessen Titel sich an der Spitze dieser Zeilen findet. Der Herausgeber des Buches ist das Genfer „Institut national" und im Namen desselben sagt Professor Duvillard, der derzeitige Präsident der literarischen Section, in einer kurzen Vorrede mit schlichten und selbstbewußten Worten: „Durch die Veröffentlichung dieser Fragmente unsrer zeitgenössischen nationalen Autoren haben wir uns selbst zu beweisen versucht, daß unsere literarischen Bestrebungen in Bezug auf Durchdringung und Ausdruck der Dinge nicht ohne Werth sind. Die Garbe, die wir bieten, enthält nicht überall gleichwerthiges Korn, aber sie enthält doch immerhin Korn." — Die Sammlung besteht aus Proben von 88 lebenden Genfer Schriftstellern, und es ist nicht zu verwundern, daß bei einer so großen Anzahl von Autoren nicht alle Aehren, welche die Garbe bilden, voll guter, reifer Frucht sind, und daß darunter sich auch solche befinden, deren Korn nicht eben schwer wiegt. Aber gerade die Menge der Mitarbeiter, deren Productionen Aufnahme verdienten, ist zugleich ein Beweis von der wirksamen Kraft des geistigen Lebens in dem kleinen Genf. Nach den statistischen Untersuchungen des Professors Odin an der Universität zu Sofia, die sich in dessen zweibändigem Werke „Die Genesis der großen Männer", Paris 1895, befinden, hat die kleine Rhonerepublik allein mehr berühmte Gelehrte und hervorragende Männer erzeugt, als manche große Länder zusammen, und das zu einer Zeit, als Genf noch kaum mehr als 20,000 Einwohner zählte. Nach demselben Gewährsmanne nimmt Genf als ein geistiges Centrum, im Verhältniß seiner Einwohnerzahl, den ersten Rang in der ganzen Welt ein. Was z. B. die Zahl der Schriftsteller anlangt, verhält sich Genf zu Paris wie 196 zu 125, und wenn man die hervorragenden Gelehrten auf wissen-

schaftlichem Gebiete in Rechnung stellt, so ist das Verhältniß zwischen Genf und Paris wie 44 zu 26.3. Und daß die Stadt Genf noch gegenwärtig ein Mittelpunkt ernstee literarischer Bestrebungen und edler Bildung ist, zeigt uns auch das vorliegende Werk. Mit großem Interesse haben wir die verschiedenen Stücke — Poesie und Prosa —, die uns auf den 400 Seiten des Buches geboten werden, durchgelesen. Die Verfassee der Fragmeate lassen sich in drei Gruppen scheiden. Die einen sind Männer, die sich schon lange weit über die Grenzen ihres Vaterlandes einen rühmlichen Namen erworben haben und auf welche Genf mit Recht stolz sein darf. Die zweite Gruppe besteht aus solchen, die zur Zeit allerdings noch wenig im Auslonde bekannt, aber in ihrer engeren Heimath schon nach Gebühr geschätzt nnd gewürdigt sind und die gewiß in nicht nllzulanger Zeit sich nach weitere Bahnen brechen und größere Kreise für sich gewinnen werden. Die dritte Gruppe endlich sind die jungen aufstrebenden Talente, deren Leistungen auch uns hier zum ersten mal entgegentreten, die aber schöne, vielverheißende Anlagen bekunden und darum die Ermunterung wohl verdienten, die ihnen durch Aufnahme in das „Genève littéraire“ zutheil geworden ist. — Wir nennen absichtlich keine Namen. Auch mögen wie nicht die einen zum Nachtheil dee andern lobend hervorhebea. Solchen Bruchstücken gegenüber scheint eine kritische Rangunterscheidung ihees Verfasser nicht rathsam. Das Ganze wird nls eine Garbe dargeboten; lassen wir also das Gebunoene zusammen und untersuchen wie nicht jede einzelne Aehre auf ihre Güte und Schwere. Immerhin können wir nicht die Bemerkung unterlassen, daß eine strengere Auswahl der Schriftstellee sowohl als ihees Proben den Werth der Sammlung erhöht haben würde. —

Die in den einzelnen Stücken behandelten Gegenstände sind überaus mannichfachee Natue; auch wechseln gebunedne und ungebundene Rede mit einander ab. Es finden sich dorunter kleinere Novellen, poetische Erzählungen und Fengmente von Romanen, Naturschilderungen und Reisebeschreibungen; vorherrschend jedoch sino die Stücke, welche moralische, sociale, philosophische, pädagogische und historische Fragen zum Gegenstand ihree Darstellung machen. Das Schauspiel uno die dramatische Dichtung überhaupt finden in der Stadt Calvins nie einen günstigen Boden; dagegen blühte seit dee Mitte des vorigen Jahrdunderts in dee Vaterstadt Rousseau's das beschreibende und moralisirende Genre, und dee vorliegeade Band beweist, daß diese beiden Richtungen noch heute in Genf fruchtbringend sind. Der Genfee besitzt überhaupt ein stark ausgesprochenes Gefühl für die Dinge dee Natur, wie für die Zustände der Seele. Wie schon oben bemerkt wurde, kennzeichnet ihn ein entschiedener Sinn für das Praktische, Natürliche, Einfache. Der Genfer ist kein „Poseur“. Alles Gezierte, Geschroubte nad Affectirte ist ihm von Grund nus zuwidee. Diese natürliche Anlage seines Charakters hält ihn troß dee Lage und Speache seines Landes non dem eigentlichen französischen Wesen fern und erklärt seine Hinneigung zu germanischee Denkungsart, die ihn nuch zum Anschluß an die Eidgenossenschaft mag getrieben huben. Die Genfee können eben nicht vergessen, daß ihnen non Frankreich dee despotische Unterdrückung kam, während ihnen non der Schweiz jederzeit Schutz uno Hülfe ward. Die naturalistische Schule, welche viele Jahre lang die französische Literatue beherrschte, fand an den Ufern des Lémun keine Stätte, nuch hat die mystische und symbolische Richtung der Gegenwart hier keine Wurzeln zu schlagen vermocht. Das krankhaft Verzerrte, das phantastisch Unmögliche, wie es sich z. B. auf der Landesausstellung zu Genf in der Galeeie für moderne Kunst so breit macht, hat glücklicherweiso in der nns von dem „Institut national“ gebotenea Ausstellung der Gnfer schönen Literatur keinen Vertreter gefunden. Alles, was wir hier sehen und lesen, ist rein und gut uno die typographische Ausstattung des ganzen Werkes ist nnnndelhaft. Daher darf das „Literarische Genf dee Gegenwart“ auch dem Ausland empfohlen werden, was wie hiemit gethan haben wollen.

e. Die älteste weltliche Komödie in deutscher Sprache ist das Neithaet-Spiel, das soebrn durch Anton n. Schönbach in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, 40. Band, S. 368 ff. herausgegeben wurde. Der Grazer Historiker Professoe Loseeth hat es in einer Handschrift dee Benedictinerklosters St. Paul in Kärnten aufgefunden, einem Formelbuch nus dee Zeit der letzten Přemysliden, das eben in Prag veröffentlicht wird. Das Spiel enthält nue 58 Verse nnd stellt in inappter Weise die derbe Naeldote von Neitharts Veilchen unter dem Hute dar. Es ist um die Mitte des 14. Jahrhuneerts in Oesterreich verfaßt, etwas später durch einen alemannischen Schreiber aufgezeichnet worden. Die Sprache ist noch ganz die der höfischen Poesie, Neithart von Reuenthal wird als vornehmer Mana und Dichter aufgefaßt, der schwierige Gegenstand ist sehr rücksichtsvoll und ohne ein böses Wort behandelt. Das Stückchen in Scene zu setzen, konnie nicht schwee fallen: es hat, wena man den Proclamator abrechnet, nur zwei Personen, Neithart und die Herzogin, die Bauern werden nur nls anwesend gedacht und treten nicht nuf. Deßhalb bedurfte die kleine Komödie keinee anderen äußeren Mittel als etwa manche dee Mimiamben des Herondas odee die meisten der trefflichen Stücke des Altwiener Volkssängers Moses: mitten im Kreise einee kleinen eitterlichen Gesellschaft mochte es aufgeführt werden. Eben darum hat der neue Fund auch eine besondere Wichtigkeit füe die Literarhistorie, zu den bisherige Theorien übee die Entstehung des deutschen Lustspieles wird er sich schwerlich schicken.

F. K. Archäologische Mittheilungen. In der athenischen Zeitung „Asty“ wird mit Recht Klage darüber geführt, daß der Boden der alten Stadt als Steinbruch benutzt werden darf. An den Abhängen des „Außenhügels“ sind Brüche angelegt worden, die immee weitee um sich greifen. Schon einmal ist dieser Arbeit, durch die allmählich die für das Verständniß der Topographie so wichtige Bodengestaltung völlig verändert wird, Einhalt geboten worden; neuerdings aber scheint die Behörde vergessen zu haben, daß sie den Boden der Stadt nicht weniger als ihre Denkmäler in gut als möglich zu schützen verpflichtet ist. Gegenwärtig, da man die Ausgeabung des Nordabhanges der Akropolis ersehnlicheeweise endlich in Angriff nimmt, wird man es wohl bitter bereuen, daß durch die Nachsicht dee Behörde einst diese Gegend nicht vor Bebauung bewahrt worden ist. Was hier versäumt wurde, läßt sich zum guten Theil wohl durch Geld wieder gut machen; dee Schaden, den Steinbrüche thun, ist dagegen niemals wieder gutzumachen. Und niemand wird behauptea wollen, daß in dem „steinreichen“ Attika es durchaus unvermeidlich sei, gerade von einem der Hügel des alten Athen die Steine zu brechen. Hoffentlich gelingt es bald, der Barbarei ein Ende zu machen.

* **Heidelberg.** Zum Jubelfest des Großherzogs wollte eine Anzahl von Freunden dee Wissenschaft der neu gegründeten, d. h. non Karlsruhe weg verlegten Sternwarte auf dem Königstuhl bei unserer Stadt einen größeren Reflector schenken, dessen Anschaffungskosten auf 30,000 M. angeschlagen waren. Die nur privatim betriebene Sammlung ergab den schönen, aber nicht ausreichenden Betrag von 6000 M.; dee Ausschuß hat nun mit einem Rundschreiben die eingezahlten Beträge den Gebern zurückerstattet. Wenn man bedenkt, daß dem Großherzog bei dem jüngsten Anlaß aus öffentlichen und privaten Sammlungen eine Gesammtsumme von weit über $^1/_2$ Million zu Stiftungszwecken zur Verfügung gestellt wurde, kann man den ungenügenden Erfolg der Reflectorsammlung wohl verstehen. Viele hielten sich übrigens auch aus dem Grunde zurück, weil sie der Meinung sino, daß es Sache des Staates sei, die nöthigen Instrumente für die Sternwaete anzuschaffen.

* **Wien.** Die heurige Campagne auf dem Ausgrabungsfelde von Carnuntum ist wiederum sehr lohnend. Unter den Funden, die diesmal aus dem Untergrunde geschürft wurden, verdienen insbesondere zwei Marmorbüsten eines Kaisers und einer Kaiserin, sowie ein Kopf von vorzüglicher Arbeit Erwähnung. Von dem männlichen Kopf, einem fein individualisirten Portrait, vermuthen Fachmänner, er stelle den Kaiser Antonius Pius vor.

* **Paris.** Edmond Perrier, einer dee Professoren des hiesigen „Museums“, beklagte jüngst im „Matin“, daß dieses vor hundert Jahren vom Nationalconvent gegründete große naturwissenschaftliche Institut am Fortschritt uno einer gedeihlichen Entwicklung verhindert werde, weil ihm der Staat weder die nöthige Freiheit noch die nöthigen Mittel gewähre. Der Convent habe dem Museum eine vortreffliche autonome Verfassung gegeben, welche dem Professorencollegium die Leitung überließ. Napoleon mochte diese Freiheit nicht dulden und stellte das Museum unter den Befehl eines Beamten. Dieser Zustand habe sich unter der dritten Republik nicht verbessert. Zwar habe man aus der Staatscasse die aufgelaufenen Schulden des Museums und des damit in Verbindung stehenden „Jardin des Plantes“ bezahlt, aber die Abhängigkeit von der Verwaltung noch strenger gemacht. Da das Budget von einer Million nicht mehr genügt, so ist der Vorschlag gemacht worden, die Menagerie des Jardin des Plantes aufzuheben, da der Jardin d'Acclimatation, dee ein Privatunter-

nehmen ist, als Menagerie genüge. Perrier bekämpft diesen Vorschlag, weil es eine Menge jahrzehntelang dauernde zoologische Untersuchungen gebe, die in einem von den Launen des zahlenden Publicums abhängenden zoologischen Garten unmöglich seien. Es bleibe nichts anderes übrig, als daß die Kammern den Credit des Museums erhöhen, wenn dasselbe ein wissenschaftliches Institut ersten Ranges bleiben solle.

* **Paris.** Dr. Richet, Professor an der medic. Facultät in Toulon, hat dem „Figaro" zufolge einen neuartigen Flugapparat erfunden, mit dem er demnächst Versuche unternehmen will. Das Gestell der Flugmaschine hat die Form eines dünnen Vogels von 22 m Länge, zu beiden Seiten sind zwei nageheare Flügel angebracht, die eine Spannweite von 60 m haben. Trotz dieser Größe ist der Apparat leicht, da die einzelnen Theile aus Aluminium bestehen und hohl sind. Richet will seinen Flugapparat mit einer Dampfmaschine in Bewegung setzen, die nicht nur die beiden Flügel, sondern zwei vorn und rückwärts angebrachte Schrauben treiben soll. Der Erfinder will mit seinem Apparat vom Gipfel eines Felsen aufsliegen, der senkrecht aus dem Meere aufsteigt. Dr. Richet hat für seinen Versuch vorsichtiger Weise auch eine Dampfyacht gemiethet, welche, falls er ins Meer stürzen sollte, sofort zu seiner Rettung bereit sein würde.

* **Paris.** In der Gegend von Niore, im französischen Sudan, 800 Kilometer von der Küste entfernt, entdeckte Dr. Sunrd eine merkwürdige Fischgattung, welche zehn Monate des Jahres auf dem Trockenen lebt. Dieser Fisch gehört zur Classe der Welse oder Siluren und zur Familie der Claeins. Er hält sich in den Sümpfen auf, die zwei Monate lang durch die Regenzeit gebildet werden, und verleiecht sich dann in Erdlöcher, die er nur des Nachts verläßt, um seine Nahrung zu suchen, die in Hirsekörnern besteht. Suard fing mehrere dieser Thiere und zog sie in Blechkisten auf. Leider warden sie aber auf dem Schiff zu großer Hitze ausgesetzt, so daß sie nicht lebend nach Europa kamen. Die auch beim gewöhnlichen Wels vorkommenden vier bis sechs Barteln des Oberkiefers sind bei diesem „Clarias Lazera" achtfach vorhanden und sehr entwickelt. Von dem schon lange bekannten afrikanischen Schlammfisch Protopterus unterscheidet sich die Lebensart dieses Welses dadurch, daß er sich während der trockenen Jahreszeit nicht einkapselt und erstarrt bleibt, sondern bloß die heißen Tagesstunden im Versteck zubringt.

* **Riga.** Am 12. Sept. ist nach schwerem Leiden der Professor der Mathematik, Gustav Kieseritzky, im 67. Lebensjahre verschieden. Der Verstorbene, Balte von Geburt, studirte in Dorpat, wirkte als Lehrer an verschiedenen höheren Schulen und ward 1864 als Professor der Mathematik an das hiesige Polytechnikum, dem er als Lehrkraft bis zu seinem Tode angehörte, berufen; von 1875 bis 1885 bekleidete er zugleich den Posten eines Directors dieser Anstalt.

* **St. Petersburg.** Die Errichtung einer landwirthschaftlichen Hochschule im Süden Rußlands ist, wie den „Mosk. Wed." von hier telegraphirt wird, vom Ministerium der Landwirthschaft in Aussicht genommen. — Am 9. September, um 2 Uhr Nachmittags, erstieg das Mitglied der kaiserlichen Geographischen Gesellschaft, A. W. Pastuchow, zum zweitenmal den Gipfel des Elbrus, wo er verschiedene meteorologische Beobachtungen ausführte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 19. bis 21. September folgende Schriften eingegangen:

Wodurch wir uns von den Katholiken unterscheiden. Schutz- und Trutzbüchlein für evangelische Christen. Leipzig, Carl Braun 1896. — Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1896. Nr. 4. Juli und August. Nürnberg, Verlagseigenthum des germanischen Museums 1896. — *Μαργάριτος Δημητσας: Η Μακεδονία. Τόμος I—II. Εν Αθήναις, τύποις Αποστολοπούλου* 1896. — A. Brückner: Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrh. 1. Bd. Ueberblick der Entwicklung bis zum Tode Peters des Großen. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 260. Mähren und Schlesien. 12. Heft. Wien, Alfr. Hölder. — Alpenheim. Monatsschrift fürs deutsche Volk. Geleitet von Joseph Steines. 1. Jahrg. 1896. 7. Heft. St. Johann i. Pongau, G. A. Bibus. — Oesterreichisch-Ungarische Revue. Hggb. von A. Meyer-Wyde. 11. Jahrg. 1896. 20. Bd. 4. und 5. Heft. Wien, Verlag der Oesterr.-Ungar. Revue. — Münchener Kalender 1897. München und Regensburg, Nationale Verlagsanstalt A.-G. — Kalender des Deutschen Schulvereins 1897. Redig. von Hans Grasberger. 11. Jahrg. Wien, A. Pichlers Wwe. u. Sohn. — Johannes Bohl: Wanda. Romantische Dichtung. Leipzig, Oswald Mutze. — Hermann Oeser: Stille Leute. Lebensbilder. 4. Aufl. Basel, R. Reich 1896. — F. A. Lauvler: Chiffre und Kabbala in Goethe's „Faust". Dresden, H. Henkler 1897. — Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für dramatische Kunst und Literatur. Hggb. von Dr. Hermann Schreyer. 2. Jahrg. Heft 10—12. Leipzig, Otto Schmidt 1896. — Paul Pochhammer: Dante und die Schweiz. Mit einer Skizze für Dante-Leser. Zürich, Albert Raustein 1896. — Thadäus Silvers Selbstbiographie bis zum Jahre 1803. Hggb. von R. Rottmanner. Mit Bild. München, J. J. Lentner, 1896. — Dr. Ferdinand Maod: Die Weisheit von der Welt-Kraft. Eine Dynamosophie. Leipzig, Otto Weber 1897. — Dr. Wilhelm Steneewald: Uebersetzung der Absolutoriaaufgaben aus der französischen und englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns. 2. Aufl. Stuttgart, Jos. Roth 1896. — Fanfaren zu den Bayreuther Festspielen 1876—96. Mit Facsimile Richard Wagners der Fanfaren zum „Ring des Nibelungen" 1876. Bayreuth, C. Gießel jr. — Die Reichsgewerbeordnung in ihrer neuesten Gestalt nebst Ausführungsvorschriften. Hggb. von Dr. Ernst Neulamp. 2. Aufl. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1896. — Dr. Gottfried Zöpfel: Die Eisenbahntariffrage unsres Holzverkehrs. Ebd. 1896. — Berthold Otto: Der Umsturz. Briefe und Gespräche. Leipzig, A. Warnecke 1896. — Die Bauernnoth. Darstellung ihrer Ursachen und der Mittel zu ihrer Beseitigung. (Stimmen aus Oesterreich. Zur Lehr' und Wehr'. V.) Wien, „Reichspost" 1896. — Dr. Jul. Labszynski: Das neue Handelsgesetzbuch. (Sonderabdr. a. d. „Hamburg. Börsenhalle".) Hamburg, A.-G. „Neue Börsenhalle" 1896. — Arnold Fischer: Christlich-social als Zeitproblem. (Brennende Tagesfragen. II.) Rostock, C. J. C. Boldmann 1897. — Die transatlantischen Schnelldampfer, die Gefahren der Seereise und die Rettungsmittel der Seeschiffe. Von einem Gereisten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Kleines Handbuch der Freimaurerei. Zugleich Bericht aus Deutschland für den Internationalen Anti-Freimaurer-Congreß in Trient. Hggb. von Franz Ewald. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1896. — Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. 25. Bd. Augsburg V. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Albert Naudé: Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Siebenjährigen Krieges. 2. Theil. (Sonderausgabe aus den Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. IX. 1.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Eduard Binder: Kleiner deutscher Katechismus. Die Religion der Deutschgläubee in Fragen und Antworten. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1896. — Quellwasser-Kalender 1897. Hggb. von Otto Schultze. Leipzig, G. Wigand. — Statistischer Rückblick auf die Königl. Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden für 1895. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — Die Kunst für Alle. Hggb. von Friedr. Pecht. 12. Jahrg. 1896/97. Heft 1. München, Friedr. Bruckmann 1896. — Kurze Anleitung zur Erlernung des Vortrags. Wien, Andr. Opitz 1896. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde für Mineralogen, Steinschleifer, Juweliere ꝛc. Mit vielen Tafeln und Abbildungen. Lfg. 10 u. 11. Leipzig, Herm. Tauchnitz 1896. — Karl Erdm. Edler: Die neue Herrin. Roman. Berlin, Otto Janke 1897. — Juhani Aho: Cili's Ehe. Roman. Ueberf. von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896. — E. Dagobert Schoenfeld: Gretter der Starke. Einer alten isländischen Urkunde nacherzählt. Ebd. 1896. — The Fiftieth Anniversary of the *Repeal* of the *Corn Laws*. London, Cobden Club 1896. — Neue Kataloge: Monthly Bulletin of books added to the *Public Library* of the city of *Boston*. Vol. 1, Nr. 6—7, aug.—sept. 1896. Boston, p. b. the trustees 1896. — Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf u. Härtel, Leipzig ꝛc. Nr. 46. Sept. 1896. — Musiker-Autographen a. d. Nachlaß des Dr. Julius Rietz, Dresden. Versteigerung Berlin, 17. Oct. 1896 durch Lea Liepmannssohn. — Prospect und Katalog der Internationalen Adressen-Verlagsanstalt C. Herm. Gerbe, Leipzig. 49. Aufl. 1896.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 23. September. Nummer 220.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Eröffnung des Eisernen Thores. Von Prof. Dr. Schwicker. — Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen. VI. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Eröffnung des Eisernen Thores.

Wenn am 27. Sept. d. J. der Monarch von Oesterreich-Ungarn in Anwesenheit der Könige von Rumänien und Serbien die Eröffnung des neuen Schiffahrtscanals am Eisernen Thor in der unteren Donau begehen wird, dann wird man auch desjenigen Mannes gedenken müssen, dessen rastloser, ungewöhnlicher Energie die endliche Inangriffnahme des großen Regulirungswerkes zu danken ist. Dieser Mann ist Gabriel Baross de Belus, der einstige Handelsminister von Ungarn, dem der neidische Tod es nicht vergönnt hat, daß er den Stolz seiner ministeriellen Thätigkeit vollendet schauen konnte. Baross hatte als Communicationsminister im Mai 1888 den Gesetzentwurf über die Regulirung des Eisernen Thores und der Kataraktе in der unteren Donau im ungarischen Reichstag vorgelegt und seinem drängenden Eifer war es zu danken, daß diese Vorlage von weittragender Bedeutung schon im Juni desselben Jahres von beiden Häusern des Reichstags angenommen und zu Gesetzeskraft erhoben wurde. Als dann die Regulirungsarbeiten wirklich in Angriff genommen wurden, da wendete Baross denselben seine besondere Aufmerksamkeit zu, überzeugte sich wiederholt persönlich von ihrem Stand und Fortgang und trug auch von dort den Tod in der Brust mit nach Hause.

Gabriel v. Baross hat nur eine kurze Zeit öffentlicher Wirksamkeit erlebt; sein Aufstieg geschah rasch, doch wohlverdient; sein Ausgang trat unerwartet und lange vor der Zeit ein. Am 6. Juni 1848 zu Pruschina im Trencsiner Comitat (Oberungarn) geboren, beendigte er die juridischen Studien an der Budapester Universität und trat schon im Jahre 1869, also mit 21 Jahren, in den öffentlichen Dienst seines Comitates ein, wo er binnen drei Jahren den hervorragenden Posten eines Obernotärs, dann des Waisenstuhlpräses erhielt. Daneben betheiligte er sich eifrig am politischen und socialen Leben, gründete ein Journal und wirkte für die Verbreitung der magyarischen Sprache unter seinen slovakischen Landsleuten.

Im Jahre 1875 wurde Baross in den Reichstag gewählt. Hier errang er sich bald eine angesehene Stellung. Es gab keine wichtigere Commission, deren werkthätiges Mitglied er nicht wurde. Als Vorsitzender, als Referent, als Schriftführer zeichnete er sich sowohl im Unterrichts-, wie im Wirthschaftsausschuß aus, referirte in den Delegationen, im Heeresausschuß, war Notär des Abgeordnetenhauses u. s. w.

Kaum sieben Jahre im Reichstag thätig, wurde Baross im Jahre 1882 Staatssecretär im Communicationsministerium und bald darauf übernahm er das Portefeuille dieses Ministeriums. Jetzt hatte er ein Terrain, auf dem er arbeiten, schaffen, umgestalten konnte. Und in der That!

Ungarns Verkehrswesen erhielt von der Zeit der Uebernahme des Communicationsministeriums durch Baross eine tiefgreifende Umgestaltung, eine ungewöhnliche Ausdehnung und eine feste, zielbewußte, energische Leitung. Dem Minister schwebten hiebei vor allem drei Ziele vor Augen. In erster Linie sollte der ungarische Staat der Besitzer aller maßgebenden Verkehrslinien des Landes werden; dann die Oberhoheit des Staates in allen tarifarischen Fragen unbedingt zur Geltung gelangen; und endlich sollte Ungarns Verkehrswesen von jedem andern Einfluß befreit und vor allem in den wirthschaftlichen Dienst des Landes gestellt werden.

Diesen Zielen strebte Minister Baross mit der ihm eigenen zähen Ausdauer, Thatkraft, Rücksichts- und Ruhelosigkeit zu, wodurch er ungemeine Erfolge erzielt, aber auch ein Heer von Gegnern und Feinden im In- und Auslande sich geschaffen hat.

Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, von der ausgebreiteten Wirksamkeit des Ministers auch nur ein annähernd vollständiges Bild zu geben und eine eingehende Kritik daran zu üben. Wir heben nur die wichtigsten und bezeichnendsten Momente hervor. Baross hat das Netz der ungarischen Staatsbahnen vollendet, er hat, um allerdings hohen Preis, sich den letzten namhaften Concurrenten durch die Verstaatlichung der ungarischen Linien der Oesterreichisch-ungarischen Staatsbahn vom Halse geschafft und dadurch den ungarischen Staat zum entscheidenden Factor auf dem Gebiet des ungarischen Eisenbahnwesens gemacht. Die noch vorhandenen „selbständigen“ Linien der k. k. priv. Südbahn und der Kaschau-Oderberger Bahn mußten der eisernen Faust des Ministers, wenngleich nuwillig, folgen; denn diese Faust lastete oft schwer auf ihnen. Das empfand auch die k. k. österreichische Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft; sie brach unter dem Druck und dem Uebelwollen des Ministers fast zusammen; zwar beugte sie sich trotzdem seinem herrischen Willen nicht, ward aber dennoch zu mancher Nachgiebigkeit genöthigt und konnte ihre Existenz nur infolge höherer Intervention behaupten.

Am bekanntesten wurde Minister Baross durch die Einführung der beispiellos ermäßigten Personen- und Frachtentarife auf den Linien der ungarischen Staatsbahnen. Der im Jahre 1889 ins Leben gerufene „Zonentarif“ hat dem Minister daheim und in der Fremde ungemeine Sympathien errungen; seinem Beispiel mußte auch Oesterreich nachfolgen und allenthalben auf dem Continent befaßten sich die betreffenden Fachkreise mit der Frage der Verbilligung der Eisenbahnfahrpreise. Die Verkehrs- und Finanzergebnisse der tiefgehenden Neuerung erwiesen sich nach den officiellen Ausweisen als glänzend; allein die Bedenken und Zweifel an der Reellität dieser Reformen wollten nicht schwinden und heute läßt sich nicht mehr verschweigen, daß diese radicale Reform dem ungarischen Eisenbahnwesen schwere Wunden geschlagen hat, wobei indessen die großen Vortheile und Wohlthaten des wohlfeilen Zonentarifs anerkannt und im wesentlichen fest-

gehalten werden müssen. Das Ausland beobachtete diesen Reformen gegenüber theils eine mißtrauische Reserve, theils hat man, wie z. B. in Oesterreich, die unternommenen Abänderungen als zu weitgehend befunden und, wie theilweise in Ungarn selbst, den Rückzug angetreten.

Eine andere bedeutungsvolle That des Ministers Baross war dessen eifriges Einstehen für die möglichste Vermehrung der Vicinalbahnen, welche namentlich in dem weglosen, weiten Tieflande Ungarns, wo Steine zu den Raritäten gehören, die Straßen zu ersetzen haben. Noch nennen wir mindestens im allgemeinen als wichtige Reformen unter dem Ministerium Baross: die Vereinigung des Post- und Telegraphenwesens, die Anlage staatlicher Telephonlinien, die Errichtung von Lehrcursen für Post- und Telegraphenbeamte, die Einführung der Postsparcassen und vor allem die Inangriffnahme des großen Werkes der Donau-Regulirung. Außer den großentheils schon beendigten Regulirungsarbeiten an der Donau zwischen Preßburg und Raab kommt hier insbesondere die dauernde Schiffbarmachung der unteren Donau unterhalb Bazias bis zum Eisernen Thor in Betracht. An diesem epochemachenden Werke hing der Minister Baross mit dem größten Interesse, das war sein hauptsächlicher Stolz und die letzte Besichtigung der umfassenden Arbeiten dieser Regulirung brachte ihm auch den Tod.

Aber diese Thätigkeit auf dem Gebiete des Verkehrswesens und der Verkehrspolitik genügte der nahezu unerschöpflichen Schaffens- und Arbeitslust des Ministers noch nicht. Als im Jahre 1889 eine Neu-Eintheilung der ungarischen Ministerressorts gesetzlich vorgenommen ward mit Auflassung des Communicationsministeriums, dessen Agenden mit dem größten Theile der Agenden des Ministeriums für Ackerbau, Industrie und Handel vereinigt wurden, und so ein besonderes „Handelsministerium“ mit ungemeinem Wirkungskreise gebildet ward: da fühlte Baross sich als der Leiter dieses Ministeriums so recht in seinem Element. Seine Initiative schien sich von jetzt ab zu verdoppeln, seine Arbeitskraft geradezu unerschöpflich zu sein. Ungarns Handel erfuhr nun gleichfalls die kräftigste Förderung. Wir können auch hier nur in Schlagworten den Umfang dieses nimmerruhenden Schaffensdranges andeuten. Um den Handel Ungarns zu befördern, setzte er die Eisenbahntarife auf die möglichst niedrigen Ziffern herab, ja er war selbst bedrohlichen geheimen Reductionsverträgen nicht abgeneigt, wenn er daraus für Ungarns Handel und Verkehr einen Vortheil erhoffte. Ihm verdankt Fiume seinen seltenen Aufschwung, er schuf eine ungarische Seehandelsflotte, er errichtete das ungarische Handelsmuseum und legte Filialen desselben in bedeutenden Plätzen des Orients an, er gründete eine ungarische Donaudampfschiffahrtsgesellschaft zum Dienste der ungarischen Staatsbahnen, er wußte fremde Capitalien zur Errichtung von Fabriken und sonstigen Industrieetablissements herbeizulocken und gewährte ihnen namhafte Vergünstigungen.

In den letzten Zeiten seines Lebens war er mit der Regelung der Arbeiterfrage ernstlich beschäftigt. Die Institution der Arbeiterkrankencassen wurde gesetzlich eingeführt; das Gesetz über die Einführung der Fabrikinspectoren geschaffen, andere Entwürfe über die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter vorbereitet, die Sonntagsruhe seit 1891 gesetzlich durchgeführt.

Noch wäre mancherlei über des Ministers Neuerungen und Verbesserungen in Bezug auf öffentliche Wege und Straßen, auf die Leistung öffentlicher Arbeiten, auf die Erleichterungen im Postverkehr u. s. w. zu sagen. Wohin man blickt, begegnet man auf diesen weiten Gebieten des wirthschaftlichen Lebens der allgegenwärtigen Wirksamkeit des Ministers. Denn darin liegt auch das Seltene bei diesem Manne, daß er keinen Theil seines Ministeriums übersah, daß er das gewaltige Material desselben vollkommen beherrschte und daß er trotzdem noch Zeit fand, auch den sonstigen Fragen von allgemeinem Interesse seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und an seiner eigenen geistigen Ausbildung ungestört und rastlos fortzuarbeiten.

Um so viel Arbeit zu bewältigen, dazu bedurfte es ungewöhnlicher Kraft und seltener Mühe und Ausdauer. Minister Baross war im Grunde keine genial angelegte Natur; er war nur ein bedeutendes Talent, ein kräftiger Verstand, der erst durch Arbeit sich zur Erfassung und Beherrschung des Gegenstandes durchringen konnte. Das bedingte unendlichen Fleiß und ungemeine Ausdauer. Beides besaß der Minister in seltenem Maße. Dazu gesellte sich noch eine an Hartnäckigkeit und Eigensinn grenzende Zähigkeit und eine oft schroffe Unnachgiebigkeit des Willens. Menschen dieser Art sind wahrlich nicht immer die angenehmsten im Umgang. Dies mußte jeder erkennen, der mit Baross zu thun hatte; namentlich hatten die Beamten des Ministers harte Tage und die Klagen über die allzu große Belastung der Bediensteten, namentlich bei den Eisenbahnen, füllten die Spalten der oppositionellen Tagesblätter. Die meisten dieser Klagen waren übertrieben oder ganz ungerechtfertigt: so viel ist jedoch richtig, daß der Minister, der für sich selber keine Schonung kannte, auch an andere hohe Ansprüche stellte. Er wußte freilich dann auch zu belohnen.

Minister Baross hatte durch seine Reformen im Verkehrs- und Handelswesen Ungarns die Sympathien des Publicums und den Dank der Geschäftswelt insbesondere in hohem Grade sich erworben. Zeugniß dessen waren auch die Reichstagswahlen vom Jahre 1892, bei denen der Minister an drei Orten einstimmig zum Abgeordneten gewählt wurde. Seine Fehler, Uebergriffe und Rücksichtslosigkeiten fanden heftige Angriffe in der Presse; der ehrgeizige Minister hat diese schwer empfunden und bei der Abwehr und Richtigstellung nicht immer die erforderliche Kaltblütigkeit zu bewahren vermocht. Aber auch seine größten Gegner konnten ihn niemals beschuldigen, daß er etwa aus persönlichen und egoistischen Motiven irgendwie das Landesinteresse geschädigt und nicht stets die Förderung Ungarns und der ungarischen Nation vor Augen gehabt habe; ja er ist in dieser Beziehung hie und da der chauvinistischen Strömung zu sehr geneigt und zuwillen gewesen.

Seine Krankheit war eine Folge der geistigen und physischen Ueberanstrengung; denn eine tägliche Arbeitszeit von 15 und mehr Stunden hält auch ein Körper von solch robuster Beschaffenheit wie der des Ministers Baross für die Dauer nicht aus. Den Todesstoß versetzte ihm aber eine Reise nach dem Eisernen Thor an der unteren Donau, wohin er im eisigen Vorfrühling gegen den Rath seiner Aerzte zur Besichtigung der Regulirungsarbeiten gegangen war. Schon fieberkrank, prüfte er drei Tage in Wind, Regen und Kälte die fortschreitenden Arbeiten und kehrte ernstlich krank zurück. Die Gelbsucht hatte ihn ergriffen; aber noch schonte er sich nicht; er arbeitete ungestört weiter. Da warf ihn der Typhus aufs Krankenlager. Auch jetzt ließ er sich noch referiren und erst als zu den beiden Krankheiten als dritter Feind eine Rippenfellentzündung hinzutrat, da mußte er die Arbeit aufgeben. Damit war aber auch sein Leben dahin. Er starb am 9. Mai 1892. So ist Minister Baross ein frühes, beklagenswerthes Opfer seines rastlosen Pflicht- und Diensteifers geworden; er ist inmitten der Arbeit, der er wie kaum ein anderer gehuldigt, gestorben.

Seine dankbare Nation wird demnächst dieser Verkörperung der Energie, des Pflichtgefühls und der rastlosen Thätigkeit im Dienste des öffentlichen Wohles in der Haupt-

stadt ein Denkmal errichten. Noch mehr als dieses bewahrt aber sein Andenken die Neugestaltung des ungarischen Verkehrswesens, welche der Initiative und der Thatkraft dieses Mannes zu verdanken ist.

Budapest. Prof. Dr. Schwicker.

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

VI. [1])

Die ältesten, höchst seltenen Drucke des Canzoniere sind in der Bibliothek des Hrn. Fiske durch vorzügliche Exemplare fast sämmtlich vertreten. Die erste bei Vindelino da Spira in Venedig 1470 erschienene Ausgabe ist einer jener prachtvollen, breitrandigen, schön gedruckten und vortrefflich erhaltenen Folianten, welche die Bibliophilen mit Entzücken in die Hand nehmen und bei Bücherversteigerungen mit fabelhaften Preisen zu bezahlen pflegen; Bücher, welche der glückliche Besitzer an die Fächer anketten sollte, wie es in den Klöstern des Mittelalters üblich war, um den kostbaren Schatz vor der Habgier des literarischen Raritätensammlers zu bewahren. Von den übrigen einschlägigen Incunabeln sind die folgenden besonders hervorzuheben: die zweite, van Brunet als „cette excellente et rarissime éditian" bezeichnete Ausgabe von 1471 (Rom), die van 1472 (Padua), mehrere von 1473, von denen die beiden zu Rom und Mailand gedruckten, die letztere mit sehr breitem Rande, großem Druck und einem zierlich illuminirten Anfangsblatt van Pergament, var allem erwähnenswerth sind. Die römische Ausgabe führt den Titel: „Sonetti, Canzoni e Triumphi. Romae, in dama Nabilis uiri Joh. Phil. de Lignamini 1473 XX die mensis maii." Dieser aus 210 Blättern bestehende kleine Foliant ist das erste privat gedruckte Buch. Außer diesem ist nur ein einziges Exemplar bekannt, welches sich in der Bibliothek des Marquis of Bute zu Luton-Hoo in Bedfordshire befindet und unvollständig ist, da es nur 197 Blätter enthält. Es ist dem erlauchten Gönner der Kunst uud Wissenschaft, Lorenzo dei Medici, gewidmet, und wie wir aus dieser Widmung erfahren, wurden überhaupt nur 350 Exemplare des Buches gedruckt. Joh. Phil. Lignamine wurde zu Messina geboren und war ausübender Arzt und Professor der Medicin in Perugia, bis er ca. 1469 nach Rom übersiedelte uud unter der Regierung der Päpste Pauls II. und Sixtus' IV. das Amt eines Scudiere und Geheimkämmerers versah und sich den Vertrauten Seiner Heiligkeit (Summi Pantificis familiaris) nennen durfte. Er nahm regen Antheil an der neulich erfundenen Buchdruckerkunst uud legte eine Druckerei in seinem Palaste an, aus welcher eine Anzahl van heutzutage höchst seltenen und sehr gesuchten Bänden hervorging. Er soll der erste gewesen sein, der die als „antico parangone" bekannte Schriftsorte angewendet hat, und ist wahrscheinlich 1482 gestorben.

Von den übrigen zahlreichen, meistens schön ausgestatteten und jetzt äußerst seltenen Ausgaben des 15. Jahrhunderts fehlen nur drei, nämlich die Folianten von 1477 (Napoli, Arnaldus de Bruxella), 1482 (Venetiis per magistrum Philippum Venetum) und 1488 (Venetiis per Bernardina da Navara). Vam Anfang des 16. Jahrhunderts an sind fast alle Ausgaben oorhanden, darunter viele, die weder vou Brunet, noch vou Hortis angeführt werden.

Die Illustrationen zu der in Florenz „ad instantia di Ser Piera Pacini" am 16. December 1499 erschienenen, höchst seltenen Ausgabe der sechs Trionfi [2]) haben auch eine kunsthistorische Bedeutung, indem sie die klarsten Beweise für die selbständige und eigenartige Entwicklung der damaligen florentinischen Xylographie liefern. In Betreff der Feinheit und Vollendung der Ausführung erinnern diese Erzeugnisse der Holzschneidekunst an die allerschönsten Niellen des 15. Jahrhunderts, die Arbeiten des Francesco Raibolini und des Maso di Finiguerra. Wegen der vortrefflichen Zeichnung hat man sie dem Baldini, dem Botticelli und sogar dem Andrea Mantegna zuschreiben wollen. Herrn Lippmann scheinen sie unbekannt gewesen zu sein; sonst hätte er derselben in seinem verdienstvallen Werke: „Der italienische Holzschnitt im XV. Jahrhundert" (Berlin 1885) sicherlich Erwähnung gethan. „Vor der Mitte der neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts", schreibt Hr. Lippmann (S. 86), „läßt sich die Ausübung des Holzschnittes in Mailand durch datirte Werke nicht nachweisen, von da an aber kommen in Druckwerken dieser Stadt Holzschnitte zum Vorschein, welche unzweifelhaft aus der mailändischen Kunstrichtung hervorgegangen sind. Gleiches ist der Fall in typographischen Werken solcher Druckorte, die im Kunstgebiet der mailändischen Schule liegen. Wir dürfen daraus schließen, daß eine, wenn auch kleine Xylographenschule in Mailand thätig war. Zum Theil arbeitete dieselbe für den Buchdruck, aber sie scheint sich auch mit der Herstellung von Einzelblättern des Holzschnittes beschäftigt zu haben." Eine Vergleichung der verschiedenen Ausgaben der Trionfi bestätigt diese Ansicht und zeigt, zu welcher Zeit diese mailändische Schule für den dartigen Buchdruck zu arbeiten und das heimische Kunstgebiet der Illustration an sich zu ziehen und gewissermaßen zu beherrschen begann. Die zu Mailand am 10. Februar 1494 gedruckte Ausgabe gibt die in den venetianischen Ausgabeu von 1488, 1490, 1491 ꝛc. befindlichen Holzschnitte genau wieder; aber die Abbildungen zu der in derselben Stadt von Antonio Zaroto aus Parma am 1. August 1494 veröffentlichten Ausgabe sind mailändischen Ursprungs und bezeichnen den Ansang der mailändischen Xylographie. Hr. Fiske hat auch eine kleine Quartausgabe der Trionfi, ohne Zeit- und Ortsangabe, aber wahrscheinlich zu Bologna nicht später als 1480 gedruckt. Sie hat keine Illustrationen, aber diente sonst dem Pacini offenbar zum Muster. Auf Papier gedruckte Exemplare dieser Ausgabe sind außerordentlich selten und kaum mehr zu finden. Es existiren noch sechs auf Pergament gedruckte Exemplare, das Hrn. Fiske angehörige mitgerechnet. Das Buch ist typographisch vorzüglich ausgestattet mit wunderschön farbig ausgemalten Initialen am Anfang jedes Triumphes. Wie die Pacini-Ausgaben ist diese mit keinem Commentar versehen.

Die schönsten nnd zahlreichsten Ausgaben des Canzoniere gehören dem 16. Jahrhundert, besonders der ersten Hälfte desselben, an. Während dieser Periode hat die Buchdruckerkunst in den verschiedenen italienischen Städten einen großen Aufschwung genommen und es sind aus den Officinen der Manucci und des Giolito in Venedig und der Giunti in Florenz typographische Meisterstücke hervorgegangen, die in Bezug auf äußere Ausstattung und innere Gediegenheit und Correctheit gleich vorzüglich sind. Im Monat Juli 1501 gab der ältere Aldo Manucci, auch Romano genannt, die italienischen Dichtungen Petrarca's angeblich nach einer eigenhändigen dem Cardinal Bembo angehörigen Handschrift des Dichters heraus, wobei die Obrigkeit Venedigs ihm ein auf 10 Jahre beschränktes, ausschließliches Verlagsrecht derselben ertheilte.

---

[1]) Vergl. Beilage Nr. 218.

[2]) Ein diese Ausgabe genau facsimilirender Neudruck ist jetzt nach dem in der Biblioteca Vittorio Emanuele befindlichen Exemplar herausgegeben worden. Pacini hat vier mit diesen Illustrationen versehene Ausgaben der Trionfi, nämlich 1499, 1508, 1508, 1514, alle äußerst selten, was ihre große Beliebtheit beweist.

Diese Concession beseitigte zwar die Concurrenz auf dem Gebiet der Dogenrepublik, aber gewährte keinen internationalen Schutz, und schon im folgenden Jahre wurde diese Aldinische Ausgabe unverändert, obschon verschlechtert, im nämlichen Format in Frankreich, wahrscheinlich zu Lyon, nachgedruckt. Von dieser Aldine besitzt Hr. Fiske eins der zwölf auf Pergament auf Ansuchen des Herausgebers Pietro (nachher Cardinal) Bembo abgezogenen und auch zwei auf Papier gedruckte Exemplare. Dies ist auch das zweite Buch, das mit italienischen Cursivtypen gedruckt wurde. Das erste Buch, zu welchem man sich dieser Typen bediente, war der im Monat April 1501 gleichfalls von Aldo Manucci herausgegebene Virgil, während der Petrarca, wie schon erwähnt, drei Monate später erschienen ist. Hier finden wir ferner die äußerst seltene Ausgabe des Canzoniere und der Trionfi „gedruckt zu Bologna durch den discreten Mann Herrn Francesco da Bologna am 20. September 1516" durch ein schönes Exemplar vertreten. Daß dieser Francesco, und nicht Aldo Manueci, der Erfinder der Cursivtype gewesen sei, ist kaum mehr zu bezweifeln; aber seine von Rossi und anderen italienischen Gelehrten behauptete Identität mit dem Maler Francesco Francia (Raibolini) hat man bis jetzt nicht festgestellt.

Um sich einen klaren Begriff von der relativen Popularität der vier großen italienischen Dichter zu verschaffen, hat Prof. G. J. Ferrazzi in seiner Bibliografia Petrarchesca (Bassano 1877, S. 208) die Zahl der Ausgaben ihrer Hauptwerke seit dem ersten Erscheinen derselben tabellarisch zusammengestellt. In diesem sogenannten „comparativen chronologischen Spiegel" gesehen, nehmen sich „i quattro poeti" folgendergestalt aus:

Jahrhundert	Dante's Div. Com.	Petrarca's Canzon.	Ariosto's Orl. Fur.	Tasso's Ger. Lib.
XV.	15	34	—	—
XVI.	30	167	176	33
XVII.	3	17	38	101
XVIII.	31	46	64	115
XIX.	216	128	151	255
	295	392	429	504

Diese Tabelle beruht auf den Verzeichnissen von Marsand (1826) und Hortis (1874); aber wie ungenau solche Angaben sind und wie irrig die aus denselben gezogenen Schlüsse sein können, ergibt sich daraus, daß die Fiske'sche Sammlung mehr als 50 Ausgaben der Rime enthält, welche Marsand und Hortis unbekannt waren und deßhalb bei der obigen Zusammenstellung gar nicht in Anschlag gebracht wurden. Außerdem wird bei derartigen Berechnungen weder auf die Stärke der Ausgabe, noch auf die verschiedenen Auflagen, welche die Ausgabe eines beliebten Buches in kurzer Frist, sogar in einem und demselben Jahre erleben kann, Rücksicht genommen. Auffallend jedoch ist die fast völlige Vernachlässigung, in welche Dante während des 17. Jahrhunderts gerathen, und die merkliche Ebbe, die auch bei Petrarca und Ariosto, den Dichtern der Liebeslyrik und des romantischen Epos, gleichzeitig eingetreten ist. Bei Tasso dagegen, der über die Ereignisse der Kreuzzüge und das daraus hervorgegangene mittelalterliche Ritterthum den ganzen Zauber seiner zarten, wenn auch krankhaften Empfindungen und den berückenden Reiz seiner wunderbaren, wohlklingenden Sprache ausgegossen hat, zeigt sich von Anfang an ein stetiges Steigen bis auf den heutigen Tag, wo seine Popularität den höchsten Punkt erreicht und ihn, trotz des weitverbreiteten und künstlich gepflegten Dantecultus der Gegenwart, zum Lieblingsdichter seiner Landsleute macht.

Es würde zu weit führen, auf die Reichhaltigkeit der in der Villa Forini beherbergten Bibliothek an Ausgaben der Rime näher einzugehen. Es genügt, das Vorhandensein fast aller bisher erschienenen Gesammt- und Einzeleditionen, Anthologien u. s. w. zu constatiren. Hier sind auch die Commentare des Vellutello, Gesualdo, Dolce, Fausto, Bernardo Daniello, Pagello, Muzio, Muratori, Tassoni, Castelvetro, Camillo, Bembo, Soave, Zotti und anderer bis auf die weitschweifigen und wenig erbaulichen Auslegungen von Biagoli und die geistreichen und wirklich erläuterden Expositionen von Alfieri, Ginguené, Leopardi und Emiliani-Giudici. Unter den Ausgaben der Rime ist die 1790 bei Bodone in Parma in zwei prachtvollen Foliobänden erschienene die größte; die gedruckte Seite, ohne Einrechnung des sehr breiten Randes, ist $26^{7}/_{10}$ cm lang und 14 cm breit. Die kleinste Ausgabe dagegen hat Ongania 1879 in Venedig veröffentlicht; das Format ist 128° und die Seite innerhalb des Randes $3^{3}/_{5}$ cm lang und $2^{2}/_{3}$ cm breit; sie besteht gleichfalls aus zwei Bändchen, die mit zwei Portraits (Petrarca und Laura) und 36 Illustrationen geschmückt sind. Ein Anhang enthält sechs angeblich von Petrarca gedichtete Sonette, die G. Veludo 1870 entdeckte und herausgab (Venezia, Tip. S. Giorgio). Dieser niedliche Petrarchino ist doch ein Betrug, da er nicht mit Lettern auf redliche Weise gedruckt, sondern nach der 1784 bei Zatta in Venedig erschienenen Ausgabe durch die Phototypie hergestellt und vervielfältigt worden ist. Er ist in der That nur eine wohlfeile, auf die Täuschung und Ausbeutung des Publicums abzielende Nachahmung des berühmten, 1878 von den Gebrüdern Salmin in Padua verlegten Dantino, welcher bei der Pariser Weltausstellung desselben Jahres die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und die Bewunderung aller Bibliophilen mit Recht erregte. (Vgl. Hrn. Dr. Scartazzini's Aufsatz „Eine mikroskopische Ausgabe der Divina Commedia", Allg. Ztg. Beil. Nr. 284, 11. Oct. 1878. Das große Aufsehen, welches dieses typographische Liliput machte, ist daraus zu ersehen, daß der betreffende Artikel nicht nur von deutschen Zeitungen vielfach ausgezogen oder vollständig abgedruckt, sondern auch in fremde Sprachen übersetzt und durch ausländische Journale weit verbreitet wurde. Besonders haben sich die italienischen Blätter für die Sache interessirt und eine eifrige Thätigkeit nach dieser Richtung hin entfaltet.) Unter den mit gegossenen Typen gedruckten Ausgaben der Rime bleibt also die schöne Pickering'sche „diamond edition" (London 1822) bis jetzt die kleinste.

Ungewöhnlich stark vertreten sind die in Büchersammlungen selten anzutreffenden, sogenannten Nozze, d. h. die zur Feier von Hochzeitsfesten verfertigten und an die Freunde und Verwandten vertheilten Abdrücke einzelner Gedichte, Briefe oder sonstiger Schriften Petrarca's. Die alte, in Italien und besonders in der Romagna noch immer herrschende Sitte der Neuvermählten, ihre Lieblingsdichter auf diese Weise zu verwenden und sich durch dieselben besingen und verherrlichen zu lassen, ist jedenfalls ein Ueberbleibsel der römischen Epithalamien.

Daß es der Fisle'schen Bibliothek an den zahlreichen, in allen europäischen Sprachen existirenden Uebertragungen des Canzoniere nicht mangelt, darf man wohl als selbstverständlich voraussetzen. Als Seltenheiten sind die folgenden besonders hervorzuheben: eine Uebersetzung der sämmtlichen Triumphe von Henry Parker, Lord Morley (London, ohne Jahreszahl, aber jedenfalls vor 1555 gedruckt), Mrs. Anna Hume's „The Triumphs of Love, Chastitie and Death (Edinburgh, 1644) und die im Buchhandel als „anonymous 1777 Edition" bekannte Uebersetzung der „Sonnets and Odes", welche, wie Hr. Fiske mit großem Scharfsinn nachgewiesen hat, von Dr. John Nott herrührt. Vorhanden sind mehrere französische Uebersetzungen aus dem 16. Jahrhundert, darunter zwei aus dem Jahre 1538, von denen die eine mit eigenthümlichen Holzschnitten und

einem allegorischen Titelblatt verziert ist, dessen Darstellungen man für schlüpfrig halten konnte, wenn sie nicht symbolisch wären. Von den zwei Exemplaren der zu Venedig „en casa da Nicolao Beuilaqua“ 1567 erschienenen spanischen Uebersetzung ist eines, nach der Angabe auf dem Titelblatt, „por Salusque Lusitana“, und das andere „por Salomon Vsque Hebrea“ übersetzt worden. Im übrigen besteht zwischen den beiden Exemplaren nicht der geringste Unterschied. Der Uebersetzer war der durch andere Schriften bekannte, damals in Ferrara wohnhafte portugiesische Jude Salomon Usque, und es hat mit seinen zwei verschiedenen Benennungen offenbar die folgende Bewandtniß. Auf dem Titelblatt der in den Druck nach Venedig geschickten Handschrift schrieb er sich Sal. Vsque, eine Abkürzung, welche der Setzer in Salusque verwandelte. Sobald er diesen Umdruck bemerkte, ließ er ein neues, seinen vollen Namen und Stamm enthaltendes Titelblatt für die noch nicht abgezogenen Exemplare des Buches anfertigen.

Die einzige englische Uebersetzung des Canzoniere, die den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, ist die 1859 zu London erschienene und 1878 in „Bohn's Illustrated Library“ aufgenommene, sogenannte „Campbell's Translation“, welche jedoch nicht von dem Dichter Thomas Campbell herstammt, sondern ein aus verschiedenen, an Werth sehr ungleichen Einzelübersetzungen zusammengestoppeltes Machwerk ist, wozu die höchst ungenügende Campbell'sche Biographie Petrarca's als eine Art Einleitung dient. Eine wirklich tüchtige, aus einer Hand und wie aus einem Guß hervorgegangene, sich der deutschen von Karl Förster würdig an die Seite stellende Version des ganzen Canzoniere gibt es im Englischen nicht. Eine in jeder Hinsicht musterhafte Verdeutschung, so weit sie geht, bieten Julius Hübners „Hundert ausgewählte Sonette Francesco Petrarca's“ (Berlin, 1868).

Eine eigenartige und ziemlich umfangreiche Literatur bilden die Petrarchischen Apokrypha, die Nachahmungen des Dichters und die aus dem Canzoniere zusammengeflickten Centones. Bekanntlich hat Petrarca keine italienisch abgefaßten Prosaschriften hinterlassen. Die ihm beigelegte schon 1478, wieder 1507 und öfter zu Venedig gedruckte „Chronica delle vitte de pontefici ed imperatori romani“,[1]) sowie die an Leonardo Beccamuggi gerichtete, 1856 als „Nozze Marcello-Zon“ zu Venedig veröffentlichte „Lettera Valgare“ und das 1868 als „Nozze Bella Volpe-Zambrini“ zu Florenz erschienene Büchlein „Caso di Amore“ hat er gewiß nicht geschrieben.

Von gleich zweifelhafter Aechtheit sind die während der letzten 30 Jahre entdeckten und von Ghinassi, Thomas, Belubo, Berlan, Ancona, Ferrato, Capparozzo u. a. m. herausgegebenen Gedichte.

In Camillo Della Valle's Ekloge „Fillide“ (Milano, 1607) schließt jede Terzine mit einem Vers aus Petrarca. 1612 schrieb Fabio Cavosigli „L'Esiglio“, ein Gedicht in sechs Gesängen, in dem er die Endzeile jeder Stanze von Petrarca entlehnte. Im 17. Jahrhundert wurden derartige dichterische Spielereien massenweise verfertigt und galten für außerordentlich genial und kunstsinnig. Dazu kamen die eigentlichen Spiritualisationen oder erbaulichen Vergeistigungen und Nutzanwendungen der Petrarca'schen Dichtungen, wie z. B. Feliciano Umbruno's „Dialoga del dolce morire di Giesu Christo sopra le sei visiani di Messer Francesa Petrarca (Venedig, 1544), ein Werk, dem man die Ehre erwies, es auf den Index Tridentinus zu setzen.

[1]) Interessant ist die Quartausgabe von 1507 wegen einer auf die Entdeckung Amerika's durch Christophoro Colombo corsale di nazione genouese bezüglichen Stelle, die sie enthält.

Daß Petrarca's Liebe zu Laura eine rein geistige und platonische geblieben ist, daran kann kaum ein Zweifel sein; nicht aber seinen sittlichen Grundsätzen, sondern allein der strengen Tugend oder klugen Zurückhaltung der Angebeteten ist es zu verdanken, daß das Verhältniß diesen unschuldigen Charakter angenommen und beibehalten hat.[1]) Unter solchen Umständen verglühte die heiße sinnliche Leidenschaft des Liebenden und verklärte sich im Verlaufe der Zeit zu einer Art Andacht; er pries in Laura nicht mehr das schönste, wonnevollste Weib, sondern das nie alternde Ideal der Weiblichkeit, und die Worte, in welchen er diese mystische Verehrung und Vergötterung der Geliebten zum Ausdruck brachte, ließen sich leicht und ohne merkliche Aenderung auf die heilige Jungfrau beziehen. Daher kommt es, daß der Canzoniere eine bequeme und ergiebige Quelle wurde, woraus die Hymnendichter zur Verherrlichung der Mutter Gottes reichlich schöpften. In der That sind die Gedichte, welche Petrarca an die im fast überirdischen Glanz idealer Verklärung dargestellte Laura richtete, viel edler und geistiger aufgefaßt und mit grober erotischer Sinnlichkeit weniger behaftet als manche Lobpreisung der Madonna, wie sie z. B. in Pemble's Pietas Quotidiana vorkommen und in Italien von der religiösen Bruderschaft der Mammillari aber in Bayern bei der Andacht zu den heiligen Haaren Maria's vor hundert Jahren noch gesungen wurden.

Sehr früh fing man an, angeblich von Laura verfaßte Erwiderungsgedichte auf Petrarca's Rime zu schreiben, welche der Dame Gelegenheit geben sollten, die ihr beigemessenen Empfindungen dem Liebenden gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Diese Erdichtungen sind stilistisch und metrisch den betreffenden Petrarca'schen Sonetten und Canzonen genau nachgebildet, aber man merkt sofort den großen Abstand in Bezug auf Form und Inhalt zwischen der geschicktesten Nachahmung und dem unvergleichlichen Vorbild. Schon bei Lebzeiten Petrarca's wurde ein derartiges „I Sonetti, le Canzani et i Trionfi di Laura in risposta di M. Francesco Petrarca“ betiteltes Werk geschrieben, welches einen vollständigen der Laura angedichteten Canzoniere ausmachte und keinen anderen als des Dichters intimen Freund Stefano Colonna zum Verfasser hatte. Merkwürdigerweise kommt in diesen Erzeugnissen keine Zeile vor, welche auf die Lebensverhältnisse der untergeschobenen Dichterin anspielt oder zur näheren Bestimmung ihrer Persönlichkeit dient. Das Buch wurde zuerst 1552 und nachher mehrmals zu Venedig gedruckt. Der auf dem Titelblatt stehenden Angabe des Verfassers zufolge hätte er diese Gedichte, die aus dem Nachlasse der Madonna Laura in seine Hände gelangt sein sollen, bloß redigirt. In der Ausgabe von 1740 hat man diese fingirten Verse sogar einer kritischen Textrevision unterworfen, „ridotti alla buona leziane e da molti errari purgati“. Von den späteren Erdichtungen dieser Art dürfen vielleicht die von einer Römerin Pellagra Bongiovanni abgefaßten „Risposte a nome di Madonna Laura“ (Roma 1762 und Milano 1763) als die gelungenste angesehen werden.

Die Laura-Literatur ist sehr bändereich und zum größten Theil höchst ungereimt und unsinnig. Im Jahre 1547 veröffentlichte zu Mailand ein Dichterling Namens Spina „Il bel Laurito“ zur Lobpreisung Laura's. 1581 erschien zu Florenz „Discorso della Grandezza et felice fortuna d'vna gentilissima et graziosissima Donna; qual fù M. Laura. Di M. Francesco De' Vieri, detto il Verino Seconda, Dottora e Lettore puplico della philosophia ordinaria et cittadino Fiarentino“. Das Buch besteht aus

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Zu der Liebeslyrik und den patriotischen Liedern Petrarca's“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 196, 25. August 1893.

fünf Capiteln, die folgende Titel führen: I. Laura's Zustand, ehe sie auf die Welt kam; II. Laura's Geburtszustand; III. Laura's Zustand, während sie auf der Erde lebte; IV. Laura's Zustand zur Zeit, als sie starb; V. Laura's Zustand, nachdem ihre Seele in den Himmel gefahren ist.

Petrarca's Liebe zu Laura hat ferner auch den Stoff zu einer großen Anzahl von Dramen geliefert. Unter diesen Stücken zeichnet sich Alberto Nota's „Petrarca und Laura" durch die Einfachheit und Natürlichkeit der Gespräche und der Knotenlösung ganz besonders aus. Ugo de Sade treibt das allerliebste Handwerk eines eifersüchtigen Gatten, wird aber durch Colonna eines besseren belehrt. Schließlich von der Treue seiner Gemahlin überzeugt, versöhnt er sich mit dem sie leidenschaftlich und allzu auffällig anbetenden Dichter. Das in fünf Aufzügen abgefaßte Drama wurde im Teatro Carignana zu Turin, 21. bis 23. Juli 1832 zuerst gegeben und im vierten Band der „Commedie del Sig. Cav. Avvocato Alberto Nota" zu Mailand 1837 gedruckt.

„Petrarca. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von der Verfasserin der Charlotte Corday" (Hamburg, 1806). Ferrazzi in seiner Bibliografia Petrarchesca (p. 92) begeht einen unbegreiflichen Irrthum, indem er das Drama der Charlotte Corday selber zuschreibt. Die Dichterin war Christine Westphalen (geb. v. Axen), deren „Charlotte Corday" 1804 zu Hamburg erschien. In beiden Dramen herrscht das lyrische Element entschieden vor. In „Petrarca. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen" von Friedr. Ludwig Halirsch (Leipzig, 1823) ist der Schauplatz auf Hugo v. Sade's Villa zu Vaucluse und in deren Umgebung. Am Schluß der 2. Scene im 2. Act hängt Laura dem vor ihr knienden Boccaccio eine Kette mit dem Portrait Fiammetta's um den Hals und sagt:

„Nehmt sie, und möge sie euch treu begleiten,
Ein frommes Amulet im Lebenssturm.
Euch liebt sie nun euch wird sie ewig lieben,
Wenn sie euch nie auch zugehören darf:
Das denkt, so oft ihr diese Züge schaut."

Petrarca tritt bei diesen letzten Worten ein, die er auf Laura's Bekenntniß ihrer Liebe für Boccaccio deutet, dringt auf ihn ein mit dem Ruf:

„Zieh' und vertheidige dich, Erbärmlicher!"

Laura tritt dazwischen und erklärt den wahren Sachverhalt, worauf der reuige Petrarca zu ihren Füßen sinkt und um Verzeihung bittet. Petrarca wird hier als ein schwärmerischer, aufbrausender Jüngling dargestellt, dessen Ungestüm Boccaccio folgenderweise entschuldigt:

„Petrarch' ist noch in voller Jugendkraft,
Sein Leben ist ein ungepflügtes Feld."

Gegen diese Darstellung dürfte man wohl mit gutem Fug einwenden: 1. War Petrarca neun Jahre älter als Boccaccio, der von seinen Jugendfehlern mit solcher väterlichen Nachsicht redet. 2. Waren Petrarca und Boccaccio nie zu gleicher Zeit in Vaucluse. 3. Ist Boccaccio erst im Jahre 1354 nach Avignon gekommen, als der fünfzigjährige Petrarca sich in Mailand aufhielt und Laura schon sechs Jahre todt war. Unsres Erachtens hat Hr. Halirsch in diesem Schauspiel einen ungebührlichen Gebrauch von der dichterischen Freiheit gemacht; mit bekannten literarischen Persönlichkeiten und historischen Begebenheiten dürfte man überhaupt in dieser alles verdrehenden Weise nicht umgehen. Der berühmte britische Feldherr, der Herzog von Marlborough, pflegte zu sagen, er habe seine Kenntniß der englischen Geschichte ausschließlich aus Shakespeare's Dramen geschöpft; aber wirkliche Belehrung aus solchen Quellen ist nur möglich, wo der Dichter die geschichtlichen Charaktere und Ereignisse in ihren Hauptzügen der Wahrheit gemäß zur Darstellung bringt.

Einen viel ärgeren Verstoß gegen die Chronologie läßt Alphonse de Lamartine sich zu schulden kommen, der den Petrarca schildert, wie er, bei der ersten Trennung von Laura, am Grabe Tasso's steht und sich allerlei gefühlvollen, mit Bedauern erfüllten Erinnerungen an die Geliebte hingibt. Der Umstand, daß Petrarca 170 Jahre vor Tasso's Geburt gestorben ist, scheint dem französischen Romantiker von keinem Belang zu sein; über solche Kleinigkeiten setzt er sich hinweg und läßt sich dadurch in seinen empfindsamen Betrachtungen nicht stören.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das kaschubische Sprachgebiet. Nachdem ostgermanische Stämme (Turciliager u. a.) bei Beginn der Völkerwanderung die Südküste des baltischen Meeres verlassen hatten, drangen slavische Siedler nach Pommern vor, breiteten sich zwischen Oder und Pasleque aus und bildeten bis ins 13. Jahrhundert hinein die Hauptbevölkerung von Mecklenburg und Pommern. Unter Boleslaw dem Guten wurde Pommern erst deutsch. Die Slaven führten die Namen Wenden und Kaschuben, ohne daß genaue Unterschiede sprachlicher, räumlicher oder ethnographischer Art festzusetzen sind; am meisten kann noch der Unterschied geltend gemacht werden, daß die östlicher Wohnenden Kaschuben, die westlich und südlich Wohnenden Wenden genannt werden. Die wendische Sprache starb schnell aus, 1404 starb auf Rügen die letzte Slovin, im 18. Jahrhundert waren nur noch wendische Gebräuche bei den Nachkommen jener alten Slaven zu finden, die Sprache war der plattdeutschen gewichen. Zäher hielten die Kaschuben an Volksthum und Sprache fest. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts gehörten noch alle Kirchspiele der Kreise Lauenburg, Bütow und selbst Stolp dazu, in Stolp stellte man noch zu jener Zeit an der Altstädtischen Kirche der Kaschuben wegen einen zweiten Prediger an. Michael Pontanus (1578—1654), der einzige namhafte kaschubische Schriftsteller, bekleidete dies Amt. Er übersetzte den lutherischen Katechismus, die Leidensgeschichte, die Psalmen und dichtete Kirchenlieder in kaschubischer Sprache. Noch kaschubische Gesangbücher erschienen. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war das Sprachgebiet schon sehr zusammengeschrumpft und kein neues Literaturwerk entstanden. Wobeser meint 1779, daß noch in ganz Lauenburg und Bütow neben dem Deutschen schlecht polnisch als kaschubisch gepredigt werde, in Stolp aber nur noch rechts um den Lupow. Eigentlich kaschubisch seien aber nur noch die Kirchspiele Glowitz, Zezenow und theilweise Stojentin. Die Umrandung des Sprachgebiets bildete eine Linie von Rowe am Gardesee über Wobesde und Zezist nach Bütow und zur Provinzialgrenze und dann diese selbst. 1820 war der Süden der drei Kreise ein deutsch geworden, 1860 zog sich nur noch ein schwach bevölkerter, 2—3 Meilen breiter kaschubischer Landstrich vom Ostufer des Gardesees bis nach Osseken an der Ostgrenze der Provinz; die Deutschen hatten das kleine Sprachgebiet tafelförmig umschlossen und eine Scheidewand gegenüber den Polen ans Niederpalen in Westpreußen geschaffen. 1870 waren noch die Kirchspiele Schmolsin, Glowitz, Zezenow und Charbrow übrig geblieben; 1871 schied Charbrow aus, 1884 Zezenow, wo der durch seine kaschubischen Predigten bekannte Pfarrer Ziegler seit 1876 nur noch einige male Abendmahl in jener Sprache zu halten Veranlassung hatte. Schmolsin hatte seit 1832 keine kaschubische Predigt mehr gehört, einige entfernte Dorfhäuser in den Klukken sind aber noch jetzt kaschubisch. Sie gingen, da der Pfarrer Edelbüttel des Kaschubischen nicht kundig war, gern nach Glowitz zur Kirche, dem Metka der Kaschuben. Hier fand 1886 die letzte kaschubische Communion statt, an der sich im Laufe des Jahres im ganzen 18 Personen betheiligt hatten. Heute verstehen alle Kaschuben deutsch und alle bis auf ein paar alte stumpf gewordene Leute können auch deutsch reden. Von diesen abgesehen, sind 200 Personen nach ihrer Muttersprache mächtig. Die wenden sie aber nur an, wenn sie unter sich etwas verhandeln, was ein Deutscher nicht hören soll. Auch beim Gruß und bei der Fischerei auf dem Lebasee erklingen noch kaschubische Worte. Es sind nur noch drei Dörfer übrig, in denen dies der Fall ist. Sie liegen am Südufer des Lebasees. Fast ausgestorben ist der slovinische Laut schon in Czarnowöle; Gieschitz mit fast 1000 Einwohnern war vor 10 Jahren fast rein kaschubisch, durch Auswanderung und Nachzug Deutscher bietet es heute fast nichts

Abweichendes von anderen reindeutschen Orten; am ehesten noch im dazugehörigen Fuchsberg oder Giesebitzer Moor. Dagegen hat sich kaschubisches Wesen in merkwürdigem Gepräge, unterschieden von der Umgegend, in den Kluken erhalten. Ueber diese Kluken wird eine gesonderte Betrachtung in einer späteren Nummer der Beilage erscheinen. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß man gegenwärtig den Namen Kaschuben auf die westpreußischen Niederpolen in der Neustädter, Danziger, Berenter und Arthauer Gegend übertragen hat; demgemäß reden einzelne Lehrbücher von 180,000 Kaschuben; in diesem Fall betrachtet man die Lebakaschuben nur als Anhängsel. Demgegenüber muß daran festgehalten werden, daß die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts nur die evangelischen Slaven in Pommern Kaschuben nannten, noch heute thun dies Forscher, wie Neumann, Knoop u. A. In Pommern nennt man jene Niederpolen, Polacken oder Katholische. Ihre Sprache ist der lebakaschubischen am nächsten verwandt, beide wieder ähneln dem Polnischen sehr. Auch darüber sollen bei Gelegenheit der Berichte über die Kluken Mittheilungen folgen. Dr. F. Tetzner.

* **Tübingen.** Der zum Lector der englischen Sprache an unserer Universität ernannte Prof. Dr. Flügel an der Leland-Stanford-Universität zu Palo Alto in Californien ist seiner Stelle gnädig wieder enthoben worden.

St. **Frankfurt**, 21. Sept. 68. **Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.** Nachdem gestern Abend in den festlich geschmückten Räumen des „Saalbau's" die offizielle Begrüßungsfeier stattgefunden hatte, wurde heute Vormittag die erste allgemeine Sitzung abgehalten. Eine zahlreiche Versammlung, die durch die in den Logen und auf der Galerie placirte Damenwelt noch verschönert wurde, hatte sich zu dieser „Frankfurter wissenschaftlichen Gedankenmesse" eingefunden. Von medicinischen und naturwissenschaftlichen Autoritäten bemerkten wir u. a. Virchow, Jolly und Waldeyer (Berlin), Credner (Leipzig), Recklinghausen (Straßburg). München war heute noch schwach vertreten; wir sahen a. Ziemssen, v. Ranke, Buit, H. Buchner und wenige andere. Die Kaiserin Friedrich beehrte die Versammlung mit ihrer Anwesenheit.

Die einführende Rede hielt Geheimrath Prof. Dr. **Schmidt-Metzler** (Frankfurt). Nach einem Rückblick auf die wissenschaftliche Vergangenheit der Stadt Frankfurt führte er aus, daß die Versammlung das drittemal in dieser Stadt tage. Es fand hier die 4. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1825 und die 46. im Jahre 1867 statt. Die Forschung ist mit der Zeit von der naturphilosophischen zur eigentlichen naturwissenschaftlichen Methode übergegangen. Redner erinnerte dann an die neuesten Resultate der Forschung, wie die Entdeckungen Kochs, Listers und Röntgens. Er schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf Kaiser Wilhelm II., den Schirmherrn des Friedens und den Förderer der Wissenschaft. Im Anschluß hieran wurde ein Huldigungstelegramm an den Kaiser abgesandt. Es folgten Begrüßungsansprachen. Sodann nahm das Wort Geheimrath **Ziemssen** (München), der I. Vorsitzende, zu einer Schilderung der Entwicklung der Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten. Es haben sich in dieser Zeit viele Disciplinen von dem Verein abgespalten und besondere Gesellschaften gegründet; allein dies liegt in der expansiven Entwicklung der einzelnen Wissenschaften. „Die Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte wird das Haus bleiben, zu dem die Söhne und Töchter am Jahrestage wieder zurückkehren, um das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu stärken und sich als Theile eines Ganzen zu fühlen." Hierauf gelangten einige Telegramme und Begrüßungsschreiben zur Verlesung. An Fridtjof **Nansen**, der der Einladung aus Gesundheitsrücksichten nicht hat Folge leisten können, wurde folgendes Telegramm abgesandt: „Dem unerschrockenen Polarfahrer sendet nach glücklicher Heimkehr aus den Gefahren des Eismeeres wärmste Grüße die 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte und beglückwünscht ihn zu seinen unvergleichlichen Ergebnissen." Auch der Astronom **Galle** (Breslau), der jetzt vor 50 Jahren den Neptun entdeckte, wurde durch Absendung eines Telegramms geehrt.

Den ersten Vortrag zur wissenschaftlichen Tagesordnung hielt Prof. Dr. **Hans Buchner** (München) über das Thema „Biologie und Gesundheitslehre": Wie sich die Thiere bei Ausbruch eines Unwetters ängstigen, so wird der Mensch bei plötzlichen Störungen seiner Gesundheit erschreckt. Aber er rafft sich auf, seinen Feinden zu begegnen. Aus solchen Bestrebungen ist die Hygiene erwachsen. Aber sie bekämpft auch allmähliche Schädigungen der menschlichen Gesundheit, wie z. B. den Gebrauch des Alkohols, die Gefahren des Staubes; weiter lehrt sie uns die Nachtheile der Ueberanstrengung des Geistes kennen. Doch die Hygiene soll nicht nur verhüten und so negativ wirken, sie soll auch befähigt sein, die Schädlichkeiten des Daseinskampfes zu compensiren, positiv wirksam zu sein. Die Berechtigung zu dieser Forderung entnimmt Redner der Biologie, die uns über Leben und Lebensweise Aufschluß verschafft; sie, in Verbindung mit der Gesundheitslehre, lehrt uns, daß Uebung die Körperkräfte erhöht und ihre Verwerthung erleichtert. Das organisirte Leben ist kein bloßer Mechanismus; dieser ist nur die Grundlage; es kommt hinzu die Reizbarkeit, die Erregbarkeit, die der ganzen Natur innewohnt. Der Begriff Reizbarkeit bedeutet eine Nervenerregung; und diese finden wir schon bei der Pflanze; sichtbar in den Erscheinungen z. B. des Geotropismus, des Heliotropismus und unsichtbar in noch größerem Maßstabe in den Erscheinungen bei den Vorgängen des Wachsthums und der Vermehrung. — So spielt auch bei allen thierischen Zellen die Reizbarkeit eine Rolle; besonders wichtig und interessant sind hier die sog. Wanderzellen im menschlichen Körper, die weißen Blutkörperchen. Sie reagiren auf Nahrungsreize, ja es kommt ihnen sogar ein Auswahlvermögen zu. Man hat dies als positive und negative Chemotaxis bezeichnet. Im höheren Organismus kommen fortwährend Reizwirkungen durch Vermittelung des Nervensystems zu Stande. Hunger, Durst, Lust- und Unlustgefühl sind normale Lebensreize. Diese Reizungen sind die Auslösungsvorrichtungen, die den Mechanismus in Gang setzen. Der lebende Organismus ist ein Kunstwerk, bestehend aus einer Unzahl sein in einander greifender Mechanismen und Auslösungen. Aber in das innerste dieser Mechanismen dringt unser Blick nicht, deshalb kann der lebende Organismus nicht künstlich hergestellt werden. Die Widerstandsfähigkeit des Organismus beruht auf gewissen in ihm selbst hergestellten Schutzstoffen, den Alexinen; dies sind eiweißartige Stoffe, die nach M. Hahn (München) aus den Blutkörperchen hervorgehen. Das Zweckmäßige in der Natur scheint uns immer selbstverständlich, das Unzweckmäßige bedarf einer Erläuterung. So scheinen uns die Krankheiten eine Laune, eine Verirrung der Natur zu sein, und doch stellen sie nur Kämpfe des Organismus mit unsichtbaren Feinden dar. So sind Fieber, Entzündung, Eiterung, wie der Vortragende schon vor 20 Jahren behauptete, nur Heilbestrebungen der Natur. Gibt es eine Erklärung für diese Zweckmäßigkeit? Darwin hat versucht, sie in der Lehre vom „Kampf ums Dasein" zu geben. Aber dies trifft nach der Ansicht des Redners nicht zu. Die Natur verfährt nicht wie ein Quacksalber, sie schafft nicht ins Blaue hinein, sondern von vornherein sind die nach eigenen inneren Bedingungen entwickelten Gebilde zweckmäßig; es kann nur darauf ankommen, ob sie den jeweiligen äußeren Bedingungen genügen. Und hier erst setzt der Kampf ums Dasein ein. Mit der Zweckmäßigkeit im engen Zusammenhang steht die Anpassung. Wenn wir eine Pflanze versetzen, sie unter veränderte Daseinsbedingungen bringen, so braucht sie nicht zu Grunde zu gehen, sie kann sogar besser wachsen und gedeihen als früher, indem sie sich den neuen Umständen anpaßt. Der gebrochene Knochen hat nach seiner Heilung ein festeres Gefüge, der entlaubte Stamm hält dem Winde besser Stand als früher, da er noch in Blüthe stand. Dies alles beweist uns unumstößlich, daß es eine positive Hygiene gibt, die einzig und allein in der Uebung liegt. Der Degeneration müssen wir eine Regeneration entgegensetzen. Redner schließt seine interessanten Ausführungen mit der Aufforderung, die Jugendspiele nach Möglichkeit zu fördern und zu heben; nur so könne die Kraft Deutschlands erhalten werden.

Als zweiter Redner sprach Wirkl. Geh. Admiralitätsrath Prof. Dr. G. **Neumayer** (Hamburg) über „Durchforschung der Südpolarregion". Auf die Nansen'sche Expedition eingehend, betont der Vortragende, daß es verfehlt sei, wolle man schon jetzt ein endgültiges Urtheil über die Erfolge dieses Forschers fällen. So viel aber sei gewiß, daß er sehr Großes erreicht habe. Besonders habe er sich ein Verdienst erworben dadurch, daß er die Methode gezeigt habe, nach der man im hohen Norden vorgehen könne, daß er gezeigt habe, was Muth und Opferwilligkeit fertig zu bringen im Stande sind. Redner schildert, wie er vor ganz kurzer Zeit mit dem berühmten Geologen und Physiker Henrik Mohn von Christiania in Paris zusammengetroffen sei und wie dieser dieselben Ansichten, wie er selbst geäußert habe. Jetzt aber sei ein anderes neues Ziel zu erstreben, die Erforschung der Südpolargegend. Vor 2 Jahren trat eine Commission ins Leben, die sich mit der Frage beschäftigen sollte; auf dem Geographentag in

Bremen wurde dann der Wunsch ausgesprochen, daß dieses Jahrhundert nicht zu Ende gehen möge, ohne daß man in dieser Sache um ein bedeutendes Stück weiter gekommen sei. Weltverkehr und Handel haben ein großes Interesse an der Erforschung jener Länder. Die wissenschaftliche Bedeutung ist über jeden Zweifel erhaben. „Jede Schärfung unserer Kenntniß in dieser Beziehung wird eine Stärkung unseres Nationalwohles in praktischer Hinsicht zur Folge haben. Es ist richtig, daß man anerkenne, daß der deutschen Jugend, die sich für maritime Zwecke ausbildet, ein Ziel gegeben werde, sich auszuzeichnen nach dem Beispiele Nansens."

Den dritten Vortrag hielt Geh. Hofrath Dr. R. Lepsius (Darmstadt) über „Cultur und Eiszeit". Der Mensch wanderte in Europa ein am Ende der Diluvialzeit, d. h. der zunächst vor der historischen Zeit liegenden Periode; in der vorhergehenden Tertiärzeit sind noch keine menschlichen Spuren nachweisbar. Die damals einwandernde Race unterschied sich äußerlich kaum von der heute lebenden Generation; es waren kräftige und geistig begabte Leute. Europa befand sich in der Eisperiode. Es sind 3 Eiszeiten in den Alpen nachgewiesen, die durch zwei interglaciale Perioden von einander getrennt waren. Die Haupteiszeit war die mittlere; damals war der größte Theil Europa's von einer Eisdecke überzogen. Der älteste Mensch erscheint erst nach dieser Zeit; er lebte zusammen mit dem Mammut, dem Höhlenlöwen, dem Nasenrhinoceros u. s. w. Die Wälder bestanden zumeist aus Lärchen und Ahornen. In der letzten Eiszeit blieb Mitteleuropa eisfrei. Aber trotzdem mußte sich der Mensch in Höhlen zurückziehen. Die Fauna war subarktisch; denn das vorherrschende Thier war das Rennthier; außerdem lebten damals Bisam, Schneehuhn, Rhinoceros ꝛc. Europa hatte damals eine Temperatur, wie sie heute in Nordsibirien herrscht. Jetzt ist das Klima wärmer in Folge des Golfstroms, der aus dem Busen von Mexico kommt. Die Menschen jener Periode werden als „Menschen der älteren Steinzeit" im Gegensatz zu denen „der jüngeren Steinzeit" bezeichnet, die bereits polirte Steinwerkzeuge und Waffen hatten. Auch gehören hierhin die Pfahlbauten in den schweizerischen und bayerischen Seen. Bald erschienen zahme Hausthiere; Netze und Gewebe, sowie Bernsteinfunde beweisen die Kunstfertigkeit sowie die Handelsbeziehungen zum fernen Osten. Vielleicht wanderte nun eine zweite Race, die indogermanische, von Osten ein. Diese brachte die Metalle mit; zunächst das Kupfer, dann die Bronze und zuletzt das schmiedbare Eisen. Redner kommt nun zur Culturentwicklung der Aegypter und Griechen und erörtert die Entdeckungen, die die vergleichende Sprachwissenschaft der Forschung jener Zeiten zugefügt hat. Dann übergehend zu den klimatischen Veränderungen, die seit jener Zeit in Nordafrika und Vorderasien stattgefunden haben, spricht er die Ansicht aus, daß nur hierdurch die Verschiebung der höheren Cultur nach dem Norden bedingt worden sei. Wie im Süden die Temperatur stetig gestiegen ist und zur Erschlaffung führte, so hat die Wärme des Nordens seit der Eiszeit langsam, aber stetig zugenommen und der Cultur Eingang verschafft. „Darum wollen wir uns unsres regenreichen Sommers und unsres kalten Winters freuen; denn wie stammen aus der Eiszeit, und Schnee und Eis das sind die Elemente, aus denen wir wie aus einem unerschöpflichen Born jedes Jahr unsre körperlichen und geistigen Kräfte erneuern."

Nachmittags wurden die 30 Abtheilungen der Versammlung eröffnet, für die im ganzen 644 Vorträge und Demonstrationen angemeldet sind.

Die wissenschaftliche Ausstellung, die, mit der Naturforscherversammlung verbunden, gestern hier eröffnet wurde, ist zwar nicht sehr ausgedehnt, aber bietet in gedrängtem Raum das neueste auf medicinischem, naturwissenschaftlichem und hygienischem Gebiete. In 12 Abtheilungen werden uns interessante Neuigkeiten vorgeführt. Der Verein abstinenter Aerzte des deutschen Sprachgebiets hat eine Ausstellung alkoholfreier Ersatzgetränke veranstaltet; die Firmen Dr. Hilgenberg in Kassel, Nägeli in Mainz erregen Stutze, die sich den alkoholischen Getränken würdig an die Seite stellen lassen. In der Abtheilung für Chirurgie und Geburtshülfe finden wir Instrumentensammlungen der Firmen Eschbaum in Bonn, Weil in Frankfurt, Cassel in Frankfurt u. s. w.; fernerhin zahlreiche orthopädische Apparate, Krankenzimmereinrichtungen ꝛc. Die Abtheilung für Nerven- und Irrenheilkunde, die mit der Abtheilung für Mikroskopie verbunden ist, zeigt uns zunächst Modelle berühmter Irrenanstalten, wobei besonders die Nachbildung der Anstalt des Dr. Kahlbaum in Görlitz auffällt. Die Irrenanstalt von Gießen bringt unzerreißbare Kleider für tobsüchtige Kranke, die neue Eß- und Trinkgeschirr aus Brodteig für dieselbe Art von Geisteskranken. Auch die Handarbeiten der dortigen Irren, wie Holzschnitzereien, Lederarbeiten ꝛc. sind ausgestellt. Reiniger, Gebbert u. Schall, Erlangen und Braunschweig (Frankfurt a. M.) führen die neuesten elektro-therapeutischen Apparate vor; Leitz (Wetzlar) stellt Mikroskope neuester Construction aus. Außerdem müssen hier noch einige private Ausstellen erwähnt werden. Prof. Dr. Edinger (Frankfurt) und Prof. Dr. Schulze (Würzburg) mit wunderbar ausgeführten Gehirnschnitten, cand. med. Albert Stein (Frankfurt) mit einem Apparat zum Verschluß eines Auges beim Mikroskopiren. Besonders reichhaltig ist die Abtheilung für Militärsanitätswesen. Das preußische Kriegsministerium hat hier sämmtliche Verbandmaterialien, Krankenwagen und Instrumentarien für Feldlazarethe ausgestellt. Dr. Jacoby (Bayreuth) schickt das Modell einer Tragbahre, Dr. Karl Mayer (Frankfurt) und Architekt Roehm einen sehr sinnreichen Tragbahrenwagen, der gleichzeitig zum Transport von Kranken und Medicamenten dient. Die Abtheilung für Zahnheilkunde bringt Betäubungsmittel, künstlichen Zahnersatz von Wienandt (Pforzheim), sowie Operationsstühle von Eith (Frankfurt). Die Abtheilung für Röntgen-Photographie zeigt, in wie hohem Maße dieser neue Zweig der Wissenschaft innerhalb eines Jahres bereits Fortschritte gemacht hat. Wir finden Aufnahmen aller möglichen Knochenerkrankungen, ja sogar Skeletphotographien ganzer Menschen. Besonders zeichnet sich hier aus die chirurgische Abtheilung des Hamburger Krankenhauses. In der Abtheilung für Ohrenheilkunde finden wir zahlreiche anatomische und pathologische Präparate von Dr. Fohsen (Frankfurt). Ferner die neuesten laryngologischen Instrumentarien von Krauth (Hamburg), Steiner (Frankfurt) u. s. w. Die zoologische Abtheilung demonstrirt die neuesten Conservirungsmethoden an der Hand von Sammlungen der biologischen Anstalt in Helgoland, sowie des Senckenbergischen Vereins zu Frankfurt. Eine große Halle spielt hier das neu eingeführte Formol. Die entomologische Ausstellung zeigt prächtige, von verschiedenen Vereinen ausgestellte Schmetterlingssammlungen. Sehr Interessantes bietet die Abtheilung für Tropenhygiene. Wir finden hier alles, was irgendwie zu den Expeditionen in den tropischen Ländern in Beziehung steht. Burroughs, Wellcome u. Co. in London stellen Medicamente, Taschenapotheken ꝛc. aus. Die Medicamente werden von dieser Firma besonders in Tablettenform geliefert. Lindner u. Osterdinger (Frankfurt) bringen tropischer Kleidung. Ferner finden wir eine ganze Zelteinrichtung, wie sie in den Tropen gebraucht wird. Zum Schluß ist noch die Jenner-Centenarausstellung erwähnt, die kurz einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung des Impfwesens seit 100 Jahren gibt.

* **Paris.** In der Sommerfrische zu Venteuil starb am 18. d. M. der hervorragende Physiker Armand Hippolyte Louis Fizeau, geb. 1819 in Paris, seit 1860 Mitglied der Académie des sciences. Seine Arbeiten bewegten sich auf den Gebieten der Optik, der Wärmelehre und der Elektricität, besonders zeichnete er sich durch exacte, zumtheil neu erfundene Methoden der Messung aus. 1856 trug er den großen Preis des Instituts davon für eine Untersuchung über die Geschwindigkeit des Lichts, welche die 1675 von Olav Römer auf astronomischem Wege ermittelten Resultate bestätigte. Ebenso erfolgreich behandelte er die Ausdehnung fester Körper, insbesondere auch der Krystalle, durch die Wärme.

Neues Katalog: Autographen und Urkunden des Dr. Edmund Schebek. Versteigerung durch J. A. Stargardt, Berlin, 5. bis 10. Oct. 1896.

In zweiter bis zum Jahre 1896 ergänzter Auflage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Uebersetzung der Absolutorialaufgaben

aus der französischen und englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns

von

Dr. W. Steuerwald, Gym.-Professor in München.

M. 1.20, carton. M. 1.40. [13019]

Jos. Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 24. September. Nummer 221.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Neue Berliner Romane. — Die Bücherſchätze eines amerikaniſchen Bibliographen. VII. (Schluß.) Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neue Berliner Romane.

S.S. Unter der großen Anzahl von Erzeugniſſen des deutſchen Büchermarktes, die ſich als Berliner Romane geben, ſind nur wenige, die das Eigenthümliche, das Specifiſche des Berlinerthums voll zum Ausdruck bringen. Die meiſten haften an der Oberfläche und führen uns Typen vor an Stelle von Individualitäten, auch iſt es gewöhnlich die gleiche enge Geſellſchaftsſchicht, die wir in den verſchiedenen Büchern antreffen. Echte Berliner Romane, wie ſie uns Meiſter Fontane gegeben hat, finden wir in der zeitgenöſſiſchen Literatur kaum ein zweitesmal wieder; bei ſeinen Geſchichten hat man ununterbrochen den Eindruck, daß er den Boden kennt, auf dem ſie gewachſen ſind, und daß er nicht bloß in den eleganten Villen von Berlin W, ſondern auch in den Quartieren der kleinen Leute daheim iſt. Was in den Geſchichten anderer Autoren vorgeht, das bietet wohl häufig peinlich genaue Ortsbeſchreibungen, aber dem Weſen nach ſind die Menſchen keine anderen, als ſie auch in anderen Großſtädten ſich vorfinden.

Ein Berliner Roman von der Art, wie ihrer in der letzten Zeit gar manche entſtanden ſind, benennt ſich „Ein Schlagwort der Zeit“ von Fedor v. Zobeltitz.[1]) Das Schlagwort der Zeit iſt das Moderne, das Moderne mit den Gänſefüßchen, über das eine der Hauptfiguren des Buches, der junge Graf Diehmen, in einem Briefe an ſeine Schweſter ſcharf aburtheilt: „Ich laſſe es mir gefallen, wenn man darunter den friſchen und kräftigen, lebenverjüngenden Pulsſchlag verſtehen will, der den beſten Theil der neueren Generation beſeelt und auch Kunſt und Wiſſenſchaft ihrer veralteten Formen entkleiden und einer zweiten Jugend zuführen will. Die Welt aber, die ſich heut zur modernen rechnet, beſitzt den Pulsſchlag der Jugend nicht; ſie begeht eine Fälſchung, wenn ſie ſich alſo nennt und täuſcht damit nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch andere. Ich habe unſre „Modernen“ kennen gelernt — die echten und die Modernen in Gänſefüßchen. Kraft und Begabung hier, ſchäumende und überſprudelnde bisweilen, elementare und unausgegorene, doch immerhin volle Kraft — nervöſer Ueberreiz und fiebriges Haſchen nach verbotenen Reizen, krankhaftes Empfinden und Verlangen nach neuen Senſationen auf der anderen Seite. Gibt es kein Erſatzwort für das profanirte „modern?“ — Der Verfaſſer predigt die Rückkehr zur Einfachheit, zur Natur, geißelt das Rennen und Jagen nach Genuß und Gewinn und ſtellt den Sumpfpflanzen der Großſtadt in ſeinen Figuren vom Lande gewinnende und ſympathiſche Menſchen gegenüber. Die Vertreter des Modernen kommen im ganzen im Vergleich zu den Schlichten und Einfachen, die am Alten feſthalten, ſchlecht weg. Im übrigen treffen wir in dem Buche eine ganze Anzahl von guten Bekannten. Dazu gehört der Künſtler Schelluer mit dem großen Genie und dem mangelnden ſittlichen Halt, der raſtlos vom Berufs- und Geſellſchaftsleben hin- und hergehetzte Architekt Berkow, dem keine Zeit bleibt, ſich ſeines ſchönen Heims und ſeiner Familie zu erfreuen, ſeine niedliche, plötzlich ſo unnachſichtig gewordene Frau Sidonie; die Bankiers, Künſtler, Lebemänner und Lebefrauen, wie ſie ſchon ſo oft gezeichnet wurden, ſind in verſchiedenen Typen vertreten. Etwas altmodiſch romanhaften Eindruck macht der verbrecheriſche Bankier Rothwyl mit ſeiner angeblichen Nichte Dora Banmeer. Dieſer Gefallenen mit dem rein gebliebenen Herzen ſteht als grundverdorbenes, modernes Genußweib die junge, in den Salons vielbegehrte Kitty Baranius gegenüber. In dieſes Milieu, das dem von „Sodoms Ende“ ähnelt, tritt der junge, friſche Maler Graf Carlot Diehmen, der ſich aber aus dem Schlamm befreit und alle Ausſicht auf eine glückliche Ehe mit ſeiner etwas conventionell gediehenen Liebſten hat. Manche andere Figuren machen den Eindruck, als ſeien ſie genau der Wirklichkeit nachgebildet, ſo der brave, etwas philiſtröſe Maler Volte, der Heldendarſteller Elimar Teubner, der Maler Kurt Knutſen. . . . Rein und naiv iſt in dem Getöſe der Großſtadt der Dichter Halm geblieben und unverdorbene friſche Luft athmen wir auf dem Lande, wo Carlots Schweſter Hertha haust. Die dort ſich abſpielenden Scenen ſind voll fröhlichen Humors; und ganz allerliebſt iſt die Schilderung von der Verlobung der klugen, guten Hertha mit ihrem Vetter, dem Landjunker Dievenow. In Summa: Unterhaltungslectüre beſſerer Sorte mit braver Tendenz, aber künſtleriſch ohne höheren Werth.

Als der Schreiber dieſer Zeilen vor kurzem ſeine Ferienzeit an der See verbrachte, da hatte er mit anderen Büchern auch das erwähnte mitgenommen. Zum Beſprechen kam er nicht, aber die Hotelgenoſſen waren für die Gelegenheit zur Lectüre, die ſich ihnen dadurch bot, ſehr empfänglich. Ein beſonders eifriger Kunde war eine ältere Dame, die ſehr nett zu plaudern verſtand und die von dem Zobeltitz'ſchen Romane ganz entzückt war, während ſie uns Raabe's „Akten des Vogelſangs“ ſchnell und ungeleſen als „furchtbar langweilig“ zurückbrachte. Darüber waren wir nicht ſonderlich erſtaunt, denn „der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt“; daß aber die gleiche Dame Fritz Mauthners Berliner Roman „Die bunte Reihe“[1]) ungeheuer amüſant fand, hat uns mächtig gewundert. Wir haben das Buch von Mauthner mit geradezu wehmüthigen Gefühlen geleſen. Zählt der Verfaſſer für uns doch zu den intereſſanteſten und geiſtvollſten zeitgenöſſiſchen Autoren, dem wir zutrauen und der es auch bewieſen hat, daß er Bedeutendes leiſten kann. „Die bunte Reihe“ gehört zu den minderwerthigen Büchern, deren Mauthner leider manche geſchrieben hat, und die eines ſolchen Autors nicht würdig ſind. „Eine Kette in bunter Reihe iſt für jeden

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co., 1896.

[1]) Berlin, Leipzig, München 1896. Verlag von Albert Langen.

nothwendig, der in der Großstadt rasch vorwärts kommen will," das ist die These, die Frau Mascha Lose dem naiven, kindlichen Lehrer Hans Bohrmann entwickelt, dessen andächtige Verehrung wie eine neue Sensation auf die kokette, lüsterne Frau wirkt. „Belustigt von seinem Erstaunen, gekitzelt von seinem sichtbaren Widerstreben, berauscht von ihrer eigenen Macht, breitete sie ihren Coulissenklatsch vor ihm aus, Klatsch aus Theatern und Ateliers. Sie nannte eine gefeierte Schauspielerin und nannte den Getreidewucherer, dessen Geld den Director bestimmte, Stücke nach dem Wunsche dieser Schauspielerin zu erwerben. Sie zählte die bunte Reihe einzelner Berühmtheiten auf; die bunte Reihe einer Sängerin, den reichen Herrn zu ihrer Rechten, den einflußreichen Diplomaten zu ihrer Linken. Sie nannte die bunte Reihe eines Bildhauers, der einer alten Gräfin den Hof machte, während seine Frau einen Prinzen schmachten ließ." „Zwischen zwei Männern cherchez la femme, zwischen zwei Frauen cherchez l'homme. So war es, so ist es, so wird es sein in aller Ewigkeit. Amen!" Und nun erzählt sie dem staunenden Mann, wie einzelne Berühmtheiten „gemacht" worden sind, wie sie auch ihn in den Ring stellen, auch ihn zur Berühmtheit machen wolle. Bohrmann übt als flotter Turner, als guter Tänzer, als heimlicher Dichter und gerade um seiner rührenden Weltfremdheit willen mächtigen Reiz auf die leichtfertige Frau aus. Er hat ein Stück, ein biblisches Drama in Versen, „Das hohe Lied", verfaßt und dieses will Frau Mascha poussiren. Die in ihrem Benehmen wie in ihrer Gesinnung recht ordinäre Frau Bohrmanns sieht die Entstehung und Entwicklung des „Verhältnisses" zwischen ihm und Mascha ruhig mit an und denkt immer nur daran, wie sie aus der reichen Bierbrauersfrau materielle Vortheile ziehen kann. Bohrmann kommt in die Kreise Mascha's, lernt daselbst eine gar bunte Gesellschaft kennen und bleibt auch, nachdem er mit der Gesellschaft in Osteude war, nachdem er in das ganze Getriebe des Theaterlebens Einblick bekommen der reine Thor, „eine Nummer", wie Dr. Kattowitzer von ihm sagt. Selbst nachdem er mit Mascha schon sehr vertraut geworden, sieht er in ihr noch „das hehre, reine Weib" oder redet sich's wenigstens ein. Er ist ein männliches Gegenstück zu der Dumas'schen Denise, die nach ihrem Sündenfall noch rein geblieben ist. Aber ein Mann, der sich so benimmt, wie dieser dichtende Schulmeister, hat stark lächerlichen Beigeschmack. Mauthner wollte zeigen, daß auch in Berlin N unsaubere Verhältnisse, Schein und Lüge herrschen, wie sie uns sonst vorwiegend von Berlin W geschildert werden; es ist „Scherz, Satire, Ironie", aber nicht „und" sondern ohne tiefere Bedeutung. Ob es bei der Erwerbung eines Theaters so zugehen kann, wie es hier geschildert wird, davon hat ja Mauthner wohrscheinlich genaue Kenntniß, aber zu interessiren vermag uns der Vorgang nicht, so wenig, wie wir für irgend einen der Menschen, die da geschildert werden, ein wärmeres Interesse zu erlangen vermögen. Bohrmann läßt sich sein Stück „Das hohe Lied" ablisten und Dr. Paul Hantinger macht daraus ein Mysterium mit Tanz und lebenden Bildern. Die einzige Figur von einigermaßen charakteristischem Gepräge ist die erwähnte Lehrerfrau, nicht übel ist auch die Tragödin Frl. Szekal, die immer von ihren „Freunden", von der gütigen Prinzessin, dem Grafen, dem Prinzen ꝛc. spricht. Der melodramatische Schluß eröffnet den Ausblick darauf, daß Bohrmann mit seiner Zimmernachbarin, der ganz an die Figuren aus den französischen Romanen der vierziger Jahre erinnernden Klara Reymond fern von dem sündigen Berlin ein neues Leben beginnen wird. Man könnte fast annehmen, daß Mauthner seinen Helden, über den er sich eine Zeit lang lustig gemacht hat, schließlich liebgewonnen hätte und daß er ihm darum einen schönen Abgang suchte. Warum der Verfasser zur Demonstrirung für seine These gerade ein so merkwürdiges Publicum sich auswählte, das haben wir nicht zu ergründen vermocht. Ueber die Berechtigung der These wird man streiten können. Das Buch selbst haben wir langweilig gefunden und wir sind fast überzeugt, daß der geist- und humorvolle Kritiker Fritz Mauthner ein solches Buch noch schärfer zerfasern würde.

Rudolf Stratz, der ein guter Beobachter mancher Adels- und Militärkreise ist, zeigt uns in „Arme Thea!"[1]) den jungen, flotten, schneidigen Officier, der sich im Sport hervorgethan hat, in einer Beleuchtung die von der landläufigen und namentlich den Lustspiellieutenants sehr abweicht. Hier lernen wir einmal die Kehrseite der Medaille kennen, wir sehen, wie es einem solchen Menschen zu Muthe ist, wenn er die leichtlebige Laufbahn nicht weiter fortsetzen kann und, von seinen bisherigen Kreisen gemieden, den ernsten Kampf ums Leben in neuer Existenz führen muß. Georg Textor erfährt bei Beginn der Geschichte, daß er den schlichten Abschied bekommen hat, und die wenigen Kameraden, die noch in der schweren Stunde bei ihm ausharrten, ebenso wie auch sein alter streuger Oheim meinen nun, es bleibe ihm nichts anderes übrig, als die Kugel. Aber gerade da sie sein Schicksal schon so bestimmt besiegelt haben, erwacht sein Jugendtrotz und nun meint er mit etwas romantischen Vorstellungen, er brauche nur noch Berlin zu gehen, dort werde er es in einer Thätigkeit der Arbeit zu Geld bringen. Wie er auf der Fahrt die schöne Thea kennen lernt, der ihre Verwandten verheimlicht hatten, wie tief der eigene Vater gesunken war, und die diesen Vater in Berlin gegen den Willen der anderen Verwandten aufsucht, wie dann das Schicksal den ehemaligen Lieutenant und den einstigen Kammerherrn v. Hoffäcker, der jetzt Genosse von Kellnern, Helfer eines Preßpiroten ist, zusammenwirft und wie Georg und Thea fern von aller moderuen Cultur im weiten Westen ein neues Leben suchen, das ist trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten ganz anschaulich und nett erzählt. Hübsch ist die Bemerkung, mit der der Bankier Michaelis den Wahn Georgs zerstört, man brauche nur zu wollen und man könne in einer Stadt wie Berlin viel Geld verdienen: „... alle die Menschen, die da unten vorübergehen, die arbeiten und mühen sich hier in Berlin ... sie mühen sich vom Morgen bis in die Nacht und sind froh, wenn sie das tägliche Brod haben. Meine jungen Leute sprechen vier, fünf Sprachen, sie haben sich in jahrelanger Arbeit, auf Reisen und im Comptoir auf ihren Lebensberuf vorbereitet und danken ihrem Schöpfer, wenn sie so weit sind, daß sie um dreißig Jahren heirathen und sich ein bescheidenes, eigenes Heim gründen können. Wenn ich jetzt auch nur die Stelle eines Ofenheizers hier ausschreibe, so melden sich Hunderte von Arbeitslosen und bestürmen meinen Vertreter mit Bitten und für jede freigewordene Commisstelle laufen die Offerten in einer Zahl und unter Bedingungen ein, die dem Bewerber gerade noch das blanke Leben lassen. Ueberall herrscht ein unerbittlicher Kampf ums Dasein und nur das ernsteste Wollen und reichste Können führt zum Ziel. Und nun kommen Sie, ein entlassener Lieutenant, ohne Geld, ohne Kenntnisse und — verzeihen Sie es mir — ohne starken sittlichen Halt, und glauben, en passant Millionär zu werden." Das ist gut beobachtet, auch die „Talmi-Existenzen auf der Grenze zwischen Salon und Zuchthaus, die Freibeuter der Gesellschaft" sind gut geschildert.

[1]) Arme Thea! Von Rudolf Stratz. Zweite Auflage. Berlin F. Fontane u. Co. 1896.

Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen.

Von E. P. Evans.

VII. (Schluß.)

Die Frauengestalten, die in der italienischen Dichtung des Mittelalters als angebetete Weiber und angerufene Musen eine große Rolle spielen, wie Dante's Beatrice, Petrarca's Laura, Boccaccio's Fiammetta, Cavalcanti's Mandetta, Mantemagno's Lauretta und Cino da Pistoja's Selvaggia, pflegte man früher fast allgemein als Phantasiegebilde, personificirte Eigenschaften und Tugenden, oder Symbole gewisser Bestrebungen anzusehen und sich mit dieser Auffassung zu begnügen.

Das Mittelalter hegte für das diesen Wesen anhaftende Allegorische und Schattenhafte eine besondere Vorliebe und wallte den im Dämmerlichte des Unbestimmten webenden Zauber durch keine klaren Vorstellungen stören lassen. Daraus ist der auffallende Mangel an positiven Mittheilungen über diese Persönlichkeiten in dem ziemlich lebhaft betriebenen Briefwechsel der damaligen Zeit zu erklären. Petrarca's Zeitgenossen müssen ganz genau gewußt haben, wer die Laura sei, und erst durch ein Schreiben seines zu Avignon lebenden intimen Freundes Sokrates erhielt er die Trauernachricht ihres Todes und eine Beschreibung der näheren Umstände des Leichenbegängnisses; und doch wird das offene Geheimniß weder vom Dichter selber noch von irgend einem seiner zahlreichen Correspondenten mit einer Silbe verrathen.

Während der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als alle diejenigen, die mit Petrarca in unmittelbarem Verkehr gestanden, längst gestorben waren, begann man sich für die Persönlichkeit Laura's lebhaft zu interessiren, und gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, als Petrarca's Popularität den Culminationspunkt erreichte, wurde die Frage mit immer größerem Eifer erörtert und jeder neue Commentator hielt es für eine Art Ehrenpflicht, als Kämpe für die Dame seiner Wahl in die Schranken zu treten und ihre Ansprüche auf des Dichters Herz ritterlich zu vertheidigen. Volutello entdeckte in Laura eine Tochter des Henri Chiabau, Seigneur de Cabrières, und widmete sich ihrem Dienste; Bimard trat für eine Demoiselle de Raimond auf; der Abbé Costaing de Pusignan ergriff die Feder, um die Rechte der Laura des Baux zu verfechten; der Abbé de Sade erregte viel Staub, indem er seine vergilbten Familienurkunden durchstöberte, um Beweise zu bringen, daß die Besungene mit seiner Ahnfrau, der an Hugues de Sade verheiratheten Laura de Noves, identisch sei, während andere Ausleger und Biographen in großer Zahl sich der alten, noch immer in Avignon bestehenden Ueberlieferung anschließen, welche die Betreffende als eine geborene Laura de Sade, eine Schwester des vorerwähnten Hugues, bezeichnet. Diese letzte Angabe ist auch wahrscheinlich die richtige, läßt sich jedoch durch keine unzweifelhaft echten Documente begründen; denn das in der vaticanischen Bibliothek aufbewahrte Manuscript des Le Monge des Iles d'Or, welches Petrarca selber mit einigen Anmerkungen versehen haben soll, sowie die im Familienarchive der Florentiner Peruzzi befindlichen, angeblich dem Schluß des 14. Jahrhunderts angehörigen Aufzeichnungen des Luigi Peruzzi,[1]) der behauptet, daß Petrarca 24 und Laura 18 Jahre alt waren, als sie sich in einander verliebten, und die vom Abbé de Briançon 1693 in seinem „État de la Provence" veröffentlichten Geschlechtstafeln, worin „Laureta de Sado filia Pauli de Sado" als die durch Petrarca's Gedichte Gefeierte angegeben wird, dürfen, wegen ihrer zweifelhaften Echtheit und Authenticität, nicht in Betracht gezogen werden. Es findet sich überhaupt in der ganzen umfangreichen Laura-Literatur keine einzige Schrift, die endgültigen Aufschluß über diesen Punkt zu geben vermag.

Der anonyme Verfasser einer 1471 veröffentlichten „Vita di Francesco Petrarca" sagt, der letzte der in Avignon residirenden Päpste, Urban V., wünschte, daß Petrarca sich mit Laura vermähle; der Dichter aber habe diesen Rath nicht befolgt, da er fürchtete, die Sonne der Ehe würde die Quelle seiner poetischen Begeisterung bald versiegen lassen. Wer Laura auch gewesen sei, wir wissen aus Petrarca's eigenen Mittheilungen, daß sie 1348 starb, vierzehn Jahre bevor Urban V. zum Papst gewählt wurde.

Die vielen Versuche, die angestellt worden sind, um das Problem zu lösen, tragen wenig zur Bereicherung des positiven Wissens bei und laufen meistens auf mehr oder minder wunderliche Hypothesen und geistreiche Muthmaßungen hinaus.

Daß Petrarca nicht nur das ganze zauberhafte Wesen der Geliebten in seinen Liedern feiert, sondern auch ihre einzelnen Züge und Vorzüge, Locken, Augen, Ohren, Stirn, Mund, Kinn, Wangen, Hände und Füße verherrlicht, darf man bei dem Musterbild aller Liebeslyriker als selbstverständlich voraussetzen. Marsand hat sich die Mühe gegeben, eine Blumenlese von Stellen, die sich auf Laura's Augen beziehen, zusammenzusuchen und unter dem Titel „Agli Occhi di Madonna Laura" zu veröffentlichen. Dieses Bändchen oder poetische Sträußchen hat der gelehrte Professar mit einer dem Gegenstand angemessenen Sentimentalität „alle anime gentili" gewidmet und ferner mit einer Barrede versehen, worin er sich über Augen als Schönheitsorgane und Spiegel der Seele con amare verbreitet.

In der Lobpreisung der anderen physischen Merkmale der Geliebten ist Petrarca ebenso unerschöpflich: „Le biande trecce sovra il colla sciolte"; „La bella bacca angelica e di perle piena"; „guancie col vermiglia di rase", etc. Er rühmt ihren Gang als keine „casa mortale, ma d'angelica farma" und ruft mit Begeisterung: „O bella man, che mi distringe il cuore."

Ein äußerst anziehendes Thema ist auch „Il Sorriso di Laura", welches ein großes und ergiebiges Feld für physiologische und psychologische Untersuchungen in Bezug auf das Lachen bietet in allen Entwicklungsstufen und Schattirungen desselben vom mädchenhaften Kichern und Schmunzeln bis zur laut aufgeschlagenen, weit widerhallenden Pferdelache des lustigen, dickbauchigen Zechbruders. „Le rire," sagt Diderot, „est la pierre de tauche du goût, do la justice et de la bonté." „Der Verständige findet alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts", behauptet Goethe. „Am vielen Lachen erkennt man den Narren" ist ein bekanntes Sprichwort. Nicht nur durch das, was man lächerlich findet, sondern auch durch die Art und Weise, in welcher man darüber lacht, wird das innere Wesen des Menschen geoffenbart. Es gibt wohl in der That kein Merkmal, das den Charakter so genau bezeichnet, wie das Lachen, es sei denn das Nichtlachen. Es wird von einem Theaterdirector erzählt, daß er die traurigsten Tragödien durchlesen könnte, ohne dabei zu lachen; damit wollte man den stärksten Beweis von seinem ungemein ernsten Wesen liefern, denn was ist komischer als ein trauriges Trauerspiel? Ein auf strenge Disciplin pochender Münchener Bureaukrat pflegte seinen Untergeordneten zuzudonnern: „Meine Herrn, seit 20 Jahren habe ich nicht gelacht!" Durch diese Aeußerung wollte er sich der Einbildungskraft der Unterbeamten als etwas Furchtbares vorstellen lassen,

[1]) Diese Urkunde wurde zuerst von Hrn. Bruce-Whyte im 3. Bande der „Histoire des Langues romaines et as leur Litterature." (Paris, 1841), und vier Jahre später von Giovanni Gherardini im 12. Bande des „Giornals dell' J. R. Istituto Lombardo di Scienze, Lettere ed Arti" (Milano, 1845) gedruckt. Sie ist auch in einem „Ricordi sulla Vita di Messer Francesco Petrarca et di Madonna Laura scritti da Luigi Peruzzi, loro contemporaneo" betitelten Separatbande zu Bologna, 1868, erschienen.

ein ernsthaftes, über alle menschlichen Schwächen erhabenes Ungeheuer, das nicht mit sich spaßen ließe. Aber der Mensch, der grundsätzlich oder aus irgend einem Grundfehler in seiner Gemüthsbeschaffenheit niemals lacht, kann wenigstens ohne seinen Willen dem Lachen beförderlich sein, indem er es leicht bei anderen erregt.

Auffällig, wenn nicht geradezu ominös, ist das Stillschweigen, mit welchem Petrarca die Nase der vielbesungenen Freundin übergeht. Ueber diese Vernachlässigung eines so wichtigen physiognomischen Merkmals haben sich schon die ältesten Forscher und Kritiker den Kopf zerbrochen. Ungefähr zur Zeit, als der Neapolitaner Giambattista della Porta, der Begründer der modernen vergleichenden Physiognomik, die auf das Gebiet der Caricatur und der satirischen Darstellung eine so geistreiche und ergötzliche Anwendung findet, die Resultate seiner Studien über den Ausdruck in Thier- und Menschengesichtern bekannt machte, schrieb auch Lodovico Gandini seine „Lettione sopra vn dubbio, come Petrarca non lodasse Lavra espressamente dal Naso", welche „In Venezia Al segno della Pace 1581" erschien. Der Verfasser beginnt seinen Tractat mit einigen Betrachtungen über die hervorragende Wichtigkeit der Nase, „die in der That den ersten Platz unter den Gesichtszügen einnimmt und die edelste und schönste Zierde des Menschen bildet". Die Nase ist, wie schon Vitruvius bemerkt hat, der Maßstab des Gesichts und sollte, was die Länge anbetrifft, ein Drittel desselben ausmachen. Sie ist ferner das Hauptwerkzeug zur Verrichtung geistiger Functionen; als Abzugsrohr beseitigt sie allerlei Störungen und Stockungen und trägt zur Läuterung des Intellects und zur Klarheit des Denkens bei; sie reinigt den Kopf und befördert die Thätigkeit des Gehirns;[1]) von ihrer Beschaffenheit hängt der Wohlklang der Stimme und die deutliche Mittheilung der Gedanken und Empfindungen ab. Nirgends kommen die Gemüthsbewegungen schneller und stärker zum Ausdruck als in den Nasenflügeln; bei der Schöpfung des Menschen wurde ihm die unsterbliche Seele durch die Nasenlöcher eingeathmet; darum, nach dem Volksaberglauben, hat die Seele ihren Sitz im Empfindungsnerven der Nase und daher kommt es, daß das durch die Reizung dieses Nerven hervorgerufene Niesen als ein Vorzeichen des Todes angesehen wird.

Die Nase ist auch das sicherste Kennzeichen des Temperaments und des Charakters und eine vollständige Nasenclassification würde einer genauen Eintheilung der Menschen in Bezug auf ihre geistigen Anlagen und Fähigkeiten entsprechen. Klugheit, Vorsicht, Beschaulichkeit, Besonnenheit, Scharfsinn, Stumpfsinn, feichtköpfige Pfiffigkeit, Hochmuth, Gleichmuth und Demuth, alle psychischen Eigenschaften stehen in engem Zusammenhang mit der Nasenbildung. Kein anderes Organ spielt eine so große und charakteristische Rolle in Redensarten, die sich auf das Erkenntnißvermögen beziehen: man geht der Nase nach, spürt mit der Nase aus, steckt die Nase in alles, wird bei der Nase gezupft oder herumgeführt, trägt die Nase hoch, thut einem etwas vor der Nase, reibt einem etwas unter die Nase, dreht einem die Nase, rümpft die Nase, hat eine feine Nase oder zieht mit einer langen Nase ab, und es gibt Leute, deren ganzes Wissen nur Naseweisheit ist. Nach einer Bestimmung des levitischen Gesetzes durfte keiner beim Altar dienen, der mit einer übermäßig großen oder abnorm kleinen oder auffallend krummen Nase versehen sei. Der Kleinnasige gilt für ganz besonders rücksichtslos und unfähig, Maß zu halten.[1])

Hiebei entwickelt Gandini eine ziemlich weitläufige, auf der Kabbala und den Lehren der Kirchenväter beruhende Symbolik der Nase. Wie die Nase dazu bestimmt ist, sagt der hl. Augustin, den Geschmack und den Wohlgeruch wahrzunehmen und zwischen den beiden zu unterscheiden, so ist es die Aufgabe der Wissenschaft, die odores und foetores des Geistes zu erkennen und das Falsche von dem Wahren abzusondern: „hinc est", fügt er etymologisirend hinzu, „quod nescii et imperiti vocantur ignari, id est sine nare." Sine nare bedeutet also so viel wie ohne Urtheil und bietet den Gegensatz zu dem ausgeschnäuzten Menschen, dem klugen und gescheiten, homo emunctae naris, wie Horaz ihn nennt.

Was die Form der Nase anbetrifft, so deutet, nach Gandini, eine übermäßige Länge derselben auf unermüdlichen Eifer, aber unbedeutenden Erfolg in wissenschaftlichen Studien hin, wie auch der Apostel sagt: stets lernend, aber nie zur Kenntniß der Wahrheit gelangend; übermäßige Breite dagegen sei ein Anzeichen kühner, origineller Denkkraft und mit dem gefährlichen Bestreben verbunden, mehr zu wissen, als man wissen sollte, wovor der Apostel gleichfalls warnt; übermäßige Höhe zeige eine Wißbegierde an, welche den Menschen antreibe, nach Dingen zu trachten, die zu hoch für ihn seien, was der Koheleth auch als ein Uebel rügt. Also bleibt dem Verfasser nichts übrig, als dem San Geminiano beizupflichten, der „la misurata proporzione del naso" lobpreist. Darauf führt er einen Ausspruch des gelehrten Pico della Mirandola an, der in seiner mystischen Auslegung des menschlichen Körpers den „domum naris" als den Wohnort der Weisheit bezeichnet, und fährt fort, eine Reihe äußerst gesuchter und gezwungener Analogien des Geruchsorgans mit den verschiedenen Wissenschaften, der Physik, Ethik, Metaphysik, Logik und Aesthetik zu constatiren und weiter zu entwickeln. So erblickt er z. B. in dem knorpeligen, in das Gesicht hervorragenden Nasenfortsatz einen von der überall folgerichtig schaffenden Natur aufgestellten logischen Satz und kategorischen Syllogismus: „der rechte Nasenflügel entspricht dem Obersatz und Oberbegriff, der linke Nasenflügel dem Untersatz und Unterbegriff und die Nasenscheidewand dem Schlußsatz und Mittelbegriff." Gewiß kommen heutzutage dem gebildeten Menschen solche tiefsinnig fein wollende Spitzfindigkeiten und weit hergeholte Vergleichungen wüst und wunderlich genug vor, aber im 16. Jahrhundert fand der Leser immer noch Wohlgefallen daran und es galten diese Abgeschmacktheiten, wenn nicht für wirkliche Philosophie, doch wenigstens für geistreichen Humor.

Wie es damals üblich war, hat Gandini seine Abhandlung mit allerlei auf die Nase bezüglichen Citaten aus der Literatur des classischen Alterthums fett gespickt und es ist nicht zu leugnen, daß der Contrast zwischen dem ungeheuren Aufwand von Gelehrsamkeit und der Geringfügigkeit des damit zu erreichenden Zweckes in der That einen gewissermaßen komischen Eindruck hervorbringt. Dichter und Weltweise, Satiriker, Historiker, Dramatiker und Epigrammatiker, Plato, Plutarch, Aristoteles, Appulejus, Horaz, Martialis, Catullus, Persius, Plinius, Plautus, Galen, Vergil und Vitruvius zwingt er, aus ihren Mitteln beizusteuern. Er führt den Beweis, daß weder die alten

[1]) Vgl. hierüber Leopold Voß: Ueber die Bedeutung behinderter Nasenathmung nebst besonderer Berücksichtigung der daraus hervorgehenden Gedächtniß- und Geistesschwächen (Hamburg 1890); sowie Lenzmann: Ueber den schädlichen Einfluß der behinderten Nasenathmung auf die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes (Bielefeld 1890). Von besonderem Interesse sind die Untersuchungen des holländischen Arztes und Amsterdamer Professors Guye über „Aprosexia Nasalis" oder Geisteszerstreutheit infolge von Nasenhemmungen, die der 1887 zu Wiesbaden tagenden Versammlung von Naturforschern vorgelegt wurden.

[2]) Nach Mario Equicola's Ansicht bedeutet eine kleine Stumpfnase Wollust. Il naso picciolo, basso nel principio della fronte et eminente nella superiore parte, rivolto in su, significa luxuria, sagt er in seinem „Libro di Natura d'Amore". Verb. u. vergr. Auflage von 1563. S. 223. Das Werk ist zuerst 1525 erschienen.

noch die neueren Poelen die Nase als einen verächtlichen, des Lobgesanges unwürdigen Gesichtszug angesehen und dieser Anschauung gemäß vernachlässigt haben. Anakreon besingt die Nase seiner Geliebten und wünscht, daß der Künstler, der sie portraitirt, die Nase mit derselben Sorgfalt wie die Wangen behandeln und beide durch zart vermengte Farbentöne, einer Mischung von Milch und Rosen gleich, würdig darstellen möge. Ariosto feiert Alcina's Nase, an der selbst der Neid nichts hätte aussetzen können:

„Quindi 'l naso per mezzo il viso scende,
Che non trova l'invidia ove l'emende."

In einem sicilianischen Volkslied wird die Nase mit zartem Sange — nosiddu di 'na dilica camnila — als einer der Hauptreize des schönen Landmädchens besonders erwähnt. „Deine Nase", singt der Dichter des Hohenliedes, „ist wie der Thurm Libanons, der gen Damascus hinschaut."

Warum denn nun dies hartnäckige Schweigen von seiten Petrarca's? In einem kleinen Bändchen „I Ritratti di Madonna Laura" (Fermo, 1857) will Zefirino Re über die Sache mit der allgemeinen Bemerkung weggehen „che le belleze de' nasi sona poca poetiche e che rari sono i poeti usi a lodare i nasi delle laro belle". Es würde aber nicht leicht sein, Beweise für die Richtigkeit dieser beiden Sätze zu bringen. Einige behaupten, sie haben ein Portrait gesehen, worauf Laura mit einer gebrochenen oder eingesunkenen Nase (naso scavezza o schiacciata) erscheine, und der Dichter habe nicht eines dermaßen verunstalteten Organs Erwähnung thun können, ohne sich und sie den Sticheleien der Spötter preiszugeben. Gegen diese Vermuthung wendet Gandini ein: erstens, daß diese Art Nase in Frankreich und speciell in der Provence für anmuthig gehalten werde und sehr beliebt sei, und zweitens, daß es überhaupt im Wesen des Liebenden liege, gar kein Gebrechen der Geliebten als solches zu erkennen, sondern vielmehr ihre augenscheinlichsten leiblichen Mängel als Vorzüge herauszustreichen. Es sei deßhalb höchst unwahrscheinlich, daß Petrarca aus dem angegebenen Grunde geschwiegen habe. Sollte der grillige und tückische Liebesgott einen Mann sich in eine Buckelige vernarren lassen, so würde dieser für einen Höcker schwärmen lernen und allerlei reizend sich schlängelnde Hogarth'sche Schönheitslinien in dem Auswuchs gewahren. Die Natur ist oft grausam und geberdet sich hie und da wie ein reißendes Thier, aber in dieser Beziehung ist ihre mütterliche Sorge und Güte wahrhaft unerschöpflich und läßt den Verliebten selten im Stiche. Amantes amentes sunt, deren Glück erfordert, daß sie in dem einmal gehegten Wahn verharren. Wer ihre Heilung erstrebt, ist der Stifter ihres Unheils. Der Abbé de Sade erzählt in seinen „Mémoires pour servir à la Vie de Pétrarque" (Amsterdam, 1764—1767), wie ein Italiener, der äußerst neugierig war, die Dame zu sehen, die die Seele seines berühmten Landsmannes entflammt und ihn zu so herrlichen Gedichten begeistert hätte, sich verbarg, wo er sie unbemerkt anschauen könnte, als sie vorbeiging. Im höchsten Grade enttäuscht, rief er aus: „Ist dies die Frau, in die sich Petrarca hat vernarren können?" (È questa la donna, che ha fatto impazzire il Petrarca?) Dies geschah aber im Jahre 1342, als Laura 36 Jahre zählte und die Mutter von zehn Kindern war. Eine Stülpnase kann dem jungen Mädchen etwas Pikantes geben, macht aber das reifere Gesicht der Matrone nur gemein.

Martialis sagt von den Jünglingen seiner Zeit: „nasum rhinocerotis habent". Damit bezeichnet er nicht die Gestalt der besagten Nasen, sondern den Gebrauch, den die Buben von denselben machen, welcher allerdings die physische Form beeinflußt und zum Theil bedingt. Durch Keckheit und Naseweisheit und das mit diesen Eigenschaften verbundene beständige Naserümpfen bekommen sie allmählich die aufgeworfene, runzelhäutige Schnauze eines Nashorns. Persius tadelt eine ebenso verwerfliche Gewohnheit: „nimis uncis naribus indulges"; und Horaz bemerkt von einem Spottdichter:

„Nec naso suspendis adunco
Ignotos."

Aber alle diese Ausdrücke deuten auf Gemüthsregungen hin, die der reinen, sanften Seele der Herrin Petrarca's durchaus fremd gewesen; daß sie je bei einer zufälligen oder verabredeten Zusammenkunft mit dem Dichter „contorta et vituperanti nare discessit", wie Appulejus von einer seiner Personen sagt, würde unser Verfasser für moralisch unmöglich halten.

Im Vorübergehen berührt Gandini, wenn auch nur flüchtig und oberflächlich, den in Lessings „Laokoon" so fruchtbar entfalteten Gedanken über den Unterschied in der Darstellungsweise zwischen den bildenden und redenden Künsten. Perikles z. B. habe einen übermäßig langen Kopf gehabt und würde deßhalb mit einem aufgesetzten Helm abgebildet, um den dolichokephalen Defect zu verbergen. Timanthes von Kythnos in seinem die Opferung der Iphigenia darstellenden Gemälde ließe Agamemnon mit verhülltem Haupt dastehen, um die mit keinem Pinsel wiederzugebende Intensität des Vaterschmerzes auszudrücken. In der „Arcadia" des Idyllikers Jacopo Sannazaro werde ein Künstler erwähnt, der die Juno und die Minerva so wunderschön gemacht, daß er nicht mehr wußte, der noch größeren Schönheit der Venus gerecht zu werden; in seiner Verzweiflung malte er sie „con la nuca in prospettiva", d. h. mit abgewendetem Gesicht ab. Aber die Dichtkunst kann derartige Kniffe nicht gut anwenden; sie muß die Wahrheit reden oder schweigen, und das Schweigen wird immerhin als ein Geständniß ausgelegt. Am Ende bringt Gandini die im Titel seines Büchleins angeregte Frage doch nicht zur Entscheidung. Das Ganze gestaltet sich, wie vorauszusehen war, zu einer launigen, quasi-gelehrten Grübelei und läuft auf eine Humoresle hinaus. Dem Leser überläßt er es, der eigenen Nase nachzufolgen, um auf die rechte Spur zu kommen. „Was bleibt mir denn übrig?" so schließt er; „nichts, als meine Beweisführung und die endgültige Lösung des Problems dem gütigen Geruchssinn eurer höchst klugen Nasen anzuvertrauen."

Es erübrigt uns noch einer kleinen, aber interessanten „Le Ossa di Francesco Petrarca, studia antropologico di Giovanni Canestrini" (Padova, 1874) betitelten Abhandlung zu gedenken, in welcher der bekannte Paduaner Professor und Osteolog den Versuch gemacht hat, auf grund der Beschaffenheit der vor 22 Jahren ausgegrabenen Knochenreste des Dichters nicht nur dessen Körperbau und leibliches Aussehen zu schildern, sondern auch sich ein Charakterbild des ganzen Menschen, wie er lebte und webte, mit den ihn kennzeichnenden Geisteskräften, zu verschaffen. Nach der Größe der Schädelhöhle zu schließen, hatte Petrarca's Gehirn ein Gewicht von 1666 Gramm und war also 114 Gramm schwerer als das Gehirn Dante's (1552) und 197 Gramm leichter als das des heiligen Ambrosius (1863). In diesen drei Fällen hat man das Gewicht des Hirns durch Schädelmessungen bestimmen müssen, ein Verfahren, wodurch nur annähernde und nicht ganz zuverlässige Resultate erzielt werden. Byrons Gehirn (1807 Gr.) und Cuviers (1829 Gr.) hat man wirklich gewogen.

Die erste bedeutende Sammlung von Petrarca'schen Büchern hat der 1842 gestorbene Professor Marsand zusammengebracht. Diese wurde 1826 an König Karl X. von Frankreich verkauft und in den Räumen der Bibliothèque du Louvre aufgestellt, wo sie 1870 der Verbrennungswuth

der Pariser Communisten zum Opfer fiel. Eine zweite von Domenico Rossetti gemachte Petrarcasammlung befindet sich zur Zeit in der Triester Stadtbibliothek. Marsand interessirte sich hauptsächlich für die italienischen Dichtungen Petrarca's und seine Bibliothek war besonders reich an seltenen Ausgaben, Pergamentdrucken und Prachtexemplaren des Canzoniere und der Trionfi. Rossetti richtete gleichfalls sein Augenmerk vorzugsweise auf die Rime, brachte aber auch einige gute Ausgaben der lateinischen Schriften zusammen, die bei der kleinen, aber werthvollen Meneghelli'schen Sammlung in der Universitätsbibliothek zu Padua vorherrschend vertreten sind.

Von der allen früheren Büchersammlungen dieser Art anhaftenden Einseitigkeit ist die Fiske'sche völlig frei und dürfte unstreitig als die reichhaltigste und kostbarste Biblioteca Petrarchesca in der Welt bezeichnet werden. Ein mit vielen sich auf die Petrarcaliteratur beziehenden bibliographischen Anmerkungen und biographischen Notizen versehener Katalog liegt bereits zum größten Theil im Manuscript vor und wird bald in den Druck gegeben. Vorarbeiten dazu sind: „A Catalogue of Petrarch Books" (Ithaca, New-York, 1882), und „Bibliographical Notices" Nr. II. „Hand-List of Petrarch Editions in the Florentine Public Libraries" und Nr. III. „Francis Petrarch's Treatise De Remediis Utriusque Fortunae, Text and Translations" enthaltend.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Die fixe Idee der Franzosen, sie müßten Elsaß und Lothringen wieder haben, verschafft sich in immer neuen Formen Ausdruck. Man redet nicht mehr so viel vom Revanchekrieg wie früher; wahrscheinlich nicht sowohl in Befolgung von Gambetta's Mahnung, stets daran zu denken, aber nie davon zu sprechen, sondern deßhalb, weil mit der Zeit auch das anziehendste Thema an Reiz verliert. Auch die offenen Briefe an den Kaiser mit der ständigen Formel: „Eine, üben Sie Großmuth!", die in ihrer naiven Verkennung der Sachlage geradezu rührend wirkten, sind seltener geworden. Neu dagegen ist der Versuch, in allem Ernst den Beweis zu führen, daß das Deutsche Reich kein Recht habe, Elsaß und Lothringen zu besitzen. Jean Heimweh, dessen Gesinnung französischer ist als sein Name, bemüht sich damit in mehreren Schriften, deren jüngste („Droit de conquête et plébiscite") der Darlegung gewidmet ist, daß die Thatsache der Eroberung eines Landes nach den durch die große Revolution geläuterten Anschauungen nicht genüge, um dasselbe zu behalten, sondern daß es Sache der Völker sei, zu bestimmen, wer über sie herrschen soll. Die große Revolution hat zwar an diesem Gedanken selbst nicht festgehalten; die Niederlande und die Gebiete auf dem linken Rheinufer, soweit sie zur Zeit der ersten Republik an Frankreich kamen, wurden ohne Volksabstimmung einverleibt. Napoleon III. weckte den Gedanken wieder auf; über die während seiner Herrschaft eingeholten Pebiscite ist schon viel geschrieben worden, und mit welchen Mitteln die „wahre Volksmeinung" erzeugt wurde, weiß jedermann — wohl auch Herr Heimweh. Und als noch dem kurzlebigen Erfolg von Saarbrücken zu Beginn des Kriegs im Jahre 1870 das neubesetzte Gebiet sofort als Theil Frankreichs behandelt wurde, fand man es entbehrlich, dieses schwindelhafte Schauspiel dort zu inscenisiren. Aber die Deutschen hätten es nach der Eroberung der späteren Reichslande dort bethätigen sollen und dafür, daß sie es nicht thaten, erhebt Heimweh gegen sie den Vorwurf: sie besäßen diese Lande ohne leistigen Rechtsgrund. Glaubt er wohl, der Reichstag und die deutschen Fürsten würden sich von seinen „rechtlichen" Ausführungen überzeugen lassen? Die lebende Generation ist nicht maßgebend; sie ist vergänglich, das Bleibende ist das Land mit seiner alten, eingelebten Cultur. Wem die deutsche Herrschaft dort nicht gefällt, der ziehe weg; das Land bleibt uns und wird uns bleiben! — Joannis Heimweh ex imo corde dedicirt ist eine im gleichen Verlag (Armand Colin u. Cs., Paris) erschienene Schrift: „Eine Stimme aus Elsaß" von Ignotissimus. Sieht lesenswerth; nicht etwa wegen ihrer zutreffenden Ausführungen, sondern wegen ihrer unglaublichen Verbissenheit gegen alles Deutsche. „Wir sind civilisirte Menschen; wir wollen dieses Bosch-Bozul-Regime los werden" lautet der Schluß des Buches, das angeblich im Elsaß geschrieben ist und das thatsächliche Material für seine Ausführungen aus der krystallreinen Quelle des Pariser „Temps" schöpft! Nur ein Beispiel von solchen Thatsachen: „Am 19. Mai 1896 begegnen in Metz zwei Officiere auf der Straße einem harmlosen Paar, Herrn und Frau Thomas. Der eine verlangt, die Dame lasse ihm das Trottoir, (!) und stößt sie hinab. Ihr Gatte protestirt, und mit einem Säbelhieb wird ihm der Kopf gespalten." Es gehört die Leichtgläubigkeit des wenig reisenden Franzosen dazu, um sich solchen Unsinn bieten zu lassen; ihn aber ins Deutsche zu übersetzen, wie es das Buch thut, und einem deutschen Publicum zuzumuthen, eine darauf gestützte Arbeit ernst zu nehmen, ist unverschämt. Der übrige Inhalt des Buches ist entsprechend; vorwiegend besteht er aus Zusammenstellung von Preßäußerungen, die dahin gehen, daß die Germanisirung der Reichslande keine Fortschritte mache. Mag daran etwas richtiges sein: fünfundzwanzig Jahre sind aber kein Zeitraum, um allgemeine Schlüsse daraus zu ziehen. Noch ein halbes Jahrhundert nach dem Raube des Elsaß durch Ludwig XIV. wurden Proteste aus dem Lande laut, wiewohl damals im Deutschen Reiche das Zusammengehörigkeitsgefühl schwach genug war; wie sollte man heute an ein baldiges Aufhören der Proteste glauben, da sie von Frankreich aus in jeder Weise gefördert und künstlich genährt werden? Wenn aber Ignotissimus meint: „Ehe die Elsässer zu guten, treuen Deutschen werden, wird Europa durch Krieg, Bankerott oder Revolution zugrunde gerichtet", so kann man solch bombastischen Worten ruhig entgegensetzen: „Wir wollen sehen!"

R. Paasch. Krankheitsvererbung und Ehe. Schupp, Leipzig 1896. 10 S. — Verfasser hofft, daß der Staat auf dem Wege des Gesetzes Tuberculösen, Syphilitischen und psychopathisch Disponirten die Ehe verbieten werde. Da dies jedoch als ein unglaublicher Eingriff in die persönliche Freiheit des Staatsbürgers würde verschrieen werden, so hält er den Weg der Selbsthülfe vorläufig für aussichtsvoller: „Es möge vorläufig Brauch werden, daß Eltern und Vormünder sich auf Grund sorgfältiger ärztlicher Untersuchung das Freisein der Eheschließenden von ansteckenden und vererbungsfähigen Krankheiten gewährleisten lassen." Was die angeführten Krankheiten betrifft, so muß dazu folgendes bemerkt werden. Um mit dem letzten anzufangen, der psychopathischen Disposition, so gibt es eine feste Grenze zwischen geistiger Krankheit und Gesundheit bekanntlich nicht. Es dürfte also die praktische Durchführung des Brauches auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßen. Aber auch wo man mit Fug und Recht „psychopathische Disposition" festgestellt hat, wäre es doch nicht gerechtfertigt, allen diesen die Ehe zu verbieten. Das gleiche gilt von den Tuberculösen. Man muß berücksichtigen, daß die Aussichten der Patienten auf Heilung nach den heutigen Ansichten vieler ausgezeichneter Forscher, z. B. Penzoldts in Erlangen, durchaus nicht so trübe sind, wie man früher angenommen hat. Es handelt sich doch hier meist um Leute im leistungs- und widerstandsfähigsten Alter von 25—35 Jahren, denen die gute Pflege eines geordneten Ehelebens ihre von Gasthofsleben und ungeregelter Arbeit zerrüttete Gesundheit oft ganz von selbst wiederherstellt. Daß gerade solche Leute ein viel lebhafteres Bedürfniß haben, eine Ehe einzugehen, ist ja durchaus zu verstehen; sie sind pflegebedürftiger als völlig Gesunde, denen der „liebliche Frau" der Gasthöfe wohl 'mal die Laune, nicht aber die Gesundheit verdirbt. Ausgesprochen Schwindsüchtige soll man natürlich möglichst abhalten, eine Ehe einzugehen. Die oben vorgetragene Auffassung kann nur auf leicht tuberculös Erkrankte männlichen Geschlechts Anwendung finden, denn die Frau würde durch Wochenbetten, wie die Erfahrung lehrt, weit mehr mitgenommen als durch ein äußere eheliches gesundheitsgemäßes Dasein. Endlich die Syphilis: Verfasser ist durchaus im Recht, wenn er ernstlichst warnt vor einer Ehe mit einem (oder einer) einmal Inficirten. Ein schwerer Irrthum ist es, anzunehmen, der Arzt könne Gesundheit, bezw. Geheiltsein „gewährleisten". Die Krankheit kann jahrelang latent sein, der eheliche Mann befragt, bevor er heirathet, seinen Arzt, es läßt sich nichts mehr nachweisen — und doch ist das erste Kind ein Krüppel, kärpereich oder geistig. Will Verfasser mit den „vergifteten Ehen" gründlich aufräumen, so verbiete er jedem einmal specifisch Inficirten die Ehe für immer. Er würde nicht allein stehen, wollte er die specifischen Infection als Grund zum Eheverbot auch die gonorrhöische hinzurechnen, welche für die Frau weit gefährlicher ist als die Syphilis. Ich berufe mich auf Schröders

Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane, X. Aufl. von Hofmeister S. 536 und 543/4, ein Buch, welches sicherlich über den Verdacht populärwissenschaftlicher Sensationsarbeit erhaben ist. Im übrigen kann Koenigs Hygiene der Keuschheit und Ribbings Sexuelle Hygiene zur Lectüre nur empfohlen werden. — Im allgemeinen kann den Ansichten Paoschs Folgendes entgegnet werden: Die Menschen sind nicht nur die höchstorganisirten Säugethiere, die durch möglichst zweckmäßige Zuchtbedingungen möglichst vollkommene Menschenthiere zu züchten haben, sie sind auch im Besitz höherer Güter als nur körperlicher Schönheit, und das Wort, daß der Geist sich seinen Körper baue, mußte Schiller durch sein eigenes Leben widerlegen. Wie oft sind die schönsten Menschen die Mindestbegabten, und wie oft sind körperliche Krüppel geistige Helden und Väter starker Söhne!

Dr. L. H.

* Wir erhalten folgende berichtigende Zuschrift:

Sehr geehrte Redaction!

Im Anschlusse an die Meldung Ihres geschätzten Blattes vom 17. September 1896, daß das „Nietzsche-Archiv" von Naumburg nach Weimar übergesiedelt ist, wird berichtet, daß Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester Nietzsche's, im Verein mit Dr. Fritz Koegel und mir die Herausgabe der Werke ihres Bruders besorgt. Die Nennung meines Namens in diesem Zusammenhang beruht auf einem Irrthum. Ich habe keinen Antheil an der Herausgabe von Nietzsche's Werken.

Weimar, September 1896. Dr. Rudolf Steiner.

* Ueber Schiebungen an der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz berichtet die von Prof. Dr. A. Hettner herausgegebene „Geographische Zeitschrift": Aus einer Arbeit von Zimmerli ergibt sich, daß die deutsch-französische Sprachgrenze zwischen Bielersee und Saane seit langer Zeit fortgesetzt zu gunsten des Deutschen nach Westen verschoben wurde. Murten ist um 1500, eine Anzahl jetzt rein deutscher Dörfer erst im 17. und 18. Jahrhundert germanisirt worden. Neuerdings ist gegenwärtig in der Germanisirung begriffen, die alten Leute sprechen französisch, die Kinder deutsch. Da, wo die Sprachgrenze die Saane erreicht, tritt das umgekehrte Verhältniß ein, hier sind zwei Dörfer im 16. und 17. Jahrhundert romanisirt worden. In der Stadt Freiburg hat zwar das Deutsche als Amtssprache dem Französischen weichen müssen, aber auch heute ist, wie im Mittelalter, die Unterstadt überwiegend deutsch, die Oberstadt französisch. Nach dem Steuerrodel von 1379 müssen damals Deutsche und Romanen gleich stark gewesen sein, sonderten sich jedoch scharf nach Stadtvierteln. Südlich der Stadt Freiburg bis in die Gegend von La Roche hat im 13. bis 15. Jahrhundert das Gebiet zwischen Saane und heutiger Sprachgrenze national gemischte Bevölkerung besessen, seit dem 16. Jahrhundert wird das deutsche Element aufgesogen. Südlich von La Roche verläuft die Sprachscheide noch wie in den Zeiten der ersten Besiedelung.

* Der „Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft" in Wien zufolge ist der schwedische Graf Carlo Landberg, der früher als diplomatischer Vertreter seines Staats in Kairo wirkte, von seiner wissenschaftlichen Expedition im südlichen Arabien wieder in Aegypten angekommen. Von der Insel Sokotora ging die Reise zur arabischen Küste, wo das uralte Handelsvolk Mahra, das eine unbekannte Sprache redet und im Alterthum am meisten Handel mit Räucherwaaren und Myrrhen trieb, besucht wurde. Ruinen und alte Schiffe wurden untersucht. Graf Landberg kam auf seiner Reise zu allen selbständigen Sultanen der Küste und schloß Freundschaftsbündnisse mit ihnen. Auch wurden vielfach Ausflüge ins Innere unternommen, wobei Beduinen das Geleite bildeten. Seine Vertrautheit mit den arabischen Mundarten öffnete dem Grafen Thüren, die anderen verschlossen blieben. Wie Graf Landberg brieflich mittheilt, steht ihm jetzt das ganze südliche Arabien offen. Im nächsten Spätherbst gedenkt er seine Forschungen in größerem Maßstab fortzusetzen und er will dann auch zur Erforschung der großartigen Lavaregionen, welche er entdeckt hat, einen Geologen mitnehmen.

* **Straßburg.** Die Ernennung des bisherigen Professors in Prag, Dr. Fr. Hofmeister, zum Ordinarius für physiologische Chemie und Director des hiesigen physiologisch-chemischen Instituts ist nunmehr erfolgt. Die Theilung des bisher der physiologischen Chemie allein gewidmeten Institutsgebäudes in zwei selbständige Institute für physiologische Chemie und für Hygiene wird bereits vollzogen, so daß auch das neu errichtete hygienische Institut unter Professor Forster (bisher in Amsterdam) schon mit Beginn des bevorstehenden Wintersemesters seine Arbeiten aufnehmen kann. Damit ist die ganze Veränderung abgeschlossen, die der Tod des Prof. Hoppe-Seyler mit sich gebracht hat. Auch sonst sind an der Universität verschiedene bauliche Unternehmungen im Gange, nachdem der Umbau des ehemaligen Lehrerseminars, das nach Errichtung des neuen Seminargebäudes zur Unterbringung mehrerer medicinischen Kliniken (für Ohrenkrankheiten und für syphilitische und Hautkrankheiten) bestimmt ist, in Angriff genommen werden konnte. Die beiden letztgenannten Kliniken waren bisher recht nothdürftig in alten Spitalgebäuden untergebracht; diese Verbesserung wird daher in den medicinischen Kreisen mit großer Befriedigung begrüßt werden. Der Neubau der noch zu errichtenden Klinik für innere Medicin ist heuer noch nicht begonnen worden, doch sollen die Pläne dafür schon im wesentlichen festgestellt sein.

St. **Frankfurt a. M.**, 23. Sept. 68. Versammlung der Deutschen Naturforscher und Aerzte. Unter dem Vorsitz des Geheimraths His (Leipzig) fand heute die große Sitzung der vereinigten 18 medicinischen Abtheilungen statt. Zur Verhandlung gelangten „die Ergebnisse der neueren Gehirnforschung", zu welchem Thema Professor Flechsig (Leipzig), sowie Professor Ewinger (Frankfurt a. M.) und Professor Gwald (Straßburg i. E.) Referate übernommen hatten. — Den ersten Vortrag hielt Professor Flechsig (Leipzig) über „die Localisation der geistigen Vorgänge". Redner beschränkt sich bei der Größe des Gebietes auf die Behandlung der Empfindungen. Die Localisirung der Gehirnvorgänge kann nicht mehr allein künstlich behandelt werden, sondern muß heutzutage auch vom anatomischen Standpunkt aus ihre Beurtheilung finden. Redner theilt die Empfindungen in Sinnesempfindungen und Organempfindungen; erstere sind die von außen her wahrgenommenen, letztere sind bedingt im Lebensproceß selbst. Beide Arten von Empfindungen haben gemeinsam eine Zuthat „den Gefühlston". Dieser Gefühlston, wie er sich z. B. in Lust und Unlust zeigt, wird von manchen Psychologen abgesondert als Seelenreaction betrachtet. Der Vortragende jedoch will von einer Sonderung auf diesem Gebiete nichts wissen, die Sinnesempfindungen besitzen besondere Centren in der Hirnrinde. Für den Menschen diese Centren genau abzugrenzen, was bisher nicht möglich. Am besten war noch der Sitz der Sehsphäre bekannt, die schon 1887 von Rothnagel abgegrenzt wurde. Heute ist es möglich, durch Entwicklungsgeschichte und Studium der secundären Degeneration die Leitungsbahn der Sinne genau festzustellen. Wie können sie bis zur grauen Hirnrinde verfolgen und dort in Centren localisiren. Die Stelle, an der sich alle Sinnesempfindungen treffen, ist die sogenannte innere Kapsel. Hier finden sich auch die Fasern zuerst entwickelt. Flechsig scheidet nun die Fasern der Entwicklung nach in drei Systeme. Das erste System verfolgt die Centralwindung der Rinde, das zweite den unter dem Namen Gyrus fornicatus benannten Hirntheil, das dritte geht nach den Stirnwindungen. Seine Behauptung von der Theilung der drei Systeme wurde durch pathologische Untersuchung bestätigt. Redner geht nun auf die Localisirung der einzelnen Gehirnfunctionen des näheren ein. So verlegt er die Sinnesempfindungen wie z. B. Schmerz-, Temperatur- und Druckgefühl, in die Fasern des dritten Systems; das Riechcentrum in den Stirnlappen und die Sehsphäre in den Hinterhauptslappen. Die Hörsphäre liegt in den Schläfenlappen. Der Sitz der Organempfindungen ist noch nicht genau bekannt. Organempfindungen sind z. B. der Hunger, der in der Magengegend, der Durst, der in der Schlundgegend empfunden wird u. s. f. Bei der Zerstörung einer dieser Sinnessphären hören die Sinnesempfindungen auf. Nach Wernecke (Breslau) soll an die Sinnessphäre auch das Gedächtniß geknüpft sein. Redner glaubt das nicht, denn es sind Fälle bekannt, wo das optische Gedächtniß nicht ausgefallen ist bei Zerstörung der Sehsphäre und vollkommener Erblindung. Als vollständig neue und interessante Mittheilung schließt der Vortragende die Entdeckung an, daß die Gehirnzellen der verschiedenen Functionssphären anatomisch von einander verschieden seien. Auch sind die Sinnessphären in keiner Weise gleichwerthig. Die wichtigste Sphäre auf die sich das Leben aufbaut, ist die Körperfühlsphäre. Sie entwickelt sich zuerst und an sie gliedern sich die anderen Sinne an; deßhalb ist auch der bekannte Fall leicht zu verstehen, in dem eine Patientin sich geistig gut entwickeln konnte, die weder Gehör-, noch Geruch-, noch Sehvermögen besaß.

Professor Dr. Colnger sprach über „die Entwicklung der Gehirnbahn in der Thierreihe". Redner hat seit 15 Jahren ver-

Digitized by Google

gleichende anatomische Studien über die Entwicklung des Gehirns in der Thierreihe ausgeführt. Er ist dabei zu höchst interessanten Resultaten gelangt: die Hirnrinde, in der bei den höchsten Wesen der Sitz aller Intelligenz gelegen ist, fehlt vollständig bei den niedrigsten Thierformen. Es liegt deßhalb die Frage sehr nahe, was ein Thier ohne Hirnrinde leisten kann, und was der Unterschied ist, sobald diese in der Thierreihe erscheint. Einen Regenwurm kann man in Stücke schneiden, ohne daß es für die einzelnen Theile von Nachtheil ist, sie leben ruhig weiter. Unbekannt ist jedoch, ob dem Regenwurm, dessen Nervensystem von Retzius (Stockholm) genau erforscht wurde, seine Empfindungen zum Bewußtsein kommen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß bei ihm ein einfacher Mechanismus obwaltet, wie dies z. B. ähnlich ist bei den Bewegungen des menschlichen Darmrohres. Edinger will diese Empfindung primäre Empfindung genannt wissen. Beim Wiederkäuer werden die willkürlichen Bewegungen im Rückenmark ausgelöst, denn hier sind sie bereits angebildet, welche Ganser (Wien) den Begriff der Bewegungscombination eingeführt hat. Es werden nun die einzelnen Gehirntheile in Beziehung zu ihrer phylogenetischen Entwicklung näher geschildert. Die Pyramidenbahnen, d. h. die Verbindungswege des Rückenmarks mit dem Gehirn, finden sich zum erstenmal bei den Wirbelthieren, während die Scheidung in Rückenmark und Gehirn schon bei den niedrigsten Formen besteht. Das Kleinhirn findet sich in der ganzen aufsteigenden Thierreihe. Seine Größe richtet sich je nach den Functionen, die es zu verrichten hat; am größten ist es bei den Vögeln. Redner glaubt daher, in diese Hirntheile das Centrum der Fortbewegung verlegen zu sollen. Das Mittelhirn erhält sich constant in allen Thierclassen. Das Vorderhirn entwickelt sich allmählich, bei den Menschen ist es so stark ausgebildet, daß ihm gegenüber alle anderen Gehirntheile verschwinden. Die Hirnrinde findet sich zuerst bei den Reptilien, und hier beginnt dann auch die höhere psychische Entwicklung. Das Princip der Hirnrinde besteht darin, daß Fasern ein- und austreten und daß diese durch zahllose Associationsmöglichkeiten mit einander in Verbindung stehen. Associationsfelder bestehen jedoch auch außerhalb der Hirnrinde im Großhirn. Bei Menschen ist der Wucherprocess des Hirnmantels noch nicht abgeschlossen. Bisher glaubte man, daß als Maß der geistigen Intelligenz die Entwicklung des ganzen Großhirns diene; das scheint jedoch nicht der Fall zu sein, denn aus neueren Untersuchungen geht hervor, daß einzelne Theile des Gehirns ganz besondere Entwicklung zeigen können, die sich in keiner Weise auf andere Theile erstreckt. Redner glaubt, daß der Forschung in der Weise weitergeholfen sei, daß man die Gehirne von Leuten, die sich in einem besonderen Fach während ihres Lebens ausgezeichnet haben, daraufhin untersuche. Er schließt mit den Worten: „Es gibt keinerlei Grenze in den Geistesfähigkeiten der niedersten und höchsten Thiere."

Prof. Ewald (Straßburg) sprach „über die Beziehungen zwischen der motorischen Hirnrinde und dem Ohrlabyrinth". Redner hat an der Hand von interessanten Experimenten, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, gefunden, daß dem Ohrlabyrinth, d. h. dem Theile des inneren Ohres, in welchem die Gehörnerven ihre Endigung finden, außer den Functionen der Schallempfindungen noch andere, höhere Eigenschaften zukommen. Er fand einen Ausfall verschiedener Eigenschaften nach Wegnahme des Ohrlabyrinths. Zu diesen Eigenschaften rechnet er die Muskelkraft, die Präcision der Muskelbewegungen und des Muskelgefühls. Außerdem ist Redner zu den Resultaten gekommen, daß ausgefallene Functionen mit der Zeit ersetzt werden können, und er erklärt diese „Einsatzerscheinungen" so, daß die Functionen überhaupt nicht ganz verschwunden seien, sondern nur ein Stadium der Latenz durchgemacht hätten. Redner gibt zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, es möge sich die Disharmonie der Lehren zu einer Harmonie der Sphären auflösen.

An der nun folgenden Discussion betheiligten sich u. A. Dr. Steiner (Köln), der der vergleichenden Physiologie einen ihr gebührenden Platz eingeräumt wissen will, ferner Dr. Sachs (Breslau), Prof. Edinger (Frankfurt), Prof. Flechsig (Leipzig), Prof. Hitzig (Halle), Prof. v. Monakow (Zürich), Prof. Benedikt (Wien).

* **Liverpool.** Der British Association hat Hr. Read, der Curator der ethnologischen Abtheilung im Britisch Museum, einen beachtenswerthen Vorschlag gemacht. Er wünscht nämlich die Einrichtung eines Bureaus zur Sammlung aller Nachrichten über Sitten, Gebräuche, Religion und Gesetze aller Völker und Stämme, die innerhalb der englischen Colonien oder an deren Grenzen wohnen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika unterhalten bereits ein solches Bureau, um alles zu sammeln, was sich auf die Indianerstämme bezieht.

* **Kopenhagen.** Am 21. d. M. starb hier, erst 47 Jahre alt, Museumsdirector Dr. Henri Petersen. Hervorragenden Antheil hat er an den planmäßigen Forschungen, die unter Leitung Worsaae's über die archäologischen Verhältnisse Dänemarks begonnen wurden, und trug nicht wenig dazu bei, wichtige Alterthumsfunde an den Tag zu bringen. Sein, noch unvollendetes, Hauptwerk ist die Sammlung von dänischen Siegeln aus dem Mittelalter. Nach Worsaae's Tode wurde Petersen Inspector für die „Erhaltung der Denkmäler", und seit der Umgestaltung des Museums (1892) war er Director der historischen Abtheilung.

* **Moskau.** Professor Sachrzin hält, wie verlautet, seine Vorlesungen in der Universität ein, verbleibt aber Director der Therapeutischen Klinik und eröffnet einen Privatcursus für Aerzte und Studenten an Sonntagen. Der Pharmaceut Prof. Jerisman wird durch Prof. Bubnow aus Dorpat ersetzt.

* **Aus Konstantinopel** schreibt man der „Köln. Ztg.": „In der Sitzung der französischen Akademie vom 28. August erstattete Leo Heuzey Bericht über seine in Konstantinopel gemachten Studien an den von Hrn. v. Saezec in Tello entdeckten chaldäischen Baudenkmalen, von denen er einzelne für das Louvremuseum mitgebracht hatte, die nach seiner Angabe der Sultan Abdul-Hamid dem französischen Gesandten geschenkt hätte. Im „Journal des Débats" findet sich vom vierten 30. August ein ganz falscher, entstellender Bericht über diese Angelegenheit. Es handelt sich nun darum, einmal festzustellen, wie dieser Herr und der französische Gesandte dazu gekommen sind, solch kostbare Werthstücke dem Museum von Konstantinopel zu entziehen. Am Schluß einer Festtafel hat der französische Gesandte den Sultan um einige Gegenstände aus den Ruinenfeldern von Tello, die Hr. Heuzey nach Frankreich bringen sollte. Der Sultan versprach, der Angelegenheit näher zu treten, und einige Tage darauf überreichte ihm der Gesandte eine Liste, die Heuzey aufgestellt hatte und die 40 der kostbarsten Stücke von der schon seit drei Jahren im Museum befindlichen Sammlung enthielt. Dabei war die Liste derart angefertigt, daß der Sultan in den Glauben kam, es handle sich nur um lauter unbedeutende Kleinigkeiten. Der Director des Museums, Hamdy Bey, war daher sich nun einige entschieden die Herausgabe. Da richtete der französische Gesandte, He. Paul Chambon, eine Note unmittelbar an das Palais, worin er erklärte, daß er seine Unterschriften zu gewissen Actenstücken, die mit Archäologie gar nichts zu thun haben, verweigern werde, wenn man ihm die chaldäischen Alterthümer nicht herausgebe. Nun rühmt man sich in der französischen Presse des „durchaus legalen" Erwerbes dieser Schätze und verdächtigt dabei noch den Erwerb des pergamenischen Schatzes durch das Deutsche Reich. Das Berliner Museum hat die Gigantomachie unter den alten türkischen Gesetzen erworben, wonach zunächst ein Drittheil des Fundes Deutschland als Finderantheil zukam. Die zwei anderen Drittel aber wurden von der türkischen Regierung, die damals die Ausfuhr von Alterthümern noch nicht verboten hatte, gekauft. Die in Berlin befindlichen Alterthümer von Zindjirli wurden von Deutschland erworben durch den Ersatz der großen Kosten der Ueberführung vom Fundorte nach Konstantinopel. Nie hat Deutschland sich vom Sultan etwas schenken lassen und erst recht nicht auf solchen Schleichwegen."

Académie de Neuchâtel.

Faculté des Lettres, des Sciences, de Théologie et de Droit.

Séminaire de français pour les élèves de langue étrangère. **Inscriptions à partir du 15 octobre. Ouverture des cours le 19 octobre.**

Pour renseignements et programmes s'adresser au secrétariat de l'Académie. (13458)

Neuchâtel (Suisse), septembre 1896.

Le Recteur de l'Académie
Dr. O. Billeter.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 25. September. Nummer 222.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Reform des Militärstrafprocesses. Von Karl v. Stengel. — Vorstellungswerth und Gefühlswerth der Werte. I. Von Karl Erdmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Reform des Militärstrafproceſſes.

Von Karl v. Stengel, Prof. der Rechte.

Die zum großen Theil allerdings künſtlich hervorgerufene Aufregung über die lange Verzögerung der Reform des Militärſtrafproceſſes hat ſich nunmehr gelegt, nachdem von zuſtändiger Seite die beſtimmte Zuſicherung gegeben worden iſt, daß in nächſter Zeit der Entwurf einer deutſchen Militärſtrafproceßordnung den geſetzgebenden Factoren des Reichs werde in Vorlage gebracht werden. Da jedoch dieſer Entwurf ſicherlich den Forderungen, welche die fortgeſchrittenen Liberalen und überhaupt alle diejenigen, die ſtets geneigt ſind, gegen den „Militarismus" aufzutreten, namentlich in Bezug auf die Oeffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens bisher geſtellt haben, nicht vollſtändig entſprechen wird, ſo iſt vorauszuſehen, daß nach Vorlage des Entwurfs die Hetze von dieſer Seite neuerdings beginnen wird.

Unter dieſen Umſtänden muß jede Schrift begrüßt werden, welche frei von parteipolitiſchen Rückſichten in ſachverſtändiger Weiſe diejenigen Geſichtspunkte erörtert, die für das Verfahren in Militärſtrafſachen maßgebend ſein müſſen, wenn dasſelbe den Bedürfniſſen der Heeresverwaltung entſprechen ſoll. Eine ſolche Schrift iſt das vor kurzem erſchienene Buch des bayeriſchen Oberſtabsauditeurs Friedrich Zenk, „Die Oeffentlichkeit im Militärſtrafproceß" (Würzburg, Gnad u. Comp.) 1896. Der Verfaſſer hatte bereits im Jahre 1896 eine kleine Broſchüre unter dem Titel „Ueber Oeffentlichkeit im künftigen deutſchen Militärſtrafproceß" veröffentlicht. Dieſe lediglich 41 Seiten enthaltende Broſchüre hat er nun in einer Weiſe umgearbeitet und erweitert, daß ein Buch von 308 Seiten daraus geworden iſt. Im erſten Capitel iſt die Oeffentlichkeit im Militärſtrafproceß und die öffentliche Meinung beſprochen, und dabei gebührend hervorgehoben, daß die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens mehr aus politiſchen, als aus rechtlichen Gründen angeſtrebt werde, daß aber die ſogenannte öffentliche Meinung, an ſich ſchon häufig irregeleitet und nur von geſchickten und einflußreichen Führern gemacht, gerade auf unſerm Gebiete mit großem Mißtrauen zu betrachten ſei, weil es am eindringlichen Verſtändniß für die maßgebenden Geſichtspunkte in der Sache nicht nur in den tieferen Schichten des Volkes, ſondern ſogar mitunter in den parlamentariſchen Körperſchaften fehlt.

Das zweite und dritte Capitel enthalten allgemeine Betrachtungen über die Oeffentlichkeit im Strafverfahren überhaupt und im Militärſtrafproceß insbeſondere.

Das vierte Capitel bringt einen ſehr intereſſanten, auf grund eingehender Studien gemachten Ueberblick über die Entwicklungsgeſchichte des Militärſtrafverfahrens, insbeſondere mit Rückſicht auf die Oeffentlichkeit in demſelben, von den Völkern des Alterthums bis zur Gegenwart. Anſchließend daran iſt im fünften Capitel eine Vergleichung der zur Zeit geltenden Geſetzgebungen gegeben, in welchen Oeffentlichkeit des Militärſtrafverfahrens wenigſtens grundſätzlich beſteht.

Unter dieſen Geſetzgebungen unterſcheidet der Verfaſſer drei Gruppen. In der erſten — Frankreich, Belgien, Italien, die Schweiz, Serbien, Rumänien und Griechenland — herrſcht gleichermaßen der accuſatoriſch-inquiſitoriſche Proceß nach franzöſiſchem Vorbilde in voller Uebereinſtimmung mit dem bürgerlichen Strafverfahren des Landes, wobei in Frankreich wie in Belgien die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung bei den Gerichten, auch bei den Militärgerichten, ſogar zum Verfaſſungsgrundſatz erhoben worden iſt. Auch das Recht der zweiten Gruppe — England, Vereinigte Staaten von Nordamerika — ſteht auf dem Boden des bürgerlichen Strafproceſſes des betreffenden Landes, welcher auf dem Grundſatz der Oeffentlichkeit für das ganze Verfahren, einſchließlich der Vorunterſuchung, und accuſatoriſchem Verfahren beruht. Während aber im bürgerlichen Strafproceß die Oeffentlichkeit weſentlich auf Gerichtsgebrauch und Gewohnheitsrecht fußt, ſtrebt hier der Militärſtrafproceß nach geſchriebenen, den militäriſchen Rückſichten im Sinne geminderter Oeffentlichkeit Rechnung tragenden Anordnungrn. Eine dritte Gruppe ſetzt ſich zuſammen aus jenen Staaten — Rußland, Bayern, Schweden, Spanien, Portugal und auch Braſilien —, welche ihre Militärſtrafgerichtsordnung auf mehr oder weniger ſelbſtändigem Wege auch in der Frage der Oeffentlichkeit geſtaltet haben. Gemeinſam iſt den Geſetzgebungen dirſer Gruppe, daß ſie im Weſen ſich zum accuſatoriſch-inquiſitoriſchen Proceß bekennen und daß das bürgerliche Strafverfahren dieſer Länder ebenfalls dem Princip der Oeffentlichkeit huldigt.

Geheimer Proceß gilt nach Geſtalt der preußiſchen Militärſtrafgerichtsordnung vom 3. April 1845 abgeſehen von Bayern für das deutſche Heer und die kaiſerliche Marine; dann in Oeſterreich-Ungarn, in Norwegen, Dänemark, Holland, in der Türkei und im weſentlichen auch in Chile.

Was dieſe verſchiedenen vom Verfaſſer ziemlich eingehend gewürdigten Geſetzgebungen betrifft, ſo mag hier kurz auf das franzöſiſche Recht eingegangen werden. In Frankreich gilt auch für die Militärgerichte der in das Verfaſſungsrecht aufgenommene Grundſatz: „Les débats sont publics, à moins que la publicité ne soit dangereuse pour l'ordre et les moeurs, et dans ce cas le tribunal le déclare par un jugement." Trotzdem hat das unter Mitwirkung von Napoleon zuſtande gekommene Geſetz vom 3. Nov. 1796, welches „conseils permanents de guerre" ohne Jury ſchuf, in Art. 24 die Oeffentlichkeit inſoweit eingeſchränkt, daß nicht mehr Zuhörer, als die dreifache Zahl der Richter betrug, zugelaſſen werden durften, ſo daß, da der Richter höchſtens neun waren, keinesfalls über 27 Zuhörer zugegen ſein konnten.

Digitized by Google

Diese beschränkte Art von Oeffentlichkeit wurde von den französischen Militärgerichten aufrecht erhalten trotz der entgegenstehenden Verfassungsvorschrift. Erst durch die Bestimmungen der Militärstrafgerichtsordnung für die Armee, bezw. Marine vom 9. Juni 1857 und 4. Juni 1858 Art 113, bezw. 143 wurden die Bestimmungen über Oeffentlichkeit im Militärstrafverfahren mit jenen im bürgerlichen Gerichtsverfahren wenigstens formell in Einklang gebracht. Thatsächlich besteht aber die im Gesetz vom 3. Nov. 1796 vorgeschriebene Beschränkung bis auf den heutigen Tag fort; die conseils de guerre werden nämlich fast immer in kleinen Räumen in der Caserne gehalten und sind regelmäßig aus casernenpolizeilichen und sonstigen Gründen vom Civilpublicum nicht besucht. Ein französischer Schriftsteller sagt daher in Bezug auf die Kriegsgerichte der Landarmee im Frieden: „La publicité de ces séances est une fiction"; eine noch größere Fiction bildet natürlich die Oeffentlichkeit der Kriegsgerichtsverhandlungen der Landarmee im Felde und an Bord der Kriegsfahrzeuge. Wie man in Frankreich die Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen versteht, beweist auch der Proceß gegen den Hauptmann Dreyfus, in welchem man die Schriftstücke, auf welche sich die Verurtheilung des Angeklagten ausschließlich stützte, in der Verhandlung überhaupt nicht bekanntgegeben hat.

Das hindert freilich gewisse „Sachverständige", welche in der Presse und in Volksversammlungen in der Frage der Reform des Militärstrafverfahrens das große Wort führen, nicht, die Oeffentlichkeit der französischen Militärgerichtsverhandlungen als unvergleichliches Muster für andere Militärstrafprocesse aufzustellen. Nicht sehr ermunternd für den Besuch des Publicums und insbesondere der Preßberichterstatter mögen auch die Schutzmaßregeln wirken, welche die Art. 115, bezw. 145 der Militärstrafprocesse für Landheer und Marine dem Präsidenten und dem Gerichtshofe übertragen und welche das Preßgesetz vom 29. Juli 1881, sowie die sogenannten Anarchistengesetze vom 12. Dec. 1893 und 28. Juli 1894 enthalten.

Nach diesen Bestimmungen haben nämlich die Kriegsgerichte das Recht, sofort und auf der Stelle nicht nur strenge Ordnungsstrafen, sondern auch u. a. wegen Tumult und Rebellion in öffentlicher Sitzung Freiheitsstrafen bis zu zwei Jahren auch gegen Civilisten zu verhängen; ebenso sind die vorzeitige Veröffentlichung von Schriftstücken der Voruntersuchung und der Anklageacte, Berichte über die geheimen Berathungen des Gerichtshofs und über Beleidigungs- und Verleumdungsprocesse und Berichterstattungen auch über öffentlich verhandelte Fälle, wenn das Gericht ein Schweigegebot erlassen hat, mit zum Theil recht strengen Strafen bedroht. Namentlich gilt dies in allen Fällen, in welchen die incriminirte Handlung einen anarchistischen Charakter an sich trägt.

Das sechste und letzte Capitel endlich enthält Vorschläge hinsichtlich der Oeffentlichkeit im künftigen deutschen, bezw. in dem ebenfalls in der Umarbeitung begriffenen österreichisch-ungarischen Militärstrafproceß. Der Verfasser geht dabei von der Auffassung aus, daß als ausschließliche Grundlage für den künftigen deutschen Militärstrafproceß jedenfalls nicht der preußische Proceß, aber auch nicht der bayerische Proceß in Betracht gezogen werden kann. Der preußische Proceß nicht, weil er, wenn auch dem bayerischen durch seine leichte Handhabung zu Wasser und zu Land, im Kriege wie im Frieden überlegen, der Zeit des schlimmsten Niedergangs des deutschen Strafprocesses, wie der qualitativen Zusammensetzung des Heeres entsprechend, die Fühlung mit dem bürgerlichen Strafproceß und der sittlichen wie rechtlichen Anschauung unsrer Zeit verloren hat, wesentlicher Bürgschaften für eine gerechte Urtheilsfällung entbehrt und für das Heer heutiger Bildung nicht mehr paßt. Ebenso wenig kann aber der bayerische Proceß als unbedingt zu befolgendes Vorbild in Betracht kommen; denn wenn er auch auf den modernen, mit dem Wesen des altdeutschen Kriegsprocesses aus seiner besten Zeit theilweise übereinstimmenden Prinzipien des accusatorischen Untersuchungsverfahrens, möglichster Vertheidigungsfreiheit, Gerichtsständigkeit, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit beruht, so ist er doch in der Durchführung seiner Grundsätze zu bürgerlich und trägt den militärischen Existenzbedingungen zu wenig Rechnung, sein ordentliches Verfahren ist im Felde nahezu unbrauchbar und im Frieden zu umständlich; außerdem ist er vielfach technisch mangelhaft.

Bei seinen Vorschlägen war der Verfasser daher gezwungen, von der ausschließlichen Berücksichtigung eines bestimmten in Geltung befindlichen Processes abzusehen und dieselben unter Berücksichtigung einerseits der bisherigen Entwicklung des Strafproceßrechts überhaupt und des militärischen Gerichtsverfahrens insbesondere, andrerseits der Eigenthümlichkeit der militärischen Verhältnisse aufzustellen.

In letzterer Beziehung hebt der Verfasser mit Recht hervor, daß es nicht nur äußere Umstände, wie die des Kriegs, unter denen sich entgegen dem bürgerlichen Strafprocesse des Kriegsproceß zu bethätigen hat, sind, die beide Verfahren unterscheiden, sondern daß vor allem die Thatsache ins Gewicht fällt, daß im Militärstrafproceße eine ganze, hier sogar voranstehende Reihe besonderer Delicte, Militärdelicte, Standesdelicte, in die Erscheinung tritt, welche, dem Gebiete des bürgerlichen Processes an sich fremd, zumeist nicht nur nach ihrem Wesen, sondern auch nach der Person des Thäters besondere Rücksichten, auch bezüglich der Oeffentlichkeit des Verfahrens, von vornherein bedingen. Demgemäß vertritt der Verfasser den Standpunkt, daß die Oeffentlichkeit der Militärstrafgerichte grundsätzlich einem zwiefachen Maßstabe zu unterstehen hat, jenachdem gemeine Delicte, also Verstöße gegen das bürgerliche Strafgesetzbuch, oder militärische Delicte, Verstöße gegen das Militärstrafgesetzbuch, den Gegenstand des Processes bilden.

Das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Regel gegenüber der Aburtheilung militärischer Delicte an sich sehr gering. Tritt es aber ausnahmsweise in Verbindung mit heeresfeindlichen, politisch tendenziösen und ähnlichen Bestrebungen auf, so nimmt dasselbe erfahrungsgemäß leicht eine Gestalt an, welche dem Heere im allgemeinen, der Disciplin im Heere und der unabhängigen Rechtsprechung gefährlich und verderblich und auch für einzelne Angeklagte belästigend und verletzend werden kann.

Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse verlangt der Verfasser zwar auch für die Verhandlung der militärischen Delicte grundsätzlich die Oeffentlichkeit, aber eine von vornherein beschränkte Oeffentlichkeit, die er Militäröffentlichkeit nennt; d. h. es soll an und für sich nur Militärpersonen der Zutritt zur gerichtlichen Verhandlung unbedingt freistehen, während im übrigen dem Gerichtsvorsitzenden nur gestattet sein soll, gewissen Civilpersonen den Zutritt zu gewähren.

Für die gemeinen Delicte will dagegen der Verfasser volle Oeffentlichkeit nach Maßgabe des bürgerlichen Rechtes zulassen.

Diesem Vorschlage der Zulassung einer verschiedenen Oeffentlichkeit, je nachdem es sich um gemeine oder militärische Delicte handelt, liegt entschieden ein richtiger Gedanke zugrunde; es ist aber doch zweifelhaft, ob derselbe praktisch durchführbar ist, und ob es andrerseits nicht genügt, wenn den Militärgerichten bei grundsätzlicher Anerkennung der Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung in allen Fällen das Recht eingeräumt wird, nicht bloß im Interesse

Digitized by Google

der öffentlichen Ordnung und der Sittlichkeit, sondern auch zur Wahrung der militärischen Interessen und zum Schutze des Angeklagten die Oeffentlichkeit auszuschließen oder zu beschränken und im Falle der Beschränkung der Oeffentlichkeit an die bei der Verhandlung anwesenden Personen ein bei Strafe zu befolgendes Schweigegebot zu erlassen.

Während in der angegebenen Weise für den Militärstrafproceß in Friedenszeiten grundsätzlich wenigstens Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung gelten soll, wird die mobile Armee, namentlich die im Felde oder gar die im Feindeslande stehende Armee aus verschiedenen Gründen im allgemeinen, von Ausnahmen abgesehen, der Oeffentlichkeit, jedenfalls der Volksöffentlichkeit entrathen können und fast durchweg entrathen müssen.

Das gleiche gilt für die militärgerichtlichen Verhandlungen an Bord der außerhalb der heimischen Gewässer fahrenden und nach § 164 des Reichs-Milit.-Str.-G.-B. im Kriegszustande befindlichen Schiffe und Fahrzeuge und der im Auslande belegenen Marinestationen auch im Frieden schon, um so mehr selbstverständlich im Kriege.

Dagegen muß für die militärischen Ausnahmegerichte (die militärischen Standgerichte) grundsätzlich volle Oeffentlichkeit gelten, wie dies ja auch bei den bürgerlichen Ausnahmegerichten der Fall ist.

Die Frage der Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung — nur darum kann es sich handeln, von einer Oeffentlichkeit der Voruntersuchung kann ja in keinem Falle die Rede sein — ist nicht die einzige, die bei einer Reform des Militärstrafprocesses der Entscheidung und Regelung bedarf.

Ganz abgesehen davon, wie das Strafverfahren im einzelnen zu gestalten ist, handelt es sich außerdem noch darum, wie die militärischen Strafgerichte eingerichtet werden sollen, ob sie ständig oder nichtständig sind, ob ihnen volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit zuzusprechen ist, oder ob und in welchem Umfange etwa dem Gerichtsherrn, bezw. Kriegsherrn ein Bestätigungsrecht einzuräumen ist, welche Stellung die Staatsanwaltschaft und die Vertheidigung erhalten soll, wie und von wem die Strafvollstreckung zu bethätigen ist u. s. w.

Einen Theil dieser Fragen hat der Verfasser ebenfalls in den Kreis seiner Erörterungen gezogen und mußte dies auch thun, weil der Grundsatz der Oeffentlichkeit mit einer Reihe dieser Fragen im innigsten Zusammenhange steht und die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung von selbst eine gewisse Gerichtsverfassung und Gestaltung nach sich zieht. Im übrigen hat sich jedoch der Verfasser auf die Erörterung der Frage der Oeffentlichkeit beschränkt, weil diese Frage im Vordergrunde der Discussion steht und, wie soeben hervorgehoben, verschiedene andere Fragen mit derselben zusammenhängen.

Wird nämlich die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung als Grundsatz aufgestellt, so versteht sich von selbst, nicht nur daß die Verhandlung mündlich gepflogen wird, sondern auch daß die Anklage von einer besonderen Behörde vertreten wird und der Angeklagte nicht bloß Object der Untersuchung ist, sondern als Proceßpartei, gegebenen Falles unter Beistand eines Vertheidigers, auftritt. Das Verlangen nach Oeffentlichkeit des Verfahrens hat demnach die Bedeutung, daß anstelle des geheimen, weil schriftlichen Inquisitionsprocesses ein Verfahren trete, in welchem wenigstens die Hauptverhandlung mündlich mit unmittelbarer Beweiserhebung vor dem erkennenden Gerichte erfolgt und das Anklageamt vom Richteramt getrennt und demgemäß auch dem Angeklagten die Stellung einer Proceßpartei eingeräumt ist. Die Hauptsache ist die Mündlichkeit und Unmittelbarkeit der Verhandlung und die Beweiserhebung, sowie die Scheidung des Anklägers und Richters und die Stellung des Angeklagten, denn durch diese Einrichtungen soll vor allem eine gerechte und sachentsprechende Entscheidung bewirkt werden. Dem gegenüber ist die Oeffentlichkeit, namentlich in dem Sinne, daß jedermann den gerichtlichen Verhandlungen anwohnen kann, von untergeordneter Bedeutung. Die sogenannte öffentliche Meinung behandelt freilich die Sache anders; sie verlangt in erster Linie volle Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in dem Sinne, in welchem seinerzeit der Berichterstatter der französischen Nationalversammlung über das Gerichtsverfassungsgesetz vom Jahre 1790 dieselbe verlangt hat. Derselbe sagte nämlich: „Car s'il est des hommes qu'il importe, dans l'exercice de leur ministère, d'environner le plus près possible de l'opinion, c'est à dire de la censure des gens de bien, ce sont les juges. Plus leur pouvoir est grand, plus il faut qu'ils apperçaivent sans cesse à coté d'eux la première de toutes les puissances, celle qu'an ne carrompt jamais, la puissance redautable de l'apinian, et ils ne l'appercevront pas cette puissance, si l'instruction des affaires est secrette. Dans un ordre des choses si vicieux vous laissez nécessairement une grande latitude aux préventians du juge, à ses affections particuliers, à ses préjugés, aux intrigues des hommes de mauvaise foi, à l'influence des protections; aux délatians sourdes, à toutes les passions viles, qui ne se meuvent pas qne dans l'ombre et qui n'ont besain que d'être aperçues pour cesser d'être dangereuses. Couvrez le juge des regards du peuple, et soyez certains, si sa censure peut s'exprimer avec énergie, qu'il n'y aura rien de si rare qu'un juge prévarieateur."

Die Hohlheit dieser Phrasen liegt auf der Hand. Als man seinerzeit aus Frankreich die constitutionellen Einrichtungen, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, die Schwurgerichte u. s. w. nach Deutschland verpflanzt hat, hat man sich aber auch bemüht, möglichst alle Phrasen mit zu recipiren, mit denen die Franzosen diese Einrichtungen umgaben, um ihre Bedeutung zu übertreiben, und auch gegenwärtig gilt es noch in Deutschland als ein besonderes Zeichen freisinniger Denkungsart, diese recipirten Phrasen möglichst oft und laut zu wiederholen.

Dem gegenüber ist es ein Verdienst des Verfassers, daß er bei aller Anerkennung der Bedeutung der Oeffentlichkeit auch für den Militärstrafproceß im zweiten und dritten Capitel den Werth dieser Einrichtung für das gerichtliche Verfahren überhaupt und für das Militärstrafverfahren insbesondere auf das richtige Maß zurückgeführt und dabei die Nachtheile hervorgehoben hat, welche sich aus der unbeschränkten Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen ergeben können, namentlich wenn, wie dies ja leider nicht selten der Fall ist, die Berichterstattung in der Presse ungeschickt oder gar gehässig ist.

Es ist nur zu wünschen, daß die sachgemäßen, auf Grundlage eines reichhaltigen geschichtlichen und rechtsvergleichenden Materials beruhenden Ausführungen des Verfassers in weiteren Kreisen die Ueberzeugung hervorrufen, daß das Verlangen nach Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, so wie es gewöhnlich gestellt wird, über das Ziel hinausschießt, und daß bei der Reform des Militärstrafprocesses noch ganz andere und zum Theil wichtigere Fragen zu lösen sind, als die Frage, in welchem Umfange die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gestattet werden soll.

Vorstellungswerth und Gefühlswerth der Worte.

Von Karl Erdmann.

I.

„Worte sind Zeichen für Begriffe" — so lernt man in der Schule, so steht es in jeder Logik zu lesen. Aber erschöpft sich darin die Bedeutung der Worte, sind in ihnen nicht noch feinere Werthe verborgen? Diese Frage drängt sich unwillkürlich auf, wenn man sprachliche Untersuchungen anstellt, wenn man synonyme Ausdrücke analysirt oder Literaturwerke mit ihren Uebersetzungen vergleicht. Wie kommt es, daß Worte, die doch offenbar „dasselbe" besagen, einen verschiedenen Eindruck machen können? Müssen Worte, die haarscharf gleiche Begriffe bezeichnen, auch immer gleiche Bedeutung haben?

Eine klare und einfache Beantwortung dieser Frage scheitert vorläufig daran, daß es weder durch den alltäglichen, noch durch den wissenschaftlichen Sprachgebrauch unzweideutig feststeht, was unter gleichen („äquipollenten", „identischen") Begriffen, was unter gleichbedeutenden (synonymen) Worten zu verstehen sei. Es gibt verschiedene Arten und Grade der Gleichheit. Und wie es in der Geometrie ohne nähere Feststellung mehrdeutig bleibt, wenn man von gleichen Figuren schlechthin redet, da bei einer solchen Bezeichnung unentschieden ist, ob es sich um „flächengleiche", „congruente" oder „identische" Figuren handelt, so bleibt es meines Erachtens auch zweideutig und unbestimmt, den Sinn zweier Worte schlechthin gleich zu nennen. Es bedarf eben einer (freilich mehr oder minder willkürlichen) Bestimmung, was alles der Bedeutung eines Wortes zuzurechnen sei und wieviel davon lediglich dem Begriffe zukomme, für den das Wort als Zeichen dient.

Nun geht es sicher in sehr vielen Fällen an, den Unterschied im Eindruck zweier Worte, die scheinbar dasselbe bedeuten, auf einen — oft nur sehr feinen — Unterschied in den Begriffen zurückzuführen. Stellt man, wie dies in der Logik allgemein üblich, die Begriffe durch Kreise dar, so würden die hier in Frage kommenden Begriffskreise zwar weder nach Größe noch Lage beträchtlich von einander abweichen, aber ihre Peripherien würden doch ein wenig gegen einander verschoben erscheinen, so daß sie keineswegs gänzlich zusammenfallen. Schopenhauer bespricht in seinem Aufsatz „über Sprache und Worte" diese Thatsache und führt die Benennung „pänidentische" Begriffe ein.

Er ist der Meinung, daß es sehr viele Worte gibt, die kein genaues Aequivalent in anderen Sprachen finden, daß die Ausdrücke, die gemeinhin als Uebersetzungen gelten, eben nur „pänidentische" Begriffe bezeichnen. Hierauf beruhe die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer das Original ersetzenden Uebertragung; hierauf beruhe auch der hohe Bildungswerth einer vielseitigen Sprachlenutniß. Bei Erlernung einer fremden Sprache habe man ganz neue Sphären von Begriffen in seinem Geiste abzustecken, man erlerne also nicht bloß neue Worte, sondern erwerbe Begriffe. „So viel Sprachen einer kann, so viel mal ist er ein Mensch."

Diese Betrachtungen sind gewiß im allgemeinen zutreffend. Dennoch gibt es nicht wenige Fälle, in denen zwei Worte zwar unverkennbar einen verschiedenen Eindruck hervorrufen, bei denen die zugehörigen Begriffe aber doch kaum als verschieden, auch nicht als pänidentisch, sondern nur als identisch bezeichnet werden können, weil sie sich nach Umfang und Inhalt völlig decken. Man vergleiche z. B. die sogenannten „poetischen" Worte mit den entsprechenden des gemeinen Sprachgebrauchs, etwa „Leu" mit „Löwe". Wollte man die Identität des Begriffsinhalts leugnen, so müßte man objective Merkmale anzugeben wissen, die wohl dem Leuen zukommen, aber nicht dem Löwen, oder umgekehrt; und wollte man die Identität des Begriffsumfanges leugnen, so müßten gewisse Thierexemplare aufzufinden sein, die als solche, unabhängig von der subjectiven Auffassung und dem Zusammenhange, in dem man sie erwähnt, wohl als Leuen, aber nicht als Löwen bezeichnet werden dürften. Man hört zuweilen die naive Erklärung, ein Leu sei ein „poetischer" oder auch ein besonders „edler" Löwe. Danach wäre also Löwe der übergeordnete, Leu der untergeordnete Begriff. Aber es würde wohl lächerlich wirken, wollte der Besitzer einer Schaubude zur Besichtigung „neugeborener Leuen" einladen, und kein Mensch würde hier auf den Gedanken kommen, die fraglichen Thiere sollten durch die Wahl der Benennung als besonders „edle" Exemplare gekennzeichnet werden. Woher kommt aber jene lächerliche Wirkung? Im Klange allein kann doch der verschiedene Eindruck der beiden Worte nicht liegen, es gibt unzählig viele Fälle, wo der Zusammenhang ebensowohl Leu wie Löwe zuläßt. Darf man also einen Unterschied in der Bedeutung annehmen, oder soll man sagen, die Bedeutung beider Worte sei zwar völlig gleich und nur der Gebrauch des Wortes Leu sei rein zufällig oder conventionell auf die dichterische Sprache beschränkt?

Sehen wir also von sogenannten poetischen Worten ganz ab und vergleichen zwei Worte, die beide der alltäglichen Sprache angehören, etwa „Hose" und „Beinkleid". Keine Frage, jedes Beinkleid ist eine Hose und jede Hose ein Beinkleid. Aber während es in gewissen Fällen beinahe anstößig wirkt, Hose zu sagen, klingt es in anderen Fällen geziert oder zu „modern", das Wort Beinkleid zu verwenden. Wollte uns aber gar ein Schneider eine Rechnung über gelieferte „Buxen" zusenden oder über ausgebesserte „Unaussprechliche" oder „Inexpressibles", so würden wir zwar ganz genau verstehen, was er meint, wir würden aber ob seiner Ausdrucksweise an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln.

Um eine bequeme Verständigung zu erzielen, wird es sich empfehlen, wie ich schon andeutete, scharf zwischen der Wortbedeutung und dem Begriff zu unterscheiden; zwischen dem Begriff, der alle objectiven Merkmale zusammenfaßt, und der Wortbedeutung, die außer dem Begriff noch alle anderen Werthe enthält, die durch das Wort zum Ausdruck gelangen. Diese Werthe sondere ich also aus der Wortbedeutung los, stelle sie dem Begriff gegenüber und fixire sie sprachlich als „Vorstellungswerth" (Anschauungsgehalt) und „Gefühlswerth" (Stimmungsgehalt). Nach dieser Auffassungs- und Ausdrucksweise ist es dann eindeutig, zu sagen, daß Leu und Löwe einerseits und Hose und Beinkleid andrerseits Worte von verschiedener Bedeutung, aber gleichem begrifflichen Inhalt seien.

Es ist nicht ohne Reiz, zu verfolgen, wie verschieden die seelische Wirkung von solchen Worten und Wendungen ist, die dem Begriff nach genau dasselbe besagen; man erkennt, wie mannichfach die Wirkungen der Sprache sind und wie wenig sich ihre Zwecke darin erschöpfen, unzweideutige Klarheit und haarscharfe Verständigung über Dinge und Ereignisse herbeizuführen. So ist es z. B. genau dasselbe Verhalten, das von mir gefordert, derselbe äußere Erfolg, der erzielt wird, wenn man mir sagt: „Warte ein bischen" oder „verweile einen Augenblick" oder „harre eine Weile", und doch fühle ich mich schon beim Hören dieser Worte — außer allem Zusammenhang — in eine andere Umgebung versetzt. Sachlich liegt kein Unterschied in den Sätzen: „er spie ihm ins Antlitz" und „er spuckte ihm ins Gesicht", zwischen den Wendungen „sie gingen weiter" und „sie schritten fürbaß", und doch umweht uns ein anderer Dunstkreis, je nachdem wir die eine oder andere Ausdrucksweise vernehmen. Und so falsch es ist, zu meinen, in der

Digitized by Google

Dichtkunst müßten gewisse Worte gebraucht und andere nur der Prosa überlassen werden, so gewiß ist es doch, daß wir einen anderen seelischen Eindruck erhalten und nicht nur einen andern Klang empfinden, wenn wir Zähre statt Thräne hören, Weiher statt Teich, Fittig statt Flügel, Ferge statt Fährmann, Minne statt Liebe, Nachen statt Kahn, Maid statt Mädchen, Haupt statt Kopf, Roß oder Gaul statt Pferd u. s. w.

Manche Worte haben einen altväterisch biedern, andere einen scherzhaften Nebensinn. Die einen wirken pedantisch oder nüchtern, andere mehr leichtfertig oder weltmännisch. Einige klingen überaus gewöhnlich, fast gemein, obgleich ihr begrifflicher Inhalt keinen Grund hiefür bietet. Man vergleiche „schmeißen" mit „werfen", „kriegen" mit „bekommen", „Keile" mit „Schläge" u. s. f. Wieder andere machen einen besonders „gewählten" Eindruck und lassen sich nur in höheren Stilarten verwenden. Das gilt selbst von Formen derselben Wörter: „beut" klingt vornehmer als „bietet", „ward" vornehmer als „wurde". Oder man vergleiche „kriecht" mit „kreucht" und „kraucht", „fließt" mit „fleußt"; oder die beiden Plurale von Land: „Lande" und „Länder".

Alle diese Werthe aber, die sich eng mit den Worten verketten, diese halb unbewußten und nur leise mitschwingenden Nebenvorstellungen, diese Begleitgefühle und Stimmungen, diese Obertöne, die unwillkürlich mit anklingen, wenn ein Wort ertönt, gehören natürlich ebenso zur Bedeutung des Wortes, wie der begriffliche Inhalt, den es bezeichnet. Sie sind ein unentbehrliches Mittel des sprachlichen Ausdrucks, auf dem alle feineren Wirkungen des Stils beruhen. Ich unterscheide also am Worte dreierlei: 1) den Begriff, den es bezeichnet, bezw. auch eine Einzelvorstellung mit einem bestimmten Inhalt und Umfang, 2) den Vorstellungswerth (bei concreten Worten passend auch als Anschauungsgehalt zu bezeichnen), 3) den Gefühlswerth oder Stimmungsgehalt. Und ich verstehe unter dem Vorstellungswerth alle die Begleit- und Nebenvorstellungen, die ein Wort gewohnheitsmäßig und unwillkürlich in uns auslöst, unter dem Gefühlswerth oder Stimmungsgehalt alle reactiven Gefühle und Stimmungen, die es erzeugt.

Die Bedeutung des Wortes für den Begriff entspricht völlig der Bedeutung des Namens für eine Person. Je nachdem wir einen Menschen mit diesem oder jenem Namen nennen hören, werden wir etwas Verschiedenes uns innerlich vergegenwärtigen. „Aristoteles" oder „der Lehrer Alexanders" oder „der Philosoph von Stagira" das ist gewiß ein und dieselbe Person; da aber von den drei Benennungen jede eine andere Seite dieser Person in den Vordergrund des Bewußtseins hebt und demgemäß andere Vorstellungskreise anregt, haben sie doch eine andere Bedeutung. Ebenso ist in der Person „Friedrichs II. von Preußen" und des „alten Fritz" gar kein Unterschied; aber die Vorstellungswerthe der Namen sind doch verschieden: wir denken unwillkürlich jedesmal an andere Züge im Wesen des Preußenkönigs.

So erhalten auch die Worte, die Namen für Begriffe oder Allgemeinvorstellungen sind, einen besonderen Vorstellungswerth, indem sie einzelne Seiten des bezeichneten Begriffs stärker betonen, gewisse Merlmale in den Vordergrund rücken oder auch Nebenvorstellungen anregen, die eigentlich gar nicht im Begriffe liegen. Man vergleiche z. B. „Krieger" mit „Soldat". Bei Krieger denkt man mehr an Schlacht und Kampf, bei Soldat mehr an die Caserne, den Exerzierplatz und bunte Uniform. Dazu kommt, daß Krieger die Nebenvorstellung des „Unmodernen" hat, obgleich der Begriff des Kriegers als solcher keine Zeitbestimmung enthält und von der Abstammung ganz absieht; so daß man ebenso gut von ägyptischen Kriegern aus der Zeit des Ramses wie von römischen Kriegern aus der Zeit Diocletians reden kann. Aber es würde seltsam klingen oder als beabsichtigt scherzhafte Wendung aufgefaßt werden, wollte ich von einer Compagnie vorbeimarschirender Soldaten aussagen: ein Haufe Krieger sei vorbeigezogen. Oder man denke an Worte wie Frühling und Lenz. Das letztere stellt die anschaulichen, reizvollen Seiten dieser Jahreszeit mit ihrem Blüthenduft und Sonnenschein dar, und es kann daher nicht dort verwendet werden, wo andere Seiten, etwa die astronomische, in Frage kommen: man sagt nicht Lenzes-Tag- und Nachtgleiche, sondern Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

Natürlich wird der Vorstellungswerth häufig durch die ursprüngliche Wortbedeutung bestimmt, wie sie sich aus Ableitung oder Zusammensetzung ergibt. Daß Säugling anders wirkt als „Wickelkind" oder „Neugeborenes", ist etymologisch sofort zu erklären. Sehr oft sind aber andere Gründe ausschlaggebend. Ein Wort, das zur Zeit Luthers gang und gäbe war, gewinnt, wenn es aus der heutigen alltäglichen und Schriftsprache verschwindet und dem heutigen Geschlecht nur noch durch Luthers Bibelübersetzung bekannt wird, naturgemäß einen religiösen Nebensinn und regt unwillkürlich Vorstellungen aus dem biblischen Alterthum an. Und so können noch mancherlei Zufälligkeiten eine Rolle spielen.

Eng verbunden mit dem Vorstellungswerthe und häufig seine unmittelbare Folge ist der Gefühlswerth oder Stimmungsgehalt eines Wortes. Natürlich kann nicht immer von einem solchen die Rede sein. Die friedlichen Wörter „Federhalter", „Wismuth", „Kugel", „Tisch" sind nicht geeignet, Begleitgefühle auszulösen; während bei Worten wie „Vaterland", „Mord", „Kuß", „Folter", „Revolution" gerade ein starkes reactives Gefühl im Vordergrunde des Bewußtseins steht. Nun ist gewiß einleuchtend, daß die Art des auftretenden Gefühls in erster Linie vom begrifflichen Inhalt abhängt. Es liegt eben im Wesen des Begriffes „Mord", Gefühle des Entsetzens und der Empörung wachzurufen. Aber nicht selten kann man auch ein und derselben Sache von verschiedenem Standpunkt aus und in verschiedener Stimmung gegenübertreten. Und indem das Wort diesen subjectiven Zustand mit zum Ausdruck bringt, hat es einen bestimmten Gefühlswerth, der mit den objectiven Merkmalen des begrifflichen Inhalts nichts zu thun hat. Der Gefühlswerth kennzeichnet dann nicht sowohl das, wovon gesprochen wird, als vielmehr den, der spricht. Sagt man z. B. statt betrügen: bemogeln oder beschummeln, statt betrunken: benebelt oder besoffen, so wird dem Hörenden nicht nur Mittheilung von dem Zustande oder der Handlung eines Dritten gemacht, ihm wird gleichzeitig ein Seelenzustand des Sprechenden übermittelt, eine strenge oder leichtfertige, eine liebenswürdige oder rohe Auffassungsweise. Und wenn ein scherzhaft aufgelegter Mensch statt Nase Riechkolben sagt oder statt Cigarre Glimmstengel, so will er gar nicht die fraglichen Dinge objectiv kennzeichnen, sondern nur seiner eigenen heiteren Laune Ausdruck geben. Dient ein Wort als Prädicat, so gibt der im Worte liegende Begriff ein Urtheil ab, der im Worte liegende Gefühlswerth eine Beurtheilung. „Der Feind flieht" ist lediglich ein Urtheil, weil „fliehen" keinen Gefühlswerth hat. (Vgl.: die Jahre fliehen, die Leidenschaft flieht, Hannibal flieht.) Aber „der Feind reißt aus" enthält nicht nur dasselbe Urtheil, dieselbe Aussage über einen objectiven Thatbestand, wie: „der Feind flieht", sondern außerdem noch die Beurtheilung: das ist kläglich, darüber mache ich mich lustig. Den Begriff fliehen plus dem Gefühlswerth einer achtungsvollen Theilnahme gibt das Wort „flüchten" oder „sich flüchten"; hingegen den Begriff fliehen plus einer größeren oder geringeren Menge

Digitized by Google

an Mißachtung, Spott und Humor die Wendungen: „sich aus dem Staube machen", „das Hasenpanier ergreifen", „Fersengeld geben", „Reißaus nehmen", „auskratzen" u. a. Ueberaus mannichfaltig sind die verschiedenen Schattirungen und Abarten an Billigung und Mißbilligung, Zuneigung und Abneigung, Werth- und Geringschätzung, die durch das Wort gleichzeitig mit einem Begriff übermittelt werden. So liegt z. B. höhnische Mißachtung in „alte Jungfer", ein gewisser Respect in „betagtes Fräulein", während „unverehelichte Frauensperson in vorgerückten Jahren" die Nüchternheit einer sachlichen und amtlichen Auffassungsweise enthält. „Schulmeister" drückt eine Geringschätzung aus, die „Lehrer" nicht hat, „Freiheit" enthält begeisterte Billigung, „Schrankenlosigkeit" Tadel. Ueber die Bedeutung von „Weib", „Gattin", „Frau" und „Gemahlin" hat Saphir einmal ganz artige Scherze gemacht:

„Man ist glücklich mit dem Weibe,
Zufrieden mit der Frau,
Lebt so so mit der Gattin,
Arrangirt sich mit der Gemahlin.

„Man wird geliebt von dem Weibe,
Gut behandelt von der Frau,
Kestimirt von der Gattin,
Geduldet von der Gemahlin.

„Stirbt der Mann, ist untröstlich das Weib,
Es trauert die Frau,
Nach einem Jahr heirathet die Gattin,
Nach sechs Wochen die Gemahlin" u. s. w.

Sicher ist jedenfalls, daß die fraglichen Bezeichnungen einen verschiedenen Gefühlswerth besitzen, doch kommen auch noch gewisse Vorstellungswerthe dazu. Bei Gemahlin denken wir unwillkürlich an höhere Gesellschaftskreise. In der Bibel könnte nicht wohl von der Ehefrau des Uria, in einem richterlichen Urtheile nicht wohl von dem Weibe des Tischlers Schulze die Rede sein; es heißt „das Weib des Uria" und „die Ehefrau des Tischlers Schulze".

Selbst ganz inhaltleere, nur Beziehungen ausdrückende Worte können einen Gefühlswerth gewinnen. Das Fragewort „gelt?" klingt (für den Norddeutschen wenigstens) viel gemüthlicher und anheimelnder als das genau entsprechende „nicht wahr?"

Der Gefühlswerth der Worte ist es vor allem, der die Art des Stils, den Charakter der Rede bedingt. Sobald die Sprache feinere künstlerische, rednerische Wirkungen bezweckt und nicht lediglich auf klare Verständigung ausgeht, wird ein und dasselbe Ding je nach dem Zusammenhang in verschiedener Weise benannt werden müssen. Worte, die für gewöhnlich als gleichwerthig gelten, sind keineswegs vertauschbar. Zwar ist „der Doctor" schlechthin nichts anderes als der Arzt. Aber die fromme Inschrift einer Diakonissenanstalt könnte kaum lauten: Ich bin der Herr, dein Doctor, oder dein Heilkünstler, oder dein Medicus, sondern nur: „Ich bin der Herr, dein Arzt". Nichts thörichter als die Meinung, es komme doch nur darauf an, daß der Hörende oder Lesende genau verstehe, was der Redende oder Schreibende meint. Selbst im nüchternsten Stile verlangen wir eine angemessene Form. Ein amtliches Schriftstück kann wohl beginnen: „Jedermann weiß ..." aber nicht „jedem Erdensohn ward Kunde ...", obgleich diese Wendung auch allgemein „verständlich" ist. Und ein Lehrer läßt sich wohl die Mittheilung eines Schülers gefallen: „Ich habe eine Ohrfeige bekommen", aber er lehnt die Form „ich habe eine Maulschelle gekriegt" als gemein, die Form „ich habe einen Backenstreich empfangen" als geziert ab —, obwohl es bei einer solchen Mittheilung lediglich auf die Feststellung eines objectiven Thatbestandes ankommt und diese durch jede der drei Wendungen gleichmäßig klar und unzweideutig erfolgt. Die Sprache ist eben mehr als ein Mittel zur Verständigung.

Warum freilich ein Wort diesen, ein anderes Wort jenen Gefühlswerth erworben hat, läßt sich nicht immer angeben. Sicher spielen wie beim Vorstellungswerth allerhand Zufälligkeiten eine Rolle. Manchmal ist wohl der Klang maßgebend. „Sarkophag" klingt feierlicher als „Sarg" — der wortgetreue Sinn — Fleischesser — kann für den Gefühlswerth des Feierlichen nicht wohl maßgebend gewesen sein. Im Tone beruht es wohl auch, daß „sofort" schneidiger wirkt als „sogleich". Man sagt: „er kam sogleich", aber befehlend: „komm sofort!" Doch ist natürlich auch häufig die ursprüngliche Wortbedeutung, die Ableitung oder das Bild von Einfluß. In diesem Falle ist der Stimmungswerth fast immer mit einem besonderen Vorstellungswerthe verknüpft, wie denn überhaupt beide gar oft gleichzeitig auftreten und sich gegenseitig bedingen. Man vergleiche die Worte: sterben, entschlafen, den Geist aufgeben, verscheiden, heimgehen, in die Grube fahren, verrecken, crepiren.

Daß manche Worte weniger anstößig wirken als andere, die genau die gleiche unanständige Sache oder Handlung bezeichnen, dafür werden mancherlei Gründe maßgebend sein können. Entweder ist das anständige Wort ein abstracter Ausdruck, der also weniger Anschauungsgehalt besitzt (z. B. „in anderen Umständen sein"); oder es ist ein wissenschaftlicher Fachausdruck, der naturgemäß andere Vorstellungskreise anregt; oder es ist ein Fremdwort, das schwerer in die Volkssprache eingehen konnte; oder endlich es ist ein Wort, das der Ableitung oder Zusammensetzung nach eine besondere, unverfängliche Seite des Begriffs in den Vordergrund rückt und somit erst einen bestimmten Vorstellungswerth erzeugt, der dann die am Unanständigen haftenden Gefühle theilweise aufhebt. So las ich einmal in der Ordnung einer Strafanstalt, es seien für gewisse Vergehen „einige Streiche auf das unentblößte Gefäß des Delinquenten zu verabfolgen". Das klingt gewiß äußerst sachlich und amtlich. Eine mehr volksthümliche Ausdrucksweise für diese schmerzhafte Execution würde an dieser Stelle kaum wiederzugeben sein. Warum ist aber „Gefäß" nicht entfernt mit jenem Gefühlswerth ausgestattet, den andere begriffsgleiche Worte aufweisen? Indem es eine nicht zu beanstandende Verrichtung dieses Körpertheils — das Sitzen — in den Vordergrund hebt, gewinnt es einen besonderen Vorstellungsgehalt, der dann auch die besondere Art seines Gefühlswerthes nach sich zieht. — Der Ausdruck „guter Hoffnung sein" ist einerseits noch recht abstract, andrerseits betont er aber die ideale Seite eines gewissen Zustandes, und rückt hiedurch andere, etwa die ästhetische oder physiologische in den Hintergrund.

Auf diese Weise werden sich gewiß meist Gründe für die Entstehung der den Worten anhaftenden Begleitgefühle anführen lassen. Aber ich wiederhole: nicht selten sind auch allerhand nicht nachweisbare Zufälligkeiten im Spiele, so daß wir keine Erklärungen geben, sondern uns nur auf das allgemeine Sprachgefühl berufen können. Freilich darf man nicht vergessen, daß das Sprachgefühl nicht allenthalben übereinstimmt. Man denke nur daran, wie mundartliche Wörter auf den wirken, der sie gewohnheitsmäßig gebraucht und auf den, der sie selten hört. Manche Ausdrücke haben in verschiedenen Theilen Deutschlands einen verschiedenen Gefühlswerth. Für den Norden hat „Roß" eine edle Nebenbedeutung, die in Süddeutschland nicht bekannt ist. Daher ist „Roßschlächterei" vielen ebenso wider das Sprachgefühl wie etwa „Gaul-" oder „Mährenschlächterei". In manchen Gegenden hat „Bube" insbesondere die Abkürzung „Bub" einen sehr harmlosen Sinn, es klingt noch gemüthlicher als „Knabe". In anderen wirkt es, zumal mit der richtigen

Digitized by Google

Betonung ausgesprochen, nicht viel anders als „Schurke“. Ebenso groß ist auch der Unterschied zwischen der oberbayerischen „Dearn“ und der norddeutschen „Dirne“. Oder man denke daran, wie Worte, die von einer Partei als Schimpfnamen gebraucht wurden, bei der verachteten Partei zu Ehrennamen wurden, wie bei den Geusen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Der Schurken-Paragraph.** Von v. d. Decken, Landgerichtsrath. Berlin, Verlag Th. Schoenfeldt. — Die Tendenz bei Ausgestaltung des Strafrechts geht dahin, die Fälle menschlichen Handelns, die unter Strafe gestellt werden sollen, möglichst genau abzugrenzen und unter bestimmte Verbrechensbegriffe zu fassen. Es ist dabei zufolge der Unvollkommenheit jedes Menschenwerks nicht zu umgehen, daß einerseits Handlungen, die nach dem Rechtsgefühl des Einzelnen oder auch der Gesammtheit nicht strafwürdig erscheinen, doch unter einen dieser Begriffe fallen und darum gestraft werden, andrerseits Handlungen, die allseits als strafwürdig anerkannt werden, ohne Strafe bleiben, weil sie sich nicht unter eine der in erschöpfender Zahl aufgestellten und durch Analogie nicht zu erweiternden Kategorien des Strafgesetzbuchs unterbringen lassen. Dieser Umstand, wenigstens wie er sich in letzterer Form äußert, hat den Vorschlag eines „Schurken-Paragraphen“ gezeitigt, der etwa lauten soll: „Wer (außer den im Strafgesetz einzeln aufgeführten Fällen) eine strafwürdige Handlung verübt, wird mit beliebiger Strafe belegt.“ Einem Laien auf dem Gebiete des Strafrechts und insbesondere der Geschichte des Strafrechts mag ein solcher Vorschlag wohl gefallen. Es ist ja, wie man bei unserer Gerichtsorganisation oft genug beobachten kann, der Kern — und man kann ruhig sagen, auch die Bestimmung — der Theilnahme von Laien an der Strafrechtsprechung, die Schranken des Strafgesetzes zu durchbrechen, wo es jeweilig angezeigt erscheint. Logisch gliedert sich die Entscheidung eines Strafprocesses in zwei Theile: die Subsumtion des Thatbestandes unter den Verbrechensbegriff („enthält der Thatbestand die vom Strafgesetzbuch aufgestellten Merkmale dieses oder jenes Verbrechens?“) und die Subsumtion des als Verbrechen anerkannten Thatbestandes unter die Strafe („welche Strafe innerhalb des für dieses Verbrechen zur Verfügung stehenden Rahmens ist für die That zu verhängen?“). Der Laienrichter überspringt das erste Glied; er schließt von dem Thatbestand sofort auf die Strafe, und erscheint ihm die That als keiner Strafe werth, so zieht er daraus den Rückschluß, daß in ihr auch die Merkmale eines Verbrechensbegriffes nicht enthalten sind — ein Rückschluß, der zu jenen Urtheilen der Geschworenengerichte führt, die das Entsetzen logisch denkender Menschen, nicht bloß der Juristen, bilden, aber gerade wegen der in ihnen liegenden kühnen Mißachtung des Gesetzes diesen Gerichten ihre unbestrittene Popularität sichern. Dasselbe Verfahren läßt sich aber auch zu ungunsten der Angeklagten beobachten; eine mißfällige Handlung wird mit unbesorgter Beugung der Begriffe als ein gewisses Verbrechen bezeichnet, nur damit sie der für sie als richtig angenommenen Strafe nicht entgehe. Allerdings sind der Bethätigung freien Ermessens in dieser letzteren Richtung durch die Strafproceßordnung allenthalben Schranken gesetzt, und zwar mit gutem Grund. Das Strafrecht verlangt in einem geordneten Staatswesen eine festere Basis als die momentane Anschauung eines Gerichtshofs; die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetze führt zwingend dazu, Sorge zu tragen, daß nicht an dem einen Ort eine Handlung bestraft werde, die vor einem anderen Gericht innerhalb desselben Staates straflos bleibt. Gegenüber diesem Bestreben müssen die Bedenken, daß das System des Strafrechts nie vollkommen ausgestaltet werden kann, zurücktreten. Die Einführung eines Schurkenparagraphen bedeutet eine Durchbrechung dieses seit Jahrhunderten als richtig erkannten und in fortwährender Arbeit weiter ausgebildeten Systems, die uns in die Zeiten schrankenloser Willkür zurückdrängen müßte. Zutreffend führt v. d. Decken in seiner kleinen Schrift aus, daß ein Strafrecht ohne bestimmte Delicte denkbar war zur Zeit der homerischen Volksversammlung, wo alle Macht im Staate in diesem einen Organ zusammenfloß, nicht aber in einem modernen Staatswesen, wo die Theilung der Gewalten durchgeführt oder doch, wie in den constitutionellen Monarchien, durch die verschiedene Art der Ausübung der im Herrscher vereinigten Gewalten angedeutet ist. Noch mehr erscheint als Voraussetzung eines solchen Gedankens, daß man über ein auserlesenes, lediglich in der Idee der Gerechtigkeit aufgehendes Geschlecht von Richtern verfüge, und damit erweist er sich als Utopie, solange die Richter Menschen sind.

Nernst. Die Ziele der physikalischen Chemie. Festrede, geh. zur Einweihung des Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie zu Göttingen. Von den Hoeck u. Ruprecht, Göttingen 1896. — Nach einem kurzen Rückblick auf die getrennte Entwickelung der „constituirenden Wissenschaften“, der Physik und Chemie während der fünf Decennien von 1835—1885 feiert der Redner die Wiedervereinigung beider Wissenschaften durch die physikalische Chemie, welcher — sozusagen — die diplomatische Vermittelung zwischen beiden zufalle. Sie gestatte, zahlreiche und scheinbar complicirte Naturvorgänge auf wenige einfache, d. h. dem menschlichen Geiste leicht auffaßbare Gesetze zurückzuführen. Dr. L. H.

m-o. „**Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft** zur Erforschung der heimischen Flora, Band IV“ lautet die Ueberschrift der neuesten Veröffentlichung dieser um ihr Ziel hochverdienten Gesellschaft. Der neue (vierte) Jahrgang bringt eine sehr angenehme Ueberraschung — Ueberraschung insofern, als manche das Ereigniß nicht so nahe glaubten — dadurch, daß er schon das erste Heft einer im großen Stil gedachten „Bayerischen Flora“ enthält. Unter dem bescheidenen Titel den „Vorarbeiten zu einer Flora Bayerns, herausgegeben von der B. B. Gesellschaft ꝛc.“ erschienen bereits die Ranunculaceen, eine der größten und interessantesten Familien der bayerischen Flora — sind doch fast alle mehr oder minder giftig, viele auch Zierden unsrer Gärten. Die Arbeit, die auf dem Material ruht, das die Mitglieder und die bayerischen Botaniker namentlich der letzten fünfzig Jahre zusammengebrachten, beschreibt 152 Arten, mehrere Bastarde und viele Varietäten eingehend, jedoch in festen Zügen und ohne in jene lästige, nahezu zur Mode sich auswerfende Kleinkrämerei zu verfallen (wir hätten nur den Pulsatilla-Bastarden mehr Liebe gewünscht): in jene Haarspalterei, wie sie seit Jordan, Wethe und Fries sich namentlich alles jenes Forschern angezeichnet hat, die über die Existenz der Mittelformen und Bastarde (die doch jeder Garten und jede Alpenwanderung ihnen zeigen kann) förmlich vergrämt sind, weil sie den richtigen Schlüssel zur Erklärung jener Existenzen sich nicht anzueignen vermögen. Die Auseinandersetzung der Species der Ranunculaceen wirkt durch ihre Klarheit und durch die geschickte Anwendung der verschiedenen Hülfsmittel wohlthuend; der Diagnose geht, ein Raum in den Floren, eine Skizze der biologischen Eigenthümlichkeiten der Pflanzenart (natürlich, soweit solche bekannt sind) bei der Bestäubung wie bei der ungeschlechtlichen Vermehrung zur Seite; auch die Giftstoffe sind erwähnt, sowie die oft entgegengesetzte Wirkung von verschiedenen Mengen desselben Giftstoffs in ein und derselben Pflanze, z. B. des Helleborins: eine wichtige, auch dem Chinin beim Schwarzwasserfieber Afrika's zukommende Eigenschaft, die noch in der ärztlichen Praxis weiter zu erproben und zu verwerthen wäre. Auch die oft wunderlichen Pflanzennamen werden erklärt. Neu und sehr zu begrüßen ist auch die durchgreifende Verwendung von Clichés, um die Eigenthümlichkeiten in der Verbreitung jeder Art mit einem Schlage zu zeigen. Es sind hiezu nämlich einfache Umrisse vom rechtsrheinischen Bayern verwendet, die das Land nach seinen Strom- und Gebirgslinien in 20 Abschnitte zerlegen; kommt nun eine Art in 1 oder 3 oder 8 oder 18 ꝛc. Abschnitten vor, so ist in jenen solchen Abschnitt ein lateinisches V (= Vorkommen) eingesetzt. Die Lücken aber im Vorkommen deuten mitunter auch an, wo noch am meisten zu arbeiten wäre. Ueber die Richtigkeit der Angaben von Standorten und Findern mag mancher anders denken, als die Münchner Arbeit; das Vorkommen z. B. der herrlichen Narcissen-Anemone auf der Haide bei Krün ist schon an 50 Jahre, das des Myosurus bei München schon seit Karl Schimpers Münchner Aufenthalt bekannt; allein das sind am Ende Thatsachen, die, wie man in Oesterreich sagt, „in Verstoß gerathen waren“. Aber auf eines muß doch geachtet werden: auf das eigenartige Verhalten seltener Pflanzenarten am Saume ihrer Verbreitungsbezirke, wo ihre äußersten Colonien sich befinden. Letztere können durch Extreme von Kälte und Nässe, von Hitze und Trockenheit und den gleichzeitig damit stattfindenden Wettbewerb anderer Arten um den Raum und die Nahrung decimirt oder auch ganz verdrängt werden, aber aber: Wurzelstöcke und Samen können Jahrzehnte, ja Menschenalter lang an der Entwicklung verhindert und gezwungen werden, im Boden (subterran) zu existiren, bis wieder einmal günstigere Zustände das oberirdische Begetiren, das Blühen und Fruchten gestatten. Dieser letztere Fall ist in Südbayern bei Helianthemum, Jurinea, Gladiolus, Dracocephalum nachgewiesen, und beim Waldweidenröschen, beim

Digitized by Google

Ackersenf und Ackerrettig ist er ein bekanntes Vorkommniß. Er ist aber auch bei Clematis integrifolia (bei Oberzell in den Donauleiten) das wahrscheinlichste; Beobachter wie unser großer Geolog Gümbel (der dort das Eozoon auffand) verdienen volles Vertrauen. Den Vorkommnissen der Ranunculaceen möchten wir noch beifügen, daß auch Helleborus nitrorubens im bayerischen Bodenseegebiet gefunden wurde. Ueber die Begrenzung mancher Arten (Batrachium paucistamineum, Ranunculus Villarsii und R. crenatus ꝛc.) mag man verschiedener Ansicht sein; gewiß aber ist es, daß mancher Systematiker, der sich am Schreibtisch seine Varietäten foemirt, ohne ein botanischer Odysseus und Bergsteiger gewesen zu sein, mit seiner Willkür bei den Alpenpflanzen und überhaupt bei den Pflanzen, die an den Wanderungen der jüngsten Eis- und Postglocialzeit ins Donauthal und nach Bayern betheiligt waren, Schiffbruch leidet. So ist es dem scharfsinnigen Wiener † Heilreich, namentlich bei den Hieracien und den Alpinen ergangen, und so dürfte es noch manchem Modernen ergehen: „species dabit characterem, non character speciem“ ist ein wahrlich zu beherzigendes Wort von Elias Fries, dem großen Schweden. Wenn die Arbeit, die wohl 8 oder 10 Jahre bis zur Vollendung erfordern wird, so maßvoll wie bisher, so weitblickend und geschickt in der Auffassung, so aus der vollen Begeisterung heraus weitergeführt wird, dann hat auch die Gesellschaft ein Hauptziel mit raschen Schritten erreicht. Ob es immer durchführbar sein wird, daß die HH. Verfasser der hochbedeutsamen Arbeit sich nicht nennen, wird erst bei den Rosen- und Brombersträuchern, bei den Disteln und Habichtskräutern deutlich hervortreten. Beigegeben sind dem Bande: eine vorzügliche Arbeit Dr. F. Arnolds, des größten Flechtenkenners, über Rehms getrocknete Cladonien, 440 Formen, die dem Verfasser Gelegenheit geben, die 16 Systeme, in welche sie von 16 verschiedenen Forschern gebracht sind, beizufügen; — ferner verdienstvolle Arbeiten: 1) über die Flechten Unterfrankens von A. Will, 2) über die Rosenflora des Eichstätter Jura von Dr. Schwertschlager, 3) über neue bayerische Flechten von M. Lederer, 4) über neue bayerische Schmarotzerpilze (35 Arten mit Diagnosen) von A. Allescher, unserm bedeutendsten Pilzkenner, 5) über Süßwasser-Peridineen von Dr. A. J. Schilling, sowie statistische geschäftliche Mittheilungen. Möge der Verein weiter blühen!

* Ueber den Einfluß des Lichts auf den Pflanzenduft schreibt der „Prometheus“: Die Entbindung des Pflanzenduftes wurde neuerdings durch Versuche des Hrn. Eugen Mesnard im biologischen Laboratorium der Hochschule von Rouen studirt, wobei sich als Hauptergebniß zeigte, daß das Licht und nicht der Sauerstoff die Hauptursache der Umbildung und Zerstörung von Duftstoffen ist, obwohl beide Agentien häufig zusammenwirken. Die Einwirkung des Lichts macht sich nach zwei Richtungen bemerkbar. Einerseits wirkt es, um die chemischen Umwandlungen einzuleiten und der Pflanze ihre Nahrungsstoffe und Kraftmittel zu schaffen, also auch auf die Umwandlung einzelner Bestandtheile in Duftstoffen bis zu deren völliger Verbrennung, andererseits schafft es mechanische Kräfte, die auf die Entbindung der Duftstoffe hinwirken. Die Stärke des Duftes einer Pflanze oder Blume hängt in jeder Tageszeit von dem Gleichgewicht ab, welches sich zwischen dem Wasserdruck in den Zellen und der die Turgescenz der Zelle vermindernden Lichtwirkung herstellt. Weil im Orient die Wirkung des Lichtes zu mächtig und die Trockenheit größer ist, sind dort die Blumen (wenigstens am Tage) weniger duftend als bei uns; Bäume, Sträucher, Früchte, selbst Gemüse enthalten mehr verharzte als rein ätherische Oele. Die duftendsten Früchte und Gemüse liefern die gemäßigten Zonen, namentlich Skandinavien mit seinem gemilderten Licht und feuchten Klima, wo, wie schon Schübeler vor einer Reihe von Jahren gezeigt hat, das andauernde, aber gemilderte Licht des langen Sommertages den Früchten, die dort reifen, und aromatischen Wurzeln (z. B. der Sellerie) einen Wohlgeschmack verleiht, den man im Süden nicht kennt. Der Vorzug des deutschen Obstes und Weines vor dem im Süden gezogenen Obst und Wein beruht auf denselben Verhältnissen. Der Süden erzeugt mehr Zucker als Arom in seinen Trauben und die Südweine entbehren der Blume.

* **Mainz.** Bei einer Aufgrabung in nächster Nähe des Domes wurde das Bruchstück eines römischen Altars aus weißem Marmor gefunden. Der Name der Gottheit ist nicht mehr erhalten, sondern nur soviel festzustellen, daß der Altar errichtet wurde, als Censorinus und Lepidus beide zum zweitenmal Consuln waren, vermuthlich im Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. Außer einem unter Kaiser Trajan gesetzten römischen Meilenstein, der an seiner ursprünglichen Stelle jüngst in Castel ausgegraben wurde und die Entfernung nach Wiesbaden mit 6 römischen Meilen angab, wurde fast an derselben Stelle noch ein zweiter Stein gefunden, der hundert Jahr jünger ist und die Entfernung nach Wiesbaden in keltischen „Leugen“ angab, von welchen 3 gleich 2 römischen gewesen sind. Dabei wurde Mauerreste des alten Castrums nachgewiesen, welches Castel seinen Namen gab, ferner die römische Straße nach Wiesbaden und ein würfelförmiger Steinsockel von 1½ Meter Kantenlänge, der offenbar Untersatz einer großen Bronzestatue war. Unmittelbar dabei fand man ein Stück einer Kaiserinschrift, die wahrscheinlich an dem Denkmal angebracht war und besagt, daß die 22. Legion (am das Jahr 99 n. Chr.) dem Kaiser Trajan... gewidmet hat. Endlich fand sich an jener Stelle noch der obere Theil eines römischen Altars, der bis jetzt unbekannten Göttinnen, den Ollogabiae, die zu den segnenden Müttern gehören, geweiht war.

* **Wien.** Dr. Engelbert Mühlbacher, der seit 1881 eine außerordentliche Professur an der hiesigen Universität bekleidet, ist zum Ordinarius für Geschichte des Mittelalters und historische Hülfswissenschaften ernannt worden. Als musterhafter Bearbeiter der Regesten der Karolinger, deren Geschichte er sodann auch eine gediegene Darstellung widmete, als wirksamer Lehrer in seinem Fach, Mitglied der hiesigen Akademie, der Centraldirection der Monumenta Germaniae und Leiter einer Abtheilung der Arbeiten für dies nationale Werk, hat er jene Beförderung vorlängst verdient. Sie ward verzögert durch klerikale Bedenken, die sich an den Umstand knüpften, daß Mühlbacher einst den Priesterstand verlassen hat. Desto größer ist jetzt die Genugthuung, mit der die wissenschaftlich interessirten Kreise die ersehnte Ernennung begrüßen. — Der Director der mineralogisch-petrographischen Abtheilung am Naturhistorischen Hofmuseum, Dr. Aristides Brezina, ist pensionirt worden.

* **Klausenburg.** Der außerordentliche Professor an der Franz Joseph-Universität Dr. Julius Vajda ward zum öffentlichen ordentlichen Professor für ungarische Culturgeschichte ernannt.

* **London.** Der am 24. ds. Mts. verstorbene Chirurg Sir John Erichsen bekleidete früher eine Professur am University College. Längere Zeit hindurch war er Vorsitzender der königlichen Gesellschaft der Wundärzte, außerdem außerordentlicher Leibarzt der Königin. Besondere Bedeutung haben seine Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Verletzungen und Erkrankungen des Nervensystems. Den Anlaß dazu gab die Haftpflichtgesetzgebung. 1866 veröffentlichte Erichsen eine Studie über Nervenerkrankungen nach Eisenbahnunfällen, 1875 ein größeres Buch über Rückenmarkserschütterung, Nervenshock und andere unklare Nervenleiden in ihrer klinischen und gerichtsärztlichen Bedeutung. Ungemeine Verbreitung fand sein chirurgisches Lehrbuch.

* **Liverpool.** In der British Association hielt Pastor C. H. Robinson einen Vortrag über die Hausa-Sprache. Diese ist wahrscheinlich die weitverbreitetste Sprache des afrikanischen Festlandes. Erst nach ihr kommen Suaheli und Arabisch. Die letzteren werden vielleicht von ebenso viel Afrikanern verstanden, aber nicht gesprochen. In Zukunft werden vielleicht nur Sprachen den ganzen afrikanischen Continent beherrschen: Englisch, Arabisch, Suaheli und Hausa. Englisch wird die Sprache des Südens sein, Arabisch die des Nordens, Suaheli und Hausa die des tropischen Afrika. Schriftsprache ist das Hausa sicher seit einem Jahrhundert geworden, wahrscheinlich aber viel länger. Kano ist seit 950 Jahren eine Hausastadt gewesen. Es besteht eine Ueberlieferung, daß die Haasa ursprünglich vom weiten Osten jenseit von Mekka kamen. Die Sprache ist wahrscheinlich mit dem Koptischen und Berberischen verwandt. Die Cambridge University Press wird bald einen Band Hausa-Handschriften im Facsimile nebst Uebersetzung und Anmerkungen herausgeben. Die englische Hausa-Gesellschaft will in Kipoits eine Schule zum Studium der Sprache gründen.

* **Konstantinopel.** Dem kaiserlichen Museum ist kürzlich eine Anzahl Thontafeln aus der zweiten und dritten Dynastie von Ur und der ersten Dynastie von Babylon von einem Beamten geschenkt worden. Darunter befindet sich eine, die für die alttestamentliche Geschichtsforschung von Bedeutung werden wird. Sie enthält einen Brief des Königs Hammarabi (des Amraphel der Bibel) an König Sinidinam von Larsa (biblisch Ellasar), worin der bisher von den Assyriologen in der Keilschriftliteratur vergeblich gesuchte König Kedorlaomer, der I. Mos. 14 mit Abraham in Verbindung gebracht ist, erwähnt wird. Die Veröffentlichung der Tafel ist demnächst zu erwarten.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Samstag, 26. September. Nummer 223.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus der ersten deutschen Colonie. — Vorstellungswerth und Gefühlswerth der Worte. II. Von Karl Erdmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus der ersten deutschen Colonie.

H. S. Es gibt keine andere deutsche Colonie, über die namentlich in den letzten Jahren so viel geschrieben wird, wie über Südwest-Afrika. Man nehme beispielsweise die neueren Jahrgänge der „Deutschen Colonialzeitung“ oder des amtlichen „Colonialblattes“ zur Hand, und man wird finden, daß die Zahl der Aufsätze, Artikel, Polemiken, die in irgend einer Beziehung zu dieser unsrer ersten Colonie stehen, einen beträchtlichen Procentsatz des Inhalts jener Zeitschriften bedeutet. Und doch ist der Name des Landes in weiteren Kreisen unsres Volkes nicht mit dem eigenartigen Zauber umwoben, der im Begriffe Kamerun oder Deutsch-Ostafrika liegt: diese Gebiete interessiren eben die große Menge der „theoretischen“, jene in erster Linie die zur Zeit noch kleine Gemeinde der „praktischen“ Colonialfreunde. Unter die ersteren wären alle die Leute zu rechnen, die gern etwas von Afrika im allgemeinen und von den deutschen Colonien im besonderen hören, sich erfreuen an den Schilderungen der Reisenden über das ferne Land und Volk und an der Erzählung der bestandenen Fährlichkeiten — die aber, bei der Lectüre der Reisewerke bis zum „Anhang“ gelangt, wo von dem wirthschaftlichen Werth und der besten Methode der Nutzbarmachung unsrer Schutzgebiete die Rede zu sein pflegt, das Buch in der Regel schließen und es den praktischen Colonialfreunden überlassen, Vortheil aus diesen Capiteln zu ziehen. Wer für unsre Colonien wichtiger, die praktischen oder die theoretischen Freunde, das ist keineswegs so kurzerhand zu entscheiden, wie es auf den ersten Blick möglich zu sein scheint. Die Gesammtheit der einen ist eben von gleicher Bedeutung wie die der anderen, das Wohlwollen und die Geduld der einen, größeren Kategorie erleichtert, ja gestattet erst der anderen die praktische Arbeit, und beide Kategorien lassen sich übrigens auch nicht genau trennen. Der bedeutendste praktische Colonialfreund ist, oder sollte es wenigstens sein, das Reich; in zweiter Linie stehen dann die Colonisations-, Plantagen-, Siedelungsgesellschaften und ähnliche Vereinigungen, nicht in letzter Reihe ferner die große und mächtige „Deutsche Colonialgesellschaft“. Geht man nun von der Voraussetzung aus, daß es das höchste praktische Ziel einer deutschen Colonie sein soll, dereinst den Ueberschuß der eigenen Landsleute aufzunehmen, also Auswanderercolonie zu werden, so ist eben unser Südwest-Afrika die wichtigste von allen; sie verdient dann, daß die Praktiker sich eingehend mit ihr beschäftigen, daß jeder Kenner des Landes seine Meinung äußert, damit aus dem unvermeidlichen Widerstreit dieser Meinungen in nicht zu ferner Zeit sich die nöthige Klarheit ergebe. Hier wäre also der Grund dafür zu suchen, daß in den Publicationsorganen der beiden wichtigsten deutschen Colonialpraktiker, in dem des Reiches und dem der „Deutschen Colonialgesellschaft“, die Erörterungen über Südwest-Afrika — auch das rein wissenschaftliche Moment — eine so hervorragende Rolle spielen. Das ist der eine Zweig unsrer colonialen Literatur.

Den anderen stellen die selbständigen Reisewerke dar, die sich an ein größeres Publicum, also auch an den weiten Kreis der theoretischen Colonialfreunde wenden. Leider treibt dieser Zweig noch viel zu wenig Blätter und Blüthen. Was speciell Südwest-Afrika angeht, so gibt es kaum ein halbes Dutzend solcher Bücher. Einzelne, die auch in deutscher Sprache erschienen sind, besitzen wir aus älterer Zeit, da das Land noch nicht deutsch, wohl aber der Schauplatz deutscher Missionsthätigkeit war; sie sind heute kaum mehr bekannt, könnten aber immerhin von allen, die da draußen in hervorragenden Stellungen thätig sind, gelesen werden. Ich erinnere beispielsweise an das erste Werk des Schweden Anderssson (Reisen in Südwest-Afrika, 2 Bände, Leipzig 1857). Aus neuerer Zeit besitzen wir dann das wichtige Buch von Schinz (Deutsch-Südwest-Afrika, Oldenburg 1891), dem sich im letzten Jahre die Werke v. Bülows (Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's, Berlin 1896) und v. François' (Nama und Damara, Magdeburg 1896) angereiht haben. Soeben hat nun ein neues Reisewerk[1]) die Presse verlassen, in dem Dr. Karl Dove die allgemeinen Resultate seines Aufenthalts im Lande niedergelegt hat.

Der Verfasser ging im Juni 1892 nach Deutsch-Südwest-Afrika, um im Auftrage der „Deutschen Colonialgesellschaft“ die Leitung einer wissenschaftlichen Station in Windhoek zu übernehmen. Dove verweilte dort ca. $1\frac{1}{2}$ Jahre und versäumte keine Gelegenheit, auch den weiteren, centralen Theil kennen zu lernen. Anfang 1894 wandte er sich dann, mit einem Stipendium der Humboldtstiftung versehen, anderen Theilen Südafrika's zu. Seine Resultate, soweit sie das deutsche Gebiet betreffen, sind hauptsächlich meteorologische und bilden den wesentlichen Inhalt des Ergänzungshefts 120 von „Petermanns Mittheilungen“. Im vorliegenden Buche erscheinen sie natürlich in entsprechender Form, also zu wohlgerundeten Erläuterungen über die Klimatologie der zur Zeit wichtigeren Gebiete verdichtet. Im übrigen aber werden alle sonstigen Verhältnisse des Schutzgebiets besprochen, namentlich auch die ethnographischen, politischen und praktisch-colonialen, wobei der Verfasser sich ein ungetrübtes, unabhängiges Urtheil bewahrt, das mitunter wohl recht scharf klingt, doch den Rahmen des Sachlichen nicht überschreitet. Das Ganze wird nicht in der trockenen, dürren Form des Handbuchs wiedergegeben, sondern in die Schilderung der persönlichen Erlebnisse und der Vorgänge im Schutzgebiet hineinverwebt — so wie es unsre Classiker der Afrikaliteratur denjenigen zum

[1]) Südwest-Afrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Colonie. Von Dr. Karl Dove, Privatdocenten der Geographie an der Universität zu Berlin. Mit Illustrationen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. VIII und 248 S. Preis 5 Mark.

Digitized by Google

Gesetz gemacht, die als Reiseschriftsteller die höchste Vollendung erstreben wollen.

Wer da weiß, wie trostlos es oft in den zahlreichen neueren Afrikawerken mit der Kunst formenschöner Darstellung aussieht, wer die — wenn es hoch kommt — im flüchtigen Feuilletonstil geschriebenen Reisewerke aus Interesse für den Gegenstand gelesen hat: der wird das Vergnügen verstehen, das Referent bei der Lectüre des Dove'schen Buches empfand. Nicht der mühsam zurechtgestutzte Tagebuchstil beeinträchtigt hier den Genuß; nicht ungeheuerliche Flüchtigkeiten lassen die gewöhnlich im Vorwort gegebene Versicherung, man habe das Buch in aller Eile während eines kurzen Urlaubs verfaßt, sehr plausibel erscheinen. Dann wagt man ohnehin den Maßstab scharfer Kritik nicht anzulegen und ist zufrieden, wenn man dem Buche wenigstens einen relativen Werth zuzuerkennen vermag. In diesem Falle tritt jedoch die Besorgniß, man könne sozusagen durch festes Anfassen das Ganze zerbrechen, gänzlich zurück: wir haben hier ein zwar wenig umfangreiches und anspruchsloses Werkchen, aber doch ein Buch vor uns, das nicht nur der wissenschaftlichen und scharfen Beobachtungsgabe des Forschers, sondern auch der Gewissenhaftigkeit und wortbeherrschenden Sprache des Schriftstellers das vortrefflichste Zeugniß ausstellt. Als ein gutes Beispiel für die zusammenfassende Landesschilderung mag die zu Eingang des 8. Capitels gegebene Darstellung des Landes der Damara gelten. Andrerseits versteht es der Verfasser, durch eine kurze, an geläufige Vorstellungen anknüpfende Bemerkung dem Leser den Charakter der Landschaft unmittelbar vor Augen zu führen. Sätze wie (S. 317) „Auf der Namib angelangt, werfen wir noch einen Blick zurück auf das chaotische Gewirr von Schluchten und Felsen, das von hier oben gesehen den Eindruck einer zu ewigem Tode erstarrten Mondgebirgslandschaft macht" oder (S. 19) „So ging es mühsam vorwärts durch die Sandhügel, die mit ihren Narasträuchern und ihren wachholderartig ausschauenden Dawegebüschen im blassen Mondlicht an eine märkische Haide erinnerten" — schildern die Natur des Küstengebiets und der Sanddünen treffender, als eine lange Auseinandersetzung. Proben der Darstellung bieten die wiederholten Schilderungen des Hereinbrechens der Nacht, und es sei mir gestattet, hier eine solche Stelle wiederzugeben. Seite 31 heißt es: „Stattlicher als alle anderen Höhen stieg jenseits der nach Omaruru führenden Straße der Berg von Itusis aus der Ebene auf, in der die Sonne bereits untergegangen war. Der Gipfel erglänzte noch immer in den letzten Sonnenstrahlen, welche die höchsten Zinnen des Gebirges trafen. Gleichzeitig erstrahlte der westliche Himmel vom tiefsten Roth bis zum zartesten Violett, das durchsichtige Luftmeer schien dort erfüllt von feurigen Farben, die die Hand des genialsten Malers nie wiederzugeben vermag. Und während noch die letzten hellen Streifen am Horizont verglühten, war im Osten und Süden das Himmelsgewölbe bereits überstrahlt von fremdartigen Sternbildern, deren Schimmer, reiner und lichter als die Sterne in unseren Breiten, erst zu erblassen begann, als der Mond über die einsamen Berge am Dorstfluße emporstieg und die ungeheure menschenleere Einöde mit geisterhafter, unheimlicher Helle übergoß." — Hier trifft nur eins nicht zu: wohl hat der Pinsel eines Künstlers das wiedergegeben, was der Verfasser hier in so farbenprächtiger Schilderung dem Leser vorführt; sie zaubert mir sofort das Aquarell „Sonnenuntergang" des Reisenden und Malers Baines vor Augen, das sich im zweiten Bande des Mohr'schen Werkes über seine Wanderung nach den Victoriafällen des Sambesi vorfindet. Auch hier handelt es sich um einen Sonnenuntergang in Südafrika's Ebenen. Ferner verweise ich den Leser auf die packende Schilderung der Steppenbrände auf Seite 276 des Dove'schen Buches. — Aber auch ganz andere Dinge, als die Landschaften, an deren Darstellung durch das geschriebene Wort sich ja nach Humboldts unerreichtem Vorbild seither zahlreiche Reisende mit mehr oder weniger Glück versucht haben, weiß der Verfasser eigenartig und treffend zu charakterisiren. Die Krieger der älteren Schutztruppe, hohe, mächtige Gestalten, mit ihrer wilden Energie zum Theil für Europa verdorben, mit ihrer Liebe zur Ungebundenheit, die eben nur der eisernen Disciplin sich beugt, erinnern ihn an die Wallensteiner und er glaubt im übrigen, daß diese Eigenschaften sie als Ansiedler „zu den gleichen Erfolgen befähigen werden, wie sie die zähe Ausdauer holländischer Bauern im Südosten des Welttheils errang".

Auch der Ethnographie sind fesselnde, kürzere Abschnitte gewidmet, wenn wir auch ein so ausführliches Eingehen auf die Völker des Schutzgebietes vermissen, wie wir es in dem Werke von Schinz oder selbst François' finden. Die ethnographische Forschung war ja nicht der vornehmste Zweck von Dove's Reise, zumal auch das von nur wenigen Excursionen unterbrochene Stationsleben eine innigere Berührung, ein längeres Zusammenleben mit den Herero, Hottentotten und Berg-Damara ausschloß. Immerhin wird einzelnes Neue geboten. Gleich zu Anfang finden wir eine knappe Charakteristik des Hererovolkes. Die Herero sind Todfeinde der Hottentotten, namentlich der Witbooi's, beide Völker aber, so urtheilt Dove, begegnen sich im Hasse gegen die Deutschen. Letztere unterschätzten die kriegerische Tüchtigkeit der Herero und würden die Kraft und den Haß des Stammes noch einmal fühlen müssen. Von anderer Seite wird diese Gefahr in Abrede gestellt. Bekanntlich sind wohl einige Hererostämme im diesjährigen Aufstande die Bundesgenossen der Khauas-Hottentotten gewesen, die Mehrzahl der Stämme aber stand treu zur Sache der Deutschen; es ist daher überhaupt nicht gerechtfertigt, hier von einem Aufstande der Herero zu reden. Die Hottentotten lernte der Verfasser als ausgezeichnete und geschickte Kämpfer kennen, deren Gewandtheit im Kleinkrieg der der Indianer mindestens gleichkommt; es hatte damals schon der Kampf mit Hendrik Witbooi begonnen, der übrigens nach Dove's Ansicht zu vermeiden gewesen wäre. Ueber Ursprung und Race der Herero, Hottentotten und Buschmänner glaubt man jetzt so ziemlich im klaren zu sein. Die Herero gelten heute allgemein als reine Kaffern, die zu Anfang des Jahrhunderts aus dem Osten oder Norden hier eingedrungen sind. Dove meint indessen, auf eine Bemerkung des vortrefflichen deutschen Reisenden Lichtenstein (Reisen im südlichen Afrika 1803—1806, Berlin 1811) gestützt, daß die Herero bereits um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts an der Nordgrenze von Groß-Namaland (Hottentotten) erschienen seien; die Feindschaft zwischen Herero und Hottentotten, den aus Osten kommenden Schwarzen und den aus dem Süden eingedrungenen Gelben, wäre daher viel älteren Datums, als man annehme. Auch die Hottentotten, wohl die Ueberbleibsel einer ehemals ganz Südafrika bewohnenden gelben Race, waren, anderen Kaffernstämmen weichend, nach dem heutigen deutschen Schutzgebiet gedrängt, wo sie sich reiner und kräftiger erhielten, als im holländischen Osten. Die Buschmänner erkennt man jetzt — und dem schließt sich auch Dove an — als einen zwar frühzeitig von den Hottentotten geschiedenen, ihnen aber sprachlich und physisch verwandten oder gar gleichen Theil der gelben Urrace. — Sieht man ab von den im Norden wohnenden Ovambo, die Neger sind, und den Bastards, den Mischlingen aus Buren und Hottentotten, so bleibt noch als großes Räthsel der südafrikanischen Völkerkunde der verachtete, bei Herero und Hottentotten als eine Art Paria geltende Stamm der Berg-Damara übrig.

Digitized by Google

v. François hält sie für die Urbewohner des Landes, für den gelichteten Rest der Völker, die vor der Einwanderung der Bantustämme im südwestlichen Afrika saßen, und ähnlich äußerte sich schon lange vorher Anderssson (a. a. O., I, S. 233). Demgegenüber meint Dove, daß das dunkle Schwarz ihrer Haut, der Gesichtsausdruck und die Körperbildung sie der Negerrace (also Bantu!) zuweisen, und formulirt diese Vermuthung neuerdings als Gewißheit in einem Aufsatz in der letzten mir vorliegenden „Colonialzeitung" vom 19. Sept., wo er die Berg-Damara für reine Neger erklärt. Fritsch, der große Ethnograph Südafrika's, hielt sie übrigens für ein Mischvolk.

Dove hat manches scharfe Wort des Tadels und der Ironie für die sonderbaren Verkehrtheiten, unter denen das Schutzgebiet damals zu leiden hatte. Aehnlich spricht sich ja auch Bülow in seinem erwähnten Buche aus. Daß die Schutztruppe bis vor drei Jahren gänzlich unzulänglich und als Ganzes nicht dazu angethan war, dem energischen Witbooi und seinen muthigen und wohldisciplinirten Hottentotten irgendwie zu imponiren, das dürfte jetzt niemand mehr in Abrede stellen. Bezeichnend genug ist es, daß, als im Frühjahr 1893 die Ankunft einer wesentlichen Verstärkung der Truppe nach Windhoek gemeldet wurde, dort niemand an solche „Lügen" glauben wollte; „jemand hätte behaupten können, England habe das Capland ohne Entschädigung an Deutschland abgetreten, er würde eher Glauben gefunden haben, als der Erzähler einer so unwahrscheinlichen Thatsache." Mit dem Caprivi'schen System, unter dessen jede kräftige Regung ertödtendem Druck Deutsch-Südwest-Afrika, noch dazu in schwerer Zeit, nicht minder zu leiden hatte, als die anderen Colonien, ist ja nun gebrochen, und während des letzten Aufstandes erreichte die Truppe eine Stärke von fast 1000 Mann. Trotzdem aber unterschreiben auch wir noch heute den Satz (Dove, S. 174): „Viel mehr als durch die jenseits des Meeres begangenen Fehler ist unsre Colonialpolitik bis auf den heutigen Tag durch den unglückseligen Irrthum geschädigt worden, daß Rang und Titel unter allen Umständen im stande sein müßten, persönliche Befähigung und Urtheilskraft zu ersetzen."

Auf weitere Einzelheiten des Buches sei hier nicht eingegangen. Für nicht gerecht hält Referent Dove's Urtheil über Stanley, jenen „Abenteurer", und seine „ruhmredneriſch aufgebauschten Fahrten, die .... von zahlreichen alten Südafrikanern einfach belächelt werden". Ganz dem nämlichen Gedanken gibt übrigens Meyer in seinen „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" (gegen den Schluß) Ausdruck; auch er äußert, daß in jedem südafrikanischen Jäger mehr als ein Stanley stecke.

Unbefriedigend ist noch heute unsre Kenntniß der Orographie und Hydrographie gewisser Theile des Schutzgebietes. Es wurde und wird ja viel gethan, namentlich hat auch Major v. François eine Menge werthvollen kartographischen Materials gesammelt. Allein so leidlich man im Innern und Osten Bescheid weiß, so unbekannt ist das Küstenland, das freilich von der See aus mit Ausnahme von Walfischbai und dem deutschen Swakoubmund kaum zugänglich. Schon knüpft hier die Sagenbildung an, indem man in der terra incognita eine Art von Paradies vermuthet, ähnlich, wie es einmal eine Theorie im Innern Grönlands voraussetzte. „Es ist," so äußert sich Dove, „völlig verkehrt, das südwestafrikanische Schutzgebiet als ein bereits erforschtes Land zu bezeichnen, denn nicht einmal die Karten, die wir heute besitzen, zeichnen sich durch irgendwelche Genauigkeit aus, und in den Gebieten der geographischen Einzelforschung bleibt noch für ein halbes Jahrhundert reichlich zu thun, ehe die Colonie wirklich als völlig bekannt wird gelten können. Noch gibt es Gegenden von dem Umfang kleiner Königreiche, die nie ein Europäer durchwandert hat."

Hoffen wir, daß das Versäumte recht bald nachgeholt wird; hier gibt's noch dankbare Entdeckerarbeit, ein Feld für die extensiv-wissenschaftliche Forschung. Inzwischen aber können wir mit Befriedigung constatiren, daß die intensive Erforschung Südwest-Afrika's rüstig fortschreitet. Auch Dove hat ja daran einen beträchtlichen Antheil. Daß er außerdem die Zeit fand, neben der Bearbeitung seiner rein wissenschaftlichen Ergebnisse noch ein für weitere Kreise berechnetes Werk zu schreiben, darf man um so dankbarer anerkennen, als es — hoch über dem Schema ähnlicher Bücher stehend — ein formvollendetes, in sich abgeschlossenes Bild der centralen Theile Südwest-Afrika's im Rahmen einer anziehenden Reiseschilderung bietet. Wir halten das Buch neben dem Werke von Schinz für die vortrefflichste Schilderung, die wir von unsrer ersten deutschen Colonie besitzen, und können es allen Freunden unsrer überseeischen Besitzungen zur Unterhaltung und Belehrung empfehlen. Nur die Karte in der Form, wie sie dem Buche beigegeben ist, hätten wir gern vermißt, während die Abbildungen sich durch Schönheit und Klarheit auszeichnen.

Vorstellungswerth und Gefühlswerth der Worte.

Von Karl Erdmann.

II.

In manchen Bevölkerungsgruppen, die abgeschlossen leben, bei Studenten, Soldaten, Handwerksburschen gewinnen gewisse Ausdrücke sogar einen verschiedenen begrifflichen Inhalt — um wieviel leichter also einen gewissen Stimmungsgehalt, einen komischen oder verächtlichen Nebensinn. Für die Herren Einbrecher von Fach mag das Wort „schwerer Einbruch", das für den friedlichen Staatsbürger recht unangenehm klingt, gewiß mit Gefühlen bewundernder Anerkennung verkettet sein (schwerer Junge heißt der Thäter), falls sie nicht vorgezogen haben, einen besonderen Fachausdruck zur Verständigung in vertraulichen Kreisen zu schaffen. Auch in einzelnen Familien bildet sich gar leicht eine besondere Sprache heraus, und der in diesen Kreis tretende Fremde hat sich erst dem besonderen Gefühlston mancher Worte anzubequemen, ehe er die andern völlig versteht oder von ihnen verstanden wird. Endlich könnte man sogar sagen, daß für die einzelne Person sich gewisse Worte mit unwillkürlichen und unwiderruflichen Begleitgefühlen verketten. Wer kennt nicht die rein persönliche, scheinbar grundlose Abneigung gegen gewisse Personennamen? Es wird sich also empfehlen, zwischen individuellen und interindividuellen Gefühlswerthen der Worte zu unterscheiden, dabei aber im Auge zu behalten, daß auch jene Werthe, die wir interindividuell nennen, nicht „allgemeingültig" sind, sondern sich bald nur auf gewisse Gegenden, bald auf gewisse Volkskreise, oft nur auf eng begrenzte Gruppen ja einzelne Familien beschränken.

Endlich darf auch nicht außer Acht bleiben, daß Gefühlswerth und Stimmungsgehalt eines Wortes mit der Zeit sich ändern kann. Im Mittelalter bezeichnete Mähre durchaus auch das „edle Roß", Pfaffe war ein höchst achtbarer Name. „Buhler" nannte man auch den keuschen Liebhaber (wie heute noch den „Buhlen" in gehobener Sprache). Bei Aar und Adler hat sich der Gefühlswerth gerade umgekehrt. Adler ist entstanden aus Adel-Aar = edler Aar; heute, wo das Wort im Sprachbewußtsein den Charakter der Zusammensetzung völlig eingebüßt hat, hat wieder „Aar" als der einfachere und alterthümliche, daher für die gehobene Sprache geeignete Ausdruck jenen Gefühlswerth gewonnen, den ursprünglich Adler besaß. Aber auch in viel

kürzerer Zeit ändert sich Gefühls- und Vorstellungswerth eines Wortes. Noch vor 50 Jahren wäre ein Werk über Ethik undenkbar gewesen, das nicht das Wort „Tugend" ausgiebig verwendet hätte. Heute hat es einen Nebensinn erworben, die es zum wissenschaftlichen Fachausdruck unbrauchbar macht. Oder man denke daran, wie das Wort „Jüngling" heute wirkt und wie es offenbar noch zu Schillers Zeiten gewirkt hat. Gewiß, man kann auch heute noch von Siegfried oder Alexander als von herrlichen oder Helden-Jünglingen reden. Aber Jüngling allein — zumal auf einen modernen Menschen bezogen, wirkt zu weichlich und sanft — man denkt unwillkürlich an einen Menschen, der schwärmt, leicht roth wird, „ihren" Spuren folgt, heimliche Gedichte macht und lange Haare trägt. Und wenn ein Lehrer seine Primaner Jünglinge nennt, so hat das gewiß einen ironischen Beigeschmack.

Vorstellungswerth und Stimmungsgehalt enthalten eben die subjektiven Zuthaten zu einer Vorstellung oder einem Begriff, und alles Subjective ist schwankend und veränderlich, während der begriffliche Inhalt eines Wortes, der die objectiven Merkmale in sich faßt, fester und dauerhafter ist und auf Allgemeingültigkeit Anspruch erhebt. Freilich sind die Uebergänge von Objectivem und Subjectivem fließend, und so lassen sich natürlich auch zwischen Begriffsinhalt einerseits und Gefühlsgehalt und Vorstellungswerth andrerseits nicht immer feste Grenzlinien ziehen. Man wird nicht selten zweifelhaft sein können, ob zwei Worte verschiedene, wenn auch sehr ähnliche Begriffe bezeichnen, oder ob sie sich nur durch Begleitgefühle oder Nebenvorstellungen unterscheiden. Man prüfe einmal darauf hin den Sinn der Worte: sehen, blicken, schauen, glotzen, lugen, gucken, gaffen, oder: Liebhaber, Geliebter, Liebster, Schatz, Buhle, Buhler, Anbeter, Courtisan, Galan, Cour- oder Hofmacher. Wo beginnt das objective Merkmal, wo die subjective Auffassungsweise? Es ist ja klar, daß eine, wenn auch geringe Verschiedenheit des objectiven Begriffsinhalts leicht einen beträchtlichen Unterschied im Gefühlswerth nach sich zieht. Aber es ist auch natürlich, daß eine ursprünglich nur im Gefühlswerth bestehende Schattirung der einen Wortbedeutung allmählich zu einer Verengerung des Begriffs führt, also zu einer neuen Begriffsbildung den Anlaß gibt.

Man wird behaupten dürfen, „Gasse", das früher ausschließlich gebrauchte Wort, sei auch heute mit Straße dem Begriffe nach gleich — nur habe sich der Gefühlswerth der Geringschätzung auf den einen Ausdruck beschränkt. Andere werden geneigt sein, den Begriff „Gasse" dem Begriff Straße unterzuordnen: nicht jede Straße sei eine Gasse, sondern nur die, welche die objectiven Merkmale der Enge, der Winkligkeit, bezw. des Schmutzes aufweist — woraus sich dann der am Worte haftende Nebensinn des Gemeinen ergibt. — Manche werden sagen, „alte Jungfer" sei ein Begriff, dem sich nicht jede unverheirathete Dame in reiferem Alter unterordnen ließe. Gewisse geistige und gemüthliche Eigenschaften, also dem Object zukommende Merkmale müßten hinzutreten, um die Bezeichnung zu rechtfertigen. Andere werden behaupten, jede Person, auf welche die drei Merkmale der Weiblichkeit, des ledigen Standes und des höheren Alters zuträfen, könnte alte Jungfer genannt werden; nur enthielte dieser Name neben der objectiven Kennzeichnung die unliebenswürdige und unberechtigte Geringschätzung einer Menschenclasse. Hierüber zu streiten, ist zwecklos. Die Unmöglichkeit einer scharfen Abgrenzung im einzelnen Fall hat mit dem Werth und der logischen Berechtigung der aufgestellten Unterscheidungen nichts zu schaffen.

Indem ich aber die drei Unterscheidungen zwischen Begriff, Vorstellungswerth und Gefühlsgehalt der Worte aufstellte und näher erläuterte, habe ich schon die anfangs aufgeworfene Frage nach der Gleichheit der Wortbedeutungen beantwortet. Stimmen zwei Worte nur in Rücksicht auf Begriffsumfang und Inhalt überein, so nenne ich sie begriffsgleich. Aber „identisch", „zusammenfallend", „unbedingt gleich" kann die Bedeutung zweier Worte nur heißen, wenn sie außerdem noch gleichen Vorstellungswerth und gleichen Gefühlswerth aufweisen. Gibt es wohl im strengsten Sinne solche Worte? Lassen sich gewisse Ausdrücke unter allen Umständen mit einander vertauschen, wenn wir einmal auf die feinsten Schattirungen in der Bedeutung Gewicht legen? Wobei ich natürlich von den Fällen absehe, wo es — wie bei gereimten Gedichten — auch auf Klang und Rhythmus ankommt.

Es ist nicht leicht, ohne sehr eingehende Prüfung des besonderen Falles diese Frage zu beantworten. Es scheint gar kein Unterschied vorhanden zu sein, wo doch der Sprachgebrauch eine ganz feste Grenzlinie gezogen hat. Man vergleiche die Worte: „kriegen", „bekommen", „erhalten" und „empfangen". Alle werden geneigt sein, bei „kriegen" und „empfangen" einen besonderen Gefühls- oder Vorstellungswerth anzuerkennen. Aber bedeutet nicht „erhalten" und „bekommen" haarscharf dasselbe? „Ich habe ein Geschenk, einen Orden erhalten" — „ich habe ein Geschenk, einen Orden bekommen" — wer wagt es hier, einen Bedeutungsunterschied herauszuklauben? Und doch ist hier ein solcher Unterschied vorhanden, der freilich gerade bei dem angezogenen Beispiel unterhalb der Schwelle des Bewußtseins bleibt. „Erhalten" hat insofern einen etwas andern Vorstellungswerth, als die Vorstellung eines Gebenden, Gewährenden leise mitschwingt, während „bekommen" völlig von einem solchen absieht. Ich bin überzeugt, daß viele, die diesen Satz in abstracto lesen, mir Silbenstecherei vorwerfen werden. Aber warum kann man nicht sagen: „ich werde Zahnschmerzen erhalten", sondern nur: „ich werde Zahnschmerzen bekommen"? Warum sagt man nur: „wir werden ein Gewitter, hohes Wasser, Krieg bekommen", nicht aber „wir werden ein Gewitter, hohes Wasser, Krieg erhalten"?

Sollten jedoch nicht Worte für einfache Sachbegriffe völlig gleichbedeutend sein können? Daß man in einem Roman, wo die Heldin im Garten Veilchen und Thymian pflückt, für diese Worte nicht „Thymus vulgaris" und „Viola tricolor" setzen kann, weil der Vorstellungswerth dieser Ausdrücke uns aus der Welt des Romans reißt und in eine wissenschaftliche Atmosphäre versetzt, ist jedermann einleuchtend. Aber sollten nicht, wenn wir innerhalb der Grenzen einer bestimmten Stilart bleiben, völlig gleichbedeutende Worte, z. B. völlig gleichwerthige wissenschaftliche Fachausdrücke gefunden werden können, die sich jederzeit durch einander ersetzen ließen? Es gibt wohl keine Begriffe, die an Merkmalen ärmer und die weniger geeignet wären, Begleitgefühle auszulösen, als die mathematischen. Nehmen wir einen besonders einfachen, den Körper, der auf deutsch Würfel heißt und sonst noch die Namen „Cubus" und „Hexaeder" führt. Keine Frage, die Identität scheint hier vollkommen: jeder Cubus ein Hexaeder, jeder Hexaeder ein Cubus. Und doch hat Hexaeder zwar keinen Stimmungsgehalt — wohl aber einen Vorstellungswerth, den Cubus nicht aufweist. Allein durch diesen Namen wird der fragliche Körper mit anderen in Beziehung gesetzt, er wird der Gruppe der regelmäßigen Körper, dem Oktaeder, Ikosaeder, Tetraeder, Dodekaeder, die alle nach der Flächenzahl benannt sind (oder auch den Krystallformen) eingereiht und insofern unter einen anderen Gesichtspunkt gerückt, als wenn man ihn einfach Cubus nennt.

Gibt es also überhaupt Worte von wirklich identischer Bedeutung? Ich bin geneigt, diese Frage für die inner-

Digitized by Google

halb einer einzigen Sprache gebräuchlichen Worte zu verneinen. Jedenfalls kann ihre Zahl, falls sie existiren — nur sehr gering sein. Es ist ja von vornherein einleuchtend, daß schon der verschiedene Klang, oft auch die noch leise ins Bewußtsein trtende etymologische Grundbedeutung zweier Worte zur Bildung besonderer Vorstellungs- und Gefühlswerthe den Anlaß gibt. Immerhin ist zuzugeben, daß eine principielle Unmöglichkeit für das Bestehen von Worten mit identischer Bedeutung nicht vorliegt; daß ferner der Unterschied im Sinn gewisser Wörter nur von wenigen und noch dazu so unbedeutend und schwankend empfunden wird, daß man eigentlich nur von rein individuellen Gefühls- und Vorstellungswerthen reden dürfte. Man vergleiche z. B. Worte wie: Folgsamkeit und Gehorsam, begütert und bemittelt, verrufen und anrüchig, verschmitzt und abgefeimt, Wohnung und Behausung. Berücksichtigt man vollends den Wortschatz verschiedener Sprachen, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß verschiedene Worte absolut gleichen Sinn haben können. Für jene Kreise, die deutsch, französisch und englisch gleichmäßig beherrschen, sind doch sicher Ausdrücke wie „Stein", „stone", „pierre" Worte von identischer Bedeutung. Aber auch bei Berücksichtigung verschiedener Sprachen wird man das Gebiet einfacher, von Gefühlswerthen ziemlich freier Sachnamen nicht verlassen dürfen, ohne in Zweifel zu gerathen. Wie leicht bewirkt der Nationalcharakter eines Volkes, daß sich mit gewissen Begriffen ihm besonders eigenthümliche Gefühlswerthe verketten! Wie leicht geschieht es, daß die verschiedenen Geschmacksrichtungen und Lebensgewohnheiten zweier Völker sich auch darin äußern, daß die Benennungen ein und desselben Gegenstandes oder Vorganges verschiedenen Vorstellungsgehalt gewinnen! Man vergleiche z. B. das französische „se promener" mit dem deutschen „spazieren gehen" und „lustwandeln". „Se promener" heißt eigentlich „sich vorführen" und diese Grundbedeutung klingt auch heute noch leise mit an, für den, der Ohren hat, zu hören. „Sich vorführen", das heißt gesehen werden wollen, sich im günstigen Lichte zeigen, und diese Bedeutung gibt dem französischen Ausdrucke einen leichten Beigeschmack von Theatralik und Pose, den die deutschen Worte sicher nicht haben. Das veraltete „lustwandeln" klingt wohl etwas affectirt, rückt aber das eigene Genießen in den Vordergrund und nimmt jedenfalls keinen Bezug auf andere oder gar auf Zuschauer wie das französische „se promener".

Die landläufigen Ausdrücke, die gewöhnlich als Uebersetzungen fremdsprachlicher Worte gelten und in Wörterbüchern aufgespeichert liegen, geben ja meist nicht einmal begriffsgleiche, sondern nur sinnverwandte Worte wieder; um so weniger wird man erwarten dürfen, daß sie auch den Vorstellungswerth und Stimmungsgehalt der Originalworte enthalten. — Darauf beruht ja auch die oft besprochene Thatsache, daß selbst die beste Uebersetzung eines Literaturwerkes nur ein Nothbehelf bleibt und eine andere Wirkung ausübt, als das ursprüngliche Werk. Darauf beruht auch zum großen Theil der bedeutende Bildungswerth, den die gründliche Aneignung einer fremden Sprache mit sich führt: nicht nur wird der Begriffsschatz des Lesenden bereichert und verfeinert, eine ungewohnte Auffassungsweise wird erschlossen, eine neue Empfindungswelt wird mit den neuen Worten übermittelt. Selbst wenn ein Wort in eine fremde Sprache als Fremdwort übergeht und in deren Sprachschatz einverleibt wird, kann es doch nicht als Ersatz des Originalwortes gelten. Denn sehr bald gewinnt es einen besonderen Vorstellungs- oder Gefühlswerth, oft sogar einen begrifflichen Inhalt, den das Wort in der eigenen Sprache nicht aufweist. Verwechslungen der Bedeutung eines fremden Wortes mit der Bedeutung des gleichlautenden Fremdwortes sind freilich sehr häufig. In einer Besprechung der Pariser Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Hannele" rügte ein Kritiker, daß „der Fliederduft" durch „Le parfum des lilas" wiedergegeben sei. „Ich konnte mir nicht helfen," sagte er, „ich fühlte mich mit einemmal in einen Friseurladen versetzt." Der wohlmeinende Kritikus verwechselte hier zweierlei: die Gefühls- und Vorstellungswerthe, die am Fremdwort haften, und diejenigen, die das Wort in der eigenen Sprache hat. Wer nur einigermaßen im Französischen Bescheid weiß, wird zugeben, daß „parfum" für den Franzosen sicher nicht die Nebenvorstellungen des „Künstlichen", Unechten", „des Friseurladens" hat, wie für den Deutschen.

Die hier berührte Fremdwörterfrage, insbesondere die Frage nach der Entbehrlichkeit der Fremdwörter, gewinnt überhaupt eine schärfere Beleuchtung und die Fähigkeit einer klareren Behandlung, wenn man die von mir erläuterten verschiedenen Stufen der Bedeutungsgleichheit beachtet und die Begriffe des „Vorstellungswerthes" und „Stimmungsgehaltes" der Worte einführt. Hierüber zum Schluß einige Bemerkungen!

Es ist schon unzähligemale besprochen und mit der üblichen Rüge versehen worden, daß die Fremdworte, insbesondere die aus dem Französischen stammenden, einen „feineren", stattlicheren Anstrich haben, als die entsprechenden deutschen Ausdrücke, daß „Hôtel" vornehmer klingt als „Gasthaus", „Phänomen" wissenschaftlicher als „Erscheinung", „Coketterie" graziöser als das plumpe „Gefallsucht". Weniger oft ist betont worden, daß in vielen Fällen der deutsche Ausdruck mehr Adel besitzt, ja daß das Fremdwort einen verächtlichen Nebensinn hat. Man vergleiche Dichter und Poet, Schriftsteller und Literat, Schauspieler und Komödiant. Otto Gildemeister schreibt in einem Aufsatze: „Der Kampf gegen die Fremdwörter": „Es ist, glaube ich, der deutschen Sprache eigenthümlich, daß sie in niederen und mittleren Begriffskreisen dem fremden, in höheren dem vaterländischen Worte den Vorrang des Adels verleiht. Diner und Souper ist vornehmer als Mittagessen und Abendbrod, aber es klingt wie eine Entweihung, wenn wir das christliche Sacrament das „heilige Souper" nennen hören, während der Engländer „the Lords supper" unbefangen sagt. Die Fauteuils schmücken den irdischen Salon, aber im Götterssaal thronen die Unsterblichen auf goldenen Stühlen. Nicht Damen, sondern edle Frauen sind die Hüterinnen der guten Sitte. Ein kluger Mann respectirt vielleicht die Vorurtheile der ungebildeten Menge, aber er kann sie nicht achten. Der Polizeipräsident ist ein Chef, der Kaiser ist unser Oberhaupt. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauchs erwächst uns ein Vortheil, den ich hoch anschlage. Um dem Begriffe, den man bezeichnen will, etwas von der Hoheit, oder Feierlichkeit, oder Lieblichkeit, die der deutsche Ausdruck ihm gibt, zu entziehen, setzt man an Stelle des letzteren das fremde (gewöhnlich das französische) Wort, gleichsam als genüge der ausländische Klang allein, den Begriff um eine Stufe herabzusetzen. Es ist, als ob der Adelsstolz der Ursprache den eleganten, aber unebenbürtigen Bastardsprachen gegenüber unbewußt sich geltend macht. Nehmen wir das Wort Adel und adelig selbst. Man findet dafür Noblesse und nobel, ohne jegliche tadelnde Nebenbedeutung, aber stets mit geringerer Würde des Inhalts. Die „Noblesse der ganzen Erscheinung" wird man sagen, wenn man im besten Sinne aristokratisches Gepräge — „Adel der Erscheinung", wenn man das Gepräge sittlicher Hoheit bezeichnen will. Eine noble Gesinnung rühmt man schon demjenigen nach, der sich von Verachtung krämerhafter Berechnung beseelt zeigt; edle Gesinnung äußert sich in Thaten hoher Tugend. So wird man finden, daß der deutsche Sprachgebrauch „chevaleresk" von „ritterlich",

Digitized by Google

„generös“ von „großmüthig“ durch einen gewissen sittlichen Nachunterschied trennt. Generös kann schon der Spender reichlichen Trinkgeldes heißen; großmüthig sein, kostet höhere Opfer.“ . . .

Ich will an dieser Stelle nicht alle die feinen Abarten und Schattirungen aufzählen, die die Fremdworte im Deutschen annehmen können. Aber ich möchte feststellen, daß es kaum eines gibt, das nicht im Gegensatz zu dem oder den entsprechenden deutschen Ausdrücken durch einen besonderen Gefühlswerth oder Vorstellungsgehalt ausgezeichnet wäre. Das Vorhandensein dieser Werthe kann vielleicht für unser nationales Selbstbewußtsein beschämend sein, aber es ist für den gegenwärtigen Stand unsrer Sprache nun einmal nicht wegzuleugnen und hat unsre Ausdrucksmittel in einem gewissen Sinne bereichert.

Nun haben die heutigen Sprachreiniger, insbesondere der Allgemeine deutsche Sprachverein, besonnene Maßhaltung empfohlen und den Grundsatz aufgestellt, es sollten durchaus nicht alle, sondern nur die entbehrlichen Fremdwörter beseitigt werden. Was heißt aber entbehrlich? Man wird hierüber verschiedener Meinung sein können, und es gibt nicht wenige, die in ihrem Eifer, ohne Rücksicht und Verständniß für die feineren Nebenvorstellungen und Begleitgefühle der Worte, alle diejenigen fremden Ausdrücke auszumerzen geneigt sind, für die begriffsgleiche deutsche vorhanden sind. Manche sind naiv genug, zu meinen, sie könnten, weil sie Entstehung von gewissen Gefühls- und Vorstellungswerthen bemängeln, nun einfach ihr Dasein leugnen oder ganz unbeachtet lassen. Aber eine solche Auffassungsweise widerstrebt natürlich denen, die für die Feinheiten der Sprache Sinn und Verständniß haben und in ihr nicht lediglich ein Verständigungsmittel erblicken.

Was heißt also für den „entbehrlich“, der wirklich bei den meisten Fremdworten eine besondere Schattirung in der Bedeutung empfindet? Man hat hier meines Erachtens zwischen bedingter und unbedingter Entbehrlichkeit zu unterscheiden. Unbedingt entbehrlich kann ein fremder Ausdruck natürlich nur dann heißen, wenn er auch in den feinsten Abtönungen des Sinnes zwar nicht durch ein einziges, aber doch durch mehrere deutsche Worte ersetzt werden kann. „Bedingt entbehrlich“ nenne ich dagegen ein Fremdwort, wenn es in den einzelnen vorreten Fällen des Gebrauchs sich entbehren läßt. Und das wird man den Vorkämpfern für Sprachreinigung unbedingt zugeben können, daß dies in 99 Fällen von 100 immer möglich ist. Wie oft kommt es doch lediglich auf den begrifflichen Inhalt eines Wortes an! Wie oft ist der Gefühlswerth eines Wortes zwar noch bemerkbar, aber doch rein zufällig und keineswegs absichtlich gewählt, daher durchaus bedeutungslos! Wer einem Gastwirthe den Rath gibt, er solle die Aufschrift „Entrée zum Restaurant“ durch die gut deutsche „Eingang zur Gastwirthschaft“ ersetzen, ist entschieden im Unrecht, wenn er sich darauf versteift, es sei gar kein Bedeutungsunterschied zwischen beiden Wendungen vorhanden; aber er ist im Recht, wenn er betont, der deutsche Ausdruck leiste dieselben Dienste. Hat doch die fragliche Aufschrift lediglich den Zweck, die Gäste zu orientiren, und kein Vernünftiger wird behaupten wollen, der Wirth verliere auch nur einen Gast, wenn er seine Aufschrift in reinem Deutsch anbringt.

Daß alle unbedingt entbehrlichen Wörter zu vermeiden seien, wird wohl heute jeder einigermaßen geschmackvolle Schriftsteller oder Redner ebenso bereitwillig zugeben, wie daß die unentbehrlichen nicht gewaltsam und auf Kosten der Deutlichkeit zu vertilgen seien. Für den Gebrauch der bedingt entbehrlichen aber ist ein zwiefaches Verhalten denkbar und durch Gründe zu stützen. Die eine Möglichkeit besteht darin, die Fremdworte nur an den jedenfalls nicht allzu häufigen Stellen zu verwenden, wo es in der bewußten, ich möchte sagen künstlerischen Absicht liegt, gerade diejenigen Gefühls- oder Vorstellungswerthe mit zum Ausdruck zu bringen, die dem Fremdworte nun einmal anhaften. Wer diesem Grundsatze huldigt, wird sicher ein ziemlich reines Deutsch sprechen und schreiben und die bedingt entbehrlichen Fremdworte meist unbenutzt lassen. Immerhin wird keines endgültig aus der Sprache ausscheiden oder wenigstens wird seine Lebensdauer nicht künstlich verkürzt werden. Ihre Menge im Sprachschatz wird nicht abnehmen, sondern nur ihre Anwendung wird selten sein.

Das zweite Verhalten besteht darin, auch die bedingt entbehrlichen Fremdwörter grundsätzlich zu vermeiden, selbst auf die Gefahr hin, hie und da auf ein feineres Ausdrucksmittel verzichten zu müssen. Ein Vertreter dieser Meinung will dann in erster Linie pädagogisch wirken, er will planmäßig in die Gestaltung der Sprache eingreifen. Mit Recht könnte er geltend machen, daß ja der Gefühls- und Vorstellungswerth schwankend ist und sich oft ändert, daß daher bei einem grundsätzlichen völligen Verzicht auf die bedingt entbehrlichen Fremdworte gar bald unter den deutschen Ausdrücken sich jene feineren Schattirungen herausbilden könnten, die wir jetzt bei den fremden finden. In der That haben ja schon die Sprachreiniger durch planmäßiges Aechten der welschen Ausdrücke, durch ununterbrochenes Anstacheln der Aufmerksamkeit und durch Schärfen des Nationalgefühls auch in Rücksicht auf die Sprache erzielt, daß der Gefühlswerth vieler Fremdworte sich gewandelt hat: aus einem Ausdrucke mit vornehmen Anstrich ist ein geziert und lächerlich klingendes Wort geworden. Wer wagt es noch heute ernsthaft „excusiren Sie“ zu sagen, oder „magnifique,“ „Reveu,“ „Bouteille,“ „persuadiren,“ „derangiren“ u. s. f.? Immerhin ist auch heute noch die Zahl der Fremdworte größer, die — immer bei sinnvoller und bewußter Verwendung — eine brauchbare und feine Schattirung in der Bedeutung geben. Die oben genannten: graziös, coquett, chevaleresk, generös, Bravour und Courage (im Gegensatz zu Tapferkeit) sind dafür kennzeichnend. Und wer schon heute alle diese nur bedingt entbehrlichen Fremdwörter aus gewiß ganz löblichen pädagogischen oder sprachästhetischen Gründen aus dem Gebrauche verbannt, der darf sich nicht verhehlen und sollte es auch nicht anderen gegenüber leugnen, daß er doch vielfach an feineren sprachlichen Ausdrucksmitteln verarmt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dauer des Sonnenscheines in Europa. Eine meteorologische Studie von Helmuth König. Halle a. S. 1896. Nova Acta der kaiserl. Leop.-Karol. Deutschen Akademie der Naturforscher. LXVII, 3. — In neuerer Zeit ist das Instrumentarium einer vollständig ausgerüsteten meteorologischen Station durch die sogenannten Sonnenschein-Autographen bereichert worden, welche für jeden Tag die Zeitdauer, während welcher die Sonne nicht von Wolken verhüllt ist, zu registriren gestatten. Das durch diese Apparate, von denen zwei verschiedene Modelle im Gebrauche stehen, gelieferte Material hat Dr. König für unsern Erdtheil einer systematischen Bearbeitung unterzogen, wobei sich manche meteorologisch und geographisch interessante Thatsache ergab, um so mehr, da bisher nur die britischen Inseln nach dieser Seite hin genauer untersucht worden waren. Im allgemeinen wächst die Dauer des Sonnenscheins mit der geographischen Breite, d. h. nördlicher gelegene Orte erfreuen sich einer längeren Beleuchtung als südlicher gelegene, allein dafür ist größtentheils die Steilenbrechung in der Atmosphäre verantwortlich zu machen; auch der Umstand, daß Höhenpunkte im allgemeinen eine größere Anzahl von Sonnenscheinstunden aufweisen, ist wesentlich durch die jenen zukommende Erweiterung des Horizonts bedingt. Immerhin ergibt der Vergleich der „Isabellen“, d. h. der durch Orte gleicher Beleuchtungsdauer auf der Erdoberfläche hindurchgelegten Linien, daß man, je weiter man nach Norden und Osten fortschreitet, um so mehr Aussicht auf

längeren Sonnenschein hat; es wäre gewiß von Wichtigkeit, die Isabellen mit den von Renou eingeführten „Isoaephen" oder Ortscurven gleicher Bewölkung zu vergleichen. Auch hygienisch dankenswerth sind die Mittheilungen über die namhafte Schwächung des ihnen von Rechtswegen zukommenden Antheils am Sonnenlichte, welche sich die Bewohner der großen Städte — vorab der Fabrikcentren — gefallen lassen müssen; Hamburg z. B., mit welchem sich der im Vororte Eimsbüttel wohnhafte Autor besonders genau zu beschäftigen Veranlassung hatte, ist der tabellarischen Zusammenstellung zufolge schlechter als jeder andere größere Platz Norddeutschlands gestellt. Die Beobachtungen der alpinen Hochstationen beweisen, daß in der kalten Jahreszeit auf den Gebirgsgipfeln die Aussichten auf Sonnenschein gar keine schlechten sind, während für die Berge Großbritanniens, über welche die barometrischen Depressionen großentheils hinweggehen, die Sachlage allerdings eine ganz andere ist. Die namentlich für unsre Ostalpen so charakteristische „Tempecatarumkehr" bringt den Bergspitzen gar nicht selten klarstes Wetter, während unten im Thale ein frostiger Nebel wogt; zumal das Observatorium auf dem Sonnblick hat uns hiefür ganz neue Anhaltspunkte geliefert.[1]) Abgesehen vom Winter nimmt allerdings durchschnittlich die Bellchtungszeit mit der Meerhöhe ab. Daß die Sonnenscheindauer auch eine jährliche Periode erkennen lassen werde, mußte von Anfang an wahrscheinlich sein und es wird dies auch vom Verfasser außer Zweifel gesetzt, indessen verhalten sich verschiedene Theile Europa's in dieser Hinsicht auch recht verschieden, und wiederum tritt ein Gegensatz zwischen Gipfel- und Tiefenstationen hervor, ganz ebenso, wie er sich auch bezüglich der Tagesperiode offenbart. Dagegen tritt in letzterer Beziehung zwischen dem europäischen Flachlande und dem schottischen Berge Ben Nevis eine unverkennbare Analogie zutage. Die mit numerischen Daten und graphischen Darstellungen reich ausgestattete Abhandlung wird auf die klimatologischen Studien zweifellos sehr anregend wirken. S. Günther.

Levy. Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers mittelst Röntgen-Strahlen zu medicinisch-diagnostischen Zwecken. Vortrag. Hirschwald, Berlin 1896, 14 S. — In dem interessanten Vortrag finden wir eine Darstellung der neuesten Verbesserung des Röntgen'schen Verfahrens, insofern als Form und Bewegung der inneren Körperorgane auf einem fluorescirenden Schirm direct beobachtet werden können. Was das bedeutet, mögen folgende Beobachtungen illustriren: Sichtbarkeit der Verkalkungen in den kleinen Blutgefäßen der Herzwand; Sichtbarkeit verkalkter tuberculöser Lungenherde; Sichtbarkeit einer Geschwulst in der Lunge und einer bösartigen Magengeschwulst, welche nach den bisherigen Methoden nicht nachgewiesen werden konnte. Auch für die Photographie ist das neue Verfahren nutzbar zu machen. Dr. L. H.

fr. Als Nachlese aus der Literatur zum Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich ist noch der Vollständigkeit halber zweier Schriften des Grafen Paul v. Haensbraech: „Die Civilehe" und „Der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs und römisch-ultramontanes Eherecht", beide im Verlag von A. Haack in Berlin erschienen, kurze Erwähnung zu thun. Sie bringen für den, der in das Eherecht der katholischen Kirche einigermaßen eingeweiht ist, nichts Neues. Daß in den Gegenden, in denen die tridentinischen Concilsbeschlüsse nicht verkündet sind, jede Erklärung des Eheschließungswillens, also auch die vor dem Standesbeamten, eine nach dem kanonischen Rechte vollgültige Ehe zu stande bringt und daß auch da, wo die Verkündung dieser Beschlüsse stattfand, der zur Theilnahme an der Eheschließung berufene Pfarrer sich auf die passive Assistenz zu beschränken, d. h. lediglich die vor zwei Zeugen abgegebene Erklärung des Eheschließungswillens entgegenzunehmen hat, während die weitere Inanspruchnahme seiner Dienste nur Gebot der Frömmigkeit und Sitte, nicht aber des Rechtes ist, das alles ist längst bekannt, wenn auch nicht in den weitesten Kreisen. Ob Haensbraechs Schriften zur weiteren Verbreitung dieser Kenntniß beitragen werden, ist sehr zweifelhaft. Es ist eben doch ein eigen Ding, zu sehen, wie jemand gegen die Dinge, die er ein halbes Leben lang vertheidigt und vertreten, auf einmal nun die Waffen wendet, mag es sich um einen beleheten Freimaurer oder einen ausgetretenen Jesuiten handeln. Der Gedanke an die früheren Aussprüche nimmt den späteren in ihrem Gegensatz hiezu die überzeugende Kraft. Das, was als eigentliches Ergebniß der Schriften erscheint: daß die katholische Kirche die Civilehe tolerliren könne, ohne gegen ihre Grundsätze zu verstoßen, ist ohnehin ein offenes Geheimniß; an der Thatsache aber, daß sie der Kirche nicht angenehm ist und daß sie von ihr, wo immer möglich, zu beseitigen versucht wird, wird das nichts ändern und auch nicht daran, daß bei diesem Versuch von den Strellern der Kirche — von den meisten darunter, die mehr mit Gefühl als mit Rechtskenntniß operiren, wohl in ehrlicher Weise — die Behauptung aufgestellt wird, die Einrichtung der Civilehe stehe mit den heiligen und unveräußerlichen Rechten der Kirche im Widerspruch. Die Vorgänge im Reichstag bei Berathung dieser Materie haben deutlich genug gezeigt, daß es sich nur um eine Machtfrage handelt, die sich aus naheliegenden Gründen in das Kleid der Rechtsfrage steckt. Darum ist es auch bedeutungslos, gegen die hiefür aufgestellten Sätze mit rechtlichen Argumenten zu erwidern.

lt. Der peinliche Erdenrest. Novelle von Georg Bendix. Berlin, F. Fontane u. Co. — In einer seiner anmuthigsten Novellen behandelt Theodor Storm das Motiv, wie die scheue, schämige Frauennatur, in ihren innersten Empfindungen verletzt, den Mann flieht und sich gegen ihn aufbäumt, der ihre Gestalt unverhüllt gesehen. Das gleiche Thema bildet auch den Inhalt der Novelle „Der peinliche Erdenrest". Aber wie einfach und natürlich sind die Voraussetzungen in der Storm'schen „Psyche" und wie erkünstelt diejenigen, auf denen sich die Erzählung Bendixs aufbaut! Eine vornehm geartete Künstlerin, die im Portraitiren große Treffsicherheit erlangt hat, kann sich nicht entschließen, beim Malen des ganzen Menschen eines der von ihr verachteten künstlichen Modelle zu benützen, und so ist sie auf den Gedanken gekommen, sich selbst Modell zu sein. Sie malt sich also in ganzer Figur, „alles ausgeführt", und versieht das Bild, getreu ihrer Gewohnheit, ihren Skizzen eine charakteristische Benennung zu geben, mit der Unterschrift: „Mein peinlicher Erdenrest". Das Skizzenbuch, in dem sich das verfängliche Bild befindet, liegt in der Reisetasche, die sie beim Aussteigen aus der Bahn — sie reist zu mehrwöchigem Besuch zu ihrer Freundin — mit der ganz ähnlichen des unbekannten Mitreisenden verwechselt. Nach diesen komplicirten Vorbedingungen ergibt sich das Uebrige von selbst. Doch bleibt, selbst wenn man die Frage unerörtert läßt, ob vom künstlerisch-technischen Standpunkte aus die Entstehung eines solchen Bildes denkbar ist, noch mancher ungelöste Widerspruch vorhanden. Eine so reine, keusche Natur, wie diese Constanze, malt sich schon nicht so, daß der Anblick ihres Bildes sofort „heißes Begehren" erweckt. (Man erinnere sich etwa des reinen Eindrucks, den man von der Venus von Milo empfängt.) Und hat sie sich portraitirt, dann schleppt sie das Bild nicht mit herum, sondern verbirgt es vor der Möglichkeit, daß ein unceres Auge es erblicken kann, oder sie vernichtet es sofort, nachdem sie sich selbst den Beweis ihres Könnens geliefert hat. Nur um diesen konnte es ihr bei dem ganzen Experiment zu thun sein. — Gern aber geben wir zu, daß die Geschichte, in flottem und lebhaftem Tone gehalten, unser Interesse erweckt, wenn auch die Gestalten etwas conventionell gedieben sind. Der ritterliche Graf Strachberg, der alle Knoten dadurch löst, daß er Constanzen selbst die Hand reicht, ist vielleicht zu sehr romantisch. Die Hebbel'sche Tragödie „Gyges und sein Ring", bei der es sich um den gleichen Vorwurf handelt, spielt in der Novelle eine gewisse Rolle, sie trägt sogar dazu bei, die Entscheidung zu beschleunigen.

* **Heidelberg.** Prof. Max Wolf hat am 3. d. M. auf photographischem Wege einen neuen Planeten, am 5. deren nicht weniger als fünf entdeckt. Zwei sind von der 11., zwei von der 12. und zwei von der 12½. Größe. Sie haben einstweilen die Bezeichnungen CU, CV, CW, CX, CY, CZ erhalten, da noch nicht sicher ist, ob die directen Beobachtungen mit dem Auge zahlreich genug ausfallen werden, um ihre Bahnen gut bestimmen zu können. Die Zahl der Asteraiden oder Taschenplaneten, wie sie Humboldt nannte, wächst damit auf 417.

St. **Frankfurt a. M.**, 24. Sept. 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Neben den wissenschaftlichen Genüssen, die den Besuchern der Versammlung geboten

[1]) S. 80 ist da ein störender Druckfehler untergelaufen („halbkyonisch" statt „halkyonisch" oder besser „altyonisch"). Die Griechen bezeichneten (s. Neumann-Partsch, Physikalische Geographie von Griechenland, Breslau, 1885, S. 121) die regelmäßig das stürmische Winterwetter unterbrechende kurze Schönwetterzeit der Sonnenwende als *ἀλκυονίδες ἡμέραι* („Eisvogeltage") und diese Bezeichnung wurde in dem über die Geschicke des Sonnblickhauses erstatteten Bericht auch auf die schönen Weihnachtstage übertragen, welche die Hüter genannter Wetterwarte genießen durften, während man drunten in der Ramis, wo die Witterung die denkbar schlechteste war, für jene Vorposten der Cultur große Befürchtungen hegte.

wurden, ist auch deren sonstiges Vergnügen nicht zu kurz gekommen. Den Beginn der größeren Festlichkeiten bildete Montag eine Festvorstellung im Opernhause. Dienstag reihte sich daran das Festessen im Zoologischen Garten; Mittwoch Abend fand ein den Festtheilnehmern von der Stadt Frankfurt gegebener glänzender Commers statt. Donnerstag war Festball im Palmengarten; heut und die nächsten Tage bilden Ausflüge in die nähere Umgebung den Schluß der Belustigungen.

Von den Vorträgen in den Sectionen können hier nur einige besonders wichtige Themata, die über das specielle Fachinteresse hinausgreifen, Rücksicht finden. In der Abtheilung für innere Medicin sprach u. A. Prof. Benedikt (Wien) über die Thätigkeit des menschlichen Herzens in Röntgenstrahlenbeleuchtung. Es wurden die Versuche besonders an mageren Individuen so angestellt, daß der ganze Brustkorb derselben den Röntgenstrahlen ausgesetzt wurde. Auf dem dahinter fluorescirenden Lichtschirm konnte man dann deutlich die Pulsation des Herzens und der großen Blutgefäße wahrnehmen. Redner hat dabei wichtige Resultate in Bezug auf die Entleerung des Blutes in die Blutgefäße bei der Zusammenziehung des Herzens (Systole) erhalten. Auch ist es nach seiner Ansicht möglich, auf diese Weise das Vorhandensein von Ausbuchtungen der großen Blutgefäße (Aneurysmen), für welche Erkrankung es bisher an einem sicheren diagnostischen Hülfsmittel fehlte, genau festzustellen. — In der gleichen Abtheilung zeigte Prof. Bianchi (Rom) einen höchst interessanten Apparat zur Projection des Körperinnern nach außen vor, dem er den Namen „Phonendoskop" beigelegt hat. Redner, der sich der classischen lateinischen Sprache bediente, erläuterte, daß der Apparat zur Hörbarmachung sowohl normaler, wie krankhafter Geräusche im Körper diene. Er übertrifft die bisher zu diesem Zweck vorhandenen Hülfsmittel in hohem Maß. Es ist möglich, mit dem neuen Apparat die Grenzen sämmtlicher Brust-, sowie Bauchorgane, sowie das Maß ihrer Füllung genau auf die Körperoberfläche zu projiciren. Der ganze Apparat besteht aus zwei übereinanderliegenden Kautschukplatten und ist in sehr einfacher Weise zu handhaben, so daß seine rasche Einführung in die Praxis zu erwarten steht.

Eine sehr interessante Vorrichtung wurde in der Abtheilung für Hygiene vorgezeigt. Es handelt sich um einen Rettungsapparat für Bergleute. Derselbe führt den Namen Pneumatophor, von Prof. Dr. Gärtner (Wien), und besteht aus einem Athmungsbeutel, einer Sauerstoffflasche, einem Laugenapparat und der Nasenklemme. Die Sauerstoffflasche enthält 60 Liter Sauerstoff bei 100 Atmosphären Druck. Der Apparat dient dazu, dem Bergmann in der Gefahr, d. h. wenn sein Leben von vorbeiziehenden schädlichen Gasen bedroht ist, den nöthigen Sauerstoff zuzuführen.

In einer vereinigten Sitzung der Abtheilung für Zoologie, Pathologie und pathologische Anatomie, sowie Anatomie und Physiologie hielt Prof. Born (Breslau) einen Vortrag, der geeignet ist, in weiten Kreisen Aufsehen zu erregen. Es ist genanntem Gelehrten gelungen, auf dem Wege der künstlichen Züchtung Doppelwesen heranzubilden. Seine Experimente beschäftigten sich vorerst mit Amphibien. Er vereinigt beispielsweise zwei Froschlarven, nachdem er jeder derselben eine kleine Wunde beigebracht hat, mit dünnem Silberdraht und sieht, daß die beiden Wesen sich zu einem einheitlichen monströsen Doppelwesen entwickeln. Es ist ihm gelungen, solche Doppelwesen bis über die Metamorphose hinaus zu erhalten. Vortragender zeigt ein in einem Glase munter herumschwimmendes Fröschlein, dem ein zweites kleines Thier aus dem Rücken hervorwächst, das sich lebhaft bewegt. Es findet eine vollständige Communication der Organe der beiden Wesen statt. Manchmal haben dieselben ein Herz, manchmal auch zwei. Weiter ist es dem Redner geglückt, die Hälften zweier verschiedener Froschlarven aneinanderwachsen zu lassen. Ein Zusammenwachsen verschiedener, wenn auch nahe verwandter Arten, zum Beispiel der Kröte und des Frosches, ist bisher nicht gelungen. Es ist mit diesen Versuchen der Beweis erbracht, daß das alte naturwissenschaftliche Axiom omne vivum ex ovo (jedes lebende Wesen stammt aus einem Ei) der Modification fähig ist, insofern als ein Wesen auch aus zwei Eiern künstlich hervorgebracht werden kann.

Von der vereinigten gestrigen medicinischen Sitzung ist nachzutragen ein Vortrag des Dr. Rosenberg (Berlin), der in dem Holzin, einem dem Formalin nahestehenden Körper, ein Mittel gefunden haben will, das zu Desinfection, Sterilisation, sowie zur Behandlung der Infectionskrankheiten verwandt werden soll. Er glaubt in diesem Körper das Mittel gefunden zu haben, nach dem die Wissenschaft seit langen Jahren gesucht hat, nämlich das Mittel, das in so großer Dosis in den menschlichen Körper eingeführt werden kann, daß es auf die hier vorhandenen Bakterien tödtende Wirkung ausübt. Wenn dem so wäre, so hätte die Therapie einen ungeahnten Fortschritt zu verzeichnen. Nach den Erfahrungen jedoch, die wir mit ähnlichen Mitteln im Laufe der letzten Jahre gemacht haben, muß man vorerst diese Mittheilungen noch mit großer Skepsis betrachten und auf die Berichte über die Erfahrungen anderer Autoren in dieser Beziehung warten, ehe man sich ein festes Urtheil bilden kann.

* **Berlin.** Die Vereinigung der medicinischen Fachpresse hat Hrn. Rud. Virchow als den ältesten lebenden Herausgeber einer deutschen medicinischen Zeitschrift — Virchow hat vor 50 Jahren das Archiv für anatomische Pathologie ins Leben gerufen — zum Ehrenmitgliede ernannt.

* **Breslau.** Die philosophische Facultät unserer Universität hatte geplant, dem Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Johann Gottfried Galle, der seit 44 Jahren die Breslauer Sternwarte leitet, zur 50. Wiederkehr des Tages der Auffindung des Planeten Neptun herzliche Glückwünsche darzubringen. Der Gefeierte hat sich aber allen ihm zugedachten Ehrungen durch eine Reise entzogen.

* **Cambridge**, 26. Sept. Sir George M. Humphry, Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität (Kings College), ist gestorben.

* **Dorpat.** Dr. Ludwig Mendelssohn, Professor der alten Geschichte, ist seit einigen Tagen verschwunden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 22. bis 25. September folgende Schriften eingegangen:

Friedrich Zent: Die Oeffentlichkeit im Militärstrafproceß zusammt den ihr verwandten Materien. 2. Aufl. Würzburg, Stahel u. Co. 1896. — Dem deutschen Volke ein Volkskaiser. Offener Brief an Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. Von einem Deutschen. Leipzig, W. Friedrich. — Dr. Joseph Roesle: Die Pockenstatistik der Oesterreichischen Staatsbahngesellschaft. Vortrag. (S.-A. aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege". 28. Bd. 3. Heft.) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1896. — Deutsches Colonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Berlin, Hermann Paetel. — Dr. C. M. Schranta: Oesterreichisches Poststammbuch. Wien, Brüder Mändl 1896. — Schuh und Leder. Kampffmeyer'sche Gerber-Zeitung. 39. Jahrg. Nr. 38. Sept. 1896. Berlin. — Egbert u. Hoyer: Kurzes Handbuch der Maschinenkunde. Mit Abbildungen. 9. Lfg. München, Th. Ackermann 1897. — *Raoul Pictet:* L'acétylène. Son passé, son présent, son avenir. Avec 14 figures. Genève, Georg & Co. 1896. — D. Bernhard Pawlicki: Papst Honorius IV. Monographie. Münster i. W., H. Schöningh 1896. — Georg Pfeilschifter: Der Ostgothenkönig Theoderich der Große und die katholische Kirche. Dr. Ernst Hanviller: Ulrich von Cluny. Biographischer Beitrag zur Geschichte der Cluniacenser im 11. Jahrhundert. (Kirchengeschichtliche Studien. Hggb. von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek. 3. Bd. 1./2. u. 3. Heft.) Ebd. 1896. — R. Meiborg: Das Bauernhaus im Herzogthum Schleswig und das Leben des schleswigschen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Deutsche Ausgabe, besorgt von Richard Haupt. Mit 257 Abbildungen. Mit Anhang. Schleswig, Julius Bergas 1896. — Harald Höffding: Ethische Principienlehre. 1. Bd. 1./2. Heft. (Ethisch-social-wissenschaftl. Vortragscurse.) Bern, C. Siebert 1896. — Dr. Georg Neudecker: Die innere Composition in Goethe's epischer Dichtung Hermann und Dorothea. Würzburg, Stahel 1896. — Dr. Richard Walker: Geschichte der Englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit Abbildungen ꝛc. Leipzig u. Wien, Bibl. Inst. 1896. — Dr. Ferdinand Eichler: Begriff und Aufgabe der Bibliothekswissenschaft. Vortrag. Leipzig, O. Harrassowitz 1896. — Franz Hörmann: Von Pyreicus „dem Kothmaler" und einigem anderen oder Was nennen wir „Kunst"? 2. Aufl. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1896. — Adolf Schultheitlein: Die Titanen. Eine Phantasie. (Nachtrag zu den „Saturnischen Phantasien".) Ebd. 1896. — Klassischer Bilderschatz. Hggb. von F. u. Reber und Ad. Bayersdorfer. 8. Jahrg. 1895/96. 1. bis 24. Heft. 9. Jahrg. 1. Heft. Oct. 1896. München, Friedrich Bruckmann 1896. — Modeene Musik. 2. Jahrg. 12. Heft. Leipzig, Verein der Musikfreunde. — Zeitschrift für bildende Kunst. 7. Jahrg. 12. Heft. Sept. 1896. Leipzig, E. A. Seemann.

Jahrgang 1896. München, Montag, 28. September. Nummer 224.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Marivaux. I. Von Dr. M. Landau. — Die Lage des Handwerks in Deutschland. — Mittheilungen und Nachrichten.

Marivaux.

I.

Wie der Florentiner Kaufmann Amerigo Vespucci viel weniger bekannt ist, als das nach ihm benannte Amerika, so ist auch vielen Leuten der französische Dichter Marivaux weniger bekannt als der aus seinem Namen gebildete Ausdruck Marivaudage für einen dem preziösen verwandten, spitzfindigen und gekünstelten Stil. Man kennt in Deutschland verhältnißmäßig noch am besten seine Lustspiele, von denen Lessing einige in der Hamburgischen Dramaturgie kritisirt hat, und von seinen Romanen höchstens die Marianne.

In Frankreich ist der Dichter natürlich viel besser bekannt, aber auch dort kennt man ihn fast nur als Dramatiker und Romancier. Marivaux ist aber auch als Kritiker und Moralist von Bedeutung, und diese bisher vernachlässigte Seite seines Wesens in helleres Licht zu setzen, hat sein neuester Biograph, der Akademiker Gustav Larroumet, sich zum Ziele gesetzt.

Von seiner 1883 zuerst erschienenen, von der französischen Akademie gekrönten Biographie liegt nun die zweite, unter Benutzung der inzwischen erschienenen zahlreichen Essays und Abhandlungen über Marivaux bearbeitete und verbesserte Auflage vor.[1]) Sie ist aber zugleich, was bei neuen Auflagen selten der Fall ist, eine verkleinerte; wie der Autor sagt, durch Weglassung vieles schon vor zehn Jahren Ueberflüssigen und manches seitdem überflüssig Gewordenen um ein Drittel verkleinert.

Der eigentlichen Lebensgeschichte Marivaux' ist weniger als ein Drittel des Buches gewidmet, und dies erscheint bei dem einfachen, an Wechselfällen armen Gang seines Lebens schon fast als zu viel.

Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux wurde am 4. Februar 1688 in Paris geboren. Bald nach seiner Geburt wurde sein Vater zum Director der Münze in Riom ernannt, wo der junge Pierre den ersten Unterricht genoß, von den alten Sprachen aber nur die lateinische erlernte. Er studirte dann die Rechte und kehrte nach Paris zurück, wo er zu den Salons der Marquisen v. Lambert und v. Tencin Zutritt erhielt und das vornehme, belletristisch verzierte Leben der Hauptstadt kennen lernte, Fontenelle und La Motte als seine Meister verehrte.

Aus wohlhabender Familie stammend, jeder Nahrungssorge überhoben, konnte Marivaux ganz seinen Neigungen leben. Er zog keinen Nutzen aus seinen juristischen Studien und dichtete nicht um des Erwerbes willen. Aus Neigung, zu seinem Vergnügen und um seinen Platz in den vornehmen literarischen Salons mit Ehren zu behaupten, schrieb er seine ersten Romane und Lustspiele. Aber im Jahre 1722 trat eine verhängnißvolle Wendung in seinen Vermögensverhältnissen ein, genauer gesprochen: von Vermögen konnte fortan bei ihm nicht mehr die Rede sein. Er hatte sich von seinen Freunden aus der Finanzwelt bereden lassen, an den Speculationen zur Zeit des Law'schen Schwindels theilzunehmen, sein Vermögen für einen Moment verdoppelt, um es dann beim Zusammenbruch des „Systems“ gänzlich zu verlieren. Und dies geschah einige Monate, nachdem er geheirathet hatte.

Er mußte fortan seinen Unterhalt mit der Feder erwerben, was dem bis dahin wenig fleißigen, nur bei besonders guter Stimmung schreibenden Dichter anfangs ziemlich schwer fiel. Seine Frau starb zwar schon nach zweijähriger Ehe, so daß er nur für das Kind, das sie ihm geboren, zu sorgen hatte; aber auch dazu reichte sein Einkommen nicht aus, das Larroumet auf nur 1500, höchstens 2000 Livres jährlich schätzt, trotzdem daß seine Lustspiele häufig aufgeführt wurden. Denn von deren Ertrag nahmen die Schauspieler den Löwenantheil für sich; die Romane brachten auch sehr wenig, die Zeitschriften, die Marivaux herausgab, gar nichts ein. So wäre er ganz in Armuth versunken, wenn Frau v. Tencin ihn nicht in zarter Weise selbst unterstützt und sich bei Frau v. Pompadour für ihn verwendet hätte, die ihm eine jährliche Pension von 3000 Livres verschaffte. Trotzdem kam er aus den Geldverlegenheiten nicht heraus, da er ein schlechter Wirthschafter und auch sehr wohlthätig war. So kam es, daß, als seine Tochter ins Kloster treten sollte, er nicht einmal in der Lage war, sie auszustatten und dazu von der Mildthätigkeit des Herzogs von Orleans (Sohnes des Regenten) Gebrauch machen mußte.

Als er dem siebzigsten Jahre nahe kam, nahm sich ein Fräulein v. Saint-Jean, das auch nicht mehr jung gewesen zu sein scheint, seiner an. Sie legten ihre Einkünfte zusammen und führten gemeinsamen Haushalt, so daß Marivaux die letzten Jahre seines Lebens, bis zu seinem am 12. Februar 1763 erfolgten Tode, sorgenlos verbringen konnte.

Bereits als Achtzehnjähriger hatte Marivaux sein erstes Lustspiel in einem Act, „Le père prudent et équitable ou Crispin l'heureux fourbe“, geschrieben, das auf einem Liebhabertheater aufgeführt und sechs Jahre später (1712) gedruckt wurde. Es ist das einzige Lustspiel, das er in Versen geschrieben, ein echtes Erstlingswerk, ganz in der alten Manier mit Verkleidungen und Spitzbubenknuffen des Dieners. Auch ist der Titel falsch, denn Crispin ist kein glücklicher Spitzbube und der Liebhaber hat nicht seiner List, sondern einem gewonnenen Proceß den Besitz der Geliebten zu verdanken. Ebenso ist der Vater weder klug, noch billig oder gerecht.

Sein zweites, 1720 auf dem Théâtre italien zu Paris aufgeführtes, ungedruckt gebliebenes Lustspiel, „Liebe und Wahrheit“, ist durchgefallen, verdientermaßen, wie der Autor

[1]) Marivaux, Sa vie et ses oeuvres d'après de nouveaux documents, par *Gustave Larroumet*, Membre de l'Institut, Chargé de cours à la Faculté des lettres de Paris. Ouvrage couronné par l'Académie française. Paris, Hachette et Cie., 1894. XIV und 520 S. 8°.

selber zugibt. Dasselbe, gleichermaßen verdiente Schicksal hatte seine im selben Jahre auf die Bühne gebrachte fünfactige Tragödie in Versen „Hannibal“. Nach berühmten Mustern ist der furchtbare Punier in die Tochter des Königs von Bithynien verliebt und hat den Römer Flaminius zum Rivalen. Es fehlt darin nicht ein Corneille'scher combat du coeur mit viel Gerede von Sieg, Niederlage und Wunden des Herzens, worin Larroumet schon den Marivaux eigenthümlichen Stil finden will. Merkwürdig ist es, daß die Tragödie, als sie ein Vierteljahrhundert später wieder aufgeführt wurde, vielen Beifall fand. Freilich war zu dieser Zeit Marivaux schon Mitglied der Akademie und hatte sich durch seine Lustspiele und Romane schon einen geachteten Namen erworben. Daß er (Ende 1742) trotz der Opposition Voltaire's in die Akademie gewählt wurde, hatte er übrigens zum großen Theil auch der eifrigen Protection der Frau v. Tencin zu verdanken. Sein Fauteuil unter den vierzig Unsterblichen wird jetzt von Sully-Prudhomme eingenommen.

In dem Vierteljahrhundert zwischen dem Verlust seines Vermögens und der Wiederaufführung des „Hannibal“ sind alle Werke entstanden, welche Marivaux berühmt gemacht haben. Was er nach erreichtem sechzigsten Jahre geschrieben hat, ist kaum noch der Erwähnung werth, und dasselbe gilt von den vor seinem dreißigsten Jahre geschriebenen drei Romanen: Pharsamon ou les folies romanesques, einer Nachahmung des Don Quixote, Les aventures de .... ou les effets surprenants de la sympathie und La voiture embourbée, einer an Abenteuer reichen, glücklicherweise nicht umfangreichen Erzählung.

Während aber Marivaux mit seiner Surprise de l'amour sich schon 1722 als geistvoller Theaterdichter zu erkennen gab und den Mißerfolg seiner früheren Bühnenstücke wett machte, erreichte er erst ein Jahrdutzend später mit seiner Marianne und dem Paysan parvenu auch als Romancier Erfolg. Damit erwächst für den Literaturhistoriker, der gern alles in Fächer und Capitel eintheilt, die Verlegenheit über seine Einreihung: Gehört Marivaux zu den Epikern oder den Dramatikern?

In der Gesammtausgabe seiner Werke nehmen die dramatischen den gleichen Raum ein wie die erzählenden — je ein Drittel. Also die rohe Quantität beantwortet unsre Frage nicht. Scheiden wir aber das Mißlungene und Mittelmäßige aus und vergleichen nur das Beste aus beiden Gattungen, so stellt sich das Verhältniß des Dramatischen zum Erzählenden wie eins zu drei. Mit anderen Worten: die zwei besten Romane Marivaux' haben den dreifachen Umfang seiner fünf oder sechs besten Stücke.

Aber die epischen Werke wiegen nicht bloß physisch schwerer als die dramatischen, sie erscheinen uns auch naturwüchsiger, wahrer, dem Talente Marivaux' entsprechender. Aehnlich lautet auch das Urtheil seiner Zeitgenossen und der meisten modernen Literarhistoriker; sagte doch schon D'Alembert: Je crois que son vrai talent, son talent décidé, était celui du roman. Und ebenso meint Villemain, daß er als Romancier höher stehe denn als Dramatiker und daß er sich im Roman ungezwungener bewege. Larroumet, als treu ergebener Biograph, will es mit keinem der zwei Marivaux verderben und sagt, sein Held habe den seltenen Vorzug gehabt, für beide Dichtungsarten gleich begabt zu sein. Jules Janin findet den Streit ganz müßig und meint, wenn ein Autor uns belehre und unterhalte wie Marivaux, sei es gleichgültig, welcher Form er sich dazu bediene. Aber sein Urtheil begründend, führt er als auszeichnende Eigenschaften von Marivaux' Talent doch meistens solche an, welche im Roman besser als im Drama zur Geltung kommen, und gelangt schließlich zu demselben Resultat wie Villemain: l'âme dans les vastes plaines du roman, (il) sentira ses franches coudées.

Von den hervorragenden französischen Kritikern ist meines Wissens Sainte-Beuve der einzige, der die Dramen vorzieht und die Romane neben, ja unter die des jüngern Crebillon stellt, denen gegenüber sie aber den Vorzug größerer Anständigkeit und Moralität haben. Auch Hettner hebt, unter Bezugnahme auf die in einer Episode des Paysan parvenu Crebillon zutheil gewordene Abfertigung, die Moralität der Romane Marivaux' und seinen „bewußten Gegensatz“ zu jenem hervor. Aber ich habe doch oben bei der Vergleichung in Bezug auf die Anständigkeit den Comparativ statt des Positivs gebrauchen müssen, denn gerade im Paysan parvenu finden sich sehr bedenkliche Episoden, und die Schilderungen der Versuchungen, denen der schöne Bauernsohn Jakob ausgesetzt ist, und wie seine Tugend stets im letzten Moment gerettet wird, sind von einer Lüsternheit, deren sich Crebillon nicht zu schämen hätte. Freilich hatte das achtzehnte Jahrhundert in dieser Beziehung andere Anschauungen als die Gegenwart, und selbst Richardsons moralische Romane sind jetzt keine Lectüre für „höhere Töchter“.

Andrerseits haben aber diese Darstellungen und die in ihnen zur Erscheinung kommenden Sitten ihrer Zeit großen culturhistorischen Werth. Viel mehr als in den Dramen, die meistens intime Herzensgeschichten oder Flirtations zum Inhalt haben, ist Marivaux in den Romanen der Schilderer seiner Zeit, ein aufmerksamer Beobachter, ein treuer und unparteiischer Berichterstatter. Und diese Schilderung der Sitten und Zustände, der Empfindungen und Charaktere ist ihm viel wichtiger als die Handlung. Deßhalb strengt er sich auch nicht sehr mit der Erfindung an und begnügt sich, dieselbe Situation von verschiedenen Seiten zu zeigen, dieselbe Grundidee in verschiedener Weise zum Ausdruck zu bringen. Er begleitet Held und Heldin auf ihrer Lebensbahn, mocht mit ihnen zahllose Abstecher, läßt sich von ihnen ihre Schicksale, Gedanken und Meinungen erzählen, ihre Freunde und Bekannten in ausführlichster Weise schildern und vergißt, daß der neugierige Leser auch das Ende wissen möchte. So läßt er im Laufe von zwölf Jahren nach und nach elf Theile der Marianne, beinahe tausend Seiten Großoctav füllend, erscheinen, aber der zwölfte mit dem Schluß wird von anderer Hand (Frau Riccoboni) hinzugefügt.

Wenn ich von Held und Heldin gesprochen habe, so ist das nicht so zu verstehen, daß in jedem Roman ein Liebespaar, das nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in den Hafen der Ehe einläuft, die Hauptrollen spielt. Marianne ist die Heldin des gleichnamigen Romans, der Bauernsohn Jakob der Held des „emporgekommenen Bauern“, und ihre hervorragende Bedeutung wird auch dadurch markirt, daß sie selbst ihre Geschichte erzählen. Sie heirathen wohl beide, Jakob sogar zweimal, aber ihre Ehehälften spielen doch nur, wie die anderen Personen des Romans, zweite Rollen; ja man könnte sagen, daß die Liebe selbst nur die zweite Rolle spiele. Marianne ist freilich in den jungen Valville verliebt und Jakob wenigstens in seine zweite Frau, aber es ist nicht die heiße, himmelstürmende Liebe von Romeo und Jutie, ja nicht einmal die des Chevalier des Grieux. Deßhalb wird auch der Leser nicht ergriffen und fortgerissen. „Marianne ne déchire pas comme on le devrait, c'est qu'elle ne l'est pas“, sagt Sainte-Beuve. Auch Marivaux versteht, wie Lessing von Voltaire sagt, nur den „Kanzleistil der Liebe vortrefflich“.

Zum Theil mag diese Unzulänglichkeit darin begründet sein, daß Marivaux' Romane die autobiographische Form haben. Marianne und Jakob erzählen ihre Schicksale im Alter, und da ist jede heiße Jugendleidenschaft abgekühlt, sowohl durch die Jahre, als durch den sicheren Besitz

Glühendes Liebesstammeln aus dem Munde von Philemon und Baucis würde lächerlich klingen. Und diese Form vermindert auch die Spannung und das Interesse des Lesers. Die behagliche Ruhe, mit der uns diese alten Leute ihre Geschichten erzählen, verräth gleich auf den ersten Seiten, daß sie, wie es im Märchen heißt, glücklich Hochzeit hielten und vergnügt bis an ihr seliges Ende lebten. Wie ergreifend und uns bis zuletzt in Spannung erhaltend sind dagegen die im Verlaufe der Romanhandlung, gleichsam auf frischer That geschriebenen Briefe Pamela's und Clarisse Harlowe's!

Marianne ist ein ganz alleinstehendes armes Mädchen, über deren Herkunft tiefes Dunkel liegt,[1]) das aber durch ihre Schönheit, Tugend, Liebenswürdigkeit und ein bischen Schlauheit nach allerlei Gefahren und Bedrängnissen Herz und Hand eines vornehmen, reichen jungen Mannes erwirbt. Doch lassen mancherlei Andeutungen schließen, daß sie von vornehmer Abkunft ist, und in dem von Frau Riccoboni angefügten Schluß wird uns, ich weiß nicht, ob nach Andeutungen Marivaux', die Aufklärung, daß sie wirklich Enkelin eines reichen englischen Lords ist. Die vornehmen Leser konnten den Roman beruhigt aus der Hand legen: der junge Valville ist nicht wie Richardsons Mr. B. mit Pamela eine Mesalliance eingegangen. Dagegen mag es den französischen Nationalstolz verletzt haben, daß dieser Ausbund aller Liebenswürdigkeit und Tugend einen Engländer zum Vater und eine Italienerin zur Mutter hatte. Aber sind auch alle diese guten Eigenschaften echt und steckt nicht ein bischen Verstellung und Streberthum darin? Ich glaube, Sainte-Beuve hat Recht, wenn er sagt: Dans cette Marianne il y a quelque chose de madame de Maintenon jeune et guettant en tout honneur la fortune; mais c'est madame de Maintenon rapetissée et vue en miniature. Ein Miniaturmaler ist aber Marivaux auch stets gewesen.

Wenn aber Sainte-Beuve den affectirt nachlässigen Stil, das zu weite Bloßlegen der innersten Fasern von Herz und Gemüth tadelt, wenn andere das zu viele Schwätzen Mariannens tadeln, so übersehen sie, daß dies Fehler des Ichromans überhaupt sind, und daß das Alter gewöhnlich geschwätzig ist. Mir scheint, daß der — von Marivaudage fast ganz reine — Stil Mariannens ihrem Charakter, Geschlecht und Alter entspricht. Ich kann daher auch Larroumet nicht ganz beistimmen, wenn er sagt, daß dieses beständige Hervordrängen des Ichs dies Zurschautragen der eigenen Weisheit und Güte sie am Ende dem Leser verhaßt macht. Aber besser, bescheidener und der endlichen Belohnung würdiger erscheint mir doch die arme Pamela, deren Tugend auch viel größeren Gefahren als die Marianne's ausgesetzt ist, der nur ein alter Heuchler nachstellt.

Wie Marianne durch ihre Schönheit und Tugend Carriere macht, so der Bauernsohn Jakob im Paysan parvenu durch seine männliche Schönheit und Kraft, verbunden mit Bauernschlauheit und gerade so viel Ehrlichkeit, als man zum Fortkommen in den Kreisen braucht, in denen er verkehrt. Seiner bäuerlichen Abstammung und seinem Geschlecht entsprechend, sind auch die Gefahren und Versuchungen, denen er ausgesetzt ist, massiver und derber als die Marianne's. Er bleibt auch nicht so unschuldig wie diese, er erliegt mitunter der Versuchung, und nicht immer aus Leichtsinn, sondern mehr aus Berechnung. Im Alter, als reicher Mann, geadelt und glücklicher Familienvater, bleibt er doch der Bauernsohn.

Im übrigen bildet der Paysan parvenu das Seitenstück zur Marianne, und manche Situation des einen Romans finden wir im anderen wieder, wie z. B. die Scene beim Präsidenten im dritten Theil des Paysan und die beim Minister am Ende des sechsten und Anfang des siebenten Theils der Marianne. Aber wie der Bauernsohn moralisch tief unter der Lordsenkelin steht, so steht an literarischem Werth der Paysan parvenu unter dem ihren Namen tragenden Roman.

Wenn Larroumet den Gil Blas in Bezug auf Erfindung, Stil und Charakterzeichnung dem Paysan vorzieht, so stimme ich ihm bei, nicht aber, wenn er den Jakob für ehrlicher als den Gil, den Roman Marivaux' für moralischer als den Lesage's hält. Dagegen übertrifft die Marianne in jeder Beziehung den Gil Blas.

Größere Aehnlichkeit in Charakter und Inhalt als mit den Romanen seiner französischen Zeitgenossen, haben aber die Marivaux' mit denen Richardsons und Fieldings. Ja, die Aehnlichkeit ist so groß, daß von Nachahmung und Entlehnung gesprochen wurde. Klipp und klar sagte Diderot, „die Romane Marivaux' haben Richardsons Pamela, Clarisse und Grandison inspirirt". Aehnlich drückte sich der Präsident Henault aus, während Grimm in seiner literarischen Correspondenz, unwillig den Einfluß des Franzosen auf die Engländer zugebend, sagt: „Wenn es wahr ist, daß diese Romane die Modelle Richardsons und Fieldings waren, dann kann man sagen, daß zum erstenmal ein schlechtes Original vortreffliche Copien hervorgerufen hat." Diese Kritik des Deutschfranzosen ist ebenso ungerecht, als sein „zum erstenmal" von seiner Unkenntniß der Literaturgeschichte zeugt.

Dagegen scheint Villmain Marivaux für den unbewußten Nachahmer Richardsons gehalten zu haben, denn er sagt von den Romanen: „ce sont les seuls ouvrages de notre langue où, pour la peinture de la vie, la sensibilité morale de Richardson soit égalée, sans dessein de l'imiter; c'est la belle innovation de Marivaux, c'est son génie."[1])

Richardson selbst hat meines Wissens Marivaux nicht der Nachahmung beschuldigt, aber er behauptete ganz bestimmt, daß seine „Pamela" auf einem wirklichen ihm bekannt gewordenen Vorfall in England beruhe, verwahrte sich also indirect gegen den Vorwurf der Nachahmung.

Nun war aber damals der Einfluß der englischen Literatur auf die französische unleugbar sehr bedeutend; Marivaux selbst hat in den Jahren 1722—1723 einen „französischen Zuschauer" in Nachahmung des Addison'schen, aber diesem nachstehend, geschrieben, in manchen seiner Lustspiele ist der Einfluß von Swifts Reisen Gullivers wahrnehmbar, und so lag es nahe, wenn man nicht ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen zweier Schriftsteller in demselben Stoff und derselben Behandlungsweise annehmen wollte, den Franzosen für den Nachahmer zu halten. Aber gegen positive Daten hilft alles Raisonniren nicht. Die elf Theile der Marianne sind in den Jahren 1731—1741 erschienen, während Richardson, wie er selbst angibt, seine Pamela, welche 1740 erschienen ist, erst Ende 1739 zu schreiben anfing. Die Clarisse erschien erst 1748. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß der Einfluß der Richardson'schen Romane und ihre Verbreitung auf dem Continent viel stärker waren, als die der französischen. Ich will zugeben, daß die Clarisse interessanter und ergreifender ist, als Marianne, die ihrerseits den Paysan parvenu weit übertrifft; aber warum die Pamela der Marianne vorgezogen wurde, das begreife ich nicht. Wurde vielleicht der englische Roman deßhalb von den Lesern aus dem Bürgerstande vorgezogen, weil darin ein Mädchen aus niederm

[1]) Auch in Gellerts „Leben der Schwedischen Gräfin von G." findet sich eine Marianne, deren Herkunft lange Zeit unbekannt bleibt.

[1]) Erich Schmidt nennt Marivaux einen Richardsonianer vor Richardson. Gasmeyers „Richardsons Pamela, ihre Quellen und Einfluß" habe ich mir nicht verschaffen können.

Stande die Vorurtheile des Adels besiegt, während der Roman Marivaux' darauf angelegt zu sein scheint, zu beweisen, daß die adelige Herkunft sich nie verleugnet, daß ein Mädchen mit den edlen Eigenschaften Marianne's nur aus vornehmer Familie stammen könne?

Bei Marivaux haben die Adeligen meistens auch einen edlen Charakter, wie z. B. die hochgesinnte Frau von Miran und ihre Freundin; und der nur seiner eigenen Liebenswürdigkeit vertrauende Herr v. Valville steht unendlich höher, als der rohe englische Landjunker, der gegen die schutzlose Pamela Gewalt brauchen will. Schutzlosigkeit des Niedriggeborenen gegenüber der Willkür der Vornehmen wird von Richardson geschildert, bei Marivaux findet die Willkür ihre Schranken an der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit hoher vornehmer Staatsbeamter, was uns freilich im Frankreich Ludwigs XV. etwas unwahrscheinlich vorkommt.

Auch in England fand die Pamela vorzüglich beim Bürgerthum Beifall, „der Adel brachte dem Roman, in dem nicht nur die Unschuld über das Laster, sondern auch der Bürgerstand über den Adel triumphirt, wenig Sympathie entgegen. Den Interpreten seiner feindseligen Stimmung fand er in Fielding".[1])

Und gerade der im Gegensatz zu Richardson stehende Verfasser des Tom Jones ist von Marivaux noch abhängiger als jener. Fielding hat freilich seinen Joseph Andrews, der sieben Jahre nach dem Paysan parvenu erschien, ursprünglich als Parodie der Pamela angelegt, aber die Fabel, die er dieser Parodie zugrunde legte, hat er zum großen Theil dem französischen Roman entnommen. Sein Joseph Andrews beginnt wie Jakob seine Laufbahn als Lakai, hat wegen seiner körperlichen Vorzüge ähnliche Versuchungen wie dieser zu bestehen, zeigt sich aber widerstandsfähiger und tugendhafter als dieser. Aber wie Marianne, so wird auch Joseph zuletzt als Sprößling eines Edelmanns entdeckt, womit seine körperlichen und geistigen Vorzüge erklärt werden. Ebenso zeigt sich die Vorliebe Fieldings für die Aristokratie in der Verspottung der Emporkömmlingin Pamela, die er als vermeintliche Schwester Josephs in seinem Roman auftreten läßt. Auch in dem 1749 erschienenen Tom Jones finden sich, wie Larroumet nachweist, einzelne Züge aus den Romanen Marivaux'.

Mit dem eben Gesagten soll jedoch nicht behauptet werden, daß Marivaux ein blinder Verehrer des Adels war. Neben den wirklich Edlen von vornehmer Geburt finden wir bei ihm auch die schlechten, niedrig gesinnten und lächerlichen Adeligen. In dem „Bauer mit der Erbschaft" (L'héritier de village), von dem Lessing sagte: „Die drolligste Laune, der schnurrigste Witz, die schalkischste Satire lassen uns vor Lachen kaum zu uns selbst kommen",[2]) wird zwar der reich und protzig gewordene Bauer lächerlich gemacht; aber neben ihm finden wir auch den Chevalier und seine Cousine Madame Damis, welche auf das Vermögen des Bauers Jagd machen und zu einer Mesalliance bereit sind.

Aber noch schärfer greift Marivaux den Adel an in dem im selben Jahre (1725) wie der Bauer mit der Erbschaft geschriebenen, ebenfalls auf dem Théâtro italien aufgeführten Enacter „Die Insel der Sklaven" (L'île des esclaves). Auf eine von Nachkommen geflüchteter Sklaven bewohnte Insel werden vornehme Herren und Damen mit ihrer Dienerschaft vom Sturm verschlagen. Die Diener werden dort zu Herren, die Herren müssen Sklavendienste thun und werden erzogen und gebessert. Es weht eine scharf demokratische Luft in diesem Schwank, die niederen Classen erscheinen durchaus besser und tugendhafter als die höheren, aber schließlich löst sich doch alles in sentimentales Wohlgefallen auf — man verzeiht sich gegenseitig und preist die „Tugend", die Vernunft und den Edelmuth, die mehr werth sind als Reichthum und vornehme Geburt. Anstatt des Sturmläutens der Revolution ertönen die sanften Heerdenglocken.

Dem leicht erworbenen Reichthum, den Steuerpächtern und sonstigen Finanzkünstlern geht er nun im „Paysan parvenu" zuleibe, die Heuchler und Scheinheiligen satirisirt er in beiden Romanen. Besonders abgesehen hat er es auf die „Directeurs", die geistlichen Berather frommer, gewöhnlich reicher alleinstehender Frauen, deren Herrschsucht und Habsucht mit köstlichem Humor im Paysan parvena geschildert werden. In der Marianne finden wir neben dem Heuchler Climal, der aber vor dem Tode bereut und gesteht, eine Reihe lebenswahrer Portraits von Klosterbewohnerinnen. Neben der strengen, grausamen Aebtissin, die eine unschuldige Nonne ein Jahr lang bei Wasser und Brod eingekerkert hält, finden wir die sanfte, salbungsvolle Klostervorsteherin, welche Mariannen mit Schmeichelworten und süßen Reden überhäuft, solange sie sie für reich hält, aber wie sie ihre Armuth und niedern Stand erfährt, ganz kühl und hochmüthig wird, sie nicht mehr belle enfant und mon ange, sondern ganz einfach Mademoiselle nennt. Und wie köstlich ist nicht die Priorin geschildert: une petite personne courte, ronde et blanche, à double menton, et qui avait le teint frais et reposé. Il n'y a point de ces mines-là dans le monde; c'est un embonpoint tout différent de celui des nutres, un embonpoint qui s'est formé plus à l'aise et plus méthodiquement, c'est à dire, où il entre plus d'art, plus de façon, plus d'amour de soi-même que dans le nôtre.

Neben diesen wohlgenährten mit sich und der Welt zufriedenen, finden sich aber auch die bösen, leidenschaftlichen und neidischen Frauen im Kloster und unter den Scheinheiligen. Und auch diese sind in ihrer Art vollkommener als die Weltlichen: „Une dévote, ou, pour mieux dire, une bigote jalouse de votre bonheur est plus à craindre qu'une lionne en furie", läßt er eine Person des Romans sagen. Wir dürfen bei diesen Schilderungen nicht vergessen, daß Marivaux eine Tochter im Kloster hatte.

Wiederholt betheuert er, daß er nur die Scheinheiligen, nicht die wirklich Frommen verspotte, er unterscheidet zwischen dévots und pieux; aber es klingt ironisch, wenn er sagt: „Letztere haben keine Galle, die Frömmigkeit hat sie davon gereinigt" u. dgl.

Und doch war er ein religiöser, streng moralischer, wirklich frommer Mann, und dabei ohne Intoleranz. In seinen Wochenschriften hat er die Freigeister und Ungläubigen bekämpft, mehr mit mildem Spott und Tadel als mit Argumenten oder zornigem Eifer. Er war ein gläubiger Christ, mehr aus innigem Gefühl, als aus philosophischer Ueberzeugung. Aber er war es nicht bloß in Worten und Schriften, sondern auch in seiner ganzen Lebensführung, soweit dies überhaupt bei einem Lustspieldichter der Zeit der Regentschaft und Ludwigs XV. möglich war. Ja er war in seinen Komödien noch anständiger und moralischer als in den Romanen; denn er sah ein, daß man dem Publicum im Theater nicht so viel bieten darf, wie dem einzelnen einsamen Leser.

Dr. M. Landau.

---

[1]) Johann Uthoff, Nivelle de la Chaussée's Leben und Werke. (In den Französischen Studien von Körting und Koschwitz, Band 4, Heilbronn 1884.) S. auch Hettner, Geschichte der engl. Literatur, Ende des Capitels über Richardson.

[2]) Hamb. Dramat. 28 Stück.

Die Lage des Handwerks in Deutschland.

Ueber die Untersuchungen, welche der Verein für Socialpolitik über diese ganz und gar actuelle Frage veranstaltet, haben wir vor nicht ganz einem Jahr einen ersten Bericht gebracht (Beilage vom 7. Nov. 1895, Nr. 257). Inzwischen haben sie einen guten und kräftigen Fortgang genommen, ohne schon ganz abgeschlossen zu sein.[1]) Von den drei neuen Bänden erstrecken sich zwei auf die Länder des Königreichs Preußen, einer auf das Königreich Sachsen; Süddeutschland, das in einem früheren Bande so trefflich vertreten war, findet keine Berücksichtigung, ebenso liegt aus dem Gebiet der Rheinlande nur eine Untersuchung vor. Dafür ist das östliche Deutschland, das bisher nur spärlich Beiträge geliefert hatte, mittheilsamer gewesen. Von den 34 neuen Arbeiten entfallen zwei auf Westpreußen, drei auf Posen — während Ostpreußen abermals ausscheidet, nicht zum Ruhm für das socialpolitische Interesse seiner akademisch gebildeten Bewohner und seiner Universität — je eine auf Hinterpommern, die Ukermark, Priegnitz. Mit je einer Arbeit ist aus dem Westen Deutschlands Ostfriesland und das sächsische Erzgebirge vertreten. Besonders zu nennen sind die Großstädte, welche aus dem territorialen Zusammenhang ausscheiden; auf sie entfällt diesmal mit 23 Nummern die Mehrzahl der Beiträge, 9 auf Berlin, 6 auf Breslau und 8 auf Leipzig, das schon in dem 63. Bande der „Schriften" mit 6 Arbeiten vertreten war — dank der aufopfernden Thätigkeit des Herausgebers dieser „Untersuchungen", des Prof. K. Bücher, und dem rührigen Interesse des von ihm geleiteteten volkswirthschaftlich-statistischen Seminars der Universität Leipzig.

Die Gesammtheit dieser letztgenannten Beiträge entrollt ein mehr oder minder vollständiges und ausgeführtes Bild von dem ganzen gewerblichen Leben in den einzelnen Städten, und um so lehrreicher und werthvoller gestaltet es sich, je wichtiger diese Städte für das gesammte gewerbliche Leben als Industriecentren und je hervorragender wiederum in ihnen die einzelnen Gewerbzweige sind. Und es gewährt einen besonderen Reiz, neben solchen Bildern dann eines zu halten, wie es Andreas Voigt für eine moderne Mittelstadt ohne ausgeprägten gewerblichen Charakter in einem der früheren Beiträge „Das Kleingewerbe in Karlsruhe" („Schriften" Bd. 64) entworfen hat, oder gar die nothwendigerweise mehr genrehaften Skizzen der Handwerksbetriebe in der Kleinstadt Nakel a. d. Netze, in dem ostfriesischen Marschdorfe Loquard, in dem sächsischen Gebirgsdorfe Gablenz, welche die nun erschienenen Bände uns bringen. Besondere Erwähnung verdient die Arbeit des Ingenieurs Kinkel über die Schlosserei, Schmiederei, Kupferschmiederei in Berlin, welche sich zu einer Schilderung der einschlägigen Verhältnisse in Deutschland überhaupt auswächst. Die Arbeiten von Paul Voigt über das Tischlergewerbe in Berlin und über die Tischlerei und Drechslerei in einigen Orten bei Berlin und im Spreewalde in Verbindung mit dem beachtenswerthen Aufsatz von Burchardt über die Lage der Arbeiter in der Berliner Tischlerei geben ein wirthschaftliches und soziales Gesammtbild, dem kaum irgend wesentliche Züge fehlen dürften; die Wechselwirkung zwischen der Industrie- und Weltstadt Berlin und der näheren und entfernteren Nachbarschaft wird sehr lebhaft zur Anschauung gebracht. Von weiterem Interesse sind die Untersuchungen über die Buchbinderei in Leipzig — welchem Bücher selbst einen „Ueberblick über die Geschichte der deutschen Buchbinderei" beigegeben hat — und in Berlin, sowie über Uhrmacherhandwerk und -Fabrication in Breslau und Glashütte, die der Herausgeber gleichfalls mit einem Anhang begleitet. Vollends auf der Tagesordnung stehen die von Winter, das Schneidergewerbe in Breslau, und die in den Arbeiten über das Breslauer und Berliner Bäckergewerbe, hier von Lehveß, behandelten Fragen.

Der Mannichfaltigkeit der landschaftlichen und örtlichen Verhältnisse entspricht die Reichhaltigkeit der gewerblichen Productionszweige, die bisher schon in diesen Untersuchungen ihre Schilderer gefunden haben. In mehr als einer Hinsicht ist das werthvolle Material der älteren Bände vervollständigt worden. Theils wird die Kenntniß der schon früher beschriebenen Gewerbe durch neue Beiträge vertieft, theils ist der Kreis der beschriebenen Gewerbe erweitert. Neu lernen wir kennen die Buchdruckerei (in Posen), die Buchbinderei (in Berlin und Leipzig), die Uhrmacherei (in Breslau und Glashütte), das Korbmachergewerbe (in Leipzig), das Barbier-, Friseur- und Perückenmachergewerbe (in Posen und in unvergleichlich vollkommenerer Weise in Berlin), und endlich höchst lehrreicherweise das Steinsetzergewerbe (in Berlin). Wünsche, die sich regen möchten, erfüllen gewiß zum Theil wenigstens die noch ausstehenden Untersuchungen. Niemals aber können solche Wünsche einen Vorwurf gegen die verantwortliche Leitung des Unternehmens einschließen. Der Herausgeber ist ja vollkommen abhängig von der Bereitwilligkeit der heranzuziehenden Mitarbeiter, diese wiederum von dem Verständniß und Entgegenkommen der betheiligten Gewerbekreise. Mit welchen Schwierigkeiten aber Herausgeber wie Mitarbeiter zu kämpfen haben, ist für den fern Stehenden gar nicht zu ermessen. Die Vorworte, mit denen Bücher die einzelnen Bände einleitet, mögen diesem eine geringe Vorstellung davon geben.

Wir greifen in die Fülle des in diesen Untersuchungen gebotenen Stoffes hinein, um aus ihm Belehrung zu schöpfen über die heute im Vordergrund des gewerblichen Interesses stehende Frage nach der Organisation des Handwerks. Das wird keinen abstract formulirten Satz ergeben, der von anders Urtheilenden abgelehnt werden kann, nur concrete Beispiele, die aber unumstößlich sind. Häufig, sehr häufig ist von den Innungen der Handwerksmeister die Rede, sehr selten aber so, daß wir in ihnen nützliche Organe der handwerksmäßigen Production erkennen. Sie sind Krankencassen, Sterbecassen, Vereine zur Pflege der Geselligkeit, die dann aber nicht in dem Sinne gepflegt wird, daß die Berufsgenossen ohne Unterschied zur Aussprache und persönlichen Annäherung sich vereinen, sondern um ein- oder zweimal im Jahre eine Tanz- oder Trinkgelegenheit zu veranstalten, um theure Innungsfahnen zu kaufen und gegen Nicht-Innungsglieder vorzugehen. Selten nur hören wir von Innungen, die erfolgreiche Maßregeln getroffen haben für die Erziehung und Ausbildung ihrer Lehrlinge, welche die vorhandenen Fachschulen wenigstens dadurch unterstützen, daß sie ihre Lehrlinge zu deren Besuch zwingen und auf ihre eigenen Mitglieder entsprechend einwirken. Ob mangelnde Wirksamkeit der Innungen wirklich begründet ist in der Zersetzung der Handwerkszweige und der Proletarisirung ihrer Betriebe? Oder ob nicht vielmehr diese Erscheinung oder doch wenigstens ihr Grad und Umfang vielfach eine Folge ist von der Verständniß- und Interesselosigkeit der Handwerker? Es ist doch gewiß bezeichnend, daß geradezu leuchtende Beispiele von dem Einfluß und der erfolgreichen Thätigkeit der Innungen gerade aus den größten Städten mit den schwierigsten Arbeits- und Erwerbsbedingungen berichtet werden, z. B. bei den Malern, Buchbindern, Barbieren, Friseuren und Perückenmachern Berlins, den Schlossern Leipzigs: in solchen Städten findet sich eben eher die Einsicht und Energie des Handelns, weil Kampf

[1]) Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Concurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. 4. Bd.: Kgr. Preußen, II. Theil; 5. Bd.: Kgr. Sachsen, II. Theil; 7. Bd.: Kgr. Preußen, III. Theil. Schriften des Vereins für Socialpolitik 65, 66, 68. Leipzig, Duncker u. Humblot.

und Noth des Lebens ganz unbarmherzig sind. Und doch ist es wiederum auch bezeichnend, daß von den erfolgreichen und strebsamen Innungen und Vereinen sich die minder leistungsfähigen und armen Handwerker ausschließen, wie es von dem Verein der selbständigen Uhrmacher Breslau's, dem Gewerbeverein der Schuhmacher daselbst und der Baugewerkinnung zu Karlsruhe erzählt wird. Bei der Wirksamkeit dieser gewerblichen Innungen fällt neben den persönlichen geistigen Eigenschaften ihrer Mitglieder auch ihre wirthschaftliche Lage und materielle Leistungsfähigkeit schwer in die Wagschale. Der Hungernde kann nicht gut einen Sparpfennig für die Zukunft zurücklegen; aber nicht alle, die an Sparen nicht denken, leiden Hunger, und sie würden sich eher für die Zukunft rüsten, wenn sie über die Möglichkeit dazu und die Gefahren der Zukunft besser aufgeklärt wären. Ob die Zwangsinnung dem Handwerker gegenüber diese Aufgabe erfüllen und zugleich das geeignete Kampfmittel gewähren wird, muß die Zukunft lehren.

Neben der Berufsorganisation in Innungen spielt die wirthschaftliche Organisation in Rohstoff-, Verkaufs-, bezw. Magazin- und Productivgenossenschaften eine große und bedeutsame Rolle. Seltener als von jenen ist von ihnen in unsern Untersuchungen die Rede, aber kaum je mit dem Ausdruck der ruhigen Sicherheit und Hoffnung. Diese Wirthschaftsorganisationen sind durchaus nicht modernen Ursprungs. Die alten Handwerksmeister verstanden sich viel zu gut auf ihren Vortheil, als daß sie nicht, innerhalb der berufsmäßigen Innungen freilich, den genossenschaftlichen Zusammenschluß für wirthschaftliche Zwecke sich hätten zunutze machen sollen. Die Buchbinderinnung in Frankfurt legt allwöchentlich neun Pfennig für jedes Mitglied zum gemeinsamen Einkauf von Leder und Brettern (für den hölzernen Büchereinband) in die Lade; die zu Wien schießt den Mitgliedern für den Einkauf der Rohstoffe Geld aus der Lade, als Vorschußcasse, vor; die zu Nürnberg besorgt den gemeinsamen Bezug der Ordinarizeitung, welche die Mitglieder in ihren Läden verkaufen. Die Innung der Lohgerber in Leipzig kauft die rohen Häute auf dem Markte auf und der Obermeister darf zu diesem Zwecke Geld aufnehmen und die Zinsen auf die Mitglieder vertheilen; die Lohrinde der Umgegend wird an die einzelnen Meister durchs Loos zum käuflichen Erwerbe bestimmt, auf solche Weise die Nachfrage geregelt und übermäßige Preissteigerung vermieden. Unter den Kannenbäckern des Westerwaldes erwerben Innungen Thongruben, die ihnen den unentbehrlichen Rohstoff für ihre Producte bieten, und besitzen Holzmagazine.

Daß es meist Rohstoffgenossenschaften sind, die wir bereits in früheren Jahrhunderten in Thätigkeit sehen, kann uns darüber belehren, daß diese Art von Genossenschaften am meisten Berechtigung und Aussichten besitzt. Und in der That sind es auch heute noch — wenn wir von den immer sieghafter sich behauptenden Creditgenossenschaften absehen — die Rohstoffvereine, welche günstige Resultate erzielt haben. In unsern Untersuchungen lernen wir den von einem Beamten, also nicht einem unmittelbaren Interessenten, mit dem besten Erfolge begründeten Rohstoffverein der Lederarbeiter zu Dramburg, einem Städtchen im Regierungsbezirk Köslin, kennen, der sich zu einem solchen auch für andere Handwerke, für Schmiede, Tischler, Schneider auswuchs und es sogar zu einem Verkaufsmagazin für Schuhmacher und Schneider brachte, das sich freilich minder gut rentirte. Wir erfahren von Bäckergenossenschaften für den Bezug von Kohlen und besonders von Hefe in Karlsruhe, Berlin, München, Augsburg, von dem gemeinsamen Bezug der Schneidereizuthaten, Futter, Faden u. s. w. durch den Rohstoffverein der Schneider in Erlangen u. s. f. Aber wie sich hier die Unternehmungslust nicht an die Beschaffung der für das Gewerbe wichtigsten Stoffe, Mehl, bezw. Getreide und Kleiderstoffe, heranwagt, so sind die Fälle überwiegend, in denen solche Bestrebungen resultatlos verliefen: die besser situirten Meister mit größerem Bedarf können sich zum Theil wenigstens die Vortheile directen Bezuges bei den Rohstoffproducenten auf eigene Faust verschaffen, ohne daß sie die Kosten und Gefahren der Genossenschaft mit den capitallosen kleinen Meistern zu tragen brauchen; eine gerechte Vertheilung der Rohstoffe wird für zu schwierig oder unmöglich gehalten, da sie ja an Qualität und Preis außerordentliche Verschiedenheiten aufweisen, denen bei dem Absatz an die Mitglieder nicht entsprechend und ausgleichend Rechnung getragen werden kann. Unternehmungen, die ins Leben gerufen waren, gehen elend zu Grunde, weil der Vorstand untreu und selbstsüchtig ist, oder der geschäftsführende Genosse, gerissen und betrügerisch, in seine eigene Tasche hineinwirthschaftet. — Die gleichen hemmenden Ursachen wirken noch stärker und verderblicher bei der Entwicklung der Verkaufsgenossenschaften. Neid, Argwohn, geschäftlicher Egoismus der Genossen stehen in vorderster Linie; treten diese Motive nicht leicht in so brutaler Weise nach Ablauf eines Geschäftsjahres schon hervor, wie etwa in dem Schuhmacherverein des holsteinischen Städtchens Preetz, so sind sie ganz gewiß unüberwindlich, trotz langjähriger guter Erfolge, wenn geschäftlicher Stillstand und schlechte Resultate sich zeigen. Da mag keiner Opfer und Risico auf sich nehmen, bis wieder bessere Zeiten erscheinen. Um so größer ist das Bedauern über ein solches Ende, wenn eine Genossenschaft ganze 30 Jahre erfolgreich bestanden hat, wie das Möbelmagazin vereinigter Schreinermeister zu Augsburg; die müßige Frage, ob denn ein solcher Zusammenbruch unvermeidlich war, läßt sich da schwer unterdrücken. Ein aufwallender Grimm aber regt sich, wenn blühende Organisationen durch gemeine Niedertracht und Betrügerei der Vertrauensmänner, durch die Unerfahrenheit und Vertrauensseligkeit der Genossen nach kurzem Siechthum verenden, oder durch die Vereinigung der Genossenschaftsantheile in den Händen der capitalkräftigsten Mitglieder zu capitalistischen Verkaufsgeschäften und neuen Concurrenten der geprellten Kleinhandwerker werden, die siegreichen Inhaber, ehemaligen Geschäftsführer u. s. w. aber hinterher gar noch das Publicum zum besten haben, indem sie diesem Waaren einer „Societät", „Genossenschaft" oder „vereinigter Tischlermeister" zu verkaufen heuchlerisch vorgeben. Gerade auch in Berlin sind die zahlreichen Versuche der Tischlermeister, sich von der Herrschaft der kaufmännischen Magazine auf genossenschaftlichem Wege zu befreien, noch immer mißlungen. Eine allerneueste Gründung des Tischlerinnungsverbandes, die zugleich „Rohstoff-, Magazin- und Creditgenossenschaft, Auskunftei und Versicherungsgesellschaft" sein will, muß sich noch in jeder Beziehung erst bewähren. — Stehen all solche Schwierigkeiten der praktischen Bethätigung der Rohstoff- und Verkaufs-(Magazin-)genossenschaften entgegen, wie viel mehr der Wirksamkeit von Productivgenossenschaften, die sehr viel mehr Einsicht, Entschlossenheit, Gemeingefühl bei den Mitgliedern voraussetzen. Das ganz Wenige, was wir von ihnen in diesen „Untersuchungen" hören, ist völlig bezeichnend für das allgemeine Verhältniß.

Ueberhaupt tragen die „Untersuchungen" mit dem Material, das sie über Handwerksinnungen und -Genossenschaften beibringen, nur dazu bei, das bestehende Urtheil über deren Wirksamkeit und die ungeheuren Schwierigkeiten einer erfolgreichen Thätigkeit zu bestärken. Wer aber, soweit eine Rettung für Handwerksbetrieb und Handwerkerleben noch möglich ist, diese allein in einem festen genossen-

ſchaftlichen Zuſammenſchluß der betheiligten Kreiſe ſieht, wird die Hoffnung nicht ganz aufgeben, daß dies Ziel doch noch zu erreichen iſt. Die Hoffnung wäre aber völlig grundlos, wenn der Handwerkerſtand nach ſeiner großen Mehrzahl in derſelben gewerblich-techniſchen und geſchäftlich-kaufmänniſchen Unbildung und Unfähigkeit verharrt und nichts geſchieht, daß er ſich die für das moderne, ſo ungeheuer fortgeſchrittene Gewerbsleben erforderlichen höheren geiſtigen Eigenſchaften und Leiſtungen erwirbt. Deßwegen muß man zunächſt hoffen, daß die jungen Beſtrebungen auf dieſem Gebiete, die in der bei dem Bundesrath eingebrachten Novelle zur Gewerbeordnung in den Beſtimmungen über das Lehrlingsweſen zum Ausdruck kommen, erfolgreich ſein und dem kranken Körper des Handwerks neue Lebenskraft geben mögen. P. R.

Miſcellen und Nachrichten.

* Seitens des Limes-Commiſſion wurden in der Gemarkung Hunzel (Unterlahnſtein) Ausgrabungen vorgenommen und dabei die Reſte eines Römercaſtells von 90 Meter Länge und 83 Meter Tiefe bloßgelegt; auch ein Brunnen fand ſich dabei vor. Das Caſtell ſteht wahrſcheinlich mit dem neulich in Marienfels entdeckten Caſtell in Verbindung. In Marienfels ſind die weiteren Ausgrabungsarbeiten auf nächſtes Jahr verſchoben worden. Alsdann werden vorausſichtlich dort und in Miehlen noch weitere Ausgrabungen vorgenommen werden.

St. **Frankfurt a. M.**, 25. Sept. 68. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte. In der heutigen zweiten und letzten allgemeinen Sitzung machten Ziemſſen (München) und Winkelmann (Berlin) den Vorſchlag, die Verſammlung künftighin nur alle zwei Jahre abzuhalten. Es ſoll darüber im nächſten Jahr eine Debatte ſtattfinden. Als nächſter Verſammlungsort wurde Braunſchweig gewählt. Prof. Pyl (München) forderte die deutſchen Forſcher zur Mitarbeit an dem Kataloge für Mathematik und Naturwiſſenſchaften auf, deſſen Herausgabe die internationale Londoner Conferenz beſchloſſen hat.

Den erſten wiſſenſchaftlichen Vortrag hielt Prof. Verworn (Jena) über „Erregung und Lähmung“. Redner führte aus, daß heutzutage ein Hauch der Myſtik durch das ganze menſchliche Gemüthsleben wehe. Auf den verſchiedenſten Gebieten geiſtiger Intereſſen macht ſich ein Hang zum Phantaſtiſchen, Uebermenſchlichen geltend. Auch die Wiſſenſchaft und beſonders die Phyſiologie zeigt ſolche Beſtrebungen, indem in ihr die Lehre von der faſt vergeſſenen „Lebenskraft“, der Vitalismus, wieder auftaucht. Man kann ſcheiden in mechaniſchen Vitalismus und in pſychiſchen Vitalismus. Der erſtere iſt der Ausdruck der Auffaſſung, daß die Lebenskraft auf Gründen phyſikaliſcher und mechaniſcher Art beruhe. Der pſychiſche Vitalismus dagegen hat eine tiefere Bedeutung. Er ſagt: die Organismen ſcheiden ſich von den lebloſen Körpern durch die Pſyche, und er will überall eine pſychiſche Erklärung der Lebenserſcheinungen finden. Heute ſteht feſt, daß die Lebenserſcheinungen aller Organismen in letzter Linie beruhen auf chemiſchen Proceſſen in den Zellen. Dieſe Proceſſe werden Stoffwechſel genannt und beſtehen in Aſſimilation und Aſſimilation der Subſtanz. Die Phyſiologie hat dieſe Erſcheinungen näher erforſcht, und zwar durch die Methode der Reizung. Aber es ſind bisher noch keine allgemein für alle Zellen gültigen Reizungsgeſetze aufgeſtellt worden. Der Vortragende beſchreibt nunmehr, wie er auf Grund des von Johannes Müller aufgeſtellten Geſetzes von der ſpecifiſchen Energie der Sinneskraft dazu gekommen ſei, allgemein gültige Reizungsgeſetze für die Zellen aufzuſtellen. Die Wirkung des Reizes iſt nach ihm entweder eine Steigerung der Function oder eine Herabſetzung derſelben. Die Reize beeinfluſſen die Intenſität der Zellenthätigkeit, indem ſie ſie entweder ſteigern oder herabſetzen. Darauf beruht Diſſimilation und Aſſimilation beim Stoffwechſel, ebenſo wie Contraction und Expanſion bei der Bewegung. Aber dieſelbe Reizung kann bei ſchwacher Intenſität ganz andere Wirkung haben, als bei ſtarker; ja ſie kann ſogar antagoniſtiſche Wirkung haben. Die einzelnen Erregungen der Zellen ſind von einander abhängig. Redner hat dieſe Abhängigkeit mit dem Namen „Selbſtſteuerung“ belegt. Wenn zwei Reize zuſammen auf eine Zelle einwirken, ſo verſtärken ſie ſich gegenſeitig, wenn ſie gleiche Wirkung haben, heben ſich aber auf, wenn ſie entgegengeſetzt wirken. Alle Lebenserſcheinungen im menſchlichen Körper ſind nur ein großes Conglomerat von ſolchen Reizungswirkungen auf die Zellen, ein großes Getriebe von Erregungen und Lähmungen. Redner geht zum Schluß noch auf eine Lähmungserſcheinung näher ein, die Hypnoſe. Als Moſes dem Volke Iſrael am Berge Sinai Waſſer verſchaffen wollte, da nahm er eine Schlange, die in ſeiner Hand zum Stabe wurde. Daſſelbe Schlangenexperiment machten ſchon zu jener Zeit die ägyptiſchen Zauberer uns machen in derſelben Weiſe heute die indiſchen Schlangenbeſchwörer. Die Erklärung für das Steifwerden der Schlange iſt in einer Schrecklähmung und in einem darauf folgenden ſchlafähnlichen, hypnotiſchen Zuſtand zu ſuchen. Es fehlen in der Hypnoſe alle willkürlichen Bewegungen, d. h. alle motoriſchen Impulſe, die von der Hirnrinde aus ausgelöſt werden. Hierzu kommt dann noch eine toniſche Contraction aller Körpermuskeln. Die Schule von Nancy glaubt, daß die Contracturen nur durch Suggeſtion, d. i. durch Vermittelung der Hirnrinde, geſchehen. Redner jedoch hat den gegentheiligen Beweis dadurch erbracht, daß er Hühnern die Hirnrinde wegnahm und dennoch die Contracturen auftreten ſah. Es beſteht alſo nach ſeiner Meinung in der Hypnoſe eine Indifferenz des Großhirns. Dieſe muß auf der Thätigkeit antagoniſtiſcher Stoffwechſelproducte beruhen. Das Primäre iſt dann die toniſche Erregung und dieſe erſt bewirkt eine Hemmung in der Hirnrinde. Deßhalb beruhen auch die verſchiedenen Methoden, Hypnoſe hervorzurufen, darauf, die Aufmerkſamkeit auf einen ganz beſtimmten Punkt zu concentriren und ſo einen beſtimmten Bezirk der Großhirnrinde in Anſpruch zu nehmen.

Als zweiter Redner ſprach Dr. med. C. Below (Berlin) über „die praktiſchen Ziele der Tropenhygiene“. Die Ausführungen, die nur einen ſehr geringen Theil der Anweſenden zu befriedigen ſchienen, gingen dahin, daß der Redner meinte, bisher habe man nur deßhalb den in den Tropen herrſchenden Krankheiten, wie Malaria, Gelbfieber, Schwarzwaſſerfieber u. ſ. w., machtlos gegenübergeſtanden, weil man dieſelben in ähnlicher Weiſe zu bekämpfen ſtrebte, wie die Infectionskrankheiten in der gemäßigten Zone. Redner glaubt, daß in einer anderen Zone die Microorganismen auch ganz andere Lebensbedingungen hätten, und will dieſe feſtſtellen durch einen neuen wiſſenſchaftlichen Zweig, die racen- und zonenvergleichende Phyſiologie und Pathologie. Er gibt dann eine Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Tropenhygiene von dem Standpunkt Cuviers an bis auf Virchow und faßt ſeine Ausführungen in folgenden ſieben Punkten zuſammen: „Es handelt ſich bei Erreichung der praktiſchen Ziele der Tropenhygiene: 1) um eine Reihe neu zu errichtender tropenhygieniſcher Laboratorien im Sinne der racen- und zonenvergleichenden Phyſiologie und Pathologie mit je zwei bis drei Aerzten; 2) um Einrichtungen für bakteriologiſche Unterſuchungen auf den Schiffen für Marineärzte; 3) um Höhenſanatorien für beurlaubte Beamte, deren Familien und andere, unter je einem Arzte, der auch, wie die übrigen Colonialärzte, unter Direction der Centralſtelle ſteht; 4) um eine wiſſenſchaftliche Leitung des Ganzen von der Berliner Centralſtelle aus, woraus ſich ſpäter von Sanitätsminiſterium für das Deutſche Reich und deſſen Colonien zu bilden hat im Sinne meines Wiener Antrags zur Ergründung des Acclimatiſationsgeſetzes der Rassenbildung nach Zonenwechſel; 5) um einen Beirath zur Anordnung und Ueberwachung der Aufgaben in Laboratorien und Sanatorien, beſtehend aus drei erfahrenen ſpruch- und völkerrechtskundigen Tropenärzten, die in Berlin, dem Sitz der Centralleitung, mit dieſer zu conferiren haben. Ausſchreiben von Preisaufgaben, Weiterführung der Fragebogenarbeiten und die Verbindung mit anderen Nationen zur Heranſchaffung weiteren Statiſtiken auf allen dieſen Gebieten, ſowie die Vertretung auf naturwiſſenſchaftlichen, beſonders internationalen ärztlichen und hygieniſchen Verſammlungen liegen dieſem Beirath der Decie ob, unter der Leitung des Directoriums. 6) Wiederwahl, reſp. Neubeſetzung dieſer Stellen für den Zeitraum je nach der Güte der eingegangenen Preisaufgaben, erfolgt alle vier Jahre auf den internationalen hygieniſchen Welteongreſſen durch Delegirte der Staaten, die ſich in Zukunft daran betheiligen wollen, in ſpeciellen Commiſſionsſitzungen. Das wäre die Grundlage für ein hygieniſches Weltparlament. 7) Das Ganze wäre demnach eine weitere Ausgeſtaltung der tropenhygieniſchen Fragebogen-Commiſſion der D. G.-V., wie ſie unter der Aegide von Hirſch, Koch und Virchow ſchon ſeit Jahren von Dr. Bockemeyer, Prof. Schüller und mir ins Leben gerufen und weitergeführt wurde, unter den Auſpicien des Fürſten Hohenlohe-Langenburg.“

Den letzten Vortrag hielt Geh. Rath Prof. Dr. C. Weigert (Frankfurt), der durch die Einführung wichtiger mikroskopischer Färbemethoden bekannte Forscher über „neue Fragestellungen in der pathologischen Anatomie". Da die Mittheilungen des Vortragenden mehr von rein fachwissenschaftlichem Interesse sind, soll hier nur kurz der Hauptinhalt skizzirt werden. Weigert will die Thätigkeit der Zellen in einem ganz neuen Lichte betrachten und so auf neuer Grundlage an die verschiedensten pathologischen Fragen herantreten. Er unterscheidet, das ist der Kernpunkt seiner Ausführungen, die nutritive und formative Reizung der Zellen gegenüber der functionellen Reizung. Die beiden ersteren faßt er zusammen mit dem Namen bioplastische Processe; die letztere nennt er katabiotischen Proceß. Es handelt sich also stets entweder um Vorgänge, bei denen lebende Substanzen gebildet, oder aber um solche, bei denen sie verbraucht werden. —

Von den am Nachmittag stattfindenden Schiffausflügen sei nur einer Fahrt nach Höchst zur Besichtigung der Farbwerke von Meistee, Lucius u. Brüning gedacht, welche sich zu einer bedeutsamen Kundgebung des Privl. Behring (Marburg) gestaltete. Ungefähr 500 Naturforscher begaben sich mit zahlreichen Damen auf Einladung der Farbwerke zur Besichtigung der Heilserum-Abtheilung. Dort erläuterte Prof. Behring, der zu diesem Zweck von Marburg herübergekommen war, in längerer Auseinandersetzung seine ganze Methode. Das Heilserum wird dadurch gewonnen, daß ein Pferd mit einer gewissen Menge von in Bouillon gebrachten Diphtheriebacillen geimpft wird. Nachdem dieses Pferd infolge dessen an einer leichten Diphtherie erkrankt ist und diese überstanden hat, enthält sein Blut das in den Handel zu bringende Heilserum. Es wurde erläutert, daß man im stande ist, innerhalb eines Jahees einem Pferde mehr als sein ganzes Körpergewicht beträgt, an Blut abzuzapfen, ohne daß dieses dem Thier besonders schadet. Die neuen Mittheilungen, die gemacht wurden, bezogen sich zunächst daraus, daß es Behring gelungen ist, die Dauer der Immunität nach Serumeinspritzung genau auf 6 Wochen festzustellen. Nach dieser Zeit besteht kein Schutz mehr. Weiterhin ist es gelungen, durch Concentration der wirksamen Stoffe die Menge des einzuspritzenden Serums bedeutend herabzusetzen. Während beispielsweise frühee 600 Immunisiengseinheiten eingespritzt werden mußten, braucht man heutzutage fast nur noch den 60. Theil. Bekanntlich nennt Behring ein Normalserum ein solches, von dem 0.1 gr. genügt, um die zehnfache tödtliche Giftmenge unschädlich zu machen. 1 ccm Normalserum enthält 1 Immunisirungseinheit. Ferner ist es bei fortgesetzten Versuchen möglich gewesen, die bisher beobachteten (manchmal auftretenden) Nebenwirkungen des Serums, bestehend in Hautentzündung und Gelenkschmerzen, vollkommen auszuscheiden. Es sollen diese Nebenwirkungen durch Eiweißstoffe des Serums bedingt worden sein, die nun dadurch, daß die Antitoxine concentrirt zur Darstellung gelangen, vollständig eliminirt werden. Behring ist ferner im Laufe der letzten Zeit zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß sowohl für Cholera wie für Tuberculose (Schwindsucht) sicher ein wirksames Antitoxin dargestellt werden kann. Ueber die Zeit, wie lange es noch währen wird, bis diese Mittel in die Praxis eingeführt werden können, kann noch nichts bestimmt werden. Die Veröffentlichung jedoch eines sicheren Mittels für den Tetanus (Starrkrampf) stellt Behring für die allernächste Zeit in Aussicht. Zum Schluß führte er noch aus, daß es ihm gelungen sei, ein Verfahren zu entdecken, wobei die Pferde nach der ersten Impfung gar nicht mehr fieberhaft oder mit Schwellungen, wie dies bisher der Fall war, zu erkranken brauchen. Die Mittheilungen des bedeutenden Forschers wurden von der Versammlung mit stürmischem Beifall aufgenommen. Wir dürfen uns somit der Hoffnung hingeben, daß die Zeit nicht mehr allzu fern ist, in der den tückischsten und verderblichsten Feinden menschlichen Lebens mit Erfolg entgegengetreten werden kann.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor für vergleichende Sprachforschung Dr. Otto Hoffmann ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Facultät der Universität Breslau versetzt worden.

* **Krakau.** Privatdocent Dr. Leo Wachholz wurde zum ordentlichen Professor der gerichtlichen Medicin ernannt.

* **Paris.** Der internationale Meteorologen-Congreß dauerte vom 17. bis 23. September. Die sechs Sitzungen, zu denen noch die Arbeiten der Untercommissionen kamen, dienten namentlich zur Verständigung darüber, wie die Wetterbeobachtungen aller Länder einheitlich zu regeln und ihre rasche Mittheilung zu befördern sei. In der ersten Sitzung befürwortete Symons (England) die Errichtung einer internationalen Wetterstation in jedem Lande, welche ihre Beobachtungen zugleich in dem zu vereinbarenden internationalen System und in dem System des eigenen Landes zu veröffentlichen hätte. Der Congreß stimmte dieser Anregung bei und empfahl den Apparat Stevenson oder mindestens das neue Aspirationsthermometer von Fueß zur Ausrüstung der internationalen Stationen. Scott (Amerika) wies auf die großen Dienste hin, welche die meteorologischen Mittheilungen von Washington der Landwirthschaft leisten; man beschloß, die Nutzbarmachung der Meteorologie für die Landwirthschaft zum Gegenstand eines Berichts für den nächsten Congreß zu machen. Die Untercommission für den meteorologischen Depeschendienst sprach auf den Antrag Billwillers (Schweiz) den Wunsch aus, die internationalen Centralbureaus möchten zu bestimmter Stunde regelmäßig ihre Depeschen austauschen und sofern das auf den vom Verkehr stark in Anspruch genommenen Linien nicht immer möglich sein sollte, wenigstens der internationale Austausch jede Nacht vor 1 Uhr (Greenwich-Zeit) beendigt sein. Besonders beklagt wurde das späte Eintreffen der spanischen Witterungsdepeschen in Paris. — In der Untercommission für Erdmagnetismus und atmosphäeische Elektricität berichtete der Director der deutschen Sternwarte G. R. Neumayer (Hamburg) über seine Beobachtungen der letzten zehn Jahre, seit er 1885 für Berghaus' Atlas die Karte der magnetischen Strömungen entworfen hatte. Die Methode hat sich inzwischen verbessert und das Feld der Experimente sich bedeutend erweitert, aber noch zeigt die Karte die größten Lücken im Beobachtungsneg. Mascart (Frankreich) unterstützte die Anregung Neumayers, die Beobachtungen zu vervielfältigen, namentlich auf den Meeren. Moureaux, der französische Specialist auf diesem Gebiete, theilte mit, daß die Vergleichung der Beobachtungen von St.-Maur bei Paris, von Greenwich, Potsdam und Kurst Curven ergeben haben, welche im ganzen ähnlich sind, aber unerhebliche Abweichungen enthalten. Das französische Netz für magnetische Beobachtungen besitzt jetzt 640 Stationen. Moureaux hofft, der internationale Austausch werde zur Erklärung der Störungscurven der magnetischen Strömungen führen. — Ein interessantes Bericht über hydrographische Untersuchungen an der Küste von Finland war von einigen Gelehrten dieses Landes eingesandt worden. Er weist den Nutzen regelmäßiger Beobachtungen der Strömungen und der Bewegung des Eises für Schiffahrt und Fischfang nach. Aehnliche Beobachtungen theilte Paulsen (Dänemark) über die Gewässer von Island und Grönland mit, und der Congreß sprach den Wunsch aus, daß alle Nordseefahrer sich mit ihm in Verbindung setzen möchten, damit das ganze Polargebiet in den Bereich seiner Studien gelange. — Wragge (Australien) fragte an, ob eine Vorherbestimmung des Wetters in Australien für einen Monat möglich sei. Der Congreß erklärte hierauf, daß in Europa und Nordamerika bisher nur die Vorhersage für einen bis zwei Tage gelungen sei. — Die Frage der Tornados und Cyklone, die Paris gegenwärtig besonders interessirt, wurde von Manea (Manila) angeregt, aber der Congreß ging nicht darauf ein, weil die Beobachtungen noch ganz ungenügend sind. — Der Congreß schloß mit einem Frühstück auf dem Eiffelthurm, an dem der Minister Rambaud theilnahm, welcher der Eröffnung nicht hatte beiwohnen können, Prof. v. Bezold (Berlin) sprach bei diesem Anlaß den Dank der auswärtigen Gäste für die Gastfreundschaft Frankreichs aus. Der nächste Congreß wird 1900 wieder in Paris stattfinden.

* **Christiania.** 83jährig starb hier am 23. d. M. Ivar Aasen, der den vornehmsten Anstoß zur Erforschung der norwegischen Dialekte gegeben. Schon als junger Mensch verfaßte er ein Idiotikon über die Mundart seines Heimathdistrikts Söndmöre; 1848—1850 lieferte er Wörterbuch und Grammatik für die Volkssprache des Landes überhaupt. Auf diesem Wege gelang dann die Einführung der letzteren an Stelle des Schriftdänischen in die Literatur, an der sich Aasen selbst als Dichter glücklich betheiligte.

* **St. Petersburg.** Die „Pet. Wed." erfahren, daß gegenwärtig eifrige Vorarbeiten für die Zusammenstellung einer neuen Karte von Rußland getroffen werden. So sollen in verschiedenen Theilen des Reiches Aufnahmen von den Militärtopographen ausgeführt werden. Die Aufnahmen gelangen sofort nach ihrer Fertigstellung an die topographische Abtheilung des Generalstabes, wo sie von Officieren zu einem Ganzen zusammengestellt werden.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 29. September. Nummer 225.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Professor Neumann und die württembergische Steuerreform. — Mariveaux. II. Von Dr. M. Landau. — Mittheilungen und Nachrichten.

Professor Neumann und die württembergische Steuerreform.

In verhältnißmäßig kurzer Frist hat die württembergische Regierung den Gesetzentwürfen, betreffend die Reform der directen Staatssteuern, den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Besteuerungsrechte der Gemeinden und Amtskörperschaften, folgen lassen. Sie hat damit die Consequenzen ihres Staatssteuerreformplanes für die Gemeindebesteuerung gezogen und zugleich die von den Ständen bei der Generalberathung der Staatssteuerreformvorlagen im December v. J. ausgesprochene bezügliche Voraussetzung erfüllt. Die gesetzgeberischen Vorlagen, welche den Ständen zur Erledigung vorliegen, sind um eine weitere vermehrt. Nichts stünde wohl mehr im Wege, wenn die Stände in der nächsten Tagung zu den verschiedenen, die Steuerreform betreffenden Vorlagen endgültige Stellung nehmen wollten. Das kürzlich erschienene Buch Professor Neumanns in Tübingen: „Die persönlichen Steuern vom Einkommen, verbunden mit Ertrags- oder mit Vermögenssteuern, mit besonderer Beziehung auf württembergische Verhältnisse“, wird daher in Württemberg mit besonderem Interesse aufgenommen werden, zumal von allen denen, welche bei der Neuordnung des directen Steuerwesens persönlich mitzuwirken berufen sind. Zu bedauern ist, daß Neumann den neuen Gemeindebesteuerungsgesetzentwurf nicht mehr berücksichtigen konnte und daß eine weitere Publication hierüber aus seiner Feder vor den entscheidenden Verhandlungen wohl kaum mehr erwartet werden kann. Aber auch so bleibt sein Buch eine wirklich dankenswerthe Arbeit, die, welches auch das Schicksal der württembergischen Steuerreform sein mag, auch für die Steuerwissenschaft von Bedeutung bleiben wird. Häufig genug ist freilich Neumann die Neigung im Wege gestanden, die Ergebnisse seiner jeweiligen immer gründlichen, wenn auch oft allzu minutiösen Detailstudien sofort in die Form allgemein gültiger, unfehlbarer Dogmen auszuprägen. Auf der anderen Seite aber hat er sich doch immer wieder bereit und ehrlich bemüht gezeigt, die Richtigkeit des von ihm Gefundenen, wie er im Vorwort zu seinem neuen Buche sagt, fort und fort an den concreten Erscheinungen zu erproben und „aus dem, was Reformbedürfniß und Reformerfolg, Lob und Tadel, Wünsche und Klagen nahe legen, immer neue Anregung zur Prüfung dessen zu gewinnen, was grundsätzlich einstweilen als das Richtige erscheint“. So läßt sich auch jetzt wieder sein Buch als eine ehrliche Arbeit zur Fortbildung seiner eigenen steuertheoretischen Anschauungen im Dienste der Wissenschaft bezeichnen. Denjenigen wird sie allerdings keine geringe Enttäuschung bereiten, welche gerade auf Neumanns Autorität die Ertragssteuern als eine höchstens für Gemeindebesteuerungszwecke zulässige Steuergattung anzusehen sich gewöhnt hatten; ebenso wird sie aber auch diejenigen überraschen, welche, wie die Vorlage der württembergischen Regierung, die Ertragssteuern wenigstens vorläufig noch auch als Staatssteuern beibehalten zu müssen glaubten, für deren Anpassung an die Einkommensteuer bei deren Einführung aber den Anschluß an die Steuergesetzgebung in Baden als den einzig möglichen und unter allen Umständen gangbaren Weg erblicken zu sollen vermeinten. Ein berufener oder unberufener Vertreter der Regierungsvorlagen, vermuthlich ein Schüler Neumanns von früher her, hat denn auch schon dieser Ueberraschung in der Schwäbischen Chronik einen fast rührend naiven Ausdruck gegeben.

Neumann sieht in der von der württembergischen Regierung geplanten Einführung der allgemeinen Einkommensteuer einen weiteren Schritt zur Verwirklichung des Siegeszugs der allgemeinen Einkommensteuer, welchen er schon im Jahre 1874 in den Schriften des Vereins für Socialpolitik (Theil VIII.) vorhergesagt habe, und in welchem von allen 25 Staatsgebieten des Reichs nur noch im Norden die beiden Mecklenburg und im Ganzen — neben Mecklenburg nur noch Württemberg und Bayern fehlen. Er bekämpft daher die bekannten Gegenvorschläge Hausmeisters, die bestehenden Ertragssteuern in Württemberg statt der allgemeinen Einkommensteuer beizubehalten und dieselben durch theilweise Gestattung des Schuldenabzugs bei Ländereien und Gebäuden, ferner durch Einführung eines einheitlichen Procentsatzes für die verschiedenen Ertragssteuerglieder, sowie durch ein anderes Depressionsverfahren für den unter den Gewerbeerträgen enthaltenen persönlichen Arbeitsverdienst und für das Dienst- und Berufseinkommen zu verbessern. Das Wesentliche der betreffenden Ausführungen hat Neumann schon im December vorigen Jahres in einer vom Stuttgarter Gewerbeverein einberufenen Versammlung im Bürgermuseum in Stuttgart unter allgemeinem Beifall vorgetragen. Fast gleichzeitig sind die Gegenvorschläge Hausmeisters bei der Generaldebatte über die Staatssteuerreform von Regierung und Ständen abgelehnt worden. Die wiederholten gegen Hausmeister gerichteten Ausführungen Neumanns werden daher einem actuellen Interesse kaum mehr begegnen. Das eine Ergebniß scheinen die vieljährigen Verhandlungen in Württemberg über die Reform der directen Steuern denn doch gezeitigt zu haben: das Zugeständniß der überwiegenden Mehrheit des württembergischen Volkes, daß sich die Forderung einer stärkeren Besteuerung der größeren Einkommen und der Berücksichtigung der Schulden und anderer die Leistungsfähigkeit beeinträchtigenden persönlichen Verhältnisse nicht zurückweisen lasse, und daß solche Forderung die Aufnahme einer allgemeinen Einkommensteuer in das System der directen Steuern nothwendig mache.

Anders steht es mit der weiteren Frage, wie es mit demjenigen Theile des Steuerbedarfs im Staate zu halten sei, dessen Deckung von der allgemeinen Einkommensteuer auch bei äußerster Anspannung der Steuerprogression und

Digitized by Google

des Steuerfußes nicht zu erwarten ist. Auch weiteren Kreisen ist es nämlich allmählich klar geworden, daß bei gänzlicher Befreiung der kleinsten Einkommen innerhalb des Existenzminimums und bei den weitgehenden Steuerermäßigungen, welche die Einkommensteuer nicht bloß den kleineren und mittleren Einkommen, sondern auch allen mit Schuldzinsen belasteten Einkommen, großen und kleinen, gewährt, die allgemeine Einkommensteuer unmöglich dieselben Steuererträge liefern kann, wie die Ertragssteuern, welche diesen Dingen keine Rechnung tragen. Die Regierung erwartet von der Einkommensteuer einen Nettoertrag von 8.5 Millionen Mark für Württemberg nach den Steuerergebnissen für Baden vom Jahre 1891; Neumann legt seinen Berechnungen einen Ertrag von 10.5 Millionen Mark zugrund nach den neuesten Ergebnissen und unter der wohl etwas gewagten Annahme, daß die durchschnittliche Wohlhabenheit in Württemberg sich etwas größer herausstellen werde als in Baden. Bei einem directen, von den bestehenden Ertragssteuern seither allein aufgebrachten Staatssteuerbedarf Württembergs von zur Zeit mindestens 16 Millionen Mark blieben somit $5\frac{1}{2}$—$7\frac{1}{2}$ Millionen Mark übrig, welche neben der Einkommensteuer künftig durch anderweitige directe Steuern aufzubringen wären. Man sieht daraus am besten, von welch eingreifender finanzieller Bedeutung die Forderungen sind, welchen die allgemeine Einkommensteuer entgegenkommt. Man begreift aber auch die unbedingte Nothwendigkeit von Ergänzungssteuern neben der Einkommensteuer, sobald der directe Staatssteuerbedarf, wie es in Deutschland überall zutrifft, eine gewisse mäßige Höhe übersteigt. Uebereinstimmung der Anschauungen besteht nun weiter auch darin, daß solche Ergänzung nur in der stärkeren Belastung des auf Vermögen gestützten fundirten Einkommens gesucht und gefunden werden könne. Auch das darf für Württemberg als ein durch die Reformverhandlungen befestigtes allgemeines Dafürhalten angesehen werden, daß dem, der sein Einkommen lediglich durch seine Arbeit erzielt, wegen der nöthigen Rücklagen für Alter und Krankheit bei gleichem Einkommen dennoch eine geringere Steuerfähigkeit zukommt, als dem, dessen Einkommen durch die Mitwirkung von Erwerbscapital oder durch den Besitz von sonstigem Vermögen unterstützt wird, welches die wirthschaftliche Lage seines Besitzers auch im Krankheitsfalle und im Alter und nach seinem Tode auch diejenige seiner Hinterbliebenen zu sichern oder zu erleichtern vermag. Sollen und können nun die bereits bestehenden Ertragssteuern als Ergänzungssteuern zur stärkeren Belastung des fundirten Einkommens, wie zur Aufbringung des restlichen durch die Einkommensteuer nicht zu deckenden Staatssteuerbedarfs Verwendung finden? Wie wären sie zutreffendenfalls der neuen allgemeinen Einkommensteuer anzupassen? Welches Einkommen, bezw. wie weit ist das Einkommen als fundirtes Einkommen anzusehen? Dies sind im grunde die principiellen Fragen, über welche die Meinungen noch auseinandergehen und für welche auch die Generaldebatte über die württembergischen Staatssteuerreformvorlagen keine völlige Klärung gebracht zu haben scheint.

Jedem Steuertheoretiker ist speciell die Stellung bekannt, welche auch nach dieser Richtung hin Neumann zu den Ertragssteuern eingenommen hat. In jenem Gutachten, welches er dem Verein für Socialpolitik über Personalbesteuerung im Jahr 1874 ausgearbeitet hat, hat sich Neumann keineswegs etwa bloß gegen die Verwendung der Ertragssteuern als Hauptträger der Steuerlast und an Stelle der Einkommensteuer ausgesprochen. Nein! auch in der bescheideneren Stellung als Ergänzung der allgemeinen Einkommensteuer fanden sie in seinen Augen keine Gnade. Natürlich gewisse „recht erhebliche" Vorzüge der Ertragssteuern und namentlich Schwierigkeiten beim Uebergang von den „alten" Ertragssteuern zur Einkommensteuer wollte er auch schon damals nicht verkennen. Dieser Uebergang werde aber leichter zu bewerkstelligen sein, und dies dürfte insbesondere für Baden und Württemberg anzunehmen sein, „wenn der Einkommensteuer sogleich bei ihrer Einführung die Vermögenssteuer zur Seite gestellt werde, als wenn dies nicht geschehe." Und jedenfalls werden „alle Vorzüge der Ertragssteuern mit der Zunahme der Staatslasten vor den immer deutlicher zu Tage tretenden Mängeln derselben mehr und mehr in den Hintergrund treten und den Sieg der mit der Vermögenssteuer verbundenen Einkommensteuer nicht zu hindern vermögen."[1])

Wie an solche Auffassungen im Lauf der Jahre die Forderung: „Die Vermögenssteuer dem Staat, die Ertragssteuern den Gemeinden!" als das neueste unfehlbare steuerwissenschaftliche Dogma anknüpfte, ist bekannt. Und die absolute Richtigkeit dieser einfachen Formel schien felsenfest zu stehen, als unter diesem Motto auch die jüngste preußische Steuerreform sich verhältnißmäßig glatt vollzog. In Württemberg ist es merkwürdigerweise die Volkspartei gewesen, welche sich für die Forderung einer ergänzenden Vermögenssteuer nach preußischem Vorgange erwärmte. Und auch der württembergische Finanzminister machte seine Verbeugung vor der Vermögenssteuer als der künftigen Ergänzungssteuer auch für Württemberg, als er lediglich aus praktischen Rücksichten den sofortigen Uebergang zu derselben nicht für thunlich erklärte und auch gegen die Festlegung eines bindenden Termins für den künftigen Uebergang zu dieser Steuer sich aussprach. Unter diesen Umständen wagten die von dem Centrum, von den Vertretern der Landwirthschaft und von manchen mit dem Steuerwesen genauer vertrauten Gemeindebeamten gehegten, mehr oder weniger ernstlichen Bedenken nur schüchtern sich auszusprechen. Immerhin konnten bei dem Beschluß der Kammer der Abgeordneten, die Weiterverhandlungen von der vorherigen Vorlage eines Gesetzentwurfs über die Rückwirkung der geplanten Staatssteuerreform auf die Gemeindebesteuerung abhängig zu machen, etwaige Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit oder die Durchführbarkeit der Reformvorschläge sich bis auf weiteres beruhigen. Bei dem ferneren Beschlusse aber, daß die Gültigkeit der Gesetze über die Beibehaltung der Ertragssteuern in der Function von Ergänzungssteuern auf eine in denselben zu bestimmende kurze Reihe von Jahren beschränkt werde, behielten die Freunde der Vermögenssteuer entschieden die Oberhand.

Neumann hätte wohl Recht gehabt, diesen Verlauf der Sache als eine weitere Bestätigung der von ihm ebenfalls allgemein vorausgesagten Unhaltbarkeit der Ertragssteuern auch in der bescheideneren Stellung von Ergänzungssteuern zu verwerthen. Statt dessen warnt er jetzt vor einer Uebertreibung der Lichtseiten der Vermögenssteuern gegenüber denen vom Ertrage, wenn man nicht beachte, „daß die Mängel dieser letzteren ja zum großen Theil schwinden, wenn sie nicht allein zur Erhebung kommen, sondern nur zur Ergänzung allgemeiner Einkommensteuern dienen".[2])

Auf der anderen Seite häuft er „die wesentlichen Vorzüge der Steuern vom Ertrage im Vergleich mit jenen vom Vermögen": den Vorzug, daß sie dem Verhältniß von „Leistung und Gegenleistung" entsprechend zu gestalten sind, was vorwiegend bei der Deckung der Gemeindeausgaben zu fordern sei, aber auch bei vielen Staatsausgaben; daß sie auch den Besitz von Ausländern oder Forensen im Staate und der Gemeinde der belegenen Sache zu besteuern gestatten; daß sie die Nothwendigkeit jährlich zu erneuernder Einschätzungen mit ihrem Fassionszwang,

1) Neumann, progressive Einkommensteuer 1874, S. 43.
2) Neumann, die persönlichen Steuern ꝛc. S. 105 ff.

Digitized by Google

ihrer Willkür und ihrer Bedrohung alles offenliegenden Vermögens vermeiden; endlich, was früher in der Theorie unterschätzt worden sei, daß sie die Steuer nach den Einkünften und Erträgen bemessen, nicht wie die Vermögenssteuer nach dem Werthe des Vermögens, weßhalb die letztere „diejenigen Vermögenstheile, die wie z. B. das Grundeigenthum im Verhältniß zum Werth im allgemeinen geringeren Ertrag geben als andere, überlasten und so zur Prägravation gewisser Berufsclassen führen würde u. s. w." Die Steuer vom Vermögen müßte in Württemberg überdies in erheblich höherem Satze als in Preußen durchgeführt werden, auch fehlen, wie Neumann bemerkt, manche finanzielle Hülfsmittel, die ihre Einführung dort erleichtert haben (wie z. B. die bei vorgängiger Einkommensteuer-Reform dort erzielten großen Ueberschüsse, und der Gewinn aus der Beseitigung der lex Huene). Nach alledem kommt Neumann jetzt und speciell für die württembergischen Verhältnisse zu dem Ergebniß, daß doch im grunde jenen Recht zu geben sein dürfte, die hier zur Zeit von einer Vermögenssteuer abzusehen und an ihrer Stelle „einstweilen eine Combination von Ertrags- und Einkommensteuern zu wählen rathen." [1]) Ja selbst die Vorschläge der Regierung zur Anpassung der beizubehattenden Ertragssteuern an die neue Einkommensteuer sind ihm zu radical. Die vorgeschlagene Freilassung des reinen Arbeitseinkommens, des Dienst- und Berufseinkommens von der ergänzenden Ertragsbesteuerung geht ihm schon zu weit, noch weniger kann er sich mit der Befreiung jenes Arbeitsverdienstes von der Ertragsbesteuerung befreunden, welcher kraft gesetzlicher Vorschrift in Württemberg bei den — Arbeitseinkommen und Capitalrente in sich begreifenden — Gewerbebeträgen besonders ausgeschieden wird; eine Befreiung, welche zur Folge hätte, daß die Ertragsbesteuerung des fundirten gewerblichen Einkommens künftig auf die Besteuerung der gewerblichen Betriebscapitalrente beschränkt würde, welche die Regierung einfach im Wege gesetzlicher Fiction allgemein auf 5 Proc. festzusetzen vorschlägt. Es würde zu weit führen, die Einwendungen Neumanns, die gerade hier besonders eingehend begründet und ausgeführt, zum Theil zahlenmäßig belegt sind, im einzelnen zu verfolgen. Er berechnet — nur so viel sei hervorgehoben —, daß, während der allgemeinen Einkommensteuer selbstverständlich alle Einkommen, ohne Unterschied der Quelle, aus welcher sie fließen, gleichmäßig unterliegen, die daneben künftig allein noch verbleibenden Ertragssteuern, nämlich die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, sowie die Capital- und Rentensteuer, zwar entsprechend herabgesetzt würden, aber ungleich, indem nach den Vorschlägen der Regierung die Gewerbesteuer auf ein Drittel ihres seitherigen Betrages, die Capital- und Rentensteuer auf die Hälfte, die Grund- und Gebäudesteuer nur auf zwei Drittheile ermäßigt werden würde. Neumann sieht darin eine gewaltige Verschiebung der Staatssteuerlast „zu ungunsten der fundirten Bezüge" und unter diesen insbesondere zu ungunsten des Grund- und des Gebäudebesitzes. Für die Gemeindebesteuerung, welche in Württemberg ganz überwiegend auf die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer angewiesen ist, befürchtet er, wenn nach den Grundsätzen der Staatssteuervorlagen die Gewerbe zum größeren Theil aus der Gemeindebesteuerung ausscheiden würden, eine kaum wieder auszugleichende Störung des bisherigen Gleichgewichts zwischen den genannten communalen Hauptabgaben. — Auch hier scheint man bei Aufstellung der Regierungsvorlagen angenommen zu haben, einem von Neumann früher empfohlenen [2]) und von Baden im Jahre 1884 eingeschlagenen Wege zu folgen. Wenigstens setzt sich Neumann auch mit diesem Einwande auseinander; er hebt dabei hauptsächlich hervor, daß in Baden nicht bloß die Gebäudesteuer, sondern auch die Grundsteuer nach den mittleren Kaufpreisen bemessen, also Capitalwerthsteuer, nicht Ertragssteuer gewesen sei wie in Württemberg. Auch sei die badische Grundsteuer nur Grund- (Grundrenten-?) steuer gewesen, während die württembergische Grundsteuer eine Mittelstellung zwischen Grund- und landwirthschaftlicher Gewerbesteuer einnehme, weßhalb die Freilassung des gewerblichen Arbeitsverdienstes, wie sie jetzt vorgeschlagen werde, wohl für Württemberg, nicht aber damals für Baden, die überaus schwierige Frage nahe lege, ob, wenn man, wie vorgeschlagen, den gewerblichen Arbeitsverdienst von der Ergänzungssteuer frei lasse, dann nicht auch ein im Grundkataster enthaltener landwirthschaftlicher Gewerbeverdienst auszuscheiden und freizugeben wäre.

Nur in einem Punkt stellt sich Neumann auf den Boden der Reformvorlagen. Das unfundirte Einkommen beschränkt er nicht, wie dies gewöhnlich wohl mit Recht verstanden wird, auf das lediglich aus Arbeit bezogene Einkommen, bezw. auf das „reine Arbeitseinkommen" des Lohnarbeiters, Gehülfen, Angestellten und das sogenannte Dienst- und Berufseinkommen. Dem unfundirten Einkommen rechnet Neumann vielmehr auch die Verdienste des Landwirths aus eigenem Grundbesitz, des Gewerbetreibenden aus dem Umtrieb eigenen Gewerbecapitals zu. Das fundirte, durch die Ergänzungssteuer besonders noch einmal zu erfassende Einkommen beschränkt sich daher für Neumann auf das sogenannte „reine Besitz"-Einkommen, die Leihcapitalrente, die Grundrente, Gebäuderente und Gewerbecapitalrente. Und hier hätte die eigentlich wissenschaftliche Kritik einsetzen müssen, um nachzuweisen, wie die gerügten Fehler der Reformvorlage gerade in der allzuweiten Ausdehnung des Begriffs des „unfundirten" Einkommens ihren letzten Grund haben und als nothwendige Consequenzen hingenommen werden müssen, wenn man sich einmal, wie Neumann es thut, auf den principiellen Boden dieser weit über das Ziel schießenden Auffassung stellt. Neumann wäre dann vielleicht auch zu der Einsicht gelangt, daß es ein weiterer erheblicher Vorzug der von ihm und seiner Schule bisher so geringschätzig behandelten „alten" Ertragssteuern ist, daß wohl die Ertragssteuern, nicht aber auch die Vermögenssteuern bei der ergänzenden Belastung des fundirten Einkommens und damit auch des aus Arbeits- und Renteneinkommen gemischten Einkommens der Landwirthe und der Gewerbetreibenden in der Lage sind, dem in dieser Mischung enthaltenen Arbeitseinkommen, dessen annähernde Ausmittlung vorausgesetzt, die gebotene größere Schonung gegenüber dem reinen Besitzeinkommen gewähren zu können. Als auf ein in seiner Art classisches Beispiel hiefür konnte man seither auf die aus der Steuerreform von 1873 hervorgegangenen Ertragssteuern hinweisen mit ihrer gänzlichen Freilassung des bäuerlichen Arbeitsverdienstes und mit der Steuerdepression für den persönlichen Arbeitsverdienst der Gewerbetreibenden, eben jene Ertragssteuern, zu deren Abbruch man sich heute in Württemberg mit grober Hand anschickt, sehr wahrscheinlich auf Kosten der Tragfähigkeit des Steuersystems und jedenfalls auf Kosten einzelner Besitzkategorien, insbesondere der Grund- und Gebäudebesitzer.

Möge dem nun sein, wie ihm wolle; jedenfalls ist denjenigen, welche für die sofortige oder möglichst baldige gänzliche Beseitigung der staatlichen Ertragssteuern und deren Ersatz durch eine ergänzende Vermögenssteuer auch für Württemberg schwärmen, die bequeme Berufung auf „längst anerkannte wissenschaftliche Forderungen" oder auf die jüngste preußische Staats- und Gemeindesteuerreform durch Neumann selber jetzt gründlich erschwert.

[1]) Neumann l. c. S. 122.

[2]) Neumann, Ertragssteuern oder persönliche Steuern vom Einkommen und Vermögen? Freiburg 1876.

Aber auch hinsichtlich der Vorschläge der Regierung für organische Fortbildung der bestehenden Ertragssteuern zu Ergänzungssteuern nach badischem Muster dürfte der Glaube, daß sie sich wenigstens auf „theoretisch" unanfechtbarer Grundlage bewegen, nicht unerheblichem Zweifel begegnen. Ausgenommen natürlich diejenigen — und deren scheint es in Württemberg nachgerade viele zu geben —, welche auch jetzt noch an den früheren Ansichten ihres einstigen Lehrers festhalten, in deren Seele heute die Verehrung seiner Autorität und angeborene Dogmentreue mit der Ueberraschung kämpfen über die im Laufe der Zeit vielleicht vorbereiteten, ihnen aber unbekannt gebliebenen und jetzt plötzlich zu Tage getretenen Wandlungen der steuerpolitischen Auffassung ihres Herrn und Meisters. Umgekehrt wird wohl auch Neumann überrascht sein, sich von seinen früheren Schülern in gewissen Preßleistungen kritisirt und bekämpft zu sehen. Denn was diese als unfehlbare Weisheit in steuerwissenschaftlichen Dingen für alle Zeiten heimgetragen zu haben vermeinten, war für ihn doch immer nur Gegenstand erneuter Prüfung dessen, „was ihm grundsätzlich einstweilen" als das Richtige erschien. Beim Blick auf ihr Gebahren mag er versucht sein, auszurufen:

„Ach die Noth ist groß;
Die ich rief, die Geister
Werd' ich nun nicht los,"

zumal, wenn sie in beweglicher Weise ihm nahe zu legen suchen, daß ja doch durch die vorgeschlagene Ersetzung der bestehenden Ertragssteuern in Württemberg durch „Vermögenertragssteuern" die möglichst baldige Einführung der Vermögenssteuer vorbereitet werde, für deren Combination mit der allgemeinen Einkommensteuer er selbst der langjährige Vorkämpfer gewesen sei. Ob er das Zwitterding der „Vermögensertrags"-Steuer auch als ein ebenbürtiges Kind seiner begriffsschöpferischen Thätigkeit anerkennen wird? Jedenfalls wird die Lage noch verwirrter, wenn Neumann in dem Vorschlag das Ei des Columbus gefunden zu haben glaubt, neben einer so hoch als möglich gespannten Einkommensteuer die bestehenden Ertragssteuern, zwar mit Ermäßigung des Steuerfußes, oder gar mit besonderen Steuerfüßen einerseits für die Arbeitsverdienste, andrerseits für die neben diesen unter den Erträgen weiter ermittelten Capitalrenten, sonst aber unverändert beizubehalten. Es müßte denn sein, daß Neumann für diese positiven Gegenvorschläge, welche mit seiner Kritik entschieden nicht auf gleicher Höhe stehen, Gegenliebe finden sollte. Wenn man aus der Aufnahme jener Vorschläge in der Schwäbischen Chronik auf die Ansicht der Regierung schließen dürfte, bei dieser sicher nicht. Was wäre aber dann das Ergebniß der erneuten Prüfung aller „Für und Wider" durch Neumann, seiner Erwägungen, was sich „im grunde am meisten empfiehlt," was wäre die Frucht der erneuten „Probe" der Richtigkeit des von ihm einstweilen als richtig Gefundenen „in den concreten Erscheinungen"? Daß die Einführung der Vermögenssteuer zur unentbehrlichen Ergänzung der allgemeinen Einkommensteuer für jetzt und für Württemberg sich nicht empfiehlt, daß Neumann für eine wirklich organische Anpassung der Ertragssteuern an die Einkommensteuer keinen Vorschlag zu machen weiß, aber auch gegen die bezüglichen Vorschläge der Regierung mit immerhin schwerwiegenden Gründen zu Felde zieht! Günstiger möchten die Aussichten für ein befriedigendes Ergebniß der Steuerreform in Württemberg durch das Eingreifen Neumanns nicht eben geworden sein. Seine Schrift, bei welcher, wie er im Nachwort versichert, vorzugsweise er selber gewonnen zu haben glaubt, mag für die Steuertheorie, namentlich für die Fortbildung derjenigen seiner Schüler, von Bedeutung sein; seine Kritik der Regierungsvorlage wie seiner früheren Auffassungen wird voraussichtlich die öffentliche Discussion anregen, beleben und vielfach zutreffend gefunden werden; eine positive Förderung werden aber die praktischen Reformversuche in Württemberg seinem Buche kaum zu verdanken haben.

Marivaux.

II.

Der Generation von Lustspieldichtern, die auf Moliere folgte, war es schwer, sich dem Einfluß des großen Meisters zu entziehen, aber ohne sein Genie ahmten sie mehr seine Roheiten, als seine Vorzüge, mehr die niedrige Komik des „Arztes wider Willen", als die Feinheit und Tiefe des „Menschenfeindes" nach.

Marivaux war einer der ersten Lustspieldichter, die sich von Moliere emancipirten, ja er stand sogar in Gegensatz zu ihm, dem er sich in Momenten großer Ueberhebung gleich zu sein dünkte. Von den Dramatikern des großen Jahrhunderts steht ihm der Tragiker Racine näher, als der Komiker Moliere. „Seine Lustspiele," sagt Brunetière, „sind Racine'sche Tragödien, die mit einer Hochzeit statt eines Todesfalls enden." Und Vinet nennt ihn als Herzensmaler einen Racine in Miniatur. Aber es ist nicht bloß der „gute Ausgang", der ihn von Racine unterscheidet. Seine Personen stehen auch geistig und gesellschaftlich unter den Heroen des großen Tragikers. Sie sind einfache Bürger oder Edelleute und ihre Conflicte sind oft sehr kleinlich und unbedeutend; aber sie rühren uns doch. Wir sind bei Marivaux noch sehr weit vom eigentlichen Rührstück, von der weinerlichen Komödie, aber die Ansätze dazu sind schon da. Freilich ganz originell ist er darin auch nicht. Man braucht gar nicht nach England zu gehen, um bei Rowe, Cibber und Steele seine Vorbilder für das rührende, moralisirende, bürgerliche Drama zu suchen — ein bürgerliches Rührstück würde man ja auch den Tartuffe nennen, wenn er nicht ein solches Meisterstück wäre. Und schon Fontenelle hat im Misanthrope das Vorbild des ernsten Lustspiels gefunden. Marivaux hat es trotz seiner Aversion gegen Moliere, wie Larroumet nachweist, nicht verschmäht, einzelne Scenen des Tartuffe, des Georges Dandin, der École des femmes ꝛc. nachzuahmen. Auch der Einfluß des spanischen Theaters ist bei manchen seiner Stücke, wie z. B. in den Fausses confidences und in dem von Larroumet so sehr gelobten Prince travesti wahrnehmbar. Auch trat Marivaux früh in Beziehungen zu der vom Regenten begünstigten italienischen Schauspielertruppe Riccoboni's, deren Theater noch immer das italienische genannt wurde, obwohl seit 1718 nur französisch gespielt wurde. Aus der Commedia dell' arto hervorgegangen, hatte dieses Theater mit Anlegung des französischen Gewands viel früher als Goldoni die Stegreifkomödie und das Improvisiren aufgegeben, aber noch manches von der alten Ungezwungenheit und übermüthigen Lustigkeit nebst dem Harlekin behalten. Es hatte seinerzeit die Stellung des Gymnase, sagt Sainte-Beuve; wir könnten sagen, es verhielt sich zum Théâtre-français wie das Wiener Carl-Theater zum Burgtheater. Für dieses Theater hat Marivaux seine ersten und überhaupt zwei Drittel aller seiner Stücke, darunter einen Arlequin poli par l'amour, geschrieben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er auch manches von der alten italienischen Manier annahm und besonders der Dienerschaft sehr wichtige Rollen zutheilte, wie im Petit-maître corrigé, in den Fausses confidences und in den zwei Stücken, welche denselben Titel, La surprise de l'amour, aber ganz verschiedenen Inhalt haben. In der ersten Surprise de l'amour heißt das Dienerpaar noch Harlekin und Colom-

Digitized by Google

bine.[1]) In der zweiten, fünf Jahre später (1727) geschriebenen Surprise finden wir sogar noch den „Pedanten“ des alten Lustspiels. Aber die Diener sind bei ihm doch viel anständiger und ehrlicher als bei seinen Vorgängern und auch nicht die einzigen, welche Geist und Witz haben. Mehr noch hat er die Rollen der Väter gehoben, die bei ihm nicht mehr, wie noch bei Moliere, Haustyrannen oder von Dienern und leichtsinnigen Söhnen gefoppte lacherliche Figuren sind. Am meisten aber haben bei Marivaux die Frauen gewonnen. Wie sie zu seiner Zeit in den Salons herrschten, so herrschen sie auch in seinen Lustspielen, von denen manche schon den Eindruck ganz moderner Salon- und Conversationsstücke machen. Auch in dieser Beziehung steht er Racine viel näher als Moliere; aber die große Rolle, welche er der Liebe zuweist, ist in seinen Lustspielen berechtigter und natürlicher als im Bajazet oder Mithridate. Das Studium des weiblichen Herzens, seiner Wandlungen und Räthsel, die Schilderung der Frauenlaunen und des Frauenlebens scheint er als seine Hauptaufgabe zu betrachten. Aber er ist kein Schönmaler, kein Schmeichler. Die Eitelkeiten, Schwächen und kleinen Bosheiten der Frauen entgehen ihm nicht, und besonders hat er es auf die Mütter abgesehen, welche in seinen Lustspielen fast immer höchst unliebenswürdig sind. Sie spielen ungefähr die Rollen der Väter der alten Stücke.

Wenn wir von einigen mythologischen, allegorischen und Feenstücken, sowie von der bereits erwähnten Sklaveninsel und zwei anderen von Larroumet „philosophisch“ genannten Stücken absehen, welche nichts Originelles oder besonders Charakteristisches haben, so bleiben die Sitten- und Conversationsstücke als der sein individuelles Gepräge tragende Theil von Marivaux' Theater, als dasjenige, was ihn für uns noch lebend erhält. Und es sind vorzüglich die Sitten der vornehmen Gesellschaft, das Leben der Salons, das er uns schildert, mit ihrem zierlichen Treiben, ihrer mehr launischen als leidenschaftlichen Liebe, mit allem Raffinement einer überreifen, aber doch noch nicht faulen Gesellschaft.

Für seine besten Stücke hielt Marivaux selbst die beiden Surprises de l'amour, La mère confidente, Les serments indiscrets, Les sincères und L'île des esclaves. Bei den neuern Kritikern genießt ein anderes Halbdutzend — Le legs, La surprise de l'amour (die zweite), Le jeu de l'amour et du hasard, L'école des mères, Les fausses confidences und L'épreuve — den Vorrang.

Unter diesen sechs Stücken scheint mir Les fausses confidences das beste und unterhaltendste zu sein. Dagegen begreife ich nicht, warum die „Schule der Mütter“ sowohl bei den Aufführungen im vorigen Jahrhundert, als beim Wiedererscheinen auf dem Pariser Odeon im Jahre 1878 so vielen Beifall fand. Lessing hat (Hamb. Dram. 21. Stück) das Stückchen verdientermaßen mit ein paar wohlwollenden Worten abgefertigt. Doch findet sich darin eine sehr gelungene Naive. Recht hübsch ist das Gegenstück dazu, La mère confidente, dessen Handlung aber für seine drei Acte nicht ausreicht. Ein mein Gefühl verletzendes Stück ist „L'épreuve“, in dem die arme Angélique schon vor der Hochzeit von ihrem Liebhaber moralisch beinahe so gequält wird, wie Griseldis vom Markgrafen von Saluzzo.

Wie Musset nur aus seinem eigenen Glase, sei es auch klein, trinken wollte, so wollte auch Marivaux lieber der geringste unter den Originalschriftstellern, als einer der ersten in der Heerde der Nachahmer sein. So betrachtete er die Welt nur mit seinen Augen, nur von seinem Winkel aus und schilderte sie, wie sie ihm erschien. Er war Realist bei all seinen Grübeleien und Tifteleien, aber wenn die modernen Realisten mit Vorliebe das Häßliche sehen und schildern, so sah und schilderte er vorzüglich das Schöne und Zarte. Seine Lustspiele erinnern an die Bilder Watteau's, an die geraden beschnittenen Alleen Lenôtre's, an die Porzellanfigürchen des Rococo.

Aber diese Figürchen führen ein recht munteres Leben, trippeln cokett in den schnurgeraden Alleen herum und wissen gar zierlich und geistreich zu plaudern. Sie lauschen dem Schlag ihrer kleinen Herzchen und erzählen uns alles, was in ihnen vorgeht; öfters gar zu geschwätzig und in der gewählten, gezierten Sprache der Salons.

Auf solch beschränktem Raum und in so feiner Gesellschaft kann nichts Außerordentliches oder Gewaltsames vorgehen, kann es keinen Sturm und keine Schlachten geben, höchstens ein Geplänkel und ein bischen Eclat. Deßhalb haben auch diese Lustspiele Marivaux' sehr wenig Handlung und eine gewisse Gleichförmigkeit. Es sind immer dieselben Steinchen und Glassplitterchen des Kaleidoskops, mit denen der geschickte Bühnenkünstler uns die hübschen Bilder vor Augen stellt. Nur die Steinchen, welche den Kampf der Verliebten gegen äußere Hindernisse darstellen, kommen sehr selten zum Vorschein. Es handelt sich bei ihm, wie er selbst sagt, bald um eine Liebe, welche die Betheiligten selbst noch nicht erkannt haben, bald um eine, welche sie einander verbergen wollen, oder um eine, die sie nicht zu gestehen wagen, bald um eine entstehende Liebe, die man zu bekämpfen sucht, und um noch verschiedene andere Variationen der Liebe.

Im Dénouement imprévu[1]) entdeckt Argante, daß sie den Dorante, den sie seit vier Jahren zu lieben glaubt, gar nicht liebt, und verliebt sich im ersten Augenblick in Eraste, mit dem sie der Vater verheirathen will. In der ersten Surprise de l'amour verlieben sich der Weiberhasser Lelio und die männerfeindliche Gräfin in einander und kämpfen lange mit sich, bevor sie es sich eingestehen. In der zweiten Surprise de l'amour sind es eine untröstliche Wittwe und ein Chevalier, die ihre Herzen entdecken.

Zur Lösung des Knotens bedient sich Marivaux oft eines in allen Kinderstuben bekannten Kunstgriffs: Hänschen wird bewogen, die bittere Arznei zu nehmen, weil Mama droht, sie werde sie sonst dem Fritzchen geben. Die Gleichgültige wird verliebt, die Schmollende versöhnt, wenn der Liebhaber einer andern den Hof macht oder Anstalten trifft, eine andere zu heirathen.

Man kann in der Schilderung solcher Herzensvorgänge sehr viel Geist, sehr viel psychologisches Wissen und Menschenkenntniß zeigen, und wir finden dies alles auch bei Marivaux; aber es gehört nicht aufs Theater und noch weniger in sein so streng die Einheit der Zeit respectirendes Theater. Das bischen Handlung, das gerade für einen Act ausreichen würde, erscheint zu drei Acten ausgezogen so dünn wie ein Goldschlägerhäutchen, das geistreichste Geplauder ermüdet uns durch seine Länge und die raschen Charakterwandlungen mit der auf sie folgenden Lösung kommen uns unwahrscheinlich vor.

Wenn die Josè in den Serments indiscrets nach einem langen subtilen Gespräch des Liebespaars sagt: Vous vous ennuyez et moi aussi, so stimmen wohl auch Leser und Zuhörer in das „mich auch“ ein.

Selbst in den Personennamen finden wir wenig Abwechslung; ja manchmal nimmt sich Marivaux nicht einmal die Mühe, Namen zu geben, und läßt eine Gräfin, einen Marquis schlechtweg auftreten.

[1]) Unrichtig ist aber die Angabe Lessings (Hamb. Dramat. 18 Stück), daß mehr als zwei Drittheile seiner Stücke den Harlekin haben, ebenso die Angabe, daß die Fausses confidences zuerst 1763 gespielt wurden. Die erste Aufführung fand 1737 statt.

[1]) Lessing (Hamb. Dramat. St. 73) tadelt den bei der deutschen Uebersetzung gebrauchten Titel „Der unvermuthete Ausgang“ und sagt, es würde besser und wörtlicher heißen „Die unvermuthete Entwicklung“.

Digitized by Google

Eine ähnliche Einförmigkeit ist auch dem Stile Marivaux' vorgeworfen worden: „Herren und Diener, Höflinge und Bauern, Greise und junge Leute sprechen bei ihm stets dieselbe Sprache, haben alle denselben Geist, nämlich den Marivaux'", sagt Laharpe.[1])

Gegen diesen Vorwurf sucht ihn Larroumet zu vertheidigen, indem er die dem Charakter entsprechenden Nuancen in der Ausdrucksweise einzelner seiner Lustspielfiguren hervorhebt. Dies trifft wohl hin und wieder zu, aber im großen und ganzen haben sie doch alle denselben Stil und, was auch der Biograph zugeben muß, selbst Diener und Zofen sprechen die gezierte, witzelnde Salonsprache Marivaux'. Eine geglättete, gleichmäßig vornehme Sprache aller Stände finden wir freilich auch bei den großen französischen Tragikern und bei vielen minder großen Dramatikern des 18. Jahrhundert; aber Marivaux' Sprache hat doch wieder etwas Apartes, das was man eben Marivaudage nennt und worüber Jean Fleury ein besonderes Buch (Marivaux et le Marivaudage) geschrieben hat.

Sollen wir Marivaux selbst glauben, so hat er nur die gewöhnliche Conversationssprache (des Salons) gebraucht und etwas Wahres ist auch daran. Moliere hat mit seinen Précieuses ridicules die Pretiösen ebenso wenig auf immer vernichtet, wie die Heuchler mit seinem Tartuffe, und zur Zeit Marivaux' konnte man den Jargon Mascarille's noch in manchem Salon, freilich schon etwas abgeschwächt, hören. Wir finden ihn daher am wenigsten im Paysan parvenu, wo der ungebildete Bauer erzählt, schon etwas mehr in der Marianne, die eine etwas bessere Erziehung erhalten hat, und am meisten in den Lustspielen, deren Personen der vornehmen Gesellschaft angehören. Marivaux macht ihn nicht lächerlich, wie Moliere, sondern verwendet ihn gewissermaßen als Localfarbe, mit der er freilich ohne Unterschied Salon- und Vorzimmermöbel anstreicht. Aber dieses Pretiösenthum ist nur ein Ingrediens des Marivaudage, das aber auch nicht, wie Laharpe meint, „der affectirte, geschraubte Ausdruck gewöhnlicher Gedanken und Gemeinplätze" ist. Nein, Marivaux hat viele eigene neue Gedanken und Einfälle, aber er bringt sie manchmal an unpassender Stelle an oder legt sie Personen in den Mund, denen sie nach Stellung und Charakter nicht geziemen, bei denen sie manchmal, um mit dem König Salomon zu reden, wie ein goldener Ring am Rüssel eines Schweines sich ausnehmen. Und sein Gold ist nicht immer echt.

Dann will er seinen neuen Wein nicht in alte Schläuche gießen und wählt für seine neuen Gedanken, manchmal aber auch für alte, eine neue absonderliche Form, deren Zweck ist, das Neue hervorzuheben, auch den stumpfsinnigsten Leser aufmerksam zu machen, daß hier etwas Neues, Geistreiches gesagt wird.

Sainte-Beuve definirt Marivaudage als „badinage à froid, espièglerie compassée et prolongée, petillement redoublé et prétentieux, enfin une sorte de pédantisme sémillant et joli!"

Dazu kommen aber noch Concetti nach Art der Mariniſten und ganz eigenthümliche Beseelungen des Unbelebten, was bei Marivaux um so auffallender ist, als er gar kein Naturgefühl hat. In seinen Romanen findet sich keine Beschreibung einer Gegend oder eines Naturereignisses; für ihn existiren nur die Menschen, in den Lustspielen fast nur Menschen, die keine Noth kennen, deren Weh und Leid nur von Liebe oder Eifersucht geschaffen wird.

Und nun zur besseren Verdeutlichung ein paar Beispiele von Marivaudage:

Vos yeux vous condamnent à vivre en compagnie. — Il faut avoir le coeur bien frugal. — Ma physionomie ne sait ce qu'elle dit. — Parler à rez-de-chaussée (statt familièrement) un coeur qui reste garçon (für ohne Liebe). — Il faut être esclave des conséquences de son visage. — Un visage qui vient chercher noise à la bonne opinion que vous avez du vôtre, qui vous présent hardiment le combat. — Vous m'avez maltraité le coeur, faites les frais de sa guérison. J'attendrai; je suis accomodant; le vôtre me servira de nantissement.

Uebrigens wußte Marivaux ganz gut, daß er einen ganz aparten Stil habe, meinte aber, er habe wegen seines ganz besonderen Geistes ein Recht darauf, und berief sich auf das Beispiel Montaigne's, dessen absonderliche Ausdrucksweise seinem besondern seinen Geiste entsprach. „Würde Montaigne zu unsrer Zeit leben, wie scharf würde man ihn kritisiren, aber er ist todt und man läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren", rief er seinen Kritikern zu. Für Marivaux sind wir die Nachwelt und war es Laharpe schon vor hundert Jahren.

Es hängt wohl mit seinem eigenthümlichen Geschmack, mit dieser Vorliebe für das Ausgeklügelte und Gekünstelte zusammen, daß er für die einfache Größe der griechischen Dichter kein Verständniß hatte, wie ja auch Fontenelle eine Ekloge Theokrits tadelte, weil die Hirten darin wie wirkliche Bauern redeten und nicht wie bergers d'églogues, was man etwas frei mit Salonschäfer übersetzen könnte.

Nach dem Vorgang Fontenelle's und des von Marivaux über alle Gebühr bewunderten, gleich Racine und Corneille, ja vielleicht noch höher als diese geschätzten La Motte nahm er in dem seit Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich geführten Kampfe über den verhältnißmäßigen Werth der alten und neuen Literatur lebhaft Partei für die Neuen, die Modernen, von denen viele uns jetzt veralteter erscheinen, als die um mehr als zwei Jahrtausende älteren Griechen. Besonders hatte er es auf Homer abgesehen, dem er die Verehrung, die er genoß, nicht gönnte und den er in seinen kritischen Schriften beinahe wie einen persönlichen Feind behandelte. Larroumet vermuthet, daß dieser Haß von dem Fiasco herrührte, welches Marivaux' „Travestirte Ilias", ein erbärmliches Machwerk aus seiner Jugendzeit, erlitt. Aber war diese Schmiererei nicht schon eine Frucht seiner Antipathie und seines Mangels an Verständniß für Homer? Oder kannte er die Ilias vielleicht nur aus der Uebersetzung La Motte's, welche Villemain eine unwillkürliche Travestie nennt?

Larroumet widmet auch dem Kritiker, Moralisten und Philosophen Marivaux vielen Raum, aber ich mag hier um so weniger auf seine Darstellung eingehen, als ich diesen Theil von Marivaux' Wirksamkeit nicht so hoch schätze wie er, und er jedenfalls für den deutschen Leser wenig Interesse hat. Ich glaube auch nicht, daß dieser Theil einmal eine Auferstehung feiern wird wie seine Komödien und Romane. Fast ein ganzes Jahrhundert nach seinem Tode, halb vergessen oder falsch beurtheilt, ist er erst um die Mitte unsres Jahrhunderts durch Sainte-Beuve (zwei Aufsätze aus dem Jahre 1854 im neunten Bande der Causeries du lundi) richtiger gewürdigt und dem großen Publicum besser bekannt geworden. Dem geistreichen Kritiker sind dann noch viele gefolgt, so daß die Franzosen jetzt schon eine ganze Literatur über Marivaux besitzen. Und in gleichem Maße ist seine Werthschätzung gestiegen. Larroumet rangirt ihn als dramatischen Dichter unmittelbar nach Corneille, Racine und Moliere, vor Voltaire, Crebillon, Regnard, Beaumarchais, Destouches und La Chaussée. Wenn Hettner ihn mit den beiden letzten gleichstellt und ihre Stücke für veraltet erklärt, so mag das vielleicht für Deutschland seine Richtigkeit haben, bei den Franzosen aber, sagt Larroumet, ist er noch immer beliebt und populär.

[1]) Lycée, t. XI ch. 5 section 5.

Und er hat auch Schule gemacht: er hat den französischen psychologischen Roman und das geistreiche Conversationslustspiel begründet. Larroumet nennt Paul Bourget und Alfred de Musset als seine größten Schüler.

Letzterer hat aber nicht bloß das Genre seines Meisters gepflegt und vervollkommnet, sondern auch die Fabel zu manchem seiner Proverbes aus Stücken Marivaux' entlehnt. So machte er aus dem Legs das so überaus hübsche Proverbe L'âne et le ruisseau, in welchem der Baron de Valbrun eine treue Copie von Marivaux' schüchternem Marquis ist. Eine bedeutende Verbesserung ist aber die Weglassung der Testamentsclausel und der Dienstbotenrollen. Ein ähnliches Stück, aber ohne Erbschaftsepisode, ist L'heureux stratagème, das Musset nach Larroumet zu seinem Caprice benutzt haben soll. Aber ich finde keine Aehnlichkeit zwischen diesen Stücken. Er nennt auch (S. 508) On ne badine pas avec l'amour als Bearbeitung von Le petit-maître corrigé, was ganz falsch ist; richtiger heißt es S. 191 Il ne faut jurer de rien, dessen Valentin aber viel lebhafter und verwegener ist als Marivaux' Rosimond, wie überhaupt Musset hier seinen Vorgänger weit hinter sich läßt. Die eigentliche Quelle von On ne badine pas avec l'amour ist Marivaux' Les serments indiscrets; aber Mussets Stück ist viel rührender und interessanter als das Marivaux', in welchem Lucile's Schwester sich leicht tröstet, während Mussets arme Rosette an dem Scherz zugrunde geht, den man mit ihrer Liebe getrieben.

So erscheint uns bei allen diesen Vergleichen der jüngere Dichter als der größere, interessantere, uns mehr rührende. Es bleibt aber noch die Frage, ob es allein die höhere Begabung ist, welche diese Wirkung hervorbringt, oder ob nicht auch der Umstand dazu beiträgt, daß der moderne Dichter mit seinem Denken und Fühlen uns näher steht, mit uns geistesverwandter ist als der vor 133 Jahren verstorbene. Die richtige Antwort darauf wird wohl erst nach weiteren hundert Jahren gegeben werden können. Aber mir scheint, daß auch Musset zu veralten beginnt.

Dr. M. Landau.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Seit einigen Tagen finden auf der Höhe unterhalb Unterlendar in der Nähe des Dorfes Weitersburg durch Dr. Ritterling aus Wiesbaden Ausgrabungsversuche statt, durch die ein umfangreiches Gebäude blosgelegt wurde, das unzweifelhaft römischen Ursprungs ist, da sich römische Ziegel und Gefäße vorgefunden haben. Ob die Niederlassung mit dem Limes in Verbindung stand, hat sich noch nicht feststellen lassen. Da die Funde sehr nahe an der Oberfläche liegen, so sind die Mauerreste durch Pflug und Hacke schon früher stark beschädigt und stellenweise völlig ausgebrochen.

* **Berlin.** Der „Kreuz-Ztg." wird von unterrichteter Seite mitgetheilt, daß der Kaiser der Wittwe wie der unverheiratheten Tochter H. v. Treitschke's eine namhafte außerordentliche Pension verliehen habe.

* **Berlin.** Dr. jur. Jean Kempin von Zürich wird im nächsten Semester als Docentin an der hiesigen Humboldt-Akademie über deutsches Familienrecht Vorträge halten.

* **Budapest.** Der Congreß der Kunsthistoriker findet heuer bekanntlich hier statt und verspricht nach den bisherigen Ankündigungen sehr interessant zu werden. Außer Wien, Prag, Graz, Brünn, Krakau, Lemberg und anderen österreichischen Städten wird namentlich Deutschland zahlreich vertreten sein. England sendet eine ganze Reihe seiner tüchtigsten Forscher. Auch Frankreich wird diesmal durch mehrere Gelehrte repräsentirt. Ebenso Holland und Skandinavien. Während die letzten Congresse (in Nürnberg und Köln) nur durch die städtischen Behörden begrüßt wurden, ist es heuer die ungarische Staatsregierung, welche dem Congreß ihr lebhaftes Interesse entgegenbringt. Am 30. September Abends wird der Handelsminister die Congreßmitglieder in der Ausstellung empfangen. Am 1. October findet die feierliche Eröffnung der Verhandlungen durch den Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics und den Kalocsaer Bischof Sigmund Bubics im Nationalmuseum statt. In dieser Sitzung werden Dr. Neuwirth (Prag) über die böhmische Malerei im Mittelalter und Dr. Cybor über die historische Gruppe der Millenniumsausstellung Vorträge halten. Nachmittags 2 Uhr gibt der Handelsminister den Mitgliedern des Congresses ein Bankett; nach dem Bankett wird die Kunstausstellung besichtigt werden. Am Freitag, 2. October, hält der Congreß seine zweite Sitzung im großen Saale der Akademie. In dieser Sitzung werden Dr. Stiassny (Wien) über die Kunstdenkmäler in den Alpen, und Dr. Frimmel (Wien) über die Kunstwissenschaft Vorträge halten. Die Mitglieder des Congresses werden sodann die Landesbildergalerie besichtigen und eine Spazierfahrt auf der Donau unternehmen, worauf um 3 Uhr die dritte Sitzung des Congresses stattfinden soll, in welcher Friedrich Schulek einen Vortrag über die Mathiaskirche halten wird. Um 4 Uhr begeben sich die Gäste nach Aquincum. Am 3. October, Samstag, soll das Kunstgewerbe-Museum besichtigt werden. An diesem Tage wird Dr. Schmid (Aachen) über das Elfenbein einen Vortrag halten. Am 4. Oct. werden die Congreßmitglieder an den Feierlichkeiten der Einweihung der neuen Donaubrücke theilnehmen und am 5. und 6. October Ausflüge nach Oberungarn und Siebenbürgen veranstalten.

-b- **Venedig**, 24. Sept. Institut de droit international. In der Sala del Senato des prächtigen Dogenpalastes, woselbst in früheren Jahrhunderten Tage und Sennt der meer- und länderbeherrschenden Republik die Gesandten der auswärtigen Staaten in Audienz zu empfangen pflegten, fand heute in Gegenwart eines gewählten Publicums die feierliche Gewältkammung des Instituts durch die staatlichen und städtischen Behörden statt. Als Vertreter des am Erscheinen verhinderten Marquis Visconti-Venosta überbrachte der Minister der Posten und Telegraphen Sinen die Grüße der Staatsregierung; derselbe war gleichzeitig Träger eines königlichen Reskripts, in welchem König Umberto seine Sympathie für die Bestrebungen und seine Anerkennung für die Leistungen des Instituts insbesondere auch dadurch zum Ausdruck brachte, daß er zweien von den früheren Präsidenten des Instituts, den Professoren Geheimrath v. Bar (Göttingen) und Westlake (Cambridge), sowie dem neu gewählten Präsidenten Prof. Scuto (Turin) und dem Generalsecretär Prof. Lehr (Lausanne) das Commandeurkreuz des Ordens der italienischen Krone verlieh. Der Minister wies insbesondere darauf hin, welch große Bedeutung die Entwicklung des Völkerrechts und des internationalen Privatrechts für Italien habe und wie auch Italien seinerseits von jeher kräftig zu derselben beigetragen habe, so daß gerade hier die Wirksamkeit des Instituts am besten gewürdigt werden könne. Der Sindaco von Venedig aber hob mit Recht rühmend hervor, daß seine Vaterstadt für Gesandtschaftswesen und Gesandtschaftsrecht die Wiege gewesen sei, und wie noch die moderne Diplomatie auf dem fuße, was in früheren Jahrhunderten seine Vorfahren im Amte zu schaffen mitgeholfen hätten; so begrüße auch Venedig mit lebhaftester Freude die Vereinigung der modernen Völkerrechtslehrer. Nachdem seitens der Vertreter des Instituts auf diese Begrüßungsreden mit Dank für die entgegengebrachte warme Gastfreundschaft erwidert worden war, wurde zunächst das Resultat der von den ordentlichen Mitgliedern schon Vormittags in geheimer Sitzung vollzogenen Wahlen bekannt gegeben. Hienach sind Lord Reay, Unterstaatssecretär a. D., von London, und Engelhardt, Gesandter a. D., von Paris, als Vicepräsidenten bestellt worden, während, wie schon erwähnt, Prof. Scuto (Turin) mit der Präsidentenwürde bekleidet worden ist. Seit seiner vorjährigen Sitzung zu Cambridge hat das Institut vier Mitglieder durch den Tod verloren: den Professor der Rechte Aubert (Christiania), den Geh. Justizrath Geffcken (München), den Rath am Cassationshofe und Honorarprofessor Ormancaet (Paris) und den Botschafter Portugals beim hl. Stuhle de Martens-Ferrão. Dafür wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt die bisherigen außerordentlichen Mitglieder F. Beirão, Justizminister a. D. und Universitätsprofessor in Lissabon, E. Catellani, Professor der Rechte in Padua, G. Fusinato, Professor der Rechte und Parlamentsmitglied von Turin, Lainé, Professor der Rechte von Paris, und E. Rieguin, Professor der Rechte von Lausanne. Zu außerordentlichen Mitgliedern wurden ernannt O. J. Alin, Universitätsprofessor und Mitglied der I. Kammer in Upsala, R. Manzato, Professor in Venedig, H. Midrsh, Professor in Lissabon, und M. Vesnitsch, Professor der Rechte in Belgrad. — Der Bericht des Generalsecretärs über die Thätigkeit des Instituts seit seiner letzten Vereinigung

konnte constatiren, daß von den 16 Studiencommissionen, welche das Institut gebildet hatte, acht zur Verhandlung reife Vorlagen fertiggestellt haben, nämlich über die rechtliche Stellung der Schiffe und ihrer Bemannung in fremden Häfen, über die Rechtsfähigkeit der öffentlichen juristischen Personen des Auslandes, über den Einfluß der Litispendenz auf dem Gebiet des internationalen Civilproceßrechts, über den völkerrechtlichen Begriff und Umfang der Kriegscontrebande, über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit, über die den Consuln gebührende Rechtsstellung, über das Bombardement offener Städte im Seekrieg und über die Berechtigung der Kauffahrteischiffe zur Führung der Nationalflagge. — Erschienen sind aus der Classe der ordentlichen Mitglieder außer den Mitgliedern des Bureaus Kriegsminister a. D. Den Beer Portugael (Haag), Beirão (Lissabon), Prof. der Rechte Brocher de la Fléchère (Genf), Catellani (Padua), Staatsanwalt am Cassationshofe Desfardins (Paris), Fusinato (Turin), Universitätsprof. Gabba (Pisa), Landgerichtsrath und Honorarprof. Harburger (München), Prof. d. R. Kasparet (Kraton), der Gesandte der schweizer. Eidgenossenschaft Lardy (Paris), Prof. d. R. v. Marquardsen (Erlangen), Wirkl. Geh. Staatsrath v. Martens (Petersburg), Wirkl. Geh. Admiralitätsrath und Director im Reichsmarineamt Perels (Berlin), Rugain (Lausanne), Prof. d. R. A. Rolin (Gent), Universitätsprof. Saeredoti (Padua), Prof. d. R. Stoerk (Greifswald) und Westlake (Cambridge); von den außerordentlichen Mitgliedern Advocat Asser (Amsterdam), Nationalrath Boicean (Lausanne), Universitätsprof. Bustamante (Habana), Prof. d. R. Buzzati (Mailand), Prof. d. R. Rouard de Card (Toulouse), Prof. d. R. Heimburger (Gießen), Privatdocent Kebedgy (Bern), Manzato, (Venedig), Midosi (Lissaboa), Universitätsprof. Olivi (Modena), de Seigneux, Präsident des Cassationshofes für Strafsachen (Genf) und Prof. d. R. Weiß (Paris). — Als Versammlungsort hat die Stadtverwaltung den Prachtconcertsaal der Akademie für die Tonkunst Benedetto Marcello zur Verfügung gestellt und zur Ehrung des Instituts u. a. eine festliche Beleuchtung des Marcusplatzes und eine Serenade auf dem Canal Grande in Aussicht genommen. Beim Beginn seiner Verhandlungen votirte das Institut die Absendung eines Telegramms an den Kronprinzen von Italien, in welchem ehrfurchtsvolle Glückwünsche zu seiner, auch politisch so bedeutsamen, Vermählung ausgesprochen wurden; der Kronprinz erwiderte dankend mit dem Ausdrucke der Hochachtung und Sympathie für das Institut.

* **Dorpat.** Der Historiker Prof. Dr. Hausmann, dessen wissenschaftliche Bedeutung gerade in letzter Zeit vielfach gewürdigt und anerkannt worden ist, soll, wie der „Rish. Westn." neulich meldete, durch Professor Jassinski ersetzt werden. Nach Gerüchten, denen die „Düna-Ztg." Bedeutung beimißt, würde er indessen nicht aus dem Lehrkörper der Universität ausscheiden, sondern mit den Vorlesungen über historische Hülfsdisciplinen und Archäologie betraut werden. Es verlautet, daß für letztere ein besonderer Lehrstuhl errichtet wird.

* **St. Petersburg.** Vor mehreren Jahren hat ein Mitglied der Kais. Geographischen Gesellschaft, N. Pastuchow, der in Tiflis als Topograph angestellt ist, als erster russischer Alpinist den Gipfel des Elbrus bestiegen. Wie bereits erwähnt, hat er nun seinen Aufstieg von der anderen Seite des Berges, von Pjatigorsk aus, wiederholt. Er war in Begleitung eines Studenten und dreier Träger am 4. September aus Pjatigorsk ausmarschirt; als man auf einer Höhe von ca. 15,000 Fuß angelangt war, ließen der Student und zwei Träger Hrn. Pastuchow im Stich und dieser setzte den Aufstieg in Begleitung eines Trägers fort. Unterwegs, kurz vor dem Gipfel, verließ ihn auch der letzte Begleiter und am 9. September erreichte Pastuchow allein den Gipfel (über 18,000 Fuß hoch). Auf dem Rückwege wurden Pastuchow und sein Träger von einem furchtbaren Schneesturm (bei — 15° R. und Gewitter) überrascht und wären beinahe verunglückt. Nach 24 Stunden ließ jedoch der Sturm nach und beide konnten wieder den Pfad zum Abstieg aufsuchen; sie hatten die 24 Stunden im Schnee vergraben zugebracht und alle Hoffnung auf Heimkehr aufgegeben. Unterwegs trafen sie ihre ersten Begleiter wieder, von denen sie in großer Unruhe gesucht wurden. Auf- und Abstieg haben vier Tage und drei Nächte gedauert.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 26. bis 28. September folgende Schriften eingegangen:

Eduard Grisebach: Schopenhauer. Geschichte seines Lebens. (Geistesheiden. Sammlung von Biographien, hrsgg. von Dr. Anton Bettelheim.) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1897. — Dr. Richard Baerwald: Theorie der Begabung. Psychologisch-pädagogische Untersuchung. Leipzig, O. R. Reisland 1896. — Dr. Harald Höffding: Geschichte der neueren Philosophie. 2. Bd. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Bendixen. Ebd. 1896. — Dr. Susanna Rubinstein: Eine Trias von Willensmetaphysikern. Populär-philosophische Essays. Leipzig, Al. Goelmann 1896. — Adele Hindermann: Frau contra Frau. Leipzig, Gg. Freund 1896. — Dr. Alex. Wernicke: Cultur und Schule. Präliminarien zu einem Schulfriedea im Anschluß an die preußische Neuordnung vom 1. April 1892. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeld 1896. — D. Bernhard Ragge: Deutsch-evangelische Charakterbilder. N. F. Leipzig, H. Ebbede. — *W. B. Galloway:* The testimony of science to the deluge. London, Sampson Low, Marston and Comp. — Dr. Ewald Wernicke: Gröditzberg. Geschichte und Beschreibung der Burg, Ortsnachrichten über die nähere Umgebung. Mit Illustrationen. 3. Aufl. Banzlau, G. Kreuschmer 1896. — Schweizerische Rundschau. Begründet von F. J. von Ah u. A. 6. Jahrg. 1896. Nr. 9. Zürich, Albert Müller. — A. Plagemann: Geologisches über Salpeterbildung vom Standpunkt der Gährungschemie. Hamburg, Gebr. Besthorn 1896. — Natur und Haus. Illustrirte Zeitschrift für alle Naturfreunde. 4. Jahrg. Heft 20—24. Berlin, Robert Oppenheim. — Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 45. Ausgabe für 1896. Herausgegeben von Dr. J. v. Inamschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller 1896. — Dr. Franz Harder: Werden und Wandern unsrer Wörter. Etymologische Plaudereien. 2. Aufl. Berlin, Hermann Heyfelder 1896. — Rudolf Herzog (Berlin): Preisliste der Neuheiten des In- und Auslandes für Herbst und Winter 1896/97. — Oskar Heggelsmüller: „Der Systemspieler." Mentor für Deutsche in Monte Carlo. München, A. L. Schäffer. — Paul Lindau: Die Brüder. Roman. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1896. — Konrad Telmann: Lucretia. Novelle. Ebd. 1896. — Wilhelm Jensen: Der Hohenstaufen Ausgang. Geschichte und Dichtung. Ebd. 1896. — Paul Wurnde: Peter Melander von Holzappel. Geschichte aus dem Lahnthal. Mit Federzeichnungen von Emil Röhling. Berlin, Fr. Pfenningstorff 1896.

Im Verlage von **Franz Hanfstaengl** in **München** erschien die 1. Lieferung von:

Die Internationale Kunst-Ausstellung Berlin 1896.

Begleittext von Ludwig Pietsch.

Complet in 14 Lieferungen.

Luxusausgabe auf Japanpapier (in 75 nummerirten Exemplaren). Preis pro Lieferung M. 10.—

Ausgabe auf Kupferdruckpapier. Preis pro Lieferung M. 6.—

Die vorzüglichsten auf der diesjährigen Berliner Ausstellung vertretenen Kunstwerke, in einem Prachtwerke vereinigt, dauernd der Erinnerung zu erhalten, ist der Zweck dieser neuen Publication. Das complete Werk, dessen 1. Lieferung in jeder Kunst- und Buchhandlung zur Einsicht vorgelegt werden kann, wird 90 Vollbilder und 78 Textillustrationen in Gravüre enthalten.

München. **Franz Hanfstaengl,**
(13630) K. B. Hof-Kunstanstalt.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 30. September. Nummer 226.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Im Kreuzgang von Sanct Paul. Von Gräfin Ersilia Lovatelli-Caetani. — Eine internationale Zeitschrift für Geschichte der Medicin. Von Karl Sudhoff. — Billardstudien. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal.

Im Kreuzgang von Sanct Paul.

Von Gräfin Ersilia Lovatelli-Caetani.

„O beata solitudo
O sola beatitudo!"

Als Dante, durch das öffentliche Unglück gebeugt und vielleicht noch mehr durch den schweren inneren Kampf bedrückt, eines Tages die Felsengegend der Lunigiana durchwanderte und, beim Kloster vom heiligen Kreuze zum Raben angelangt, dort unter einem der Bögen des Klosterhofes rastete, soll ein Mönch — von dem gedankenvollen, tief traurigen Aussehen des Fremdlings betroffen — ihn gefragt haben: was er suche? Worauf Dante langsam erwiderte: den Frieden![1]) — Dieser Erzählung mußte ich wieder gedenken, als ich eines Tages, müden und traurigen Gemüthes, mich nach dem Kreuzgange von Sanct Paul begab, um gleichfalls in seiner klösterlichen Stille, wenn auch nur vorübergehend, Frieden und Vergessenheit zu suchen. Denn wohlthuend ist es, hier zu ruhen und, wie Tennyson sagt, der Tage zu gedenken, die nicht mehr sind: And thinking of the days that are no more, während das Gärtchen inmitten, in der harmonischen Ruhe der Frühlingsvesperzeit, unter den Düften der Rosen einzuschlummern scheint und muntere Vöglein in dem wohlriechenden Gebüsch ihre Liebeslieder zwitschern. —

Den Klosterhof der alten Abtei vom hl. Paulus auf der ostiensischen Landstraße, ein kostbares Juwel der mönchischen Baukunst des Mittelalters, umgeben gar zierlich etliche hundert Marmorsäulchen, bald glatt, bald gewunden, ihre Bänder mit Mosaiken geschmückt, alle in Doppelreihen als Träger von kleinen Rundbögen. Wenn auch demselben Kopfe eigen, der den Plan zum Klosterhofe des Laterans entwarf, scheint dieser dennoch später entstanden zu sein; denn es macht sich an ihm jenes kleinlichere Studium der Form, jenes Streben nach Verbesserungen bemerkbar, das — wenn auch mitunter von günstigem Erfolg — nicht selten dem Werke seine Ursprünglichkeit raubt und so zu sagen die Einfachheit wie Anmuth des ersten Einfalles mindert.[2]) Sei dem wie immer, so viel steht fest, daß kleine Unterschiede zwischen beiden Kreuzgängen bestehen.[3]) Aus der langen metrischen Inschrift, die in hellblauen gothischen Buchstaben auf musivischem Goldgrunde, nach Osten, Süden und Westen, drei Seiten des Umganges als Fries umsäumt, erhellt, daß der von Peter von Capua begonnene Bau unter Johannes von Ardea vollendet wurde; — beides Aebte des Klosters.[1]) Der Kreuzgang war demnach vor 1241, dem letzten Jahre des Johannes, vollendet; folglich kein Zweifel, daß er dem 13. Jahrhundert angehört; und kann man ihn auch keinem der Cosmaten zuschreiben, ist er nichtsdestoweniger eines der ansehnlichsten Werke des Cosmatenstiles.

Die Inschrift besteht aus zwölf Versen, im barbarischen Latein jener Zeit abgefaßt, jedoch hübsch empfunden:

„Agmina saera regit locus hic, quem splendor honorat,
Hic studet atque legit monachorum cetus et orat.
Claustrales claudens claustrum de claudo vocatur,
Quo Christo gaudens fratrum pia turba seratur.
Hoc opus exterius pre cunctis pollet in urbe,
Hic nitet interius monachalis regula turbe.
Claustri per girum decus aura stat decoratum,
Materiam mirum precellit materiatum.
Hoc opus arte sua quem Roma Cardo beavit
Natus de Capua Petrus olim primitiavit.
Ardea quem gennit, quibus Abbas vixit in annis,
Cetera disposuit bene provida dextra Johannis."[2])

Wie jeder sieht, erinnern die ersten Verse daran, daß der Ort — weil er Klausirte birgt — vom Zeitwort claudo „Kloster" heißt; denn in ihm ist die fromme Schaar von Brüdern eingeschlossen, die sich in Christus freuen; hier studiren, lesen und beten die Mönche. Diese letzten Worte stimmen trefflich zum alten Wahlspruche der Benedictiner: „Beten und Arbeiten". — Nur daß im 13. Jahrhundert die Demuth und Armuth nicht mehr die Haupttugenden der Mönche ausmachten, die vielmehr seit etlichen Jahrhunderten bereits in Pomp und Reichthum, ja oft auch gar lasterhaft lebten. So geschah es, daß bereits Odo, der ob seines heiligen Wandels berühmte Abt, von Cluny wiederholt nach Rom kam, um die alte Klosterdisciplin wieder aufzurichten. Und in der That vertrauten ihm Alberich und Leo VII. im Jahre 937 das Kloster von Sanct Paul an, dessen Mönche — ihrer Ordensregel ein Schnippchen schlagend — lustig und in Freuden dort hausten. Odo berief andere Brüder und setzte ihnen Balduin von Monte Cassino vor, dessen Abtei er bereits seiner Reform unterzogen hatte.[3]) Was immer Odo auch bestimmte, — seine Vorschriften waren von kurzer Dauer; denn nicht lange danach ersucht Agapit II. schon den Abt Einold inständig, da er von der Heiligkeit der Mönche von Gorze gehört, ihrer etliche nach dem Kloster von Sanct Paul zu schicken, um die dortigen Sitten zu bessern und die entarteten Mönche auf den rechten Weg zurückzuleiten. Diese Wünsche oder richtiger Befehle des Papstes

1) Brief des Fra Flavio an Ettuccione della Faggiola; *Mazzini*, Scritti editi ed inediti, Vol. IV, pag. 217—218; *Ozanam*, Les Poètes Franciscains, pag. 223.
2) *Boito*, Architettura del Medio evo in Italia, pag. 157—159.
3) Ibid. pag. 157.

1) *De Rossi*, Bull. di Arch. Crist., 2. Serie, VI. Jahrgang, S. 115—129. Ueber den Kreuzgang von St. Paul (ehe man auch nach, was Stevenson darüber sagt in seiner Mostra della città di Roma all' Esposizione di Torino nell' anno 1884, pag. 174—175.
2) *Promis*, Notizie epigrafiche degli artefici marmorarii romani dal X al XV secolo, pag. 23; *Nicolai*, Della Basilica di San Paolo, pag. 41, der die genannte Inschrift mit einigen Varianten bringt.
3) *Nicolai*, op. cit., pag. 40; Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. III, S. 381.

trugen — obwohl sofort ins Werk gesetzt — wenig ein, denn kurz nur dauerte auch diese Reform und es hatte die Ausgelassenheit der Mönche gegen Ende des 10. Jahrhunderts einen solchen Grad erreicht, daß kaum mehr eine Spur von geordneter Vorschrift zu erkennen war.

Nichtsdestoweniger ist es zweifellos, daß die Benedictiner mit geringen Ausnahmen — den Wettläufern in den griechischen Lampadedromien gleich — den kommenden Generationen die Fackel der Civilisation übertrugen. Unentwegt am Studirtische, stete Beschützer von Kunst und Gewerbe, führten sie ein arbeitsames, frommes und friedliches Dasein, sie säeten inmitten der Barbarei des Mittelalters den Samen einer Gesellschaft brüderlicher Liebe und errangen den Ruhm, die Lehre der christlichen Barmherzigkeit zu einem socialen Grundsatze befestigt zu haben.[1]) — Doch hievon später. Vorerst nehme ich die lange metrische Inschrift des Frieses wieder auf und bemerke, daß die vier folgenden Verse pomphaft verkünden, wie dieser Klosterbau von außen betrachtet alle anderen der Stadt überrage, während nach innen die Ordensregel der mönchischen Schar erglänze und der Kreuzgang ringsum mit einem vergoldeten Streifen geschmückt sei, dessen wunderbare Ausführung das Material noch übertreffe.[2])

Die vier Schlußverse endlich besagen, daß dies Werk Paulus, der in Capua geboren und Cardinal der römischen Kirche geworden, mit seiner Kunst begann, und daß Johann von Ardea, der in jenen Jahren Abt war, das übrige mit klugem Geschick beschloß. Wir wissen nicht, wer jener Abt gewesen. Das aber wissen wir, daß Ardea in jenen Tagen dem Kloster von Sanct Paul gehörte, dem überhaupt viel Grund und Boden zu eigen war, von dem anzunehmen ist, daß die Mönche ihn, wie die Regel des hl. Benedict es verlangt, auch mit eigenen Händen bebaut haben werden.[3])

Auch darf nicht wundernehmen, wenn Peter von Capua in eigener Person dem Bau dieses Kreuzganges, dessen Pläne er selbst entworfen, nicht nur vorsteht, sondern wenn er außerdem noch die Steinmetzarbeiten nebst der übrigen Ausschmückung leitet; waren ja im Mittelalter die Mehrzahl der Mönche für ihre Arbeiten und persönlichen Talente nicht minder berühmt als für ihre Tugend und Frömmigkeit.[4])

So kam es, daß sie zugleich die Baumeister, Bildhauer und Maurer der Gebäude wurden, deren Grundriß sie zuvor entworfen hatten.* Psalmen singend standen sie der Arbeit vor, die sie nur für den Altar oder den Chor verließen. Zur Bestätigung dessen genügt es, an folgende Beispiele zu erinnern.

Als im Jahre 1033 die Abtei Bec in Frankreich errichtet wurde, trug Abt Erluin, ihr Gründer, obgleich von vornehmster normannischer Abkunft, wie der einfachste Handlanger Sand, Mörtel und Steine zu; und als ein Jahrhundert früher Gerhard, Abt von Broigne, aus Italien nach Belgien heimkehrte, begleitete er selbst die Maulthiere, die mit den großen Porphyrstücken zur Verschönerung seiner Kirche beladen waren, über die steilen Alpenpässe, weil ihm schien, die Empfindung für das Schöne dürfe nicht von dem religiösen Empfinden getrennt werden.[5]) Und deßgleichen leitete in Monte Cassino Abt Desiderius, der Nachfolger Gregors VII., zu gleicher Zeit den Wiederaufbau des erweiterten Klosters und die „vielen kostbaren Arbeiten, die byzantinische oder amalfitanische Künstler unter ihm zur allgemeinen Bewunderung in Mosaik, Ciselirung und Stickereien, in Elfenbein, Marmor, Gold, Silber und Bronze ausführten.[1]) Erwähnenswerth ist hiezu folgendes Geschichtchen:

Es war im neunten Jahrhundert, als die Mönche von St. Gallen, nachdem sie einen vollen Tag sich im Schweiße ihres Angesichts vergeblich damit abgemüht hatten, eine Säule für ihre Klosterkirche aus dem Marmorbruch zu lösen, ermattet davon abstanden. Abt Ratger allein arbeitete unentwegt weiter darauf los, bis ihm endlich, unter wiederholtem inbrünstigen Anrufen des heiligen Gallus, die Genugthuung wurde, die Masse sich lösen und herabgleiten zu sehen. Und als die Kirche mit ihren prachtvollen Nebenbauten beendet war, rief das Werk solche Bewunderung hervor, daß die Nachbarn sagten: Bene in nido apparet, quales volucres ibi inhabitant.[2])

Vom Mönch Ezel von Cluny, der für sein Wissen und seine Beredsamkeit berühmt war, weiß man, daß er Kelle und Hammer schwang, während er den Bau der großen vom hl. Hugo gegründeten Kirche leitete, woher ihm der Beiname Coementarius kam.[6]) Uebrigens erwähnt die Regel des hl. Benedict ausdrücklich im siebenundfünfzigsten Capitel die Kunstbeflissenen des Ordens und ermahnt sie zu Demuth und Selbstverleugnung;[4]) eine ungemein wichtige Stelle, weil sie beweist, wie frühe schon der Orden mit der Genossenschaft der Künstler in Verbindung stand.[5])

Folglich kein Wunder, wenn es in den Klöstern außer vielen Schulen und Büchereien auch zahlreiche Werkstätten gab, in denen alle Künste mit ebenso viel Eifer wie Geschick betrieben wurden, so daß eine endlose Schaar von Schönschreibern, von Miniatur- und Tafelmalern, von Bildhauern und Baumeistern aus ihnen hervorging, der nicht nur der Orden selbst, sondern alle Gesellschaftskreise — in der Zeit zwischen dem siebenten und dem zwölften Jahrhundert — den größten Theil ihres künstlerischen Besitzthums zu danken hatten. Die alte Cisterzienserabtei Fossanova, in der römischen Provinz, besaß eine Art mönchischer Universität „Studium artium“ benannt; denn artes hießen die in trivium und quadrivium getheilten Wissenschaften. Das Quadrivium umfaßte auch die Geometrie, davon die Architektur ja gerade die praktische Anwendung war. So ist männiglich bekannt, daß Cassiodor in den von ihm gegründeten Klöstern Calabriens Werkstätten einrichtete, darin die Mönche ebenso wohl mit Abschreiben und Illuminiren der Codices als mit Werken der Malerei beschäftigt waren. So kam es, daß die großen Mittelpunkte des Benedictinerordens, wie Monte Cassino in Italien, St. Gallen, die Reichenau und späterhin Hirsau und Fulda in Deutschland, Cluny in Frankreich, York, Canterbury u. s. w. in England, ihre Lebenskraft in zahlreichen Hervorbringungen des Geistes wie der Kunst bethätigten und durch etliche Jahrhunderte die Hauptcentren für die christliche Kunst waren.

So heißt es von Totilo von St. Gallen, er sei ebenso hervorragend als Maler, wie als Bildhauer, Baumeister, Grammatiker, Dichter, Prediger, Lehrer, Gräcist und Latinist, Astronom und Ciseleur gewesen. Deßgleichen stand Abt Mannius von Evesham in England im Rufe eines tüchtigen Musikers, Malers, Schönschreibers und Goldschmiedes.

---

1) Hierüber sehe man die bedeutende Denkschrift des Grafen Montalembert, L'Art et les Moines, im VI. Bande von Didrons Annales archéologiques.

2) *Boito*, op. cit., pag. 158.

3) Gregorovius, op. cit., Bd. III, S. 124.

4) *Didron*, Annales archéol., Vol. VI., pag. 124.

5) *Didron*, op. cit. vol. VI, pag. 127. Vit. S. Gerard. in Act. SS. O. B. vol. VII ad annum 959.

6) *Didron*, op. cit. vol. VI, pag. 123—124.

7) *Didron*, op. cit. vol. VI, pag. 126. Der ursprüngliche Grundriß dieser prachtvollen Abtei, wie sie im neunten Jahrhundert bestand, liegt in St. Gallen noch vor und wird von Mabillon, Annales Benedictini vol. II, gebracht.

8) *Mabillon*, Annal., ad a. 1109.

9) Reg. S. Benedicti, cap. 57.

10) Kraus, Gesch. d. christl. Kunst. Bd. I, S. 620.

Hiebei sei des Fulkus nicht vergessen, Chorbruders vom Kloster St. Hubertus in den Ardennen, der nicht nur Baumeister und eleganter Miniaturmaler, sondern außerdem noch Steinmetz und Tischler war; noch Hermanns des Lahmen von der Reichenau, der, obschon ein Krüppel und kränklich, in der Dichtkunst und Geometrie, in der Mechanik und Tonkunst Lobenswerthes leistete; zudem wußte er Latein, Griechisch und Arabisch und hätte sich niemand mit ihm in der Herstellung von musikalischen Instrumenten oder Uhren messen können. Diese vielfältigen Beschäftigungen hielten ihn überdies nicht ab, häufig ad amicas suas quasdam sanctimoniales feminas[1]) Briefe in Versen zu richten. Anderer Beispiele zu geschweigen.

Was nun die Klosteranlagen betrifft, so ist dafür zu halten, daß sie sich in Rom nach jenen ersten richteten, die der hl. Benedict im sechsten Jahrhundert in Subiaco[2]) gründete, denn sowohl der hier besprochene Kreuzgang von St. Paul, als die anderen vom Lateran, von St. Lorenz und Sancta Sabina in Rom, zeigen in der Erfindung, daß sie vom Kreuzgang der hl. Scholastica zu Subiaco abstammen. Sie alle möchte Promis den Cosmaten zuschreiben.[3]) Dasselbe gilt in Bezug auf die Gleichheit der Ausführung für die beiden Kreuzgänge von Monreale bei Palermo und Sancta Maria de' Gradi in Viterbo; wie auch von jenem von Sassovivo bei Foligno,[4]) in allem denen vom Lateran und St. Paul durchaus gleich. Dieser Umstand bewog Promis — ich weiß nicht, inwiefern begründet, aber jedenfalls der allgemeinen Meinung entgegen — zu behaupten: daß die kleinen Bögen, Pilaster und Säulchen, die charakteristisch diese Umgänge zieren — statt ein besonderer Stil jener Zeit zu sein — den Benedictinern als besonderer Baustil eignen.[5])

Auf einer der vier Seiten dieses von Rosen und Orangen duftenden Klosterhofes, den ein Kreuzgang im Stile der Cosmaten umschließt, befindet sich, nach altem Brauche, ein kleiner Brunnen oder eine Cisterne, daraus die Mönche ehedem das Wasser geschöpft haben werden; und unter dem eleganten kleinen Porticus bewahrt man, neben etlichen architektonischen Bruchstücken, eine verstümmelte Statue Bonifaz' VIII., die aus der früheren Basilika stammt, nebst einem hübschen Sarkophag, mit Darstellungen aus der Sage von Apollo und Marsyas. An der Wand befinden sich noch einige wenige — sowohl heidnische als christliche — Inschriften befestigt, während die Mehrzahl von ihnen nach dem epigraphischen Museum übertragen wurde, das jetzt in den oberen Gängen des Klosters angelegt ist. Auf einigen der christlichen, zumeist dem darunter befindlichen Coemeterium der Lucina[1]) entnommen, lesen wir die wohlbekannte Formel in pace, so schön wie beredt in ihrer Einfachheit.[2])

Diesen Frieden gerade, der inmitten der Kämpfe und Leidenschaften des Lebens so schwer zu finden ist, suchte Benedict, der heilige Gründer des Ordens, da er in der letzten Zeit der Gothenherrschaft — aus seiner Heimath Norcia in Umbrien als Jüngling nach Rom gekommen, um seine gelehrten Studien zu beenden — entsetzt vor dem Schauspiele stand, das der römische Staat bot, dessen politische Ordnung sich auflöste und dessen bürgerliche Gesellschaft am Zugrundegehen war. Vom unwiderstehlichen Drange ergriffen, dem sich zu entziehen, floh er nach der Gebirgseinsamkeit von Subiaco an die frischen Ufer des Anio.

Benedict gestattete seinen Mönchen aber nicht, ihre Zeit mit Nichtsthun im Müßiggang zu verlieren und verschlafen der Ruhe zu pflegen; er legte ihnen vielmehr — dem socialen Gesetze der Theilung der Arbeit gemäß — die Verpflichtung auf, mit dem Kopfe und mit den Händen angestrengt zu arbeiten. Daher kam es denn, daß die Benedictiner, wie gesagt, in vielen europäischen Landen Meister, nicht nur in den Künsten und Wissenschaften, sondern auch im Ackerbau wurden.

Der Kreuzgang von St. Paul, ein bewundernswerthes Erzeugniß der klösterlichen Baukunst des Mittelalters, besteht durch die Jahrhunderte hindurch jenen Mönchen zum Ehrenbeweis ihrer rastlosen Thätigkeit, denen Kunst und Religion, Arbeit und Gebet sozusagen eins war. Heute ist gut ruhen in der poetischen Einsamkeit dieses Kreuzganges, wo andere vor uns gestanden, in Gedanken sich ergangen und wer weiß, etwa auch um verlorene Herzensfreuden getrauert haben, . . . und hier wehmüthig, ach! wie manche zerronnene Träume, wie manche zerstörte Hoffnungen, wie viele theure und ferne Tage im Geiste an sich vorüberziehen lassen! . . .

„And thinking of the days that are no more", während die Rosen in der herrlichen Stille des Aprilabends sich auf ihren Stielen neigen und die Vöglein mit geschwätzigem Liebesgewitscher aus dem blühenden Gezweige auffliegen.

---

1) *Didron*, op. cit. Vol. VI, pag. 129; *Kraus*, I, 621—622.

2) *Promis*, op. cit. pag. 4. Ueber die Kreuzgänge des Mittelalters siehe man *Schlosser*, Die abendländische Klosteranlage des früheren Mittelalters.

3) *Promis*, op. cit. pag. 19.

4) Sassovivo war durch etwa fünfhundert Jahre im Besitze der Benedictiner. Während die Vassaletti und die Cosmaten die Kirchen und Kreuzgänge Roms und seiner Umgebung schmückten, bestellten die Mönche von Sassovivo im Jahre 1229 die Arbeit für ihren Kreuzgang bei Meister Pietro de Maria. Ich füge die Inschrift bei: Hoc claustri opus egregium | quod decorat monasterium | Donous abbas Angelus precepit | multo sumptu fieri et fecit | a magistro Petro de Maria | Romano opere et maestria | Anno Domini millesimo | jocto et bis centeno | Nono quoque cum viceno. (*Enlart*, Origines françaises de l'architecture gothique en Italie, p. 80.) Hr. Faloci-Pulignani bespricht diesen schönen Kreuzgang und gibt eine Zeichnung davon in „Del Chiostro di Sassovivo nell' Umbria", Foligno 1879. Stevenson gibt eine Probe davon in der Mostra della città di Roma all' Esposizione di Torino nell' anno 1884, p. 175. Die Abtei von Fossanova besitzt gleichfalls einen eleganten Kreuzgang vom Ende des dreizehnten oder Beginn des vierzehnten Jahrhunderts.

5) *Promis*, op. cit. pag. 19. Es scheint mir am Platze, hier die Abtei von Valvisciola zu erwähnen. Im dreizehnten Jahrhundert gestiftet, lagert sie malerisch im Grün der Oliven und Reben, zwischen Ninfa und Sermoneta, auf den lepinischen Höhen und besitzt einen überaus hübschen Kreuzgang, den man bei *Enlart*, Orig. franç. de l'art goth. en Italie, Tafel XIII, abgebildet findet. — Zuerst Landsitz der Templer, ging die Abtei danach auf den Cistercienserorden über, bis sie, Comthurei der Herzoge von Sermoneta geworden, von Don Philipp Gaetani, dem letzten Comthor, Pius IX. zum Geschenk gemacht wurde. Heute gehört sie dem Staat. (*Enlart*, op. cit. pag. 31 u. w. *Angeloni*, Cenni istorici topografici sull' abbazia di Valvisciola im Giornale Arcadico, Neue Serie vol. XXXI, pag. 86.)

1) Von diesem alten Begräbnißplatze ist heute höchstens irgend eine Galerie mehr übrig. Bis zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts war ein kleiner Theil noch zugänglich. Man kann sogar genau den Punkt in der Basilika bezeichnen, von dem aus man hinabstieg. (*Armellini*, Antichi cimiteri cristiani, pag. 481.)

2) Die Inschriften des Kreuzganges wurden so ziemlich alle durch *Nicolai*, Della Basilica di San Paolo, und vor ihm durch *Margarini*, Inscriptiones antiquae basilicae S. Pauli ad viam Ostiensem, Roma 1654, veröffentlicht. Die Inschriften, die später als das Jahr Eintausend sind, findet man bei *Forcella*, Iscrizioni della chiese ed altri edifici di Roma vol. XIII pag. 9 etc. gesammelt, und die christlichen hat *De Rossi* in Inscript. christ. vol. I vereint.

Eine internationale Zeitschrift für Geschichte der Medicin.

Elf Jahre sind nun schon verflossen, seit Heinrich Rohlfs' „Deutsches Archiv für Geschichte der Medicin und medicinische Geographie" mit dem 8. Jahrgang sein Dasein beschloß. Von Anfang an allzusehr auf die nicht immer anziehende Persönlichkeit des Herausgebers zugeschnitten,

hatte es schon manches Jahr gekränkelt und war fast nur dadurch zu halten gewesen, daß Rohtjs die Druckbogen des 3. Bandes seiner „Geschichte der deutschen Medicin" schon zur Füllung seines Archivs verwendet hatte. Seitdem war es lange der stille Wunsch der Freunde der Geschichte der Medicin und der historischen und geographischen Nosologie gewesen, wieder eine Zeitschrift ihres Faches zu besitzen, aber für deutsche Leser und Fachmänner und — Käufer allein war und blieb es ein frommer Wunsch. Ein ganz ephemerer Versuch eines nationalen Organs für Geschichte der Heilkunde wurde 1886 in Portugal gewagt, seitdem haben wir von einem ähnlichen Versuch in keinem Lande der Welt mehr etwas vernommen. Doch was für ein einzelnes Land oder Volk sich nicht erreichen ließ oder wenigstens keine Aussicht auf glückliches Gedeihen bot, ließ sich vielleicht dem Zuge der Zeit entsprechend auf internationalem Gebiet erreichen, und da war die Aussicht auf Gelingen jedenfalls am größten, wenn nicht einer der großen, in ihren Interessen so häufig collidirenden Culturstaaten die Sache in die Hand nahm, sondern eines der kleinen Länder, Schweiz, Holland oder Belgien als Mittelpunkt gewählt wurde. Diese glückliche Lage der Dinge kam einigen gelehrten niederländischen Freunden der Geschichte der Heilkunde zu klarer Erkenntniß, sie schlossen sich zusammen, suchten Fühlung in den Nachbarländern und ließen ihre werbenden Rundschreiben im März dieses Jahres in die Lande gehen. Auch ein Mäcen fand sich in den Niederlanden, der einige tausend Gulden als Grundstock dahingab. So kam die Sache in Fluß. In Frankreich, England, Italien, Amerika und nicht am wenigsten freudig in Deutschland und Oesterreich wurde die Kunde gehört und von allen Seiten strömten Zustimmungskundgebungen zusammen. Weit über hundert Gelehrte, meist bekannte Namen der Medicohistorie und Epidemiographie, erklärten sich zur Mitarbeit bereit; nur ganz vereinzelt ist einer der Fachmänner, weil er sich nicht genügend berücksichtigt meinte, schmollend beiseite geblieben.

Kaum waren vier Monate verflossen, seit die ersten Prospecte in die Welt gegangen waren, so erschien schon das erste Heft der neuen Zeitschrift für Juli und August 1896. Unter Anlehnung an den zweimaligen Versuch einer Zeitschrift für Geschichte der Medicin, den der tüchtigste Historiker unsres Fachs, Professor A. W. E. Th. Henschel, 1846 und 1851 unternommen hatte, um je nach wenigen Jahren zu scheitern, nennt sich das neue Archiv gleichfalls „Janus"; möchte den „Archives internationales pour l'histoire de la médecine et la géographie médicale" eine lange Blüthe beschieden sein und der pietätvoll gewählte Name nicht zum bösen Vorzeichen werden!

Der neue Janus ist als Zweimonatsschrift gedacht und führt sich recht gut ein. Statt des auf dem genannten Gebiete noch wenig bekannten Redacteurs H. F. A. Peypers hat Professor B. J. Stokvis in Amsterdam mit Geschmack und Sachkenntniß die Einleitung zum „Janus redivivus" geschrieben; mögen seine guten Worte allenthalben eine gute Stätte finden! Von dem reichen Inhalt des ersten Heftes sei hier zunächst hervorgehoben ein Artikel von Prof. Julius Petersen in Kopenhagen über Variolation und Vaccination, welcher zur Jahrhundertfeier der letzteren betont, daß deren wissenschaftliche Vollgültigkeit dadurch endlich errungen sei, daß man sie als abgeschwächte Variola nachgewiesen habe (französisch); Ehlers in Kopenhagen gibt einen interessanten Bericht über Leprastudien auf Island und deren praktische Ergebnisse (englisch); Prof. Adamkiewicz in Wien schildert in lichtvoller Darlegung die Geschichte der Lehre von den Functionen der Großhirnrinde und der Vorstellungen vom Substrat der Seele (deutsch); A. Calmette in Lille theilt seine Beobachtungen mit über Schutzimpfungen gegen Schlangenbiß, welche ihm zur Einführung in den Tropen reif erscheinen (französisch); Prof. Hufemann in Göttingen beginnt eine Reihe von Artikeln über die Vorgeschichte des Lanolins, welche, mit der bekannten Gründlichkeit und eindringenden Literaturkenntniß gearbeitet, wichtige Resultate versprechen; J. Carlsen in Kopenhagen beginnt eine Geschichte der Diphtherie in Dänemark in großen Zügen zu schreiben (englisch), deren Fortsetzung wir mit Freude erwarten. Und so folgen noch andere Abhandlungen in einer der drei Weltsprachen, englisch, französisch oder deutsch geschrieben, auf welche die Leiter der Zeitschrift die Vielsprachigkeit des Inhalts wohl mit Recht beschränken wollen. Reiche Literaturberichte nach Ländern geordnet und einige Nekrologe bilden den Schluß. Außerdem will die Redaction der Zeitschrift Veröffentlichungen von Quellenmaterial zur Geschichte der Medicin bogenweise in anderem Format den Heften beigeben, um ein gesondertes Zusammenbinden dieser Materialien zu ermöglichen; mit dem 4. und 5. Buche der Augenheilkunde des Alcoatim (1159), denen eine hübsche Einleitung vorausgeschickt ist, macht J. L. Pagel in Berlin den Anfang. Auf einem Specialprospect ist eine große Anzahl weiterer, theils eingegangener, theils versprochener Artikel aufgeführt, so daß uns bei der Fülle der vielversprechenden Abhandlungen für die nächste Zukunft des „Janus redivivus" nicht bange werden kann. Möge die Fülle des Stoffes nie versiegen und Bibliotheken wie Private dem Unternehmen dauernd freundlich gesinnt sein![1])

Karl Sudhoff.

Billardstudien.[2])

Die Kugelbewegung ist von Euklid ab zu allen Zeiten ein Gegenstand des Studiums gewesen, ohne jemals erschöpft worden zu sein. Auf dem Billardtisch hat sie der Pariser Mathematiker Coriolis in seinem 1835 erschienenen Buche „Théories mathématiques des effets de jeu de billards" zum erstenmal beschrieben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind von der Gelehrtenwelt als untrüglich angenommen worden, weil seine mathematischen Formeln stimmten. Seit sechzig Jahren war es die einzige Nachschlagequelle.

Nun kommt ein Laie, der nachweist, daß die Voraussetzungen von Coriolis zum Theil unrichtig waren, indem er z. B. annahm, der mittelseitlich gestoßene Ball drehe sich auf dem Tische wie der an einem Faden hängende (mit dem er seine grundlegenden Versuche machte) um seine senkrechte Achse.

Die Unmöglichkeit dieser Drehung auf dem Billard weist German nach. Wenn er sodann den Ball durch den Stoß von einem zweiten abschlagen läßt, zeigt er, daß die seither für einfach gehaltene Drehung des Balles zuweilen eine doppelte ist, indem außer der Drehung um die senkrechte Achse der Stützpunkt des Balls den Weg eines fortlaufenden Wagenrades zurücklegt. German hat seine Untersuchungen der Ballbewegung nach allen Richtungen gemacht, so daß keine Erscheinung des Billardspiels unerklärt bleibt.

Aus dem reichen Inhalt des Werkchens führen wir nur die Abschnitte über die Effecte an Ball und Bande, über Geschwindigkeit, Federkraft und Reibung, über die

---

[1]) Da die Herausgeber der Zeitschrift den Weg des Buchhandels einstweilen nicht zu betreten geneigt scheinen, sind Bestellungen und Anfragen direct an die Geschäftsstelle des „Janus", Paetweg 62 in Amsterdam zu richten.

[2]) Billardstudien von J. German. (Verlag von C. Trömers Universitätsbuchhandlung, Ernst Harms, Freiburg i. B.)

Digitized by Google

Umkehr des Effects an, in welchen der Spieler zum Theil völlig Neues, ihm seither Unbekanntes entdeckt.

Der Abschnitt über Geräthschaften enthält eine vollständige Untersuchung der verschiedenen im Gebrauch befindlichen Banden. German räumt dabei gründlich mit den Vorurtheilen auf, die sich in den meisten Billardbüchern vorfinden. Er weist nach, daß der Abschlagwinkel an der Bande bis zu 50 bei 100 verkleinert wird, und dies ohne Rücksicht auf den Stoßpunkt unterhalb der Winkel von 26°. Sämmtliche Vorgänge sind auf 64 Tafeln veranschaulicht, von denen die erste Hälfte die theoretischen Erklärungen umfaßt, die zweite der Anleitung zum Spiel gewidmet ist.

Der Künstler wie der Lernende werden das Buch mit Nutzen anwenden können. Für den Billardbesitzer ist es beim Einkauf von Bällen unentbehrlich, wenn er nicht Schaden leiden will.

Eine der Eigenthümlichkeiten des Verfassers ist es, daß er außer den Worten Billard und Effect kein anderes Fremdwort gebraucht hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Dr. Yersin hat mit dem neuen Pestserum in China schon über 20 Kranke geheilt und ist jetzt, nachdem er einen anderen Arzt in dem Verfahren unterrichtet, nach Saigon zurückgekehrt. Die Herstellung des Serums nimmt leider nicht weniger als sechs Monate in Anspruch. Dr. Yersin impft das Pestgift zuerst auf Ratten, dann deren Serum auf Pferde und entnimmt dann von diesen erst das eigentliche Heilserum.

* Die „Gelehrtenschule" (hinn inerdi skóli) in Reykjavik auf Island feiert am 1. October das 50jährige Jubiläum ihrer Wiederaufrichtung in der Landeshauptstadt. Der Ursprung der Anstalt geht auf das 11. Jahrhundert zurück. Sie zählt 14 Lehrer und 120 auf 6 Classen vertheilte Schüler. Zehn Abiturienten werden jährlich entlassen, von denen sich einige auf der medicinischen oder theologischen Schule zu Reykjavik, andere zu Kopenhagen weiter ausbilden. Jedoch hat es auch immer Abiturienten gegeben, die sich nicht zu gut für die Thätigkeit des einfachen Landwirths dünkten.

* Berlin. Zwei neue Ordinariate sind an der Thierärztlichen Hochschule begründet worden. Den ordentlichen Lehrstuhl für Hygiene übernimmt Prof. Ostertag. Der Bau eines Instituts für Hygiene wird erst im nächsten Jahr in Angriff genommen. Der bisherige Repetitor an der chirurgischen Klinik Dr. Eberlein ist commissarisch zum Docenten der Hochschule ernannt worden; er wird die Leitung der Poliklinik für große Hausthiere führen und einige entsprechende Vorlesungen halten.

* Paris. Trotz alles Widerstandes der bretonischen Klerikalen ward am 26. d. M. am Geburtshause Ernest Renans in Trégnier eine Gedenktafel mit dem Medaillon des Biographen Jesu angebracht.

* Venedig, 26. Sept. Als erster Gegenstand wurde die Frage der Immunität der Consuln in Verhandlung genommen. Referent Prof. Engelhardt legte dar, daß die Uebertragung des Consularamtes auf Kaufleute und Industrielle viele Nachtheile habe. Es sei klar, daß in einer Zeit, welche in den Professionen Specialisirung liebt, allerlei böser Unterschied zwischen Berufsconsuln und solchen Personen, welche ein derartiges Amt nur nebenbei versehen, gemacht werden kann. Fast werthlos aber sei die Thätigkeit der sogenannten Honorarconsuln. Es erscheine sonach schwer, Functionäre verschiedener Bedeutung unter die Sanction eines Gesetzes zu bringen, und es müsse etwas zur Regelung der Standesverhältnisse geschehen. Ein zweiter sehr wichtiger Punkt betreffe die jurisdictionellen Verhältnisse der Consuln. Endlich gibt es eine dritte Kategorie von Staaten, in welchen die Consuln jedem beliebigen Fremden gleichgehalten sind, nur daß zu ihrer Verfolgung die Zustimmung der betreffenden Regierung eingeholt werden muß. Auch auf diesem Gebiet müsse Einheit geschaffen werden. Prof. Engelhardt beantragte eine Resolution, welche im wesentlichen besagt: Der Titel eines „Consuls" gebühre nur solchen Beamten auswärtigen Dienstes, welche Unterthanen des von ihnen repräsentierten Staates sind und keine andere Function als die consulare haben (consules missi). Der Titel eines Consuls gebühre insbesondere Kaufleuten und Industriellen nicht. Alle andere Personen, welche consulare Functionen ausüben, gleichviel, ob sie Unterthanen des von ihnen repräsentirten Staates sind oder nicht, sollen die Bezeichnung „Consulnagenten" führen. Diese Resolution wurde mit überwiegender Majorität angenommen. — In einer zweiten Sitzung ward das Statut über Immunität der Consuln und Consularagenten zu Ende berathen. Dasselbe hat im wesentlichen die Bedeutung, daß das Ansehen der Consuln gehoben und ihnen die Immunitätsrechte der Gesandten fast vollständig zuerkannt werden. Hinsichtlich des Immunitätsunterschiedes zwischen Consuln und Consularagenten kam folgende Entschließung zu stande: „Die Consuln sind für Handlungen, welche aus ihrer Amtsthätigkeit erfließen, den Localbehörden nicht verantwortlich. Wünscht ein Staat Ausnahmen für gewisse Handlungen, so hat er diese genau anzugeben. Anklagen dürfen nur im diplomatischen Wege erhoben werden. Consuln dürfen nicht anders festgehalten werden. Zeugenaussagen legen sie in ihrem eigenen Bureau ab. Ihre Bureaux, insbesondere aber ihre Archive sind unbedingt unverletzlich. Zur Herausgabe von Documenten kann der Consul nur auf diplomatischem Wege verpflichtet werden. Die Consuln sind von allen Abgaben für ihre Person und für ihr Haus befreit. Sie dürfen an Festtagen vor den Amtshäusern ihre Nationalflagge hissen, eventuell auch auf ihren Schiffen. Sie dürfen chiffrirte Depeschen senden und sich selbst der Schiffe des Residenzlandes zur Beförderung politischer Nachrichten bedienen. Zwischen Generalconsuln, Consuln und Viceconsuln besteht kein Unterschied in den Immunitätsverhältnissen. Der Consul hat beim Amtsantritte seine Creditive vorzuweisen und das Exequatur abzuwarten. Hat er dies erhalten, so gelangt er damit in den Besitz der erwähnten Immunitätsrechte. Das Exequatur kann nur im diplomatischen Wege zurückgezogen werden. Die Consularagenten sind den Localbehörden unterworfen, welche sich aber sofort als incompetent zu erklären haben, falls der Agent nachweist, daß er im Interesse seines Amtes gehandelt habe. Befreiung von Abgaben genießen sie nur hinsichtlich jenes Haustheiles, welcher ihre Bureaux einschließt. Sie dürfen die Flagge nicht hissen, wohl aber das Wappen ihres Landes vor dem Hause anbringen unter ausdrücklicher Bezeichnung ihrer Bureaux als Consular-Agentien." — Nach Annahme dieser Punkte, welche den Consuln viel weitergehende Rechte einräumen sollen, als dies je der Brauch war, betonte der frühere Gouverneur von Bombay, Lord Reay, daß in Anbetracht des fast officiellen Charakters des Institut du droit international die Codificationsbestrebungen dieser Session begründete Aussicht haben, von den Regierungen angenommen zu werden. In Erwägung dieses Umstandes sei in den an die Regierungen zu übermittelnden Berichten ausdrücklich auf die proponirte höhere Bedeutung der Consuln hinzuweisen und den Regierungen nahezulegen, in der Wahl der Consuln überaus vorsichtig zu sein. Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

* Stockholm. Auf dem Grabe der Frau Sonja Kowalewski auf dem prachtvollen Neuen Kirchhof wurde dieser Tage ein Denkmal enthüllt. Frau Kowalewski, die in Heidelberg, Berlin und Göttingen studirt hat und an letzterer Universität die Doctorwürde errang, hat werthvolle, zum Theil deutsch geschriebene mathematische Werke herausgegeben und 1883 einen Preis der französischen Academie der Wissenschaften erhalten, der sogar von 3000 auf 5000 Frcs. erhöht wurde. Seit 1884 war sie Professor der Mathematik an der Universität in Stockholm. In der Literatur ist Sonja Kowalewski, wie bekannt, von fremder wie eigener Hand als Typus des modernen Weibes, das — mit Zarathustra zu reden — „aus seinem Wirkungskreis zu schreiten pflegt", anziehend dargestellt worden.

ov. Darpat, 26. Sept. Heute ward die Leiche des seit dem 16. d. M. vermißten Professors Ludwig Mendelssohn im Embach-Flusse, etwa eine halbe Stunde oberhalb der Stadt unweit des Gutes Techelfer, gefunden. Hinterlassene Briefe bestätigen die Vermuthung, daß unglückliche Börsenspeculationen den Verstorbenen zum Selbstmord getrieben haben. Er hinterläßt eine Frau und vier unmündige Kinder.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind am 29. September folgende Schriften eingegangen:

H. Mellin: Ikaras. Reisenovelle. Wolfenbüttel, J. Zwißler 1896. — Neues Museum komischer und ernster Vorträge. Universal-Declamatorium, bearbeitet von Paul Pauli. 6. Bd. Berlin, Otto Janke.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1896 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagennummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

Lecky über Volksherrschaft und Freiheit 152.
Litauische Forderungen 164.
*Die Rechtsformen colonialer Ausbreitung der europäischen Staaten 162.
Die Anlegung von Strafcolonien in d. deutschen Schutzgebieten 154, 155, 157.
Zur Eröffnung des Eisernen Thores 220.
Die Verwaltung in der Türkei 213, 214.
Ein Aufruf des Emirs von Afghanistan 204.
Kirchenpolitische Briefe XIII—XV 150, 177, 202.
Die katholischen Orden 213.
Was heißt Christlich-Social? 160.
*Die deutsch-evangelische Gemeinde in Neapel 151.
*Die evangelisch-lutherische Gemeinde von Turkestan 152.
Zur Reform des Militärstrafprocesses 222.
Bemerkungen zum Berner Congreß 205.
Das anthropometrische Signalement (Bertillonage) 210; vgl. *214.
Prof. Neumann und die württembergische Steuerreform 205.
Eine Gemeinde im bayerischen Vorderalpenland 212.
Die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschaft 219.
Die Lage des Handwerks in Deutschland 224.
Gewerblicher Unterricht in England 158.
Die ersten Ergebnisse der Berufsstatistik vom 14. Juni 1895 174.
Die Lage auf Sicilien 181.
Generalbericht d. deutsch. Vereins f. Armenpflege u. Wohlthätigkeit 207, 208.
Die Enquete über die Wiener Frauenarbeit 160.
*Frauenfrage und Arbeitslosenversicherung 172.
Die Gesellschaft Londons 160.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

*Individualismus und Socialismus in der Geschichtschreibung 213.
*Wünsche der Historiker gegenüber den Archivverwaltungen 212.
*Gemeinsame geschichtliche Aufgaben der Akademien 215.
*Historische Karten 213.
*Waddingtons Münzsammlung 173.
Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs 170.
*Auffindung der Gebeine König Liutprands 209.
Zur Geschichte der älteren Hohenzollern 191; vgl. *195.
Auf dem Polenschlachtfelde von Tannenberg 196.
Die Entstehung des Rittergutes 176.
*Entstehung der Landstände 213.
*Die Grundherrschaft im ehemaligen Königreich Hannover 214.
Neue Beiträge zur Culturgeschichte Spaniens im 16. Jahrh. 174, 175.
Zur deutschen Kriegsgeschichte 172.
Hundert Jahre sächsischer Kämpfe 173.
Aus den Beziehungen Wallensteins zu Kneßfürst Maximilian v. Bayern 200.
Zur Nikolaus I. beim Papste Gregor XVI. 169, 180.
*Denkstein für Christian Donalitius 164.
Joachim Heinrich Campe 185.
Uhland und Schiller 207.
Katholische Seelsorge in Schwaben vor fünfzig Jahren 183.
*Zur Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben 203.
Henry David Thoreau 197.
Gaston Paris 159.
*Richard Avenarius † 195.
*Harriet Beecher-Stowe † 152.
*Sir Joseph Crowe † 209.
Ernst Curtius 182, 183, 184; vgl. *160.
*Sir William Grove † 179.
*P. Gschwandner † 187.
*August Kekulé † 162.
*Julius Lange † 198.
*Luigi Palmieri † 210.
*Nikolaus Rüdinger † 196.
*Friedrich Simony † 168.
Gedächtnißrede auf Heinr. v. Sybel und Heinr. v. Treitschke 151, 152, 153.
William Dwight Whitney † 208.
*Briefe Guizots an Frau Lenormant 151.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

*Weitere Stücke des hebräischen Jesus Sirach 156.
Das illustrierte chirurgische Handbuch des Apollonios von Kition 211.
Ein Buchhändler vor Erfindung der Buchdruckerkunst 214.
Die Bücherschätze eines amerikanischen Bibliographen 210, 211, 212, 216, 218, 220, 221.
Eine internationale Zeitschrift für Geschichte der Medicin 226.
*Literarische Production in Frankreich 163.
*Bibliothèque universelle 208.
*Lusanische Zeitungen 178.
*Das Reithart-Spiel 219.
Dante-Literatur 167, 168, 169.
Shakespeare's Hamlet von Kuno Fischer 165, 166.
Maribaux 224, 225.
Robert Burns 178, 179.
Die Weimarer Goethetage 186.
Heinrich Kruse's neueste Dramen 194.
Vom jüngsten deutschen Drama 174.
Eine Bereicherung der Fortunatus-Literatur 198.
„Zwischen zwei Nächten" 192.
Neue Erzählungen 185, 186.
Neue Berliner Romane 221.
*Roseggers „Heimgarten" 205.
Adolf Pichlers Streifzüge 158.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

*Archäologische Mittheilungen 154, 160, 167, 170, 171, 181, 184, 186, 190, 193, 196, 198, 210, 213, 214, 219.
Aus den Berliner Museen 176, *194.
Der Gallierkopf aus Kairo 151.
*Die „Tiara des Saitaphernes" 151, 156, 166, 169, 190, 213.
Die Thiere in der Kunstgeschichte 171.
Im Kreuzgang von Sanct Paul 226.
Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb 167.
*Mittelalterliche Wandmalereien bei Zürich 206.
*Restauration der Metzer Kathedrale 216.
Assisi 208, 209.
Die herzogliche Burg zu Borghausen 153.
Die Zeichnungen des Dresdner Kupferstichcabinets 215.
Ein Romantiker unter den deutschen Malern des 16. Jahrh. 172, 173.
Leonardo's Abendmahl in Mailand 188.
Ein österreichisches Medaillenwerk 190.
Süddeutsche Architektur und Ornamentik im 18. Jahrhundert 182.
Die französische Revolution und die bildende Kunst 162, 163.
*Ein Bildniß von Berthold Auerbach 205, 207.
Gluck, sein Leben und Schaffen 193—197, 199, 200, 201; vgl. *206.
Eine mittelalterliche Theateraufführung in Arras 208.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

*Neue Sterne im Siebengestirn 199.
*Die Rotation des Merkur 178.
*Neue Beobachtungen auf dem Mars 196, 208.
Veränderungen auf der Mondoberfläche 199.
*Der Brooks'sche Komet 150.
Ueber das Wesen der Kathoden-Strahlen und der Röntgen-Strahlen 170.
*Röntgen-Strahlen 161, 173, 181, 192, 199.
*Meteorologische Reformen 200; vgl. 224.
*Erforschung der höheren Atmosphärenschichten 166.
Ueber die Ursachen der Blitzschläge in Bäume 178.
*Verminderung der Blitzgefahr durch Fernsprechanlagen 203.
*Cultur und Eiszeit 220.
*Klima von Werchojansk 185.
*Zur Geologie des Congobeckens 200.
Wie entstand das Petroleum? 209.
*Internationales Netz von Erdbebenstationen 192.
*Tiefseelothungen 176.
*Einfluß des Lichts auf den Pflanzenduft 222.
Das Süßwasserplankton 155.
Männliche Brutpflege 214.
*Die Vivisection in England 217.
*Ergebnisse der neueren Gehirnforschung 221.
*Einfluß elektrischer Ströme auf lebende Bakterien 179.
*Messungen von Sinnestäuschungen 163.
*Irregung und Lähmung 224.
*Hypnotismus 175.
*Biologie und Gesundheitslehre 220.
*Tropenhygiene 199, 221.
*Entdeckung von Mikroben bei Krebskranken 207.
*Heilserum 199, 221, 226.
Die Krupp'sche Gußstahlfabrik 190, 191.
*Die Diamanten des Stahls 173.
Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn 218, 219.
*Lilienthals Flugtechnik 187.
*Chinesisch-japanische Setzerei in der Berliner Reichsdruckerei 197.
Billardstudien 226.
*Frithjof Nansens Polar-Expedition 188, 192—195, 197, 198, 201, 202, 208, 210, 211.
*Die Ueberbleibsel der „Jeannette" 163.
*Andrée's Nordpolfahrt, Expeditionen nach Spitzbergen 163, 166, 167, 179, 184, 185, 186, 201, 207, 210.

Digitized by Google

*Peary's neue Expedition nach Grönland 209.
*Expedition des „Ingolf" in die isländischen Gewässer 195.
*Durchforschung der Südpolarregion 220; vgl. 187.
*Schwedische Feuerlanderexpedition 184.
*Russische Expedition nach Korea 185.
*Sven Hedins Reisen in Centralasien 198, 214.
Die Molukkeninsel Halmahera 198.
*Wanderungen der Gebrüder Sarasin auf Celebes 157.
Richard Semons Reisewerk 217.
*Katastrophe der Expedition Ehlers 164.
Aus der ersten deutschen Colonie 223.
Ueber die hohen Anden von Chile nach Argentinien 179.
Herbstfahrten in Syrien 186, 187.
*Von der Templergemeinde in Sarona 172.
Wanderungen am Meeresstrand 205, 206.
Von der französischen Nordwestküste 201.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Vorstellungs- und Gefühlswerth der Worte 222, 228.
*Murray's New English Dictionary 158.
*Das kaschubische Sprachgebiet 220.
*Linguistische Studien in Sibirien 203.
*Ueber die Hansasprache 222.
Die transkaukasischen Tataren 161.
Die Zigeuner in Ungarn 163.
*Alte Kupferminen im Sinai 195.
*Babylonische Thontafeln 171, 222.
*Chaldäische Baudenkmale in Tello 221.
*Römische Ausgrabungen 192, 195, 219, 222, 224, 225.
*Prähistorische Fundberichte aus Bayern 185.
*Fund eines Germanenanzugs aus der Merovingerzeit 216.
*Daniel Brauns ethnogr. Forschungen auf Island u. den Faeöer 217.
*Stadtruinen in der Wüste Gobi 214.
*Ruinenstädte der Maya-Cultur in Yucatan 213.
*Prähistorische Funde in Floerida 199.
Zur amerikanischen Mythologie 168.
Cerberus und Sarg 157.
Die Vorstellungen des Koran vom Leben des Menschen nach dem Tode 215.
Eine Einleitung in die Philosophie 171.
Neue Bahnen der Metaphysik 203.
Idealismus und Realismus 195.
Rede zur Eröffnung des III. Internat. Congresses für Psychologie 180.
Eine Geschichte des Philontheopinismus 217.
Schulen und Schulleben in London 192.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften zu München 168; Histor. Commission 158.
*Geographische Gesellschaft in München 172.
*Germanisches Museum in Nürnberg 150, 176.
Ein Besuch im Laboratorium Pasteur zu Stuttgart 164.
*Bestimmungen für den ärztlichen Staatsdienst in Baden 205.
*Verein für Geschichte des Bodensees, Versammlung in Bregenz 210.
Der Rendan des Bezirksarchivs zu Straßburg 216.
*Technische Hochschule zu Darmstadt 155.
*Römisch-germanisches Centralmuseum in Mainz 154, 186.
Goethe-Gesellschaft und Goethe-Schiller-Archiv in Weimar 156, *151.
*Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen 153.
*Bibliothekarische Fachprüfung in Göttingen 150.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig 153.
*Museum für Völkerkunde in Leipzig 218.
*Akademie der Wissenschaften in Berlin 153, 174, 179, 180.
Die Entwicklung der Universität Berlin 1810—1896 188, 189.
*Charité in Berlin 194.
*Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 157.
*Staatswissenschaftlicher Verein in Berlin 172.
*Internat. Verein. f. vergl. Rechtswiss. u. Volkswirthschaftsl. zu Berlin 162.
*Kunsthistorisches Institut in Florenz 201.
*Deutsche Bildungsakademie in Tokio 158.
*Deutsche Schillerstiftung 154.
*Göres-Gesellschaft 204.
*Commission für den Thesaurus linguae latinae 171.
*Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 174.
*IV. Versammlung deutscher Historiker in Innsbruck 210—215.
*Gesammtv. der deutschen Geschichtsvereine, Vsig. in Bloukenbueg 209, 211.
*Verein für historische Waffenkunde, Tagung in Wien 161.
*Deutsche Naturforscherversl. in Frankfurt 196, 218, 220, 221, 223, 224.
*Deutscher Verein abstinenter Aerzte, Versig. in Frankfurt 198, 218.
*Verein deutscher Irrenärzte, Versammlung in Heidelberg 218.
*Neue Prüfungsordnung für Aerzte 200.
*Deutsche geologische Gesellschaft, Vsig. zu Stuttgaet 155, 185, 186, 187.
*VII. Deutscher Mechanikertag zu Berlin 190, 191.
*Deutsche Architekten- u. Ingenieurvereine, Vsig. in Berlin 176, 204, 205.
*Damenstudium 158, 178, 182, 212.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 185, 188, 189, 192.
*Gegen die Aufhebung des Collegiengeldes in Oesterreich 197, 198, 202.
*Standesordnung für Aerzte in Oesterreich 175.
*Historische Landescommission für Steiermark 185.
*Kunsthistorischer Congreß in Budapest 179, 225.
*Weibliche Aerzte in Bosnien 169.
*Schweizerische naturforschende Gesellschaft 178, 181, 183.
*Naturforschende Gesellschaft in Zürich 178, 181.
*Ethischer Congreß und ethische Curse in Zürich 168, 216.
*E. Milans deutsche Vortragecurse in Zürich 161.
*Britisches Museum in London 163.
*Jüdisches Institut in Oxford 152.
*British association for the advancement of science 218, 221, 222.
*Académie Française 206; des inscriptions 162; des sciences 175, 179.
*Jardin des Plantes in Paris 182.
*Auswärtige Studirende der Medicin in Frankreich 169, 170.
*Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg 178.
Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in St. Petersburg 206; vgl. *216.
*Russisches Institut für orientalische Sprachen in Wladiwostok 214.
*X. Archäologischer Congreß in Riga 189, 190.
*Gesellschaft für christliche Archäologie in Athen 217.
Ein Institut für experimentale Psychologie in Amerika 161.
*American school of architecture in Rom 163.
*Institut de droit international, Vsig. in Venedig 225, 226.
*Internationale bibliographische Conferenz in London 167, 168, 170, 172.
III. Internationaler Congreß für Psychologie in München 180, *168, *169.
*Internationaler Meteorologencongreß in Paris 224.
*IV. Internat. Congreß für Criminal-Anthropologie in Genf 176, 208, 214.
*XII. Internat. medicinischer Congeeß in Moskau 174, 182, 202, 213.
*II. Internat. pharmaceutischer Congreß in Prag 197.
*V. Internat. homöopathischer Congeeß 182.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

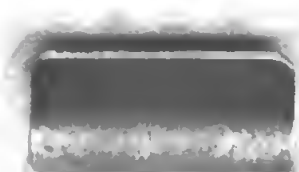
Altenberg, P., Wie ich es sehe 186.
Andreas-Salomé, L., Rath 185.
Annunzio, G. d', Der Unschuldige 185.
Apstein, K., Das Süßwasserplankton 155.
Aufleger, O., Süddeutsche Architektur und Ornamentik im 18. Jahrh. 182.
*Baschin, Die Bedeutung wissenschaftlicher Ballonfahrten ꝛc. 210.
*Bayerische botanische Gesellschaft, Berichte 222.
*Bebber, W. J. van, Die Benrtheilung des Wetters ꝛc. 198.
Below, G. v., Die Entstehung des Rittergnts 176.
*Bendler, G., Der peinliche Erdenrest 223.
*Benedikt, M., Die Seelenkunde des Menschen ꝛc. 201.
*Berg-Nesselröden, M. v., Cisrosterbriefe an eine Dame 206.
Berg, E., Das Sabinergut 186.
*Bodenseekarte 160.
*Bosse, K., Neuere deutsche Lyrik; Neue Gedichte 176.
Claß, G., Untersuchungen zur Phänomenologie des menschl. Geistes 208.
*Clausen, E., Judas 153.
Dante-Literatur (Ausgaben, Uebersetzungen, Erklärungen ꝛc.) 167, 168, 169.
*Decken, v. d., Der Schurken-Paragraph 222.
*Die Kriege Friedrichs d. Gr., vom pr. Gr. Generalstab 187.
Dohm, H., Sibilla Dalmar 185.
Domanig, K., Portraitmedaillen des Erzhauses Oesterreich 190.
Dove, K., Südwestafrika 223.
*Ebner-Eschenbach, M. v., Bozena 204.
Egerton, G., Dissonanzen 186.
*Elias, J., Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 217.
Eschstruth, N. v., Stern des Glücks 186.
*Eucken, R., Die Lebensanschauungen der großen Denker 184.
*Evans, E. E., Confession 172.
Evans, E. P., Animal symbolism in ecclesiastical architecture 171.
*Falckenberg, R., Classiker der Philosophie 161.
Falle, G., Zwischen zwei Nächten 192.
*Fick, A., Die Alkoholfrage 165.
Fischer, K., Shakespeare's Hamlet 165, 166; Kritische Streifzüge 166.
*Fischer, O., Der Rechtsunterricht und das Bürgerl. Gesetzbuch 169.
*Fitzner, R., Die Regentschaft Tunis 174.
*Geiger, L. und Ellinger, G., Berliner Neudrucke 161.
*Gemberg, A., Aufzeichnungen einer Diakonissin 185.
*Genève littéraire contemporaine 219.
German, J., Billardstudien 226.
*Göbl, S., Würzburg 173.
*Goldschmitt, R., Die politischen Errungenschaften Badens 201.
*Goltz, C. Frhr. v. d., Kriegführung, kurze Lehre 195.
Gottschalck, P., Gehetztes Wild 186.
Gottschall, R. v., Moderne Streber 186.
*Geoff, L. v., Die Zoologie seit Darwin 166.
*Grant, R. und Stettiner, R., Das Museum 206.
Gröger, F., Himmelsgeschichten 186.
Grosse, J., Fortunat 198.
*Großmann, J., Der Reichskanzler und das preuß. Staatsministerium 170.
*Günther, S., Kepler; Galilei 203.
Hammerstein, L. v., Das katholische Ordenswesen 213.
*Harrisse, H., L'abbé Prévost 152.
*Hartmann, E. v., Tagesfragen 176.

*Haupt, A., Die Baukunst der Renaissance in Portugal 166.
*Heimweh, J., Droit de conquête et plébiscite 221.
Helfert, Frhr. v., Gregor XVI. und Pius IX. 169.
*Henle, W. u. Schierlinger, F., Handausgabe d. Reichsstrafgesetzbuches 162.
*Herrich, A., Neueste Handkarte der Gebiete um den Nordpol 198.
*Hirth, G., Localisations-Psychologie 178.
*Hoensbroech, P. v., Die Civilehe; Entwurf und Eherecht 223.
Holländer, F., Sternwind im Westen 185; Pension Fratelli 186.
*Holtzmann, H. J., Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie 199.
*Hübler, M., Zur Klimatographie von Kamerun 167.
*Hume, D., Tractat über die menschliche Natur, übers. von E. Köttgen 192.
Hundert Jahre sächsischer Kämpfe 173.
Janitschek, M., Vom Weibe 186.
Janus, Zeitschrift für Geschichte der Medicin 226.
Jekelfalussy, J. v. u. Herrmann, A., Ergebnisse d. Zigeunerconscription 163.
*Ignotismus, Eine Stimme aus Elsaß 221.
*Kartographische Uebersicht 204.
*Kehrbach, K., Erziehungs- u. Unterrichtswesen 154; Mittheilungen 187.
Kiechäfer, J., Käthe Hochberg 186.
*Klein, A., Die zweisprachige Volksschule Lothringens 178.
*Kleist, v., Die Officierpatrouille ꝛc. der Cavallerie 187.
*Kobell, L. v., Marie Alfonse 158.
*König, H., Dauer des Sonnenscheins in Europa 223.
*Körte, A., Anatolische Skizzen 151.
*Krebs, G., Militärische Sprichwörter und Redensarten 193.
Kruse, H., Sieben kleine Dramen; Nero 194.
Kilkenthal, W., Forschungsreise im malayischen Aechipel 198.
Külpe, O., Einleitung in die Philosophie 171.
*Kußmaul, Untersuchungen üb. d. Seelenleben d. neugebornen Menschen 204.
Land, H., Um das Weib 186.
*Landgraf, J., Commentar zum Markenschutzgesetz 173.
*Landmann, R. v., Commentar zur Gewerbeordnung 165.
Lecky, W. H., Democracy and Liberty 159.
*Lettow-Vorbeck, v., Kriegsgeschichtliche Beispiele 195.
*Leube, W. O. v., Ueber Stoffwechselstörungen u. ihre Bekämpfung 165.
*Levy, Durchleuchtung des menschlichen Körpers mit Röntgenstrahlen 223.
Leyser, J., Joachim Heinrich Campe 185.
*Lindenau, v., Der Beresina-Uebergang der badischen Truppen 187.
*Lithographien, herausgegeben vom Verein für Originalradirung 210.
Litzmann, B., Das deutsche Drama in d. literar. Bewegg. der Gegenwart 174.
Lothar, R., Kritische Studien zur Psychologie der Literatur 195.
*Lowe, Th., The German emperor William II. 172.
*Mach, E., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen 163.
*Mach, H. v., Beiträge zur Frage der Schießausbildung der Infanterie 170.
Mackay, J. H., Albert Schnells Untergang; der kleine Finger 186.
Mauthner, F., Die bunte Reihe 221.
*Mayr, G. v., Allgemeines statistisches Archiv 160.
*Mazegger, B., Die Römerfunde und die römische Station in Mais 182.
*Meinicke, G., Aus dem Lande der Suaheli 167.
*Menzel, M., Der Einjährig-Freiwillige ꝛc. der Infanterie 195.
*Meyer, H., Anleitung zur Proceßpraxis 164.
*Meyer, B., Probleme der Atomistik 165.
*Mühlbrecht, O., Die Bücherliebhaberei am Ende des 19. Jahrh. 195.
Müller, F. C. G., Krupps Gußstahlfabrik 190, 191.
Münsterberg, E., Generalbericht des Dtsch. Vereins f. Armenpflege 207, 208.
Nansen, P., Gottesfriede; Aus dem eisen Unterstützjahr 185.
Naumann, F., Gesammelte Aufsätze 160.
*Nernst, Die Ziele der physikalischen Chemie 222.
Neumann, Die persönlichen Steuern vom Einkommen 225.
Oesterreichischer Erbfolgekrieg, hggb. v. d. Direction d. k.k. Kriegsarchivs 172.
*Ohlert, A., Die deutsche höhere Schule 172.
*Ompteda, G. Frhr. v., Lederschaften 152.
*Ostwald, W., Die Ueberwindung des wissenschaftl. Materialismus 165.
*Ott, A., Das Kriegsetappenwesen, militärisches Eisenbahnwesen ꝛc. 193.
*Paasch, R., Krankheitsvererbung und Ehe 221.
*Paris, G., Penseurs et poètes 164.
*Parker, T. J., Vorlesungen über elementare Biologie 204.
*Perthes, C. Th., Friedrich Andreas Perthes 157.
*Peters, K., Aequatorial- u. Südafrika nach einer Darstellung v. 1719 167.
Pichler, A., Kreuz und quer; Streifzüge 158.
*Pietschker, K., Auf dem Siegeszuge von Paris nach Berlin 206.
Pinloche, A., Geschichte des Philanthropinismus 217.
*Preyer, W., Darwin 203.
*Prinzing, Trunksucht und Selbstmord 173.
*Pufferorn, O., Rapport a. l'enseignement profess. en Angleterre 158.
Purcell, E. Sh., Life of cardinal Manning 202.
*Raabe, W., Gesammelte Erzählungen 174.
*Rau, A., Empfinden und Denken 217.
*Rehmke, J., Die Bildung der Gegenwart und die Philosophie 198.
Reisner, B. v., Zurai Dragutinowich 185.
Reuter, G., Aus guter Familie 185; vgl. *163.
*Rotand, E., Sein Ich 185.
*Rudinstein, F., Hamlet als Neurastheniker 196.
*Ruete, H., Großh. Friedrich von Baden u. die nationale Einigung 207.
Sarwey, O. v., und Hettner, F., Der obergerman.-rätische Limes 170.
*Schirmacher, K., Herrenmoral und Frauenhalbheit 163.
*Schleich, G., Das Seelenvermögen der höheren Thiere 204.
*Schlicht, T., Altheimland 199.
*Schmidt, R., Deutschlands Colonien; Deutschlands colaniale Helden 168.
Schöne, H., Apollonius von Kirinm 211.
*Scholz, A., Commentar zum Buch Judith, Bel und Drachen bei Daniel 181.
Schreiber, Th., Der Gallierkopf des Museums in Gise 154.
Schuller, G. A., Aus d. Vergangenheit d. siebenb.-sächs. Landwirthsch. 212.
Schweyer, F., Schöffau, eine Gemeinde im bayer. Voralpenland 212.
*Seher, O., Mit dem Medicinalkarren vom Pregel bis zur Seine 205.
Semon, R., Im australischen Busch ꝛc. 217.
*Spalter, F., Ausführliches Lehrbuch der bayerischen Geschichte 151.
Stahl, M., Aus der Gründerzeit 176.
*Steinel, O., Das Schulwesen im Hochstift Würzburg 1803—1806 209.
Stößel, A., Freunde 185.
*Strasburger, E., Streifzüge an der Riviera 191.
Straß, R., Arme Thea! 221.
*Tabbert, R., Nach den Transvaal-Goldfeldern 168.
*Teodka, F., Im französischen Lager 205.
Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland 224.
*Verdy du Vernois, Studien über Feldienst; Operationsentwürfe 187.
*Vetter, B., Die moderne Weltanschauung und der Mensch 171.
*Villinger, H., Aus meiner Heimath 208.
*Vogt, K., Aus meinem Leben 194.
Weber, P., Die Wandgemälde zu Burgfelden 167.
*Weinmann, R., Wirthschaftsstandpunkt 196.
*Werther, Zum Victoria Nyanza 168.
*Widmann, J. V., Spaziergänge in den Alpen 179.
*Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre 172.
*Wittenbauer, F., Der Narr von Nürnberg 192.
Woermann, K., Handzeichnungen im Kupferstichcabinet zu Dresden 215.
*Wrzecionko, R., Das Wesen des Denkens 196.
*Wundt, W., Grundriß der Psychologie 182.
Zenk, F., Ueber Oeffentlichkeit im künftigen deutschen Militärstrafproceß 222.
Zobeltitz, F. v., Das zweite Geschlecht 186; Ein Schlagwort der Zeit 221.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Achelis, Th. 163.
Arnold, H. 170.
Aenius, W. 198.
Babaian, L. 204.
Beer, R. 174, 175.
Bettelheim, A. *207.
Bey, H. 212.
Beutemann, W. 174.
Bloch, H. 216.
Bornstäl, K. 171.
Ebers, G. 154.
Eisler, R. 195.
Ende, A. v. 197.
Erdmann, K. 222, 223.
Erhardt, F. 171.
Eß, F. 161.
Entinger, J. 163, *176.
Evans, E. P. 155, 210, 211, 212, 216, 218, 220, 221, *206.
Federn, K. 178, 179.
Feigl, H. 163.
Fischer, E. *160, 204.
Goldstein, J. 203.
Gorge, S. 200.
Greif, M. *199.
Glümher, S. *198, 210.
Hahn, C. 161.
Hartmann, M. 186, 187.
Heigel, K. Th. 162, 163, 172.
Hnatek, A. 199.
Jansen, A. 188.
Jensen, Ch. 205, 206.
Ilberg, J. 211.
Ilwof, F. *192.
Kautzsch, R. 172, 173.
Kellen, T. 190, 191.
Kestner, E. 204.
Kleinpaul, R. 157.
Knoll, K. *206.
Koepp, F. 176.
Krauß, R. 207.
Kreusner 209.
Kruskopf, H. 181.
Landau, M. 224, 225.
Lingg, H. *158.
Loratelli-Tartani, E. 226.
Mayr, G. v. *214.
Michaelis, A. 182, 183, 184.
Müller, C. 178, 214.
Münsterberg, E. 207, 208.
Necker, M. 158.
Neger, F. W., 179.
Nestle, E. *156.
Oppel, A. 198.
Pansier, J. M. 159.
Perez, R. 155.
Rau, A. *175, 194, 201.
Rauschenberg, F. W., 182.
Scartazzini, G. A. 167, 168, 169.
Scherrer, H., 185.
Schiller, J. 180.
Schlosser, J. v. 167.
Schmidt, W. *205.
Schmeller, G. 151, 152, 153.
Schiller, L. 167.
Schwieder, J. H. 169, 220.
Seeliß, W. v. 215.
Singer, H. 196.
Spectator 150, 177, 202.
Steiner, R. *221.
Stemmann, E. 208, 209.
Stengel, K. v. 154, 155, 157, 222.
Stumpf, C. 190.
Sudhoff, K. 226.
Teyner, J. *220.
Tielo, K. T. 192.
Traumann, E. 165, 166.
Wagner, A. 188, 189.
Walther, J. 217.
Walzel, O. F. 174.
Weilen, A. v. 185, 186.
Werner, R. *187.
Wieschinger 210.
Witte, H. 191; vgl. *195.
Wünsche, A. 215.
Zehnder, L. 170.
Zenger, M. 198—197, 199, 200, 201.
Ziegler, Th. *154.

Hierzu die Titelblätter für das I. bis IV. Quartal der Beilage 1896.



Digitized by Google

3 0112 109807153

Digitized by Google

3 0112 109007153

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109807153

Digitized by Google